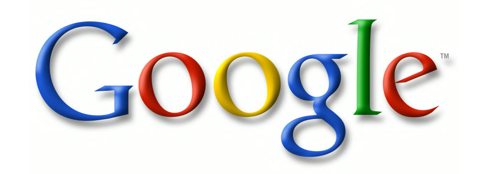
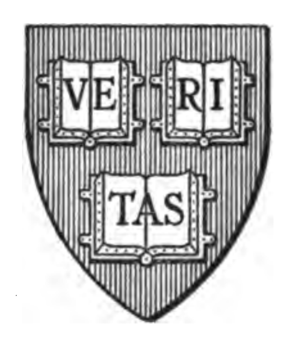



VE RI
TAS

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1830.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

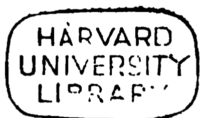
Jahrgang 1830.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1—26, literarische Anzeiger Nr. I—XVIII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1830.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1830.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer, außer den Beilagen, von denen wöchentlich wenigstens eine geliefert werden soll, und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Die Redaction hofft durch die Vermehrung des Raums in Stand gesetzt zu werden, über Alles schneller und über das Wichtige und Interessante ausführlicher berichten zu können als es ihr in der letzten Zeit, wo der Stoff bisweilen gar zu reichlich sich darbot, möglich war. Es ist ihr unablässiges Bestreben, die Blätter für literarische Unterhaltung in der Achtung des Publicums zu erhalten, den Lesern eine möglichst vollständige Uebersicht der Literatur des In- und Auslandes, inwiefern sie die gebildeten Stände interessiren kann, zu geben und in ihren Mittheilungen Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Gedichte des Königs Ludwig von Baiern. Zweite, vermehrte Auflage. 2 Theile. München, Cotta. 1829. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Während diese Anzeige vorbereitet ward, ist schon die zweite, vermehrte Auflage der Gedichte des königlichen Sängers erschienen, über welche sie sprechen will. Mit so reißender Ungeduld hat sich das deutsche Vaterland in die Seltenheit getheilt, die ihm hier vom Throne herab geboten wird. Die Nestoren unserer Nation mögen uns erzählen, ob unsere Väter und Großväter vor 70 Jahren mit gleicher Hast nach den „Poésies diverses" des großen Friedrich gegriffen haben, die im J. 1760 zum erstenmal in unentstellter Gestalt zu Berlin bei Chr. Fr. Voß erschienen. Man kann mit Grund daran zweifeln. So viel Aufsehen auch jene Sammlung gemacht haben mag, so war sie doch eine Erscheinung ganz anderer Art. Sie gab sich selbst nur, nach dem Vorberichte des Herausgebers, als „le fruit de l'amusement d'un grand prince", der Verse machte, „ne cherchant que le plaisir de surmonter la difficulté". Es waren seine Poesien, auch abgesehen von dem fremden Idiom, eigentliche Kunstproducte, und in der That auch mehr geistreiche Reproductionen des Ideenvorraths einer schnellgereiften verständigen Zeit, als Erzeugnisse des Gemüths. Friedrich hätte solche und noch bessere Verse machen können, und doch nicht der großartige Mensch und Monarch sein, der er wirklich war. Bei der vorliegenden Sammlung verhält es sich weit anders. Es sind minder correcte Gedichte, aber sie kommen nicht blos aus dem Geiste, sie kommen auch aus dem Herzen eines Königs, sie lassen uns einen Blick in seine ganze Gemüthswelt thun; und das ist es, was ihren Hauptreiz, ihren Hauptvorzug ausmacht, was ihnen so überaus schnellen Eingang in Deutschland verschafft hat.

Mit dieser Eigenschaft jener Gedichte will sich auch die nachstehende Beurtheilung fast ausschließlich beschäftigen. Denn ein unbefangenes Urtheil über den reinästhetischen Werth der Gedichtsammlung eines Königs ist für den Zeitgenossen sehr schwierig, wenn er sich auch vom Einflusse außerpoetischer Absichten vollkommen frei weiß. Ehrfurcht und Wahrheitsliebe kommen selbst so noch in eine solche Collision, daß leicht auch das kleinste Lob verdächtig, auch der leiseste Tadel unbescheiden wird. Auch diese Anzeige wird sich daher auf wenige allgemeine Andeutungen, sofern dieselbe in die eigentliche Kunstkritik einschlagen, zu beschränken haben. Hingegen über die Tendenz und Gesinnung der Gedichte eines Fürsten zu sprechen, wenn dieselbe so offenkundig vor Augen liegt wie in diesen Königsgesängen, diese als den Ausdruck eines königlichen Gemüths ins Auge zu fassen, ist weder so mislich noch so sehr der Misdeutung unterworfen; ein ethisches Urtheil kann

in solchen Fällen viel zuversichtlicher gefällt werden als ein Geschmacksurtheil.

Und so heißen wir denn diese Gedichte als den wahren Spiegel eines deutschen Fürstengemüthes gerührt und ehrerbietig willkommen. Ein König hat es schwer, sich der Mitwelt verständlich zu machen. Er kann fast allein durch Handlungen mit ihr verkehren, und diese greifen stets in das Gewirre der verschiedenen sich durchkreuzenden Interessen der Gesellschaft auf eine Weise ein, die ihm auch für das Edelste, was er thut, selten einstimmige Anerkennung erwirbt. Privatpersonen können ihre Thaten durch das zutrauliche Wort erläutern; der Umgang mit ihnen klärt uns über ihre Grundsätze, ihre Absichten auf, und je mehr wir sie reden hören, je milder beurtheilen wir ihr Handeln. Der Fürst spricht nur durch sein Wirken und begleitet dieses höchstens mit dem officiellen Lapidarstyl der Ordonnanzen und Gesetze; wenn er weiter geht, so muß er schon auf indirectem Wege sich äußern, er muß, sobald er erläutern will, einen fremden Mund entlehnen: aber beide Arten der Mittheilung haben nichts von der Zutraulichkeit der unmittelbaren Herzenssprache an sich, es sind keine Reden von Antlitz zu Antlitz, die schon dadurch Glauben erwecken, weil man sich gegenseitig dazu anblickt. Muß man sich nun nicht freudig überrascht fühlen, wenn ein König zu einem ebenso unerwarteten als zweckmäßigen Surrogate seine Zuflucht nimmt; wenn er, da es die Etiquette einmal nicht erlauben kann, frei von der Leber weg mit Einzelnen oder mit Volk und Vaterland zu sprechen, wenn er, mit der Liedergabe von Natur ausgerüstet, zum Saitenspiele greift und wenigstens frei vom Herzen weg singt; wenn er alle seine Gefühle, seine Begeisterung fürs Gute, seine Freude über das Gelingen des Gewollten, seinen Unwillen über das Unedle und Gemeine, seine Liebe wie seine Abneigung, ja, selbst seinen Kampf und seine Reue unbefangen dem Liede anvertraut, und wenn er, im Vertrauen auf die Einheit und Reinheit seines Willens und seiner Gesinnung, es über sich vermag, diese bunten Lieder in die Welt hinauszugeben und von jener Gedanken- und Preßfreiheit Gebrauch zu machen, die der Geringste des Volkes hat, und von welcher der Fürst gewöhnlich allein ausgeschlossen bleibt.

Aus dieser Fülle von Gefühlen und Gedanken, welche in der Gedichtsammlung des Königs Ludwig von Baiern enthalten sind, müssen billig zuerst diejenigen hervorgehoben werden, welche dem Sänger seine Geburt und Stellung eingegeben hat. Man ist gewohnt, das Schicksal eines Königs, während man es beneidet, zugleich zu bedauern, und alle deutschen Musensöhne singen aus dem Liederbuche von den Fürsten: „Ihr Glück ist nur erträumt!“ Aber aus dem Munde eines Königs selbst diese Klagen zu vernehmen, und zwar nicht in allgemeinen Phrasen, sondern auf eine Weise, welche die Spuren persönlicher Erfahrung nicht verleugnet, das ist gewiß ebenso ungewohnt als ergreifend. An alle Herzen sprechen und durch alle Zeiten tönen werden daher die Lieder: „An mich als König“ (II, S. 56); „Der Könige Loos“ (S. 58); „Königsklage“ (S. 61).

Im ersten dieser Gedichte, welches am 5. Nov. 1825 geschrieben und das erste Gedicht seit der Thronbesteigung des fürstlichen Sängers ist, faßt er seinen Beruf scharf, man möchte sagen, unbarmherzig gegen sich selbst, ins Auge:

Vorwärts, vorwärts sollst du schauen,
Darfst zurücke niemals sehn;
Ach! der Ruhe stille Auen
Mußten wie ein Traum verwehn.

Glücklich nur in dem Beglücken
Kannst du jetzt und künftig sein,
Blos in Anderer Entzücken
Gründet deines sich allein.

Blumensaaten kannst du streuen,
Doch die heitre Blumenflur
Wird dich nimmermehr erfreuen,
Findest nie zu ihr die Spur.

. . . .

Bist dir selber nun gestorben,
Lebst in Allen wieder auf,
Hast Erinnrung nur erworben
Dir in deines Lebens Lauf.

Schon durch den im Drucke hier hervorgehobenen Gedanken darf dieses aus tiefem Gefühl entsprungene Lied Anspruch auf Unsterblichkeit machen.

Das zweite Lied schildert den König als einen Todten mitten im Leben, der wie ein Götterbild von Stein in den Mauern seines Schlosses thronen, dem Alles abgewogen, abgemessen sein, dem das Herz nie höher schlagen soll, der die Lust heitern Umgangs, die selbst dem Aermsten gewährt ist, entbehren muß. Es schließt:

Ach! worauf sein Blick verweilet,
Von Verleumdung wird's ereilet;
Sei es noch so gut, so rein,
Andres Ansehn es erlanget,
Und der Himmel selbst empfanget
Gleich davon der Hölle Schein.

Das dritte Gedicht: „Königsklage“, ist schon die Frucht der bittersten Erfahrungen:

Düstre Wolken mich umschweben,
Um mich waltet dunkle Nacht,
Hin ist Alles, um das Leben
Bin ich frühe schon gebracht.

Was ich suche, muß ich meiden;
Ach! es ist noch nicht genug,
Durch Verleumdung selbst zu leiden;
Bringe üb'rall hin den Fluch.

Wenn's für mich ist ein Vergehen,
Mit den Menschen Mensch zu sein,
Sollen sie mich auch nicht sehen;
Bin ich unter ihnen doch allein!

. . . .

Stiller werd' ich, immer stiller,
Mir gleichgültig wird Natur;
Sie verlor den heitern Schimmer
Ach! für mich bis auf die Spur.

Wer empfindet nicht bei diesem Liede die eigenthüm-

liche Wahrheit der zweiten, den Kummer, der in der ersten und dritten, den Lebensüberdruß, der in der letztangeführten Strophe ausgesprochen ist, dem Dichter nach?

Auch sonst spricht er von „des Hofes freudenloser Größe" (II, S. 85), er sagt es nackt heraus, daß „das Leben des Königs eine Frohne ist" (II, S. 154); er fühlt sich nur ganz behaglich, wo er „von aller Fürstenlast befreit" ist (II, S. 154); er „muß der Heimath entfliehen, damit er sich selbst wiederum finde" (II, S. 183).

Daß diese Klagen keine weibischen, zur Thatenlosigkeit führenden sind, beweist die Regierung des Königs Ludwig, deren Wahlspruch jenes „Vorwärts, vorwärts" des ersten Liedes bleibt; aber auch in seiner Poesie drückt sich nicht blos die Schattenseite des Fürstenberufs ab, auch seine Lichtseite wird uns zugekehrt, und im J. 1829, im vierten seiner Regierung, singt er (II, S. 189):

> Glücklich! der auf einen Thron berufen,
> Zu ersteigen hat er keine Stufen,
> Ueber ihm auf Erden Niemand steht;
> Seinen sehnend, glühend festen Willen
> Gutes zu bewirken, darf er stillen,
> Und der Tod nicht seine Spur verweht.

Und nicht glaube man, daß das Unbeschränkte des Königswillens ihn reizt; er fühlt sich glücklich als verfassungsmäßiger König:

> Herrlich! über freies Volk zu walten,
> Nicht nach Willkür grenzenlos zu schalten,
> Sondern in den Schranken, die bestehn.
> Muthig, kräftig stets voran zu schreiten,
> Heilend, wo es möglich ist, die Leiden,
> In dem Edelen sein Volk erhöhn!

Mit der hochherzigen, freiheitliebenden Gesinnung, die aus diesen Zeilen spricht, sind auch diejenigen Gefühle verwandt, die sich über das Volk, das die Vorsehung ihm als Hirten angewiesen hat und dem er seine heißeste Liebe zuwendet, hinaus erstrecken, die Gefühle, mit welchen Er sein deutsches Vaterland und das wiedererwachende Volk der Griechen besingt.

Wir haben patriotische und Griechenlieder die Menge, ja, wir sind mit Gedichten dieser Art seit vielen Jahren so bewirthet worden, daß ganz natürlicherweise eine Uebersättigung eingetreten ist; dennoch muß uns nach dieser Kost aufs Neue gelüsten, wenn sie uns von einem Fürstensohne gereicht wird. Wenn wir bedenken, wie ein solcher gerade Empfindungen der Art, die dem einfachen Bürger so nahe liegen, sich erst erkämpfen und aus den Schanzen des Zwangs und Vorurtheils herauserobern muß, so wird uns Das, was von den Lippen anderer Sänger als etwas ganz Gewohntes uns entgegentönen müßte, aus dem Munde des Königssohnes und Königs zum neuen, süßen Klang, zumal wenn wir bedenken, wie sehr hier die Gesinnung zugleich praktisch wirksam werden kann.

Willkommen also, ihr Vaterlandslieder, ihr Trauerlieder über die Unterdrückung Deutschlands, ihr Sehnsuchtsklänge nach Befreiung, ihr Jubellieder über den Sieg! Das gehaltvollste und rührendste von Gedichten dieser Art ist das während des wiener Congresses gedichtete, überschrieben: „Das Versagte" (I, S. 213). In demselben trauert der deutsche Fürstensohn, daß er, der das drängend glühende Bestreben in sich fühlte, die deutsche Freiheit mit erkämpfen zu helfen, von der Pflicht zurückgehalten, ruhen mußte und, dem Thron so nahe, auf Herrscherthat verzichten. „Er, den Deutschland als Retter betrachtet hätte, steht jetzt, unbeachtet in der Menge, Andern nach. Wenn ihre Namen die Unsterblichkeit aufbewahrt, ist der seinige bereits verhallt, und doch fühlte auch er die Kraft, Europa zu retten; die drohende Gefahr erhob ihn; für immer hätt' er auf den Thron verzichtet, wenn er damals auf Augenblicke hätte herrschen dürfen. Und ach! nicht blos Kriegsruhm sollte ihm versagt sein, auch des sanftern Ruhmes zarte Blüten sollten ihm nicht keimen. Warum konnte er nicht Schiller'n nach dem Lande senden, das der Tiber stille Flut bespült, wo Natur und Kunst im Vereine sind? Dort würde er vielleicht noch jetzt leben, Lieder würden seinen Wohlthäter selig lohnen, herrlicher aus Rom erklänge sein Wort!"

Ist dies nicht das echte Vaterlandslied, wie es ein Fürst singen soll? Dagegen kann man sagen, daß im „Nachruf an Theodor Körner" (I, S. 247) der Sänger den Fürsten ausgezogen, um ganz nur als Deutscher zu empfinden; er beneidet den seligen Jüngling, der für Deutschland singen und sterben durfte:

> Daß ich niemals dich gesehn! — Die Strahlen
> Deines Herzens hätten mich durchglüht!
> Der du tief empfandest Deutschlands Qualen,
> Donnernd hallten sie in dein Gemüth.
> Zwei von Harmonie umfangne Seelen,
> Wie die Töne liebend sich vermählen
> Gleichgestimmter Harfen hehr und rein,
> Hätten unsre Seelen sich verbunden,
> Zu dem Höchsten muthig sich entwunden
> In des heiligsten Gefühls Verein.

In den „Griechenliedern" sieht man ein edles Herz Schritt für Schritt den Kampf eines geliebten Volkes begleiten, man hört seine bangen Schläge bei jedem Entscheidungsmoment, jedem unglücklichen Versuche, die Ketten zu sprengen. Besonders gedankenreich und großgedacht sind folgende Verse des ersten Griechenliedes (II, S. 4) „An Hellas, im Frühling des Jahres 1821":

> Als der Römer bei des Isthmos Spielen
> Die Hellenen wieder frei erklärt,
> Die darüber jauchzen — ach! so fielen
> Sie, durch diesen Jubel ganz entehrt;
> Nun war Freiheit bleibend erst verloren;
> Da geschenkt sie ward nur ihren Ohren,
> Waren sie derselben nimmer werth;
> Niemals so erniedrigt, da sie Knechte,
> Niemals, da besiegt sie im Gefechte,
> Selbst da Philipps Fesseln sie beschwert.

Frei muß sich das Freie selbst gestalten,
Eigner Kraft entkeimt die grüne Saat;
Durch den Kampfplatz feindlicher Gewalten
Geht zum Freiheitstempel nur der Pfad.
Nicht dem Corsen durft' der Ruhm gebühren,
Dich aus deiner Sklaverei zu führen
Hellas! — hätt' in neue dich gebannt!
Sind dir feind die Großen auf der Erde,
Stehst du — spricht der Ewige sein „Werde“ —
Dennoch frei, erhabnes Griechenland!

Sehr schön beginnt auch das Lied: „An Hellas, im vierten Jahre seiner Befreiung“ (II, S. 19):

Es wälzt sich wieder her der Brand,
Auf deinen Fluren abermals zu lodern,
Und frische Heere sind gesandt —
Sie werden abermals auf ihnen modern.

Am schwungvollsten erhebt sich die Empfindung des Sängers in dem Augenblicke, wo das Lied zur That werden soll: „An die Hellenen, da ich König“ (II, S. 33):

Nur Gebete vermochte die Seele zum Himmel zu senden,
Tapfre Hellenen, für euch, für den befreienden Kampf.
Thatlos verweheten mir in den Hütten die Töne der Lyra,
Blos in die Saiten allein durfte sie greifen, die Hand;
Einsam erklangen dieselben, wie Seufzer verheimlichter Liebe; —
Jetzt ist die Lyra verstummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige [laut] aus der Fülle des glühenden Herzens,
Daß sich's gestalte zur That, Griechen, zu euerem Heil!

Wie das Lied des Dichters durch den König verwirklicht worden, erzählt uns die Zeitgeschichte. Weitere Proben aus dieser interessanten Liederreihe mitzutheilen, verbietet der Raum d. Blätter. Der Berichterstatter wendet sich daher zu andern Gefühlen des Sängers, die ebenso laut in seinen Liedern werden als die Empfindungen des Königs, des Deutschen, des Griechenfreundes.

(Der Beschluß folgt.)

Rügen.

Verworfenheit.

Wer die partie honteuse des deutschen literarischen Wesens und Treibens kennen lernen will, der lese Müllner's Biographie von Schütz. Es ist schwer zu sagen, wer am meisten Unwillen und Verachtung erregt, der Biograph oder sein Held, sein Freund, wie er ihn nennt. Entweder Alles, was Hr. Schütz erfaßt, verwandelt sich in Koth, oder er faßt Alles an, hängt sich an Alles, was schmuzig, gemein, verächtlich ist; ihm bleibt die Wahl, welches von Beidem am meisten auf ihn paßt, sowie er sich in diesem Buche zeigt. Fern sei es von uns, den Gemeinplatz, hinter dem Schlaffheit oder eigne Schuldbewußtheit sich so gern verstecken: De mortuis nil nisi bene, hier in Anwendung bringen zu wollen. Wie das geehrte, gesegnete Andenken des Edlen auch nach seinem Tode Edles zeugt und nährt, so soll auch die Verachtung, die das Gemeine, Niedrige trifft, nach dem Tode fortleben und aufgefrischt werden, zur Strafe und Warnung des Gleichartigen; und so möchte es denn ein verdienstliches Werk sein, uns diesen Müllner so zu zeigen, wie er war, in seiner ganzen Niedrigkeit; aber möge sich sein Biograph nicht täuschen oder nicht suchen, den bessern Theil des Publicums zu täuschen. Er erscheint hier nicht als Richter im Namen des Rechtes, sondern als Angeber und halber Mitschuldiger, im besten Fall als Nachrichter. Hr. Schütz nennt Müllner wiederholt seinen Freund, und soweit solche Menschen die Freundschaft verstehen, mag er es gewesen sein, was aber sollen wir aus einer solchen Freundschaft, auch nur in diesem Sinne, von Hrn. Schütz's eignem moralischen Werth schließen? Was sollen wir daraus schließen, daß er, gerade er sich dazu vordrängt, seinen Freund in seiner ganzen Verworfenheit zu zeigen? Man könnte daraus auf eine tiefere, hämische Absicht, auf den Wunsch, für mancherlei in dieser Freundschaft sehr erklärliche Kränkungen des Interesses, der Eigenliebe, Rache zu nehmen, schließen; allein, uns ist es wahrscheinlicher, daß ein gänzliches Abstumpfen, eine ekelhafte Misbildung des moralischen Gefühls der Sache zum Grunde liegt. Wirklich berichtet Hr. Schütz nicht nur von Müllner, dessen gröbste Laster er wenigstens als solche rügt, sondern von einer großen Anzahl anderer Menschen, die er zum Theil auch seine Freunde nennt, die verächtlichsten Handlungen, Verhältnisse, ohne daß es scheint, als hätte er irgend ein Arges daraus. So z. B., um einen der gelindesten Fälle anzuführen, sagt er von Hrn. Panse, seinem sehr werthen Freunde, talentvollem, geachtetem Schriftsteller u. s. w., er habe sich als Hauslehrer von Müllner dazu brauchen lassen müssen, anonyme Lob- und Schmähartikel zu schreiben, und das ohne irgend ein Zeichen von einer Ahnung, daß ein Ehrenmann sich zu so etwas nicht brauchen läßt. Ja, von seinen eignen Verhältnissen, z. B. zu seiner Frau, spricht er mit empörender Schamlosigkeit. Auch so möchte es, wenn auch nicht dankenswerth, doch nützlich sein, daß Hr. Schütz sich selbst und seine Freunde auf diese Weise an den wohlverdienten Pranger stellt, wenn zu hoffen wäre, daß diese Darstellung einiges Nachdenken beim Publicum und besonders bei den Buchhändlern erregen könnte. Wer diese Biographie liest, wird kaum umhinkönnen, sich zu fragen: Wie ist es möglich, daß ein solcher Mensch wie Müllner, wenn auch nur auf kurze Zeit, eine solche Stellung auf dem deutschen Parnaß einnehmen konnte? Freilich aber zeigt sich gerade bei ihm auch die Nemesis darin, daß seine moralische Gemeinheit endlich alle seine Geistesgaben in den Koth, in die Unbedeutenheit herabzog. Hrn. Schütz aber wird es in Zukunft schwer werden, sich von dieser Gemeinschaft im Urtheil des Publicums loszumachen.

Almanachsgelahrtheit.

In der „Orphea“ für 1830 befindet sich eine Erzählung von Blumenhagen: „Lorber und Myrte“. Daß sie in derselben geschmacklosen, bombastischen Manier mit ebenso wenig Wahrheit irgend einer Art verfertigt ist, wie Alles, was uns von diesem Verf. zu Gesicht gekommen ist, wollen wir hier nicht rügen. Hr. Blumenhagen kann uns zuversichtlich erwidern: Beati possidentes! und gewiß ist es, daß er ein großes Publicum besitzt, so gut wie unsere übrigen großen Männer: die Spindler, Tromlitz, Clauren u. s. w. — proh pudor! Unsere Absicht ist im Gegentheil, diese Herren auf einen sehr lobenswerthen Kunstgriff aufmerksam zu machen, wodurch Hr. Blumenhagen seiner Romantik einen historischen Anstrich und eine historische Grundlage zu geben sucht. Die Geschichte versetzt uns nach Rom, zur Zeit der Kaiserkrönung Barbarossas; die paar historischen Thatsachen stehen in Becker's Weltgeschichte und überall; Hr. Blumenhagen aber citirt unverzagt unter dem Text unterschiedliche Chroniken und lateinische Quellen. Welchen Respect müssen nicht Laquaien und Kammerjungfern und so manche Herrschaft vor der Gelahrtheit des Hrn. Blumenhagen bekommen? 1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1830.

Erster Band.

sich allein in seinem Kämmerlein, so lange er dichtet. Daher dürfen uns Stürme nicht befremden, wie der folgende (II, S. 119):

> O! in dir möcht' ich versinken,
> Mit dir werden eine Glut,
> Tod und Leben aus dir trinken,
> Stillen höchste Liebeswuth.
>
> Meine Arme schon erfassen
> Unvergleichlichsten Genuß.
> Nein! von dir kann ich nicht lassen,
> Sei du meines Daseins Schluß.
>
> Streb', den Knoten zu zerspalten,
> Den ich selig einst geschürzt,
> Fürcht', Befried'gung zu erhalten,
> Alles um mich wanket, stürzt.
>
> Ach, was ich mir selbst erkoren:
> Reiner Seelen heil'ger Bund,
> Geht so schnelle mir verloren,
> Geht durch meine Schuld zu Grund.
>
> Wonne nur kann ich empfinden
> Jetzt in Dem, was Fluch enthält.
> . . . .

Er schaudert zitternd zurück, er weint, wenn sein Streben siegt, Hölle liegt hinter seinem Himmel. Doch endlich wird es wieder klar nach des Sturmes Toben, der Friede kehrt in die ruhige Natur zurück, die Sonne scheint wieder:

> Wie der Phönix aus den Gluten
> Herrlicher zum Himmel kreist,
> Kehr' ich besser zu dem Guten,
> Ueber Körper sieget Geist.

Dieses Platonische Ringen, bei einer glühenden Natur, ist echt deutsch und zieht sich durch sämmtliche Liebeslieder des Dichters hindurch. Unsere jungen Erotiker, die in ihrer Poesie wenigstens als kleine Tieck'sche Rosa's oder doch William Lovell's sich gebehrden zu müssen glauben und zu versichern scheinen, daß der Humor, den sie mit der Wollust treiben, die einzige Liebesphilosophie und Liebespoesie sei, sind gewiß nicht berechtigt, den ersten Stein gegen diese edlere Gattung von erotischer Poesie aufzuheben. Bei unserm Dichter würzt nicht eine halbe Reue den Genuß, sondern sie siegt über denselben und stellt sich rein, in echt-sittlicher und religiöser Gestalt dar, und es ist ihm nur dann wohl, wenn sie in voller Kraft eingetreten ist. Dafür zeugt besonders das rührende Lied: „An die rettende Gerettete" (II, S. 82):

> Glücklich preise ich die Stunde,
> Selig, selig mein Geschick,
> Da mir's klang aus deinem Munde,
> Mich durchdrang dein Himmelsblick.
>
> Als die Worte ich vernommen,
> Die aus dir die Jugend sprach,
> Ward in mir, der tief beklommen,
> Gleich der beßre Mensch da wach.
>
> Zu dem Himmel blickt' ich wieder,
> Zu der ew'gen Lieb' hinauf,
> Heiße, stille Dankeslieder
> Stiegen zu dem Himmel auf.

Dieselbe Sehnsucht nach Reinheit athmen manche andere Gedichte, besonders I, S. 167, 200—212; II, S. 88, 137. Seine Geliebte erscheint ihm allenthalben als rettender Schutzengel. Ein anderes Mal reinigt sein Herz die Natur (I, S. 246); eines seiner schönsten Sonette stellt uns den Dichter in schwerer Versuchung auf die Knie geworfen und betend vor:

> Da fühlt' ichs vor dem Geist sich plötzlich hellen,
> Es sprach: „Mit Gott ist nicht zu unterhandeln,
> Nicht ihm entgegen darf der Will' sich stellen".
>
> Es blühen schon die Pfirschen und die Mandeln,
> Ich sehe Leben der Natur entquellen,
> Durch Gott mein Wesen liebend sich verwandeln.

Wenn so sein Inneres befriedet ist, so geht das Gefühl des Sängers ganz in Religion über, wie in den 2 Sonetten (I, S. 288, 289). Lebendiger Glaube, frei von aller blinden Mystik, spricht überhaupt aus vielen Gesängen des königlichen Dichters. So gereinigt von Leidenschaft, spricht er das edle Wort: „An meine Frau, im Jahr 1828" (II, S. 167), welches schließt:

> Wird der Wipfel der Eiche vom Wind auch zuweilen beweget,
> Wurzelt sie dennoch fest, ewig, die Liebe für dich!

Durch diese Reihe von Ansichten und Gefühlen, welche den Gedichten des Königs Ludwig von Baiern enthoben sind, und denen noch manche andere hätten beigefügt werden können, ist der hohe ethische Werth jener Sammlung wol zur Genüge dargethan; auf den ästhetischen Werth derselben kann daraus wenigstens so viel geschlossen werden, daß jene Gedichte, als zusammenhängende Kette in ihrer Gesammtheit betrachtet, der schöne, reine Ausdruck eines edeln Königsherzens, daß sie aus einem wirklich poetischen Gemüthe hervorgegangen, auch im Besondern reich an guten, überraschenden Gedanken, an dichterischen Bildern, an tiefen und wahren Gefühlen sind. Für die einzelnen Gedichte, isolirt von einander und als Kunstwerke betrachtet, muß freilich ein anderer Maßstab, der reinästhetische, gelten. Hier würde die Kritik, wenn sie einem Privatmanne gegenüberstände, etwa 50 Gedichte der Sammlung, in Beziehung auf künstlerische Durchbildung, reine und glückliche Sprache, und genauere Erfüllung der metrischen und rhythmischen Bedingungen auszeichnen und den unvollendetern Gedichten derselben Sammlung gleichsam als Muster entgegenhalten; um so mehr als gerade jene Gedichte beweisen, daß es, selbst in formeller Hinsicht, dem Sänger keineswegs an dem Vermögen, das Kunstgerechte hervorzubringen, gefehlt hat. Sie würde bitten, da die Sonette (für den Deutschen eine der schwierigsten Kunstformen) großentheils den Foderungen der Poetik so schön Genüge leisten, dasselbe mit den Distichen, deren Inhalt meist so anziehend ist, durch eine Ueberarbeitung zu versuchen; endlich unbedeutende, aber doch störende Redensarten, die durchaus unverträglich mit dem poetischen Style sind, zu tilgen. Aber hat die Kritik das Recht, dies einem Könige zuzumuthen, der Anderes zu thun hat als Gedichte zu revidiren? Und wenn sie sich auf den unabhängigsten Standpunkt stellt, so wird sie doch gestehen müssen, daß gerade dar-

in ein besonderer Reiz dieser Gedichtsammlung besteht, sie rein aus der Feder des königlichen Dichters erhalten zu haben, ohne daß er Rücksprache mit sogenannten Dichtern vom Fache gepflogen. Die Freunde des großen Friedrichs haben durch die Einmischung ihrer Federn den Poesien dieses Monarchen keinen Dienst geleistet; man hat sich ohne Zweifel mit Unrecht gewöhnt, sie nur halb für sein Werk zu halten. Nicht so ist es mit König Ludwigs Gedichten. Ihn, ihn selbst haben wir erhalten; er hat als Dichter den Muth gehabt, mit allen Zufälligkeiten vor die Nation zu treten, mit Mängeln, welche freilich in der Dichterlaufbahn eines Privatmannes durch das Urtheil von Freunden und Feinden leichter verschwinden, als auf dem einsamen Pfade, den ein fürstlicher Sänger zu wandeln hat. Und jene edle **Aufrichtigkeit**, welche die Kritik in so mancher höhern Beziehung an den *Gedichten* des Königs Ludwig zu rühmen *findet*, *zeigt* sich besonders auch darin, *daß er sie uns in ihrer ursprünglichsten Gestalt überliefert hat.* So marke denn auch die *Kritik nicht* über Das, was er uns gegeben. Sie *lasse uns* ungestört in unserm geistigen Verkehre mit *einem Fürsten*; ein solcher findet ja nicht alle Jahre, nicht alle Jahrhunderte statt.

2.

Correspondenznachrichten.

München, im November 1829.

Nachdem ich München 8 Jahre lang nicht gesehen hatte, vergönnten mir die Umstände, im Herbst dieses Jahres wieder einen kurzen, äußerst genußreichen Aufenthalt hier zu machen.

Es ist oft, und mit Grund, bedauert worden, daß München eine so wenig günstige Lage hat. Was indessen geschehen konnte, die etwas einförmigen Umgebungen zu verschönern, das ist geschehen. Fleißiger Anbau hat den sonst unfruchtbaren Gefilden doch ein leidlich blühendes Ansehen gegeben; und obschon Gärten und Landhäuser umher nicht gerade schön und geschmackvoll genannt werden können, so zieren sie doch das Land durch ein gewisses Ansehen von Wohlhabenheit und verbreiteten Lebensgenuß. Kurz, der Fremde, der sich der Stadt nahet, findet zwar kein reizendes Land, aber das Ganze wird ihm doch sagen: **Hier ist gut wohnen!**

Die Erweiterungen und Verschönerungen der Stadt haben ihr ein so verändertes Ansehen gegeben, daß ich davon mehr überrascht war, als es ein Fremder gewesen sein würde, der München nie zuvor gesehen gehabt hätte. Es scheint fast, als ob die Baulust zu weit ginge: Straßen und Häuser entstehen, aber die Menschenzahl — wennschon sie bedeutend zugenommen hat — wächst doch schwerlich in gleichem Verhältniß. Nach den Anzeigen so unendlich vieler leeren Wohnungen, die man zur Miethe anbietet, muß man glauben, daß viele Unternehmer, die auf Speculation bauen, sich wol verrechnet haben dürften, und noch sieht man eine sehr große Anzahl von Häusern, ja ganze Straßen, die erst im Entstehen sind. Gegen die Mehrzahl der neuen Häuser dürfte vielleicht einzuwenden sein, daß ihnen eine zweckmäßige und wohnliche innere Eintheilung fehlt, wenn auch das äußere Ansehen nichts zu wünschen übrig läßt.

Die öffentlichen Gebäude sind durch so viele Beschreibungen bekannt, daß ich mich enthalte, darüber etwas zu sagen; sie zeigen den nützlichen und wohlberechneten Prachtaufwand der gegenwärtigen Regierung zu edeln Zwecken.

Das gesellschaftliche Leben, das sich allenthalben ähnlich sieht, ist übrigens glänzend und belebt in München. Ich gedenke nur Eines, der vielen Feste, die im Laufe des Winters hier stattzuhaben pflegen, weil es in seiner Art nirgends so besteht. Die Künstler geben nämlich vereint dem Hofe und der übrigen Gesellschaft der gebildeten Stände alljährlich ein Ballfest im Odeon, das nicht nur rücksichtlich des schönen Locals und der ebenso eleganten als somptuösen Einrichtung sich auszeichnet, sondern besonders durch die edle und doch ungezwungene Haltung, durch die schöne Vereinigung des Anstandes der großen Welt mit heiterer Fröhlichkeit, welche hier herrscht. Es ist leider in Deutschland noch nicht so allgemein eingeführt, daß Bildung und guter Ton hinreicht, um Gleichheit im Umgang zwischen den verschiedenen Ständen herzustellen.

Das Theater ist, wie billig, unter allen Unterhaltungsanstalten am höchsten geschätzt. Der Aufwand, den der Hof und das Publicum zu dessen Unterhalt macht, geben der Direction die Mittel, ausgezeichnete Künstler anzustellen und auf Decorationen und Costume das Erfoderliche zu verwenden. Dabei gehört das Orchester zu den vortrefflichsten der Welt. Auch wird allerdings das Publicum durch Vorstellungen ergötzt, die nichts zu wünschen übrig lassen. Indessen muß man mit Bedauern gestehen, daß die Auswahl der mehrsten Vorstellungen von einem hohen Grade von Gleichgültigkeit zeugt, welche die Direction für das Publicum zu haben scheint. Die gehaltlosesten und veraltetsten Erscheinungen unserer dramatischen Dichtungen wiederholen sich 10 Mal, ehe einmal eine glücklichere Wahl das Publicum erfreut. Selbst das Neue ist oft so, daß man es lieber gar nicht gesehen hätte. Die neueste Oper: „Der Untersberg", ist eine höchst unbedeutende Erscheinung, so sehr sie auch ex officio gelobt worden ist.

Das geistige Leben hat an Umfang und an Mannichfaltigkeit in Baiern unendlich gewonnen; Kunstsinn und wissenschaftliche Bildung hat sich weit allgemeiner verbreitet. In d. Bl., Nr. 220—225, für 1829, findet sich ein Schreiben „Aus und über Baiern", nach welchem eine fast allgemeine Unzufriedenheit in Baiern herrschen soll, und der Verf. rügt die Mängel, welche diese angeblich veranlassen. Diese Beleuchtung des öffentlichen Zustandes in Baiern soll von einem tiefen Beobachtungsgeiste und vieler Sachkenntniß zeugen. Gewiß wird das Gute und der Tadel dieses Schreibens, wenn er gegründet ist, erkannt werden und Nutzen stiften. Zu bedauern ist aber doch, daß Uebertreibung und Tadelsucht so vielfältig, mehr als der Wunsch, zu belehren, hervorleuchtet, und daß der Verf. in seiner übeln Laune das Gute übersieht, was so sehr Anerkennung verdient.

Eine Staatsverwaltung, welche bestehende Zerrüttungen in den Finanzen ordnet, übertriebene Ausgaben beschränkt und das Gleichgewicht derselben mit der Einnahme immer mehr und mehr herstellt, — die durch vermehrte Betriebsamkeit die Quellen des öffentlichen Wohlstandes und Erwerbs vermehrt, — die so thätig und wohlwollend und mit so sichtbarem Erfolg Geistescultur befördert — eine solche Staatsverwaltung könnte allgemeine Unzufriedenheit erregen? Daß aber wirklich die gegenwärtige Regierung nach diesen Zwecken strebt und durch Weisheit und Ausdauer Fortschritte auf der Bahn zu diesem Ziele gemacht hat, davon zeugen wesentliche Verbesserungen in der Landwirthschaft, die nach langem Widerstande nun anheben und sich verbreiten; davon zeugen Vermehrungen und große Verbesserungen der Fabriken, Manufacturen und Arbeiten; denn wenn hier auch noch lange nicht Alles geschehen ist, so ist doch viel geschehen, und es vermehrt sich die Thätigkeit und der Gewerbsfleiß täglich; — endlich ist der neue Handelsverein der glänzendste Beweis von der Weisheit, mit welcher die Regierung die Quellen des Wohlstandes zu vermehren sucht.

Wie viel für das Aufblühen der Künste und Wissenschaften geschehen ist und noch geschieht, ist bekannt.

In dem erwähnten Schreiben wird der neue Schulplan — und zwar, wie es scheint, mit Recht — angegriffen. Es ist aber zu bemerken, daß er noch nicht bestätigt, und daß daher zu hoffen ist, seine nicht zu leugnenden Mängel dürften abgestellt werden. *)

Hart und viel zu allgemein ist auch das Anathema, welches dieses Schreiben über die Zeitschriften Baierns ausspricht. Ich sollte nicht glauben, daß ein unbefangener und unparteiischer Leser den Zeitschriften „Inland" und „Ausland" die Vorzüge streitig machen wird, die sie, sowol in Hinsicht auf den Zweck, nach dem sie streben, als durch den Gehalt sehr gut gewählter und gut geschriebener Artikel mit Recht behaupten. Gewiß auch kann man dem „Volksfreund", seit dessen Redaction durch Herrn von Aretin besorgt wird, nicht das verdiente Lob versagen, daß er zweckmäßig und gut geschrieben ist und sehr gemeinnützige Artikel liefert. Selbst die „Flora" verbreitet bessern Geschmack und nützliche Kenntnisse unter einer Classe von Lesern, obwol ich nicht behaupten will, daß es eine Zeitschrift von großem Werth sei.

Dem Herrn von Cotta wird ein Vorwurf daraus gemacht, daß er den Kammerherrnschlüssel angenommen, oder, wie hier angegeben werden will, daß er darnach gestrebt habe. An sich mag freilich wol der Kammerherrntitel einen nicht sehr großen oder blos relativen Werth haben. Indessen ist es eine Rangsbezeichnung, die in gewissen Verhältnissen angenehm sein kann, und die vielleicht Mancher, der darüber spöttelt, recht gern annehmen würde, wenn er sie erhalten könnte. Herr von Cotta, der nicht darnach gestrebt, sondern sie als ein Merkmal der Zufriedenheit seines Souverains erhalten hat, ist berechtigt, den ihm gewährten Titel als eine ehrenvolle Auszeichnung zu betrachten, und dafür wird er allgemein erkannt. Uebrigens hat Hr. von Cotta im ganzen Umfange seines weiten Wirkungskreises sich so viele Verdienste um das Publicum erworben, daß ihm die Anerkennung derselben nicht entgeht. 3.

Aus der Lecture der neuesten Taschenbücher.

In dem neuesten „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", herausgegeben von Fr. Kind, gibt Hr. J. H. Gottl. Heusinger einen geschichtlichen Aufsatz: „Der Krieg Friedrichs II. gegen seine Feinde in den Jahren 1756—63", welcher von Seiten der Richtigkeit wie des Vortrags Vieles zu wünschen übrig läßt. Unrichtige Aufstellung der Thatsachen nachzuweisen, wollen wir für einen andern Augenblick verschieben und uns hier begnügen, jene Behauptung durch Nachweisung von unrichtiger Bezeichnung der Personen zu documentiren. Seite 27 heißt es: „Georg II. von England ratificirte die Convention von Seeven nicht, und so sendete der König von Preußen seinen Schwager, den regierenden Herzog von Braunschweig, von seiner Armee ab". Kurz nachher wird auch der neue Feldherr der verbündeten Armee genannt: Herzog Ferdinand, welcher aber nicht regierender Herzog von Braunschweig war, noch geworden ist; der regierende Herzog war Ferdinands älterer Bruder, Karl, der im siebenjährigen Kriege nie ein Heer befehligte und sehr unzufrieden war, daß die Prinzen seines Hauses wider Oestreich kämpften. Seite 29 wird der in Sachsen commandirende Prinz Heinrich von Preußen zum jüngsten Bruder des Königs gemacht; der jüngste Bruder Friedrichs II. war aber bekanntlich der 1813 verstorbene Prinz Ferdinand.

Was den Tadel eines nachlässigen Vortrags betrifft, so mag selbigen folgende Stelle beweisen. „Dieser selbst (Laudon) bezieht nun am Tage darauf bei Grögersdorf ein Lager. Diese ganz unerwartete Ereignisse retteten den König. Dieser ließ sogleich den Grafen Butterlin verfolgen und brachte ihm großen Schaden durch Zerstörung seiner Magazine bei. Am 25. September verließ der König sein Lager und begann einen verstellten Marsch nach Oberschlesien, um Laudon aus seiner vortheilhaften Stellung zu bewegen. Dieser aber sendet dem Könige nur ein schwaches Corps nach" u. s. f. (Siehe Seite 64.)

Beiläufig erwähnt, gestaltet sich hier das Tragische oft gar komisch. Den Feldzug vom Jahre 1762 beginnt Hr. Heusinger also: „In diesem Feldzuge, in dem letzten dieses Krieges, springt endlich der dramatische Gott aus der Coulisse hervor und löst den Knoten des Stückes vor den Augen der Zuschauer". Wahrscheinlich hätte der Schutzgott der deutschen Literatur nichts verloren, wenn Hr. Heusinger mit dieser Geschichtserzählung des siebenjährigen Krieges auch nicht aus der Coulisse hervorgesprungen wäre. 4.

*) Neuern Nachrichten zufolge ist der Schulplan vom Könige bestätigt worden. D. Red.

Literarische Notizen aus Dänemark.

1. Italica, eller Mindeblomster fra mit Ophold i Italien. Hus *J. C. Hillerup*. 2 Theile. Kopenhagen, 1829.

Diese Erinnerungen an Italien sind die Frucht eines sechsjährigen Aufenthalts in diesem Lande, aus welchem der Verf. erst 1826 zurückkehrte. Die „Italica" besteht in Originalaufsätzen und in Uebersetzungen in Versen und in Prosa. Den 1. Theil bilden ein kleiner Roman: „Fedor und Evelina", einige poetische Stücke und eine Novelle. Die Helden des Romans sind Fedor, ein russischer Maler, und Evelina, ein junges, hübsches englisches Mädchen, die einander zum ersten Mal in Albano bei Rom sehen und natürlich sich sterblich in einander verlieben. Der gütige Autor umschlingt Beide, freilich erst nachdem er sie etwas gequält und geängstet hat, mit Hymen's Rosenketten. Der Styl ist lobenswerth, und die Beschreibung römischer Scenerei richtig und anmuthig. Auch die Charaktere sind ausgezeichnet edel und vortrefflich, und wenn sie sich nicht auf jeder Seite selbst als solche bezeichneten, so wäre es noch besser: ein Fehler, der auch bei der Novelle zu rügen ist. In beiden Theilen gibt es poetische Uebersetzungen aus dem Italienischen, die nicht ohne Zierlichkeit sind, und das Originalgedicht: „Erinnerung an C. Pontoppidan" betitelt, ist der reine Erguß eines zärtlichen und treuen Freundesherzens. Die Stücke aus Boccaccio und Machiavelli sind besonders treu und anmuthig übersetzt, aber das größte Vergnügen in diesen Mittheilungen gewähren unstreitig die Notizen über Rom, die, wie der Verf. in der Vorrede sagt, nur die Vorläufer einer weitern Beschreibung Roms sind. Der 1. Theil ist dem berühmten dänischen Bildhauer Thorwaldsen dedicirt, dem doch wol des Weihrauchs etwas zu viel gestreut ist. Von der Aufnahme dieser beiden Theile soll die Erscheinung des 3. abhängen.

2. Digte af *Chr. Winter*. Kopenhagen, 1828—29.

Unter diesem prunklosen Titel gibt einer der ausgezeichnetsten unter Dänemarks jungen Dichtern die erste Sammlung seiner Musenerzeugnisse heraus, welche die dänische Literatur wahrhaft bereichern. Der Reiz dieser Gedichte besteht weniger in äußerm Glanz des Genius, oder in der Künstlichkeit der Composition, als in der Einfalt und dichterischen Wärme, die sie haben. Den größten Theil bilden lyrische Gedichte, und unter diesen sind diejenigen, die gegen den Schluß der Sammlung Dänemarks Hirtenleben schildern, die besten. Nennenswerth ist außerdem das hübsche Studentenlied mit dem Titel: „Her under Valhimreus rolige Skygge". 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

liche Wahrheit der zweiten, den Kummer, der in der ersten und dritten, den Lebensüberdruß, der in der letztangeführten Strophe ausgesprochen ist, dem Dichter nach?

Auch sonst spricht er von „des Hofes freudenloser Größe" (II, S. 85), er sagt es nackt heraus, daß „das Leben des Königs eine Frohne ist" (II, S. 154); er fühlt sich nur ganz behaglich, wo er „von aller Fürstenlast befreit" ist (II, S. 154); er „muß der Heimath entfliehen, damit er sich selbst wiederum finde" (II, S. 183).

Daß diese Klagen keine weibischen, zur Thatenlosigkeit führenden sind, beweist die Regierung des Königs Ludwig, deren Wahlspruch jenes „Vorwärts, vorwärts" des ersten Liedes bleibt; aber auch in seiner Poesie drückt sich nicht blos die Schattenseite des Fürstenberufs ab, auch seine Lichtseite wird uns zugekehrt, und im J. 1829, im vierten seiner Regierung, singt er (II, S. 189):

> Glücklich! der auf einen Thron berufen,
> Zu ersteigen hat er keine Stufen,
> Ueber ihm auf Erden Niemand steht;
> Seinen sehnend, glühend festen Willen
> Gutes zu bewirken, darf er stillen,
> Und der Tod nicht seine Spur verweht.

Und nicht glaube man, daß das Unbeschränkte des Königswillens ihn reizt; er fühlt sich glücklich als verfassungsmäßiger König:

> Herrlich! über freies Volk zu walten,
> Nicht nach Willkür grenzenlos zu schalten,
> Sondern in den Schranken, die bestehn.
> Muthig, kräftig stets voran zu schreiten,
> Heilend, wo es möglich ist, die Leiden,
> In dem Edelen sein Volk erhöhn!

Mit der hochherzigen, freiheitliebenden Gesinnung, die aus diesen Zeilen spricht, sind auch diejenigen Gefühle verwandt, die sich über das Volk, das die Vorsehung ihm als Hirten angewiesen hat und dem er seine heißeste Liebe zuwendet, hinaus erstrecken, die Gefühle, mit welchen Er sein deutsches Vaterland und das wiedererwachende Volk der Griechen besingt.

Wir haben patriotische und Griechenlieder die Menge, ja, wir sind mit Gedichten dieser Art seit vielen Jahren so bewirthet worden, daß ganz natürlicherweise eine Uebersättigung eingetreten ist; dennoch muß uns nach dieser Kost aufs Neue gelüsten, wenn sie uns von einem Fürstensohne gereicht wird. Wenn wir bedenken, wie ein solcher gerade Empfindungen der Art, die dem einfachen Bürger so nahe liegen, sich erst erkämpfen und aus den Schanzen des Zwangs und Vorurtheils herauserobern muß, so wird uns Das, was von den Lippen anderer Sänger als etwas ganz Gewohntes uns entgegentönen müßte, aus dem Munde des Königssohnes und Königs zum neuen, süßen Klang, zumal wenn wir bedenken, wie sehr hier die Gesinnung zugleich praktisch wirksam werden kann.

Willkommen also, ihr Vaterlandslieder, ihr Trauerlieder über die Unterdrückung Deutschlands, ihr Sehnsuchtsklänge nach Befreiung, ihr Jubellieder über den Sieg! Das gehaltvollste und rührendste von Gedichten dieser Art ist das während des wiener Congresses gedichtete, überschrieben: „Das Versagte" (I, S. 213). In demselben trauert der deutsche Fürstensohn, daß er, der das drängend glühende Bestreben in sich fühlte, die deutsche Freiheit mit erkämpfen zu helfen, von der Pflicht zurückgehalten, ruhen mußte und, dem Thron so nahe, auf Herrscherthat verzichten. „Er, den Deutschland als Retter betrachtet hätte, steht jetzt, unbeachtet in der Menge, Andern nach. Wenn ihre Namen die Unsterblichkeit aufbewahrt, ist der seinige bereits verhallt, und doch fühlte auch er die Kraft, Europa zu retten; die drohende Gefahr erhob ihn; für immer hätt' er auf den Thron verzichtet, wenn er damals auf Augenblicke hätte herrschen dürfen. Und ach! nicht blos Kriegsruhm sollte ihm versagt sein, auch des sanftern Ruhmes zarte Blüten sollten ihm nicht keimen. Warum konnte er nicht Schiller'n nach dem Lande senden, das der Tiber stille Flut bespült, wo Natur und Kunst im Vereine sind? Dort würde er vielleicht noch jetzt leben, Lieder würden seinen Wohlthäter selig lohnen, herrlicher aus Rom erklänge sein Wort!"

Ist dies nicht das echte Vaterlandslied, wie es ein Fürst singen soll? Dagegen kann man sagen, daß im „Nachruf an Theodor Körner" (I, S. 247) der Sänger den Fürsten ausgezogen, um ganz nur als Deutscher zu empfinden; er beneidet den seligen Jüngling, der für Deutschland singen und sterben durfte:

> Daß ich niemals dich gesehn! — Die Stralen
> Deines Herzens hätten mich durchglüht!
> Der du tief empfandest Deutschlands Qualen,
> Donnernd hallten sie in dein Gemüth.
> Zwei von Harmonie umfangne Seelen,
> Wie die Töne liebend sich vermählen
> Gleichgestimmter Harfen hehr und rein,
> Hätten unsre Seelen sich verbunden,
> Zu dem Höchsten muthig sich entwunden
> In des heiligsten Gefühls Verein.

In den „Griechenliedern" sieht man ein edles Herz Schritt für Schritt den Kampf eines geliebten Volkes begleiten, man hört seine bangen Schläge bei jedem Entscheidungsmoment, jedem unglücklichen Versuche, die Ketten zu sprengen. Besonders gedankenreich und großgedacht sind folgende Verse des ersten Griechenliedes (II, S. 4) „An Hellas, im Frühling des Jahres 1821":

> Als der Römer bei des Isthmos Spielen
> Die Hellenen wieder frei erklärt,
> Die darüber jauchzen — ach! so fielen
> Sie, durch diesen Jubel ganz entehrt;
> Nun war Freiheit bleibend erst verloren;
> Da geschenkt sie ward nur ihren Ohren,
> Waren sie derselben nimmer werth;
> Niemals so erniedrigt, da sie Knechte,
> Niemals, da besiegt sie im Gefechte,
> Selbst da Philipps Fesseln sie beschwert.

daß dieser Briefwechsel nicht blos Forster's alte Bekannte anziehen und erfreuen, sondern ihm auch recht viele neue Freunde erwerben und ihre Aufmerksamkeit auch auf seine frühern Schriften lenken wird.

Die Sammlung beginnt mit Briefen Forster's, 1778, auf einer Reise von England nach Deutschland geschrieben, wo er Hülfe suchte für seinen Vater, der damals in jenem goldreichen und doch dem Weltumsegler den verdienten Lohn vorenthaltenden Lande mit der bittersten Noth kämpfte. So empfängt gleich im Eingange den Leser freudige Rührung über den schönen kindlichen Sinn, den Forster hier ausspricht. Keine Freude, die ihm von Andern auf dieser Reise bereitet wird, gönnt er sich, ohne sie mit einem herben Wehmuthsgefühl zu mischen, das ihm der Blick auf das älterliche Haus in der Ferne einflößt. Er lernte damals in Düsseldorf Friedrich Heinrich Jacobi kennen und fand in ihm „einen überaus einnehmenden, scharfsehenden, einsichtsvollen Mann, voll Gefühl fürs Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meisten Gegenstände". Die Bande der Freundschaft, welche Beide bald aneinander knüpften, werden von Forster's dankbarem Sinn in Briefen gefeiert, in denen sein weiches Herz überströmt. Wer könnte den 11. Brief lesen, ohne den Mann, der so empfand, lieb zu gewinnen?

Von Kassel aus, wo F. bald darauf angestellt ward, unternahm er eine Reise nach Berlin. „Ich hatte mich", schreibt er (I, S. 201) an Jacobi, „in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens, ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen, Gefräßigkeit; freie, aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei; und dann die vernünftigen, klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion von Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstande ganz begreiflich machen wollen!" Es ist merkwürdig, daß in Berlin, von dem doch, als dem Mittelpunkte des preußischen Staats, so Großes ausging, sich damals, sowie lange nachher, die Richtungen und Gesinnungen am lautesten und geräuschvollsten hervordrängten, welche die Einsichtsvollen und am meisten geniale Köpfe mit Widerwillen erfüllen mußten, merkwürdig, aber freilich nicht unerklärlich und nicht ohne Zusammenhang mit der ganzen eigenthümlichen Entwickelung dieser Stadt. In Rücksicht auf Forster darf man den entschiedenen Unwillen nicht außer Acht lassen, mit dem er sich hier gegen die neologische Richtung in der Theologie ausspricht, die damals in Berlin vorzüglich gehegt und gepflegt wurde. Dieser Unwille spricht sich auch noch an andern Orten aus. S. 259: „Die theure Philosophie unserer neuen Reformation ist mir doch auch keinen Kreuzer werth, denn sie ist doch auch nicht um ein Haar breit von der Philosophie der Encyklopädisten verschieden; Voltaire im schwarzen Rock und mit den Pastorenbeffchen!" S. 341: „So lange es einen blauen gestirnten Himmel gibt, wird es, trotz unserer Pfaffen, unserer Volkslehrer, unserer Menschenfreunde, Leute geben, die sich freuen werden, daß man sie Enthusiasten schimpft. Wol ist es entsetzlich und ein Greuel über alle Greuel, daß heutzutage Religion nichts weiter heißen soll als Fürbitte um Regen und Sonnenschein, um Brot und Wein und Kleidung und Obdach, und was der Armseligkeiten mehr sind, die unser himmlischer Vater auch den Thieren gibt, die ihn nicht darum bitten, wie viel mehr uns, die er gelehrt hat, um ganz was Anderes vertraulich ihn anzugehen".

Dieser Widerwille gegen die berliner Schule der Aufklärer blieb, wie sich im folgenden Artikel noch zeigen wird, dem unbefangenen, wahrheitsliebenden Manne auch in einer spätern Periode seines Lebens, wo er über religiöse Dinge ganz anders dachte als damals. Seichtheit und Oberflächlichkeit galten ihm nie für Fortschritt, wenn auch, gerade wie in unsern Tagen, noch so laut damit geprahlt ward. In Kassel gerieth Forster in religiöse Schwärmerei, von geheimen Ordensverbindungen erweckt und genährt; Forster's eigenste Natur neigte dazu freilich nicht hin. Die diesen Briefen vorangesetzte, aus der Feder der Herausgeberin, der nun auch verstorbenen Frau Forster's, geflossene Lebensbeschreibung sucht den Antrieb zu diesen Verbindungen großen Theils in Forster's steten Geldverlegenheiten und seinem Streben nach Ueberfluß. „Da er nicht die Charakterkraft hatte, ohne Mismuth zu entbehren, da er sich nicht über seinen theilnehmenden Kummer, über die Bedrängniß seiner Aeltern emporschwingen konnte, ergriff er den überirdischen Trost und die Aussicht auf wunderbare Hülfe, welche der Rosenkreuzerorden ihm bot, mit sehnsüchtigem Eifer. Er betete, hoffte mit Geistern in Verbindung zu kommen und war unaufhörlich mit chemischen Arbeiten beschäftigt, die zur Entdeckung des Steins der Weisen führen sollten". So jene Biographie, der man es nicht zum Vorwurf machen kann, daß sie ihren Helden überall zu sehr ins Schöne gemalt. Forster selbst gibt, nicht lange nachdem er sich von jener Verbindung getrennt, über seinen Antheil an derselben folgenden über ihn und andere in ähnlicher Lage Befindliche sehr belehrenden Aufschluß (S. 426): „Sie wissen, ich war ein Schwärmer; aber wie sehr ichs gewesen bin, welchen hohen Grad ich erstiegen hatte, das konnten, weil ichs für Pflicht hielt, es zu verbergen, sehr wenige Menschen wissen. Ich habe Alles geglaubt. Die Ueberzeugung, daß Diejenigen, die mich zu diesem Glauben führten, keine moralisch-guten Menschen wären, öffnete mir die Augen; ich glaubte nun, das ganze aufgethürmte Glaubensgebäude auf einer Nadelspitze ruhen zu sehen, und wie ich die untersuchte, fand ich sie auch verrostet und unsicher, ich war wie Einer, der aus schweren Träumen erwacht und einer

Todesgefahr entronnen ist. Was ich je von Einbildungskraft hatte, spielte immer in sanften, rosenfarbenen Bildern; mit Liebe, mit sanften Empfindungen konnte man mich locken, wohin man wollte. Meinem Verstande schmeichelte es, Wahrheit zu erkennen, sie auszuforschen, und meinem Herzen, sie da zu finden, wo ich sie so gern suchte. Nichts ist berauschender für einen so eiteln Menschen, wie ich war, als das Glück, den großen Zusammenhang des Schöpfungsplanes zu übersehen, Gott nahe, in ihm gleichsam anschauend Alles zu lesen und concentrirt zu übersehen, was in anscheinender uns unbegreiflicher Unordnung da vor uns liegt, ein Vertrauter der Geisterwelt und selbst ein kleiner Halbgott, ganz Herr der Schöpfung, alle, auch die noch verborgenen Naturkräfte zu kennen, ihnen zu gebieten, und dies Alles durch das leichteste Mittel von der Welt, durch grenzenlose, seraphische *Liebe gegen* das vollkommenste Wesen, *innige Vereinigung im* Geiste mit ihm, *Selbstverleugnung im höchsten Grad*, Verachtung *alles Dessen, was* die schnöde Welt hochachtet, Entsagung aller Eitelkeit, beständige ascetische Gemeinschaft mit ihm, contemplative sowol als praktisch experimentirende Erforschung der Natur u. s. w. Von dieser Höhe war, wie leicht vorauszusehen, der Fall etwas unsanft".

Wie sehr ist es doch zu beklagen, daß das tiefe religiöse Gefühl, welches, dem kalten ertödtenden Hauche mattherzigen Vernünftelns zu entgehen, zu dem Glauben flieht, und in dem unerschöpflichen, vom Verstande nie zu ermessenden Borne der göttlichen Gnade für den Durst des warmen Herzens Labung und Befriedigung sucht, so oft auf Irrwege geräth, in Einseitigkeit, Erstarrung, Härte übergeht, sich von der Lust und Freude des Lebens abwendet, beschränkende Formen, todtes Buchstabenwesen auf den Thron des Glaubens erhebt und das Reich Gottes von frommen Worten und äußerlichen Geberden erwartet! Noch schlimmer freilich, wenn Leidenschaften und Begierden sich ins Spiel mischen und bald sich mit jenen Regungen auf das seltsamste verweben, bald gar sich ihrer nur als Larve bedienen, die Unbefangenheit Anderer für selbstsüchtige Zwecke zu misbrauchen. Das eine Extrem führte zum andern, und zumal in jenen Tagen, wo der Unglaube mehr als je herrschte, Zweifelsucht sich aller Geister bemächtigt hatte, die durch Lesen, Forschen, durch irgend einen Grad von Bildung sich von dem frommen Glauben der Kindheit entfernt hatten. Forster's reifste Periode fällt in diese Zeit; es kann Niemand wundern, daß er sich in die Skepsis tauchte, da die Philosophie den Rückweg zur christlichen Offenbarung, den Punkt, wo die Uebereinstimmung mit derselben als nothwendig erscheint, noch nicht gefunden hatte. Daher es nun von ganz religiösen Stellen aus den Jahren 1782 u. 1783, wie S. 296, 302, 326, die wir zum Nachlesen empfehlen, in den nächsten Jahren zu anderslautenden übergeht, z. B. S. 430: „Noch gibt es viele Dinge, deren Wirklichkeit zu glauben mir ein Vergnügen macht, so wenig diese Wirklichkeit erwiesen werden kann. Möglich ist ihr Sein und auch ihr Nichtsein, und gerade die letztere Möglichkeit ist doch wol ein hinreichender Grund, an die Entscheidung, ob sie sind oder nicht sind, keinen einzigen Faden meines Glücks und meiner Zufriedenheit fest zu knüpfen". — An Jacobi (S. 468): „Wie wünschte ich, mein Bester, um einmal mit meiner reifern Ueberlegung und Erfahrung vor Ihren Richterstuhl treten und erfahren zu dürfen — nicht welcher Ring der echte, oder ob ein echter überhaupt vorhanden ist —, sondern ob es nicht Finger geben kann, auf welche der Ring, welcher es auch sei, nicht paßt, und ob der Finger darum nicht auch ein guter, brauchbarer Finger sein kann". Und 2 Jahre nachher an Lichtenberg (S. 582): „Meines Bedünkens hat mein Freund, der düsseldorfer Jacobi, mit seiner Rückkehr unter die Fahnen des Glaubens eine klägliche Rolle gespielt, indem kein Mensch den Schluß einzusehen vermag, der ihn zu dieser Rückkehr geleitet hat. Seine Nothwendigkeit eines theologischen Glaubens, weil ein physischer Glaube nothwendig ist, scheint ein sehr schwacher, sophistischer Grund; denn Anderes ist doch, an Dasjenige glauben, was alle Erscheinungen zu allen Zeiten für alle Menschenorgane gleich darstellen, und dagegen Das, was keines Menschen Organ sich je darstellen kann, und folglich nie einem Menschen Beweis oder Empfindung seines Daseins gibt. Aber freilich berufen sich Schwärmer auch auf Empfindungen, die kein gesunder Mensch je hatte". Aber selbst auf dieser Höhe, oder vielmehr in dieser Tiefe des Skepticismus wie ganz anders stellt Forster sich dar als die selbstzufriedene Bornirtheit, die damals den Ton angab und (leider nicht damals allein) Jedermanns Verstand in Zweifel zog, der sich erkühnte, nicht so bornirt zu sein als sie.

(Der Beschluß folgt.)

Niebuhr vor dem Forum der englischen Kritik. *)

Wir übergehen die verächtlichen Ausfälle des Neides und der Beschränktheit, auf welche sich: „A vindication of Niebuhr's „History of Rome" from charges of the „Quarterly review", by C. J. Hare" (London, 1829), bezieht, mit Stillschweigen und theilen unsern Lesern lieber die freudige und hohe Anerkennung mit, welche unser berühmter Landsmann bei allen unparteiischen und urtheilsfähigen Briten findet. Sie spricht sich besonders durch eine Stimme im „Westminster review" (Nr. XXII, S. 353—388) aus:

„Die neuere Geschichte betreffend haben zwar die Briten stets den ersten Rang behauptet; aber was die alte anbelangt, so muß man eingestehen, daß die Briten da nie den Geist des Alterthums erfaßt haben. Der Grund ist darin zu suchen, daß die britischen Geschichtschreiber im Allgemeinen nur mit mittelmäßigen philologischen Kenntnissen ausgestattet gewesen sind, und daß sie nun, anstatt durch vertraute Bekanntschaft mit der gesammten alten Literatur lebendige Gemälde der alten Zeiten hervorzubringen, sich begnügt haben, ihre Geschichte nach den Erzählungen der griechischen

*) Vgl. Nr. 232 u. 233, u. 287 u. 288 d. Bl. f. 1829. D. Red.

und lateinischen Schriftsteller zusammenzusetzen. Am wenigsten aber sind philosophische Forscher da von ihnen befriedigt worden, wo von jenem dunkeln und mythischen Zeitalter, in welchem die Staaten ihre Form und die Völker ihren Charakter erhielten, die Rede war; denn da konnte die wahre Geschichte nicht durch ein Verfahren, welches für die Behandlung unserer Zeiten ausreicht, gewonnen werden. Es gibt kein einziges Werk in englischer Sprache, aus welchem man sich über das wahre Verhältniß, worin Mythologie und Geschichte zu einander stehen, gründlich belehren könnte. Diejenigen britischen Schriftsteller, welche nach Allgemeinverständlichkeit und Anwendbarkeit streben und überall bestimmte und handgreifliche Ereignisse gewinnen wollen, verflüchtigen die Poesie und die übernatürlichen Agentien der alten Fabel gänzlich, sodaß nur ein schaler Bodensatz, der nun als Geschichte gelten soll, übrig bleibt *); andere hinwiederum, tiefere Forscher, erblicken in Allem religiöse Geheimnisse und Lehren. Deshalb glauben denn nun einige, daß alle Versuche, Thatsachen aus diesen Fabeln zu ziehen, nutzlos bleiben müssen, und daß man nichts Klügeres thun könne, als sie wiederum den Dichtern zu überlassen, wie Dichter sie zuerst geschaffen hätten. **) Aber das ist nicht der rechte Weg! Die Dunkelheit, die über den mythischen Zeiten hängt, ist keine ägyptische Finsterniß, sondern sie ist das Zwielicht, in welchem das Auge, wiewol es da seine Sehkraft verloren zu haben scheint, wenn es plötzlich dahin aus dem hellen Tageslichte versetzt wird, dennoch gar bald die Formen und stärkern Umrisse der Dinge unterscheiden lernt, selbst wenn auch die Farbe derselben sich noch nicht bestimmen und die kleinern Theile noch nicht sollten unterscheiden lassen. Wer mit Untersuchungen dieser Art noch unbekannt ist, wird von Niebuhr's Geschichtswerke freilich keineswegs angesprochen werden. Der Uebergang ist zu überraschend, zu plötzlich. Man hatte sich gar zu lange und gar zu sehr an einen unbedingten Glauben gewöhnt. Den soll man nun auf einmal gegen einen nationalen Skepticismus vertauschen, und soll die altgewohnten, eingewurzelten Meinungen aufgeben. Denen, welche mit den schon geschehenen Vorschritten noch unbekannt sind, zeigt er plötzlich die höchsten Ergebnisse und die kühnsten Flüge des Geistes, der die Regionen des entferntesten Alterthums frei durchforscht. Die wagen es nicht, ihm zu folgen, oder — können es nicht".

„Die 3. Ausgabe des Niebuhr'schen Werkes ***) hat bedeutende Vorzüge vor der frühern. Vieles Dunkle, was an den frühern Ausgaben getadelt wurde, ist aufgehellt worden; ein Reichthum von erläuternden Noten ist hinzugekommen. Daß indessen noch Manches dunkel geblieben ist, ja! zurückstößt, darf uns gar nicht befremden, denn dieses ist bei einer „kritischen" Geschichte nicht zu vermeiden. Der geschichtliche Faden — das läßt sich nun einmal nicht ändern — wird durch die kritischen Untersuchungen öfters abgerissen. Zerstreute Winke müssen wir mühsam zusammensuchen und zusammenfassen da, wo wir lieber mit einem hellen, festen Blick Alles bestimmt und deutlich vor uns gesehen hätten, was denn auch hin und wieder, z. B. bei der Ritterschaft in der Zeit der Könige, wol hätte bewerkstelligt werden können und sollen. — Ob die „neuen" Ansichten Niebuhr's in der Folge die Prüfung aushalten und zu „geschichtlichen Wahrheiten" gedeihen werden, ist keine Frage von großer Bedeutung. Aber von ungemeiner Bedeutung ist, daß Niebuhr den Geistern der Zeitgenossen einen neuen Aufschwung gibt. Hierdurch erweist er der Menschheit einen Dienst, den man nicht blos nach dem Zuwachs an Kenntnissen, die an das Licht gebracht werden, abschätzen muß. Mit jeder Kraft, jenen mächtigen Aufschwung zu bewirken, ist Niebuhr begabt. Mit ungemeinem Scharfsinn verbindet er eine unermeßliche Gelehrsamkeit, deren Schätze ihm stets zu Gebote stehen. Alles, was das Alterthum umfaßt, ist ihm genau bekannt; jede Landstraße und jeder Nebenpfad. Wie in der alten, so ist er auch in der neuern Geschichte bewandert. Seine ausgezeichnete philologische Gelehrsamkeit erweist sich in den zahlreichen Berichtigungen und Herstellungen alter Schriftsteller, wobei er von Handschriften, aus denen allein man die Verbesserungen schöpfen kann, ausgeht. Ortskenntniß der römischen Geschichte, genaue Bekanntschaft mit den Denkmälern und der Lage der Stadt und des Landes hat er sich durch eignen Anblick und tiefes Studium erworben. Diese aus so vielen Quellen abgeleitete Kenntniß trägt er mit erstaunenswürdiger Fertigkeit zu jedem Punkte seines Gegenstandes, und sie ertheilt ihm beim Unterscheiden der verschiedenen Beziehungen eine Schnelligkeit, wie die des eignen Anblicks. Der alte Grundplan der römischen Verfassung liegt klar vor ihm mitten unter den Verwirrungen späterer Baue, und den Stein, welcher, um die Herstellung des alten Grundplans zu vollenden, nöthig ist, holt Niebuhr von Dem, was ein Haufen ununterscheidbarer Bruchstücke zu sein scheint, mit sicherm Griff herbei. — Nicht minder stark spiegelt sich auch der Charakter Niebuhr's in seinem Werke ab. Wer es liest, kann keinen Augenblick länger an des Verfassers heißer Wahrheits- und Freiheitsliebe zweifeln. Und wenn auch der Ausdruck seiner Gefühle zuweilen die Grenze der philosophischen Ruhe, die dem Geschichtschreiber wohlansteht, überschreitet, so ist es doch augenscheinlich das Ueberwallen eines wohlwollenden Gemüths. Weit leichter kann man aber das vergeben als jene kaltblütige Gleichgültigkeit, welche die Kämpfe eines Volkes für Freiheit und Glück herrerzählt, ohne durch irgend ein Gefühl von Theilnahme und durch irgend ein Glückwünschen erwärmt zu werden".

Einzelne Punkte, welche der Brite dann mit guten Waffen (wie es scheint) anficht, sind: die Ableitung der Ländernamen; die Wanderungen der Pelasger; die Grenzen Umbriens; die Abstammung der Etrusker; die Aeneassage; die Gestaltung der ältesten Geschichte Roms, wo der Brite den Einfluß der Dichtung auf selbige zu beschränken sucht; die Ansichten Niebuhr's, anbelangend populus, plebs, clientes. Doch setzt er zuletzt hinzu und schließt auch damit seine ruhige und gründliche Kritik: „In dieser frühesten Periode Roms ist, weil es leicht ist, gegen jedes System zu opponiren, es auch sehr schwer, ein anderes aufzustellen, was nicht gleicherweise angreifbar wäre". 6.

*) **) Glücklicherweise kennt der gute Brite die historischen Urkundenmänner, und die philologischen Buchstabenmänner, die auch in der deutschen historischen Literatur nisten, noch nicht, und wir wollen uns hüten, sie ihm zu verrathen.

***) Schon die älteste Ausgabe (Berlin, 1812) wurde von F. A. Walter ins Englische übersetzt (2 Bde., London, 1827). Die 2. Ausg. hat 2 gemeinschaftliche Uebersetzer an J. C. Hare und C. Thirlwall gefunden, denen Niebuhr mit besonderm Rath beisteht (London, 1828—29).

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

in ein besonderer Reiz dieser Gedichtsammlung besteht, sie rein aus der Feder des königlichen Dichters erhalten zu haben, ohne daß er Rücksprache mit sogenannten Dichtern vom Fache gepflogen. Die Freunde des großen Friedrichs haben durch die Einmischung ihrer Federn den Poesien dieses Monarchen keinen Dienst geleistet; man hat sich ohne Zweifel mit Unrecht gewöhnt, sie nur halb für sein Werk zu halten. Nicht so ist es mit König Ludwigs Gedichten. Ihn, ihn *selbst* haben wir erhalten; er hat als Dichter den Muth gehabt, mit allen Zufälligkeiten vor die Nation zu treten, mit Mängeln, welche freilich in der Dichterlaufbahn eines Privatmannes durch das Urtheil von Freunden und Feinden leichter verschwinden, als auf dem einsamen Pfade, den ein fürstlicher Sänger zu wandeln hat. Und jene edle **Aufrichtigkeit**, welche die Kritik in so mancher höhern Beziehung an den Gedichten des Königs Ludwig zu rühmen findet, zeigt sich besonders auch darin, daß er sie uns in ihrer ursprünglichsten Gestalt überliefert hat. So markte denn auch die Kritik nicht über Das, was er uns gegeben. Sie lasse uns ungestört in unserm geistigen Verkehre mit einem Fürsten; ein solcher findet ja nicht alle Jahre, nicht alle Jahrhunderte statt. 2.

Correspondenznachrichten.

München, im November 1829.

Nachdem ich München 8 Jahre lang nicht gesehen hatte, vergönnten mir die Umstände, im Herbst dieses Jahres wieder einen kurzen, äußerst genußreichen Aufenthalt hier zu machen.

Es ist oft, und mit Grund, bedauert worden, daß München eine so wenig günstige Lage hat. Was indessen geschehen konnte, die etwas einförmigen Umgebungen zu verschönern, das ist geschehen. Fleißiger Anbau hat den sonst unfruchtbaren Gefilden doch ein leiblich blühendes Ansehen gegeben; und obschon Gärten und Landhäuser umher nicht gerade schön und geschmackvoll genannt werden können, so zieren sie doch das Land durch ein gewisses Ansehen von Wohlhabenheit und verbreiteten Lebensgenuß. Kurz, der Fremde, der sich der Stadt nahet, findet zwar kein reizendes Land, aber das Ganze wird ihm doch sagen: **Hier ist gut wohnen!**

Die Erweiterungen und Verschönerungen der Stadt haben ihr ein so verändertes Ansehen gegeben, daß ich davon mehr überrascht war, als es ein Fremder gewesen sein würde, der München nie zuvor gesehen gehabt hätte. Es scheint fast, als ob die Baulust zu weit ginge: Straßen und Häuser entstehen, aber die Menschenzahl — wennschon sie bedeutend zugenommen hat — wächst doch schwerlich in gleichem Verhältniß. Nach den Anzeigen so unendlich vieler leeren Wohnungen, die man zur Miethe anbietet, muß man glauben, daß viele Unternehmer, die auf Speculation bauen, sich wol verrechnet haben dürften, und noch sieht man eine sehr große Anzahl von Häusern, ja ganze Straßen, die erst im Entstehen sind. Gegen die Mehrzahl der neuen Häuser dürfte vielleicht einzuwenden sein, daß ihnen eine zweckmäßige und wohnliche innere Eintheilung fehlt, wenn auch das äußere Ansehen nichts zu wünschen übrig läßt.

Die öffentlichen Gebäude sind durch so viele Beschreibungen bekannt, daß ich mich enthalte, darüber etwas zu sagen; sie zeigen den nützlichen und wohlberechneten Prachtaufwand der gegenwärtigen Regierung zu edeln Zwecken.

Das gesellschaftliche Leben, das sich allenthalben ähnlich sieht, ist übrigens glänzend und belebt in München. Ich gedenke nur Eines, der vielen Feste, die im Laufe des Winters hier stattzuhaben pflegen, weil es in seiner Art nirgends so besteht. Die Künstler geben nämlich vereint dem Hofe und der übrigen Gesellschaft der gebildeten Stände alljährlich ein Ballfest im Odeon, das nicht nur rücksichtlich des schönen Locals und der ebenso eleganten als somptuösen Einrichtung sich auszeichnet, sondern besonders durch die edle und doch ungezwungene Haltung, durch die schöne Vereinigung des Anstandes der großen Welt mit heiterer Fröhlichkeit, welche hier herrscht. Es ist leider in Deutschland noch nicht so allgemein eingeführt, daß Bildung und guter Ton hinreicht, um Gleichheit im Umgang zwischen den verschiedenen Ständen herzustellen.

Das Theater ist, wie billig, unter allen Unterhaltungsanstalten am höchsten geschätzt. Der Aufwand, den der Hof und das Publicum zu dessen Unterhalt macht, geben der Direction die Mittel, ausgezeichnete Künstler anzustellen und auf Decorationen und Costume das Erfoderliche zu verwenden. Dabei gehört das Orchester zu den vortrefflichsten der Welt. Auch wird allerdings das Publicum durch Vorstellungen ergötzt, die nichts zu wünschen übrig lassen. Indessen muß man mit Bedauern gestehen, daß die Auswahl der mehrsten Vorstellungen von einem hohen Grade von Gleichgültigkeit zeugt, welche die Direction für das Publicum zu haben scheint. Die gehaltlosesten und veraltetsten Erscheinungen unserer dramatischen Dichtungen wiederholen sich 10 Mal, ehe einmal eine glücklichere Wahl das Publicum erfreut. Selbst das Neue ist oft so, daß man es lieber gar nicht gesehen hätte. Die neueste Oper: „Der Untersberg", ist eine höchst unbedeutende Erscheinung, so sehr sie auch ex officio gelobt worden ist.

Das geistige Leben hat an Umfang und an Mannichfaltigkeit in Baiern unendlich gewonnen; Kunstsinn und wissenschaftliche Bildung hat sich weit allgemeiner verbreitet. In d. Bl., Nr. 220—225, für 1829, findet sich ein Schreiben „Aus und über Baiern", nach welchem eine fast allgemeine Unzufriedenheit in Baiern herrschen soll, und der Verf. rügt die Mängel, welche diese angeblich veranlassen. Diese Beleuchtung des öffentlichen Zustandes in Baiern soll von einem tiefen Beobachtungsgeiste und vieler Sachkenntniß zeugen. Gewiß wird das Gute und der Tadel dieses Schreibens, wenn er gegründet ist, erkannt werden und Nutzen stiften. Zu bedauern ist aber doch, daß Uebertreibung und Tadelsucht so vielfältig, mehr als der Wunsch, zu belehren, hervorleuchtet, und daß der Verf. in seiner übeln Laune das Gute übersieht, was so sehr Anerkennung verdient.

Eine Staatsverwaltung, welche bestehende Zerrüttungen in den Finanzen ordnet, übertriebene Ausgaben beschränkt und das Gleichgewicht derselben mit der Einnahme immer mehr und mehr herstellt, — die durch vermehrte Betriebsamkeit die Quellen des öffentlichen Wohlstandes und Erwerbs vermehrt, — die so thätig und wohlwollend und mit so sichtbarem Erfolg Geistescultur befördert — eine solche Staatsverwaltung könnte allgemeine Unzufriedenheit erregen? Daß aber wirklich die gegenwärtige Regierung nach diesen Zwecken strebt und durch Weisheit und Ausdauer Fortschritte auf der Bahn zu diesem Ziele gemacht hat, davon zeugen wesentliche Verbesserungen in der Landwirthschaft, die nach langem Widerstande nun anheben und sich verbreiten; davon zeugen Vermehrungen und große Verbesserungen der Fabriken, Manufacturen und Arbeiten; denn wenn hier auch noch lange nicht Alles geschehen ist, so ist doch viel geschehen, und es vermehrt sich die Thätigkeit und der Gewerbsfleiß täglich; — endlich ist der neue Handelsverein der glänzendste Beweis von der Weisheit, mit welcher die Regierung die Quellen des Wohlstandes zu vermehren sucht.

Wie viel für das Aufblühen der Künste und Wissenschaften geschehen ist und noch geschieht, ist bekannt.

gibt, wie häufig sind sie von den Unwürdigsten eingenommen!

So von seinem Vaterlande geehrt, aber weder genutzt noch belohnt, gab Forster einem Vorschlage Gehör, der ihm vom Auslande kam. In Polen regte sich damals ein Schimmer des Gedankens, die Nation durch wissenschaftliche Cultur zu beleben und zu fördern, man suchte Forster als Lehrer der Naturgeschichte für die Universität zu Wilna zu gewinnen, und es gelang. Der Verdruß, den Forster über seine beschränkte Lage in Kassel und über die Unmöglichkeit, seine Studien dort, wie es ihm Bedürfniß war, zu treiben, empfand, die Bereitwilligkeit der polnischen Erziehungscommission, die Schulden, die er dort gemacht, zu tilgen und ihm die Summe nicht in Anrechnung zu bringen, ließen ihn übersehen, nach welchem Lande und in welches Klima er zog.

Im Frühlinge des Jahres 1784 verließ Forster Kassel. Hier beginnen die Briefe mit seiner nachmaligen Frau, der Tochter des berühmten Heyne, von dem F. schon 3 Jahre vorher schreibt, er verehre ihn als einen der respectabelsten Menschen, als einen Mann, der nicht blos die Seele und der Verstand, sondern auch das Herz von ganz Göttingen sei (S. 280). Das vorangesetzte Leben berichtet: „Nachdem F.'s Verhältnisse in Wilna berichtigt waren, machte er noch einen Besuch in Göttingen, wo er, ohne vorhergehende nähere Bekanntschaft, um seine nachmalige Frau, Heyne's älteste Tochter, warb, aber, auf ihres Vaters Wunsch, ohne eine abgeschlossene Verbindung aus Deutschland schied. Das junge Mädchen hatte Forster bei seinen Besuchen in Göttingen, während seines sechsjährigen Aufenthalts in Kassel, einige Mal gesehen, die innigste, bis zu seinem Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm, Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn in dem öden Polen erwartete, Herzlichkeit, Jugendmuth und Stolz spornten sie an, mit dem berühmten Manne ein ernstes Schicksal zu theilen, und so gab sie Forster vor andern Aussichten den Vorzug". Was den Mangel einer vorangegangenen nähern Bekanntschaft betrifft, so scheint Forster selbst eine solche nicht vermißt zu haben, denn schon in dem ersten der hier mitgetheilten Briefe an die Herausgeberin schreibt er (S. 384): „Ich erkenne dieses sanfte, dieses innige Theilnehmen und Wiederergießen Ihres Herzens, dem ich selbst all mein jetziges Glück, meine ganze Beruhigung, meinen lebhaftesten Sporn zum Fortschritte auf einem ungebahnten Wege zu verdanken habe". Er schildert sich ihr als ein duldendes, menschenliebendes, kirres Geschöpf von je und je, das gewohnt ist, an jedem Dinge und an jedem Menschen die beste Seite aufzusuchen und, um dieser willen, alles Uebrige zu vergessen (S. 444); der glaubt, daß die große Anzahl von Menschen, die ihm Freundschaft und Liebe schenken, etwas für seinen Charakter beweisen, und der schließt, daß er gefällt, weil er ohne Prätention sei, und Jedermann wohl, Keinem übel will (S. 387); dann aber auch die bekannten Worte Hamlet's an Ophelia, ihm stehen mehr Vergehungen zu Dienst, als er Gedanken habe, sie zu hegen, auf sich anwendet. „Ich weiß ungefähr, was recht und gut wäre für mich, aber ich verstoße unaufhörlich gegen dieses bessere Wissen, und Gott weiß, es ist nicht falsche, nicht wahre Demuth, sondern die Treue, die ich Ihnen geschworen habe, die mich Ihnen bekennen läßt, daß ich eben dieses Bewußtseins halber unter dem wehmüthigem Gefühl erliege, wenn meine Freunde mich loben. Nicht, daß dieses Lob mir schmeichelte; es thut es freilich, denn gerade in diesem Punkt bin ich der schwächste Mensch, aber Alles in mir straft meine Eitelkeit Lügen, so oft sie sich untersteht, es als ihr Recht anzunehmen" (S. 422). Kein Unbefangener wird anstehen, auch dieses Bekenntniß in die Wagschale für Forster zu legen, denn nur das sittliche Zartgefühl kann sich selbst so beobachten, so beurtheilen. Wie viel höher steht doch ein solches Bewußtsein als die Empfindung einer stumpfen Seele, deren Gewissen ihr weit weniger vorzuwerfen hat, aber nur weil ihre geistigen Fühlfäden sich weder nach Innen noch nach Außen so weit erstrecken, um die Welt von Versuchungen, die Jenes umgibt, auch nur zu gewahren! Und jene Worte, die der große Dichter Hamlet in den Mund legt, was bedeuten sie anders, als, christlich ausgedrückt, den Jedem angeborenen Keim zur Sünde, der nur durch feste Kraft des Willens, unter dem Beistande einer höhern Macht, zurückgedrängt und besiegt werden kann!

In der Voraussetzung, hierüber nicht misverstanden worden zu sein, schreibt er denn auch an einem andern Orte (S. 498): „Sie sind mir das edeldenkendste, beste Mädchen, das ich je sah, ich bin Ihnen ein redlicher Mann von weichem Herzen, von ziemlich richtigem Naturgefühl, der nach einigen allgemeinen Grundsätzen nicht an eine sklavische Tugend glaubt, sondern nach der jedesmaligen Lage der Sachen das Beste zu wählen wünscht und strebt. Wir erkennen Beide, daß dies unter den Menschen heutzutage eben nicht allgemein ist; wir fühlen uns dadurch einander näher, verstehen uns, und haben durch Selbstprüfung und Selbstverleugnung gelernt, mit der menschlichen Natur nachsichtsvoll zu sein, nicht zu viel von ihr zu fodern, kleine Irregularitäten zu verzeihen, wenn nur Tugend im Ganzen und mit ihr wahre Glückseligkeit das Ziel bleibt; wir wissen, daß das höchste, reinste Glück, dessen Menschen auf Erden fähig sein können, in Mittheilungen besteht, in Liebe, die sich selbst in Andern empfindet und Anderer Wohl und Freude zum ihrigen macht". Zugleich spricht er die Ueberzeugung aus, daß diese Verbindung sein Glück ausmachen wird, wenn er nur sehen werde, daß seine Freundin bei ihm glücklich sei. „Die Ruhe", sagt er schon früher (S. 433), „die aus dem vollen Vertrauen auf wechselseitige Liebe entspringt, die ists, die uns unser Glück zusichert. Ich habe nur noch 2 Epochen vor mir, die der Ehe, und die der Auflösung; und ich danke es Ihnen, daß Sie mich über die erste durch Ihre Zärtlichkeit so ganz beruhigen.

Wenn ich an Sie, als an meine künftige liebe Gattin denke, so macht mich Ihr gefühlvolles Herz und Ihr strenger Begriff von Pflicht, dem Sie so willig folgen, für jedes Ereigniß unbesorgt; o, die Liebe ist langmüthig und geduldig und läßt keinem bittern Gedanken Raum!" Und mit aller Schwärmerei der Sehnsucht nach den übersinnlichen Genüssen der Psyche, drückt er Das, was er von der Ehe erwartete, aus, wenn er schreibt (S. 475): „Der vertraute Umgang mit Ihnen, meine liebe Freundin, lehrt mich gewiß so leben, wie man leben soll, um dereinst auch fortzuleben jenseits der großen Verwandlungsperiode. Sie werden meiner Seele das zarte Gehäuse bauen helfen, welches sie als ihre *einzige* Beute einst aus dieser Welt in jene übertragen wird; ein Gewebe von den reinsten, den besten Ideen, den auserlesensten Gefühlen, Gedanken und Thaten, *in denen* sie, sich dort wieder ihrer selbst *bewußt, ihr Wesen* forttreiben wird. *Uebereinstimmung mit Ihnen*, innigste Seelen*vereinigung mit Ihnen* wird der Gürtel, das Band *sein*, wodurch *alles Jenes* zusammengehalten *wird*". Fünf Wochen nach der Hochzeit schreibt er an Jacobi (S. 532): „Mit jedem Tage werde ich fester von der Dauer meines Glücks, von der Vortrefflichkeit meines Weibes überzeugt. Ich konnte Ihnen das gute, liebenswürdige, seltene Geschöpf nicht zeigen; das thut mir sehr wehe, mein Theurer, denn Sie vor Allen hätten sich gefreut, das Schicksal Ihres Forster in solchen Händen zu wissen". Und nun folgt ein Gemälde dieses Weibes, von der Hand eines Liebenden entworfen, das man im Buche selbst nachlesen mag.

Diesen Ton findet man nach Jahren nicht mehr angeschlagen, vielmehr ahnet der Leser Verstimmung. Die Lebensbeschreibung sagt (S. 36): „Warum in spätern Jahren eine Ehe, in der gegenseitige Achtung und innige Theilnahme unerschütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, ist das Geheimniß der beiden Gatten, in das Niemand ein Recht einzudringen hat". Ein Recht? Freilich hat Niemand ein Recht darauf; aber seit wann fragt man Die, welche die innere Geschichte hervorragender Geister kennen zu lernen wünschen, nach ihrem Rechtstitel? Man mag diese Delicatesse ehren, aber bedauern wird Jeder, dem Forster's Persönlichkeit werth geworden ist, und der den großen Zusammenhang von Thaten, Gedanken, Leben und Schicksal begreift, daß über dieses Verhältniß, welches in Forster's letzte Jahre unleugbar einen Schatten geworfen, sehr wahrscheinlich auch auf verhängnißvolle Entschlüsse Einfluß geübt hat, hier keine nähere und befriedigende Auskunft zu finden ist.

7.

Englische Almanache.

Erster Brief.

Ich versprach bei meiner Abreise, werther Freund, Ihnen nach meiner Ankunft in der Hauptstadt des britischen Reichs einen Bericht über die neuen englischen Taschenbücher für Ihre „Blätter f. lit. Unterh." zu senden. Da ist schon der erste; ein zweiter soll sogleich nachfolgen, wenn mir die übrigen glänzenden Erzeugnisse dieses neuen Zweiges des Buchhandels zu Gesichte gekommen sein werden. Im Allgemeinen genommen, sind sie, wie ihre Verwandten in Deutschland, in literarischer Hinsicht größtentheils höchst unbedeutend; die Erzählungen sind meistens matt, kraft- und farblos und zeichnen sich vor den deutschen durch nichts aus, als daß sie gewöhnlich sehr kurz zugeschnitten sind. Aeußerst selten stößt man auf eine, welche 100 Seiten füllt, fast alle laufen auf 20—40 Seiten ab, und daher kommt es, daß, wenn ein deutsches Taschenbuch aus 4—6 Erzählungen besteht, ein englisches deren 10—15 und überdies eine große Menge Gedichte enthält, welche seit einigen Jahren aus den meisten deutschen verwiesen zu sein scheinen. Ausgezeichnet hoch stehen dagegen die englischen Taschenbücher in typographischer Hinsicht und wegen der in ihnen enthaltenen herrlichen Kupfer- oder vielmehr Stahlstiche, von denen viele kleine Meisterstücke sind und einen Platz in dem Portefeuille jedes Kunstfreundes verdienen, was man leider nur wenigen deutschen nachrühmen kann. Es ist ein wahrer Genuß, diese Schöpfungen der Nadel in dem „Forget-me-not", dem prachtvollen „Keepsake", dem „Friendship's offering", „Literary souvenir", „Amulet" u. s. w. zu beschauen; das Auge des sinnigen Kunstfreundes kann sich kaum wieder davon trennen und weiß nicht, was es eigentlich am meisten daran bewundern soll! Und Sie erlauben mir deshalb auch, mehr auf diese Kunstwerke bei meiner Musterung Rücksicht zu nehmen, als auf den eigentlichen Inhalt der Taschenbücher, der ja doch nur Nebensache bei ihnen ist.

Den Vortritt verdient, schon darum, weil es das älteste ist,

1. Forget-me-not; a christmas and birth-day present for 1830. Edited by *F. Shoberl*.

Fast alle Modeschriftsteller und -Schriftstellerinnen haben Beiträge dazu geliefert, und es ist dadurch eine so buntfarbige Mannichfaltigkeit und Abwechselung erzielt worden, daß sie einer Harlekinsjacke gar nicht unähnlich sieht. Den meisten Lesern ist das freilich recht, denn die kleinen leichten Dingelchen, die den Lesemagen weder durch Schwere verderben, noch durch viele Würze überreizen, sind in einigen Minuten genossen und verdaut. Einige Beiträge von W. G. Harrison, und der „Rothe Mann", von dem neuen Pythagoräer, möchten noch das Beste sein. Der erste dichterische Versuch Lord Byron's, der darin abgedruckt, ist unbedeutend im höchsten Grade, desto vorzüglicher aber sind die zahlreichen (13) Stahlstiche, welche denen der frühern Jahrgänge in keiner Art nachstehen. Da sie jedoch im Vaterlande durch das Cotta'sche „Taschenbuch für Damen" wahrscheinlich schon bekannt sein und in demselben die verdiente Anerkennung gefunden haben werden, so halte ich es für unnütz, mich weitläufig darüber auszulassen, und führe Ihnen deshalb sogleich vor

2. Friendship's offering; a literary album and christmas and new year's present for 1830.

das 15 Erzählungen enthält, von denen keine ausgezeichnet zu nennen ist, die sich aber sämmtlich leicht hin lesen. Voran steht eine italienische Räuber- und Banditengeschichte von *Αλκμαιων*, die mir etwas unwahrscheinlich vorkommt und „Il Vesuviano" heißt. Die übrigen führen die Titel: „Skizze eines Lebens", von William Kennedy; „Die Ausflucht zur See", von Mrs. Bowdich; „Der Liebhabersprung", eine Sage aus den schottischen Hochlanden, von Leith Ritchie; „Eine Geschichte von der weißen bristoler Postkutsche"; „Der Schuhflicker", von Miß Mitford; „Die Furt von Caltum", von dem Ettrick-Schäfer; „Rudolf, der Brudermörder"; „Muhrad und Eurabeth", von James Bailie Fraser. Doch was hilft Ihnen die weitere Aufzählung der Namen? Mir gefielen am besten: „Skizze eines Lebens"; „Eine Geschichte von der Postkutsche" und „Lucifer", eine Malernovelle, aus dem Leben des Malers Spinello Aretino. Auch dieser Almanach enthält wie der vorige 13 Stahlstiche, worunter sich vorzüglich

die 3 Landschaften: eine Ansicht des Vesuvs in Action und eines Theils von Neapel, Das Echo (Phantasie) und Spoleto, auszeichnen. Nicht minder ansprechen werden Lyra (besonders im Oberkörper herrlich von Dean gearbeitet); die echt englische, von Wilkie gezeichnete und von Robinson gestochene Scene, Das Zeitungslesen; ein weibliches Brustbild, die Geliebte zu einem Gedichte von Delta; Früher Schmerz (ein Kind mit seinem todten Vögelchen), von Westall gezeichnet und Finden gestochen; und vorzüglich auch eine ruhende Venus, vor welcher Amor und Psyche knien. Die nicht erwähnten sollen übrigens durch das Uebergehen keineswegs zurückgesetzt werden; jedes derselben hat seine eigenthümlichen Vorzüge. Besonders ist an dem „Friendship's offering" noch der Einband, gepreßtes Leder mit Goldverzierungen, rühmend zu erwähnen.

5. The literary souvenir for 1830. Edited by *Alaric Watts*.

Auch dieses, von dem Großbuchhändler Longman in artistischer und typographischer Hinsicht prachtvoll ausgestattete Taschenbuch scheint sein Hauptaugenmerk auf Mannichfaltigkeit, um nicht zu sagen, Buntscheckigkeit, gerichtet zu haben, denn es enthält nicht weniger als 75 Stücke (in Prosa und Poesie), die meist alle geachtete Namen an der Stirne tragen. Daß bei einer solchen Menge nicht Alles gut, Mehres mittelmäßig, wol gar seiner Stelle nicht würdig sein mag, läßt sich vermuthen. Und es findet sich allerdings Manches darin, was wir hinwegwünschten; dahin gehören: „Miss Myrtle", „The last man in town" und noch einiges Andere von derselben Art. Mit ebenso großer Sicherheit kann man aber auch voraussehen, daß sich manches Gute finden werde — und wir heben darunter vorzüglich heraus die Erzählungen: „Der Liebestrank", von dem Verf. der „Kreuz- und Querstraßen" (auch in Deutschland bekannt); „Der Wald von St.-Eufemia", von dem Verf. von „Konstantinopel im Jahre 1828", und „Ein Abenteuer zur See", vom Verf. von „Kuzzilbash"; „Die Schmuggler-Insel" und etwa 2 andere. Von den poetischen Beiträgen zeichnen sich die von Mrs. Hemans, Miß Dowles, dem Herausgeber und Wilies, einem jungen amerikanischen Dichter, aus. Ueber die Stahlstiche im „Literary Souvenir" brauchte ich eigentlich weiter nichts zu sagen, als daß sie denen in den beiden vorher erwähnten Taschenbüchern nicht nachstehen, und dies würde Empfehlung genug sein, doch will ich Ihnen wenigstens einige von dem Dutzend beim Namen nennen. Gleich zuerst treffen wir Mrs. Siddons als Lady Macbeth, nach einem Gemälde Harlowe's von Rolls gestochen. Untadelig. Man glaubt die große Künstlerin die Worte sprechen zu hören:

> — hie thee hither,
> That I may pour my spirits in thine ear;
> And chastise, with the valour of my tongue,
> All that impedes thee from the golden round,
> Which fate and metaphysical aid doth seem
> To have thee crowned withal.

Ferner der Verkauf des Hausleinens (?), nach Cobins, und meisterhaft von Rolls gestochen. Zwei andere, Jakobs Traum nach Allston, von Gooball, und Das Turnier, nach Willmore, von Martin gestochen, zeichnen sich durch die Menge der in diesen kleinen Raum zusammengedrängten, mit wunderbarem Fleiße und großer Genauigkeit ausgeführten Gegenstände aus. Vorzüglich hat mir noch gefallen Oberon und Titania von Edwars, nach einer Zeichnung von Howard gestochen. Der Feenkönig drückt der Gemahlin die Blume auf das Augenlid, welche vermag

> To make her fall of hateful fantasies.

Zum ersten Male erschienen einige für die Jugend berechnete Taschenbücher, als „The juvenile Forget-me-not", „The juvenile Keepsake", „The zoological Keepsake", „Ackermann's juvenile Forget-me-not" etc., über welche ich, sowie über die andern ältern und für ältere Leser bestimmten, als „The Amulet", „The Gem", „The Byou", „The wintery wreath", „The Keepsake", „The Iris" etc., Ihnen in dem zweiten Berichte das Nähere mittheilen werde, da der erste schon zu lang gerathen ist. 8.

Notizen.

Mustertitel zu Streitschriften.

Da Streitschriften anjetzo stark im Schwange gehen, und da ein recht pikanter Titel immer schon sowol den Eindruck als auch die Verbreitung solcher Schriften befördert, so bringen wir folgende 2 Mustertitel in Erinnerung, zumal selbige von fürstlichen Polemikern gewählt worden sind.

Der Freund der Reformation, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, und der Gegner derselben, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, wechselten 1540 und 1541 die folgendermaßen betitelten Streitschriften:

1. „Des durchl. hochgeborenen Fürsten und Herrn, HE. Johann Friedrich zu Sachsen u. s. w., wahrhaftige, beständige, ergründete, christliche und aufrichtige Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeiten, verfluchten Ehrenschänders, boshaftigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich der Jüngere nennt, unverschämt, kalphurnisch Schand- und Lügenbuch, Wolfenbüttel, Dienstag nach omn. sanct. 1540, wider vorgemeldeten Kurfürsten zu Sachsen will vollbracht haben und öffentlich durch den Druck ausgesprengt hat. 1541 gedruckt zu Wittenberg durch Georg Rhaw". (Des Kurfürsten Bildniß steht auf dem Titel.)

2. „Des durchl. hochgeborenen Fürsten und Herrn, HE. Heinrich des Jüngern, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, erhebliche, ergründete, wahrhaftige, göttliche und christliche Quadruplice wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeiten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths von Sachsen, der sich Hansen Friedrichen, Herzogen zu Sachsen, nennt, erdichtetes, erlogenes, unverschämtes Lästerbuch, welches er abermals am Datum: Torgau, Montags nach Judica, 1541, durch einen öffentlichen Abdruck wider gemeldeten Herzogen Heinrich ausgegossen hat". (Das braunschw. Wappen schmückt das Titelblatt.) 6.

Buchhandel in Nordamerika.

Die Hauptindustrie der Buchhändler in Amerika besteht darin, sich so schnell als möglich die in Europa (vorzüglich in England) erscheinenden neuen Werke zu verschaffen, um dann neue Ausgaben (Nachdrücke) davon zu veranstalten. Die Geschwindigkeit, mit welcher dies ausgeführt wird, ist aber auch in der That oft wahrhaft bewundernswerth, denn nicht selten geschieht es, daß ein neues Werk in London kaum den Buchladen verließ, und schon in zuweilen 10,000 Exemplaren starken Ausgaben in der neuen Welt circulirt und von dort zurück in die alte eilt, um hier einen Theil der Leser zu befriedigen. Gewöhnlich wird eine solche Speculation von einem Buchhändler allein betrieben, indem sich derselbe durch sein Geld und seine Connexionen in England das Original so schnell zu verschaffen sucht; ist nun aber seine, meist immer im Preise ziemlich hoch gestellte Ausgabe eine kurze Zeit heraus, dann kommen häufig noch wieder andere, von seinen amerikanischen Collegen veranstaltete auf geringem Papier und zu billigen Preisen zum Vorschein, und diese sind es dann gewöhnlich, die theilweis den Weg über den Ozean nach Europa suchen und diesem so bringen, was es eigentlich zuerst gab. Uebrigens machen solche geringe Ausgaben in Amerika auch gewöhnlich ihr Glück, denn man denkt dort in Betreff der Bücher wie bei uns, d. h. in Deutschland. Man sieht nicht so sehr wie in England und Frankreich auf gutes Papier und guten Druck, wenn man nur dabei etwas ersparen kann. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 5. — 5. Januar 1830.

1. The course of time, a poem in ten books, by *Robert Pollock*, A. M. Fifth *edition*. Hamburg, Herold. 1828. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Der *Lauf der Zeit*. Ein Gedicht in 10 Gesängen von Robert Pollock, A. M. Uebersetzt von Wilhelm Hey. Hamburg, Perthes. 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Gedicht ist in England innerhalb 4 Monaten 5 Mal aufgelegt; ein Zeichen, daß es in England noch eine große Zahl Leser von ernsten Dichtungen gibt, daß die Buchhändler dort ihre Sache verstehen, oder daß der innere Werth des Gedichts überwiegend ist, denn als Modeproduct kann es diese Aufmerksamkeit nicht erregt haben. Dem englisch-deutschen Abdrucke der 5. Auflage ist eine kritische Anzeige aus dem „Eclectic review" vorgedruckt, mit deren Uebersetzung wir auch unsere Anzeige beginnen wollen.

„Der „Course of time" ist das schönste Gedicht, welches in irgend einer Sprache seit dem „Verlorenen Paradiese" erschienen ist. Ohne damit sagen zu wollen, daß der Genius seines Autors größer sei als Milton's, so sprechen wir doch geradezu aus, daß wir lieber der Dichter vom „Lauf der Zeit" als der des „Verlorenen Paradieses" wären. Mögen unsere Leser diesen Ausspruch einer Urtheilsschwäche zuschreiben, ähnlich der, welche unsern großen Dichter bewog, seinem „Wiedergewonnenen Paradiese" den Vorzug vor allen seinen übrigen Dichtungen zuzuerkennen! Hr. Pollock ist da mit Erfolg aufgetreten, wo Dante — nicht aus Mangel angeborener Kraft, sondern weil er keinen bessern Führer hatte als die Irrlichter seines dunkeln Jahrhunderts — fehl ging. Dante konnte sich ein Fegefeuer vorstellen und eine Sprache schaffen; er war der Michel Angelo in den Versen, aber er war nur ein Dichter. Milton war weit mehr, ein Heiliger und ein Patriot, ein Theologe und ein Dichter, und dazu kam der unberechenbare Vortheil: er lebte im vollen Lichtschein der Reformation. Ein christlicher Dichter aber hat heutzutage weit größere Vortheile. Mag auch unsere Zeit nicht die günstigste sein, Originelles zu entwickeln, so kann doch kein Zweifel darüber walten, daß sie weit vorgerückt ist in der Kenntniß der Bibel. Das Hauptverdienst an Hrn. Pollock's Werke besteht darin, daß er so fest und unverrückt in seiner Dichtung der heiligen Schrift gefolgt ist, und daß jeder Umstand in seinem Gedichte, der nur fingirt ist, auch ganz untergeordnet und rein als Draperie gehalten ist".

Eine Kritik, die wir nicht unterschreiben können, die aber die unsere leiten kann. Kalif Omar soll, als er die alexandrinische Bibliothek den Flammen preisgab, gesagt haben: „Entweder steht es im Koran, und dann brauchen wir es nicht, oder es steht nicht im Koran, und dann brauchen wir es auch nicht" — ein vielfach verlästerter Barbarenspruch, der aber doch in gewissen Fällen eine gute Anwendung erlaubt. Verhält es sich so mit dem Gedichte, wie es in jener panegyrisirenden Kritik heißt, so weiß ich nicht, wozu das Gedicht gedichtet worden. „Das Hauptverdienst in Hrn. Pollock's Werke besteht darin, daß er so fest und unverrückt in seiner Dichtung der heiligen Schrift gefolgt ist, und daß jeder Umstand in seinem Gedichte, der nur fingirt ist, auch ganz untergeordnet und rein als Draperie gehalten ist!" Ist das sein Hauptverdienst; ist das des Dichters vorerstes Streben gewesen, warum hat er denn überhaupt gedichtet, warum diese ernste, schwierige, vielleicht eine Lebensarbeit unternommen? Wenn Alles schon in der Bibel stand, was er sagen wollte, wenn es nur eine Umschreibung galt, warum denn ein Gedicht daraus machen, da die Bibel immer das schönste, herrlichste, tiefste, innigste Erzeugniß der Rede selbst ist? Alles, was darin gesagt wird, kann nicht einfacher, ergreifender, besser gesagt werden. Galt es ihm aber, ein wirkliches Gedicht, was wir darunter verstehen: die bildlich-anschauliche Darstellung einer innern Empfängniß der Phantasie und des Geistes, organisch geboren, organisch aufschießend, Wurzel, Stamm, Aeste, Zweige, Blätter treibend, alsdann war wieder gar nichts damit gethan, die biblischen Aussprüche und Bilder in eine schöne Diction zu bringen. Es mußte etwas erfunden, etwas geboren werden, und die Erfindung durfte nicht untergeordnet als reine Draperie gehalten sein.

Auch die wohlmeinende Kritik kann eine doppelte sein, die auf die Gesinnung sieht, aus der das Gedicht hervorgegangen ist, und die das Gedicht betrachtet, wie es in der Erscheinung dasteht unter seines Gleichen. Der englische Kritiker, wenn er auch seines Autors Werk mit Milton und Dante vergleicht, erhebt sich doch nicht über die

Gesinnung, er ist darüber entzückt und, auf gut englisch, gut christlich und protestantisch ein blinder Parteimann. Die Gesinnung des Dichters ist gewiß echt christlich, der Geist der Liebe waltet hindurch, nicht aber so, daß sie den orthodoxen Anglikaner ganz vergessen ließe. Hier und da spuken echt britische Vorurtheile; er sieht die Fehler seiner Landsleute, aber mit britischen Augen, und der Orthodoxe predigt eine Strenge, die andern christlichen Dichtern vielleicht fremd wäre.

Der deutsche Kritiker darf sich nicht von der Gesinnung bestechen lassen, wenn er über die Dichtung, über das Werk, wie es vor ihm liegt, sprechen soll. Er muß nach etwas mehr suchen als diese Gesinnung. Indem er die Wirkung prüft, sieht er auf die Gestalt, welche die zur Erscheinung gediehene Gesinnung gewonnen hat. Er hat die 394 Seiten des englischen und die 501 Seite des deutschen „Laufs der Zeit" durchgelesen, Manches mit innigem Wohlgefallen wieder überlesen; aber ihm fehlt Das, was er von jedem Gedichte verlangt, wenn er die letzte Seite beendet und das Buch zugeschlagen hat: daß ihm ein Bild vom Ganzen, eine Anschauung, eine Gestalt bleibe; und diese vermißt er. Er vermißt das Wesentliche der Dichtung, daß sie etwas in sich und aus sich Ganzes geworden. Dante führt ihn durch Hölle und Fegefeuer, er sieht die schauerlichen Gründe, die unselig Irrenden; Milton zeigt ihm den Kampf der Himmlischen und der Verworfenen, er sieht Satanas mit gewaltigem Leibe schwimmend, er sieht das gigantische Ringen, das fürchterliche Leiden; auch im „Messias" sieht er die trauernden Engel, den Tod des Heilandes; wie viele Gestalten, trotz der überwiegenden Lyrik, sieht er und interessirt sich mit menschlichen Gefühlen für sie! Und wer könnte Dante, Milton, Klopstock den Vorwurf machen, daß die Realität ihrer Dichtungen den Gedanken überwöge? In diesem „Lauf der Zeit" hört das Ohr sehr viel, der Gedanke wird genährt, aber das Auge sieht nichts, wenigstens nichts, was das sinnliche Auge fassen kann. Was dahin gehört, ist so einzeln, so verloren, so Draperie, es ist gar nicht einmal die Absicht des Dichters, daß die Aufmerksamkeit darauf weile. Was uns vom Berge des Himmels, wo des Höchsten Majestät thront, von dem Wall ringsum, von den Hügeln der Seligen, unten den Tiefen der Verdammniß gesagt wird, Alles bleibt unklar, nebelicht. Auch der Tag des Gerichts liefert nur Einzelheiten, kein großes Gemälde wie im Van Eyck oder Rubens. Auch der Einzug ins Himmelsthor aller himmlischen Heerscharen ist für die Phantasie wenig oder nichts. Das epische Element fehlt, aber es soll auch kein Epos sein, es soll nach der Absicht des Dichters fehlen, um dem Gedanken nicht Eintrag zu thun. Wie aber ist es denn möglich, ein Gedicht von 10 Gesängen von zahllosen Versen zusammenzuhalten? Was ist der innere Nerv, das Salz, der rothe Faden? Soll alles dies der Glaube, die Gesinnung thun? Das ist zu viel gefodert, wo wir noch in Raum und Zeit leben. Aber das Gedicht hat ja zum Gegenstande das Raum- und Zeitlose — die Ewigkeit. Eine Aufgabe, vor der der Gedanke schwindelt, eine Aufgabe, welche Kräfte erfoderte, die eben innerhalb Raum und Zeit nicht geboren werden.

Es hat Dichter gegeben, welche in genialer Schöpferkraft und Schöpferlust die Natur übers Knie brachen, und, unzufrieden mit der Welt, wie sie sie vorfanden, sich eine neue machten, als Grundgestell für ihre poetischen Schöpfungen. Diese Dichter, die auf solche Weise für alle Zeiten zu schaffen glaubten, sind jetzt aus der Mode gekommen, eben wie die arkadischen Schäferzeiten, deren Verhältnisse für alle Zeiten passen sollten. Aber so hinauf ins kühne Blaue der Zukunft wie der Dichter des „Zeitenlaufs", hat sich doch noch kein Dichter, wenn nicht in einzelnen lyrischen Visionen, geschwungen. In das ungeheure Meer der Ungewißheit stürzt er sich kühn und besingt, was nie eines Menschen Auge gesehen hat, noch sehen wird. Milton, Klopstock, auch Dante hielten sich an das Vergangene, an Das, was sichtbar gewesen war, was sich mit menschlichen Sinnen, mit menschlichem Geiste, wiewol immer nur unvollkommen, mit der Ahnung, mit der Phantasie fassen läßt. Pollock fliegt weit darüber hinaus und führt uns in eine Zeit, die keine Zeit mehr ist, wo Erde, Welt, Zeit, Raum untergegangen sind, vor den Thron der Ewigkeit. Den sollen wir mit unsern endlichen Mitteln fassen! Was ist da zu fassen, was zu sehen, was zu fühlen? Das Licht ist nicht mehr hell genug, die Farben haben keinen Glanz, der Geruch ist stumpf. Wir sehen nichts als einen lichtdurchschwängerten Nebel und hören dumpfe Orgeltöne. Wer will da unterscheiden, wer artikuliren? Auch unternimmt das der Dichter selbst nicht, er fühlt, seine Kräfte sind nicht stark genug. Es wird daher nur reflectirt, nur gepredigt. Der Glaube, die Liebe — Hoffnung nicht mehr, denn es ist Alles erfüllt —, die Erkenntniß leben hier, wenn man das ungewisse Umherschwimmen so nennen kann. So ist der Verf. ganz aus den englischen Schranken der Poesie herausgetreten, denn er kann nicht mehr beschreiben, er ringt, in didaktischem Kampfe dem gestaltlosen Gedanken Gestalt zu geben, was ihm nur dann und wann gelingt. Nur dann und wann blitzt es auf und wirft Licht in den großen Nebel ungewisser Ahnungen.

Aesthetisch betrachtet, ist das Gestell des ganzen Gedichts sehr schwach. Die 10 Gesänge scheinen ohne innere Nothwendigkeit aneinandergereiht; keiner ist in sich etwas Ganzes, Abgerundetes. Es bleibt eine mehr zufällige Ein- und Abtheilung. Das schadet nicht allein dem Gedichte als Kunstwerk, sondern auch der Intention, denn nie läßt sich die Form vom Inhalt trennen, und dies große Gebäude orthodox-religiöser Philosopheme zerfällt in sich, ehe wir davon ergriffen, hingerissen werden, so erhebend, tröstend auch die Gedanken im Einzelnen, so schön die Bilder sind, so kräftig oft die Sprache wird, denn es fehlt die organische Gestaltung von Innen heraus nach Außen, es fehlt Das, was wir Poesie nennen, indem der abstracte Gedanke nie für sich zum Gedichte wird.

Die Zeit ist längst abgelaufen. Die Erde mit allen Welten ist untergegangen, das jüngste Gericht ist gewesen.

Der Gegensatz des alten Chaos ist gekommen. Die Gerichteten wimmern unten im ewigen Brande, umschlossen von einer Demantmauer, gebissen vom Wurme, der nimmer stirbt, immer vor Augen das Bild der fleckenreinen Tugend, die sie erkannt und nicht geübt haben, Alles, ihre Qual zu erhöhen, und die Geretteten sitzen auf den Hügeln des Himmels und freuen sich mehr oder minder der Herrlichkeit. Da empfangen 2 Engel, die auf den Wällen des Himmels spazieren, einen verspäteten Ankömmling, der ihnen, entsetzt von den Wundern, die er unten am Aufenthalte der Bösen gewahrt, Bericht erstattet und Auskunft verlangt. Sie selbst können ihm diese nicht geben und führen ihn deshalb zu einem heiligen Sänger, der einst gelebt, und nun, die reine mit himmlischer Lust gestimmte Harfe im Arme, auf sonnigem Hügel unter dem Baume des Friedens ruht. Dieser Sänger gibt willig die verlangte Auskunft, und in 9 folgenden Gesängen berichtet er, fast ununterbrochen, dem Ankömmlinge den Lauf der Zeit, d. h. die verkehrten Bestrebungen der Söhne des Staubes bis zum jüngsten Tage des Gerichts und dem Einzuge der Seligen, an der Spitze den Messias, in das Thor des Himmels. Dies ist der Inhalt des umfassenden Gedichts. In diesem Berichte erwarte man aber keine chronologische, keine historische Ordnung; die göttliche Inspiration des Sängers läßt sich auf diese irdische Eintheilung nicht ein. Es bleibt ein didaktisch-psychologisch-moralisch-religiöser Flug der Gedanken, und der Sänger erkennt kein anderes Organon der Kunst als die göttliche Liebe, die es den anders als ihn selbst darin Eingeweihten schwer macht, zu folgen.

Der Stolz ist die Ursache, daß sich die Menschen trotzig von Gott gewandt haben. Der Stolz ist vielfach verschieden, aber gerade die geistig Bessern, Edlern versehen es darin am ärgsten, daß sie wähnen, ein Mensch von Adams Stamme könne vermöge eigner Kraft und Erkenntniß des Bösen und Guten in den Himmel kommen. Dies ungefähr ist das Thema des 2. Gesanges. Im 3. werden uns die Stolzen gezeigt, wie sie umherirren, das Glück suchend auf sandigen Wegen, während ihnen der blumige Pfad so nahe liegt. Es ist eine charakteristische Stelle, wo er die Philosophie betrachtet, freilich als anglikanischer Engländer, aber doch mit Innigkeit und Wärme der Ueberzeugung:

> Philosophie, — du wirst es hören, wenn
> Ihr Lob verkündet wird, ihr Lob und Tadel; —
> That viel, erhob und bildete den Menschen;
> Doch konnte keine einz'ge Pflanze ziehn,
> Die Frieden trug. Sie strebt von Jahr zu Jahr,
> Zerstreut den Dunst, der stets den Blick ihr blendet,
> Erforscht die Menschen, wilde wie gezähmte,
> Und rohe sowie feine, Meer und Land,
> Des Himmels Sterne selbst, läßt dann sich wieder
> Im stillen Schatten der Betrachtung nieder.
>
> Da sitzt sie bleich, gedankenvoll und wägt
> Mit schwerer strenger eigensinn'ger Sorgfalt
> Des Menschen Wesen, Lüste, Wunsch und Trieb,
> Verhältniß, Absicht, auf des Geistes Wage,
> Und sucht und wägt und prüfet alle Tage.
>
> Und schrieb gar manches schöne, starke Buch
> In wohlgewählten Worten, wo man zahllos
> Die Mittel vorgeschrieben fand; ein jedes,
> Wenn treu befolgt, verhieß sie, sollte heilen
> Der Menschen Thorheit; Dorn und Disteln tilgen
> Und Unkraut, das der Freude Wachsthum stört;
> Und jedes lehrt' in klarer, ernster Rede,
> So recht der Weisheit Rede, wie man pflanze,
> Wie schirme, wässre, pflege, zieh' und schneide
> Den Baum des Glücks; und oft ward es versucht,
> Doch immer grün und sauer blieb die Frucht.

(Der Beschluß folgt.)

Methode Jacotot.

Lange hat im Erziehungsfach Nichts so großes und allgemeines Aufsehen in Frankreich gemacht, als die erst seit Kurzem zur Sprache gekommene Methode Jacotot's, die von ihrem Erfinder allgemein und auf allen Unterricht anwendbar genannt wird. Wir haben sie mehrfach geprüft und auch anderer Sachverständigen Meinung darüber vernommen und verglichen, und unsere Meinung darüber besteht in Folgendem.

Die Grundidee Jacotot's ist einfach und richtig. Um sie recht zu beurtheilen, beobachten wir zuerst, wie die Natur zu Werk geht. Im Gedächtniß behalten und vergleichen, Gegenstände kennen, ohne sie nach Regeln zu studiren, das ist ihr Weg. Jacotot gelang es, die Natur gleichsam auf der That zu ertappen. Die ersten physischen und moralischen Wahrnehmungen und Kenntnisse sind uns durch Gedächtniß und Vergleichung gekommen, und unsere Muttersprache haben wir nur durch Hören, Nachahmen und Wiederholen gelernt. Nur wenige Kinder von 7 Jahren wissen etwas von grammatikalischen Regeln, und doch können sie alle recht gut ihre Gedanken ausdrücken. Da Jacotot hiernach überzeugt war, daß die Grammatik nie einen guten Schriftsteller gebildet hat, und daß es in der Nachahmung so leicht ist, die Sprache der gebildeten als der ungebildeten Welt anzunehmen, hat er das Buch zum Muster und zum Lehrer seiner Schüler genommen, welches in Frankreich als das am besten geschriebene gilt, Fénélon's „Telemach". Dieser Methode zufolge, lehrt weder Jacotot noch die Professoren unter ihm französische Sprache und Beredtsamkeit, sondern blos Fénélon. Das Verfahren dabei ist auch beim Unterricht in fremden Sprachen sehr einfach und steht mit der frühern, mit trefflichem Erfolg in Paris angewandten Methode des Grafen Lasteyrie in Verbindung. Den Kindern wird ein Satz so lange in die fremde Sprache vorübersetzt, bis sie ihn auch hinsichtlich der Aussprache vollständig nachsagen können. Dann läßt man sie Bemerkungen darüber machen, seien es Worte, die sie behalten, oder Beobachtung über die Stellung derselben. In der folgenden Lection wird derselbe Satz wiederholt, neue Bemerkungen von den Kindern dazu gemacht und dann der nächste vorgenommen u. s. w. Also immer neues Lernen und Bekanntes Wiederholen. Es ist unglaublich, welch reißende Fortschritte die Kleinen auf die Weise machen, und wie angenehm ihnen das Lernen ist. Dazu trägt viel bei, daß sie nach Jacotot's Methode ganz gleich behandelt werden, weil sie auf dem Grundsatz ruht, daß die Fähigkeiten aller Kinder gleich sind, und daß es eine schlechte und irrige Ausrede, eine wahre Eselsbrücke der Lehrer ist, wenn sie behaupten, ein Zögling lerne aus Mangel an Anlage nichts.

Referent sah kürzlich in Grenoble 3 Kinder, die nach dieser Methode unterrichtet wurden. Das älteste war 9 Jahr, und das jüngste 5 Jahr alt. Sie konnten vollständig die 3 ersten Capitel des „Telemach" französisch und deutsch. Begann man eine Phrase im Original, so setzten sie sie gleich auswendig deutsch fort, und umgekehrt. Nahm man ein deutsches Wort aus der Mitte eines Satzes heraus, so sagten sie

gleich das Wort oder die Wendung, die ihm im Französischen entsprach. Ihnen entging nichts Anmuthiges und Schönes in der Diction. Darauf setzten sie Telemach's Gefühle in dieser oder jener Lage einfach, richtig und in der trefflichen Sprache des Originals auseinander. Kleine Mädchen hatten auf dieselbe Weise Spanisch, Italienisch und Englisch gelernt, und ihre Fortschritte setzten uns nicht weniger in Erstaunen. Es wird wol wenigen grossen und sorgfältig erzogenen Frauenzimmern möglich sein, sich so gut in einer fremden, kaum erlernten Sprache auszudrücken. So viel haben wir bald eingesehen, daß Knaben, die 6 Jahre lang auf einem Gymnasium mit dem Lateinischen geplagt wurden, ihre Zeit und alle Lust zum Lernen darüber verloren, in demselben Zeitraum mit Lust und Vergnügen 6 Sprachen vollständig und mit großer Eleganz erlernen könnten. Es ist schon viel über diese Methode auf französische Weise abgesprochen und persiflirt worden, wenn bessere Gründe fehlten. Wir halten sie aber für die bei weitem beste, die bisher zum Sprachunterricht gebraucht worden ist.

Darauf sollte sie sich aber auch beschränken und sich nicht eine allgemeine, auf alles Lehren anwendbare nennen. Davon haben wir uns schon beim Lesenlernen überzeugt. Die Kinder haben schon Mühe genug, jedes einzelne Zeichen des Alphabets, jeden Buchstaben zu lernen und zu behalten; wie viel schwerer wird es ihnen werden, wenn sich die Form eines ganzen Worts bei ihnen festsetzen soll? Dafür mag das Wort Kalypso zum Beispiel dienen. Ein ausgezeichneter Schulmann in Lyon hat einen Versuch gemacht, die Jacotot'sche Methode bei 8 Kindern aufs Lesen anzuwenden. Eins, das ein erstaunliches Gedächtniß hatte, lernte es in Kurzem, die andern 7 aber brachten es nie über die 5—6 Linien, die sie auswendig gelernt hatten.

Von jenen Kindern in Grenoble hörten wir das jüngste — 5 Jahr alt —, wie es ohne Anstoß die 3 ersten Capitel oder Gesänge des Fénélon'schen „Telemach" französisch und deutsch hersagte, sein Lesen aber sehr langsam und voll Fehler war.

In Beziehung auf Musik dürfte diese Methode noch weniger glückliche Anwendung finden. Wenn ein Kind die 60 nach der Adam'schen Methode mit der Fingersetzung bezeichneten Stücke innehat und auswendigweiß, ist sein musikalisches Gehör gebildet, und sein Spiel präcis. Es kann dann aber nur einzelne Noten mit der rechten Hand, und um zusammengesetzte zu lernen, um schnelle Uebersicht zu bekommen und leichtes Spiel zu erlangen, müssen Lehrer und Schüler wol noch etwas Anderes anwenden als die Methode Jacotot's.

Bei den Bogen- und Blasinstrumenten, wo der Ton nicht angeschlagen, sondern mit Sorgfalt gebildet werden muß, scheint mir die Anwendung dieser Methode ganz unnütz und unmöglich.

Ebenso ist es gewiß mit der Malerei und Bildhauerkunst. Setze man einen jungen Menschen vor einen Baum, oder vor ein Pferd, um es nachzuzeichnen, oder zu malen, so wird er nie damit zurechtkommen, wenn ihm der Lehrer nicht den Weg zeigt, ihm die Geheimnisse und Schwierigkeiten seiner Kunst kennen lehrt. Ohne diese Lehre wird sich der Schüler sein ganzes Leben in unförmlichen Linien verlieren und nie zu der rechten Nachahmung der Natur gelangen.

Wie gesagt, die Lehrart, auf das Erlernen der Sprachen angewandt, ist trefflich und führt zu außerordentlichen Erfolgen. Weiter sollte man aber nicht damit gehen und am wenigsten ihre allgemeine Anwendung auf alle Lehrgegenstände behaupten. Schon die Idee einer allgemeinen Lehrart scheint uns lächerlich und erinnert an den Charlatanismus, der in Frankreich leider auch in dem Wissenschaftlichen so häufig ist. Eine Methode, die auf alle Lehren, auf alle Richtungen des menschlichen Geistes angewendet werden soll, ist ein Unding. Diese behauptete Allgemeinheit hat der Methode bei allen Besonnenen geschadet und selbst ihren wahren Nutzen zweifelhaft gemacht. Dazu wirkte noch Eins mit: die vernachlässigte, fehlerhafte, verworrene und schneidende Sprache des Hrn. Jacotot, der nicht in ruhig fortschreitender Entwickelung dem Leser die Richtigkeit seiner Ansichten und der darauf gegründeten Methode zu beweisen sucht, sondern sie gleich als ganz richtig und unzweifelhaft annimmt und sie allen Lehrern und Schulmännern zur Pflicht macht. Sie sollen ihm seine Ansichten und Erfahrungen aufs Wort glauben, sie sollen blindlings mit ihm annehmen, daß die Intelligenz aller Kinder sich ganz gleich sei, daß eins so viel Anlagen habe, wie das andere, daß der Lehrer sie durchaus nichts lehren, sondern bei ihren Beobachtungen, Wiederholungen u. s. w. nur leiten und aufmuntern müsse; und theilen Lehrer und Erziehungsmänner diese Meinungen nicht, so heißt er sie gleich Narren, unwissend oder gar Akademiker, was in seinen Augen noch viel schlimmer ist.

Glücklicherweise aber haben Verkehrtheiten und Fehler eines Schriftstellers nichts gemein mit der Lehrart, die er vorschlägt. Lassen wir die Form, wenn nur der Grund gut, die Hauptsache gut ist. Nach dem Jacotot'schen System kann jeder Vater einen Theil der Erziehung seiner Kinder übernehmen. Damit ist schon viel gewonnen. 17.

Zustand der periodischen Literatur in Spanien.

In der Redaction der „Zeitung von Madrid", welche seither dem Dr. Felix Reinon, einem ausgezeichneten und bei der Universität von Sevilla in hohem Ansehen stehenden Schriftsteller und Philosophen, anvertraut war, ist neuerlich eine Aenderung, leider aber keine Verbesserung vorgenommen worden. Die Ereignisse in Portugal waren, zwar in gemäßigtem Tone, unentstellt mitgetheilt worden, die Apostolischen hatten an der Wahrheit ein Aergerniß genommen, und dies reichte hin, Don Felix zu entfernen und an seine Stelle einen Mönch und einen Priester zu setzen, die, Beide in der literarischen Welt unbekannt, allem Anscheine nach auch rücksichtlich des Charakters höchst verächtliche Männer sind und, sowie ihre würdigen Beschützer und Patrone, sich als Feinde jedes Lichtes und alles Hellwerdens zeigen. „El diario de avisos" fährt fort, den Tag und die Kirche anzuzeigen, wo man den Ausgang einer Seele aus dem Fegefeuer verkünden wird, denn es ist nur zu diesem Zwecke entstanden; „El Diario literario, politico y mercantil" dagegen, das 3 Mal wöchentlich erscheint und literarische und wissenschaftliche Gegenstände besprechen soll, wird aus Mangel an Mitarbeitern sowol als Abnehmern nächstens aufhören.

Der „Spanische Mercur" erscheint regelmäßig alle Monate und weiß sich aus Konstantinopel und andern Oertern, deren politischer und gesellschaftlicher Zustand dem Geschmack und den Wünschen des Divans zu Madrid zusagt, eine ziemliche Menge Neuigkeiten zu verschaffen. Die Zahl der periodischen Schriften der Hauptstadt der spanischen Monarchie hat sich vor Kurzem durch „Duende satirico del dia" vermehrt; der Herausgeber desselben, ja sogar der Drucker ist fast ganz unbekannt.

Das einzige Journal in den Provinzen ist die „Zeitung von Cadix", die die Farbe der Madrider trägt, obgleich ihr Herausgeber ein Mann von Talent sein soll. Unter den wissenschaftlichen Blättern erwähnen wir die „Decadas di medicina y di cirurgia praticas". Sie erscheinen 3 Mal wöchentlich und werden von dem Dr. Hurtado, einem eifrigen Anhänger des neuen Broussais'schen Systems, redigirt. Eine medicinische Zeitschrift, welche in Barcelona gegründet ward, konnte aus Mangel an Abnehmern nicht fortgesetzt werden. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wenn ich an Sie, als an meine künftige liebe Gattin denke, so macht mich Ihr gefühlvolles Herz und Ihr strenger Begriff von Pflicht, dem Sie so willig folgen, für jedes Ereigniß unbesorgt; o, die Liebe ist langmüthig und geduldig und läßt keinem bittern Gedanken Raum!" Und mit aller Schwärmerei der Sehnsucht nach den übersinnlichen Genüssen der Psyche, drückt er Das, was er von der Ehe erwartete, aus, wenn er schreibt (S. 475): „Der vertraute Umgang mit Ihnen, meine liebe Freundin, lehrt mich gewiß so leben, wie man leben soll, um dereinst auch fortzuleben jenseits der großen Verwandlungsperiode. Sie werden meiner Seele das zarte Gehäuse bauen helfen, welches sie als ihre einzige Beute einst aus dieser Welt in jene übertragen wird; ein Gewebe von den reinsten, den besten Ideen, den auserlesensten Gefühlen, Gedanken und Thaten, in denen sie, sich dort wieder ihrer selbst bewußt, ihr Wesen forttreiben wird. Uebereinstimmung mit Ihnen, innigste Seelenvereinigung mit Ihnen wird der Gürtel, das Band sein, wodurch alles Jenes zusammengehalten wird". Fünf Wochen nach der Hochzeit schreibt er an Jacobi (S. 532): „Mit jedem Tage werde ich fester von der Dauer meines Glücks, von der Vortrefflichkeit meines Weibes überzeugt. Ich konnte Ihnen das gute, liebenswürdige, seltene Geschöpf nicht zeigen; das thut mir sehr wehe, mein Theurer, denn Sie vor Allen hätten sich gefreut, das Schicksal Ihres Forster in solchen Händen zu wissen". Und nun folgt ein Gemälde dieses Weibes, von der Hand eines Liebenden entworfen, das man im Buche selbst nachlesen mag.

Diesen Ton findet man nach Jahren nicht mehr angeschlagen, vielmehr ahnet der Leser Verstimmung. Die Lebensbeschreibung sagt (S. 36): „Warum in spätern Jahren eine Ehe, in der gegenseitige Achtung und innige Theilnahme unerschütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, ist das Geheimniß der beiden Gatten, in das Niemand ein Recht einzudringen hat". Ein Recht? Freilich hat Niemand ein Recht darauf; aber seit wann fragt man Die, welche die innere Geschichte hervorragender Geister kennen zu lernen wünschen, nach ihrem Rechtstitel? Man mag diese Delicatesse ehren, aber bedauern wird Jeder, dem Forster's Persönlichkeit werth geworden ist, und der den großen Zusammenhang von Thaten, Gedanken, Leben und Schicksal begreift, daß über dieses Verhältniß, welches in Forster's letzte Jahre unleugbar einen Schatten geworfen, sehr wahrscheinlich auch auf verhängnißvolle Entschlüsse Einfluß geübt hat, hier keine nähere und befriedigende Auskunft zu finden ist.

7.

Englische Almanache.

Erster Brief.

Ich versprach bei meiner Abreise, werther Freund, Ihnen nach meiner Ankunft in der Hauptstadt des britischen Reichs einen Bericht über die neuen englischen Taschenbücher für Ihre „Blätter f. lit. Unterh." zu senden. Da ist schon der erste; ein zweiter soll sogleich nachfolgen, wenn mir die übrigen glänzenden Erzeugnisse dieses neuen Zweiges des Buchhandels zu Gesichte gekommen sein werden. Im Allgemeinen genommen, sind sie, wie ihre Verwandten in Deutschland, in literarischer Hinsicht größtentheils höchst unbedeutend; die Erzählungen sind meistens matt, kraft- und farblos und zeichnen sich vor den deutschen durch nichts aus, als daß sie gewöhnlich sehr kurz zugeschnitten sind. Aeußerst selten stößt man auf eine, welche 100 Seiten füllt, fast alle laufen auf 20—40 Seiten ab, und daher kommt es, daß, wenn ein deutsches Taschenbuch aus 4—6 Erzählungen besteht, ein englisches deren 10—15 und überdies eine große Menge Gedichte enthält, welche seit einigen Jahren aus den meisten deutschen verwiesen zu sein scheinen. Ausgezeichnet hoch stehen dagegen die englischen Taschenbücher in typographischer Hinsicht und wegen der in ihnen enthaltenen herrlichen Kupfer- oder vielmehr Stahlstiche, von denen viele kleine Meisterstücke sind und einen Platz in dem Portefeuille jedes Kunstfreundes verdienen, was man leider nur wenigen deutschen nachrühmen kann. Es ist ein wahrer Genuß, diese Schöpfungen der Nadel in dem „Forget-me-not", dem prachtvollen „Keepsake", dem „Friendship's offering", „Literary souvenir", „Amulet" u. s. w. zu beschauen; das Auge des sinnigen Kunstfreundes kann sich kaum wieder davon trennen und weiß nicht, was es eigentlich am meisten daran bewundern soll! Und Sie erlauben mir deshalb auch, mehr auf diese Kunstwerke bei meiner Musterung Rücksicht zu nehmen, als auf den eigentlichen Inhalt der Taschenbücher, der ja doch nur Nebensache bei ihnen ist.

Den Vortritt verdient, schon darum, weil es das älteste ist,

1. Forget-me-not; a christmas and birth-day present for 1830. Edited by *F. Shoberl*.

Fast alle Modeschriftsteller und -Schriftstellerinnen haben Beiträge dazu geliefert, und es ist dadurch eine so buntfarbige Mannichfaltigkeit und Abwechselung erzielt worden, daß sie einer Harlekinsjacke gar nicht unähnlich sieht. Den meisten Lesern ist das freilich recht, denn die kleinen leichten Dimgelchen, die den Lesemagen weder durch Schwere verderben, noch durch viele Würze überreizen, sind in einigen Minuten genossen und verdaut. Einige Beiträge von W. G. Harrison, und der „Rothe Mann", von dem neuen Pythagoräer, möchten noch das Beste sein. Der erste dichterische Versuch Lord Byron's, der darin abgedruckt, ist unbedeutend im höchsten Grade, desto vorzüglicher aber sind die zahlreichen (13) Stahlstiche, welche denen der frühern Jahrgänge in keiner Art nachstehen. Da sie jedoch im Vaterlande durch das Cotta'sche „Taschenbuch für Damen" wahrscheinlich schon bekannt sein und in demselben die verdiente Anerkennung gefunden haben werden, so halte ich es für unnütz, mich weitläufig darüber auszulassen, und führe Ihnen deshalb sogleich vor

2. Friendship's offering; a literary album and christmas and new year's present for 1830.

das 15 Erzählungen enthält, von denen keine ausgezeichnet zu nennen ist, die sich aber sämmtlich leicht hin lesen. Voran steht eine italienische Räuber- und Banditengeschichte von *Αλκμαιων*, die mir etwas unwahrscheinlich vorkommt und „Il Vesuviano" heißt. Die übrigen führen die Titel: „Skizze eines Lebens", von William Kennedy; „Die Ausflucht zur See", von Mrs. Bowdich; „Der Liebhabersprung", eine Sage aus den schottischen Hochlanden, von Leith Ritchie; „Eine Geschichte von der weißen bristoler Postkutsche"; „Der Schuhflicker", von Miß Mitford; „Die Furt von Caltum", von dem Ettrick-Schäfer; „Rudolf, der Brudermörder"; „Muhrad und Earabeth", von James Baillie Fraser. Doch was hilft Ihnen die weitere Aufzählung der Namen? Mir gefielen am besten: „Skizze eines Lebens"; „Eine Geschichte von der Postkutsche" und „Lucifer", eine Malernovelle, aus dem Leben des Malers Spinello Aretino. Auch dieser Almanach enthält wie der vorige 13 Stahlstiche, worunter sich vorzüglich

Der 7. Gesang schildert uns das jüngste Gericht. Schon oben sprachen wir uns dahin aus, daß hier der dichterische Fittig lahmt. Wer spricht Das aus, was sich nicht aussprechen läßt, wer malt, was Keines Auge gesehen hat, noch sehen wird? Die einzelnen Züge sind übrigens lebendig: wie auf den Stoß der Trompete sich der Tod vom Leben scheidet, und das uralt Todte, das kaum Todte lebendig wird, wie Scharen todter Krieger plötzlich mitten in grauser Schlacht sich aufraffen u. s. w.; was aber soll man dazu sagen, wenn der begeisterte Sänger des jüngsten Gerichts, wenn derselbe Orthodoxe, der so weit gediehen ist, Völker allen Glaubens, sobald nur die Liebe Gottes in ihnen mächtig ist, ins Himmelsthor einziehen zu lassen, wenn derselbe Dichter so weit im anglikanischen Aberglauben versunken ist, daß er die wissenschaftlichen Bestrebungen der Aerzte im Seciren der Cadaver als Todsünde verschreit. Man lese:

Und wo mit seiner Schüler Schar der rohe
Zergliederer sich auf den Leichnam bückt,
Und schonungslos den Weg durch Fleisch und Bein
Der menschlichen Gestalt, der heilgen, schneidet,
Und ruchlos das Geheimniß der Natur
Den eitlen Blicken aufdeckt; da vereint sich
Aufs neue Glied und Glied; die Wunde schließt,
Und plötzlich unter ihren Händen wacht
Der schwer verletzte Mann, und hat nun Leben,
Das nimmer stirbt, und kann es kaum vergeben,
Daß seinem Staub sie solchen Hohn gebracht.

Wir fragen uns im 8. Gesange: Was ist nun diese Herrlichkeit der Auferstehung? Höllenqualen kann die Phantasie schildern; aber die Freuden des Himmels? Treffender ist die Reflexion, wie die meisten Bestrebungen dieser Erde, die anscheinend edel, reell sind, dort oben zu nichts dienen. Hier besonders macht sich des Dichters Haß gegen die Antiquare unter seinen Landsleuten Luft, welche aller Welt Enden durchsuchen, um Knochen und verwitterte Grabessteine, längst dem Staube und der Vergessenheit übergeben, aufzustöbern. Am begeistertsten ist sein Zorn gegen die falschen Priester. Auch die Kritiker bekommen ihr Theil.

Wie kühn der Fromme stand, der Gotterlöste.

Das ist die Aufgabe des 9. Gesanges. Wie aber reicht menschlicher Geist, menschliche Phantasie, das zu schildern? Wer löst die Aufgabe, daß dieselben Freuden der Seligkeit den Hochgebildeten und den einfachen Hirtenknaben, der den Mond für eine Scheibe Messing ansieht, befriedigen sollen? Satan, das Loos der Verdammten, die schmerzliche Trennung der Guten und Bösen, welche durch Familienbande zusammengehalten waren, nimmt den Schluß des Gesanges ein.

Der 10. Gesang schildert den endlichen Tag der Herrlichkeit, den Einzug der himmlischen Heerscharen in das Thor des Himmelreichs. Von den Herabgestoßenen heißt es, sie würden auch dort in der Verdammniß noch die Gnade aus Stolz verschmähen. (!? Dies zu rechtfertigen, bleibe dem theologischen Kritiker überlassen.)

So wachsen täglich sie an Schuld und Strafe
Und schaffen selbst ihr Loos und selbst ihr Leid,
Das unverändert bleibt in Ewigkeit.

Dieser letzte Gesang, am schwierigsten in der Aufgabe, ist auch der schwächste in der Ausführung. Die Rede des Herrn der Heerscharen ist mehr lang als groß und erhaben, und, statt uns die Würde Dessen, den kein Name nennt, den keine Zunge ausspricht, zu vergegenwärtigen, schwächt sie uns die Vorstellung; denn soll Gott überreden, reflectiren, sich rechtfertigen über sein Thun und Lassen?

Wie anders, wie weit erhabener thront und spricht der Herr im Prologe zum „Faust“! Wie kommt es, fragen wir zunächst, daß sich die allergrößten Dichter aller Zeitalter, wie Homer, Shakspeare, Göthe, nie an Schilderung des Unaussprechlichen, des vor- und jenseits des Menschenlebens Liegenden gewagt haben; daß sie, die ersten Genien aller Zeiten, immer das Göttliche im Menschlichen suchten? Ein Maler der Ewigkeit, es ist eine ungeheure Aufgabe, die uns staunen macht über die Kühnheit Dessen, der sie unternimmt. Wir wissen voraus, er kann es nicht vollführen, aber das thäte der Verdienstlichkeit des Strebens selbst keinen Eintrag. Aber ist es denn, vom theologischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ein so verdienstliches Streben? Abgesehen von unserm Urtheil über die Dichtung als Kunstwerk, bringt es der guten Sache, der religiösen Ueberzeugung, von welcher der Dichter ausgeht, Vortheil, etwas Unaussprechbares aussprechen zu wollen? Wir überlassen die Entscheidung der Frage einem theologischen Recensenten, wie denn das ganze Gedicht von diesem Standpunkte aus eine besondere, vielleicht günstigere Würdigung verdient. Wir konnten und können nur über seine Erscheinung als Das, als was es sich gibt, als Gedicht, sprechen.

Es war eine ungeheure Aufgabe, aus einem rein ideellen Stoffe, wo kein Grund und Boden gegeben war, kein Land, kein Volk, kein Individuum, kein sichtbarer Hintergrund, da aus der Allgemeinheit ideeller Einheiten ein dichterisches Ganzes zu bilden, während sich der Poet auf der andern Seite hüten mußte, die Ideen nicht allzu plastisch zu personificiren. Man konnte ihm sonst, wo nicht Götzendienst vorwerfen, doch die Unwahrheit, die Unmöglichkeit nachweisen. Darum, wo er die größte dichterische Höhe erreicht zu haben glaubt, bewegt er sich in einer prächtigen Rhetorik des Gedankens. Nur wo er Beispiele gibt, kommt er gleich in das Gebiet einer echten Poesie. Da werden die Bilder klar, anschaulich, farbig, die Sprache wird warm, lebendig. Glücklicherweise sind diese Beispiele nicht selten und entschädigen uns reichlich für eine breite Zerflossenheit, welche ohne jene es unmöglich machen würde, die 10 Gesänge durchzulesen. Auch wo die lyrische Begeisterung ihn überkommt, wird er zuweilen hinreißend. Das ist weniger der Fall in den zürnenden Dithyramben, als wo er entzückt den Gott der Liebe, das Lamm Gottes preist. Man lese deshalb mit Aufmerksamkeit den 4. Gesang. In diesem Meere von Ungewißheit

und Allgemeinheit ist man schon erfreut, wenn nur ein einzelner Name heraustritt, an den die Phantasie ein Bild knüpfen kann, z. B. der Name des himmlischen Jerusalems. Ueberhaupt fehlt es nicht an kräftigen, hinreißenden Schilderungen, ginge nur eine Gestaltung vorher. Auch ist das Gedicht reich an einzelnen treffenden und schönen Bildern, z. B. wo der Mensch und sein eitles Streben dem herbstlichen Blatte verglichen wird, das der Wind fortweht in die Wüste. Nur zu häufig kann der Prediger, wo er als Prediger auftritt, nicht endigen und schadet dadurch selbst der Wirkung; auch kann man ihm noch andere Schwächen, z. B. den übertriebenen episkopalischen Eifer gegen Rom und Papstthum vorwerfen.

Die Uebersetzung einer Prüfung unterwerfen wollen, wie die des Gedichts, würde für diese Blätter zu weitläufig werden. Sie ist im Ganzen sehr fließend. Der Ausdruck ist überall correct und *gewählt*, fast zu sehr, sodaß das eigenthümlich *Energische*, was wol dann und wann im *Originale* herraustritt, verloren geht. Selten sind *Verse wie*:

Des Unheils Wellen,
Die hier ich nicht will schildern. Gnug, sie waren
So todt und kalt u. s. w.

und

Nur nun und dann entfällt ein alternd Blatt.

Gegen die genommene Freiheit, am Schlusse der Stanzen oder Absätze (den englischen blanc verses entgegen) zu reimen, läßt sich nichts mit bedeutenderm Grunde anführen, als daß diese Schlüsse oder Abgänge nicht immer prägnant genug sind, um dermaßen hervorgehoben zu werden. Allein beleidigt hat unser Ohr der ununterbrochene Gebrauch des streng Vossischpedantischen Genitivs auf „s", z. B. „himmlisches Geschmacks". Die Musik, ja die Poesie mancher sonst gut übersetzten Stelle ging uns durch diesen Pedantismus fast verloren. Durch Hunderte von Jahren hat sich der wohlklingende Genitiv auf „en" ausgebildet, er ist mit unserer Volkssprache und der Poesie völlig verschwistert, und nun wollen einige harthörige Grammatiker ihn uns abdisputiren!

Die äußere Ausstattung der Uebersetzung ist vorzüglich.

20.

Rübezahl, ein dramatisches Märchen von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Cotta. 1829. 8. 1 Thlr.

Nun, Gott sei gelobt! doch endlich wieder ein frischer, freier und froher Spaß in der deutschen Literatur — und wie es denn nicht anders sein kann, neben und in dem Spaß auch ein derber zeit- und ortgemäßer Ernst, ohne Weinerlichkeit und ohne Bitterkeit. Eine ausführlichere Anzeige dieser erfreulichen Erscheinung ist ohne Zweifel andern competentern Mitarbeitern Ihres Blattes übertragen worden *), doch kann ich nicht umhin, hier des Kürzern dem Hrn. Verf. für seine *Gabe* zu danken und jedem wohlorganisirten Leser zu rathen, das Meiste von Dem, womit Er sich eben abquälen mag, stehen und liegen zu lassen und sich mit diesem höchst ergötzlichen Berggeist bekanntzumachen. Daß die Behandlungsart des Gegenstandes an frühere Arbeiten von Tieck erinnert, z. B. an den „Gestiefelten Kater", mag dem Verf. keineswegs als Fehler angerechnet werden, sondern, im Gegentheil, es ist wol ein feiner Ruhm für den jungen Freier, daß es ihm gegeben, mit so viel Leichtigkeit und so sicherm Arme und Blick den Bogen des Odysseus zu spannen; und gewiß gibt gerade die Ungebundenheit und Unbegrenztheit dieser Form dem Dichter die beste Gelegenheit, zu zeigen, ob er wirklich etwas zu geben hat, und ob er seine Fülle zu beherrschen und zu behandeln weiß. Diese Prüfung hat Hr. Menzel rühmlich bestanden. Als Probe, wie glücklich und anmuthig er Bild, Sprache und Vers zu behandeln weiß, führen wir unter vielen Beispielen nur eins an: Der von der Prinzessin verschmähte Berggeist läßt seinen Unmuth im Gewitter aus.

*) Wir hoffen recht bald einen ausführlichen Artikel darüber liefern zu können. D. Red.

Sturmwind.

Wie die in Wuth aufheulende Löwin
Das eben geborne, verlorne Kind
In Verzweiflung suchet und blind
Sich in des Abgrunds Tiefen herabstürzt,
Heulen und sausen und brüllen die Winde
Hinab in die Schlünde,
Suchen und suchen und finden nicht.

Blitz.

Wie in des Fiebers Glut
Alle Pulse fliegen und drängen,
Bis sie die lästigen Bande sprengen,
Flammendes Blut
Hochaufspritzt in springenden Quellen,
Springen die hellen
Blitze hervor aus dem Wolkenbruch.

Donner.

Wie ein Dummer
Immer zu spät kommt
Mit seinem Kummer,
Wenns nicht mehr frommt,
Pfleg' ich alter Brummer
Hinterher zu grollen,
Lange zu rollen
Bergunter
Die Wolken hinunter,
Laß in den Rachen
Der Nacht mit Krachen
Plumpe Bomben fallen.
Dumpf verhallen,
Daß der Tiefe Schlund,
Des Berges Grund
Muß zittern,
Erschüttern,
Stöhnen, erdröhnen.

Regen.

Aber in sanftes Weinen
Unablässig, unermüdlich
Lösen endlich alle Schmerzen
Sich im milden Herzen auf.
Weil der Himmel nicht die Erde
Zog empor zu seinen Höhen,
Will in Thränen er vergehen,
Liebend zu ihr niederfließen.
Hätt' er Augen mehr als Sterne,
Alle würden weinen, weinen,
Nicht mehr schauend aus der Ferne,
Niederthauend, sterbend gerne,
Innig ihr sich zu vereinen.

Narr (kommt von unten).

Wenn nur der sentimentale Regen nicht wäre! Sturm, Blitz und Donner kann ich aushalten, aber nur naßwerden mag ich nicht. Es ist die demüthigendste Erfahrung von der Welt, daß Menschen und Hühner dieselben Gesichter machen, wenn sie beregnet werden, u. s. w.

In einer Hinsicht führt dieser „Rübezahl" zur Vergleichung mit den dramatischen Arbeiten des Grafen Platen. Beide sind gegen die flache, freche, heuchlerische, prosaische Gemeinheit gerichtet, die in so tausend Gestalten in unserer Literatur immer mehr überhandnimmt. Ohne jedoch das gegenseitige Verhältniß und Verdienst der beiden Dichter ausführlicher zu untersuchen, drängt sich die Bemerkung auf, daß Platen's Indignation zwar tief und gerecht, aber nicht immer von persönlichem Desapointement frei genug ist, um ihn zu der Höhe und Freiheit gelangen zu lassen, in der allein echter Witz und Humor gedeiht, wie wir ihn hier im „Rübezahl" in reicher Fülle finden. Platen's Ernst, seine Bitterkeit ist wahrhaft classisch, sein Witz ist kränkelnd, gesucht. Was die Behandlung der Form der Sprache betrifft, so hat sich Platen eine viel schwierigere Aufgabe gestellt als Menzel, und löst sie allerdings als Meister, ohne daß dies doch eben einen entschiedenen Vorzug vor Menzel geben könnte, der sich seine Aufgabe eben einmal anders gestellt hat. Möchten Beide auf ihrer Bahn fortgehen und die Klippen vermeiden, die ihnen drohen; möchten sie ohne eigne persönliche Rücksicht und Beweggründe fortfahren, mit allen Geißeln der Satyre, der gerechten Indignation das Heer der Kalibane, die den deutschen Parnaß umlagern, zu verfolgen; unermüdlich und vor allen Dingen persönlich. 21.

Politisches Taschenbuch für das J. 1830. Herausgegeben von Wit, genannt von Dörring. Erster Jahrgang. Die Diplomaten. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1830. 16. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Herr Verf. hat es seinem Leser sehr schwer gemacht, die 360 S. dieses Taschenbuches, das er anfänglich für die „Memoiren des Satans" bestimmt hatte, durchzulesen, seinem Recensenten aber desto leichter, dasselbe zu beurtheilen. Wir wollen dies mit seinen eignen Worten thun.

Er bekennt im Vorworte selbst, daß er nicht so „scharfsichtig sei wie des Lesage Diable boiteux", doch habe er „das Auge mit scharfen Gläsern bewaffnet", um „pêle mêle Minister und Komödiantinnen, Geistliche und Hofleute die Revue zu passiren". Er will „die buntesten Lebensbilder dem Leser vorführen, im vergrößerten Maßstabe, und die Farben etwas grell aufgetragen. Alles soll Spaß, soll Posse nur sein; hätte daher, wider Vermuthen, irgend ein vernünftiger Gedanke sich mit eingeschlichen, so bitte er de- und wehmüthigst dafür um Vergebung". Darauf spricht er von seinem „bewegten Leben, das ihn mit allen Ständen in Berührung gebracht habe". Er (Hr. Wit) „stand in nahem Verkehre (?) mit gekrönten Häuptern" u. s. w., dann gibt er seinem Rec. Recht, daß es ihm „an eigentlicher Phantasie, an selbständig schöpferischer Kraft zu fehlen scheine; — er schaffe keine Karraktere (sic)"; Alles sei Wirklichkeit, sei Wahrheit; gleichwol „protestirt er gegen die etwaige Anschuldigung, diese oder jene bestimmte Thatsache geschildert zu haben". Der „nächste Jahrgang werde in — äußerlich wie innerlich — vollendeterer Gestalt erscheinen" und die „Hofmenschen enthalten vom Oberhofmeister bis zum Lakaien".

Nun läßt er seinen Teufel die Diplomaten, vorzüglich die in Paris, schildern; doch springt die Rede auch einmal auf den Bundestag, und hier nennt er einige Namen; die übrigen hat er gewöhnlich durch †† u. s. w. bezeichnet. Eine Menge Anekdoten, besonders die von der skandalösen Gattung, sind eingeflochten; bisweilen auch Tiraden aus einem Handbuche der Politik. S. 235 wird sogar von einer Depesche des Generals von Langenau Nachricht gegeben! S. 267 folgt ein „Akt aus dem Lebensdrama des Herzogs Tiger", der recht eigentlich in die Hölle gehört. Doch der Verf. sagt davon in der Note: „Parole d'enfer, es ist Alles erlogen".

Dieser satanischen Kritik der Diplomaten fügt der Verf. am Schlusse eine Antikritik bei, welche alle Gründe enthält, warum wir diesem Satan, der Hrn. Wit's Brille trägt, nicht blos mit Unwillen, sondern auch mit wahrer Langweile zugehört haben. Herr Wit selbst gesteht S. 352: es sei schwer zu sagen, „was Schreiber des vorstehenden Werkes so recht eigentlich damit bezwecken wollte; ob er schrieb, um die Leser zu amusiren, oder zu unterrichten; oder ob er nur, was am wahrscheinlichsten ist, eigentlich gar nichts wollte als etwas schreiben". Dann bekennt er sehr bescheiden, der Verf. sei in Fehler verfallen wie Göthe, Tieck, Arnim. S. 353 lesen wir: „Von den Charakteren oder Personen (die Wit's Satan schildert) ist nicht viel zu sagen; es sind keine lebende Wesen, sondern Begriffe und Ansichten — daher interessiren *sie selbst* uns gar nicht, wol aber Manches, was sie sagen".

Wir werden unten Proben geben, wie Wit's Diplomaten sprechen.

„Der Held der Erzählung", fährt die Selbstrecension fort, „ist weder Fisch noch Fleisch; erstlich (soll heißen bei seinem ersten Auftreten) erscheint er in jungfräulicher Reinheit und Tugend. — In kurzer Zeit akklimatisirt er sich indessen auf das vollkommenste mit dem Laster". — „*Wer freiwillig und ohne bestimmten Zweck schlechten Reden horcht, der taugt schon selbst nicht viel mehr*". Wahrer als mit diesen Worten (S. 354) konnte der Verf. das Urtheil über sein Buch nicht ausdrücken, um vor dem Lesen desselben zu warnen!

„Wenn dem Verf.", fährt er fort, „die eigentliche wissenschaftliche Bildung und gründliche historische Kenntnisse abgehen, so sollte er dieselben sich zu erwerben suchen".

„Schlecht ist es doch von ihm" (dem Verf. oder seinem Satan?), sagt er selbst S. 357, „daß er die Diplomaten nur beim Essen, Spielen und in schlechten Häusern uns vorführt".

„Was die Schreibart betrifft", heißt es auf der letzten Seite, „so ist sie nachlässig, doch nicht ohne Anmuth (die Grazie aus der Hölle?), nur verletzen die überhäuften französischen Wendungen und Phrasen". Ja wohl! Und dazu werfen diese Diplomaten auch noch mit lateinischen Brocken um sich! Man sieht, der Verf. hat studirt.

Nur eine Phrase hat er aus seinem Wörterbuche nicht gelernt, das bekannte Witzwort: La diplomatie n'est que la police en grand costume, sonst würde er seine Diplomaten nicht in Sansculottentracht aufführen, noch sie in seinen Salons wie rohe Wüstlinge in den Orgien eines Rausches über Politik u. s. w. schwatzen lassen. S. 229 hören wir den Fürsten Talleyrand bei einem Diner über eine Seite lang sprechen und u. A. von Schweden sagen: „Wie saures Bier bot man Krone und Zepter aus". Bedarf es mehr?

Kurz, der Satan wird es dem Hrn. Wit gewaltig übelnehmen, daß er hier aus ihm einen so dummen Teufel gemacht hat. Kann er doch nicht einmal orthographisch schreiben! Statt Gelahrtheit sagt er Gelahrsamkeit, statt vier viere! Die französischen und die lateinischen Wörter wimmeln wenigstens von Druckfehlern; doch *das ganze Büchlein ist ein Schreibfehler gegen den gesunden Verstand und gegen den guten Geschmack.* 22.

Notiz.

Vor Kurzem führte der Zufall zu einer interessanten Entdeckung; man fand nämlich im Staatsarchive eine Uebersetzung von „De consolatione philosophiae" des Boëthius durch die Königin Elisabeth von England, die fast gänzlich von ihr eigenhändig geschrieben ist. Nach einem gleichzeitig aufgefundenen Documente, scheint die Königin dies Werk in den 5 Wintermonaten in Windsor übertragen zu haben. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 7. — 7. Januar 1830.

1. Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au dixième siècle, par *G. B. Depping*. Ouvrage couronné en 1822 par l'*Académie royale des inscriptions et belles-lettres*. 2 Bände. Paris, 1826.

2. Die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer festen Niederlassung in Frankreich. Nach G. B. Depping's gekrönter Preisschrift von F. Ismar. 2 Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1829. Gr. 8. 3 Thlr.

3. Die Einfälle der Normänner in Deutschland. Eine historische Abhandlung von Georg Lauteschläger. Darmstadt, 1827. 4. 8 Gr.

1. Das Interesse, welches die Seefahrten der Normannen, gewissermaßen eine Fortsetzung der Völkerwanderung, darbieten, veranlaßte die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris, im Jahre 1820, die Preisaufgabe zu stellen: nach den historischen Denkmälern, besonders des Nordens, die Ursachen der zahlreichen Auswanderungen der unter dem Namen der Normannen bekannten Völker zu entwickeln und eine gedrängte Geschichte ihrer Niederlassung in Frankreich zu geben, da die durch ähnliche Preisaufgaben anderer gelehrten Gesellschaften veranlaßten Abhandlungen über denselben Gegenstand entweder unbefriedigend ausgefallen oder doch wenigstens die Sache in Beziehung auf Frankreich nicht aufgehellt hatten. Depping erhielt für seine Lösung der Aufgabe den Preis im J. 1822; er übergab später seine Arbeit, jedoch weiter ausgeführt und in einer mehr historischen Form, dem Drucke und bereicherte dadurch die historische Literatur der Franzosen mit einem in Form und Inhalt ausgezeichneten Beitrage. Nachdem in der Einleitung Rechenschaft über die benutzten Quellen gegeben, ihre Echtheit und Glaubwürdigkeit geprüft ist, führt der Verf. den Leser erst in die skandinavische Heimath der Normannen ein; die natürliche Beschaffenheit derselben wird geschildert, die Veranlassungen der Auswanderungen werden angegeben, und es wird dargelegt, was die Skandinavier zu Seefahrern und Seeräubern machte; darauf entfaltet sich das gesellige und politische Leben dieser Seeräuber, ihr Verhältniß zu einander und ihre Berührung mit den Völkerschaften, welche, gleich ihnen, um Beute zu machen, die Ostsee durchkreuzten. Diese ganze Darstellung ist höchst gelungen; mit großer Geschicklichkeit ist eine von Vielen versuchte, aber nicht Allen geglückte Weise der historischen Darstellung durchgeführt: die allgemeine Skizzirung der Zustände wird durch gutgewählte Beispiele weiter ausgeführt, und die Reflexion gestaltet sich auf solche Weise zu einem anschaulichen Leben. Den Ursachen, welche den Skandinavier zu beständigen Raubzügen trieben, hätte nur noch eine hinzugefügt werden können: nämlich sein Glaube, daß es eine besondere Glückseligkeit sei, mit vielen Gütern in Walhalla anzukommen, und die Sitte, daß nicht ererbte, sondern nur durch Krieg erworbene Schätze dem Todten in das Grab folgten. Der Verf. begleitet darauf die Normannen auf ihren Zügen nach dem westlichen Europa und gibt eine ausführliche Darstellung der Unternehmungen derselben gegen das fränkische Reich, besonders gegen das eigentliche Frankreich, bis zu der Zeit, wo zuerst des nachmaligen Stifters der normannischen Herrschaft in diesem Lande gedacht wird. Seine Erwähnung veranlaßt die Frage nach der Ursache seiner Auswanderung aus dem Norden, und mit Recht wird diese erweitert zu der allgemeinern nach dem Einflusse, welchen die Seefahrten der Normannen auf den politischen Zustand Skandinaviens ausgeübt haben. Eine erschöpfende Darstellung der Thaten Rollo's, die Gründung des Herzogthums der Normandie, die politische und Culturgeschichte desselben während der nächsten 3 Jahrhunderte sind der Inhalt der letzten Capitel; die Angabe der Ursachen, welche das Aufhören der seeräuberischen Unternehmungen der Normannen herbeiführten, ist nicht vergessen, ihrer Züge gegen England und nach Italien, dem Plane der Arbeit gemäß, nur beiläufig gedacht. Wenn, wie dieser kurze Ueberblick des Inhalts zeigt, die Anordnung durchaus untadelig ist, wenn jede Seite das sorgfältigste Quellenstudium zeigt, so hätten wir nur bei dem letztern einige Male eine noch schärfere Kritik gewünscht: so werden die Reimchroniken Robert Waces und Benedicts von St.-Maure oft als eigentliche Quelle angeführt, wofür sie deshalb nicht gelten können, weil Das, was bei ihnen Glauben verdient,

aus den Chroniken Dudos von St.=Quentin und Wilhelms von Jumieges entlehnt ist; denn daß, wie Depping meint, Benedict auch aus andern Quellen geschöpft habe, hätte dargethan und diesen Quellen Glaubwürdigkeit vindicirt werden müssen. Auch hätte eine schärfere Kritik sehr wahrscheinlich die Benutzung der auf der königl. Bibliothek in Paris vorhandenen handschriftlichen Chroniken der Normandie verworfen; wenigstens ist das aus derselben Angeführte und Benutzte hinlänglich, um große Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit zu erregen.

2. Die Uebertragung ausgezeichneter historischer Werke der französischen Literatur wird schon meist durch den hohen Preis des Originals entschuldigt; völlig gerechtfertigt wird sie, wenn der Uebersetzer zugleich Irriges berichtigt, Mangelhaftes ergänzt, und so nach einer Seite wenigstens ein selbständiges Werk, eine Uebersetzung, welche zum Theil selbst dem Originale vorzuziehen ist, liefert. Eine solche glaubten wir, nach dem Titel, hier erwarten zu dürfen; allein wir fanden, die Weglassung einiger überflüssigen Worte und die Zusetzung einiger zum Theil schiefen Reflexionen und weniger Citate abgerechnet, nichts als eine Uebertragung, welcher man das Uebersetztsein sehr oft anmerkt; selbst einige leicht erkennbare Versehen Depping's sind nicht berichtigt, sondern vielmehr durch größere vermehrt. Die gegen den Verf. des Originals erhobene Beschuldigung, daß er der Gewalt auf Kosten der Wahrheit, wenigstens der gesunden Urtheilskraft, schmeichle, muß als unbegründet zurückgewiesen werden, und es ist ebenso ungerecht, wenn von den vielen Irrthümern desselben, hinsichtlich der Geschichte der Normannen in Italien, gesprochen wird, da er derselben nur beiläufig und mit sehr wenigen Worten gedenkt. Dieses Umstandes wegen ist uns eben eine Zugabe willkommen, welche der Uebersetzung beigefügt ist: der Verf. nämlich, beschäftigt mit einer Geschichte der Insel Sicilien, vom Einfalle der Saracenen bis auf die Dynastie der Bourbons, theilt aus der Handschrift die Geschichte der normannischen Eroberungen in Italien und Sicilien mit, über welche er eine baldige und strenge Kritik wünscht. Da in eine solche einzugehen hier nicht der passende Ort ist, so erwähnen wir, das Verdienstliche der Arbeit in der Benutzung der Quellen anerkennend, nur Das, was uns als mangelhaft in der Darstellung aufgefallen ist. Man vermißt in derselben öfter Klarheit, ruhige Entwickelung und den dadurch bedingten Zusammenhang; die Anordnung der Begebenheiten hätte so gewählt werden können, daß nicht so häufige Wiederholungen einträten, nicht so oft Späteres dem Frühern vorangeht und die Erzählung einige Male wieder rückwärtsgehen muß; dem Style aber ist noch mehr Gedrängtheit und Haltung und größerer Ernst zu wünschen. Es sind dies Mängel, welche bei der Anlegung der letzten Feile leicht gebessert werden können und deren Hinwegräumung den Werth der Arbeit wesentlich erhöhen wird.

3. Ein dankenswerthes kleines Supplement der Depping'schen Schrift: eine Zusammenstellung der Einfälle der Normannen in Deutschland, von den Zeiten Karls des Großen bis zu dem entscheidenden, vom König Arnulf i. J. 891 bei Löwen erfochtenen Siege, nebst einigen einleitenden Worten über die Ursachen der Auswanderungen der Normannen. Es wäre nur, da das wesentliche Verdienst einer solchen Monographie in einer völlig erschöpfenden Behandlung ihres Gegenstandes besteht, zu wünschen gewesen, daß der Verf. seine Quellenkenntniß zu einer solchen benutzt und sich nicht begnügt hätte, zum Theil wenigstens nur das Wichtigere, den Hauptgang der Ereignisse darzulegen. Allein, auch so bleibt, wie gesagt, die kleine Schrift eine willkommene Ergänzung der Arbeit Depping's, welcher nur beiläufig der Einfälle der Normannen in Deutschland gedenkt.

23.

Correspondenznachrichten.

Freiburg im Breisgau, November 1829.

Mal tardi vengono le divine grazie! Das Gute kömmt stets zu gelegener Zeit! Wenn ich Ihnen daher seit Langem nicht mehr gemeldet habe, wie sich die Dinge dahier seit Jahr und Tag gestalteten, so denken Sie nur, daß es mir nicht sowol an Stoff als an Zeit zur Mittheilung fehlte. Vielleicht hat auch meine Verlegenheit, aus Vielem das Interessanteste herauszufinden, dazu beigetragen, so ungebührlich lange zu schweigen. Nun mögen Sie selbst urtheilen, ob ich Recht oder Unrecht hatte, unentschlossen zu sein.

Es ist billig, daß ich Sie zuvörderst von den wissenschaftlichen Anstalten und deren Vor- oder Rückschritt seit Jahr und Tag unterhalte. Dem Himmel sei Dank! wir gehen nicht den Krebsgang, wenn wir auch keine Salti mortali machen. Still und sicher ist unser Wahlspruch. Da die Regierung in Uebereinstimmung mit den Ständen bereits im J. 1828 der Universität einen jährlichen Zuschuß von 8000 Fl. auf 3 Jahre bewilligt, und überdies für eben die Zeit auch wechselnd jährlich 1000 Fl. für die bestehenden Universitätsanstalten (den botanischen Garten, das Laboratorium der Chemie, die anatomische Präparatensammlung, die Bibliothek), so läßt sich nichts Anderes erwarten, als daß die Folgen dieser Unterstützungen bald sichtbar werden müssen. In der That hat auch die Umstaltung des botanischen Gartens den ersten Beweis zweckgemäßer Verwendung geliefert. Die Resultate der getroffenen neuen Einrichtungen sind in einem gehaltvollen Programm erschienen, das Professor Perleb zur heurigen Geburtsfeier des Großherzogs (9. Februar) unter dem Titel schrieb: „De horto botanico Friburgensi", mit einem lithographirten Grundriß des Gartens und einem Pflanzenkatalog (Freiburg, F. Wagner, 4.). Die wesentlichen Verbesserungen auf dieser Seite geschahen bereits in den Jahren 1827 u. 1828.

Die Universitätsbibliothek erhielt ebenfalls in den letzten Jahren bedeutenden Zuwachs. Durch ihr jährliches Aversum von 1500 Fl., durch den Verkauf ihrer Doubletten und durch Vermächtnisse und Geschenke hat sie sehr zugenommen. Ihre Reichhaltigkeit beweisen ihre nun beinahe vollendeten Kataloge, die für gesammte Theologie in 25, für die eigentliche Philosophie in 2, für die Profangeschichte in 4, und die philologischen Fächer in 14 Foliobänden bestehen. Ob es nicht sachgemäß wäre, wenn ein besonderer Katalog über die bedeutende Anzahl höchst seltener Inkunabeln verfaßt und dem Freunde der Bibliographie dadurch die Schätze der Uni-

versitätsbibliothek bekannter gemacht würden, und ob auch nicht ein eignes anständiges Locale als Lesezimmer für Fremde und Honoratioren zugerichtet werden sollte? überlasse ich dem bessern Urtheile.

Das zoologische Cabinet erhielt ebenfalls seit einigen Jahren, unter der Leitung des Professors Perleb, manchen interessanten Zuwachs und eine bessere Anordnung im Ganzen und Einzelnen.

Dem vielseitig gelehrten und unermüdeten Hofrath Schulze verdankt die Sammlung anatomischer Präparate bereits ansehnliche Bereicherungen. Die Zahl der pathologisch-anatomischen Präparate, die im Jahr 1821 nur 140 Stück betrug, ist nun bis zu 650 vermehrt worden. Dabei wird noch die über 2000 Stück betragende Privatsammlung des Hofraths Schulze, die größtentheils Präparate der vergleichenden Anatomie enthält, bei dem Unterricht und der seit 1821 bestehenden physiologischen Experimentalanstalt benutzt. Doch am bedeutendsten ist für die Erweiterung der klinischen Anstalten gesorgt worden. Schon im Frühjahr 1827 begann der Bau eines neuen Hospitals, der nun vollendet und ein wahrhaft großartiges, rühmliches Denkmal des Baumeisters, sowol hinsichtlich des Planes als der Ausführung ist. Wenige Universitätsstädte dürften sich wol einer solchen Anstalt zu rühmen haben. Das Gebäude sollte, seiner Anlage nach, dem doppelten Zweck einer Krankenanstalt und Lehranstalt entsprechen, und die ganze innere Einrichtung wurde hiernach angelegt. Der Plan dazu wurde von dem Kreisbaumeister, Hrn. Arnold, unter der Mitwirkung der Professoren geh. Hofrath Ecker, und Hofrath Baumgartner entworfen, welche Vorsteher des Klinicums waren.

In 16 Krankensälen und einigen Zimmern sind 130 Bettstellen. Drei geräumige Säle sind zu Operationen und zum Unterricht, zwei abgesondert stehende Gebäude für contagiöse Krankheiten und zu den Sectionen bestimmt. Um das Gebäude ist ein Garten angelegt, 3 Röhrbrunnen und ein Bach geben reichlich Wasser für den Bedarf des Hauses. Alle Geräthschaften wurden durchaus neu angeschafft; die Bettstellen sind von geschmiedetem Eisen, die Zimmer werden durch Luftheizung erwärmt, und die Kranken erhalten bei der Aufnahme eine eigne, anständige Hospitalkleidung. Höhe, Luft und Licht der Krankensäle sind allenthalben auf das lobenswertheste berücksichtigt und die geräumigen Gänge gestatten dem Kranken die oft so nöthige Bewegung, ohne ihm schädlich zu werden. Mit dieser musterhaften Krankenanstalt wurde auch ein Polyklinicum und ein geburtshülfliches Klinicum verbunden, sodaß diese Anstalt nun Alles umfaßt, was eine guteingerichtete Medizinalpolizei in dieser Beziehung fodern kann. Dabei ist bei der Wahl des Ortes und der Anlage des Ganzen eine zarte Rücksicht für die Stadt sowol als die Kranken bewiesen worden. Die Kosten des Baues und der Einrichtung sind aus dem eignen Fonds des Krankenspitals bestritten worden. Sie sollen gegen 80,000 Fl. betragen. Dagegen wurde das ehemalige Spitalgebäude zum Verkaufe ausgesetzt.

Ohne Zweifel haben diese neuen Einrichtungen und Verbesserungen die Frequenz der Universität befördert. Im Sommerhalbjahr 1824 waren nur 574 Studirende hier. Im verflossenen Wintercurs aber fanden sich 659 ein, worunter 125 Ausländer waren. Die größte Anzahl machten die Theologen und Mediziner aus. Für Baden, das 2 Universitäten hat, ist diese Anzahl von studirenden Inländern noch immer bedeutend groß, und es ist bemerkenswerth, daß sich das Zudrängen zu den höhern wie niedern Studien in dem Maße zu vermehren scheint, in welchem die Aussichten auf Dienst und Einkommen abnehmen.

Mit der Errichtung eines philologischen Seminars ist, dem Vernehmen nach, Professor Zell beschäftigt. Zu Errichtung einer Gewerbschule ist der Betrag der Collecte bestimmt, welche bei Gelegenheit der Säcularfeier des Großherzogs Karl Friedrich (22. Nov. 1828) eröffnet und zu einem Denkmal für diesen großen Fürsten und Wohlthäter seines Landes bestimmt wurde. In der That gibt es auch nicht wol ein würdigeres Denkmal für verdiente Herrscher als Anstalten, welche die Bildung, den Wohlstand der künftigen Generationen des Volkes bezwecken, dessen Glück der gefeierte Regent stets zu seinem ersten Gesetz gemacht hatte. Anträge ähnlicher Art sind auch in andern Kreisen gemacht worden.

Auch eine andere hiesige Anstalt, die zunächst der öffentlichen Sicherheit und Gerechtigkeitspflege angehört, das Zuchthaus, hat seit ein paar Jahren sehr verbesserte Einrichtungen erhalten. Die Sträflinge werden auf eine ihren Kräften und Fähigkeiten angemessene Weise mit Arbeiten beschäftigt und darin unterrichtet. Marmorschleifen, Weben, Spinnen u. dgl. beschäftigen die Sträflinge; sie erhalten von dem verdienten Lohn einen gewissen Antheil, der ihnen als Sparpfennig bis zu ihrer Entlassung zurückgelegt wird und bei manchem schon eine nicht unbeträchtliche Summe betragen hat, die ihm selbst oder seiner armen Familie wohl zustattenkam.

Wie weit man es übrigens in der Leinwandfabrication in dieser Strafanstalt bereits gebracht habe, erhellt daraus, daß die Leinwand zu einem Altargemälde in die katholische Kirche nach Karlsruhe, von einer Breite von $7\frac{1}{2}$ Elle, durch Züchtlinge verfertigt wurde. Diese Verbesserungen, sowie die Ordnung des Hauses hat man großentheils der Thätigkeit und Einsicht des wirklichen Zuchthausverwalters Lang zu verdanken.

Ueber die literarische Thätigkeit des hiesigen Ortes zu sprechen, würde mich zu weit führen. Ich bemerke Ihnen nur, daß beinahe nicht ein Fach ist, dessen Lehrer stillestehen geblieben wären. Die Schriften von Rotteck, Schreiber, Schneller, Beck, Welker, Schulze sind bereits der gelehrten Welt bekannt und rühmliche Beweise des Fortschreitens dieser Gelehrten mit der Wissenschaft. Eine Menge kleinerer Schriften bei besondern Anlässen sind gleichfalls erschienen und behandeln einzelne Gegenstände. Die Herausgabe des Klüpfel'schen Werkes: „De vita et scriptis Conradi Celtis Prötucei", welche bereits der verstorbene Prof. Ruf begonnen hatte, ist nun durch Prof. Zell, der seitdem die Fortsetzung besorgte, beendigt worden. Ein schönes Denkmal deutscher Gründlichkeit und deutschen Fleißes, das die Herausgeber nicht minder ehrt als den verdienten Mann, dessen Andenken dadurch der gelehrten Mit- und Nachwelt übergeben wird.

Sonst hat das zu Ende gehende Jahr uns auch mehre Feierlichkeiten gebracht. Wie schon bereits im Jahre 1826 unser ehrwürdiger Menzinger sein Doctor- und Amtsjubiläum feierte, so ward dieselbe Feierlichkeit auch dieses Jahr bei dem Dienstjubiläum des Professors Schmiederer wiederholt. Beide Greise gehörten der medizinischen Facultät an, deren Senior der Erstere war. Sie erhielten unter andern Beweisen von Achtung und Würdigung ihrer vieljährigen Dienste von dem Landesregenten Orden, und Letzterer überdies den Charakter als geheimer Hofrath. Früher schon war er von dem König von Frankreich wegen seiner Verdienste um das französische Militair in den Jahren 1796—1806 mit der Decoration des St.-Michaelordens belohnt worden.

Eine andere Feierlichkeit, die ein allgemeines Interesse hat, war die Grundsteinlegung zur neuen protestantischen Kirche dahier. Die hiesige Stadt hatte ein Capital von 15,000 Fl., das anfänglich zu einem Denkmal für den regierenden Großherzog bestimmt war, hierzu beigeschossen. Die Materialien zum Bau werden von der im byzantinischen Styl erbauten Kirche der aufgehobenen Abtei Thennenbach beigeschafft. Auf diese Weise würde neben dem Meisterstück alter Baukunst, unserm ehrwürdigen Münster, durch die protestantische Kirche ein Gegenstück in einem Baustyl errichtet, der zwar seine Eigenheiten hat und Manchen an-

spricht, aber die Großartigkeit nie erreichen wird, durch welche die kunstreiche Kühnheit unserer deutschen Baukünstler sich verewigt hat.

Die Feier der Grundsteinlegung selbst wurde am 25. August, dem Namenstage des Großherzogs, begangen. Als Bevollmächtigter desselben war der Kreisdirector Freiherr von Türkheim bei dieser feierlichen Handlung zugegen. Was aber in den Annalen der christlichen Kirche ewig denkwürdig bleiben wird, ist der Umstand, daß der Erzbischof, umgeben von allen Domherren und Präbendarien der Metropolitankirche, dieser Feierlichkeit ebenfalls beiwohnte und dadurch ein großes Beispiel der Duldsamkeit und wechselseitigen christlichen Liebe und Einigkeit gab. Nach einer sehr gehaltvollen Rede des landesfürstlichen Herrn Commissairs, welche von dem Dekan Eisenlohr beantwortet wurde, und nachdem hierauf der Kreisdirectorialcommissair und erste evangelische Kirchenvorstand, Kreisrath Bausch, die dazu bestimmten Früchte, Münzen, Wein, Zeichnungen und Urkunden in den Grundstein gelegt und denselben verschlossen hatte, schloß Hr. Dekan Eisenlohr diese denkwürdige Feier durch eine rührende Danksagung, worin er Freiburgs Eintracht zwischen den Confessionen und den sie hervorrufenden Christensinn pries und mit einem Gebet an den Allmächtigen schloß, der das Weltall in Einheit zusammenhält, und Christus als das gemeinsame Band allgemeiner Menschenverbrüderung sandte. Ein Festmahl im Museum beschloß diese Feier. 24.

Offener Entschuldigungsbrief.

An den Herausgeber dieser Zeitschrift.

Welcher Schriftsteller nimmt wol nicht Autorsünden mit aus dem alten in das neue Jahr? Da bei der Veranschlagung solcher Sündenregister das Sprichwort: „Die Großen läßt man laufen, die Kleinen hängt man auf", oft Anwendung findet, da ich mich selbst hiernach unter die Verurtheilten stellen muß, so will ich mit Sündenbekenntnisse und Besserungszeichen hervortreten, um so vielleicht Begnadigung zu erlangen und leichtern Herzens durch das Sylvesterthor in das neue Jahr einzuziehen.

Sie und ich wissen, wie ich mit der Erfüllung manches literarischen Auftrages, welchen Sie mir machten, im Rückstande bin. Meine guten Vorsätze, dergleichen nicht wieder zu verschulden, will ich hier bethätigen, indem ich die verlangte Anzeige eines nach dem Inhalt und Format gar großen Werkes diesem Entschuldigungsbriefe einverleibe.

Auf 4 großen Bogen herrlichen Papiers, welche zusammengeklebt eine ganze Wand meines Dachstübchens decoriren könnten (natürlich müssen Bücherschrank und Sorgenstuhl weichen), liegt vor uns: „Der Stammbaum des königlichen Hauses der Hohenzollern. Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland, Alexandra Feodorowna, ehrfurchtsvoll zugeeignet von Karl v. Reinhard". (Gestochen von Ferd. Götting in Berlin.) Potsdam, Riegel. 1827. 6 Thlr.

Mehre meiner Freunde, welche, vielleicht Anstands halber, auf dieses Geschichts- und Kunstwerk subscribirten, wußten nach dem Empfange desselben nicht, was sie eigentlich damit machen sollten; und so ging es mir bei Ihrer Foderung einer Anzeige gleichfalls. Wie schon bemerkt: Zeichnung, Stich, Druck und Papier sind trefflich, die Namensschilder enthalten, von „Aega, Maire du palais von Neustrien" an (587—640), bis zur heutigen Generation viele geschichtlich denkwürdige Menschen; in Betreff der genealogischen Vollständigkeit und Genauigkeit ist des Verfs. Fleiß zu rühmen, wenn auch mehre Ausstellungen wider seine Angaben, besonders der frühesten Vorzeit, Gewicht haben; dennoch erscheint dieses Werk, wenn nicht zwecklos, doch im Allgemeinen nutzlos. Die geschichtlich-genealogischen Angaben, insofern sie Haltung haben, sind anderwärts in compendiöserer Form nachzuschlagen; die haltungslosen Angaben sind bei nackter Namensaufführung um so nutzloser, da Hr. v. R. als genealogischer Forscher keine Autorität für sich hat. Ohnehin ist der verrufene Dämon, Zeitgeist genannt, den Stammbäumen, deren Wurzel auf Windwolken fußt, nicht günstig. So schwieg ich, wie gesagt, von diesem Stammbaume, weil ich nichts von ihm zu sagen wußte, und rede jetzt leichten Herzens von ihm, weil ich zu der Ueberzeugung gekommen bin, ihm sei volles Recht wiederfahren, wenn gelegentliche Namhaftmachung nicht unterblieb.

Auf dieses Recht macht auch der Licenciat Simon Ratzeberger, der Jüngste, Anspruch, mit seinem „Literarischen Almanache" für 1829. Nicht mit Unrecht. Die zweite Fortsetzung dieser Jahresgabe verheißt nicht blos auf dem Titel eine Lectüre, „so nützlich und angenehm als unterhaltend und lustig zu lesen". Wenn man unter den 15 Nummern des Inhalts Lückenbüßern und verfehltem Witzergusse begegnet, so bleibt doch die Darbietung im Ganzen, nach Plan und Ausführung, empfehlungswerth. Wer in der Almanachsflut diese Goldkörner übersah, mag, mit dem neuen Jahrgange, auch den Vorgänger zur Hand nehmen.

Auch das Alte wird dir neu,
Sonderst du das Korn von Spreu.

Zu den Aufsätzen, welche mehr an müßige Schreiblust, als an Abhelfung eines literarischen Bedürfnisses erinnern, zähle ich die „Blumen aus Novalis' Schriften", und den 9., „Dr. Heinrich Gottlieb Tzschirner" überschriebenen; wozu die nochmalige Zusammenstellung der biographischen Notizen des hochverdienten Mannes, welche schon in mehren trefflichen Schriften (eines Pölitz, Krug, Goldhorn u. s. f.) besonders abgehandelt und aus diesen in Auszügen in viele Zeitschriften übergegangen sind? Doch verschweigt der Verf. des „Literarischen Almanachs" seine Gewährsmänner nicht, ein in unserer deutesüchtigen Zeit fast ungewöhnliches Verdienst. *)

Gott befohlen, Herr Herausgeber! Lassen Sie Gnade vor Recht gehen, im neuen wie im alten Jahre; wogegen ich in ersterm mir es angelegen sein lassen werde, die hier begonnene Besserung zur Blüte und Frucht zu bringen. 4.

*) Der „Literarische Almanach" ist auch bereits für 1830 erschienen. D. Red.

Literarische Anzeige.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 8. —— 8. Januar 1830.

Taschenbuch ohne Titel auf das Jahr 1830. Leipzig, Brockhaus. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn dies Taschenbuch *sein Lustrum* erlebt haben wird, so wird *man nicht mehr sagen können*, daß in *Deutschland der Witz todt, die Satyre* entschlafen und *der Humor von tödtlicher Paralyse* daniedergeworfen *sei*. Der Verf. dieses witzigsten aller seit einem Decennium in Deutschland herausgegebenen Bücher (denn wir abstrahiren sogleich davon, daß es mehre Verf. habe) hat sich nicht genannt; er geht unter den Autornamen: Frater Simplicius, Erasmus Sincerus, Anastasius Spiridion, Frater Timoleon, Hippolyt a Lapide, Frater Lampadius, Frater Cebes, ja selbst unter dem Damennamen: Regina Spiridion, in dem Buche umher; allein er ist immer derselbe geistvolle, kenntnißreiche, scharfblickende Satyriker, derselbe geißelschwingende Politicus, derselbe treffliche und launige Poet, derselbe witzige Widersacher der Dummheit, der politischen Engbrüstigkeit und der engherzigern Schulweisheit. Alle seine Aufsätze, in gebundener oder ungebundener Rede, gehören in der That zu einer Classe von literarischen Arbeiten, wie sie jetzt in Deutschland, sei es Druck der Zeit, oder wirkliche Austrocknung unserer ursprünglichen Witzesader, welche die Schuld davon trägt, zu den größten Seltenheiten gehören. Wo sind unsere Kästner, Lichtenberg und Blumauer? Wir haben sie fast zu würdigen verlernt. Wir haben Poeten und Prosaiker aller Farbe und aller Art, witzige Tragöden, und, was mehr ist, gute Lustspieldichter; aber wo lebt unter uns noch die geschmackvolle Satyre, welche mit wachsamem Auge den Unsinn in der politischen wie in der literarischen Welt zu züchtigen über sich nähme? Wo sind unsere Swift, unsere Villeliaden? Und warum geht nur in Deutschland und in Spanien der Albernheit ihr Dünkel, der Macht ihr Eigensinn, dem Egoismus aller Art seine Afterweisheit ungegeißelt durch? Niemand wälze die Schuld auf unsere Regierungen; das Erscheinen dieses „Taschenbuch ohne Titel" beweist zur Genüge, von welchen würdigen und freisinnigen Gesichtspunkten die mitteldeutschen Censurbehörden ausgehen. Zaghaftigkeit, Scheu, seine Ueberzeugung freimüthig auszusprechen, und ein wirklicher Mangel an satyrischem Vermögen, ein Ungeschick des Geschmacks ist es, die dieses Absterben alles geisterhebenden Oppositionssinnes unter uns verschuldet haben.

Der Verf. dieses Taschenbuchs wirft ein überraschendes und wahrhaft erfreuliches Licht in dieses Dunkel. Es ist eine Art von Brandfackel des Geistes, um so ergötzlicher, je größer die Nacht war, in der wir umherwandelten; für Denker, für Männer, für alle Freunde geschmackvoller Satyre eine wahrhaft erquickliche Erscheinung, und selbst von Frauen und Mannweibern nicht ohne Belehrung und Lust zu durchlesen. Seit Jahrzehnden, ja seit vielen Jahrzehnden ist kein Buch in Deutschland verlegt worden, das so viel echten Witz, eine solche Quintessenz des Geistes, so viel Kenntniß in allen Richtungen hin, mit so viel Kraft des Wortes und so viel Geschmack vereint, in so kleinem Raume zusammengedrängt darböte. Vergebens rathen wir auf den Besitzer unter uns so seltener Gaben — kein Name entspricht dieser Allseitigkeit. Der Autor ist Dichter im ganzen Sinn des Worts, das zeigen uns seine „Rebenmädchen"; er ist Politiker, erleuchtet, wie Wenige. Kenner der Literatur; Kritiker, Philosoph und unter den Facultätsstudien auf gleiche Weise mit der Theologie, der Medizin und der Jurisprudenz bis in ihren geheimsten Wegen bekannt. „Doctor Eberhardus Nachlaß" weist auf einen Arzt hin; die „Gedanken über das Wechselrecht" verkünden den Juristen; die „Epistola de arte critica" den Philosophen, den Theologen, den Kritiker und den Schöngeist. Möchte es ihm gefallen, seine Maske fallen zu lassen!

Doch wir müssen nach diesem Vorbericht den Inhalt dieses seltenen Buches, das mit dem Zuckerwasser aller übrigen Taschenbücher auf das Jahr .... nichts gemein hat, als den Titel (obgleich es keinen hat) etwas näher ansehen. Wollte man ihm einen Namen geben, so müßte es den eines politischen Taschenbuchs führen, denn die Politik ist das mächtigste Element darin. Zwar das „Erste Capitel des Buches ohne Ende" hat es fast nur mit dem „Narrenhause" unserer Literatur zu thun, und der Verf. fegt mit derbem Besen darin umher. Von Politik ist hier nur insoweit die Rede, als die schriftstellernden Thronerben, Prinzen

und ihre Minister hier etwas sanft mit der satyrischen Geißel disciplinirt werden. Man lobt den Prinzen,

Der sich den Wellen anvertraut,
Um erst zu lernen, dann zu lehren,
Und dem's selbst nicht im Urwald graut,
Mit Botocuden zu verkehren
. . . .
Und wenn er rückkehrt — überzeugt
Vom Unwerth seiner Bureaukraten,
Doch findet, daß sich Manches gleicht
In freien und servilen Staaten.

Man rechtfertigt das jus asyli, das Amerika gegen die alte Jungfrau Europa ausübt, und weist den Sieg des Christenthums auf die christliche Versöhnungslehre heim. In der „Epistola de arte critica", erweist sich der Verf. als erklärtester Widersacher alles Sektengeistes, unter welchem Namen er sich auch vorfinde, als Geißler der Schulweisheit, wo sie erscheine, als Verfolger aller „Staatsperüken", aller kritischen Clubbs, kurz, alles Nichtigen, Faden und Todtgeborenen; zugleich aber auch als ein Retter der Frauenehre und männlicher Oberherrschaft. Dies ist unstreitig das vollendetste Stück in diesem Buche, ein wahrhaft Horazisches Werk, ein würdiges Seitenstück zu dem „Briefe an die Pisonen", das den Beurtheiler unschlüssig darüber läßt, ob er mehr den hellen Witz, mehr den Geschmack des Vortrags oder die klare Einsicht und die umfassende Kenntniß des Verf. bewundern soll. Nil admirari! Allein, dieser Epistel fehlt in der That wenig, um classisch genannt zu werden, und der Beurtheiler weiß ihr geradezu kein ähnliches Stück in der vaterländischen Literatur an die Seite zu setzen. Horaz, Boileau und Swift allein haben dem Dichter dabei zum Vorbilde dienen können. Die Abhandlung „Vom politischen Glauben der Kaufleute" ist eine satyrische Schutzschrift für den Egoismus, in Prosa; auch sie ein Zeugniß von der ironischen Kraft, der originellen Diction und dem schnellkräftigen Witze dieses Autors. Der Aufsatz: „Welche Partei in der Politik sollen die Frauen jetzt nehmen?" kündet zuerst das politische Glaubensbekenntniß des Verf. näher an. Der Humor weicht hier dem Verstande, die Laune tritt dem Urtheil nach. Der „Nachlaß des Doctor Eberhardus" ist für Aerzte und Patienten geschrieben. Hier schwingt die satyrische Geißel wieder so lustig als möglich. Jede Art von Charlatanerie, die alberne des Marktschreiers, wie die geniale des schweigenden oder wortkargen Homöopathen, findet hier ihr Theil; alle Wege „ins Holz", welche die Medizin befährt, werden hier angezeigt, und keine schwache Stelle der ärztlichen Praktik bleibt ohne ihren Nadelstich. Das „Medizinische Conversations-Lexikon" zum Anhang aber ist wieder eine Fundgrube Jean Paul'schen oder Lichtenberg'schen Witzes. Die nun folgenden „Rebenmädchen" sind ein ganz poetischer Beitrag von hoher Schönheit des Gedankens, dichterischer Fülle und meisterhaft in der Form. Man glaubt Ariosto'sche Stanzen zu lesen. Hier zeigt sich das poetische Vermögen des Autors auf eine Weise, die gewiß jeden Freund seines Humors in Erstaunen setzt. Die Vereinigung zweier solcher Gaben gehört zu den seltensten Erscheinungen. Die „Concursausschreibung an alle Historiographen" (die Annalen Krähwinkel's zu schreiben) ist wiederum eine Eingebung des glücklichsten Humors, und Sperling's poetischer Vortrag im Rath muß jedem Eingeweiheten Freude machen. Die „Gedanken über das Wechselrecht" von einem Ungarn sind für einen kleinern Kreis von Lesern berechnet; allein, in dem „Gedankenspiel über die Zukunft des Morgenlandes" zeigt sich die ganze edle und erleuchtete politische Einsicht des Verf. Nichts umnebelt seinen Blick; weder religiöser Fanatismus noch politische Engherzigkeit: es ist die reine Sache der Menschheit, die seine Ideen gebiert und leitet. Er verkündet den Fall des Halbmondes, wenn ihn auch jetzt ein schwacher Friede stützt; Asien ist reif für eine bessere Ordnung der Dinge; im Osten wird die Sonne aufgehen, wenn sie im Abend untergegangen ist. Auf diesen Abschnitt folgen „Zeitverse" politischen Inhalts, Sonette, Madrigale, Epigramme, Distichen, Quatrains, scharf, xenienartig und reich an Witz. „Deutsche Landtage", „Federviehzucht", „Klage der Donau", und das „Chronostichon auf das J. 1829" sind nur die hervorstechendsten darunter. Wir müssen uns begnügen, aus diesen Nüssen einige, durch ihre Kürze dazu berechtigt, auszuheben.

Heraldische Wahlverwandtschaft.
Schildhalter Portugals nach der Heraldik sind
Zwei gift- und feuersprühnde Drachen.
Dies Sinnbild scheinen wahr zu machen
Mutter und Kind.

An M.
Die Toga hast du statt des Sagums umgenommen;
Wird auch ein Blücher dir in Noth zu Hülfe kommen?

Guter Rath.
Fahrt säuberlich mit Donna Gloria!
Sonst geht sie fort — doch bleibt die Schande da.

Britische Politik.
Wem helfen wir von beiden Brüdern? — wem?
Der uns den Portwein billigst liefert — dem!

Die weltliche Tiara.
Zwei Köpfe hat er schon, der mächtigste der Aare,
Ein dritter noch — dann paßt die weltliche Tiare.

Schlacht von Navarin.
Die Schlacht von Navarin gibt diese gute Lehre:
„Man frevle nicht mit dem Gewehre!"

Chronostichon auf 1829.
„Wirds gleich geschehn?"
Es kann ein Jahr und mehr vergehn!

Dies Buch ist nicht für das Jahr 1830, sondern für alle folgende Jahre geschrieben. Es ist ein wahres Denkmal deutschen Humors, ein Aufruf an alle Geister Deutschlands, in denen Kenntniß mit Witz sich verbindet, es dem Verf. gleich zu thun, den Ruhm des deutschen Humors zu retten, der mit Jean Paul für immer verstummt schien, dem Unsinn und der dünkelvollen Albernheit den Damm einer wortkräftigen Opposition entgegenzustemmen, oder, sind sie zu mächtige und unbesiegliche Gegner, wenigstens die Geißel der

Satyre über sie zu schwingen und sie zu schrecken! Einem solchen Werke aber wünschen wir aus der Fülle unseres Herzens — nicht blos viele Jahrgänge, sondern tausend und mehr Lustra! 25.

Ueber die Hypothese der Materie und ihren Einfluß auf Wissenschaft und Leben, von J. Chr. A. Heinroth. Leipzig, Hartmann. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wie einst Wallenstein allen Warnungen und Bitten seiner Freunde, dem Octavio nicht zu trauen, kein Gehör gab und mit festem und bestimmtem Tone: „es gibt keinen Zufall", den gordischen Knoten seines Schicksals auflösen wollte, so hören wir hier Hrn. Heinroth, aller Erfahrung und Vernunft zum Trotze, fest und bestimmt erklären: „es gibt keine Materie und — der Begriff der Materie beruht auf einem Irrthum, und dieser Irrthum führt zur Gottesleugnung" (S. 55, 119 u. 159). Wahrlich, es wurde *uns*, indem wir dies unter den entsetzlichsten *Kopf- und Brust*schmerzen lasen, ganz eigen zu Muthe, fast wie jenem Missionnair, der einem Wilden die Allmacht Gottes vordemonstrirt *hatte und dann vom Teufel sprach*, der sich dem *lieben Gott immer opponire*, und alles Gute, was er stiftete, *wieder* zu Schanden mache, plötzlich in seiner begeisterten Declamation durch die Frage des Wilden unterbrochen wurde: „I warum schlägt denn der liebe Gott den Teufel nicht todt?" Wir wissen in der That nicht, was der Missionnair dem Wilden geantwortet hat, wie wir fast nicht wissen, auf welche Weise wir Hrn. H.'s Hypothese, daß der Begriff der Materie eine Hypothese sei, widerlegen sollen. Aber da liegt gerade zufälligerweise ein Juniheft des „Journal helvétique" v. J. 1748 auf unserm Schreibtisch und, indem wir da herumblättern, finden wir einen hübschen Vers von Montesquieu:

> Le sol est la cause première
> De nos vices, de nos vertus;
> Néron sous un autre hémisphère
> Aurait peut-être été Titus,

den wir festhalten wollen, um doch wenigstens dem berühmten Namen unsers Gegenfüßlers einen nicht minder berühmten entgegensetzen zu können.

„Die ganze materielle Ansicht der Natur ist etwas Irriges; wir müssen uns festhalten an die lebendige Wirklichkeit", sagt Hr. Heinroth; Hr. v. Montesquieu sagt: „Vom Klima, das Materiellste der Natur, vom Klima hängt unser Verstand, Geist, unsere Gotteserkenntniß ab". „Der Geist ist frei vom Einfluß der Materie", sagt Hr. H.; Hr. v. M. sagt: „Die Ausdünstungen sind die Mutter des Verstandes oder der Dummheit; ja, es wehen gewisse Winde nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit entweder goldene oder barbarische Jahrhunderte herbei".

Und da hätten wir ja einen Weg gefunden, der uns, wie immer im ganzen menschlichen Leben, so auch hier zur Vermittelung der Extreme, ohne Hrn. v. Ancillon's berühmte Schrift lesen zu müssen, führen könnte, den Weg der goldenen Mittelstraße. So wahr es ist, daß die Materie, das Körperliche außer unserm Sein, schon an den Pflanzen und thierischen Körpern die augenscheinlichsten Wirkungen hervorbringt; daß, unter Anderm, Pflanzen, aus einem Klima in das andere versetzt, selten dieselbe Beschaffenheit behalten, wie z. B. der Sassafras, welcher in Pennsylvanien, unter dem 40. Grad der Breite, ein hoher und dicker Baum ist, bei dem Fort Oswego, oder zwischen dem 43. Grade, so klein wird, daß er kaum 2—3 Schuh hoch wächst (s. Klam's „Reise nach Nordamerika", S. 75); oder wie der Capwein, welcher vom Rheinwein so verschieden ist, doch seinen Ursprung von Rhein- und Burgunderreben hat; wie z. B. die andalusischen Schafe, welche die vortreffliche, feine Wolle haben, ursprünglich aus England herstammen, wo die Schafe doch nirgends so feine Wolle geben: ebenso unleugbar übt die Materie auch auf uns Menschen, auf moralische Wesen, ihren Einfluß aus. Die rauhen und kriegerischen Celten wurden unter dem asiatischen Himmelsstriche morgenländische Weichlinge; die muthigen Longobarden, Gothen und Normänner nahmen bald die weichliche Natur der Gallier, Italiener und Spanier an; die holländischen Colonien in Batavia sind gänzlich von der Natur der übrigen Holländer ausgeartet, und in England geschieht der meiste Selbstmord zu Anfang und Ende des Winters, wo der schädliche Nordostwind bläst; ja, Muralt sagt, daß die Engländer mit ihren Doggen denselben Charakter hätten (Muralt „Lettres sur les Anglais", lettr. 3). Lag es nicht in der Materie, daß die Athenienser so sehr von den Böotiern verschieden waren? Sollte Plato so ganz ohne Grund den Göttern gedankt haben, daß er in Griechenland und nicht in der Barbarei geboren sei? und hat Vitruvius so ganz Unrecht, wenn er sagt (L. 6, c. 1): „Je nach der Verschiedenheit der Materie sind die Menschen verschieden: in mittägigen Gegenden wegen der geringen Menge des Blutes furchtsam, aber wegen der feinen Himmelsluft lebhafter im Denken; in den nördlichen langsamer, aber zum Kriege geboren". Hat nun aber auch — wir wollen Hrn. Heinroth's Anhänger nicht zu sehr ängstigen — die Materie auf den Verstand und die Tugenden eines Menschen einen großen und merklichen Einfluß, so würde es doch gewiß übertrieben und aller Erfahrung zuwider sein, wenn man behaupten wollte, daß sie gänzlich von ihr abhingen. Sonst würde folgen, daß alle Menschen unter einerlei materiellen Einflüssen gleich tugendhaft oder lasterhaft wären. Der Geist wächst überall, und man kann seine Größe nicht nach dem Parallelcirkel ausmessen, obgleich er wie eine edle Pflanze nicht überall gleich gut wächst. Die Tugend, der Geist des Menschen kann sich über die Materie erheben, obgleich dieselbe dem Menschen mehr Veranlassung zum Laster darbieten kann. Es gehören unendlich viel Nebenumstände dazu, welche den Einfluß der Materie auf den menschlichen Geist befördern müssen, und ohne welche, wie Hr. H. auch ganz richtig behauptet, die Materie ganz unwirksam scheint. Daher sind aber auch so viel Widersprüche entstanden, daher sind so viel Behauptungen von Einigen aufgestellt, von Andern verworfen worden, weil man die Wirkungen entweder zu weit getrieben oder unbedingt vorgetragen und behauptet hat. Hätte sich Hr. H. nur mehr an das schöne Wort („Nov. organ.", lib. 2, aphorism. 2): „Vere scire est *per causas* scire", das er zwar oft im Munde führt, aber nur nach seiner Ansicht auslegt, gehalten, er würde gewiß seinen Idealismus etwas beschnitten haben. Wie übrigens ein Arzt, welcher doch täglich Gelegenheit hat, das Schwinden der geistigen Kräfte mit den körperlichen, namentlich des Gedächtnisses, der Einbildungskraft und der Urtheilskraft wahrzunehmen, zu beobachten, in welch genauem Zusammenhang die Seelenkraft mit der Lebenskraft steht, und wie, was am besten in den verschiedenen Lebensaltern seine Bethätigung findet, die Lebendigkeit der Seele in gewisser Abhängigkeit von der des Leibes steht — ein Arzt am Zuchthause in solchen superidealen Ansichten sich gefallen kann, ist uns unbegreiflich. Möchte es aber auch eine subjective Ansicht des Arztes bleiben; der Philosoph, der Schriftsteller sollte doch wenigstens nicht die Erscheinungen der Natur verkennen oder sie nur aus einem einzigen Gesetze herleiten wollen, um sie unter die Sklaverei des Systems zu zwingen und ihr Fesseln anzulegen, denen sie sich mit Unwillen immerdar entreißen wird!

Uebrigens hat uns diese Schrift von Neuem mit großer Achtung für Hrn. H.'s Geist und Religiosität erfüllt; möchte doch nur die letztere den erstern nicht so oft gefangen nehmen! 26.

1. Mémoires d'une femme de qualité sur Louis XVIII, sa cour et son règne. 4 Bände. Paris, 1829.

2. Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande über Ludwig XVIII., seinen Hof und seine Regierung. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Schall. Erster Band. Breslau, Max u. Comp. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Die Neubegier erhebt die Frage, wer wol diese Dame von Stande sei, die hier als Verfasserin von Denkwürdigkeiten über eine kaum verlebte Epoche auftritt. „Ich will und muß", sagt sie selber, „meinen Namen verschweigen". Allein, nichtsdestoweniger möchte sie, ohne Zweifel um ihren Meinungen desto mehr Gewicht und Ansehen zu geben, das Publicum glauben machen, sie habe der Hauptperson jener Epoche sehr nahe gestanden, sogar, sie sei deren Favorite gewesen, sie habe reiche Geschenke von ihr erhalten u. s. w. In kurzen Worten: der Leser soll glauben, diese Memoiren flössen aus der Feder der Frau v. C., deren Standpunkt, wie man weiß, ungefähr der hier soeben bezeichnete war. Allein, es dürften wol in dieser Beziehung vorliegende Denkwürdigkeiten lediglich für apokryph zu erachten sein, was jedoch ihren Werth nicht schmälern würde, entspräche sonst nur ihr Inhalt den Erwartungen, welche der Titel erregt. Sind aber diese Erwartungen nicht sehr bescheiden gewesen, so findet man sich unangenehm getäuscht, sowol hinsichtlich der Anekdoten und geschichtlichen Thatsachen, die erzählt werden, wie auch im Betreff der subjectiven Tendenz der Verfasserin, die durchaus jedweder Consequenz ermangelt. — Unsere Dame hatte sich, wie sie berichtet, in früher Jugend mit einem Manne von Stande verheirathet, der am Hofe Napoleons mit aller Gewalt sein Glück machen wollte. Sie sah sich daher genöthigt, in ihrem Gesellschaftssaale die ganze vornehme Welt jener Epoche zu empfangen; dessenungeachtet haßte sie den Kaiser von ganzem Herzen, besonders seit seiner Scheidung von Josephinen. Ueberdies „zog sie ein unbestimmter und unüberlegter Instinkt zur Legitimität hin", und sie trat mit allen royalistischen Agenten in Verbindung, unter denen sie auch Hrn. Royer-Collard namhaft macht, dem sie blos vorwirft, „daß eine gewisse philosophische Eitelkeit ihn zu Geschäften wenig tauglich mache". — So brennend indessen der Eifer dieser guten Royalistin auch zu einer frühern Epoche gewesen sein mag, so scheint derselbe heute ziemlich erkaltet zu sein. Ohne alle Rücksicht auf die politische Meinung macht sie sich oftmals auf Kosten der Linken wie der Rechten lustig. „Es gab", sagt sie, mit Bezugnahme auf die Zeit vor der Restauration, „eben nicht viel Tapfere unter uns; es gab gar zu viel Gescheite Solche Leute aber kennen die Gefahr zu gut, um ihr Trotz zu bieten". Der verstorbene König, erzählt sie an einem andern Orte, habe weder die Person noch die Schriften des Hrn. v. Bonald leiden mögen. „Als sich eines Tages der Herzog de La Châtre über einen heftigen Zahnschmerz mit dem Beifügen beklagte, daß er es, um einzuschlummern, vergebens mit allen möglichen Schlafmitteln versucht habe, erwiderte ihm Ludwig XVIII.: Herzog de La Châtre, lesen Sie die „Legislation primitive". Die Liberalen kommen freilich nicht besser weg. „Hr. Benjamin Constant, wie gesagt, ist der feudalste unter den Liberalen Frankreichs. Er will den Roturier spielen; allein er verdeckt blos sein Spiel. Unter seiner entlehnten Roture entdeckt man, wider seinen Willen, den Edelmann. Ich glaube in Wahrheit, er würde, erfoderlichen Falls, lieber alle seine literarischen und politischen Schriften ins Wasser werfen, wie seinen Adelsbrief... Als öffentlicher Beamter bietet Hr. B. C. keinerlei Bürgschaft dar; Alles ist ihm gleichgültig; alle Meinungen sind gut für ihn. Wer ihn haben mag, wird ihn haben, sagte mir Ludwig XVIII. Wer ihn Abends zuvor gewinnt, kann für den folgenden Tag auf ihn zählen..." Hiernächst kommt Hr. de Pradt an die Reihe. „Dieser Auvergnate", sagt sie, „ist lebhaft wie ein Provençale und lügt wie ein Gasconier. Er ist ein rasender Egoist; er hat die größte Idee von seinem eignen Ich, und er strebt nach nichts Geringerm als nach den höchsten Stellen, die für ihn stets unerreichbar bleiben... Hat er, wie er sagt, seit einigen Jahren aufgehört, die Bourbons zu beschützen, so kommt dies daher, weil sie ihm nicht das Kanzleramt der Ehrenlegion gelassen haben, dessen er sich, im Augenblicke der Restauration, gleichsam zum Scherz bemächtigt hatte". — Mit nicht mehr Achtung und Schonung wie Privatpersonen behandelt unsere Dame gekrönte Häupter. Ihrer Versicherung nach, hätte es ihr ihre Stellung gestattet, besser zu hören und zu sehen, als irgend Jemand. Es liegt darin viel Prahlerei; am häufigsten jedoch sündigt sie noch weniger aus Unwissenheit, als weil sie eine beißende Lüge der platten Wahrheit vorzieht. So berichtet sie uns, es wären am 20. März der Kaiser von Oestreich und Buonaparte vollkommen mit einander einverstanden gewesen. Sie theilt sogar die Abschrift eines Tractats mit, der zwischen Beiden bereits im Monat Oktober unterzeichnet ward. Da sie indessen wohl weiß, daß man Verstorbene ungestraft als Zeugen aufrufen kann, so verweiset sie auf Hrn. Regnault de Saint Jean d'Angely, der jenen Vertrag in Händen haben soll, und bei welchem Neugierige das Concept davon einsehen können. 27.

*) Es ist darüber bereits in einer Correspondenznachricht aus Paris in Nr. 167 d. Bl. f. 1829 die Rede gewesen. D. Red.

Literarische Notizen aus Dänemark.

Der gelehrte Professor J. Möller beschäftigt sich mit einer Sammlung von Denkmälern und historischen Gemälden der berühmtesten Männer seines Vaterlandes, welche den Titel „Mnemosyne" führen soll. Späterhin will er auch ein Pantheon von Dänemark oder Lebensbeschreibungen der berühmtesten Männer aus den 3 letzten Jahrhunderten sowie eine Geschichte der dänischen Literatur von Einführung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeit herausgeben.

Die Herren Olsen und Bredsdorff sind mit einer geographischen Karte von ganz Europa beschäftigt. Sie wurden von der Geographischen Gesellschaft zu Paris mit dem Preise beehrt.

Kopenhagen hat 3 große Bibliotheken: 1. Die königliche Bibliothek in einem schönen Gebäude an der Südseite des Palastes Christiansburg. Sie enthält 400,000 Bände, wurde von Friedrich III. gegründet und gehört zu den bedeutendsten Büchersammlungen Europas. Hinsichtlich der Sprache, Geschichte und Geographie des Nordens ist sie am reichsten; dagegen ist des Königs Privatsammlung besonders reich an morgenländischen Manuscripten und Inkunabeln. Von jedem im Lande erscheinenden Buche nimmt sie 2 Exemplare in Anspruch. 2. Die Universitätsbibliothek in der h. Dreifaltigkeitskirche. Sie enthält 100,000 Bände, worunter sich sehr wichtige Manuscripte befinden. Sie erhält von jedem Werke ein Exemplar und ist seit 1776 täglich von 10—2 Uhr offen. 3. Die Clasenbibliothek, 30,000 Bände stark, ward 1792 von J. F. Clasen und seinem Bruder gegründet und ist täglich 3 Stunden offen. Außerdem haben die chirurgische Akademie, der botanische Garten, die Veterinairschule, das geistliche Seminar und die Akademie der Künste ihre eignen Bibliotheken. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wenn ich an Sie, als an meine künftige liebe Gattin denke, so macht mich Ihr gefühlvolles Herz und Ihr strenger Begriff von Pflicht, dem Sie so willig folgen, für jedes Ereigniß unbesorgt; o, die Liebe ist langmüthig und geduldig und läßt keinem bittern Gedanken Raum!" Und mit aller Schwärmerei der Sehnsucht nach den übersinnlichen Genüssen der Psyche, drückt er Das, was er von der Ehe erwartete, aus, wenn er schreibt (S. 475): „Der vertraute Umgang mit Ihnen, meine liebe Freundin, lehrt mich gewiß so leben, wie man leben soll, um dereinst auch fortzuleben jenseits der großen Verwandlungsperiode. Sie werden meiner Seele das zarte Gehäuse bauen helfen, welches sie als ihre einzige Beute einst aus dieser Welt in jene übertragen wird; ein Gewebe von den reinsten, den besten Ideen, den auserlesensten Gefühlen, Gedanken und Thaten, in denen sie, sich dort wieder ihrer selbst bewußt, ihr Wesen forttreiben wird. Uebereinstimmung mit Ihnen, innigste Seelenvereinigung mit Ihnen wird der Gürtel, das Band sein, wodurch alles Jenes zusammengehalten wird". Fünf Wochen nach der Hochzeit schreibt er an Jacobi (S. 532): „Mit jedem Tage werde ich fester von der Dauer meines Glücks, von der Vortrefflichkeit meines Weibes überzeugt. Ich konnte Ihnen das gute, liebenswürdige, seltene Geschöpf nicht zeigen; das thut mir sehr wehe, mein Theurer, denn Sie vor Allen hätten sich gefreut, das Schicksal Ihres Forster in solchen Händen zu wissen". Und nun folgt ein Gemälde dieses Weibes, von der Hand eines Liebenden entworfen, das man im Buche selbst nachlesen mag.

Diesen Ton findet man nach Jahren nicht mehr angeschlagen, vielmehr ahnet der Leser Verstimmung. Die Lebensbeschreibung sagt (S. 36): „Warum in spätern Jahren eine Ehe, in der gegenseitige Achtung und innige Theilnahme unerschütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, ist das Geheimniß der beiden Gatten, in das Niemand ein Recht einzudringen hat". Ein Recht? Freilich hat Niemand ein Recht darauf; aber seit wann fragt man Die, welche die innere Geschichte hervorragender Geister kennen zu lernen wünschen, nach ihrem Rechtstitel? Man mag diese Delicatesse ehren, aber bedauern wird Jeder, dem Forster's Persönlichkeit werth geworden ist, und der den großen Zusammenhang von Thaten, Gedanken, Leben und Schicksal begreift, daß über dieses Verhältniß, welches in Forster's letzte Jahre unleugbar einen Schatten geworfen, sehr wahrscheinlich auch auf verhängnißvolle Entschlüsse Einfluß geübt hat, hier keine nähere und befriedigende Auskunft zu finden ist.

7.

Englische Almanache.

Erster Brief.

Ich versprach bei meiner Abreise, werther Freund, Ihnen nach meiner Ankunft in der Hauptstadt des britischen Reichs einen Bericht über die neuen englischen Taschenbücher für Ihre „Blätter f. lit. Unterh." zu senden. Da ist schon der erste; ein zweiter soll sogleich nachfolgen, wenn mir die übrigen glänzenden Erzeugnisse dieses neuen Zweiges des Buchhandels zu Gesichte gekommen sein werden. Im Allgemeinen genommen, sind sie, wie ihre Verwandten in Deutschland, in literarischer Hinsicht größtentheils höchst unbedeutend; die Erzählungen sind meistens matt, kraft- und farblos und zeichnen sich vor den deutschen durch nichts aus, als daß sie gewöhnlich sehr kurz zugeschnitten sind. Aeußerst selten stößt man auf eine, welche 100 Seiten füllt, fast alle laufen auf 20—40 Seiten ab, und daher kommt es, daß, wenn ein deutsches Taschenbuch aus 4—6 Erzählungen besteht, ein englisches deren 10—15 und überdies eine große Menge Gedichte enthält, welche seit einigen Jahren aus den meisten deutschen verwiesen zu sein scheinen. Ausgezeichnet hoch stehen dagegen die englischen Taschenbücher in typographischer Hinsicht und wegen der in ihnen enthaltenen herrlichen Kupfer- oder vielmehr Stahlstiche, von denen viele kleine Meisterstücke sind und einen Platz in dem Portefeuille jedes Kunstfreundes verdienen, was man leider nur wenigen deutschen nachrühmen kann. Es ist ein wahrer Genuß, diese Schöpfungen der Nadel in dem „Forget-me-not", dem prachtvollen „Keepsake", dem „Friendship's offering", „Literary souvenir", „Amulet" u. s. w. zu beschauen; das Auge des sinnigen Kunstfreundes kann sich kaum wieder davon trennen und weiß nicht, was es eigentlich am meisten daran bewundern soll! Und Sie erlauben mir deshalb auch, mehr auf diese Kunstwerke bei meiner Musterung Rücksicht zu nehmen, als auf den eigentlichen Inhalt der Taschenbücher, der ja doch nur Nebensache bei ihnen ist.

Den Vortritt verdient, schon darum, weil es das älteste ist,

1. Forget-me-not; a christmas and birth-day present for 1830. Edited by *F. Shoberl*.

Fast alle Modeschriftsteller und -Schriftstellerinnen haben Beiträge dazu geliefert, und es ist dadurch eine so buntfarbige Mannichfaltigkeit und Abwechselung erzielt worden, daß sie einer Harlekinsjacke gar nicht unähnlich sieht. Den meisten Lesern ist das freilich recht, denn die kleinen leichten Dingelchen, die den Lesemagen weder durch Schwere verderben, noch durch viele Würze überreizen, sind in einigen Minuten genossen und verdaut. Einige Beiträge von W. G. Harrison, und der „Rothe Mann", von dem neuen Pythagoräer, möchten noch das Beste sein. Der erste dichterische Versuch Lord Byron's, der darin abgedruckt, ist unbedeutend im höchsten Grade, desto vorzüglicher aber sind die zahlreichen (13) Stahlstiche, welche denen der frühern Jahrgänge in keiner Art nachstehen. Da sie jedoch im Vaterlande durch das Cotta'sche „Taschenbuch für Damen" wahrscheinlich schon bekannt sein und in demselben die verdiente Anerkennung gefunden haben werden, so halte ich es für unnütz, mich weitläufig darüber auszulassen, und führe Ihnen deshalb sogleich vor

2. Friendship's offering; a literary album and christmas and new year's present for 1830.

das 15 Erzählungen enthält, von denen keine ausgezeichnet zu nennen ist, die sich aber sämmtlich leicht hin lesen. Voran steht eine italienische Räuber- und Banditengeschichte von *Αλκμαιων*, die mir etwas unwahrscheinlich vorkommt und „Il Vesuviano" heißt. Die übrigen führen die Titel: „Skizze eines Lebens", von William Kennedy; „Die Ausflucht zur See", von Mrs. Bowdich; „Der Liebhabersprung", eine Sage aus den schottischen Hochlanden, von Leith Ritchie; „Eine Geschichte von der weißen bristoler Postkutsche"; „Der Schuhflicker", von Miß Mitford; „Die Furt von Caltum", von dem Ettrick-Schäfer; „Rudolf, der Brudermörder"; „Muhrad und Eurabeth", von James Baillie Fraser. Doch was hilft Ihnen die weitere Aufzählung der Namen? Mir gefielen am besten: „Skizze eines Lebens"; „Eine Geschichte von der Postkutsche" und „Lucifer", eine Malernovelle, aus dem Leben des Malers Spinello Aretino. Auch dieser Almanach enthält wie der vorige 13 Stahlstiche, worunter sich vorzüglich

ersten Besitzungen, der Tod des ersten Meisters im Oktober des J. 1200 und die Wahl eines Nachfolgers bilden den hauptsächlichsten Inhalt bis S. 55.

Erwählt wurde als neuer Meister durch die Ordensbrüder der tapfere und fromme Ritter Otto von Kerpen oder Karpen, schon ein hochbejahrter Mann und sonder Zweifel einer jener 40 Ritter, die durch ihren Eintritt den Orden begründet. Ob er aus Bremen gebürtig und, wie Manche behaupten, eines dortigen Freiherrn Sohn gewesen sei, ist zweifelhaft; eher möchten die Rheinlande sein Geburtsland sein, denn dort blühte das Geschlecht von Kerpen gerade um diese Zeit und noch lange nachher.

Ueber die Zeit, wo dieser Meister dem Orden vorstand, ist nur sehr wenig bekannt; er starb im Juni 1206. Sein Nachfolger wurde Hermann Barth, dessen Heimath bald in Baiern, bald in Pommern, bald in Holstein gesucht wird. Nur allmälig, durch Erwerbung einzelner Güter und Besitzungen, durch einzelne Gaben und Vergünstigungen hob sich der Orden; was er für das heilige Land hätte sein können, ward sehr geschmälert dadurch, daß er in die Feindseligkeiten der Johanniter und Templer hereingezogen ward und bei den Streitigkeiten, an denen es bei den so verwirrten Verhältnissen des Königreiches Jerusalem nie fehlte, die Partei der Johanniter gegen die Templer hielt. Ein kleinlicher, ärgerlicher Zwist über die Ordenskleidung, indem die Templer nicht dulden wollten, daß die deutschen Ritter weiße Mäntel trügen, beschließt das 1. Capitel S. 67. Hermann Barth war im März 1210 gestorben, und nach seinem Tode hatte der Papst den Vorschlag des Patriarchen, die deutschen Ritter „möchten hinfort ihre weißen Rittermäntel von einer von der der Tempelherren abweichenden besondern Tuchgattung tragen, um allen Streit der Orden zu vermeiden", bestätigt; doch wie läßt sich Streit vermeiden, wo die Stimmung von der Art ist, daß man um solche Dinge hadert?

Das 2. Capitel enthält die Schicksale und Thaten des Ordens unter dem Hochmeister Hermann von Salza („seines Stammes aus Thüringen, wo das Geschlecht der Edeln von Salza, reichbegütert und hochgeachtet, schon seit langen Zeiten gewohnt und von da aus sich weit verzweigt hatte") bis zu der Berufung gegen die Preußen. Dieser Hochmeister war es, der dem ganzen Institut erst seine hohe, welthistorische Wichtigkeit gegeben hat; er gehörte unter die Menschen, welche durch geraden Verstand, durch die von diesem immer gegebene Lebensgewandtheit und durch unermüdliche Thätigkeit sich Alles zu unterwerfen, d. h. zu ihren Zwecken und zu ihren Interessen in Beziehung zu bringen wissen, was in ihre Nähe kommt. Schön ist die Schilderung, welche uns der Verf. S. 70 von Hermann gibt, schön die begeisterte Liebe zu der schönen Landschaft, der Hermann seinen Ursprung verdankte, dem Lande, „wo seit alten Zeiten und bis auf diesen Tag in Wald und Thal Gesang und Klang ertönte". Hermann soll den Orden in solchem Verfalle gefunden haben, daß er, als er die Meisterwürde übernahm, sagte: „Er wolle das Eine seiner Augen darum geben, wenn während seines Meisteramtes der Orden auch nur 10 streitrüstige Ritter aufzustellen habe". Und als er im März 1239 starb, war der Orden nicht nur bei weitem reicher als vorher in Deutschland, in Italien, in dem Morgenlande begütert, sondern das neue Fürstenthum desselben in Preußen konnte auch als festbegründet betrachtet werden. Wir übergehen hier als zu weitführend eine nähere Angabe von Hermanns Thätigkeit im Oriente, wie an Friedrichs II. Hofe, übergehen die ärgerlichen Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, welche eifersüchtig wurde durch die dem Orden vom Papste verliehenen Privilegien, das treulose Benehmen des Königs von Ungarn und viele dazwischenfallende Begebenheiten von untergeordneter Bedeutung, um die Schilderung der Macht des Ordens, wie sie war, als der Meister desselben von Kaiser Friedrich zum deutschen Reichsfürsten erhoben ward, ganz geben zu können, mit welcher der Hr. Verf. S. 155—57 sein 2. Capitel beschließt.

Außer seinen Ordenshäusern im Vaterlande und in Italien, hatte er auch noch seine alten Besitzungen im Morgenlande, die im Ertrage zwar nicht von sonderlicher Bedeutsamkeit und ohnedies in ihrer Sicherheit oft sehr gefährdet waren, doch aber auch dort den Orden außerhalb der Mauern Akkons weiter verzweigt hatten, sodaß man den Anfangs so ganz armen Orden nun schon für ziemlich begütert halten durfte. Auf diesen Gütern vertheilt und in den verschiedenen Ordenshäusern zerstreut, lebte nun auch schon eine bedeutende Anzahl von Ordensrittern und Ordensbrüdern, die im Morgenlande unter Aufsicht des dortigen Stellvertreters des Hochmeisters, des Großkomthurs, die in Deutschland unter der des Deutschmeisters. Hermanns allgemein gefeierter Name hatte unstreitig Manchen, der nach Ruhm und Ehre geizte, auch wol Manchen, der mit frommem Herzen nur den heiligen und menschenfreundlichen Zweck des Ordens vor Augen hatte, in die geweihte Brüderschaft hineingezogen, denn der Geist der Zeit, der die Ritterorden geboren hatte, nährte die Sprößlinge der Kreuzzüge auch wol von selbst schon durch Vermehrung ihrer Gliederzahl. Zudem hatte der Papst Honorius, wie wir gesehen, manches Mittel zur Vergrößerung der Brüderzahl aufgeboten und wiederholt den Eintritt in den Orden als eine heilige Weihe für den Dienst Gottes und des Heilandes angepriesen. Selbst kirchliche Gnadenmittel waren für die Theilnahme an der Gemeinschaft des Ordens vom Papste öffentlich ausgesetzt worden. Und wenn man weiß, wie lockend solche Mittel in jenen Zeiten waren, und wie mächtig sie einwirkten auf die Entschlüsse und Gesinnungen der Menschen, so ist leicht zu glauben, daß auch sie zur Vermehrung der Ordensbrüder nicht ohne bedeutenden Erfolg blieben. Sicherlich bedurfte es zur Bezähmung des wilden Kumanervolkes, an den Grenzen des Burzenlandes einer ansehnlichen Zahl streitbarer Ordensritter, einer nicht minder bedeutenden zur Bewachung und Vertheidigung der kaiserlichen Burgen auf Sicilien und zur Besetzung der Ordenshäuser in Deutschland und in Syrien. Dazu nun noch die dem Orden zugehörigen Halbbrüder, welche vorzüglich in den ersten Zeiten für des Ordens Erhaltung und für die Vermehrung seines Einkommens in aller Weise so wichtig wurden und den Stamm der Ordensverbrüderung auch in einen Stand verbreiten halfen, von welchem er sonst durch beschränkende Gesetze geschieden war.

Das 3. Capitel enthält (S. 158—204) im Detail die Umstände, unter denen die Berufung des deutschen Ordens nach dem Norden statt hatte, wie vor-

sichtig Hermann von Salza dabei zu Werke ging, wie die ersten Niederlassungen der Ritter im Kulmerlande statthatten, wie Herzog Konrad von Masovien, der Bischof Christian von Preußen und das Stift zu Ploczk dem Orden alle Rechte in und über das Kulmerland abtraten und zugestanden, mit einzigem Vorbehalte der bischöflichen Gerichtsbarkeit, welche Christian verblieb. Eine Stelle dieses 3. Capitels veranlaßt uns noch zu einigen besondern Bemerkungen; es ist folgende:

> Es war ein höchst wichtiger Entschluß, den Hermann *gefaßt hatte*, gewiß der wichtigste Gedanke, der sich jemals in seinem Geiste bewegt hat; denn wenn man erwägt, was aus ihm, als dem Urquell der gesammten nachfolgenden Ereignisse, für Preußen auf Jahrhunderte lang Alles hervorging, wie in ihm zunächst die Bestimmung der Schicksale eines ganzen Volkes für unendliche Zeiten lag, wie durch ihn ein Land, rings umgeben von Völkern slawischer Eigenthümlichkeit, deutscher Gesinnung, deutscher Sprache, Sitte und Gesetzen zugewandt wurde, und wenn man ferner noch hinzunimmt, wie folgenreich hierdurch *wieder* auf einen großen Theil des ganzen *europäischen Nordens* in mannichfaltigster Weise *eingewirkt* und in Staaten und Völkern unendlich *Vieles anders gestaltet*, umgebildet und umgewandelt worden ist; wenn man dieses Alles im Vorblick auf die kommenden Jahrhunderte zusammenfaßt und im Geiste nach seiner ganzen Wichtigkeit verfolgt, so liegt gewiß in Hermanns Gedanken, seinen Orden auch nach Preußen herauf zu verpflanzen, eine wahrhaft königliche Größe, und der Augenblick, in welchem er diesen Entschluß faßte, ist unbezweifelt der größte und wichtigste Moment seines ganzen Lebens; denn diesen einen Gedanken aus Hermanns Seele hinweg — und es gab wol nie ein deutsches Preußen!

Wir wollen hier nicht erwägen, ob es überhaupt zweckmäßig sei, in einer historischen Darstellung zu untersuchen, was geschehen sein könnte und nicht geschehen sein könnte; denn sobald eine Darstellung durch die Form auf die Menschen wirken soll, wird man ihr auch die gehörigen Hebel des rhetorischen Wirkens zugestehen müssen, und daß auf die meisten Menschen dies nicht ohne Wirkung bleibt, das Wirkliche mit allerhand Möglichkeiten in Contrast zu bringen, kann als durch die Erfahrung ausgemacht gelten; wir wollen uns vielmehr an einen Theil der Ansicht halten, welche in dieser Stelle aufgestellt ist, und welche dann durch das ganze Werk sich durchspinnt: es wird nämlich überall *als ein Glück betrachtet, daß Preußen, daß die Ostseeländer der deutschen Art und Bildung gewonnen worden seien.* Daß es ein Glück war für Preußen, leidet keinen Zweifel; es ist diese kleine Landschaft dadurch mit einer Sprache und Bildung bedacht worden, welche das Resultat des Lebens von Millionen auf sehr verschiedenem, zu sehr individualisirtem Leben Motive enthaltenden Terrain war; es hat einen geistigen Zusammenhang bekommen, bis wo bei Murten sich Allemannen und Burgunder, bei Brüssel Deutsche und Wallonen, bei Salurn Tiroler und Lombarden sich scheiden; es hat die Heranbildung an Schriftstellern gewonnen, die des Südens aufgeschlossenerer Sinnlichkeit, des Westens raschere Gewandtheit des Geistes dem Nordostdeutschen in der Sprache zu Gesicht gebracht haben, die er selber spricht; daß es also für Preußen ein Glück war, daß die allezeit bornirte Art eines unter rauhem Klima wohnenden, der Menschenzahl nach unbedeutenden, über ein wenig durch Individualisirung zerrissenes Terrain verbreiteten Volksstammes nicht geschont und, gleich andern Armseligkeiten dieser Art in andern Gegenden der Welt und sogar Deutschlands, auf die Nachwelt gebracht worden ist, darüber ist kein Streit. Aber das läßt sich noch fragen, ob es für Deutschland ein Glück war, daß Preußen deutsch wurde, und da möchte sich manches Erhebliche dagegen sagen lassen. Schwerlich möchte sich irgend eine Uebelthat in der Geschichte so schwer gerächt haben als die Führung deutscher Waffen gegen Osten, weiter als unmittelbare Noth und Abwehr erfoderten. Die Eroberungen östlich der Elbe, östlich von Böhmen, die Erwerbung von Ungarn — sie vorzüglich haben die Blicke unserer mächtigsten Fürstenhäuser Jahrhunderte lang nach Osten gewendet, um mit den gemachten neu zu machende Erwerbungen zu verbinden, oder die gewonnene Grenze zu schützen; und unser herrlicher Westen, Lothringens wildtapferer Menschenschlag und des Elsasses fröhlich-derbe Bewohner sie sind uns sammt der Freigrafschaft Burgund entfremdet, mit weniger Nachdruck hat man das Verbleiben der Eidsgenossen im Reichsverbande verlangt, hat die zu reicher Bildung, zu klarer Weltansicht und tiefem Genusse forttreibende Richtung auf Italien aufgegeben oder nur in ähnlicher Weise fortgesetzt wie die Richtung nach Osten; — und was kommt am Ende als Resultat zum Vorschein, wenn man die verlorenen Landschaften mit den gewonnenen vergleicht? In jenen ist ein buntes, jeder Kraft des Lebens Raum gebendes, vielfach durch Bodenformation, wie durch Verschiedenheit der Rechte und Verhältnisse individualisirtes Terrain verloren gegangen; — der Kern der rheinischen Ritterschaft, die schweizer und niederlothringischen Städte, geistliche Herrschaften, alte Landsgemeinden, Trümmer von Reichsvogteien — alle diese unendlich bunte und reiche Welt sie ist verloren, ist von Fremdlingen erdrückt worden, die vorzüglich durch diese Provinzen die Kraft gewonnen haben, auch weiter auf Deutschland hereinzudrücken; — in diesen aber, den Ländern des Ostens, ist die deutsche, statt wie im Westen und Süden mit der sonnenklaren romanischen, mit nebelgrauer slawischer Art gemischt worden; in diesen sind sehr bald als nothwendige Folge der Eroberung bei weitem allgemeinere Verhältnisse entstanden; was von untergeordneten Kreisen hat Widerstand leisten wollen, wie etwa hier und da die Städte, die man nach *westlichern* Mustern eingerichtet hatte, die zum Theil mit der Hanse in Verbindung waren, oder die Ritterschaft des Landes, ist unterlegen, im Kampfe ermattet, und so konnte von den Ländern östlich der Elbe für Deutschland die Einführung *mechanischern Staatslebens* ausgehen, welches ebenso sehr wie das Eindringen der westlichen Nachbarn die urspüngliche deutsche Art verkümmert, die Zahl der kleinen und in sich verschiedenen, selbständigen Kreise, auf denen der Reichthum und die Mannichfaltigkeit deutschen Lebens

beruhte, verringert hat. Welch ein Unterschied der Bildung zwischen der ursprünglich deutschen und der modernen mechanischen Staatsbildung in ihrer Einwirkung auf die Menschen ist, sieht man an den Provinzen, wo sich jene am längsten erhalten hat, oder am treusten noch besteht; welch einen Schatz innerer Poesie und Geistestiefe zeigt nicht im ganzen Volksleben, wie in einzelnen, die Provinz gewissermaßen repräsentirenden Individuen das alte Allemannenland vom Züricherſee bis zur Lahn; welchen Sinn für heitern Lebensgenuß, für sinnige Auffassung der Außenwelt birgt nicht der Thüringerwald in seinen Thälern? Dies also ist von jenem Streben nach Osten für Deutschland der Gewinn gewesen, daß die uraltdeutschen Provinzen des Westens verloren und dagegen halbslawische erworben worden sind, und daß an die Stelle des schönen lebendigen Gezäunes, welches zu Anfange des 16. Jahrhunderts noch ganz und, trotz des Gespötts der Zeit, auch im 18. Jahrhundert noch leidlich das deutsche Reich umschloß, das künstliche Werk neuerer mechanischer Staatsbildung getreten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Musenalmanache. *)

In der 7. Auflage des „Conv.-Lexikon" heißt es, im 11. Bande, in dem Artikel „Taschenbücher- und Almanachsliteratur in Deutschland", S. 51: „Die berühmteste Sammlung derselben (der deutschen Musenalmanache) ist die von Bürger und Voß. Der französische „Almanach des Muses" brachte beide Freunde auf den Gedanken, eine ähnliche Sammlung für Deutschland zu veranstalten, und ihr Bemühen wurde in jener durch den bekannten göttinger Freundesverein für die deutsche Poesie so bedeutungsreichen Zeit mit großem Erfolge gekrönt. Von 1770—76 gaben beide Dichter die Sammlung unter dem Titel: „Göttingischer Musenalmanach" (auch „Blumenlese") gemeinschaftlich heraus. Von 1777—94 besorgte Bürger denselben allein. Von 1795—1803, wo er aufhörte, war Karl Reinhard der Herausgeber. Voß begann 1777 eine besondere Sammlung, im Verein mit Göckingk, welche bis 1798 fortdauerte und sich von jener durch den Titel: „Hamburgische poetische Blumenlese" auszeichnete". — Diese Angaben bedürfen einer Berichtigung und Ergänzung.

Bürger und Voß haben nie einen Musenalmanach gemeinschaftlich herausgegeben, und Beide sind nicht die ersten Herausgeber eines deutschen Musenalmanachs. Der zu Göttingen erschienene Musenalmanach hat auf dem Titel nie den Beisatz „Göttingischer", der zu Hamburg erschienene nie den Beisatz „Hamburgischer", und der letzte nie den Titel „Poetische Blumenlese" gehabt. — Den ersten deutschen Musenalmanach gab Boie für das Jahr 1770 zu Göttingen heraus. Kästner, und besonders Gotter hatten Antheil an dem Unternehmen und lieferten auch, nebst Boie, zuerst ungedruckte Beiträge. Ursprünglich war es, nach dem Beispiele des französischen Musenalmanachs, blos die Absicht, die einzeln oder zerstreut in Deutschland erscheinenden guten Gedichte jährlich zu sammeln und sie allenfalls mit einigen neuen zu vermehren. In der Folge wurde es Grundsatz der Herausgeber deutscher Musenalmanache, nur ungedruckte Gedichte zu liefern. Boie setzte den seinigen bis zum Jahre 1775 fort. Vom Jahre 1776 an unternahm Voß einen zweiten, der Anfangs in Lauenburg, dann in Hamburg und zuletzt in Neu-Strelitz herauskam. Die Herausgabe des göttingischen führte v. Göckingk vom Jahre 1776—78 fort. Vom Jahre 1779 an vereinigte er sich mit Voß zur gemeinschaftlichen Besorgung des hamburgischen. Nun übernahm Bürger, vom Jahre 1779 an, den göttingischen und setzte ihn bis zum Jahre 1794 fort. Nach seinem Tode folgte ihm Karl v. Reinhard als Herausgeber, seit dem Jahre 1795. Bis zum Jahre 1802 war der „Musenalmanach" (welcher zugleich den Titel „Poetische Blumenlese" führte) in Göttingen erschienen. Den Jahrgang 1803 gab v. Reinhard in Leipzig und den folgenden für das Jahr 1804 in Münster heraus. Mit einem neuen Titel und der Jahrzahl 1807 wurde diese letzte Sammlung wiederholt in die Lesewelt eingeführt. In der Vorrede dazu wird die Geschichte des „Göttingischen Musenalmanachs" erzählt. Reinhard vereinigte den „Musenalmanach" mit dem von ihm für die Jahre 1798—1803 herausgegebenen „Romanenkalender", und es erschien die „Polyanthea, ein Taschenbuch für das Jahr 1807", zu Münster. Der „Göttingische Musenalmanach" hat also eine Dauer von 35 Jahren gehabt. Da aber die ältere Verlagshandlung zu Göttingen gleichfalls eine Fortsetzung für das Jahr 1803 versuchte, welche Sophie Mereau redigirte, so besteht er aus 36 Bändchen. Die frühern Jahrgänge sind längst nicht mehr im Buchhandel zu haben, und die vollständige Sammlung, mit allen Musik- und Kupferblättern, ist eine Seltenheit. 33.

*) Vergl. eine Notiz in Nr. 145 d. Bl. f. 1829. D. Red.

Schloß Sternberg. Ein Roman von Wilhelm Martell. 2 Theile. Breslau, Max. 1828. Gr. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Die deutsche Lesewelt (wir meinen hier freilich die Worthies derselben) hat alle Ursache, dem Hrn. W. Martell, oder wie er mit seinem rechten Namen heißen möge, für sein „Schloß Sternberg" dankbar zu sein. Es ist kein aus Latten und Leinwand auf den Effect zusammengezimmertes Decorationsgebäude, sondern eine aus wahrhaft poetischem Grund und Boden hervorgerufene, lebendige Schöpfung, in die er uns einführt. Der Fabel fehlt es nicht an Reiz, der Sprache nicht an Eleganz, Gewandtheit und Schwung, den Charakteren nicht an Frische- und plastischer Kraft. Einige unter diesen sind vorzüglich gelungen, wie z. B. Franz, der Held des Buches; der rauhe Grenzjäger Trost; der lange Friede, der mit dem liebenswürdigen Franz einen interessanten moralischen Contrast bildet, und viele andere vortrefflich gezeichnet sind. Die Scenen, in welchen das Wesen der Grenzjäger, Schleichhändler und Wildschützen geschildert wird, Franz seine Meisterschaft im Schießen bewährt, wo er ferner mit der Wahnsinnigen zusammentrifft, die er für seine Mutter hält u. s. w., müssen durch ihre Wahrheit und Lebendigkeit auf jeden nur einigermaßen empfänglichen Leser den tiefsten Eindruck machen. Obschon man das endliche Schicksal des Helden früh erräth und mancher kleinen Unwahrscheinlichkeit begegnet, so wird man doch in fortwährender Spannung gehalten und durch die Lösung des Ganzen überrascht und befriedigt. Hr. W. Martell liefert uns den erfreulichen Beweis, daß die Romanendichter, die sich auf Kenntniß des menschlichen Herzens, treffliche Charakterschilderung und meisterhafte Behandlung der Sprache verstehen, nicht blos jenseits des Canals zu Hause sind, von woher wir so viel Fabrikwaaren übersetzen lassen. Wir hoffen nicht zu irren, wenn wir vorliegendes Buch nur als den Vorläufer einer Reihe gediegener Arbeiten aus der Feder desselben Verfassers betrachten *), und freuen uns, Jedem, welchem es um eine anmuthige und geistreiche Unterhaltung zu thun ist, „Schloß Sternberg" von Herzen empfehlen zu können. 19.

*) Der Verf. hat sich schon früher durch einige gelungene Arbeiten vortheilhaft bekanntgemacht. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 10. —— 10. Januar 1830.

Geschichte Preußens rc., von J. Voigt. Zweiter und dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Doch kehren wir zurück zu dem Inhalte des anzuzeigenden Werkes. Das 4. Capitel zeigt uns Hermann von Salza, wie er trotz des päpstlichen Bannfluchs, der Friedrich II. getroffen hatte, diesem im Abend- und Morgenlande, selbst als nicht blos die Templer, sondern auch die Johanniter dem Kaiser entgegenwaren, treue Dienste leistet, während der Landmeister in den neuerlangten nördlichen Provinzen, Hermann Balk, vereint mit Herzog Konrad von Masovien, bei dem Papst darauf dringt, daß ein Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen gepredigt werde. Nachdem Gregor IX., auf des Hochmeisters Bitte und Verwendung, Hermann Balk's Wunsch erfüllt und einen Kreuzzug gegen Preußen zu Beihülfe des Ordens ausgeschrieben, säuberte zuerst der letztere das Kulmerland ganz von inzwischen eingedrungenen Feinden; die Burg von Thorn ward gegründet, und gleich Anfangs dachte man an deutsche Colonisirung. S. 229:

Mittlerweile hatten sich in Deutschland und in den Nachbarländern die Heerhaufen der Kreuzbrüder gerüstet und gesammelt. Außer Denen, welche waffenfähig zum Kampfe gegen die Heiden herbeizuziehen gedachten, hatte sich den Kriegshaufen auch eine bedeutende Zahl andern Volkes angeschlossen, denn der Meister Hermann von Salza hatte in Deutschland die Nachricht verbreiten lassen: des Ordens Waffen an Preußens Grenzen seien durch die Gnade des Herrn vom Glücke sehr begünstigt worden und eine große und schöne Landschaft sei bereits gewonnen. Aber entvölkert und verwüstet, bedürfe sie neuer Bewohner; wer dahin ziehe, solle sich ansehnlichen Besitzthums mit mancherlei Freiheiten und Gerechtsamen erfreuen und das Land zu erblichem Eigenthume und Besitz erlangen.

So entstand bald nach Anlangen der ersten Haufen der Kreuzzügler die Stadt Thorn um die schon früher errichtete Burg; eine zweite Stadt entstand um die neu wiedererbaute Burg Kulm im J. 1232. Die Burg Marienwerder ward gegen die Pomesanier ziemlich in derselben Zeit errichtet. Was der Hr. Verf. von der Art und Weise des Ordens, sich in den neueroberten Landschaften einzurichten, S. 235 sagt, schildert in den wesentlichen Grundzügen die Art, wie die Deutschen überhaupt nach Osten zu Terrain gewonnen hätten in den seit Karls des Großen Zeiten fast ununterbrochen geführten Kriegen; wir theilen diese Schilderung deshalb mit des Verf. eignen Worten mit:

Wie in der Landschaft Pomesanien, so verfuhr der Orden im Plane seiner Eroberungen auch in den nachfolgenden Zeiten. Zuerst legte er meistens eine Burg an einen passenden Grenzpunkt des Landes, dessen er sich zu bemächtigen strebte, um hierdurch vor Allem den christlichen Kämpfern einen festen Rückhalt und sichern Zufluchtsort zu gewinnen. Hiermit wurden außerdem immer noch 2 Vortheile erreicht; denn einmal lenkte der Orden in solcher Weise die Aufmerksamkeit, die Theilnahme und die Kraft des Volkes der Landschaft von dem schon gewonnenen Lande hinweg und beschäftigte sie in dem eignen Gebiete, also daß das Nachbarland, welches schon gewonnen war, somit an Sicherheit gewann, und zweitens zog er hierdurch die Volkskräfte auf einen festen, bestimmten Punkt hin, von welchem aus sie um so leichter gebrochen und vernichtet werden konnten. Erst wenn solches geschehen war, begann er den eigentlichen Eroberungskampf mit dem umherwohnenden Volke. Beim Aufbau solcher Schutz- und Wehrburgen, meist in großer Eile vollendet, waren es natürlich stets nur kriegerische Rücksichten und die nöthigsten Anstalten für Sicherheit, für Wehr und Widerstand gegen den Feind, auf welche vor Allem geachtet werden mußte. Auf die Erfodernisse, welche der Ordensbrüder friedliches Leben, Regel und Gesetz verlangten, konnte vorerst immer kaum Rücksicht genommen werden. Die ersten Bewohner oder die Besatzungen dieser Burgen bestanden offenbar im Anfange immer auch nur aus reisigen Kriegsleuten, aus Rittern, die zu Wehr und Kampf fähig waren, denen als nächster Anführer der Verweser oder Pfleger der Burg vorstand. Erst wenn das umherliegende Land erobert, eine stärkere Kriegsmacht herbeigezogen, die alten Landesbewohner durch Waffengewalt vom Widerstande zurückgeschreckt und in solcher Weise zum Aufbau förmlicher Ordensburgen Zeit und günstigere Gelegenheit gewonnen waren, wurden die Wehr- und Schutzburgen zur Einrichtung von größern, bequemern und günstiger liegenden Ordenshäusern benutzt.

Auf den folgenden Seiten ist dann von der am Ende des J. 1232 den Städten Thorn und Kulm ertheilten sog. kulmischen Handveste die Rede, durch welche die zum städtischen Leben nothwendig erachteten Rechte und Freiheiten diesen beiden Städten ertheilt wurden. „In Gerichtssachen wurde beiden Städten als Regel des Verfahrens das magdeburgische Recht verliehen“.

Auch die Gründung der Städte Marienwerder, Rheden und Elbing wird noch im 4. Capitel erzählt, die Vereinigung des dobriner Ordens mit dem deutschen, und die Eroberung von Pomesanien und Pogesanien; die Missionsgeschäfte zu Bekehrung der Heiden

als durch echt christliche Glaubensfülle. Seine „Früh vollendete Fürstentochter" ist eine Biographie, an die er mit Einsicht allgemeine Betrachtungen anknüpft, wie das, nur auf andere Weise, da es sich auf einen andern Gegenstand bezieht, auch Hesekiel in Vater's „Jahrbuch" über Veillodter thut. C. Hoffmann's Poesien sind geistig, im schönsten Sinn erwecklich; fromm, einem milden Thau und sanftes Licht spendenden Stern zu vergleichen, ist Schmidt's „Osterbetrachtung", und „Bethanien". Girardet schenkte beiden Jahrbüchern köstliche Gaben; bei aller Wärme des Gefühls kein Ueberglaube, kein Tändeln mit Worten, wovon „Theodulia" in diesem Jahrgang sich vollkommen frei erhalten. Auch Gittermann's Beiträge sind zu ehren.

Taschenberg's „Trost für verwaiste Aelternherzen" kann Gebeugte aufrichten, im Hoffen und Glauben stärken.

Die schönsten Perlen in Vater's „Jahrbuch" sind die 3 herrlichen Abhandlungen von Schuderoff, wobei, um die werthvollste zu bestimmen, wol die augenblickliche Stimmung zu Hülfe genommen werden muß. Welche Klarheit, und doch kein kalter Rationalismus, welche Inbrunst und Glaubenstiefe, und doch kein düsteres, dumpfes Schwärmen! Dasselbe geläuterte Christenthum findet sich auch in Schottin's „Untergehender Sonne", aus welcher Rede eine liebevolle Johannesseele athmet. Glaubensfreudig, kräftig und gediegen sind die Reden von Franke, Schmalz und Hesekiel. Terlahn's Gedichte sind feuriger als die meisten übrigen. Elise von der Recke warnt mit Zartheit und einer liebenden Seele vor religiösem Grübeln und Hinbrüten, was auch, nur in anderer Beziehung, Schuderoff und Schmalz thun. Einen starken Gegensatz bilden dagegen Schläger's polemische Aufsätze: „Wer das Haus Gottes nicht ehrt, ehrt auch Gott nicht" u. s. w. Beim mündlichen Vortrag, mit einer Donnerstimme gesprochen, mögen sie ihren erzielten Eindruck nicht verfehlen; blos gelesen, erregen sie Opposition: Der merkt Persönliches, Jener pharisäische Verdammungssucht, Dieser meint, es habe Zeiten gegeben, welche die Strafpredigten wegen Lauigkeit im äußern Gottesdienst mehr verdienten als unsere, und Alle werden die versöhnliche Milde der christlichen Lehre in des Eiferers Worten vermissen. Wer zu viel sagt, sagt nichts, läßt sich auch hierbei anwenden.

Es würde zu weit führen, jeden einzelnen Beitrag beider Sammlungen auch einzeln anzuführen; es möge die Versicherung genügen, daß auch unter den unbedeutenden nur wenige sein dürften, aus denen der Leser nicht erquickende Nahrung oder Erfrischung für Geist und Herz zu saugen im Stande sei. 34.

Aus Italien.

Modena besitzt jetzt ein Museum von Marmordenkmälern, das zwar der Zahl nach sogar noch weit hinter den Sammlungen von Verona, Cortona oder Bologna zurücksteht, aber dadurch Interesse hat, daß sein ganzer Besitz in der Umgegend gefunden wurde. Erzherzog Franz IV., der jetzige Herzog von Modena, ließ, was da war, in den innern Säulengängen der opera di Carità aufstellen und Don Celestino Cavedoni, Vorsteher des k. estensischen Münzcabinets, hat jetzt eine Beschreibung dieser Denkmäler unter dem Titel: „Dichiarazione degli antichi marmi Modenesi colle notizie di Modena al tempo de' Romani" (Modena, 1828, 8., mit 2 Kupf.), bekanntgemacht, die in der „Bibl. ital." gerühmt wird. Die Anzahl der Bildwerke und der Schriftsteine (monumenti figurati e scritti) beläuft sich nur auf 45; aber in einem andern Theile des Gebäudes sind gleichfalls hier beschriebene Monumente einer spätern Zeit aufgenommen, die für die Kunstgeschichte und die Geschichte vieler modenesischen Geschlechter von vielfältigem Interesse sind.

Ein römischer Orientalist, der Abate Michelangelo Lanci aus Fano, Uebersetzer für die orientalischen Sprachen in der vaticanischen Bibliothek, machte sich vor mehren Jahren den Lesern des Dante durch Erklärungen dunkler Stellen der „Göttlichen Komödie" auf eine Weise bekannt, daß man ihm einen Liebesdienst erzeigt, wenn man sie vergißt. Seitdem hat er eine Erklärung der phönicischen Inschrift zu Carpentras gegeben. Jetzt glaubt er im Besitze von Papyrusrollen mit phönicischer Schrift aus Sakarah zu sein, und mit Hülfe der Aufschlüsse, die er durch sie gewonnen, hat er vor 2 Jahren ein Buch: „La sacra scrittura illustrata con monumenti fenico-assirj ed egiziani" (Roma, 1827, 4.), herausgegeben, das für Rom immer ein Zeichen der Zeit sein mag, wenn es auch just kein Zeichen von der größten philologischen Gelehrsamkeit seines Verfassers ist. Er behandelt darin die Elohim-Urkunde der Genesis, freilich auf eine Weise, daß in Deutschland kein Schüler Eichhorn's oder Gesenius' sich dabei begnügen würde; aber wie wäre so ketzerisch ultramontanische Weisheit in die Nähe eines scrittore der Vaticana gekommen? Außerdem wird in dem Buche, das dem Herzog von Blacas gewidmet ist, über das heilige Geräthe des mosaischen Cultus, über Jachim und Boas, über die Gestalt der Cherubim, endlich über die Urne und Thumime verhandelt, worüber ihm Bellermann's gelehrte und anziehende Untersuchungen, wie es scheint, völlig unbekannt waren. Zuletzt folgen Untersuchungen über das hebräische Alphabet und namentlich über Aleph und Tau, die für die Kenner der semitischen Sprachen gewiß unterhaltend sein werden. 35.

Notiz.

Ueber die französischen Akademien.

Die Franzosen nehmen allgemein an, daß Karl d. G. die erste Akademie in Frankreich, und zwar in seinem Palast, gestiftet habe. Das mag sein, je nachdem man einen Begriff mit dem Wort Akademie verbindet. Eigentlich war es blos eine Unterrichtsanstalt (scola), um Latein, scholastische und Aristotelische Philosophie zu lernen. Nach Karl d. G. Tode ging dies Institut wieder ein, wie so manches andere, das dieser große Kaiser geschaffen und erhalten hatte. Erst nach 600 Jahren, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, ward zu Toulouse das Collegium du Gay-Scavoir errichtet, aus welchem in der Folge die Academie des Jeux-floreaux wurde. Diese Anstalt war ihrer Anlage nach blos poetisch, und auf einen Wettstreit von Dichtern berechnet. Die Gesetze dieser Anstalt wurden unter dem Namen: „Les loys d'Amor" von Wilhelm Moliner verfaßt, der Kanzler der Gesellschaft de la Gaye-Science war. Toulouse hat demnach die älteste poetische Akademie in Frankreich aufzuweisen. Allein andere Städte haben viel ältere Akademien der Wissenschaften (Academies des sciences et belles-lettres). Aehnliche Institute, aber spätern Ursprungs, wie das von Toulouse, entstanden 1486 zu Rouen de l'immaculée Conception, 1527 zu Caen die Gesellschaft du Palinod, oder Pui de la Conception; zu Amiens die Gesellschaft des Gieuse Sous l'Ormee (jeux Sous l'Ormee); zu Lille und Douai des jeux Partis, oder Puys d'Amour.

Die französische Akademie entstand erst 1635. Hierauf folgten nach und nach die Akademien in andern Städten des Reichs in folgender Ordnung: Soissons 1647, Nismes 1682, Angers 1685, Villefranche 1695, Caen 1705, Montpellier 1706, Bordeaux 1712, Pau 1720, Lyon 1724, Beziers 1725, Marseille 1726, La Rochelle 1732, Arras 1737, Dijon 1740, Montauban 1744, Rouen 1744, Toulouse 1746, Clermont-Ferrand 1747, Auxerre 1749, Amiens 1750, Nancy 1750, Besançon 1752, Chalons sur Marne 1759, Metz 1760, Cherbourg 1773.

Maler-, Bildhauer- und Bauakademien wurden errichtet zu Bordeaux 1696, zu Toulouse 1750, später auch zu Poitiers und Besançon u. s. w. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 11. — 11. Januar 1830.

Geschichte Preußens ꝛc., von J. Voigt. Zweiter und dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Im 1. Capitel dürfte von diesem Gesichtspunkte aus der *Tod des Hochmeisters Heinrich von Hohenlohe im Juli 1249 zu bemerken sein*, und die darauf *folgende zwiespaltige Wahl*; denn für Friedrich II. oder Innocenz IV. parteite sich damals die ganze christkatholische Welt, und an der Spitze einer päpstlichen Partei im Orden stand Dietrich von Grüningen, an der Spitze der kaiserlichen ein gewisser Günther. Erst nach Günthers Tode im Mai 1253 kam es zu einer einmüthigen Besetzung des hochmeisterlichen Amtes durch Poppo von Osterna. Streitigkeiten mit den Herzogen von Pommern und von Cujavien, mit dem Großfürst Mindowe, mit dem Erzbischof Albert von Riga, Samlands Eroberung und der Aufbau von Königsberg unter Beihülfe König Ottokars von Böhmen bilden die Hauptpunkte in der Geschichte dieser Zeit.

Als König Ottokar mit seinem Heere das Land verlassen, ward vor Allem mit Eifer der Aufbau der neuen Burg begonnen. Nach den nöthigen Vorbereitungen verbanden des Ordens oberste Gebietiger mit ihrem Kriegsheere eine bedeutende Schar der neugetauften Preußen aus den früher schon unterworfenen Landschaften und zogen auf jene Berghöhe, die ihnen der König bezeichnet. Hier erstand nun schnell unter der Waffen Schutz die neue Ritterburg, die aus Dankbarkeit gegen den ritterlichen König fortan der Königsberg genannt wurde.

Noch enthält das 1. Capitel die Darstellung eines Aufstandes der Samländer, der Bemühungen des Papstes für den Orden, die Aufzählung einiger Verträge, und den Abgang des Hochmeisters Poppo von Osterna im Sommer 1257, an dessen Stelle Anno von Sangerhausen, „aus Thüringen gebürtig, seines Geschlechts aber aus dem herzoglichen Hause von Braunschweig" trat, „seit 3 Jahren Landmeister von Livland, wo er vor Kurzem erst in Verbindung mit den Kuren und Semgallen von einem großen Kriegszuge ins Land der Samaiten zurückgekehrt war". Bei Poppos von Osterna Erwählung zum Hochmeister war Dietrich von Grüningen Landmeister in Preußen; im Frühling 1257 trat an seine Stelle Graf Gerhard von Hirzberg aus bairischadeligem Geschlechte, und dieser blieb auch unter Anno von Sangerhausen an der Spitze der Verwaltung von Preußen.

Das 2. Capitel enthält wieder Streitigkeiten des Ordens mit der Geistlichkeit, das Zusammentreten eines neuen Kreuzheeres, fortgehende Bedrückung der Neubekehrten und daraus sowol als aus der Annäherung mongolischer Horden für Preußen entspringende Gefahren.

Der Landmeister Gerhard von Hirzberg konnte den bedenklichen gefährlichen Geist nicht verkennen, der durch das ganze Volk herrschte, denn die Zeichen der Erbitterung, des Zorns und der Verzweiflung, wovon die Seelen erfüllt waren, boten sich ihm täglich zahlreich dar. Er suchte zu schonen, so viel möglich war und so viel die Bedrängnisse der Zeit nur irgend erlaubten. Er rieth den übrigen Ordensgebietigern gleichfalls Nachsicht, Milde und Schonung gegen die Neubekehrten an; allein seine Ermahnungen wurden selten gehört, seine Verordnungen selten befolgt, seine Hindeutungen auf die Größe der Gefahr selten beachtet; denn der herrische Stolz und wilde Uebermuth, der mit der neuen Zahl von neuaufgenommenen Ordensrittern ins Land gekommen war, ließ gegen Gesetze, gegen heilsamen Rath und Verbot keinen Gehorsam zu. Da sah Gerhard das Unvermeidliche; er sah voraus, daß nothwendig einmal ein Ausbruch des Zorns erfolgen und die verhaltene Spannung sich lösen müsse. Er fühlte sich dem drohenden Sturme nicht gewachsen, legte deshalb im Frühling des Jahres 1259 sein Landmeisteramt nieder und begab sich nach Deutschland, um den Hochmeister Anno von Sangerhausen über den gefahrvollen Zustand der Dinge in Preußen näher zu belehren. Zu seinem Nachfolger wurde ernannt der Ordensritter Hartmud von Grumbach, aus einem alten und vornehmen Geschlechte Thüringens entsprossen.

Die Härte dieses Landmeisters erschwerte den Stand des Ordens in Preußen außerordentlich; die Erbitterung der Preußen wuchs täglich.

Unter Angst und Bangigkeit zog sich die drohende Gefahr nicht blos ins Jahr 1261 hinein, sondern es ereigneten sich schon hie und da ernsthafte und sehr blutige Auftritte, in denen viele Ordensritter auf die grausamste Weise von dem abtrünnigen, erbitterten Volke ermordet wurden. — Auch war der Geist der Erbitterung und des Aufruhrs bereits über Preußens Grenzen hinausgegangen; in Kurland und Livland zeigten sich gleichfalls schon Spuren von ihm; und war der Zorn und Groll gegen die Ordensherrschaft dort auch bei weitem nicht so allgemein, so hatte er doch in vielen Seelen tiefe Wurzel gefaßt. Nirgends aber war auf die Wirkungen dieser feindlichen Stimmurg im ganzen Ordenslande mehr gerechnet als in Litthauen. Der neue König dieses Landes, Mindowe, ein Neubekehrter, wie es Tausende in Preußen gab, ein Christ am Altare und ein Heide im

heiligen Götterhaine; jenes ohne gründliche Belehrung, ohne sichere Ueberzeugung, ohne Haltung im Glauben, dieses noch in voller Seele und mit ganzer Hingebung in die Religion der Väter; hatte schon seit Jahren keineswegs gleichgültig auf diese Gestalt der Dinge in den Nachbarlanden hingesehen.

Die Litthauer fielen nun bald darauf wirklich in Kurland ein; auf dem Rückzuge wurden sie von einem Ordensheere angegriffen, „aber plötzlich griffen die erbitterten Kurländer, die man aus Mißtrauen im Nachtrappe gelassen, das Ordensheer im Rücken an". Acht Stunden dauerte der Kampf unter furchtbarem Morden.

Hundertundfunfzig tapfere Ordensritter, der edle Sclobe mit seinen Samländern und Macho mit seinen Pomesaniern waren erschlagen, und neben ihnen auch der größte Theil des dänischen Hülfsvolkes aus Reval sammt seinem Führer, dem Herzog Karl. Das ganze Kriegsheer des Ordens war zersprengt, geflüchtet oder aufgerieben, und was sich vor dem Feinde noch retten konnte, zerstreute sich in die Waldungen, um unter Angst und Noth der Heimath zuzueilen. Es war am 13. Juli, am Tage der heiligen Margaretha im Jahre 1261, als den Orden dieser unheilvolle Schlag traf. Vierzehn Ordensritter waren in feindliche Hände gefallen; 8 von ihnen wurden den Göttern zu Ehren lebendig verbrannt; den übrigen wurden Arme und Beine abgehauen und ihre Körper mit thierischer Wuth zerrissen.

Die Schlacht war am Ufer der Durbe; mit ihr schließt S. 187 das 2. Capitel, und das 3. führt uns nun durch den wildesten Aufruhr der Preußen, die eine Reihe Erfolge erfochten, bis durch die Bemühungen des Papstes ein neuer Kreuzzug zu Rettung der Ordenslandschaften zu Stande kam und Samland von Neuem bezwungen und dem Orden unterworfen wurde. Zuletzt ward Samlands westlicher Theil, „wo damals noch in weiter Ausdehnung der heilige Wald rauschte und einst das Götterheiligthum Romowe stand", unterworfen.

Darauf ward das ganze Gebiet zur Wüste gemacht; alle Dörfer wurden niedergebrannt; Alles wurde durchraubt und durchplündert, und um kein einziges Zeichen des alten Lebens dort zurückzulassen, wurden Weiber und Kinder aufgehoben und weit entfernt in andere Gegenden versetzt. Eine Todtenstille herrschte seitdem auf lange Zeit in dem Gebiete, wo bisher die tapfern Wächter des alten Heiligthums den Göttern und Priestern zu Schutz und Wehr gestanden und in der letzten Stunde ihres freien Lebens das Grab der alten Freiheit mit ihrem Blute durchnäßt.

Das 4. Capitel (S. 232—298) verfolgt ähnliche Kämpfe mit den Preußen, wie sie das 3. in Samland dargestellt hat, im Barterlande, in Natangen; sodann erzählt es Herzog Swantepolc's von Pommern Tod (im Januar 1266) und die Kämpfe des Sohnes desselben, Herzogs Mistwin II., mit dem Orden; ferner eine Reihe neuer blutiger Kriege mit einzelnen Stämmen und Haufen der Preußen, welche durch das Vertrauen auf den Pommerherzog ermuthigt worden waren. Das Resultat aller dieser verwickelten Verhältnisse spricht der Anfang des 5. Capitels folgendergestalt aus:

So füllt ein wildes und verwirrtes Gewebe der gräuelvollsten Raubfehden die Jahre bis 1270; eine endlose Reihe von Bildern voll Elend, Jammer und Unglück, ein gräßliches Trauerspiel mit Scenen voll Mord und Blutvergießen, voll Verheerung und Vernichtung aller menschlichen Wohlfahrt, zieht sich durch die furchtbare Zeit hin, und die Bühne ist ein Boden, auf welchem Jahre hindurch der grause Genius des Verderbens und des Todes mit Schwert und Feuer in allen seinen Gestalten und mit allen seinen Mitteln grauenvoll geherrscht und gewüthet hatte.

So lange nicht neue Kreuzheere zu Hülfe kamen, schien das Besitzthum des Ordens an der Ostsee ohne Rettung verloren.

Der Landmeister Ludwig von Baldersheim verzagte an aller Möglichkeit der Errettung und legte deshalb sein kummervolles Amt im Herbst oder Winter des Jahres 1269 nieder. Als Stellvertreter übernahm einstweilen die Verwaltung der Provincialcomthur von Kulm, Konrad von Thierberg, der zuerst den Orden wieder emporhob. Das Jahr 1270 ging für die Ordensritter in Preußen unter Noth und Bedrängniß hin. Konrad von Thierberg gab so wenig als der Ordensmarschall Friedrich von Holdenstäte auch nur im Mindesten Anlaß, die Preußen zum Kampfe zu reizen, und es scheint, daß diese auch selbst sich im Verlaufe dieser Zeit ziemlich ruhig verhalten. Darauf kam im Anfange des Jahres 1271 der neue Landmeister Dietrich von Gatersleben nach Preußen, und da nun Konrad von Thierberg mit dem Marschallamte bekleidet und also ihm zunächst die oberste Anordnung des Kriegswesens übertragen ward, so ging bald über alle Unternehmungen des Ordens in Preußen ein ganz neues Glück auf.

Diese glücklichen Ereignisse sind nun des weitern dargestellt: die Ankunft eines neuen Kreuzheeres, der Untergang der preußischen Häuptlinge, die Unterwerfung Natangens und Ermlands, dann der Aufbau von Marienburg, und Nadrauens und Schalauens Eroberung. In der Zwischenzeit aber war im Juli 1274 der alte würdige Hochmeister des Ordens, Anno von Sangerhausen, in Trier gestorben, und an seine Stelle Hartmann von Heldrungen aus Thüringen gewählt worden.

Dieser war einer der ältesten im ganzen Orden und kannte dessen Verhältnisse nicht blos im Morgenlande, wo er zu Akkon eine Zeitlang die Würde eines Großcomthurs als Statthalter des Hochmeisters verwaltet, sondern auch in Deutschland, Italien, Preußen und Livland, wo er überall in die Ereignisse der Zeit selbstthätig eingewirkt hatte wie kein Anderer seiner Ordensbrüder.

Auch das 6. Capitel enthält noch die Darstellung von Kämpfen mit den Preußen, namentlich mit den Sudauern; dann die Stellung des Ordens zu den Nachbarländern, besonders zu Pommern, Masovien, Cujavien und Litthauen; das Capitel schließt S. 401 mit Sudauens Unterwerfung und der dadurch vollendeten Eroberung von Preußen. Aus der Reihe der preußischen Landmeister fallen in diese Zeit: Konrad von Feuchtwangen, 1279—80, Mangold von Sternberg — 1283, und Konrad von Thierberg. Aber auch der Hochmeister Hartmann von Heldrungen war im August 1283 zu Akkon gestorben, und in dem Wahlcapitel zu Akkon ward an seine Stelle Burchard von Schwenden ernannt.

Am Ende der Begebenheiten, welche die Eroberung Preußens herbeiführten, sind nun noch die Verhältnisse im Innern des neugewonnenen und von dem Orden regierten Landes abgehandelt, natürlich größtentheils mit Ausschluß der geistlichen, welche schon im 2. Bande ihre Darstellung gefunden haben und hier nur kurz und nachträglich berührt werden. Das 7. Capitel handelt

vorzüglich von der ländlichen, das 8. von der städtischen Bevölkerung, das 9. von der Ordensregierung. Kehren wir die Ordnung um und betrachten zuerst den Inhalt des 9. Capitels (S. 519—564) etwas näher.

„Die eigentliche Herrin des Landes war, wenigstens dem Namen nach, die römische Kirche". Preußen war Eigenthum des Apostels Petrus, und der Hochmeister war in Beziehung auf dieses Land der Kirche Vasall. Der Hochmeister sollte aber eigentlich sich an dem damaligen Hauptsitz des Ordens in Akkon aufhalten: so kam an die Spitze des Landes, wie weit es dem Orden und nicht den Prälaten unmittelbar von der Kirche zugetheilt war, ein Landmeister als oberste Landesbehörde. Er hatte keine feste Residenz.

Wo er erschien, versammelten sich um ihn die Comthure und gewichtigsten Ritter der nächsten Ordenshäuser, oder es begleiteten ihn bisweilen auch der Ordensmarschall und die Comthure entfernterer Ordensburgen, wenn der Gegenstand der Berathung oder Verhandlung von Wichtigkeit war. In seinem Gefolge war beständig auch sein besonderer Kapellan und ein Ordensritter, welcher sein Kompan hieß.

Der Landmeister ordnete alle Beziehungen der Ordenslandschaften zu auswärtigen Mächten und Städten, doch nur mit Zuziehung eines versammelten Capitels oder einer Anzahl der wichtigsten Ordensbeamteten; er entwarf und befahl, mit Beirath der übrigen Ordensgebietiger, allgemeine Landesgesetze und Verordnungen; doch war hierzu nicht nur ebenfalls die Zustimmung seines Landescapitels, sondern auch die Bestätigung des Hochmeisters und des Ordenscapitels in Akkon nothwendig. Ferner hatte er die Aufsicht über das Münzwesen, übte mit Beirath der Ordensbeamteten die hohe Gerichtsbarkeit, von ihm hing in den Städten die Bestätigung der gewählten richterlichen Behörden ab, und was dergl. mehr war; denn er stand überhaupt der innern Landesverwaltung in allen ihren Zweigen vor.

Aber nicht blos die innere Landesverwaltung, sondern auch die Führung des Krieges, die Vertheidigung des Landes gegen den Andrang der Feinde und die Bekämpfung und Bezwingung der Heiden lagen mit in dem Kreise der Thätigkeit des Landmeisters. Er rief nicht selten selbst auch das Streitheer zusammen, führte es bald allein, bald in Begleitung des Ordensmarschalls oder einiger Comthure gegen den Feind, ordnete die Reihen und leitete die Schlacht. Konnte er nicht persönlich am Kampfe Theil nehmen, so lag es in seiner Amtsgewalt, den Ordensmarschall, einen Comthur oder Vogt mit der Führung des Krieges zu beauftragen. — Jedoch stand der Landmeister überhaupt dem Kriegswesen und namentlich der Kriegsführung immer nur im Allgemeinen vor; denn die eigentliche, besondere Verwaltung des Kriegswesens in seinen einzelnen Zweigen war die Sache des Ordensmarschalls. — Jeder Burg, auf welcher ein Comthur als Vorsteher eines Conventes saß, war ein bestimmter Landkreis zugewiesen, dessen nähere Verwaltung von der Burg ausging. Die Amtspflichten des Comthurs erstreckten sich nun einestheils auf die ganze innere Landesverwaltung dieses ihm angewiesenen Burgdistrictes, anderntheils auf die Kriegsführung sowol in als außerhalb seines Gebietes. (Außer diesen Beamteten gab es über größere Landschaften Ordensvögte.) In den stürmischen Kriegsjahren nämlich, da oft der Comthur eines Ordenshauses entweder durch Belagerung auf seiner Burg eingeschlossen, von seinem Landbezirke abgeschnitten, oder durch Kämpfe und Kriegszüge an der innern Landesverwaltung gehindert war, und als ohnedies der Ordensburgen im Lande noch nicht so viele dastanden, daß von ihnen aus die einzelnen Theile der Landschaften leicht übersehen und verwaltet werden konnten, bedurfte es eines Beamteten, der, keiner einzelnen Burg und einem besondern Landbezirke angehörig, die gesammte Verwaltung oder auch Vertheidigung einer ganzen Landschaft übernahm und als solcher auch keinen festen Wohnsitz hatte, sondern wie der Landmeister und der Ordensmarschall sich bald hier bald da aufhielt, wo seine Gegenwart am meisten nöthig war. Als Comthur einer ganzen Landschaft umfaßte er in seinem Vogtamte alle Pflichten und Geschäfte eines Komthurs, nur in erweiterter Ausdehnung.

Abgesondert von der Verwaltung der Ordensdistricte war die der Kirchendistricte, indessen wußte es der Orden dahin zu bringen, „daß auch die bischöflichen Domcapitel meist mit deutschen Ordensbrüdern besetzt wurden, oder daß die Domherrn als Brüder in den Orden traten. Im kulmischen Domcapitel, dem ältesten in Preußen, glückte der Versuch schon unter Bischof Friedrich". Das zweite Domstift war dem Alter nach das ermländische, und hier gelang es dem Orden durchaus nicht mit seinem Streben; es blieb unabhängig. Besser glückte es in den Bisthümern Pomesanien und Samland. Das Detail der Verwaltung in den Ordens- wie in den Kirchenlandschaften muß hier übergangen werden.

Betrachten wir nun das im vorhergehenden 8. Capitel dargestellte städtische Leben, so erscheint dieses als ganz auf der deutschen Colonisation ruhend und erst mit dieser beginnend.

Die Städte in Preußen entstanden fast alle aus Dörfern, und der erste Schritt zur Erhebung einer Stadt geschah immer erst dann, wenn äußere Gefahren, wenn wiederholte Anfälle feindlicher Heerhaufen auf eine Ordensburg die nahe angesiedelten Bewohner veranlaßten, den angebauten Bezirk zu ihrer Sicherheit mit Wall und Mauer zu befestigen. Der dörfliche Charakter des innern Lebens blieb aber auch dann noch vorherrschend und bildete die Grundlage der bürgerlich-städtischen Verfassung. — Der zweite Schritt zur Städtegründung geschah gemeiniglich dadurch, daß durch ein vom Landmeister, oder von einem Bischofe, oder wol auch bisweilen von einem Comthur ausgestelltes Privilegium die schon zusammenlebende Gemeinde für eine Stadtgemeinde erklärt und ihr die Rechte und die Verfassung zuertheilt wurden, die man als städtische Rechte und Verfassung ansah. Gewöhnlich wurde zunächst das Recht bestimmt, dessen die Stadt in ihren verschiedenen Verhältnissen forthin genießen sollte.

Schon früher ist erwähnt worden, wie die Stadt Kulm und die Stadt Thorn magdeburgisches Recht erhielten; dieses wurde auch Christburg zugetheilt; das kulmische Stadtrecht ward wieder den Städten Königsberg, Kreuzburg, Fischhausen, Bartenstein Preußisch-Holland, Rheden u. A. zugetheilt; dagegen lübeckisches Recht den Städten Elbing, Frauenburg, Braunsberg. So enstanden nach dem verschiedenen Recht gewissermaßen verschiedene Städtefamilien. „An der Spitze der städtischen Gemeinde stand in der Regel ein Schultheiß" — dessen Functionen und Verhältnisse ausführlich angegeben werden.

Außer dem Schultheißen finden wir aber in den Städten

theils als Justiz-, theils als Polizeibehörden, auch Consuln, Richter, älteste Meister der Consuln und Schöppen.

Unter der städtischen Gerichtsbarkeit standen nur Deutsche; alle andere Stammgenossen, also Preußen, Polen, überhaupt Slawen standen unter dem Comthur, dem Vogt der Landschaft oder dem Vogt des Bischofs. Ausführlich ist noch von den einzelnen städtischen Einrichtungen und besonders von dem preußischen Handel in der betreffenden Zeit die Rede.

Endlich das 7. Capitel führt uns die Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung vorüber, die Stellung der Withinge, der Freilehensleute, der Kölmer, der bezwungenen Preußen u. s. w., die wir um so weniger hier ins Einzelne verfolgen können, je eigenthümlicher und interessanter sie sind.

Auch dieser 3. Band hat wieder einige Beilagen. 1) Auszüge aus päpstlichen Bullen zur Geschichte Preußens; 2) Ueber den Werth und die Glaubwürdigkeit der Chronik des Ordenspriesters Peter von Dusburg; 3) Eine Urkunde über die Gründung einer freien Handelsstadt an Samlands Küste. 37.

Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters, von Friedrich Diez. Zwickau, Schumann. 1829. Gr. 8. 3 Thlr.

Während die Lyrik des 19. Jahrhunderts ihren geliebten Gegenstand durch die Lorgnette beäugelt, hinter dem Ofen am Schreibepulte besingt und die papierne Bewunderung in den Theekränzchen oder in der „Abendzeitung" lautwerden läßt: siehe da, welch ein poetischeres Leben, welche lebensvollere Poesie begegnet uns im Kreise des schwäbischen oder provençalischen Minnesanges! Hr. Professor Diez in Bonn hat sich durch sein früher erschienenes Werk über „Die Poesie der Troubadours" ein wahres Verdienst um die Kenntniß des provençalischen Gesanges sowol nach seiner poetischen Beschaffenheit und Geltung als nach seinem philologischen Charakter erworben und dafür den Dank des Publicums wie die rühmende Anerkennung der Kritik eingeerntet. Eine Fortsetzung seiner provençalischen Forschungen bietet das vorliegende Werk, welches füglich als Anhang, wenn man ein Buch von 616 Seiten in gr. 8. so nennen darf, oder als 2. Theil, als historische Ausführung und Erläuterung der frühern Schrift betrachtet werden mag. Auch wünscht der Verf. im Anfange seines Vorworts, beide Arbeiten als ein Ganzes hingenommen zu sehen. Die Grundlage zu den Biographien lieferten die in den Liederbüchern enthaltenen provençalischen Nachrichten, die zum Theil sehr alt sind, aber auch einer strengen Prüfung und Sichtung des Wahrscheinlichen bedürfen. Wie wenig sich der Verf. auf frühere Bearbeitungen des Gegenstandes verlassen durfte, wie sein Buch die Frucht ganz neuer und ebenso angestrengter als beschwerlicher Studien sei, hat er nicht nur im Vorworte erklärt und nachgewiesen, sondern am unzweideutigsten durch die Schrift selbst bewährt. Diese erstreckt sich freilich nicht mit gleicher Ausführlichkeit auf alle Troubadours, deren Namen bekannt, und von denen Thaten und Gedichte aufbehalten sind. Nur den gehaltreichern und auch in anderer Hinsicht bedeutenden wurde solches zu Theil. Das Leben derselben ist aber auch, wie mit kritischer Treue, so mit lebendiger Darstellung erzählt. Der Verf. hat sich es besonders zum Gesetz gemacht, aus den ausgezeichnetsten Dichtungen dem Leser Mittheilungen zu geben, und auch hier wie in der frühern Schrift durch metrische Uebertragung mancher Lieder seine Herrschaft über Reim und Sprache beurkundet. Schade ist es freilich, daß nicht durchgängig solche Uebersetzungen angetroffen werden, zumal die in ungebundener Sprache gegebenen öfters nur zu sehr prosaisch klingen, weil ihnen öfters, beim Mangel an poetischen Empfindungen und Bildern, auch der Reiz des metrischen Ganges und der Wohllaut des Reimes abgeht. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß der Verf. sich zu einer metrischen Uebersetzung der Werke einzelner Troubadours oder des nach seinem Erachten-Trefflichsten in den sämmtlichen Resten der provençalischen Poesie entschlösse! Wir würden dann einen kostbaren Beitrag zur deutschen Uebersetzungsliteratur erhalten, der neben Demjenigen, was Schlegel, Gries, Kannegießer, Streckfuß u. A. geleistet haben, kühn auftreten darf. Indeß verweisen wir die Freunde der mittelalterlichen und überhaupt der lyrischen Dichtkunst auf die Gaben und Genüsse des vorliegenden Werkes. 12.

Napoleon, durch sich selbst gerichtet. Von Johannes Weitzel. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1829. 8. 16 Gr.

Wenn wir dem Leser kürzlich sagen, was in dem Buche steht, so wird er leicht selbst urtheilen können, ob der Titel nicht mehr verspricht als wirklich geboten wird. Zuerst erzählt der Verf., und zwar recht malerisch, wie er Napoleon bei einer Truppenbesichtigung, im Theater, bei Präsentationen beobachtet, und führt demnächst einige Urtheile desselben über Personen an, die in der Revolution eine Rolle gespielt; darauf folgt ein langes Excerpt von Dem, was N. zu St.-Helena dem ehrlichen Las Casas zu erzählen für gut befunden, und den Beschluß machen andere Auszüge, besonders aus Norvins' bekannter Biographie, und der ebenfalls bekannten Schrift „Nap. devant ses contemporains". Dazwischen gestreut finden sich einzelne Bemerkungen des Verfs. Der hinlänglich anerkannte Grundsatz, daß man Jemand nicht nach seinen Reden, sondern nach seinen Handlungen beurtheilen müsse, findet ganz besonders bei N. Anwendung, welcher wohlbedacht auf St.-Helena so mancherlei erzählt hat, wovon er wünschte, daß es in die Geschichte übergehen möge; nimmt man Alles für baare Münze, so ist nichts leichter, als über den außerordentlichen Mann ins Klare zu kommen, und ein kleiner Halbgott ist alsbald fertig. Allein die historische Kritik wird hoffentlich durch den Qualm, welchen die Feinde wie die Bewunderer N.'s gemacht, glücklich durchdringen und die Sachen von ihrem Scheinwerthe auf den wahren zurückführen. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1830.

Waterloo. Au général Bourmont. Par *Méry* et *Barthélemy*. Paris, 1829.

Die Veranlassung zu diesem poetischen Pamphlet, welches die geistreichen Dichter des „Napoléon en Egypte" unmittelbar auf ihren „Fils de l'homme" folgen lassen *), ist bekanntlich der Eintritt des Generals Bourmont in das Ministerium Polignac, unstreitig das antinationalste, das Frankreich seit der Restauration gesehen hat. Eine beigefügte Note über das frühere Leben des neuen Ministers, aus der Feder des Generals Gourgaud, ist von allgemeinem Interesse für die Geschichte unserer Zeit und erklärt zugleich genügend die Veranlassung zu diesen Versen, und warum sie in Frankreich von der Volks- und Nationalpartei verschlungen werden. Nach dieser Notiz stand Hr. v. Bourmont während der Kaiserregierung in der Armee des Fürsten von Neufchatel. Im J. 1813, als das Corps des Generals Grenier, aus Italien kommend, in Deutschland einrückte, trat er als Adjutantcommandant in den Generalstab des Marschalls Macdonald, der Chef des 11. Armeecorps war. Als im August dieses Jahres die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang nahmen und jener Marschall das 3., 5. und 11. Corps befehligte, so kam General Bourmont unter den General Gérard zu stehen, welcher das Commando des 11. Corps erhalten hatte. Dieser verschaffte Hrn. v. Bourmont den Generalsgrad, obgleich derselbe dem Kaiser als ein alter Chouan nicht angenehm war. Im Februar 1814 vertheidigte er beim Rückzug auf das rechte Seineufer die Stadt Nogent aufs glänzendste und wurde schwer verwundet. Der Kaiser, trotz seinem persönlichen Widerwillen, verlieh ihm dafür den Grad eines Brigadegenerals. Nach der Restauration erhielt Bourmont das Commando der Militairdivision von Besançon und kam unter den Oberbefehl des unglücklichen Marschalls Ney. Während der 100 Tage erhielt er nur dadurch, daß sich General Gérard unmittelbar an den Kaiser wandte, auf Ney's, Flahaut's und Labédoyère's Fürsprache das Commando über die 3. Division des 4. Corps, gegen den Willen des Marschalls Davoust, damaligen Kriegsministers. Jenes Corps setzte sich am 11. Juni in Bewegung und marschirte gegen die Sambre. Die Division Bourmont bildete die Spitze der Colonne; ihr Hauptquartier war zu Florenne, einem Dorfe 2 französische Meilen jenseits Philippeville. Am 15. Juni griffen die Truppen zu den Waffen. Um halb 6 Uhr (Morgens?) setzte sich General Bourmont zu Pferd und ritt, vom Chef seines Generalstabs, Oberst Clouet, einem andern Stabsoffizier, 3 Adjutanten und einem Brigadier mit 6 berittenen Chasseurs begleitet, aus, als wollte er den Weg recognosciren. Nach einer halben Stunde sandte er unter verschiedenen Vorwänden 2 der Chasseurs an den Commandanten der 1. Brigade zurück; bald darauf entließ er auch die übrigen Chasseurs, indem er dem Brigadier 2 Briefe an den General Gérard übergab und ihn beauftragte, dem General der 1. Brigade zu sagen, daß er auf dem Wege sei, sich zu Ludwig XVIII. zu begeben. Der Brigadier sah selbst noch, wie Bourmont mit den preußischen Vorposten parlementirte und darauf mit seinen Offizieren zum Feind überging.

Um diesen Verrath, wie die beiden brüderlichen Dichter in dem Vorworte jene Handlung unumwunden nennen, durch ihre Muse brandmarken zu können, geben sie dem Publicum von den zwölf Tagen der Revolution, welche sie bearbeiten wollen, in dem vorliegenden Gedichte den letzten zum Voraus; sie schildern uns den Tag von Waterloo und verflechten den neuen Kriegsminister auf eine Weise in ihre Erzählung, welche uns Nachbarn diesseits des Rheins über die Freiheit der französischen Presse unter einem solchen Ministerium (wenn anders die Flugschrift in diesem Augenblick in Frankreich nicht confiscirt ist) in der That staunen macht.

Nach einem bittern Eingange, ganz vom Grimm über Waterloo, dessen Resultat nun einmal nicht geleugnet werden kann, eingegeben, wendet sich das Gedicht zur Beschreibung des großen Tages, welche der jungen Meister in diesem Fache allerdings würdig ist und das Juvenal'sche Wort einmal wieder bewahrheitet: facit indignatio versum. Die folgenden Verse

*) Es ist darüber in unserer Correspondenz aus Paris die Rede gewesen, wir kommen aber auch noch in einem besondern Artikel darauf zurück. D. Red.

werden gewiß von allen Freunden altclassischer französischer Poesie als tadellos und vortrefflich bewundert werden:

Souvent dans ces grands chocs qui brisent un empire,
Dans ce moment suprême où tout un peuple expire,
Quand sur un même point deux potentats rivaux
Poussent des tourbillons d'hommes et de chevaux,
Et que la terre attend dans sa stupeur profonde
Un grand évenement qui va changer le monde;
Des signes précourseurs, au firmament écrits,
Parlent de l'avenir aux vulgaires esprits.
Le ciel fait retentir, aux accords du tonnerre
Le prologue effrayant du drame de la terre;
Il annonce aux mortels, par cette grande voix,
Qu'il prend aussi sa part aux querelles des rois,
Et prédit par son deuil l'éclipse d'un grand homme,
Comme il fit pour César, Napoléon de Rome.

Diese Verse sind unabhängig von aller Umstands-, Partei- und Coteriepoesie, groß und schön, und nur der Name „Napoleon Roms", der Cäsarn ertheilt wird, erinnert uns daran, daß hier ein Franzose aus der Kaiserschule dichtet.

Nun werden die Felder von Fleurus beschrieben. Die Scharen Frankreichs schreiten einher:

Là, tout est citoyen, et cette foule immense
Dans son recueillement, comme un seul homme pense.

Aber ach! ihre Zeit ist nicht mehr die alte; ihr Glück hat sich gewendet, nur ihr Muth ist noch derselbe; Alle wissen, daß sie morgen im letzten Zweikampfe mit trauerumflorten Adlern die Schwelle Frankreichs vertheidigen werden. Jetzt ist die Gelegenheit da, den verhaßten Mann zu fassen, der das Gedicht veranlaßt hat:

Un seul homme est parjure à ce pacte unanime:
Du drapeau que la gloire avait fait légitime,
Il s'éloigne sans bruit la veille du combat;
De la foi militaire odieux apostat
Comme d'un pied furtif, dans l'ombre et le mystère
Sort du lit conjugal une femme adultère,
Dès que la nuit profonde a noirci l'horizon,
Dégradé par ses mains, rêvant la trahison,
Il s'est enfui; demain quand l'aube matinale
Ouvrira pour les chefs la tente impériale,
Dans ce noble cortège au grand conseil admis,
Un seul fera défaut ..... il est aux ennemis.

Wenn schon wir Deutschen, die wir hier von keinem Parteiinteresse geleitet sind, diese vortrefflichen Verse bewundern müssen und bei dem treffenden Gleichnisse, das die Dichter von der Ehebrecherin entnehmen, die bei nächtlicher Weile den Fuß aus dem Bette setzt, mit einem ästhetischen Schauer verweilen: welchen Eindruck müssen erst diese und ähnliche Stellen in dem bei jedem geist- und beziehungsreichen Worte aufwogenden Frankreich machen? Und welch ein Tumult mag im Theater zu Marseille kürzlich geherrscht haben, als die kühne Pariserin Jenny Vertpré in einem Tagesstücke auf eigne Faust am passenden Orte die Frage in ihre Rolle einschaltete: „Avez-vous lu les admirables vers de Waterloo?"

Was unmittelbar auf diese Verse folgt, ist etwas gewöhnlicher:

Le traître s'est fait justice;
Il se chasse de nos rangs;
Ah! que son nom retentisse,
Maudit par les vétérans!
Reniant l'aigle des braves,
Qu'à Wellington, qu'aux Bataves
Il vende un honteux appui;
Grace à la fuite d'un lâche,
L'armée est pure et sans tâche;
On combattra mieux sans lui.

Darauf wird die Schlachtordnung beschrieben, voll Leben und Bewegung; dann die Stille vor der Schlacht, jene erhabene Stille, die noch nichts unterbricht, kein verworrener Lärm im tönenden Walde, kein Dorfbewohner, der mit fröhlichem Gesang einen schönen Sommermorgen begrüßt:

Bientôt, hélas! pour mourir et s'éteindre,
D'autres concerts, d'autres sons, d'autres voix,
Sur ce gazon que tant de sang doit teindre,
Retentiront pour la dernière fois.

Die Schlachtordnung regt sich; Alles glänzt, Alles ist voll Leben und Kühnheit. Ihr Wanderer, die ihr diese Straße ziehet, wie schön ist sie .... Kommt und sehet sie morgen!

Die Schlacht beginnt; ein unwillkürlicher Stoß erschüttert alle Herzen, es ist der erste Kanonenschuß; sichtbar blitzt das Feuer auf in der noch ungetrübten Luft. Hier sind die Verfasser am rechten Platze; ein wunderbares Detail entwickelt sich vor unsern Augen, ohne daß ein Gegenstand den andern verwirrt, und so, daß, trotz der Fülle von Einzelheiten, ein Totaleindruck hervorgebracht wird:

.... Sur la ligne écarlate
En lumineux sillons la fusillade éclate;
Les bruyans arsenaux ouverts dans les deux camps
Font jaillir à la fois leurs mobiles volcans;
La comète de fer, l'étincelante bombe,
Qui siffle en sciant l'air, tue et creuse une tombe,
L'incendiaire obus, aux bonds irréguliers,
Qui du pied des chevaux remonte aux cavaliers u. s. w.

Auf einem Hügel wird uns Napoleon gezeigt, die Schlacht beherrschend und den Sieg combinirend. Nur zuweilen, mit ängstlichem Blick und geneigtem Ohr befragt er den Horizont. Grouchy und seine Streitgenossen, die er sehnlich erwartet, wollen nicht erscheinen. Inzwischen entspinnt sich das Handgemenge mit den Engländern, und die Darstellung wird historisch genauer und dadurch prosaischer. Zugleich freuen sich die Verfasser, die Engländer als geschlagen darzustellen:

Voilà l'heure de mort puissans hommes de guerre,
Consommez aujourd'hui le deuil de l'Angleterre!

Und selbst wo die Feinde in ihrem mächtigen Widerstande geschildert werden, blickt der Nationalwiderwille durch. Bei den Franzosen soll Alles Heldenmuth, bei jenen Alles kalte Pflicht oder gar gemeine Berechnung des sinnlichsten Lohnes sein:

Dans ce carré de fer que la tactique enchaine
Nul Anglais ne s'émeut, ni d'effroi ni de haine;
Mais ce qu'à nos soldats inspire un noble espoir,
Ce qu'ose l'héroïsme, il le fait par devoir u. s. w.

Die noch weiter folgende Aufzählung der Kampfmotive beim Engländer kann ungerecht sein, aber sie ist dichterisch ausgeführt. Ausgezeichnet ist auch die Darstellung eines Reiterangriffs, der an uns „jene lastende Colonne vorüberführt, jene ehernen Centauren mit den riesigen Lenden, dem eisernen Haupte, den funkelnden Füßen, jenen furchtbaren Windwirbel von Mannen und Rossen, der in Einer Masse anstürzt und zurückfällt". Am Ende zeigt uns das Gedicht die französische Colonne, *wie sie im Begriffe ist*, die englischen Linien zu durch*brechen*. Wellington wird auf eine Anekdote hin (wie aus den Noten erhellt) kläglich hingestellt:

L'orgueilleux Wellington, qui pâlit pour ses jours,
Cuirassé de soldats, étouffé de secours,
De son armée entière attend la dernière heure,
Donne des ordres vains, croise les bras — et pleure.

Man hätte von den Dichtern erwarten *können*, daß sie, ihren Schmerz bewältigend, *wenigstens* Blücher's herrlicher *Heldenthat, der mit einem geschlagenen Heere den Sieg entschied, einige gerechte* Verse schenken *würden*. Aber es scheint, einem Franzosen, der *jenes* Unglück noch erlebt hat, sei solches nicht möglich. Glücklicherweise steht die weltkundige Geschichte den geistreichen, aber unwahren Versen entgegen, mit welcher die französischen Dichter jene Katastrophe schildern:

Le soir on vit paraître à l'horizon lointain
Un Blücher, *un vieillard, prête-nom du destin*;
Le ciel laissa tomber un atome de sable
Sur le géant que tous jugeaient impérissable;
L'aigle sans dieu, perdant son foudre accoutumé,
S'abîma dans la nue . . . . . et tout fut consommé.

Der Schluß kehrt zu Hrn. v. Bourmont zurück, indem er sich zu den noch übriggebliebenen Zeugen jenes großen Tages, welche, „die letzten unter dem Schatten des dreifarbigen Banners", kämpften, wendet: „Haben wir auch den Namen aller eurer Feinde aufgezählt? Wo ist der Mann, der allein von Allen sich aus dem Heere verbannt hat, den der Rauch nicht in euern Reihen geschwärzt, der, das britische Volkslied mit seiner Franzosenkehle anstimmend, Wellington umarmt hat? Wo ist er? Ist auf seine Stirn die Schande geschrieben, sein Stamm geächtet, sein Wappen zerbrochen, sein Feld mit Salz bestreut, er selbst aus Frankreich verbannt? O nein!

— Il est au Carrousel,
Le signe de l'honneur décore sa poitrine,
La garde du château, quand il passe, s'incline!

Nach unserm Gefühl hätte hier das Gedicht am kraftvollsten abgebrochen; was folgt, die Ausfälle gegen England, die Erwähnung der Deputirtenkammer und des Königs sind alles mehr politische als poetische Motive.

Im Ganzen aber ist dies Gedicht, wie wol die vorstehenden Proben gezeigt haben, was den poetischen Werth betrifft, hoch über dem „Fils de l'homme" zu stellen. Es macht uns begierig auf die „Douze journées de la révolution" derselben Verfasser, von welchen es als ein Vorläufer, ja, gewissermaßen als der vorausgesandte Schluß des Ganzen zu betrachten ist.

2.

Anna Bullen, Königin von England. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Wilhelm Waiblinger. Berlin, Reimer. 1829. 8. 22 Gr.

Die Dedication des Gedichts an den Grafen August von Platen-Hallermünde läßt auf die dramatischen Ansichten, von denen der Verf. ausgegangen ist, schließen; das Werk selbst aber rechtfertigt den Schluß nur zum Theil. Aufklärung gibt die aus Rom im Juni 1828 datirte Vorrede, welche Ref. um so lieber zum Gegenstande der Mittheilung macht, als sie die Geschichte des Stücks enthält und die meisten Leser Vorreden zu überschlagen pflegen. Die Tragödie ist schon im J. 1825 entstanden. Der Verf. übergab das Manuscript damals der Intendanz der stuttgarter Bühne zur Aufführung. Diese ward ihm zugesagt, und er hatte die Hoffnung, sie selbst zu leiten. Allein es fehlte an einer Schauspielerin für die Heldin des Stücks (ob dabei nicht etwas Spiegelfechterei vorwaltete, kann Ref. nicht beurtheilen). Kurz, der Verf. mußte sich, als er bald darauf in den Süden wanderte, mit wiederholten Versprechungen für die Zukunft begnügen. In Rom, von tausend andern Dingen beherrscht, dachte er beinahe nicht mehr an die Tragödie, bis sie, ohne daß er davon wußte, nach Dresden und Berlin gebracht wurde, wo ihr, wie man sagte, die bereits angenommene Gehe'sche „Anna Bullen" (welche Ref. nicht näher kennt) den Eingang versperrte. (Habent sua fata libelli.) Da ihm nun durch die weite Entfernung vom Vaterlande die Sorge für die Aufführung bedeutend erschwert wurde, und er nicht bald zurückzukehren denkt, so entschloß er sich, sein Werk dem Drucke zu übergeben, zuvor aber es umzuarbeiten, weil sich sein Geschmack und seine Ansichten geändert hatten. Nachdem der Verf. das Trauerspiel an 3 Jahre nicht mehr gesehen, kam es ihm endlich in der Charwoche 1828 zu, und er benutzte nun aufs eifrigste die wenige freie Zeit, die ihm vor einer Reise übers Meer noch blieb, um es da und dort zu verbessern. Dabei bemerkte er, daß er es nicht allenthalben seiner geläuterten Ansicht anpassen konnte und, besonders seine Zusammenziehung auf kürzere Zeit und engern Raum betreffend, gewahrte er mit Bedauern, daß es von vorn bis hinten umgeschrieben werden müßte, wenn es der strengern Foderung dramatischer Kunst, höchster Gediegenheit und Kürze, genügen wollte. Man sieht leicht, daß Hr. Waiblinger damit die aus dem antiken Drama abstrahirten Foderungen meint und sich auf sehr löblichem Pfade befindet. Uebrigens hat er sich von dieser Seite im Ganzen wenig vorzuwerfen. Das günstige Urtheil von Freunden und Kennern machte Hrn. Waiblinger Hoffnung, daß ihm seine Arbeit keine Schande bringen, ja in der gegenwärtigen Umarbeitung für das Schicksal der unglücklichen Königin innig und mächtig ergreifen und keine unedle Wirkung auf die Gemüther ausüben werde. Letzteres unterliegt keinem Zweifel; aber mit dem innig und mächtig für die unglückliche Königin Ergriffenwerden ist es dem Ref. nicht ganz nach der Hoffnung des Dichters ergangen. Ein Vergleich zwischen der Schiller'schen „Maria Stuart" und diesem Trauerspiele führt zu der Erkenntniß Dessen, was ihm mangelt, um gleiche Theilnahme, nicht zu erwecken, denn das geschieht, sondern zu erhalten.

Die große, bewegungsvolle Zeit, in der die Tragödie spielt, und die enge Verknüpfung ihrer Handlung mit der Geschichte der Reformation nöthigte den Dichter, seinem Werke einen größern Umfang zu geben, indem er glaubte, daß es durch eine solche Aufnahme der ganzen Zeit und ihrer bezüglichen Angelegenheiten in die Grenze seiner Darstellung, daß es durch historische Treue an Interesse nur ge-

winnen könne. Dadurch entstanden nothwendigerweise (nach der Ansicht des Dichters nämlich) Weitläufigkeiten, die sich für die Bühne weniger eignen. Ref. weiß zwar nicht bestimmt, was Hr. Waiblinger unter den Weitläufigkeiten begreift, allein das Dasein derselben leugnet er nicht ab. Er denkt hier zunächst an die überflüssigen Scenen der Matrosen und der londner Bürger. Diese eignen sich weder für die Aufführung des Stücks noch für das Stück selbst. Der Einfluß, den die bewegungsvolle Zeit, in welche die Handlung fällt, auf dieselbe ausübt, durfte allerdings nicht verschwiegen werden; die Kunst verlangte nur, daß der Dichter alle Beziehungen in den Plan der Handlung verwebe. Im Drama sind, wie in der Malerei, alle Doppelperspectiven unstatthaft, worauf Lessing längst aufmerksam gemacht hat.

Die Gerichtsscene in Westminsterhall hat den Dichter etwas in Verlegenheit gesetzt. In der ursprünglichen Gestalt der Tragödie berührte Anna alle Punkte der Anklage und vertheidigte sich gegen jeden einzelnen. Jetzt ist sie ins Kurze gezogen, wodurch sie dem Dichter verloren zu haben scheint. Ref. bedauert mehr als diesen Verlust, daß überhaupt die ganze Intrigue mit ihren wirksamsten Momenten so wenig hervortritt; denn nur dadurch würde eine weitläufigere Vertheidigung der unglücklichen Königin bedingt werden. Zugleich aber entstände das Bedürfniß, Anna lebhafter auf ihre Rettung bedacht oder wenigstens ihre geduldige Ergebung genügender motivirt zu sehen.

In der Schilderung der Charaktere der Anna, Heinrichs VIII., Norfolk's, Suffolk's, der Erzbischöfe Gardiner und Cranmer, der Gräfin Rochford, der Seymour, Lady Bullen und des Norris ist der Dichter den Ueberlieferungen der Geschichte gefolgt und hat die widerstreitenden Meinungen der Parteien, je nachdem sie sich für oder gegen Heinrich, seine häuslichen und kirchlichen Verhältnisse ausgesprochen, so viel wie möglich auszugleichen gesucht. Diese historische Fessel wirkte vielleicht auch günstig auf die Wahrheit der Charaktere, indem er darauf ausging, auf dem Wege der Natur zu bleiben und in der Darstellung des königlichen Ehepaars lieber gegen Das zu fehlen, was man fälschlicher Weise tragische Haltung nennt, und was oft nichts anders als leere Abstraction, ohne Bild und bestimmte Zeichnung ist und nichts als theatralische Popanze hervorbringt. Ref. gesteht, die Meinung des Dichters in dieser Aeußerung nicht sicher zu erkennen. Sollte er bei der tragischen Haltung, was die Bezeichnung durch Abstraction freilich nicht wol anzunehmen gestattet, an die lyrischen Ausschweifungen mancher Zeitgenossen im Drama gedacht haben, so stände ihm die Wahrheit zur Seite.

Ein Freund des Dichters, Hr. Hofmusikus Nicola in Hanover, hat eine Ouverture und eine Symphonie für die letzte Scene componirt, in welcher sich gleichfalls ein junger talentvoller Landsmann desselben, Hetsch, glücklich versucht, sowie er auch das (hinreißende) Lied des Smeton (S. 20) befriedigend in Musik gesetzt hat. Die erwähnte letzte Scene ist als besonderer Anhang mit einem kleinen Vorworte versehen. Die Tragödie sollte zu allererst ebenso enden, wie in gegenwärtiger Umarbeitung, d. h. mit dem Abgange der Königin von der Bühne zum Schaffot; aber ein Traum von sonderbarer Art verursachte die Entstehung der 6. Scene. Ref. hütet sich wol, das Nähere dieses Traums wiederzuerzählen; die neugierigen Leser mögen selbst nachschlagen und dann urtheilen, ob der Dichter Lob oder Tadel verdient, daß er der nächtlichen Erscheinung gefolgt ist. Er erinnerte sich der nicht seltenen Beispiele von falschen Blasen, welche, oft mehr physischen als geistigen Ursprungs, ein schweres oder hitziges, oder aufgeregtes Blut im Traume erzeugt. Weil aber Hr. Nicola die zu der 6. Scene nöthige Symphonie schon componirt hatte (hinter der Bühne nämlich wird, ehe die Scene beginnt, Anna unter Trauermusik aufs Schaffot gebracht), so fügte er sie nachträglich hinzu und überläßt es nun dem Geschmacke eines Jeden, so oder anders zu schließen. Ref., der in andern Fällen die Einwirkung von Träumen auf die Kunst aus Ueberzeugung verfolgen würde, nimmt diesmal den Dichter in Schutz und fühlt sich dankbar für die Mittheilung der 6. Scene. Wer die Lust des tragischen Schmerzes zu genießen gelernt hat, trinkt den Kelch desselben gern bis auf den letzten Tropfen aus. Wenigstens darf es für einen sichern Beweis poetischer Weihe in einem Trauerspiele gelten, wenn sich der Leser in der vorletzten Scene noch nicht gesättigt hat. Auch gereicht dem Anhange noch zur Rechtfertigung, daß er weniger epigrammatisch schließt, als die vorhergehende Rede der Königin, und daß viele Kunstrichter in der Verminderung der tragischen Spannung am Ende des Stücks eine mildernde Beruhigung finden.

Am Schlusse der Vorrede dankt der Dichter seinen Freunden im Vaterlande, den Herren Hofrath Winkler und Geheimerath Semler in Berlin, für die thätige Theilnahme am Schicksale seiner Tragödie. Diese wird ihm gewiß deren immer mehre erwerben und Diejenigen, welche ihm seine übrigen Dichtungen im Gebiete der Lyrik und Erzählung schon gewonnen, mit noch stärkerm Wohlwollen ihm verbinden. Von dem Versbaue und der Sprache des Dichters zu reden, scheint überflüssig; beide entsprechen der Erwartung. 38.

Notiz.

Die Freibeuterbraut.

Ein Roman, dessen Stoff aus einer portugiesischen Volkssage genommen ist, und der den Titel führt: „The freebouters bride; or the black pirate of the Mediterranean", dürfte Interesse für das größere Lesepublicum haben. In Spanien sowol als in Portugal herrscht in einigen Districten ziemlich allgemein der Glaube: das Geschlecht der alten maurischen Könige von Valencia existire noch in tiefverborgenen Höhlen und warte des Augenblicks, um, mit Hülfe der Türken und Barbaresken, sein altes Erbe wieder in Besitz zu nehmen. Zu Leira, etwa 20 Stunden von Lissabon und nahe dem Meere, erblickt man die Ruinen eines maurischen Schlosses, welches einst von Alfons Heinrich, dem ersten Könige von Portugal, zerstört wurde. Nichts entging damals der Wuth der Eroberer als ein kleiner Haufen Frauen und Kinder, die sich in die unterirdischen Gemächer dieses Schlosses zurückzogen und hier, der Volkssage nach, noch leben. Einst trat eine maurische Dame zu einem Hirtenmädchen und versprach ihm Gold und Edelstein, wenn es täglich einen Kübel mit Milch in die verborgenen Gemächer des Schlosses bringen würde, aber auch schwere Strafe, wenn es das Geheimniß verriethe. Das Mädchen erfüllte lange Zeit das gegebene Wort; da sie aber die Milch ihrem Dienstherrn entwendete, so ward dieser endlich aufmerksam, und auf seine Drohungen gestand das Mädchen die Sache und zeigte ihm die von der maurischen Dame erhaltenen Geschenke. Jetzt hieß der Herr das Mädchen von Neuem Milch nach dem Schlosse tragen, um noch mehr zu bekommen, aber das Mädchen kehrte nicht wieder, und noch hört man in stillen Nächten, neben dem Gesange der gespenstigen Bewohner des Schlosses, die Klage des Mädchens, das nie wieder das Licht der Oberwelt erblickte. Die von dem Dienstherrn in Beschlag genommenen Juwelen und Goldstücke verwandelten sich aber sofort in Asche. Auf den Grund dieser Sage hat der Verf. seine Erzählung von dem schwarzen Piraten des Mittelmeeres und dessen Braut gebaut, und man sieht hieraus, daß es wenigstens nicht am Stoffe liegt, wenn sein Roman mitunter des Reizes entbehrt, den er hiernach haben könnte. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1830.

Thomas Morus; aus den Quellen bearbeitet von Georg Thomas Rudhart. Nürnberg, Campe. 1829. Gr. 8. 3 Thlr. *)

Es ist das Eigenthümliche unserer Zeit, daß sie mehr als jede vorhergegangene und gleichsam sichtbarer die Zukunft vorbereitet (oder sind wir nur für solche Prävidenz gewitzigter und scharfsinniger geworden?) und doch auch mehr als jede andere den Blick in die Vergangenheit erfodert. Die große englische Emancipationssache z. B. liegt jetzt entschieden vor uns; um das Ereigniß zu erklären, müssen wir bis in die Tage Heinrichs VIII. hinaufsteigen. Dreihundert Jahre tief und tiefer noch liegen die Wurzeln; wer zweifelt, daß die Folgen ebenso viele Jahrhunderte sichtbar werden dürften.

Es ist das Lob einer tüchtigen Schrift, daß sie auch ohne des Verfs. ausdrückliche Absicht durch ihre Wahrheit selbst sich mit ihrer Zeit, d. h. mit den Geistern der Zeitgenossen, in Verbindung setzt, so lange diese für Wahrheit empfänglich bleiben. Diese Biographie ist schwerlich darauf berechnet gewesen, in der allgemeinen Aufmerksamkeit auf die politische Stellung der Katholiken in Großbritannien sich Grund und Boden zu verschaffen und damit den Augenblick zu benutzen; dazu käme sie zu spät, zu ernst und zu umfassend. Dies Bedürfniß wurde von Andern schneller befriedigt, denen man in kurzer Zeit kaum mehr dafür danken wird. Ueber das Entstehen derselben erfahren wir zwar nichts, als daß der Verf. durch seines Königs Unterstützung vor 2 Jahren sich in Göttingen zu seiner fernern historischen Ausbildung aufhielt. Wir vermuthen, daß er dort erst, wo der Blick der Gelehrten sich freier und großartiger über das ganze Gebiet der Wissenschaften verbreitet und manchem jüngern Freunde der Wissenschaft eine passende Richtung des Strebens angedeutet wurde, auf diesen Gegenstand aufmerksam und durch die herrlichen Hülfsmittel, welche die Bibliothek gewährt, in seinem Entschlusse bestärkt wurde; denn seiner Erstlingsschrift nach: „Ueber den Unterschied (oder besser: Nichtunterschied) zwischen Kelten und Germanen" (Erlangen, 1826), welche ein tüchtiger Kenner der Geschichte „ein Werklein voll gesunder Kritik" nannte *), schien er ein anderes Feld der Geschichte zu dem seinigen machen zu wollen. Es würde uns selbst nicht stören, wenn der eigne Vorname des Verfs. ein Steinchen in die Schale der Wahl des Gegenstandes geworfen haben sollte; doch waren der großen Thomas jener Zeit außer More noch Wolsey und Cranmer vorhanden, des damaligen Thomas Cromwell vor solchen Namen billig zu geschweigen. Wie Dem auch sei, die Wahl ist höchst glücklich zu nennen, und der ehrwürdige Märtyrer seiner wohlerworbenen Ueberzeugung hat sich seines Biographen keineswegs zu schämen und würde sich wahrscheinlich in diesem biographischen Bilde besser als mancher Andere in dem seinigen erkennen.

Sieht man die in einem Anhange mitgetheilte reiche Literatur, deren sich der Verf. zu bemächtigen gewußt hat, und welche wol nur in Göttingen so zusammenzufinden war, so bestätigt sie den Ernst des Verfs., sich mit seinem Gegenstande möglichst vertraut zu machen; aber auch die Bemerkung, wie dies immer schwerer wird, da die Foderungen unserer Zeit an eine gute Biographie ungemein gestiegen sind. Es mußte die Gelehrten-, die Rechts-, die Kirchen- und die politische Geschichte Englands in jener Zeit studirt werden, da Thomas More in diesen 4 Beziehungen wichtig ist. Schon die berühmte „Utopia" des Kanzlers zu würdigen, die vielleicht für England ein ähnliches, moralisch-politisches Bild wie Tacitus' „Germania" für die Römer beabsichtigte, erfoderte eine Vertrautheit mit der ganzen religiösen und bürgerlichen, kirchlichen und politischen Gestaltung Englands in einer Zeit, welche, wie die frühern Regierungsjahre Heinrichs, nicht gerade zu den bekanntesten gehört.

Der Verf. hat es sich, wie in der Wahl des Ge-

*) Mit einem trefflichen Bilde des Morus, nach Holbein von Fleischmann.

*) Ritter v. Lang, im „Hermes", Bd. XXIX, Heft 2, S. 187. Uebrigens ist Hr. Dr. Rudhart Lycealprofessor zu Bamberg für das Fach der Geschichte und Bruder des rühmlich bekannten bairischen Staatsmannes.

genstandes, so auch in der Behandlung desselben nicht leicht gemacht. Er verfolgt nicht blos die äußere Erscheinung des Staatsmannes Morus, sondern auch, so weit es mit den vorhandenen Mitteln und bei solchen Männern möglich war, das innere Leben desselben nach seiner Entwickelung und Durchbildung, seiner Erziehung und seinen Familienverhältnissen, die gewiß, wo sie nur immer genau erforscht werden konnten, sich sehr häufig als höchst einflußreich auf das Leben in der öffentlichen Welt und der Staatsgesellschaft erweisen würden. Die öffentliche Handlungsweise eines tüchtigen Mannes ist gewöhnlich nur der Reflex der häuslichen, die Denkungsart in Staatsgeschäften der Wiederschein seiner Ansicht über das Familienverhältniß. Von dieser Seite hat der Verf. nichts unberührt gelassen, ohne jedoch da, wo die Quellen ihn selbst verließen, eigenmächtig zu ergänzen und zwischen dem historischen noch einen selbstgeschaffenen Morus hineinzuschieben. Dagegen wäre es vielleicht erwünscht gewesen, über den öffentlichen Zustand selbst in England, nach Heinrichs VII. Tode, einen Abschnitt zu lesen, um die Bühne, wo Thomas auftritt, etwas genauer schon im Voraus zu kennen, denn es setzt schon einige Bekanntschaft mit der kirchlichen, der Schul-, Gerichts- und Parlamentsverfassung von England voraus, um sich Morus in jeder neuen Lage seines Lebens gleich gegenwärtig zu erhalten und zu wissen, wie er sich nach seiner Individualität zu dem neuen Verhältnisse verhielt, was er hinzubrachte und dagegen von ihm empfing.

More's Geburt (um 1480), Jugend, Neigung zu religiösen Untersuchungen, Hang zum beschaulichen Leben, bis zum Entschlusse, dem letztern zu entsagen und der Welt zu leben, macht den 1. Abschnitt in 9 §§., hinter deren jedem die zahlreichen, eine ungemeine Belesenheit, aber auch Combinationsgabe verrathenden Anmerkungen stehen. Jedem Abschnitt sind auch noch eine oder mehre Beilagen hinzugefügt. Bekanntlich war Erasmus ein Freund des Morus, der daher auch oft auf diese Bühne tritt. Indeß scheint es doch, bei Morus' strenger Charakterfestigkeit, daß dies Verhältniß zwischen Beiden nur darum so bleibend war, weil Beide nicht in Einem Land und Orte miteinander lebten. Das Hauptziel von Erasmus wird (S. 24) dahin angegeben: „die krasse Unwissenheit durch das Licht der wiedererstandenen Wissenschaften und durch die möglichste Verbreitung der classischen Bildung zu vertilgen". Trotzdem findet man bei Erasmus „Schwäche und Furchtsamkeit, die es mit Keinem verderben mochte". Dies Letztere ist völlig begründet und mindert ebenso sehr die Achtung vor Erasmus, dem Menschen, als sie dieselbe für Morus erhöhet. Wie ganz anders würde sich Erasmus 1504 statt More's im Parlament und endlich im Tower, wenn er je dahin gekommen, benommen haben!

Der 2. Abschnitt handelt von More's Entschluß, der Welt zu leben, bis zum Eintritt in königliche Dienste (als königl. Rath, nachdem er früher Advokat, Untersherif, Friedensrichter gewesen war). Aus der Karthause hatte er sich ins Ehebett begeben, um lieber ein keuscher Ehegatte als ein brunstleibender Priester zu sein, nachdem er noch vorher Reisen nach Paris und Löwen gemacht hatte. Sehr weitläufig ist der Paragraph über die literarischen Arbeiten des Sir Thomas. (Epigramme und Streit darüber mit Brixius, den der Allerweltsfreund Erasmus eigennützig beilegt, um wieder bequem als Beider Freund mitteninne stehen zu können; „Geschichte Richards III."; der Brief an Martin Dorpe, zusammenhängend mit Morus' Legationen nach den Niederlanden; dann die berühmteste seiner Schriften, die „Utopia", das „Nirgendsheim", welche S. 119—141 analysirt wird.) Die verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen sind S. 175 fg. verzeichnet, selbst des General Schnebelin's Karte dazu, oder das Schlaraffenland, ist nicht vergessen.

(Der Beschluß folgt.)

Der nordamerikanische Freistaat. *)

In dem Maße, wie der nordamerikanische Freistaat an Größe, Macht, Blüte und zugleich an vielseitiger Wichtigkeit zunimmt, mehren sich auch zusehends die Schriften über denselben. Die ersten 4 der unten angeführten Schriften beziehen sich auf äußere und innere Handels- und Steuerverhältnisse und deren theils schon eingetretene oder bevorstehende, mitunter vortheilhafte, aber, in Bezug auf die stattfindenden Handelsbeschränkungen, im Ganzen überwiegend nachtheilige Wirkungen. Da England, um seinen Vortheil auf Unkosten des Auslandes und besonders auch Nordamerikas zu sichern und zu befördern, die Einfuhr fremder Waaren (besonders amerikanischer, auf amerikanischen Schiffen nach den engl. westindischen Colonien) theils verbot, theils mit schweren Steuern belastete (hauptsächlich Korn), so schritt die nordamerikan. Regierung zu ähnlichen Maßregeln, und schärfte sie noch, theils um eine Repressalie zu üben, theils um das amerik. Manufacturwesen zu heben. Dieses prohibitive und Besteuerungssystem, das in England von Vansittart, Rose, Newcastle, Malmesbury und Kreyon ausgegangen war, wurde in Amerika besonders durch Adams (den letzten Präsidenten) eifrig betrieben. Zwar suchte man (wie besonders Nr. 4 nachweist) durch Unterhandlungen, die von einer Zeit zur andern versucht wurden, ein freundlicheres Verhältniß herzustellen; aber da doch immer die eine Regierung die andere zu übervortheilen suchte und es keiner mit der Freundschaft ein rechter Ernst war, so gelang von allen diesen Versuchen auch nicht einer. Dadurch ist denn die gegenseitige

---

*) 1. „An act of alteration of the several acts imposing duties on imports into the United states, subscribed by the President 19 Mai 1828". 2. „Papers relative to the american tariffs, printed by order of the house of commons, 26 Jul. 1828". 3. „Reports of a committee of the citizens of Boston and its vicinity, opposed to a farther increase of duties on importations" (Boston, 1827). 4. „A review of negociations between the United states and Great Britain, respecting the commerce, by *Tazewell*" (London, 1829). 5. „Notions of the Americans. By a travelling Bachelor" (Cooper) (2 Bände. London, 1828). 6. „Letters from the West, containing sketches of scenery, manners and customs etc. By the Hon. Judge *Hall*" (London, 1828). 7. „Travels in North America 1827—28. By Capt. *Basil Hall*. R. N." (Edinburg, 1829).

Stimmung (wie sie sich zur Genüge in engl. und amerikan. Schriften, besonders den periodischen ausspricht) immer unfreundlicher, ja, fast feindselig geworden. John Bull sucht den Bruder Jonathan zu beschädigen, zu verkleinern, zu verspotten, und Bruder Jonatban bezahlt, so gut er immer kann, mit gleicher Münze. Die gefährlichste Wirkung jenes Besteuerungssystems, was nun auch in Nordamerika zur Herrschaft gekommen ist, richtet sich aber gegen Amerika selbst und drohet den Freistaat in 2 Hälften zu zersplittern, in eine südliche und in eine nördliche. Denn da die nördlichen, stark bevölkerten, manufacturirenden Staaten der Republik von dem Systeme, welches fremde Waaren durch hohe Steuern abhält, große Vortheile ziehen, ohne die Last der Steuern eben mit zu tragen, die südlichen Staaten aber, die sich hauptsächlich mit Bearbeitung des Bodens und Gewinn roher Producte beschäftigen, die hochbesteuerten fremden oder auch die theuern inländischen Waaren des Kunstfleißes um hohe Preise kaufen müssen: so lastet die Bürde der Steuern vorzüglich auf ihnen, und sie müssen ihr Geld hergeben, um sowol die Staatscasse, als auch die Taschen ihrer nördlichen, sich bereichernden Brüder zu füllen. Bei manchen Artikeln, z. B. fremden Wollenwaaren, betragen die Steuern 160 Procent. Auf diese Weise ist Carolina die höchst besteuerte Landschaft in der Welt geworden. Das hat nun aber endlich (wie Nr. 3 und 4 zeigen) eine höchst gefährliche Opposition im Innern des Freistaats ins Leben gerufen. Es lassen in den südlichen Staaten sich Stimmen hören, welche behaupten, die Föderalregierung habe in der Anordnung solcher Steuern, wodurch nur einzelne Glieder des Staatenverbandes gewinnen, andere aber geradehin verlieren, die ihr durch die Constitution übertragene Befugniß überschritten, und es seien demnach die übervortheilten und ungesetzlich bedrückten südlichen Staaten nicht länger verbunden, jene constitutionswidrigen Anordnungen zu befolgen. Habe der große Jefferson, der Mitstifter des Freistaats, doch ehedem selbst erklärt, „daß, wenn einmal die Alternative eintreten sollte, ob man den Verein aufheben oder aber sich einer Regierung, welche zum Schaden einzelner Staatsglieder sich eine unbegrenzte Macht anmaßen wolle, unterwerfen solle, man sich unbedenklich zu jenem Erstern, als dem kleinern unter 2 großen Uebeln, entschließen müsse". Man muß hierbei sich erinnern, daß nach der Constitution von 1789 den einzelnen Staaten des Bundes diejenigen Rechte, welche jeder einzelne an sich unabhängige Staat nicht der Generalregierung übertragen hat, nach wie vor verblieben sind und verbleiben, sodaß es im nordamerikanischen Freistaate eigentlich eine doppelte Regierung gibt, eine allgemeine (in Washington) und eine besondere in jedem der einzelnen 24 Staaten.

Was die übrigen der vorgenannten Schriften betrifft, so suchen Nr. 5 und 6 die Lage der Amerikaner möglichst ins Schöne zu malen, wo sich denn der Verf. von Nr. 5, der berühmte Romantiker Cooper, wie leicht zu erachten, auszeichnet; der Richter Hall aber, dessen Hauptzweck zu sein scheint, wie ein Waarenausrufer Landkäufer nach den wilden, ungesunden, westlichen Staaten zu locken, sich durch die Unbehülflichkeit, womit er die Zunge und Feder rührt, fast bei jeder Bewegung, zum großen Spaß John Bull's, lächerlich macht. Nur ein Stückchen seiner Kunst! — Der Richter nähert sich den Wasserfällen des Ohio und sagt: „Das Wort chute wird euch befremdlich sein, wie es auch mir selbst befremdlich war; aber es wird nun einmal von den Schriftstellern bei solchen Gegenständen gebraucht. Ob das Wort chute griechisch, oder indisch, oder kentuckisch sei, kann ich so eigentlich nicht sagen. Ich habe dessen Ableitung in allen Sprachen, worin ich bewandert bin, gesucht, aber vergebens. Vermuthlich ist es gleichbedeutend mit „Schuß" (shoot), weil der Strom wie ein Pfeil dahinschießt".

Auf Cooper's romantische Wanderungen nimmt der Brite Hall (nicht der amerik. Richter) bei Erzählungen der seinigen öfters Bezug und berichtigt die patriotischen Schönmalereien des amerikanischen Dichters, der es übrigens ehrlich eingesteht, daß er nicht immer die ganze Wahrheit sage, an vielen Stellen.*) Durch beide Schriftsteller werden wir aber recht lebendig in das Innere Nordamerikas hineinversetzt. Hall führt uns in die Wildnisse, wo eben vor den Augen neue Städte wie durch einen Zauberschlag aus dem Boden aufschießen, läßt uns den Landversteigerungen beiwohnen, zeigt uns das Unwesen des Sklavenhaltens, begleitet uns in das Innere der erblühenden Manufacturen, schildert die Handelsthätigkeit zu Wasser und zu Lande, die Land- und Seemacht, die schnellanwachsende Bevölkerung, die vermehrte Verbindung durch Straßen und Kanäle, die Eifersucht zwischen dem Süd und dem Nord des Freistaates und die Parteiungen überhaupt, die Constitution, den Congreß, die gefahrdrohende Art der Präsidentenwahl, den Zustand der Gesellschaft, der Sittlichkeit, der Literatur, der Religion, der Justizverwaltung, und führt uns auch ein bei den Damen.

Wir theilen, da diese Schrift wol bald viele Leser finden wird, nur einige wenige Bruchstücke mit. Wie man die Wildniß angreift und bezwingt, schildert H. S. 143—146. „Ein Bezirk, der verkauft und urbar gemacht werden soll, wird in Quadrattheile, jeden von einer (engl.) Quadratmeile vermessen, und diese Theile werden durch Pfähle und Merkmale an den Bäumen bezeichnet. Darnach werden die Quadratmeilentheile durch ein Netzwerk wieder in kleinere Theile, je zu 640 Ackern, zerschnitten. Alle Umstände, von welchen der Werth der Grundstücke abhängt, werden genau ermittelt und aufgezeichnet. Sodann beginnt der Handel zwischen den Käufern und den Staatsbeamten. Ein Zehntheil des Kaufgeldes wird sogleich gezahlt; wer das Ganze auf der Stelle erlegt, erhält auch sofort den Kaufbrief. Nun geht es an ein Niederhauen oder Niederbrennen der Waldbäume, an Beschaffung der Baustoffe u. s. w. Gefällt dem Ansiedler nachmals der Kauf nicht, oder ist er zu faul, so schnürt er sein Bündel und zieht ohne Umstände weiter. Gar Mancher beginnt in diesem Lande sein Glück nur mit einem freudigen Herzen und einer guten Axt. Damit greift er die Wildniß unverzagt an, gewinnt für das erste Jahr die nöthigen Lebensmittel, erweitert im folgenden seine Wirthschaft, heirathet, zeugt Söhne und Töchter, kauft mehr Kühe, Pferde und Schweine an, schreitet immer vorwärts. Die Söhne wachsen heran. Er kauft mit der Zeit frischeres und ergiebigeres Land und verkauft, was er bereits urbar gemacht hatte, und so geht es immer vorwärts. Die Schar breitschulteriger Söhne wandert aus nach Westen, um neue Wälder niederzuhauen und dieselbe Bahn, welche der Vater durchschritt, nun ebenfalls zu durchschreiten". Wie die Landwirthschaften ersprießen, so auch die Städte. „Man sollte glauben", sagt Hall, „es sei eben aus Neuyork ein Kasten voll neuer Häuser auf einem Dampfboote angelangt und über eine Strecke halb urbar gemachten Landes ausgestreut. Wir kamen zu 3 oder 4 Männern, die im dichten Walde eine künftige Straße der neuen Stadt auflichteten; denn vermessen und verkauft war schon Alles. Die niedergeworfenen, beschlagenen Bäume wurden geschwind in Breter und Balken verwandelt, und nicht 24 Stunden gingen hin, so war die Fichte, die noch eben in den Lüften gerauscht hatte, in den Giebel eines Wirthshauses verwandelt, das sich an der Ecke einer Straße erhob, welche den Tag vorher nur erst auf dem Papier gestanden hatte". „Man hatte", erzählt er an einer andern Stelle seiner interessanten Schrift, „dem Stamme der Creeks kurz zuvor einen bedeutenden Bezirk zwischen 2 großen Flüssen abgekauft, und derselbe war schon, jedes Loos zu 200 Ackern, versteigert. Jetzt ging es an den Bau einer neuen Stadt, wozu die Regierung sich 5 (engl.) □Mei-

*) Vgl. über Cooper Nr. 11 u. 187 d. Bl. f. 1829. D. Red.

len vorbehalten hatte. 3—4000 Wanderer hatten sich schon eingefunden, um Bauplätze zu erstehen. Eine lange Linie war durch den Eichwald gehauen. Es sollte die Hauptstraße werden. Als wir die Mitte derselben erreicht hatten, stand unser Führer plötzlich still, blickte wie ein begeisterter Seher um sich und rief aus: „Hier stehen wir in der Mitte der herrlichen Stadt!" Auch die übrigen, die Hauptstraße durchkreuzenden Straßen waren schon durch Pfähle bezeichnet. Während wir unter den rauschenden Eichen hinwanderten, trafen wir hier und da auf provisorische Hütten und Häuser aus Bretern, Baumrinde oder Balken; auch traten schon 3 Hotels hervor, deren Aushängeschilde vorläufig aber nur an nahe Bäume genagelt waren. Da der Verkauf der Plätze noch nicht stattgefunden, so waren die provisorischen Häuser auf eine solche Art zusammengefügt, daß nöthigenfalls sie auch nach einem andern beliebigen Platze versetzt werden konnten. Einige 60 Häuser waren von Zimmerleuten auf Speculation verfertigt, lagen aber noch als Balken am Boden und warteten auf Käufer. Ein seltsamer Anblick im düstern, brausenden Walde! Dazu das Getöse, Gekrach und Gekreisch der Sägen, Aexte, Hämmer, Amboße, und die Menge Kaleschen, Frachtwagen, Karren und Fuhrwerke aller Art. Bäckereien und Kaufläden in vollem Gange. Auch Advokaten hatten schon ihre Schilder ausgehängt". *)

Man sieht leicht ein, daß die Kämpfe mit der Wildniß und die über selbige erfochtenen Siege die Kräfte der Amerikaner stählen und in hohen Schwung setzen müssen. Man lernt entbehren, ist furchtlos, entschlossen, ausdauernd und schickt sich in die Umstände. Auch zeigen sich diese Eigenschaften überall — auch im Buchhandel. **)

1812 zählte Nordamerika 7 eben nicht große Fregatten, jetzo 27 bedeutende Kriegsschiffe. — Das stehende Heer ist nur 6000 M. stark, die Landwehr aber 1,150,000 M., denen es aber freilich an Einübung fehlt. Eine Mill. (engl.) □M. sind wirklich bewohnt. In vielen Gegenden kommen aber nur 11 Menschen auf die (engl.) □M. Eine zweite Mill. liegt noch zur Disposition. Die Bevölkerung ist auf 11 Mill. gestiegen, worunter aber beinahe 2 Mill. Sklaven. Syrakus, am neuen Eriekanal, bestand 1820 aus 3 Häusern, zählt jetzo 1500 Einwohner, prangt mit 2 großen Kirchen, einer Menge reicher Handelshäuser, großen Hotels, Buchdruckereien u. s. w. Rochester, am Ontariosee, hatte 1815 nur 331 Einwohner, jetzo 8000. Der älteste, daselbst wirklich geborene Einwohner ist 17 Jahr alt. Die Bürger bestehen aus Amerikanern, Deutschen, Engländern, Norwegern, Schweizern. Die Wasserverbindungen durch Kanäle sind dergestalt fortgeschritten, daß zwischen Neuyork und Neuorleans schon lebhafter Verkehr stattfindet. 6.

Der Venetianer. Historisch-romantisches Gemälde, von Karl Herloßsohn. 3 Bände. Leipzig, Taubert. 1829. 8. 4 Thlr.

Wir haben von einigen Arbeiten des Verfs. dieses „Venetianers" das Unglaubliche gelesen. Er scheint viele und gute Freunde an einigen kritischen Geschmacksquellen Deutschlands zu haben, die über jede seiner Leistungen das Gebührliche und das Ungebührliche zu sagen nicht ermangeln. Nach diesen gibt es und gab es keinen größern Romandichter als ihn, der alle Bedingnisse zu dieser Dichtungsart im allerausgezeichnetsten Grade besitzt. Ein solches Urtheil schien verdächtig, und wir nahmen dies Buch zur Hand, in der Absicht, zuzusehen, wie viel davon wahr sei. Der Verf. besitzt Phantasie; aber was ist Phantasie in unserer überphantastischen Zeit? Macht es den Ruhm eines Autors, hundert abenteuerliche Wechselfälle, einige Dutzend von unverhofften Rettungsscenen, Schicksale auf Schicksale und Gefahren auf Gefahren wunderlich zu häufen, so ist Hr. H. ein großer Dichter; allein der Verf. des „Rinaldo Rinaldini" war dann doch noch ein größerer. Doch nein, — diejenige Phantasie, welche blos dergleichen gebiert, ist längst bei uns in Miscredit verfallen. Wir wollen Charakterzeichnung, Seelenmalerei, äußere und innere Sittenschilderung; eine gehaltene, tiefbegründete, wohlmotivirte Handlung, und nebenbei so viel reine Menschlichkeit, oder so viel Historie, als der Autor uns zu geben für gut findet. Von alle Diesem ist in dieser Arbeit wenig oder nichts zu bemerken; nur der Leser, welcher Abenteuer, Blut- und Brandscenen, Rettungen, Schlachten und Gift sucht, findet hier seine Rechnung. So eröffnet sich die Scene, und so schließt sie. Antonio flieht aus Venedig; ein verrätherischer Gondolier steht im Begriff, den Wehrlosen seinen Verfolgern auszuliefern. „Ich habe die Pest", ruft er und ist gerettet. Weiterhin platzt das Pulvermagazin im Arsenal, Venedig bebt, das Kloster der Augustinerinnen brennt, Antonio Quirini rettet die Marina Contarini aus den Flammen, und die Bekanntschaft des liebenden Paares ist gemacht. Manfrone Brugnoli ist sein Verfolger. Sturm folgt auf Sturm, Ungewitter auf Ungewitter, bis Antonio fliehen muß. Nun kommt der Kampf um Famagosta; die ganze Türkei rückt gegen uns an. Es ist ein Metzeln, Schlachten und Siegen ohne Ende. Der Romandichter wird zum Chronikenschreiber, er liefert bis zu den Artikeln der Capitulation Alles und Jedes. Welch ein Beweis für seinen Geschmack! Bisweilen fällt er in eine Sprache wie folgt: „Es geschah aber, daß die Türken neuerdings Excesse verübten u. s. w."

Was soll ein solches Gemisch von Trivialität mit phantastischen Aufschwüngen? Wo bleiben hier die höhern Bedingungen des geschichtlichen Romans? Doch wir folgen dem Plan der Erzählung nicht weiter; zuletzt, nachdem alle mögliche Kämpfe und auch die Bluthochzeit noch an uns vorübergezogen ist, wird Alles wieder ruhig, und die poetische Justiz hält Sitzung.

Der Verf. tödtet sich selbst durch Uebermaß. Kein Moment der Ruhe, der Selbstbeschauung in allen 3 Bänden. Von der ersten bis zur letzten Seite ist er in Extase. Kann dies halten, kann dies wirken? Die Sprache ist beständig übertrieben oder trivial; von Maß, Zurückhaltung, Schönheit in der Form keine Spur; alle Reden überstürzen sich, und indem der Erzähler ohne Unterlaß nach Effect hascht, verliert er den, den er haben könnte. Im Ausdruck wie im Gedanken ist es immer das Aeußerste, was er wählt. Blickt Einer gen Himmel, so „starrt er", nach ihm, „auf in die Flammenschrift des Himmels"; bricht der Morgen an, „so hat der Tag ausgeschlafen"; die Jugend ist „das Frühlingsherz der Natur", und ein Pater will aus jedem Blutstropfen einen Becher Gift machen und mit jedem solchen Becher 1000 Ketzer vergeben. Warum nicht eine Million! Kurz, Alles ist Uebertreibung ohne Maß, oder Trivialität ohne Geschmack, und „Ruhe, Hr. Autor!" möchten wir dem Verf. ohne Aufhören zurufen.

Nach alle Diesem sehen unsere Leser wol ein, daß dieser Autor dem Ruhme Walter Scott's keine Gefahr droht, so sehr er sich auch peinigt, genau und local zu sein, wie der große Allbekannte es ist. Zu einem Werke wie „Ivanhoe" oder „Kenilworth" fehlt ihm Alles und Jedes; ja, er wird selbst nicht einmal einen „Jesuiten" oder einen „Juden" ins Leben zu rufen je vermögend werden, wenn er nicht völlig von dem Wege umkehrt, den er bis jetzt eingeschlagen hat. 40.

---

*) Vgl. eine Schilderung, die wir in Nr. 288 u. Beil. Nr. 80 d. Bl. f. 1829 mittheilten. D. Red.

**) Vgl. Nr. 4 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 14. — 14. Januar 1830.

Thomas Morus ꝛc., von G. Th. Rudhart.

(Beschluß aus Nr. 13.)

Was Thomas Morus im königlichen Dienst geworden, erfährt der Leser, der es noch nicht weiß, erst im 3. Abschnitt, welcher des Sir Thomas Steigen in der königlichen Gunst bis zur Resignation schildert. Niemand hatte sich länger gegen den königlichen Dienst gesträubt als unser Thomas, wohl fühlend, daß er nicht für den Hof, der Hof nicht für ihn passe. Heinrich VIII. war einer der schönsten Männer seiner Zeit, mit wahrhaft königlichem Aeußern, höchst gelehrt erzogen, volksbeliebt durch die Hinrichtung verhaßter Räthe, freigebig, ja verschwenderisch. Aber weder die eigne Gelehrsamkeit noch seine gelehrten Umgebungen konnten auf sein schon sehr frühzeitig vom Gift der Schmeichelei verdorbenes Gemüth einen sittlichen Einfluß haben. Eitelkeit, Glaube an eigne Unfehlbarkeit im Felde der Wissenschaften wie der Politik, der reiche vorgefundene Schatz seines Vaters, die übertriebene Meinung von der Königswürde, der gegenüber es nur Demuth und Unterwürfigkeit gab, eine furchtbare Willensstärke, Wollust und die damit so eng zusammenhängende Grausamkeit entstellten diesen mit so großen Talenten, unter so glücklichen Auspicien seine Regierung beginnenden Fürsten endlich bis zum vollendeten bluttriefenden Tyrannen, der selbst wiederum das Parlament zu einem Haufen verworfener Sklaven, verächtlicher Werkzeuge in der Hand des grimmigen Zuchtmeisters aller Engländer machte.

Sir Thomas fand als königlicher Rath bald Gelegenheit, auch den Wissenschaften einen wesentlichen Dienst zu leisten, wie denn nicht blos seine Kenntniß der Geschäfte, sondern auch seine Gelehrsamkeit und literarischen Verdienste ihn bei dem König in Ansehen und an den Hof gebracht hatten. Es hatte sich bei dem niedern Klerus Englands eine Stimmung gegen die Gelehrsamkeit und besonders gegen die griechische Sprache gebildet, sodaß Alle, die sie trieben, als Ketzer gescholten wurden. Der Mehrzahl der oxforder Studenten hatte sich aus begreiflichen Gründen dieser Haß gegen die griechische Sprache mitgetheilt, und um ihn recht an den Tag zu legen, nannten sie sich Trojaner, ihren Vorstand Priamus. Morus setzte nun den König davon in Kenntniß, der sogleich befahl, daß die Studenten der griechischen Literatur sich zu befleißen (befleißigen) hätten.

Dieser Abschnitt läßt uns auch wieder einen Blick in die häuslichen Angelegenheiten des Helden des Buches thun, und wir finden ihn hier als Pädagog auf einer eigenthümlichen aber glücklich durchgeführten Ansicht, nämlich auch die Töchter gelehrt zu erziehen, eine Klippe, an welcher jetzt glücklicherweise so häufig gescheitert wird, daß man kaum den Leuchtthurm trauriger Erfahrungen mehr leuchten zu lassen braucht. Bei Morus' Töchtern schlug indeß dies Experiment weit besser an. Seine Ansicht war folgende: Zwei Dinge seien der weiblichen Tugend im hohen Grade gefährlich: Müßiggang und Tändeleien, vor beiden bewahre die Liebe zur Wissenschaft; diese sei vorzugsweise und mehr noch als Handarbeiten geeignet, die Reinheit der Sitten zu erhalten, weil einmal durch sie der Müßiggang entfernt wird, und sodann die trefflichsten Lehren für das Leben, welche den Geist zur Tugend hinziehen und entflammen, aus ihr geschöpft werden können. Einfalt dagegen und Unwissenheit haben manches Mädchen um ihre Keuschheit gebracht, ehe es auch nur wußte, wodurch sein Theuerstes gefährdet sei. Und warum sollten sich Ehemänner vor einer unterrichteten Frau fürchten, gleichsam als vor einer weniger folgsamen Person, so lange sie von ihren Gattinnen nicht Dinge begehren, die von ehrbaren Weibern nimmer gefodert werden dürfen? Ist doch nichts störriger als Unwissenheit? „Sollte meinen Töchtern", so äußerte Morus seinem Freund Erasmus, „das Unvermeidliche zustoßen, so will ich sie lieber wohlunterrichtet sterben sehen als unwissend". Es geht daraus hervor, daß man damals noch keinen Unterschied zwischen unterrichteten und gelehrten Frauenzimmern kannte; Morus' Töchter, die so gelehrte lateinische Briefe schrieben, daß Erasmus voller Verwunderung seinem Freunde Budbäus dies meldete, scheinen wirklich nichts von ihrer Natürlichkeit und Herzensgüte verloren zu haben, und besonders die älteste, verheirathete Roper, die ihren Vater noch auf seinem Todeswege sah, muß eine seltene Frau gewesen sein. Morus selbst war, trotz seines Vaters Warnung: „das Weiberwählen gleiche einem Griff in einen Sack

voll Schlangen, unter denen sich nur Ein Aal befinde", 2 Mal vermählt, und mit der zweiten Gattin auszukommen, mag ihm mit aller seiner Klugheit und Harmlosigkeit nicht leicht gewesen sein. Vielleicht hat der lustige Rath Patison, den Morus hielt, das Seinige zum Hausfrieden beitragen müssen.

Seine ungeheuchelte Frömmigkeit war sein Talisman. Noch als Lordkanzler von England pflegte er in seiner Privatkapelle zu Chelsea dem Priester beim Meßopfer im Chorhemd zu ministriren, oder bei Processionen in seiner Pfarrei das Kreuz vorzutragen. Dem Katholicismus blieb er nachher aus Ueberzeugung treu, erkannte des Königs Machtvollkommenheit zu eignen Reformationen (bloße Reaction gegen den Papst, der ihn von der Aragonesin nicht scheiden wollte) nicht an. Hier kommt nun der Punkt, wo man dem Herrn Verfasser seine Confession anmerkt. Es möchte schwer sein, zu erweisen, daß (S. 250) die neue Lehre Luther's aus einem Schulstreite zwischen Augustinern und Dominicanern entstanden sei. Ja, wir stoßen noch auf manche andere Aeußerungen, über welche aber wir um so weniger mit dem Verf. rechten wollen, weil sie so hingestellt sind, daß man sie eher für Thomas' als für Rudhart's Ansicht nehmen möchte. Uebrigens erfahren wir, daß der König doch den größten Antheil an der gewöhnlich dem Eduard Lee („der giftige Bube Leus", wie Luther ihn nennt) zugeschriebenen Schrift: „De VII sacramentis", gehabt habe. Auch Morus schrieb nachher gegen Luther, doch unter fremdem Namen.

Ueber die unselige Ehescheidungssache, welcher Morus durchaus nicht seine Beistimmung als Lordkanzler (seit Okt. 1529) geben wollte (der spätern Gemahlinnen wußte sich Heinrich bekanntlich ganz anders zu entledigen), kam es endlich zwischen dem Könige und ihm zum Bruche, und Anna Boleyn (sprich Buln) wird als eine gewandte, schlaue und ehrgeizige Person geschildert, die am französischen Hofe mit den unheilvollen Künsten weiblicher Intrigue bekannt geworden war. Ein geschmeidiger Wolsey zu sein, fühlte sich Thomas zu edel; am 16. Mai 1532 gab er das große Siegel wieder ab, und bald darauf begann jenes schmachvolle Verfolgungssystem gegen Morus, welches der Inhalt des 4. und letzten Buches ist.

Sehr launig machte er (S. 348) seiner ehrgeizigen Frau die freiwillige Resignation bekannt, die ihn wegen der nun verlorenen 400 Pf. Gehalt ausschalt und fragte: ob er nun etwa Gänschen in der Asche braten wolle? Sein übriges Einkommen (er hatte über dem Staat nie an sich gedacht) war kaum 100 Pf., und er traf ganz heiter und gelassen die möglichsten Einschränkungen. Aber für sich selbst sollte er bald wenig mehr brauchen. Als er den Successionseid nicht unbedingt beschwören wollte, wurde er in den Tower gesetzt und nach einem wenngleich nicht formlosen, doch widerrechtlichen Prozeß, und nach einer rührenden Scheidescene von seiner trefflichen ältesten Tochter, am 6. Juli 1535 geköpft. Der König hatte das erste Urtheil gemildert, demzufolge er auf einer Schleife bis nach Tyburn gezogen, daselbst bis zum Halbtod gehangen, alsdann, noch lebend, herabgenommen, seine Schamtheile abgeschnitten, der Unterleib aufgerissen, die Eingeweide verbrannt, seine 4 Viertheile auf den Thoren der Altstadt, der Kopf auf der Londonbrücke ausgesetzt werden sollte (S. 410).

Eine ungemein reiche Literatur der Quellen und Hülfsmittel macht den Beschluß dieses fleißigen, in einem ernsten, würdigen, darum vielleicht nicht blühenden Styl geschriebenen Werkes, das auch für den Engländer (der wol Biographien dieses Mannes, aber keineswegs eine solche hat, wie fast nur deutscher Fleiß und Geist sie zu Stande bringen konnte) nicht ohne Interesse bleiben kann, der unserer Sprache mächtig genug ist. Zugleich wird er sich über die wahrhaft schöne Ausstattung des Buches an Papier und Druck freuen, welche dem Geschmack und dem keine Kosten scheuenden Sinn des Verlegers alle Ehre machen. Möge der Hr. Verf. auf dieser Bahn fortgehen; wir wollen ihn nie ungelesen lassen!

41.

Oeffentlicher Unterricht in Frankreich.

Von jeher konnte wol mit Recht darüber geklagt werden, daß über den äußern Entwickelungen und Begebenheiten der Völker ihre innere geistige Entwickelung von dem gewöhnlichen Beobachter fast ganz übersehen wird. Dies gilt denn auch in sehr hohem Grade von dem heutigen Frankreich, dessen geistiges Streben und Entwickelung in Deutschland viel zu wenig bekannt und gewürdigt ist, da doch gerade eine der hervorstechendsten Seiten dieses Strebens die edle Anerkennung, das eifrige Studium fremder und namentlich deutscher Geistesbildung ist. Es ist in der That traurig und unbegreiflich, wie so viele Menschen, die auf Bildung überhaupt und insbesondere auf Bekanntschaft mit Frankreich und französischer Literatur Anspruch machen, auch gar keine Ahnung von den Veränderungen haben, die in den letzten 20 und noch mehr in den letzten 10 Jahren in der Richtung und dem Charakter der Geistesbildung unserer Nachbarn vorgegangen sind. Nur aus dieser Unwissenheit lassen sich die ewig wiederholten Gemeinsprüche über französische Oberflächlichkeit, Leichtsinn und Eitelkeit u. s. w. erklären, die wahrlich, wenn sie aus der Flut von elenden Tageblättern, Almanachen und Romanen hervorklingen, die unsern alten Geistesruhm zu verschlingen drohen, sehr übel angebracht sind. Zum Theil läßt sich diese Unwissenheit vielleicht entschuldigen durch die sonderbaren Gegensätze, die in Frankreich hervortreten, und dadurch, daß das künftige Element einer ganz eigenthümlichen, bisher in Frankreich unerhörten Geistesbildung, das wir in mancher Hinsicht mit Stolz ein wesentlich deutsches nennen können, bis jetzt noch keine glänzende oder einflußreiche äußere Stellung und Gestaltung erhalten hat. Eine ausführlichere Charakteristik dieser neuen Schule — wir brauchen das Wort im umfassendsten, löblichsten Sinne — möchte vielleicht später in diesen Blättern ihren Platz finden; hier ist unsere Absicht nur, zu zeigen, wie das geistige Streben der neuern Generation in Frankreich durch das bestehende ausschließliche Lehrmonopol der Universität von Paris und ihrer Verzweigungen gehemmt wird, indem dieses Monopol eine Waffe in den Händen der entgegengesetztesten Parteien wird, die jede, wenn zur Gewalt gelangt, zu handhaben hofft und deshalb, oft im Widerspruch mit ihren eignen Grund-

sätzen, ihren Fortbestand vertheidigt. Wir entlehnen das Wesentliche der folgenden Angaben aus dem „Globe“, einem Blatte, das als das wichtigste Organ der neuen Schule und der nachrevolutionnairen Generation angesehen werden kann und leider bei uns viel zu wenig bekannt ist. Es hat um so mehr ein Recht, diese Misbräuche zu rügen, da es von jeher, und oft zum großen Skandal der alten Liberalen, Denk- und Lehrfreiheit für alle Parteien, sogar für die Jesuiten verlangt hat. Die einzige Anstalt für die Bildung von Lehrern in den höhern Classen, welche Frankreich besaß, die sogenannte Ecole normale, ward 1822 von dem damaligen Minister Corbière aufgehoben und zugleich ihre ehemaligen Schüler, die einzigen Lehrer in Frankreich, die nach einem wirklich wissenschaftlichen System gebildet waren, größtentheils ihrer Stellen beraubt und auf andere Art verfolgt. Dasselbe Schicksal traf eine große Zahl tüchtiger junger Leute, deren Bildungsgang noch unabhängiger gewesen war, die mit um so größerm Eifer an der Wiedergeburt freier wissenschaftlicher Entwickelung in Frankreich arbeiteten. Die Universität wurde der Geistlichkeit überlassen; *nicht etwa um sie durch einen echtkatholischen Geist zu beleben, von dem wenigstens der Ernst einer aufrichtigen starken Ueberzeugung, einer edeln Aufopferung, wenn auch für eine verlorene Sache, hätte erwartet werden können*, sondern um den ganzen öffentlichen Unterricht von oben herab durch Gleichgültigkeit, Servilität, Unordnung und Unwissenheit zu zerstören. Die Normalschule war die Grundlage der Universität, und diese mußte jener unvermeidlich in ihrem Untergange folgen. Um jedoch den Schein zu retten, sollten, auf Veranlassung des schlauen Abbé Nicolle, der seinen bedeutenden Einfluß seit seiner Rückkehr nach Frankreich mit dem Herzog v. Richelieu dazu anwandte, die Grundsätze des öffentlichen Unterrichts, wie sie in Rußland sehr passend sein mögen, auch in Frankreich einzuführen — sogenannte écoles normales partielles errichtet werden, die nicht nur durch ihre Vereinzelung und die geringe Zahl der Schüler unnütz, sondern dadurch, daß sie der unmittelbaren Aufsicht von Geistlichen übergeben waren, zu Werkzeugen und Pflanzschulen des Jesuitismus werden mußten. Allein, auch diese Anstalten traten nur theilweise ins Leben, und von 1822—26 fehlte es Frankreich ganz an irgend einer Anstalt, aus der man die entstehenden zahlreichen Lücken im Lehramte hätte ausfüllen können. Diese Stellen wurden durch sogenannte concours pour l'aggrégation besetzt, wodurch sie ganz in den Händen der damals herrschenden Partei blieben, da politische Grundsätze dabei fast allein in Betracht gezogen wurden. Herr Fraissinous folgte Herrn Corbière im Ministerium. Früher Gönner der Ecole normale, Anhänger des kaiserlichen Systems unter Herrn de Fontanes, außerdem politischer Priester, mit mehr Ehrgeiz und Egoismus als Eifer, Halbjesuite, gewohnt, in allen Verhältnissen einen schlauen Mittelweg zu gehen, zu jener Zeit aber besonders von der Sorge getrieben, daß ihn die ultramontanische Partei zu schnell und wider seinen Willen weiter fortreißen möge, als es die Vorsicht anrieth, beschloß er die Ecole normale durch eine sogenannte Ecole préparatoire zu ersetzen, gewissermaßen ein Seitenstück zu seiner Maison des hautes études ecclésiastiques, worin er die Sorbonne wiederherstellen wollte. Diese Ecole préparatoire war ein Zwitterwesen, mit dem er zugleich die Feinde und die Freunde des Universitätswesens zu gewinnen hoffte. Für das rechte Centrum und die unabhängigern Pairs war es die Ecole normale, von ihrem Namen und einigen unangenehmen Erinnerungen und verdächtigen Personen aus der Kaiserzeit gereinigt. Für die Geistlichkeit war es ein Laienseminarium, eine Pflanzschule derselben Lehren, die in den theologischen Schulen durch die Jesuiten verbreitet wurden. Eigentlich war es aber gar nichts. Dem ersten Plane nach sollten die 3 Zweige der Wissenschaften, die die Franzosen durch die Benennungen les sciences, les lettres und la philosophie bezeichnen, ganz getrennt und die Zöglinge ausschließlich auf den einen oder andern Zweig angewiesen werden. Ebenso sollte denn auch jede der 3 Hauptschulen (Collèges), Louis le grand, Henri IV und Stanislas ausschließlich einem der 3 Zweige gewidmet sein. Das Lächerliche und der Zweck einer solchen Trennung fiel indessen wahrscheinlich zu sehr in die Augen; der Plan wurde aufgegeben und die Ecole préparatoire kam wenigstens ohne diesen Radicalfehler zu Stande. Dennoch aber blieben die sciences: Physik, Chemie, Geometrie, Naturgeschichte u. s. w. fast gänzlich vernachlässigt; in den lettres traten an die Stelle des geordneten Lehrplans der alten Ecole normale, welcher alte und neue Literatur, Philologie und höhere Grammatik, Geschichte und Philosophie in mehren Stufen und Abtheilungen umfaßte, ein griechischer, ein lateinischer und ein historischer Cursus, neben welchen der Philosophie nur mit Mühe eine sehr untergeordnete Stelle eingeräumt wurde. Die Lehrer der Philosophie durften nur ausschließlich aus der Geistlichkeit gezogen werden und waren auf das elende lateinische Handbuch beschränkt, was unter dem Titel der „Philosophie de Lyon“ bekannt und in den geistlichen Seminaren benutzt wird. Das einzige Heilsame bei dieser neuen Organisation war die Ernennung zweier Studiencommissionen, eine für die sciences, die andere für die lettres, in denen einige Männer von Verdienst, wie Thénard, Ampère und Letronne, einen Platz fanden. Aus Sparsamkeit wurden auch einige Lehrer von der Ecole normale, die man ihre Pensionen nicht umsonst verzehren lassen wollte, wieder angestellt, sowie einige nicht unverdienstliche jüngere Männer; und so war immer zu hoffen, daß jährlich wenigstens einige tüchtige Philologen aus dieser Anstalt hervorgehen, daß sie jährlich ein Halbdutzend brauchbare Lehrer der Mathematik liefern würde. So vegetirte diese ärmliche Anstalt, deren Existenz fast unbekannt war, bis zu der Zeit, da Hr. v. Vatismenil ins Ministerium trat.

Dieser Minister betrat seine Laufbahn mit ehrenvollen Plänen der Erweiterung und Umschaffung des Unterrichtswesens, die aber theils durch den allgemeinen Charakter von Furchtsamkeit und Halbheit dieses Ministeriums, theils durch ziemlich kleinliche Intriguen in der Ausführung sehr beschränkt wurden. Statt in der einmal bestehenden Anstalt die Verbesserungen einzuführen, deren sie sehr fähig war, legte er theils aus Eitelkeit, theils um die öffentliche Meinung zu gewinnen, zu viel Gewicht auf die Wiederherstellung des Namens der Ecole normale und versäumte über einer solchen Aeußerlichkeit das Wesentliche, da der Einfluß der theokratischen Partei immer noch stark genug war, um die Ausführung in allen Einzelnheiten zu beschränken, und da es in dem System oder der Systemlosigkeit des damaligen Ministeriums lag, eine solche freisinnige Maßregel auch gleich durch tausend Schwächen gegen diese Partei abzubüßen. Außerdem stand Vatismenil viel zu sehr unter dem Einfluß einer gewissen philosophisch-wissenschaftlichen Clique, die sich mit geringen Modificationen von den vorrevolutionnairen Philosophen herschreibt und, durch die Condillac'sche Schule verstärkt, durch oft kleinliche Intriguen den Platz in der wissenschaftlichen Bildung Frankreichs zu behaupten sucht, aus dem sie durch das freiere, tiefere, ernstere Streben einer spätern Generation immer mehr verdrängt wird. Man flößte ihm Mistrauen ein gegen diese philosophische Schule der neuesten Zeit, kühn aber aufrichtig, ohne heuchlerischen Rückhalt, aber auch ohne irreligiöse Anmaßung und Intoleranz, ist sie gleich verhaßt der unwissenden Geistlichkeit, oder der Partei, die auf Unwissenheit ihre Herrschaft gründen will, und der anmaßenden, ungläubigen Schule des verflossenen Jahrhunderts. Sie wird zu gleicher Zeit den Frömmlingen und Höflingen als dem Glauben verderblich, und den einseitigen, mistrauischen Liberalen als der Freiheit gefährlich geschildert. Von allen Seiten in den ultramontanischen und in den libe-

ralen Journalen, in den Schriften und Journalen, die neuerdings als Verfechter der Condillac'schen Philosophie, des physiologischen Materialismus Broussais' und Anderer auftraten, sind Beleidigungen, Persönlichkeiten, Verleumdungen auf die neue Schule gehäuft worden. Besonders warf man ihr vor, sich frech zu allen Lehrstellen zu drängen, alle Gunstbezeigungen eines liberal seinsollenden Ministers auf sich zu ziehen. Was sind die Thatsachen? Nach 18jähriger Dienstzeit, den heftigsten Verfolgungen, erhielt Hr. Cousin seine Stelle wieder, die er durch einen europäischen Ruf ehrt, und das nicht einmal als Titularprofessor, sondern als bloßer Adjunct. Nach 14jährigem Dienst und unverdienter Zurücksetzung erhielten auch die verdienten Gelehrten Damiron und Jouffroi eine Anstellung an der höhern Lehranstalt. Dies sind die unerhörten Gnadenbezeigungen, die man so gehässig hervorhebt und deutet, während doch anerkannt fast alle einigermaßen bedeutende Stellen seit 30 Jahren mit Männern besetzt werden, von denen viele, außer der einseitigsten und nicht immer ehrenvollsten Anhänglichkeit an die geistigen und materiellen Gewalten des Tages, wenig Ansprüche aufweisen konnten. Wie Dem aber auch sei, die neue Schule hat ihre Gegner nie von dieser so schwachen Seite angegriffen, sie hat die wissenschaftlichen Leistungen derselben, wo sie es irgend verdienten, mit Freuden anerkannt und gerade durch den Ernst und die Gründlichkeit ihrer Widerlegung und Untersuchung geehrt.

Der, bei dessen gänzlicher Charakterlosigkeit, allerdings unvermeidliche, ja wünschenswerthe Sturz des Ministeriums, von dem Hr. Vatismenil ein Glied war, hat, wie sich leicht denken läßt, die Hoffnung auf ein freisinnigeres oder doch wenigstens consequenteres, den Bedürfnissen des Volkes entsprechenderes System des öffentlichen Unterrichts wiederum in weite Ferne verschoben. Die Anordnung, oder auch nur die Idee einer Commission zur Prüfung der philosophischen Vorlesungen eines Cousin, der literarisch-historischen eines Villemain, welche den Anfang des Wirkungskreises des Polignac'schen Ministeriums bezeichnet, lehrte zur Genüge, welche Ansichten und Interessen jetzt die Gewalt erlangt haben. Zwar ist zu hoffen, daß in diesen wie in andern Zweigen der Verwaltung die so allgemein und so kräftig ausgesprochne Stimme der mit Recht unerbittlich mistrauischen öffentlichen Meinung die Ausführung manches unheilvollen Planes verhindern wird, aber dennoch, welche traurige Aussichten für den öffentlichen Unterricht in Frankreich, wo es nun schon seit beinah 7 Jahren an einer auch nur einigermaßen den Umständen und Bedürfnissen entsprechenden Pflanzschule tüchtiger Lehrer fehlt! Eine gute Folge könnte jedoch aus dem gegenwärtigen Zustand der Dinge hervorgehen, die nämlich: daß wie manche andere noch sehr zweifelhafte Fragen des verfassungsmäßigen Rechtes, so auch die der Lehrfreiheit als ein Industriezweig behandelt, ohne Weiteres zur praktischen Entscheidung gebracht, und durch einen Ausspruch der Gerichtshöfe erlangt werde, was man so lange vergeblich von der Regierung, der Gesetzgebung erwartete. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Vertheidiger des gegenwärtigen Ministeriums Alles hervorsuchen und herausstreichen, was das auf ihm lastende Mistrauen vermindern könnte, und so hat man denn auch Hrn. v. Montbel, so lange er Minister des öffentlichen Unterrichts war, als einen Regenerator der Wissenschaften darstellen wollen, weil er an der Ecole normale 2 neue Lehrstellen gegründet hat, eine für Philosophie und eine für allgemeine Grammatik. Allein, diese beiden Stellen waren schon von Hrn. Vatismenil beschlossen, hatten auch schon früher an der Anstalt bestanden, und dann sind Lehrstellen nur Waffen, die der Wissenschaft und Geistesfreiheit ebenso viel schaden als nutzen können, je nachdem sie von dieser oder jener Hand geführt werden. Hr. Saphary, dem die philosophische Professur übergeben worden, ist nun aber ein ganz unbedeutender junger Mann, den nur Gunst und Ergebenheit für die Machthaber und Winke der herrschenden Partei empfehlen konnten. Hrn. Bournot d. J. würden seine unbezweifelten Verdienste schwerlich die andere Stelle verschafft haben ohne die bekannte politische Servilität seiner Familie. 21.

A letter to Lord Robert Seymour, with a report of the number of lunatics and idiots in England and Wales. By Sir *Andrew Halliday*, M. D. London, 1829.

Der thätige, unermüdliche, menschenfreundliche Verf. dieser kleinen Schrift hat sich um die unglücklichen Verstandeslosen in Schottland und Irland höchst verdient gemacht, indem durch ihn nicht allein ihre Behandlung auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gebracht, sondern auch der Zustand, die Einrichtung besser, und die Anzahl der Anstalten zur Aufnahme Geisteskranker vergrößert worden ist. Jetzt hat er nun seine Aufmerksamkeit auf England selbst gerichtet, und jeder Menschenfreund wird dem edeln Manne gewiß von Herzen frischen Muth und glücklichen Sieg über die vielen ihm entgegenstehenden Hindernisse und Schwierigkeiten wünschen; England bedarf vor allen andern Ländern einer genauen Untersuchung des Zustandes und einer Umgestaltung der Behandlung und Pflege der Wahn-, Blödsinnigen u. s. w., zumal da die Anzahl derselben dort auf eine schreckenerregende Weise zunimmt. In den letzten 20 Jahren hat sie sich verdreifacht: 1810 kam auf 3000 der Gesammtbevölkerung ein Geisteskranker, jetzt gibt es unter jedem Tausend einen, der Das entbehren muß, was den Menschen erst zum Menschen macht.

Nach den Beobachtungen Sir Halliday's kommt im Ganzen in den 38 Grafschaften Englands 1 Geisteskranker auf 1052 Seelen, in den 12 Grafschaften von Wales 1 auf 800!

Von den 38 Grafschaften Englands beschäftigen sich 16 vorzugsweise mit Ackerbau, und in ihnen ist unter 850 Personen 1 Geisteskranker; 8 betreiben Ackerbau und Fabrikwesen zugleich und haben unter 1026 einen Geisteskranken; 11 beschäftigen sich nur mit Fabrikarbeit, und ein Geisteskranker kommt erst auf 1380; die 3 letzten, welche Bergbau treiben, zählen unter 900 einen Geisteskranken. Daraus geht hervor, daß Seelenstörungen unter Denen, welche die größte Körperkraft und gewöhnlich die beste Gesundheit genießen, unter den Ackerbauenden, am häufigsten sind.

In 6 Küstengrafschaften kommt 1 Geisteskranker auf 1000 Seelen; in 6 Binnengrafschaften einer auf 1165. Von den 13,710 Unglücklichen in England und Wales, deren Verstand zerrüttet ist, befinden sich nicht mehr als 6000 in öffentlichen Versorgungsanstalten. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1830.

Bekenntnisse aus dem Leben der heiligen Theresia von Jesu, Stifterin der Barfüßer-Carmeliterinnen. Von ihr selbst geschrieben. Ins Deutsche übertragen. *Frankfurt a. M.*, Andreä. 1827. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Was Mosheim und Spalding über Werth und Gültigkeit frommer Gefühle, über die unvermeidlichen Nachtheile, denen eine Ueberspannung derselben erliegt, mit ebenso viel Gerechtigkeit als Milde, auf Geschichte, Erfahrung und Naturgesetze gestützt, in Werken dargelegt haben, die Niemand ungelesen lassen sollte, dem daran liegt, mit Worten Begriffe zu verbinden, hat sich Ref. in Allem bestätigt, was ihm von dieser Art jemals vorgekommen. Von Denen, die Empfindungen heucheln und Wahrnehmungen lügen, muß billigerweise gar nicht die Rede sein: die sind ihrer eignen Partei ein Greuel, und werden in der Regel schneller von ihr durchschaut als von Fremden. Aber auch Menschen reines Herzens, heiliger Gesinnung und ausgezeichneten Verstandes können, so weit Ref. sie zu beobachten vermochte, den Regungen einer überschwenglichen Begeisterung, den bunten, täuschenden Gebilden der Einbildungskraft, die alle Grenzen menschlicher Erkenntniß überschreitet, nicht lange nachhängen, ohne von dem sauersüßen Dufte ihrer Blumen mehr oder weniger betäubt und schwindlich zu werden. Eine solche Gemüthsstimmung ist indessen wahrscheinlich so alt als das Menschengeschlecht, und wird schwerlich früher aussterben. Sie ist nicht an christliche, sie ist in ihrer Allgemeinheit an keine Religion gebunden. Wir finden sie in Hindostan, in Tibet, in Sina, in dem überbildeten Alexandrien wie in der Wüste von Thebais, in den Klöstern aller Himmelsstriche und in den Wigwams der Wilden. Die Philosophie hat am wenigsten Recht, sich der Enthaltsamkeit zu rühmen, denn es gab von jeher Philosophen, die nur darum die Volksgottheiten entthronten, um sich selbst anzubeten. Namen, Formen, Zufälligkeiten wechseln, das Wesen bleibt. Aber für heilbringende Aufklärung, für fruchtbare Warnung wird nichts gewonnen, wenn man eine Erscheinung, die immer wiederkehrt, mit schwarzen, gehässigen Farben, in einer Gestalt schildert, die dem Unbefangenen, Unwissenden vielleicht nie begegnet. Gerade deswegen lief die junge Maus der altäsopischen Fabel einer gefälligen, spielenden Katze in den Fang, weil ihre Mutter sie gelehrt hatte, an jener ein häßliches, abschreckendes Ungeheuer zu erwarten. Es ist nicht blos gerecht und billig, es ist sogar klug, die schöne Seite Dessen, was Unzuträglichkeiten ausgesetzt ist, die dem gesunden Verstande einleuchten müssen, keineswegs abzuleugnen, sondern mit offenen Sinnen ins Auge zu fassen und zu beherzigen. Für diesen Zweck kann nicht leicht ein Buch geeigneter sein als die Bekenntnisse Theresiens. Sie ist die Sevigné unter den Heiligen. Sie verhehlt nichts und hat nicht Ursache, etwas zu verhehlen. Ihre Bekenntnisse sind wirklich die einer reinen, arglosen, aller Ziererei entfremdeten Seele, die Jedermann für besser hält als sich. Sie schrieb sie auf Befehl ihres Beichtvaters, des Dominicaners Garzia von Toledo, der ihr ausdrücklich untersagen mußte, sich nicht zu sehr herabzusetzen. Sie war ungelehrt, sie verstand nur ihre Muttersprache, sie weicht von den Ansichten ihrer Kirche nirgends ab; aber wie alle bessere Mystiker die Menschen mit der Gottheit versöhnen, nicht unter einander entzweien wollen, läßt sie sich auf Erörterung streitiger oder vielseitiger Schulspitzfindigkeiten gar nicht ein, sondern berichtet die innern Fortschritte ihrer frommen Empfindungen, die Hindernisse, welche sie dabei zu bekämpfen gehabt, und zu welcher Höhe sie dadurch gelangt ist. Sich selbst immer klar, weiß sie sich Andern so klar zu machen, daß ihre Gewissensräthe darüber erstaunten, und Robert Arnauld d'Andilly — welch ein Name in den Jahrbüchern von Portroyal! — noch einige Jahre vor der päpstlichen Heiligsprechung bewogen war, ihre Werke ins Französische zu übersetzen, die, dadurch allgemein bekannt, häufig aufgelegt wurden, und schon am Ende des 17. Jahrhunderts in lateinischen, italienischen, polnischen, niederländischen und deutschen Uebertragungen erschienen. Die vorzüglichsten Freunde der geheimen Gottesgelahrtheit wurden die ihrigen, und Fénélon selbst nahm Stellen aus ihren Werken unter seine Vorschriften der Heiligen auf. Das ist um so mehr zu bewundern, da sie nur aus Gehorsam gegen ihre Obern Schriftstellerin ward, unter vielen Unterbrechungen, Sorgen und Geschäften der ihr aufgedrun-

genen Leitung frommer Stiftungen, und in Augenblicken, die sie der Handarbeit abmüßigen konnte. Ref. erlaubt sich, das Leben Theresiens mit ungeweihten, aber gewiß unfeindlichen Blicken zu begleiten. Sie ward am 28. März 1515 zu Avila in Castilien von angesehenen, wohlhabenden und frommen Aeltern geboren, und verlor ihre Mutter, die das 33. Jahr nicht überlebte und doch 9 Söhne und 3 Töchter hinterließ, schon in ihrem 12. Jahre. Bereits als Kind vom Trieb zur Heiligung beseelt, spielte sie immer die Klosterfrau, und beredete einen ihrer Brüder, mit ihr in das Land der Mauren zu pilgern, um dort die Blutzeugenkrone zu erwerben; aber sie wurden zurückgeführt und sorgsamer gehütet. Ebenso wenig gelang ihr die Erbauung einer Einsiedlerhütte im älterlichen Garten. Nach dem Tode ihrer Mutter ward sie dem Kloster der Augustinerinnen in Avila zur Erziehung übergeben, wo man ihr die Ritter- und Heldengeschichten wegnahm, ihrer Mutter Lieblingsleserei und die ihrige. Das ließ sie sich, sie ließ sich jede Einschränkung gefallen und hing keiner irdischen Leidenschaft nach; nur der Liebe zum Putz, besonders der Pflege ihrer schönen Hände, konnte sie Anfangs nicht entsagen. Doch begehrte sie den Klosterstand, ergriff ihn nach zurückgelegtem 18. Jahre, gegen das strenge Verbot ihres Vaters, bei den Carmeliterinnen der Menschwerdung, lebte dort strenger nach ihrem Wunsch und kehrte sogar das Haus; aber diese veränderte Lebensweise und Nahrung schwächte ihre Gesundheit und führte ein Uebel des Herzens, mit Erbrechen begleitet, herbei, das sie bis zu Ende ihres Lebens nicht verließ. Ihre geistliche Ausbildung ging nach und nach, langsam, aber sicher, durch die 4 bekannten Stufen des Gebets, von dem des Herzens zu dem der Ruhe und Sammlung, weiter zum Gebet der Vereinigung mit Gott, und endlich zum Gebet der Verzückung, deren Wirkungen sie deutlich beschreibt, und ihre Beichtväter, Weltgeistliche, Dominicaner, Jesuiten und Franciscaner erbaut. Diese Eintracht sonst in ewigen Kriegen befangener geistlicher Mächte, von der sich sogar der erwähnte Jansenist nicht ausschließt, ist ohne Zweifel das unbegreiflichste und unleugbarste unter allen Wundern Theresiens. Uebrigens muß man ihren Gewissensräthen und Seelsorgern einräumen, daß sie nichts thaten, um sie aus diesem selbstgewählten Wege der Heiligung zu bestärken, daß sie vielmehr ihre Schritte mit Mistrauen beobachteten, und daß besonders die Dominicaner sie oft mit einer Härte behandelten, die ihre Ruhe, ihren Verstand und selbst ihr Leben in Gefahr setzen konnten. Ungleich milder und schonender verfuhren die nicht leichtgläubigern Jesuiten nach ihrer bekannten Weise — nec premunt imbecillitates hominum, nec alunt — und dagegen blieb Theresia freilich nicht undankbar, denn sie erblickte Scharen von ihnen im Himmel, mit weißen Fahnen in ihren Händen. Zwei Mal sah sie, als Priester dieses Ordens das Nachtmahl empfingen, über ihren Häuptern einen Thronhimmel von großer Schönheit; über andere Menschen, in der nämlichen Handlung, sah sie ihn nicht. Tonangeber unsers Tages das Widerspiel! Des Menschen Sinn ist aller Dinge Maßstab.

Eine ihrer frühesten Bekehrungen war die eines Weltgeistlichen, ihres Beichtvaters, der viel auf sie hielt, seit 7 Jahren mit einer andern Frau in sträflicher Verbindung lebte, eine Schaumünze am Halse trug, welche ihm diese verehrt hatte, und von seiner Leidenschaft genas, als Theresia ihn beredete, sich von dieser Schaumünze zu trennen. Theresia hält nichts auf Zauberei und will auch hier nicht daran glauben. Ganz recht; aller Zauberanstrich verschwindet, sobald der Vorgang nach der Zeitfolge geordnet wird. Als 7 Jahre des Genusses die Leidenschaft des Geistlichen abgekühlt, als seine Gewissensbisse sie überwältigt hatten, und was diese nicht vermocht, vielleicht eine zartere Empfindung, ließ er sich überreden, auch die Schaumünze abzulegen. Theresia wählte den heiligen Joseph zu ihrem himmlischen Fürsprecher und hält ihn, der Familienverbindung wegen, in der er zu seinem göttlichen Pflegesohn und der Mutter desselben steht, für den wirksamsten unter allen Heiligen, der ihr auch ihren hülfreichsten irdischen Vertreter, den heiligen Franciscaner Pedro von Alcantara, Generalcommissar seiner Provinz, zugewiesen habe. Selbst ihre übrigen verklärten Gönner, die heilige Magdalena und Clara, Augustin und der König David, thaten nicht so viel für sie. Alle Erscheinungen sah sie blos mit den Augen der Seele, die höchsten sah sie gar nicht, sondern fühlte sie nur. Von 28 Jahren innerer Gebetsübungen vergingen 18, ehe sie sich überzeugen konnte, daß irdische Güter keine wirklichen Güter wären. Man hatte ihr nämlich endlich eingepredigt, darin bestehe die Vollkommenheit des Christen, daß er Niemand liebe als Gott allein; daß er die Menschen nur um Gottes willen liebe, und daß ihm daher ein Mensch nicht mehr gelten müsse als der andere. Da sie jedoch eine unvergleichliche Krankenverpflegerin war und auf Befehl ihrer Obern diesen Dienst oft verrichtete, so fühlte sie bei der Pflege ihres Vaters oder ihrer Geschwister, daß diese ihrem Herzen immer näher blieben als die übrigen Sterblichen, und bittet die Gottheit deshalb um Verzeihung. Nur deren unendliche Barmherzigkeit vermag vielleicht Denen zu verzeihen, welche ihr unmittelbares Werk bei Theresien verleumden, welche ihre schüchterne Demuth bereden durften, sie bedürfe Verzeihung für ihren treuen Gehorsam gegen die ersten und heiligsten Eingebungen der Natur. Die Süßigkeiten des Gebets glichen für sie der Wonne der Seligen, aber sie hielt Wissenschaft, worauf sie keinen Anspruch macht, für eine ausgezeichnete Hülfe auf dem Wege des geistlichen Lebens und spricht überall mit Bewunderung von ihr. Im Ruhgebet verharrt die Seele in Ruhe, gleich Maria Magdalena; im Vereinigungsgebet verbindet sie Martha mit Maria, und führt zugleich ein thätiges und beschauliches Leben. Im Gebet der Verzückung ist sie es nicht mehr, die da lebt, sondern der Herr lebt in ihr, und weil sie nicht zu be-

greifen fähig ist, was sie vernimmt, so vernimmt sie Alles auf unerklärbare Weise. Die ersten Worte, die Theresia auf diese Art von dem Herrn vernahm, waren: „Diene du mir und kümmere dich um alles Uebrige nicht!" Ueberhaupt spricht für ihren natürlichen Verstand und ehrliche Gottergebenheit, daß sie nie von dem Herrn etwas zu vernehmen glaubte, was dem schlichten Menschensinn anstößig scheinen müßte. Immer befahl er ihr Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten, selbst wenn diese etwas untersagten, was er ihr erlaubt oder gar eingegeben hatte; dann aber lenkte er den Sinn der Obern, daß sie ihr Verbot zurücknahmen. Nur so viel vermochte Keiner über sie, wiewol Dieser und Jener es versuchte, daß er sie von der Betrachtung der heiligen Menschheit Christi abwendig gemacht hätte. „So lange wir leben und Menschen bleiben", entgegnet Theresia, „ist Alles daran gelegen, daß wir unsern Herrn nicht nur als Gott, sondern auch in seiner Menschheit vor Augen haben. Da wir keine Engel, sondern von sterblichem Leibe umkleidet sind, müssen wir uns auch nicht selbst zu Engeln machen wollen". In der That sind alle schönere Erscheinungen der Heiligen, sogar der geistigen Anschauung abgeschnitten, wenn der Einbildungskraft untersagt ist, sie als höchstverklärte Menschen darzustellen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Familie von Karlsberg, oder die Tugendlehre. Anschaulich dargestellt in einer Familiengeschichte. Ein Buch für den Geist und das Herz der Jugend beiderlei Geschlechts. Von Jakob Glatz. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bände. Mit dem Bildniß des Verfassers und einem Kupfer. Leipzig, Brockhaus. 1829. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wer sich als ascetischer und Jugendschriftsteller so rühmlich bekanntgemacht hat wie Hr. Glatz, bedarf, wenn er mit einer neuen Schrift vor das Publicum tritt, keiner besondern Empfehlung. Wie ihm sein Kaiser mehrmals das größte Wohlwollen zugesichert, die evangelischen Gemeinden seines jetzigen Vaterlandes ihn für seine Dienste zu ihrem Besten geehrt, die Andächtigen oft für seine Erbauungsschriften gedankt haben: so begrüßt ihn auch gewiß jedes Mal freundlich die jüngere Welt mit ihren Lehrern und Aeltern, wann er Lehren echter Weisheit und Tugend durch seine für die Erziehung und Bildung des jugendlichen Geistes und Herzens bestimmten Werke zu verbreiten sucht. Seine Schriften von gleicher Tendenz: „Waldemars Vermächtniß an seinen Sohn;" „Julius von Klarenau"; „Rosaliens Vermächtniß an ihre Tochter Amanda"; „Alwina, oder das Glück eines tugendhaften Herzens und Wandels"; „Minona"; „Iduna"; „Theona"; „Sittenlehre für jüngere Mädchen"; „Aureliens Stunden der Andacht", haben insgesammt mehre Auflagen erhalten und sind fast alle in fremde Sprachen übersetzt worden; auch „Die Familie von Karlsberg", welche der Verleger durch schönen Druck auf feines Papier und 2 Kupfer gebührend ausgestattet hat, wird noch mehr als diese 2 Auflagen erleben. Daß die Moral, welche hier mitgetheilt wird, weder stoisch, noch epikureisch, weder unnatürlich streng, noch klüglich und lax eudämonistisch sei, wird man schon voraussetzen; sie ist christlich, bringt streng auf das Gute aus Achtung für Pflicht und Recht, verwirft alle Falschheit, Nothlüge und, womit sich sonst der feine Politicus zu helfen sucht; gestattet aber weise Umsicht und Zurückhaltung; verspricht nicht für jede rechtliche, schuldige Pflichterfüllung das Zuckerbrot des Lobes und des Geldgewinns, sondern weist zuerst auf die Pflicht und dann auf das Glück hin, den innern Richter zum billigenden Zeugen zu haben, ohne darum Das, was dem Guten sonst noch Gutes zufällt, zu verschmähen. Der Hr. v. K. ist Vater von 4 wohlgearteten Kindern; er und der Hauslehrer Milbenburg unterrichten sie theils durch besondere Erörterungen der Pflichten, theils durch anschauliche Belehrungen aus Beispielen und Ereignissen, wohin sie, die Zöglinge, geleitet werden. Es werden allerdings schon Vorkenntnisse vorausgesetzt; daher möchten diese Unterhaltungen für Kinder in den letzten Jahren des Schulunterrichts und auch nach den Jahren der Confirmation am passendsten sein, wenn nicht die Söhne dann schon zu sehr als Stutzer einherschreiten und die lieben Töchter die Köpfe und Strickbeutel voll von Taschenbüchern, Komödienzetteln und dergl. haben. Vorzüglich möchten wir wünschen, daß Vorsteher und Vorsteherinnen von Erziehungsanstalten ihren Gehülfen und Zöglingen solche Schriften mit einer solchen gesunden Geisteskost in die Hände geben und wachen möchten, daß nicht dafür mystische Tractätlein der armen Jugend in die Hände gespielt werden. Arme Söhne und Töchter, die ihr, statt durch kräftige Nahrung stark zu dem Kampfe gegen innere und äußere Feinde zu werden, durch die Furcht vor dem Teufel in Schrecken gejagt werdet, statt jugendlich froh Aug' und Herz zu dem Himmel und Allvater zu erheben, mit euern Lehrern, Gouvernanten stundenlang auf der Erde knien und nach einer Zerknirschung ringen müßt, als wäret ihr im Falle Davids mit der Bathseba: der Genius des Lichts rette eure Vernunft! Und ihr, Vorsteher und Leiter der Jugend, hebt eure Augen auf und seht! Man kann fromm sein ohne Pietismus! 30.

Album perdu. Paris, 1829.

Unter diesem kurzen Titel ist eine kleine Schrift erschienen, die ziemlich viel Interessantes über den Fürsten Talleyrand enthält, aber auch weiter keinen Werth hat. Wir heben hier eine Reihe Anekdoten von diesem interessanten Manne aus, der zu Napoleons Zeit Deutschland theuer genug zu stehen gekommen ist, denn fast alle Cabinete haben in jener Schreckenszeit zur Bereicherung des allmächtigen Ministers beitragen müssen.

Als Talleyrand von seiner ersten Gesandtschaft zurückkehrte, fragte ihn der Kaiser: „Nun, was denkt man von mir an den nordischen Höfen?" „Sire", erwiderte der gewandte Hofmann, „Einige glauben, Sie seien ein Gott; Andere wähnen, Sie seien der Teufel; aber Niemand glaubt, daß Sie ein Mensch sind".

Talleyrand kam aus Italien an, und in seinem Wagen saß ein vornehmer Ausländer. Als dieser eine der schönen Kuppeln von Paris sah, fragte er nach deren Namen. „Es ist das Pantheon", erwiderte T. „Ah, hier begräbt das dankbare Vaterland die großen Männer, welche sich ausgezeichnet und ihm besondere Dienste geleistet oder seinen Ruhm vergrößert haben?" „So ists; einstweilen werden die Senatoren da begraben".

Als Maret, Herzog von Bassano, unter der Kaiserregierung an seiner Stelle zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden war, war ihm T. spinnefeind. Darum sagte er einmal: „Ich kenne auf der ganzen weiten Welt nur Einen Menschen, der noch dümmer ist als Maret". „Und wer ist dies?" „Der Herzog von Bassano".

Als nach dem Rückzuge an der Berezina das unglückselige Bulletin der Kaiserin zugekommen war, ließ sie alle

Großwürdenträger des Reichs zu sich berufen. So war denn auch T. da. Alle zeigten große Niedergeschlagenheit, denn Armee, Pferde, Gepäck, Artillerie — Alles war verloren. In diesem Augenblick wurde der Kaiserin die Ankunft des Herzogs von Bassano gemeldet. Da wendete sich T. ganz trocken zu seinem Nachbar und sagte: „Sehen Sie, wie Alles übertrieben wird, das ganze Material der Armee soll verloren sein, und doch hat sich Maret gerettet".

Als Ludwig XVIII. vor seiner Restauration in St.-Ouen war, sprach er mit T. vom Gehalt der Mitglieder des Senats und meinte, das sei doch nicht allzu theuer. Hierauf las er ihm die constitutionnelle Charte vor, die er den Franzosen zu geben gedenke. Endlich sagte T.: „Wenn ichs frei gestehen darf, Ew. Maj., so finde ich eine Lücke in der Verfassung". „Und welche? Sprechen Sie frei!" „Sire, es ist kein Gehalt für die Mitglieder der Deputirtenkammer bestimmt". „Freilich nicht! denn ihr Geschäft soll gerade darum so ehrenvoll sein, weil sie nichts dafür bezahlt erhalten". „Ja, Sire, unentgeltlich, unentgeltlich ... das wird sehr viel kosten".

Man sprach mit Unwillen von dem Betragen eines Marschalls 1814, und commentirte, was er selbst in seiner Schrift die Initiative des Treubruchs und Abfalls nennt. Darüber äußerte T.: „Ach, aus alle Dem geht nur Eins hervor ... daß seine Uhr zu früh ging. Alle Andern folgten ihm etwas später".

„Warum", sagt er später, „sollten die Bourbons Frankreich nicht retten? Haben doch Gänse das Capitol gerettet".

Ferrand, der berüchtigte Erfinder der krummen und geraden Linie in der Politik, wurde späterhin so schwach, daß er sich nicht mehr allein auf den Beinen halten konnte. Daher ließ er sich von seinem Bedienten in die Sitzungen der Akademie und der Pairskammer führen. Als er einmal so in den Saal des Luxemburg kam, sagte T. zu seinem Nachbar: „Sehen Sie Ferrand an, ist er nicht das Bild der Regierung? Er glaubt zu gehen, man trägt ihn aber".

Gegen das Ende 1815 wandte sich ein vornehmer Herr an den Fürsten, um ein bedeutendes Amt zu erhalten. „Sehr gern", erwiderte T.; „worauf gründen Sie aber Ihre Ansprüche? was haben Sie für die Regierung gethan?" „Nun, Prinz, ich bin mit nach Gent gegangen!" „Nach Gent, sind Sie dessen gewiß?" „Wie so, Ew. Durchlaucht?" „Ja, sehen Sie, sagen Sie mir frei heraus: Sind Sie dahin gegangen, oder sind Sie nur von da zurückgekommen? Ich selbst war in Gent; es waren unserer dort 7—800, und so viel ich weiß, sind 50,000 von da zurückgekehrt".

Cuvier vertheidigte einst in der Pairskammer ein Ministerialproject. Nach der Sitzung faßte ihn T. beim Rockknopf und sagte zu ihm: „Ich wette, daß der erste Naturkundige von Europa nicht weiß, welches die dankbarsten Thiere heißen". „Ew. Durchlaucht wollen wol spaßen". „Nein, nein, es ist mein voller Ernst". „Wahrhaftig, ich weiß nicht ..." „Sie wissen es nicht?" „Nun, so will ich es Ihnen sagen: Die dankbarsten Thiere sind die welschen Hähne (dindons, das bekanntlich im Französischen auch Dummkopf bedeutet); die Jesuiten haben sie ehemals zu uns gebracht, nun bringen sie die Jesuiten nach Frankreich zurück".

Ueber das Streben des heutigen Ministeriums sagte er: „Wie Das doch wunderlich geht! Man will die Revolution vermeiden und thut recht wohl daran. Nehme man sich nur in Acht, daß die Kutsche nicht auf die andere Seite fällt, denn da ist es gewaltig schmuzig".

In einem vornehmen Zirkel alten Adels im Faubourg St.-Germain, bei Frau v. Luynes, wurde ein Langes und ein Breites gestritten, ob die Kaiserzeit dem restaurirten Königthum vorzuziehen sei. Endlich sagte T.: „So viel ist gewiß, in der Kaiserzeit war man sehr zurück, denn man that da nur Wunderdinge (merveilles), jetzt aber thut man Wunder (miracles)". 17.

Literarische Notizen.

Islands gelehrte Gesellschaften.

Im Jahre 1760 ward die erste gelehrte Gesellschaft auf dieser Insel gegründet und die Unsichtbare genannt, weil die Mitglieder ihre Arbeiten anonym erscheinen ließen. Der Einzige, dessen Name bekannt wurde, ist der gelehrte Halfdan Einarson, Director des Lyceums von Holum. Das bedeutendste der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Werke heißt: „Kongsskuggsja" (Speculum regale), gedruckt 1768. Eine Anzahl Isländer, die zu Kopenhagen studirten, gründeten 1779 die Gesellschaft, die unter dem Namen: Hid Islenzka laerdomslista Felag (Isländische Gesellschaft für Wissenschaft und Literatur), bekannt ist. Sie gab ein Werk in 15 starken Bänden heraus: „Rit hins Islenzka laerdomslista Felags", welches über Erziehung und Staatswirthschaft sich verbreitet. Man verdankt die Erscheinung dieses Werks dem Eifer und der Thätigkeit den Herren Trikson und Thodal, den Präsidenten des Vereins. Im Jahr 1792 erreichte sie ihre Endschaft, reformirte sich jedoch 1820 und ward der literarischen Gesellschaft von Island incorporirt. Det Kongelige Islandske Landoplysnings Selskab, oder, Königliche Societät von Island für den allgemeinen Unterricht des Landes, hat während der ersten 10 Jahre ihrer Wirksamkeit viel Gutes gestiftet, indem sie eine nicht unbedeutende Anzahl von Schriften für das Volk und religiöse Abhandlungen herausgab. Im Jahre 1799 belief sich die Anzahl ihrer Mitglieder, die durch freiwillige Beiträge für den Fortbestand derselben sorgten, auf 200. Hid Islenzka biblin Felag, die Isländische Bibelgesellschaft, 1815 gegründet, verdankt ihre Entstehung besonders dem Bischof Geier Vidalin und dem Engländer Henderson. Sie hat 3 Ausgaben der Bibel veranstaltet, die erste 1807, die zweite 1813 und die dritte 1826. Evangeliska Smaretafelag a Nordrlandi, eine Gesellschaft zur Verbreitung evangelischer Tractate in Islands Norden. Det Islanske Litteratur Selskab, Literarische Gesellschaft von Island, von welcher eine Abtheilung in Kopenhagen, die andere auf der Insel sich befindet. Noch müssen wir zweier anderer Institute erwähnen, nämlich erstens der isländischen zu Reikiavik errichteten aus mehr als 4000 Bänden bestehenden Bibliothek, die der König durch Geldunterstützungen und durch Uebersendung von 600 Bänden zu erhalten sucht; zweitens der Bibliothek für die nördlichen und östlichen Aemter Islands, die erst neuerlich gegründet ist.

Im Anfang vorigen Jahres verlor Rußland in der Person des Alexandrowitsch Nabilinsky-Meletzky einen Dichter von eminentem Talent. Sein poetischer Nachlaß besteht in lyrischen Gedichten und in Balladen, welche Wärme, Innigkeit und Leichtigkeit des Ausdrucks athmen und große Kraft mit Einfalt in der Sprache verbinden. Die Poesie war seine Erholung von Amtsgeschäften; er hat deshalb seine Gedichte nicht geordnet und selbst zusammengestellt. Er ward 1751 geboren, trat früh in Militairdienste, focht gegen die Türken 1770 und 1774, begleitete eine Ambassade nach Konstantinopel und trat 1786 aus der Armee. Kaiser Paul machte ihn zum Staatsrath, und im Jahr 1800 ward er Mitglied des Senats.

Das große botanische Werk, im Jahre 1802 von Venus, Palmstruch und Quensel angefangen und von Swartz und Billberg unter dem Titel: „Svensk Botanik", fortgesetzt, ist unter Aufsicht der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm erschienen. Es enthält 648 treffliche Kupfer. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1830.

Bekenntnisse aus dem Leben der heiligen Theresia von Jesu ꝛc.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Im Gebet der Verzückung berührte, nach der Aussage ihrer Mitschwestern, Theresiens Leib zuweilen die Erde nicht mehr, aber sie verbot, davon zu reden, und rief selbst im Schweben: „O Herr, gib nicht zu, daß wegen dieser Gnade eine Sünderin für tugendhaft gelte!" Auch erlangte sie durch inbrünstiges Gebet, daß ihr solche in den letzten 15 Lebensjahren nicht mehr widerfuhr. Die Zeitgenossen neuplatonischer Auserwählten berichten, daß diese an ihren Lieblingsjüngern ähnliche Erhebungen bemerken wollen. Gott sprach zu der Seele Theresiens durch ausgebildete, deutliche Worte, welche diese nicht durch den Sinn des Gehörs, aber noch bestimmter als durch diesen vernahm und sich dessen nicht zu erwehren vermochte. Daß sie von Gott gekommen, erkannte sie daran, weil ihre Weissagungen in Erfüllung gingen, weil Wort und Wirkung Eins waren, weil sie augenblicklich begriff, was ihr sonst räthselhaft geblieben oder woran sie nie gedacht, und weil sie solche nicht wieder vergaß. Der Teufel wollte Das nachmachen, aber es gelang ihm nicht; denn unter den Vorwürfen, womit er sie überhäufte, und deren Wahrheit ihre Demuth nicht verkannte, fand sich doch viel Uebertriebenes; und als er sie zuletzt bereden wollte, alle Uebel, alle unselige Irrthümer, welche die Welt ansteckten, wären ihrer Sünden Schuld, lachte sie ihn geradezu aus und fürchtete sich weit mehr vor Denen, die den Teufel zu sehr fürchten, als vor dem Teufel selbst, woran sie weislich that. Uebrigens erschien ihr dieser höllische Geist bald als Kröte, bald als häßlicher, flammenspeiender Mohrenzwerg, den das Kreuz nur auf Augenblicke, das Weihwasser auf lange Zeit verscheuchte, vielleicht weil das Kreuz die Einbildungskraft des Gebrauchenden anfeuert, die Berührung des Wassers sie abkühlt. Theresiens Gesellschafterinnen, die den Teufel nicht sahen, verspürten doch, so oft sie hörten, er habe sich entfernt, einen schwefelartigen Geruch, den Theresia nicht bemerkte. Satan scheint Wirthschaftlichkeit mit seinen Gaben gelernt und für überflüssig gehalten zu haben, mehr als einen Sinn zugleich zu beleidigen. Einmal ward Theresiens Geist in die Hölle versetzt, aber für die hat ihre sanfte Phantasie keine hervorstechenden Züge. Sie sah nur, daß ein langer, dunkler Gang dahin führte, einem niedrigen Backofen ähnlich, über einen stinkenden, sumpfigen, morastigen Boden voll giftiger Schlangen. Am Ende der Straße waren Mauervertiefungen, in welche die Seelen gepreßt wurden und dort von unauslöschlichem Feuer litten. Bekannte entdeckte ihr liebevoller Sinn nicht darunter; und waren Ketzer dabei, wie zu vermuthen ist, so hatte sie die von jeher gemieden und gefürchtet, aber herzlich bedauert und für ihre Bekehrung gebetet, ohne zu fragen, was an ihnen zu bekehren sei. Darüber geht ihre Unwissenheit so weit, daß sie sogar von dem Herrn, der sie sonst nie irreführt und geistliche Gemälde als Anregungsmittel der Frömmigkeit gegen ihre Gewissenszweifel in Schutz nimmt, verstanden haben will, die Lutheraner hätten dergleichen aus ihren Kirchen verbannt. Die scheinen ihr so fremd geblieben zu sein als ihrer jungen Landsmännin, der ein Zeitgenosse Theresiens ein unübertreffliches Kinderliedchen in den Mund legt, worin sie sich, unter allen Herrlichkeiten, die ihr großer Bruder aus Deutschland für sie mitbringt, auf nichts so sehr freut als auf ein klimperkleines Lutheranerchen an einer Kette (un muchacho Luteranico con una cadena)!" Am Tage der Himmelfahrt Mariens erschien diese in jugendlicher Schönheit, in Begleitung des heiligen Joseph, reinigte Theresien von allen Sünden, bekleidete sie mit einem glänzendweißen Gewande, hing ihr eine goldene Kette und ein Demantkreuz von unschätzbarem Werth um den Hals und entschwebte, von Engeln umgeben, zum Himmel. Von dem Herrn sah Theresia zuerst seine unaussprechlich schönen Hände, Tage nachher sein göttliches Antlitz, endlich seine ganze Gestalt im Glanze der Auferstehung. Nie hätte ihre Phantasie ein so herrliches Gebilde hervorzubringen vermocht! Der Herr verwandelte das Kreuz ihres Rosenkranzes in 4 Edelsteine, kostbarer als Demanten; sie sah es von dem Augenblick an immer so, aber freilich sie allein! Die Hochheiligen schenken gern und viel, nur werden unheilige Augen nie gewürdigt, diese Geschenke wahrzunehmen. Drei Mal erblickte Theresia, in ihrer höchsten Entzückung, Jesus, ruhend im Schoß des

ewigen Vaters. Während des Nachtmahls öffnete sich ihr der Himmel, sie sah einen Thron, und über ihm einen andern, auf welchem sie die Gottheit zwar nicht schaute, aber durch innere Gewißheit als gegenwärtig erkannte. Vier Thiere, unter denen sie sich die Evangelisten dachte, trugen den Thron; Scharen unübertrefflich schöner Engel umgaben ihn. Diese Verzückung schien ihr kurz; am Schlage der Uhr erkannte sie, sie habe 2 Stunden gedauert. Einmal that sie einen tiefen Blick in das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit, aber sie spricht ihn nicht aus und, thut wohl daran. Eine weiße Taube erschien ihr von ungewöhnlicher Größe, die statt der Federn mit etwas Glänzendem bekleidet war, das kleinen Muschelschalen glich, und vernahm deutlich das Rauschen ihrer Fittige. Eine klare Anschauung erhielt sie von der Art, wie der Herr in allen Dingen zugegen ist und alle Dinge in ihm sind. Ihr schien die Gottheit ein hellglänzender Edelstein von wunderbarer Schönheit, ein reiner, überirdischer Spiegel, größer als das ganze Weltgebäude, in dem sich Alles abbildet, der alle Dinge in sich faßt und umschließt, folglich auch die Sünden als abscheuliche Flecken in unverhüllter Klarheit hervortreten läßt. Einmal erschien ihr ein Engel, mehr klein als groß, von wundervoller Jugendschöne und so sanftglühendem Antlitz, daß er einer der ersten Rangordnungen zugehören mußte, die ganz Feuer und Liebe sind, welche man Seraphim nennt. In der Hand trug er einen goldenen Wurfspieß, dessen Spitze in eine kleine Flamme ausging, von welcher berührt, Theresia einen Schmerz empfand, als würde ihr Herz durchbohrt, und einige Laute der Klage ausstieß; aber die Pein war so süß, daß sie ihre Beendigung nicht zu wünschen vermochte. Der hartnäckigste Ungläubige muß gestehen, daß dieser christliche Engel an Gestalt, Waffen, Benehmen und Wirken hinter keinem heidnischen Amorino zurückbleibt. Einst, als sie das Nachtmahl empfing, erblickte sie 2 böse Geister in scheußlicher Gestalt, die mit ihren Hörnern die Gurgel des Messelesenden umschlossen, indeß Christus, in Herrlichkeit leuchtend, auf seinen Händen schwebte; daraus folgerte sie nach einem bündigen Vernunftschlusse, der Priester habe sich einer schweren Sünde schuldig gemacht. Bei dem Begräbniß eines Unbußfertigen erblickte sie Teufel, die sich dessen Leichnam als Spielball zuwarfen und mit Haken einander entrissen. Weit häufiger waren Lichterscheinungen solcher Seelen, für die sie gebetet; doch befanden sich nur 3 unter ihnen, die nicht einige Zeit im Fegefeuer zubringen müssen. Ihr Gebet, um das sie häufig angegangen ward, schlug sie Keinem ab; waren aber die Dinge, um die sie bitten mußte, nicht wahrhaft gut und heilsam, so konnte sie nur mit schwachem Eifer beten; stimmten sie mit Gottes Willen überein, so ward ihr Gebet viel zudringlicher. Als sie Gott um Schutz für seine Kirche flehte, ward ihr kundgethan, ein Orden, den sie nicht nennt, solle ihr in den letzten Zeiten große Dienste leisten. Ein Ordensstifter, dessen Orden von seiner Höhe herabgesunken war, offenbarte ihr in wiederholten Gesichten, der werde aufs Neue emporblühen und viele Märtyrer aus ihm hervorgehen. Sie mußte den Herrn fragen, ob sein heiliger Wille sei, daß Jemand die ihm angebotene bischöfliche Würde annehme, und erhielt zur Antwort: „Ist der Fragende völlig überzeugt, die wahre Herrschaft, das wahre Heil bestehe darin, daß man nichts eigenthümlich besitzt, so darf er das Bisthum annehmen". Man sieht, ihre Anschauungen und Offenbarungen enthielten nie etwas, das ihre Kirche zu glauben nicht gestattet oder sogar verpflichtet, und beobachten immer das sittliche und malerische Herkommen. Darin sind die anderer Kirchenlichter und eigentlicher Gelehrten ihnen nicht zu vergleichen, denn z. B. ein angesehener Dominicaner, Pater Präsente, beredete sich auf seinem Sterbelager, der Apostel Thomas stehe neben ihm; und doch ist klar daß unter allen Heiligen der Apostel Thomas der letzte sein wird, sich mit Erscheinen abzugeben, wenn er nicht etwa in jenem Leben ganz anderes Sinnes geworden ist. Theresiens ungeheuchelte Frömmigkeit, welcher nicht blos die Eitelkeit der Welt, sondern auch aller geistliche Prunk und Hochmuth ein Anstoß war, fand die Freiheit und das nachsichtige Leben ihres Klosters ihren ernsten Foderungen nicht angemessen und sehnte sich nach Wiederherstellung der ursprünglichen Strenge, welche Hugo von Santa-Sabina dem Orden vorgeschrieben und Innocenz IV. 1246 bestätigt hatte. Nach vielem Widerspruch von Seiten ihrer Obern, gewann sie endlich, durch Vermittelung des heiligen Pedro von Alcantara, die Zustimmung Pius IV., die Unterstützung ihres Bischofs und die Bestätigung Philipps II. So kam die Sache im Jahr 1562 zu Stande, und man erlaubte ihr und ihren Gesellschafterinnen, ohne das Geringste zu besitzen, blos von Handarbeit und Almosen zu leben. Damit schließen ihre Bekenntnisse. Bei ihrem Tode, am 5. Oktober 1582, hatten sich schon 14 Frauenklöster und sogar einige Mannsklöster der neugeschärften Ordensregel unterworfen. Sie fasteten 8 Monate hindurch, ohne Fleisch zu genießen, und vollzogen auch andere schwere Bußübungen, die indessen Theresiens Gesundheit nicht schwächten, sondern stärkten. Ein Nachtrag von wenigen Blättern, der diese Nachricht und einige spätere Lebensumstände der Heiligen enthält, erzählt (S. 475), eine junge gottselige Edelfrau habe den Schleier von Theresiens Hand begehrt und dabei erklärt, sie wolle ihre Bibel mitbringen. „Ihre Bibel?" habe Theresia geantwortet. „O ich bitte, kommen Sie nicht zu uns! Wir sind arme Mädchen, die nichts wissen als spinnen und in Einfalt thun, was uns geboten wird". Der Erzähler bemerkt nicht, ob der Tonfall dieser Rede auf „Ihre" oder auf „Bibel" gelegt ward. Fast sollte man das Letzte fürchten, denn Theresia berichtet selbst (S. 253 ihrer Bekenntnisse): da sie kein Latein verstehe, so sei ihr sehr nahe gegangen, daß einige in ihre Muttersprache übersetzte Bücher, die sie nicht namhaft macht, verboten worden. Und allerdings war schon 1553 eine spanische Uebersetzung der

Bibel in Ferrara gedruckt, deren Verbot Theresia wol aus Bescheidenheit verschweigen konnte, indem sie ein blos menschliches Buch näher zu bezeichnen schwerlich Anstand genommen haben würde. Noch wahrscheinlicher wird die Sache durch den Zusatz des Nachrichtgebers, die Abgewiesene sei nachher in Schwärmerei verfallen, denn die hat man von jeher, mit Recht und Unrecht, Allen Schuld gegeben, welche die Bibel mit eignen Augen lesen. Philipps vertrautester Diener, Ruy Gomez de Silva, stiftete mit seiner Gemahlin, der Fürstin von Eboli, zu Pastrane ein Barfüßer-Carmeliten-Kloster für Männer und eins für Frauen. In diesem nahm, im ersten Schmerzensgefühl über den Tod ihres Gatten, die Fürstin selbst den Schleier, ward aber der strengen Abgeschiedenheit und der Bußübungen bald überdrüssig, verließ das Kloster und verfolgte die Klosterfrauen, die nach Segovia flüchteten. Von der Zeit an war Theresia durch keine Fürbitte zu bewegen, Personen hohen Standes in ihren Orden aufzunehmen. Sie starb im 68. Lebensjahre, und hatte 27 Jahre im Kloster der Menschwerdung zu Avila, 20 in verschiedenen Ordenshäusern ihrer Stiftung zugebracht. 1621 erklärte Gregor XV. sie für heilig, und im Kirchengebet am Tage aller Heiligen wird ihre Lehre göttlich genannt. Die Inquisition selbst ließ ihre Werke ans Licht treten, und die eigne Handschrift der Heiligen ward in einem prächtigen Schrank des Escurials niedergelegt, dessen Schlüssel Philipp II. bei sich trug. Anziehend wäre es, die Bekenntnisse Philipps über Theresiens Bekenntnisse lesen zu können; aber der verschlossenste aller Menschen, der sein eignes Hemd verbrannt haben würde, wenn es seine Gedanken verrathen dürfen, hat sicherlich keinem Auge und keinem Ohr Alles entdeckt, was darüber in seinem Gemüth vorging, nicht einmal dem seines Beichtvaters. Vermuthen läßt sich jedoch, nicht ohne zureichenden Grund, der eigenmächtige, sich nie widersprechende Alleinherrscher, zu stolz für die Heuchelei, wie für jede Erniedrigung des Geistes, aber nicht unempfänglich für die Reize sinnlicher und geistiger Schönheit, habe nie seiner Annahme und Aufbewahrung gewürdigt, was er verachtet oder für Täuschung gehalten, sondern überzeugt, daß seinem angeborenen Beruf der Obermacht beschauliches Leben und Heiligenwandel nicht gezieme, der Kirche, seiner Schutzbefohlenen und lieben Getreuen, wol gegönnt, innerhalb ihres Kreises Wunder zu wirken und Anschauungen zu genießen, die der guten Polizei keinen Eintrag thäten, sich die Fürbitte der Heiligen gefallen lassen, und in ihren Offenbarungen und Entzückungen eine rechtsgültige Empfehlung mehr erblickt, der Reinheit ihrer Lehren keinen Abbruch thun zu lassen.

So kann man gleichfalls den Eindruck der Werke Theresiens auf Andere berechnen, die sich nicht darüber erklärt haben. Zinzendorf hätte in ihr das Vorbild erkannt, hinter dem er selbst zurückgeblieben, Herder tief und vieldeutig über sie entschieden, Lavater ihr getraut, Stilling sie verstanden, Jean Paul sie verherrlicht und ihr Manches abgelernt, und der Herausgeber der „Wahrnehmungen einer Seherin" verdient, daß ihm eine Prachtausgabe ihrer Bekenntnisse zugeeignet werde. 42.

Aus Italien.

Auch in Italien, unter dem dunkelblauen Himmel des schönen meerumflossenen Landes, scheint die Lust und ihr Spiel nicht mehr recht zu gedeihen. Entweder sind es historische Romane und Novellen, worin gelegentlich mehr als heutzutage auf den Landstraßen gemordet wird, wie in Giamb. Bazzoni's sonst zu empfehlendem „Castello di Trezzo" und in seinem neuesten, durch glückliche Momente sich hervorhebenden „Falco della rupe o la Guerra di Musso" (Mailand, 1829), oder es sind Trauerspiele, mit denen der wälsche Musenberg von oben bis unten bedeckt ist. Lustspiele sind dafür immer seltener. Auf reichlich 5 Tragödien, die außerdem die unsichere Ehre der Aufführung höchstens nur in ihrer Vaterstadt erreichen, kommt kaum noch ein Lustspiel. Die Uebersetzungslust werden tragische Stücke, wie „Agnese Visconti", von G. Fiorio (Mantua, 1829), „Alfred", von M. J. B. Marsuzzi (Rom, 1828), „Johannes der Täufer", von Cor. Barichella (Vicenza, 1829) schwerlich anregen; und, nach glaubwürdigen Zeugnissen, darf man selbst in unsern 7 magern Jahren diese nachbarlichen Besitzthümer nicht beneiden. Wie in Italien das Lustspiel nach und nach ganz in Verfall gerieth, hat ein einsichtiger Beurtheiler im Januarhefte der „Bibl. ital." für 1829 erzählt, und weil so Vieles in diesem Berichte auch nachbarliche Verhältnisse berührt, so sei ihm im Auszuge hier nacherzählt: Die Anfänge der italienischen Komödie tragen die Spuren ihrer Zeit. Bibiena's „Calandria", Machiavelli's „Mandragola", bei aller komischen Kraft, sind Producte eines sittlich verdorbenen Jahrhunderts. Sie mögen selbst in der Zeit, wo sie erschienen, dem geschriebenen Lustspiele bei Strengergesinnten böse Meinung gebracht haben. Aufgeschriebene Lustspiele konnten außerdem darum in Italien nicht recht in Aufnahme kommen, weil sie vorzugsweise den Akademien vorbehalten blieben, wo sie die Unterhaltung der vornehmen, jenseits der Alpen häufig recht langweiligen Leute ausmachten. Das Volk suchte seine Lust in Stücken a soggetto, oder scenarj, wo der gegebene Titel und die gegebenen Personen durch die Eingebungen des Augenblicks dargestellt wurden. Flamminio Scala, gewöhnlich Flavio genannt, dessen Stegreifstücke 1611 von Einem, der es nicht gut mit ihm meinte, in Druck gegeben wurden, galt für den ausgezeichnetsten Anordner solcher scenarj. Das spanische Theater mit seinem Reichthum, an den Fürstenhöfen, die Karl V. in Italien begründet hatte, gleichsam einheimisch, mußte meistens den Stoff zu diesen Darstellungen hergeben, in die man Arlechino und Brighella nur als heimische Charaktere regelmäßig einschob, und noch erquickt sich das Volk, wenigstens im Marionettentheater, an dem steinernen Gast („Il convitato di pietra"), an den „Tre principi di Salerno" und „Arlecchino finto principe", die selbst zu Zeiten über die wirkliche Scene weghüpfen, wo langweilige Häuslichkeiten ihnen sonst den Platz vertreten, als an den letzten Resten jener heimathlichen dramatischen Lustigkeit. Mitten hinein in diese auf die alten Atellanen zurückführende Improvisationen fiel Carlo Goldoni, der dem Geschmacke des Volkes durch seine aufgeschriebenen und gar gedruckten Stücke eine andere Richtung geben wollte. Schwerlich wäre er angehört worden, hätte Arlechino es zuweilen nicht zu arg gemacht. Den Sitten zu Liebe, vergab man ihm das antinationale Unternehmen, dem seine Kraft jedoch durchaus nicht gewachsen war; als aber Chiari und gar Gozzi als Gegner sich zeigten, erschien Goldoni's Bemühen als ein verwegenes. Gozzi hatte außerdem zum Wortführer einen Liebling des Volkes, den unerschöpflichen Spaßmacher Sacchi, der als Arlechino un-

übertroffen war; und gewiß hätte bei dem lebhaften Streite die Sache der Stegreifstücke mit stehenden Masken dem eingelernten Lustspiel noch seinen letzten Grund und Boden abgewonnen, wenn alle Schauspieler Gozzi mit gleichem Talent unterstützt, man den Anstand etwas mehr geschont, und Frankreichs damals überall vorherrschender Einfluß nicht auf die Meinung der Vornehmen gewirkt hätte, die dem Volke ihre gerühmten Vergnügen aufdrängten. Die Reinheit der Sprache und die größere Züchtigkeit der Scherze machte alle Censoren und Bewahrer der öffentlichen Ordnung zu pflichtschuldigen Vertheidigern dieses ausländischen Gutes, und bei dem wenigen Aufwand von Witz, den ein umgearbeitetes französisches Stück kostet, fanden alle Die ihre Rechnung, welche mit möglichst geringer Mühe nach einem literarischen Namen strebten. Französische Waare überschwemmte daher nun die italienischen Breter. Ein Abate Willi machte aus Arnaud's Romanen weinerliche Lustspiele; Degamerra suchte es mit dem Grausigen zu zwingen. In seinen „Schuldvollen Müttern" („Madri colpevoli") wurde vergiftet wie in einer Müllner'schen Tragödie. Ein Funke der alten Flamme leuchtete in Avelloni auf, der vom Theater weg sich zum Dichten wandte. Seine Stücke waren darum des Erfolges gewiß, weil sie stets auf die Mittel eines Schauspielers berechnet waren, an den er gerade seine Handschrift verkaufen wollte oder konnte. Den Käufer im Auge, auf dessen Leib so zu sagen Alles zugeschnitten war, mußte er individualisiren; bei dem Vergegenwärtigen des fremden Talents schien das eigne zu wachsen, und der Mann hätte Großes leisten können, wenn seine äußere Lage günstiger gewesen wäre. Häufig war es der erste Entwurf, den er in die Hand des Käufers legte, und nichts blieb ihm von dieser aufgeschriebenen Improvisation, die kärglich bezahlt ward, während sie als Besitz des Erwerbers reichlichen Zins trug. Für wenige Scudi verkaufte Avelloni so seine „Lucerna d'Epiteto" an einen ersten Komiker, Antonio Goldoni, und der gewann damit Tausende von Zechinen. Iffland's und Kotzebue's Rührstücke („Menschenhaß und Reue"; „Reue versöhnt" — „Riconciliazione fraterna"; „Der Spieler") dämpften aber bald das Aufbrausen der durch Avelloni wiedererweckten alten Lust. Auch Italien konnte sich dem sentimentalen Schnupfen nicht entziehen, der damals über Europa gekommen war. Freilich waren die Stücke, welche einheimische sogenannte Dichter, wie Marchese Albergati Cappacelli, ein Bewunderer Goldoni's, Verf. des „Saggio amico" und der „Convulsioni delle donne", ihren Landsleuten anboten, so langweilig tugendhaft, daß der Ausdruck des Gefühls, der in den deutschen genannten Stücken zu herrschen scheint, doch den Italienern noch vorzüglicher scheinen mußte, besonders in jener Entwickelungsperiode der neuesten Zeit, wo, wie in allen Entwickelungsstadien, die Thränen so leicht zu haben sind. Durch Benutzung des römischen Volksdialektes und mehrer römischen Volkseigenthümlichkeiten hoffte der neuerdings verstorbene Gherardo Derossi das Phlegma des italienischen Lustspiels in Bewegung zu setzen. Aber er traf den Ton nicht, und Roms Eigenthümlichkeit war es nicht, die in der Zeit seines Auftretens in Italien die willkommenste war. Seine berühmtesten Stücke: „La famiglia dell' uomo indolente" (man denke!), der „Cortigiano onesto" und „Le due sorelli rivali" haben sich daher nicht einmal in dieser dürftigen Zeit erhalten. Ein Advokat, Sograsi in Padua, erregte die Aufmerksamkeit durch seinen „Olivo e Pasquale" und die „Convenienze teatrali". Bald verband er sich aber mit Schauspielern, für die zu arbeiten weniger Ehre mehr bringen konnte, weil sie selbst keinen Maßstab für das Bessere hatten, und ihr Geschmack, der Reflex Dessen, was ein ungebildetes Publicum guthieß, wurde seine Regel. „Werter", „Gurli", „Le donne avvocate", „Lauretta Gonzales" wurden zwar oftmals gegeben, aber weder zu der Künstler noch der Kunst Gewinn. In seinen letzten Jahren hatte er sich mit Fabbrichesi, einem Schauspieldirector, verbunden, dessen Gesellschaft sich k. k. nennen durfte. Durch sie ließ er 1810 zu Venedig mit großem Aufwande ein Lustspiel: „Hortensia, oder die Römerinnen" („Ortensia o le Romane"), aufführen, das er mit einer von ihm selbst verfertigten lateinischen Uebersetzung 1811 dem Drucke übergab. Alle Zeitschriften sprachen damals von dieser Erscheinung, die zunächst darum Aufsehen erregte, weil so viele Lustspieldichter kaum einen Casum zu setzen im Stande sind. Gleichzeitig trat ein Bologneser, Cav. Greppi, mit einer Reihe von Stücken auf, in denen immer eine Therese vorkam („Teresa e Claudio", „Teresa vedova", „Teresa e Wilk"), und erweckte günstige Hoffnungen; aber er hat sich dieser Laufbahn entzogen. Weit mehr Erwartungen erregte Camillo Federici, ein Piemontese, der sich bestimmt von Goldoni entfernte. Doch auch er hatte sich dem Impresario Pellandi verschrieben, und allegorische Prunkstücke, bei denen dieser seine Rechnung fand, waren daher fast das Einzige, was von seinen Werken seitdem vor die Augen des Publicums kam. Noch ist das Haus voll, wenn seine „Illusione e verità", sein „Tempo fa giustizia a tutti" gegeben wird; aber voller ist es doch stets bei Burattini, und, wie diese kurze Uebersicht dargethan haben wird, kann man das den Italienern nicht verargen. Wenigstens echtes, obwol gemeines Italienisch hören sie dort, während sie in dem Komödienhause italienisirtes Französisch und häufig Dinge vernehmen, die durchaus jenseits ihres natürlichen und künstlichen Horizontes erst Bedeutung haben.

Das Athenäum zu Brescia gehört zu den thätigsten gelehrten Instituten in und außer Italien. Schon ist die Sammlung seiner gelehrten Arbeiten im Jahre 1828 erschienen („Commentarii dell' Ateneo di Brescia per l'anno accademico 1828", Brescia, 1829), und darin auch die Beantwortung einer Preisfrage, die Kunstfreunden nicht gleichgültig sein kann. Man hatte nämlich aufgegeben, die Bauweise zu bestimmen, welche während der Herrschaft der Longobarden in Italien die gebräuchliche gewesen; auszumitteln, ob diese Bauweise einen eigenthümlichen Ursprung gehabt habe; die Kennzeichen dieser Bauweise bestimmt zu bezeichnen; und endlich die Ueberreste derselben in Italien nachzuweisen. Den Preis gewann der Ritter Giul. Cordero, aus dem Geschlechte der Grafen di S.-Quintino, Aufseher des k. ägyptischen Museums in Turin, durch eine Beantwortung, die jetzt auch einzeln gedruckt ist („Dell' italiana architettura durante la dominazione longobarda", Brescia, 1829, 8.). Darin bestreitet S.-Quintino eine den Longobarden eigenthümliche Bauweise. Es war die entartete römisch-byzantinische, von ihm gewiß nicht glücklich als ein gotico anteriore o antico bezeichnet, da auch die Gothen als Herren Italiens von Dem, was sie vorfanden, nicht abgingen. Die Abänderungen, die in diesem Rundbogenstyl um die Mitte des 12. Jahrhunderts vorgenommen wurden, ist Graf di S.-Quintino den Normannen zuzutheilen geneigt, und in der Liebhaberei für häufigern Schmuck sieht er Einfluß der Araber. Die Kirche S.-Michele maggiore zu Pavia, die Agincourt als eine Probe longobardischer Bauweise aufgeführt hatte, versetzt der Verf. in die letzten Jahrzehnde des 12. Jahrhunderts; dafür erkennt er in S.-Frediano in Lucca, in der Kirche S.-Michele ebendort, in einigen Gebäuden in Brescia, und besonders in dem alten Kloster S.-Pietro di Civate oder Civate, in der Diöces von Mailand, und im palazzo delle torri zu Turin Ueberreste aus der Zeit der in Italien herrschenden Longobarden, die freilich auch nur die früher geäußerte Ansicht — durch von Rumohr's Forschungen jetzt die allgemeine — bestätigen, daß die Fremden der vorgefundenen Entartung sich bequemten, ohne nur irgend bemerkliche oder bemerkenswerthe Veränderungen in ihr vorzunehmen. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1830.

Der Fall des Heidenthums. Von H. G. Tzschirner. Herausgegeben von K. Wilh. Niedner. Erster Band. Leipzig, Barth. 1829. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Der verewigte Tzschirner hat an den neuesten Bewegungen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens mit einflußreicher Stimme Theil genommen. Sein Scharfsinn, seine logische Klarheit, seine historische Umsicht dienten dazu, die Standpunkte, Interessen und Zwecke der verschiedenen Theorien und Parteien deutlich auseinanderzusetzen, und seine treffliche Darstellungsgabe war überaus geeignet, die Aufmerksamkeit und Liebe des Lesers an den behandelten Gegenstand zu fesseln und zeitgemäße Ideen zu verbreiten. Während aber Deutschland diesen rüstigen Kämpfer für Licht und Freiheit im ernsten Berufe begriffen, durch seinen amtlichen Wirkungskreis und durch literarische Thätigkeit in die Entwickelungen der Gegenwart eingreifen sah und mit diesen Anstrengungen seine ganze Zeit und volle Kraft aufgewendet glaubte, hat derselbe in der Stille ein großes geschichtliches Werk vorbereitet und zum größern Theil ausgeführt.

„Wie ist der Uebergang der alten Zeit in die neue Zeit geschehen? Wo ist die alte Zeit hin mit ihren Göttern, Tempeln und Altären, mit ihren Gesetzen und Sitten, mit ihrer Wissenschaft und Kunst und ihrer ganzen eigenthümlichen Bildung? Woher ist der Glaube gekommen, aus welchem fast Alles stammt, wodurch in Lehre und Anbetungsweise, in Denkart und Sitten, in Kunst und Wissenschaft die neue Zeit von der alten sich unterscheidet; wie hat er Eingang gefunden, den Glauben, der vor ihm war, überwunden und sich zum geltenden gemacht? Wie hat das Neue mit dem Alten gekämpft; wie stießen zur Zeit dieses Kampfes die Ideen und die Verhältnisse wider einander; wie hat die neue Ordnung der Dinge sich gegründet und gestaltet; wie ist die ewig denkwürdige Umwandlung der Welt erfolgt, deren Wirkungen heute noch fortdauern in dem Zustande unseres Geschlechtes und sich fortpflanzen werden bis hinab an das Ende der Dinge? Hierauf soll die Erzählung von dem Falle des Heidenthums Antwort geben; denn der Untergang ihres Glaubens und ihrer Anbetungsweise war auch der Untergang der alten Welt selbst, und mit der Pflanzung des Glaubens, welchem die Götter des Alterthums gewichen sind, hat die neue Welt ihren Anfang genommen. — Als Jüngling schon fühlte ich mich durch diese große, unermeßlich folgereiche Begebenheit angezogen, ob ich wol weder ihre ganze Bedeutung zu fassen vermochte, noch im Stande war, die schwere Aufgabe ihrer genügenden Darstellung zu lösen. Was den Jüngling angezogen hatte, fesselte den Mann von Neuem, und seitdem ich sie zu beschreiben beschloß, ist sie 10 Jahre lang der Mittelpunkt meiner wissenschaftlichen Beschäftigungen gewesen. Mit redlichem und unermüdetem Fleiße habe ich, ihre zahlreichen Denkmäler erforschend, gesammelt und geprüft, wohl wissend, daß, wer ein Ganzes darstellen will in einem treuen und lebensvollen Bilde, zuvor die genaue Kenntniß des Einzelnen sich erwerben müsse. Möchte mir es nunmehr auch gelingen, den gefundenen Stoff mit kunstreicher Hand zu ordnen und mit belebendem Hauch zu beseelen, also daß die Todten auferstehen und in lichter Farbe und bestimmter Gestalt aus den Schatten der vergangenen Zeiten hervortreten! Ringen wenigstens will ich nach dem Preise historischer Kunst, ob mir es vielleicht gelingen möchte, die Ehre und das Verdienst Derer zu theilen, von denen die Geschichte aus den engen Schranken der Schule in den weitern Kreis aller Derer eingeführt worden ist, welche, weil sie menschlich Theil nehmen an den menschlichen Dingen, das erneuerte Leben untergegangener Geschlechter schauen und ihre Zeit aus der Vorzeit begreifen wollen".

Mit diesen Worten führt Tzschirner selbst sein Buch ein und bezeichnet die Tendenz, die Grundlage und den Geist desselben. Er überblickt das ganze Gebiet des Heidenthums in seinen vielfachen Verzweigungen und stellt ihm das Christenthum in seinen Anfängen, Fortschritten und Absichten gegenüber. Dies der Inhalt des 1. Buches, dessen 1. Abschnitt von dem Heidenthum und dem Religionszustande der Welt in den Römerzeiten handelt, worauf im 2. Capitel das eigenthümliche Wesen des Christenthums und seine Stellung zur heidnischen Welt bis zum Ende des Zeitalters der Antonine geschildert wird. Das Eigenthümliche des Heidenthums findet der Verf. darin, daß es das Göttliche in die Welt setzte und mit ihr vermischte, in ein Mannichfaltiges zertheilte, das Sichtbare anbeten lehrte, eine materielle Verbindung zwischen der Menschenwelt und der Götterwelt vermittelte, irdischen Segen mehr als himmlische Güter verhieß, und aller Orten ein nationaler Glaube und Gottesdienst war. So findet er auf eine ebenso geistreiche als ungezwungene Weise den innigen Zusammenhang zwischen dem pantheistischen Elemente der heidnischen Religionsansicht, dem Polytheismus, der Idololatrie, der Mantik, dem Priesterthum, den Opfern und Orakeln, den dürftigen Spuren einer Unsterblichkeitslehre und dem mit dem

politischen Leben so eng verwachsenen particularistischen Charakter der alten Religionen. Der Verfall der alten Culte wird aber hauptsächlich aus 2 Ursachen hergeleitet. Die eine liege in der Emancipation der Wissenschaft und Forschung, in der von Griechenland zunächst ausgegangenen Trennung der Philosophie von der Theologie des Priesterthums und der nationalen Götteranbetung. Nicht mindere Stöße erhielt die heidnische Welt durch die Trennung zwischen Priesterthum und Staatsgewalt und durch die in Folge der römischen Weltherrschaft eingetretene Entnationalisirung der alten Culte. Das Christenthum dagegen, indem es einen überweltlichen Gott lehrte und damit die Ideen der Einheit und Unsichtbarkeit des höchsten Wesens verknüpfte, eine spirituelle Verbindung zwischen Gott und Menschen, Verheißung des Himmels und eine universalistische Tendenz geltendmachte, war ebendadurch dem Heidenthum entgegengesetzt, nicht blos von ihm verschieden, und trat als ein Glaube in die Welt herein, welcher bei dem ihm wesentlichen Streben, allgemeine Religion zu werden, mit den geltenden Religionsmeinungen und bestehenden Gottesdiensten in einen Kampf gerathen mußte, der nur entweder mit ihrem Falle oder mit seiner Unterdrückung endigen konnte. (S. 188) Dieser Kampf wird nun im Weitern dargestellt, vorerst die Ansichten der Heiden über Charakter und Tendenz des Christenthums als einer atheistischen Sekte, weil die Christen keine Bilder verehrten, einer immoralischen, weil sie bei ihren Zusammenkünften das Blut ihrer gemordeten Kinder tränken und abscheuliche Laster begingen, und einer dem Staate gefährlichen Gesellschaft, weil sie heimlich zusammenträten, dem Kaiserbilde nicht opfern, den Eid nicht schwören und keine Kriegsdienste thun wollten; dagegen aber auch die Entschuldigungen und Rechtfertigungen der Christen, namentlich der Inhalt der ersten apologetischen Schriften und die Angriffe der Christen auf die heidnischen Philosopheme, Mythologien und Culte.

Den unentschiedenen Kampf beider Parteien vom Ende des Antoninischen Zeitalters bis auf die Diocletianische Verfolgung, und die gegenseitige Annäherung der Heiden und der Christen aneinander beschreibt das 2. Buch. Das Christenthum fand gegen das Ende des 2. Jahrhunderts unter den Heiden schon eine veränderte Stimmung. Die in Lucian vollendete Götterverachtung einer Epikureischen Weltansicht verlor sich, und es entstand mit dem gläubigen Bedürfniß der Zeit zugleich, als dessen Hauptfactor, der Neuplatonismus, der mit seinen mystischen Philosophemen die alte Religion und den ganzen Hellenismus zu retten und die Verbreitung des Christenthums zu hemmen suchte, aber mit allen seinen Bemühungen, das Christenthum abzuwehren, einerseits selbst christliche, oder doch dem Christlichen verwandte Elemente in sich aufnahm, andererseits die gebildetern Christen veranlaßte, in hellenistischer Form die Offenbarungen Christi darzustellen und mit Platonischen Ideen das christliche Dogma zu verschwistern, wodurch namentlich den höhern Ständen der Uebergang zum christlichen Glauben erleichtert wurde.

Bis hierher hat Tzschirner sein Werk vollständig ausgearbeitet. Die nachfolgenden 2 Bücher sollten bis auf Justinian herabgehen. Das 3. war bestimmt, die unter der Diocletianischen Verfolgung herbeigeführte Entscheidung des langen Kampfes und den Sieg des Christenthums unter Konstantin und dessen Söhnen zu beschreiben, welcher, obwol Julian vergebens ihn zu wenden sucht, doch die völlige Umwandlung der heidnischen Welt in eine christliche noch nicht zur Folge hat. Das 4. Buch endlich sollte den endlichen Untergang des Heidenthums bis zum spurlosen Verschwinden seiner letzten Reste erzählen und die nahen wie die fernen Folgen dieser Umwandlung der Welt zu entwickeln versuchen (S. 4, 8). Diese 2. Hälfte des Werkes ist leider nicht beendigt; sind aber die Materialien von Tzschirner dazu gesammelt, so macht sich ein Freund des Verewigten gewiß ein Verdienst, wenn er den Versuch der Vollendung wagt.

Was diesem Werke einen hohen Werth sichert, ist theils die gründliche Gelehrsamkeit, das eifrige Quellenstudium, auf dem jede Angabe ruht, theils die parteilose Ruhe, in welcher sich die Erzählung durch die beiden hier mitgetheilten Bücher fortbewegt. Tzschirner hat keine Apologie des Christenthums und seiner ersten Geschichte geben wollen. Er hat offen auch die Einseitigkeiten in den Ansichten der ersten Christen, das Wahre und Sittlichschöne in den Bestrebungen des Heidenthums und wie im 3. Jahrhunderte nicht nur das Christenthum auf die Philosopheme der Heiden, sondern umgekehrt auch Neuplatonismus, Hellenismus und Polytheismus auf die Gestaltung der christlichen Theologie und Kirche influirten, mit der Treue des echten Historikers entwickelt. So ist es ihm gelungen, eine Apologie der christlichen Wahrheit im höhern Sinne, gegenüber den Angriffen ihrer Feinde und den Entstellungen und unlautern Beimischungen ihrer Vertheidiger, zu schreiben. Seine Darstellung des Neuplatonismus ist vortrefflich. Bei der Entwickelung des Charakters der gesammten heidnischen Religionsansicht hätten wir allerdings noch mehr Rücksicht auf die in der Naturvergötterung und Mythologie liegenden unsittlichen Elemente zu finden gewünscht, sowie auch bei der Schilderung des Einflusses der Zeitphilosophie auf die gebildete Welt der 2 ersten Jahrhunderte nach Christus der dem Unglauben, Skepticismus und Religionsspott zur Seite gehende furchtbare Aberglaube, von welchem besonders Plutarch so Vieles zu sagen weiß, weniger, als es die Wichtigkeit dieser Erscheinung fodert, in dem Werke hervorgehoben scheint. Einzelne Wiederholungen werden nur Denjenigen stören, welcher die vielseitigen Beziehungen nicht bemerkt, in denen der forschende Meister eine einzelne Begebenheit oder Aeußerung des Alterthums aufzufassen und zu benutzen weiß. Die hinreißende Sprache aber und der allgemeinfaßliche Vortrag, auch des Abstracten, macht die herrliche Arbeit

zum Gemeingute Aller, die auf höhere Bildung Anspruch machen, und steckt dem Herausgeber ein hohes Ziel vor, dem seine Ergänzung des Werkes nachzuringen hat. 12.

Gedichte und poetische Uebersetzungen von J. D. Gries. 2 Bändchen. Stuttgart, Löflund. 1829. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Auch in der Literatur gibt es Moden, und vor Allem in der schönen Literatur. Es war eine Zeit, wo Diejenigen, in denen ein poetisches Gefühl sich regte, diesem nur in Versen Luft machten; Liedersammlungen, Blumenlesen, Musenalmanache waren an der Tagesordnung. Seit ein paar Jahrzehenden sind Novellen an die Stelle der Lieder getreten, und statt der Musenalmanache haben wir ein Heer von Taschenbüchern, fast nur durch ihre romantischen Namen verschieden, alle voll von endlosen Erzählungen, sodaß ein Literator von einigem Geschick durch Verknüpfung derselben die „Tausend und Eine Nacht" weit überbieten könnte. Satyrische Geister wollen in dieser Mode ein Zeichen der Zeit finden und behaupten, sie sei ein Erzeugniß der herrschenden Liebe zur Bequemlichkeit; eine Novelle vom gewöhnlichen Schlage zu lesen sei um Vieles bequemer, als ein Gedicht, selbst von mäßigem Geiste, aufzufassen; bequem aber wolle es die Lesewelt haben; und so würden die dieselbe Versorgenden Thoren sein, wenn sie sichs nicht auch bequem machten, und allerdings sei es bequemer, Prosa zu schreiben als Verse zu machen, wenigstens leidliche Verse.

Lassen wir diese Mode und diesen Spott auf sich beruhen. Dem Rec. ist die Wahrnehmung erfreulich, wie das wahre Talent sich, trotz der Mode, seinen Weg schafft. Von Uhland's Gedichten liegt eben die 4. Auflage vor ihm; und Graf Platen, der seine Kunst, auch im Technischen, so besonnen und ernst treibt, gewinnt mehr und mehr Achtung und Liebe des Publicums; beide werden der Muse G. Schwab's nicht fehlen. Den Gedichten, die wir anzuzeigen im Begriff sind, versprechen wir ein ähnliches Glück. Denn, um sogleich und mit Wenigem ihr Verdienst auszusprechen, sie sind, wenn der Dichter sich auch keines bunten und reichen äußern Lebens erfreute, einem reichen Gemüthe entquollen, das im Menschlichwürdigsten seinen Stoff fand, und Sprache und Vers sind von der Art, wie man sie von dem Uebersetzer des Tasso, Ariosto und Calderon erwarten durfte.

Freilich müssen wir hier theils in Hinsicht auf die Zeit, in der die Gedichte entstanden, theils auf den Gehalt derselben einen Unterschied machen. Vom Jahre 1797, welches Datum das erste Gedicht trägt, bis 1829 ist ein bedeutender Zeitraum, während dessen der Jüngling zum Manne, und zum bejahrten ward. So ist es ganz natürlich, daß man in den während dieser Periode entstandenen Gedichten dieselbe Vervollkommnung in Sprache und Technik wahrnimmt, die in den auf einander folgenden Uebersetzungen des Dichters uns erfreut. Was den Gehalt betrifft, so findet sich in den frühern mehr von Dem, was der bescheidene Verfasser in dem höchstanmuthigen Vorworte Schwärmerei nennt; wir freuen uns mit ihm, daß seine spätern Jahre von einer Stimmung begleitet waren, die ihm so heitere Scherze eingab. Wenn in den erstern uns ein würdiger Ernst anspricht, so ergötzt uns in den letztern eine größere Leichtigkeit, ein höherer Grad von Vollendung in Hinsicht auf die Kunst.

Gehen wir mehr in das Einzelne. Das 1. Buch ist „Erzählende Gedichte" überschrieben; sie sind zum Theil aus den Schiller'schen Musenalmanachen und den „Horen" bekannt. Ein Wetteifer mit dem ältern Schlegel, von dem wir manches anmuthige Gedicht in dieser Art haben, ist nicht zu verkennen; wie denn der Verfasser mit diesem Dichter in näherer Verbindung gestanden zu haben scheint (II, S. 11, findet sich ein an denselben gerichtetes Sonett). Die Gegenstände der 3 ersten unter diesen 5 Gedichten sind aus der Mythologie genommen: „Phaethon", „Niobe", „Die Danaiden". Sie haben, wie man auch sonst über dieses Genre urtheilen möge, immer das Vorzügliche, daß sie den tiefen Sinn alter Mythen dem Leser der neuern Zeit in einem modernen, ihn ansprechenden Gewande aufschließen. Geschieht dies wie hier in einer gebildeten, echt dichterischen Sprache, so ist die Gabe sehr dankenswerth. In dem 4. Gedichte, „Der Arzt" betitelt, begegnen wir dem aus dem „Wilhelm Meister" so bekannten kranken Königssohne. Das letzte in diesem Buche, „Der Wanderer", ein Gedicht von größerm Umfang, vielleicht das früheste von allen mitgetheilten, stellt uns den jugendlichen Dichter dar, wie er in einer aufgeregten, nach Großem trachtenden Zeit sich ein hohes Ziel setzt. Daß er mit Ernst und Anstrengung unablässig nach diesem wandelte, daß er sich nie in das Geringe und Gemeine verlor, bezeugen die Werke, die er als Uebersetzer lieferte, bezeugt auch diese Gedichtsammlung, deren Lieder durchweg einen edlern Gegenstand haben und auch den geringern zu adeln wissen. Wir danken dem Dichter, daß er uns auch die frühern Erzeugnisse seiner Muse nicht vorenthalten hat, wenn wir auch eingestehen, daß sie einige Spuren der Jugend, namentlich eine zu große Ausführlichkeit und eine noch mangelhafte Technik, an sich tragen.

Das 2. Buch, „Vermischte Gedichte", enthält einen bei Weitem größern Reichthum. Von ihnen gilt besonders die schöne Strophe des Vorworts:

> Geschwärmt mit jugendlichem Triebe
> Für Wahrheit, Freiheit, Recht und Licht,
> Geschwärmt für Freundschaft und für Liebe,
> Für Kunst, Natur, und wofür nicht?
> Geschwärmt für Volks- und Weltbeglücken,
> Geschwärmt für jenen Mann sogar,
> Der, als er kam, der Welt Entzücken,
> Und bald genug ihr Schrecken war.

Denn alle hier genannte Gegenstände gaben dem Dichter Stoff zu den 39 Liedern, die dieses Buch enthält. Wenn aber der Verfasser, wie entschuldigend, dieselben S c h w ä r m e r e i e n nennt, so möchten wir für seine Muse eintreten und L i e b e und B e g e i s t e r u n g nennen, was die Gedichte eingab. Wer setzte im Jahre 1797 nicht seine Hoffnung und sein Vertrauen auf Buonaparte? Was wäre die Jugend ohne feurige Empfindung für Freiheit, Wahrheit und Recht? Und gewiß waren es die Bessern und Tüchtigern, die im Jahre 1799, als Studirende, für Fichte begeistert waren wie unser Dichter (s. I, S. 80). Sehr anmuthige Gedichte enthält dieses Buch, und mit Vorliebe nennen wir die, in welchen Naturscenen geschildert werden, wie die, welche die Aufschrift: „Schwarzburg" und „Rückkehr" führen. Auch das: „An die Entfernten" können wir hierher rechnen. Es ist aus einer spätern Zeit; und wir wiederholen hier die obigen Bemerkungen, daß die jüngern Producte des Dichters sich durch Leichtigkeit und Vollendung im Technischen auszeichnen. So möchten die lieblichsten dieses Buches die Lieder „An einen jungen Dichter" sein (S. 160—166); zu ihnen scheinen die im 2. Bändchen von S. 61—65 zu gehören; und es thut dem Rec. leid, daß sie nicht in Einer Folge gegeben sind. Sie zeugen, daß Das, was der Dichter Schwärmerei für Freundschaft nannte, ihm, zum Glücke, im höhern Alter nicht entschwunden ist.

Es folgen im 3. Buch „Sonette", 50 an Zahl; der Form nach Dessen würdig, der die Petrarchischen so trefflich zu übersetzen wußte, dem Inhalt nach werth, neben den ebengenannten geist- und gemüthvollen Dichtungen zu stehen.

Das 2. Bändchen enthält, als 4. Buch, „Gelegenheitsgedichte und Scherze", als 5., „Uebersetzungen". Der erstern ist eine bedeutende Zahl, und alle zeugen von ei-

ner heitern, gefälligen Laune, einem anmuthigen Humor, manche von treffendem, ergötzlichem Witz. Mag der Dichter, schon über die akademischen Jahre hinaus, sich noch einmal des Burschenlebens erfreuen; mag er eine reisende Freundin mit dem leiblichen Wohlleben necken, das sie am Rheine gefunden, indeß er mit ärmlicher Küche sich begnügen muß; mag er einem jungen Paare Glückwünsche zur Hochzeit senden, oder einer Freundin Rosen zum Geburtstage; oder einen Freund auf einer Fußreise begleiten; mag er die Bedrängniß schildern, die er nach Uebersetzung des Calderon bei den Buchhändlern erfuhr; oder einer Freundin mit Versen das Stammbuch schmücken — immer sind ihm artige, neue Gedanken und Einfälle zu Gebot, und immer ist der Ausdruck derselben naiv, zierlich, jedem Falle entsprechend. Rec. kann sichs nicht versagen, hier eins der leichtesten und kleinsten Lieder als Probe mitzutheilen:

An Alwina, mit einem Rosenstock.

Kein Mensch will meine Verse lesen,
Wie's armen Dichtern oft ergeht;
Du bist vielleicht von allen Wesen
Das einz'ge, das sie nicht verschmäht.

Verstummen soll die schwache Leier,
Nie schall' ihr heiseres Getön! —
Es sei denn zur Geburtstagsfeier,
Denn da sind alle Verse schön.

Doch selbst die leichten, anspruchlosen,
Nicht ohne Zagen send' ich sie;
Drum hab' ich sie versetzt mit Rosen,
Denn die sind ew'ge Poesie.

Die „Uebersetzungen" sind größtentheils aus dem Italienischen; und hier haben wir Hrn. Gries ganz besonders Ursach zu danken. Die vornehmsten Dichter Italiens kennen wir Deutschen so ziemlich; was wir in Hinsicht auf sie unserm Dichter schuldig sind, braucht nicht gesagt zu werden. Ein Anderes ist es mit denen vom zweiten Range. Wer diese nur aus Bouterwek's „Geschichte der Poesie" kennt, der wird sich angenehm enttäuscht finden durch das Licht, das ihm durch Gries in der Verdeutschung einzelner Stücke aus denselben aufgehen muß. Die barock-komische Derbheit des Pulci, der heitere, lustige Humor des Fortiguerra, die Lieblichkeit Polizian's, die wilde Seltsamkeit des Salvator Rosa werden dem Leser in diesen Uebersetzungen lebendiger vor die Anschauung gebracht, als durch noch so vieles Raisonnement geschehen könnte. Wirklich erregt es Verwunderung, wie Hr. Gries für so mannichfaltige Eigenthümlichkeiten — es sind Stücke von 20 Dichtern, italienischen, spanischen und französischen, übersetzt — die entsprechenden Töne aufzufinden vermochte. Auch bei der höchst schwierigen Verdeutschung Petrarchischer Sonette, deren sich 14 in dieser Sammlung befinden, hat ihm seine Kunst nicht versagt.

Möchte doch die Hoffnung erfüllt werden, die Hr. Gries am Ende des 2. Bandes macht, den ganzen „Richardetto" des Fortiguerra durch ihn übersetzt zu erhalten!

Das Aeußere der Gabe, die uns hier gereicht wird, entspricht an Anmuth dem Innern. Der Verleger hat hier keine Kosten gespart; und Druck und Papier sind, wie sie sich von Hrn. Frommann erwarten ließen. Nur auf einen Druckfehler in dem ganzen Werke ist Rec. gestoßen. In der 3. Zeile des Vorworts zum 1. Bändchen sollte es offenbar heißen:

Geschwärmt für Freundschaft und für Liebe;

es steht aber statt des gesperrt gedruckten Wortes Freiheit da, was sich schon in der 2. Zeile findet; wogegen das Wort Freundschaft in dieser Strophe nicht vermißt werden darf.

44.

Ueber Capitain Beechey's Expeditionsreise nach dem Nordpol und der nordwestlichen Küste von Asien.

Gelegenheitlich der Nordpolexpedition des Capitains Franklin hatte die englische Admiralität auch den Flottencapitain Beechey mit einem Schiffe in jene Gegend abgesendet, um, auf den Fall des Gelingens des Unternehmens, den Capitain Franklin und seine Gesellschaft mit allem Erfoderlichen unterstützen zu können. Bekanntlich erreichte die Landexpedition den beabsichtigten Zweck nicht. Auf diesen Fall war Capitain Beechey instruirt, in dem stillen Ozean verschiedene für die Nautik und Geographie interessante Untersuchungen anzustellen und dann wieder zurückzukehren.

Beechey verließ mit dem Schiffe: die Blüte, England Mitte Mais 1825 und langte, nachdem er verschiedene Häfen, besonders an der südamerikanischen Küste, besucht und untersucht hatte, zu Ende Juli 1826 am Eiscap an. Dort blieb er, den Capitain Franklin erwartend, bis Ende Septembers. Ein Theil der Schiffsmannschaft war, während man Franklin erwartete, auf Entdeckungen ausgesendet worden und kam, nicht ohne mancherlei Gefahren und Beschwerden vom Eise und schlechtem Wetter zu überstehen, bis 100 (englische) Meilen westlich vom Eiscap. Da aber Capitain Franklin sich nicht hören und sehen ließ, und die gute Jahreszeit zu Ende war, so segelte Beechey nach S.-Francesco. Er untersuchte hierauf mehre Inseln der nordwestlichen Küste von Asien, besuchte Loo-Koo und fuhr nach Nassa-Issing, wo er in den Korallenriffen, die sich seit der Fahrt des Schiffes Alceste in jenen Gegenden auf eine sehr beunruhigende Weise vermehrt hatten, beinahe mit Schiff und Mannschaft zu Grunde gegangen wäre. In der Mitte des Juni 1827 kam Capitain Beechey nach den Bonininseln, wo er guten Ankergrund fand. Auf dieser Seereise wurden mehre vorher unbekannte Inseln im stillen Ozean entdeckt und mancher Irrthum der besten Karten, hinsichtlich der angegebenen Lagen der bekannten, berichtigt. Auf einer der Bonininseln traf man 2 norwegische Matrosen an, die in dieser Gegend Schiffbruch gelitten hatten. Ihre Abenteuer während ihres Aufenthalts auf dem einsamen Eilande geben Stoff zu einem zweiten „Robinson Crusoe". Sie wollten ihren Aufenhalt nicht verlassen und beschäftigten sich mit sehr ausgebreiteten Pflanzungen von Vegetabilien und der Schweinezucht. Damit hofften sie bei den auf den Wallfischfang in diese Gegend kommenden Schiffen gute Geschäfte zu machen. In der Folge wird allem Anschein nach diese Niederlassung für den Handel noch von großer Bedeutung.

Von hier segelte Capitain Beechey nach St.-Peter-Paulshafen und von da weiter, um den Capitain Franklin aufzusuchen. Allein er konnte schlechterdings von der Landexpedition keine Spur erhalten, und segelte daher, nach Beendigung der guten Jahreszeit, nach England zurück. Obgleich diese Expedition einen untergeordneten Zweck hatte gegen jene von Parry und Franklin, so ist sie doch reich an mancherlei interessanten Entdeckungen gewesen, und ihre Resultate dürften wahrscheinlich nützlicher werden, als die Nordpolexpeditionen waren. Uebrigens weiß man aus dem Munde des Capitain Beechey, daß der Sommer von 1827 äußerst ungünstig für die Beschiffung der Nordwestküste von Amerika gewesen sei, und man bei 100 Meilen weniger östlich vom Eiscap vorbringen konnte als früher. Auch zeigten sich die Landesbewohner zahlreich und mehr als einmal gar nicht freundlich gesinnt.

Man weiß übrigens aus Franklin's Reiseberichte, wie sehr er es bedauerte, nicht die geringste Notiz von der Mannschaft erhalten zu haben, die Capitain Beechey auf Entdeckung aussendete und Franklin bis auf 160 Meilen nahe gekommen war. *)

36.

*) Franklin, „Narrative of a second expedition to the shores of the Polar Sea" (1827), S. 165.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 18. — 18. Januar 1830.

Für ruhige Stunden, von Friedrich Rochlitz. 2 Bände. Mit 1 Portrait und 1 Musikbeilage. Leipzig, Cnobloch. 1828. 8. 3 Thlr.

Der würdige Verf. hat sich um das gebildetere Lesepublicum durch diese Sammlung schildernder und abhandelnder Aufsätze ein neues Verdienst erworben. Sie sind, wie die meisten Schriften Rochlitz's, nicht auf eine flüchtige Unterhaltung berechnet, sondern für einen ruhigen Genuß bestimmt, wie dies auch der Titel anzeigt, aber einen solchen, wobei sich die Seele in ihrer edelsten Thätigkeit genießt, indem sie auch aus den umgebenden und begegnenden Dingen nur das Edle schöpft und gleichsam heraussaugt. Einen solchen Genuß gewähren sogleich die „Briefe aus Wien", deren erste Folge der 1. Band dieser Sammlung enthält, und die im 2. Bande fortgesetzt werden. Man kann in der an Natur und Kunst reichbegabten Kaiserstadt viel Mehres gesehen und erfahren haben als der Verf., der uns hier seinen Aufenthalt daselbst im Sommer 1822 schildert, aber man hat darum noch nicht mehr gesehen und beobachtet als er. Die Meisten schildern, nach Mannichfaltigem jagend, in rascher Unruhe Alles, was ihnen Auffallendes aufstößt, ohne doch sich und die Leser ihrer Reisejournale zu befriedigen, weil ihre Schilderungen ohne den innern, goldenen Faden ins Unendliche fortlaufen könnten, ohne zu enden, aber auch abbrechen, ohne daß es der Leser bedauert. Unser Verf. gibt sich uns aber selbst in seinen Schilderungen mit, seine Einsicht und Gesinnung, seine ganze Eigenthümlichkeit bildet den Grundton und die Staffage, durch welche er wie ein Maler seine Landschaften belebt. So erfährt zwar Der, der die Dinge selbst gesehen, nichts Neues, aber die Dinge, die er gesehen, erscheinen ihm in einem neuen Lichte, und mancher Leser der Schilderungen aus Wien wird gewiß mehr wahren Genuß und Vortheil aus der Erinnerung schöpfen, die der würdige Rochlitz hiermit in ihm erregt, als er in der eignen Anschauung derselben gewonnen. Des Verfassers Gestalten sondern sich nicht nur wie gute Bilder von der Fläche ab — denn diese Eigenschaft ist bei unruhiger Lebhaftigkeit des Geistes oft auch anzutreffen —, sondern er schildert auch so, daß kein Bild das andere stört, oder in dasselbe verläuft. Er kennt die Weise, wie die Rede schildert, oder sie ist ihm vielmehr ganz natürlich und verbindet sich mit seiner Individualität. Oft kann es scheinen, daß er zu viel Anstalt zur Schilderung mache, wie bei der Stephanskirche; aber da gesteht er treuherzig, daß dies seine Art so sei, und die sinnige Bemerkung, mit welcher er die Kunsteigenthümlichkeit der Deutschen (S. 37) bezeichnet, der überall erkennbare treue Fleiß und Eifer, die beharrliche Ausdauer der Lust und Liebe zum Werk, ja zum Arbeiten selbst, ist auf seine Schilderung der Werke selbst anzuwenden. Es ist ihm Ernst um die Sache, und darum will er sie in seiner Weise befriedigend auffassen.

Gar erfreulich ist der Eintritt in Wien im ersten Briefe. Hier leitet der Verf. seine Schilderung gleich auf die beste Art mit dem Totaleindrucke ein, welcher Stadt und Umgebung, von einem gemüthlichen Volke belebt, auf uns machen. Ferner werden die Hauptgegenstände erst nur im flüchtigen Umrisse gesehen, und namentlich der sogenannte Stephan, der sich, als höchster Punkt, überall gesehen über die Häusermasse emporhebt. Der Zusatz S. 30 ergänzt und vollendet diese Anschauung, und nun wird das einzelne Bedeutende mit Sorgfalt betrachtet. Der zweite Brief hat es mit den nähern Umgebungen zu thun, den herrlichen Gärten, dem Prater und seinen Volksscenen. Im Augarten gönnte die Sonne dem liebevollen Blicke eine begeisternde Beleuchtung unter dem bogenförmigen Laubdach; mit Erinnerung an sie schließt die Schilderung des zweiten Briefs auf ihrem Culminationspunkte. Im dritten Briefe führt uns der Verf. in die Kunstsammlungen. Die Bemerkungen, welche er der Betrachtung des Einzelnen vorausschickt, mögen von Vielen, welche Kunstsammlungen, und insbesondere die gedachten besuchen, beherzigt werden. Nur bei der Weise des Verfs. kann man einen wahren Genuß bei dem sonst überwältigenden Reichthum von Bildern erlangen. Die Sammlung von Belvedere, die fürstl. Lichtenstein'sche und die Esterhazy'sche, ferner die Schönborn'sche, (ehemalige) Fries'sche Galerie, werden in ihrer Eigenthümlichkeit geschildert durch Anführung des Bedeutendsten in denselben. Diese Briefe werden im 2. Bande des Buchs fortgesetzt. Wer

den seitdem nicht veränderten Musikzustand Wiens in seinen Umrissen kennen lernen will, lese den vierten Brief. Der Verf. glaubt, es seien in Wien noch viele edle Elemente vorhanden, welche das Sinken der dortigen Musik wenigstens verzögern könnten. Doch hat es uns geschienen, als ob die Liebhaber edlerer Musik von dem Publicum allzu sehr getrennt stehen. In dem Zusatze zu diesem Briefe sehen wir den alten würdigen Salieri, wie er leibt und lebt. Selbst er, der doch kein Freund von Mozart gewesen sein soll, legt für das Requiem ein Zeugniß ab, welches kein Gottfried Weber entkräften wird (S. 31). Und dann erscheint Beethoven Jedem, der ihn nicht nur gehört, sondern auch gesehen und gesprochen, wie hier, unvergeßlich.

Unter dem Titel „Merksteine" hat der Verf. mehre kleine Poesien zusammengestellt, in welchen die Töne milder Lebensweisheit klingen. Sie verbreiten sich über Ruhm und Erfolg des Lebens, wahren Werth des Mannes, Haltung und Verhalten gegen Andere, besonders des Weibes zum Manne (die mit dem Titel „Wahrhaftigkeit und Standhaftigkeit" überschriebenen Sprüche sind den Frauen nicht zu Dank verfaßt; man wird sie daher lieber als eine launige Neckerei betrachten wollen). Einige dieser Sprüche sind auch durch die Form geeignet, sich dem Gedächtnisse einzuprägen, z. B.

> Je mehr dein Inneres einfach ist,
> Je mehr mit dir du einig bist,
> Je klärer wird die Welt dir sein;
> Wie in des Doms Rotunde
> Fällt dann zu guter Stunde
> Das Licht in sie von oben ein.

Hierher gehört auch „Freiheit", S. 158. Die Lieder: „Bitte an die Meinen" sprechen uns durch eine erwärmende Milde an. Die Bearbeitung der östreichischen Volkslieder im 2. Bande ist mit Sinn gemacht, und der Verfasser hat sie unserer Volkssprache näher gebracht und ihnen eine geschmeidigere Form gegeben, ohne ihnen von ihrer Naivetät etwas zu nehmen. Dies hat Rec. durch Vergleichung der meisten hier bearbeiteten Lieder mit den in der „Sammlung östreichischer Volkslieder", herausgegeben von Ziska und Schottky (Pesth, 1819), mit Vergnügen bemerkt. In letzterer Sammlung findet man auch die naiven Volksweisen zu jenen Liedern.

Gedichte höhern Styls findet man in demselben Bande unter der Rubrik „Erinnerungen"; meist Legenden, worunter uns „St.-Stephan", „Makarius" und „Franz Sales" vorzüglich gefallen haben, weil in ihnen vorzüglich die Erzählung mehr auf die Pointe hingedrängt ist. Ein schönes sinniges Lied steht aber auch unter ihnen: „Der gute Geist" (S. 301), in welchem Rec. sich von diesem selbst angeweht fühlte. Es kann belebend und erquickend nach unruhigen Stunden auf jeden Leser wirken.

Die Erzählungen dieser Sammlung führen den Titel: „Vater Hartmann und die Seinigen", und „Das Wiedersehen".

Die erstgenannte (im 1. Bande) ist eine wahrhafte Sittenschilderung, anziehend und rührend zu lesen, wenn man auch einige Male an Scenen und Situationen, welche schon anderswo, z. B. von Iffland im „Herbsttage", geschildert worden sind, erinnert würde. Die Hauptaufgabe könnte man in den Worten des Erzählers S. 239 finden: „Die Lage eines Vaters, rechtschaffen, liebevoll, aber aus vergangener Zeit, ihren Ansichten und Urtheilen, sowie ihrer Lebensweise, getreu aus Ueberzeugung und Gewöhnung, zu einem erwachsenen Sohne aus neu sich gestaltender Zeit, deren Ansichten und Urtheilen, sowie ihrer Lebensweise gänzlich ergeben — ist gewiß eine der schwierigsten im Leben und wird das um so mehr, wenn der Vater einsichtig und unpartelisch genug ist, jene Zeit nicht unbedingt zu erheben, ohngeachtet sie ihm vollkommen zusagt, diese nicht unbedingt zu tadeln, ohngeachtet sie ihm schmerzlich widersteht".

Die zweite Erzählung: „Das Widersehen" (im 2. Bande), ist noch bedeutender durch eigenthümliche Aufgabe und Lösung. Die verwickelte Lage, daß ein Weib den Jugendgeliebten in würdiger Erscheinung und Stellung eines edeln Kriegers wiedersieht, indeß ihr Gatte in haltungsloser, unmännlicher Schwäche geistig und bürgerlich unterzugehen im Begriff ist — diese Lage bildet die Aufgabe der Darstellung. Der Verf. hat diese Verwickelung auf die einfachste und doch überraschende Weise durch die Macht der Sittlichkeit gelöst. Jene edeln Seelen hatten sich nur wiedergesehen, um sich in dieser Macht zu stärken, zu erfrischen, und sie ist es auch, welche dem schwachen Gatten die Hand reicht und aus der Schwäche wiederemporhebt. Solche Schilderungen, aus dem Leben gegriffen und doch durch edeln Sinn über das gemeine Leben gehoben, nicht zu einer unerreichbaren, geträumten, sondern zu einer wirklichen und dem Menschen angewiesenen Höhe, — solche Schilderungen gibt es noch zu selten, und sie sind Lesern zu empfehlen, welche im Glauben an das Gute sich befestigen wollen. Hier gilt, was der Verf. an einem andern Orte so trefflich über die Verbindung von Dichtung und Leben sagt: „daß Beides himmelweit von einander liege, ist nicht wahr, wenn man es nur selbst nicht auseinanderreißt und gleichsam halbirt, nach oben und unten, wo man dann in der einen Stunde die schöne Sirene oberwärts brünstiglich umarmt, und unversehens in der andern den häßlichen Fischschwanz am Leibe hat. Was bleibt uns am Ende von allem Dichten oder Gedichteten, wenn wir es nicht ins Leben ziehen? und was bleibt am Leben, wenn wir es nicht in einem höhern Sinn erfassen und führen; sei dieser nun ein poetischer oder ein philosophischer oder ein religiöser — welches Dreies auch nicht einmal geschieden sein soll. Es wär' eine erbärmliche Zeit, und eine erbärmliche Generation, die nicht zu erleben ich Gott auf den Knien bitten würde, wo man von den Dichtern nichts wollte als Zeitvertreib, und von dem Leben nichts als Geld und die Art Wohlleben, die man für Geld haben kann u. s. w." (I, S. 229.)

Das „Schreiben des Musikers" am Schlusse der ganzen Sammlung hält in lebendiger Schilderung den Kunstbeurtheilern alle mögliche Zweifelsgründe, die sie von entscheidendem Urtheil abzuhalten im Stande sind, und den Kunstübenden dagegen ebenso in concreto die Art vor, wie sie sich zu der Beurtheilung zu verhalten haben. Der höchst befriedigende Schluß wird Manchem zum Trost gereichen, den die Verschiedenheit der Urtheile, die er über seine Leistungen erfahren muß, Scrupel macht, und solchen Lesern empfehlen wir dieses Schreiben besonders. Möge der würdige Verfasser die milde Lebensweisheit, die auch aus diesem Buche redet, noch oft im deutschen Publicum aussprechen!

51.

Nichtpolitische französische Zeitschriften von Paris.

I. Tageblätter. 1, Corsaire. 2, Courrier des théâtres. 3, Courrier des tribunaux. 4, Courrier de Paris. 5, Démocrite. 6, Echo de Paris. 7, Figaro. 8, Gazette des cultes. 9, Gazette des tribunaux. 10, Journal général des hôpitaux civiles et militaires. 11, Mentor, journal des voyageurs. 12, Pandoré. 13, L'universel.

II. Zwei Mal wöchentlich erscheinende Blätter. 14, Album national. 15, Correspondance provinciale. 16, Courrier des départemens. 17, Clinique des hôpitaux et de ville. 18, Diogène. 19, Gazette de l'instruction publique. 20, Gazette des tribunaux de commerce. 21, Les cancans. 22, Le globe. 23, Le grondeur. 24, Le lutin. 25, Le tocsin. 26, Le férale. 27, Le conséquent. 28, La coureuse. 29, Le babillard. 30, L'espion. 31, L'intrépide. 32, L'Iris. 33, Le volcan. 34, Les coulisses. 35, La salamandre. 36, Le tirailleur. 37, La tribune. 38, Le bourru. 39, La semaine. 40, Le sylphe. 41, Le trilby. 42, L'investigateur commercial. 43, Le Navarin. 44, Mercure des campagnes. 45, Mercure des villes et des campagnes. 46, Miroir des journaux. 47, Nouvelle année littéraire.

III. Aller 5 Tage erscheinende Blätter. 48, Ancien-Album. 49, Le Forban. 50, Le Gilblas. 51, La jeune France. 52, Journal des dames et des modes. 53, Petit courrier des dames et des modes. 54, Pauvre Jacques. 55, Le voleur (avec Atlas et Le Grec).

IV. Wochenblätter. 56, Bibliographie de la France. 57, Journal des arstistes. 58, Mercure de France. 59, Revue de Paris. 60, Athlète du christianisme. 61, Auxiliaire de l'industrie. 62, Chronique commerciale. 63, Conservateur de la restauration. 64, L'éclair. 65, Feuille hebdomadaire des arts et métiers. 66, Gazette de la navigation. 67, Gazette de santé. 68, Le glaneur. 69, Journal de la bourse de Paris. 70, Journal des tailleurs et des marchandes de modes. 71, Revue musicale. 72, Le bon genie, journal des enfans. 73, Abeille des demoiselles. 74, Journal de musique religieuse.

V. Aller 14 Tage erscheinende Blätter. 75, Journal des haras et des chasses. 76, Tablettes des artistes et des manufacturiers. 77, L'utile et l'agréable. 78, La vérité. 79, Annales des sciences économiques.

VI. Monatsschriften für Literatur, Wissenschaften und Reisen. 80, Annales des voyages. 81, Journal des savans. 82, La Psyché. 83, Journal des voyages. 84, Journal général de la littérature de France. 85, Journal général de la littérature étrangère. 86, Journal grammatical de la langue française. 87, Journal universel des sciences et arts. 88, Magazin asiatique. 89, Journal asiatique. 90, Bulletin universel des sciences et de l'industrie. 91, Bulletin de la société de géographie. 92, Revue britanique. 93, Revue encyclopédique. 94, Revue germanique.

VII. Monatsschriften für Religion und Moral. 95, Annales de l'association pour la propagation de la foi. 96, Bulletin de la société biblique. 97, La catholique. 98, Mémorial catholique. 99, Archives du christianisme. 100, Journal des missions évangéliques. 101, Journal de la société de la morale chrétienne. 102, Revue protestante. 103, Tablettes du clergé.

VIII. Monatsschriften für Erziehung. 104, L'ami de la jeunesse. 105, Journal de l'émancipation intellectuelle. 106, Journal d'éducation. 107, Journal d'éducation et d'instruction. 108, Le lycée.

IX. Journale für Handel und Industrie. 109, Annales du commerce. 110, Annales des arts et manufactures. 111, Annales des sciences économiques. 112, Annales de l'industrie française et étrangère. 113, Annales maritimes et coloniales. 114, Bulletin de la société d'encouragement pour l'industrie nationale. 115, L'industriel. 116, Moniteur de l'industrie française. 117, Recueil industriel. 118, Journal des connaissances usuelles.

X. Landwirthschaftliche Zeitschriften. 119, Annales de l'agriculture française. 120, Annales de la société d'horticulture de Paris. 121, Bibliothèque du propriétaire rural. 122, Bibliothèque physico-économique. 123, Journal des jardins. 124, Le Sylvain. 125, Journal des forêts.

XI. Medizinische Zeitschriften. 126, Annales de la médecine physiologique. 127, Archives générales de médecine. 128, Hermès, journal de magnétisme animal. 129, Journal analytique de médecine. 130, Journal des progrès des sciences et institutions médicales. 131, Journal général de médecine. 132, Journal universel des sciences médicales. 133, Nouvelle bibliothèque médicale. 134, Journal vétérinaire. 135, Journal pratique de médecine vétérinaire. 136, Revue médicale française et étrangère. 137, Journal de chémie médicale. 138, Journal de pharmacie.

XII. Zeitschriften für Gesetzgebung. 139, Annales universelles de la législation. 140, Journal de jurisprudence commerciale. 141, Journal des avoués. 142, Journal des notaires et des avocats. 143, Journal spécial des justices de paix. 144, Recueil général des lois et arrêts. 145, Jurisprudence du notariat. 146, Jurisprudence générale du royaume. 147, Mémorial de jurisprudence des cours royales. 148, Correspondant des juges de paix. 149, Thémis. 150, Journal des audiences de la cour royale. 151, Journal du palais. 152, Bulletin des arrêts de la cour de cassation. 153, Bulletin des arrêts du conseil d'état.

XIII. Verschiedene andere Zeitschriften. 154, Annales de chémie et de physique. 155, Annales des mines. 156, Annales des sciences naturelles. 157, Annales des mathématiques pures. 158, Journal du génie civil. 159, Journal militaire. 160, Spectateur militaire. 161, Mémoires des percepteurs et des receveurs. 162, Journal des prisons et des hospices. 163, Encyclopédie maçonnique. 164, Troubadour des salons. 165, Le propagateur. 166, La mode. 167, The London and Paris observer. 168, Journal de Paris. 169, Le censeur.

18.

General Graf Hoheim und seine Kinder; ein Briefwechsel, gesammelt von S. J. F. Walden. 2 Theile. Hamburg, Perthes. 1829. 12. 1 Thlr. 20 Gr.

Wer gern im engern Kreise des Familienlebens sich bewegt, die Gemälde kindlicher und älterlicher Liebe mit Vergnügen und Interesse betrachtet, dem empfehlen wir diese Briefe. Ein liebevoller Vater mitten unter seinen geliebten Kindern, nicht ein strenger Gebieter unter sklavisch gehorchenden Untergebenen, nein, ein Freund unter Freunden, steht der alte General vor uns, auch in Vorwürfen, Zurechtweisungen gegen seine Kinder nur ihr Bestes bezweckend. Was uns die Briefe des Vaters und der Kinder unter sich nicht schildern, das erklärt uns vorzüglich Gleichdal durch seine Zuschriften, die uns noch tiefer in das Treiben der Hoheim'schen Familienglieder blicken lassen. Ein Bild des Leichtsinns stellt uns der eine Sohn, Eduard, dar, während kindliche Offenheit aus Emiliens Charakter uns vorzüglich anspricht. Aber die Liebe des Vaters weiß den Verlorenen an sich zu ketten und zu bessern, und die Achtung des ersten ihrer Freunde belohnt diese für manche Aufopferungen ihres edeln Herzens. Dabei zieht sich durchs Ganze eine vortreffliche Sprache, die man nicht immer bei Romanen in Briefform antrifft. Die Schilderung des frühern Lebens des alten Generals (I, S. 286) ist nicht uninteressant, sowie man mit Theilnahme von dem Geschicke Gleichdal's nach dem Duelle liest. Letzterer und dessen Erziehung scheint im Gegensatze zu der Familie Hoheim anzudeuten, welche oft nachtheilige Folgen eine zu strenge Erziehung ohne wahre Liebe und Innigkeit nach sich zieht. Der ganze Inhalt des Buchs gestattet nicht, Einzelnes hervorzuheben.

Druck und Papier sind vorzüglich; doch mangelt es nicht an Druckfehlern, was den Verleger veranlaßt hat, bei einigen Stellen im 2. Bande Cartons nachzuliefern. 52.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1830.

Handbuch für Reisende in England, von Dr. Reigebaur. Leipzig, Brockhaus. 1829. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. *)

Der Verfasser, welcher schon ein sehr brauchbares „Handbuch für Reisende in Italien" geliefert hat, gibt das gegenwärtige für England ganz in derselben Form und Behandlungsweise. Jeder Reisende weiß den Nutzen eines solchen zu schätzen, und dem deutschen wird sicher ein in seiner Landessprache verfaßtes um Vieles willkommener sein, als eines in fremder, ihm vielleicht noch nicht ganz geläufiger Sprache.

England ist uns seit der Dampfschifffahrt bis Mainz herauf gewissermaßen näher gerückt; eine Reise dorthin geht jetzt schneller, ohne Ermüdung und selbst wohlfeiler vonstatten, als auf anderm Wege; der Verkehr zwischen uns und England hat sich erleichtert, und seit zahllose Engländer jährlich unser Vaterland bereisen, ist man auch mit ihren Gewohnheiten, sowie sie mit den unsern, vertrauter geworden. Zudem erscheint uns England jetzt fast wichtiger als irgend ein europäisches Reich; begreiflich muß daher ein Werk, welches hilft, Reisen dahin mit dem möglichst geringen Lehrgeld zu unternehmen, sehr willkommen sein.

Wir haben bei der Durchlesung des gegenwärtigen Handbuchs uns überzeugt, daß der Verfasser nicht nur die besten, sondern auch sehr viele Quellen benutzt hat. Es ist eine wahre Geographie und Statistik der britischen Inseln, theils in Rubriken, theils, nach des Herausgebers Weise, in Form alphabetischer Artikel der Städte vertheilt.

Demungeachtet darf man nicht glauben, daß Alles erschöpft sei. Ueberhaupt hat der Herr Verf. die Fülle von Gegenständen, die sich auf den britischen Inseln vorfindet, meist nur mit kurzen Worten bezeichnet; er läßt so Manches, was an sich keiner Erläuterung bedarf, der Ueberraschung des Ankommenden übrig. Eröffnet er z. B. die Einleitung mit den Worten: „Der Freund der Natur staunt über die Basaltformationen des Riesendammes und der Fingalshöhle" — so würde eine Fortsetzung solcher Winke, herzählend die prächtigen nordischen Landschaften, die Parks, die unermeßlich reichen Handelsgärten, die Riesenpflanzen aller Zonen in denselben, die Naturaliencabinete und das wunderbar milde Klima, zuletzt zum geistlosen Register ausarten. Und darum sind sehr zweckmäßig am Schlusse die Worte des Lucrez angeführt:

— animo satis haec vestigia parva sagaci
Sunt, per quae possis cognoscere caetera tute.

Die Anleitung zur Reise selbst erschöpft seit den trefflichen Vorgängern (Reichard u. A.) wol ziemlich das Wissenswürdigste; der Anschlag der Aufenthaltskosten ist durch Beschreibung der dortigen Lebensweise und Theurung belehrend und warnend anschaulich gemacht; so jeder der übrigen Artikel. Vorkenntnisse, Reisen, Einrichtungen, Empfehlungsschreiben, nichts ist vergessen.

Eine Geschichte Englands ist, so kurz sie auch ausfallen mußte, doch hinlänglich, um an die wichtigsten Denkmäler des Landes zu erinnern, und der Thaten zu erwähnen, die die Nation ausgezeichnet haben.

Am ausführlichsten finden wir die Statistik, auch ist es angenehm, unter jedem Artikel die dahin bezüglichen Schriften zu finden. Ein Gleiches gilt von der Rechtspflege und Gesetzgebung überhaupt, dem Unterricht, den Wissenschaften u. s. w.; Alles als einleitend vortrefflich, sodaß von da aus der Reisende sich leicht weiter helfen wird.

Den übrigen Inhalt nehmen die Reiserouten, die Literatur, die Landkartenverzeichnisse, zumal aber, wie wir vorhin schon erwähnten, die besondern Städte ein. Hier, wo der Verf. die genauesten Vorarbeiten benutzen konnte, wird es an Genauigkeit wol nirgends fehlen, denn die Artikel, welche wir aus Erfahrung vergleichen konnten, haben uns keinen Irrthum nachgewiesen, und wir wünschen diesem Buche recht reichlichen Gebrauch von den, mit so manchen Anfangs auffallenden Gewohnheiten noch nicht vertrauten Reisenden. 46.

*) Desselben Verfassers mit allgemeinem Beifall aufgenommenes „Handbuch für Reisende in Italien" erschien 1826 und kostet 2 Thlr. 16 Gr. D. Red.

Blicke auf die russische Literatur.

Zu den erfreulichen Erscheinungen im Gebiet der schönen Literatur Rußlands gehört eine neue sehr vermehrte Auflage der Gedichtsammlung des vielgefeierten Dichters Alexander Puschkin. Eine frühere Sammlung seiner Poesien erschien 1826 und ist gänzlich vergriffen. Die gegen-

wärtige führt den Titel: „Stichotworenija Al. Puschkina", d. i., Gedichte von Alexander Puschkin (St. Petersburg, 1829, 2 Thle.); die einzelnen Gedichte sind darin nach den Jahren geordnet, in welchen sie gedichtet wurden, und gehören theils zur lyrischen und epigrammatischen, theils zu andern Gattungen. Ein russischer Kritiker nimmt daher Veranlassung, zu sagen: „Puschkin's Muse ist eine launenhafte Schöne, die gern und oft ihr Gewand ändert, sich jedoch dabei mit Geschmack und passend zu kleiden versteht". In von der Borg's „Poetischen Erzeugnissen der Russen" ist ein Bruchstück aus „Ludmila", einem erzählenden Gedichte Puschkin's, deutschen Lesern mitgetheilt worden. Von seinen lyrischen und andern kleinen Gedichten mögen folgende 3 in treuer Uebersetzung als Probe hier einen Platz finden:

Der schwarze Shawl.

Eine moldauische Romanze.

Mein Auge schaut stier nach dem schwarzen Shawl,
Im erkaltetem Herzen tobt brennender Schmerz.
Als ich jung war und gläubig, ohn' Argwohn ich war,
Da hab' ich heißheftig eine Griechin geliebt.
Das reizendste Mädchen, auch sie war mir hold,
Doch bald kam das Unglück, der finstere Tag.
Bei mir saßen Freunde im gastlichen Kreis,
Da rannt' ein verächtlicher Jude hinein:
„Mit dir zechen Freunde im fröhlichen Kreis,
Indeß bricht die Griechin dir Liebe und Treu".
Ich reichte ihm Gold und fluchte ihm dann,
Rief dennoch den treuen Diener heran.
Wir eilten; ich sprengte auf flüchtigem Roß,
Erbarmen und Liebe erstarben in mir.
Kaum hatt' ich die Schwelle der Griechin erblickt,
Ward dunkel der Blick mir, kaum hielt ich mich noch.
Ich trat in das ferne Gemach hinein,
Da küßt' ein Armenier das treulose Weib.
Nichts sah' ich; das Eisen erklirrt' in der Hand,
Ich traf ihn, noch eh' er vom Kuß sich gewandt.
Den Rumpf ohne Haupt mit den Füßen ich trat
Und starrte das Mädchen erbleichend an.
Ich denk' noch des Flehens — des strömenden Bluts,
Ich würgte die Griechin, ich würgte die Lieb'.
Von dem Haupt ihr nahm ich den schwarzen Shawl
Und trocknete schweigend das Blut am Dolch.
Mein Diener warf, als der Abend erschien,
Die Leichen hinab in der Donau Flut.
Von da an küss' ich keine heitere Stirn
Und einsam und traurig vergeht mir die Nacht.
Ich schau' stieren Blicks den schwarzen Shawl,
Im erkalteten Herzen tobt brennender Schmerz.

Der Lebenswagen.

Zwar ist der Wagen oft belastet,
Doch ist er leicht zur Fahrt gebaut.
Die graue Zeit sitzt drauf als Fuhrmann,
Und fährt uns ohne Unterlaß.
Am Morgen steigen wir zu Wagen
Und treiben rasch den Fuhrmann an,
Die Ruh' und Rast ist uns zuwider,
Wir rufen: Treib' die Pferde an!
Um Mittag ist der Muth schon stiller,
Wir sind durchschüttelt; Berg und Thal
Sind steil und tief, wir fürchten Unglück
Und rufen: Fahr' doch nicht so rasch!
Der Wagen fährt in alter Weise,
Am Abend sind wir es gewohnt,
Und nickend fahren wir zum Lager,
Die Zeit treibt ihre Rosse an.

Ein Gedicht aus dem Stegreif.

Was wol soll ein Gedicht auf der Stelle verfertigt ihr sagen?
Wahrheit ist mir jedoch immer die heiligste Pflicht.
Ohne zu sinnen sag' ich: Die Schönste ist sie vor allen,
Und wenn ich reiflich gedacht, sag' ich dasselbe ihr noch.

In einem der diesjährigen Hefte des Journals, welches die petersburger Akademie der russischen Sprache unter dem Titel: „Powremenoje isdanije", d. h., „Zeitschrift u. s. w.", herausgibt, ist die Uebersetzung eines Aufsatzes enthalten, welchen Paul Solaritsch, ein Illyrier, 1809 italienisch über slawische Sprache und Literatur geschrieben. Es wird darin behauptet: daß die deutsche Sprache zur Zeit Karls des Großen durch die Ausartung slawischer Mundarten an der Donau und der Elbe entstanden ist!

Das Feld der russischen Literatur wird immer ergiebiger an Almanachen. Es sind bereits wieder 3 neue erschienen. Der eine heißt mit einem aus dem Französischen entlehnten Namen: „Bouquet", d. i. „Blumenstrauß" (St. Petersburg, 1829), und ist ein sogenannter Theatetalmanach. Er enthält kleine dramatische Stücke, Fragmente aus größern Dramen, Anekdoten aus der Bühnenwelt u. dgl.; der andere führt den Titel: „Sewernaja Swesda", d. i. „Der Nordstern", und besteht aus Prosa und Versen ohne Kupferstiche. Ein russischer Recensent nennt diesen Stern einen verspäteten sinkenden Stern und meint, daß es gut wäre, wenn er gänzlich unterlassen hätte, am literarischen Himmel aufzugehen. Der dritte endlich der jüngsthin erschienenen Almanache nennt sich: „Karmanaja kniga dla Lubitelei etc.", d. i. „Taschenbuch für Liebhaber der russischen Vorzeit und Literatur", von W. N. Olin (St. Petersburg, 1829). Es gibt darin Prosa, Poesie und Kupferstiche. Unter den prosaischen Aufsätzen ist einer zu gedenken, der die Aufschrift hat: „Göthe's literarisches Leben", und der aus dem Französischen übertragen ist. Aus dem poetischen Theil übersetzt Ref. folgendes kleine Gedicht:

Man fragt so oft: Ist sie auch schön?
Ich halt' dies für ein unnütz Fragen.
Viel weiser ist das andre Wort:
Hört, Freunde, ist das Fräulein reich?
Denn Thorheit ist es sonder Gleichen,
Ein Irrthum von der schlimmsten Art,
Wenn man der leicht bewegten Schöne
Nachsetzt ein unbeweglich Gut.

Es würde zu weit führen, hier einzelne kleine Originalproductionen, als erzählende Gedichte und Novellen, anzuführen, die zwar als besondere Bücher gedruckt sind, aber selbst in ihrem Vaterlande kein Aufsehen gemacht haben. Zu erwähnen ist jedoch, daß in der letzten Zeit mehre Romane von Walter Scott in russischen Uebersetzungen erschienen sind, einer sogar zugleich in 2 verschiedenen, wovon die eine zu St. Petersburg, die andere zu Moskau gedruckt worden. Auch sind 2 deutsche Trauerspiele: Schiller's „Braut von Messina" durch A. Rottschef, und Grillparzer's „Ahnfrau" durch P. Obodowsky ins Russische übersetzt worden.

Merkwürdiger als diese im Einzelnen löblichen Bestrebungen ist in allgemein literarischer Hinsicht die Erscheinung des 12. Theils der Reichsgeschichte von Karamsin. Die Erzählung ist bis zum J. 1611 fortgeführt. Die Herausgeber sagen in der Vorrede: „es verdiene bemerkt zu werden, daß die letzten Blätter, die Karamsin geschrieben, wahrscheinlicherweise die letzte Lecture des Kaisers Alexander gewesen sind. Das Manuscript des nun zum Druck beförderten Theils des Geschichtswerks ward aus Taganrog dem verewigten Autor wiedergesandt, als er schon selbst am Rand des Grabes sich befand". Im Fach der Geschichte ist noch eines neuerschienenen, obgleich viel kleinern Buches zu erwähnen. Hr. Snegiref, Mitglied der moskauischen Gesellschaft für russische Geschichte und Archäologie, hat eine alte, bisher nur in Abschriften vorhanden gewesene Erzählung des Feldzugs des Großfürsten Demetrius, zugenannt der donische, im Druck erscheinen lassen, der Titel heißt: „Drewneje Skazanije", d. i. „Alte Kunde vom Sieg des Großfürsten Demetrius über Mamai". Dieser Sieg, den ein Großfürst von Rußland, 1380, gegen einen Khan der Tataren, Mamai, gewann,

glänzt in der russischen Geschichte als der ruhmwürdige Anfang der Wiederbefreiung von tatarischer Herrschaft.

Die russische Literatur betrauert den Verlust eines ihrer Pfleger und Verbreiter. Den 26. Juli v. J. starb, unweit St. Petersburg, **Alexander Krilof**, ein beliebter russischer Dichter, dessen lyrische und elegische Gedichte sich vortheilhaft auszeichnen. In seinem Nachlaß ist der Entwurf zu einem historischen Roman gefunden worden, der die Sitten und Lebensweise des russischen Volks im 17. Jahrhundert darstellen sollte, aber unausgeführt geblieben ist. Es ist übrigens dieser Krilof nicht mit dem berühmten Fabeldichter Iwan Krilof zu verwechseln.

Indessen A. Krilof daranging, einen historischen Roman zu schreiben, hat ein bis jetzt ungenannter Verfasser einen vollendet, von dem einige Capitel in den letzten Heften des Journals: „Der Sohn des Vaterlands", eingerückt sind. Der Titel desselben ist: „Haidamak", d. i. „Der Räuber", und der Held ein in kleinrussischen Volkssagen berühmter Räuber, Namens Harkuscha, der vor etwa 100 Jahren die Wege und Wälder in Kleinrußland sehr unsicher gemacht haben soll. Der Einfluß des fruchtbaren und befruchtenden großen Schotten auch auf dieses fern vom schottischen Boden emporgekeimte literarische Erzeugniß ist unverkennbar, und da eine bloße Angabe, der Titel und kurze Anzeige des Inhalts dem Ref. zu trocken erscheint, besonders bei Erscheinungen einer ausländischen, nicht leicht zugänglichen Literatur, so übersetzt er ein kleines Bruchstück als Probe der Composition und einen Beleg zu seiner Behauptung, daß Walter Scott's Farbekasten auch hier gebraucht worden ist. Die Erzählung hebt also an: „An einem heißen Nachmittage, im Monat Juli, zog eine Reihe von Wagen von Solotschef nach Sump. Voran fuhr ein Rydwan, oder eine ungeheure Chaise, mit ledernen Vorhängen, kleinen Fenstern in vergoldeten Rahmen und an den Ecken und Seitenwänden mit Verzierungen von durchbrochenem Kupferblech, hinter welchem bunte Folie durchschimmerte. Der viereckige Sitzkasten ruhte auf 4 niedrigen Rädern, die glänzendroth gefärbt waren. Dieses schwere Fuhrwerk ward von 6 wohlgenährten Pferden gezogen, von denen 4 in der Reihe neben der Deichsel gingen, 2 aber vorn eingespannt waren. Der Kutscher und Vorreiter, Beide in Kleidern von weißem, grobem Haustuche, lenkten die 6 Pferde lässig und ungeschickt. Neben dem Kutscher auf dem niedrigen und breiten Kutschbock saß ein kleiner untersetzter Kerl mit langem, hangenden Schnautzbart und in wunderlicher Kleidung. Sein Rock war vierfarbig; der eine Zipfel war blau, der andere grün, das Obertheil roth und die Aermel gelb. Die Mütze auf dem Kopf war gleichfalls seltsam; der Pelzrand an derselben war zur Hälfte von schwarzem und zur andern Hälfte von weißem Schafpelz, der von oberwärts nach ungarischer Art herabhangende beutelähnliche Zipfel war, sowie der Rock, von vierfarbigen Tuchlappen zusammengenäht. Weite Hosen von buntem Zeuche, mit großen verschiedenfarbigen Flicken und Saffianstiefeln, von denen der eine roth, der andere gelb, vollendeten den Putz der grotesken Gestalt, die sich oft in das Innere des Wagens umsah, einige Worte sprach und den ungefügen Kutscher zu einem unwillkürlichen, treuherzigen Lachen brachte. Zwei hochgewachsene Bursche, in blauen, engen Wämsern und Kosackenmützen auf den Köpfen, die auf einem Koffer, welcher hinter dem Wagen aufgeschnallt war, standen, hatten sich nach vornzu übergelegt und lachten zugleich mit dem Kutscher. Vier Reiter endlich, die zu beiden Seiten des Wagens ritten, lachten über das fremde Gelächter, obgleich sie die Reden des buntfarbigen Witzbolds keineswegs hören konnten. Außer diesen ritten noch 2 Reiter etwa 20 Schritt weit voran, riefen den Entgegenkommenden zu, aus dem Wege zu fahren, und überließen sich in geschäftsfreien Augenblicken nickend dem Schlafe. Sechs große Fuhrwerke oder Packwagen wurden hinter der Chaise mit Bauernpferden gefahren und waren mit Lebensmitteln, Flaschen, Geschirr, Betten, Polstern, Kisten und Säcken, Zofen, Köchen und barfüßigen Küchenjungen belastet. Der Zug ward von 2 Jägern zu Pferde beschlossen, die an Leitschnüren gekoppelte Hunde führten, aus kurzen Pfeifen Taback rauchten und mit den Zofen Blicke und lustige Reden wechselten. Die ledernen Vorhänge der Chaise waren vorgezogen, die Fenster zugeschoben und von Außen sah man nicht, wer darinnen sitze; die begegnenden Bauern aber lenkten ehrfurchtsvoll aus dem Wege, sobald sie des prachtvollen Zugs ansichtig wurden, und zogen scheu die Hüte, wenn der Kasten an ihnen vorbeischwankte. Zwei dieser Bauern waren auslenkend gar in ein Ackerfeld gefahren, und als der Zug vorüberwar, entspann sich folgendes Gespräch". (Hier folgt nun in Walter Scott's Manier eine 4 Octavseiten lange Bauernunterhaltung, die Ref. unübersetzt läßt, um etwas länger bei dem Reisezug des kleinrussischen Edelmanns zu verweilen, in dessen Beschreibung das Vorbild auch nicht zu verkennen ist.) „Während die Bauern sprachen, hatte die Chaise unweit eines Waldes Halt gemacht. Reisende finden jetzt an dieser Stelle eine von Stein zierlich erbaute Kapelle, damals stand aber noch eine hölzerne, deren Wände den Einsturz drohten. Die Kapelle erhebt sich über einem waldigen Thalgrund, in dessen Tiefe eine klare Quelle rieselt. Jetzt erblickt man gegenüber am Wege ein Wirthshaus, zu jener Zeit war aber an der Stätte noch keine menschliche Wohnung zu finden. Dieser einsame Ort gefällt den Reisenden durch die wilde Anmuth der Landschaft, und selten fährt Jemand weiter, ohne wenigstens einige Augenblicke sich hier verweilt zu haben. Nachdem unser Zug angehalten, ward zuerst einer von den Packwagen abgepackt. Die Diener nahmen ein großes Zelt herab, stellten es eilig auf und trugen eine Menge von Betten und Polstern hinein, die einen auf die andern legend, sodaß das Ganze ungefähr wie ein Divan aussah, den sie mit breiten Teppichen bedeckten. Als diese Vorbereitung geendet war, wurden die Seitenvorhänge der Chaise, die mittels großer, messingener Ringe an einer Eisenstange befestigt waren, zurückgeschoben. Zuvörderst sprangen nun aus dem Wagen 2 Jungherren, die minderjährigen Söhne des Edelmanns, derbe, hochaufgeschossene Bursche von 18—20 Jahren. Ihnen folgte ihre Schwester, ein junges Mädchen von 16 Jahren, keine Schönheit, aber, trotz ihrer unregelmäßigen Züge, ein anmuthiges Bild eines kleinrussischen Edelfräuleins. Hierauf stieg ein Mann heraus von etwa 30 Jahren, von einem angenehmen Aeußern und einem hohen, kräftigen Wuchs. Endlich erhob sich aus der Chaise eine ungeheure männliche Gestalt von einer ausnehmenden Leibeslänge und ungewöhnlicher Dicke. Dies war der Herr von Prosetschinsky. Die Jäger stellten ihm einen Schemel mit einem Polster unter, er ließ sich schweren Tritts auf die Erde nieder, krächzte und schritt langsam, von den Dienern unterstützt, auf das Zelt los; hier streckte er sich auf den Polstern aus, indem ihm unter Kopf und Rücken noch andere Kissen gelegt wurden. Die übrigen Familienglieder nahmen um ihn herum Platz, und zu den Füßen stellte sich jener buntfarbige Mensch, der während der Reise neben dem Kutscher gesessen". Hier fangen nun wieder Gespräche an; doch wir überlassen Hrn. v. Prosetschinsky und seinen Hausnarren, den die Leser in dem buntgekleideten Witzling wol werden erkannt haben, ihrem herben Schicksal, das sie bald ereilen wird, indem der Räuber Harkuscha in dem obenbeschriebenen Walde bereits auf sie lauert. 58.

Neuer Novellenkranz von **Wilhelm Blumenhagen**. Erster Band. Braunschweig, Vieweg. 1829. 8. 2 Thlr.

Neu und gut ist selten beisammen, darum soll man es ehren, wo man es vereint trifft und also dem „Novellenkranz" ein Salve! entgegenrufen. Die 4 Zweige, aus denen er gefloch-

ten, können sich wol sehen lassen, doch ist der erste der Reihe nach, „Der Arzt in der Fremde", es nicht dem Werthe nach, d. h. heißt mit den übrigen im Vergleich. Der junge Arzt erzählt, wie ihm in Deutschland eine Liebschaft untreu wurde, wie es ihm im Vaterlande nicht glücken wollte, wie er mit den Heeren nach Frankreich zog, sich dort niederließ, als praktischer Arzt sich Ruf und Wohlwollen erwarb, von Betschwestern und Missionnairen, und vermittelst deren Aufhetzen vom wüthenden Pöbel verfolgt wurde, endlich aber die liebenswürdige Französin heimführte, die ihm den Unterschied zwischen einer Liebschaft und einer Geliebten erkennen lehrte. Die Barmherzigkeit seiner Mutter gegen einen französischen Soldaten versöhnt ihn mit diesem, dem Bruder seiner nachmaligen Gattin Eulalia, mit der er die Ufer der Loire verläßt und in Paris glücklich in zufriedener Häuslichkeit und der Ausübung seiner Wissenschaft lebt.

Die 3 übrigen Erzählungen tragen sich auf dem heimathlichen Boden des Verfs. zu; die beiden letzten sind obendrein historisch. „Der Vertraute" ist die schon öfters erzählte Geschichte der sogenannten Herzogin v. Ahlen, in deren trauriges Geschick der Graf v. Königsmark verwickelt ward und die seine Ermordung bedingte. Sie ist mit Lebendigkeit und Anmuth vorgetragen, und vermuthlich nur im Unwesentlichen nicht mit dem wahren Verlauf der Sache übereinstimmend. Die Schuldlosigkeit der unglücklichen Fürstin und des ritterlichen Schweden ist ins hellste Licht gesetzt, und der eifersüchtige, obgleich ungetreue Gemahl wurde nicht zum Scheusal verzerrt. Warum der Verf. die Namen änderte und die Stadt, wo sich das allbekannte Ereigniß zutrug, verschwieg, ist nicht einzusehen.

„Mensch, Schicksal und Glaube", berichtet von den Händeln der Stadt Hanover mit ihren Regenten, und der katholischen Geistlichkeit, die sich der Annahme der Reformation widersetzte, für welche sich die Stadt erklärte. Die Leute, welche noch ihre besondere Geschichte bei den Welthändeln haben, sind jung und verliebt, wie sich das versteht; die Geduldigen und Sittlich-Reinen erlangen das Ziel und dauerndes Glück; die Ungestümen, Uebermüthigen, welche nur dem blinden Trieb gehorchen, gehen unter, nicht blos damit die Prophezeiung eines alten Pilgers in Ehren bleibe, sondern auch „weil der Mensch dem Schicksal erliegt, wenn ihm der Glaube als Führer und Leitstern mangelt".

„Das Vermächtniß" wird von 3 Brüdern, handoverischen Landwehrmännern, an einen Husaren ihres Heeres ausgestellt. Von Todesahnung getroffen, setzten sie ihm schriftlich, vor Zeugen, zum Erben ein. Der wackere Krieger labt den Einen im letzten Todeskampf, und sorgt für ein ehrliches Begräbniß für ihn und die Brüder. Aber der Vater, von einem neidischen Freier seiner einzigen Tochter beschwatzt, höhnt den redlichen Husaren und deutelt auf die beleidigendste Weise an dem Vermächtniß. Dem Alten ungleich denkt die Tochter, allein sie muß dem ihr aufgedrungenen Bräutigam die Hand reichen und in trübseliger Ehe ausharren, bis die Deichbrüche im Jahr 1826 sich ihrer erbarmen, den Wüthrich von Mann in den Wasserfluten umkommen lassen und dem ihr treu gebliebenen Husaren Gelegenheit geben, sie, nebst Vater und Kind, zu retten und in der Folge die hübsche Witwe zu heirathen. Einige Krämpfe von deutschem, absonderlich handoverischem Waffenruhm werden ausgespielt; da es ohne Pralerei, am passenden Ort und mit guter Manier geschieht, kann man es dem redlichen Patrioten nicht verargen, zumal er ein so guter Erzähler ist, der zu erregen, zu spannen, zu rühren versteht, nota bene Letzteres auf die rechte Weise. Weil nun auch die Verlagshandlung die äußere Ausstattung mit dem innern Gehalt in Uebereinstimmung brachte, müßte der Leser sehr ungenügsam sein, wenn ihm der „Novellenkranz" nicht gefallen sollte. 34.

Die Geschichte Napoleons nach dessen eignen Angaben. Von Leonhard Gallois. Aus dem Französischen frei übersetzt. Frankfurt a. M., Brönner. 1829. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

Der Titel dieser Schrift muß Jedem, welcher mit dem Gegenstande vertraut ist, in die heiterste Laune versetzen; eine Geschichte Napoleons nach seinen eignen Angaben! Die historische Literatur hat kaum etwas Aehnliches aufzuweisen, man denkt an Paläphatos.

Napoleon legte, wie uns auch Bourrienne neuerlich durch viele Züge lehrt, einen großen Werth auf Das, was die Geschichte einst von ihm sagen werde; selbst als er noch auf dem Throne und deshalb anderweit beschäftigt war, ließ er die Sache nicht ganz aus den Augen und brauchte schon damals bisweilen höchst verwerfliche Mittel, die Thatsachen zu entstellen und zu verfälschen. Wir erinnern beispielsweise nur an die Umstände, unter welchen Berthier's bekannte Relation über die Schlacht von Marengo ihre jetzige Gestalt erhielt; der Leser, welcher sie nicht kennt und sich darüber unterrichten will, findet im 9. Bande des „Mémorial topographique et militaire", oder auch im „Journal des sciences militaires" (Jahrgang 1828, 4. Heft) befriedigende Auskunft. Auf St.-Helena war die Geschichte freilich nicht mehr durch Cabinetsbefehle zu arrangiren, aber in der Muße, deren man genoß, wurde ein wohlerdachtes System mit vieler Consequenz durchgeführt, die Geschichte zu verfälschen. Napoleon wußte sehr wohl, daß jedes nur irgend bedeutsame Wort, welches er sprach, niedergeschrieben und demnächst aller Welt bekanntgemacht werde; in der Form traulicher Herzensergießungen dictirte er deshalb Materialien zu seiner Geschichte; dabei war auch die Wahl der Personen gut berechnet; allzu Widriges und bisweilen Gemeines wurde den englischen Doctoren aufgetischt; in den Mittheilungen an Las Casas erhob er sich eine Stufe höher; das Beste behielt er für die Memoiren auf, die unter seinem eignen Namen jenen Vorläufern folgen sollten. Daß diese weit überschätzten Memoiren eine unmäßige Menge vorsätzlicher Unwahrheiten enthalten, davon kann sich Jeder überzeugen, der die Mühe nicht scheut, sie mit den erprobtesten übrigen Quellen der neuern Geschichte kritisch zu vergleichen; Ref. hat wegen anderer historischen Zwecke sich dieser Arbeit unterziehen müssen und dadurch die Ansicht gewonnen, daß durch die von St.-Helena gekommenen Schriften die Geschichte nur verfälscht werden kann, und daß dies der Zweck des Mannes war, von welchem sie unmittelbar oder mittelbar ausgingen.

Und aus solchen Elementen wird eine Lebensbeschreibung Napoleons zusammengesetzt! mit Beseitigung jeder andern historischen Quelle, ja mit Beseitigung aller historischen Kritik, im blindesten Glauben! Das Buch ist durchaus zu nichts gut, als etwa zu zeigen, wie N. sein Leben dargestellt zu sehen wünschte; der ungenannte Uebersetzer ist freilich ganz anderer Meinung, er sieht es als eine Hauptquelle an und hofft, durch seine Arbeit einen kundigern Forscher zu veranlassen, „dieses fremde Product mit geübterer Hand in den deutschen wissenschaftlichen Boden zu verpflanzen". Dies wollen wir mit Ruhe abwarten und dabei nur wünschen, daß der Forscher nicht, wie sein Vorgänger, bloßer Uebersetzer sein, sondern auch die Hülfsmittel zur Berichtigung von Unwahrheiten, welche jetzt schon reichlich vorhanden sind, mit Kritik und Umsicht benutzen möge. Dann wird das Buch zwar immer noch nicht für eine vollständige Biographie gelten können, aber wenigstens den Nutzen haben, daß die Masse zu der Ueberzeugung kommt, man dürfe denn doch nicht Alles glauben, was in Longwood gesagt worden ist. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1830.

Das Wesen der antiken Tragödie, in ästhetischen Vorlesungen durchgeführt an den beiden Oedipus des Sophokles im Allgemeinen und an der Antigone insbesondere, von H. F. W. Hinrichs. Halle, Ruff. 1827. 8. 16 Gr.

Von jeher hat es die Philosophie sich zu einem ihrer Hauptgeschäfte gemacht, aus ihrem Bereiche heraus die Welt zu erklären, und die Erscheinungen des Lebens und der Kunst haben es sich gefallen lassen müssen, mit jeder neuauftauchenden Schulweisheit nach einem neuen Maßstabe beurtheilt zu werden. Und in der That, wer könnte sich mit einer Wissenschaft befreunden, die, zurückgezogen in das Allerheiligste des abstracten Begriffs, von Dem, was außerhalb desselben liegt, keine Kunde nehmen und der Verpflichtung sich entziehen wollte, die Gesetze, für die sie zum Kampfe ruft, in dem Bestehenden nachzuweisen? Der Spruch des Meisters:

> Grau, Freund, ist alle Theorie,
> Und grün des Lebens goldner Baum,

ist seinem Inhalte nach gewiß nicht viel jünger als die Philosophie selbst, und diese hat es oft genug versucht, durch Anwendung ihrer Lehrsätze auch auf solche Gegenstände, die nicht unmittelbar in ihrem Kreise liegen, ihre Gültigkeit zu bewähren. Staat und Kirche, Naturwissenschaft und Kunst haben den Einfluß der wechselnden philosophischen Ideen nicht zurückweisen können. Was die letztern betrifft, so ist insbesondere die deutsche Philosophie, seit Baumgarten bis auf die jüngste Zeit herab, nicht müde geworden, die Gesetze künstlerischer Schönheit zu erörtern und auf das Vorhandene anzuwenden. So lange sie sich darauf beschränkte, das Wesen der Kunst zu bestimmen und das Bildungsgesetz derselben in ihr und ihren mannichfaltigen Formen nachzuweisen, war sie — wer wollte dies leugnen? — auf ihrem rechtmäßigen Gebiete. Die neueste Philosophie hat sich aber damit nicht begnügt. Zwar liegt ihr die Anmaßung fern, den Kunstbildungen künftiger Zeiten Gesetze vorschreiben zu wollen; denn es ist ja bekannt, wie sie das Reich der Kunst für abgeschlossen und jedes künstlerische Widerstreben durch die Herrschaft der absoluten Wissenschaft für beendigt erklärt; aber wie, wenn die Mondscheinlandschaft vor dem Lichte der aufgehenden Sonne aus dem Schleier der Dämmerung hervortritt, es leicht ist, die Gegenstände, die zuvor zwar auch wesentlich, aber verhüllt da waren, in der vollen Tagesbeleuchtung nachzuweisen, so ist es der neuesten Philosophie ein leichtes und liebes Geschäft, den reinen speculativen Gedanken der Wissenschaft, den früher die Kunst nur in der Weise der sinnlichen Anschauung und Vorstellung, also verhüllt, aussprach, aus seiner Verhüllung zu Jedermanns Erkenntniß hervorzuheben. Wer mit dem Dichter, welcher einst sang:

> Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
> Die Kunst, o Mensch, hast du allein!

in der letztern einen unveräußerlichen Vorzug seines Geschlechts sah und nun klagt, daß die Philosophie ihm die Welt neuer heiterer Kunstgestaltungen mit Einem Male versperre, ihm grausam einen ganzen reichen Frühling zerstöre, dem erwidert sie lächelnd, wie es ja eben in dem Namen und Wesen des Frühlings liege, daß solcher einem Spätern Raum geben, daß auf die Zeit der Blüten und Keime eine Zeit der Reife folgen müsse; diese aber sei nun angebrochen, gleichsam ein neues Testament nach dem alten, das jenem in mannichfaltigen typisch-symbolischen Vorbildungen nur den Weg zu bereiten bestimmt gewesen; wer Ersatz begehre, der finde ihn tausendfach, wenn er zurückblicke auf die Meisterwerke dahingeschiedener Kunstperioden, nicht sowol um an der in ihnen aufgegangenen künstlerischen Herrlichkeit sich zu erfreuen — was Andere, die früher auch die Kunst ein Bild und Gleichniß der Wahrheit nannten, gern verstatteten —, als vielmehr, um in ihnen dem Gedanken nachzuspüren, dessen unvollkommene Offenbarung sie seien, und den die Wissenschaft allein, als den ewigen Kern aus der Schale vergänglicher sinnlicher Beiwerke, herauszuarbeiten im Stande sei. Wenn sich dann zeige, daß die neue Wissenschaft, wie ein neuer Bund zwischen dem Menschen und dem reinen Gedanken, nur erschienen sei, auf daß da erfüllet würde τὸ ῥηθὲν διὰ τοῦ προφήτου, so sei doch solches ungleich mehr als der zweideutige Genuß eines Scheins, den die in der Aeußerlichkeit noch befangene Welt als Schönheit preise und anbete. Es sei ferne von uns, jegliches Beginnen der Jünger dem Meister, vor dem

wir uns in Ehrfurcht beugen, ins Gewissen schieben zu wollen; vielmehr sind wir hier auf dem Punkte angekommen, wo wir es mit Hrn. Prof. Hinrichs, der sich diesen typologischen Theil des Systems zur ausschließlichen Provinz erkoren zu haben scheint, allein zu thun haben. Wie dabei zu verfahren sei, hat er bereits in seinen bekannten „Vorlesungen über Faust", über die diese Blätter zu ihrer Zeit berichtet haben, zur Genüge dargelegt. Die Vorerinnerung des jetzt anzuzeigenden Schriftchens erinnert zuvörderst an sein desfallsiges Verdienst. „Meines Wissens", hebt sie an, „habe ich zuerst in den „Vorlesungen über Göthe's Faust" die innere Nothwendigkeit und Vernünftigkeit eines Kunstwerkes aus der geistigen Idee selbst an und für sich zu entwickeln und die wissenschaftliche Kunstbeurtheilung auf diejenige Stufe zu erheben versucht, welche ihrem Begriffe gemäß ist". In gleicher Weise nun versucht es die vorliegende Schrift, die wissenschaftliche Einsicht in das Wesen der alten Tragödie, insbesondere der Sophokleischen, zu vermitteln. Nach jener Versicherung des Verfs. dürfte es wunderbar scheinen, daß sein späteres Werk fast unbeachtet geblieben, wenn dies nicht so oft das Schicksal gerade des Trefflichsten wäre. Wir lösen daher eine Schuld gegen den Verf. wie gegen das Publicum, wenn wir dieses, ob auch spät, auf die übersehene Erscheinung aufmerksam machen. Eine kurze Angabe des Hauptinhalts wird dazu genügen.

Die 1. Vorlesung betrachtet zunächst das menschliche Leben als Familienleben. Da heißt es: „Der Liebe Quell ist das Familienleben, woraus die Liebe entspringt. Was die Familienglieder als Glieder eines Ganzen lieben, ist wiederum die Liebe. Denn diese Liebe ist die allseitige Liebe der Familienglieder zu einander, welche keine Selbstliebe und Eigenliebe sein kann. Vielmehr ist die Selbstliebe und die Eigenliebe in der Liebe gänzlich aufgegangen, und weil darum in der Liebe überhaupt die Liebenden gegenseitig ihre Selbstliebe aufgeben, sind sie in der Liebe, oder können nur die Liebe lieben. Indem also Liebe nur die Liebe wollen kann, ist es die Liebe, welche geliebt wird, oder was liebt, liebt um der Liebe willen". Mit gleichüberzeugender Klarheit entwickelt hierauf der Verf. aus dem Familienleben das Leben im Staate. Hier lesen wir (S. 5): „Der Staat ist das Ganze, in welchem dieselben (die Individuen) nicht mehr, wie in der Familie, blos Glieder durch empfindende Liebe, sondern Personen durch geistige Ausbildung sind. Als solche (?!) ist der Staat ihr allgemeines Interesse und wirklicher Wille, welcher in der Form des Gedankens als die Gesetze bekannt sind (!) und allgemein gelten" (!). Wir geben diesen Satz als eine Probe von der stylistischen Kunst des Verfs., über die sich freilich die neueste Philosophie meist sorglos hinwegsetzt. Das weitere Raisonnement läuft in der Hauptsache auf Folgendes hinaus: Wie die Familie in der Liebe und der Staat im Gesetz, so lebt das Volk in Liebe und Gesetz, oder das Volk vereiniget Beides. Das Leben des Volkes aber spricht sich in der Sitte aus. Weil nun das Princip der Familie und des Staats nicht eines und dasselbe ist und das Individuum, indem es nur eines dieser verschiedenen Interessen ergreifen kann (ei, warum denn? fragen wir), eben damit das andere verletzen muß, so folgt, daß das handelnde Individuum, es mag es anfangen, wie es wolle, in Schuld komme, sobald es handelt (!), aber ebendaher auch, daß seine Handlung Genugthuung und Verletzung zugleich und als solche die wahrhaft tragische Handlung sei. Familie und Staat sind sonach die 2 ersten tragischen Mächte. Die dritte, die aber nicht handelt und sich nicht zur tragischen Person erheben darf, ist das Volk — im Chor. Da das Weib die Familienliebe am reinsten empfindet, und der Mann das Staatsgesetz am persönlichsten verwirklicht, sind Beide die wahrhaft tragischen Personen (nun wissen wir doch, warum gerade Männer und Frauen, nicht Pferde, Hunde und Affen die tragische Bühne betreten dürfen; im Lustspiele ist so etwas vermuthlich eher zu ertragen!), und der Chor muß Beiden auf gleiche Weise zugethan sein. Das Weib aber individualisirt als Schwester die sittlichste Bedeutung seiner tragischen Macht, sowie der Mann als Fürst den Staat am individuellsten darstellt, und auch der Chor erreicht seine größte Höhe, wenn Schwester und Fürst, „als die höchst sittliche Individualisirung der tragischen Mächte", die Hauptpersonen der Handlung sind. — Wir gedachten das Büchlein mehr leicht und scherzhaft zu behandeln; allein, die Sache hat auch ihre sehr ernsthafte Seite, und unwillkürlich fühlen wir uns in eine Stimmung fortgezogen, die diesen Blättern nicht zusagen und ein heiteres Urtheil, wie wir es beabsichtigten, unmöglich machen möchte. Wir fügen daher nur noch Folgendes hinzu.

Der Verf. meint, uns die Grundfäden des antiken Trauerspiels vor Augen gelegt zu haben; aber abgesehen von dem Unhaltbaren in der obigen Schlußfolge und von dem vielen Willkürlichen, das in der weitern Ausführung mit unterläuft und worüber wir freilich die Leser auf die Schrift selbst verweisen müssen: wer sieht nicht schon hier, daß der Gegensatz zwischen Familie und Staat wol allenfalls auf die beiden „Oedipus" und „Antigone", keineswegs aber, wenn wir auch nur bei dem Sophokleischen Trauerspiel stehen bleiben, auf „Ajax" und „Philoktetes" seine Anwendung finde? Und wenn wir (S. 12) erfahren, der Chor, als gegensatzlos, müsse beiden Mächten und Personen auf gleiche Weise zugethan sein, wie paßt denn dies, um ein recht schlagendes Beispiel anzuführen, auf den Chor in der „Elektra"? Oder sollen diese Stücke etwa als solche, deren Vernünftigkeit nicht zu erweisen stehe, von der Regel ausgenommen werden? Muß man nicht annehmen, der Verf. habe seinen Tiefsinn voraus niedergeschrieben und sich dann erst nach Beispielen umgesehen, die ihm freilich nur die besprochenen Tragödien des einen griechischen Meisters nothdürftig gewähren konnten? Ist das aber die dem Philosophen geziemende objective Auffassung, die ohne vorgefaßte Meinung die

Bedeutung des Gegenstandes aus ihm selbst unbefangen entwickelt? Oder ist es die Weise Derer, von denen geschrieben steht:

Im Auslegen seid nur frisch und munter!
Legt ihr nichts aus, so legt ihr was unter?

Ob einer solchen Weise aber der stolze Ton gebühre, mit dem die Vorerinnerung (s. o.) einleitet, überlassen wir der Beurtheilung des Lesers. Freilich hat der Verf., wenn wir ihm glauben, die Vernünftigkeit der besprochenen Trauerspiele erwiesen; aber indem er uns im Dunkel läßt, was er von den übrigen zahlreichen tragischen Erzeugnissen des Alterthums halte, gibt uns seine Darstellung zugleich nicht undeutlich zu verstehen, wie leicht wir derselben insgesammt entrathen können, seitdem uns die Philosophie zu einer Höhe geführt hat, auf der wir „in der Weise des Gedankens" erkennen, was die frühere unwissenschaftliche Zeit „in der Weise der Vorstellung" nur schwach versinnbildete. Wir indessen leben des frohen Glaubens, daß die dichterischen Meisterwerke des Alterthums allerdings nicht blos durch die ihnen inwohnende Schönheit, sondern auch als Ausdruck der erhabensten Ideen des Menschengeistes uns wie ein theures Vermächtniß werth bleiben müssen, daß aber auch ferner, so lange es für den Zauber der Schönheit empfängliche Herzen gibt, die Kunst in mehr oder weniger gelungenen Werken zu den Menschen sprechen werde, um, während die Philosophie die Erkenntniß des Endlichen im Unendlichen sucht, die Harmonie Beider in irdischen Gestalten zur Anschauung zu bringen. 59.

Bemerkungen über die Bekanntmachung der Lehrgegenstände an der polytechnischen Centralschule in München.

Niemand, dem das Unterrichtswesen nicht überhaupt gänzlich fremd ist, wird ohne Erstaunen in dieser Bekanntmachung lesen, wie viel das neue münchner Institut in der kurzen Zeit von 6 Halbjahrscursen zu leisten verspricht. Bei dem Eintritt nämlich wird von den Schülern nicht mehr verlangt, als: „Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen nach den 4 Rechnungsarten und der Regel de tri"; und wann sie die Anstalt verlassen, so haben sie bereits im technisch-chemischen Laboratorium gearbeitet, die Maschinenlehre ebenfalls ausübend betrieben, im Bauwesen Entwürfe nach Programmen ausgearbeitet! Daß man den mit so geringen Vorkenntnissen versehenen Zöglingen in 3 Jahren einen Anstrich von Diesem und Jenem und eine für ihr späteres Leben und Wirken verderbliche Einbildung beibringen könne, bezweifeln wir keineswegs; aber daß die in der Bekanntmachung angegebenen Stufen auf eine nützliche (d. h. wissenschaftliche und nicht flach populaire) Weise zu erreichen sein werden, davon haben uns selbst die Einzelheiten des publicirten Lehrplanes nicht überzeugt; auch zweifeln wir, ob sie dieses bei andern Lesern werden bewirken können. Vielmehr fällt gerade auch in diesen einzelnen Angaben Manches sehr hart auf, theils wegen seiner Unzweckmäßigkeit, theils auch wegen der unrichtigen oder unklaren Weise, mit welcher es vorgebracht ist.

Im ersten Curse wird unter Anderm gelehrt: „Geometrie, und zwar die Lehre von der Congruenz ebener Figuren sowol für sich, als in Verbindung mit dem Kreise". Hoffentlich wurden bei den Vorträgen die Begriffe eben und geradlinigt besser unterschieden. „Physik, vorzüglich experimentale, ohne Anwendung der Mathematik". Wenn bei der polytechnischen Centralschule eines Königreichs die Physik so gelehrt wird, was soll in Mädchenschulen mittler Städte geschehen?

Im zweiten Curse heißt es bei der Geometrie: „und zwar die Lehre über die Aehnlichkeit der Figuren und dabei stattfindenden Verhältnisse, vom Flächeninhalte, der Theilung und Verwandlung der Figuren". Wir haben uns die Construction dieses Satzes nicht klar machen können.

Im dritten Curse kommt vor: „Technische Chemie mit Zuziehung der Lehren der Physik, und mit besonderer Rücksicht auf Baumaterialien". Soll denn die polytechnische Centralschule eine Bauschule sein? Außerdem können wir nicht begreifen, wie von der technischen Chemie gerade die allermagerste und nutzloseste Seite herausgehoben wird. Wie ungleich wichtiger sind dem Hüttenmanne, dem Färber, dem Brauer u. s. w. die Grundsätze der Chemie als dem Bau- oder Werkmeister. Die Mörtelbereitung allein könnte chemische Kenntnisse in Anspruch nehmen, und selbst hierin ist die Praxis in der That recht gut ohne chemischen Unterricht zu erwerben. Wie viel mehr kann auch in den andern Zweigen der technischen Chemie dargestellt werden, als in der Behandlung der Baumaterialien! Daß mit technischer Chemie gleich angefangen wird, mag aus dem gleichen Grundsatze hervorgehen, wie der Vortrag der Physik ohne Mathematik.

Jenem Grundsatz aber (die jungen Leute ohne viel wissenschaftlichen Aufwand so schnell als möglich fertig zu machen) widerspricht sehr auffallend, daß im vierten Curse „reine descriptive Geometrie" gelehrt und die Ausarbeitung von Aufgaben besonders vorgenommen wird. Während sonst überall das allgemeine Theoretische möglichst übergangen wird, finden wir hier einen besondern theoretischen Vortrag der angewandten Geometrie, denn etwas Anderes ist ja beschreibende Geometrie nicht.

Im fünften Curse kommt vor: „Technologie und Gewerbstatistik in Verbindung mit technischer Geographie". Dieser sonderbar ausführliche Titel sticht auffallend von der Allgemeinheit mancher anderer Angaben ab.

Unverständlich war uns der Schluß der Bekanntmachung: „Die Attribute der Schulen werden stets als Hülfsmittel beim Unterrichte benutzt werden".

Hauptsächlich müssen wir aber eine große Lücke in dem Unterrichtsplane rügen. Im zweiten und dritten Semester kommt nämlich Elementaralgebra vor, in den 3 folgenden Cursen fehlt die analytische Mathematik gänzlich; vergebens suchten wir auch in dem Plane die analytische Geometrie und Trigonometrie, ohne welche unsers Bedünkens eine jede polytechnische Schule sehr mangelhaft ist, die Centralanstalt eines Königreichs aber sich herabsetzt.

Es ist in der That unser aufrichtiger und eifriger Wunsch, dessen Erfüllung wir aber auch getrost erwarten: daß nicht im lieben deutschen Vaterlande eine Bildungsmethode für technischen Beruf einreißen möge, bei welcher die Zöglinge wol schwatzen aber nicht wirken lernen. 60.

Lateinisch dichtender Patriotismus.

Die lateinische Sprache ist nicht blos für Münzlegenden und Lapidarstyl heut noch die brauchbarste; sie kann auch, recht gehandhabt, besonders in der Poesie, patriotische Gelübde aussprechen. Das neueste Beispiel dazu gibt eine wahrhaft classische Dichtung, welche den königl. bairischen Reichsrath und Präsidenten des protestantischen Consistoriums in München, den durch seine lateinische Geschichtschreibung und seine gediegenen Vorlesungen in der münchner Akademie der Wissenschaften, sowie durch die Herausgabe von Jacobi's

Werken auch im Auslande bekannten **Friedrich Roth** zum Verfasser hat. Die willkommene Veranlassung dazu gab der im November v. J. in München auf vielfache Weise feierlich begangene Eintritt des Kronprinzen Maximilian in die Volljährigkeit. Mit feinem Takt wählt der Dichter jenes in glyconischem Sylbentanz einherschreitende strophenartige Metrum, worin Catull (in seinen Gedichten das 60.) ein so liebliches Epithalamium gedichtet hat, wobei er auch die Basis, wie sie Catull hat, streng beobachtete. Doch nicht nur Klang und Gesang sind in diesem classischen Zuruf in 18 Strophen ganz römisch, auch die Gesinnung, auch der Schwung erinnern an eine alte Zeit, wo man in Europa die altrömische Poesie in allen Ländern noch immer für das Vornehmste der lingua volgare gegenüber hielt. Das Gedicht ist zwar auch schon durch besondern Abdruck in die Hände mehrer Kenner und Musenfreunde gekommen. Allein es mag wol auch in diesen Blättern, welchen nichts Treffliches fremd bleiben soll, eine Probe daraus aufgenommen werden, damit Begierde nach dem Ganzen erweckt werde. Der Dichter vermißt gleich Anfangs den gefeierten Erstgeborenen in der Mitte der Seinen, dann fährt er fort:

Cur abest aquila satus
Pullus egregius procul
Vertice a patrio, caret
Sede amica, alacri caret
Nidi murmure aviti.

Sit modus querimoniae;
Subtrahit cupientibus
Dulce visere iam caput,
Forte consilium *patris*
Mens et provida Regis,

Quae sui studii tenax
Et suam recolens vicem
Filium juvenilibus
Credit illecebris procul
Noto Pieridum antro.

Martium veluti genus
Saepe progeniem suam,
Ne sibi absimilis foret,
Strenue gelidae dabat
Rheni fluminis undae.

Blos um unkundigen Lesern die Hauptidee anzudeuten, stehe hier folgende Uebertragung. Manches, wie den Schluß der ersten Strophe, möchte auch der geübteste Uebersetzer eines Gedichts, dessen Hauptschönheit im leichten, ungezwungenen Fluß des Versbaues besteht, genau und ohne unserer Sprache Gewalt anzuthun, kaum übersetzen können.

Warum weilet des hohen Aars
Auserkorener Stämmling, fern
Von dem Horste des Vaters, fehlt
Dem befreundeten Sitze, fehlt
Hier, wo's schwirret im Neste?

Schweigt, ihr Klagen! von allen, die
Anzuschaun das geliebte Haupt
Unaussprechliche Sehnsucht treibt,
Hält ihn Rathschluß des **Vaters** fern
Und die Klugheit des **Königs**.

Er, der fest im Beschluß beharrt,
Eingedenk der Erfahrungen,
Glaubt ihn von der Verführung Netz,
Die den Jüngling umgarnet, fern
In des Musenquells Grotte.

Wie der krieg'rische Urstamm einst
Jeder Neugeburt Erstling, daß
Nie ungleich sie dem Vater sei,
Schonungslos in des Winters Frost
Taucht in Fluten des Rheines.

Unstreitig wird der in Pforte gebildete Professor Mitscherlich in Göttingen aus der Grotte der Pieriden den Wiederklang nicht fehlen lassen. Wir wollen gern berichten, wenn uns Kundschaft davon zukommt. Wir aber erinnern uns nur noch eines gleich meisterhaften lateinischen Gedichts in demselben Versmaße, welches der für alle Musenkunst jenseits der Alpen zu früh verstorbene Professor Reisig in Halle zur Vermählung des Kronprinzen von Preußen gesungen hatte. 57.

Spaziergang an das Mittelmeer, von **Ludwig Würth**. Erster Theil. Hinreise. Mit malerischen Ansichten. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. beschreibt eine von Rothenburg an der Tauber über Schwäbisch-Hall, Stuttgart, Tübingen, Schafhausen, den St.-Gotthard nach Mailand und Genua gemachte Reise. Wenn auch von diesen oft beschriebenen Gegenden nichts Neues gesagt wird, so empfiehlt sich doch dieser Reisebericht durch kurze, einfache Darstellung und kann für Denjenigen, welcher nur kurze Zeit auf eine solche Ausflucht zu verwenden hat, recht nützlich sein, indem die wesentlichen Merkwürdigkeiten, welche jene Gegenden darbieten, vorgehoben sind. Die Beschreibung der Schweizerberge und -Thäler ist oft erfreulich, sowie Das, was der Verf. über Mailands Dom, die Galerie della Brera, welche ein Gemälde Rafael's aus seiner Jugendzeit, die Hochzeit der Maria, enthält, die Galerie San-Ambrogio und das große Theater alla Scala sagt, nicht ohne Interesse ist.

Weniger glücklich ist der Verf., wenn er sich im Sentimentalen versucht, wo ihm besonders ein nach einem Nachtlager auf dem Furka in der Entzückung über die Größe der erwachenden Natur gefertigtes Gedicht, worin er vom Adler sagt:

Dem Starken erliegt
Das Murmelthier.

ganz mislungen ist.

Im 2. Theil verheißt der Verf. die Beschreibung der Rückkehr über Venedig, Triest und Salzburg. 62.

Aus einem Briefe.

Stuttgart, 9. Januar 1830.

— — Unser Geheimerath hat auf einen Antrag des Ministers des Innern, aus Veranlassung der Eingabe der deutschen Buchhändler, diesen beauftragt, ein neues Gesetz über den Nachdruck auszuarbeiten, in welchem derjenige Schutz, der bisher durch Privilegien ertheilt wurde, auch ohne besondere Privilegien den Schriftstellern und Verlegern gewährt werde. Sollte sich übrigens das neue Gesetz darauf beschränken, so kann es sehr wenig nützen, da Privilegien bisher gewöhnlich nur für 6 Jahre gegeben wurden, auch unter der Firma eines Auszugs, der gestattet ist, ein Nachdruck gegeben werden kann, wenn ein paar Sätze eines Werks weggelassen werden. — Ueberdies wird die Zeit nicht erlauben, das neue Gesetz den am 15. Jan. zusammentretenden Kammern vorzulegen, die Sache kann daher erst auf dem nächsten ordentlichen Landtage im J. 1833 vorkommen, und so lange ist es also Jedem noch erlaubt, ad libitum nachzudrucken. 61.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 21. —— 21. Januar 1830.

Jeanne d'Arc, pöeme, par Madame ***. Paris, 1829.

Gefühlvolle Recensenten glauben nicht selten, dem schönen Geschlecht einen Dienst zu leisten, wenn sie die Schriften desselben mit übertriebener Zartheit, mit galanter Höflichkeit beurtheilen. Es geschieht nicht aus Gefühllosigkeit, wenn ich dem Beispiele meiner Collegen nicht folge; nicht aus Uebermuth, wenn ich dem schönen Geschlechte den Weihrauch nicht so dienstfertig spende als jene gefühlvollen Recensenten. Des Uebermuths sind Die zu beschuldigen, welche die literarischen Leistungen der Frauen so wenig achten, daß sie wähnen, jene bedürften ihres Schutzes. Den Schriften der Damen, welche bis auf die neueste Zeit so oft neben den besten Schriftstellern genannt zu werden verdienten, dürfen wir bei der Anerkennung des Verdienstes auch die strenge Prüfung nicht versagen: wer keine Kritik verdient, ist selten des Lobes würdig. Vorzüglich gebührt die Unparteilichkeit, auf welche ich für die Schriften des schönen Geschlechts in seinem Interesse Anspruch mache, denjenigen Frauen, welche, nicht zufrieden, ihre Worte gedruckt und ihren Namen im Bücherkatalog zu sehen, den Wetteifer mit den anerkannten Mustern nicht scheuen oder selbst als Muster für Andere dienen wollen.

Einen solchen Beruf fühlt die anonyme Dichterin, welche sich an Schiller, Southey und eine Unzahl französischer Dichter zur Vertheidigung der Heldin von Arc anschließt und derselben 12 Gesänge in einem Octavband von 500 Seiten widmet. Von Neuem das Wundermädchen aus Domremi zu besingen, von Neuem die siegreiche Jungfrau vor der Ungläubigkeit ihrer Landsleute zu schützen, genügt ihr nicht. Sie will der französischen Dichtung überhaupt eine unbeschränktere Laufbahn eröffnen, die Hindernisse wegräumen, welche auf der vielbetretenen Bahn durch die Routine überhandgenommen haben.

Wortarmuth, Vers- und Stylkünstelei erscheinen ihr, nicht ohne Grund, als hauptsächliche Hindernisse der Dichtung.

Wir Deutsche haben zwar auch manches schöne Wort der ältern Dichter unnützerweise aufgegeben; aber die Armuth, zu welcher absichtlich die französischen Dichter ihre Sprache heruntergebracht haben, erregt unsere Verwunderung. Dauerte diese Verarmung fort, so dürfte bald der französische Dichter nichts mehr mit dem Namen nennen, und Alles nur durch Umschreibungen andeuten, nach Art Delille's. Die Eigennamen blieben nicht verschont, und Frau *** sogar glaubt sich entschuldigen zu müssen, daß sie den Fluß Sargues und die Männer Fierbois, Jargeau, Baudricourt nicht umtaufte. Das Wort papa gebraucht sie, schreibt aber eine Seite zur Entschuldigung. *) Sie ist kühn genug, eine Katharine Katharine zu nennen, gibt aber selbst einen Namen an, welchen man dafür in den Vers nehmen dürfe, nämlich: Aloise. Den Ankläger der Johanna (Nicolas Loyseleur) nennt sie geradezu — Marcel, und den Namen Patai, welcher ihr übel klingt, würde sie nicht gebraucht haben, sprächen nicht andere Dichter von der bataille de — Cannes. **)

Noch mehr als gegen die Wortarmuth, eifert unsere Dichterin gegen Verskünstelei. Denn die französischen Rigoristen begnügten sich nicht, eine zu große Anzahl von Wörtern aus der Dichtung zu verbannen; die unangefochtenen Wörter theilten sie streng in poetische erster und zweiter Classe. Die erste hat volles Bürgerrecht auf dem Parnaß, die zweite besteht aus den Beisassen und soll nicht am Ende des Verses stehen: so die Wörter, welche auf ant, ent, ir endigen. Man fragt sich nun, warum Frau ***, welche jede Ziererei anfeindet und die einengenden Grundlagen der Versification mit einem „Notenpapier" vergleicht, dem Ende ihrer Verse die alten Fesseln anlegt, freilich nicht in den ersten Gesängen, weil „diese Einfachheit er-

*) Frau *** theilt in den Anmerkungen zu dieser ersten Ausgabe Varianten mit. Darin erklärt sie, warum sie den Text nicht durch die Varianten verbessert hat, sondern die Varianten durch den Text. Aber für den Vers: „Quand *papa* sera mort ils dépendront de moi (sie legt diese Worte dem jungen Ludwig XI. in den Mund) schlägt sie dreierlei Varianten vor, die man nach Belieben in den Text aufnehmen dürfe: „A la mort de mon père ils dépendront de moi; Quand mon père mourra, l'on dépendra de moi etc."

**) Wie sich dies Alles aus den Seiten 131, 382, 391, 433, 446, 453, 468 ergibt.

foderten". Andererseits kann ich, wiewol selbst der Versçiererei abhold, nicht die Ansicht theilen, daß die Verse nicht „musikalisch" zu sein brauchen „weil jedes Instrument, sogar die Mohrentrommel, für das Ohr harmonischer sei als die schönsten Verse"; ich kann es um so weniger zugeben, da der Gesang unserer Dichterin an vielen Stellen meinem Ohre harmonischer klingt als die Harmonika selber, mit welcher es doch die Mohrentrommel nicht aufnehmen kann.

Ueber Stylkünstelei endlich bemerkt Frau *** mit Recht, es verhalte sich damit wie mit der übergroßen Civilisation, welche vor lauter Delicatesse ausartet. Besonders gefällt mir eine bei Frau ***, der altfranzösischen Poetik zum Trotze, oft wiederkehrende Kühnheit, das enjambement, d. h. auf gut deutsch: das Verziehen des Sinnes eines Verses in den folgenden Vers, denn „lorsqu'on n'en abuse pas", sagt sie mit Recht, „l'enjambement frappe de ces coups qui marquent ou terminent vigoureusement une période".

Auch in der Behandlung des Stoffes geht Frau *** auf eine Neuerung aus. Die Thaten der Johanna von Arc waren von den Meisten, Geschichtschreibern sogar, nicht sehr der Wahrscheinlichkeit gemäß geschildert worden; Frau *** hingegen, welche dichtet, findet in Johanna so viel Wunderbares, daß sie für gut hält, sich nicht auf Fabelhaftes einzulassen und sich im Allgemeinen avec la scrupuleuse exactitude an die Geschichte zu halten.

Es ist ihr gleichgültig, ob man ihr Gedicht ein Epos nenne oder nicht; „vielleicht", gibt sie zu, „sei es nur ein geschichtlicher Roman in Versen", dieser sei aber im Grunde nicht vom Epos verschieden. Wenn es auf den Namen ankömmt, so möchte ich die neue „Jeanne d'Arc" eher eine romanhafte Geschichte in Versen nennen. Nicht blos die Einzelnheiten sind historisch, und Frau *** besteht darauf durch die immer wiederkehrende Bemerkung: „tous ces faits sont historiques"; auch der Plan des Ganzen gleicht der Anlage eines Geschichtsbuches. Anstatt, nach epischer Weise, den Faden der Begebenheiten an seiner Mitte zu ergreifen, oder wenigstens mit dem Kampfe vor Orleans zu beginnen, von welcher Zeit bis zum Tode der Jungfrau nur ein Jahr verstrich *), macht Frau *** den Anfang mit sehr genauen Nachrichten über den Geburtsort, die Aeltern, die Geburt, die Kinderjahre Johannas, und zwar erst im 2. Gesang. Der 1. ist ein ernstes, rein-historisches, versifizirtes Vorwort, und sein Inhalt, nach den Worten der Verf., „Einleitung. Blödsinn von Karl VI., mit dem Beinamen le Bien-Aimé. Sein Tod. Zustand Frankreichs in diesem Zeitpunkte". In chronologischer Reihenfolge wird das Leben der Heldin entwickelt, bis endlich im 12. Gesang mit fast juristischer Ausführlichkeit der Prozeß eingeleitet, verhandelt, entschieden und das Urtheil vollzogen wird: „Verhör der Johanna. Hinterlist. Verrath. Sie wird verurtheilt rc. Man führt sie zum Tode. Einzelheiten des Todes. Beschluß". Romanhaft wird die Geschichte, welche so vielen Stoff zum Romanhaften darbot, nur dadurch, daß in dem 5. und 6. Gesang Johanna nicht erwähnt wird; das plötzliche Wiedererscheinen der Heldin macht Effect. Aber diese Gesänge sind nur ein geschichtlich-langweiliger Abstecher, ein Blick auf die gleichzeitigen Begebenheiten in Neapel.

*) Sie verließ Domremi im Februar 1429 und wurde den 30. Mai 1431 verbrannt.

Ein Muster geschichtlicher Genauigkeit, läßt sich Frau *** 1) auf chronologische Daten ein, wie nach der Entsetzung von Orleans:

L'espace de *cinq jours* amène ce prodige;

2) auf kritische Bemerkungen, dergleichen man in den Anmerkungen eines historischen Werkes sucht. Sie rügt z. B. in Versen die Schriftsteller, welche 2 Johannas (nicht unsere Heldin) mit einander verwechselt haben:

. . C'est pour la première un surcroit de malheur
Que souvent on confonde et leurs noms et leurs moeurs;

3) auf Einzelheiten der Etikette, die man nur in unpoetischen ministeriellen Zeitungen zu lesen gewohnt ist:

Tous les corps de l'état se présentent au Roi,
Apportent à ses pieds le serment de leur foi;
On vient y déposer les clés selon l'usage!

Wird sich auch hier Frau *** entschuldigen: il faut s'en prendre à l'histoire que je ne pouvais pas changer? Ich will nicht geradezu behaupten, der Stoff eines Epos müsse ein erfundener sein, wie Boileau glaubt:

. . . . . . La poésie épique
Se soutient par la fable, et vit de fiction;

man wähle ihn aus der wahren Geschichte, man gebe sogar dem Erfundenen das Aussehen der Wahrheit, nur suche der Epiker, aus dem Wahren oder Wahrscheinlichen wahrhaft poetische Momente aufzugreifen, nur verlösche er nicht alle Täuschung durch prosaische Etikette, Chronologie und Kritik!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Spanien.

Die große Wahrheit, daß jede politische Revolution zugleich eine moralische sei, bewährt sich auch in Spanien. Der Solanowind der Schlaffheit und des Stumpfsinns, der früherhin alle transpyrenäische Gemüther austrocknete und den Geist welkmachte, hat aufgehört zu wehen, nachdem politische Stürme die Luft gereinigt. Der Geist ist vom Schlummer erstanden; er regt sich; er blickt um sich; er bildet und baut auf. Freilich sind die Erzeugnisse erwachender geistiger Regsamkeit nicht alle von gleichem Werth; aber genug, daß Streben und Regsamkeit, Ringen nach dem Kranze und Liebe zum Bessern zu herrschen beginnen. Rücksichtlich historischer Thätigkeit nennen wir hier zunächst: „Historia de la dominacion de los Arabes en España, sacada de varios manuscritos y memorias arabigas. Por el Doctor D.

José Antonio Conde" (2 Bände, Madrid).*) Einen Theil derselben Geschichte behandelt: „Historia del rebelion y castigo de los Moriscos del reyno de Granada, hecha por *Luis de Marmol Carvajal*" (zweite Ausgabe, 2 Bände, Madrid). D. Jose Antonio Conde, der jüngste Geschichtschreiber der maurischen Herrschaft in Spanien, hat sich durch sein Werk, das mit so vielem Fleiß geschrieben ist, einen immerwährenden Namen in der spanischen Literatur erworben. Der 1. Theil, der einzige, welcher während des Verfs. Lebzeiten gedruckt ist, umfaßt die Geschichte der Ommaijaden in Spanien; der 2. behandelt den anarchischen Zustand der nächstfolgenden Zeit, nebst der Erhebung und dem Falle der Almoraviden und Almodaden; der 3. und anziehendste Theil bespricht die Ereignisse von Granada. Luis de Marmol de Carvajal behandelt in 2 Bänden den letzten Gegenstand mit Fleiß, Treue, Unparteilichkeit und Freimüthigkeit: Eigenschaften, die man früher bei spanischen Historikern selten fand und größtentheils vergeblich suchte. — Das kleine Werk, welches wir demnächst als Beweis der wachsenden Thätigkeit und des Kunstfleißes in Spanien nennen, heißt: „Conveniencia de las asociaciones productivas para las obras de utilidad publica. Por Don *Antonio Prat*" (Madrid, 1828). Der Verf. zeigt den Nutzen und die Nothwendigkeit der Einführung der in England bestehenden Joint-Stock-Compagnien in Spanien und verdient nicht blos Lob wegen des patriotischen Eifers, der aus jedem Blatte uns anhaucht, sondern wegen der klaren Auseinandersetzung seiner Grundsätze und wegen seiner statistischen Kenntnisse. — Mit einem kühnen Sprunge versetzen wir uns aus dem Gebiete der Staatswirthschaft in das der Kalligraphie, indem wir folgendes Schriftlein anführen: „Coleccion de muestras de letra bastarda española, escritas por Don *José Francisco Iturzacta*, presedidas de un breve metodo de hacer uso de ellos" (Madrid, 1827), in welchem der Verf. zeigt, daß die Buchstabenmalerei in den biscayischen Provinzen der englischen (bisher in Spanien herrschenden) Schreibweise weit vorzuziehen sei. Die typographische Ausführung des Werks gibt eine höchst vortheilhafte Vorstellung von dem gegenwärtigen Zustande der Buchdruckerkunst in Spanien, und namentlich in Madrid. — Die schöne Literatur der Länder diesseits der Pyrenäen wirft erweckende Sonnenstralen auf die transpyrenäische Halbinsel. Das englische beliebte Büchlein „Forget me not" ist nämlich auch auf castilischen Boden verpflanzt; man muß aber nicht denken, in bloßer treuer Uebertragung, sondern es trägt auch Originalblüten in Prosa und in Versen. Der Titel ist: „No me olvides. Coleccion de producciones en prosa y verso originales, imitadas y traducidas para 1829. Por Don *Pablo de Mendibil*". D. P. de Mendibil nämlich ist von der spanischen Revolution nach London gejagt worden; aber die Revolution hat ihn nicht verwilbert. Er lebte in London geachtet durch seine Kenntnisse und geschätzt wegen seines Charakters. Er war früherhin Advokat und Herausgeber des besten spanischen Journals. Sein Geburtsort ist San Sebastiani. Das „No me olvides" ist das Unbedeutendste seiner literarischen Thätigkeit. Er hat das englische Büchlein nur theilweise übersetzt; den größten Theil bilden Originalaufsätze, unter denen den Freund spanischer Sitte und Lebensweise besonders „El remolon de la escuela" anziehen wird. — Nun auch etwas Kritisches. Die Grundsätze der spanischen Kritiker aus dem vorigen Jahrhundert, hinsichtlich des dramatischen Verdienstes ihrer Dichter, haben lebhafte aber fruchtlose Streitigkeiten veranlaßt. Die Werke Lope de Vega's und Calderon's sind nach den Regeln des griechischen Theaters beurtheilt, und man hat entschieden, daß, da alle frühere spanische Theaterstücke gegen das Gesetz der Einheit verfaßt sind, dieselben als fehlerhafte und absurde Erzeugnisse zu betrachten seien. Diesen und ähnliche Gegenstände beleuchtet die Schrift: „Discurso sobre el influjo que ha tenido la critica moderna en la decadencia del teatro antiguo español, y sobre el modo con que debe ser considerado para juzgar convenientemente de su merito particular. Por D. A. D. (Madrid, 1828, 12.) Der Verf. verliert sich mehr in metaphysischen Untersuchungen, als daß er sich an Facten und Resultate hält. Er zeigt, es gebe 2 Arten dramatischer Dichtkunst: die classische, welche Laster, Thorheiten und Leidenschaften des menschlichen Geschlechts male, und die dramatische, oder die des alten spanischen Theaters, welche individuelle, historische Charaktere zeichne. Trotz der Dunkelheit, die hin und wieder in diesem Discurso herrscht, und trotz des augenscheinlichen Strebens des Verfs., lieber als tiefer Metaphysiker denn als klarer Kritiker zu erscheinen, verdient das Werk dennoch beachtet zu werden, indem es nicht allein den neuesten Geist Spaniens enthüllt, sondern auch der erste Versuch ist, das drückende Joch französischer Theatersklaverei abzuwerfen. — 1828 ist folgendes geographisch-statistische Werk erschienen: „Diccionario geografico-estadistico de España y Portugal, por Don *Sebastian de Miñano*" (Madrid, 1826—28, 4.). Der Verf. konnte eine nicht unbeträchtliche Menge von Materialien für sein Unternehmen in bereits gedruckten Werken sowol als auch in Handschriften spanischer Bibliotheken und Archive finden; allein er scheint sie nicht benutzt und das Ganze nur als Geldspeculation betrachtet zu haben, sonst würde das Buch nicht von Irrthümern und fehlerhaften Angaben wimmeln. Schon nach Erscheinung des 1. Theils trat ein scharfer Kritiker in: „Observaciones necesarias a todos los que lean un Diccionario geografico y estadistico de España, que se está publicando, por D. *J. Alvarez*" (Madrid, 1826—28, 12.), gegen ihn auf. Miñano, durch des Alvarez schlagende Gründe zu eng eingepreßt, versprach, in einem Supplementbande die Irrthümer zu berichtigen und den Gegner zu widerlegen. Er that es, aber ohne Erfolg, in einer „Contestacion del autor del Diccionario a las observaciones de D. J. Alvarez". Diese Contestacion blieb nicht unbeantwortet in: „Correcciones fraternas al Presbitero Don Sebastian Miñano, autor de un Diccionario geografico y estadistico de España y Portugal, por el suscritor arrepentido D. J. *Caballero*" (Madrid, 1827—28, 12.). Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Caballero ein Pseudoname, und der Verf. ist der erste Gegner Miñano's. Fast zu gleicher Zeit schwang ein Anderer die kritische Geißel gegen das unglückliche Miñano'sche Diccionario in: „Correcciones y X adiciones al articulo Madrid del Diccionario geogr. y estad. de D. S. Miñano, por *Pablo Zamatton*" (Madrid, 1827—28, 12.), sodaß man es als ein Zeichen der größten Unverschämtheit betrachten muß, daß M. sein Werk fortsetzte und fleißig Subscribenten sammelte. Durch dieses Werk hat M. seinen guten literarischen Ruf, den er früherhin genoß, fast ganz eingebüßt; denn man schätzte ihn als guten Satyriker. Als im Jahr 1823 nämlich die Cortes in Cadix wiedereingesetzt wurden, schrieb er: „Cartas del pobrecito holgazan", eine Piece voll schlagender Sarcasmen gegen die Grundsätze despotischer Regenten. Im Jahr 1808 wurde er ein geschworener Feind der Constitutionnellen, und im Jahr 1825 schrieb er eine „Geschichte der spanischen Revolution von 1820—23", in der sich die größte Parteilichkeit gegen die Ueberwundenen und eine kriechende Schmeichelei gegen den siegreichen Theil offenbart. Jetzt drückt ihn der Fluch des Lächerlichen. Nachdem man die Unhaltbarkeit und die Irrthümer des Miñano'schen Diccionario erkannt hatte, unternahm es die Akademie der Geschichte, ein geographisches Wörterbuch der Provinzen Navarra und Biscaya herauszugeben; aber leider ist das Unternehmen nicht zu Stande gekommen. — Ein noch viel schlechteres Werk als das Miña-

*) Ist auch ins Deutsche übersetzt worden. D. Red.

no'sche ist: „Geografia universal politica y historica dedicada al Excmo. Señor Duque de San Carlos, por D. *Mariano Torrente*". Erster und zweiter Theil, mit Atlas (Madrid, 1827—28). D. Torrente war während der constitutionnellen Regierung in Spanien Consul zu Florenz. Als diese gestürzt ward, schloß er sich an den unglücklichen Iturbide an, den er nach London begleitete. Er wollte mit seinem Beschützer nach Mexico gehen und dessen Glück dort theilen; als aber Iturbide fiel, zog er es vor, in London als Verbannter zu bleiben, und heuchelte eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Constitution. Späterhin wußte er durch verschmitzte Unterhandlungen mit Freunden in Spanien es dahin zu bringen, daß er als Ferdinands allertreuester Sklave nach Madrid zurückkehren durfte, wo er dann, sich rühmend seiner geographischen, auf Reisen gesammelten Kenntnisse, seine „Geografia" herausgab. Das Proemio derselben ist ein ungesalzenes Lager veralteter und hohler Phrasen, die das Studium der Geographie empfehlen sollen. Der einzige Originalzug darin vielleicht ist die Verachtung, mit der er von Antillon, einem geschätzten spanischen Geographen, spricht; und das große Lob, welches er seinen Erfahrungen und mühsamen Forschungen ertheilt. Dann kommt ein Compendium der alten Geschichte, in welchem er nicht allein die Juden, Karthager und Aegyptier, sondern auch die Monarchie von Arragonien und die Herrschaft der Mauren vergißt. Um die spanische Literargeschichte zu schreiben, copirt er die „Biblioteca selecta" von Mendibil und Silvela; und um dem ganzen Werke die Krone aufzusetzen, gibt er ein langes und breites Eulogium dem obengenannten Werke Miñano's! Nach Erscheinung eines Pamphlets gegen ihn, betitelt „Dique critico", schreibt er späterhin noch eine lange Liste von „Erratas". — Nun aber gehen wir zu etwas Erfreulicherm über, womit wir zugleich diese Skizze beschließen, zu dem Leben und den Schriften nämlich des D. Gaspar Melchior de Jovellanos, eines Mannes, der als Autor, Beamter und Patriot zu den ausgezeichnetsten Spaniern neuerer Zeit gehört. J. ist Einer der ersten unter der Zahl Derer, die unter Karls III. Regierung den Geschmack an und für Literatur weckten und förderten. Freilich ward sein Eifer für den öffentlichen Unterricht, sowie seine Liebe zu den Wissenschaften, unter dem Friedensfürsten, der Karls Indolenz misbrauchte, nicht allein nicht anerkannt, sondern sogar verschwärzt und verpönt; aber dies konnte seine Thätigkeit nicht schwächen, noch seine Ansichten verdüstern. Er ermunterte seine Landsleute zum Kampfe gegen Napoleon, indem er sie fühlen ließ, daß sie die Waffen trügen, um die in Staub getretene Nationalwürde und den beleidigten Thron zu rächen, und zeigte ihnen die Segnungen einer gemäßigten Monarchie, die im Lichte der Aufklärung wirkt. Die Natur begabte ihn mit jener glücklichen Disposition des Körpers und der Seele, durch die der Mensch Mühseligkeiten erträgt und muthig zum vorgesetzten Ziele strebt. Als solchen Mann zeigen ihn 2 jüngst erschienene Schriften. Die eine heißt: „Noticias historicas de D. Gaspar Melchior de Jovellanos. Consagradas a sus respectables cenizas. J. M. de A. M." (Palma, 4.) Die andere heißt: „Memorias para la vida del Excelentisimo Señor D. Gaspar Jovellanos, y noticias analiticas de sus obras. Por Don *Juan Augustin Cean Bermudez*". Die „Noticias historicas" sind in einem lebendigen Style geschrieben, beginnen aber erst mit der ersten Vertreibung des Jovellanos vom königlichen Hofe, übergehen die Periode seiner frühern Studien und begnügen sich, die Titel einiger seiner besten Werke zu geben. Dagegen gibt Cean Bermudez, der unzertrennliche Freund und Gehülfe des Jovellanos, wohlgeordnete Nachrichten über sein Leben und eine befriedigende Liste seiner zahlreichen Schriften. Was diese anbetrifft, so haben sie das große Verdienst, die gewöhnliche Lecture des Volks verdrängt zu haben; denn diese beschränkte sich auf den „Catecismo del P. Astete", eine kurze Auseinandersetzung der Dogmen der römisch-katholischen Kirche, auf das „Ejercicio cotidiano", ein allgemeines Gebetbuch, und auf das „Año Cristiano" oder eine Lebensbeschreibung der Heiligen. Freilich kamen vielleicht ebendeshalb diese Schriften auf den Katalog der von Leo XII. verbotenen Bücher; aber zur Ehre der madrider Regierung sei es gesagt, daß der Nuntius in Spanien es nicht dahinbringen konnte, dies Verbot in Spanien in Wirksamkeit treten zu lassen. Wir heben hier den Titel einiger in Druck erschienenen Schriften des Jovellanos, nach denen sich in etwas die Eigenthümlichkeit seiner literarischen Thätigkeit beurtheilen läßt, aus: „Memoria sobre las diversiones publicas" (Madrid, 1812.). — „Elogio de Carlos III." (Madrid, 1789, 12.). — „Elogio de Don Ventura Rodriguez, ilustrado con notas" (Madrid, 1790, 12.). — „Informe en el espediente de la ley agraria" (Lerida, 1815, 4.). — „Carta historica-artistica sobre el edificio de la lonja de Mallorca" (Palma, 1812.). — „Memorias historicas sobre el castillo de Bellver en la isla de Mallorca" (Palma, 1813, 4.). — „Memoria de Jovellanos a sus compatriotas" (2 Bände, Coruña, 1811, 4.). — „El delincuente honrado, comedia" (Madrid, 1813, 12.). Diese Bücher sind nicht blos wegen ihres Inhalts allgemein bekannt und geschätzt auf der Halbinsel, sondern der Verf. gibt auch der castilischen Sprache alle Rundung und Biegsamkeit und all den Wohlklang und die Annehmlichkeiten, deren sie nur empfänglich ist. Da Spaniens Despotismus, der sich besonders auch in der Censurstrenge kundgibt, den Geist so lähmt und niederhält, so vermißt man besonders eine tiefe, klare und unparteiische Kritik. Jovellanos aber versuchte, bei dem Umfange seiner gelehrten Kenntnisse und seinem scharfen Blick, sich auch in diesem Felde mit Glück. Mit seinen Bestrebungen für die wissenschaftliche Cultur der Staatswirthschaft verband er eine bis in die spätern Jahre hin unvertilgbare Liebe zu den Musen. In frühern Jahren schrieb er nicht blos lyrische Gedichte, sondern auch noch als Beamter in Sevilla that er dies, geweckt und angespornt durch Don Pablo Olavide. Er wirkte für die poetische Reformation Spaniens so lebhaft, daß sein Name neben den Melendez, Quintana, Gonzalez und Cienfuegos eine ehrenwerthe Stelle einzunehmen verdient. In einigen seiner Briefe an Melendez und Gonzalez, den würdigen Nebenbuhler des Luis de Leon, zeigt er, wie wesentlich die Cäsur zum Wohlklange des Verses beitrage. Außer dem Schauspiel: „El delincuente honrado", schrieb er auch einen Versuch über das Drama und über die Tragödie. Er schrieb ferner 2 Satyren über die Verderbtheit des Adels beider Geschlechter, philosophische Episteln und eine satyrische Schrift, betreffend den Streit der romantischen Schule, die Huerta vertheidigte, und der classischen, deren Vorkämpfer Yriarte war. Endlich übersetzte er auch den 1. Gesang von Milton's „Paradise lost", und in der Zeit der Invasion schrieb er patriotische Lieder. Seine gemeinnützige Thätigkeit offenbarte sich besonders in der kurzen Zeit, wo er Minister der Gnade und Gerechtigkeit war, indem er die Inquisition reformirte und einen Studienplan für das Reich entwarf, der der höchsten Beachtung würdig ist. Der Raum gestattet uns hier nicht, tiefer in seine literarische und politische Thätigkeit einzugehen.*) Einer seiner Freunde hat folgendes Epigramm zu seinem Andenken nach seinem Hintritt verfaßt:

Alma Jovellanos haec est sapientis imago:
Gratia quanta illi! Quantus in ore decus!
Quod si ars virtutem mentemque effingere posset,
Non orbe in toto pulchrior ulla foret.

5.

*) Vgl. über Jovellanos die 7. Aufl. des „Conv.-Lexikons".
D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1830.

Jeanne d'Arc, poëme, par Madame ***.

(Beschluß aus Nr. 21.)

In der Geographie ebenfalls ist unsere Dichterin genauer als irgend ein Epiker; wenn sie von einem Orte spricht, so überhebt sie gern den Leser der Mühe, ihn auf der Karte zu suchen, und singt lieber:

Il borne la Champagne et touche à la Lorraine.

Erstaunlich genau ist sie in den Kunstartikeln ihres Epos; die reimlosen Anmerkungen, womit sie diese Artikel begleitet, nehmen es an dichterischem Sinn mit den Versen des Textes auf, man muß nur die Reime hinzufügen. So bei der Bildsäule von Elisabeth, Konradins Mutter:

Elle est représentée....!!

Man kömmt in Versuchung, die Stelle folgendermaßen deutsch zu geben:

Hier ist sie dargestellt: sie reicht das Lösegeld,
Das nicht erkaufen konnt' den Sohn auf dieser Welt.
Ob diese Statue bis Dato noch verblieben
Den Carmelitern, find' ich nirgends aufgeschrieben.
Vor dreiundfunfzig Jahr hat man sie noch gehabt;
Vergleich: Italien, das Werk von Richard, Abt,
Sechs Bände Duodez, und in Pétrarque et Laure
Der Genlis, erster Band, kommt auch darüber vor.

Wo fängt hier die Prosa an? Um eine Art von Gegenprobe zu machen, verbinde man mehre auf einander folgende Verse, ohne beim Ende eines jeden einzuhalten. Der 11. Gesang beginnt:

Charles marchant toujours de succès en succès, est entré dans Soissons et poursuit les Anglais jusque devant Paris, où leurs forces s'assemblent; renfermés dans leurs murs les habitans y tremblent, d'éprouver les horreurs d'un siége prolongé...

Einige ältere französische Schriftsteller, welche, so sagt man, ihre Prosa in Alexandrinern niederschrieben, ließen wenigstens die Reime weg. Will man durchaus gebundene und ungebundene Sprache vermengen, so rathe ich, lieber Verse in der Prosa, als Prosa in Versen zu schreiben Sonst gerathen wir von Neuem in die gute alte Zeit, wo ein französischer Dichter in folgendem Geiste sang:

Custodit sapientia
Sacratae domus hostia.
Et cum illis justitia
Recta spargit judicia.
Cum quibus sagax logica,
Nec non moralis ethica.
Cum naturali physicâ,
Jura discernunt publica, etc.

Der angeführte französische Satz ist noch weit poetischer als die Klage:

On n'ose plus attendre un secours *annoncé..!*

oder als folgende diplomatische Genauigkeit bei der Gefangennehmung Johannas:

on la tient en *diverses* prisons.

Die beste Kritik gegen solche Dichtung macht Frau *** selbst in ihrer Nachschrift „Sur le poëme épique". Sie zeigt hier, wie sehr die Poesie gewinne, wenn sie viel mit wenigen Worten sagt. Gewiß war sie dieses Grundsatzes nicht eingedenk, als sie eine der folgenden Verse schrieb, den ich unter Hunderten wähle:

Son long manteau brodé, soulevé de la terre
Pour qu'il n'entrave pas sa démarche..!

Deutsch, ohne Parodie:

Den reich verbrämten Rock hob auf sie von der Erden,
Um nicht in ihrem Gang dadurch genirt zu werden.

Der Leser wird einwenden, eine Schriftstellerin verdiene, der Neuerungen, welche sie vorschlägt oder vertheidigt, und des Themas ungeachtet, keine so ausführliche Erwähnung, wenn ihre Dichtung nicht reich an Schönheiten sei. Diese lassen sich aber Frau *** nicht absprechen. Es wäre ungerecht, das Gefühl und die Anmuth zu verkennen, die sich in allen Theilen des Werkes aussprechen, wo Sehnsucht und Liebe Gegenstand der Dichtung sind; jene Stellen sind so schön und ergreifend, daß man glauben möchte, es gebe dichterische Momente, welche leichter und besser von einer Frau benutzt werden als von dem Manne. Sehnsucht und Liebe sind allerdings nicht die Hauptsache in einem Gedichte, welches der Jungfrau von Arc gewidmet ist, aber einzelne Episoden gewinnen dadurch einen wahrhaften Reiz. Man verweilt gern bei dem freudigen Erstaunen Erard's, den seine anmuthsvolle Braut zum ersten Male gewahrt.

Érard de loin la voit; dans le ravissement
Immobile à la porte un moment il demeure,

ten, können sich wol sehen lassen, doch ist der erste der Reihe nach, „Der Arzt in der Fremde", es nicht dem Werthe nach, d. h. heißt mit den übrigen im Vergleich. Der junge Arzt erzählt, wie ihm in Deutschland eine Liebschaft untreu wurde, wie es ihm im Vaterlande nicht glücken wollte, wie er mit den Heeren nach Frankreich zog, sich dort niederließ, als praktischer Arzt sich Ruf und Wohlwollen erwarb, von Betschwestern und Missionnairen, und vermittelst deren Aufhetzen vom wüthenden Pöbel verfolgt wurde, endlich aber die liebenswürdige Französin heimführte, die ihm den Unterschied zwischen einer Liebschaft und einer Geliebten erkennen lehrte. Die Barmherzigkeit seiner Mutter gegen einen französischen Soldaten versöhnt ihn mit diesem, dem Bruder seiner nachmaligen Gattin Eulalia, mit der er die Ufer der Loire verläßt und in Paris glücklich in zufriedener Häuslichkeit und der Ausübung seiner Wissenschaft lebt.

Die 3 übrigen Erzählungen tragen sich auf dem heimathlichen Boden des Verfs. zu; die beiden letzten sind obendrein historisch. „Der Vertraute" ist die schon öfters erzählte Geschichte der sogenannten Herzogin v. Ahlen, in deren trauriges Geschick der Graf v. Königsmark verwickelt ward und die seine Ermordung bedingte. Sie ist mit Lebendigkeit und Anmuth vorgetragen, und vermuthlich nur im Unwesentlichen nicht mit dem wahren Verlauf der Sache übereinstimmend. Die Schuldlosigkeit der unglücklichen Fürstin und des ritterlichen Schweden ist ins hellste Licht gesetzt, und der eifersüchtige, obgleich ungetreue Gemahl wurde nicht zum Scheusal verzerrt. Warum der Verf. die Namen änderte und die Stadt, wo sich das allbekannte Ereigniß zutrug, verschwieg, ist nicht einzusehen.

„Mensch, Schicksal und Glaube", berichtet von den Händeln der Stadt Hanover mit ihren Regenten, und der katholischen Geistlichkeit, die sich der Annahme der Reformation widersetzte, für welche sich die Stadt erklärte. Die Leute, welche noch ihre besondere Geschichte bei den Welthändeln haben, sind jung und verliebt, wie sich das versteht; die Geduldigen und Sittlich-Reinen erlangen das Ziel und dauerndes Glück; die Ungestümen, Uebermüthigen, welche nur dem blinden Trieb gehorchen, gehen unter, nicht blos damit die Prophezeiung eines alten Pilgers in Ehren bleibe, sondern auch „weil der Mensch dem Schicksal erliegt, wenn ihm der Glaube als Führer und Leitstern mangelt".

„Das Vermächtniß" wird von 3 Brüdern, hanöverischen Landwehrmännern, an einen Husaren ihres Heeres ausgestellt. Von Todesahnung getroffen, setzten sie ihm schriftlich, vor Zeugen, zum Erben ein. Der wackere Krieger labt den Einen im letzten Todeskampf, und sorgt für ein ehrliches Begräbniß für ihn und die Brüder. Aber der Vater, von einem neidischen Freier seiner einzigen Tochter beschwatzt, höhnt den redlichen Husaren und deutelt auf die beleidigendste Weise an dem Vermächtniß. Dem Alten ungleich denkt die Tochter, allein sie muß dem ihr aufgedrungenen Bräutigam die Hand reichen und in trübseliger Ehe ausharren, bis die Deichbrüche im Jahr 1826 sich ihrer erbarmen, den Wüthrich von Mann in den Wasserfluten umkommen lassen und dem ihr treu gebliebenen Husaren Gelegenheit geben, sie, nebst Vater und Kind, zu retten und in der Folge die hübsche Witwe zu heirathen. Einige Trümpfe von deutschem, absonderlich hanöverischem Waffenruhm werden ausgespielt; da es ohne Pralerei, am passenden Ort und mit guter Manier geschieht, kann man es dem redlichen Patrioten nicht verargen, zumal er ein so guter Erzähler ist, der zu erregen, zu spannen, zu rühren versteht, nota bene Letzteres auf die rechte Weise. Weil nun auch die Verlagshandlung die äußere Ausstattung mit dem innern Gehalt in Uebereinstimmung brachte, müßte der Leser sehr ungenügsam sein, wenn ihm der „Novellenkranz" nicht gefallen sollte. 34.

Die Geschichte Napoleons nach dessen eignen Angaben. Von Leonhard Gallois. Aus dem Französischen frei übersetzt. Frankfurt a. M., Brönner. 1829. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

Der Titel dieser Schrift muß Jedem, welcher mit dem Gegenstande vertraut ist, in die heiterste Laune versetzen; eine Geschichte Napoleons nach seinen eignen Angaben! Die historische Literatur hat kaum etwas Aehnliches aufzuweisen, man denkt an Paläphatos.

Napoleon legte, wie uns auch Bourrienne neuerlich durch viele Züge lehrt, einen großen Werth auf Das, was die Geschichte einst von ihm sagen werde; selbst als er noch auf dem Throne und deshalb anderweit beschäftigt war, ließ er die Sache nicht ganz aus den Augen und brauchte schon damals bisweilen höchst verwerfliche Mittel, die Thatsachen zu entstellen und zu verfälschen. Wir erinnern beispielsweise nur an die Umstände, unter welchen Berthier's bekannte Relation über die Schlacht von Marengo ihre jetzige Gestalt erhielt; der Leser, welcher sie nicht kennt und sich darüber unterrichten will, findet im 9. Bande des „Mémorial topographique et militaire", oder auch im „Journal des sciences militaires" (Jahrgang 1828, 4. Heft) befriedigende Auskunft. Auf St.-Helena war die Geschichte freilich nicht mehr durch Cabinetsbefehle zu arrangiren, aber in der Muße, deren man genoß, wurde ein wohlerdachtes System mit vieler Consequenz durchgeführt, die Geschichte zu verfälschen. Napoleon wußte sehr wohl, daß jedes nur irgend bedeutsame Wort, welches er sprach, niedergeschrieben und demnächst aller Welt bekanntgemacht werde; in der Form traulicher Herzensergießungen dictirte er deshalb Materialien zu seiner Geschichte; dabei war auch die Wahl der Personen gut berechnet; allzu Widriges und bisweilen Gemeines wurde den englischen Doctoren aufgetischt; in den Mittheilungen an Las Casas erhob er sich eine Stufe höher; das Beste behielt er für die Memoiren auf, die unter seinem eignen Namen jenen Vorläufern folgen sollten. Daß diese weit überschätzten Memoiren eine unmäßige Menge vorsätzlicher Unwahrheiten enthalten, davon kann sich Jeder überzeugen, der die Mühe nicht scheut, sie mit den erprobtesten übrigen Quellen der neuern Geschichte kritisch zu vergleichen; Ref. hat wegen anderer historischen Zwecke sich dieser Arbeit unterziehen müssen und dadurch die Ansicht gewonnen, daß durch die von St.-Helena gekommenen Schriften die Geschichte nur verfälscht werden kann, und daß dies der Zweck des Mannes war, von welchem sie unmittelbar oder mittelbar ausgingen.

Und aus solchen Elementen wird eine Lebensbeschreibung Napoleons zusammengesetzt! mit Beseitigung jeder andern historischen Quelle, ja mit Beseitigung aller historischen Kritik, im blindesten Glauben! Das Buch ist durchaus zu nichts gut, als etwa zu zeigen, wie N. sein Leben dargestellt zu sehen wünschte; der ungenannte Uebersetzer ist freilich ganz anderer Meinung, er sieht es als eine Hauptquelle an und hofft, durch seine Arbeit einen kundigern Forscher zu veranlassen, „dieses fremde Product mit geübterer Hand in den deutschen wissenschaftlichen Boden zu verpflanzen". Dies wollen wir mit Ruhe abwarten und dabei nur wünschen, daß der Forscher nicht, wie sein Vorgänger, bloßer Uebersetzer sein, sondern auch die Hülfsmittel zur Berichtigung von Unwahrheiten, welche jetzt schon reichlich vorhanden sind, mit Kritik und Umsicht benutzen möge. Dann wird das Buch zwar immer noch nicht für eine vollständige Biographie gelten können, aber wenigstens den Nutzen haben, daß die Masse zu der Ueberzeugung kommt, man dürfe denn doch nicht Alles glauben, was in Longwood gesagt worden ist. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1830.

Das Wesen der antiken Tragödie, in ästhetischen Vorlesungen durchgeführt an den beiden Oedipus des Sophokles im Allgemeinen und an der Antigone insbesondere, von H. F. W. Hinrichs. Halle, Ruff. 1827. 8. 16 Gr.

Von jeher hat es die Philosophie sich zu einem ihrer Hauptgeschäfte gemacht, aus ihrem Bereiche heraus die Welt zu erklären, und die Erscheinungen des Lebens und der Kunst haben es sich gefallen lassen müssen, mit jeder neuauftauchenden Schulweisheit nach einem neuen Maßstabe beurtheilt zu werden. Und in der That, wer könnte sich mit einer Wissenschaft befreunden, die, zurückgezogen in das Allerheiligste des abstracten Begriffs, von Dem, was außerhalb desselben liegt, keine Kunde nehmen und der Verpflichtung sich entziehen wollte, die Gesetze, für die sie zum Kampfe ruft, in dem Bestehenden nachzuweisen? Der Spruch des Meisters:

> Grau, Freund, ist alle Theorie,
> Und grün des Lebens goldner Baum,

ist seinem Inhalte nach gewiß nicht viel jünger als die Philosophie selbst, und diese hat es oft genug versucht, durch Anwendung ihrer Lehrsätze auch auf solche Gegenstände, die nicht unmittelbar in ihrem Kreise liegen, ihre Gültigkeit zu bewähren. Staat und Kirche, Naturwissenschaft und Kunst haben den Einfluß der wechselnden philosophischen Ideen nicht zurückweisen können. Was die letztern betrifft, so ist insbesondere die deutsche Philosophie, seit Baumgarten bis auf die jüngste Zeit herab, nicht müde geworden, die Gesetze künstlerischer Schönheit zu erörtern und auf das Vorhandene anzuwenden. So lange sie sich darauf beschränkte, das Wesen der Kunst zu bestimmen und das Bildungsgesetz derselben in ihr und ihren mannichfaltigen Formen nachzuweisen, war sie — wer wollte dies leugnen? — auf ihrem rechtmäßigen Gebiete. Die neueste Philosophie hat sich aber damit nicht begnügt. Zwar liegt ihr die Anmaßung fern, den Kunstbildungen künftiger Zeiten Gesetze vorschreiben zu wollen; denn es ist ja bekannt, wie sie das Reich der Kunst für abgeschlossen und jedes künstlerische Widerstreben durch die Herrschaft der absoluten Wissenschaft für beendigt erklärt; aber wie, wenn die Mondscheinlandschaft vor dem Lichte der aufgehenden Sonne aus dem Schleier der Dämmerung hervortritt, es leicht ist, die Gegenstände, die zuvor zwar auch wesentlich, aber verhüllt da waren, in der vollen Tagesbeleuchtung nachzuweisen, so ist es der neuesten Philosophie ein leichtes und liebes Geschäft, den reinen speculativen Gedanken der Wissenschaft, den früher die Kunst nur in der Weise der sinnlichen Anschauung und Vorstellung, also verhüllt, aussprach, aus seiner Verhüllung zu Jedermanns Erkenntniß hervorzuheben. Wer mit dem Dichter, welcher einst sang:

> Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
> Die Kunst, o Mensch, hast du allein!

in der letztern einen unveräußerlichen Vorzug seines Geschlechts sah und nun klagt, daß die Philosophie ihm die Welt neuer heiterer Kunstgestaltungen mit Einem Male versperre, ihm grausam einen ganzen reichen Frühling zerstöre, dem erwidert sie lächelnd, wie es ja eben in dem Namen und Wesen des Frühlings liege, daß solcher einem Spätern Raum geben, daß auf die Zeit der Blüten und Keime eine Zeit der Reife folgen müsse; diese aber sei nun angebrochen, gleichsam ein neues Testament nach dem alten, das jenem in mannichfaltigen typisch-symbolischen Vorbildungen nur den Weg zu bereiten bestimmt gewesen; wer Ersatz begehre, der finde ihn tausendfach, wenn er zurückblicke auf die Meisterwerke dahingeschiedener Kunstperioden, nicht sowol um an der in ihnen aufgegangenen künstlerischen Herrlichkeit sich zu erfreuen — was Andere, die früher auch die Kunst ein Bild und Gleichniß der Wahrheit nannten, gern verstatteten —, als vielmehr, um in ihnen dem Gedanken nachzuspüren, dessen unvollkommene Offenbarung sie seien, und den die Wissenschaft allein, als den ewigen Kern aus der Schale vergänglicher sinnlicher Beiwerke, herauszuarbeiten im Stande sei. Wenn sich dann zeige, daß die neue Wissenschaft, wie ein neuer Bund zwischen dem Menschen und dem reinen Gedanken, nur erschienen sei, auf daß da erfüllet würde τὸ ῥηθὲν διὰ τοῦ προφήτου, so sei doch solches ungleich mehr als der zweideutige Genuß eines Scheins, den die in der Aeußerlichkeit noch befangene Welt als Schönheit preise und anbete. Es sei ferne von uns, jegliches Beginnen der Jünger dem Meister, vor dem

wir uns in Ehrfurcht beugen, ins Gewissen schieben zu wollen; vielmehr sind wir hier auf dem Punkte angekommen, wo wir es mit Hrn. Prof. Hinrichs, der sich diesen typologischen Theil des Systems zur ausschließlichen Provinz erkoren zu haben scheint, allein zu thun haben. Wie dabei zu verfahren sei, hat er bereits in seinen bekannten „Vorlesungen über Faust", über die diese Blätter zu ihrer Zeit berichtet haben, zur Genüge dargelegt. Die Vorerinnerung des jetzt anzuzeigenden Schriftchens erinnert zuvörderst an sein desfallsiges Verdienst. „Meines Wissens", hebt sie an, „habe ich zuerst in den „Vorlesungen über Göthe's Faust" die innere Nothwendigkeit und Vernünftigkeit eines Kunstwerkes aus der geistigen Idee selbst an und für sich zu entwickeln und die wissenschaftliche Kunstbeurtheilung auf diejenige Stufe zu erheben versucht, welche ihrem Begriffe gemäß ist". In gleicher Weise nun versucht es die vorliegende Schrift, die wissenschaftliche Einsicht in das Wesen der alten Tragödie, insbesondere der Sophokleischen, zu vermitteln. Nach jener Versicherung des Verfs. dürfte es wunderbar scheinen, daß sein späteres Werk fast unbeachtet geblieben, wenn dies nicht so oft das Schicksal gerade des Trefflichsten wäre. Wir lösen daher eine Schuld gegen den Verf. wie gegen das Publicum, wenn wir dieses, ob auch spät, auf die übersehene Erscheinung aufmerksam machen. Eine kurze Angabe des Hauptinhalts wird dazu genügen.

Die 1. Vorlesung betrachtet zunächst das menschliche Leben als Familienleben. Da heißt es: „Der Liebe Quell ist das Familienleben, woraus die Liebe entspringt. Was die Familienglieder als Glieder eines Ganzen lieben, ist wiederum die Liebe. Denn diese Liebe ist die allseitige Liebe der Familienglieder zu einander, welche keine Selbstliebe und Eigenliebe sein kann. Vielmehr ist die Selbstliebe und die Eigenliebe in der Liebe gänzlich aufgegangen, und weil darum in der Liebe überhaupt die Liebenden gegenseitig ihre Selbstliebe aufgeben, sind sie in der Liebe, oder können nur die Liebe lieben. Indem also Liebe nur die Liebe wollen kann, ist es die Liebe, welche geliebt wird, oder was liebt, liebt um der Liebe willen". Mit gleichüberzeugender Klarheit entwickelt hierauf der Verf. aus dem Familienleben das Leben im Staate. Hier lesen wir (S. 5): „Der Staat ist das Ganze, in welchem dieselben (die Individuen) nicht mehr, wie in der Familie, blos Glieder durch empfindende Liebe, sondern Personen durch geistige Ausbildung sind. Als solche (?!) ist der Staat ihr allgemeines Interesse und wirklicher Wille, welcher in der Form des Gedankens als die Gesetze bekannt sind (!) und allgemein gelten" (!). Wir geben diesen Satz als eine Probe von der stylistischen Kunst des Verfs., über die sich freilich die neueste Philosophie meist sorglos hinwegsetzt. Das weitere Raisonnement läuft in der Hauptsache auf Folgendes hinaus: Wie die Familie in der Liebe und der Staat im Gesetz, so lebt das Volk in Liebe und Gesetz, oder das Volk vereiniget Beides. Das Leben des Volkes aber spricht sich in der Sitte aus. Weil nun das Princip der Familie und des Staats nicht eines und dasselbe ist und das Individuum, indem es nur eines dieser verschiedenen Interessen ergreifen kann (ei, warum denn? fragen wir), eben damit das andere verletzen muß, so folgt, daß das handelnde Individuum, es mag es anfangen, wie es wolle, in Schuld komme, sobald es handelt (!), aber ebendaher auch, daß seine Handlung Genugthuung und Verletzung zugleich und als solche die wahrhaft tragische Handlung sei. Familie und Staat sind sonach die 2 ersten tragischen Mächte. Die dritte, die aber nicht handelt und sich nicht zur tragischen Person erheben darf, ist das Volk — im Chor. Da das Weib die Familienliebe am reinsten empfindet, und der Mann das Staatsgesetz am persönlichsten verwirklicht, sind Beide die wahrhaft tragischen Personen (nun wissen wir doch, warum gerade Männer und Frauen, nicht Pferde, Hunde und Affen die tragische Bühne betreten dürfen; im Lustspiele ist so etwas vermuthlich eher zu ertragen!), und der Chor muß Beiden auf gleiche Weise zugethan sein. Das Weib aber individualisirt als Schwester die sittlichste Bedeutung seiner tragischen Macht, sowie der Mann als Fürst den Staat am individuellsten darstellt, und auch der Chor erreicht seine größte Höhe, wenn Schwester und Fürst, „als die höchst sittliche Individualisirung der tragischen Mächte", die Hauptpersonen der Handlung sind. — Wir gedachten das Büchlein mehr leicht und scherzhaft zu behandeln; allein, die Sache hat auch ihre sehr ernsthafte Seite, und unwillkürlich fühlen wir uns in eine Stimmung fortgezogen, die diesen Blättern nicht zusagen und ein heiteres Urtheil, wie wir es beabsichtigten, unmöglich machen möchte. Wir fügen daher nur noch Folgendes hinzu.

Der Verf. meint, uns die Grundfäden des antiken Trauerspiels vor Augen gelegt zu haben; aber abgesehen von dem Unhaltbaren in der obigen Schlußfolge und von dem vielen Willkürlichen, das in der weitern Ausführung mit unterläuft und worüber wir freilich die Leser auf die Schrift selbst verweisen müssen: wer sieht nicht schon hier, daß der Gegensatz zwischen Familie und Staat wol allenfalls auf die beiden „Oedipus" und „Antigone", keineswegs aber, wenn wir auch nur bei dem Sophokleischen Trauerspiel stehen bleiben, auf „Ajax" und „Philoktetes" seine Anwendung finde? Und wenn wir (S. 12) erfahren, der Chor, als gegensatzlos, müsse beiden Mächten und Personen auf gleiche Weise zugethan sein, wie paßt denn dies, um ein recht schlagendes Beispiel anzuführen, auf den Chor in der „Elektra"? Oder sollen diese Stücke etwa als solche, deren Vernünftigkeit nicht zu erweisen stehe, von der Regel ausgenommen werden? Muß man nicht annehmen, der Verf. habe seinen Tiefsinn voraus niedergeschrieben und sich dann erst nach Beispielen umgesehen, die ihm freilich nur die besprochenen Tragödien des einen griechischen Meisters nothdürftig gewähren konnten? Ist das aber die dem Philosophen geziemende objective Auffassung, die ohne vorgefaßte Meinung die

Bedeutung des Gegenstandes aus ihm selbst unbefangen entwickelt? Oder ist es die Weise Derer, von denen geschrieben steht:

Im Auslegen seid nur frisch und munter!
Legt ihr nichts aus, so legt ihr was unter?

Ob einer solchen Weise aber der stolze Ton gebühre, mit dem die Vorerinnerung (s. o.) einleitet, überlassen wir der Beurtheilung des Lesers. Freilich hat der Verf., wenn wir ihm glauben, die Vernünftigkeit der besprochenen Trauerspiele erwiesen; aber indem er uns im Dunkel läßt, was er von den übrigen zahlreichen tragischen Erzeugnissen des Alterthums halte, gibt uns seine Darstellung zugleich nicht undeutlich zu verstehen, wie leicht wir derselben insgesammt entrathen können, seitdem uns die Philosophie zu einer Höhe geführt hat, auf der wir „in der Weise des Gedankens" erkennen, was die frühere unwissenschaftliche Zeit „in der Weise der Vorstellung" nur schwach versinnbildete. Wir indessen leben des frohen Glaubens, daß die dichterischen Meisterwerke des Alterthums allerdings nicht blos durch die ihnen inwohnende Schönheit, sondern auch als Ausdruck der erhabensten Ideen des Menschengeistes uns wie ein theures Vermächtniß werth bleiben müssen, daß aber auch ferner, so lange es für den Zauber der Schönheit empfängliche Herzen gibt, die Kunst in mehr oder weniger gelungenen Werken zu den Menschen sprechen werde, um, während die Philosophie die Erkenntniß des Endlichen im Unendlichen sucht, die Harmonie Beider in irdischen Gestalten zur Anschauung zu bringen. 59.

Bemerkungen über die Bekanntmachung der Lehrgegenstände an der polytechnischen Centralschule in München.

Niemand, dem das Unterrichtswesen nicht überhaupt gänzlich fremd ist, wird ohne Erstaunen in dieser Bekanntmachung lesen, wie viel das neue münchner Institut in der kurzen Zeit von 6 Halbjahrscursen zu leisten verspricht. Bei dem Eintritt nämlich wird von den Schülern nicht mehr verlangt, als: „Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen nach den 4 Rechnungsarten und der Regel de tri"; und wann sie die Anstalt verlassen, so haben sie bereits im technisch-chemischen Laboratorium gearbeitet, die Maschinenlehre ebenfalls ausübend betrieben, im Bauwesen Entwürfe nach Programmen ausgearbeitet! Daß man den mit so geringen Vorkenntnissen versehenen Zöglingen in 3 Jahren einen Anstrich von Diesem und Jenem und eine für ihr späteres Leben und Wirken verderbliche Einbildung beibringen könne, bezweifeln wir keineswegs; aber daß die in der Bekanntmachung angegebenen Stufen auf eine nützliche (d. h. wissenschaftliche und nicht flach populaire) Weise zu erreichen sein werden, davon haben uns selbst die Einzelheiten des publicirten Lehrplanes nicht überzeugt; auch zweifeln wir, ob sie dieses bei andern Lesern werden bewirken können. Vielmehr fällt gerade auch in diesen einzelnen Angaben Manches sehr hart auf, theils wegen seiner Unzweckmäßigkeit, theils auch wegen der unrichtigen oder unklaren Weise, mit welcher es vorgebracht ist.

Im ersten Curse wird unter Anderm gelehrt: „Geometrie, und zwar die Lehre von der Congruenz ebener Figuren sowol für sich, als in Verbindung mit dem Kreise". Hoffentlich wurden bei den Vorträgen die Begriffe eben und geradlinigt besser unterschieden. „Physik, vorzüglich experimentale, ohne Anwendung der Mathematik". Wenn bei der polytechnischen Centralschule eines Königreichs die Physik so gelehrt wird, was soll in Mädchenschulen mittler Städte geschehen?

Im zweiten Curse heißt es bei der Geometrie: „und zwar die Lehre über die Aehnlichkeit der Figuren und dabei stattfindenden Verhältnisse, vom Flächeninhalte, der Theilung und Verwandlung der Figuren". Wir haben uns die Construction dieses Satzes nicht klar machen können.

Im dritten Curse kommt vor: „Technische Chemie mit Zuziehung der Lehren der Physik, und mit besonderer Rücksicht auf Baumaterialien". Soll denn die polytechnische Centralschule eine Bauschule sein? Außerdem können wir nicht begreifen, wie von der technischen Chemie gerade die allermagerste und nutzloseste Seite herausgehoben wird. Wie ungleich wichtiger sind dem Hüttenmanne, dem Färber, dem Brauer u. s. w. die Grundsätze der Chemie als dem Bau- oder Werkmeister. Die Mörtelbereitung allein könnte chemische Kenntnisse in Anspruch nehmen, und selbst hierin ist die Praxis in der That recht gut ohne chemischen Unterricht zu erwerben. Wie viel mehr kann auch in den andern Zweigen der technischen Chemie dargestellt werden, als in der Behandlung der Baumaterialien! Daß mit technischer Chemie gleich angefangen wird, mag aus dem gleichen Grundsatze hervorgehen, wie der Vortrag der Physik ohne Mathematik.

Jenem Grundsatz aber (die jungen Leute ohne viel wissenschaftlichen Aufwand so schnell als möglich fertig zu machen) widerspricht sehr auffallend, daß im vierten Curse „reine descriptive Geometrie" gelehrt und die Ausarbeitung von Aufgaben besonders vorgenommen wird. Während sonst überall das allgemeine Theoretische möglichst übergangen wird, finden wir hier einen besondern theoretischen Vortrag der angewandten Geometrie, denn etwas Anderes ist ja beschreibende Geometrie nicht.

Im fünften Curse kommt vor: „Technologie und Gewerbstatistik in Verbindung mit technischer Geographie". Dieser sonderbar ausführliche Titel sticht auffallend von der Allgemeinheit mancher anderer Angaben ab.

Unverständlich war uns der Schluß der Bekanntmachung: „Die Attribute der Schulen werden stets als Hülfsmittel beim Unterrichte benutzt werden".

Hauptsächlich müssen wir aber eine große Lücke in dem Unterrichtsplane rügen. Im zweiten und dritten Semester kommt nämlich Elementaralgebra vor, in den 3 folgenden Cursen fehlt die analytische Mathematik gänzlich; vergebens suchten wir auch in dem Plane die analytische Geometrie und Trigonometrie, ohne welche unsers Bedünkens eine jede polytechnische Schule sehr mangelhaft ist, die Centralanstalt eines Königreichs aber sich herabsetzt.

Es ist in der That unser aufrichtiger und eifriger Wunsch, dessen Erfüllung wir aber auch getrost erwarten: daß nicht im lieben deutschen Vaterlande eine Bildungsmethode für technischen Beruf einreißen möge, bei welcher die Zöglinge wol schwatzen aber nicht wirken lernen. 60.

Lateinisch dichtender Patriotismus.

Die lateinische Sprache ist nicht blos für Münzlegenden und Lapidarstyl heut noch die brauchbarste; sie kann auch, recht gehandhabt, besonders in der Poesie, patriotische Gefühle aussprechen. Das neueste Beispiel [illegible]u gibt eine wahrhaft classische Dichtung, welche den [illegible]önigl. bairischen Reichsrath und Präsidenten des protestantischen Consistoriums in München, den durch seine lateinische Geschichtschreibung und seine gediegenen Vorlesungen in der münchner Akademie der Wissenschaften, sowie durch die Herausgabe von Jacobi's

Werken auch im Auslande bekannten Friedrich Roth zum Verfasser hat. Die willkommene Veranlassung dazu gab der im November v. J. in München auf vielfache Weise feierlich begangene Eintritt des Kronprinzen Maximilian in die Volljährigkeit. Mit feinem Takt wählt der Dichter jenes in glyconischem Sylbentanz einherschreitende strophenartige Metrum, worin Catull (in seinen Gedichten das 60.) ein so liebliches Epithalamium gedichtet hat, wobei er auch die Basis, wie sie Catull hat, streng beobachtete. Doch nicht nur Klang und Gesang sind in diesem classischen Zuruf in 18 Strophen ganz römisch, auch die Gesinnung, auch der Schwung erinnern an eine alte Zeit, wo man in Europa die altrömische Poesie in allen Ländern noch immer für das Vornehmste der lingua volgare gegenüber hielt. Das Gedicht ist zwar auch schon durch besondern Abdruck in die Hände mehrer Kenner und Musenfreunde gekommen. Allein es mag wol auch in diesen Blättern, welchen nichts Treffliches fremd bleiben soll, eine Probe daraus aufgenommen werden, damit Begierde nach dem Ganzen erweckt werde. Der Dichter vermißt gleich Anfangs den gefeierten Erstgeborenen in der Mitte der Seinen, dann fährt er fort:

Cur abest aquila satus
Pullus egregius procul
Vertice a patrio, caret
Sede amica, alacri caret
Nidi murmure aviti.

Sit modus querimoniae;
Subtrahit cupientibus
Dulce visere iam caput,
Forte consilium *patris*
Mens et provida Regis,

Quae sui studii tenax
Et suam recolens vicem
Filium juvenilibus
Credit illecebris procul
Noto Pieridum antro.

Martium veluti genus
Saepe progeniem suam,
Ne sibi absimilis foret,
Strenue gelidae dabat
Rheni fluminis undae.

Blos um unkundigen Lesern die Hauptidee anzudeuten, stehe hier folgende Uebertragung. Manches, wie den Schluß der ersten Strophe, möchte auch der geübteste Uebersetzer eines Gedichts, dessen Hauptschönheit im leichten, ungezwungenen Fluß des Versbaues besteht, genau und ohne unserer Sprache Gewalt anzuthun, kaum übersetzen können.

Warum weilet des hohen Aars
Auserkorener Stämmling, fern
Von dem Horste des Vaters, fehlt
Dem befreundeten Sitze, fehlt
Hier, wo's schwirret im Neste?

Schweigt, ihr Klagen! von allen, die
Anzuschaun das geliebte Haupt
Unaussprechliche Sehnsucht treibt,
Hält ihn Rathschluß des Vaters fern
Und die Klugheit des Königs.

Er, der fest im Beschluß beharrt,
Eingedenk der Erfahrungen,
Glaubt ihn von der Verführung Netz,
Die den Jüngling umgarnet, fern
In des Musenquells Grotte.

Wie der krieg'rische Urstamm einst
Jeder Neugeburt Erstling, daß
Nie ungleich sie dem Vater sei,
Schonungslos in des Winters Frost
Taucht in Fluten des Rheines.

Unstreitig wird der in Pforte gebildete Professor Mitscherlich in Göttingen aus der Grotte der Pieriden den Wiederklang nicht fehlen lassen. Wir wollen gern berichten, wenn uns Kundschaft davon zukommt. Wir aber erinnern uns nur noch eines gleich meisterhaften lateinischen Gedichts in demselben Versmaße, welches der für alle Musenkunst jenseits der Alpen zu früh verstorbene Professor Reisig in Halle zur Vermählung des Kronprinzen von Preußen gesungen hatte. 57.

Spaziergang an das Mittelmeer, von Ludwig Würdh. Erster Theil. Hinreise. Mit malerischen Ansichten. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. beschreibt eine von Rothenburg an der Tauber über Schwäbisch-Hall, Stuttgart, Tübingen, Schafhausen, den St.-Gotthard nach Mailand und Genua gemachte Reise. Wenn auch von diesen oft beschriebenen Gegenden nichts Neues gesagt wird, so empfiehlt sich doch dieser Reisebericht durch kurze, einfache Darstellung und kann für Denjenigen, welcher nur kurze Zeit auf eine solche Ausflucht zu verwenden hat, recht nützlich sein, indem die wesentlichen Merkwürdigkeiten, welche jene Gegenden darbieten, vorgehoben sind. Die Beschreibung der Schweizerberge und Thäler ist oft erfreulich, sowie Das, was der Verf. über Mailands Dom, die Galerie della Brera, welche ein Gemälde Rafael's aus seiner Jugendzeit, die Hochzeit der Maria, enthält, die Galerie San-Ambrogio und das große Theater alla Scala sagt, nicht ohne Interesse ist.

Weniger glücklich ist der Verf., wenn er sich im Sentimentalen versucht, wo ihm besonders ein nach einem Nachtlager auf dem Furka in der Entzückung über die Größe der erwachenden Natur gefertigtes Gedicht, worin er vom Adler sagt:

Dem Starken erliegt
Das Murmelthier.

ganz mislungen ist.

Im 2. Theil verheißt der Verf. die Beschreibung der Rückkehr über Venedig, Triest und Salzburg. 62.

Aus einem Briefe.

Stuttgart, 9. Januar 1830.

— — Unser Geheimerath hat auf einen Antrag des Ministers des Innern, aus Veranlassung der Eingabe der deutschen Buchhändler, diesen beauftragt, ein neues Gesetz über den Nachdruck auszuarbeiten, in welchem derjenige Schutz, der bisher durch Privilegien ertheilt wurde, auch ohne besondere Privilegien den Schriftstellern und Verlegern gewährt werde. Sollte sich übrigens das neue Gesetz darauf beschränken, so kann es sehr wenig nützen, da Privilegien bisher gewöhnlich nur für 6 Jahre gegeben wurden, auch unter der Firma eines Auszugs, der gestattet ist, ein Nachdruck gegeben werden kann, wenn ein paar Sätze eines Werks weggelassen werden. — Ueberdies wird die Zeit nicht erlauben, das neue Gesetz den am 15. Jan. zusammentretenden Kammern vorzulegen, die Sache kann daher erst auf dem nächsten ordentlichen Landtage im J. 1833 vorkommen, und so lange ist es also Jedem noch erlaubt, ad libitum nachzudrucken. 61.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 21. —— 21. Januar 1830.

Jeanne d'Arc, pöeme, par Madame ***. Paris, 1829.

Gefühlvolle Recensenten glauben nicht selten, dem schönen Geschlecht einen Dienst zu leisten, wenn sie die Schriften desselben mit übertriebener Zartheit, mit galanter Höflichkeit beurtheilen. Es geschieht nicht aus Gefühllosigkeit, wenn ich dem Beispiele meiner Collegen nicht folge; nicht aus Uebermuth, wenn ich dem schönen Geschlechte den Weihrauch nicht so dienstfertig spende als jene gefühlvollen Recensenten. Des Uebermuths sind Die zu beschuldigen, welche die literarischen Leistungen der Frauen so wenig achten, daß sie wähnen, jene bedürften ihres Schutzes. Den Schriften der Damen, welche bis auf die neueste Zeit so oft neben den besten Schriftstellern genannt zu werden verdienten, dürfen wir bei der Anerkennung des Verdienstes auch die strenge Prüfung nicht versagen: wer keine Kritik verdient, ist selten des Lobes würdig. Vorzüglich gebührt die Unparteilichkeit, auf welche ich für die Schriften des schönen Geschlechts in seinem Interesse Anspruch mache, denjenigen Frauen, welche, nicht zufrieden, ihre Worte gedruckt und ihren Namen im Bücherkatalog zu sehen, den Wetteifer mit den anerkannten Mustern nicht scheuen oder selbst als Muster für Andere dienen wollen.

Einen solchen Beruf fühlt die anonyme Dichterin, welche sich an Schiller, Southey und eine Unzahl französischer Dichter zur Vertheidigung der Heldin von Arc anschließt und derselben 12 Gesänge in einem Octavband von 500 Seiten widmet. Von Neuem das Wundermädchen aus Domremi zu besingen, von Neuem die siegreiche Jungfrau vor der Ungläubigkeit ihrer Landsleute zu schützen, genügt ihr nicht. Sie will der französischen Dichtung überhaupt eine unbeschränktere Laufbahn eröffnen, die Hindernisse wegräumen, welche auf der vielbetretenen Bahn durch die Routine überhandgenommen haben.

Wortarmuth, Vers- und Stylkünstelei erscheinen ihr, nicht ohne Grund, als hauptsächliche Hindernisse der Dichtung.

Wir Deutsche haben zwar auch manches schöne Wort der ältern Dichter unnützerweise aufgegeben; aber die Armuth, zu welcher absichtlich die französischen Dichter ihre Sprache heruntergebracht haben, erregt unsere Verwunderung. Dauerte diese Verarmung fort, so dürfte bald der französische Dichter nichts mehr mit dem Namen nennen, und Alles nur durch Umschreibungen andeuten, nach Art Delille's. Die Eigennamen blieben nicht verschont, und Frau *** sogar glaubt sich entschuldigen zu müssen, daß sie den Fluß Sorgues und die Männer Fierbois, Jargeau, Baudricourt nicht umtaufte. Das Wort papa gebraucht sie, schreibt aber eine Seite zur Entschuldigung. *) Sie ist kühn genug, eine Katharine Katharine zu nennen, gibt aber selbst einen Namen an, welchen man dafür in den Vers nehmen dürfe, nämlich: Aloise. Den Ankläger der Johanna (Nicolas Loyseleur) nennt sie geradezu — Marcel, und den Namen Patai, welcher ihr übel klingt, würde sie nicht gebraucht haben, sprächen nicht andere Dichter von der bataille de — Cannes. **)

Noch mehr als gegen die Wortarmuth, eifert unsere Dichterin gegen Verskünstelei. Denn die französischen Rigoristen begnügten sich nicht, eine zu große Anzahl von Wörtern aus der Dichtung zu verbannen; die unangefochtenen Wörter theilten sie streng in poetische erster und zweiter Classe. Die erste hat volles Bürgerrecht auf dem Parnaß, die zweite besteht aus den Beisassen und soll nicht am Ende des Verses stehen: so die Wörter, welche auf ant, ent, ir endigen. Man fragt sich nun, warum Frau ***, welche jede Ziererei anfeindet und die einengenden Grundlagen der Versification mit einem „Notenpapier" vergleicht, dem Ende ihrer Verse die alten Fesseln anlegt, freilich nicht in den ersten Gesängen, weil „diese Einfachheit er-

*) Frau *** theilt in den Anmerkungen zu dieser ersten Ausgabe Varianten mit. Darin erklärt sie, warum sie den Text nicht durch die Varianten verbessert hat, sondern die Varianten durch den Text. Aber für den Vers: „Quand *papa* sera mort ils dépendront de moi (sie legt diese Worte dem jungen Ludwig XI. in den Mund) schlägt sie dreierlei Varianten vor, die man nach Belieben in den Text aufnehmen dürfe: „A la mort de mon père ils dépendront de moi; Quand mon père mourra, l'on dépendra de moi etc."

**) Wie sich dies Alles aus den Seiten 131, 382, 391, 433, 446, 453, 468 ergibt.

foderten". Andererseits kann ich, wiewol selbst der Verszliererei abhold, nicht die Ansicht theilen, daß die Verse nicht „musikalisch" zu sein brauchen „weil jedes Instrument, sogar die Mohrentrommel, für das Ohr harmonischer sei als die schönsten Verse"; ich kann es um so weniger zugeben, da der Gesang unserer Dichterin an vielen Stellen meinem Ohre harmonischer klingt als die Harmonika selber, mit welcher es doch die Mohrentrommel nicht aufnehmen kann.

Ueber Stylkünstelei endlich bemerkt Frau *** mit Recht, es verhalte sich damit wie mit der übergroßen Civilisation, welche vor lauter Delicatesse ausartet. Besonders gefällt mir eine bei Frau ***, der altfranzösischen Poetik zum Trotze, oft wiederkehrende Kühnheit, das enjambement, d. h. auf gut deutsch: das Verziehen des Sinnes eines Verses in den folgenden Vers, denn „lorsqu'on n'en abuse pas", sagt sie mit Recht, „l'enjambement frappe de ces coups qui marquent ou terminent vigoureusement une période".

Auch in der Behandlung des Stoffes geht Frau *** auf eine Neuerung aus. Die Thaten der Johanna von Arc waren von den Meisten, Geschichtschreibern sogar, nicht sehr der Wahrscheinlichkeit gemäß geschildert worden; Frau *** hingegen, welche dichtet, findet in Johanna so viel Wunderbares, daß sie für gut hält, sich nicht auf Fabelhaftes einzulassen und sich im Allgemeinen avec la scrupuleuse exactitude an die Geschichte zu halten.

Es ist ihr gleichgültig, ob man ihr Gedicht ein Epos nenne oder nicht; „vielleicht", gibt sie zu, „sei es nur ein geschichtlicher Roman in Versen", dieser sei aber im Grunde nicht vom Epos verschieden. Wenn es auf den Namen ankömmt, so möchte ich die neue „Jeanne d'Arc" eher eine romanhafte Geschichte in Versen nennen. Nicht blos die Einzelnheiten sind historisch, und Frau *** besteht darauf durch die immer wiederkehrende Bemerkung: „tous ces faits sont historiques"; auch der Plan des Ganzen gleicht der Anlage eines Geschichtsbuches. Anstatt, nach epischer Weise, den Faden der Begebenheiten an seiner Mitte zu ergreifen, oder wenigstens mit dem Kampfe vor Orleans zu beginnen, von welcher Zeit bis zum Tode der Jungfrau nur ein Jahr verstrich *), macht Frau *** den Anfang mit sehr genauen Nachrichten über den Geburtsort, die Aeltern, die Geburt, die Kinderjahre Johannas, und zwar erst im 2. Gesang. Der 1. ist ein ernstes, rein-historisches, versifizirtes Vorwort, und sein Inhalt, nach den Worten der Verf., „Einleitung. Blödsinn von Karl VI., mit dem Beinamen le Bien-Aimé. Sein Tod. Zustand Frankreichs in diesem Zeitpunkte". In chronologischer Reihenfolge wird das Leben der Heldin entwickelt, bis endlich im 12. Gesang mit fast juristischer Ausführlichkeit der Prozeß eingeleitet, verhandelt, entschieden und das Urtheil vollzogen wird: „Verhör der Johanna. Hinterlist. Verrath. Sie wird verurtheilt ꝛc. Man führt sie zum Tode. Einzelheiten des Todes. Beschluß". Romanhaft wird die Geschichte, welche so vielen Stoff zum Romanhaften darbot, nur dadurch, daß in dem 5. und 6. Gesang Johanna nicht erwähnt wird; das plötzliche Wiedererscheinen der Heldin macht Effect. Aber diese Gesänge sind nur ein geschichtlich-langweiliger Abstecher, ein Blick auf die gleichzeitigen Begebenheiten in Neapel.

*) Sie verließ Domremi im Februar 1429 und wurde den 30. Mai 1431 verbrannt.

Ein Muster geschichtlicher Genauigkeit, läßt sich Frau *** 1) auf chronologische Daten ein, wie nach der Entsetzung von Orleans:

> L'espace de *cinq jours* amène ce prodige;

2) auf kritische Bemerkungen, dergleichen man in den Anmerkungen eines historischen Werkes sucht. Sie rügt z. B. in Versen die Schriftsteller, welche 2 Johannas (nicht unsere Heldin) mit einander verwechselt haben:

> . . C'est pour la première un surcroît de malheur
> Que souvent on confonde et leurs noms et leurs moeurs;

3) auf Einzelheiten der Etikette, die man nur in unpoetischen ministeriellen Zeitungen zu lesen gewohnt ist:

> Tous les corps de l'état se présentent au Roi,
> Apportent à ses pieds le serment de leur foi;
> *On vient y déposer les clés selon l'usage!*

Wird sich auch hier Frau *** entschuldigen: il faut s'en prendre à l'histoire que je ne pouvais pas changer? Ich will nicht geradezu behaupten, der Stoff eines Epos müsse ein erfundener sein, wie Boileau glaubt:

> . . . . . . La poésie épique
> Se soutient par la fable, et vit de fiction;

man wähle ihn aus der wahren Geschichte, man gebe sogar dem Erfundenen das Aussehen der Wahrheit, nur suche der Epiker, aus dem Wahren oder Wahrscheinlichen wahrhaft poetische Momente aufzugreifen, nur verlösche er nicht alle Täuschung durch prosaische Etikette, Chronologie und Kritik!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Spanien.

Die große Wahrheit, daß jede politische Revolution zugleich eine moralische sei, bewährt sich auch in Spanien. Der Solanowind der Schlaffheit und des Stumpfsinns, der früherhin alle transpyrenäische Gemüther austrocknete und den Geist welkmachte, hat aufgehört zu wehen, nachdem politische Stürme die Luft gereinigt. Der Geist ist vom Schlummer erstanden; er regt sich; er blickt um sich; er bildet und baut auf. Freilich sind die Erzeugnisse erwachender geistiger Regsamkeit nicht alle von gleichem Werth; aber genug, daß Streben und Regsamkeit, Ringen nach dem Kranze und Liebe zum Bessern zu herrschen beginnen. Rücksichtlich historischer Thätigkeit nennen wir hier zunächst: „Historia de la dominacion de los Arabes en España, sacada de varios manuscritos y memorias arabigas. Por el Doctor D.

José Antonio Conde" (2 Bände, Madrid). *) Einen Theil derselben Geschichte behandelt: „Historia del rebelion y castigo de los Moriscos del reyno de Granada, hecha por *Luis de Marmol Carvajal*" (zweite Ausgabe, 2 Bände, Madrid). D. Jose Antonio Conde, der jüngste Geschichtschreiber der maurischen Herrschaft in Spanien, hat sich durch sein Werk, das mit so vielem Fleiß geschrieben ist, einen immerwährenden Namen in der spanischen Literatur erworben. Der 1. Theil, der einzige, welcher während des Verfs. Lebzeiten gedruckt ist, umfaßt die Geschichte der Ommaijaden in Spanien; der 2. behandelt den anarchischen Zustand der nächstfolgenden Zeit, nebst der Erhebung und dem Falle der Almoraviden und Almohaden; der 3. und anziehendste Theil bespricht die Ereignisse von Granada. Luis de Marmol de Carvajal behandelt in 2 Bänden den letzten Gegenstand mit Fleiß, Treue, Unparteilichkeit und Freimüthigkeit: Eigenschaften, die man früher bei spanischen Historikern selten fand und größtentheils vergeblich suchte. — Das kleine Werk, welches wir demnächst als Beweis der wachsenden Thätigkeit und des Kunstfleißes in Spanien nennen, heißt: „Conveniencia de las asociaciones productivas para las obras de utilidad publica. Por Don *Antonio Prat*" (Madrid, 1828). Der Verf. zeigt den Nutzen und die Nothwendigkeit der Einführung der in England bestehenden Joint-Stock-Compagnien in Spanien und verdient nicht blos Lob wegen des patriotischen Eifers, der aus jedem Blatte uns anhaucht, sondern wegen der klaren Auseinandersetzung seiner Grundsätze und wegen seiner statistischen Kenntnisse. — Mit einem kühnen Sprunge versetzen wir uns aus dem Gebiete der Staatswirthschaft in das der Kalligraphie, indem wir folgendes Schriftlein anführen: „Coleccion de muestras de letra bastarda española, escritas por Don *José Francisco Iturzacta*, presedidas de un breve metodo de hacer uso de ellos" (Madrid, 1827), in welchem der Verf. zeigt, daß die Buchstabenmalerei in den biscayischen Provinzen der englischen (bisher in Spanien herrschenden) Schreibweise weit vorzuziehen sei. Die typographische Ausführung des Werks gibt eine höchst vortheilhafte Vorstellung von dem gegenwärtigen Zustande der Buchdruckerkunst in Spanien, und namentlich in Madrid. — Die schöne Literatur der Länder diesseits der Pyrenäen wirft erweckende Sonnenstralen auf die transpyrenäische Halbinsel. Das englische beliebte Büchlein „Forget me not" ist nämlich auch auf castilischen Boden verpflanzt; man muß aber nicht denken, in bloßer treuer Uebertragung, sondern es trägt auch Originalblüten in Prosa und in Versen. Der Titel ist: „No me olvides. Coleccion de producciones en prosa y verso originales, imitadas y traducidas para 1829. Por Don *Pablo de Mendibil*". D. P. de Mendibil nämlich ist von der spanischen Revolution nach London gejagt worden; aber die Revolution hat ihn nicht verwildert. Er lebte in London geachtet durch seine Kenntnisse und geschätzt wegen seines Charakters. Er war früherhin Advokat und Herausgeber des besten spanischen Journals. Sein Geburtsort ist San Sebastiani. Das „No me olvides" ist das Unbedeutendste seiner literarischen Thätigkeit. Er hat das englische Büchlein nur theilweise übersetzt; den größten Theil bilden Originalaufsätze, unter denen den Freund spanischer Sitte und Lebensweise besonders „El remolon de la escuela" anziehen wird. — Nun auch etwas Kritisches. Die Grundsätze der spanischen Kritiker aus dem vorigen Jahrhundert, hinsichtlich des dramatischen Verdienstes ihrer Dichter, haben lebhafte aber fruchtlose Streitigkeiten veranlaßt. Die Werke Lope de Vega's und Calderon's sind nach den Regeln des griechischen Theaters beurtheilt, und man hat entschieden, daß, da alle frühere spanische Theaterstücke gegen das Gesetz der Einheit verfaßt sind, dieselben als fehlerhafte und absurde Erzeugnisse zu betrachten seien. Diesen und ähnliche Gegenstände beleuchtet die Schrift: „Discurso sobre el influjo que ha tenido la critica moderna en la decadencia del teatro antiguo español, y sobre el modo con que debe ser considerado para juzgar convenientemente de su merito particular. Por D. A. D. (Madrid, 1828, 12.) Der Verf. verliert sich mehr in metaphysischen Untersuchungen, als daß er sich an Facten und Resultate hält. Er zeigt, es gebe 2 Arten dramatischer Dichtkunst: die classische, welche Laster, Thorheiten und Leidenschaften des menschlichen Geschlechts male, und die dramatische, oder die des alten spanischen Theaters, welche individuelle, historische Charaktere zeichne. Trotz der Dunkelheit, die hin und wieder in diesem Discurso herrscht, und trotz des augenscheinlichen Strebens des Verfs., lieber als tiefer Metaphysiker denn als klarer Kritiker zu erscheinen, verdient das Werk dennoch beachtet zu werden, indem es nicht allein den neuesten Geist Spaniens enthüllt, sondern auch der erste Versuch ist, das drückende Joch französischer Theatersklaverei abzuwerfen. — 1828 ist folgendes geographisch-statistische Werk erschienen: „Diccionario geografico-estadistico de España y Portugal, por Don *Sebastian de Miñano*" (Madrid, 1826—28, 4.). Der Verf. konnte eine nicht unbeträchtliche Menge von Materialien für sein Unternehmen in bereits gedruckten Werken sowol als auch in Handschriften spanischer Bibliotheken und Archive finden; allein er scheint sie nicht benutzt und das Ganze nur als Geldspeculation betrachtet zu haben, sonst würde das Buch nicht von Irrthümern und fehlerhaften Angaben wimmeln. Schon nach Erscheinung des 1. Theils trat ein scharfer Kritiker in: „Observaciones necesarias a todos los que lean un Diccionario geografico y estadistico de España, que se está publicando, por D. *J. Alvarez*" (Madrid, 1826—28, 12.), gegen ihn auf. Miñano, durch des Alvarez schlagende Gründe zu eng eingepreßt, versprach, in einem Supplementbande die Irrthümer zu berichtigen und den Gegner zu widerlegen. Er that es, aber ohne Erfolg, in einer „Contestacion del autor del Diccionario a las observaciones de D. J. Alvarez". Diese Contestacion blieb nicht unbeantwortet in: „Correcciones fraternas al Presbitero Don Sebastian Miñano, autor de un Diccionario geografico y estadistico de España y Portugal, por el suscritor arrepentido D. *J. Caballero*" (Madrid, 1827—28, 12.). Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Caballero ein Pseudoname, und der Verf. ist der erste Gegner Miñano's. Fast zu gleicher Zeit schwang ein Anderer die kritische Geißel gegen das unglückliche Miñano'sche Diccionario in: „Correcciones y adiciones al articulo Madrid del Diccionario geogr. y estad. de D. S. Miñano, por *Pablo Zamatton*" (Madrid, 1827—28, 12.), sodaß man es als ein Zeichen der größten Unverschämtheit betrachten muß, daß M. sein Werk fortsetzte und fleißig Subscribenten sammelte. Durch dieses Werk hat M. seinen guten literarischen Ruf, den er früherhin genoß, fast ganz eingebüßt; denn man schätzte ihn als guten Satyriker. Als im Jahr 1823 nämlich die Cortes in Cadix wiedereingesetzt wurden, schrieb er: „Cartas del pobrecito holgazan", eine Piece voll schlagender Sarcasmen gegen die Grundsätze despotischer Regenten. Im Jahr 1808 wurde er ein geschworener Feind der Constitutionnellen, und im Jahr 1825 schrieb er eine „Geschichte der spanischen Revolution von 1820—23", in der sich die größte Parteilichkeit gegen die Ueberwundenen und eine kriechende Schmeichelei gegen den siegreichen Theil offenbart. Jetzt drückt ihn der Fluch des Lächerlichen. Nachdem man die Unhaltbarkeit und die Irrthümer des Miñano'schen Diccionario erkannt hatte, unternahm es die Akademie der Geschichte, ein geographisches Wörterbuch der Provinzen Navarra und Biscaya herauszugeben; aber leider ist das Unternehmen nicht zu Stande gekommen. — Ein noch viel schlechteres Werk als das Miña-

*) Ist auch ins Deutsche übersetzt worden. D. Red.

no'sche ist: „Geografia universal politica y historica dedicada al Excmo. Señor Duque de San Carlos, por D. *Mariano Torrente*“. Erster und zweiter Theil, mit Atlas (Madrid, 1827—28). D. Torrente war während der constitutionnellen Regierung in Spanien Consul zu Florenz. Als diese gestürzt ward, schloß er sich an den unglücklichen Iturbide an, den er nach London begleitete. Er wollte mit seinem Beschützer nach Mexico gehen und dessen Glück dort theilen; als aber Iturbide fiel, zog er es vor, in London als Verbannter zu bleiben, und heuchelte eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Constitution. Späterhin wußte er durch verschmitzte Unterhandlungen mit Freunden in Spanien es dahin zu bringen, daß er als Ferdinands allertreuester Sklave nach Madrid zurückkehren durfte, wo er dann, sich rühmend seiner geographischen, auf Reisen gesammelten Kenntnisse, seine „Geografia“ herausgab. Das Proemio derselben ist ein ungesalzenes Lager veralteter und hohler Phrasen, die das Studium der Geographie empfehlen sollen. Der einzige Originalzug darin vielleicht ist die Verachtung, mit der er von Antillon, einem geschätzten spanischen Geographen, spricht; und das große Lob, welches er seinen Erfahrungen und mühsamen Forschungen ertheilt. Dann kommt ein Compendium der alten Geschichte, in welchem er nicht allein die Juden, Karthager und Aegyptier, sondern auch die Monarchie von Arragonien und die Herrschaft der Mauren vergißt. Um die spanische Literargeschichte zu schreiben, copirt er die „Biblioteca selecta“ von Mendibil und Silvela; und um dem ganzen Werke die Krone aufzusetzen, gibt er ein langes und breites Eulogium dem obengenannten Werke Miñano's! Nach Erscheinung eines Pamphlets gegen ihn, betitelt „Dique critico“, schreibt er späterhin noch eine lange Liste von „Erratas“. — Nun aber gehen wir zu etwas Erfreulicherm über, womit wir zugleich diese Skizze beschließen, zu dem Leben und den Schriften nämlich des D. Gaspar Melchior de Jovellanos, eines Mannes, der als Autor, Beamter und Patriot zu den ausgezeichnetsten Spaniern neuerer Zeit gehört. J. ist Einer der ersten unter der Zahl Derer, die unter Karls III. Regierung den Geschmack an und für Literatur weckten und förderten. Freilich ward sein Eifer für den öffentlichen Unterricht, sowie seine Liebe zu den Wissenschaften, unter dem Friedensfürsten, der Karls Indolenz misbrauchte, nicht allein nicht anerkannt, sondern sogar verschwärzt und verpönt; aber dies konnte seine Thätigkeit nicht schwächen, noch seine Ansichten verdüstern. Er ermunterte seine Landsleute zum Kampfe gegen Napoleon, indem er sie fühlen ließ, daß sie die Waffen trügen, um die in Staub getretene Nationalwürde und den beleidigten Thron zu rächen, und zeigte ihnen die Segnungen einer gemäßigten Monarchie, die im Lichte der Aufklärung wirkt. Die Natur begabte ihn mit jener glücklichen Disposition des Körpers und der Seele, durch die der Mensch Mühseligkeiten erträgt und muthig zum vorgesetzten Ziele strebt. Als solchen Mann zeigen ihn 2 jüngst erschienene Schriften. Die eine heißt: „Noticias historicas de D. Gaspar Melchior de Jovellanos. Consagradas a sus respectables cenizas. J. M. de A. M.“ (Palma, 4.) Die andere heißt: „Memorias para la vida del Excelentisimo Señor D. Gaspar Jovellanos, y noticias analiticas de sus obras. Por Don *Juan Augustin Cean Bermudez*“. Die „Noticias historicas“ sind in einem lebendigen Style geschrieben, beginnen aber erst mit der ersten Vertreibung des Jovellanos vom königlichen Hofe, übergehen die Periode seiner frühern Studien und begnügen sich, die Titel einiger seiner besten Werke zu geben. Dagegen gibt Cean Bermudez, der unzertrennliche Freund und Gehülfe des Jovellanos, wohlgeordnete Nachrichten über sein Leben und eine befriedigende Liste seiner zahlreichen Schriften. Was diese anbetrifft, so haben sie das große Verdienst, die gewöhnliche Lecture des Volks verdrängt zu haben; denn diese beschränkte sich auf den „Catecismo del P. Aotete“, eine kurze Auseinandersetzung der Dogmen der römisch-katholischen Kirche, auf das „Ejercicio cotidiano“, ein allgemeines Gebetbuch, und auf das „Año Cristiano“ oder eine Lebensbeschreibung der Heiligen. Freilich kamen vielleicht ebendeshalb diese Schriften auf den Katalog der von Leo XII. verbotenen Bücher; aber zur Ehre der madrider Regierung sei es gesagt, daß der Nuntius in Spanien es nicht dahinbringen konnte, dies Verbot in Spanien in Wirksamkeit treten zu lassen. Wir heben hier den Titel einiger in Druck erschienenen Schriften des Jovellanos, nach denen sich in etwas die Eigenthümlichkeit seiner literarischen Thätigkeit beurtheilen läßt, aus: „Memoria sobre las diversiones publicas“ (Madrid, 1812.). — „Elogio de Carlos III.“ (Madrid, 1789, 12.). — „Elogio de Don Ventura Rodriguez, ilustrado con notas“ (Madrid, 1790, 12.). — „Informe en el espediente de la ley agraria“ (Lerida, 1815, 4.). — „Carta historica-artistica sobre el edificio de la lonja de Mallorca“ (Palma, 1812.). — „Memorias historicas sobre el castillo de Bellver en la isla de Mallorca“ (Palma, 1813, 4.). — „Memoria de Jovellanos a sus compatriotas“ (2 Bände, Coruña, 1811, 4.). — „El delincuente honrado, comedia“ (Madrid, 1813, 12.). Diese Bücher sind nicht blos wegen ihres Inhalts allgemein bekannt und geschätzt auf der Halbinsel, sondern der Verf. gibt auch der castilischen Sprache alle Rundung und Biegsamkeit und all den Wohlklang und die Annehmlichkeiten, deren sie nur empfänglich ist. Da Spaniens Despotismus, der sich besonders auch in der Censurstrenge kundgibt, den Geist so lähmt und niederhält, so vermißt man besonders eine tiefe, klare und unparteiische Kritik. Jovellanos aber versuchte, bei dem Umfange seiner gelehrten Kenntnisse und seinem scharfen Blick, sich auch in diesem Felde mit Glück. Mit seinen Bestrebungen für die wissenschaftliche Cultur der Staatswirthschaft verband er eine bis in die spätern Jahre hin unvertilgbare Liebe zu den Musen. In frühern Jahren schrieb er nicht blos lyrische Gedichte, sondern auch noch als Beamter in Sevilla that er dies, geweckt und angespornt durch Don Pablo Olavide. Er wirkte für die poetische Reformation Spaniens so lebhaft, daß sein Name neben den Melendez, Quintana, Gonzalez und Cienfuegos eine ehrenwerthe Stelle einzunehmen verdient. In einigen seiner Briefe an Melendez und Gonzalez, den würdigen Nebenbuhler des Luis de Leon, zeigt er, wie wesentlich die Cäsur zum Wohlklange des Verses beitrage. Außer dem Schauspiel: „El delincuente honrado“, schrieb er auch einen Versuch über das Drama und über die Tragödie. Er schrieb ferner 2 Satyren über die Verderbtheit des Adels beider Geschlechter, philosophische Episteln und eine satyrische Schrift, betreffend den Streit der romantischen Schule, die Huerta vertheidigte, und der classischen, deren Vorkämpfer Yriarte war. Endlich übersetzte er auch den 1. Gesang von Milton's „Paradise lost“, und in der Zeit der Invasion schrieb er patriotische Lieder. Seine gemeinnützige Thätigkeit offenbarte sich besonders in der kurzen Zeit, wo er Minister der Gnade und Gerechtigkeit war, indem er die Inquisition reformirte und einen Studienplan für das Reich entwarf, der der höchsten Beachtung würdig ist. Der Raum gestattet uns hier nicht, tiefer in seine literarische und politische Thätigkeit einzugehen.*) Einer seiner Freunde hat folgendes Epigramm zu seinem Andenken nach seinem Hintritt verfaßt:

Alma Jovellanos haec est sapientis imago:
Gratia quanta illi! Quantus in ore decus!
Quod si ars virtutem mentemque effingere posset,
Non orbe in toto pulchrior ulla foret.

5.

*) Vgl. über Jovellanos die 7. Aufl. des „Conv.-Lexikons“.
D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1830.

Jeanne d'Arc, poëme, par Madame ***.

(Beschluß aus Nr. 21.)

In der Geographie ebenfalls ist unsere Dichterin genauer als irgend ein Epiker; wenn sie von einem Orte spricht, so überhebt sie gern den Leser der Mühe, ihn auf der Karte zu suchen, und singt lieber:

Il borne la Champagne et touche à la Lorraine.

Erstaunlich genau ist sie in den Kunstartikeln ihres Epos; die reimlosen Anmerkungen, womit sie diese Artikel begleitet, nehmen es an dichterischem Sinn mit den Versen des Textes auf, man muß nur die Reime hinzufügen. So bei der Bildsäule von Elisabeth, Konradins Mutter:

Elle est représentée....!!

Man kömmt in Versuchung, die Stelle folgendermaßen deutsch zu geben:

Hier ist sie dargestellt: sie reicht das Lösegeld,
Das nicht erkaufen konnt' den Sohn auf dieser Welt.
Ob diese Statue bis Dato noch verblieben
Den Carmelitern, find' ich nirgends aufgeschrieben.
Vor dreiundfunfzig Jahr hat man sie noch gehabt;
Vergleich: Italien, das Werk von Richard, Abt,
Sechs Bände Duodez, und in Pétrarque et Laure
Der Genlis, erster Band, kommt auch darüber vor.

Wo fängt hier die Prosa an? Um eine Art von Gegenprobe zu machen, verbinde man mehre auf einander folgende Verse, ohne beim Ende eines jeden einzuhalten. Der 11. Gesang beginnt:

Charles marchant toujours de succès en succès, est entré dans Soissons et poursuit les Anglais jusque devant Paris, où leurs forces s'assemblent; renfermés dans leurs murs les habitans y tremblent, d'éprouver les horreurs d'un siége prolongé...

Einige ältere französische Schriftsteller, welche, so sagt man, ihre Prosa in Alexandrinern niederschrieben, ließen wenigstens die Reime weg. Will man durchaus gebundene und ungebundene Sprache vermengen, so rathe ich, lieber Verse in der Prosa, als Prosa in Versen zu schreiben. Sonst gerathen wir von Neuem in die gute alte Zeit, wo ein französischer Dichter in folgendem Geiste sang:

Custodit sapientia
Sacratae domus hostia.
Et cum illis justitia
Recta spargit judicia.
Cum quibus sagax logica,
Nec non moralis ethica.
Cum naturali physicâ,
Jura discernunt publica, etc.

Der angeführte französische Satz ist noch weit poetischer als die Klage:

On n'ose plus attendre un secours *annoncé*..!

oder als folgende diplomatische Genauigkeit bei der Gefangennehmung Johannas:

on la tient en *diverses* prisons.

Die beste Kritik gegen solche Dichtung macht Frau *** selbst in ihrer Nachschrift „Sur le poëme épique". Sie zeigt hier, wie sehr die Poesie gewinne, wenn sie viel mit wenigen Worten sagt. Gewiß war sie dieses Grundsatzes nicht eingedenk, als sie eine der folgenden Verse schrieb, den ich unter Hunderten wähle:

Son long manteau brodé, soulevé de la terre
Pour qu'il n'entrave pas sa démarche..!

Deutsch, ohne Parodie:

Den reich verbrämten Rock hob auf sie von der Erden,
Um nicht in ihrem Gang dadurch genirt zu werden.

Der Leser wird einwenden, eine Schriftstellerin verdiene, der Neuerungen, welche sie vorschlägt oder vertheidigt, und des Themas ungeachtet, keine so ausführliche Erwähnung, wenn ihre Dichtung nicht reich an Schönheiten sei. Diese lassen sich aber Frau *** nicht absprechen. Es wäre ungerecht, das Gefühl und die Anmuth zu verkennen, die sich in allen Theilen des Werkes aussprechen, wo Sehnsucht und Liebe Gegenstand der Dichtung sind; jene Stellen sind so schön und ergreifend, daß man glauben möchte, es gebe dichterische Momente, welche leichter und besser von einer Frau benutzt werden als von dem Manne. Sehnsucht und Liebe sind allerdings nicht die Hauptsache in einem Gedichte, welches der Jungfrau von Arc gewidmet ist, aber einzelne Episoden gewinnen dadurch einen wahrhaften Reiz. Man verweilt gern bei dem freudigen Erstaunen Erard's, den seine anmuthsvolle Braut zum ersten Male gewahrt.

Érard de loin la voit; dans le ravissement
Immobile à la porte un moment il demeure,

Son vieux père [enchanté] l'appelle; et dès cette heure
Ce n'est plus un projet [seulement] concerté,
C'est le succès des voeux, qui doit être arrêté.

Die Worte, die ich in Klammern setze, heben den angenehmen Eindruck nicht ganz auf. Wenn Marie, Gemahlin Karls VII., die Geliebte des Königs durch ihre eigne Liebe entschuldigt:

Et qui sait mieux que moi combien on peut l'aimer;

wenn die Helden La Hire und Dunois bei ihrer Bewerbung um die Hand Johannas sich gestehen müssen, daß auch sie gegen einen andern Mann eifersüchtig werden können; wenn Alexis — so nennt Frau *** den jungen Landmann von Domremi, der einst seine Wünsche bis auf den Besitz Johannas ausgedehnt hatte und ihr nach Rheims folgt — vernimmt, das angebetete Mädchen sei nicht gleichgültig gegen ihn:

Elle aurait pu, grand Dieu! l'accepter pour époux,

so gewinnt man Achtung für unserer Dichterin Talent, und beklagt den zu häufigen Misbrauch desselben. Mit kräftigen Farben malt sie den scheußlichen Charakter der Ysabeau, mit welcher ihre Tochter, Schwester Karls von Frankreich, und einem englischen Fürsten vermählt, den schönsten Contrast bildet:

Son coeur navré s'élance entre un frère, un époux,
— — — — — — — — — —
Sur sa patrie en deuil [aussi] verse des larmes
Et de deux nations partage les alarmes!

Einem sterbenden Könige von England legt Frau *** die Worte in den Mund:

De l'Angleterre au loin j'osai porter les armes,
Sa gloire est un vaisseau qui vogue sur les larmes!

Dieser letzte Vers ist der schönste des Gedichts. Vielleicht ist er geschichtlich und wahr; auf keinen Fall ist er des Epos unwürdig.

Warum hat unsere Dichterin ihren Namen verschwiegen? Eine solche Bescheidenheit hatte man bisher bei jeder Art von Schriftstellern öfter als bei Dichtern bemerkt. Sie trägt nicht einmal die Maske der Pseudonymität, welche ein Dichter sich zeitlebens vorhalten kann, um der Kritik die erröthende Wange nicht zu zeigen und ihr mit angstlosem Blick ins Gesicht zu sehen, oder auch mit der Zeit wieder ablegt, wenn das Lob so groß ist, daß er es dem falschen Namen nicht gönnt. Unsere Dichterin nennt sich blos Madame ***, um so neugieriger war ich nach ihrem Namen, und wer hat mir ihn verrathen? — Sie selbst.

Madame la Comtesse de Choiseul — um sogleich mit dem Resultat meiner Nachforschung zu beginnen — zweite Gemahlin des bekannten Reisenden Choiseul-Gouffier (welcher den letztern Theil seines Namens der ersten Gemahlin verdankt) und zuvor Madame de Bauffremont genannt, erzählt mit Wohlgefallen, wie La Hire einen Bauffremont mit Lobsprüchen anredet und den Wunsch ausspricht, daß einst der Name Bauffremont als ein Muster von Treue für den Thron genannt werde:

Puisse au long avenir ce nom toujours fidèle
Offrir du dévoûment le plus parfait modèle!

An diese Verse reiht sich eine Note: „Johannas Thaten zu schreiben, schien mir wenigstens ein Versuch, jenen Wunsch zu erfüllen". Vasallen kaufen die Güter ihres Lehnsherrn los, und Frau *** kann nicht umhin, sich zu freuen, daß es ein Bauffremont war, welchem diese Ehre zu Theil wurde. Peter von Bauffremont, erfährt man bei anderer Gelegenheit, sei Graf von Charni gewesen, Ritter des goldenen Vließes, Introducteur und Marschall von Burgund, man könne über ihn nachlesen bei Moreri, Pater Buffier, Pater Anselmus rc. Aus Hume's „Geschichte des Hauses Tudor", wird nachgewiesen, das Haus Bauffremont sei mit den Devonshire, ja mit den Kaisern von Konstantinopel verwandt. Ob nicht Frau *** selbst zur erlauchten Familie der Bauffremont gehört? Sie zeigt überhaupt ihrer Familie große Anhänglichkeit; sie hat 2 jungen Helden den Taufnamen ihrer beiden kleinen Neffen gegeben: „Robert et Gontran, charmans enfans âgés aujourd'hui de quatre et cinq ans, et *pour lesquels mon coeur forme tous les voeux que je fais exprimer à Jeanne d'Arc*". Ihrer Schwester Sohn, der junge H. von Narbonne, findet eine ehrenvolle Stelle in dem Gedicht, und sie klagt in einer Note: „Oh! der interessante und unglückliche Jüngling, Sohn meiner Schwester, ist uns soeben entrissen worden, und auf die grausamste Weise!" Das ist sehr traurig und kann nicht ohne Grund in einem dichterischen Werke über Johanna von Arc angeführt werden. Die Narbonne sind also offenbar mit den Bauffremont verwandt, und da Frau *** S. 398 ausdrücklich bemerkt, die Gräfin Genlis habe ihr den Roman „Pétrarque et Laure" gewidmet, so kann sich Jeder, dem obige Beweisführung nicht hinreicht, aus dem „Epitre dédicatoire" überzeugen, daß unsere Dichterin keine andere ist als Madame Hélène, Comtesse de Choiseul, née Princesse de Bauffremont.

Ehe ich den Namen der Frau von Bauffremont-Choiseul wußte, den bisher, so viel ich weiß, weder ein Journal noch ein „Dictionnaire des anonymes" gefunden oder bekanntgemacht hat, konnte ich nicht begreifen, warum sie ihren Namen nicht nannte, und jetzt ist es mir noch unbegreiflicher. Denn anstatt ihn ein Mal auf dem Titelblatt zu nennen, deutet sie ihn mehrmals im Buche an. Vielleicht, weil ein Name unvergeßlicher bleibt, wenn man ihn suchen muß? Ist die Anonymität eine harmlose Neckerei, eine neue Art von Räthsel? Spielte unsere Dichterin, sans comparaison, mit den Lesern blinde Kuh und dachte sie, wer ihre Spur nicht finde, an dem sei nicht viel gelegen? Am wahrscheinlichsten ist die Anonymität ein Räthsel, welches man beim aufmerksamen Durchlesen der 500 Seiten lösen kann. Beweis: Frau v. B.-Ch. erklärt in der Vorrede, man thue wohl, ein Buch ohne Unterbrechung durchzulesen, und eben diesem Rathe hatte ich es zu danken, daß ich bei meiner wichtigen Untersuchung zu einem Resultate gelangt bin.

Man sagt Karl VII. nach, die Frauen hätten

sein Glück gemacht: zuerst seine schöne, nachsichtsvolle Gemahlin Marie von Anjou, zweitens Agnes Sorel, „qui lui fit sentir“, bemerkt Frau B.-Ch., „le tort de rester dans l'inaction“, drittens Jacqueline von Hainaut, welche seine Feinde entzweite, endlich besonders Johanna von Arc. An diese Frauen verschiedenen Werthes schließt sich Frau B.-Ch. an, zumal an Jeanne d'Arc, mit welcher sie gleichsam identisch erscheint, „da die Gefühle der Johanna auch die ihrigen sind“. An Quellen zu ihrem Gedichte fehlte es nicht. Hr. v. Avrigni und Soumet hatten Johanna von Arc in Trauerspielen gefeiert; Brun de Charmettes, später Barante, in Geschichtswerken; die „Biographie universelle“ enthält einen anziehenden Artikel über Johanna (er ist von dem Geographen und Präfecten Walckenaer). Unsere Dichterin gibt gewissenhaft in den Anmerkungen ihre Quellen an. Sie schöpfte auch in den Archiven und stellt kritische Untersuchungen über die in pariser Museen vorhandenen Rüstungen Johannas an. Des Hrn. Charmettes' Gedicht über Johanna hat sie absichtlich nicht gelesen, auch nicht das von Chapelain, um nicht in die Gefahr zu kommen, ein Plagiat zu begehen. Immerhin scheint sie in mehren Fällen Schiller gefolgt zu sein. Der Abschied Johannas von der Heimath, wozu Frau B.-Ch. ein kürzeres Versmaß als die Alexandriner wählt, ist schön wiedergegeben; die Helmbedeckung der Jungfrau, die Großmuth der Agnes, den Streit La Hire's mit Dunois verdankt sie unserm Dichter. Nirgends nennt sie Southey u. a. zu spät eingetroffene britische Vertheidiger der Feindin Englands, auch nicht die von l'Averdy herausgegebenen Verhöre von Rouen; Buchon's orleansche Chronik konnte ihr noch nicht bekannt sein. Voltaire's Gedicht scheint sie zu kennen; die Motto auf dem Titelblatt sind aus Voltaire, gegen welchen Namen die auf der Kehrseite des Schmuztitels befindlichen Worte:

Publié au profit d'un établissement de charité

sehr abstechen. Jene Motto sind freilich aus „Zaire“ und der „Henriade“; Voltaire's „Jungfrau von Orleans“ wird nicht genannt aber indirecterweise von den Bewohnern der Krönungsstadt Rheims in einem **Hymnus** angegriffen.

> Que la France à jamais t'honore
> — — — — — — — —
> Et qu'il soit *profane* à ses yeux
> Celui qui, dépouillant l'histoire,
> Montrerait pour ternir ta gloire
> De tes vertus l'oubli honteux!

Der im 15. Jahrhundert gegen Voltaire gesungene Hymnus ist nicht der einzige Anachronismus, welchen sich Frau B.-Ch. absichtlich erlaubt. Da sie mit ihrem Werke schon 1825 beschäftigt war, zu welcher Zeit Karl X. gekrönt wurde, so brachte sie Mehres, was sich bei dieser letzten Feierlichkeit ereignete, in der Krönung Karls VII. an, z. B.: das Ausreißen der Pferde, im Augenblick als Karl X. nach der Kirche fuhr. In den Namen der Helden begeht sie offenbar mehr als einen Anachronismus. Seite 231 nennt sie eine Unzahl Namen, woraus man wol ihre politische Ansichten erkennen soll, unter andern Clermont-Tonnerre und Polignac (Ahne des jetzigen Fürsten von Polignac??), neben Polignac aber Béranger. S. 232 führt diese Liste fort: Rohan u. s. w., auch Chateaubriand; diesen maßen sich alle Parteien an. S. 233 ist die Liste noch nicht fertig, hier sind aber die Verse den Frauen gewidmet:

> La Suze, Sévigné
> Près de Bussi, Caylus, La Châtre et d'Aubigné (Frau v. Maintenon).

Die Seiten 296 und 297 bestehen fast nur aus Namen, worunter natürlich Bauffremont und le fort de Genlis. Wer hieraus den Schluß zöge, daß auch Homer mit den unzähligen Namen seiner Gedichte allen seinen Verwandten, Bekannten, Freunden, Freundinnen und Vorbildern einen Dienst erzeigen wollte, würde in seiner Combination zu weit gehen. Mit dem Namen Barbazan mag es ebenfalls eine Bewandtniß haben, auf den S. 294, 295 kömmt er 4 Mal vor.

Sonst wagte es in Frankreich Niemand, ein großes Gedicht zu schreiben, ohne in den ersten Versen die Musen, zur Noth Apollo, die Grazien und andere hülfreiche Gottheiten anzurufen. Die alte Litanei sine qua non: Muse! wollte am Ende weder bei der Muse, noch bei den Lesern fruchten, und so gut wie Andere vernachlässigte auch Frau B. Ch. die Gunst der Muse. Nicht genug; sie eifert in allem Ernste gegen jene altheidnische unchristliche Dichterformel, gegen die faux Dieux, und fängt ihren 1. Gesang an:

> Je n'invoquerai point....

Die Musen und Götter sind:

> D'un culte dégradé frivole souvenir.

Bei der rein-geschichtlichen Bahn, auf welcher sie wandelt, bedarf sie allerdings nicht der Muse des Apollo und seines sacré vallon; nur ein einziges Mal (S. 358) sucht sie einen Deus ex machina, findet ihn aber, ohne zu sündigen; es ist — Satan. Frau von Bauffremont-Choiseul denkt also ebenso wenig als ich mit Boileau:

> L'évangile à l'esprit n'offre de tous cotés
> Que pénitence à faire, et tourmens mérités,
> Et de vos fictions le mélange *coupable*
> Même à ses *vérités* donne l'air de la *fable*.
> „Art poétique“, l. III.

65.

Die römische Campagne in topographischer und antiquarischer Hinsicht. Dargestellt von J. H. Westphal. Nebst einer Karte der römischen Campagne und einer Wegekarte des alten Latiums. Berlin, Nicolai. 1829. Gr. 4. 5 Thlr. 12 Gr.

Die Arbeiten über Rom und die Campagne häufen sich dergestalt, daß es wirklich äußerst schwierig wird, über das Verdienst oder das Unverdienst eines neuen Werkes über diesen Gegenstand mit Sicherheit abzuurtheilen. Fast ist die Compilation nicht mehr von der unabhängigen Forschung zu

unterscheiden; denn wo über Alles auf so mannichfaltige Art gesprochen ist, da findet sich auch der neu erscheinende Gedanke irgendwo schon einmal angeregt. Der Gegenstand, den unser Verf. bearbeitet hat, schien vor ihm von Burton und Sickler, von Sachse, von Adler, Fea, Nibby, von Venuti und Nardini, von Piali und von Chr. Müller beinahe erschöpft; dennoch gewinnt seine fleißige Arbeit sich neben diesen einen Platz. Natürlich hat er seine Vorgänger gekannt und benutzt, und besonders erscheint Nibby's Werk über die Thore Roms fast als Grundlage des seinigen; doch ist es keine Wiederholung desselben. Der Verf. folgt einem andern Plane, und indem er sich ausschließlich auf das Topographische beschränkt, historische und kunstgeschichtliche Polemik aber ganz zur Seite liegen läßt, wird es ihm möglich, in wenigen Bogen den ganzen, reichen Gegenstand zu umfassen. Eigentlich ist sein Buch nur eine ausführliche Beschreibung seiner Karten, und da dieser Weg der Belehrung neu ist, so müssen wir ihn gelten lassen; er erlaubte ihm zugleich am besten, sich dabei aller Anführung von Autoritäten zu enthalten.

Der Verf. zerlegt die Campagne in so viel Rayons, als Rom Thore aufzuweisen hat, und theilt jedem derselben seinen Antheil an der römischen Feldmark zu. Er beginnt mit dem südlichsten dieser Thore, Porta S.-Paolo, geht dann links fort und folgt den Straßen, zu denen sie hinausführen, soweit sie zur Campagne gehören, und schildert nun genau und ohne Auslassungen die Oertlichkeiten, welche sich rechts und links an diese Straßen lehnen.

Die Beschaffenheit des Bodens, Flüsse, Bäche, Berge und Anhöhen machen gewöhnlich den Anfang; dann folgen die Baudenkmale, die Straße selbst und die Entfernungen der Orte vom alten Rom. Die vorzüglichste Aufmerksamkeit finden aber immer die Straßen und Wege, und wir glauben behaupten zu können, daß kaum ein Fußsteig in der Nähe Roms vom Verf. unberücksichtigt gelassen worden ist. So wird sein Buch zu einem zuverlässigen und unentbehrlichen Wegweiser für Den, welcher die römische Campagne mit antiquarischen und topographischen Zwecken durchwandert; er wird es nicht leicht vergeblich zu Rathe ziehen, auf welchem Fußpfade er sich auch befinde. Jedes Casale, jede Tenuta (Vorwerk) ist genau bezeichnet und jeder Sommerbach mit seinen Brücken oder Fuhrten angedeutet. Kurzum, die topographische Genauigkeit dieser Schilderung läßt wenig oder nichts zu wünschen übrig, und der Verf. zeigt sich ganz im Besitz der Ruhe und der Detailliebe, welche zu einer Arbeit dieser Art gehört, wenn sie befriedigend sein soll. — Nicht minder löblich ist er für die Untersuchung des Bodens, für die Darstellung der Cultur, deren er fähig ist und deren er jetzt genießt; seine geognostische Charakteristik der Campagne als Einleitung, sowie weiterhin die des Albaner- und Volskergebirges und der Küstenstriche ist vortrefflich; auch er sieht, mit uns, den Hauptquell der Malaria in der Entvölkerung, die hier zugleich Ursache und Wirkung des Uebels ist, und prophezeit Rom den Untergang, wenn es nicht Mittel findet, seiner zunehmenden Entvölkerung Einhalt zu thun. — Die Abstände der Orte von Rom sind sehr genau erörtert und finden sich meistens nach dem Itinerarium Antonini, dem Hierosolymitanum, der Peutinger'schen Tafel und der Wirklichkeit verglichen, und die häufigen Correcturen, welche der Verf. vorschlägt, sind mit wohlgeprüften Gründen unterstützt. Die Breiten- und Längentafeln S. 174 und die ganze Analyse der Karte zeigen, welche Genauigkeit sich der Verf. zum Gesetz gemacht hat. In dieser Art behandelt er nun den Rayon der Porta S.-Paolo, S.-Sebastiano, Latina, S.-Giovanni, Maggiore, S.-Lorenzo, Pia, Salara, del Popolo, S.-Pancrazio und Portese, eine Reihefolge, die ihm Wiederholungen erspart, weil die Tiber alle Wege (außer einem) abschneidet. Das Antiquarische wird dabei, im Ganzen genommen, wenn die Topographie nicht dabei betheiligt ist, ziemlich leicht und ohne alle Polemik behandelt. Der Verf. hat die Grenzen seiner Arbeit enge gezogen, und da er diesen Zweck fest und mit Ernst im Auge behält, so hat er ihn wirklich vollkommen erreicht; über die Topographie der Campagne wird nach seiner Arbeit kaum noch etwas zu schreiben sein. Mit Vorliebe scheint uns dabei besonders das vielbesprochene Roma vecchia behandelt zu sein, und wir treten den Ansichten des Verfs. darüber völlig bei. Oft scheint er uns gegen Nibby und Nardini mit ungerechtem Eifer aufzutreten, während er seine Ansichten ziemlich ohne Unterstützung den ihrigen gegenüberstellt. Doch es ist hier nicht der Ort, auf eine Prüfung oder Würdigung aller der neuen Anführungen einzugehen, an denen dies Buch, immerhin ein Werk großen Fleißes und genauer Sachkunde, reich ist; namentlich jedoch verdunkelt es eben hierdurch Müller's etwas leicht gearbeitetes Buch, eine Uebersetzung des „Viaggio antiquario", völlig in Dem, worin beide Arbeiten zusammentreffen. Uns aber muß es genügen, dies Werk im Allgemeinen charakterisirt und es als einen zuverlässigen Wegweiser aller antiquarischen Wanderer in der römischen Campagne empfohlen zu haben.

25.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 23. —— 23. Januar 1830.

König Enzius.

1. König Enzius, Beitrag zur Geschichte der Hohenstaufen. Von Ernst Münch. Ludwigsburg, Naft. 1827. 8. 18 Gr.

Unter den vielen anziehenden Charakteren, durch welche das kraftvolle Zeitalter der Hohenstaufen sich auszeichnet, nimmt des Kaisers Friedrich II. natürlicher Sohn Enzius nicht die letzte Stelle ein, und die merkwürdigen Schicksale dieses edeln, tapfern und geistreichen Mannes gewähren ein lebendiges Bild dieser vielfältig bewegten Zeit. Enzius war der Liebling seines großen Vaters, demselben ähnlicher an Gesinnung, Neigungen und Talenten als irgend ein anderer seiner Brüder, unerschrocken in der Schlacht, und Mühseligkeiten und Gefahren des Kriegs nicht scheuend wie sein Vater, ebenso wenig als dieser die Genüsse des Lebens verschmähend, und ein Freund der Frauen wie der Dichtkunst. Von seiner frühen Jugend bis zu seiner unglücklichen Gefangenschaft nahm er an allen Unternehmungen seines Vaters Theil, kämpfte mit ihm wider den lombardischen Städtebund und den römischen Stuhl, trotzte wie der Kaiser dem kirchlichen Banne und büßte für seine treue Anhänglichkeit an der Sache seines Vaters durch eine 22jährige Gefangenschaft, aus welcher ihn nur der Tod befreite. Sowie das zwar kurze öffentliche aber thatenreiche Leben dieses Mannes und die unglückliche Entwickelung seines Schicksals der tragischen Dichtkunst einen reichhaltigen Stoff darbieten, ebenso sehr eignen sie sich für eine nicht weniger belehrende als unterhaltende biographische Zusammenstellung, und Herr Münch hat sich also für die vorliegende Arbeit, welche als eine Ergänzung von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" betrachtet werden soll, einen Gegenstand gewählt, welcher des verdienstlichen Fleißes, den er auf die Behandlung desselben gewendet hat, vollkommen würdig ist. Heinrich, oder Enzius (eine italienische Umänderung der deutschen Abkürzung Heinz) wurde im Jahre 1225 von Bianka Lanza (bei Raumer Lancia), der damaligen Geliebten des Kaisers Friedrich, geboren. Herr M. hält diese sonst ganz unbekannte Frau für eine Lombardin aus einem der angesehensten Geschlechter der Markgrafschaft Montferrat; sollte aber die von Raumer vorgezogene Nachricht des französischen Fortsetzers der Geschichte von Jerusalem (eines Schriftstellers, welcher doch wenigstens dem Anfange des 14. Jahrhunderts angehört), daß die Mutter des Enzius eine deutsche (vielleicht in Italien geborene und erzogene) Frau von hoher Geburt (une haute dame d'Alemaigne) war, weniger glaublich sein als die Aussagen noch späterer italienischen Chroniken? Ueber die Jugend des Enzius sind keine Nachrichten überliefert worden; aber die Zeugnisse der Schriftsteller und das spätere Leben des Enzius lassen es nicht bezweifeln, daß er einer sorgfältigen Erziehung genoß. „Milde von Natur", so schildert Herr M. den Charakter seines Helden, „und der großmüthigsten Gefühle empfänglich, war er gleichwol ein Löwe in der Schlacht und, wenn wir den Berichten erbitterter Feinde trauen wollen, im Gewürge schrecklich, gleich dem zürnenden Achilleus nach Patroklos Fall. Der Streit sein Element, Gefahr ihm Wollust, und standhafte Anhänglichkeit an die (den) großen Pläne (Plänen) seines Vaters der nie aus den Augen verlorene Zweck seines Lebens". Schon im 13. Jahre seines Alters, im J. 1237, stritt Enzius an der Seite seines Vaters in der blutigen Schlacht gegen die Lombarden bei Cortenuova, und im Jahre 1239 verdankte er der Vermählung mit der bejahrten Witwe Adelasia (Adelheid), Königin von Sardinien, zwar den Titel eines Königs von Gallura und Torre, wozu später auch der königliche Titel von Sardinien kam, aber auch unzählbare, zum Theil durch den Widerspruch des Papstes veranlaßte Widerwärtigkeiten, und die Uebertragung der Krone von Sardinien an Enzius war einer der Gründe, mit welchen Gregor IX. den bald hernach, im Jahre 1239, wider den Kaiser Friedrich ausgesprochenen Bann rechtfertigte. Wahrscheinlich war Enzius nur ein Mal, noch im Jahre 1239, eine kurze Zeit in Sardinien, denn der mit steigender Erbitterung unausgesetzt geführte Krieg des Kaisers gegen den Papst und den lombardischen Städtebund, in welchem Enzius, schon im Jahre 1239, als 14jähriger Knabe, zum Reichsstatthalter in Italien von seinem Vater ernannt, ohne Unterbrechung an der Spitze von Kriegsheeren stand und die wichtigsten Unternehmungen leitete, hielt ihn ebenso fern von seinem Königreiche als von seiner

Gemahlin. Der kühne Einbruch in die Mark Ancona, welchen Enzius im Jahre 1240 unternahm, und die Eroberung von Macerata nöthigten zwar den Papst Gregor IX. zur Flucht aus Rom, bewogen aber auch den Papst, welcher bald hernach in seine Hauptstadt zurückkehrte, auch über den 15jährigen Feldherrn den Bann auszusprechen. Bald hernach begleitete der jugendliche Held seinen Vater auf dem Zuge gegen Ravenna, durch welchen der Kaiser die Eroberung der ghibellinischen Stadt Ferrara rächte, welche dem päpstlichen Legaten Gregorio de Montelongo gelungen war. Eine der berühmtesten Thaten des Enzius war im Jahre 1241 die Gefangennehmung der zur Kirchenversammlung nach Rom berufenen Prälaten, welche eine genuesische Flotte nach Ostia führen sollte, in der Seeschlacht bei der Insel Melora, in welcher der 16jährige Jüngling als Oberadmiral die vereinigte kaiserlich-pisanische Flotte anführte, und wenige Monate hernach finden wir ihn an der Seite des Kaisers in der siegreichen Schlacht gegen die Mogolen an der Donau. Auf diese Siege folgte aber mancherlei Ungemach; die Verhältnisse des Kaisers verschlimmerten sich, nachdem während seines Zuges gegen die Mogolen der starrsinnige aber auch kraftvolle Innocenz IV. auf den päpstlichen Stuhl war erhoben worden, und Enzius wurde von seiner Gemahlin Adelasia verlassen, welche schon seit längerer Zeit mit dem auch in Dante's „Hölle" nicht mit Lobe erwähnten Sardinier Michael Zanchi ein unwürdiges Liebesverhältniß unterhalten hatte und nunmehr die Auflösung ihrer Ehe mit Enzius, als einem Gebannten, bewirkte. Dieser Verlust sollte zwar durch die Verbindung des Enzius mit der Nichte eines der treusten Freunde des ghibellinischen Hauses ersetzt werden; die nachfolgenden Begebenheiten hinderten aber die Vollziehung dieser Vermählung, deren Erwähnung in einer von den Geschichtschreibern bisher übersehenen und von Herrn Münch zuerst beachteten Stelle der Briefe des Petrus de Vinea (III, 82 fg.) sich findet. Auf das ruhigere Jahr 1242 folgte eine höchst bewegte Zeit, in welcher der thätige Jüngling vielfältige Gelegenheit zu tapfern Thaten fand. Vereinigt mit dem Markgrafen von Lanza (ohne Zweifel einem Verwandten seiner Mutter), befreite er die von der guelfischen Partei belagerte Stadt Savona, nahm Antheil an den durch die Kirchenversammlung zu Lyon veranlaßten Berathungen zu Verona, sowie an dem Kriege gegen Mailand (im Jahre 1245) und hatte das Unglück, im Kampfe bei Georgonzuola in die Gefangenschaft der Mailänder zu gerathen, aus welcher er, nach einigen Nachrichten, durch Krieger von Reggio und Parma befreiet, nach andern, von den Feinden großmüthig entlassen wurde. Herr M. hat diese Ereignisse zwar ausführlicher als Raumer („Gesch. der Hohenst." VI, S. 184, 185) erzählt, die Darstellung des Letztern aber ist, obwol kürzer und gedrängter, doch ungleich klarer. Nach verschiedenen andern unerheblichern Feldzügen öffnete sich dem jungen Helden im Jahre 1247 ein glänzender Schauplatz in der von dem Kaiser Friedrich selbst geleiteten Belagerung der Stadt Parma, welche nicht lange zuvor in die Gewalt der Guelfen gefallen war. Enzius wetteiferte zwar in tapfern Thaten mit seinem Bruder Friedrich von Antiochien, aber das Glück war von dem Kaiser Friedrich und seiner Sache gewichen. Eine schwere Krankheit lähmte während langer Zeit die Thätigkeit des Kaisers; und als er nach seiner Genesung (im J. 1248) an einem schönen Tage durch die Jagd sich ergötzte, überfielen die Parmasaner die von dem Kaiser zur Bedrängung der belagerten Stadt erbaute Feste Vittoria und zerstörten sie mit Feuer, und 2 Siege, welche Enzius später gewann, brachten keinen andern Vortheil als einen ehrenvollen Abzug.

(Der Beschluß folgt.)

Predigt bei Eröffnung der von Sr. königl. Majestät zu Sachsen ausgeschriebenen allgemeinen Landesversammlung am 6. Januar 1830, bei dem königlichen evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten von **Christoph Friedrich v. Ammon.** Dresden, Walther. 1830. Gr. 8. 3 Gr.

Es ist nicht blos ein alter, ehrwürdiger Gebrauch, daß die Stände eines Landes aus dem Tempel der Andacht, durch das ewige Wort der Wahrheit über zeitliche Rücksicht und Menschenfurcht erhoben, vor den Thron ihres Monarchen treten, sondern es ist zugleich eine echtchristliche publicistische Einrichtung. Staat und Kirche soll Ein Geist, Ein Wille auf das innigste verbinden: der Geist der **Wahrheit**; — wo vergegenwärtigt sich aber dieser Geist dem Sterblichen reiner und überzeugender als in der göttlichen Lehre des Christenthums? und der Wille des **Besserwerdens** — wo findet aber dieser Wille mehr Erhebung und Kräftigung als in dem christlichen Werke der Heiligung, das zu Gott führt? In diesem Sinne muß jene Einrichtung gedacht und befolgt werden, sonst artet sie aus in ein gedankenloses, wahrhaft unheiliges Ceremoniel.

Das Volk der Deutschen ist ein für Religion und sittliches Leben tief empfängliches Volk, und unsere Regierungen bauen auf diesen Grund das Werk der öffentlichen Wohlfahrt. Das Volk der Deutschen ist aber auch in seiner großen Mehrheit ein denkendes und aufgeklärtes Volk, das die Bedingungen des Fortschrittes seines Gesammtlebens richtig beurtheilt und die Mittel dazu geschickt anwendet. Auf demselben Wege begegnen ihm weise Regenten, und wo Hindernisse das gemeinschaftliche Werk aufhalten und stören, liegen diese fast immer mehr in äußern zwingenden als in innern abzuändernden Verhältnissen.

Die Geschichte der meisten deutschen Staaten gibt von dieser gleichmäßigen Richtung der Staatskunst auf die Beförderung des religiös-kirchlichen und des sittlich-bürgerlichen Lebens die erfreulichsten Beweise. Dieselbe Richtung bezeichnete den unsterblichen Charakter der Regierung des verewigten Königs von Sachsen, und sie dauert fort unter seinem Nachfolger.

Bei einem solchen Geiste, der Deutschlands edlere Fürsten mit ihren Völkern für Einen Zweck vereinigt, hat der Gedanke, daß ständische Versammlungen nichts weiter seien als eine Huldigungs- und Bewilligungsform, um den Finanzcredit zu stützen, etwas Unnatürliches. Vielmehr liegt Beiden, dem Fürsten, der sie beruft, und den Volksvertretern, welche in seine Nähe, „vor Allem in die Nähe der freigebietenden

und unter Gottes Beistand bald zur gesegneten That durch sie reifenden Pflicht"*) treten, einzig nur daran, das Wahre und Rechte in der Erreichung des Staatszweckes durch freie Berathung auszumitteln und in das Leben einzuführen.

Wo Oeffentlichkeit durch den Druck erreicht wird, da überzeugt sich das In- und Ausland sogleich von dem zweckdienlichen Gange der Versammlung; wo jene Oeffentlichkeit, die nur zu leicht das Persönliche in die Sache einmischt, nicht stattfindet, da erkennt das Volk in dem Laufe von 6 Jahren, was zweckmäßig vorbereitet und eingeleitet worden ist. Im Königreiche Sachsen haben die ständischen Versammlungen nur 2 öffentliche Akte: die Eröffnung und den Schluß derselben. Auf beide ist daher die Aufmerksamkeit des Volkes gerichtet; am lebhaftesten jedoch auf den ersten Akt, denn zu der Theilnahme an der Eröffnung des Landtages gesellt sich noch die Hoffnung des Fortschreitens in allen Angelegenheiten des Gemeinwohls. Diese Hoffnung nun achtet vorzüglich auf das erste öffentliche Zeichen des staatsbürgerlichen Geistes der ständischen Versammlung, auf die sogenannte Landtagspredigt. Denn was der erste Geistliche des Landes, der selbst im Rathe der kirchlichen und Unterrichtsverwaltung sitzt, wo er sowol den geistigen Zustand des Landes, als auch die Ansichten der Großen und Edeln des Volkes kennen zu lernen Gelegenheit hat, vor den Ständen in Beziehung auf das Werk, welches sie beginnen, ausspricht, kann als ein Zeichen von dem Geiste gelten, der in den obersten Kreisen des Bürgerthums vorwaltet.

Die Frage: Darf der Prediger an heiliger Stätte das Weltliche in den Kreis frommer Betrachtung ziehen? hat der Hr. Verf. in dem Eingange seiner durchaus biblischen Predigt selbst beantwortet. Alles Irdische soll ja an das Wort der Wahrheit geknüpft, mit dem Lichte der Erkenntniß beleuchtet und mit der Pflicht in Einklang gebracht werden. Sind aber Staat und Kirche von Einem Geiste und von Einem Willen durchdrungen, so darf auch der Geistliche, welcher in dem gegenwärtigen Falle als der Vertreter der Kirche anzusehen ist, zu den Stellvertretern des Volkes von dem Geiste sprechen, welcher die Organe des Staats und der Nation erfüllen soll, sowie von dem Pflichtgefühle, welches ihrer Einsicht und Erfahrung das rechte Wort einhaucht.

Da aus den angeführten Ursachen die vorliegende Landtagspredigt keinem Sachsen unbekannt sein wird, so dürften wir den Inhalt derselben ganz übergehen, wenn nicht auch das Ausland jene Stimme aus unserer Mitte für gewichtig hielte. Ueber die Form der Predigt erlauben wir uns kein Urtheil; Deutschland kennt schon diesen Meister in der homiletischen Kunst. Das Gleichnißartige, was im Texte**) liegt, bot ihm hier die fruchtbarste und zugleich die geistvollste Anwendung desselben auf die zu neuen Berathungen über die gemeinschaftliche Wohlfahrt versammelten Stände an. Was konnte überhaupt sachgemäßer sein, als die daraus abgeleitete Schilderung des „weisen Betragens, welches gewissenhafte Vertreter des Vaterlandes bei öffentlichen Berathungen über die gemeinschaftliche Wohlfahrt zu beobachten haben"? Daß aber diese Schilderung, frei von jedem Hinblicke auf beengende Zufälligkeiten, mit der unabhängigen Würde einer christlichen Rede, den Gegenstand nicht allein dem Standpunkte der deutschen Staats- und Volksbildung gemäß wissenschaftlich begründet, sondern ihn auch auf die Höhe des Christenthums stellt, wo, „nach Gottes Ordnung, die Klugheit vor dem Rechte, das Recht vor der Pflicht die Knie beugen soll", beweist die gedankenreiche und aus der hellsten Beobachtung der Zeit geschöpfte Entwickelung folgender Sätze. „Weise betragen sich die Stände des Vaterlandes:

1) wenn sie über Das, was das Vaterland bedarf, nicht allein sich, sondern, bei dem so weit verbreiteten und sich selbst aufdringenden Tausche von Gedanken, mit den gebildetsten Männern unsers Vaterlandes auch die Stimme des Auslandes vernehmen"; dann wird Keiner „die umfassende Regel der Vernunft mit dem kleinen Maßstabe seines Landes vertauschen".

2) — „wenn sie Verbesserungen, die sich nicht länger mehr verspäten lassen, mit bescheidener Freimüthigkeit besprechen". — „Wie unser Leib täglich stirbt und wieder auflebt, so sterben auch täglich menschliche Gewohnheiten, Sitten und Gesetze ab, um sich, nach Gottes Ordnung, zeitgemäß zu erneuern".

3) — „wenn sie, bei beschränkten äußern Mitteln, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die innern Kräfte des Landes richten". — „Der wahre Reichthum eines Landes besteht nicht allein in den Schätzen, die man aufhäuft, sondern in den Menschen, die sie sammeln, in der Einsicht, mit der sie sie suchen, in der freien Thätigkeit der körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte, mit der sie sie erwerben und sich aneignen können". — — Es darf insbesondere „keineswegs gleichgültig sein, ob die christliche Religion, die alle Kräfte des Menschen weckt und in Anspruch nimmt, lichtvoll, rein und sittenveredelnd, oder in Nebel und Schwärmerei gehüllt und dann gewiß auch das bürgerliche Wohl bedrohend verkündigt werde".

4) — „wenn sie sich nie durch persönliche Vortheile zur Theilnahme an einem Unrechte verleiten lassen".

5) — „wenn sie bei sinkenden Hoffnungen der Gegenwart die gute Sache nicht aufgeben", sondern

6) „immer bereit sind, den dringenden Bedürfnissen des Vaterlandes jedes würdige Opfer zu bringen". Was die Stände für heilbringende Anstalten, was sie „der Kirche zur segensvollen Einwirkung auf das bürgerliche Gemeinwohl", was sie den Schulen, was sie der „einzigen hohen Schule des Landes, dieser alten Pflegerin unserer Wissenschaft und unsers Ruhmes, zur Vollendung ihrer Wiedergeburt" bewilligen, „das geben sie sich und ihren Kindern, das hört nicht auf, ein Eigenthum des Vaterlandes zu sein". Doch, jedes Wort, und wie viele sind nicht Worte der Schrift! ist hier inhaltschwer. Es ließe sich ein staatswissenschaftlicher Commentar dazu schreiben. Wahrlich, ein Land, in welchem solche Worte Hörer finden, und in welchem es Männer gibt, die auch ohne Wort zur That schreiten, geht einer gesegneten Zukunft entgegen! 22.

*) Des Verfs. Worte. S. 29.

**) Evangel. Matth. Cap. 2, V. 1—12.

Rügen.

Platen und Heine.

Soeben ist der 3. Theil von Heine's „Reisebildern" erschienen. Hr. H. hat nun einmal die Erfahrung gemacht, daß es bei dem jetzigen Zustande unserer Literatur — der schönen!! — für Menschen seines Schlages hinreicht, eben hinzuschreiben und drucken zu lassen, was ihnen durch den Kopf und das Herz fährt, um Aufsehen zu erregen, um sich einen gewissen Ruf zu erwerben — der solidern Vortheile nicht zu gedenken; ganz in der Ordnung also, daß er mit seinen „Reisebildern" fortfährt und wahrscheinlich noch lange fortfahren wird. Daß Hr. Heine viel Witz hat, ist nicht abzuleugnen, und das ist es eigentlich, was er vor Tausenden voraushat; denn die Zerrissenheit, der kleine Satanismus, mit dem er sich so breit macht, ist eine in unserer Zeit so gewöhnliche Erscheinung, daß, wie gesagt, Hr. Heine sich nur dadurch von Tausenden unterscheidet, daß er zuerst auf den Einfall gekommen ist, dem Publicum mitzutheilen, was Andere für sich behalten, was sie auch schwerlich in einer so unterhaltenden Form zu geben wüßten. Das Gesagte soll die „Reisebilder" gar nicht heruntersetzen, im Gegentheil habe ich sie bisher gegen männiglich vertheidigt. Hr. Heine theilt verdiente Hiebe aus, und es kann uns im Grunde gleichgültig sein, von woher sie kommen, wenn sie nur den rechten Fleck treffen. Hr. Heine sagt sogar manche tiefgefühlte, tiefbewe-

gende, echtpoetische Dinge, aber dabei geht es mir meistens so, daß ich es fast wie eine Frechheit ansehe, daß gerade er es sich herausnimmt, diese Dinge zu sagen — denn, mag man auch zugeben, daß Heine kein ganz gewöhnlicher Mensch ist, so ist es doch nicht wol möglich, ihn zu achten, und oft will es Einem bedünken, daß gerade das Gefühl, keine Achtung zu verdienen', der Hauptgrund des Satanismus und der Frechheit ist, dem Heine sein schriftstellerisches Glück verdankt.

Dieser 3. Theil der „Reisebilder" bestärkt diese Ansicht nur zu sehr. Im Allgemeinen steht er den beiden ersten Bänden sehr nach. Heine's Art, die an und für sich nicht natürlich, nicht gesund ist, wird hier ganz zur Manier. Ueberall sieht außerdem der Zweck durch, ein Bändchen zu füllen, coute qui coute; was soeben erst im „Morgenblatt" aufgetischt worden, ist hier wieder abgedruckt. Der Witz, der Ernst wird nicht frei und frisch durch die Gegenstände und Erscheinungen geweckt, sondern die Erscheinungen werden herbeigetrieben, um zu Ernst und Scherz Anlaß zu geben; überall scheint die Absicht durch. So muß denn auch das Heiligste zum Gegenstande des Witzes dienen, und Heine wird vergebens durch einige Anfälle sentimentaler Frömmigkeit die Ueberzeugung in uns ändern, die jene Witze geben! daß ihm nichts ernstlich heilig sei. Noch mehr aber befestigt wird diese Ueberzeugung, so oft Heine zum Ernst, zur Tiefe übergehen will. Da fühlt man, wie Alles ihm nur Thema für Redensarten ist, die denn wirklich oft sehr trivial ausfallen, wie z. B. die politischen, oder ganz abgeschmackt, wie Das, was er über Rossini und den Enthusiasmus der Italiener für ihn sagt. Das Widrigste dabei ist, man fühlt es so deutlich, daß Heine selber kein Wort von dieser Saalbaderei glaubt; es klingt nach etwas, darum schreibt er es hin. Was soll ferner das ewige Coquettiren mit seiner todten Maria? Ist sie keine Fiction, wie soll man glauben, daß Heine ein wahres Gefühl, einen tiefernsten Lebensschmerz auf diese Art zur Schau tragen, damit wie mit einem blinkenden Kleinod brilliren könnte? — Nein, sind auch an ergötzlichen Einfällen, treffendem Witz, z. B. über München, Berlin, reisende Engländer, gebildete Juden u. dgl., diese Bilder vielleicht so reich wie die frühern, in Allem, was Ernst, Tiefe sein soll, verräth sich immer mehr eine unheilbare Impotenz; aber freilich in unserer Zeit, wo die übersättigte Schlaffheit und aufgeblasene Nichtigkeit überall das große Wort führt, konnte Heine's Zerfallensein mit sich selbst als geistige Größe und Tiefe angepriesen werden.

Doch ich komme zu dem Theile des Buchs, der mich eigentlich veranlaßt, hier davon zu sprechen. Graf Platen hatte in seinem „Romantischen Oedipus" Heine'n, als getauften Juden, mit Verachtung behandelt. Heine rächt sich dadurch, daß er, auf einige Ausdrücke in einigen von Platen's Gedichten fußend, diesen als überwiesenen, offenkundigen P...... behandelt und füllt in diesem Sinne viele Seiten mit Witzen, Wortspielen u. s. w. Mit solcher schmuzigen Frechheit, mit solcher niederträchtigen Gemeinheit ist wol noch nie ein Streit zwischen Schriftstellern geführt worden, weder bei uns, noch bei andern Nationen. Kann, darf es geduldet werden, daß Menschen wie Heine, die sich selbst nicht achten und an Anderer Achtung verzweifeln, einen solchen Ton in der deutschen Literatur einführen und dieses unser höchstes Gut, unsern höchsten Stolz, da uns ein anderes Gemeingut fehlt, vor andern Nationen entehren? Wie dergleichen zu hindern, zu strafen ist, wäre freilich schwer zu sagen, so lange die Gewinnsucht der Verleger aus der Schamlosigkeit der Schriftsteller ihren Vortheil zu ziehen nicht ansteht; aber was an dem Einzelnen ist, will ich hier thun, ich will es Hrn. Heine laut zurufen und ich weiß, daß ich im Namen jedes Mannes von Ehre spreche: was dieser Angriff auf Platen auch für diesen für Folgen haben mag, Heine'n bedeckt er mit Schande und mit der Verachtung des bessern Theils des deutschen Publicums, mit der Verachtung aller der Schriftsteller, die selbst noch auf Achtung Anspruch machen können. Heine täusche sich nicht — und mir däucht, er kann sich nicht täuschen — was er auch noch auf seiner Bahn für Erfolge haben mag, welchen Beifall auch sein Witz, seine Satyre finden mag, kein Mann von Ehre kann ihn ferner achten, selbst Die — und zu diesen gehöre ich selbst —, die seine Geistesgaben hochstellen, die sich der Hiebe freuen, die sein Witz austheilt, selbst diese müssen ihn als Menschen, als Mann verachten. Und es ist hier nicht einmal die Rede davon, ob die Beschuldigung, die Heine gegen Platen erhebt, gegründet ist; das Verächtliche von Heine's Verfahren liegt in der Art, wie er diese Beschuldigung vorbringt, in der Art, wie er das Vergehen, was er dem Gegner vorwirft, behandelt. Heine täusche sich nicht; die Sitten, das tiefste moralische Gefühl, die Grundsätze unsers Volkes, ja aller christlichen Völker fodern, daß solche Vergehen, wenn sie je erwähnt werden müssen, nur mit ernstem Abscheu behandelt werden. Der leichte Ton, die affectirte Ueberlegenheit eines roué erregt bei uns blos Verachtung und Ekel. — Wie aber — ist Platen eines solchen Vergehens überwiesen; ist es auch nur wahrscheinlich, daß er dessen schuldig sei? Einige von seinen Gedichten drücken eine gewisse weichliche, weinerliche Freundschaft aus, die allerdings unmännlich, widerlich ist; aber rechtfertigt dies eine solche Beschuldigung? — Der Ausdruck dieser Gedichte erinnert zuweilen an Dichtungen der Alten, deren Sinn freilich nicht zweideutig ist; aber ist dies zu verwundern bei einem Dichter, bei dem Nachahmung der Alten ein wesentlicher Charakterzug geworden ist? und berechtigen einzelne Stellen der Art, aus dieser Einseitigkeit entstanden', zu einer solchen Beschuldigung? Mit solcher Deutung aber nicht zufrieden, treibt Heine seine Bosheit bis zur dummen Unredlichkeit, indem er Stellen aus Gedichten in diesem Sinne deutet, die ganz offenbar an Frauen gerichtet sind.

Es ist übrigens eigentlich nicht meine Absicht, hier Platen zu vertheidigen, sondern nur gegen solche Beschmuzung unserer Literatur zu protestiren. Platen kann sich in gewisser Hinsicht über diesen Angriff nicht beklagen. Er hat Heine'n schonungslos beleidigt; und wenn er seinen Mann nur einigermaßen kannte, so mußte er wissen, daß weder Scham noch Ehre diesen zurückhalten würden, jede Blöße, die er etwa geben könnte, bis aufs äußerste zu benutzen; er mußte wissen, daß sogar der Umstand, daß er ihn nicht persönlich, Mann gegen Mann, zur Rechenschaft ziehen könne, von Heine nicht unbenutzt bleiben werde: also habeat sibi. War sein Angriff auf Heine wirklich ganz frei von persönlichen Beweggründen; galt er nur dem Geiste, der in Heine's Schriften herrscht, und der, wie sehr er auch in bunten Farben glänzt, ein unsauberer Geist ist, so muß ihn sein Bewußtsein auch gegen solche Schmähungen stählen. Heine wirft Platen auch seine Armuth vor; eine solche Niedrigkeit kann nun kaum mehr auffallen. Was er sonst über Platen's metrische Pedanterie, sein Selbstlob sagt, ist zum Theil gegründet und witzig; aber wenn er beweisen will, daß Platen kein Dichter sei, so ist das blos lächerlich. Glauben denn diese Herren insgesammt, Platen, Immermann und Heine, daß solche Uebertreibungen die Stelle bestimmen werden, die ihnen in der Meinung der Mit- und Nachwelt gebührt? Zwar mag man Platen als Komödiendichter das Recht der Uebertreibung zugestehen; er geißelt Immermann als Repräsentant und Vorkämpfer einer Classe von Dichtern, die eine solche Züchtigung wohl verdient; ja Immermann selbst gibt der Blößen genug, und die Komödie will nun einmal geißeln und nicht streicheln; aber gerade deshalb soll sie nicht als Urtheil gelten wollen, denn dies berücksichtigt auch die Verdienste, und lächerlich ist es dann auch, Immermann Keime wahrer Poesie absprechen zu wollen. 1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 24. —— 24. Januar 1830.

König Enzius.
(Beschluß aus Nr. 23.)

Schon im folgenden J. 1249, als Enzius der Stadt Modena wider die Bologneser zu Hülfe kam, endigte die unglückliche Schlacht an der Fossalta (unfern von Modena) seine glänzende Laufbahn. Die Schicksale des Enzius während seiner Gefangenschaft bis zu seinem Tode (am 15. März 1272), vornehmlich sein Liebesverhältniß mit Lucia Viadagoli (welchem nach einer bekannten Sage das Geschlecht der Bentivoglio zu Bologna seinen Ursprung verdanken soll), der Versuch des Pietro Asinelli und anderer Freunde des Königs, ihn zu befreien, werden auf eine sehr anziehende Weise erzählt. Merkwürdig ist es, daß der Kaiser Friedrich, nachdem einige Versuche, den Sohn, welcher der Sache des Vaters sich geopfert hatte, zu befreien, mislungen waren, gänzlich desselben vergaß und in seinem letzten Willen, welchen er im Jahre 1250 errichtete, des unglücklichen Gefangenen gar nicht erwähnt. Hr. M. will zwar den Kaiser gegen diesen Vorwurf rechtfertigen, indem er (S. 83) gegen Raumer behauptet, daß der in dem ersten und vierten Artikel jenes Testaments erwähnte Heinrich (vgl. Würdtwein's „Nova subsidia diplomatica", T. XI, p. 26, 27) nicht der Sohn der Isabella, sondern Enzius sei, und als Grund dieser Behauptung anführt, daß Heinrich, der Sohn der Isabella, bereits einige Jahr früher gestorben sei; Hr. M. verwechselt aber den römischen König Heinrich, den Sohn des Konstantin von Aragonien, welcher im Jahre 1242 starb, mit Heinrich, dem Sohn der Isabella, welcher bis zum Jahre 1254 lebte (vgl. Muratori, „Annali d'Italia" ad a. 1254, und die daselbst angeführten Schriftsteller), und es würde, wenn Hr. M. Recht hätte, die Uebergehung dieses Sohns noch auffallender sein, als die Uebergehung des gefangenen Enzius ist.

Die vorliegende fleißige Arbeit des Hrn. M. empfiehlt sich, was als ein erhebliches Verdienst betrachtet werden muß, durch zahlreiche wörtliche Anführungen der beweisenden Stellen aus den benutzten Geschichtschreibern sowol in den Anmerkungen unter dem Texte als in den Nachträgen; es ist aber zu bedauern, daß mehre der in den Anmerkungen angeführten Stellen durch störende Druckfehler entstellt worden sind. Das Testament des Enzius nebst den dazu gehörigen Codicillen, welche in einem Anhange aus Petracchi's „Vita di Arrigo di Suevia" (d. i. Enzius) vollständig mitgetheilt worden sind, sowie die S. 92—94 abgedruckten Gedichte, zur Beurtheilung des Charakters und der Gesinnung des unglücklichen Enzius wesentlich nothwendige Aktenstücke.

Die Anordnung des historischen Stoffs in dieser Schrift ist zweckmäßig, die Sprache und Darstellung belebt und angenehm und hin und wieder für sehr gelungen zu achten, und nur an einigen Stellen wird die Richtigkeit des Ausdrucks vermißt, z. B. S. 32, wo es heißt: „Sechs Herrn standen dem Kaiser entgegen" statt: zu Gebote, und, wenn S. 40 gesagt wird: „Gregor IX. nahm seinen Haß (gegen Friedrich) sogar mit in die Wohnungen des Friedens", so ist dieses ein spielender Ausdruck, und als solcher der Würde des historischen Vortrags nicht angemessen. 66.

---

2. König Enzio, der letzte Hohenstaufe. Ein lyrisches Gedicht in Romanzen. Nach Nicander von Mohnike. Stralsund, Trinius. 1829. Gr. 8. 12 Gr.

Ein Gedicht, was König Enzio zum Gegenstande hat, kann schon nicht ohne Poesie sein. Sie macht sich von selbst wie beim Faust. Die Art, wie ein neuer schwedischer Dichter dazu kam, ihn zu besingen, ist etwas mit den Haaren herbeigezogen, und wenn er die Verwandtschaft zwischen den Wasas und den Hohenstaufen von Beider hochblond germanischem Haare abgeleitet hätte, wäre die Verwandtschaft näher als durch den Kampf Beider für das protestantische Licht. Der Dichter läßt nämlich in einer Vision Gustav Adolf die Hohenstaufen seine Protoprotestanten nennen. Beider Geschlechter Ausgang hätte eine andere Vergleichung zugelassen. Darauf kam es indessen dem Verfasser nicht an, welcher nur ein lyrisches Gedicht bezweckte, dessen letzte Gesänge erst mit historischen Reflexionen angefüllt sind. Die Gefangennehmung, Liebe, Klagen und Tod des letzten Hohenstaufen, des schönsten, liebenswürdigsten Mannes seiner Zeit, sind der Gegenstand des nicht langen Gedichtes. Ueber Das, was das Wesen des Gedichtes und wie es aufgefaßt werden muß, ausmacht, die Lyrik, kann Ref. nach der vorliegenden Uebersetzung nicht entscheiden. Sie mag manche Verdienste haben,

das einer lyrischen Sprache nicht. Ob der gelehrte Uebersetzer keine deutschen Verse seit langer Zeit gelesen, ob er sich ganz in die schwedische Sprache hineingelesen hat, — seine Zeile für Zeile vorkommende Versetzung des Zeitworts dahin, wo es dem Geist der deutschen Sprache nach nicht gehört, ans Ende, ist für jedes gebildete Ohr unerträglich.

Mit Fesseln sie den Lebenden beschwerten,
Den Todten sie mit Lorberkränzen ehrten.
Der Seelen fünf seit jener Zeit verflossen u. s. w.

Welche Versetzungen wie

O mein Sohn! Dein Bild wie Frühlingswonne
Fesselt mich noch an das Leben hier,
Ich dir gab das Goldhaar gleich der Sonne,
Schwarze Augen gab die Mutter dir.

Aehnliche begegnen uns auf jeder Seite. Oft ist das Versmaß spielend — ob Schuld des Dichters oder Uebersetzers? — dem Thema ganz zuwider, sodaß es alle Wirkung zerstört. So in der Schlacht von Fossalta:

Der Tod ist nicht länger gebunden,
Er fährt auf den Klingen einher.
Es fliegen die Pfeil' als Secunden,
Es flieget kein einziger leer.
Als Hesperus Stralen erglühen,
Bolognas Colonnen entfliehen (!)
Sie fliehen und — (?) — stehen nicht mehr.

So ist auch das Gespräch Nr. 7 zwischen Silvio und Asinelli viel zu preciös für den trockenen Gegenstand. Ein solches abgebrochenes Geflüster hätte für ein Liebesgespräch gepaßt, nicht für 2 Ritter, die sich einen, wenn auch Rettungs-, Anschlag mittheilen. Auch der anapästische Tänzerschritt, in welchen dieses wirklich zarte Liebesgekose zwischen Lucia und Enzio ausartet, thut der Wirkung Eintrag, z. B. wenn Enzio sagt:

Frei ich von hinnen nicht ohne dich scheide,
Unter dem Schutze von Amor schaut
Milde die Sonn' auf uns glückliche Beide,
Ich bin der deine, du Enzio's Braut.
Ich sollte fliehn — und der Rache dich geben,
Lucia opfern — o Lucia, nein!
Frei mit dir, Liebliche, oder nicht leben
Wollen wir Beide — nicht flieh' ich allein.

Würdiger und angemessener ist die trochäische Sprache in Enzio's Urtheil.

Und der hohe Rath Bolognas
Saß im Feiersaal, dem großen,
Um zu richten den gefangnen
König Enzio recht und würdig.
Zwei Mal fünf von ihnen trugen
Ernst den Richterstab und schwuren,
Heilig das Gesetz zu halten,
Das für diesen Tag sie schufen.

Zu den am besten übertragenen Partien, wie auch das Original vermuthlich die meiste Poesie enthält, gehört das Testament, oder Enzio's letzter Gesang, anfangend:

Ich, König Enzio, jung schon ergraut,
Ich von den Hohenstaufen der letzte,
Scheide vom Leben, das kummervertraut
Nie mich ergötzte.

Die Anmerkungen sind eine gute Zugabe. 20.

---

1. On the rise, progress and present state of public opinion in Great Britain and other parts of the world. London, 1828.
2. A comparative view of the social life of England and France, from the restoration of Charles II. to the french revolution. By the editor of Mad. du Deffand's letters. 2 Bände. London, 1828.

Als aufeinanderfolgende Hauptursachen der moralischen und politischen Veränderungen Europens, wie sie in den neuern Zeiten sich hervorthun, dürfen wir betrachten: 1. die Kreuzzüge; 2. das Erwachen der Wissenschaften; 3. die Erfindung der Buchdruckerkunst; 4. die Entdeckung der östlichen Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung; 5. die Entdeckung Amerikas; 6. die Reformation. Da die Ursachen 2 — 6 in Zeit und Wirkung zusammentrafen, mußten sie die merkwürdigsten und nachhaltigsten Wirkungen hervorbringen. Der westfälische Friede 1648 schuf einen Ruhepunkt. Aber im folgenden Jahrhunderte (17.) brach in England ein neuer Sturm, die Fehde zwischen König und Parlament, aus. Karl wollte sowol alle zugestandenen, wie noch fraglichen Vorrechte der Krone behaupten, statt daß er klüglich dem Zeitgeiste hätte nachgeben sollen. Das Unterhaus verfiel in ein anderes Extrem, indem es die Macht des Fürsten über Gebühr vermindern wollte. Das Jahr 1688 stillte diesen Sturm. Im 18. Jahrhundert, wo die „vernünftige Freiheit" in England sich feststellte, erschöpfte sich Frankreich in allen Künsten des Krieges und Friedens, um Ludwigs XIV. Ruhmgier und Eitelkeit zu befriedigen. Viel geschah für den äußern Glanz, nur nichts für das wahre Glück. Der sterbende Ludwig hinterließ (1715) sein Volk in Armuth und Elend; die besten, einsichtsvollsten, geschicktesten Bürger, eine halbe Million, hatte er durch Aufhebung des Edicts von Nantes aus dem Lande getrieben. Sie verpflanzten Frankreichs Künste und Betriebsamkeit in die benachbarten Staaten. Ringsum erblühten diese herrlich: England durch Vereinigung mit Schottland, Anwachs und Gedeihen der Colonien; Preußen durch eine Reihe vortrefflicher Fürsten u. s. w. Mit den Kenntnissen und Künsten wuchs aber auch der Luxus, und die Aristokratie in Europa erstieg ihren Culminationspunkt. Ihren Geist schildert der Ausruf des großen Montesquieu, als ihm der Lehrer seines Sohnes dessen Eifer für die „Wissenschaften" meldete: „C'en est fait! Il ne sera jamais qu'un homme de lettres!" Polen wurde getheilt und das öffentliche Gefühl für Recht und Unrecht, wie das Gleichgewicht der Staaten erhielten einen harten Stoß. Der menschliche Geist wurde für ein System von „Gewaltthätigkeiten" vorbereitet, das nun bald hereinbrechen sollte. Der Aufstand und Abfall der nordamerikanischen Colonien leitet zu einem künftigen Abfall aller Colonien und zur französischen Revolution ein. Mitwirkende Ursachen zur letztern sind: die Ausstreuung einschmeichelnder, grundsatzloser Schriften; republikanische Clubs und Reden; Deisten und Oekonomisten; schwache, aufeinanderfolgende Minister und Verwaltungen; unbesonnene Verschmelzung des Adels und der Geistlichkeit mit dem dritten Stande zu einer Kammer; Beschränkungen des innern Handels; persönliche und Territorialvorzüge des Adels; Verderbtheit des Hofes. So viel Krankheitsstoff mußte gewaltige Zuckungen hervorbringen. Alles Alte ging unter. Nun kam Buonaparte, wollte, was sein Schwert ringsum erreichen konnte, unterjochen, Reiche, Throne, Sitten, Gesetze, Einrichtungen, Sprachen verändern. Manches ist zwar nach seinem Sturz wieder zur alten Ordnung zurückgeführt, aber nicht Alles. In den „Ansichten und Wünschen" der Menschen war Vieles verändert, und blieb es. Die Menschen wurden in den Jahren 1792—1815 vorbereitet, frisch und frei auf der „Bahn der Verbesserung" vorwärts zu

schreiten. Auch im Aeußern hatte der furchtbare Sturm große Veränderungen hervorgebracht. Schweden hatte Finnland, Dänemark hatte Norwegen verloren, und beide waren hierdurch unbedeutend geworden; Spanien und Portugal sanken durch schlechte Regierung, Unwissenheit und Aberglauben zur schmählichsten Tiefe hinunter; Italien und Polen dienten dem Ersten, dem Besten; Sachsen verlor sein halbes Land an Preußen. Die 5 großen Mächte waren jetzt: Oestreich, Frankreich, Preußen, Rußland, England. Die Fähigkeit des großen Friedrichs und seiner Nachfolger, unterstützt vom emporstrebenden, hellen Geiste des Volkes, erhub Preußen zu den Staaten ersten Ranges. Da es aber eine ebenso lang gestreckte als schwer zu vertheidigende Grenze hat, so muß es in der Folge entweder mehr oder weniger furchtbar werden; es muß die Gelegenheit wahrnehmen, sein Gebiet fester zu machen. Diejenigen, welche sich einbilden, es werde dieses nicht geschehen, kennen die Intelligenz, die Kraft, den Ehrgeiz der Preußen nicht! Noch unsicherer ist die Lage des neuen Königreichs der Niederlande. Holland und Belgien stimmen nicht zu einander. Frankreich lauert. Für die Grenzfestungen gibt es keine hinreichende Besatzungen.

Wenn wir einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der „europäischen Gesellschaft" werfen, so fällt uns zuerst eine bedeutende Verbesserung der Verbindungsmittel in die Augen: Wege, Brücken, Kanäle, Posten. Welch eine Menge Reisender! Welch eine Annäherung der europäischen Völker zu Einer Familie! Welche Beförderung des Verkehrs aller Art! Wie sind dadurch an hundert Orten Vorurtheile, Unwissenheit u. s. w. bereits gewichen! Aber, auch die Einfalt der Herzen, die ehrliche Freundlichkeit der alten Zeiten hat sich vermindert. Die Bande inniger Verbrüderung sitzen lockerer. Man knüpft sie und löst sie wieder mit Gleichgültigkeit. Personen aller Stände schwimmen den Strom des Lebens hinab, ohne daß an einem Einzelnen sonderlich Theil genommen würde, oder dieser an Andern Theil nähme. Liebe zum Geburtsort hat sich vermindert. Alle tiefere Eindrücke sind durch den ewigen Wechsel des Orts und der Gesellschaft verwischt worden. Beugsamkeit, Höflichkeit und im besten Fall ein gewisses allgemeines Wohlwollen sind dagegen herrschend geworden. An äußern Mitteln zu einem angenehmen Lebensgenuß haben wir zugenommen; aber auch an Egoism und Gleichgültigkeit, die zu verderblicher Lüstelei und Nationalentartung führen.

Ein anderes, charakteristisches Zeichen unserer Zeit ist der außerordentliche „Anwachs der Kenntnisse" durch Unterricht und Erziehung. Welch eine Menge von Büchern und Buchhandlungen und Lesecirkeln! Vielleicht hat man es bei den niedern Classen zu weit getrieben, und hat bei den höhern Classen eine falsche Richtung eintreten lassen. Man hat bei jenen über den Kenntnissen die „Gesinnung, das Herz" vergessen. Man hat ihnen Wünsche und Bestrebungen erweckt, die selten befriedigt werden können. Betreffend Erziehung und Unterricht der höhern Classen, so ist zwar der Strom der Kenntniß merklich breiter geworden, aber nicht tiefer, nicht fruchtbringender. Ernsten und anhaltenden Studien ist man abhold. Welch eine Menge Schriftsteller in unsern neuern Sprachen! Welche neue Wissenschaften sind entsprossen, und wie sind die alten erweitert! Wer könnte sich alles Dessen bemeistern! Handbücher, Auszüge, Abrisse, Uebersichten wollen wol helfen; aber durch alle diese Büchlein werden die Geisteskräfte doch nicht so wirksam geübt, als es durch das Lesen der ursprünglichen Werke selbst geschehen würde. Und da nun Zeit und Kräfte nicht hinreichen, das ungeheure Feld der Literatur zu umfassen, so werfen sich die verzweifelnden Leser Denen, welche „leichte Leserei" darbieten, in die Arme. „Stärkung und Bereicherung" des Geistes wird aber da nicht gewonnen. In Saft und Blut geht wenig über. Eine Art von lebendigem Lexikon werden Viele. „Kenntnisse" haben sie, aber kein „Vermögen, etwas Treffliches zu reden oder zu thun". Die geselligen Zerstreuungen u. s. w. kommen hinzu. Und da nun die Fähigkeit der Leser gesunken ist, so bringen sie zu den Büchern weder den Geschmack noch das Urtheil mit, vor dem die Schriftsteller der frühern Zeiten eine ehrerbietige Scheu hegten. So schaffen schlechte Leser nun schlechte Schriftsteller. Bücher, welche scharfes, anhaltendes Nachdenken erfodern, liebt man nicht. Man will sich nicht mit zu viel Stoff behelligen. Vor allen Dingen muß jeder Stoff in „unterhaltender Form" dargeboten werden. Das Heer der Zeitschriften fördert zwar mitunter Unterricht und Untersuchung, schadet aber ungeheuer durch Mittheilung unzusammenhangender, mangelhafter und unsicherer Kenntnisse. Und doch machen gerade diese so unvollkommenen Kenntnisse den Hauptvorrath eines beträchtlichen Theils der Leser der heutigen europäischen Welt aus, da eben jene Zeitschriften die Hauptlecture ausmachen. Romane, Reisebeschreibungen und Memoiren füllen den übrigen Raum aus. Und leider haben schlechte Romane sich des Feldes bemächtigt und locken besonders die jüngere Welt von guten Büchern und Sitten ab. Es kann keine gute Früchte bringen, wenn lockere Memoiren und erdichtete Geschichten die Leitsterne sein sollen. Wahrlich! für viele Menschen wäre es besser, daß sie gar keins der Bücher wie sie sind aufschlügen, als daß sie die Seelen durch eine Leserei verderben, welche sie in einen beklagenswerthen Zustand von Unthätigkeit und träger Ergötzung einlullt.

Wie mit den Lesern, so gehts mit den Schriftstellern. Die Frucht der Arbeit soll schnell reifen, Nebenbuhler sollen keinen Vorsprung gewinnen; daß ein Buch „schnell erscheine", nicht daß es „tüchtig gefertigt sei", ist die Hauptsache. In der ungeheuren Bücherflut gehen auch die besten Bücher unbeachtet unter. Sie müssen werthlosen Schriften, welche aber Neuheit, Abgeschmacktheit, Politik oder irgend eine Laune des nicht sehr weisen Cirkels, den man aber „die Welt" nennt, zu einer unverdienten Berühmtheit erhoben hat, das Feld räumen. Die Abfassung von Büchern, sonst eine ehrenvolle Beschäftigung, der die Besten freudig und mit ganzer Seele das Leben widmeten, ist, wie Spinnen und Weben, zu einem bloßen „Gewerbe und Handel" herabgesunken. Diesem Uebel wird aber nicht eher abgeholfen werden, als bis die Meisten wieder weniger lesen und mehr — denken werden.

Zu den äußern Verbesserungen darf man mit Recht die Abnahme der Rohheit im geselligen Leben, und besonders der Grausamkeit im Kriege zählen; auch die mancherlei Erfindungen zur Erhöhung des persönlichen Wohlbefindens, die Vervollkommnung der Häuser u. s. w. sind angenehme Eigenthümlichkeiten unserer Zeit. Diese Verbesserung der physischen Umstände hat beigetragen, die Bevölkerung Europas ins Ungeheure zu vermehren. Der Einfluß dieser Vermehrung auf Betriebsamkeit, Fabriken, Handel, aber auch auf Armenunterstützungen u. s. w. springt in die Augen.

Endlich ist zu bemerken: das Bestreben der mittlern und selbst der niedern Classen, sich den höhern zu nähern, im Aeußern wie im Innern. In den höhern Classen pflegt man sich, wenn die Jugendzeit vorüber ist, zu vernachlässigen; in den mittlern und niedern nicht. Deshalb überflügeln, wo wahre Tüchtigkeit erfodert wird, die Letztern die Erstern in 9 Fällen unter 10. Aber nun machen auch diese Letztern täglich stärkere Ansprüche. Wie lange diese Annäherung fortdauern, und zu welchem Ausgang sie führen werde, das sind schwer zu beantwortende Fragen. Im Volke zeigt sich ein anwachsender Geist der Opposition; bei den Regierern nicht immer richtiges Urtheil und ehrenwerthe Kraft. Man verhüte, daß die betriebsamen Classen nicht Hoffnungen nähren, zu einem Grade von Vollkommenheit und Glück emporzusteigen, der hienieden nicht von ihnen erreicht werden kann. 6.

Siebenundvierzig Jahre eines Revolutionsmannes, oder Leben und Abenteuer Hanet Clery's während der Revolution, bei dem Kriege in Deutschland und Italien, auf St.-Domingo und in Corsica. Aus dem Französischen von Friedrich Gleich. 2 Theile. Leipzig, Nauck. 1829. 8. 2 Thlr.

Mit seinem Bruder, dem bekannten Kammerdiener von Ludwig XVI., auf Kosten der Prinzessin Guéméné erzogen, tritt der Verfasser später, als sie Gouvernante der königlichen Kinder ist, in ihre Dienste und erzählt aus seiner Bedientencarriere einige Anekdoten. Von seiner Courtoisie, seinen körperlichen Geschicklichkeiten und Tugenden ist alle Welt erbaut, sodaß die Königin Frankreichs sich dem bei einer Jagd im Holz eingeschlafenen Lakaien, zwar nicht wie Luna dem Endymion, aber doch in der Absicht nähert, ihm 50 Louisdors in die Tasche zu stecken. Nach dieser Gasconade berichtet er eine Menge edler Handlungen von sich, welche ihm so viel Gönner verschaffen, daß er, vermuthlich um recht in seinem Element zu leben, für 600,000 Franks Windmühlen bauen kann, wobei ihn der König besucht. Am 10. August 1792 springt er aus den Fenstern der Tuillerien, prügelt einen Jakobiner, kommt in Verdacht, wird Ochsentreiber und dann Viehlieferant, maltraitirt in Colmar abermals einen Jakobiner, wird bei Saint-Just denunciirt, welcher ihn jedoch freispricht, während alle seine Collegen nebst der ganzen Municipalität guillotinirt werden, mit Ausnahme eines gewissen Cables, den der Volksrepräsentant, weil er ihm einen Truthahn weggegessen hat, zur Auszeichnung erschießen läßt. Nach dem Sturz von Robespierre begünstigt er die Emigration seines Bruders, wodurch er Stelle und Vermögen verliert; aber durch Pichegru und besonders Moreau, dessen rechte Hand und Tischgenoß er ist, emporgehoben, begleitet er Letztern als Ochsenlieferant. Nachdem er sich als ausgezeichneter Reiter, trefflicher Bäcker und geschickter Barbier bewährt hat, schützt er das Leben von Tausenden, rettet manche gefährdete Tugend im kritischen Augenblick, sodaß man glauben sollte, die Thaten eines Ritters der Tafelrunde zu lesen, und, was mehr als Alles sagen will, er requirirt nie, sondern bezahlt Alles baar und ist französischer Kriegscommissair. Während dieser Großthaten bleibt seine zarteste Sorgfalt seinen Pflegbefohlenen, den Ochsen, zugewendet, über die er eine wahre Bucolica schreibt, welche sich dafür auch dankbar erweisen und durch eine mit eingelegten Hörnern gegen die östreichische Cavalerie gerichtete Attaque seine Casse retten. Bei der Invasion der Schweiz ist er die Sonne, um welche sich Alles dreht; er rettet viele Menschen von Tod und Noth, sogar die Prinzessin Rohan, macht Geschäfte von Millionen, wird banquerott, treibt Getreidehandel mit Genialität, fallirt abermals, soll von 3 Gerichtsdienern arretirt werden, von denen er jedoch 2 mit Geld, den dritten durch das Aequivalent einer enormen Ohrfeige abfindet, geht nach Domingo, ist auf dem Schiff der beste Matrose und vorzüglichste Koch, wird aber vom gelben Fieber befallen und wendet den schwachen Rest seiner Kräfte an, um 4 Neger, welche ihn begraben wollen, niederzuschmettern. Genesen, ist er der Schutzgott von Haiti, verliert bei einem Sturz 22 Zähne, gewinnt dagegen Geld, Waaren und Freunde, wird aber auf der Rückkehr nach Frankreich von einem englischen Kaper gefangen und nach England gebracht, in welchem Lande, nach seiner Erzählung, Hunde, die Schaden angerichtet haben, legal gehängt werden. Bei der Auswechselung der Gefangenen steht sein Name oben an, und der chevalier sans peur et sans reproche kehrt in das Vaterland zurück, rennt bei einem Wettlauf über das vorgesteckte Ziel hinaus, bis ein Bassin den Unermüdlichen aufnimmt, bekleidet mancherlei Stellen, wohnt als Inspecteur mehren Feldzügen bei, kann es aber nicht weiter bringen als zum Lieutenant bei einer Traincolonne, indem er stets das sic vos non vobis des Virgil erfährt und seine lumineusen Ideen auf fremde Rechnung geschrieben werden. Auch hat Napoleon mit Gewalt seinen Bruder, den Kammerdiener, zum Kammerherrn machen wollen und ist, weil dieser aus Furcht vor dem goldenen Schlüssel emigrirt ist, auf die ganze Familie böse, welches er von Mad. Campan erfährt.

Die Berührung eines polnischen Passes zieht ihm eine böse Krankheit zu, in der er ein Auge verliert, und so lebt er, nach einigen fruchtlosen Versuchen, sich vor, während und nach der Restauration emporzuschwingen, gleich dem weisen Pangloß im „Candide" mit einem Auge, ohne Zähne, mannichfacher Beinbrüche nicht zu gedenken, in philosophischer Ruhe, aber nicht als Optimist, sondern bitter über das Schicksal klagend.

Wenn der wegen seiner Leichtgläubigkeit von Horaz so verschriene Jude Apella noch lebte und man ihn prüfen wollte, so wäre dieses Buch als Probierstein, was einem Menschen aufzubinden sei, höchst passend; da aber der Gute längst todt ist, so sehe ich nicht ein, wie man Zeit und Mühe verlieren kann, um eine solche Fanfaronade in unsere Sprache zu übertragen. 53.

Notiz.

Ueber Australien.

Unter dem Titel: „The picture of Australia", ist eine Beschreibung von Australien, d. h. von Neuholland und Vandiemensland, und eine Geschichte aller dortigen Niederlassungen von dem ersten Anbau bis zu der neuesten Colonie am Schwanenflusse, in London herausgekommen. Ueberdenkt man, welche Wichtigkeit die Vereinigten Staaten unter dem Schirm einer weisen Gesetzgebung erlangt haben, so muß Einem die einstige Zukunft des jüngsten Erdtheiles nicht minder bedeutend erscheinen, da Australien in mancher Hinsicht, und namentlich in geographischer, mehr von der Natur begünstigt ist als Nordamerika. Es liegt fast in gleicher Entfernung von den 3 größten Theilen der Erde; das Klima ist schön und der Boden so ungemein fruchtbar, daß jede Felsenspalte, jede Klippenspitze mit Pflanzen bedeckt ist. Ueberall findet sich fruchtbare Pflanzenerde, und wenn auch in der trockenen Jahreszeit der Boden zu verlechzen scheint, so kehrt mit Beginn der Regenperiode die Vegetation desto üppiger zurück. Der von Cook und Banks der Küste, an welcher sie landeten, verliehene Name: Botanybai, zeigt allein schon, daß sich hier ein großer Pflanzenreichthum finden muß, und dennoch ist es Armuth im Vergleich mit dem Innern des Landes. Als die erste Colonie zu Sidney anlangte, war das ganze Ufer bis dicht an die Küste mit Waldung bedeckt, sodaß die Ankömmlinge es ihr erstes Geschäft sein lassen mußten, eine Strecke Gehölz auszuroden, um sich eine Niederlassung bauen zu können. Die Niederlassungen der Europäer auf diesem Punkt der Erde fielen übrigens in eine Periode, wo Künste und Wissenschaften und der Geist der Gesetzlichkeit bereits solche Fortschritte gemacht hatten, daß die Entwickelung der neuen Colonien wahrhaft mit der Schnelle des Blitzes vonstattenging. Cuningham's Werk gibt hiervon eine treffliche, indeß allerdings auch hin und wieder zu poetische Schilderung; das Buch, welches wir am Eingange bemerkten, ist dagegen die ruhige, mit Umsicht geordnete Zusammenstellung der Berichte verschiedener Reisenden, denen der Verf. eine Menge eigner Beobachtungen hinzufügt, die er sowol aus authentischen Quellen als aus Erzählungen von Eingebornen schöpfte, sodaß man hier vieles noch bisher ganz Unbekannte über diesen Erdtheil erfährt, wie denn z. B. die europäischen Naturforscher eine Beschreibung des Känguruh und seiner Lebensweise finden, die ihnen sicher interessant sein wird. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 25. — 25. Januar 1830.

Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale und Unstrut, Weser und Werra, insofern solche zu Ostfalen mit Nordthüringen und zu Ostengern gehört haben, und wie sie im 10. und 11. Jahrhundert befunden sind. Eine von der k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift, von August von Wersebe. Mit einer Karte. Hanover, Hahn. 1829. 4. 3 Thlr.

Der Anbau unserer vaterländischen Geschichte schreitet vorwärts. Gründliche Forscher untersuchen die dunkeln Gegenden dieses Gebiets und bieten dem Geschichtschreiber den reinen Ertrag ihres Fleißes dar. Sind jene Untersuchungen bis zu einem gewissen Punkte abgeschlossen, so wird aus guten Bausteinen ein gutes Werk hervorgehen. Darum Achtung und Dank den Männern, die wie Herr von Wersebe die Wildniß unsers Mittelalters lichten und den Pfad ebenen, auf welchem der Geschichtschreiber sicher zum Ziele gelangt! Denn nicht Allen ist es gegeben wie Gibbon und Johannes von Müller, daß sie zugleich Werkleute sind und Baumeister.

Herr von Wersebe hat sich bereits unter unsern Geschichtsforschern einen Ehrenplatz erworben durch seine Untersuchungen „Ueber die niederländischen Colonien, welche im nördlichen Deutschlande im 12. Jahrhundert gestiftet worden sind" (Hanover, neue A. 1826, 2 Bände), sodann durch seine nochmals versuchten, größtentheils auf ganz neue (ob auch ganz richtige?) Ansichten gegründeten Erläuterungen „Ueber die Völker und Völkerbündnisse des alten Deutschlands" *) (Hanover, 1826, 4.). Das vorliegende Werk führt unsere Geschichte in einem ihrer schwierigsten Theile einen großen Schritt weiter fort. Den Anlaß dazu hatte die Auffoderung eines damals nicht öffentlich genannten Correspondenten der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen gegeben **), welcher eine goldene Medaille von 25 Dukaten an Werth für Denjenigen aussetzte, der nach dem Urtheile der königlichen Societät die auf dem Titel genannten Gaue am besten beschreiben würde. Herr von Wersebe erhielt den Preis (10. Nov. 1821) und leistete zu Deckung der Druckkosten einen dem doppelten Geldwerthe der Preismedaille gleichkommenden Zuschuß. So verdanken wir der wissenschaftlichen Großmuth des Verfassers diese fast durchgängig aus den Quellen geschöpfte Beschreibung der Gauen des alten Sassenlandes und Nordthüringens, womit zugleich Nachrichten von den Gaugrafen und dem Abgange gaugräflicher Familien verbunden sind, woraus die Bildung der größern und kleinern bunt durch einander gemischten Territorien in Deutschland entwickelt wird. Der Herr Verf. hat die von den Verf. des „Chronicon Gottwicense" und von Grupen über die genannten Gaue gegebenen Nachrichten aus den von dem Pastor Falcke herausgegebenen corveyischen Traditionen berichtigt und vervollständigt. Uebrigens bestätigt seine Untersuchung durchaus die schon von Adelung und A. gemachte Bemerkung, daß die Grenzen der Gauen und die der geistlichen Diöcesen zusammentreffen und einander gegenseitig erläutern. Wie sehr die Geographie und besonders die Topographie des deutschen Mittelalters durch die hier urkundlich erforschten Angaben berichtigt und vervollständigt worden ist, beweist das ganze Buch. Wir nennen daher nur die sächsischen Gaue des mainzischen Sprengels, deren Lage und Umfang der Herr Verf. in der gegenwärtigen Landes- und Ortskunde nachgewiesen hat: 1) der berühmte pagus Lochne, oder Leinegau, wo die Meinung, daß Grone bei Göttingen die sächsische Pfalz Grona gewesen sei, bestätigt wird; 2) pagus Moronga (Moringen); 3) p. Suilbergi, mit dem Stammschloß Dassel; 4) p. Rittega, mit dem Stammhause Nordheim; 5) p. Lisgo, mit der sächsischen Pfalz Pöhlde und der sächsischen Grenzstadt Duderstadt, die keinen besondern Gau gebildet hat, nebst Nachrichten über den Harzwald. Darauf beschreibt Hr. v. W. die thüringischen Gaue des mainzischen Sprengels. Hier verbreiten seine Bemerkungen über die Gaugrenzen in Nord und Südthüringen viel Licht über die alte Geschichte Thüringens, besonders über die Ursachen des thüringisch-sächsischen Krieges Heinrichs IV., und wir wünschen, daß die von dem Hr. Verf. handschriftlich neu bearbeitete älteste Geschichte dieses Landes bald erscheinen möge. Wir lernen folgende 11 nordthü-

*) Vgl. hierüber Nr. 41 u. 42 d. Bl. f. 1826. D. Red.

**) Herr von Wersebe nennt den Preisurheber. Es ist der verdienstvolle Amtmann Wedekind zu Lüneburg.

ringische Gaue genau kennen: Eichesfeld; Onefelt; Altgowe; Germaremarca; Winidon; Wippergowe; Helmegowe; Zurrego; Nabelgowe; Engilin (wo der Verf. die Heimath der Anglier findet, denen Karl der Große, sowie den Werinern an der Werra, ein eignes Gesetzbuch verlieh); und Wigsezi. Auch hier, wo bisher so Vieles unter einander verworren lag, hat der Verf. fleißig aufgeräumt. *) — Im halberstädtischen Sprengel ist die Beschreibung des Harzgaues (mit Magdeburg, Quedlinburg u. a. m.) des Suevengaues, des nordthüringischen Gaues, des Balsamerlandes (mit Stendal) und der übrigen für die alte sächsische Geschichte besonders wichtig. Mit demselben Fleiße berichtigt der Hr. Verf., bei steter Rücksicht auf die Geschlechter der Gaugrafen, die alte Topographie und die Gaugrenzen in den folgenden Sprengeln: Hildesheim, Paderborn und Minden, Verden (wo die slavischen Districte, am linken Elbufer im südöstlichen Lüneburg, noch jetzt Ueberreste wendischer Sitten und Sprache zeigen) und Bremen (rechts von der Weser). Ueber die Gaue des Bisthums Bremen findet man auch in Carsten Misegaes' **) aus den Quellen geschöpfter „Chronik der freien Hansestadt Bremen" (1. und 2. Theil, Bremen, 1828—29), deren Fortsetzung sehr zu wünschen ist, gute Andeutungen, die, mit den Untersuchungen des Hr. v. Wersebe verbunden, zu weiterer Prüfung auffodern. — Noch müssen wir die Freunde der altdeutschen Geschichte auf die Bemerkungen des Hr. Verfs. über die Grenzen Ost- und Westfalens (von Palen oder Grenzpfählen so genannt) und Engerns, im Anhange S. 275 fg. aufmerksam machen. Seine neue Erklärung des Wortes Gau, so viel als eine Vereinigung von Gauen oder guten Leuten (wie die Edelleute noch im späten Mittelalter im Gegensatze der Bürger und Bauern genannt wurden), hat viel für sich; denn allerdings waren die in einem Gaue wohnenden Gutsbesitzer in politischer Hinsicht mit einander unter einem Grafen verbunden; doch können wir den S. 281 von dem Hr. Verf. gegebenen etymologischen Erklärungen (Anm. 18 und 19) nicht beistimmen. Zuletzt berührt unser Geschichtsforscher einige von dem Herrn Archivrathe Pertz in der Anzeige des 1. Bds. der „Monumentorum Germaniae" vorgetragene Ansichten, sowie die mit der seinigen großentheils übereinstimmende Gaugeographie und Gaukarte des Herrn von Leutsch, welche derselbe der 2. Ausgabe seines „Blickes auf die Geschichte des Königreiches Hanover" hinzugefügt hat. Die Gaukarte des Herrn von Wersebe ist ein mit großer Sorgfalt ausgeführtes und zu dem Studium dieses Werkes unentbehrliches Blatt. Bei einer zweiten Ausgabe wünschen wir, daß ein Register über die einzelnen Gaue, Grafengeschlechter und Klöster den Gebrauch dieses Werkes, das für das Studium des deutschen Mittelalters wesentliche Dienste leistet, erleichtern möge. Dem würdigen Verfasser wolle Gott noch viele Jahre Gesundheit und Muße verleihen! 22.

*) Zur Vergleichung der 11 nordthüringischen Gaue und der Gaue im halberstädter Sprengel verweisen wir den Leser auf die Topographie derselben in des Hr. v. Leutsch Schrift: „Markgraf Gero" (Leipzig, 1828). Herr von Wersebe konnte von dieser Schrift keine Kenntniß haben.

**) Dieser fleißige Gelehrte hat auch das Leben des heil. Willehad's und des h. Ansgar's a. d. Latein. übers. und durch Anmerk. erläutert (Bremen, 1826) und sich dadurch um diesen Theil der vaterländischen Geschichte sehr verdient gemacht.

---

1. Des Mannes Sohn, oder Erinnerungen an Wien, von Méry und Barthélemy. Französisch und deutsch herausgegeben von Friedrich Lenz. Mit 1 Portrait. Tübingen, Elsert. 1830. 16. 16 Gr.
2. Der Sohn des Mannes, oder Erinnerungen aus Wien, von Méry und Barthélemy. Aus dem Französischen. Mit 1 Portrait. Augsburg, 1829. 8. 9 Gr. *)

Diese berühmte poetische Flugschrift ist lange genug erschienen, um ihrem politischen Inhalte nach bekannt und gewürdigt zu sein, wie denn auch unser Blatt vorläufig darauf aufmerksam gemacht hat. **) Es wird uns daher erlaubt sein, die politische Tendenz des Gedichtes so viel möglich bei Seite zu lassen und uns einer kurzen Analyse desselben in ästhetischer Beziehung zuzuwenden.

Die poetische Vorrede (Préface ou profession de foi) würzt hauptsächlich ein feiner und vorsichtiger Hohn, den wir aus den liberalen Zeitungsblättern schon lange kennen, der sich aber in der poetischen Form noch urbaner ausnimmt und sich des Reims als einer neuen scharfen Waffe des Spottes bedient, der aus diesem wie aus einem Echo hervorschallt. Zum Belege diene die Beschreibung der alten Ultras, welche Hr. Barthélemy (denn dies ist vorzugsweise der Verfasser des „Fils de l'homme") scheinbar zu seiner Rechtfertigung anredet:

> O vous qui ralliés autour du blanc panache
> Avez toujours suivi la bannière sans tache,
> Serviteurs éprouvés du trône et de l'autel
> Sur la terre d'exil non moins qu'au Carrousel,
> Dans nos coeurs moins parfaits souffrez quelque faiblesse;
> Moins purs que vous, moins pleins de vie et de jeunesse,
> De nos vieilles erreurs conservant le levain,
> Nous contemplons parfois un simulacre vain.

Wir würden diese Verse gern auch in einer der beiden Uebersetzungen citiren, obgleich selbst die beste Uebertragung hinter der Grazie des französischen Reims, wo er ans Komische streift, zurückbleiben müßte. Die beiden Uebersetzungen aber, die vor uns liegen, tragen so wenig das Gepräge der Genauigkeit, des Fleißes und der dichterischen Uebersetzungsgabe, daß in beiden der Reiz und die eigenthümliche Schönheit des Originals großentheils verloren gegangen ist. Die erste übersetzt Carrousel durch Spielplatz; der Uebersetzer hat also nicht gewußt, daß darunter per metonymiam pars pro toto die Tuilerien verstanden sind. Die Verse moins purs etc. überträgt er höchst unglücklich und allen Spott verwischend: „Unheiliger als ihr und jugendleerer, des alten Irrthums Sauerteig noch tragend". Die zweite Uebersetzung, die sich im Reime versucht hat, ist noch undeutscher, sie sagt: Unterthane (serviteurs) — Bannungserbe — ohn' Jugendkraft (moins pleins de

*) Wir nennen noch eine dritte Uebersetzung, von A. Sch.... (Gmünd, 1829. 8. 6 Gr.) D. Red.

**) Vgl. Nr. 189 d. Bl. f. 1829 und unsere Correspondenz aus Paris. D. Red.

jeunesse). Wenn wir zu wählen hätten, würden wir die Uebertragung von Fr. Lenz noch vorziehen; auch hat sie den französischen Text zur Seite und als Beigabe die schöne Selbstvertheidigung des Hrn. Barthélemy vor dem Zuchtpolizeigericht. Das Bild des Herzogs von Reichstadt ist in dieser Ausgabe auch weit reiner ausgeführt als in der augsburger. Doch zurück zum Originale.

Nachdem sich der Dichter in genannter Vorrede mit ganz unschuldiger Miene entschuldigt hat, daß er von der Existenz der Bourbons in seiner Jugend gar nichts gewußt, gar nicht geahnt habe, daß „seit 20 Jahren der Verbannte von Mietau bei den Engländern in einem armseligen Schlosse (dans un humble château) regiere, und daß man ihm deswegen vergeben müsse, wenn er unwillkürlich noch seinen alten Götzendienst bewahre", so führt uns das Gedicht selbst rasch und unmittelbar nach Wien und vor die Kaiserburg:

> Ce fleuve est le Danube . . . .
> C'est ici la maison ou dorment les Césars;
> Voici l'écusson jaune, emblême de victoires,
> Où l'aigle au double front étend ses ailes noires,
> Et là vers l'escalier qu'un Bohème défend
> S'ouvre la galerie où repose un enfant.

Hier steht der Verf. mit einem Exemplare seines „Napoléon en Égypte", das er bekanntlich dem Herzoge von Reichstadt überreichen wollte. Aber es ist ihm nicht gelungen, und dieses Mislingen, oder vielmehr der Unmuth darüber hat der Muse des Verfs. das Gedicht: „Le fils de l'homme" eingegeben.

> . . . À mes levres glacées
> Epargnez le récit de mes douleurs passées:
> Un pouvoir ombrageux veillait autour de lui;
> Je l'ai vu, mais de loin; étranger sans appui,
> Au seuil de son palais, sans en toucher les dalles,
> Triste j'ai secoué mes poudreuses sandales,
> Et je n'ai même pu recueillir une fois
> Le son de sa parole et l'accent de sa voix.

Eine Note erzählt uns weitläufig den Besuch des Hrn. B. beim Fürsten von Dietrichstein, der insbesondere mit der Erziehung des jungen Herzogs beauftragt ist, und meldet uns den Erfolg dieses Schrittes. Oeffentliche Blätter haben sie uns längst im Auszuge mitgetheilt, und sie hat nichts mit dem poetischen Inhalte des Gedichts zu schaffen. Also vorüber an ihr.

Der Dichter eilt ins Burgtheater, um den Prinzen wenigstens dort aus der Ferne zu sehen, und schildert dieses etwas armselig:

> J'écoutais vaguement et je voyais à peine,
> Les héros de Schiller s'agiter sur la scene!

„Denn", behauptet die Note, „das Hoftheater zeichnet sich durch die Schmucklosigkeit des Saals und der Decorationen aus. Man spielt daselbst durcheinander Komödie und Tragödie und selbst gemeine Farcen, die sogar für unsere Boulevardstheater zu schlecht sind. Worüber man sich wirklich verwundern muß, das ist die sparsame Beleuchtung des Saals während der Vorstellung". Die Wiener mögen sich für ihr Theater wehren; wenn es auch nicht so viel äußern Glanz aufzuweisen hat als die große Oper zu Paris, oder selbst als manches der kleinern Theater (denn das Théâtre français ist keineswegs prachtvoll), so gilt es doch, nach seiner gegenwärtigen Besetzung, für eine der ersten Bühnen in der Welt. Doch einigermaßen erkennt dies der Verf. selbst. „Man rühmt das Verdienst der Schauspieler sehr; ein Fremder darf darüber kein Urtheil fällen; sie schienen mir aber mit mehr Wahrheit und mit weniger Emphase zu spielen als die englischen Schauspieler".

Der Dichter schildert uns die Ankunft der kaiserlichen Familie und des Hofs, dann fährt er fort, zum Hauptgegenstande seiner Poesie eilend:

> Alors un éger bruit réveilla mon esprit:
> Dans la loge voisine une porte s'ouvrit,
> Et dans la profondeur de cette enceinte obscure
> Apparut tout à coup une pâle figure;
> Etreinte dans ce cadre, au milieu d'un fond noir
> Elle était immobile, et l'on aurait cru voir
> Un tableau de Rembrand chargé de teintes sombres
> Où la blancheur des chairs se détache des ombres.
> Je sentis dans mes os un étrange frisson;
> Dans ma tête siffla le tintement d'un son;
> L'oeil fixe, le cou roide et la bouche entreouverte
> Je ne vis plus qu'un point dans la salle déserte:
> Acteurs, peuple, Empereur, tout, semblait avoir fui,
> Et croyant être seul je m'écriai: c'est lui.

Diese Stelle verräth den Meisterpinsel, der in dem Zwillingswerke: „Napoléon en Égypte", die Wüste und die Pest gemalt hat. Wenn gleich darauf dieser Pinsel in die Farbe der Politik getaucht wird, wie auch andere Blätter schon richtig bemerkt haben, so müssen wir dies um der Poesie willen bedauern. Unverkümmert tritt jedoch diese wieder ein in folgendem einem Franzosen so natürlichen Ausbruche des wahresten Gefühls, das auch Diejenigen bewundern müssen, die nicht zu derselben politischen Fahne schwören. Ref. hat dies Bruchstück gelegentlich übersetzt und legt es in dieser Uebertragung dem Leser vor:

> O kläglicher und allzu früher Fall!
> Noch gestern war der Tag voll Pomp, an dem
> Beim Donner der Kanonen seinen Namen
> Der Kanzler zu des Reiches Fasten schrieb . . . .
> Noch gestern, ohne Wachen, ohne Zwang,
> Lud er das Volk zu seiner Kindheit Spiel,
> Es stammelte sein Mund, noch weiß von Milch,
> Und lächelnd hörte der Pariser zu.
> Ein ander Mal, auf ebnem Gartendamm,
> Am Seinespiegel, in der Sommerzeit,
> Die seidnen Zügel schwenkend, leitet' er
> Zwei fromme Renner mit dem weißen Vließ;
> Indeß, zehn Heere hinter sich, sein Vater
> Verbrannte Städte rasselnd überfuhr.
> Ach, Alles ward zerstört: der Schwache mit
> Dem Starken. In dem Eisenmörser malmte
> Das unerbittliche Geschick, wie Glas
> Zerreibend, unter seines Stößels Erz,
> Das Kinderspielwerk mit dem Kriegeswagen.

Diese Uebersetzung ist gewiß sehr unvollkommen. Indessen darf sie sich doch wol neben folgenden Versen sehen lassen:

> Unseliger Ruin, so bald gekommen . . .

und:

> — — — noch gestern lud er
> Lutetia's Volk, von Wachen fern und Waffen,
> Zu seiner Kindheit frohen Spielen ein,

und:

> Derweil sein Vater, zehn Armeen schleppend,
> Gebrochne Städte unterm Wagen malmte.

Oder gar neben der zweiten gereimten Uebersetzung:

> Noch gestern in Paris ohn' Hut und Wache,
> Lud er das Volk zu seinem kind'schen Spiel;
> Dies Volk, es lauscht dem Stammeln seiner Sprache,
> Der Lippe, der noch Muttermilch entfiel . . . . .

und:

> Indeß sein Vater, nach sich zieh'nd zehn Heere,
> Die Städte brach mit seines Krieg's-Schars Schwere.

Das Bruchstück selbst ist eine der schönsten Stellen des ganzen Gedichts. Auf der einen Seite das harmlos spielende Kind unter unbefangenen Zuschauern, auf der andern ein ungeheures Schicksal, das mit Gigantenschritt, als ein Fremdling aus der andern Welt, dem sich jede Erdengröße beugen muß, in die Kreise des Sieges und der Freude tritt; dieser Contrast ist so vortrefflich gedacht und ausgeführt, daß

nichts zu wünschen übrig bleibt, als denselben in einem größern Gedichte aufbewahrt zu sehen, das nicht blos einen so gar untergeordneten Stoff besingt, wie denn doch diese Reise des Verfs. nach Wien ist. Auch was folgt, ist nicht minder ergreifend:

Nun — lang genug vom frühen Sturm zerrissen,
Wuchs dennoch er an Muth und an Gestalt;
Der Fürsten seines Hofes schönster, hat
Er sich die Liebe fremder Stadt erobert.

Ach, hätt' ein andrer Stern die Welt regiert,
Entstiege, der im Wasserschoße schläft,
Der Gruft, und lebt', und noch in seinem Mittag
Hätt' Er den Sohn, den blühenden, im Aug'!
Mit welchen Flammenlippen küßt' er ihn!
Welch Meer von Freude tränkte seinen Geist!
Ihn, der auf nacktem Felsen schmerzverzehrt
Ein todtes Bild mit seinen Thränen wärmte!

Aus diesem Gebiete gerechten Schmerzes verliert sich der Dichter bald wieder in politische Vorwürfe über die angeblich klösterliche Erziehung des Prinzen, vor welchem man die Geschichte seines Vaters und seines Volkes zu verbergen strebe. Doch regt die Poesie wieder ihre Flügel, wo sie sich in die mitternächtlichen Gedanken des einsamen jungen Herzogs versenkt:

La nuit quand douze fois ta pendule a frémi,
Qu'aucun bruit ne sort plus du palais endormi,
Et que seul, au milieu d'un appartement vide,
Tu veilles obsédé par ta pensée avide,
Sans doute que parfois sur ton sort à venir
Un démon familier te vient entretenir . . . .

Im Verlaufe dieser Gedanken bleibt auch die Bitterkeit poetisch, besonders in den Worten: le destin qui te reste etc., die wir dem Leser des Gedichts selbst überlassen. An der letzten Schilderung endlich, die im Vaterlande des Verfs. am strafbarsten erscheinen mußte, hat die Poesie gerade den meisten Antheil. Der Verf. denkt sich einen neuen Weltkrieg als möglich. Wie nun, fragt er:

Wenn zwanzig Völker, in der Hand das Schwert,
An unsern Grenzen auf einmal erschienen,
Zumal, wenn in der fremden Krieger Schar
Der blasse Mensch, ein feurig Meteor
Schwäng' ein zerfetztes Banner [mit drei Farben];
Wenn seine Stimm' ertönte links am Rhein,
Der ehernen Trompet' in Josaphat,
Der mächtigen Trompete gleich, die einst
Die Todten wecken wird vom kalten Lager: —
Ob diese Stimme nicht, vertausendfacht,
Erweckte das Gebein von einem Volk
Soldaten, ob der neue Usurpator,
Verbannten Vaters Leben wiederholend
Und Feinde zwingend, die an seinem Ruhm
Mitschuldig, nicht von Arm in Arm getragen,
Als König einzög' in die große Stadt . . . . .

So träumt der Dichter auf seinem Sitze im Theater und schließt endlich:

Alors, comme apparaît et grandit sur les murs
Un spectre que l'optique esquisse en traits obscurs,
De la place où j'étais, au plafond de la salle,
Se dressa lentement un ombre colossale —
. . . .
Elle éleva trois fois une voix gémissante,
Puis, emportant son fils, farouche et ménacante,
L'ombre se reconcha dans son pâle linceul:
Alors finit le songe, et je me trouvai seul.

Mit diesem großartigen Traumgesicht endet die poetische Erzählung, deren glänzendste Stellen wir dem Leser theils im Originale, theils im Versuch einer Uebersetzung mitgetheilt haben. Gewiß sind die Schönheiten dieses Gelegenheitsgedichtes von der Art, daß sie den Wunsch rechtfertigen, recht bald wieder ein unabhängiges, ganz aus der großen Zeitgeschichte geschöpftes Gedicht aus der Feder der Verf. zu erhalten: ein Wunsch, der, nach ihren neuesten Aeußerungen, bald erfüllt werden wird. 2.

Notizen.

Vorläufig noch nicht in Erfüllung gegangene Prophezeihung.

Es ist bekannt, daß unter den Türken die Sage herrschen soll, ihr Reich werde einst von den Gelben zerstört werden. Unter diesen Gelben sind die Russen verstanden, und die Sage soll von einem gewissen Mousta-Eddin, einem arabischen Astrologen herrühren, der diese Prophezeihung einst an Soliman (welchem? ist nicht bestimmt) gemacht, und zugleich den Rath ertheilt habe, alle Streitigkeiten mit Rußland zu vermeiden, indem dies das einzige Mittel sei, dem unabwendbaren Untergange zu entgehen. Dem guten Mousta-Eddin ging es übrigens wie fast allen Propheten — er erntete schlechten Dank; Soliman ließ ihn in einen Sack stecken und ins Meer werfen. Des Arabers Wort ging aber nicht mit zu Grunde, sondern erhielt sich im Munde des Volks, und 1789 wurde zu Petersburg seine Prophezeihung in einer eignen kleinen Broschüre publicirt. Im vor. Jahre, da Rußlands Waffen aufs Neue den Halbmond bedrohten und näher als je daran waren, die Verkündigung wahr zu machen, glaubte ein moskauer Buchhändler es an der Zeit, die Prophezeihung des Arabers von Neuem herauszugeben, und der Erfolg hat bewiesen, daß der Mann richtig rechnete. Mehre tausend Exemplare wurden in wenigen Tagen vergriffen, und andere Buchhändler, die auch einen Fang machen wollten, verfehlten nicht, sofort ähnliche Broschüren in die Welt zu senden. Da sich jedoch plötzlich ein anderer Wind am politischen Himmel erhob, so sind abermals die Prophezeihungen des ehrlichen Mousta-Eddin und seiner Nachtreter vorläufig zu Schanden geworden, und der etwas erbleichte Halbmond schimmert noch immer von den Zinnen der Sophienkirche herab.

Der petersburger Volkskalender.

Wie in mehren andern Ländern, so ist auch in Rußland das Kalenderwesen ein Monopol der Regierung, und die Akademie zu Petersburg hat allein das Recht, diese Art von Schriften zu ediren. Mehre statistische Nachrichten, welche der petersburger Volkskalender, neben den astronomischen Nachweisungen gibt, machen ihn auch für das Ausland interessant. Wir theilen hier einige davon mit. 277 Jahre sind es jetzt her, daß der erste Hafen in Rußland (Archangel) eröffnet wurde; 266 Jahre seit Errichtung der ersten Buchdruckerei in Moskau; 202 Jahre, daß man angefangen hat, inländisches Eisen zu schmieden; 91 Jahre seit Entdeckung der ersten Goldminen in diesem Lande; 62 J. seit Einführung der Inoculation; 29 J. seit Abschaffung der geheimen Inquisition und der Bestätigung der Privilegien und Freiheiten des Adels und der Städte; 47 J. seit Organisation des Elementarunterrichtes und Gründung der kaiserl. Akademie; 27 J. seit der ersten, von Russen vollbrachten Reise um die Welt; 17 J. seit Eröffnung der öffentlichen Bibliothek in Petersburg. — Diese Chronologie muß den Russen zeigen, wie jung noch ihr Rang in der Reihe civilisirter Völker ist, zugleich aber auch, mit welchen schnellen Schritten sie vorwärts geeilt sind; so viel dies Alles jedoch erscheint, so ist es doch im Vergleich zu der Entwickelung des Volkes in den Vereinigten Staaten wenig, wo der Genius der Freiheit seinen segnenden Fittig über alle Einrichtungen verbreitet. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 26. —— 26. Januar 1830.

Die Alterthümer von Athen, beschrieben von J. Stuart und N. Revett. Aus dem Englischen übersetzt nach der londner Ausgabe von 1762 u. 1787, und bereichert mit einigen eignen und allen Zusätzen der neuen Ausgabe vom J. 1825. Erster Band. Darmstadt, Leske. 1829. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts trafen in Rom 2 englische Künstler zusammen, die zur Verständniß der antiken Denkmäler der Baukunst die Classiker selbst meinten angehen zu müssen, die über sie Auskunft geben. Als good scholars lasen sie Griechen und Römer, besonders Vitruv. Bei diesem Studium sahen sie sich fortwährend auf Griechenland hingewiesen, dessen übriggebliebene Monumente man damals nur durch Spon's und Wheler's Beschreibungen kannte, deren Werth man aber ahnete, seit Pästums Tempel besucht wurden. Doch was die damals bekannten Reisenden über die griechischen Bauwerke erzählten, konnte ihrem Verlangen nicht ausreichen; sie wollten Angaben von Leuten vom Fach, Messungen und, wo möglich, architektonische Risse. Auf diese Weise entstand bei dem einen dieser Künstler, Nichols Revett, der Gedanke zu einer Reise nach Griechenland, um sich an Ort und Stelle selbst zu überzeugen, ob denn die Griechen wirklich das Höchste in der Baukunst geleistet; und er fand an dem classisch-gelehrten James Stuart einen so eifrigen Theilnehmer seines Planes, daß dieser Letztere bald für die Seele des ganzen Unternehmens gelten konnte.

Die Idee, auf heimathlichem Boden die gefeiertsten Denkmäler der alten Kunst zu erforschen, begeisterte und befreundete die beiden Baumeister; und mit der überlegtesten Vorbereitung, dann mit dem berechnetsten Apparate gingen sie über Venedig nach Griechenland ab, sahen sich aber gezwungen, in Dalmatien beim ersten Versuche Halt zu machen. Durch diesen Verzug, den sie, als eine Vorbereitung zu den künftigen Arbeiten, in Pola messend und zeichnend, benutzten, keineswegs entmuthigt, gingen sie im Januar 1751 zu Venedig aufs Neue unter Segel und erreichten dieses Mal glücklich das Land ihrer Wünsche. Ihre Lust wuchs bei dem Anblick der Monumente Athens, die ihre Erwartung weit übertrafen; und angeregt durch die Aufgabe, die sie sich gesetzt hatten, schienen selbst ihre Kräfte bei der Arbeit zu wachsen. Unermüdet thätig durchforschten sie die Ueberreste Athens, kein Fragment, keine Münze vernachlässigend, die zur Vergegenwärtigung der alten Herrlichkeit beitragen konnte; und mit einer Gewissenhaftigkeit gingen sie bei ihren Untersuchungen zu Werke, daß alle nachfolgende Reisende zwar Manches anders zu erklären Anlaß fanden, aber keine ihrer Zeichnungen berichtigt zu haben sich rühmen durften.

Den größten Theil eines mehr als 4jährigen Aufenthaltes in Griechenland verbrachten Stuart und Revett in Athen. 1755 kamen Beide nach London zurück, und augenblicklich gingen sie an die Bekanntmachung ihrer Schätze, für deren Werth die beiden gelehrten Beschreiber von Palmyra, Dawkins und Wood, ein Zeugniß abgelegt hatten, welches die gespannteste Erwartung des Publicums erklärlich macht. Schon der von ihnen 1751 bekanntgemachte Plan ihrer Reise und des darauf gegründeten Werks hatte im Publicum die günstigste Meinung erregt, und bei allen Kunstfreunden in Europa so vielen Beifall gefunden, daß ein französischer Architekt, Le Roy, nichts Eiligeres zu thun gehabt hatte, als nach seiner Durchlesung sich nach Athen auf den Weg zu machen und dort auch zu zeichnen. Sein Unternehmen schien das Werk eines Augenblicks zu sein; 1758 war Le Roy schon mit seinem Buche fertig, und die Franzosen verfehlten nicht, dieses Verdienst der Priorität geltendzumachen. Wirklich blieb ihm dieses einzige Verdienst der Eile auch unbestritten. Aber seit 1762, wo der 1. Band von Stuart's und Revett's Werke ans Licht trat, war von Le Roy nirgend mehr, wenn man Genaues verlangte, die Rede.

Allgemein erkannte man an, daß, außer in Desgodetz's Werke über die Gebäude Roms, nirgendwo alte Monumente mit dieser Treue und Genauigkeit dargestellt worden seien; daß die Ankündigung nicht zu viel versprochen und Dawkins und Wood nicht zu viel gesagt hätten. Der architektonische Theil, den Revett besorgt hatte, fand ebenso vielen Beifall als die Dar-

stellung der plastischen Arbeiten und der Staffagen, die Stuart's Antheil war; man bewunderte Beide; aber mit Lobsprüchen ist es bei einem so kostspieligen Werke nicht abgethan, und leider beschränkte sich darauf meistens das Publicum. Das Werk konnte daher nur sehr langsam vorwärtsgehen, und bald drohte eine Mißhelligkeit der beiden Unternehmer seine völlige Unterbrechung. Stuart wußte jedoch diesen Zwist dahin zu vermitteln, daß Revett zwar gegen Entschädigung von der Herausgabe zurücktrat, aber doch Alles, was er für das Werk gearbeitet, darin zurückließ.

Die Sorge der Herausgabe ruhte nun allein auf Stuart, der durch eine ehrenvolle Anstellung und seine Thätigkeit als Baumeister oft davon abgezogen werden mochte. So kam es, daß der 2. Band erst im Jahr 1787 zur Ausgabe fertig wurde. Kurz vor seiner wirklichen Ablieferung, 1788, starb Stuart. Das Werk war nun freilich verwaist, aber sein so hervorleuchtender Werth hatte ihm Gönner erworben, die Alles aufboten, sein völliges Ausbleiben zu verhüten. Es ergab sich indeß bei der Fortsetzung, daß die beiden Künstler bei ihrer Anwesenheit in Athen doch Manches noch ununtersucht gelassen hatten, was nun vermißt wurde. Aber so einstimmig war die Anerkennung des Geleisteten, daß die Gesellschaft der Dilettanti, in deren Aufträgen jetzt Revett aufs Neue die asiatische Türkei durchreiste, großmüthig beisteuerte, was fehlte. Es sollte ein Nationaldenkmal werden; denn darüber war nur Eine Stimme, daß der Fortgang nicht hinter dem Anfange zurückgeblieben sei, und daß die Denkmäler, welche hier zuerst den Kunstfreunden bekannt wurden, jedes Aufwandes werth seien.

Den Text zum 1. Theile hatte der gelehrte Stuart allein besorgt. Nicht überall war er glücklich in der Deutung der Ueberreste gewesen, weil er sich zu streng an seine Vorgänger Spon und Wheler hielt. Wie weit die Handschrift für die folgenden Bände reichte, ist nicht bekannt. Ein Hr. Newton in Greenwich übernahm die Herausgabe des 2. Bandes, Willey Reveley die Besorgung des 3., der 1796 erschien, und, da ein eignes Schicksal Einen nach den Andern traf, die an das Werk Hand anlegten, Hr. Wood nach dem Tode dieser Aller 1816, des 4. Die meisten dieser Herausgeber waren Architekten, und es ist begreiflich, daß die Philologen gegen einzelne Erklärungen Einspruch thaten. Die Kupfer wurden als die Hauptsache betrachtet.

Doch, was der Text in der ersten Ausgabe noch zu wünschen übrig gelassen hatte, das holte Alles eine neue nach, die in London bei Priestley und Wheale, 1825—27, prächtig gedruckt, aber mit verkleinerten Kupfern erschien, nachdem eine französische Uebersetzung, die der thätige Landon (Paris, 1808—15, Fol.) unternahm, den englischen Buchhändlern dargethan hatte, daß, bei etwas ermäßigten Preisen, das Werk ein Bibliothekbuch werden müßte, das alle darauf gewandte Kosten reichlich vergälte. Der Text dieser zweiten Ausgabe ist eine vollständige Encyklopädie alles Wissenswürdigen über Athens noch vorhandene Denkmäler, und zwar aus den ersten und ursprünglichsten Quellen. Alle Stellen der classischen Schriftsteller sind im Urtexte beigedruckt; sogar Wortkritik der angeführten Citate ist nicht abgewiesen. Münzen, Inschriften, Alles, was nur Aufschluß geben konnte, ist zu Hülfe genommen. Für die Alterthümer Athens findet der Freund der classischen Literatur hier eine fast unerschöpfliche Fundgrube.

Die Vorzüge der beiden englischen Ausgaben hat nun Hr. Leske in der deutschen vereinigt, die er für so mäßigen Preis dem kunstliebenden Publicum unsers Vaterlandes darbietet. Alle Kupfer sind nach der ersten englischen Ausgabe auf den Zink übertragen, und nur darin hat man sich Ersparungen erlaubt, daß man die Vignetten des Originals auf mehren Blättern zusammenstellte, statt sie im Texte zu vertheilen. Der Text, dessen Uebertragung sehr geschickten Händen anvertraut ward, hält sich an die neueste Ausgabe; und wie der Deutsche da, wo er geben kann, gern beisteuert und verbessert, so sind hier aus der neuesten Literatur des Faches durch philologisch-gelehrte Leute Nachträge hinzugekommen, die selbst neben dem reichen Texte noch als werthvoll erscheinen müssen. Creuzer hat zu dieser reichbesetzten Tafel noch ein Desert geliefert. Man müßte außerordentlich reich daheim sein, wenn man verschmähen wollte, da sich mit zu Tische zu setzen.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß hier alle die Irrthümer verbessert sind, welche in Stuart's ursprünglichem Texte noch sich fanden. Leake's „Topography of Athens", die in London 1821 erschien, hatte wesentlich vorgearbeitet; die Misdeutung der Pnyx, die Stuart noch für das Odeum der Regilla ansah, war durch diesen Gelehrten längstens erwiesen; manche andere Gebäude hatte man richtiger beurtheilen gelernt. Aber doch vereinigte sich Leake mit Cockerell, der gleichzeitig mit seinen Untersuchungen über Athen hervortrat, dem unantastbaren Verdienste der Herausgeber der Alterthümer Athens zu huldigen, und Cockerell wußte seine Achtung nicht lauter an den Tag zu legen als dadurch, daß er sein Werk als eine Fortsetzung von Stuart und Revett angesehen wünschte.

Ein so werthvolles Werk dem deutschen Publicum zugeführt zu haben, ist ein Verdienst, das wol Anspruch auf Dank sichert. Hr. Leske hat sich ihn verdient. Die Zinkographie, die er in seine Pflege genommen hat, konnte auf keine empfehlendere Weise den deutschen Kunstfreunden vorgeführt werden. Selbst in den ausgeführten Blättern, deren Hintergründe etwas hart ausgefallen sind, bemerkten die Subscribenten im Fortgange des Werkes wesentliche Fortschritte. Bei den Umrissen bewährte sie sich vom Anfange an als höchst passend. Neben die Landon'schen Nachstiche gelegt, geben wir den Eberhard'schen Wiederholungen unbedingt den Vorzug. Sie sind mit Sorgfalt und doch ohne Aengstlichkeit, und mit einer Liebe gearbeitet, die bei

Unternehmen dieser Art nur zu häufig fehlt. Das Einzige scheint unbequem, daß die Darstellungen in den Heften zerstreut sind, daß nicht Alles beisammenliegt, was zu Einem Monumente gehört; doch helfen die Blattbezeichnungen. Nur hätte im Texte nicht nach den Heften citirt werden sollen.

Was den Text betrifft, so ist sein inneres Verdienst schon gerühmt worden; aber die Buchhandlung hat auch die äußere Ausstattung nicht zurückstehen lassen. Schönes Papier, reiner und fehlerfreier Druck erinnern in gehöriger Ferne an die Pracht des Originals. Wie verbunden man dem Corrector sein muß, in einem Werke, wo so viel Griechisch und so viel Accente vorkommen, leuchtet dann erst recht ein, wenn man das Buch neben bekannte Ausgaben deutscher Classiker legt. Daß die Uebersetzer Einer nach dem Andern, denn auch sie starben hinweg, wie die Bearbeiter des Originals, nicht hinter allen den Andern zurückgeblieben sind, die für dieses Werk thätig waren, scheint genug gesagt zu ihrer Empfehlung. 68.

De nos réformes, des causes qui s'opposent a notre liberté politique, et des moyens qui nous restent pour acquérir une liberté raisonnable. Leipzig, Brockhaus. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der ungenannte Verf. dieser gehaltreichen Schrift ist schwerlich weder ein Franzos, noch ein Brite, noch ein Katholik, sondern wahrscheinlich ein protestantischer Norddeutscher, aber mit der Geschichte und den Verhältnissen Großbritanniens und Frankreichs aus eigner Ansicht innig vertraut, und ein redlicher, aufgeklärter und besonnener Anhänger der monarchischen Verfassung, der die Stürme der Zeit aus sicherm Hafen erblickt. Gesetzliche Freiheit liebt er in ihrem ganzen Umfange; doch gilt ihm die bürgerliche, welche Persönlichkeit und Eigenthum gegen jeden willkürlichen Eingriff sicherstellt, mehr als die politische, die den Bürger zum Theilnehmer der Gesetzgebung erhebt. Jene scheint ihm nur dadurch erreichbar, daß der Bürger zum Wohl des Ganzen etwas von den Ansprüchen seines Eigennutzes aufopfert. Wer nicht fähig ist gute Gesetze zu machen, soll sich nicht zum Gesetzgeber aufwerfen, sonst geht der Staat durch die Gesetze zu Grunde. Unter allen politischen Formen erklärt er die monarchische für die vorzüglichste, weil sie die Dauer der bürgerlichen Freiheit am zuverlässigsten verbürgt. Das geschieht aber, seiner Ueberzeugung nach, nur dann, wenn zwischen Regenten und Volk eine vermittelnde Kraft tritt, die Beide in ihren rechtmäßigen Schranken erhält, und als solche bewährt sich ihm das englische Oberhaus. Dessen den Verhältnissen des Volks und des Landes angemessene Einführung und Erhaltung ist der Gegenstand und Zweck des vorliegenden Buchs, dem sich folgerichtige und geschichtliche, obgleich gedrängte Darstellung nicht absprechen läßt. „Verbesserungen, die das Volk gewaltsam erzwingt, können weder zur Freiheit führen, noch zu einer dauerhaften Verfassung; denn das aufgeregte Volk (worunter der Verf. nicht den Pöbel, sondern den gesammten ehrenwerthen tiers-état begreift) weiß sich nie zu mäßigen. Die Magna Charta Englands hat Ströme Bluts, und mehr als 5 Jahrhunderte gekostet, um endlich Freiheit zu begründen. Wer eine Magna Charta durch das Schwert herbeizuführen glaubt, kennt die Geschichte nicht. Als in Frankreich, wie in England, der Monarch einer einzigen Versammlung ohne Gegengewicht entgegengestellt ward, riß diese alle Gewalt an sich, und die Monarchie ging unter. Auf herkömmliche Liebe des Volks zu seinem Herrscherstamm darf man nie vertrauen, denn das Herz ist eine unzuverlässige Bürgschaft guter Gesetze. Es gibt hoffentlich Tugend unter den Menschen, aber Tugend ist selten, und die Staatsklugheit darf nicht auf Seltenheiten rechnen. Die glückbringende englische Verfassung besteht erst seit 1689". Der kurze Abriß der staatsrechtlichen Geschichte Englands ist wohlgelungen, redet aber, wie sich vorhersehen ließ, dem Einfluß des hohen Adels das Wort. Andere europäische Verhältnisse erscheinen dagegen in minder vortheilhaftem Licht. „Ein großer Fehlgriff ihrer Lehnsherren bestand darin, daß sie die Untersassen mishandelten, und gerade das Gegentheil von Dem thaten, was in England geschieht. Das englische Volk fand unter dem Protector das Ende seiner kurzen Tyrannei und ward zum Sklaven eines einzelnen Tyrannen. Das französische, von dem Blut seiner Kinder überschwemmt, ergab sich einem ausgezeichnet starken Manne, weil die Herrschaft des Volks das Volk selbst ermüdet hatte. Im freien Staat ist die Volksstimmung ungleich mehr zu fürchten, als die des Monarchen. Erhaltung ist der Zweck des Oberherrn, und sein Glück, wie das Glück seiner Familie, ist von dem der Nation so unzertrennlich, daß er nie das Böse um des Bösen willen wollen kann. Das Volk hingegen sieht in der gesellschaftlichen Verfassung nur sich allein, haßt Alles, was nicht seines Gleichen ist, will Alles gleich machen, Alles über den Haufen stoßen, was seinen Willen hemmt, und widersetzt sich natürlicherweise dem Mittelgewicht der hohen Gutsbesitzer, das den Thron stützen muß, ohne den es nicht bestehen kann, dessen Umsturz den seinigen ebenso unfehlbar nachsichzieht, als dessen Alleingewalt. Das liegt in der Geschichte Englands am Tage, dessen hoher Adel sich nur dadurch erhielt, daß er das römische Erbrecht nicht annahm und das alte Herkommen wohlgeordneter normannischer Lehnsverfassung aufrechthielt. Wo das Volk die Oberhand hat, wird republikanische Richtung die monarchische überwältigen. Diesem Schicksal gehen, außer England, alle europäische Monarchien entgegen. Eine, nicht durch den Adel gemäßigte Volksvertretung wird unfehlbar damit aufhören, die Macht des Fürsten zu vernichten, bis endlich ein glücklicher sieggekrönter Gewalträuber die alleinige ungemäßigte Macht wieder ansichreißt. Dagegen bezeugen alle englische Parlamentsbeschlüsse seit 1689, daß Eigenthum und Sicherheit der Bürger nie fester bestanden, sich von augenblicklichen Unfällen und Misgriffen nie schneller erholten, als in dem Lande, wo der Einfluß des Adels auf König und Bürger ungekränkt blieb. Freilich darf man nicht vergessen, daß dessen insularische Lage, welche ein übermächtiges Landheer entbehrlich macht und dem Monarchen nicht erlaubt die Unterthanen zu unterjochen, ein Glück begünstigt, das ohne diese Begünstigung weder der Adel noch die Lehnsverfassung bewahren können. Wie verschieden war das Verhältniß des übrigen Europa!" Es wird geschichtlich, mit treffenden Zügen und unleugbarer Wahrheitsliebe durchgeführt. „Einen andern großen Fehler beging der Adel, daß er sich von den Gemeinen trennte. Daraus entstand Veränderlichkeit der Gesetze, Misbrauch der Vorrechte und Unsicherheit. Monarch und Adel traten sich feindlich entgegen; der Letzte unterlag dem Ersten, der Erste dem Volk. Fortschritte der Aufklärung in religiöser und politischer Hinsicht, und des Handels, trugen wesentlich dazu bei. Des Uebels Wirksamkeit fällt erst jetzt in die Augen; das Uebel selbst ist Jahrhunderte alt. Bossuet, Fénélon und Massillon haben die Uebermacht des Volks noch kräftiger ausgesprochen, als selbst Voltaire und Rousseau. Sobald der Adel durch Reichthum zu erkaufen war, fiel alle wesentliche Gewalt dem Reichthum anheim. Die französische Revolution darf dem Lande nicht

zum Vorwurf gereichen, sie war unvermeidlich. Der dritte Stand war in der That Alles, und so konnte die Zeit nicht ausbleiben, in der er seine Allmacht erkannte. Ein außerordentlicher Mann schuf endlich aus der allgemeinen Zerrüttung seine eigne Willkür; aber diese Willkür stützte sich nur auf sein Glück, und als das Glück ihm den Rücken wandte, fiel er selbst und die vorige Ungewißheit trat wieder ein. Wird die Revolution ganz Europa umfassen? Das ist, wie die Sachen jetzt liegen, nur zu wahrscheinlich. Der Zeitgeist begehrt mehr Gleichheit als Freiheit. Stände Jedermann hoch, würde Jedermann zufrieden sein. Wohin kann das führen, wenn nicht zum Despotismus? Aufklärung allein gewährt nicht Freiheit, sondern eine feststehende Verfassung, welche sich besser mit ihr verträgt, als die glänzendste Aufklärung, die Alles vernichtet hat. Das Uebel liegt ungleich mehr in den Verhältnissen als in den Menschen. Selbst die Lobredner Englands erblicken großentheils in ihm nur einen beschränkten König, ein dreistes Volk, eine Rednerbühne, sich auf dieser Rednerbühne, und die Verherrlichung ihrer Beredtsamkeit in allen Zeitungen, welches freilich ein großes Glück ist. Eine sehr ungereimte Gesetzgebung kann augenblicklichen Bestand haben und von glänzenden Erfolgen begleitet sein. Es gibt ein großes und schönes Land, dessen bürgerliche Freiheit durch das beste europäische Gesetzbuch gesichert ist und dessen König keines Bürgers Recht beeinträchtigen darf, ohne vor unbestechlichen Richterstühlen belangt zu werden. Dennoch träumen die Gelehrten des Landes von wünschenswerthen Verbesserungen seiner Verfassung und möchten das Volk ihres Vaterlandes aufopfern, um ihre Eitelkeit zu befriedigen. Das große Zeitunglück besteht in der Sucht, alle Staaten nach einem Leisten zu modeln. Nordamerika wird seine heutige Verfassung nicht immer behalten. Mit der vergrößerten Volksmenge können ihre gegenwärtigen Gesetze nicht ewig bestehen; denn der Vortheil einzelner Staaten muß sich widersprechen, und dieser Widerspruch innern Zwiespalt und Veränderung herbeiführen. Das vormals spanische Amerika, an monarchische Einrichtungen gewöhnt, wird mehr oder weniger zu ihnen zurückkehren, weil wenigstens Anfangs die bürgerliche Gesellschaft gewisser Beschränkungen bedarf und nur Zeit und Gewöhnung eine sanftere Behandlung ersprießlich machen. Kleine Staaten dürfen größere Freiheit genießen, aber gegen auswärtige Feinde sind sie minder gedeckt; dem Schutz, welchen das Kriegsheer der Freiheit gewährt, ist nicht lange zu trauen. Die katholische Religion, der Einfluß eines auswärtigen Oberherrn der Kirche ist der Bürgerfreiheit nicht günstig. Die Emancipation der Katholiken in Irland wird damit endigen, den Beherrscher ihrer geistlichen Ueberzeugung zu stürzen". Die Maßregeln welche der Verf. vorschlägt, um den Adel als Vermittler der königlichen und bürgerlichen Gewalt wiederherzustellen, sind wohlgemeint, doch schwerlich geeignet den Beifall der Könige und der Bürger zu gewinnen, weil sie Beiden anmuthen, zu viel Errungenes aufzugeben. Gleichwol muß man ihm einräumen, daß er den Misbräuchen der Adelsvorrechte nirgends das Wort redet und nichts darunter begreift, was der Gleichheit vor dem Gesetze Eintrag thut; denn Erstgeburt und Erbfolge, welche er geltendzumachen wünscht, dürfen an sich nicht als ungerecht verschrieen werden. „Billige Besteuerung und unparteiische Rechtspflege sind die Grundlagen bürgerlicher Freiheit. Frei ist in der That, wer unter der Obhut guter Gesetze steht, wem nicht mehr aufgebürdet wird, als die Sicherheit des Staats erfodert, und wer keinem Misbrauch, keiner Willkür, keiner Plackerei ausgesetzt ist. Gute Gesetze, gute Verwaltung des Staatsvermögens sind unentbehrliche Erfodernisse; und hat ein Volk das Recht, Beide durch seine Stellvertreter zu bewahren, zu Beiden seine Stimme zu geben, so ist es im vollkommnen Besitz bürgerlicher und politischer Freiheit. Aber heilsame und dauernde Verbesserungen gedeihen nur in Friedenszeiten, glückliche Eroberungskriege schaden der Erhaltung des Bestehenden. Uebermaß der Stärke und Größe ist nicht weniger verderblich als Schwäche. Es gibt ein europäisches Reich unermeßlichen Umfangs, das vom Nordpol ausgehend, sich, wie es scheint, nur gehen lassen darf, um alle seine Nachbarn zu unterdrücken. Ein Mann von unbegrenztem Ehrgeiz griff es an. Es zog sich fast bis an die Grenzen Asiens zurück; aber da hielt es unerschütterlich Stand; und als die Gewalt des Angriffs sich erschöpft hatte, drängte es ihn tief nach Südwesten zurück. Das Schauspiel der Römer und Karls des Großen hat sich in unsern Tagen wiederholt. Die Völker des Nordens wichen eine Zeitlang vor Beiden, aber bald überströmten sie Welschland und Frankreich. Rußlands bewundernswürdige Standhaftigkeit hat Europa von dem Joch der Willkür befreit; aber je mehr es sich vergrößert, desto verwickelter wird seine Staatskunst. Die Wage des Rechts im Gleichgewicht zu halten, ist eine schwere Aufgabe für ein Reich, das an China grenzt und an Brandenburg. Soll eine republikanische Verfassung bestehen, so muß der Staat, so müssen vorzüglich die Sitten seiner Bürger ursprünglich republikanisch gewesen sein. Wird eine Monarchie plötzlich zur Republik umgeschaffen, so widersprechen die Bestandtheile der Zusammensetzung. Frankreich hat die Erfahrung gemacht, daß die Freiheitsmütze keine Republikaner schafft. Eine große Menschenzahl ist immer nur das gehorsame, großentheils bewußtlose Werkzeug Weniger. In einer solchen Titularrepublik gibt es mehr wahre Knechtschaft als wahre Freiheit, daher kommt, daß so viele von ihnen Monarchien geworden sind: denn Ehrenstellen, Würden, Reichthümer stehen Jedem an; aber Monarchischgewöhnte müssen von seltener Uneigennützigkeit sein, wenn sie eine Republik liebgewinnen sollen, die ihnen nichts als Entbehrungen auflegt. Darum werden die republikanischen Umtriebe Europas, wenn ihnen der Sieg auf eine Zeitlang zufallen sollte, alte Herrscherfamilien stürzen, um über kurz oder lang neuen zu huldigen. Endlich ergreift ein Schlaukopf den Herrscherstab, und das Volk dankt ihm vielleicht dafür. Das ist nicht unmöglich, denn alles Denkbare ist möglich. Es gibt leidenschaftliche Menschen in Frankreich, die, nur die Gefahren der Freiheit erblickend, die alte Verfassung zurückführen möchten. Was nennen sie alte Verfassung? Das Hofregiment? Ist das eine Verfassung? Sie vergessen, daß eben dessen Unbestimmtheit das Ganze zerrüttet und umgestürzt hat. So weit haben sie freilich Recht, daß der Bestand politischer Freiheit nicht dadurch gesichert wird, wenn man blos den Einfluß der Krone beschränkt und jede andere Gefahr übersieht; denn die größte liegt immer in der zügellosen Willkür des Volks". Schluß des Ganzen: 1. „Die weitverbreitete Unruhe der Staaten ist nicht das Werk einer Partei oder der Neuheit; sie rührt von alten Zeiten her, kann daher nicht schnell verschwinden, sondern muß zunehmen, und verdient deshalb von den Regierungen sorgfältig ins Auge gefaßt zu werden. 2. Keine Volksvertretung vermag diesem Uebel augenblicklich abzuhelfen. 3. Es liegt in dem Zwiespalt widersprechender Bestandtheile. 4. Nur Auflösung dieses Zwiespalts kann Ruhe bewirken. 5. Aber diese Auflösung, diese Beruhigung, erfodert tiefen Frieden und langsame Vorbereitung. Uebereilte Nachahmung der englischen oder jeder andern Verfassung wird dem Staat weder Festigkeit noch Freiheit gewähren, sondern Willkür". Aus dem wenigen Angeführten, ungleich mehr aus dem Werke selbst, ergibt sich, daß der Verf. nicht ohne Kenntniß und Ueberlegung seine Stimme erhoben hat und Gehör verdient. Ob aber seine Vorschläge ganz oder zum Theil Eingang finden, ob ihr Erfolg seinen Wünschen und den Bedürfnissen der Welt entspricht, das steht in einem Buche geschrieben, dessen Siegel allein die Zeit zu lösen vermag. 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 27. — 27. Januar 1830.

Abenteuerliche Geschichte Herzog Werners von Urslingen, Anführers eines großen Räuberheeres in Italien, um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Nebst einer Uebersicht der Geschichte der Herzoge von Urslingen am Schwarzwalde. Nach gleichzeitigen Schriftstellern treu geschildert von Franz Xaver Bronner. Aarau, Sauerländer. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Im 14. und 15. Jahrhundert gab es in Deutschland eine Menge kräftiger, doch arbeitscheuer Menschen, die den Krieg zu ihrem Gewerbe wählten und als Soldkrieger Jedem zu Gebote standen, der sich ihrer bedienen wollte und Geld genug besaß, sie zu besolden. Mehr aber als der Sold lockte sie der Raub und die Beute, wodurch sie sich auf ihren Kriegszügen zu bereichern hofften, denn die Freiheit, überall, wohin sie kamen, zu rauben und zu plündern, ließen sie sich nicht nehmen. In Deutschland selbst machten diese Räuberhorden wenig Glück, da die Fürsten und Städte, bei eigner großen Streitbarkeit und Kampflust, die Verheerungen ihrer Gebiete nicht ungestraft duldeten. Anders war es in Italien, wo die Bürger, durch den Besitz großer Reichthümer verweichlicht, ihre Kriege durch Soldheere ausfechten ließen und lieber schwere Abgaben zum Sold der Kriegsleute bezahlten, als sich den Gefahren des Kampfes blosstellten. Nach Italien zogen daher die deutschen Soldkrieger scharenweise, denn dort gab es bei den unaufhörlichen Kriegen der kleinen Staaten unter einander Sold und Beute für sie in Fülle.

Rhätien, Helvetien, Schwaben, die Rheinländer, Franken und Sachsen sandten damals um die Wette solche Räuberschwärme aus. Schon im Jahre 1314 diente ein Graf Werner von Homburg mit seinen gefürchteten Rotten im Heere des großen Matthäus Visconti; Franken und Sachsen trotzten auf dem Hügel Ceruglio im J. 1328 ihrem Kaiser, der ihren hohen Sold eben nicht zu zahlen vermochte. Helvetier und Rhätier erschienen in der Schlacht bei Parabiago im J. 1339 als Mitglieder der Waffengesellschaft des heiligen Georgs, unter der Anführung Raynolds von Givres und Malerbas. Schwaben und Rheinländer führten Werner von Urslingen, der Graf Konrad von Landau, der Herzog von Teck, Werner Melick und Heinrich von Bur. Bald fanden auch französische, englische und ungarische Freibeuter die Züge nach Italien einträglich und kamen dahin, unter grausamen Führern das schöne Land zur Wüste zu machen. Guernieri, Lando, Hans d'Ornicho, Anichino de Bongardo, Fra Moriale, Capello, Johann Aucud, Graf Johannes von Augsburg, Albaret, Johann Roth wurden gefürchtete Namen.

Werner, Herzog von Urslingen, den Italienern unter dem Namen Guernieri (oder Guarniari) bekannt, war der Erste, welcher unabhängige Freibeuterrotten, die in keines Landesherrn Sold standen, unter seine Fahne sammelte, sengend und raubend volkreiche Provinzen durchzog, die Plünderungskunst planmäßig trieb und in den Jahren von 1341—51 der Schrecken von Italien wurde.

Werner trieb große Summen als Brandschatzungen ein, mit denen sich Burgen, Städte und Landstriche von Brand und Plünderung loskauften; man warf diese Gelder in eine gemeinsame Casse; dahin flossen auch die hohen Loskaufspreise, welche von den Gefangenen durch Drohungen und Martern erpreßt wurden, die Einnahmen für geraubtes Vieh, das man nicht schlachten wollte, und für erbeutete Pferde, deren das Heer nicht eben selbst bedurfte. Die geraubten Kostbarkeiten, Kirchengeräthe, silberne Gefäße, köstliche Prachtkleider, reiche Stoffe, Tücher, Seidenwaaren wurden alle in feste Gewölbe zusammengelegt, bis der Tag der Theilung erschien. Zum Voraus war bestimmt, welcher Theil des ganzen Raubes dem Heerführer, welcher den Hauptleuten (Constablern, Caporales, d. h. Offizieren von jedem Grade), welcher den Gemeinen jeder Rotte zufallen sollte. Die Hauptleute bildeten einen Vertheilungsrath, zählten die Gelder, ordneten die Beute in gleiche Haufen, jeder übernahm einen Haufen zur fernern Vertheilung unter seine Mannschaft und sorgte dafür, daß alle gleichmäßig bedacht wurden. So sah man diese habsüchtigen Schwärme ohne Zwist, im friedlichsten Einverständniß, ungeheure Schätze theilen und zufrieden auseinandergehen; jeder, auch der gemeinste Freibeuter, verließ den Theilungsplatz reich an Geld, Kostbarkeiten, Waaren, erbeuteten Waffen und Pferden.

Solche Eroberungen gewannen dem schändlichen Freibeuterwesen zahllose Liebhaber; alles verdorbene Gesindel strebte, die Rotten der glücklichen Räuber zu mehren. Sie wurden bis in das 16. Jahrhundert die Plage Südeuropas.

Werner von Urslingen stammte wahrscheinlich von dem berühmten Konrad Lutzelinhard, mit dem Beinamen Fliege im Gehirn, ab, der als Herzog von Spoletto, unter den Kaisern Friedrich I., Heinrich VI. und während Friedrichs II. Minderjährigkeit in Italien, eine bedeutende Rolle spielte. Von ihm schreibt sich vermuthlich der Urslinger Herzogstitel her, denn ein Herzogthum Urslingen gab es in Deutschland nicht. Werner besaß alle Laster, deren sich je ein italienischer Condottiere des Mittelalters schuldig gemacht, doch nicht Eine rühmenswerthe Eigenschaft. Er trug einen silbernen Schild auf seiner Brust, in welchen die Worte eingegraben waren: „Herzog Werner, Herr der großen Compagnie, der Feind Gottes, des Mitleids und des Erbarmens", und wurde er von den Unglücklichen, die durch seine zügellosen Horden Mishandlungen litten, um Schonung gebeten, so wies er hohnlachend auf die Inschrift seines Brustschildes.

Von dem Privatleben dieses berüchtigten Freibeuterhäuptlings ist nichts Bemerkenswerthes bekannt geworden; Alles, was uns die Geschichte von ihm aufbehalten hat, beschränkt sich auf seine Kriegszüge in Italien. Zuerst erscheint er als der Befehlshaber einer an 4000 Mann starken Schar Deutscher, im Solde der gegen die Florentiner Krieg führenden Pisaner. Nachdem sich diese seiner, nicht ohne Mühe, im J. 1342 entledigt, er darauf die deutschen Söldner zu einer großen Compagnie vereinigt und sich zu deren Haupt erklärt hatte, trat er nach und nach in die Dienste des Ordelaffi von Cesena, des Malatesta von Rimini, der lombardischen Liga und einzelner Glieder derselben. Weniger durch seine Streitbarkeit im Felde als durch seine unmenschlichen Verheerungen machte Werner sich den Gegnern seiner Soldherren gefürchtet; doch, erhielt er nicht pünktlich seinen Sold bezahlt, so verwüstete er auch die Gebiete Derer, die ihn gedungen, und trat in die Dienste ihrer Feinde über. Die Verblendung und der Parteihaß der italienischen Machthaber ging aber so weit, daß sie einander überboten, um die gefürchtete Freibeuterschar in Sold zu nehmen, die gewöhnlich Dem, der sie besoldete, nicht weniger verderblich wurde als Dem, den sie befehdete. Als König Ludwig von Ungarn nach Italien zog, um die Ermordung seines Bruders, Andreas von Neapel, zu rächen, nahm er auch Werner mit seiner großen Compagnie in Sold. Auf den Verdacht, daß er mit der Königin Johanna in geheimer Verbindung stehe und die Festung Aquila ihren Anhängern überliefern wolle, wurde der Freibeuterherzog entlassen; doch mußte er zuvor schwören, daß er weder in die Dienste des Papstes, noch der Königin Johanna und Ludwigs von Tarent treten wolle; auch sandte der König von Ungarn Warnungsbriefe an die Städte Florenz, Perugia und Siena, damit sie gegen die wilde Schar auf ihrer Hut wären. Seinem geleisteten Eide entgegen, trat Werner, nachdem er einige Monate lang Campanien verheert und die sämmtlichen Einwohner in Anagni ermordet hatte, in päpstlichen Sold und schon 2 Monate darauf in die Dienste der Königin Johanna. Er führte sie und ihren Gemahl, Ludwig von Tarent, auf den Thron von Neapel zurück, und König Ludwig ließ sich von ihm im Angesicht des ganzen Heeres zum Ritter schlagen. Dessenungeachtet verhinderte Werner, der sich unentbehrlich machen wollte, die Eroberung der von den Ungarn besetzten Schlösser, knüpfte mit den ungarischen Feldherren heimlich Unterhandlungen an und ließ sich endlich von ihnen gefangen nehmen, um in ungarische Dienste treten zu können. Als er aus dem Solde des Ungarnkönigs auch wiederum entlassen wurde, da focht er in den Fehden mehrer lombardischen Fürsten und kehrte endlich, da sich Niemand mehr seiner gefährlichen Hülfe bedienen mochte, mit Reichthümern beladen, nach seinen im Schwarzwalde gelegenen Gütern zurück.

Dies ist in der Kürze die Laufbahn eines Mannes, der den Krieg ausschließlich zu seinem Berufe gewählt hatte, der, gleich einem Meteor, auf dem Schauplatze großer Begebenheiten erschien und verschwand, nur das Andenken an seine Unmenschlichkeit und an die durch ihn verübten unerhörten Gräuel zurücklassend. Der Verf. hat seine Geschichte mit mühsamem Fleiß aus den Quellenschriften dargestellt und das Nöthige aus der gleichzeitigen Geschichte der Staaten Italiens hinzugefügt, wodurch er es anschaulich macht, wie der grausame Werner mit seiner Räuberrotte so lange dort sein verderbliches Wesen treiben konnte. Die Schreibart Hrn. B.'s ist anziehend, und besonders gelungen zu nennen ist die Darstellung eines Räuberheeres in seiner Thätigkeit, S. 6 fg.; dann die Ermordung des Königs Andreas S. 46 fg.; ferner des Königs von Ungarn Blutrache S. 61; endlich Werners Politik S. 131. Der Leser findet also viel Anderes und Mehres in diesem Buche, als er, dem Titel nach, darin erwarten durfte. Auch ist der Verf. bemüht, Beispiele aus der Geschichte auf die Sittenlehre anzuwenden und solchen Lesern zu nützen, die vom Selbstdenken keinen Gebrauch machen. Die Aeußerung: „es sei eine wahre Versündigung an der Menschheit, wenn die Obrigkeiten eines Landes gestatten, daß ihre Jugend nach Willkür über die Grenzen ziehe, um für schnöden Sold die Waffen zu führen, das Arbeiten verlerne und böse Gewohnheiten aller Art aus der Fremde hole"; und die: „unfrei und arm ist, wer sein Blut um Sold verkauft", verdienten wol in der Heimath des Verf. (der Schweiz) beherzigt zu werden. Die Untersuchung über die Abstammung der Herzoge von Urslingen, über ihre Verzweigungen mit andern Häusern, über ihre Besitzungen, Wappen, Stammtafeln u. s. w., ist für den Historiker wichtig und gibt manche schätzbare Aufklärungen. Der Beweis, daß das Haus Urslingen wirklich den Herzogs-

titel geführt habe, klärt zugleich den schwierigen Punkt der deutschen Geschichte auf, wie es nämlich Herzoge ohne Herzogthümer geben konnte. Der Hauptbeweis, daß die Herzoge von Urslingen unmittelbar von Konrad Lutzelinhard abstammen, ist freilich auf eine Urkunde gegründet, die der Abt Gerbert von St.-Blasius anführt, die der Verf. aber nicht mehr hat auffinden können; indessen ist wenigstens auch außerdem die größtmöglichste Wahrscheinlichkeit dieser Abstammung dargethan.

Bei aller Anerkennung der Sachkunde und des Fleißes, wovon der Verf. in diesem Werkchen so unzweideutige Proben gegeben hat, kann Ref. doch nicht umhin, einen Uebelstand zu rügen, der nachgerade anfängt Sitte bei unsern historischen Schriftstellern zu werden, und der sich auch in diesem Werke findet. Es ist nämlich die Gewohnheit, in die Geschichte eines einzelnen Mannes oder Geschlechts so viel von der Zeitgeschichte und von der Geschichte der Zeitgenossen mit hineinzuziehen, daß Das, was der eigentliche Hauptgegenstand der Darstellung sein sollte, zur Nebensache wird. Der Vorwand, den dargestellten Gegenständen einen Hintergrund geben zu müssen, damit sie nicht wie die chinesischen Figuren in der Luft stehen, wird nicht selten arg gemisbraucht. So ist hier unter Anderm von S. 212—243 ohne alle Nothwendigkeit ein Bruchstück aus der Geschichte der Hohenstaufen gegeben, und von Konrad Lutzelinhard und Raynald, die doch auf dem Titel der §§. angeführt sind, nur beiläufig die Rede. Bei den beschränkten Mitteln der deutschen Gelehrten ist es gerathen, nicht durch entbehrliche Zugaben die Werke zu vertheuern. Eine andere gleichfalls jetzt beliebte Manier, die auch an dem Verf. getadelt werden muß, ist die unnütze Häufung der Belege. Dem Historiker sind Nachweisungen der Quellen allerdings unentbehrlich; doch Belege sollten nur dann beigefügt werden, wenn sie noch bis dahin ungedruckt oder doch in Schriften befindlich sind, die zu den seltenern gehören. Menzel's „Geschichte der Deutschen", Raumer's „Hohenstaufen", Crusius' „Schwäbische Chronik", Tschudi, Sismondi, Wurstisen, Schöpflin, Ohlenschläger u. s. w. sind Werke, die in keiner einigermaßen gut versehenen Privatbibliothek fehlen; warum also Auszüge daraus, die das Werk um einige Bogen stärker machen?

31.

Franz Freiherr von Fürstenberg.

Ein Mann wie v. Fürstenberg gehört der Geschichte und dem Lande an, in welchem er segensreich wirkte. Nicht dessen hohe Abkunft von einer Familie, in welcher Domherren, Prälaten und Fürstbischöfe, wie der Verf. der „Mores Paderbornenses", glänzen, sein hoher, edler Sinn und sein patriotisches Walten als Minister machen ihn merkwürdig. Das „Conversations-Lexikon" gibt zwar schon einen Abriß, leiblich und geistig, vom Leben dieses Mannes, größtentheils nach von Dohm; dem Freunde des Guten und Schönen ist aber jeder, auch der kleinste Zug im Lebensgemälde eines solchen Mannes wichtig. Wir sammeln deswegen gern zur Vervollständigung, wo wir finden, hier aus einer Gelegenheitsschrift (einem Schulprogramm) von Bernard Sökeland, Oberlehrer des königl. Gymnasiums zu Münster: „Umgestaltung des münsterschen Gymnasiums durch den Minister Franz Freiherrn von Fürstenberg" (Münster, Regensberg, 1828, 8., 8 Gr.), und überlassen was die Lehranstalt selbst betrifft der Anzeige in andern dem Schulwesen gehörigen Zeitschriften.

Friedrich Wilhelm Franz Freiherr von Fürstenberg wurde auf seinem väterlichen Stammgute Herdingen, im Herzogthume Westfalen, am 7. August 1729 geboren und empfing seinen ersten Unterricht mit mehren Geschwistern von dem Geistlichen des Orts. Den reifern Knaben dem besondern Unterrichte eines Lehrers anzuvertrauen, rieth der Geistliche, und der Vater bat das Jesuitencollegium zu Paderborn um einen Theologen aus ihrer Mitte. Er ging mit seinen Kindern und dem Geistlichen am bestimmten Tage, wo er eintreffen wollte, ihm entgegen, hoffte vergeblich und kehrte misvergnügt schon zurück. Zufällig langte bei einer an der Straße gelegenen Schenke, in welche die Reisegesellschaft auf einige Augenblicke eingetreten war, ein Kärner mit seinem Fuhrwerke an, der, zum Befremden der Gesellschaft, kräftig lateinisch fluchen konnte. Der Geistliche nahete sich dem lateinisch redenden Fuhrmanne — ob etwa hechinger Latein? — und erfuhr im Gespräche, daß dieser vor Kurzem die Bücher mit der Peitsche vertauscht habe, und er ein Theolog gewesen sei. Entweder die Seltenheit eines lateinisch sprechenden Fuhrmanns, oder die Feinheit seiner Sprache veranlaßten den Vater, den ehemaligen Theologum Paderbornensem als Lehrer seiner Kinder nach Herdingen einzuladen. Dieser nahm die Einladung an und unterrichtete die Kinder zur Zufriedenheit des Vaters. Nur die sanftere ängstliche Mutter setzte die Heftigkeit und Derbheit des Lehrers oft in Verlegenheit. Er pflegte auf gut Orbilisch seine Rede mit Faustschlägen auf den Tisch zu begleiten und oft den Tisch umzuwerfen. Die Mutter hörte den Tisch umstürzen und lief ängstlich in die Stube. „Gehe", sprach v. Fürstenberg, „gehe weg, Mutter, es ist besser, der Tisch bekommts als wir". Später besuchte er die öffentlichen Lehranstalten des Landes mit großem Ruhme und beschloß seine Bildung, nach damaliger Sitte, mit Reisen in und durch Deutschland und mit einem ziemlich langen Aufenthalte in Italien. Mit der französischen und englischen Sprache vertraut, voll von großartigen Ideen kehrte er zurück und trat, 30 Jahre alt, in das Capitel zu Paderborn und Münster als Domherr. Unter dem Namen des jungen Domherrn war er im siebenjährigen Kriege in beiden Lagern bekannt und verhandelte mit den Heerführern zum Besten des Landes, von dem er manche Last abwehrte. Nicht wenig wirkte auf seine Bildung zum Staatsmanne die Bekanntschaft des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, welcher 1759 vom Prinzen Ferdinand den Auftrag erhielt, Münster den Franzosen zu entreißen, und bei der Belagerung einen Theil desselben in Asche legte, 1762, als Befehlshaber der vereinigten portugiesischen und englischen Heere gegen Spanien, das in Verfall gerathene Kriegswesen der Portugiesen wiederherstellte, und, weil er weder Besoldung noch Geschenke annehmen wollte, vom Könige von Portugal nach seiner Rückkehr 6 goldene Kanonen, jede 3000 Dukaten werth, einen Hutkopf voll Brillanten, kostbare Pferde u. dergl. erhielt, die Festung Wilhelmstein im Steinhudersee erbaute und die berühmte Kriegsschule gründete, aus welcher Scharnhorst hervorging. Des Helden kleines Land ward durch ihn auf den Gipfel der Künste und Gewerbe gehoben, und Wissenschaften fanden in ihm einen Beschützer. Dieser Mann, welcher am 20. Nov. 1759 in Münster einzog, ward v. Fürstenberg's Freund, und Beide eilten in großartigen, damals ungekannten und unverstandenen Ansichten vom Kriegswesen und der Staatsverwaltung ein Jahrhundert voraus. Ein Zweiter, Heinrich Lloyd, Generaladjutant des Prinzen Ferdinand,

berühmt durch seine „Geschichte des siebenjährigen Kriegs", ward v. Fürstenberg's unzertrennlicher Freund, ließ sich nach vielen wechselnden Schicksalen, reich an Erfahrung, in Hui nieder und lebte den Wissenschaften und der Freundschaft mit v. Fürstenberg bis an seinen im Juni 1783 erfolgten Tod. Herzog Ferdinand von Braunschweig und der Marschall Broglio, mit welchen v. Fürstenberg umging, nährten diese Ansichten und hoben sie. Mit diesen, wie mit seinen Wünschen und Hoffnungen, vereinte sich die aufkeimende Gesangschule in Gellert, Gleim, Rabener und Klopstock, die mit einem ergreifenden Feuer die Ideen des Wahren und Guten, der Vaterlandsliebe und der Volksehre priesen. Mit ihnen stand v. F. in lebhaftem, vertraulichem Briefwechsel. Im Vereine der gelehrtesten und geachtetsten Männer, welche die Fürstin Gallitzin, Tochter des königl. preuß. Generals v. Schmettau und Gemahlin des Fürsten Gallitzin, damals kais. russischen Gesandten im Haag, um sich sammelte, keimten die Ideen zur Erhebung des vaterländischen Wohlstandes, zur Bildung des Volks, die später reiften und Früchte trugen.

Nach dem Tode des Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster, Clemens August (6. Febr. 1761), übernahm v. Fürstenberg unter dessen Nachfolger Maximilian Friedrich (gewählt am 16. Sept. 1762) im 34. Lebensjahre, als dessen Minister, geheimer Conferenzrath, Generalvicar und Curator der höhern Lehranstalten, die Leitung der Landesangelegenheiten. Eine ungeheure Schuldenlast, Mangel an Credit und Armuth drückten das Land als Folgen des Krieges. Zuerst tilgte er die Zinsrückstände durchs Ausschreiben einer Kopfsteuer, von jeder Mannsperson 12 Gr., von jeder weiblichen 6 Gr. Auch kleine Capitale wurden zurückgezahlt und so der Zinsfuß erniedrigt. Das Geld der Reichen kam wieder zum Vorschein und ward den Gewerbtreibenden als Vorschuß angeboten. Schnell wurde Alles umgesetzt und viel gewonnen. Man fing an zu bauen und zu verschönern. Eine Brandversicherungsanstalt, die v. Fürstenberg begründete, vermehrte die Lust dazu. Ueber die durch den Stadtrichter Gräver in London zu bewirkende Vergütung eines Theils der durch den Krieg verursachten Schäden läßt sich nichts Sicheres auffinden. Handel und Gewerbe suchte er durch Beseitigung der Hindernisse zu heben, namentlich durch Aufhebung der Leibeigenschaft, zuerst auf mehren dem Domcapitel gehörigen Gütern, und durch eine neue Leibeigenschaftsordnung, welche den Gutsherrn in Behandlung seiner Bauern beschränkte. Doch gelang es ihm, wie er wünschte, nicht, Ackerbau und Gewerbe zur Blüte zu bringen. Jetzt dachte er nun auf bessere Bildung des Volks in Schulen und auf Einrichtungen, zu welchen die jüngere Zeit erst reif war, damit die erworbenen Vortheile möglichst gesichert wären. Er gründete eine Militairakademie, welche General Kleber bildete, und faßte den ersten Gedanken zur Errichtung der Landwehr, welche damals bei Andern den Verdacht weckte, als wolle er sein kleines Land vertheidigen. Später aber wurde der Gedanke von Preußen aufgefaßt und in die Wirklichkeit gerufen. Wol hätte er verdient, die Früchte seiner Mühen auch zu ernten, und er gewann Hoffnung dazu, als Maximilian Friedrich, alt und schwach, nach einem würdigen Nachfolger sich sehnte. Dieser Fürst wünschte ihn als Coadjutor, und das Land freute sich seiner; doch fand Oestreich Mittel, den Erzherzog Maximilian durch die östreichisch gesinnte Partei im Domcapitel als Coadjutor zu empfehlen, und hatte die Freude, ihn am 16. August 1780 gewählt zu sehen.

Fürstenberg legte sein Ministerium nieder und behielt sich nur das Generalvicariat und die Curatel der Schulen vor. Die Einrichtungen der Schulen, neue Schulordnungen u. s. w. sind herrliche Denkmale, die er hinterlassen. Nach der durch den luneviller Frieden beschlossenen Theilung der kölnischen Lande und Münsters kam Münster mit dem größten Theile als Entschädigung an Preußen; später eroberten es die Franzosen. — Alles gedieh zu keiner festen Ordnung; v. Fürstenberg wurde von hohem Alter gedrückt und sehnte sich nach dem Augenblicke seiner Auflösung, die auch wirklich am 16. Sept. 1810, Morgens 7 Uhr, im 82. Jahre erfolgte. 11.

Skizzen in der Manier des seligen A. G. Meißner. Herausgegeben durch Adolf von Schaden. Mit dem Bildniß des Verfassers. 3 Bände. Augsburg, Jenisch und Stage. 1827—29. 8. 5 Thlr.

„Wie er sich räuspert, und wie er spuckt, das hat er ihm glücklich abgeguckt", heißt es, wie bekannt, in „Wallenstein's Lager"; doch läßt sich dies wirklich auch nur theilweise auf den Verf. hinsichtlich des gewählten Vorbildes anwenden. Hr. A. v. Schaden ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller; Romane, Erzählungen und Pamphlets in verschiedener Manier und doch wieder in einer Manier gingen gar viele schon von ihm aus. Das zeigt wenigstens, daß Hr. v. S. sein Publicum hat, und wir sind durchaus nicht gesonnen, uns mit diesem Publicum über den Geschmack zu streiten, der bekanntlich eine gar eigne und eigenthümliche Sache ist. Dies Publicum findet nun hier eine reiche und mannichfache Sammlung und wird sich sonder Zweifel durch den Genuß derselben auch sehr befriedigt finden. Warum sollte es dies auch nicht? Schrecken und Scherz, Schwarz und Weiß, Liebe und andere Leidenschaften finden sich in bunter Mischung, und so kann sich die empfindsame Seele ebenso gut wie der starke Geist nach Behagen laben, und selbst der lüsterne Faun geht nicht ganz leer aus. Es versteht sich übrigens, daß alle diese Personen zu dem Kreise gehören müssen, den Hrn. v. S.'s Muse früher schon ergötzte.

Sollen wir noch mehr sagen, die Leselust zu erregen? Recensenten und Widersacher bekommen ansehnliche Püffe, den liberalen Ideen wird manches wohltönende Wort zugeredet, an einem derben und körnigen Spaß und an nassem Jammer fehlt es auch nicht; was will man mehr? Es ist die Welt, oder vielmehr der laute Markt in nuce, doch ist es allerdings gerade nicht die beste Welt, und dürfte ein sehr entschiedener Optimismus dazu gehören, sie dafür zu erkennen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1830.

Gedichte von Gustav Schwab. 2 Bände. Stuttgart, Cotta. 1828—29. Gr. 8. 4 Thlr.

Die lyrische Poesie Gustav Schwab's ist bekannt; seine Muse gehört zu denen, die am häufigsten und am liebsten in Deutschland vernommen werden und bei denen selbst nicht leicht ein Zeitanlaß vorübergeht, ohne sie zum Gesang aufzurufen. Dieser ist leicht, beweglich, sinnvoll und wohltönend. Hölty's Gefühl, Matthisson's Wohlklang, Schiller's Gedankenreichthum, Göthe's Beweglichkeit in der Form sind die Vorbilder, denen der Dichter nachringt. Er ist frei von falschem Pathos, eitler Geisthascherei, geschraubter oder gewaltsamer Empfindung, frei von jeder Künstelei in Form oder Gedanken; reich an Maß und Schönheit, und kein Verächter der ausgearbeiteten Form. Diesen negativen Eigenschaften schließt sich eine leichte, bewegliche Phantasie, eine mäßige Höhe poetischer Empfindung, eine lebensfrohe, reine Weltansicht, gesunde Philosophie und die Entfernung von aller trübsinnigen Schwärmerei an. Gustav Schwab gleicht Wilhelm Müller in vielen Richtungen des poetischen Strebens; die Phantasten einer gewissen Schule lassen Beide kaum für Dichter gelten. Die vorliegenden 2 Bände seiner Gedichte enthalten Poesien fast aller Gattungen; in mehr als einer derselben ist der Dichter musterhaft und dem Classischen nahe. Sein Feld ist die Ballade, und was in diesen Ton einschlägt, gelingt ihm vor Allem. Doch, wir wollen seine Gaben der Reihe nach durchgehen, wie er sie uns vorlegt.

Zuerst erhalten wir aus dem Zeitraum von 1809—11 Lieder vermischten Inhalts und Sonette, gewissermaßen leise Vorspiele und Präludien zu größern poetischen Arbeiten. In allen diesen ist meistens nur ein poetischer Gedanke, weniger genial als lieblich, den der Dichter auffaßt und den er nur mit einer dichterischen Form bekleidet. Diesen Charakter spricht gleich die „Zueignung" treffend aus. „An die Geliebte"; „An die Sterne"; „Die stille Stadt"; „Die Wolke am Sternenhimmel", alle diese sind Poesien dieser Art. Eine gefällige Form zeigt sich schon hier vorwaltend, noch mehr aber in den Sonetten, welche, ihrer Grundidee nach, nur Einen Gedanken durchführen sollen. „Erdenkrieg und Himmelsfrieden" z. B. hat Anspruch, ein Mustersonett zu heißen. Aus der Periode von 1811—13 ist der „Nachruf" durch einen schönen Gedanken hervorstechend; der Dichter bittet um die Wiederkehr des Liebesschmerzes, den er der Ruhe vorzieht. Vieles Andere ist Eingebung des Moments; „Die Morgenbegegnung", „Im Tempel", „Liebesmorgen" feiern einzelne Zustände seiner Liebe, zart, aber individuell. Von demselben Geist sind die Sonette dieser Zeit beseelt; sie sind nur für Freunde oder Einzelne bestimmt. In der folgenden Abtheilung sind das „Schlittenlied", „Tischgebet", „Einzug" voll lieblicher Gedanken, und besonders freundlich ist der „Abendsegen" mit seinem Schluß:

> Und was du mir nicht geben kannst,
> Ei, davon laß mich träumen.

In allen diesen Poesien begegnet uns keine Härte; eine milde, entsagende und friedenreiche Lebensansicht zieht sich tröstend und beruhigend hindurch:

> Verlieren und Entsagen,
> Das macht auf Erden reich,
> Das Finden und Erjagen
> Ist für das Himmelreich.

Gelegenheitspoesien, wie: „An Fouqué"; „Auf ein Paar gestickte Rosen"; „Lied in der Mark"; „Lied im Norden", und die „Sonette an G." sprechen das Gemüth des Dichters, seine Neigung und seine Abneigung aus, ohne Widerspruch zu erregen, da sie von jeder excentrischen Lebensansicht frei sind. In der folgenden Periode bis 1819 zeigt sich ein Fortschreiten: der dichterische Ausdruck wird kühner, die Poesie schwungvoller; allein hier und da zeigt sich nun auch etwas von Uhland's und Müller's Neigung zum leeren Spiel mit Tönen, die, indem sie blos ganz individuelle Zustände malen, des Anklangs in fremder Brust entbehren. Wir rechnen dahin: „Erhörung", „Sonnenschein", „Frühlingsmorgenlied" und andere. Hier ist die Poesie zuweilen etwas wohlfeil:

> Der Geist hebt sein Gefieder,
> Das Herz ist so gesund,
> Es regen sich die Lieder
> Auf dem verstummten Mund.
>
> Sie lispeln alle leise,
> Ich selbst vernehm' es kaum,
> Manch alte sel'ge Weise
> Manch lang vergeßnen Traum.

Und so fort. Dergleichen ist leer, und es ist mit dem echten Dichterberuf unverträglich, wenn solche Lückenbüßer zu oft wiederkehren. Die folgende Periode enthält fast lauter Gelegenheitspoesien. Die „Aprilreise" ist eine Müller'sche Nachahmung. Schön ist der „Nachruf" an diesen und an Hauff; in dem „Klagelied eines deutschen Dichters" sehen wir G. Schwab zum ersten Mal bitter gegen seine Zeit. Diese Empfindung steht ihm nicht. Unter den Zeitgedichten ist das „Gottes Engel" überschriebene (1826) ein treffliches:

> Seiner Boten Einen
> Aus der Engel Schar
> Läßt der Herr erscheinen
> Jedes neue Jahr.

Bald ist es der Friede, bald der Krieg, bald der Sieg. Heute ist es der Tod. Doch, wir treten auf das Gebiet, auf dem der Verf. seinen Dichterberuf bewährt hat: das der Romanze, Ballade und Legende. Neben seinen Leistungen in dieser Gattung der Poesie erscheint alles Uebrige nur als Vorübung und Versuch; hier ist er heimisch und ein würdiger Wortführer. Die poesiereichsten Arbeiten dieser Art enthält die erste Abtheilung: „Freie Sagen". Hier ist der Dichter Schöpfer des Gedankens sowol als der Form; in den geschichtlichen Romanzen war der erste gegeben, und das Verdienst des Dichters basirt nur auf der letztern. „Des Fremden Königreich" und die „Blutrache", in 3 Romanzen, sind sehr gelungene Dichtungen dieser Gattung; von allen schön aber ist „Die Gottesbraut", durch rhythmische Form und Wohllaut ausgezeichnet. „Das Opfer" ist flüchtiger gearbeitet und der Vers mit unstatthafter Freiheit behandelt. Die 2. Abtheilung: „Geschichtliche und halbgeschichtliche Sagen", enthält vortreffliche Stücke; vor allen hat „Hans Hemmling" durch Erfindung und Darstellung uns zugesagt, weniger das launige Fragment: „Der große Kurfürst". „Kaiser Heinrich" und „Der Mönch und die Nonne" sind gelungen zu nennen; in den „Beiden Gleichen" zieht ein schöner Reimfall an. Im Ganzen genommen hat der Dichter sich hier die schottischen Balladen zum Vorbilde gewählt und von den Freiheiten Besitz genommen, die diese verstatten. Wer an den strengern Formen Schiller'scher und Schlegel'scher Balladen Gefallen gefunden hat, wird diese Freiheiten nur ungern einräumen, sie können im Einzelnen gefällig, ja, reizend sein; allein, den classischen Charakter schliessen sie aus. Das Naive und Anmuthige steht immer der consequenten Würde nach; doch der Stoff und die Individualität des Dichters müssen freilich zuletzt den Ausschlag geben. Nur dem Misbrauch müssen wir wehren, und hier und da streift unser Dichter dicht an den Grenzen des Erlaubten hin.

> Zu Brügg' um Thor und Mauer
> Da schweigt der Tag, wie die stille Nacht,
> Da hat so finstre Trauer
> Der lange, blutige Krieg gebracht.

ist ein solches Beispiel einer allzu sehr zerfallenden Construction; wir rechnen weiter die häufige Stellung des Beiworts hinter das Hauptwort dahin, die im Deutschen immer etwas Hartes hat und nur selten verstattet sein kann. Doch desto schöner ist er wieder, wenn er singt:

> Hinunter muß der Erde Pracht
> In düstre Grabeshügel,
> Das Echte rettet aus der Nacht
> Die Kunst auf ew'gem Flügel.

Diese beiden Stellen sind dem Gedicht „Hans Hemmling" entlehnt, das durch die treffliche Gegenüberstellung der irdischen Größe in Karl dem Kühnen mit der bescheidenen Würde der Kunst in dem Maler Hemmling zu einem der vorzüglichsten dieser Sammlung wird. „Die Engelskirche auf Anatolikon" ist das begeistertste Lied des Dichters, durch Rhythmus und Sprache ausgezeichnet. Die „Schwäbischen Sagen" sind zum Theil Sache der Vorliebe. „Die Glocke von Wunnenstein" hat uns am meisten angesprochen, weniger „Die tübinger Schloßlinde", und am wenigsten „Das eßlinger Mädchen". Theilweise ist auch hier die Poesie ziemlich wohlfeil; der erste beste Gedanke, oder der erste beste Reim genügen dem Verf., und die rhythmischen Gesetze werden mit sehr freier Auslegung angewendet. Doch, wie dem auch sei, die schöne Naivetät des Tones und die kunstlos-künstlerische Darstellung des Gegenstandes gewährt allen diesen Dichtungen einen Reiz, der sie uns werth macht. „Der Vogt von Hornberg", „Der Kellergeist", „Herzog Christoph und sein Schreiber" ziehen wenigstens als Anekdoten an, und Niemand liest den Schwank: „Des Löwen Zunge", ohne Vergnügen. Unter den „Sagen von der schwäbischen Alb" ist „Hans Koch von Ebingen" durch Laune, „Der Schwur" durch Schauerlichkeit des Gegenstandes anziehend; „Eberhard der Gütige" ist eine der schönsten Balladen des Dichters; doch vorzüglich sinnig und reizend ist „Die Böhmenkönigin in Schwaben"; „Der Reiter und der Bodensee" und „Des Fischers Haus" sind nach schottischem Muster gearbeitet; „Des Feindes Tod" zieht durch Schönheit des Hauptgedankens an. Im „Fleischer von Konstanz" und in „Rudolf und der Gerber" gefällt die Laune. Alles Uebrige hat sein Verdienst und seine Mängel.

Der 2. Band dieser Sammlung enthält ausschließlich historische Romanzen, Balladen und Legenden. Der Dichter hat seinen Beruf für diese Gattung bewährt, ihrer ist er Meister. In der freien Ballade, wir gestehen es, scheint es seiner Poesie oft an einem wesentlichen Stück zu fehlen: wir meinen die Zuspitzung des ganzen Stoffes zu einem ethischen Hauptgedanken. Wir vermissen dort öfters, gleichsam die Moral des Gedichts, eine Moral, die jede Ballade so gut enthalten soll als die Fabel. Hier jedoch, in der historischen Ballade und Romanze, wo Stoff und Form unsere Aufmerksamkeit allein in Anspruch nehmen, wird dieser Mangel in geringerm Maße empfunden, oder vielmehr, es ist hier kein Mangel mehr. Und so freuen wir uns zunächst an diesem reichen und schönen Ro-

manzencyclus aus „Herzog Christophs Jugendleben" ohne Einschränkung. Das Ganze, aus 37 Romanzen bestehend, schießt fast zu einem Heldengedicht zusammen, das durch Neuheit der Form und Interesse der Handlung auf gleiche Weise anzieht. Der achtzeilige, aus 4 Jamben bestehende Vers ist zwar von dem Vorwurf der Monotonie nicht frei; allein, der Dichter herrscht mit solcher Freiheit in seinem Sprachgebiet, daß er aus diesem Schatz Abwechselung und Mannichfaltigkeit genug entlehnt. Zuweilen begegnet uns ein etwas übertriebener Ausdruck, wie:

Die Türken hat vom Throne
Der Kaiser fortgeblitzt (!);

allein, dafür leisten hundert treffliche Stellen, voll Gefühl und Poesie, Ersatz. Der Romanzenkreis über die altfranzösische Sage von „Robert dem Teufel" (an Uhland gerichtet, der dem Dichter den Stoff aufgab) ist fast noch schöner. Der treffliche Gegenstand ist mit Meisterhand behandelt, und das Gedicht gewährt einen reinen ungetrübten Genuß. „Die Legende von den heiligen drei Königen", in 12 Romanzen, sagt dem Beurtheiler weniger zu; desto reiner und vortrefflicher erscheint ihm dagegen wieder die Sage von den „Kammerboten (Echinger und Berchtold) in Schwaben". Die 13 Märchen dieses epischen Gedichts sind im Vers der Nibelungen geschrieben und durch Darstellung und Sprache ein wahres monumentum perenne. Die Weise des Mittelalters ist nicht treuer nachzuahmen als hier geschieht, und G. Schwab scheint in der That der Mann für eine hochdeutsche Uebertragung unsers großen Heldenliedes zu sein. „Walther und Hiltgund" ist eine löbliche Uebersetzung, oder besser, Bearbeitung des lateinischen Gedichtes des Ekkehard, in dem Versmaße der „Kammerboten". Die schwäbische Sage „Der Möringer", in 4 Romanzen, nähert sich wieder dem schottischen Balladenton; auch der Vers ist der dieser Gattung, und wir haben schon oben angedeutet, was bei dieser Dichtungsform zu wünschen übrig bleibt. „Der appenzeller Krieg", in 9 Romanzen, gewinnt durch seinen achtzeiligen trochäischen Vers einen andern, ernstern Charakter. Auch dies Gedicht ist trefflich, wenngleich für die Handlung darin etwas gedehnt. Eine dramatische Scene: „Ein Morgen auf Chios", behandelt die großen Begebenheiten, deren Zeuge Chios im J. 1822 war. Der Ton ist tragisch und zeugt von dem dramatischen Vermögen des Verfs.; Kraft der Sprache, Poesie in der Schilderung und Erzählung und eine reiche Fülle der Gedanken zeichnen dies Bruchstück aus. Schön ist besonders die alte Sage benutzt, welche der Priester vorträgt und die der Dichter im Athenäus vorgefunden hat. Einen „Nachtrag zu den schwäbischen Romanzen" gibt das sehr eigenthümliche und tiefergreifende „Gewitter".

Hiermit schließen wir die Anzeige dieser Sammlung von Poesien, deren würdiger, gefälliger und ansprechender Charakter für den Mangel an Genialität, den man ihnen vorgeworfen hat, Ersatz leistet. Die Achtung, welche die formelle Vollendung, und das Wohlgefallen, das die heitere Lebensweisheit und die anspruchslose Gefühlsfülle dieses Dichters gewiß bei jedem ihm verwandten Gemüth erwecken muß, bürgen dafür, daß diesen Poesien ein großer Kreis befreundeter Leser nicht fehlen wird.

40.

Collection d'antiquités égyptiennes recueillis par M. le Chev. *de Palin*, publiée par MM. *Doron* et *Klaproth*; précédée d'observations critiques sur l'alphabet hiéroglyphique découvert par M. Champollion le jeune. Paris, 1829.

Es that Noth, daß so ein Buch erschiene, und es ist sehr ehrenvoll, daß es von 2 deutschen Gelehrten ausgegangen ist. Wer war in Frankreich des Lobes nicht müde, das sich der jüngere Champollion für seine angeblichen Entdeckungen in dem ägyptischen Hieroglyphenthum seit mehren Jahren hat spenden lassen, und wozu auch die Franzosen bereit waren, weil die Entdeckung ihrer Eitelkeit schmeichelte. Was nicht ausbleiben konnte, ist nun gekommen. Es ist in J. Klaproth ein strenger, kenntnißreicher Richter aufgetreten, und hat in einer gedrängten Abhandlung Champollion seine großen Irrthümer und falschen Behauptungen über die Auslegung der Hieroglyphen mit unwiderleglicher Klarheit dargelegt. Was er sagt, sind nicht Vermuthungen gegen Vermuthungen, Probleme gegen Probleme, sondern gedrängte und gleich bewiesene Sätze.

Nur in Einem bin ich Klaproth's Meinung nicht. Er gibt Champollion Schuld, er wolle sich die Entdeckung des Dr. Young zueignen. Dies ist aber ein Irrthum. Um dies einzusehen, muß man bemerken, daß in der Auslegung der Hieroglyphen in den letzten Jahren 2 ganz verschiedene Entdeckungen gemacht worden sind. Zuerst wurde 1818 nach vorhandenen Denkmälern und gegen die allgemein angenommene Meinung bewiesen, daß hier und da die Hieroglyphen als Tonzeichen gebraucht worden seien. Dies vermutheten freilich schon Gibert und Zoëga, nach Aeußerungen griechischer Schriftsteller. Der Beweis dieses Umstandes ist aber lediglich dem Dr. Young zuzuschreiben, und so viel wir wissen, macht ihm dies kein Mensch streitig. Im Jahre 1822 gab Champollion ein ziemlich langes Verzeichniß von Hieroglyphen heraus, die Tonzeichen oder phonetische Hieroglyphen seien. Dabei erklärte er ausdrücklich, er mache auf keine Entdeckung Anspruch, als diese Tonzeichen gefunden zu haben. Dies wird ihm auch wol Niemand streitig machen.

Klaproth zeigt aber, daß mehre Zeichen, die ehemals phonetisch waren, es nicht geblieben sind, und daß andere Hieroglyphen, die ursprünglich gewisse Töne ausdrückten, jetzt für ganz andere gebraucht werden. Durch diesen Wechsel entstehen natürlich große Zweifel über Das, was diese Charaktere zuerst und ursprünglich ausdrückten. Champollion wollte aber das phonetische Alphabet so wichtig und weitherrschend machen als möglich und stellte daher den Satz auf, daß ein einmal als phonetisch erkanntes Zeichen immer phonetisch sei. Darin irrte er aber gewaltig, und sah es auch bald ein. Denn jetzt gibt er alle Augenblicke Zeichen für symbolisch aus, die er ehemals als phonetisch las.

Mit den sogenannten hyperbolischen Hieroglyphen ist Champollion nicht weniger willkürlich und eigenmächtig umgegangen. Da er kein neues Mittel zu ihrer Auslegung finden konnte, so machte er es wie seine Vorgänger — er errieth sie. Indeß glaubte er doch auch hierin eine Neuerung vornehmen zu müssen. So bindet er sich keineswegs an die Ordnung der Symbole, sondern stellt sie bald so, bald an-

ders zusammen, liest sie bald so, bald anders. So kommen z. B. in der sogenannten Tafel von Abydos mehre Cartuschen vor. Champollion liest sie von unten nach oben. Dadurch sind die Könige, auf die er sie bezieht, der herrschenden und leitenden Sonne oder der großen Weltsonne ergeben. Andere liest er von oben nach unten, und dadurch werden die Könige bald eine Sonne, welche die Welt regiert, bald eine Sonne, die über die Unterwelt herrscht.

Champollion hat es bisher nicht für gut gefunden, die Grundsätze seiner Kritik und die Ursachen anzugeben, warum er bald dieser, bald jener Methode folgt. So könnte man in gegenwärtigem Fall fragen, warum nicht alle Könige Sonnen sein, einer wie der andere? Nach Champollion's Auslegung sind diese Königssonnen auch Söhne der Sonne, und dies mit Bewilligung der Sonne.

Die koptische Sprache kommt von dem alten Aegyptischen. Champollion ging von diesem Grundsatz aus und wollte durchaus mit Hülfe seines Alphabets die koptische Schrift auf den ägyptischen Monumenten finden. Darin irrte er, und alle seine Bemühungen waren bisher vergeblich.

Man weiß, wie willkürlich Champollion mit dem kleinen Bruchstücke der Inschrift von Rosette umging (die eine griechische Uebersetzung zur Seite hat), um es mit seinem Alphabet zu lesen, und wie ihm dies nur mit unerhörtem Zwängen und Verrenken gelang. Hiernach läßt sich abnehmen, welche ungeheure Arbeit dazu gehört, einen bestimmten, den Sinn nach gekannten Hieroglyphentext ins Koptische zu übertragen. Champollion konnte jene Inschrift von Rosette nicht lesen, weil er durch die griechische Uebersetzung sehr in Verlegenheit kam. Er liest aber mit der größten Leichtigkeit die Hieroglyphen an den Obelisken, denen keine griechische Uebersetzung zur Seite steht. Alle diese erfolglose Bemühungen beweisen nach Klaproth nur Folgendes: Die Sprache auf den ägyptischen Monumenten kann koptisch sein; sind es aber auch nur koptische Worte, so können sie nicht blos mit dem phonetischen Alphabet gelesen werden. Wie, wenn viele Hieroglyphen nichts wären als Symbole zur Darstellung ganzer Wurzeln, zu deren näherer Bestimmung wieder andere Zeichen gehören, die eine Art von grammatischer Formen sein könnten. Auf diese Art wären die vielen Abkürzungen zu lesen, auf die Champollion jeden Augenblick zu stoßen glaubt und die er bald auf eine, bald auf die andere Weise liest, ohne anzugeben warum.

Unser ganzes hieroglyphisches Wissen beschränkt sich nur auf die Lesung der Eigennamen und auf Vermuthung einiger grammatischen Formen. Nur vermuthen können wir sie; denn um sie mit Gewißheit zu erkennen, müßten 2 Texte, ägyptisch und griechisch, nebeneinanderstehen, und Gedanken und Worte müßten in beiden genau aufeinanderfolgen. Wenn man aber bedenkt, wie der ägyptische Genius von dem griechischen so ganz verschieden war, so wird man sich überzeugen, daß dergleichen Uebertragung unmöglich war. An den meisten Stellen wäre dann das Griechische nur eine freie Uebersetzung, eine Paraphrase, eine Nachahmung des ägyptischen Textes. Wie konnte doch Champollion bei seiner Durchreise durch Aix in einer ägyptischen Handschrift gleich eine Geschichte der Feldzüge des großen Königs Sesostris erkennen und sie vom Blatt weglesen? Diese Charlatanerie hat Champollion großen Schaden in Frankreich gethan, wo man sie doch zu stark fand. Wahrscheinlich würde er das Manuscript und die Inschriften der Obelisken nicht so flott weggelesen haben, wenn sich — ein griechischer Text daneben befände. Es ist ein fatales Ding mit so einem griechischen Text. Wie gesagt, der auf der Inschrift von Rosette machte es Champollion ganz unmöglich, die Hieroglyphen, welche zur Seite stehen, vernünftigerweise zu lesen. Aus dem Allen geht hervor, daß Champollion mit seinem System viel zu voreilig war und es lange nicht gehörig überdacht hatte, ehe er davon sprach. Dazu kam das übertriebene Lob seiner Freunde und Anhänger, das ihn vollends ganz aus dem Gleichgewicht brachte.

Klaproth weist ihm überdies nach, daß er auf der Abydostafel mehre Cartuschen, die ihm für sein System nicht taugten, ganz eigenmächtig verändert oder durch andere ersetzt habe, und er beweist diese Beschuldigung durch den Augenschein, dem man nichts entgegensetzen kann. Als Champollion diese Tafel auslegen wollte, häufte er Hypothesen und willkürliche Behauptungen auf einander. Zuerst hieß es, sie enthalte keine phonetischen, sondern nur symbolische Charaktere; um dies aber glaublich zu machen, mußte er zu den willkürlichsten Hypothesen seine Zuflucht nehmen und eine ganz neue Kritik aufs Tapet bringen. Klaproth's Bemerkungen und Schlüsse hingegen sind ganz einfach und klar.

Die lithographirten Zeichnungen, welche die kostbare Skarabäensammlung des Hrn. v. Palin darstellen, sind sehr gelungen, und wenn man sie mit den Originalen vergleicht, so muß man die Genauigkeit und Treue der Zeichnungen bewundern. Dies ist doppelt dankenswerth, wo das Alterthumsstudium sich nicht mehr mit Hypothesen befassen darf, sondern sich lediglich auf antike Monumente gründen muß. 17.

Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., Könige von Preußen. Herausgegeben von Friedrich Cramer. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1829. 8. 1 Thlr.

Selbst Diejenigen, welche sich viel mit der preußischen Geschichte beschäftigt haben, werden in dieser kleinen, aber interessanten Sammlung manches Neue und Ansprechende finden. Ihr Hauptverdienst ist ohne Frage, mit der Individualität Friedrich Wilhelms I. genauer bekanntzumachen, der ziemlich allgemein, aber ohne allen Grund, für einen bloßen Corporal im Purpur gehalten wird; für seine in vielfache Richtungen ausgehende Geistesthätigkeit und seinen religiösen Sinn (wie er sich nämlich bei ihm gestaltete) findet man hier die unverwerflichsten Zeugnisse. Sie tragen allerdings den Stempel ihrer Zeit, und man sieht z. B. denselben Monarchen, welcher über die Erziehung des Kronprinzen so treffliche Bestimmungen gibt, noch im J. 1732 das Patent eines Vicepräsidenten der Akademie der Wissenschaften unterzeichnen, worin dieser unter Anderm angewiesen wird: die in großer Menge vorhandenen Bergmännlein, Drachenkinder, Irrwische, Nixen, Wehrwölfe, verwünschte Leute und andere dergleichen Satansgesellschaften auszurotten, mit dem Versprechen, daß für jedes dieser Unthiere, welches er lebendig oder todt liefere, 6 Thaler gezahlt werden sollen. Besonders anziehend hat uns auch der Aufsatz über das Misverhältniß Friedrichs II. mit dem Prinzen August Wilhelm wegen der Ereignisse bei Gabel und Zittau geschienen; die von dem Herausgeber erwähnten „Anekdoten zur Erläuterung der brandenburgischen Geschichte u. s. w." sind doch wol die unter dem (wahrscheinlich fingirten) Druckorte Prag erschienenen 2 Hefte? Ref. hat sie niemals zu Gesicht bekommen und, offen gestanden, auch gar nicht geahnt, daß sie ein so wichtiges Document wie die Rechtfertigung des Prinzen enthalten. Die Erklärungen der Prediger im Magdeburgischen über die angeordneten Reformen im Gottesdienste geben Stoff zu Vergleichungen mit Verhältnissen der neuern Zeit; es scheint aber angemessener, sie zu unterdrücken. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 29. — 29. Januar 1830.

1. Select specimens of the theatre of the Hindus. Translated from the original Sanscrit by *H. H. Wilson*. 3 Bände. Calcutta, 1827.
2. Theater der Hindus (der Indier). Aus der englischen Uebertragung des Sanskritoriginals von H. H. Wilson; metrisch übersetzt. Erster Theil. Weimar, Industriecomptoir. 1828. Gr. 8. 2 Thlr.

Von J. G. L. Kosegarten.

Wilson hat sich durch seine frühern Arbeiten als einen so achtungswerthen Kenner der Sanskritsprache und der indischen Literatur gezeigt, daß man diese von ihm verfaßten Uebersetzungen indischer Schauspiele nur mit Vergnügen empfangen kann. Er versichert, daß er sich der möglichsten Treue beflissen habe, und daß dies wirklich geschehen sei, dafür spricht auch im Allgemeinen der Inhalt und der Ton der Uebersetzung. Da Wilson den Originaltext hinzuzufügen keine Lust oder Gelegenheit fand, ungeachtet er durch dessen Bekanntmachung der Literatur unstreitig einen noch viel größern Dienst geleistet haben würde, so wird es desto nothwendiger, auf die Ausdrücke zu achten, mit welchen er den Charakter seiner Uebersetzung bezeichnet. Er sagt in dieser Hinsicht:

Mein Bestreben war, dem indischen Schauspiel eine Stelle in der englischen Literatur zu sichern, und ich habe es deshalb nicht nothwendig geachtet, sklavisch buchstäblich zu übertragen. Dessenungeachtet, glaube ich, können wenige Uebersetzungen dieser Art auf größere Treue Anspruch machen, da nichts hinzugefügt und wenig weggelassen worden, auch die Ausdrücke so genau beibehalten sind, wie die Natur der beiden Sprachen und die Geschicklichkeit des Uebersetzers es erlauben wollten. Daß dabei keine absichtliche oder muthwillige Abweichung vom Texte stattgefunden, kann ich getrost versichern. Doch ist es hin und wieder nothwendig gewesen, eine Stelle etwas auszudehnen, um sie verständlich zu machen, oder um den darin ausgedrückten Gedanken ihr ganzes Recht widerfahren zu lassen; und bisweilen ist es nöthig gewesen, etwas zusammenzudrängen, was dem europäischen Geschmack lästig, und tautologisch geschienen haben würde. Diese Arbeit ist eine lange Zeit hindurch fortgesetzt worden; ich habe sie öfter aussetzen müssen wegen des Dranges der Amtspflicht, und häufig unterbrechen müssen wegen des nachtheiligen Einflusses des Klimas. Es ist daher unmöglich, daß nicht hin und wieder Misverständnisse sich eingeschlichen haben sollten, oder daß der eigentliche Sinn des Textes überall gehörig ermittelt worden, besonders wenn man die der Sprache eigne Schwierigkeit in Erwägung zieht, und den Grad, in welchem diese Schwierigkeit noch erhöht wird durch die Schreibfehler, von welchen keine Handschrift ganz frei ist. Die oft unterbrochene Fortsetzung des Werkes wird auch erklären, wenn nicht entschuldigen, einigen Mangel an Sorgfalt in der Darstellung, und einige Wiederholungen, welche nicht frühe genug bemerkt wurden, um noch getilgt zu werden. Jedoch wünsche ich nicht durch ein Bekenntniß dieser Unvollkommenheiten die Kritik zu verbitten, als hätte ich nicht geglaubt, daß die Mängel des Werkes durch seine Verdienste übertroffen würden. Sonst würde ich es der Welt nicht dargeboten haben.

Die deutsche Uebersetzung theilt diese Stelle der Vorrede nur sehr abgekürzt mit.

Die indischen Schauspiele scheinen nur bei feierlichen Gelegenheiten und öffentlichen Ereignissen aufgeführt worden zu sein. Die einheimischen Schriftsteller sagen, die passendsten Gelegenheiten bei der Aufführung der Schauspiele seien die Mondfeste, die Krönungen der Fürsten, Volksversammlungen bei religiösen Festen, Hochzeiten, Zusammenkünften von Freunden, Besitznahmen eines Hauses oder einer Stadt, oder die Geburt eines Sohnes. Am häufigsten wurden sie dargestellt in gewissen Jahreszeiten, welche bestimmten Gottheiten geweiht waren. Dies sehen wir auch schon aus den Einleitungen der Schauspiele, welche der Director spricht. So sagt er in der Einleitung zu dem Schauspiele: „Das Halsband":

Ich bin aufgefodert worden durch die Fürsten, welche hier aus verschiedenen Reichen angelangt sind, zu den Füßen unsers erlauchten Herrschers Sri Harscha Dewa, und welche an diesem Frühlingsfeste sich versammelten, darzustellen zu ihrer Unterhaltung das unvergleichliche Schauspiel, genannt: „Das Halsband", welches treffliche Werk unser Herrscher selbst verfaßte. Sie sprechen: wir haben von diesem Schauspiele reden gehört, aber es noch nicht aufführen sehen. Zur Befriedigung unserer Wünsche und aus Achtung vor dem Könige, welcher die Lust aller Herzen ist, ersuchen wir euch daher, das Stück darzustellen, so gut ihr könnt. Nun wohl! So möge es also sein!

Jedes Schauspiel scheint daher nur einmal, oder höchstens einige Male öffentlich aufgeführt worden zu sein. Auch sind sie meistens ziemlich lang, enthalten bis zu 10 Akten und müssen wenigstens 5—6 Stunden ausgefüllt haben. Die Zahl der bekannten Stücke scheint verhältnißmäßig nicht sehr groß zu sein; doch hat Wilson ungefähr 60 erwähnt gefunden. Den berühmtesten Schauspieldichtern, Bhawabhuti und Kalidasa, werden jedem nur 3 Stücke zugeschrieben. Wil-

son hat in diesem Werke 6 Stücke vollständig übersetzt und von mehren andern eine kurze Nachricht gegeben. Die von ihm behandelten Stücke gehören der höhern, feinern Literatur an. Es gibt aber auch andere zu einer niedern Gattung gerechnete, welche zum Theil in den Provinzialsprachen geschrieben zu sein scheinen. Diese mögen zahlreicher, allgemeiner beliebt und volksmäßiger gewesen sein. Die fremden Beherrscher Indiens haben in spätern Zeiten die Aufführungen der Schauspiele seltener gemacht. Dennoch sind auch bis auf die neueste Zeit Stücke verfaßt und dargestellt worden, besonders im Westen und Süden Indiens, wo sich noch indische Staaten erhielten. Auch zu Benares, dem alten Sitze der indischen Cultur, scheinen noch in den neuesten Zeiten Darstellungen stattgefunden zu haben, und man besitzt ein Stück, welches vor wenigen Jahren in Bengalen verfaßt und vielleicht auch dargestellt ward. Diese spätern Stücke haben größtentheils einen mythologischen Inhalt, welcher sich auf die besondern Gottheiten der einzelnen Religionsparteien bezieht, und daher bald den Krischna, bald den Siwa verherrlicht. Es wird in ihnen mehr erzählt und geschildert als in den ältern Stücken. Die indischen Kritiker haben ein sehr künstliches System der Schauspieldichtung ausgearbeitet, in welchem die verschiedenen Arten der Stücke, die Hauptpersonen, welche vorkommen müssen, und die Leidenschaften, welche darzustellen sind, abgehandelt werden. Wilson hat eine Uebersicht dieses indischen Systems seinen Uebersetzungen vorangestellt. Ebenso schildert er auch die äußerliche Ausrüstung der indischen Bühne.

Jedes Stück wird durch eine vom Director gesprochene religiöse Begrüßung eröffnet, welche sich auf mythologische Sagen bezieht. Im „Halsband" lautet sie also:

Möge jene Darbietung des Blumenopfers, welches die Berggöttin ihrem mächtigen Gatten brachte, euch beschirmen! Zitternd erhob sie sich, seine Braunen zu erreichen. Aber bewegt durch seinen dreifachen Blick und niedergebeugt durch ihren bebenden Busen, verfehlte sie ihr Ziel und ließ den duftenden Kranz fallen. Möge Gauri euch immer günstig sein! Sie, welche nach neuer Vermählung noch zagend, erst zu ihrem Gatten eilte, als er fernher kam, dann aber sich wieder abwandte, als er nahte, bis ihre zuredenden Gespielinnen sie sanft in seine Arme führten. Möge Siwa immer eure Zuversicht sein! Er, welcher lächelnd seiner Göttin erzählte, wie das Opfer gestört und das heilige Feuer durch seine flammenden Blicke gelöscht ward; wie die erschrockenen Brahmanen an ihren Kopfbinden zur Erde niedergerissen wurden durch seine bösen Dämonenscharen; wie Dakscha's Gattin weinend ihn um Vergebung bat und die Götter mit Schrecken flohen. Heil dem Monde! Verehrung den Göttern! Glückseligkeit begleite edle Brahmanen! Möge die Erde fruchtbar sein, und möge der König, welcher mondähnliche Liebenswürdigkeit besitzt, immer glänzend schimmern wie der Herrscher der Nacht!

Das in dieser Anrede erwähnte gestörte Opferfest war von dem Fürsten Dakscha veranstaltet worden, welcher alle Götter dazu eingeladen hatte, mit Ausnahme des Siwa; daher zürnte dieser und störte das Opfer.

Auf die religiöse Begrüßung folgt die schon erwähnte kleine Einleitung, welche gleichfalls der Director spricht, und worin er kurz die Veranlassung der Darstellung und den Inhalt des Stückes angibt. Daran schließt sich ein Gespräch zwischen dem Director und einem Schauspieler, in welchem Letzterer gewöhnlich zur Erfüllung seiner Pflicht aufgefodert wird, und dieser sich dann damit entschuldigt, daß er durch irgend etwas gehindert oder gestört sei, daher man Nachsicht mit ihm haben müsse. Im „Halsband" ruft der Director eine Schauspielerin:

Director. He! meine Dame, herbei!

Dame. Was befehlen Sie, mein Herr?

Dir. Das Schauspiel, genannt „Das Halsband", soll vor dieser fürstlichen Versammlung aufgeführt werden. Gehen Sie und ziehen Sie sich für Ihre Rolle an!

Dame. Ach, mein Herr, Sie vergessen, daß meine Tochter heute Hochzeit machen sollte unter Ihrem gütigen Beistande, und daß die Hochzeitgebräuche nicht haben vollzogen werden können, weil mein Eidam noch abwesend ist in einem fremden Lande. Bei so viel Angst über diesen Umstand, wie werde ich im Stande sein können zu spielen?

Dir. O, sorgen Sie nie wegen der Abwesenden! Günstiges Geschick führt sie wieder zu uns von entfernten Inseln, aus den Fluten der Mitte des Ozeans und von der Erde äußersten Säumen.

Hinter der Scene. Sohn des Bharada treulich dargestellt.

Dir. Fort, Kind, fort! Zaudert nicht länger! Hier kommt schon mein Bruder in der Rolle des edeln Jaugandharajana. Komm, komm, wir haben keine Zeit zu verlieren!

„Das Halsband" ist ein Stück aus dem mittlern Zeitalter der Schauspieldichtung bei den Indiern. Es ward verfaßt durch den Fürsten Sri Harscha Dewa von Kaschmir, welcher im Jahr 1113 unserer Zeitrechnung den Thron bestieg und ein großer Beschützer der Dichter und Schauspieler war. Das Stück ist besonders schätzbar als ein Gemälde der Hofsitten jenes Zeitalters, welche in dieser Dichtung milde und gebildet erscheinen. Der Inhalt des Stückes, wahrscheinlich größtentheils Erfindung des Dichters, ist an eine historische Person, den König Watsa, angeknüpft. Der König von Ceilon hatte seine Tochter Retnawali als Braut für den König Watsa abgesendet, welcher auch schon die Wasawadatta zur Gattin hatte. Die Prinzessin litt Schiffbruch, ward durch einen Kaufmann aus der Hauptstadt Watsa's gerettet, an ihrem kostbaren Halsbande als ein vornehmes Mädchen erkannt, und dann durch den Minister Jaugandharajana unter die Hoffräulein der Gemahlin Watsa's aufgenommen, wo sie den Namen Sagarika, d. i. Meermädchen, erhält. Er hatte die Prinzessin erkannt und aus Eifer für seinen Herrn jene Veranstaltung getroffen. Nach diesen Ereignissen beginnt das Schauspiel. Im 1. Akt feiert der König mit seiner Gemahlin das Frühlingsfest; dem Liebesgott wird im Garten ein Opfer dargebracht. Die Prinzessin erscheint unter den Hoffräulein, erblickt den König, welcher ihr als Bräutigam bestimmt war, und wird von Liebe zu ihm ergriffen. Im 2. Akt zeichnet sie das Bild des Geliebten und spricht zum Liebesgott: „O

Herr des blumigen Bogens, Besieger der Dämonen und der Götter! erröthest du nicht, deine Macht zu erschöpfen gegen ein schwaches, wehrloses Mädchen? Oder bist du wirklich ohne Gestalt und Sinne?" Die indische Mythologie sagt nämlich, der Liebesgott sei ohne Gestalt. Die Prinzessin wird bei der Zeichnung von ihrer Freundin Susangata überrascht. Als es vollendet, spricht die Prinzessin: „Es ist beendigt; doch umsonst! Meine Thränen verhüllen das Gemälde vor meinem Blicken". Die Freundin zeichnet auch das Bild der Prinzessin auf das Gemälde, sodaß sie dort als Braut des Königs erscheint. Ein Staar, welcher Worte nachsprechen kann, ist gegenwärtig. Plötzlich treibt ein entsprungener, wilder Affe die im Garten befindlichen Frauen auseinander und zerbricht den Käfig des Staares; der Staar entfliegt und wiederholt in Gegenwart des Königs einige der Worte, welche die Freundin mit der Prinzessin über ihre Liebe sprach. Hernach findet der König in der Laube auch das Gemälde, auf welchem er und die Prinzessin abgebildet sind. Nun wird ihm die Sache klar und die Prinzessin dünkt ihn wunderschön. Er findet auch die Lotusblätter, welche die Prinzessin auf ihren heißen Busen gelegt hatte, um ihn zu kühlen; sie sind verwelkt; ein neues Zeichen ihrer brennenden Liebe. Er trifft die Prinzessin im Garten und erklärt ihr seine Liebe. Da erscheint die Königin, erblickt das Gemälde und fragt, was es bedeute. Der König und der Minister suchen sich zu entschuldigen; die Königin aber sagt, das Gemälde mache ihr etwas Kopfweh, und entfernt sich.

(Der Beschluß folgt.)

Rußland in der neuesten Zeit. Eine Skizze von E. Pabel. Dresden, Arnold. 1830. 8. 1 Thlr.

Bei der gegenwärtigen Lage Europas und Stellung Rußlands hat diese Schrift ein besonderes Interesse, und es ist um so mehr zu beklagen, daß der Verf. seinen Gegenstand nicht ausführlicher behandelt hat, da er sich überall als einen wohlunterrichteten, unparteiischen, ruhigen und menschenfreundlichen Beobachter zeigt. Nachdem er in einer geschichtlichen, ziemlich oberflächlichen Einleitung, in welcher er beiläufig Karamsin's „Geschichte Rußlands" für einen historischen Roman erklärt, unter dem Einflusse Alexanders nicht nur geschrieben, sondern auch von demselben eigenhändig geändert, handelt er in der Kürze folgende Capitel ab: 1) Züge zur Charakteristik verschiedener Zweige der innern Staatsverwaltung in Rußland (S. 15—56); 2) Züge zur Charakteristik der verschiedenen Stände: Adel (S. 57—64), Bürger (S. 65—69), die Geistlichkeit (S. 70—71), die Bauern (S. 72—76), die Juden (S. 77—80); 3) Etwas über Esthland und Liefland (S. 81—90); 4) Ueber die Moldau und Walachei (S. 91—97); 5) Bestand der Armee (S. 97—125); 6) Rückblicke auf die Jahre 1811—25 (S. 126—63).

Das 1. Capitel beginnt mit den mancherlei Einrichtungen, welche der Kaiser Alexander beim Antritt seiner Regierung traf, und welche schöne Hoffnungen diese als sichere Zeichen von Großmuth, Gerechtigkeit und Menschenliebe bei dem erfreuten Volke erregten. Das russische Volk zeigte sich auch durch wetteifrige Mitwirkung dieser Sorgfalt der Regierung werth: Adel, Bürger und Bauern schossen nicht nur große Geldsummen zusammen für wohlthätige und wissenschaftliche Anstalten, sondern es bildeten sich auch Privatgesellschaften in allen Theilen des Reichs für Wissenschaft und Kunst. Kaum war aber der jugendliche Regierungsrausch Alexanders verflogen, so zeigten sich auch die steten Begleiter der Monarchie: Argwohn, Mistrauen, geheime Polizei, Censur, Kundschafter auf der Post und in allen Kreisen des bürgerlichen und geselligen Lebens, Tyrannei dieser Angeber und aller Beamten. Die Universitäten kamen mit ihren Lehrern und Schülern unter die strengste Aufsicht, das Bücherverbot ward geschärft und der Vortrag nach Inhalt und Stundenmenge aufs Genaueste bestimmt. Die Pedelle mußten zugleich die Aufpasser machen und die Studenten in und außer den Stunden beobachten; die Studenten durften keinen öffentlichen Ort, nicht einmal ihre auswärtigen Verwandten ohne Erlaubniß besuchen. Durch die Unbesonnenheit eines Knaben, welcher zu Wilna 1824 an eine Wand im Gymnasium schrieb: „Es lebe die Constitution von 1791!" kamen viele Familien in Untersuchung und eine Menge junger Leute ward ins Gefängniß geworfen, in Ketten nach Sibirien oder als Gemeine in die Garnisonen entlegener Provinzen geschickt. — Der Handel befindet sich im Allgemeinen in einer höchst traurigen Verfassung, da die ausländischen Waaren theils gänzlich verboten, theils mit allzu hohem Zolle belegt sind, und die Kaufleute auf alle Weise von den Zollbeamten gedrückt und gemishandelt werden. Man trägt oft kein Bedenken, sie bewaffnet auf den Jahrmärkten zu überfallen und denselben alle Waare ohne Unterschied zu nehmen. Die russischen Fabriken, deren Fabrikate noch sehr roh sind, obgleich man sie schon auf die leipziger Messe gebracht hat, dienen blos, einige Fabrikherren und die Staatscasse zu bereichern, während sie den innern Handel und die kleinern Kaufleute zu Grunde richten. Auch wird die Regierung bei der besten Absicht immer noch schändlich betrogen. — Das Forstwesen liegt auch danieder, indem man die Forststellen unkundigen verabschiedeten Offizieren gab, welche nur auf ihren Unterhalt und ihre Bereicherung denken. — Nicht besser steht es um den Wasser- und Straßenbau, so große Summen auch dieser Zweig der öffentlichen Verwaltung kostet: Kanäle und Flüsse läßt man versanden und verschlammen; neue Straßen legt man nur da an, wo der Monarch zu reisen pflegt, und zwar gewöhnlich nur für die Dauer der Reise. Noch schlimmer werden die wohlthätigen Absichten der Regierung in den Heilanstalten gemisbraucht. Obgleich sie mit Ueberfluß, ja mit Pracht ausgestattet sind, so dienen sie doch blos zur schändlichen Bereicherung der Beamten, indem diese die Kranken so bald als möglich sterben lassen und ihre Namen für Kost, Pflege und Arznei noch lange in den Rechnungen fortführen! Aufwärter, Aerzte und Aufseher stehen in gemeinschaftlichem Bunde. Je mehr Menschen sterben, desto weniger stehen auf den Krankenlisten! Nirgends aber äußert sich dieser schauderhafte Misbrauch schrecklicher als in den prachtvollen Findelhäusern, die ein unermeßliches Vermögen besitzen. Da zählt man oft vier bis fünf Kinder auf eine sparsam genährte Amme, und diese unglücklichen Schlachtopfer werden, die fast in allen solchen Anstalten, in großer Anzahl nackend auf Wagen und in die Gräber geworfen, ohne daß die Gerechtigkeit ihre Mörder erreichen kann! — Die Rechtspflege ist theils durch die Menge von Ukasen, theils durch die Schlechtigkeit der Statthalter in einem höchst traurigen Zustande, obgleich Katharina II., Paul und Alexander manche Verbesserungen unternommen haben. Nachdem unter Alexander die Gesetzcommission, welche über 20 Jahre an dem Entwurf des Gesetzbuches gearbeitet, ihr Werk vollendet hatte, verweigerte der Kaiser seine Genehmigung. Eine 24jährige Erfahrung stellte ihm seine frühern Ansichten als eine jugendliche Schwärmerei dar. — Der Kaiser Nicolaus widmet gegenwärtig diesem so wichtigen Gegenstande des allgemeinen Wohls seine ganze Sorgfalt, und auch nur Er kann ihn durch unermüdliche Aufmerksamkeit verbessern, da in Rußland alle

gesetzgebende und ausübende Gewalt von dem Kaiser ausgeht. Bei dem geringen Gehalte ist auch in diesem Fache die Bestechung und Veruntreuung der Beamten sehr groß. Dazu kommt noch, daß alle einträgliche Stellen ein Gegenstand des Handels sind. Unzählige Justizmorde werden fast täglich in den Provinzen verübt und die Gesetze in allen Dingen umgangen. Bestechung ist an der Tagesordnung! Doch greift der Kaiser Nicolaus, sobald es zu seinen Ohren kommt, mit Kraft und Strenge ein. Beispiele davon werden gegeben.

In dem Capitel: „Züge zur Charakteristik der verschiedenen Stände Rußlands", schildert der Verf. dieselben treu und unparteiisch, sagt ihre guten und bösen Eigenschaften. Dabei erwähnt er auch die Freilassung der Bauern, welcher sich der Adel bisher mit Recht widersetzt hat, weil man sie blos zu Sklaven der Krone dadurch macht, der Bauer den Plackereien der Beamten preisgegeben wird und der Edelmann seine Stütze verliert. Daher die Bauern selbst sich nicht gern dem Schutze ihrer Herren entreißen lassen, wenn auch die Edelleute zuweilen noch hart und grausam gegen sie sind. Bei vielen sind sie aber nur noch dem Namen nach Leibeigne, und dabei sich froh, dankbar und glücklich fühlend.

Der Adel wird in Rußland durch Geburt, durch Civil- oder Militairdienste, durch den Kaufmannsstand erster Gilde, durch Verleihung gewisser Orden, als des Wladimirordens, und auch durch den bloßen Willen des Kaisers erlangt. Davon hat man indeß im Auslande noch sehr falsche Begriffe. Der Offiziersrang vom Fähndrich und Cornet bis zum Hauptmann und Rittmeister, und im Civil vom Gouvernementsregistrator bis zum Titularrath, sowie überhaupt der Rang 14. bis 19. Classe verleiht zwar adelige Ehren, aber weder adelige Rechte, noch den Adel selbst. Mit dem 8. Classenrange, dem Titel eines Collegienassessors und dem Range eines Majors, oder mit der Erwerbung des Georgen- und Wladimirordens geht erst das Recht an, den eigentlichen Adel erwerben zu können. Achtungswerth findet der Verf. den russ. Bürgerstand, welcher nach seiner Beschäftigung in 4 Gilden eingetheilt wird und sehr an seinem frühern Wohlstande durch diese Eintheilung verloren hat. Die russische Geistlichkeit steht nicht in besonderm Ansehen, sucht sich aber zu heben. Die Bauern hat der Verf., während eines 30jährigen Aufenthalts, nichts weniger als fühllos, unempfänglich und geistlos gefunden, obgleich sie noch im eigentlichen Rußland ganz Eigenthum ihrer Edelleute sind und von diesen an ihres Gleichen verkauft, vererbt und verschenkt werden können. Indessen ziehen sie diesen Zustand, wenn er nur irgend erträglich ist, immer noch der sogenannten Freilassung vor. Gegen Fremde ist der russische Bauer aus Erfahrung mistrauisch. Er hat seine sinnreichen Volkslieder, Fabeln und Nationalerzählungen, Skosken genannt. Juden findet man nur in den polnischen Provinzen ansässig, aus dem alten Rußland sind sie zum Wohle des Volkes verbannt. Der Zustand der Bauern in Esthland und Liefland wird als so gut geschildert, wie man ihn nach der sogenannten Freilassung hält. Ebenso ist das Volk in der Moldau und Walachei nicht so besonders für die Russen gestimmt, und die Bitte um die Einverleibung der Fürstenthümer mit dem russischen Reiche ging nur von dem bezahlten Divan, wie gewöhnlich, nicht von dem Volke aus. — Den gegenwärtigen Armeebestand gibt der Verf. zu 1,406,000 Mann an, in 2 Armeen und 9 gesonderte Armeecorps abgetheilt, worunter 200,000 M. Reiterei sind. Bei der Rekrutirung gehen, wie überall, Unterschleife durch Betrug und Bestechung vor. Für die Beamten ist diese Zeit eine Ernte, für die Angehörigen eine Zeit der Trauer: der ausgehobene Rekrut wird als Sterbender und der abgehende als Todter betrachtet, denn sie sehen ihre Heimath höchst selten wieder. Die Regierung befördert im Civil- wie im Militairdienste die Ausländer, wie die Generale Diebitsch, Wittgenstein, Sacken, Rüdiger, Roth, Geismar, Pahlen, Hermann, Essen, Benkendorf, Friedrichs, Neidhardt, Olderkop, Langeron, Toll, Paulucci, Liewen, Sievers und Andere beweisen. Die Gründung der Militaircolonien schreibt der Verf. dem General Araktschejew zu, als Reserve gegen Schweden und Oestreich, nicht als Hülfstruppen gegen den mächtigen Adel, wie man sonst glaubte. — Die „Rückblicke auf die Jahre 1811—25" enthalten viele merkwürdige Sachen über den französischen Feldzug von 1812 und die Entstehung der großen Verschwörung, mit der Erklärung, daß sie keine Cabinetsrevolution war, wie die frühern, sondern eine Militair- oder Volksrevolution, wie aus den officiellen Berichten selbst erhellt. — Der Kaiser Alexander starb eines natürlichen Todes durch ein hitziges Fieber. — Der Verf. schließt mit dem Wunsche: „Mögen Rußland noch lange so hochherzige Monarchen, wie der jetzige Kaiser ist, beherrschen! Dann wird es sich bald zu derjenigen Stufe der Bildung erheben, auf welcher ein Volk der wahren gesetzlichen Freiheit fähig ist. Dem Menschenfreunde, der den Samen des Rechten und Guten überall gesäet wünscht, muß es genügen, daß auch in einem Lande, welches noch vor wenigen Jahrhunderten kaum den Blick der gesitteten Welt auf sich zog, das wahre Licht zu scheinen anfängt. Die Zeit geht langsam, aber sicher; ihren Gang stört keine irdische Gewalt". 67.

Conditorei des Jokus, oder scherzhafte Bonbons, Früchte und Confituren für spaßliebende Näscher und lustige Leckermäuler. Eine Auswahl jokoser Aufsätze, Einfälle, Anekdoten und Witzspiele aus dem „Berliner Courier" und der „Berliner Schnellpost". Herausgegeben von M. G. Saphir. Leipzig, Focke. 1828. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Als sich Hr. Saphir aus seinem Geburtslande nach Berlin begab, da schien es fast, als habe er da eigentlich erst sein wahres Vaterland gefunden. Die von ihm gegründete „Schnellpost" machte ein seltenes Glück für ein neues Journal, der später herausgegebene „Courier" desgleichen. Fast hätte man können irre werden am Geschmack und Bildungsstand der Berliner, um so mehr, da auch Männer, die geistig über die gewöhnliche Masse hervorragen, sich für diese Gaben zu interessiren schienen. Aber Berlins bessern Sinn in Ehren, es war nur ein vorübergehender Taumel, eine kleine Verirrung, veranlaßt durch das Neue, wie es sich so oft in großen Städten zu zeigen pflegt. Man sah bald, was eigentlich Hr. Saphir literarisch ist, der Beifall nahm ab und mit ihm die Zahl der schnell gewonnenen Abonnenten. Doch ist, wohl zu merken, Saphir's Antheil an diesem Ergebniß nicht zu klein anzuschlagen. Er that wirklich alles Mögliche, die seltsame Illusion über ihn auf das schnellste zu vertreiben. Schon ziemlich lahm gefahren, verlegte die „Schnellpost" ihr Standquartier nach Leipzig; wie sie hier ihrem Ziele immer näher kam, weiß Jeder, der sie las. Das abermalige Verpflanzen nach Berlin zurück konnte dem matten Fuhrwerk kein neues Leben einflößen; die Neunundzwanzig trug es endlich glücklich zu Grabe. Was dies Journal und der noch sich fortschleppende „Courier" an gerühmten Saphir'schen Witzen und Witzeleien brachte, findet sich in dieser Conditorei gesammelt, und wem ein Vademecum Unterhaltung zu bringen vermag, dem wird diese Olla potrida auch munden, vorausgesetzt, daß man zugleich eine starke Dosis Trivialitäten, abgedroschene Späße, längst bekannte Witzeleien und plumpe Ausfälle zu verdauen vermag. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1830.

Select specimens of the theatre of the Hindus etc.
Von J. G. L. Kosegarten.

(Beschluß aus Nr. 29.)

Im 3. Akt veranstaltet des Königs Freund Wasantaka eine geheime Zusammenkunft zwischen dem Könige und der Prinzessin, welche, als Königin verkleidet, in der Abenddämmerung sich in einem Madhawigebüsche einfinden soll. Der König wartet ängstlich an dem bezeichneten Orte; da erscheint dort die Königin, welcher die Zusammenkunft verrathen worden, als Prinzessin verkleidet. Der König hält sie für die Prinzessin und drückt die Gefühle seines Herzens für sie unverhohlen aus. Nun gibt die Königin sich zu erkennen; ihr Gemahl bittet sie um Verzeihung; aber jene eilt zornig hinweg. Gleich darauf erscheint, der Verabredung gemäß, auch die Prinzessin, als Königin verkleidet, in dem Gebüsche, und der König läßt abermals seinen Gefühlen für sie freien Lauf. Die Königin bereut inzwischen, ihrem Gemahle keine Verzeihung ertheilt zu haben; sie kehrt deshalb nach dem Gebüsche zurück und trifft dort den König mit der Prinzessin. Sie geräth aufs Neue in Zorn und läßt des Königs Freund Wasantaka gefangen wegführen. Der König befindet sich nun in Verzweiflung; seine Gattin will ihm keine Verzeihung gewähren; seine Geliebte, die Prinzessin, ist in Lebensgefahr; sein Freund Wasantaka ist gefangen. Im 4. Akt erscheint die Freundin der Prinzessin mit einem Diamantenhalsband in ihrer Hand; sie erzählt, die unglückliche Prinzessin sei verschwunden und habe ihr dies Halsband hinterlassen, um es irgend einem Brahmanen zu schenken. Da tritt Wasantaka ein, welchen die Königin wieder in Freiheit gesetzt hat. Ihm wird das Halsband angeboten; er schlägt es aus, bemerkt aber, die Prinzessin, da sie einen so kostbaren Schmuck besessen, müsse aus einer vornehmen Familie sein. Er überbringt dem Könige das Halsband, welcher es als ein theures Andenken an die verschwundene Geliebte annimmt; die Prinzessin ist, wie es heißt, von der Königin nach der Stadt Udschajini gesendet worden. Hierauf erscheint ein Offizier des Königs und meldet, daß sein Feldherr Rumanwan den König von Kosala geschlagen und dessen Land erobert habe; der feindliche Fürst sei selbst in der Schlacht geblieben. Der König erwidert: „Ehre sei unserm tapfern Feinde, dem Könige von Kosala! denn ruhmvoll ist des Kriegers Tod, wenn selbst die Feinde seine Stärke preisen!" Da kommt ein Zauberer von Udschajini zum Könige und erbietet sich, einige Beweise seiner Kunst abzulegen. Er verspricht, vor des Königs Augen diejenige Person erscheinen zu lassen, welche er am meisten zu sehen wünscht. Der König läßt die Königin kommen, welche sich besänftigt hat, um diesen Kunststücken beizuwohnen. Der Zauberer läßt eine Anzahl Götter und himmlischer Geister erscheinen; plötzlich meldet man die Ankunft eines Gesandten des Königs von Ceilon, wodurch die Zauberkünste unterbrochen werden. Der Gesandte erzählt, der König von Ceilon, da er gehört, daß Watsa's Gemahlin in einer Feuersbrunst umgekommen, habe seine Tochter abgesendet, damit sie Watsa's Gemahlin würde; aber in einem Schiffbruche sei die Prinzessin untergegangen. Die Königin beklagt aufrichtig das Schicksal dieser Prinzessin, welche ihre Verwandte war. Während dieses Gespräches sieht man plötzlich den Palast in Flammen stehen; die Königin wird von Angst um Sagarika ergriffen, welche in einem Kerker des Palastes sich befindet. Der König stürzt sich in die Flammen, um Sagarika zu retten; er entreißt sie aus der Mitte der Glut; in demselben Augenblick aber verschwinden die Flammen, und es zeigt sich, daß diese Feuersbrunst nur eine Täuschung gewesen, welche der Zauberer bewirkt. Der König übergibt seiner Gemahlin die gerettete Sagarika; der Gesandte von Ceilon aber erkennt an dem Diamantenhalsbande und den Gesichtszügen in der Sagarika seine Prinzessin Retnawali. Die Königin umarmt liebevoll ihre in Ohnmacht sinkende Verwandte. Hierauf kommt des Königs Minister Jauganbharajana und klärt die Veranlassung der Geschichte auf, indem er sagt: „Ein heiliger Seher verkündigte uns, daß der Gemahl der Prinzessin von Ceilon Beherrscher der Welt werden würde. Darum hielten wir bei ihrem Vater darum an, daß er sie unserm Gebieter geben möchte. Der Beherrscher von Ceilon aber lehnte dieses ab, um nicht unserer Königin Kummer zu verursachen. Daher verbreiteten wir in Ceilon das Gerücht, daß unsere Königin in einer

Feuersbrunst umgekommen sei. Nun entschloß der Beherrscher von Ceilon sich, seine Tochter hierher abzusenden. Als sie aus dem Schiffbruch gerettet worden, versetzte ich sie unter die Hoffräulein, damit der König auf diese Weise mit ihr bekannt würde. Ich habe aus Eifer für meinen Herrn gehandelt; möge man mir verzeihen!" Nach dieser Aufklärung führt die Königin selbst die Retnawali dem Könige zu als zweite Gemahlin und spricht zu ihm: „Gedenke, Herr, daß sie fern von ihren Blutsfreunden ist; sei daher so gegen sie, daß sie jenes niemals bereue!" Wasawadatta und Retnawali werden nun Beide als rechtmäßige Königinnen anerkannt. Watsa preiset sein Glück und schließt mit den Worten: „Möge Indra durch zeitige Regenschauer die Erde mit Korn befruchten; mögen die leitenden Brahmanen die Gunst der Götter uns sichern durch angenehme Opfer; möge die Gesellschaft der Frommen Wonne verbreiten bis an das Ende des Zeitalters; mögen die schnöden Lästerungen der Gottlosen für immer verstummen!" Es gehen in dem Stücke keine großen Handlungen vor, aber das Interesse wird fortwährend unterhalten durch mannichfaltige Verwickelungen, welche theils aus zufälligen Ereignissen, theils aus absichtlichen Entwürfen hervorgehen. Die Charaktere sind wohl unterschieden und festgehalten; die zärtliche Freundin der Prinzessin unterscheidet sich hinlänglich von der dreisten Vertrauten der Königin.

„Das Siegel des Ministers" ist ein anderes von Wilson in dieser Sammlung übersetztes Stück. Es behandelt ein politisches Ereigniß. Der König Nanda von Pataliputra war erschlagen worden auf Anstiften des Fürsten Tschandragupta und dessen Rathgebers Tschanakja, und Tschandragupta hatte den Thron des Erschlagenen eingenommen. Nanda aber hatte einen treuen Minister, Rakschasa, welcher den Feinden seines unglücklichen Herrn unversöhnlichen Haß geschworen und zu einem benachbarten Könige geflohen war. Der Inhalt des Stückes ist nun die Darstellung der mancherlei Ränke, durch welche Tschanakja es dahinbringt, daß endlich Rakschasa seinen Haß gegen Tschandragupta fahren lassen und als Minister in dessen Dienste treten muß. Die beiden Staatsmänner Tschanakja und Rakschasa sind hier Hauptpersonen. Tschanakja ist heftig und unerbittlich; er hat ein Gelübde zu erfüllen; nachdem dies geschehen, verläßt er freiwillig Rang und Macht. Um seiner selbst willen thut er nichts. Ihn beherrscht Stolz auf seine Standesehre; er ist Brahmane; im Ränkeschmieden übertrifft er noch seinen Gegner. Rakschasa ist gleichfalls frei von Selbstsucht. Er verfolgt den Tschandragupta nur, um Nanda's Tod zu rächen, ohne daran zu denken, Glück und Ehre für sich zu erwerben. Ihn beherrscht ganz die Anhänglichkeit an seine Freunde und seinen alten Herrn; er ist im Ganzen noch besserer Kriegsmann als Ränkemacher.

„Das Ende Rama's" scheint im 8. Jahrhundert geschrieben zu sein. Es behandelt die letzten Ereignisse in dem Leben des großen Helden Rama, welche eintraten, nachdem er den Tyrannen Rawana auf Ceilon überwunden hatte. Rama muß, auf Verlangen seiner Unterthanen, seine geliebte Gattin Sita verstoßen, weil die Unterthanen glaubten, sie sei durch den Rawana entweiht worden. Sita wandert in die Wildniß und gebiert dort ihre Zwillingssöhne Kusa und Lawa, welche an Tapferkeit und Schönheit den Aeltern gleichen. Rama kommt nach längerer Zeit in die Wildniß und findet dort jene tapfern Jünglinge. Sein Herz sagt ihm, daß sie seine Söhne seien. Bald sieht er auch Sita wieder, und die Göttinnen Prithiwi und Ganga, d. i. die Erde und der Ganges, führen Sita als Königin zu dem Volke zurück und bezeugen ihre unverletzte Tugend. So wird endlich Rama mit Gattin und Kindern glücklich wiedervereint. Das Stück hat wenig Handlung, aber die Charaktere und Gefühle neigen sich alle zum Heroischen und Pathetischen. Der Gram Rama's und Sita's, während der Trennung, ist wahr und rührend ausgedrückt; die Wiedererkennung zwischen Rama und seinen Söhnen hat einen würdigen und edeln Charakter. Rama und die beiden jungen Prinzen erscheinen als echtritterliche Krieger und Fürsten; die zum geistlichen Stande gehörenden Personen zeigen sich als ihrer Würde sich bewußt und von aufrichtiger Frömmigkeit beseelt.

„Malati und Madhawa, oder das Liebespaar", von Bhawabhuti verfaßt im 8. Jahrhundert. Das Stück schildert die Schicksale des Jünglings Madhawa und seiner geliebten Malati. Die hier geschilderte Liebe ist eine glühende, aber dennoch eine durchaus geregelte und züchtige. Die Liebende benimmt sich hier, sowie in allen übrigen Stücken, stets mit der größten Zurückhaltung; nur wenige Worte gewöhnlich wagt sie mit dem Geliebten zu reden; Malati verweigert es, ihre Liebe Dem zu gestehen, welchen sie mehr als ihr Leben liebt. Es ist dies um so mehr zu bemerken, als übrigens die Lage der Frauen keineswegs als mit Gewalt eingezwängt erscheint. Die Sitte allein scheint den indischen Frauen jene Zurückhaltung der Aeußerung ihrer Gefühle als Gesetz aufzulegen. Malati und Madhawa haben mit mancherlei Gefahren zu kämpfen. Sie bleiben in Glück und Noth einander treu und werden am Ende vereint.

„Der Held und die Nymphe". Die himmlische Nymphe Urwasi, von einem Dämon entführt, wird gerettet durch den königlichen Helden Pururawas und verliebt sich in diesen, welcher schon vermählt ist. Sie muß hierauf vor der Götterversammlung im Himmel in einem Schauspiele auftreten; da sie immer an Pururawas denkt, so vergißt sie sich in ihrer Rolle, und anstatt den Namen Puruschottama auszusprechen, sagt sie Pururawas. Dies wird im Himmel sehr übel genommen. Die Weisen thun den Ausspruch, daß, da Urwasi ihre Rolle vergessen, auch sie nunmehr im Himmel vergessen werden solle. Sie wird demnach aus dem Himmel verbannt. Der Gott Indra aber nimmt sich ihrer an. Er sagt ihr, sie möge nur während der Zeit

ihrer Verbannung bei seinem Freunde Pururawas bleiben als dessen Gattin; die Zeit ihrer Verbannung solle enden zu der Zeit, wo Pururawas das Kind, welches sie ihm gebären würde, erblicken werde. Urwaſi wird mit ihrem Geliebten vereint und verbirgt das von ihr geborene Kind. Aber zuletzt kommt es doch dem Vater zu Gesicht, und nun soll Urwaſi in den Himmel zurückkehren. Pururawas ist untröstlich und will nun Krone und Waffen ablegen und ein Einsiedler werden. Da erscheint vom Himmel der weise Narada und spricht zum Könige:

> Es werde nimmer Mann und Weib getrennt!
> Die Götter brauchen Deine Tapferkeit;
> Drum lege Deinen Waffenschmuck nicht ab.
> Urwaſi bleibe durch das Leben Dein,
> Mit heil'gem Band an Dich geknüpft.

„Der Spielkarren", ein sehr langes und altes Stück, aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Der fromme Brahmane Tscharudatta liebt die Buhlerin Wasantasena, welche ihm gleichfalls treu ergeben ist. Der boshafte Samsthanaka bewirbt sich auch um Wasantasena's Gunst und bringt durch seine Ränke den Tscharudatta bis auf das Schaffot. Da wird durch eine Regierungsveränderung Tscharudatta plötzlich gerettet, mit der Geliebten vereint, und verzeiht seinem Feinde Samsthanaka.

Die beiden zuletzt erwähnten Stücke sind in dem 1. Theil der deutschen Uebersetzung enthalten. Diese deutsche Uebersetzung könnte mitunter genauer sein. Pururawas sagt hier, als er den Nymphen zu Hülfe eilt:

> Seht in mir den Freund
> Pururawas, aus weitem Sonnenkreise
> Heimkehrend.

Der weite Sonnenkreis scheint hier nur eine sehr unbestimmte Vorstellung erzeugen zu können. Im Englischen steht viel deutlicher:

> Returning from the sphere
> Of the wide glancing sun,
>
> Zurückkehrend aus der Sphäre
> Der weithin schauenden Sonne,

d. i., ich komme eben aus der höhern Region des Himmels, in welcher die Sonne sich befindet. Bald nachher wird der Räuber der Nymphe genannt:

> The haughty Danava
> Kesi, the monarch of the golden city.

Der deutsche Uebersetzer hat für gut befunden, die letztere genaue Bezeichnung der Person des Räubers ganz wegzulassen. Er begnügt sich zu sagen:

> Der freche Danava Keſi.

Die Verse des deutschen Uebersetzers sind bisweilen recht wohllautend. Als Beispiel diene folgende Stelle, in welcher die Abwesenheit der schönen Urwaſi beklagt wird:

> Am Himmel tönen holder Stimmen Klänge,
> Da um die Freundin jede Nymphe weint,
> Und sich vermischend klagen die Gesänge,
> Daß sie nicht mehr mit ihnen sich vereint.
> So kommt des Schwanes klagend Lied gezogen
> Den Strom entlang, wo roth der Lotos blüht,
> Wenn auf den leichtbewegten Silberwogen
> Des Morgens holder Sonnenstral erglüht.
> Die Schwäne ziehen den Strom entlang,
> Beklagen den Freund, der geschieden;
> Sie hauchen den Schmerz in Trauergesang
> Und finden, weinend, Frieden.

Kenntniß der Sanskritsprache scheint der deutsche Uebersetzer nicht zu besitzen.

Das Königreich Hanover.

Eines der interessantesten und in historisch-antiquarischer Hinsicht merkwürdigsten deutschen Länder ist Hanover. Theils hat ihm die Natur die mannichfaltigste Beschaffenheit des Bodens, vom fruchtbarsten bis zum kärglichsten Syrtenlande, gegeben; theils ist die eigenthümliche Lage und die Verbindung, in welcher dies Land mit einer Menge weiter liegender Nationen altgermanischen Stammes, die sich aber später zu neuen, selbständigen Stämmen herausgebildet haben, stehet, der Grund zu den mannichfaltigsten Thronveränderungen und Theilungen desselben geworden; theils endlich hat sich altdeutscher Geist und altdeutsche Sitte in diesem Lande reiner und feststehender als in den meisten übrigen norddeutschen Staaten erhalten, wovon der Grund ebenso in der beschränkten Natur der großen Heiden- und Moorstrecken desselben, die eine große Verfeinerung und Weiterbildung der Bewohner nicht zuließ, als in der besonders nationalen Kraft, mit welcher eigenthümlich deutsche Institute im Mittelalter auf diesem Boden auftraten und sich weitherab erhielten, zu suchen ist. Dazu kommt nun, daß bei den unübersteiglichen Hindernissen der Natur sich auch die Bedürfnisse der Bewohner, ihre Einrichtungen, ihre Sachbegriffe und somit ihre Sprache, mit dieser aber auch ihre Verfassung, ihre Lebens- und Rechtsansichten, ihre Gewohnheiten und Volkssprichwörter bei Weitem mehr gleich blieben als in andern Gegenden Norddeutschlands. Und so geschieht es denn, daß die Geographie, die Geschichte, die Verfassungskunde des öffentlichen und Privatlebens, das Studium der eigenthümlichen Dialekte dieses Landes uns auf echtaltdeutschen Boden führt, wo Worte aus entschwundener Väterzeit und Stimmen aus vergangenen Tagen uns entgegentönen. Setzen wir zu diesem historischen und antiquarischen Interesse noch das hohe Verdienst Hanovers um die Wissenschaften durch seine Georgia Augusta, und das politische Band, welches dasselbe um Deutschland und England schlingt, hinzu, so muß es einleuchten, daß die genauere Kenntniß dieses Landes jedem Deutschen wünschenswerth sein wird. Wir erhalten dieselbe nun im reichsten Maße, nachdem bisher nur Einzelnes und Fragmentarisches bekannt geworden ist, in folgendem höchst empfehlungswerthen Werke:

Beschreibung des Königreichs Hanover, von H. D. A. Sonne. Erstes Buch. Einleitung zu einer gründlichen Kenntniß des Königreichs Hanover. Auch unter dem besondern Titel: Einleitung zu einer gründlichen Kenntniß des Königreichs Hanover. München, Cotta. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der geistvolle und gelehrte Verf. (bereits durch frühere Leistungen für die vaterländische Geographie und neulich durch Uebersetzung der tusculanischen Untersuchungen des Cicero bekannt) liefert schon in diesem ersten Bande ein wahrhaft universelles geographisches Gemälde Hanovers, wie es nur nach den neuesten Fortschritten der Länderkunde in geologischer, philosophischer, historischer und politischer Hinsicht durch die Verdienste eines Alexander v. Humboldt, Ritter u. A. denkbar war. Nachdem er (S. 2 fg.) die geläutert-

sten Ansichten und die treffendsten Urtheile über die höhere, geistige Betreibung der Geographie überhaupt, über deren nothwendigen Zusammenhang mit einer Masse von Kenntnissen aus allen übrigen Wissenschaften, besonders der Geschichte, sowie über das Bedürfniß und Interesse derselben für jeden Staatsmann und Staatsbürger ausgesprochen hat, schildert er zuerst Deutschlands Naturverhältniß zu Europa und dann Hanovers Verhältniß zu Deutschland höchst geistvoll. Deutschland sei sowol in physischer als geistiger und politischer Hinsicht der Mittelpunkt Europas; Hanover aber trage Deutschlands Vortheile und Nachtheile vermöge seiner Naturbeschränkung ganz besonders in sich. Hierauf wird (S. 12 fg.) der Plan des ganzen Werkes gegeben, wornach zuerst die allgemeinen Vorkenntnisse über Namen, Lage, Gestalt, Eintheilung, Grenzen, Flächeninhalt und Bevölkerung, besonders aber auch über die charakteristischen Eigenheiten des Landes nach physischen und historischen Gründen (dies die Gegenstände dieses ersten Bandes), dann aber die allgemeine Beschreibung des Landes, nämlich Orographie und Hydrographie, Volks- und Staatsreichthumslehre und die Wissenschaft vom Staate, endlich die besondere Beschreibung des Landes, enthaltend die Chorographie und Topographie in geographischer, politischer und historischer Beziehung geliefert werden sollen.

Interessant ist nun jede Seite der eigentlichen Darstellung von S. 15 an; wir heben Folgendes aus: Hannover ist, nach der Etymologie, eigentlich „Hanover" zu schreiben, wie es auch England und Frankreich schreiben. Die Haupttheile des Landes sind die alten Kurlande und die neuern Besitzungen seit 1692. Jene begreifen die kalenbergisch-grubenhagische Landschaft (die Fürstenthümer Kalenberg, Göttingen und Grubenhagen), den Harz, das Fürstenthum Lüneburg, die Grafschaft Hohnstein, die Grafschaft Hoya und die Grafschaft Diepholz, diese aber das Fürstenthum Hildesheim, das Land Hadeln, die Herzogthümer Bremen und Verden, das Fürstenthum Osnabrück, die Niedergrafschaft Lingen, die Grafschaft Bentheim, das Herzogthum Aremberg-Meppen und das Fürstenthum Ostfriesland in sich. Die relative Bevölkerung der Provinzen richtet sich auffallend nach der Fruchtbarkeit oder Wüste des Bodens. Hanover steht, seiner Größe nach, als vierter deutscher Staat, zwischen Baiern und Würtemberg, dagegen steht es, seiner Bevölkerung nach, hinter den meisten deutschen Staaten zurück. Der Grund davon sind einzig die vielen Haide- und Moorgegenden, welche von den 695 □Meilen des Flächeninhalts 500 in Beschlag nehmen. Eine Menge Dialekte, die zum Theil (wie der friesische) die altsächsische Sprache sehr rein erhielten, haben sich in Hanover bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt; sie sind, außer dem Plattdeutschen: der Dialekt des Fränkischen und Thüringischen in Münden und Hanau (auch Harzdialekt), des Neufriesischen in Ostfriesland, des Holländischen im südwestlichen Ostfriesland, in Meppen, Bentheim und Lingen. Der Dialekt in Bremen hat gleichfalls viel Ueberreste des Altsächsischen; die bemerkenswerthesten Worte sind: Geest (das Unfruchtbare, Dürre); Marsch (das Sumpfige, Fruchtbare, les marais); Sieth (das niedrig liegende Land); Hadeln (das hohle, zugewachsene Land), wovon Holsaten oder Holstein; Wursaten (Bewohner der Wursten oder Warsen an der Marsch), auch Würden genannt; Stadingerland (durch Deiche gesichert, dem Strome abgewonnen); Vie, wovon Vieland (niedriges Land); Kay (weiches Uferland); Sielkaje (Ufer am Siel); Kedingen (Gericht und District am Kay); Siele (Schleußen unter dem Deiche oder Dyk, die das überflüssige Wasser in den See oder Fluß durchlassen); Sieldiep (Sieltief, der Hauptgraben); Brake (See- und Flußwasser gemischt); Watt (Wand, Grenze, wovon Vandalen und Veneter); Balgen (Strömungen an der Watt); Gat (die Seelöcher zwischen den Inseln oder der Watt); Ty (durch ganz Altsachsen der Versammlungsplatz des Dorfes, ursprünglich des Volkes, Tiod, Teut); Hester, Heister (junge Bäume, Eichen, hêtre); Büren (Hütte oder Wohnung). Von den friesischen Stämmen sind selbst mehre schriftliche altangelsächsische Sprachüberreste aufbewahrt worden. Auch das Wendische hat sich bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts in ganzen Dörfern Hanovers lebend erhalten. Sehr interessant sind die geologischen Forschungen über die Natureigenthümlichkeiten des Bodens; der Verf. stellt die Hypothese auf, das Meer sei früher bis über den größten Theil von Hanover gegangen und habe sich nur zurückgezogen; so seien z. B. auch die verstreuten Granitblöcke in der lüneburger Haide erklärlich; Helgoland sei der Stammsitz der Sachsen gewesen, diese Insel werde aber nach und nach ganz vom Meere verschwemmt werden. Höchst interessant sind auch des Verfs. Darstellungen des Weges und Abflusses der Hauptflüsse Deutschlands, der handverschen Moore (Torflagen) und Marschen (Alluvionen), des Deichbaues, den schon die Römer am Rhein betrieben, der Dominiumsverhältnisse in Hanover, der Leinwandweberei, der dortigen Abneigung gegen Fabrikarbeiten, der Handelshindernisse, der Meierverfassung auf dem Lande, des Bauernstandes als des Hauptstandes in Hanover, der Rechte der Meier oder zinspflichtigen Bauern, der letzten Spuren der Leibeigenschaft in den westfälischen Regionen, des Fürsten als größten Gutsbesitzers in Hanover, der unsterblichen Verdienste v. Münchhausen's und des großen Fürsten Georg Wilhelm zu Celle, der merkwürdigen Katastrophe, die Hanover zum Königreiche umschuf. Ueberhaupt aber verdient die ebenso gedrängte als treffliche Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Landes in 5 Perioden (die Sachsen bis auf Karl den Großen; von ihm bis auf Heinrich den Löwen; von diesem bis auf die Reformation; von hier bis 1803, und von da bis jetzt) besonders hervorgehoben zu werden; auch ist die reiche Literatur aus allen Fächern, die den letzten Abschnitt bildet, sammt den angehängten synchronistischen Tabellen, ein Beweis, wie ausgezeichnet der Verf. in der Natureigenthümlichkeit, Verfassung und Geschichte seines Vaterlandes bewandert ist. 70.

Luna. Eine Biographie in 12 Abendblättern, von K. v. K. München, Fleischmann. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Dies Büchelchen ist gar nicht übel: gute Gedanken, Witz, blühender, doch keineswegs correcter Styl. Aber gesucht, gewaltig gesucht! Schade für den Verf., daß Jean Paul schon geschrieben hat. Stellen wie diese: „Schwäne zogen, gleich Schiffen, lange Streifen hinter sich lassend, auf den glänzenden Fluten der Ro, die aus den Hainen blitzte; hoch in den Lüften hingen schmetternde Lerchen, gleich festen Punkten, aber schon halb schlafend, und fielen singend in ihre Furchen herab, und der letzte Ton zerfloß auf der Erde; Fasanen blähten in den Gebüschen das goldene Gefieder und schritten stolz durch das Laub; zutraulich blickten Hirsche und Rehe aus den Wäldern, und Tauben saßen liebend und schnäbelnd auf den Zweigen und girrten vor Lust"; und „Selbstrecensionen sind schon deswegen immer besser als Recensionen, weil der Selbstrecensent dem Autor, d. h. sich selber, immer mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt und ihm nicht wie der Recensent von hinten in die Haare fällt, statt dem Autor den Menschen in ihm greift, Personalitäten hervorsucht und voll Neid ist wie ein hungeriger Hund; denn sich selbst wird er nicht wol beneiden, höchstens Andere" — werden hinreichend für unsere Behauptung sein, und, da in dieser Weise das Ende wie Mitte und Anfang sich hält, bleibt ferner wenig oder nichts noch zu sagen übrig. 49.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1830.

Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen von Ludwig Ranke. Mit einer Karte von Serbien. Hamburg, Perthes. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Diese Geschichte der serbischen Revolution in dem ersten Viertel unsers Jahrhunderts ist eine erfreuliche Erscheinung im Gebiete der Literatur. Sie gibt nicht allein Aufschlüsse über die politische Stellung der Serben zu der ottomanischen Pforte, und über die Ursachen ihres ruhigen Verhaltens bei dem letzten Kriege Rußlands mit der Türkei, sondern sie führt auch in kräftigen Bildern das eigenthümliche Leben eines rohen, aber mit poetischer Kraft begabten Volksstammes dem Auge vorüber. Eine wohlausgeführte Karte erleichtert das Verfolgen der Begebenheiten während des dargestellten Zeitraums.

Es ist nicht unser Zweck, eine Recension zu schreiben, sondern wir wollen den Lesern nur einen Auszug aus dem Buche mittheilen. Obwol dasselbe sich schon in vielen Händen befindet, so wird gewiß Andern eine kurze Darstellung des Inhalts desselben Vergnügen machen.

Zuerst etwas über die Entwickelung des serbischen Volkes bis zu seinem Zustande vor der Revolution. In demselben Jahre (1356), in welchem der König Stephan Duschan gestorben war, faßten die osmanischen Türken zuerst in Europa festen Fuß. Sein Sohn vermochte nicht, den mächtigen Woiwoden seines Reichs und Murad I. zu widerstehen; die Schlacht bei Kossowo (1389) war das Ende serbischer Freiheit und Selbständigkeit. Die Herrschsucht des Adels war die Ursache der Zersplitterung. Die Serben haben sich seitdem in verschiedenen Volksstämmen entwickelt.

Die Bosnier haben sich den Islam mit voller Ergebenheit angeeignet, aber ihre Sprache nicht verändert; ihre Schandschaks und Begs sind erblich geworden, und die Hauptstadt Serajewo ist eine Art oligarchischer Republik. In der Herzegowina hat sich ein Theil der alten Woiwoden, obwol er christlich blieb, in seinen Rechten erhalten. Kraina wurde bis 1807 von wechselnden, durch die Pforte bestellten; Klintsch von erblichen Knesen mit fürstlichem Ansehen regiert. Die Gemeinden von Montenegro regieren sich nach altem Herkommen und ererbten Sitten unter dem Ansehen bald ihres Vorstehers aus dem Geschlechte der Radowitsch, bald des Wladika, ihres Bischofs. Viele Slawen serbischen Stammes wohnen unter Oestreich und sind die Grenzbewahrer des Christenthums geworden. Das ungünstigste Loos traf die im eigentlichen Serbien, in Seefwilageti, wohnenden ungefähr 800,000 Menschen, von welchen unsere Geschichte handelt. Ihr Land zerfällt in 3 Abtheilungen, wie es sich gegen die Donau und gegen die Sawe herabsenkt; die mittlere, vorzugsweise die Waldgegend, Schumadia, genannt, ist die bedeutendste; von ihr scheiden sich die andern beiden durch die Morawa und die Koluhara.

In dem 16. Jahrhundert waren die Serben ihren Herren knechtisch unterworfen. Dem Spahi gehörte die 10. Garbe des Feldes, dem Pascha aus jedem Hause Weizen, Korn und Hafer, dem Großherrn der Haradsch (das Kopfgeld) und alle 5 Jahre ein Theil der Jugend. Oft wurden die Bauern bei Belgrad aufgeboten, das Heu auf den Wiesen des Sultans bei Konstantinopel zu machen; Spahi und Janitschar übten eine unmittelbare herrische Gewalt aus. Zwei Jahrhunderte später war das Joch erträglicher: die persönlichen Dienste hatten aufgehört; anstatt des Getreides bekam der Pascha die Poreza, eine Geldabgabe, welche er nach dem Rathe der Vorsteher des Volkes auf die 12 Bezirke des Landes vertheilte. Der Spahi sammelte zwar noch den Zehnten und die Kopfsteuer (Glewniza), aber allmälig erhielt er nur bestimmte Abgaben.

Die Spahis bildeten die Grundlage der türkischen Bevölkerung; sie zogen gewissermaßen eine erbliche Besoldung, für welche sie in den Krieg zu ziehen verpflichtet waren. Der Pascha und der Kadi wurden von der Pforte geschickt und hatten beide über Moslimen und Raja Gewalt, zogen jedoch ihre Besoldung nur von den Letztern. Auch die Bischöfe kamen von Konstantinopel. Der Serbe durfte nie in die Stadt einreiten, und jedem anrufenden Türken mußte er Handdienste leisten; begegnete er einem Türken draußen, so mußte er anhalten, ausweichen, seine Waffen verbergen; deshalb hielt er sich so entfernt von ihnen als möglich, und auf diese Weise erhielt sich der Volkscharakter. Die Serben wohnen familienweise zusammen; jedes

Dorf wählt seine Aeltesten, Kmeten, und einen Knes, Serskiknes; mehre Dörfer bilden eine Kneschina und haben einen Oberknes.

So war es vor den Unruhen, welche in dem Bestreben der Janitscharen nach der Herrschaft ihren Grund hatten. Als es denselben damit gelungen war und der Großherr ihnen auf die Klagen der Spahi wie der Knesen mit einem Heere drohte, begannen sie 1804 Alle hinzurichten, die ihnen gefährlich schienen. Die Raja stand auf; die in den Wäldern lebenden Räuber (Heiducken) gaben den Haltpunkt, und so kam es, daß sie die Festungen belagerten. Der Großherr hieß ihren Aufstand gewissermaßen gut, und Bekir, Pascha von Bosnien, lag mit den Serben zugleich vor Belgrad; auch wurden die Janitscharen gedemüthigt. Von den Serben aber verlangten jetzt die Türken, daß sie in ihre vorigen Verhältnisse zurückkehren sollten. Man verhaftete die serbischen Abgeordneten und ein Pascha sollte das Volk entwaffnen. Der Krieg, in welchem Kara (Zrini) Georg zuerst seine Kraft entwickelte, indem er sich nicht nur gegen zahlreiche Heere behauptete, sondern auch (1806) Belgrad und (1807) Schabaz nahm, entspann sich. Innere Zerwürfnisse folgten aber; 1809 ein neuer Feldzug, während dessen die Russen unter Isaiew den Serben kräftig beistanden; dann der Friede von Bucharest (1812), und endlich der Feldzug von 1813, welcher die Türken wieder zu Herren des Landes machte. Kara Georg flüchtete mit sämmtlichen Woiwoden; nur Milosch Obrenowitsch blieb zurück. Der Großvezier empfing ihn mit Freuden, und sein Einfluß war anfänglich mächtig genug, die Leiden seines Volks zu mildern.

Wie sich aber das unglückliche Verhältniß zwischen Bevölkerungen, welche durch ihre Religionen, von denen die eine die Unterdrückung der andern unbedingt in Anspruch nimmt, stets von Neuem geltendmacht, so ward auch der Druck bald wieder so groß, daß es eines geringen Anlasses zu neuer Empörung bedurfte. Milosch suchte die Ruhe herzustellen; da aber Mordthaten auf Mordthaten folgten und auf ihn selbst die Absicht der Türken ging, stellte er sich an die Spitze der Bewegung.

Milosch, 1780 geboren — sein Vater war Tesch zu Dobrlaje, seine Mutter hieß Wischaja — trieb erst für Andere als Hirt Ochsen auf die dalmatischen Märkte, und stand dann im Dienste seines Halbbruders Milan, von dessen Vater er sich Obrenowitsch nannte. Im J. 1804, als der Aufstand gegen die Janitscharen ausbrach, waren Beide schon angesehene Männer; Milan wurde Oberhaupt von Rudnik, Poschega und Uschiza, und Milosch führte für ihn den Krieg. Milan kam in einer Unternehmung gegen Kara Georg um. Als 1813 alle Oberhäupter geflohen waren, richtete das Volk seine Augen auf Milosch; die Türken scheuten ihn. Am Palmsonntage 1815 trat er hervor, Anfangs mit Unglück, dann siegreich und mit Mäßigung gegen seine Feinde. Schon hatte er das ganze Land, die Festungen ausgenommen, inne, als sich Churschid, Vezier von Bosnien, an der Drina, Maraschli-Ali-Pascha an der Morawa zeigte. Nachdem jener einen Verlust erlitten hatte, begannen Unterhandlungen; Maraschli-Ali-Pascha gab in dem wichtigsten Punkte, der Erlaubniß des Waffentragens, nach. Die Serben zeigten sich zur Unterwerfung bereit, und der Pascha zog in Belgrad ein. Bald aber neue Versuche, den vorigen Zustand herbeizuführen, und eine neue Spaltung, als die Pforte den Vertrag nicht genehmigt hatte. Die Serben bestanden jetzt darauf, daß ihnen die im bucharester Frieden zugesagten Rechte gewährt würden. Im Oktober 1820 wurden darüber neue Unterhandlungen in Konstantinopel gepflogen; die serbischen Abgeordneten wollten feste Bestimmung des Tributs, Bestätigung der innern Einrichtungen, freie Religionsübung und daß sich fortan kein zu den Besatzungen gehöriger Türke im Lande ansiedeln dürfe, wurden aber im Februar 1821 bei dem Ausbruche des Aufstandes in der Moldau und Walachei unter Gewahrsam gestellt. Noch heute ist der Vertrag zwischen Milosch und Ali Pascha nicht bestätigt: die alten Oberherren sind in die Festungen gedrängt, die Serben Herren des Landes; beide bewaffnet, beide mit dem Anspruch, Alles zu haben, heftige Feinde, durch langjährigen Krieg entzweit, und doch 12 Jahre hindurch ruhig und ohne wirkliche Feindseligkeit. Schon im Nov. 1817 wurde Milosch von den beiden Metropoliten, den 3 Archimandriten und allen Knesen feierlich als ihr Oberhaupt anerkannt, und seitdem hat er seine Gewalt gegründet.

Die Knesen haben die Abgaben einzuziehen, für die Ruhe zu sorgen, und das Volk im Kriege anzuführen. Die Oberknesen sind besoldet und Milosch erwählt und verabschiedet sie. In jedem Dorfe ist ein Dorfgericht, aus dem Oberältesten, Glawin Kmet, und den übrigen Kmeten bestehend; die eigentlichen Gerichte haben in den Bezirksstädten ihren Sitz; in Kragujewaz ist ein großes Gericht, dessen Mitglieder aber Milosch ernennt, wie diejenigen der Kreisgerichte. Die eigentlichen Geschäfte der Verwaltung besorgt die jährliche Versammlung der Knesen; hier bestimmt und vertheilt man die Poresa. Weder der Pascha noch andere Türken beschränken Milosch in dieser Gewalt; der Pascha erhält den Haradsch und die Poresa; die Spahi bekommen ihren Zehnten, aber sehr ermäßigt. Wenn sich auch einzelne Serben gegen Milosch's fast unbeschränkte Macht erhoben haben, so hat derselbe doch seine Widersacher ohne große Mühe besiegt und die meisten hinrichten lassen.

In dem Vertrage von Akerman versprach die Pforte nochmals, auf die Foderungen der Serben einzugehen, allein der Ausbruch des Kriegs unterbrach die Verhandlungen abermals. Um diesen Tractat zu vernehmen, versammelten sich die Vornehmsten und Aeltesten, fast 1000 Personen, am 17. Januar 1827 zu einem Landtage zu Kragujewaz, und bei dieser Gelegenheit verfaßte man eine Bittschrift an den Großherrn, ihnen einen eingeborenen Metropoliten und den Milosch Obrenowitsch zu ihrem erblichen Fürsten zu geben; zugleich

fertigte man eine Acte aus, in welcher nochmals bestätigt wurde, daß man dem durchlauchtigsten Fürsten Milosch und seinen Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht unterthänig sein wolle.

So trocken dieser Auszug aus der Geschichte des Herrn Prof. Ranke ist, so wird man sich doch von dem Interesse überzeugen können, welches dieselbe für die Geschichte unserer Zeit hat, indem auch das serbische Volk aller Wahrscheinlichkeit nach an einer neuen Entwickelungsstufe steht. Wol aber möchten wir auch die andere Seite des Buches darlegen; und nur die Nothwendigkeit der Beschränkung hindert uns, Einiges von der lebendigen und kräftigen Schilderung aus dem häuslichen Leben der Serben und aus dem Gebiete ihrer Poesie mitzutheilen.

72.

Les dix soirées malheureuses, ou contes d'un endormeur, traduits de l'arabe par *J. J. Marcel.* 3 Bände. Paris, 1829.

Da die arabischen Geschichten, „Tausend und eine Nacht" genannt, ein so ungeheures Glück gemacht haben, so ist es den Orientalisten eigentlich nicht zu verdenken, daß sie alle orientalische Manuscripte durchsuchen, um ähnliche Schätze zu finden. Mehre haben bereits gefunden und zwar die „Tausend und ein Tag", „Die zehn Beziere", „Die vierzig Beziere" u. s. w., nebst einigen noch unbekannten Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht". Ob diese Entdeckungen Schätze seien, ist freilich eine andere Frage; die meisten der ans Licht gebrachten Märchen u. s. w. sind entweder ihren Vorbildern weit nachstehende neuere Nachahmungen, oder Originale, die nicht verdienten, der Vergessenheit entrissen zu werden. Noch ist dieser ergiebige Schacht nicht leer; Ref. für seine Person zweifelt jedoch sehr, ob jemals solche Stoffe daraus zu Tage gefördert werden können, welche die „Tausend und eine Nacht" vergessen lassen oder diesem herrlichen Juwel nur gleichkommen. Die vorliegenden 3 Bändchen neu aufgefundener arabischer Märchen u. s. w. sind eben auch nicht geeignet, unsere ausgesprochenen Zweifel zunichtezumachen, obgleich nicht zu leugnen ist, daß die Einkleidung, in welcher sie erscheinen, neu und pikant ist. Die Leser mögen dies selbst aus der kurzen Analyse erkennen: Abd-urrahman, der Held dieser Geschichten, ist ein sehr reicher Mann, der gern liest, aber noch lieber erzählt, übrigens weder Frau noch Kinder hat und ein eingezogenes Leben führt. Wem soll er also erzählen? Er sinnt hin und her, wie er sich wol am besten Zuhörer verschaffe, aber lange vergebens. Endlich beschließt er, mit seiner Dienerschaft einen Versuch zu machen. An einem Abend ruft er sie zusammen und beginnt eine lange Geschichte. Als er damit zu Ende ist und nun sehen will, welchen Eindruck sie auf seine Diener hervorgebracht hat, bemerkt er zu seinem größten Schrecken und Leidwesen, daß kein einziger mehr wacht, sondern alle in tiefem Schlafe liegen. Aus Aerger läßt er sie liegen und sucht selbst die Ruhe. So kommt es, daß die Thür des Hauses zu schließen verabsäumt wird, was den polizeilichen Vorschriften zuwiderläuft. Der arme Abd-urrahman muß eine beträchtliche Summe Strafgeldes geben. Statt durch diesen seinen ersten unglücklichen Versuch abgeschreckt und von seiner Erzählungssucht geheilt worden zu sein, sucht er im Gegentheile von Neuem Gelegenheit, sein Talent zu zeigen, und sieht sich, da seine Diener nach seiner Meinung seine schönen Sachen nicht begreifen, nach andern Zuhörern um. Er ladet alle seine Bekannten zu einem großen Gastmahle ein und bewirthet sie dabei unter Anderm auch mit Erzählungen. Die Wirkung derselben ist die erste: Alle schlafen nämlich ein, bis auf einige Diebe, die sich unter den Gästen miteingeschlichen haben und das Silberzeug sich zueignen. Abd-urrahman klagt bei dem Janitscharenaga, macht seine Sache aber so schlecht, daß dieser ihn für einen Hehler der Diebe oder wol gar für einen Mitschuldigen hält; der Erzähler wird zu 50 Stockprügeln auf die Fußsohlen und außerdem zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurtheilt. Ein anderes Fest, das er hierauf veranstaltet und wo er eine Geschichte vorliest, hat einen noch schlimmern Ausgang. Ueberzeugt, daß es auf diese Art mit dem Erzählen nichts werden könne, beschließt Abd-urrahman, sich ein Weibchen zu nehmen, das doch stets bei ihm sein und eine treue Zuhörerin abgeben könne. Beschlossen, gethan — und schon die Hochzeitsgäste müssen eine Geschichte mit anhören. Alle entschlummern, und nur ein einziger, sein Schwager, bleibt wach; dieser bezieht aber einige Wörter und Redensarten in der Erzählung auf sich, wird zornig darüber, steht auf, überhäuft den Erzähler mit Schmähungen, stößt sogar mit dem Dolche nach ihm und schneidet ihm so das linke Ohr ab. Der arme Abd-urrahman leidet brennende Schmerzen von der Verletzung und erholt sich nur langsam. An einem schönen Tage, wo es ihm wieder ziemlich wohl ist, will er seine Gattin, Fatime, mit einem Geschichtchen erfreuen. Diese hat aber das Schicksal aller andern seiner Zuhörer, sie schläft darüber ein; was aber noch schlimmer ist, das Kohlenbecken entzündet ihre Kleider und endlich sogar das ganze Haus. Abd-urrahman trägt sie zwar mitten durch die Flammen glücklich hinaus, muß aber sein Haus in Asche sinken sehen und wird noch überdies zu einer Geldstrafe verurtheilt, weil er die Stadt in Gefahr gebracht hat. Fatime mag nun keine Geschichten mehr anhören, und Abd-urrahman, der durch alle diese Schläge des Schicksals von seiner Erzählungssucht nicht geheilt worden ist, nimmt sich deshalb vor, eine zweite Gattin, oder vielmehr Zuhörerin, zu ehelichen. Er ist nicht glücklicher. Alima, seine zweite Gemahlin, schläft bei der ersten Erzählung ein, fällt auf den Fußboden und bricht das Schulterblatt. Abd-urrahman muß dem sie behandelnden Arzt eine ziemliche Summe bezahlen, obgleich die Gattin nicht hergestellt wird. Er heirathet eine dritte und endlich eine vierte Frau, und hat bei keiner mehr Glück; die letzte entflieht sogar mit einem Liebhaber. Noch ist Abd-urrahman des Erzählens nicht müde; er kauft sich junge gebildete Sklavinnen, aber auch diese schlagen ihm nicht ein. Alle, bis auf die geduldigste, laufen davon, und diese entschlummert. Der Erzähler rennt seinen entflohenen Zuhörerinnen bis in den Garten nach, fällt hier in eine Cisterne und bricht ein Bein. Bei dem zehnten Versuche, eine Erzählung an den Mann zu bringen, versammelt er alle seine Verwandten und Freunde um sich, aber mit keinem günstigern Erfolge; er wird für überspannt gehalten und deshalb in eine Versorgungsanstalt für Geisteskranke gebracht, worin er 10 Jahre aushalten muß.

Aus dieser kurzen Zergliederung werden die Leser leicht erkennen, daß das Ganze eine Satyre auf die Erzählungswuth sein soll, woran im Orient eine ziemliche Menge leidet. Bessern Stoff dazu hätte der Verf. noch gefunden, wenn es ihm gefällig gewesen wäre, die Sucht, Geschichtchen erzählen zu hören, zu geißeln, die bei den Orientalen noch häufiger ist. Was die Erzählungen selbst betrifft, so sind sie größtentheils Fragmente, einige Auszüge aus andern bekannten Werken, z. B. aus „Gulistan", und nur eine einzige: „Die Liebe und das Schachspiel", zeichnet sich vortheilhaft aus.

Hr. Marcel hat seiner Uebersetzung schätzbare Anmerkungen beigegeben, welche viel zum Verständnisse des Werkes beitragen werden. Gegenwärtig ist er mit der Ausarbeitung neuer solcher Erzählungen beschäftigt, welche den Titel führen sollen: „Les séances de Moristan ou les révélations de l'hôpital des fous du Kaire, recueillies par Abd-urrahman el-Iskanderani".

18.

Reise mehrer Schlesier in die Alpen der Schweiz und Tirols, in Briefen des Grafen v. P. Mit einer Ansicht des Ortlers. Breslau, Aderholz. 1830. 8. 1 Thlr.

Wenn der gute Zweck auch eine schlechte Sache rechtfertigt, so ist auch dies Buch gerechtfertigt: denn es erschien zum Besten der durch Wasser verunglückten Schlesier. Diese Worte umfassen sein ganzes Verdienst, sie bilden seine Schutzwehr gegen die Strenge der Kritik, die ohne diesen Schirm ihr Richteramt unnachsichtlich gegen dasselbe vollstrecken müßte. Der Verf. dieser Reise scheint ein Landedelmann zu sein, der vortrefflich unterrichtet ist, auf welchen Boden diese Getreideart oder jene zu säen ist, und der auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz, Oberitalien und Tirol anspruchslose und hausbackene Bemerkungen niederschrieb, wie sie ihm seine Reisehandbücher und sein beschränktes Urtheil darboten. Neues suchen wir in diesem Buch vergebens; aber auch das Alte wäre willkommen, wenn es in einem neuen und gefälligen Gewande erschiene. Doch dergleichen ist von einem so entschiedenen Ackerwirth, wie der Verf. ist, nicht zu verlangen; statt aller Antwort auf diese Foderungen schiebt er seinen guten Zweck vor. Wenn Bücher dieser Art nur beweisen, wie leicht Alles, was geschrieben wird, dermalen seinen Verleger bei uns findet, so müssen wir die armen Italiener beklagen, welche sich von solchen Reisenden müssen beurtheilen lassen, ohne daß der Zustand ihres Buchhandels ihnen erlaubt, darauf zu antworten. Denn wer läßt gern auf seine Kosten drucken?!

Auf seinem Wege durch Deutschland und den Rhein hinauf tischt der Verf. das Bekannte auf, allein in einem Gemisch von Wahrheit und Irrthum, das schon hier seinen mangelnden Beruf kundgibt. Styl und Darstellung sind schülerhaft; besonders ist der erste so wunderbar verworren, daß man oft die größte Mühe hat, zu begreifen, was der kurze Sinn unendlicher Worte eigentlich gibt. In der Schweiz wird das Uebel ärger, und in Italien erreicht es seinen Höhepunkt. Die spaßhaften Verwickelungen labyrinthischer Phrasen, wie z. B. S. 105 eine wirklich höchst lächerliche vorkommt, bieten die einzige Erheiterung dar. Chateauvieux und Hippel haben gezeigt, daß man Italien auch ohne künstlerischen Gesichtspunkt mit Nutzen und zur Freude Anderer durchreisen kann. Nicht so der Verfasser. Seine feindseligen und ungeprüften Urtheile schütten das Kind mit dem Bade aus, und sie sind es eigentlich, die uns gegen ihn in die Waffen gerufen haben. Es ist arg, was das gute Volk Italiens und die Regierungen des obern und mittlern Landes sich von Leuten sagen lassen müssen, die ohne alle Sach- und Ortskenntniß kaum hineinblicken, 3 Wochen lang von einem Wirthshaus zum andern umherkutschiren, und sich nun hinsetzen, um über Volk und Regierung, über Staatswirthschaft, Moralität, Sitte und Verwaltung abzuurtheilen. Wie Schade, daß die Italiener uns nicht Gleiches mit Gleichem vergelten können! Aber freilich, wir anspruchslosen und gutmüthigen Deutschen sind gewohnt, die Urtheile der Fremden über uns blos mit einem mitleidigen Lächeln zu beantworten. Und wir thun Recht daran, wenn diese Urtheile so unverdaut erscheinen, als die des Verfs. über Italien. Etwas besser und belehrender wird diese Reise in Tirol. Die Physiognomie des Landes ist erträglich aufgefaßt, und für eine agronomische Reise mag dieser Theil derselben passiren. Wäre nur der Styl nicht so zurückschreckend, und glaubte der Autor nur nicht immer aufs Wort, was seine Wegweiser und Ciceroni ihm aufbürden. So erzählt er bei Tortona von einer 4000 Schritt langen Brücke, und S. 180 von einer Monstranz, die mit 6666 Brillanten besetzt sei. (!) Alles eigne Urtheil gebricht ihm, oder wo es erscheint, ist es abgeschmackt. Druck und Papier sind im Verhältniß mit dem Werth des Inhalts, und die grundlose Interpunction erhöht die Verwirrung, welche den Styl dieses Buchs beherrscht. Doch sein Zweck macht, daß wir ihm Käufer in Menge wünschen! 40.

Ueber königliche Dichter und die Gedichte des Königs Ludwig von Baiern. Dessau, Ackermann. 1829. 8. 8 Gr.

Auch in d. Bl. (Nr. 1 u. 2) ist eine — wie es scheint von dem alleinrichtigen, dem reinmenschlichen Gesichtspunkte ausgehende — anerkennende Kritik der Gedichte des Königs von Baiern mitgetheilt worden, und es mag eben auch darum nicht unzweckmäßig erscheinen, über die oben, ihrem Titel nach angedeutete Broschüre Einiges hier zu sagen. Auch die in ihr enthaltene Kritik jener Gedichte ist anerkennend *), obgleich sie die in denselben in sprachlicher und metrischer Hinsicht sich allerdings findenden Verstöße und Fehler nicht minder scharf rügt und freimüthig zur Sprache bringt (z. B. S. 29 fg.). Denn auch hier wird bemungeachtet die Gedichtsammlung mehr aus dem Standpunkte des Menschen, und der Sänger wird hier mehr als König — weniger als Dichter, an dem der strenge Maßstab des Kritikers gehalten werden müßte — betrachtet; auch hier wird sie nach dem Werthe, den sie als unschätzbarer Beitrag zur Charakteristik des Königs von Baiern in den einzelnen Beziehungen hat, angesehen und beurtheilt, und darnach kann sich auch ein anderes Resultat nicht ergeben, als dasjenige ist, was hier S. 24 u. 25 im Allgemeinen ausgesprochen wird. Wer die Gedichte selbst nicht kennt, kann sie aus diesen Bemerkungen nach Form und Gehalt unbefangen würdigen und richtig im Voraus kennen lernen, und auch für den unbefangenen Kenner derselben ist die Kritik nicht werthlos. Von S. 3—16 verbreitet sich der ungenannte Verf. in philosophischer und historischer Hinsicht über königliche Dichter im Allgemeinen. Er stellt da S. 4 die sogenannten Naturdichter und die Fürsten als Dichter auf eine Stufe: Beiden gelte der Stoff mehr als die Form; und daher komme es, daß nur aus der Blüte des Volkes die wahre Blüte der Kunst hervorgehen könne; daher auch (nach S. 6) hätten sich Fürsten in den höhern und eigentlichen Dichtungsarten nie oder doch ohne Glück versucht. Wenn in diesen Bemerkungen auch etwas Wahres liegt, so dürften sie doch nur mit Einschränkung als allgemeingültig angesehen werden können. Und dann — muß denn nur aus Sucht, zu glänzen, kann nicht aus innerm Drange und wahrer Begeisterung ein Fürst auch ein Dichter sein? (S. 6.) S. 8 fg. macht der Verf. einige der bedeutendern fürstlichen Dichter alter und neuerer Zeit namhaft; unter jenen hätte auch des Kaisers Augustus und unter diesen z. B. des Ludwig und des Lucian Bonaparte gedacht werden sollen. 29.

*) Wir wollen hier des Wunsches, der S. 46 ausgesprochen wird, daß wir nämlich von der Hand des Königs von Baiern Denkwürdigkeiten über seine Reise nach Italien erhalten möchten, trotz des quand même (S. 46, Anm.) besonders gedenken.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 32. — 1. Februar 1830.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer, außer den Beilagen, von denen wöchentlich wenigstens eine geliefert werden soll, und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Die Redaction hofft durch die Vermehrung des Raums in Stand gesetzt zu werden, über Alles schneller und über das Wichtige und Interessante ausführlicher berichten zu können als es ihr in der letzten Zeit, wo der Stoff bisweilen gar zu reichlich sich darbot, möglich war. Es ist ihr unablässiges Bestreben, die Blätter für literarische Unterhaltung in der Achtung des Publicums zu erhalten, den Lesern eine möglichst vollständige Uebersicht der Literatur des In- und Auslandes, inwiefern sie die gebildeten Stände interessiren kann, zu geben und in ihren Mittheilungen Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden.

Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anfoderungen der Zeit. Ein Versuch von F. W. Klumpp. Erste Abtheilung. Stuttgart, Steinkopf. 1829. 8. 16 Gr.

Der alte Streit zwischen Humanismus und Realismus in den Schulen ist aufs Neue entbrannt. Ehrenwerthe Verfechter sind auf beiden Seiten aufgetreten, der Kampf wird, wenn auch nicht milder, doch gründlicher und vorurtheilsfreier geführt als ehedem, und wir wollen hoffen, daß die bleibenden Resultate desselben fördernd für die Bildung der künftigen Geschlechter sein werden. Die Schrift, deren Beurtheilung uns zufällt, kommt aus dem Lande, in welchem bisher der Unterricht in den classischen Sprachen von früher Jugend auf, der in Latein sogar von Kindheit an getrieben wird. Auch führt sie den Aushängeschild des Humanismus, ist dem altclassisch denkenden Studienrathe des würtemberger Landes mit tiefster Ehrerbietung gewidmet, und der Verfasser arbeitet am stuttgarter Gymnasium, einer Schule, die seit mehr als einem Jahrhunderte als Lehrer Männer aufzuweisen hatte wie Weißmann, Knebel, Werner, Roth, Weckherlin, welche alle in der deutschen Schulwelt durch ihre auf ein frühes Studium der classischen Sprachen berechneten Hülfsbücher zu verdientem Rufe gelangt sind. Dennoch darf der Leser hier keine Vertheidigung des Unterrichts erwarten, der die classische Bildung zur Elementarbildung macht; der Verfasser versteht vielmehr unter seinem „wahren Humanismus" etwas ganz Anderes; er sucht nicht nur die Mängel der bisherigen Unterrichtsmethode hervor, sondern er will dieselbe ganz und gar abgeschafft und durch eine andere ersetzt wissen, welche das Latein aus dem fünften und sechsten Jahre, mit welchem es bisher in seinem Vaterlande angefangen worden, bis ins zehnte Jahr zurückdrängt.

Die gründliche Würdigung dieses Buches, das sehr viel Wahres und Beherzigenswerthes, aber ebenso viel Halbwahres und Falsches enthält, erfoderte wiederum ein Buch. Eine kurze Anzeige aber und ein Herausheben der Hauptpunkte, auf welche der Verf. selbst es angelegt hat, wird durch die nicht eben sehr logische Anlage der Schrift, in welcher die Hauptgedanken durch einen Schwall von Nebenbehauptungen erdrückt, und sowol durch anticipirende als durch nachträgliche Bemerkungen gestört werden, bedeutend erschwert.

Eine ausführliche Einleitung spricht von Humanismus und Realismus im Allgemeinen, entwickelt beide Systeme historisch und macht einen Vereinigungsversuch, indem sie zwar anerkennt, daß die classischen Meisterwerke, als das Vermächtniß zweier großer, durch Klarheit und Tiefe des Geistes, durch Richtigkeit und hohe Ausbildung des Geschmacks, durch Energie des Willens und eine überwiegende Bestimmtheit und Kraft des häufig auf die edelsten Zwecke gerichteten Handelns so hochgestellter Völker, in hohem Grade befruchtend und gerade in unserer Zeit stärkend und veredelnd wirken müssen; inzwischen leugnet, daß durch die Befähigung

zur Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum die Aufgabe der Jugendbildung wirklich in ihrem ganzen Umfange gelöst sei, und dadurch alle die Anfoderungen erfüllt werden können, welche Wissenschaft und Leben an den Bürger machen (S. 9, 10). Denn, sagt er, unsere moderne Cultur beruht nicht blos auf der Basis der Alten; sie beruht auch wesentlich a) auf dem Fortschreiten des menschlichen Geistes; b) auf dem Christenthum und dem germanischen Grundcharakter; c) auf der außerordentlichen Bereicherung aller Wissenschaften. Diese einzelnen Punkte entwickelt der Verfasser mit Geist und Wärme, aber die Eintheilung an sich ist doch gar zu unlogisch. Den Alten, deren Geist nicht nur klar und tief, sondern besonders auch folgerecht war, würden sie ihm gewiß nicht haben hingehen lassen. Selbst die schwächern Logiker unter ihnen wären nicht zufrieden damit gewesen; sogar ein Cicero, der es mit dem Eintheilen nicht allzu strenge nahm, hätte den Kopf geschüttelt und mit philosophischer Gravität gesagt: Primum divisit ineleganter; ex uno genere fecit duo genera, e duobus unum. Hoc est non dividere, sed frangere! Und in der That; gehört nicht a und c zusammen, und sollte b nicht in zwei Abtheilungen zerfallen?

Doch wir verweilen bei diesem Mangel nicht, und gestehen gerne zu, daß des Verf. Einleitung in vielen Stücken Recht hat. Wir geben zu, daß unsere öffentliche Erziehung das Gemüth nicht genug zu erfassen, die wahrhaft christliche Gesinnung nicht gehörig heranzubilden bemüht ist, daß häufig Ausbildung und Steigerung des Erkenntnißvermögens das höchste Ziel ihres Strebens ist; daß darauf auch die Schulzucht berechnet erscheint, und an die Stelle der milden und veredelnden christlichen Motive meist nur die, alles Gemüthsleben ertödtenden Triebfedern der Furcht und der Hohnsucht, des Neides und Ehrgeizes und der kaltherzigen Selbstsucht gesetzt werden (S. 14, 15). Ebenso stimmen wir in die Klagen des Verf. über Vernachlässigung der nationalen Richtung und der vaterländischen Literatur auf unsern Schulen von Herzen ein (S. 17—22), und wünschen mit ihm eine größere Berücksichtigung der deutschen Sprache (S. 22, 23), der vaterländischen Geschichte und Geographie, überhaupt der Vaterlandskunde (S. 20). Wir tadeln es mit dem Verf., wenn es wirklich noch Schulen geben sollte, wo alles Herrliche, was die Alten aus der reichen Fülle eigner Erfahrung und thatkräftigen Lebens niedergeschrieben haben, damit Andere daran sich stärken und emporrichten sollen — wo das nur dazu gebraucht wird, daß unsere Knaben daran vorerst 6—8 Jahre lang Grammatik lernen, und wo es, wenn der reifende Jüngling allmälig für den Geist der Alten empfänglich würde, die höchste Aufgabe für ihn werden soll, sich daraus — ein schönes Latein zu erbeuten (S. 27). Wir glauben in alle Wege, daß auch unsere Schulbildung, und besonders das Studium der Alten durch eine Idee lebendig werden, daß unserer Jugend ein Ziel des Strebens vorgesteckt werden muß, das ihrer Sehnsucht Befriedigung verspreche, und dadurch die Wirklichkeit mit der großen alten Zeit, in welcher sie durch ihre Studien einheimisch werden, versöhne (S. 29). Und gerne folgen wir dem Verfasser, wenn er uns mit Begeisterung zeigt, daß auch unsere Zeit Ideen hat, für welche die Jugend begeistert werden kann, und welche geeignet sind, den Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und den Idealen der antiken Welt auszugleichen. Wir finden mit ihm für Das, was wir, an Griechenland und Rom bewundernd, jetzt vermissen, Ersatz und wol mehr als Ersatz in dem Christenthum, das die ganze Menschheit weit höher stellte, in der Erweiterung des Volkslebens mit seiner mündlichen Oeffentlichkeit, in dem großen, allgemeinen Völkerverkehr, belebt durch die noch weit allgemeiner und nachhaltiger wirkende Sprache der Presse, endlich in der Ausdehnung des griechischen und römischen oft so engherzigen Particularismus in einen weit höher stehenden rein menschlichen Universalismus (S. 30). Ja, was die Griechen und Römer beseelte, sie zu Einem großen Ganzen vereinigte, zu ihren edelsten, von der ganzen Nachwelt bewunderten Thaten begeisterte, und was in allen ihren Schriften unsterblich fortlebt: die Liebe zu Vaterland und Freiheit; und es schließt sich für uns an diese beiden erhebenden Gefühle noch ein drittes an, das die alte Welt nicht nur nicht kannte, sondern sogar für unvereinbar mit den ersten hielt, dessen Vereinbarkeit aber durch das Christenthum und die deutsche Eigenthümlichkeit gegeben ist: es ist die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, welche die Deutschen bei der edelsten Vaterlands- und Freiheitsliebe von jeher so rühmlich ausgezeichnet hat (S. 31).

So weit folgt dem Verfasser unsere Zustimmung. Schon etwas mistrauischer begleiten wir ihn zu dem Abschnitte der Einleitung, dessen Ueberschrift ist: „Der Humanismus erweitert durch Wissenschaften." Hier begegnen wir gleich Anfangs der gewiß unrichtigen Behauptung, daß die alte Foderung aller Erziehung, dem Inhalte nach, die sei, den Geist durch Alles, was dem Menschen als Menschen wichtig ist, zu bereichern (S. 32). Diese Foderung wird ein ganzes Menschenleben, und wenn es über 100 Jahre in voller Geistes- und Körperkraft dauerte, nur sehr fragmentarisch zu erfüllen vermögen; wie sollte nun gar ihre Erfüllung die Aufgabe der so kurzen Zeit der Jugenderziehung sein? Und welche unselige Vielwisserei würde Ziel und Resultat jener Erziehung werden, wie würden wir so ganz wieder in die Seichtigkeit des Philanthropinismus versinken, den der Verfasser verwirft und in seiner Verkehrtheit recht gut darzustellen weiß, wenn jener Satz in dieser vagen Allgemeinheit als gültig angenommen und zur Grundlage des Elementarunterrichts gemacht würde?!

(Die Fortsetzung folgt.)

Wörterbuch der Bildersprache, oder kurzgefaßte und belehrende Angaben symbolischer und allegorischer Bilder und oft damit vermischter conventioneller Zeichen, von Adam Breysig. Zugleich Versuch eines Zierathwörterbuches. Mit 3119 lithographirten Monogrammen und einer Karte. Leipzig, W. Vogel. 1830. Gr. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Die alphabetische Form der Wörterbücher hat für den Schriftsteller wie für das Publicum viel Vortheilhaftes und Bequemes, welches um so mehr hervortritt, als die gestellte Aufgabe weitschichtig und der Schriftsteller mit Plan und Zweck seiner Aufgabe philosophisch im Reinen ist. Wo aber Dieses fehlt, bleibt jene Form verführerisch und der Segen verwandelt sich in Fluch.

Ueber den Plan und Zweck dieses vorliegenden „Wörterbuches der Bildersprache" läßt der Titel in Zweifel; der Begriff der Bildersprache ist schwankend, die besondere Hinweisung auf symbolische und allegorische Bilder hebt dieses noch hervor, und die Erwähnung der „vermischten conventionellen Zeichen" gibt weiten Spielraum. Dieses mochte der Verf. selbst fühlen; er bemüht sich also, in dem Vorbericht und in der Einleitung hierüber Aufklärung zu ertheilen.

Ein Schriftchen: „Ueber Symbolik durch Kränze und Kronen" (Berlin, 1809), welches der Verf. herausgab, das gerettete Ueberbleibsel einer mit dem Schauspielhause zu Königsberg verbrannten Handschrift, wurde, wider Hrn. B.'s Erwartung, sehr wohl aufgenommen. Man wünschte, daß die verbrannte Handschrift bald ersetzt werden möchte. „Dies geschah; aber die Herausgabe hat sich, ohne meine Schuld, bis jetzt verzögert. Indeß hat sich auch die Zahl der Artikel dadurch bis nahe an 50,000 vermehrt. Ich glaube, daß ein solches (was für eines?) Nachschlagebuch einem allgemein anerkannten Bedürfnisse (welchem?) abhilft, sowie insbesondere bildende Künstler den Mangel desselben bisher tief gefühlt haben. Uebrigens kann ich nicht umhin zu wünschen, daß der Gebrauch dieser Notizen Jedem so viel Vergnügen gewähren möge, als mir bei dem steten Gedanken, etwas Nützliches zu thun, die Auffuchung derselben gemacht hat". S. III u. IV nennt Hr. B. einige 30 Schriften, welche für das Werk benutzt sind. Wenn er sich in einer Anmerkung dahin erklärt, daß die Menge der Schriften, welche er benutzte, allzu groß sei, um hier aufgeführt zu werden, so muß man erstaunen, hier, neben wenigen wissenschaftlich werthvollen Werken (wie die Winckelmann's, Siebenkees' und Creuzer's) die unbedeutendsten Compilationen der deutschen und französischen Literatur aufgeführt zu sehen; doch gerade diese waren wahrscheinlich Hrn. Breysig die brauchbarsten, und er hat wenigstens der Pflicht der Dankbarkeit genügt, indem er ihrer rühmlich gedachte. Von Büchern, in andern Sprachen geschrieben, wird hier nur aufgeführt die „Secunda centuria emblematum Gabr. Rollenhagii".

Noch wunderlicher erscheint der Verf., als er sich zum „Zweck und Nutzen dieser Bildersprache" wendet; wenigstens unbefangene Zuversicht ist es zu nennen, wenn Hr. B. sich also vernehmen läßt: „Zunächst dient diese Sammlung, auf die bequemste Art schnell zu erfahren, wie man bisher über dieses Kunstfach (die Bildersprache) gedacht, wie man es behandelt und getrieben hat. Der Geschmack am bildlichen Ausdrucke, sei es im Sprechen und Schreiben oder im eigentlichen Bilde, mag dadurch angeregt werden. Das Ganze beruht auf dem Vergleichen ähnlicher Gegenstände, und der Funken von Witz, welcher dem Menschen gegeben sein mag, soll durch das in dieser Schrift zusammengetragene Material genährt und angefacht werden. Keine Art von Studien dürfte für die Jugend so viel Anziehendes haben, wie die Symbolik hat, weil sie weniger das Gedächtniß als die Phantasie und hierdurch zugleich das Denkvermögen beschäftigt. Vor Allem hat man auf die große Verschiedenheit zu sehen, ob man Sinnliches mit Sinnlichem, oder Sinnliches mit Nichtsinnlichem zu vergleichen hat. Ersteres wäre, dem Wortsinne nach, die eigentliche Symbolik, indeß versteht man gewöhnlich auch das Andere darunter. In diesem Sinne genommen, macht die Lehre durch ein Bild den tiefsten und dauerndsten Eindruck. Wenn Beispiele im Unterrichte Krücken genannt werden, wie soll man Bilder nennen, welche durch gefällige Aehnlichkeit das Gemüth mit dem ganzen Gegenstande erfüllen?" Es schien uns, als ob hier die Wortbezeichnungen wie Kraut und Rüben (um sprichwörtlich zu reden) untereinandergeworfen sind, ohne daß damit eigentlich etwas gesagt ist; um so neugieriger wendeten wir uns, vorläufig Vorbericht und Einleitung überspringend, zum Werke selbst, um uns über die Symbolik von Kraut und Rüben vom Hrn. Breysig belehren zu lassen; beim Artikel Kraut werden wir auf Kräuter verwiesen, und hier ist zu lesen:

„Kräuter, Kränze, Opfer, dem Serapis gebracht;
— : Nützlichkeit;
— in der Hand hat Apoll: verwundend, aber auch heilend;
— : Geruch, Arzeneikunst;
— und Blumen zum Kranze: Verhütung des Rauschés (röm.).
Kräuterbier-Schenke: Bierschild mit einem Kräuterkranze u. s. w."

Dann wenden wir uns zu

„Rüben (weiße): strenges Leben bei der büßenden Magdalene (ein Gemälde von Guido Reni und P. Barbarini)".

Wir fragen männiglich: ob man es in der Bildersprache weitergebracht, wenn man vorstehende Auskunft erhalten hat? Doch wollen wir auch mit Niemand streiten, der es nützlich findet, wenn hier z. B. die Hrn. Breysig's Wörterbuch zur Hand nehmende Jugend den Fingerzeig erhält, daß man bei den weißen Rüben auf Guido's Magdalenengemälde an ein strenges Bußleben denken soll.

Die liebe Jugend ist nicht allein vom Hrn. B. beachtet. Zuversichtlich sagt er: „Alle Künstler werden das Bedürfniß eines solchen Werkes, das in so engem Raume eine solche Menge von Bildstoff in sich fasset, bisher nicht wenig gefühlt haben" (S. VII). Ferner: „Alle Künstler können bei Durchsicht dieser Symbolensammlung überhaupt sich mit Vorstellungen bereichern, sowie Lehrinstitute darin Preisaufgaben finden werden. Uebrigens gehört es zum Zwecke und Nutzen dieser Bildersammlung, daß aus den Symbolen und Allegorien der Alten so manche kräftige Lehre zu ziehen ist. Wer erkennt nicht, wie viel kräftiger eine Lehre durch ein Bild als durch den trockenen Buchstaben auf die Menge wirkt; daß eine Wahrheit und Zurechtweisung in Bildern leichter und vielfältiger Eingang findet und dann auch am längsten festgehalten wird?" (S. IX.) — Der Hr. Verf. läßt es sich angelegen sein, sein Wörterbuch möglichst zu empfehlen; dem Abschnitte vom Zwecke und Nutzen dieser Bildersprache läßt er noch einen, „über Gebrauch und Benutzung" dieses Buchs folgen: „Soll der Künstler allegorisiren, und hat er seinen Plan, sein Gedicht so eingerichtet, daß er viele und mancherlei Handlungen, Leidenschaften, Tugenden, Laster — bildlich darzustellen hat, so ist es nöthig (?), alle die einzelnen darauf sich beziehenden Artikel nachzuschlagen, um zweideutige Zeichen, welche seinem Werke schaden könnten, auszuweichen. Was falsche Zweideutigkeiten veranlassen könnte, muß als Unkraut ausgemerzt werden. (Sollte dieses ganze Wörterbuch nicht eine falsche Zweideutigkeit sein?) Es werden oft für eine und dieselbe Idee die Bilder sich zu häufen scheinen; aber kaum wird sichs finden, daß mehre gleiche Bedeutung haben können, besonders in Beziehung auf die zu

behandelnden individuellen Fälle. Man wähle mit Kritik, um auch so bestimmter und eigenthümlicher zu sein (hätte doch der Verf. diesen Ausspruch zu benutzen verstanden!); man sehe mehr auf die Güte eines Symbols als auf die Menge derselben für einen gegebenen Fall. Sehr leicht vergißt man Eines und Anderes bei dieser Art von Beschäftigung, weil sich oft etwas theilweise und ganz Conventionelles mit eingeschlichen hat; diese Schrift soll dafür schützen". — Gott gebe seinen Segen zu solchen Verheißungen!

Wie weit sich der Verf. ausdehnte, um sein Wörterbuch bis nahe 50,000 Artikel zu bringen, ergibt schon S. XII, wo er bemerklich macht: „Monogramme der Künstler sind mit aufgenommen worden, weil einmal überhaupt die conventionellen Zeichen, wie die Wappen, nicht vermieden werden konnten; dann weil sie auch zur Erklärung der Gemälde und Zeichnungen gehören und an die Stelle der Person des Künstlers treten".

Wie der Vorbericht, so läßt auch die Einleitung deutlich erkennen, daß dem Verf. wissenschaftliche Bildung zum Denken abgeht, daß ihm das tiefere Studium der Symbolik, wie der Allegorie, und dessen geschichtlicher Grund und Verkettung fremd ist, daß er es aber mit seinem mühevollen Streben für einen wichtigen Gegenstand der Kunstbildung recht redlich meint; man lese besonders den Abschnitt, überschrieben: „Begriff und Vergleichung von Symbolik, Symbol, Allegorik, Allegorien, Ikonologie, Prosopopöie, Personification, Anthropomorphose, conventionelle Zeichnung, Sinnbilde und Kritik über bisher statthabende Symbole", nach. Von letzterer, der Kritik statthabender Symbole, haben wir keine Spur gefunden; der Abschnitt schließt mit folgender Mittheilung: „Sinnbild, ein Bild, welches, wie Worte, einen Sinn hat, d. h. einen oder mehre Gedanken bezeichnet; ein Deutungsbild. Es unterscheidet sich von einem Gleichbilde einigermaßen, das mit einem Ebenbilde fast wörtlich überein und dem Abbilde nahe kommt. Ein Sinnbild kann ein Bild für sich sein, eine Theilvorstellung von einer Allegorie; auch jede Allegorie ist ein Sinnbild. Ein Gleichbild kann auch ein Sinnbild sein, aber es kann auch ohne Sinn statthaben; anschaulich kann es einem anschaubaren Gegenstande ähnlich sein oder ihm gleichen, ohne Beziehung auf irgend einen dritten unschaubaren Gegenstand. In jenem Falle ist es ein Gleichbild, in diesem, wenn es außerdem beziehend ist, ein Gleichbild und Sinnbild. Ein Ebenbild ist die wahre Copie, ein Bild ebenso wie das andere. Ein Abbild ist ein Bild, das dieselbe Wirkung thut wie der abgebildete Gegenstand. Nicht jedes Abbild ist Ebenbild, dieses thut nicht nur dieselbe Wirkung, sondern ist auch an sich dem andern ganz gleich".

Die auf dem Titel verheißenen 3119 lithographirten Monogramme sind auf 3½ Bogen, mit sorgfältiger Raumbenutzung, verzeichnet. Hiernächst gibt noch ein halber Bogen mit 277 Abbildungen die gewöhnlichen, auf den meisten geographischen und militairischen Karten angegebenen Bezeichnungen. Diese, wie jene, die Monogramme, finden hier eine Stelle, weil der Verf. seine Arbeit bis zur Planlosigkeit ausdehnte. Die Vergleichung des Monogrammenverzeichnisses des Verfs. mit dem diesen Gegenstand besonders behandelnden „Monogrammenlexikon" von Stellwag (dessen 1. Heft bei Guilhauman zu Frankfurt a. M. erschienen ist) ist nicht uninteressant, führt aber zu keinem Resultate, da man bei vorgefundener Verschiedenheit der Angaben, ohne nähere Texterläuterungen, über die Quellen im Dunkeln bleibt. Als Probe, wie armselig bei Hrn. B. alle Artikel seines Wörterbuchs ausgestattet sind, wählen wir hier einen der ersten, welcher auch eine Hinweisung auf die Monogrammentafeln in sich schließt; der Artikel: „Adam" läßt sich also vernehmen:

Adam (Peter), deutscher Maler, Chalk. M. 102. 1031.
Adam (Albrecht), Schlachtenmaler, Chalk. Nördlingen. 1786. M. 1353.
— : Erbsünde.
— aus damascener Erde gebildet: Kunst, in welcher Masse zu bilden.
— und Eva im Paradiese: Frühling."

Auf derselben Seite (10) lesen wir noch:

„Abbephagus (Herkules): den Ochsen des Coronus; — die beiden Stiere vor dem Wagen des Thiamas als eine Mahlzeit fressend."
„Adeliger Herkunft: von, vor dem Familiennamen."
— Herkunft: O vor irländ. Namen."
„Aderlaß: Dante sich reibend an einem spitzigen Steine."

Artikel wie „Adler" oder „Löwe" abzuschreiben, fodert schon mehr Zeit und Raum, und das Neue, was man aus dem mühsam zusammen Gelesenen etwa erfährt, ist selten erträglich; z. B. S. 523 unter „Löwe", daß ein solcher, aus Furcht vor einem weißen Hahn fliehend, Gottesfurcht bedeutet. Dergleichen Curiosa dürfen wir unsern Lesern auf jeder Seite des vorliegenden Werks verheißen.

Nochmals auf die Monogramme zurückzukommen, verfehlen wir nicht, darauf hinzuweisen, daß Hr. B. auch die unbekannten Maler-, Holzschneider- und Kupferstecherzeichen gesammelt hat (von S. 35 und Nr. 2151 der Abbildungen an), ein Gegenstand, den Stellwag ganz übergeht, mit der Bemerkung der Vorrede: „Zweifelhafte und unbekannte Monogramme habe ich aus dem Grunde nicht aufgenommen, weil ich nicht einsehe, um wie viel klüger ein Anderer ist, wenn ich ihm sage, Das, was du nicht weißt, ist auch mir nicht bekannt". Dieses ist offenbar eine engherzige Ansicht, welcher Hr. B. nicht fröhnte. In wie vielen Fällen kann die Vergleichung eines noch unbekannten Zeichens mit dem bekannten und durch Zusammenstellung der mit beiden bezeichneten Kunstwerke zur Entdeckung des Meisters und zur Ermittelung kunstgeschichtlicher Gegenstände führen? 4.

Neuestes Gemälde von London und seinen Umgebungen. Handbuch für Reisende nach London. Mit einem Wegweiser u. s. w. Herausgegeben von Adrian. Nebst einer Reisekarte, Plan und Panorama von London, sowie einer Karte der Umgebungen von London. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1829. Gr. 12. 3 Thlr. 6 Gr.

Die rüstige Feder des Hrn. Adrian beschenkt uns hier mit einem Taschenbuche, welches in Form, Inhalt, selbst Titel als eine freie Uebersetzung von Leigh's „New picture of London" erscheint, nur daß ihm dessen treffliche Kupfer mit 105 Ansichten fehlen; die Karten und Plane sind aber ebenfalls nach ihm copirt. Auch an Text ist das englische Original viel reicher, was die Bogenzahl schon ausweist; dagegen hat Hr. A. Manches aus andern ähnlichen Schriften sowie Eigenthümliches eingeflochten, sodaß man wohl sieht, er hat zwar den englischen Text jedesmal vor sich gelegt, aber sich nicht streng an ihn gebunden.

Leigh's Wegweiser ist ein treffliches Buch, daher auch diese deutsche Bearbeitung nicht ohne Brauchbarkeit. Die Einrichtung bei beiden ist systematisch, nicht alphabetisch, doch helfen die bequemen Register. Daß das deutsche in Pappband gebundene Buch auf zwar gutes, weißes, aber dennoch Druckpapier gedruckt ist, wird jedem Engländer, der es zu sehen bekommt, als ein Gräuel erscheinen; im Uebrigen ist sowol der Druck als Vortrag gut. Zu tadeln wären allenfalls die Provinzialismen (z. B. Colleg) und die Reduction der Gelder überall nur auf rheinische Gulden, da doch auch aus den Thalerlanden Mancher nach England reisen wird. 46.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1830.

Die gelehrten Schulen rc. Von F. W. Klumpp.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Anschauen, empfinden, denken lehren soll uns die Erziehung, damit, wenn einst der reife Geist das Feld der Wissenschaft und des Lebens vor sich hat, er dieses mit Erfolg bearbeiten und ernten könne; aber Anschauungen, Empfindungen und Gedanken in möglichst großer Masse uns zuführen, in diesem Sinne unsern Geist bereichern wollen, das wird die echte Erziehung nie. Wir sprechen dies ein für allemal stark und entschieden aus, weil jener dem Verfasser gewissermaßen nur entschlüpfte Satz (S. 32) doch eigentlich das πρῶτον ψεῦδος des ganzen Buches bildet und eine Menge verkehrter Behauptungen und Vorschläge aus demselben fließen. Wie könnte sonst der Verfasser schon in den Elementarunterricht die Naturwissenschaften, die Mathematik, ja die Kunst als ergänzend eintreten lassen; wie könnte er uns, auf Veranlassung dieser Elementarbildung, von den Riesenschritten unterhalten, welche das Gebiet der gesammten Naturkunde, die Geographie, die mathematischen und militairischen Wissenschaften gemacht und noch immer machen; von der ungeheuern Ausdehnung des Handels, der in den Dienst der Menschheit getreten ist; von dem Leben, das mit der Wissenschaft in Einklang gesetzt werden muß; von der Gährung in Glaubenssachen, Politik und Völkerverkehr u. s. w. (S. 34—36)? Alle diese Fortschritte des menschlichen Geistes können auf die Erziehung doch wahrscheinlich nur in so weit einwirken, als sie uns bewegen müssen, auf recht wirksame Mittel zu denken, durch welche der Geist fähig gemacht wird, dereinst den Foderungen der ins Unendliche erweiterten Wissenschaft und des immer bewegtern Lebens zu genügen. Aber den jugendlichen Geist durch die Erziehung selbst schon in jene Wogen der Wissenschaft und des Lebens hineinziehen, wahrlich, das hieße nicht, ihn schwimmen lehren, sondern ihn ertränken!

Freilich, so kann es der Verf. auch nicht wohl meinen. Aber es ist doch der Mühe werth, die Mittel, die er uns angibt, recht ins Auge zu fassen und zu untersuchen, ob er — wenn wir in unserem Gleichnisse bleiben dürfen — seine Schwimmschule nicht gar zu entfernt vom Ufer angelegt hat.

Offenbar ist Herr K. von jener beliebten Vielseitigkeit der Bildung, die im Erziehungswesen so viel Unheil gestiftet hat, geblendet, wenn er gelehrte Anstalten und Realanstalten nicht getrennt wissen will und glaubt, die gelehrte Schule könne zugleich Real-, Gewerbs-, Kriegs- und Handelsschule sein. Ihm erscheint die Aufgabe, den Schüler vielseitig anzuregen und jeder Kraft Gelegenheit zur Entwickelung zu geben, recht eigentlich als Gewissenssache. Denn wie Mancher, der für Sprachstudien kein Talent hat, hat dafür die Gabe eines richtigen Blickes und scharfer Sinnenbeobachtung, ein Streben nach Ordnung und Klarheit und Freude an der Natur; ein Anderer ist mit scharfem Blicke für Auffassung mathematischer Verhältnisse und Combinationen ausgerüstet: beide aber sind, weil sie in den Sprachen wenig leisten, von den Lehrern verkannt und zurückgesetzt und zerfallen dadurch in Unmuth (S. 41, 42)! Ganz Recht! aber statt aus dieser sehr richtigen Beobachtung, welche wir einfacher dahin aussprechen möchten, daß es, die Genies abgerechnet, die Beides vereinigen, zwei große Hauptgattungen von Köpfen gibt: abstracte und concrete, statt daraus die Folge zu ziehen, daß jene sobald als möglich der gelehrten Bildung, mit untergeordneter praktischer, diese der praktischen Bildung, mit untergeordneter Gelehrten- oder Classicitätsbildung zugewiesen werden sollten, reclamirt vielmehr der Verf. nicht blos die Einführung der Sachwissenschaften in unsern gelehrten Schulen neben den alten Sprachen mit gleichen Rechten wie diese, sondern auch die Vereinigung der gelehrten und der Sprachschulen bis zum funfzehnten Jahre, und dies hauptsächlich aus dem Grunde, weil früher über das Talent des Knaben nicht wohl entschieden werden könne: ein Grund, der uns ganz unhaltbar dünkt; denn nur einigermaßen aufmerksame Lehrer können gewiß schon vor dem zehnten Jahre mit ziemlicher Zuversicht darüber entscheiden, ob die Hauptrichtung eines Knaben die theoretische ist, oder die praktische.

Wir fragen nun aber weiter, vorausgesetzt, daß wirklich eine solche umfassende, allgemeine Vorbereitungsanstalt zur Humanität, welche gegen Alle gleich gerecht ist, gebildet werden soll, wie will es denn der Verfasser

anfangen, nicht nur, daß das bunte Vielerlei nicht zerstreuend auf den jungen Geist wirke, denn das fürchtet er, wenn auf den innern Zusammenhang der verschiedenen Lehrgegenstände hingearbeitet wird, nicht (S. 43); sondern auch, daß für alle jene Fächer, die auf einer solchen großen Humanitätsschule gelehrt werden sollen, und zwar sowol mit dem erfoderlichen Aufwande von Zeit, als mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Sorgfalt, daß, sagen wir, für alle diese Fächer der nothwendige Raum gewonnen werde?

Diese letzte Frage will Herrn Klumpp's Buch hauptsächlich beantworten, indem es den bisherigen Sprachunterricht untersucht (S. 45—56) und einen andern Elementarunterricht an seine Stelle zu setzen unternimmt (S. 56—72); darauf (sehr unlogisch) abermals auf die lateinische Sprache zurückkommt, ihre bisherige Behandlung noch einmal prüft (S. 73—105) und endlich einen neuen Unterrichtsgang für die lateinische, griechische und hebräische Sprache vorschlägt (S. 105—187); dann die Muttersprache ins Auge faßt und auch für sie eine Methode angibt (S. 197—241) und endlich noch der französischen Sprache ihre Stelle anweist.

Manche unserer Leser werden inzwischen ein wenig erstaunen, wenn sie hören, daß Herr Klumpp seine Gerechtigkeit gegen alle Fächer vor allen Dingen darin beweisen zu müssen glaubt, daß er das Latein aus dem Elementarunterrichte ganz verweist und dasselbe zurückdrängt bis ins zehnte Jahr. Wenn man freilich die Gerechtigkeit in der großen Humanitätsschule auf solche Weise handhabt, so wird für die ersten Schuljahre allerdings schnell Raum für Mancherlei geschafft, und für die spätern Jahre, wo dann das furchtbare Latein auf einmal einbrechen soll, weiß der Verf. auch Rath.

Der Raum dieser Blätter gestattet es uns unmöglich, in die einzelnen Angriffe des Verfassers auf das Latein als Mittel des Elementarunterrichts einzugehen; wir glauben aber, daß der aufmerksame Leser dieses Abschnitts mit uns finden wird, daß Herr K. viererlei Dinge durchgängig mit einander vermischt und dadurch mehr scheinbar als in Wirklichkeit ein furchtbares Sündenregister gegen die lateinische Sprache als frühes Unterrichtsmittel aufhäuft. Er scheint nämlich nicht genung 1) die allgemeinen Unvollkommenheiten jedes endlichen Stoffs und Mittels und aller irdischen Verhältnisse, 2) die unvermeidlichen Unvollkommenheiten der Lehrer irgend eines Faches, mithin auch des Lateins, 3) die zufälligen Hindernisse, welche in schlechten Einrichtungen, und 4) die zufälligen Hindernisse, welche in schlechten Lehrern ihre Quelle haben, zu unterscheiden von den besondern Nachtheilen, welche das Latein an und für sich als Unterrichtsmittel mitsichführen könnte; sondern er gebraucht jene Punkte durcheinander als lauter Gründe gegen diese arme Sprache, während doch die beiden letztern gehoben werden könnten, ohne daß dem Latein zunahegetreten würde, und die beiden erstern jedes andere Mittel des Elementarunterrichts vielleicht in gleichem, vielleicht in höherm Maße treffen als das von unserm Verf. so feindselig angegriffene.

Hätte der Verf. dies besser bedacht, so würde er schwerlich so triumphirend dem Latein, das er zurückdrängt, seinen neuen Elementarunterricht entgegengehalten haben, den er ganz auf Naturkunde, Form und Zahl und Muttersprache gegründet wissen will. Hiervon gehören die beiden letztern Mittel auch frühern, längst bekannten realistischen Methoden an; die Naturkunde in der Ausdehnung aber, in welcher der Verf. sie angewandt wünscht, ist ein Mittel, das ihm als eigenthümlich angerechnet werden darf. Nun geben wir zwar dem Verf. recht gern die Wichtigkeit des Anschauungsunterrichts (S. 58 fg.) zu und wünschen denselben ernstlich in den Elementarunterricht hineingezogen; aber wir können unmöglich glauben, daß derselbe, in dieser Ausdehnung und mit Verdrängung mehr logischer Hülfsmittel angewandt, die Früchte bringen könne, die sich der Verf. von ihm verspricht. Ja, das Kind soll richtig sehen, es soll beobachten, es soll die Formen und Bestandtheile der es umgebenden Gegenstände kennen lernen; aber dazu wird lange nicht so viele Zeit in der Schule erfodert werden, da der Verf. ganz zu vergessen scheint, daß auch das fleißigste Kind in der Gelehrtenschule keineswegs, wie er mit Uebertreibung behauptet, vom ersten Unterricht an Alles aus Büchern zu lernen hat und einzig auf diese, selbst ja nur abgeleiteten Quellen des Wissens angewiesen bleibt; sondern in den hinlänglich zahlreichen Freistunden, vom Erwachen bis zum Schlafen, Zeit genug zum Schauen und Beobachten der umgebenden Welt hat, und es nur darauf ankommt, in der Schule sein Auge dafür zu schärfen und ihm Lust dazu einzuflößen.

Wahrhaft phantastisch aber scheinen uns die Hoffnungen, welche der Verf. auf Stein-, Pflanzen- und Thierkunde als Mittel des Elementarunterrichts baut, wenn er meint, daß die Einheit, Regelmäßigkeit und Ordnung, welche die Natur bei der größten und wundervollsten Mannichfaltigkeit enthält, durch den Unterricht so auf die Seele des Kindes wirken werden, daß schon dadurch nicht nur die Klarheit und Bestimmtheit der Auffassung, sondern auch die Ordnung im Denkvermögen befördert und eine Regelmäßigkeit der Geistesthätigkeit werde erzeugt werden, welche für den spätern Unterricht von den wohlthätigsten Folgen sein müsse (S. 61, 62). Nur wissenschaftliche Naturanschauung könnte so wirken, eine Anschauung, der die vollkommenste Verstandesbildung vorangegangen ist; ohne sie bleibt die Natur ein buntes Allerlei und die Beschäftigung damit eine Spielerei, die als Spiel heilsam und förderud, als eigentlicher Grundunterricht gewiß nur hemmend und störend wirken kann. Wie kann aber bei dem Knaben jene wissenschaftliche Empfänglichkeit, wie auch nur bei dem Elementarlehrer jene wissenschaftliche Bildung vorausgesetzt werden? Der Verf. schaffe uns vor allen Dingen ausgelernte Universitätsprofessoren zu Lehrern für unsere Elementarschulen,

wenn er will, daß der Unterricht in den Naturwissenschaften, statt ein buntes Heer von unverstandenen Wörtern und helldunkeln Vorstellungen in den Kinderkopf einzuführen, dem Knabengeist wirklich denken lehren soll. Der Verf. strömt über von Klagen über den Schlendrian, den die Elementarlehrer zu dem lateinischen Unterrichte mitbringen, und wie unter ihren Händen oft Alles zum erbärmlichsten Mechanismus wird (S. 77 fg.). Wir stimmen mit Seufzen in diese leider nur allzu gerechten Klagen ein; aber hat denn der Verf. ganz und gar nicht bedacht, was daraus entstehen müßte, wenn Köpfen, welche nicht einmal das scharfbegrenzte, leichtüberschaubare, bis ins Einzelnste beleuchtete Gebiet einer nicht allzu schweren Sprache zu beherrschen und mit Geist und Leben für die Jugend auszubeuten wissen, wenn solchen Köpfen die Unermeßlichkeit der Naturwissenschaften überlassen würde, um daraus Einheit, Klarheit, Bestimmtheit, Ordnung zu schöpfen und in den Geist des Kindes zu verpflanzen? Fürwahr, die Naturkunde zu einer **Grundlage** des Elementarunterrichts gebrauchen, hieße Einbildungskraft und Gedächtniß des Kindes zu einem Tummelplatze verworrener Vorstellungen und Begriffe machen, ohne daß für Urtheilskraft und Vernunft genügende Erweckung und Ausbildung zu hoffen wäre. *)

Aber Form und Zahl? Aber Unterricht in der Muttersprache? Wir verstehen; dadurch soll die Anschauung theils verschmolzen mit dem Verstande, theils von ihm ergänzt werden. Was die erstern betrifft, so versichert uns der Verf., daß „an den durch die Natur selbst gegebenen, die Anschauung klar und bestimmt ansprechenden Formen **die Geometrie am fruchtbarsten aufgefaßt**, der mathematische Geist am fruchtbarsten angeregt wird“. Wir verschmähen diese Beihülfe nicht; immerhin aber glauben wir, daß dies nur eine untergeordnete Vorbereitung sein und das Studium der Mathematik reifern Jahren vorbehalten bleiben wird, in welchen es **in jedem Falle** von vorn wird angefangen werden müssen.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Herr K. ist reich an Schulanekdoten, sofern sie gegen den Elementarunterricht des Latein zeugen. Hier warten wir ihm mit einer auf, die in Beziehung auf den Elementarunterricht in der Naturkunde zu beherzigen sein dürfte: Ein Schulprovisor hatte die Physik mit seinen Kindern zu tractiren: „Alle Körper haben Poren“, sprach er, „die mit Luft gefüllt sind“. „Ist die Luft auch ein Körper, Herr Provisor?“ fragte ein aufgewecktes Kind. „Ja wohl, mein Lieber“. — „Womit sind denn alsdann **die Poren der Luft** gefüllt?“ Der Lehrer wurde roth, blätterte, hustete. „Ja, meine lieben Kinder“, sprach er endlich achselzuckend, „**ich muß mich an mein Handbuch halten**. Da steht's, wie ich gesagt habe“. — Wie oft wäre bei solchem Elementarunterricht eine solche Antwort zu erwarten! An seinen Bröder, Grotefend, Zumpt, Ramshorn kann sich der Elementarlehrer **halten**; sie werden ihn nicht leicht im Stiche lassen; aber ein populaires Handbuch der Physik, der Botanik, der Mineralogie, der Zoologie? ......

Cromwell et Napoléon, la révolution d'Angleterre et la révolution française, parallèlement comparés, suivis de quelques pensées et réflexions morales et politiques, par un ami de la vérité. Wolfenbüttel, Verlagscomptoir. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Auf 80 Seiten ist die Parallele der beiden großen Weltereignisse und ihrer Hauptlenker zusammengestellt. Dann folgen 60 andere mit „Pensées morales“, und ebenso viel „Pensées politiques“, letztere auf die neuere und selbst neueste Zeit bezüglich.

Was dem Totaleindruck des Ganzen, in dem man eine lebhafte Darstellung, manchen genialen Zug und bisweilen tiefblickendes Urtheil anerkennen muß, nachtheilig entgegenwirkt, ist zunächst der leidige declamatorische Ton, der dem schwerernsten Gegenstand so wenig angemessen ist; eine zweite und viel größere Schwierigkeit liegt in dem gewählten Stoff.

Ref. ist nicht wie Manche der Meinung, daß dergleichen Parallelen mehr ein Spiel des Witzes als wirkliche Studien des menschlichen Geistes sind, denn, wenn wir auch Plutarch's nicht erreichte Parallelen als Ausnahme wollen gelten lassen, so ist doch gewiß, daß keine Gattung historischer Darstellung ein reicheres Feld darbietet als die, wo es darauf abgesehen ist, seltene und hochgestellte Charaktere unter ähnlichen oder abweichenden, aber außergewöhnlichen Verhältnissen gegen einander zu vergleichen; und in dieser Hinsicht stehen Beide, als Heroen der Geschichte und unter den alleraußerordentlichsten Ergebnissen ihrer Zeit, einzig da und hoch über den Meisten, wenn nicht Allen, die Plutarch zusammenstellte; ja, daß hier der Franzose dem Briten, wie dort der Grieche dem Römer, gegenübertritt, ist eine ganz besondere Gunst des Geschicks.

Aber eben die allzu große Aehnlichkeit der äußern Erscheinungen des Lebens, die geschichtlich allzu bekannte Divergenz der Geister raubt der Bearbeitung den Reiz der Neuheit, denn es ist Niemand, der die englische Revolution und die neuesten Zeitereignisse kennt, dem sich nicht Parallelen und Abweichungen im Uebermaß aufgedrungen hätten.

Daß Beide, unter bürgerlichen Unruhen, aus der unbemerkten Menge durch rein persönliche Kraft auf die höchste Stufe des Ruhms und der Macht erhoben; daß Beide, als sie ihr glänzendes Ziel erreicht, Ordnung und Mäßigung herbeiführten; daß Beide die Grundlage der Macht ihrer Völker für ebendieselbe Dynastie *) befestigt haben, deren Thron sie eine kurze Zeit mit Glanz erfüllt hatten, daß aber keiner von ihnen in dem eignen Herrschergeschlecht fortlebt; daß andererseits Cromwell die englische Revolution ein halbes Menschenalter hindurch, in tiefer Verborgenheit, durch alle Windungen der Parteien **seinem** Plane gemäß leitete, während Napoleon binnen wenig Jahren der ihm ursprünglich fremden Revolution eine feste Gestalt gab und unter den Augen der erstaunten Welt, unter dem Zurufe der Sieger wie der Besiegten, sein Schwert zum Zepter umschuf und einen Kaiserthron aufrichtete; daß Cromwell fast nur mit innern Feinden, Napoleon mit ganz Europa zu kämpfen hatte, während die innern Feinde fast verschwunden schienen; daß Beide das stärkste Bild aller menschlichen Größe, die furchtbarsten Prediger des wankelmüthigen Glücks und der Hinfälligkeit aller irdischen Pläne geworden: — wem hätte dies und vieles Aehnliche sich nicht schon früher aufgedrungen?

---

*) „Napoléon avait fait de voeux sincères pour la dynastie dont il releva le trône et laquelle chaque jour cherche à effacer le malheur de la France et ses fautes, qui, écartant tout ce qu'il y avait de fastueux dans ses projets, est venu accomplir tout ce qu'il y avait de grand et de patriotique dans ses pensées“, sagt der Verf. S. 76 mit etwas starker Euphemie.

Aber ein Umstand verdiente wol mehr hervorgehoben zu werden; ich meine den, daß Napoleon Cromwell's Beispiel vor sich gehabt.

Es konnte nicht fehlen, daß ihm, der mehr als irgend Einer die Geschichte zur Lehrerin nahm, der in der Vergangenheit und Zukunft so sehr lebte, daß er bei seinen idealen Werken die reale Unterlage nicht selten überging; daß ihm, sage ich, Cromwell's Vorgang nicht oft und unwillkürlich vor Augen stehen mußte; und man darf wol annehmen, daß dies unerfreuliche Parallelisiren, der Gedanke an das kaum noch tragische Ende der Cromwell'schen Dynastie ihn bewogen habe, unter ähnlichen Verhältnissen gerade das Entgegengesetzte zu wählen, und daß, eben in Folge solcher Betrachtung, Napoleon's emporstrebender Geist, als es die Wahl galt, nach dem Höchsten gegriffen, ohne sich zu fragen, ob es das Festeste sei? So isolirte er sich von seinem Volk und endete in der Verbannung, aber nicht weniger groß als sein Vorgänger, der in Herrlichkeit geendet hat.

An Aufrichtigkeit des Charakters stellt der Verf., und mit Recht, Napoleon weit über Cromwell; darum war aber auch dieser größer in der Politik, wie Napoleon dagegen größer und unübertroffen im Ordnen des Staatshaushalts.

Mögen beide Heroen, der ami de la vérité wird den Wunsch nicht übel deuten, einst noch ihren Plutarch finden!

Die Pensées sind ein absolutes hors d'oeuvre. Neues bekennt Ref. sich nicht darin gefunden zu haben, wol aber Manches, wie S. 143: „Les événemens de la vie dependent presque toujours du concours des circonstances et du caractère individuel des hommes", was denn Jedermann gern einräumen wird.

Die Errata enthalten auf 2 angedruckten Seiten einen sehr kleinen Theil der das ohnehin bisweilen etwas wunderbare Französisch noch mehr entstellenden vielen grammatikalischen und orthographischen Fehler.

Die Note, daß die ganze Zeile S. 30: „Je ne partage point cette pensée de Mr. Villemain", gestrichen werden soll, zeugt von dem friedfertigen Sinn des Verfs.; auch ist Hr. B. wol der Mann, dessen Meinungen man gern theilen mag. 13.

Ueber Calderon's Tragödie vom wunderthätigen Magus. Ein Beitrag zum Verständniß der Faust'schen Fabel. Von Karl Rosenkranz. Halle, Reinicke. 1829. 8. 18 Gr.

Es ist der Ruhm und die Ehre Deutschlands, daß es noch immer der einzige Boden ist, dem solche Arbeiten entkeimen. In der Kunst, wie in allem Uebrigen, halten Franzosen, Engländer und Italiener sich mehr oder weniger an die Erscheinung; der Deutsche allein forscht den Gründen der Erscheinung nach und sucht diese auf die Nothwendigkeit zurückzuführen, und in diesem Satze allein verbürgt sich wol der große Vorzug, den die deutsche Kunstphilosophie vor denen aller andern Völker geltendmacht, der Grund, warum Deutschland ausschließlich eine Wissenschaft der Aesthetik besitzt, und warum wir stolz über die ohnmächtigen Versuche unserer Nachbarn in dieser hinwegsehen. Unser Vorrang in dieser Beziehung ist entschieden; allein, zum Dünkel darf er uns nicht verleiten; denn über dem Forschen nach den Gründen haben wir die Erscheinung selbst oft verkannt und sind auf diesem Fehlwege oft zum Spott der Nebenvölker geworden. Doch Einer kann nicht Alles, und Europa ist eine literarische Republik, in der kein Theil ohne den andern bestehen kann.

Diese Betrachtungen wurden durch dies tiefsinnige und gedankenreiche Werk in uns erweckt, das durchaus eine viel eindringendere Erörterung verdient, als ihm hier gegeben werden kann. Wir müssen uns begnügen, anzudeuten, was der gelehrte Verf. damit erzielt und zu welchen Schlüssen er darin gelangt. Der nächste Zweck dieser Arbeit ist, die Nothwendigkeit der Darstellung des Bösen durch die Kunst oder des Zwiespalts in der Menschennatur darzuthun, ohne welche Darstellung die ganze Kunst dem Verf. leer zu sein scheint. Nächstdem überblickt er alle Literaturen des Orients, der alten und der neuen Welt, und erörtert, wie dieser Gegenstand in ihnen zur Darstellung gekommen ist. Die symbolische Weise scheint ihm im Orient, die plastische in der alten Welt, die romantische, in welcher beide Gestaltungsarten beherrscht enthalten sind, in der Neuzeit vorzuherrschen. Die altdeutsche Literatur beschäftigte sich früh und vorzüglich gern mit diesem Gegenstand, den jedoch auch die Griechen, nicht so ganz, wie man meistens annimmt, verschmähten. Die alte Fabel vom Bischof Theophilus, der Krieg auf der Wartburg, und endlich die Faust'sche Fabel werden nun der Mittelpunkt der Untersuchung. Alle Ausbildungen der letztern werden durchgegangen, die Müller'sche, die Klinger'sche u. s. w., und endlich der Göthe'schen der Preis gegen alle Anfechtungen zuerkannt, Byron's „Manfred", „Don Juan", Grabbe's Mischung aus Faust und Don Juan und andere Erscheinungen werden erörtert, und endlich Calderon's Auffassung dieses Gegenstandes im „Wunderthätigen Magus" vor den Richterstuhl einer strengphilosophischen Kritik gezogen. Die ganze Fabel dieser wundervollen Tragödie und die Ideenverbindungen des Dichters werden mit großer Schärfe analysirt und als Resultat gegeben, daß der „Magus" da beginnt, wo der Göthe'sche „Faust" schließt, daß er, als der „katholische Faust" und eben durch die Gewißheit des Zweifels wieder zum Glauben zurückkehrt, während jener in der Ungewißheit zu Grunde geht. Alle diese Seelenzustände und Uebergänge in Calderon's Cyprianus werden auf eine ebenso tiefgefaßte als anziehende Weise zergliedert, gewürdigt und verknüpft, und die Nothwendigkeit dieses Ausganges der Fabel dargethan.

Die Schärfe und die Gedankentiefe dieser Abhandlung empfiehlt sich durch sich selbst; es ist hier nicht der Ort, anzuzeigen, wo der Verf. sich von unsern Ansichten entfernt, wo er uns Lücken zu lassen scheint, oder wie er diese ausfüllt. Die ganze Arbeit bleibt eine Meisterschrift, selbst wenn nicht alle Einzelheiten derselben Ueberzeugung bei uns hervorgerufen haben, und sie bewährt den Beruf des Verfs., dessen Arbeiten über die altdeutsche Literatur schon so rühmlich bekannt sind, für Gegenstände der hohen Kritik. Styl und Vortrag wäre hier und da etwas mehr Deutlichkeit zu wünschen; der Verf. läßt sich die Klarheit seiner Sprache oft wenig angelegen sein: ein Mangel, der den Kreis seiner Leser enger zieht, als seinen Arbeiten zu wünschen wäre. — Ueber die Faust'sche Fabel aber scheint nach dieser Abhandlung, so unerschöpflich der Gegenstand auch ist, wenig mehr gesagt werden zu können. 25.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1830.

Die gelehrten Schulen rc. Von F. W. Klumpp.
(Beschluß aus Nr. 33.)

Auch den Unterricht in der Muttersprache reclamiren wir auf den ersten Stufen der Elementarbildung, aber keineswegs als dasjenige Mittel, das den Anschauungsunterricht hinreichend ergänzen, das jene Stelle einer einfachen angewandten Logik vertreten könnte, durch welche der Knabe Das lernen soll, was kein Unterricht in der Naturgeschichte und keiner in der geometrischen Formen- und arithmetischen Zahlenlehre ihm beibringen wird: nämlich regelrecht urtheilen und denken.

Die deutsche Sprache, als Muttersprache betrachtet, ist — was auch unser Verf. sagen mag — für den Knaben zu leicht, um an ihr, wenn man sie als etwas schon Gegebenes behandelt, urtheilen und denken zu lernen; und hinwiederum viel zu schwer, wenn sie förmlich als wissenschaftliches Object vorgenommen und die allgemeine philosophische Sprachlehre, die dem heranzubildenden Geiste vorerst durch das Medium einer bestimmten Sprache beigebracht werden soll, an ihr gelehrt werden wollte. Die deutsche Sprache ist in ihrer jetzigen abstracten Gestalt bekanntlich eine der schwersten Sprachen durch ihre verwickelte und dabei wenig charakteristische Formenlehre, ihre chamäleontische Syntaxe, ihre überreiche Synonymik; und an diesem schwierigen Stoffe, den der Knabe überdies schon ganz zu besitzen glaubt, und von dem er wirklich so Vieles besitzt und handhabt, an diesem soll sein Geist analysiren, und wieder zusammensetzen und überschauen lernen? Der Mann, des Mannes, dem Manne —; ich liebe, du liebst, er liebt —, mit welchem Leichtsinn, welcher Gleichgültigkeit und welchem Ekel wird er diese Formen anhören, als etwas längst Bekanntes, und wird überhören, was der Lehrer daran von allgemeinen Regeln knüpft, und worauf er später vergebens weiter fortbauen will? Etwas wird freilich hängen bleiben; so viel etwa, als an unsern Mädchen, die von geschickten Schullehrern nach Krause's von dem Verf. mit Recht gepriesenen Lehrbuche unterrichtet, wirklich ihre Muttersprache correct schreiben, und über manche Hauptregeln sich und Andern recht wacker Rechenschaft geben lernen. Aber ist dies hinreichend für die logische Vorbereitung des männlichen Geistes, für die Denkvorschule des einstigen Gelehrten? Was der Verf. aus Herder's unreifer Jugendschrift vom J. 1769 für seine Ansicht anführt, ist nur anmaßend, aber nicht überzeugend; und trotz Herder's verächtlichen Fragen, in welche unser Verf. sehr oft nicht viel höflicher einstimmt, kehren wir zu dem alten geschwächten Latein und seiner Grammatik als der besten „Logik und Charakteristik" des menschlichen Geistes selbst für den Knaben zurück, und wünschen denselben, nachdem er etwa eine einjährige allgemeine Vorbildung erhalten hat und in die Elemente der Muttersprache eingeführt worden, durch tüchtige und aufgeklärte Lehrer alsbald dem Elementarunterricht im Lateinischen überliefert. Freilich wird kein Knabe „ein Kunststück von Casibus, Declinationen, Conjugationen und Syntax philosophisch zu übersehen" im Stande sein; aber ahnen und heller ahnen, als in der allbekannten und doch so complicirten Muttersprache, als in der so schwer von den Objecten abzulösenden Form und Zahl, als in dem naturhistorischen Ragout, den ihm sein Schullehrer vorsetzen könnte — ahnen, sage ich, wird er aus jenen Sprachregeln und Sprachbeispielen des Latein die ewigen, einfachen Gesetze des Denkens, lange, lange vor dem zehnten Lebensjahre. Dabei wird sich sein Gedächtniß ohne große Anstrengung mit einer Menge von scharfbegrenzten Vorstellungen und Begriffen aus dem weiten Gebiete des Wissens in zweien Sprachen zugleich bereichern. Die Formenlehre und Syntax der Muttersprache (in welcher wir einen fortlaufenden, vom Latein unabhängigen Unterricht mit dem Verf. voraussetzen) erhält erst einen Reiz und ein Interesse für ihn, seit er sie mit einer ganz fremdartigen Sprachlehre vergleichen kann, und beide prägen sich ihm durch diese Vergleichung leichter und tiefer ein, und frühzeitig lernt er den Schlüssel zu fast allen lebenden Sprachen handhaben, denn wer wollte vergessen, worüber wir zu unserm Erstaunen in Herrn Klumpp's Buch eine Bemerkung vermissen, daß Deutsch und Latein Vater und Mutter beinahe aller jetzigen europäischen Sprachen ist? Nicht frühe genug kann das Gedächtniß des Knaben jenen Eierstock aller romanischen Wurzeln, der in den lateinischen Vocabeln enthalten ist, in sich aufnehmen; dann wird nach einigen Jahren die deutsche Formenlehre und Syntax schnell

ihre befruchtende Kraft bewähren, und Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch, für welches durch frühe Aneignung des lateinischen Wörtervorraths ungemein viel Raum gewonnen wird, kann ihm in reifern Jünglingsjahren fast spielend beigebracht werden.

Der Verf. dieser Beurtheilung hat selbst ein Knabenpaar von 7 und 8 Jahren; mit demselben Stolz und derselben Freude, mit welcher sie in die Turnschule eingetreten und seit einem Sommer am Feierabend in dem botanischen Garten einer naturhistorischen Stunde, die ihnen der Vater auf Zureden eines realistischen Freundes gestattet, entgegentraben, gehen sie auch ihrem Latein entgegen, ihr Auge glänzt, wenn der Vater, der leider weder Geschick noch Zeit hat, ihre Elementarstudien zu leiten, gelegentlich beim Mittagsmahle ihnen sokratisch einige Regeln entlockt, und sie ließen sich ihr bischen Latein so wenig nehmen, als ihre liebsten Spiele. Referent selbst hat einen strengen aber treuen Lehrer im Latein gehabt, der sogar hart gegen die Lieblingsneigung des Knaben, die deutsche Poesie, war; dennoch liebte und achtete er ihn mehr, als die wohlwollendsten Reallienlehrer, die ihn mit süßen Worten plaudernd unterhielten, und er ist sich auch bewußt, daß er in Beziehung auf wahre Geistesbildung, ja selbst mittelbar in Beziehung auf jene von dem Lehrer niedergehaltene Neigung, die sich zeitig genug ans Licht gerungen hat, gerade diesem die ersten Grundlagen verdankt. Ref. kann auf seine Schuljahre keineswegs mit dem Widerwillen zurückblicken, welchen der Verf. allen im Latein Herangebildeten zuschreibt, und der bei Herrn K. vielleicht mit von einem Umstande herrührt, den er zum Beweise ganz anderer Behauptungen brauchen will. Er erzählt nämlich von sich, daß er im zwölften Jahre, als er in das stuttgarter Gymnasium als Schüler eintrat, kaum erst die Elemente der lateinischen Sprache gehörig kannte, das Griechische und Hebräische aber erst beginnen mußte, und dennoch nach Verfluß eines halben Jahres seine Mitschüler von gleichem Alter bereits soweit eingeholt, daß er das für dieses Alter übliche sogenannte Landexamen in aller Ordnung bestehen konnte (S. 116). Auf ein solches Treibjagen, das überdies nur bei einem eminenten Talente von Erfolg sein kann, läßt sich freilich nicht mit Lust zurückschauen. Mehr oder weniger aber müßte eine solche eilige und künstliche Zeitigung bei dem Knabengeiste auch alsdann erzwungen werden, wenn der Unterricht im Latein, neben allen jenen Realfächern, die der Verf. postulirt, zwar nicht im zwölften aber doch im zehnten Jahre erst vorgenommen würde. Wir geben dem Verf. immerhin seinen Erfahrungsbeweis (S 115—122) zu, und glauben, daß das Resultat des spätern Lateinlernens auf der Oberfläche des Geistes und für die Erscheinung dasselbe und vielleicht noch ein Glänzenderes sein wird; aber wir können uns nicht überzeugen, daß, nach der Beschaffenheit der Anlagen des menschlichen Geistes, Das, was erst im zehnten Jahre doch mehr auf den Verstand und die Urtheilskraft gesäet wird, so tiefe und feste Wurzeln schlagen soll, als, was schon vom sechsten Jahre an der längst wachen Einbildungskraft und dem nach Inhalt begierigen, denselben reißend schnell aufnehmenden und in so zartem Alter unglaublich sicher bewahrenden Gedächtnisse anvertraut wird, um später nur hervorgeholt und mit Verstand und Urtheil frei bearbeitet zu werden. Der erneuerte Eifer für das Latein, als Haupttheil des frühen Unterrichts, in Frankreich und seine Einführung in den Schulen der nordamerikanischen Freistaaten sind Phänomene, die wir dem Verf., welcher Autoritäten nicht abhold ist, gleichfalls zur Beherzigung empfehlen.

Wenn wir jedoch das Latein für die frühere Bildung gerettet haben, so sind wir über die Verbesserung der Methode, sowol was die Nothwendigkeit, als was in vielen Stücken die Art und Weise dieser Verbesserung betrifft, mit dem Verf. einverstanden und freuen uns, in seinem geist- und inhaltreichen Buche so viel Beherzigenswerthes zu finden. Wir nehmen den Unterricht in der Anschauung mit ihm als nothwendigen Bestandtheil in die Elementarbildung auf, aber nur in dem Maße, wie ihn noch ganz kürzlich Oken in einem geistvollen Aufsatze gegen Thiersch und den bairischen Schulplan (im „Ausland") verlangt hat, d. h. soweit, daß der Knabe richtig schauen und beobachten lerne und mit den nächsten, ihn umgebenden Naturerscheinungen bekannt werde; wir gestehen der Form und Zahl, obgleich wir uns nicht so viel von ihr versprechen als der Verf., ihre Rechte zu, und wir verlangen vor allen Dingen unabhängigen Unterricht in der Muttersprache neben dem Latein.

Ebenso erklären wir uns gegen allen Schlendrian und gegen jenes geistertödtende Hinauszerren des Unterrichts in der lat. Formenlehre; glauben aber, daß keine Methode hier helfen wird, wenn der Staat nicht für studirte, d. h. wissenschaftlich gebildete und dabei lebendige Lehrer in allen, auch den untersten Classen der Lehranstalten sorgt. Von den Vorschlägen für den latein. Unterricht, sowol auf der niedern als auf den höhern Stufen, die der Verf. (S. 122—180) mittheilt, nehmen wir, nur den ersten Unterricht früher als er beginnend, sehr Vieles mit warmem Danke an. Was Herr K. über Erwerbung des Sprachstoffes, über Formenlehre und Wortbildung, namentlich über die Erlernung der Wurzelwörter (S. 131), über den syntaktischen Curs, über die aufzuregende Selbstthätigkeit der Schüler durch Mitsprechen (S. 136 fg.) sagt, ist voll Wahrheit und aus gründlicher Erfahrung gesprochen. Weniger einverstanden sind wir mit dem Abschnitte über Fehlerlosigkeit bei Compositionen, und können hier die Nachsicht des Verf., welche geradezu zur Schlaffheit im Unterrichte führt, nicht theilen. Pünktlichkeit in Anwendung der Grundregeln der Sprache muß verlangt werden, und zwar nicht der ausschließliche aber doch der erste Maßstab, die conditio sine qua non aller Ausarbeitungen sein. Gewiß wird der Verf. in seinem Anschauungs-

unterrichte die strengste Präcision verlangen; aber auch in den Sprachunterricht gehört sie, um so mehr als die Sprache das Medium ist, durch welche alles andere Wissen durchgeht. Die Pünktlichkeit, die der Knabe hier, so früh als möglich, lernt, kommt ihm fürs ganze Leben zu gute. Wenn uns daher der Verf. auch zehnfach „einer Sünde gegen alle vernünftige Pädagogik" beschuldigte, so stimmen wir doch mit dem Lobe, das, laut der Note S. 35, Thiersch den würtembergischen Präceptoren deshalb ertheilt, von Herzen ein, und loben uns jenen Lehrer, „der gewiß weniger erschrecken würde, wenn in der Stadt Feuer ausginge, als wenn einer seiner Schüler ut mit dem Indicativ verbände". Denn dies könnte leicht ein Beweis sein, daß entweder seine Schüler stumpf und gleichgültig, oder er selbst ein nachlässiger Docent sei, und Beides muß dem gewissenhaften Lehrer mehr Kummer machen, als ein Feuer, das in der Stadt ohne seine Schuld ausbricht, und für welches gewiß die nöthigen Löschanstalten getroffen werden. Derjenige, der jedem Feuerlärm nachläuft, und nicht von seinem Schulzimmer denkt: hic Rhodus, hic salta, ist gewiß bei aller gutgemeinten Philanthropie ein schlechterer Lehrer, als jener für pedantisch verschriene Schulmann.

Einig sind wir wieder mit dem Verf. in seiner Klage über die Ueberhäufung mit Unterrichtsstunden (S. 142—147), in dem Abschnitte über wissenschaftliche Behandlung der Grammatik (S. 153 fg.), über Lectüre der Classiker (S. 158 fg.), die er in der möglichst großen Ausdehnung noch auf den Gymnasien gelesen wünscht, und über die Privatstudien der Schüler (S. 164 fg.), für welche er mit Recht die nöthige Zeit und Aufsicht fodert. Auf das Memoriren classischer Stellen legt Herr Klumpp großen Werth (S. 169); dieses wird aber gewiß unsern Knaben, welche das Latein seit dem sechsten Jahre treiben, leichter werden als den seinigen. Dem Lateinschreiben ist der Verf. nicht sehr hold, wie man sich denken kann (S. 179—180). Ref. überläßt andern Schulmännern, diese nach seiner Ueberzeugung höchst fruchtbaren Uebungen, die noch dazu so leicht zu realistischen Nebenzwecken aller Art angewandt werden können und sollen, gegen die Beschränkungen des Verf. zu vertheidigen; und es ist dies auch wirklich schon in einer Beurtheilung der Klumpp'schen Schrift zur Genüge geschehen.

Gegen die Bemerkungen des Verf. über griechische und hebräische Sprache wüßte Ref. auch nicht viel zu erinnern, als daß er begreiflich auch das Griechische mit Herrn K. nicht erst im dreizehnten Jahre anfangen würde. Der Abschnitt, welcher noch außer dem vielen beiläufig über sie Gesprochenen, der Muttersprache gewidmet ist (S. 197—242), gehört, die Ausfälle gegen das Latein abgerechnet, zu den besten Partien des Buches, und was Herr K. über die Unbekanntschaft unserer Nation mit ihrer Nationalliteratur sagt, ist traurige und schimpfliche Wahrheit. Die Bemerkungen über deutsche Rede- und Schreibübungen (S. 223—229) können nicht genug beherzigt werden. Auch dem Französischen thut Herr K. zuletzt noch sein Recht an (S. 242—248), und will es, als die für die Weltbildung unentbehrliche Universalsprache, in den öffentlichen Unterricht aufgenommen wissen.

Der Verfasser glaube nicht, daß Ref., wenn er das Lob kürzer ausgesprochen hat als den Tadel, das Lobenswerthe seiner Schrift weniger empfinde; aber es schien ihm, bei der realistischen Richtung der Zeit und der vielen unberufenen Gegner der classischen Bildung, die Herrn Klumpp's Buch, gegen seine eigentliche Tendenz, zu ihrem Schilde werden machen wollen, dringender, auf den Werth der frühzeitigen classischen Vorbildung gegen den Verf., der ja selbst die classische Bildung so hoch stellt, aufmerksam zu machen, und er ist dabei nur von dem einfachen Grundsatze ausgegangen, den uns der Verfasser selbst aus Franklin's Munde anrühmt: Zeit ist Geld. 2.

Lives of the most eminent british painters, sculptors and architects. By *Allan Cunningham.* 3 Bände. London, 1829.

Diese Sammlung von Künstlerbiographieen gehört zu der neu erschienenen Bibliothek für Familien („Family library") zu deren Abfassung sich die vorzüglichsten Schriftsteller Großbritanniens vereinigt haben. Der Zweck ist, gebildeten Familien einen ausgewählten, lehrreichen, unterhaltenden, durchaus reinen Stoff darzubieten. Kürzlich herausgekommen sind z. B. die Lebensbeschreibungen von Cowper, Gen. Wolf, Peterborough (von W. Scott), Marlborough und der vornehmsten Generale Bonaparte's; von Cervantes, Dante, Newton; von Georg III., Cäsar, Alexander d. Gr.; von englischen Philosophen und Aerzten; die Geschichte der Juden, der englischen Reformatoren, des britischen Reichs in Indien; die Elemente der Botanik u. s. w. Bilder, in Stahl und Holz geschnitten, begleiten den Text.

Zu den besten Biographien in Cunningham's Schrift gehören die, welche Hogarth, Reynolds, Kneller, Martin zum Gegenstande haben. Martin ist eine glänzende Erscheinung in der britischen Künstlerwelt. Jene edelste Kraft des menschlichen Geistes, die Erfindung, die Kraft, zu schaffen, was zugleich neu, schön, groß und überraschend ist, wohnt in ihm. Er ist durchaus originell. In seinen Werken erinnert nichts an die Manier irgend eines frühern Meisters. Seine Vollkommenheiten wie seine Schwächen gehören ihm zu eigen. Seine eigenthümliche Kraft zeigt sich in der Darstellung des Prächtigen, Glänzenden, des Düstern, Schrecklichen, Ungeheuern, Uebernatürlichen, zuweilen auch des Lieblichen. Dadurch reißt er den Beschauer mit sich fort, daß derselbe manche Mangelhaftigkeit in mechanischer Geschicklichkeit des Künstlers gar nicht bemerken kann oder mag. Doch übertrifft Martin in einem Punkt, den man auch wol mechanisch nennen kann, vielleicht alle frühere und spätere Maler, nämlich in seiner Behandlung der Perspective, sofern sie dazu dient, die prachtvollen und ungeheuern Bilder, welche seiner Phantasie erscheinen, auch den Augen der Beschauer erscheinen zu lassen. Dazu hat er besonders eine Art des Ausdrucks vollkommen in seiner Gewalt, nämlich des Ausdrucks einer vollkommenen Zusammenstimmung, wozu auch die kleinsten Theile seiner Gemälde hin- und mitwirken. Wir nennen nur sein Belsazarsfest. Das große Gefühl, welches hier Alles zusammenhalten muß, ist ein überwältigender Schauer, entspringend aus dem Glauben an die unmittelbare Gegen-

wart einer beleidigten und dräuenden Gottheit. Demnach muß in diesem Gemälde Alles feierlich, erhaben, geheimniß- und schauervoll sein. Wie stellt Martin dieses ins Werk? Er läßt nicht die Hand, welche schreibt, wol aber die Schrift an der Wand erscheinen, und zwar in ungeheurer Größe und mit einem Glanz, wie wenn ein Blitz darüber hinzückte, dessen brennendes Feuer nachblieb. Dazu fügt er das Gewaltige der Architektur, den ungeheuern Maßstab und die verschlingende Tiefe der königlichen Halle. Er vertieft diese imposante Halle durch nächtliches Dunkel und verhindert so, daß sie nicht ermessen werden kann. Es kommt hinzu, daß ein ungeheurer Thurm, in die Wolken hinaufgebaut, der uns durch die Wirkung des fernen Blitzes sichtbar wird, grimmig über die offene Halle hineinblickt. Welch ein Contrast zwischen diesem Gemälde, wo das Licht von einer Schrift, die im Feuer des Blitzes nachbrennt, ausgeht, und jenem in der dresdner Galerie, wo es von dem neugeborenen Christkindlein sanft ausströmt! Möchte Martin, der bisher nur sein eigner Lehrer gewesen ist, auch Tizian, Vandyk und Velasquez nicht unbenutzt lassen, zu welcher tadellosen Meisterschaft würde er sich dann erheben! Mängel, die man noch in der Führung des Pinsels, in der Färbung und im physiognomischen Ausdruck bemerkt, und die manche Kritiker scharf aufstechen, würden dann verschwinden und das Wohlgefallen an Martin's Werken ein vollkommnes werden. 6.

Asträa, Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1830. Herausgegeben von Fr. von Sydow. Fünfter Jahrgang. Ilmenau, Voigt. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Herr v. Sydow hat, es ist nicht zu leugnen, das ernstliche Streben, seiner „Asträa" immer mehr Vollkommenheit zu verleihen. Auch in diesem Jahrgange sind davon Spuren zu entdecken, und so steht wol zu hoffen, die kleine Schrift werde wißbegierige junge Maurer und neugierige Nichtmaurer genug zu Lesern finden, um sich zu erhalten. Unter den 10 Mittheilungen verschiedenartigen Inhalts, doch eines Zweckes, hat uns Nr. 1: „Der Johannistag", am besten, am wenigsten dagegen Nr. 10: „Uebersicht der vom Jahre 1737—1827 errichteten, noch bestehenden und eingegangenen Freimaurerlogen des deutschen Logenverbandes", gefallen. Nr. 1 enthält den maurerischen Lebensabschnitt eines jungen, geist- und gemüthvollen Mannes, der, als Assessor bei einer Regierung angestellt, durch ein Gespräch, das er zufällig anhört, bewogen wird, sich in der Loge seines Wohnorts aufnehmen zu lassen. Er findet die gesuchte Befriedigung in vollem Maße, und um so mehr, als verschiedene seiner Collegen Maurer sind, zu denen er hierdurch im Geschäfts- wie im geselligen Leben in ein näheres Verhältniß tritt. Der Befreiungskrieg bricht los, und unser Fedor Werthmann geht natürlich mit, zeichnet sich aus, lernt manchen Bruder kennen und auch — eine Schwester, die er zu seiner Gattin erwählt, und so verlassen wir ihn denn nach geschlossenem Frieden, glücklich vermählt, zuletzt in der reizenden Umgebung von D* auf seinem friedlichen Landsitze als Hofrath. So einfach, ja unbedeutend diese Grundlage der Novelle — denn so ist „Der Johannistag" benannt — erscheint, hat der Verf. ihr doch eine ganz angenehme Form zu geben gewußt, und hierdurch und dadurch, daß sie sich fast allein im maurerischen Kreise bewegt, erfüllt sie ihren Zweck, obwol keineswegs zu leugnen sein möchte, daß mit wenigen Mitteln hier weit Besseres geleistet werden konnte. Nr. 10 konnte, nach Ref. Ansicht, in dieser Gestalt lieber wegbleiben, denn man sieht nicht recht ab, was damit anzufangen sei. Hätte der Herausgeber sich vor allen Dingen dazu erst ein logisches Netz entworfen, als Hauptrubriken und coordinirt die großen Logen Europas aufgestellt, mit der ältesten zu London angefangen und sie so nach ihrer Errichtung folgen lassen, unter diese einzelnen Großlogen nur als Divisionen, wohin sie gehörten, die Provinziallogen und vielleicht die Schottenlogen gesetzt, endlich als Subdivision, mit gleicher Berücksichtigung, die Johannislogen (überall, nebenbei bemerkt, welche zu arbeiten aufgehört haben): so wäre es eine erfreuliche Uebersicht geworden; allein, dem ist nicht so, sondern gegentheils ohne Rücksicht, selbst fehlerhaft sind Logen, Systeme u. s. w. durcheinander aufgeführt, blos nach der Errichtungszeit, die hier niemals allein vorherrschen mußte. Die zwischen Nr. 1 u. 10 liegenden Abhandlungen und Gedichte zu beurtheilen, gestattet uns der beschränkte Raum nicht, wir verweisen die Leser deshalb auf sie selbst und fügen nur schlüßlich hinzu, daß, im Ganzen genommen, wie wir schon im Eingange erklärten, ein Streben nach Vervollkommnung der „Asträa" sichtbar ist. 50.

Beiträge zur Geschichte des Kriegs in den Jahren 1814 und 1815, besonders in Bezug auf die norddeutschen Bundestruppen, von Franz Freiherrn von Soden. Nürnberg, Monath und Kußler. 1829. 8. 8 Gr.

Nach der Meinung des Vorredners oder Herausgebers, Graf Julius von Soden, hat der Verf. durch diese Schrift sich um die Geschichte sowie um sein Vaterland bleibendes Verdienst erworben, und die Beiträge enthalten „allergrößtentheils bis jetzt ganz unbekannte Thatsachen". Die erste Behauptung lassen wir gern auf sich beruhen; was aber die ganz unbekannten Thatsachen betrifft, so haben wir in diese Kategorie gehörend nichts gefunden, als daß man bei einem Balle in Arenswalde einen beißenden Staub in den Tanzsal gestreut, daß der Verf. an dem Feldzuge von 1814 keinen unmittelbaren Antheil genommen, weil er zum Rekrutenexerciren in Brüssel zurückbleiben mußte, und daß dort eine auf dem Königsplatze befohlene Kirchenparade wegen Regenwetter abbestellt werden mußte. In dem Feldzuge von 1815 hatte der Verf. zwar mehr Glück, indem er den Unternehmungen des sogenannten norddeutschen Bundescorps beiwohnte; allein einerseits waren diese nicht allzu erheblich, andererseits kennt man sie schon hinlänglich. Ref. wenigstens hat hier keine einzige neue Thatsache aufgefunden, welche einen Platz in der Kriegsgeschichte finden dürfte. 14.

Literarische Notiz.

Es bleibt noch immer eine etwas ungewöhnliche Erscheinung, daß englische, französische, italienische Gelehrte auf deutsche Kritik Rücksicht nehmen. Daher verdient es wol bemerkt zu werden, daß in der italienischen Monatsschrift „La Farfalla", welche in Mailand erscheint, und zwar im Juniusheft 1829, eine von Professor Witte verfaßte, im Februarstück der „Blätter für liter. Unterhaltung" von 1828 sich befindende Anzeige der „Verlobten" von Manzoni, in einem, „Giudizio di un letterato tedesco" betitelten Aufsatz nicht nur ehrenvoll erwähnt, sondern auch zum Theil in wörtlicher Uebersetzung ins Italienische mitgetheilt, und mit weitläufigen, Manzoni gegen den deutschen Kritiker in Schutz nehmenden Noten begleitet wird. Nur läßt sich dabei die alte Klage wiederholen, daß die Ausländer häufig den deutschen Ausdruck nicht ganz verstehen, und daher wol wie Don Quixote gegen Windmühlen kämpfen. So ist z. B. das deutsche „durch halbe Bände" durch „per la metà dell' opera" nicht richtig, und vollends die Worte „in echter Weiblichkeit" durch „nel suo carattere di genuina femminil debolezza" ganz falsch wiedergegeben. 71.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1830.

Theotima, oder Harfenstimmen in Sion. Vom Herausgeber der Theomela. Leipzig, Brockhaus. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Um uns in der Kirche zu erbauen, müssen wir schon eine Kirche in unserm Herzen mitbringen, und um uns an religiösen Gedichten zu erlaben, müssen wir religiösen Sinn haben und uns schon vorher in die rechte Stimmung versetzen. Ebenso darf der Beurtheiler oder Leser solcher Gedichte nicht Schultheolog, Rationalist oder Supranaturalist sein, sonst wird er überall Anstoß nehmen und überall den Genuß stören. Wer religiösen Sinn hat, der wird ihn durch Theotima's Harfenstimmen erweckt fühlen, und wer nicht durch theologische Schulweisheit befangen ist, der wird sie ohne Anstoß lesen und durch Lesen sich erquicken. In der Poesie, deren Muse Siona ist, schaut die Wahrheit hinter dem Bilde hervor, und das Bild ist in ihr wesentlich; da will nicht der Verstand belehrt, sondern die Einbildungskraft gehoben und das Herz erwärmt sein. Auch das thut „Theotima". Sie variirt den Gedanken: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Das an der Spitze der ganzen Sammlung stehende Gedicht: „Theotima von der Offenbarung der unendlichen Liebe" betrachten wir als das Hauptthema, und wie schön es der Verf. variirt, finden wir S. 50: „Der Allliebende oder die Allbelebung", welches beginnt:

> Lange sann der weltlich Weise,
> Erd' und Meer und Sternenkreise
>   Fragend: was ist Gott?
> Bis in Offenbarungsklarheit
> Allbeseligend die Wahrheit
>   Sprach: die Lieb' ist Gott!

Wir finden hier Spuren religiöser Tiefe, wie sie in Paul Gerhard's Gemüthe war; Innigkeit und Hingebung, wie sie der sanfte Gellert hatte; musikalisches Gefühl und musikalische Sprache, wie sie aus Novalis klang, und selbst etwas von Klopstock's Erhabenheit. Vermissen wir in diesen Harfenstimmen jene scharfbegrenzte Eigenthümlichkeit, wie sie jeder der hier genannten Männer in seinen Gedichten für die Verherrlichung des Christenthums zeigte, so entschädigt uns „Theotima" durch ihre genaue Bekanntschaft mit der heiligen Urkunde des Christenthums, durch den richtigen Takt in der Wahl der belehrendsten, ermunterndsten und erhabensten Stellen, durch ihr Festhalten an derselben, wodurch die Gedichte Ton und Farbe bekommen, und durch die sinnige Darstellung der aus ihr und nur aus ihr gewählten Bilder. Die Vorworte von S. x—xlii enthalten fromme, zum Theil höchst geistreiche Aphotismen, die wir, da sie nicht an Reim und Rhythmus gebunden sind, mit Jean Paul Streckverse nennen möchten, und von denen wir uns nicht enthalten können, hier einige der vorzüglichsten mitzutheilen. S. xxii: „Berühre Niemand das Heilige mit ungeweihter Hand; denn der lautere Blitz seines Himmels zerschmettert jeden irdischen Gegenstand" (Offenb. 5, 5). S. xxiii: „„Die Zeit ist eine Thräne der Ewigkeit"", die sie aber um uns weinte, damit diese Thräne uns ein unversiegbarer Born unendlicher Seligkeit würde". S. xxviii: „O Gedanke des Heils! Gedanke, den alle Gedanken nicht ausdenken können, der aber alle umfaßt: Gedanke des ewigen Lebens! ohne welchen alle andere nur Weh oder Wahn wären, denn es erschiene die schöne Flamme des Lebens — blos um ausgelöscht zu werden; es öffnete sich das Auge, nur um den Tod zu sehen, indem eine tausendjährige und eine Augenblicksfreude auf dem Maßstabe der Vermessung keine sonderlich vermeßbare oder nur unterscheidungswerthe Länge haben; und welches Herz wünschte wol diese oder jene gar zu fühlen — um darauf mit dem schwarzen, ihm zuletzt doch aufgedrückten Siegel des Todes ewig gestorben zu sein?—? Nein, du bist da, seelenerhebender Gedanke, du himmlischer Gesandte des Unendlichen, von dem nichts Endliches kommen kann, und zeugst von Ihm und deinem eignen, unvergänglichen Wesen, wie der Strom von seinem Urquell oder die Liebe von ihrem Herzen. Mit diesem göttlichen Verwandten, diesem himmlischen Freunde, der dir, o Hesperis, freundlicher ist und näher als alle Erdenfreunde, tröste dich in Trauer und freue dich in Freuden, und wenn dir alle Welt trübe wird und dunkel wie der wolkenthürmende Abend einer finstern Blitznacht, so wirf dich ihm gänzlich in die Arme, die einzig lindernden, und denke am Abend der Zeit nur an den Morgen der Ewigkeit". S. xxxiv: „Was hilft dem Hochweisen ein Wissen

bis auf den geringsten Pflanzenkeim, wenn er, wie ein zweiter Salomo, entweder der göttlichen Liebe uneingedenk oder gar unkundig, sich von den Philistertöchtern der Sophistik und des Eigendünkels zu ihrem Götzendienst herabwürdigen läßt?—?" Endlich S. xxxv: „Blühende Reiche zu begründen, neue Welten zu entdecken, unsterbliche Heldenlieder zu singen, wie hoch und herrlich ist das Alles! Aber höher und herrlicher ist es, von den Blumensternchen der Aue über die Sternenblumen des Himmels reinen Herzens hinaufzuschauen und zu denken den größten Gedanken: Gott ist die Liebe! und dann, im seligsten der Gefühle, unter seinen Blumen und Sternen anbetend, niederzuknien und Eines Geistes zu werden mit Ihm!" Ein Nachwort unter dem Titel: „Worte des Lebens", reiht Aussprüche aus dem alten wie aus dem neuen Bunde wie Perlen auf Schnüre, und commentirt nicht ohne Salbung über dieselben, und wir irren wol schwerlich, wenn wir Vor- wie Nachworte als ursprüngliche Elemente nennen, aus denen die Verse späterhin entstanden und gebildet wurden. Zehn bis zwölf Gedichte sind mehr oder weniger Umbildungen einiger Lieder von Zinzendorf, Tersteegen, G. Arnold u. A., und S. 46 findet sich auch unter dem Titel: „Namen des Ewigen", eine Blumenlese aus „Zend-Avesta". Wir wundern uns, daß der Verf. nach diesen fernen Blüten langte, da er in seinem eignen Garten so duftige zog und ziehen kann, und, offen gestanden, haben uns auch die Fremdlinge, hat man auch ihre Kleidung etwas geändert, sich doch als solche auf eine minder angenehme Weise uns kundgegeben. Unter den kleinen Gedichten, die sich zur Art und Weise des griechischen Epigramms hinneigen, sind Bilder und Gedanken, die sich recht warm und innig ans Herz legen. Als trefflich nennen wir „Das Passahlamm" und „Das Abendmahl", worin zugleich das letzte Gebet Jesu für seine Jünger, wie es Johannes uns bewahrt hat, eingewebt ist; ferner S. 166: „Freuden des ewigen Friedens", welches beginnt: „Einst ruht die Seel' in Jesu Armen u. s. w.", wie denn überhaupt die Lieder am Ende des Buchs den ersten weit vorzuziehen sind. Finden wir nun Stellen, die an fremde Vorbilder unerfreulich mahnen und die in der That dem Geiste des Verfs. fern liegen, und die, wie S. 137, so lauten:

So bin ich Dein, o Schönster aller Schönen!
Du, Salomo der Seelen, hast gesiegt!
Dein Seelenblick, den Gnad' und Gottheit krönen,
Macht, daß mein Herz zu deinen Füßen liegt.
In diesem sel'gen Frieden
Bewahre mich hienieden,
Und dir getreu, wie deine Lieb' es fügt! u. s. w.

so sollte man auf mystisches Geklingel und Ueberschwang schwächlicher Gefühlchen schließen, wie sie in einem jetzt vielverbreiteten Coetus wuchern; doch, Gott sei Dank! das ist hier nicht der Fall; in des Verfs. Innern ist es zu klar, als daß er sich oft so verirren sollte, und dann finden wir dagegen wieder so herzige, innige Lieder, die augenblicklich das beleidigte Gefühl besänftigen, wie sich S. 88 ein solches findet, welches wir hier ganz als Probe mittheilen.

Einsam mit dem Einen.

Abendsonne, Blumenwiesen,
O, wie wohl ist hier dem Sinn,
Wenn mit Ihm ich einsam bin!
Recht hab' ich euch dann gepriesen.

Abendsonne, Blumenwiesen,
O, wie wohl ist hier dem Sinn!
Ich seh' nichts in euch als Diesen,
Den ich liebe, deß ich bin.

Was hier grünet, was sich reget,
Ist durch Ihn hervorgebracht;
Schönheit, Güte, Weisheit, Macht
Ist dem Kleinsten eingepräget.

Was hier grünet, was sich reget,
Ist durch ihn hervorgebracht,
Alles sich nach Ihm beweget,
Lobend Ihn in stiller Pracht.

Mittler! Dich allein zu finden,
Sitz' ich still und einsam hier,
Du allein genügest mir;
Hin mag alles Andre schwinden.

Mittler! Dich allein zu finden,
Sitz' ich still und einsam hier,
Um uns näher zu verbinden,
Hier in Deiner Blumenzier.

Dir, Erlöser, einsam leben,
Ist auch hier schon Seligkeit;
Alles, was die Welt mir beut,
Kann nur kurze Freude geben.

Dir, Erlöser, einsam leben,
Ist auch hier schon Seligkeit,
Dir für immer hingegeben,
Dir hin über Raum und Zeit.

Druck und Papier und das Aeußere überhaupt empfiehlt sich dem Leser. 56.

Geschichte von Würtemberg für das würtembergische Volk; geschrieben von Johann Gottfried Pahl. 4 Bändchen. Stuttgart, Löflund und Sohn. 1827—29. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Der wichtige Einfluß der Volksschriften auf die Bildung der untern Volksclassen wird zur Zeit von manchen Regierungen unsers deutschen Vaterlandes noch wenig berücksichtigt; denn noch immer erscheint eine Menge ausschließlich für das Volk verfaßter Schriften, deren abgeschmackter, widersinniger, nicht selten unsittlicher Inhalt die nachtheiligsten Folgen auf den Charakter und die Sitten des Volkes äußern muß, ohne daß die nachsichtigen Censoren, deren Strenge hier gerade am rechten Orte wäre, davon Kenntniß nehmen und sich ihrer Macht bedienen, um das gute bildsame Volk vor dem Wust von Aberglauben und Zoten zu bewahren. Um so mehr verdient es daher anerkannt zu werden, wenn Gelehrte von Einsicht und Fähigkeit darauf bedacht sind, durch zweckmäßig abgefaßte Bücher das Lesebedürfniß des Volks auf eine ansprechende Weise zu befriedigen. Ein passender Gegenstand dazu ist die vaterländische Geschichte, und sie durch einfache und faßliche Darstellung zum Gemeingut des Volks zu machen, eine würdige Aufgabe für den Schriftsteller. Da aber der Deutsche, außer dem allgemeinen deutschen Vaterlande, noch ein zweites besonderes hat, den Staat nämlich, dem er angehört, so bedarf er vor Allem eine Kenntniß der Geschichte desselben, und daher dürfen die Specialgeschichten unter den Volksschriften nicht fehlen. Die gegenwärtige ist für das würtembergische Volk bestimmt, und die 4 vorliegenden Bändchen enthalten die Geschichte Wür-

temberg bis zum Jahr 1700, die zufolge einer dem 4. Bändchen beigegebenen Anzeige in 2 noch folgenden Bändchen bis zu den neuesten Zeiten fortgeführt werden soll. Ergebnisse neuer Forschungen, Untersuchungen schwankender Angaben und Aufklärungen einzelner bis dahin dunkel gebliebener Thatsachen wird kein billiger Beurtheiler in einer Volksschrift zu finden erwarten; was aber mit Recht gefodert werden darf: zweckmäßige Auswahl und einsichtsvolle Anordnung des Stoffs, faßliche, anschauliche Darstellung und eine fließende, gewandte, stets dem Gegenstande angemessene Schreibart, das Alles ist in dieser Geschichte geliefert worden, die unbedenklich zu den bessern Volksbüchern gezählt werden kann und unter den Specialgeschichten deutscher Staaten einen ehrenwerthen Rang einnimmt. So viel im Allgemeinen; gehen wir genauer ins Einzelne, so finden wir Folgendes zu bemerken. Der erste Abschnitt mit der Ueberschrift: „Ansicht des Landes“, der aber auch eine Charakteristik des Volks enthält, athmet eine warme Liebe zum Vaterlande, die sich doch von Uebertreibung und Ungerechtigkeit gegen andere Staaten und Völker frei gehalten hat; nur dürfte der Vorwurf, daß der große Haufe zu geistiger Trägheit, roher Sitte, wucherischem Eigennutz, Völlerei und Unzucht, und die höhere Classe ebenso oft zu unmäßigem Streben nach Zerstreuung und Genuß, Verachtung der altväterlichen Sitte und gemeiner Selbstsucht geneigt sei, zu hart und in einem Volksbuche am wenigsten an der rechten Stelle sein. Dergleichen allgemein gehaltene Vorwürfe erbittern, ohne irgend einen Nutzen zu stiften; und schwerlich dürfte erwiesen werden können, daß bei den Würtembergern die genannten Laster mehr im Schwange gehen, als bei den Baiern, Franken, Rheinländern u. a. Die Abschnitte von 2—8, „Die Sueven“, „Die Alemannen“, „Die Franken“ u. s. w., die beinah die volle Hälfte des ersten Bändchens einnehmen, sind ein Ueberfluß, der in einer für das würtembergische Volk verfaßten Geschichte von Würtemberg füglich hätte wegbleiben können, ohne daß der Vollständigkeit des Ganzen dadurch Abbruch geschehen wäre. Auch bei der Aufzählung der vielen bereits im 12. Jahrhundert erloschenen Geschlechter und der längst aufgehobenen Klöster ist des Guten zu viel geschehen, da dergleichen Gegenstände für das Volk kein Interesse darbieten. Bei der im Ganzen fließenden Schreibart des Verfs. sind uns doch einige Nachlässigkeiten des Styls aufgefallen, wie unter Andern B. 2, S. 5, wo es heißt: „Sie (nämlich die Schlägler; der Verf. schreibt: Schiegler) ergaben sich der Gnade des Grafen, welche in Demuth, an ihrer Spitze einherschreitend, die 3 Schläglerkönige, bei denen der Volkswitz, um das Kartenspiel voll zu machen, noch den Vierten vermißte — Wolf von Stain, Reinhard und Friedrich von Enzberg von ihm erflehten“. Daß die Gräfin Henriette von Würtemberg B. 2, S. 25, die „Dienstherrschaft“ und S. 26 die „Gebieterin des Grafen Friedrich von Zollern“ genannt wird, ist ein Misgriff, der uns bei der anderweitig so unzweideutig zu Tage gelegten gründlichen Geschichtskenntniß des Verfs. in Wahrheit überrascht hat. Wenn ein freier Reichsstand von einem andern Güter zu Lehen empfing, so wurde der Verleihende dadurch keineswegs die Herrschaft oder der Gebieter des Empfängers; sonst wäre oft genug ein Abt oder Graf der Gebieter des Kaisers gewesen, denn nicht selten nahmen selbst die Kaiser, öfter aber mächtige Fürsten von unbedeutenden Reichsständen Güter zu Lehen. Seiner Lehnsverhältnisse zu Würtemberg unbeschadet, blieb der Graf von Zollern immer ein unmittelbarer Reichsstand und der Gräfin von Würtemberg am Range völlig gleich.

Die Geschichte der neuern Zeit, von 1520 ab, ist in dem 3. und 4. Bändchen mit hinreichender Ausführlichkeit und mit sorgfältiger Auswahl des Stoffs erzählt. Mit Liebe hat der Verf. bei der Regierungsgeschichte des edeln Herzogs Christoph verweilt und (B. 3, S. 100—115) ein gelungenes Bild des vortrefflichen Fürsten entworfen, von welchem Kaiser Maximilian II., dessen Tod beklagend, sagte: „es hätte Deutschland dieses frommen, treuen, hochverständigen und vernünftigen Friedensfürsten noch lange bedurft“, und den noch gegenwärtig die Würtemberger als den größten Wohlthäter ihres Landes mit Ehrfurcht und Stolz den Ihrigen nennen. Die Einführung der Kirchenverbesserung, die Sitten- und Culturverhältnisse und der Zustand der Gelehrsamkeit in den verschiedenen Zeitaltern sind mit lobenswerthem Fleiße entwickelt, und die Verdienste nachgewiesen worden, die so viele ausgezeichnete würtembergische Gelehrte und Staatsmänner sich um ihr Vaterland erworben haben. Herzzerreißend ist die Darstellung der Leiden, die der dreißigjährige Krieg über Würtemberg brachte, und wol muß es Staunen erregen, wenn man vernimmt, daß Würtemberg, welches, damals kaum halb so groß als gegenwärtig, erweislich einen Verlust von beinah 119 Millionen Gulden erlitten hatte, in welchem 40,000 Morgen Weinberge, 248,000 Morgen Acker, 27,000 Morgen Wiesen wüste, und 8 Städte und 240 öffentliche, und 36,000 Privatgebäude in der Asche lagen, so schnell wiederhergestellt werden konnte, daß es die noch in demselben Jahrhundert folgenden schrecklichen Verheerungen der französischen Kriege und die überaus kostspieligen Hofhaltungen der Landesherren zu ertragen vermochte, ohne zu Grunde zu gehen. Nach aufmerksamer Durchlesung dieses, kleiner, leicht zu verbessernder Mängel ungeachtet, tüchtig ausgearbeiteten Werks kann Ref. nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß doch auch in andern deutschen Staaten Männer von Beruf sich der Abfassung ähnlicher Volksgeschichten unterziehen mögen, da der Nutzen derselben so entschieden ist. 31.

Das Jahrhundert Ludwigs XIV.

Jedermann kennt die große Abneigung der neuen französischen Literaturschule, die sich besonders den „Globe“ zum Sprachsaal gewählt hat, gegen die Männer des sogenannten großen Jahrhunderts. Bei dieser Erscheinung ist nicht uninteressant, was ein Zeitgenosse von jenen Herren berichtet, die allzu lange als Heroen in und außer Frankreich gegolten haben. So berichtet Duclos in seinen Memoiren:

„Ich habe mehre Männer gekannt, die mit den beiden Corneille umgegangen waren. Alle urtheilten sehr günstig über sie. Mit Boileau und Racine war dies nicht der Fall. Sie mögen als Dichter Verdienste haben. Der Umgang mit ihnen war aber sehr unangenehm. Mit Boileau konnte man von nichts reden als von ihm selbst. Darum sagte er auch ganz keck: „Ich kenne nur 3 Genies in unserm Jahrhundert: Corneille, Molière und mich“. Racine war nach seiner Meinung nur ein bel esprit, der von ihm gelernt hatte, Verse zu machen, dem es aber schwer damit werde. Welcher Dünkel! Wol Niemand wird Boileau Männern gleichstellen wie Molière und Corneille, oder ihn über Racine setzen. Er hat sich um Sprache, Ausdruck, Geschmack und Versification verdient gemacht, sein „Lutrin“ und seine „Art poétique“ werden immer mit Nutzen gelesen werden. Aber darauf beschränkt sich auch sein Verdienst; Racine aber hat seine Tragödien so wenig von ihm gelernt, wie Quinault — den er so herabsetzte — seine Opern. Von Lafontaine sagt Boileau gar nichts und von Molière zu wenig, denn ihm ist doch noch kein Moderner gleichgekommen. Boileau war ein launiger, galliger und neidischer Mensch. Eines Tages sagte er zu Fréret: „Junger Mann, man muß auf den Ruhm bedacht sein; ich habe ihn immer vor Augen gehabt, und nie hörte ich Jemanden loben, wäre es auch nur ein Schuster gewesen, ohne neidisch zu werden“. — Racine war in gar vieler Beziehung von Boileau, der sich für seinen Lehrer ausgab, verschieden. Er ließ ihm seinen eitlen Wahn, denn er konnte sich wol denken, daß das Publicum anders urtheile. Dadurch meinte er sich einen rühmenden Freund zu erhalten, dessen Stimme viel galt. Denn auch Rousseau verschmähte bei

allem Verdienst gewisse Mittel nicht, um zu Ansehen zu kommen. Er hat dadurch seinen Ruhm nicht erhöht, wol aber seinem Rufe geschadet. Er war von Haus aus sehr beissend, und hätte diesem Hange auch gegen Boileau nachgegeben, wenn er von ihm nicht das Gleiche gefürchtet. Demungeachtet sagte dieser, Racine sei noch boshafter denn er selbst. Racine war im Umgange sehr höflich, gezwungen mit seines Gleichen und affectirte Vertraulichkeit mit Großen, wenn sie es erlaubten. Seine besondere literarische Berührung beschränkte sich auf Boileau, Molière und Lafontaine. Die beiden Erstern schonte er gar sehr, denn sie waren gut beim König angeschrieben; den wackern, edlen Lafontaine behandelte er dagegen sehr obenhin und nachlässig. Und der einfache Mann war gut genug, es zu ertragen, oder zu thun, als bemerke er es nicht. Molière wurde einmal so ungehalten über Racine's und Boileau's schlechte Witze in Beziehung auf Lafontaine, daß er ihnen sagte: „Unsere Schöngeister mögen sich aufblasen und auf Stelzen stellen, so viel sie wollen, sie werden den guten Mann doch nie erreichen". Der Abbé Saint-Réal, bekanntlich ein sehr unterrichteter Mann, kam einmal von einem Gespräch mit Racine und Boileau, wo diese auf ihre gewöhnliche Art recht aufgeschnitten hatten. Gleich darauf traf er mit Thomas Corneille und Fontenelle zusammen und sagte zu ihnen: „Ich will bei Ihnen ausruhen und Athem schöpfen, denn ich war eben mit Racine und Boileau zusammen, mit denen man von nichts reden kann, als von ihren eignen Versen". — Alle haben heutzutage ihre angewiesene Stelle. Molière hatte gewiß von allen Schriftstellern seiner Zeit am meisten Philosophie. Was auch Boileau sagen mag, den Verf. des „Misanthrope" findet man mehr und weniger in allen seinen Stücken. Boileau wird durch seine Verse (!) immer ein guter classischer Schriftsteller bleiben. So lange er lebte, stellte man ihn zu hoch, jetzt vielleicht zu tief. Sagte doch Marmontel schon von ihm:

> Boileau copie, on dirait qu'il invente.
> Comme un miroir il a tout répété
> Sans feu, sans verve et sans fécondité etc.

Racine's Ruhm hat nach seinem Tode zugenommen und wird sich erhalten. Lafontaine ist jedoch von Allen der Eigenthümlichste, und es wäre schwer, ihn in irgend eine Sprache zu übersetzen. Wiewol reizende Einfalt der Hauptzug seines literarischen Charakters ist, fehlt es ihm doch auch nicht an tiefen Ideen und wahrer Poesie. Im Leben war er voll Bescheidenheit und ohne alle Anmaßung. Es war seine ernstliche Herzensmeinung, wenn er sich unter Die stellte, von denen er manchen Gegenstand und manchen Zug entlehnt hat: Aesop, Phädrus und Boccaz. Darum sagte auch Fontenelle, der ihn sehr schätzte und liebte, eines Tages zu ihm: „Schweig doch still, Du bist ja nur ein Tropf, der mehr Geist hat, als sie Alle". 17.

Four years in Southern Africa. By *Cowper Rose*. London, 1829.

Der Geograph und Statistiker wird wenig in dieser Schrift finden, was seine Kenntnisse von Südafrika förderte oder berichtigte; der Verf. beabsichtigte dies aber auch nicht: er wollte mit der Erzählung seiner Reise und Reiseabenteuer nur unterhalten. Diesen Zweck hat er vollkommen erreicht; seine Beschreibungen von afrikanischen Landschaften, seine Schilderungen der dortigen Sitten und Gebräuche, seine Anekdoten und Charakterskizzen sind äußerst lebendig und interessant, sodaß man einen Roman zu lesen glaubt.

Ein Paar Auszüge zur Probe werden das ausgesprochene Urtheil bestätigen:

„Viele Colonisten (auf dem Cap) haben mir versichert, daß die Buschmänner, sowol Männer als Frauen, bei Gewittern den Donner mit Ausdrücken wie t'guzeri — t'gaunatsi (Zauberer, böser Geist) und dergl. zu schmähen und zugleich unter wüthigen Geberden mit ihren Schuhen oder andern Dingen, die sie gerade bei der Hand haben, den Blitzen und Donnerschlägen, die über ihren Häuptern toben, zu drohen und Trotz zu bieten pflegen. Ich weiß nicht, ob dies wahr ist, denn ich habe nie Gelegenheit gehabt, mich selbst davon zu überzeugen; es liegt aber zu viel wilde Poesie darin, als daß ich die Erzählung für eine Erdichtung der Colonisten halten könnte. Man denke sich nur diese armseligen Zwerge von über- oder vielmehr untermenschlicher Häßlichkeit, wie sie vor ihren Hölen stehen, auf den tobenden Sturm und die dunkeln, langsam heranschwebenden Wolkenmassen achten, den Blitz, der aus dem Schoße des Wetters herabfährt, mit ohnmächtigen Drohungen empfangen und gegen den rollenden Donner, den das Echo durch alle Berge trägt, wilde Flüche schleudern!"

„Das Land der Kaffern leidet sehr häufig Mangel an Regen, und deshalb sterben aus vielen Stämmen, die von den Erzeugnissen des Bodens leben, in trockenen, dürren Jahren Hunderte den Hungertod. Zu solcher Zeit wird der Wahrsager, Regenmacher, Doctor — denn diese Drei sind eins — ein Mann von großem Ansehen und hoher Wichtigkeit; man schenkt ihm einige Ochsen, um ihn dadurch zu vermögen, regnen zu lassen. Er verspricht es; in einer bestimmten Zeit sollen Wetterwolken erscheinen, ihren Schoß öffnen und die ausgetrocknete durstige Erde tränken. Trifft seine Vorhersagung nicht ein, so schiebt er die Schuld auf das ihm geschenkte Vieh, das zu dürr gewesen und dem Regengeiste nicht gefallen haben soll. Man bringt ihm größeres, fetteres, und der Prophet bestimmt wiederum eine Zeit, in welcher die Wünsche des Volks befriedigt werden sollen; verstreicht auch nun diese ohne Regen, so meint er, es könne nun weiter nichts helfen, als irgend ein Lieblingsochs des Häuptlings. Dieser will das verlangte Thier nicht geben und der Wettermann gewinnt immer mehr Zeit; endlich erhält er den Ochsen dennoch und er setzt einen neuen Termin. Jetzt ist der Doctor mit seinen Ausflüchten zu Ende, und regnet es in dem bestimmten Zeitpunkte nicht, so nennt er irgend eine Person, gewöhnlich Jemanden, der eine zahlreiche Viehheerde besitzt, dem er Schuld gibt, durch Zauberei den Regen verhindert zu haben; Beweise sind ebenso wenig vonnöthen, als Betheuerungen der Unschuld dem Unglücklichen helfen. Man schlingt Rieme um seine Hände und Füße, befestigt sie an Pfähle und bindet ihn so auf der Erde fest. Ist dies geschehen, so legt man ihm glühende Steine auf den Leib und in die Wunden Haufen schwarzer, giftiger Ameisen. Unter diesen unerträglichen Schmerzen sagt der Arme gern zu allen Fragen, welche man ihm vorlegt, ja, und wird darauf aufgefodert, das Zaubermittel, wodurch er das Unglück bewerkstelligt habe, herauszugeben. Er nennt etwas, eine Perlenschnur oder dergleichen, und wird dann entweder zu Tode gemartert oder als Bettler aus dem Stamme getrieben".

Die Gebräuche wilder Völker haben oft merkwürdige Aehnlichkeit; so erfahren wir aus dem vorliegenden Werke, daß die Eingeborenen, wenn sie einen todten Elefanten finden, mit abergläubiger Sorge versuchen, „sich von der Schuld an seinem Tode zu reinigen, indem sie ihm mit der größten Ernsthaftigkeit versichern, er wäre ganz zufällig, keineswegs absichtlich herbeigeführt worden". Um es ihm unmöglich zu machen, ihnen etwas zu Leide zu thun und ihm alle eingebildete Macht zu benehmen, schneiden sie den Rüssel ab und begraben ihn feierlich unter dem immerwährenden Ausrufe: „Der Elefant ist ein großer Herr und der Rüssel seine Hand". Auf ähnliche Art verbrennen die wilden Araber den Kopf der Hyäne, damit er keine bösen Zauberkräfte annehmen könne, und der amerikanische Wilde bestrebt sich, den Bär, den er erlegte, mit den schmeichelhaftesten Worten und Beileidsbezeigungen zu beruhigen und zu versöhnen. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 36. —— 5. Februar 1830.

Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, von Gustav Adolf Harald Stenzel. 2 Bände. Leipzig, Tauchnitz. 1827—28. Gr. 8. 5 Thlr.

Es ist keine hohle Recensentenredensart, wenn wir von vorliegendem Werke aussagen, daß demselben unter den neuern Werken für deutsche Geschichte, welche auf eignen Forschungen und kritischer Revision früherer beruhen, eine ausgezeichnete Stelle gebühre, und daß es sich namentlich auf eine höchst würdige Weise an Luden's „Geschichte des deutschen Volks" und an F. v. Raumer's „Hohenstaufen" anreihe, ja, bei aller Achtung, die wir vor Luden's und Raumer's Arbeiten haben, diesen sogar vorzuziehen sei. Vielleicht hätten wir letztere Behauptung unterdrücken sollen, weil wir sie hier auf keinen Fall beweisen können; was inzwischen Luden und Raumer betrifft, so wird diesen Beiden Niemand Studium und Gelehrsamkeit absprechen, aber man wird auch nicht behaupten wollen, daß eine tüchtige historische Kritik ihre Stärke sei. Nach welchen unhaltbaren Grundsätzen verfährt Luden nicht bei Benutzung der Quellen, und wie ungenau und flüchtig ist nicht Raumer dabei? Und darin gerade, in richtigen Grundsätzen der Kritik und in sorgfältiger Beobachtung derselben ist Stenzel Beiden in hohem Grade überlegen. Ob er es auch in historischer Darstellung sei, wird sich nur nach den Anfoderungen entscheiden lassen, welche man an dieselbe macht. Raumer's Styl ist fließender, leichter, aber auch flüchtiger, — Luden's rhetorischer, aber auch preciöser als Stenzel's. Stenzel's Styl ist im Ganzen einfach, gehalten, würdig, obwol er manchmal, ohne die Wahrheit zu beeinträchtigen, gewandter und anschaulicher sein könnte. Wir glauben, es sei Pflicht, immer aufs Neue zu wiederholen, daß der wahre historische Styl der sei, welcher, gleichweit entfernt von rhetorischem Prunken und Stolziren wie vom Conversationston der Memoirenschreiber, sich von der Sache selbst leiten, heben und tragen läßt. Jene Rhetorik, zu welcher uns immer noch das große, aber nichtsdestoweniger verwerfliche Beispiel Johannes v. Müller's verleitet, ist nicht minder unangemessen als die poetische Brühe, welche man neuerdings über geschichtliche Darstellungen auszugießen beliebt. Diese wie jene haben ihren Grund in subjectiven Erregungen des Gemüths und der Phantasie, und diese von der Historie entfernt zu halten, ist gegenwärtig um so höhere Pflicht, als ihnen nunmehr der historische Roman als dasjenige Gebiet angewiesen ist, auf welchem sie sich mit Fug und Recht und nach Herzenslust Luft machen dürfen. Aber deswegen brauchen wir und dürfen wir auch wiederum nicht zu solcher Dürre und Trockenheit der Darstellung herabsinken, welche Schlosser'n eine Zeit lang als Ideal des historischen Styls vorschwebte, von dem derselbe sich aber neuerdings immer entschiedener lossagt. Denn diese Dürre und Trockenheit ist ebenso unhistorisch als die poetische und rhetorische Exaltation, sofern diese wie jene als Grundton gewählt wird. Vielmehr fließt die Geschichte wie ein Strom dahin, der brauset und schäumt, wenn er eingeengt wird und über Felsen gleitet, der gleichmäßig und rasch vorüberrauscht, wenn ihm ein freier Lauf durch offene, sinkende Thäler vergönnt ist, der bis zum Stillstehen ruhig geht, wenn er in weite Flächen geräth und in Seen sich ausbreitet; und dieser Wechsel des Flusses der Historie wiederholt sich unendlich oft, und wie er wechselt, müssen wir seiner Bewegung folgen. So ist der Styl des Historikers freilich der allerschwerste, weil er weder poetisch noch rhetorisch, noch trocken prosaisch, sondern, nach Bedarf, das Eine wie das Andere sein, oft sogar den lyrischen, dramatischen oder epischen Charakter annehmen muß. Der epische dürfte ihm zu einer Art von Vorbild dienen können, weil derselbe den lyrischen und dramatischen bereits auf angemessene Weise in sich aufzunehmen verstanden hat. Auch im Großen der Darstellung, in der Composition, oder, wenn man sich lieber so ausdrücken will, in dem Architektonischen ist das Epos, oder sind vielmehr ineinandergeflochtene epische Kreise für die Historie ein passendes Vorbild. Wie dort, so muß auch hier der chronologische Verlauf der Begebenheiten durch episodisch vorgreifende oder nachtragende Gruppirung des an Geist und Bedeutung Verwandten unterbrochen, belebt, ja, ganz eigentlich die Wahrheit des Lebens selbst hergestellt werden, die durch die blos annalistische Form oft genug gänzlich zerstört wird. Auch in dieser Kunst des Historikers scheint uns Hr. Prof.

Stenzel äußerst glücklich gewesen zu sein und dieselbe vornehmlich bei der Einfügung sitten-, rechts- und culturgeschichtlicher Uebersichten bewährt zu haben. So eröffnet er seine Geschichte, die mit Konrads II. Wahl beginnt, mit einer Darstellung der Lage des Reichs, der Interessen und Verhältnisse der Bischöfe, Herzoge, Markgrafen, Pfalzgrafen und der Freien. Das Lehnswesen in Italien wird geschildert, ehe Konrad II. durch des Erzbischofs Heribert von Mailand Hochfahrenheit veranlaßt wird, Lehngesetze zu geben. Der Gottesfriede und Landfrieden in Deutschland unter Heinrich III. wird eingeleitet durch kurze Darstellung des Fehderechtes; und ebenso natürlich geht Heinrichs III. Maßregeln gegen die Kirche eine umständliche Schilderung ihrer Ausartung in Schisma, Simonie, ihrer Ansprüche auf Investitur, des Zustandes ihrer Geistlichkeit, der Klöster u. s. w. voran, welche zugleich das Thema ist, auf welche sich alle Variationen in den spätern Kämpfen zwischen Kirche und Reich zurückbeziehen. Daß nach Heinrichs III. Tode vom Ursprunge der Städte in Deutschland gesprochen wird, welche man gewöhnlich bei Heinrich I. abzuhandeln pflegt, könnte willkürlich erscheinen, ist aber bei näherer Betrachtung nichts weniger als dies. Was die Städte zu Städten machte, was ihnen Bedeutung in der deutschen Geschichte gibt, die Neubelebung und Neugestaltung des Bürgerthums, dadurch, daß sie Mittelpunkte oder doch Stationen des mittelalterlichen Handels und Verkehrs wurden, wodurch es ihnen denn auch gelang, eine Stelle zwischen Fürsten und Kaiser auf der einen, und zwischen Adel und Freien auf der andern Seite zu behaupten: diese Bedeutung der Städte fängt in der That erst unter dem vierten Heinrich an hervorzutreten, und ist selbst unter diesem noch so wenig erkannt und begriffen, daß derselbe kaum auf den Gedanken kam, sich ihrer als einer Stütze zu bedienen, die, recht genutzt, im Stande gewesen wäre, ihm eine ehrfurchtgebietende Stellung zu sichern. Mit ebenso richtigem Takt reiht Hr. Prof. Stenzel die Nachrichten vom Zustande der Wissenschaften, Schulen, Künste da ein, wo Erzbischof Adalbert von Bremen zuerst hervortritt, ein Mann, der in der That Alles in sich vereinigte, was damals wissenschaftliche und künstlerische (ästhetische), überhaupt Geistesbildung genannt zu werden verdiente. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Beispiele des Angemessenen erschöpfen wollten. Was die Anordnung des Ganzen als eines solchen und das Verhältniß angeht, in welchem die einzelnen Partien zu einander gestellt und behandelt sind, so spricht auch hierin des Verfassers architektonisches Talent sich aus. Den Höhe- und Mittelpunkt bildet natürlich Gregor VII. und Heinrich IV. Bei Entwickelung des Charakters und des Verhältnisses Beider zu einander, wie zu ihrer Zeit, wird man es mit Anerkennung und Dank inne, auf wie genauen, selbständigen Forschungen dieselbe beruht, und mit welcher Umsicht und welchem Scharfblick der Verfasser sich des gewonnenen Stoffes zu bemächtigen und ihn zur lichtvollen Gestaltung durchzuarbeiten verstanden hat. Man darf sagen, daß im Ganzen und Wesentlichen die Scylla und Charybdis mit vielem Glück vermieden ist, Gregor VII., um gerecht gegen ihn zu sein, weder herabzusetzen noch über ihn selbst hinauszuheben, welches Letztere bekanntlich Hrn. Prof. Voigt begegnet ist. Ebenso gerecht ist Hr. Prof. Stenzel gegen Heinrich IV., den man, Gregor gegenüber, nur zu oft als eine gar zu unbedeutende Personnage zu behandeln pflegt. Heinrich IV. ist zwar ein verdorbener, verkommener Mensch und König; aber es gelingt ihm dennoch, das Edle seiner menschlichen und königlichen Natur, die er gleichwol besitzt, mehr denn einmal hervortreten zu lassen, was ihm um so höher anzurechnen ist, als es jedes Mal einen kräftig errungenen Sieg über sich selbst verkündet. Indem wir die Würdigung des 2. Bandes, der lauter wissenschaftliche Erörterungen, Rechtfertigungen, namentlich eine meisterhafte Kritik der Quellenschriftsteller des Mittelalters, eine geläuterte Chronologie für den Zeitraum, und namentlich auch eine Beurtheilung der Art und Weise, wie Raumer bei der Quellenbenutzung verfahren, enthält, — indem wir die Würdigung aller dieser Gegenstände gänzlich den Geschichtforschern überlassen — können wir uns nicht versagen, die Schlußbetrachtung des Werkes herzusetzen, indem sie deutlich den Geist bezeichnet, in welchem Hr. Prof. Stenzel seinen Gegenstand und überhaupt die Geschichte behandelt.

Umfassen wir noch mit einem Blicke die Geschichte Deutschlands unter diesen Kaisern aus dem fränkischen Hause, im Verhältnisse zur Entwickelung der christlichen Welt im Mittelalter, so mag man nicht leugnen, daß die allgemeine Bewegung stärker und großartiger, die Anregung des Geistes gewaltiger geworden war als früher, und daß eine Masse neuerweckter Ideen bereits im Streite mit der rohen Kraft oft entscheidend in das Leben eingriff. Dieses Aufstreben des Geistes, welches in dem mächtigen Kampfe zwischen dem päpstlichen Stuhle und dem Kaiserthrone von beiden Seiten zuerst in Deutschland bestimmt hervortrat, kann als das Hauptergebniß der Geschichte des 11. Jahrhunderts angesehen werden, indem es die Bewegung und das Fortschreiten der folgenden Zeit begründete. Dieser Kampf zwischen Papst und Kaiser brachte beiderseitig eine so starke Reibung des Geistes hervor, daß er schon in Funken leuchtend und brennend sprühte und einen größern Kreis für ideale Bildung gewann. Außerdem ist es im Allgemeinen schwer, anzugeben, ob ein entscheidender Sieg des Kaisers oder des Papstes für die Menschheit vortheilhafter gewesen sein möchte. Beide wollten herrschen; auch hier war Anfangs eine sittliche Idee Grundlage der Macht und des Kampfes, sie verschwand nach und nach für Beide und die leeren Formen blieben übrig, nur noch hemmend für die weitere Entwickelung. — Betrachtet man den Uebermuth, den Leichtsinn und die Kühnheit Heinrichs IV. und die Herrschsucht Heinrichs V., so muß man Gregors Andenken feiern, der Deutschland und damit die andern Völker der Christenheit vor dem Verluste ihrer Freiheit bewahrte, indem er die physische Gewalt der Herrscher durch die Macht einer religiösen Meinung beschränkte; bedenkt man, daß er nicht minder herrschen wollte als der Kaiser, daß die päpstliche Macht auf den Stillstand der Entwickelung des menschlichen Geistes despotischer begründet wurde, als Tyrannen den Leib verderben konnten, so freuet man sich des Widerstandes, welchen die Heinriche und später die Friedriche für sich leisteten, weil sie dadurch die Fort-

schritte geistiger Knechtschaft hemmten; erwägt man endlich, wie schwer es ist, bei Kraft und Einsicht zum Herrschen nicht weiter zu gehen, als Recht ist, so beklagt man die Schwäche der menschlichen Natur und fodert zuerst sich zur Mäßigung auf. Der menschliche Geist sprengt doch endlich die Fesseln, welche ihn einengen, wenn sie nicht gelöst werden. Die von Menschenhänden gegründeten Throne stürzen ein, es herrscht nur der Geist, welcher in fortschreitender, eigner Entwickelung an der Spitze seiner Zeit steht, ihr nicht voreilt, nicht zurückbleibt. Dies ist die Aufgabe der Herren der Welt; für uns: vorwärts, vorwärts und vorwärts! — wohin? Wer wagts, den Schleier zu heben? Wird sind von gestern und öffnen erst kaum heute unsere Augen zur Betrachtung der Gottheit und der menschlichen Natur. 64.

Die Götter Nordens, episches Gedicht in 3 Büchern. Aus dem Dänischen des A. Oehlenschläger übertragen und mit einem mythologischen Wörterbuche versehen von Gustav Thormod Legis. Leipzig, Barth. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Beurtheilung dieses Werks hat ihre so großen Schwierigkeiten, daß wir uns gewissermaßen ganz unfähig dazu bekennen müssen. Den berühmten Verf. des Originals über die Götterlehre seiner Landesgenossen belehren, seine Auswahl aus dem wunderbaren Sagenkreis tadeln oder berichtigen zu wollen, würde schon einem in die nordischen Sprachen, in denen die Quellen dieser Mythen verfaßt sind, sehr Eingeweihten keine geringe Aufgabe sein. Wie vielmehr muß Rec. bekennen, daß er diesen Standpunkt nicht einzunehmen wagen darf, da er nicht eine jener Sprachen genügend versteht; aus demselben Grunde würde er das Verdienst des Uebersetzers auch nur sehr einseitig zu würdigen vermögen. Was bleibt ihm nun übrig? Einen Ueberblick des Ganzen zu geben? Der Leser wird sich wenig daran erfreuen, und der Ref. thäte damit nichts, als was schon durch das Buch selbst geschieht, welches den Inhalt der Mythen in einem kurzen Vorbericht zusammenfaßt. Er muß daher für diesmal den Gesichtspunkt, daß die Kritik belehrend und somit herausfodernd sein soll, ganz fallen lassen, und kann nur den untergeordnetern festhalten, daß sie die Leser auf die Erscheinungen aufmerksam zu machen hat. Dies geschieht aber niemals besser als durch eine Probe, ein geschickt gewähltes Bruchstück selbst: ich ergreife also diesen Ausweg, und glaube nicht unglücklich in der Wahl zu sein. Freyr, einer der Asen (Götter), faßt eine heftige Liebe zu der schönen Gerda, vom Stamme des fast scheußlichen, den Göttern feindlichen Riesen- oder Jothengeschlechts. Da es schwer ist, bei dem Kampf der Asen und Jothen die Gunst der schönen Gerda zu gewinnen, so sendet Freyr seinen listigen Boten Skirnir an die schöne Gerda als Brautwerber ab. Dieser hat sehr anziehende Reifeabenteuer zu bestehen; seinen Eingang in die Felsmauer, durch die er zu Gerda's Wohnung gelangt, gewinnt er sich durch die geschickte Auflösung höchst eigenthümlicher Räthsel. (Diese Stelle erinnert sehr an die griechische Mythe, gewissermaßen auch an Turandot.) Die schöne Gerda zeigt sich Anfangs sehr hochmüthig und verachtet die Werbung. Skirnir aber benimmt sich so gewandt, sagt ihr so viel Sinnvolles und Schönes, daß sie mildere Gesinnung gewinnt und endlich der Werbung ein halbes Gehör ertheilt, ja es duldet, daß Skirnir ihre Kammer betritt, um ein Geschenk von Freyr hineinzulegen. Welche List damit verknüpft ist, mag uns der Dichter nunmehr selbst sagen:

Jetzt trat er ein. Da stand nächst Gerda's Lager ein Becken,
Schön, aus Alabaster gebildet, auf silbernen Füßen,
Vollgefüllt mit Bergwasser auch. Drin die Jungfrau das Antlitz
Täglich und Kopf und Busen zu waschen pflegt, ehe zur Nachtruh
Sie sich begibt. Und sieh! nun eilig das goldene Trinkhorn
Skirnir ergriff und leert es aus in das Becken, und ebenso eilig,
Hocherfreut auch ob dem Gelingen, verließ er die Kammer.
Gerda nun (als Skirnir erquickt und selber zum Lager
Hingeführt war) vermocht ihre Neugier nicht zu beherrschen.
Hurtig flog sie zur Kammer, die Göttergabe aus Walhall
Zu besehen; doch sprach sie zuvor mit stolzer Verachtung:
„Wahrlich! Was kann es sein? Demanten, Gold und Rubinen?
Deren hab ich ja selbst nur zu viel; in unseren Klüften
Sind wir reicher daran als oben die Götter". Sie suchte,
Sucht immer mehr, und fand doch nichts. — Mit verspottendem Lachen
Fuhr sie nun fort: „Ich dacht' es wol, daß die Götter im Truge
Es noch weiter gebracht als die Jothen — hier zeigt es sich wieder!"
Und verdrießlich entkleidet' sie sich; löste eilig den Gürtel,
Riß von den Schultern den weißen Schleier und stand nun am Becken,
Das, von hellem Gefunkel beglänzt, die Holde erwartet.
Mit der Höhlung der Hand nun griff sie ins Becken, zu kühlen
Sich die Purpurwangen — und sieh! Freyr's liebliches Bildniß
Blickt aus dem Wasser sie an; ein Schrei — sie bebte zurücke,
Schlug vor den Busen die kleinen Hände und hüllte sich schamroth
In ihren Schleier ein. — — —

Es kann (sowie die Hexameter, in denen diese Erzählung vorgetragen wird) nichts Lieblicheres geben, als diesen sinnreichen Einfall, der noch mit poetischem Sinn ausgesponnen wird. Gerda sieht das Bild des Gottes, wird angezogen, bebt zurück, wird wieder und stärker gelockt, küßt endlich das Bild des Gottes, und es verschwindet auf dem gekräuselten Wasserspiegel, stellt sich aber, sobald die Welle wieder ruhig ist, in voller Lieblichkeit wieder her. Daß der Jungfrau Herz auf diese Art gewonnen wird, darf nicht erst bemerkt werden. Was weiter geschieht, so anziehend Vieles davon ist, wollen und müssen wir verschweigen; haben wir die Lust der Leser geweckt, sich weiter nach dem Buche umzuthun, so ist für diesmal unsere vollständige Absicht erreicht, und wir legen in dieser Hoffnung die Feder nieder. 47.

Die Mumie von Rotterdam. Novelle in 2 Theilen von Georg Döring. Frankfurt, Sauerländer. Gr. 12. 3 Thlr. 4 Gr.

Die humoristische Erzählung wird je länger, je seltener unter uns; das vorliegende Werk hat die Bestimmung, in diese Lücke einzutreten; allein, wie in fast allen irdischen Dingen, mischt sich des Schlechten und des Guten so viel in ihm, daß die kritische Wage ohne Ausschlag hin- und herschwankt. Wir haben schon an einer andern Stelle dieser Blätter die hervorstechenden Eigenschaften des Verfs. als Novellisten anzudeuten versucht; die gegenwärtige Novelle bestärkt uns in unserm dortigen Urtheil.*) Viel Phantasie, gute Diction, angemessene Sprache und ansprechende Situation, allein Mangel an begründeter, mit hinreichenden Motiven ausgestatteten Handlung, Mangel an Haltung in den Charakteren scheinen uns die unverkennbaren Züge seiner Erzählungen zu sein. Der Verf. erfindet mit Frivolität eine Fabel, unbekümmert um alles Motiv, das er gleichsam hinterher erst und im Lauf der Erzählung selbst seinen Personen anzudichten scheint. Daher, glauben wir, kommt das Ungenügende in diesem wesentlichen Theil seiner novellistischen Arbeiten, das Zerfallende und das Grundlose seiner Handlungen. Machen wir die Nutzanwendung hiervon auf die vorliegende Erzählung: wer kann hier mit dem Hauptthebel zufrieden sein, dessen der Verf. sich bedient, um seine Verwickelung hervorzubringen? Ein still und sittsam erzogenes Mädchen, das uns selbst von Natur ernst und etwas beschränkt geschildert wird, ruhig, ohne Leidenschaft und nie

---

*) Vgl. Beil. Nr. 7. D. Red.

aus dem Vaterhause gekommen, soll einem jungen, leichtsinnigen Menschen, den sie nicht einmal liebt, ohne Weiteres folgen, ihren Vater, ja Alles verlassen, weil jener ihr vorsagt, ihr Vater sei ein heimlicher Katholik. Nimmermehr! Ein solcher Schritt ist gegen Natur und Wahrscheinlichkeit, und hier mußten, wenn der Dichter es ernst mit seiner Arbeit nahm, ganz andere Motive aufgerufen werden. Ihre fromme Gouvernante soll ihr folgen? Ebenso wenig, denn den Tag darauf malt uns der Verf. diese als ein ganz anderes Wesen! Ja, Cornelius selbst, der personificirte Leichtsinn, scheint zu einem solchen Entwurf, wie er ihm hier angedichtet wird, ganz unfähig. So viel gegen die Haupthandlung, das dramatische Element der Erzählung. Das Humoristische darin ist nicht besser begründet. Was sollen wir überhaupt mit Gestalten, wie die des Professor Hazenbrok ist, anfangen? Wahrheit ist keine darin, und zur Caricatur sind sie wieder nicht excentrisch genug. Ist es denkbar, daß ein sonst vernünftiger Mensch wirklich die fixe Idee fasse, einen lebenden und angesehenen Kaufmann von Rotterdam zur ägyptischen Mumie umwandeln zu wollen, blos weil er mager ist? Daß er ihn verfolgt, um ihn bei Lebzeiten um seinen Leichnam zu betrügen? Die Idee hat dem Verf. gefallen, aber wie ist sie dem verständigen Leser eingänglich, plausibel, wahrscheinlich zu machen? Diese Kunst versteht der Verf. nicht. Was aber bleibt an einer Erzählung dieser Art übrig, wenn die leitenden Ideen derselben, sowie hier, in der Luft schweben, ohne Anhalt, ohne Anknüpfungspunkte an Natur und Wahrheit, ohne innere Haltung? Nebenpersonen und Schilderungen gelingen dem Verf. Es malt sich einiger Humor in der Scene, wo Philippentje rauchen lernen muß; Phantasie in den Kampfesscenen gegen die Spanier und Franzosen; Beobachtung in der Zeichnung der Gemüthszustände Clelia's; und Studium in der Aufstellung des historischen Hintergrundes, welcher die Kämpfe Hollands gegen Ludwig XIV. und seine Seesiege malt. Die Denkweise der Zeit ist gut wiedergegeben, der Capitain und seine Frau Beckje sind gelungene Gestalten, und die beiden Väter, mit ihrem kaufmännischen Dünkel, ihrer Eifersucht des Reichthums und ihrem Götzendienst des Geldes sind auch nicht mislungen. Alles dies bezeugt uns nur, was der Verf. vermöchte, wenn er mehr Nachdenken auf die Begründung seiner Haupthandlung, auf Wahrheit der Charaktere und Zusammenhang der Fabel mit der Wahrscheinlichkeit verwenden wollte, kurz, wenn er an die Leichtgläubigkeit des Lesers weniger starke Ansprüche machte. Die Landschaft ist untreu, wahrheitswidrig, unnatürlich; aber die Staffage darin ist gut. Farbe und Ton des Gemäldes, seine Sprache, hat ein Recht zu gefallen; doch das Ganze ist ein Räthsel ohne Lösung. Wäre der Verf. nichts weiter als ein gewöhnlicher Romanschreiber, so würden wir uns nicht die Mühe gegeben haben, ihm seine Fehler vorzuhalten, welche, da sie standhaft wiederkehren, nicht in Uebereilung, sondern in einem Mangel an Urtheil ihren Grund zu haben scheinen. Möge er sich von dem Satz durchdringen, daß ein schöngeistiges Werk dreierlei nöthig hat: einmal Wahrheit, zweitens Wahrheit und drittens Wahrheit; dann wird es ihm bei seinen übrigen achtenswerthen Eigenschaften leicht werden, das Ungewöhnliche und allgemein Befriedigende hervorzubringen. 25.

Die neueste literarische Arbeit des Neugriechen A. Korais.

Wir haben in Nr. 98 d. Bl. f. 1829 über die in einer Reihe von 20 und mehr Jahren erschienenen Früchte der literarischen Thätigkeit des ehrwürdigen A. Korais in Paris gesprochen und erwähnten auch da zuletzt der neuesten Arbeit desselben, des 1. Bandes der „Ἄτακτα“ (Paris, Eberart, 1828). Seitdem ist uns nun auch der 2. Band derselben (1829, ρκ', 430 Seiten Text), dem noch mehre folgen sollen, zugekommen. Wenn auch Das, was darin enthalten ist, außer den Prolegomenen, größtentheils einer frühern Zeit angehört, indem nämlich diese „Ἄτακτα“, namentlich der 2. Band, gelegentliche, die alte und neue griechische Sprache betreffende, besonders grammatikalische und lexikographische Bemerkungen, die K. nur für sich niedergeschrieben hatte, enthalten, so haben und behalten sie doch eben für die tiefere Kenntniß der alt- und neugriechischen Sprache einen großen Werth, um dessen willen sie auch von den Hellenisten vorzüglich beachtet zu werden verdienen. Der 2. Band der „Ἄτακτα“ enthält, wie dies auch schon der Beisatz auf dem Titel angibt, ein Δοκιμιον γλωσσογραφικης ὑλης (d. i. Probe eines Wörterbuchs der neugriech. Sprache), und in demselben schätzbare Beiträge zur Lexikographie der alten und neuen griechischen Sprache, wobei auch auf andere Sprachen, wie Lateinisch, Italienisch, Französisch, Deutsch und Englisch, Rücksicht genommen worden ist. Besonders legte Korais bei diesen lexikographischen Bemerkungen weniger bekannte griechische Gedichte aus der Zeit von dem 15. bis zum Anfange des 18. Jahrh., über welche er sich in der Vorrede näher erklärt, zum Grunde, und namentlich bezweckte er dabei fruchtbare Vergleichungen von Wörtern und Phrasen der neuern Sprache mit denen der alten, um auf diese Weise besonders bei den Neugriechen sowol die bessere und genauere Kenntniß des Altgriechischen, als die Reinigung und Veredlung des Neugriechischen durch das Altgriechische zu veranlassen und zu befördern. Was der eigentliche Begründer des wahren Reinigungssystems der gesprochenen neugriechischen Sprache bei dieser Gelegenheit (ιη'—λ') über diesen Gegenstand wiederholt ausspricht, verdient nicht blos von den Neugriechen beachtet zu werden — jetzt, nachdem auch Ausländer angefangen haben, eine Art von Studium aus der Beschäftigung mit dem Neugriechischen zu machen. — Der in reinem Neugriechischen geschriebene Dialog (λα'—ρκ'), der sich an frühere in den letzten von Korais besorgten Ausgaben befindliche Dialoge anschließt, ist voll der herrlichsten Gesinnungen und Rathschläge reiner, edler Vaterlandsliebe und der trefflichsten Aussprüche echtchristlicher Aufklärung. Könnten sie doch und möchten sie nur nicht unbeachtet bleiben! — Mehre indices erleichtern das Nachschlagen der reichhaltigen lexikographischen Notizen. Diesen selbst sollen ferner noch mehre Alphabete folgen. Mögen sie dies nur auch — bei dem hohen Alter des edlen Korais! 29.

Die französischen Fahrposten.

Da die französischen Fahrposten (voitures publiques) keine Staatsanstalt sind, so erscheinen Vorschriften zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit doppelt nöthig. Das neueste hierher gehörige Gesetz vom 16. Juli 1828 enthält unter Anderm Folgendes: Jeder muß über Umfang, Richtung, Art und Weise seiner Unternehmung, über Zahl und Preis der Plätze u. s. w. dem Präfecten oder Unterpräfecten genaue Anzeige machen und ihre Genehmigung einholen. Die Beschaffenheit und Tüchtigkeit der Wagen wird genau untersucht, die Breite der Achsen und Felgen, die Art der nächtlichen Erleuchtung, der Gebrauch der Hemmschuhe, die Art des Verpackens, die Höhe und das Gewicht des ganzen Wagens und des Gepäcks ist genau und mit sehr sorgfältiger Rücksicht auf die Sicherheit der Reisenden vorgeschrieben. Jeder Wagen hat seine Nummer und ein amtliches Zeichen. Im Innern ist die Zahl und der Preis der Plätze angegeben. Ueber die Reisenden und ihr Gepäcke werden genaue Listen geführt. Jeder Postillion muß wenigstens 16 Jahr alt und des Fahrens wohl kundig sein. 54.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1830.

Die staatsbürgerlichen Garantien, oder über die wirksamsten Mittel, Throne gegen Empörungen, und die Bürger in ihren Rechten zu sichern. An meinen Fürsten. Preisschrift von Hoffmann, auf- und herausgegeben von André. Erster Theil. Stuttgart, Cotta. 1828. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Preisaufgeber ist ein anerkannt ehrwürdiger, wohlmeinender und verständiger Mann, und Der, welchem er unter kaum 2 Bewerbern um einen aus seinen redlichen Ersparnissen geschöpften Preis von 100 Dukaten, diesen zuerkennen wollen, und gern 1000 zugewendet haben würde, wenn ihn die Beiträge des Publicums dazu unterstützt hätten, verleugnet in keiner Zeile den Freund monarchischer Staatsverfassung. Wie daher, nach Hr. A.'s Behauptung, die Prüfung der Theorien mit erfoderlicher Freiheit in Deutschland nicht wohl stattfinden könne, sondern nur in Frankreich und England, ist schwer zu begreifen. Denn ob der Angeber einer Staatseinrichtung ihr mit hinlänglichen Gründen der Vernunft und der Erfahrung das Wort geredet hat; ob seine Vorschläge zur Abwendung unleugbarer Uebel erschöpfend und anwendbar sind, kann ein Deutscher hoffentlich so ruhig, unbefangen und unverhohlen erwägen, als ein Ausländer, der ihn nicht an Einsicht und Erfahrung übertrifft, und, insofern diese Vorschläge in Deutschland ausgeführt werden sollen, vermöge seiner Kenntniß des Nationalgeistes und der bestehenden Verfassung, sogar richtiger. Eine solche Prüfung, die, um gerecht, bündig und überzeugend zu sein, zu einer Abhandlung werden müßte, erlaubt weder der Raum noch der Zweck dieser Blätter, die deshalb auf gelehrte Zeitschriften eines größern Umfangs verweisen, sich auf die Anzeige der Erscheinung des Buchs und auf einige Andeutungen beschränken müssen, die, was auch der Leser darüber entscheidet, flüchtiger Uebersicht hoffentlich nicht unwürdig sind. Wesentlich geschadet hat der Verf. dem Eindruck seiner Preisschrift, indem er sie blos auf monarchische Staaten erstreckt. Denn es ist zwar aus Gründen der Vernunft und der Erfahrung nachzuweisen, daß Misbrauch der Gewalt, Willkür und Misgriffe der Regierungen und Beamten die Rechte des Menschen und des Bürgers in Demokratien ebenso tief, ebenso unheilbar und ebenso häufig kränken können, vielleicht gekränkt haben, als in Monarchien; aber diese Wahrheit wird gerade in unsern Tagen am meisten verkannt, daher weder gerathen ist, sie stillschweigend vorauszusetzen, noch überflüssig, sie ans Herz zu legen. Liebe und Zuneigung werden erstickt, wo ihnen nichts als Verleumdung und Mistrauen begegnet; und einleuchtend wird manche Maßregel der Strenge, manche Versagung der Milde nur darum von wohlwollenden Regierungen ergriffen, weil sie die bittere Erfahrung machten, daß Freiheit und Schonung misbraucht wurden. Dadurch entfremdeten sie zum Theil die Herzen der Bessern. Aber haben die Bessern ihrerseits Alles gethan, um die Schlechtern zu zügeln? Erlaubte sich keiner von ihnen, offenkundige Vergehungen zu bezweifeln, zu beschönigen, wol gar zu bewundern? Hr. H. beginnt mit der kurzen Erzählung von 17 Empörungen gegen bestehende Regierungen, vom Anfange des 14. Jahrhunderts bis auf unsere Tage. Dem Geschichtskenner, dem kritischen Forscher dürfte nicht schwer fallen, einige seiner Angaben zu berichtigen, andere zu widerlegen. Glücklicherweise wird dadurch das Recht der Menschheit nicht entkräftet. Es bedarf keines geschichtlichen Beweises, daß bürgerliche Freiheit von der Staatsverwaltung nicht verletzt werden dürfe; daß Menschen sich nur darum mit Ueberzeugung und freiem Willen der Obhut anderer Menschen unterwerfen, weil sie ihre Person, ihr Eigenthum, ihr Gewissen geschützt wissen wollen; daß daher unparteiische Gerechtigkeit nach verbürgten Gesetzen niemals übertreten werden darf, ohne ihnen Befugniß zu ertheilen, sich gegen den Treubruch aufzulehnen. Daß dies nicht die einzige Triebfeder ihrer Widersetzlichkeit gewesen; daß auch unreine mitgewirkt, den augenblicklichen Ausbruch befördert, und schlechte Werkzeuge ihre Freilassung miterkämpft haben, wird jede genaue Untersuchung ergeben, so lange der Erdkreis nicht von vollkommenen Wesen bewohnt ist. Nur da Menschen unmittelbar von ihres Gleichen, nicht von untrüglichen Geistern geleitet werden, müssen wir uns darein schicken, auch in der vollkommensten irdischen Vereinbarung Fehler und Misgriffe wahrzunehmen. Unermüdete Annäherung zum großen Ziele der Wahrheit und des Rechts ist gemeinschaftliche Obliegenheit, wenn-

gleich dessen völlige Erreichung uns versagt bleibt. Unzählige Versuche jeder Art haben von jeher die größern und kleinern Staatsverbindungen beschäftigt, die Begriffe geläutert und zu einiger Verständigung geführt. Auch Deutschland ist darin nicht zurückgeblieben, und seine gebildeten Einsassen scheinen die aufsehende, berathende, richterliche und vollziehende Gewalt scharf gesondert, aber freundschaftlich und innig zum Wohl des Ganzen verbunden, als unentbehrliche Staatsbestandtheile anzuerkennen. Aber aus reinen Vernunftgründen und ohne alle gehässige Nebenblicke leuchtet ein, daß der Umfang, die Gelegenheit, die Zusammensetzung, das besondere geistige und physische Verhältniß des Staats jeder dieser vorgenannten Gewalten mehr oder minder Rechte einräumen muß; daß nicht Alles nach dem Muster einer Schule gemodelt werden; daß sich Gegenwart an Vergangenheit knüpfen, aber so wenig jedes von ihr verewigen darf, als sie befugt ist, der Zukunft vorzuschreiben. Auf Vernunftgründe gestützt, durch Erfahrung geleitet, ist so einstimmig als möglich die Ueberzeugung herrschend geworden, es sei wohlthätig, die Maßregeln der Regierung an Gesetze zu binden, welche nicht ohne Berathung und Einwilligung der Bürger erlassen werden. Dem widerspricht Hr. H. nicht, auch ist seine Vorliebe für den Monarchen anerkannt. Nur verwirft er jeden Einfluß großer Landeigenthümer, sogenannter Aristokraten und Optimaten, und glaubt das Wohl des Staats am besten geführt und dessen Oberhaupt vor allen Fehlgriffen am vollkommensten bewahrt, wenn das Volk durch freie Wahl dreier Reihen von Notabeln endlich Diejenigen ausmittelt, welche zu Staatsbedienungen taugen, und eine obere Behörde errichtet, die er Areopag nennt, ohne deren Zustimmung nichts ausgeführt werden darf. Eine solche Einrichtung zieht er nicht nur der unumschränkten Monarchie, sondern auch der ständischen und der bereits eingeführten repräsentativen vor. Die nähere Entwickelung derselben ist keines kurzen Auszugs fähig, wenn sie der an sich gedrängten und nie zum Ueberfluß wortreichen Darstellung eines wohlmeinenden Denkers nicht Unrecht thun, oder entstellen soll, was im Zusammenhange nachgelesen und nachgewogen werden muß. Doch ist Ref. der Wahrheitsliebe schuldig, zu bemerken, er vermöge nichts darin zu finden, was ihn überredet, damit sei für die Wohlfahrt des Staats besser gesorgt als in irgend einer Monarchie, die sich der Berathung und Theilnahme ihrer Landstände und Volksvertreter nicht entzieht. Etwas Dergleichen scheint dem Verf. selbst vorgeschwebt zu haben, da er am Schluß seines Werks dem Fürsten, an den es gerichtet ist, redlich aber fast unerwartet empfiehlt, das Joch der landständisch-repräsentativen Verfassung, an das ihn ein Vertrag gebunden, den Ueberfluß einer ersten Kammer, welchen die Zeit früh genug abschütteln werde, nicht eigenmächtig abzustreifen, und hinzusetzt, das Volk werde vollkommen zufrieden sein, wenn, in Ermangelung eines Areopags, der Fürst dieses Institut allein vertrete. Der unbedingten Preßfreiheit redet er zwar überall das Wort, sie erklärt er für das einzige Mittel, niemals fehlgeleitet zu werden, für das größte Heil der Menschheit; doch meint er, sei unbedenklich, den Beschluß des Bundestages in Ansehung der Einrichtung einer Censuranstalt buchstäblich zu befolgen, so bald der Fürst dem Censor im Voraus anbefehle, Alles ohne Widerrede drucken zu lassen. „Was Sie nach erbetener Erlaubniß bewilligen dürfen", sagt Hr. H. überaus bündig, „können Sie schon vorher gestatten". In welcher Schule der Staatsklugheit solche Sittenlehren sich ausgebildet, ergibt sich aus der zarten Zuneigung für Bonaparte und dessen Statthalter Montgelas, die bei jeder Gelegenheit hervortritt. Uebrigens muß man dem Verf. zugestehen, der Geist seines Standes wirkt nicht auf ihn. Er ist Oberappellationsrath in Zweibrücken, und hält dennoch dafür, ungelehrte, unerfahrene Mitglieder eines Geschworengerichts, jeder Aufwallung des Mitleids oder des Unwillens, jedem Vorurtheil des Augenblicks blosgestellt, könnten Criminalfälle ungleich geschickter, einsichtsvoller und untrüglicher beurtheilen, als ein unbescholtenes, aus bewährten und geübten Rechtsgelehrten zusammengesetztes Tribunal, das, durch seine gesetzliche Stellung im Staate gegen jede Einwirkung von oben oder unten möglichst gesichert, die gültigen Beweise der Schuld nicht nach eignem leidenschaftlichen Gefühl, sondern nach Vorschriften abwägt, die lange Erfahrung bewährt hat, keine Wahrscheinlichkeit, wie sehr sie sich ihm aufdringt, für Wahrheit annehmen darf, und seine Pflicht, seine Tauglichkeit und seine Ehre nicht nur vor dem Staat, sondern vor jedem Rechtskundigen zu verantworten hat. Etwas befremdlich klingt der fromme Wunsch S. 451, daß es keinen Stand der Geistlichen mehr geben möchte, den der Verf. für würdig erklärt, zum Zielpunkt der Politik genommen zu werden, damit er einst Realität erhalte. Damit stimmt der Vorschlag wohl zusammen, an dem Jahrestage einer geheimen Audienz, welche der Monarch dem knienden Präsidenten des Areopags, wo möglich unter freiem Himmel, vor den Augen des aus der Ferne jubelnden Volks, unter Glockengeläute ertheilt, und in welcher der ehrwürdige Greis seinem Fürsten, wenn dieser es verschuldet hat, im höchsten Vertrauen und mit geziemender Ehrfurcht den Kopf wäscht, doch ja keine Predigt halten, aber in allen Kirchen des Reichs, zu einer Stunde, nach der feierlichsten Stille, den Prediger die Worte sprechen zu lassen: „Gott berathe, segne, schütze den — Monarchen!" Wer endlich, wie wol zuweilen geschieht, das Werk früher durchgelesen hat als dessen Vorrede, den belohnt noch eine Ueberraschung der seltensten Art. Der Titel des Buchs sagt mit großen Buchstaben, der Verf. habe es an seinen Fürsten gerichtet, die ganze Abhandlung ist voll seines Lobes, und dieses Lob so fern von aller niedrigen Schmeichelei und Schranzung, so zuversichtlich, so traulich, so bieder, daß es den Leser ergreift und mitfortreißt; daß er nicht umhin kann, dem Lande und der Menschheit zum Dasein eines Fürsten Glück zu wün-

schen, der einen solchen Mann zu solchen Gesinnungen berechtigt, und diese unwillkürlich mit dem Sprecher zu theilen. Aber der Fürst, der vorläufig den Mangel des ganzen unübertrefflichen Areopags durch sich allein zu ersetzen vermag, ist gar nicht in der Welt, ist nie in der Welt gewesen, denn der Vorbericht erklärt ausdrücklich: „Die Ueberschrift an seinen Fürsten sei an kein lebendes Wesen gerichtet, sondern an ein Ideal, von der Phantasie des Verfassers empfangen und geboren, wie es die Personen sind, welche in den griechischen Briefe des „Hesperus" correspondiren". Ob eine solche Erklärung die Glaubwürdigkeit der vorgedachten Versicherung und der griechischen Correspondenz des „Hesperus" vermehrt, mag der geneigte Leser ermessen. Ein zweiter künftiger Theil soll Rechtfertigungen, Erläuterungen und specielle Warnungen enthalten, die in dem der Censur unterworfenen „Hesperus", für welchen diese Zeitschrift bestimmt und ursprünglich darin eingerückt ward, nicht wohl gesagt oder aufgenommen werden durften.

Des Herausgebers Einleitung ist überaus merkwürdig. Er erzählt, er habe 20 Jahr lang, unter wechselnden günstigen und ungünstigen Auspicien, in Oestreich zum Besten des Landes und der Menschheit durch Schriftstellerei zu wirken gestrebt und sich freiwillig das Klugheitsgesetz aufgelegt, Religion und Politik aus seinem Wirkungskreise zu verbannen. Bis 1820 sei ihm Das, unter Kaiser Franz, von dem er mit Verehrung und Begeisterung spricht, vollkommen gelungen. Da sei gut Leben in Oestreich, geistig und leiblich viel zu wirken gewesen. Seitdem habe sich, wider den Willen des hochherzigen Monarchen, das Blatt gewendet, und Hr. A.'s „Nationalkalender" auf 1826, von wenigstens 4 Censoren censirt und gebilligt, sei nach der Erscheinung weggenommen, wodurch dessen Verleger einen Schaden von mehr als 10,000 Gulden erlitten, und dessen Verf. um eine mehr als 10 Jahre lang vorbereitete Einnahme gekommen. So habe er aus Zartgefühl, das den Schutz des Monarchen nicht unablässig anrufen mögen, sich endlich entschlossen, sein zweites geliebtes Vaterland, eine zahlreiche Familie, Gönner und Freunde zu verlassen und nach Würtemberg auszuwandern. Als schreiendes Beispiel der Bedrückung führt er die Thatsache an: einem Staatsbürger sei durch alle richterliche Instanzen sein ganzes Vermögen von 30,000 Gulden abgesprochen worden, der habe sich an den Monarchen gewendet und dieser einem Mitgliede der letzten Spruch-Instanz Bericht darüber abgefodert. Solcher sei dahin ausgefallen, die Form wäre zwar beobachtet, das Unrecht aber offenbar, und durch alle Instanzen nur vermittelst Bestechung erlangt. Der Monarch habe den Rechtsfall der obersten Instanz zur Revision überwiesen und diese das erste Urtheil bestätigt, weil, wie der schon erwähnte rechtschaffene Berichterstatter offenherzig eingestanden: ein geringeres Uebel sei, daß der Einzelne zu Grunde gehe als der Credit der obersten Justiz-Instanz. Darauf habe der gerechte und großmüthige Monarch aus eignem Privatvermögen durch dritte Hand dem gesetzlich Beraubten 30,000 Gulden zustellen lassen. Nun hat freilich, so lange es Processe gibt, noch kein ehrlicher Mann den seinigen verloren, ohne festiglich zu glauben, entweder der Richter, sein eigner Anwalt oder das Gesetz habe ihm Unrecht gethan. Ist das Letzte, so ist das Gericht außer Schuld; denn aus allbekannten Ursachen durfte es sich nicht erlauben, von der gesetzlichen Vorschrift abzuweichen, ohne ungleich größere Uebel herbeizuführen als das, welches es vermeiden wollen. Es mußte sich bescheiden, nicht Gesetzgeber, sondern Handhaber und Anwender des Gesetzes zu sein. Wol ziemt und eignet es Denen, welche mehr als Jemand im Stande sind, die Unvollkommenheit des Gesetzes einzusehen, das sie befolgen müssen, bei der gesetzgebenden Behörde auf dessen Abschaffung oder Beschränkung anzutragen; damit ist aber, soweit ihre Wirksamkeit reicht, nur künftigem Uebel vorgebeugt; auf vergangene Verhandlungen darf sich diese Wohlthat nicht erstrecken. Hatte der Unglückliche eine gesetzlich anbefohlene Vorsicht unterlassen, die allein sein Vermögen sichern konnte, so war ihm auf richterlichem Wege nicht zu helfen. Zu wünschen ist es und zu hoffen, daß Dem also gewesen sei; und Hr. A. wird weder herabgewürdigt noch verleumdet, wenn man der Möglichkeit nicht widerspricht, er sei unvollständig berichtet worden und habe, aus ehrenwerthen menschlichen Gefühlen, diesen Bericht für die ganze Wahrheit gehalten. Nun ist Möglichkeit keineswegs Gewißheit; und was ein unbescholtener Mann mit seiner Namensunterschrift und im öffentlichen Druck als Wahrheit vorbringt, durch bloße Vermuthungen nicht entkräftet, vielmehr ganz eigentlich dazu gemacht, bei der Gegenwart und Zukunft für Wahrheit zu gelten, so lange es nicht vollgültig widerlegt wird. Darum muß jedem einheimischen und ausländischen Freunde Oestreichs — und deren gibt es ohne Zweifel so viele, als es wahrheitsliebende, erkenntliche und wohlunterrichtete Menschen in der Welt gibt — daran gelegen sein, solche Beruhigung zu erwerben; und deren Beförderung ist die einzige, gewiß nicht verwerfliche Ursache, weswegen diese der Lästerung nie gewidmeten Blätter sich erlauben, ein Gerücht, das Untersuchung verdient, zur Kunde ihres Kreises zu bringen, dem vielleicht zum Theil das Buch selbst unbekannt bleibt, indeß Feinde und Neider sicherlich nicht unterlassen werden, die willkommene Nachricht mit schadenfroher Geschwätzigkeit als unleugbares Evangelium zu verkündigen.

42.

Altdeutsche Handelsgerichts- und Polizeiordnung zu Nowgorod.

Es ist erfreulich, zu bemerken, wie die umfassende Restauration der Rechtswissenschaft in Deutschland allmälig auch in andern Ländern Funken ernstern und tüchtigern Strebens zu entzünden anfängt. Frankreich, wo die gründlichere Rechtsforschung ganz zu den Vätern eingegangen war, hat doch einige rechtswissenschaftliche Werke gediegenern Inhalts in den letzten Jahren erzeugt, ebenso beginnt in England die

wahre Rechtsforschung sich zu zeigen; von Dänemark und Norwegen, sowie von Schweden aus ist manches schätzbare Product im Geiste der neuen, geläuterten Rechtsbetreibung zu unserer Kunde gelangt; auch die Niederlande haben sich in einzelnen Versuchen wieder an ihren alten wissenschaftlichen Ruhm erinnert, und selbst Rußland sehen wir theilweise die Blüte der Rechtswissenschaft mit Tüchtigkeit aufnehmen und pflegen. In Betreff des letztgenannten kolossalen Kaisergebietes ist diese erfreuliche Erscheinung um so wichtiger, je reichere Ausbeute für das römisch-griechische oder byzantinische und für das slawisch-gothische, ja selbst für das mannichfaltige asiatische Recht sich von der gründlichen Betreibung der Rechtsgeschichte hier erwarten läßt. Daß sogar für die Kunde des deutschen Rechts, vermöge der nahen Verbindung der russischen Völker mit den Völkern deutschen Stammes, mancher neue Aufschluß von Rußland zu hoffen stehe, dafür liefert die Bekanntmachung einer uralten Handels- und Polizeiordnung des deutschen Handelshofes zu Nougarden oder Nowgorod in folgender interessanten Schrift einen deutlichen Beweis:

De Skra van Nougarden, d. i. die Handelsgerichts- und Polizeiordnung des deutschen Handelshofes zu Nowgorod in uralten Zeiten, ins jetzige Deutsche übertragen, nebst einer einleitenden Vorerinnerung, einer Vergleichung derselben mit dem lüb'schen Recht, und erläuternden Anmerkungen von Heinrich Behrmann. Kopenhagen, 1828. Gr. 8. 20 Gr.

Hr. Behrmann, vor dessen Geschichts-, Alterthums- und Sprachenkenntniß Ref. mit hoher Achtung erfüllt worden ist, erhielt schon vor dem Jahre 1825 (wie aus dem Schmuztitel zu ersehen ist) den Auftrag vom jetzt verstorbenen russischen Reichskanzler Grafen v. Rumjänzoff, die „Skra van Nougarden", wovon ein Manuscript in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen sich befindet, ins jetzige Deutsch zu übersetzen. Der Auftrag ward erfüllt, und nur der Tod des hohen russischen Beförderers der Wissenschaften hielt die Bekanntmachung gegenwärtiger Schrift längere Zeit auf, sodaß sie erst im Jahre 1828 dem großen Publicum übergeben werden konnte. Der Verf. hat nun zuerst eine ausführliche Vorerinnerung über das Alter und die sonstigen geschichtlichen Beziehungen der Skra oder Handelsgerichts- und Polizeiordnung, sodann einen Abdruck dieser alten Urkunde, mit einer neudeutschen Uebersetzung zur Seite, endlich grammatische, kritische und historische Anmerkungen über einzelne Artikel derselben gegeben. Die höchst interessante Vorerinnerung, welche zunächst auf die Meinungen anderer Geschichtsforscher über die Skra, besonders eines Sartorius, Suhm und Lehrberg, berichtigend eingeht, auch eine vergleichende Zusammenstellung der correspondirenden Artikel der Skra mit denen des lübischen Rechts darbietet, führt auf das merkwürdige Resultat: Die Skra von Nowgorod ist sowol der Form als der Sprache, sowol dem Inhalte als ihrer Geschichte nach, wenn nicht älter, doch wenigstens ebenso alt als das der Stadt Lübeck von Heinrich dem Löwen verliehene lübische Recht. Diese Skra muß also dem Handelscomptoir zu Nowgorod höchstens etwas nach der Mitte des 12. Jahrhunderts gegeben und von den deutschen Handelsstädten sanctionirt worden sein. Auch muß noch früher schon ein deutsches Handelscomptoir (deshalb aber keineswegs ein lübisches, noch weniger ein hanseatisches) zu Nowgorod bestanden haben, und es ist offenbar, daß diesen Handel namentlich die Städte an der Ostsee, besonders die wendischen und andere niedersächsische Städte, wie Soest in Westfalen, Bartewieck, Erteneberg, Schleswig u. a. m., und zwar karawanenweise, getrieben haben müssen. Die Beweise für diese Annahmen liegen besonders in einem alten Handelstractate zwischen Nowgorod und den Wisbyern, d. h. Fremden (und zwar den Dudischen und Gothen), welcher sich in des dänischen Reichshistoriographen Suhm, später in Kall's und Dreier's Besitz befand, und der spätestens dem Jahre 1231 zugeschrieben werden kann, nun aber selbst wieder auf ein weit früheres Bestehen des Handelhofes der Deutschen zu Nowgorod sich bezieht; ferner in der Gewißheit viel früherer Verbindungen zwischen Rußland und dem nördlichen Europa durch den Handel, ehe Lübeck erbaut war (es werden solche Handelsverbindungen, namentlich mit den Wenden, mit den Skandinaviern, sowie beiläufig auch mit den Südasiaten, erwiesen); sodann in dem Inhalte und der eigenthümlichen Sprache der Skra, welche unbedingt auf ein bei Weitem höheres Alter als das des lübischen Rechts schließen lassen (schon den Ausdruck „Skra" und viele andere der nowgorodschen Handelsgerichtsordnung, namentlich auch bei Angabe der Geldbußen oder „Brüchen", z. B. eine Mark „Kunen", d. h. 16 Stück Eichhornfelle, und eine Mark „Howede", d. h. 16 Stück Marderköpfe oder Häupter, kennt das lübische Recht nicht mehr); endlich auch in dem Geiste der nowgorodschen Gerichtsordnung, welche z. B. mehre altdeutsche Institute ganz so, wie sie Tacitus erzählt, noch in sich enthält. So heißt es unter Anderm: „Welcher deutsche Mann dem Andern zu eigen gegeben wird für Schulden, dieser soll ihn halten an Essen als sein Gesinde, er soll ihn auch nirgends verkaufen, bis er ihm die Schuld bezahlt", im Artikel 53, zu welchem der Verf. auch eine besondere Anmerkung geliefert hat. Sehr bemerkenswerth ist auch die größere Billigkeit gegen die Hörigen überhaupt als gegen die Sklaven bei den südlichen Völkern, insbesondere bei den Römern. So soll, nach Artikel 12 und 13, kein kranker Knecht entlassen oder ausgesetzt werden, wogegen der Sklave bei den Römern unbedingt in die Gewalt des Herrn gegeben und seiner Grausamkeit überlassen war.

Eine formelle Eigenthümlichkeit dieser altdeutschen Urkunde ist, daß sie durchaus keine Abtheilungen hat, sondern ununterbrochen fortläuft; ein neuer Beweis für ihr hohes Alter. Erst unser Verf. hat, der bessern Uebersicht wegen, das Ganze in Artikel abgetheilt. Uebrigens erklärt derselbe den ersten Artikel für unecht und spätern Ursprungs. Doch es genüge Dies, unsere Leser auf ein so merkwürdiges Rechtsmonument der altdeutschen Handelsvölker aufmerksam zu machen. 70.

Notiz.

Journalwesen.

Nichts gibt einen bessern Barometer über den Regierungszustand der verschiedenen Länder als das Journalwesen. Wo freie, beglückende Institutionen walten, da blüht es in reicher Fülle; es schmachtet dürftig dahin, wo sich das Gegentheil findet. Nordamerika und Italien bilden hierin einen merkwürdigen Gegensatz. Im erstern Lande hat eine junge Bevölkerung noch immer gewissermaßen alle Hände voll zu thun, um sich in den weiten Gegenden einzurichten; und welchen Reichthum entfaltet daselbst dennoch die periodische Presse! In Italien, dem alten Heimathlande der Künste und Wissenschaften, wo es von Freunden beider wimmelt, schleppen sich nur wenige Zeitschriften mühsam fort, und eine der berühmtesten und besten, die „Antologia di Fiorenza", welche seit nunmehr 10 Jahren erscheint, zählt kaum 5—600 Abonnenten, von denen noch dazu ein ansehnlicher Theil nicht innerhalb Italiens Grenzen wohnt. Man kann hiernach beurtheilen, wie es mit den andern dortigen Zeitschriften steht. Indeß regt sich doch der Geist, allen Hemmungen zum Trotz, immer von Neuem und sucht sich Bahn zu brechen. So ist u. A. vor nicht lange in Rom der Prospectus zu einer neuen literarischen Zeitschrift: „Il discernitore", ausgegeben worden, die, ihrem Plan nach, recht viel Gutes verspricht, und der man erfreulichen Fortgang wünschen muß, wenn dies anders unter römischer Censur möglich ist. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1830.

Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie. Als Einleitung in die Darstellung der griechischen Mythologie. Von Christian Hermann Weiße. Leipzig, Barth. 1828. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Nur diejenigen unserer Leser, welche mit dem neuern philosophischen Standpunkt für Mythologie sich bekanntmachen wollen, werden vorliegendes Werk zur Hand nehmen, denn für Andere, denen es auf den historischen Inhalt ankommt, wird — wenigstens in diesem 1. Theile — nicht gesorgt. Dem Verf. ist es um diejenige Einsicht zu thun, welche nach dem gegenwärtigen erreichten hohen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft allein im echten Sinne des Worts für den Begriff der Mythologie gelten kann. „Sie ist keineswegs ein unreiner Auswuchs der echten Religionsidee, etwa aus der Vermischung der letztern mit dem sinnlichen und äußern Leben der Menschen zufällig entstanden, sondern sie ist eine der Religionsidee selbst angehörige und ganz allein aus dieser erzeugte Gestalt; ein inneres Moment dieser Idee, oder vielmehr die Idee selbst in einer ihrer Potenzen, insofern also keineswegs eine äußerliche historische Erscheinung, sondern eine ewige Wesenheit, eine nothwendige Seite des unmittelbaren Seins der Gottheit selbst". Das unmittelbare Sein der Gottheit nämlich ist zugleich ein absolutes Werden, aus welchem alle Gestaltungen der Natur und des Geistes ihren Ursprung nehmen, also auch jede Gestaltung der Völker und der einzelnen Menschen mit ihrer Erkenntniß und gesammten Wirksamkeit, in welchem Werden alles Geschehene und Geschehende zusammenfällt, seine objective Wirklichkeit bewährt und zu stets neuen Entfaltungen fortschreitet. Wer dieses erkennt, der erkennt speculativ; in der Totalität des Grundes oder der ersten Einheit des absoluten Geistes leben Kunst und Religion und Philosophie; die Idee der Wahrheit oder des speculativen Erkennens ist in der Kunst und der Schönheit gegenwärtig; das Höhere aber als Beide ist die Gottheit, in welcher die Wahrheit ebenso sehr nur ein Moment, als die Schönheit ist, und welche allein für jene erfüllte Totalität des absoluten Geistes, welche durch die Idee der Wahrheit wol gefodert und eingeleitet, aber noch nicht verwirklicht wird, gelten kann.

Die mythischen Dichtungen sind sonach durch eine mit bewußtloser Nothwendigkeit producirende Anschauung hervorgegangen, nicht aus einer absichtlich allegorisirenden, in verhüllende Bilder einkleidenden Lehre; wer nicht bekennt, daß jeder, auch der kleinste Zug echter Sage, ebenso wie jeder wahrhaft künstlerische Gedanke, unendlich höher steht als die bloße Verstandeserkenntniß, und gleichen Wesens ist mit dem speculativen, absoluten Erkennen, den können wir nicht anders als von dem Verständniß des Mythus noch weit entfernt glauben. Die Sagenpoesie besteht nicht in der selbständigen Thätigkeit Einzelner, sondern in dem augenblicklichen Zusammenwirken des durch die besondern Individuen zerstreuten Volksgeistes. Sie enthält den Keim zu allen besondern Kunstgattungen, sowol der Poesie, als der übrigen Künste. In demselben Sinn, in welchem wir die Sagendichtung ein durch den unmittelbaren Geist der Gottheit gedichtetes Drama, eine epische Lyrik oder ein lyrisches Epos nennen dürfen, ist es auch erlaubt, sie eine Musik, eine Plastik oder Malerei des Gedankens zu nennen. Das Verhältniß der künstlerischen und der speculativen Thätigkeit in der Sagenpoesie läßt sich so bezeichnen, daß die erstere den Körper oder die Form, die letztere die Seele oder den Inhalt der Sage schafft. Die Form aber ist keine andere, als der gesammte Umfang der sinnlichen und unmittelbar wirklichen Welt; der Inhalt die höchste Idee selbst, als der ewige Grund des Seins dieser Formenwelt und als der Abgrund ihres Nichtseins zugleich. Dieser Inhalt ist eine von dem Standpunkt der unendlichen Idee angeschaute Volksgeschichte, sie selbst aber gilt uns für die Aeußerung eines geschichtlichen Lebens, das nicht in seiner Objectivität den Ideen der Wahrheit, der Schönheit und der Gottheit entgegengesetzt, sondern unmittelbar Eins mit diesen, also selbst, im strengsten Sinn des Worts, Offenbarung des Göttlichen war. Ehe der Mensch zu der Stufe der Geistesfreiheit sich

*) Auch unter dem Titel: Darstellung der griechischen Mythologie. Erster Theil, einleitende Abhandlungen enthaltend u. s. w.

emporschwang, auf der er sich als Mittelpunkt des Weltalls und als Inbegriff aller geistigen Gestaltungen erkannte, hatte er einen harten Kampf mit der Natur zu bestehen, die ihm den Preis der Herrschaft über die Schöpfung streitig machte. Die frühern Perioden der Menschengeschichte sind durchaus erfüllt mit der Arbeit und den verschiedenen Akten dieses gewaltigen Kampfes, die theils in der Bildung des absoluten Werkzeuges jener Herrschaft, welches die Sprache ist, theils in dem wirklichen Eintauchen des Menschengeistes in das Meer des Naturgeistes und seinem Weben in den Tiefen desselben bestanden. Das höchste und letzte Resultat jenes Kampfes zwischen Geist und Natur, in welchem die Idee nur unbewußt leitendes Princip, nicht gegenwärtige Offenbarung und Wirklichkeit war, ist diejenige Weltanschauung, welche wir die Symbolik nennen. Sie beruht auf einer subjectiven Durchdringung der Natur in ihrer Totalität durch den Geist als Einzelwesen, und ihre Tendenz ist die Wiederherstellung einer objectiven Einheit des Geistes aus seiner Vereinzelung im subjectiven Erkennen. Die Sagendichtung der Griechen hat nur Dies vor anderer Sagendichtung voraus, daß sie durch die Begriffswelt der Symbolik geschwängert ist. Als wesentliche und nothwendige Quelle der griechischen Mythologie erscheint die Symbolik der morgenländischen Völker, insbesondere der Aegypter. Durch den Verkehr mit dem Morgenlande erhielten die Griechen die erste äußerliche Cultur; daß aber eben dieses rein Aeußerliche von Außen entlehnt werden mußte, wird Denjenigen nicht befremden, der bedenkt, wie alle Anfänge geistiger Entwickelung dieses reinen, einfachen und gleichgültigen Gegensatzes bedürfen, eines negativen Punktes außer jenem chaotischen Rund, in welchem sonst die geistige Substanz sich ins Unendliche fortwälzt. Die Literatur eines Volkes und seine Kunst als ein Ganzes zu betrachten, ist nur von dem Standpunkt der Religionsphilosophie möglich, diese aber zeigt uns die verschiedenen Hauptvölker der Weltgeschichte als ebenso viele verschiedene Akte der göttlichen Offenbarung, und die Nationalliteratur und Kunst bildet sodann die objective Seite dieser Offenbarung, die Urkunde oder das Testament derselben. Für die Griechen gibt es 3 Perioden: 1) die epische: Anschauung der mythischen Welt, als vollendeter in sich ruhender Totalität des allein wahrhaft Seienden, und das Streben, diese Welt in der Weise der epischen Dichtkunst, der gegenwärtigen verschwindenden Wirklichkeit gegenüber, als das Seiende und Ewige festzuhalten; 2) die der Kunst: sie zeigt den Geist des Mythus als seiner selbst entäußert, nämlich aus seiner idealen Allgemeinheit in die Einzelheit des individuellen Selbstbewußtseins und der besondern Richtungen des Staats- und Kunstlebens herabgestiegen; 3) die der Wissenschaft: sie beginnt mit Aristoteles, und umfaßt als Quelle der Mythologie Alles, was seit diesem unter Griechen und Römern nicht ohne ausdrückliche Beziehung auf das Reich des Mythus, als eine freilich entgeistete und nur mechanische Totalität, von mythologischen Thatsachen in Schrift und Bild aufgeführt und gesammelt wird.

In welches Verhältniß der Verf. sich durch diesen angedeuteten Standpunkt zu anderweitigen mythologischen Forschungen der neuern Zeit stellt, lernt man aus folgenden Aeußerungen. „Die Symbolweisheit des Orients und die sie begleitende Bilderwelt wurden auf Griechenland übertragen und dort als ein fertiger, bereits geistig geschwängerter Stoff durch die freie Thätigkeit der Sagendichtung zu den Gebilden des Mythus verarbeitet. Es ist daher eine besondere Seite der mythologischen Forschung, diesen symbolischen Stoff auszusondern und ihn sowol auf seine ursprüngliche Bedeutung als Sinnbild des Naturlebens, wie auch auf seine historische Quelle in den Priesterreichen des Morgenlandes zurückzuführen. Dieses Geschäft mit Einsicht und Gelehrsamkeit vollführt zu haben, bleibt das Verdienst Creuzer's. Sobald jedoch durch diese Wissenschaft des Symbols die Bedeutung des Mythus auch in seiner höhern hellenischen Gestalt für erschöpft gelten soll, wird sie unzureichend, und von diesem Gesichtpunkt aus liegt den Angriffen Voß's auf dieselbe der richtige Instinct zum Grunde, der Vermengung des durch Völker und Zeiten Getrennten, der Austilgung aller geschichtlichen Entwickelung und Fortbildung in dem Geist und der Gestaltung der Sage, und der Herabwürdigung des hellenischen Geistes zum müßig aufnehmenden und nachsprechenden Jünger orientalischer Weisheit entgegenzuarbeiten und auf Wiedereinsetzung des historischen Elements in seine Rechte zu dringen. Wiewol Voß diese Foderung des Geistes der Geschichte an die Mythologie gänzlich misverstand und durch blos äußerliche, zum Theil selbst ganz willkürliche chronologische und topographische Anordnung des todten Stoffes Dasjenige abzuthun meinte, was nur durch Wiederbeseelung mit jenem Geiste, der ihn hervorbrachte, dem Geiste des hellenischen Volks- und Geschichtslebens zu vollbringen ist. So wenig wie die „Antisymbolik", können wir die schätzbaren Forschungen von K. O. Müller für einen Anfang zur Ausführung Dessen halten, was die Creuzer'sche „Symbolik" zu leisten übrig ließ; denn auch sie setzen das historische Element der Mythologie nur in die äußere Ausmittelung der äußern Umstände und Verhältnisse, unter denen der Mythus entstand, keineswegs in die Ergründung seines geistig-welthistorischen Inhalts. Wo man aber aufhört, diesen Inhalt als das Wesentliche, als den einzig letzten und höchsten Zweck der mythologischen Forschung zu betrachten, wo man ihn vielmehr als ein entweder undurchdringlich Dunkles, oder als ein Unbedeutendes, nach Durchforschung aller Aeußerlichkeiten sich von selbst Ergebendes bei Seite schiebt: da rächt sich diese Verkehrung des Tiefen und Wesenvollen durch die trübste Verwirrung und gewaltsamste Verkehrung eben jener historischen Aeußerlichkeiten, auf deren Aufhellung und Zurechtstellung man ausging. Wie wir denn in der That viele eben jener scheinbar so nüchternen Forscher in die abenteuerlichste Hypothesen-

sucht und die wildeste Neuerungswuth versinken sehen". Der Verf. hegt daher die Ueberzeugung, den gesammten Inhalt der Mythologie in einem durchaus neuen Licht erscheinen zu lassen. 10.

Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik, herausgegeben von Henrich Steffens. Erstes Heft. Breslau, Max. 1829. Gr. 8. 22 Gr.

Ein Vorurtheil gegen alle Polemik hegen zu wollen, wie manche friedliebende Obscuranten in der gelehrten Welt thun, wäre ein schädliches Vorurtheil gegen die Wahrheit der Wissenschaft überhaupt, die sich von jeher im dialektischen Streit und Widerstreit ihrer Parteien entwickelt und fortgebildet hat, und Ref. gesteht daher ein, daß er die vorliegenden polemischen Blätter des berühmten Naturphilosophen von dieser Seite her nicht anders als mit einem günstigen Vorurtheil zur Hand genommen hat. „Ich habe bis jetzt geglaubt, daß wir, was wir geistig erzeugen, sich selbst überlassen müssen und an dem erregten Streit keinen Theil nehmen. Es ist ein Irrthum. Die Gabe, die uns geliehen ist, sollen wir nicht blos ausbilden, sondern auch schützen. Die Naturphilosophie hat durch diese Gesinnung der Bessern offenbar verloren", sagt St. in der Vorrede zu diesen Blättern zur Rechtfertigung seines Unternehmens. Inwiefern jedoch der Verf. im Gebiet der in Rede stehenden Wissenschaft zu einem Wortführer der Polemik berechtigt sei, diese Frage, wenn sie aufgeworfen werden sollte, kann er leicht durch Hinweisung auf seine eignen Leistungen, unter denen wir als die wichtigsten die geologischen bezeichnen möchten, beantworten, und wenn das Eigenthümliche, wodurch St. die Naturwissenschaft im Einzelnen gefördert, weniger einflußreich und Epoche machend hervorgetreten ist, so ist doch der Standpunkt, den er in der Gegenwart behauptet, am unmittelbarsten aus der naturphilosophischen Schule hervorgegangen, und dieser allgemeinen Beziehung zur Zeit nach steht er unter den heutigen Naturforschern als einer der wesentlichsten Repräsentanten der speculativen Richtung in der Physik da. Was nun den Inhalt der angekündigten Polemik näher anbetrifft, so scheint sie weniger die alte, und wie uns dünkt, nicht beizulegende Fehde gegen die empirische Physik, die noch immer in ihrer Unverbesserlichkeit verharrt, wieder aufnehmen zu wollen, sondern vielmehr zur Absicht zu haben, den Krieg innerhalb des Terrains der Naturphilosophie selbst zu führen und die herrschenden physischen, chemischen und physiologischen Theorien des speculativen Standpunktes einer Kritik zu unterwerfen. In dieser Hinsicht verspricht der Verf. mit sich selbst den Anfang zu machen, und kündigt für das nächste Heft dieser Blätter eine strenge Prüfung seiner eignen geschichtlichen Entwickelung der Erde an, wie er sie bereits im Jahre 1801 darzustellen unternommen. Das vorliegende erste Heft ist eigentlich nur einleitend, und theilt unter dem Titel: „Zur Geschichte der heutigen Physik", einen Aufsatz mit, der in mehr oder weniger ausgeführten Umrissen eine historische Entwickelung der Naturwissenschaft und deren mannichfacher Gestaltung, ungefähr seit dem 13. Jahrhundert bis auf unsere Tage, zu geben beabsichtigt, und so zur Erklärung des Standpunkts der Gegenwart hinführen und vorbereiten soll. Das Anziehende der Darstellung beruht auch hier in der dem Verf. eigenthümlichen Auffassungsweise, die Natur und deren Erkenntniß in den verschiedenen Bildungsstufen verschiedener Völker und Zeiten nicht anders, als in die engste Beziehung mit dem Leben selbst zu setzen und so die Fortschritte der Naturwissenschaft auch im Zusammenhang der allgemeinen Culturgeschichte als bedeutungsvoll zu erkennen. Dies Streben, die Physik und ihre Geschichte welthistorisch begründen zu wollen, scheint der Verf. jedoch auf die Spitze zu stellen, wenn er in dieser Beziehung seine Darstellung mit folgendem Satz eröffnet: „Die allgemein herrschende Naturansicht einer bestimmten Zeit, wie sie mit ihrem eigenthümlichen Gepräge bei verschiedenen Völkern hervortritt, bildet die Grundlage ihres ganzen Wissens, ist die Trägerin des allgemeinen Erkennens, und ihr Einfluß dehnt sich auf alle Richtungen des Lebens aus. Sie wirkt bestimmend auf alle gesellige Ordnung, auf die Sittlichkeit, ja auf die Religion". Es liegt am Tage, und des Verfs. Darstellung von S. 5—33 hat es von Neuem vor Augen geführt, wie es im Mittelalter eigentlich die herrschende Naturansicht war, welche die ganze Zeit charakterisirte und von der alle Gemüther, alle Erscheinungen des Lebens gewissermaßen gebunden waren. Dies war aber eben die Zeit, wo sich der Geist von seinem Versunkensein in das Natürliche noch nicht frei gemacht hatte, wo die Natur als ein dunkler, räthselhafter, unbegriffener Dämon über dem Dasein waltete. In dieser Zeit ist alle Wissenschaft noch Magie (vgl. S. 12); und wie man sich in keiner Richtung des Erkennens von der Natur und ihren geheimnißvollen Beziehungen losmachen konnte, beweist noch ganz spät der tiefsinnige Jakob Böhme vielleicht am wunderbarsten, der zu seinen theosophischen Speculationen der Physik nicht entbehren kann (vgl. S. 24). Indeß wenn bei fortschreitender Entwickelung des Geschlechts auch die Naturansicht aus ihrer zauberhaften Träumerei sich zur Wissenschaftlichkeit und Freiheit des Erkennens entfaltet, so würde man auf eine seltsame Weise Ursach und Wirkung mit einander verwechseln, wollte man die zu solcher Zeit allgemeiner werdende Klarheit des Geistes dem Einfluß der höhern Naturansicht zuschreiben, welche diese Zeit gewonnen; und nach dem Satz des Verfs. müßte man annehmen, daß der Geist in einem solchen umgekehrten Verhältniß zur Natur stehe. Wenn aber im 16. und 17. Jahrhundert, der Zeit des allgemeinen geistigen Erwachens, zuerst durch Copernicus' gewaltig überraschende Idee von der Bewegung unsers Planeten (vgl. S. 62 fg.), sodann durch die Kepler'schen Gesetze und Galilei's Entdeckungen von den Gesetzen des Falls und der Pendelschwingungen (vgl. S. 65 fg.) die ganze herrschende Naturwissenschaft in ihren innersten Grundprincipien erschüttert und das System der mechanischen Physik, das sich aus der neuen Astronomie entwickelte, gegründet wurde, so war diese Revolution in der Physik doch nichts Anderes, als die Folge der allgemeinen geistigen Bewegung und Aufregung, welche die damalige Zeit hervorgerufen, und kann nur als ein einzelnes Moment in der Reihe der großen Entdeckungen, die auf dem Gebiet des innern und äußern Lebens in diesen Jahrhunderten gemacht wurden, betrachtet werden. Denn wie bedeutend auch zugleich auf die ethische Cultur eine Lehre, wie die des Copernicus, welche den Mittelpunkt des ganzen Universums verrückt, wirken mag, so steht sie doch in einem geistig freier gewordenen Zeitalter, wie das der Reformation war, wo der Geist nicht mehr in das Natürliche versunken ist, nur neben andern Erscheinungen des Lebens da, denen wir einen wichtigern Einfluß auf die Entwickelung des Geschlechts einräumen müssen, und wir möchten nicht von dieser Lehre behaupten, daß sie, wie sich der Verf. ausdrückte, „zu ihrer Zeit die Grundlage des ganzen Wissens, die Trägerin des allgemeinen Erkennens" gewesen sei. Sie ist nur die in der einzelnen Wissenschaft der Natur sich äußernde Thätigkeit des allgemeinen, mächtig werdenden Erkennens der Wahrheit, das durch Luther ebenso die geistige und religiöse Freiheit hervorrief, als es durch Copernicus und Kepler die magischen und mystischen Bande einer abergläubischen Physik, die den Menschen an die Natur kettete, zu zerbrechen begann.

Die bezeichnete Ansicht des Verfs. könnte leicht dazu führen und hat ihn selbst vielleicht dazu geführt, die Naturwissenschaft als eine universelle Doctrin, in der alle andern Richtungen des Lebens aufgehen, anzusehen. Inwiefern dies

wieder zu einem gefährlichen Mysticismus der Naturansicht hinführen könne oder nicht, liegt unserer Anzeige nicht ob zu untersuchen; aber gewünscht hätten wir, daß der Verf. in diesem Aufsatz „Zur Geschichte der heutigen Physik" über die neueste philosophische Schule des absoluten Idealismus, die sich aus der Schelling'schen Naturphilosophie hervorgebildet, nicht unbeachtend hinweggegangen wäre. Der Gegensatz zwischen dem wissenden Geist und der Natur, der in dem System der gedachten Schule bis zu dem Extrem hervorgetreten, daß der in seiner entschiedenen und freien Selbständigkeit sich wissende Geist darüber vornehm geworden und die Natur als ein blos Gegenständliches zu verachten angefangen hat, hätte als merkwürdiges Problem der Zeit in den polemischen Blättern einer Kritik nicht ermangeln sollen, die, von dem Standpunkt des Verfs. ausgeführt, nicht anders als interessant und für seine Wissenschaft höchst ergiebig hätte ausfallen können. Doch bricht der Aufsatz gegen Ende fragmentarisch ab, nachdem er kaum in flüchtiger Andeutung die Entwickelung der Naturphilosophie berührt hat. Dagegen sind andere Erscheinungen, die mehr der Vergangenheit angehören, ausführlicher gezeichnet, wie Roger Baco, S. 14—23; der polare Magnetismus, S. 88 fg.; Baco von Verulam, S. 145, und die Leibnitz'sche Philosophie, S. 153—164, die eine treffliche Würdigung erhält und als hervortretender und sich geltend machender Gegensatz gegen die mechanische Physik aufgefaßt wird. Von Schelling wird nichts gesagt als S. 105: „Was der unsterbliche Schelling seit einem Vierteljahrhundert lehrte, ist wie vergessen, obgleich es unwiderlegt und unwiderlegbar daliegt". Die polemischen Beziehungen zur Gegenwart, die sich hieran knüpfen, dürften dem Verf. allein zu mehr als einem Heft polemischer Blätter Stoff liefern. Das atomistische Princip der Physik, das im engsten Zusammenhang mit der Richtung des allgemeinen Erkennens einer Zeit steht, ist S. 81 wol zu einzeln und beziehungslos behandelt. In den Andeutungen über Mineralogie S. 133 ist es besonders darauf abgesehn, die verkannten Verdienste Werner's, als „des ersten geschichtlichen Oryktognosten", hervorzuheben.

In der Fortsetzung dieser polemischen Blätter wird erst der eigenthümliche Plan des Verfs. deutlicher hervortreten. In seiner freien und großartigen Sinnesweise fodert er selbst seine Gegner auf, an diesen Blättern Theil zu nehmen und so in einen lebendigen Conflict mit ihm zu treten. Er verspricht, jeden ihm übersandten Aufsatz, in welchem Ton er auch verfertigt sei, unverändert und „ohne gegnerische Bemerkungen" darin abdrucken zu lassen. Bei so unverkümmerter Begeisterung und gründlicher Wissenschaftlichkeit, wie sie Steffens bei allen seinen Unternehmungen gezeigt hat, dürfen wir uns von dem Fortgang der gegenwärtigen, wenn auch fürs erste keine bedeutend neuen Resultate für die Physik selbst, doch jedenfalls manche geistreiche Beiträge und Aufschlüsse zur Würdigung der bisherigen Leistungen versprechen.

55.

Beschreibung der Reise Sr. Majestät Karls X. durch das Elsaß. Aus dem Französischen des Herrn P. J. Farges Méricourt ins Deutsche übersetzt von Benjamin Dietz. Mit lith. Ansichten. Strasburg, Levrault. 1829. 4. 3 Thlr. 8 Gr.

Sie gibt einen Beweis, wie mannichfaltig Reisebeschreibungen sein können, selbst wenn wir auch keine Tabelle von Yorik darüber hätten. Eine officielle, wie diese, muß man wie ein Gelegenheitsgedicht betrachten, das, wie Schiller an Göthe schreibt, mit Bewußtsein anfängt und endigt. Hier sind die Endreime das Tagebuch, das der Verf. zu Grund legen mußte. „Der Präfect spricht"; „der König erwidert"; er kommt an; um die Stunde und Minute; die Tochter des Maire bietet einen Blumenstrauß; der König ist zufrieden; ein namhaftes Heer von Personen wird vorgestellt; Se. Majestät besieht die Anstalten; sagt den Vorstehern etwas Verbindliches; läßt Geldgeschenke zurück; geruht Festen und Bällen beizuwohnen und reist endlich weiter. Will man einmal nichts Anderes verlangen, so läßt sich selbst dieser Text mit gewisser Unterhaltung lesen. Die Anreden sind immer von gebildeten Personen, die Erwiderungen immer von einem wohlwollenden König, der, zwar, wie die neuesten Zeitungsblätter sagen, nicht so viel Talente wie sein Vorgänger besitzt, aber liebenswürdiger ist als jener war.

Die Schießübungen der Artilleristen z. B. im Polygon zu Strasburg fallen gut aus. „Der König, welcher sich nicht begnügte, seine Zufriedenheit mündlich zu zeigen, geruhte seine Güte aufs Aeußerste zu treiben, indem er die Stückrichter, etwa 30 an der Zahl, welche den glücklichsten Erfolg hatten, nacheinander herbeirufen ließ und sie großmüthig aus seiner königlichen Hand belohnte. —— Im Augenblicke, wo er die Belohnungen unter die Artilleristen austheilte, fielen ihm 2 Zwanzigfrankenstücke auf den Boden; ein Kanonier bückte sich, um dieselben aufzuheben und sie dem Könige wiederzugeben. Se. Majestät schlug die Goldstücke aus, und sagte mit reizendem Anstande und auf wohlangebrachte Art: „Weißt du nicht, daß Alles, was in den Graben fällt, dem Soldaten gehört?"

Noch eine Probe von Styl und Inhalt, S. 137. „Fünfhundert Stück Zeuch waren von den verschiedenen Fabrikanten Mühlhausens für die Decorationen auf die Ankunft des Königs der Stadt zur Verfügung eingehändigt worden. Wir müssen hier auf das kluge Benehmen aufmerksam machen, das den wahren Geist des Handels bildet: die Fabrikanten, welche diese 500 Stück Zeuch, sowie jene, welche die zur Ausstellung dienenden Gegenstände geliehen, hatten dieselben gegen Brandschaden versichern lassen".

Eine Geschichte und Beschreibung des Elsaß, die eine 32 Quartseiten lange Einleitung bildet, hätte reichen Stoff bieten können; sie liest sich so holperig wie das Uebrige. In kurzen Sätzchen gehts von Ariovist bis Ludwig XIV., bis zum Jahr 1681, wo Strasburg an Frankreich fällt; das Uebrige ist aus irgend einer Geographie abgeschrieben.

Desto mehr werden die Käufer dieses schmächtigen Quartbändchens in emblemvollem blauen Umschlag durch die allerliebsten Steindrucke entschädigt werden, von denen einige noch stumpfer wie der Text, andere dagegen scharf und von höchster Zierlichkeit sind. Zu erstern rechnen wir zumal den Triumphbogen von Strasburg, zu letztern die 2, welche die Bälle, welche Strasburg und Colmar dem König gegeben, vorstellen. Auf dem einen dieser letztern finden sich 43 kenntliche, gut ausgeführte Personen im geschmackvollsten Ballcostume im Vordergrund und gegen 1000 Figuren im Hintergrund und den Logen des festlich geschmückten Saales. Eine nicht weniger glänzende Versammlung elegant costumirter Herren und Damen, selbst bis zum Hintergrund ausgeführt, zeigt das andere Bild, das ebenfalls aller Ehren werth ist. Auf dem Blatte, welches den Besuch des Königs in der Industrieausstellung darstellt, sind die Beine der Vorsteher offenbar zu lang, sowie auf einigen andern die der Bauern zu krumm und zu kurz. Doch — ubi plura nitent —

Der Absatz des Werks ist reichlich gedeckt, da nur allein das Subscribentenverzeichniß anderthalbtausend Nummern (worunter sämmtliche Gemeinden des Elsaß) enthält. Und so werden in späten Tagen noch die Theilnehmer dieser Festlichkeiten, sowie Kinder und Enkel sich an dieser Chronik der Septembertage des Jahres 1828 ergötzen können.

46.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 39. —— 8. Februar 1830.

Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1829. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. *)

Von Franz Horn.

Es lebten einmal 2 Gelehrte in Deutschland, die es in der chinesischen Sprache so weit gebracht hatten, daß alle Andere respectvoll vor ihnen zurücktraten. Als aber endlich das Schicksal wollte, daß die beiden berühmten Herren mit einander in Streit geriethen, ereignete sich der schlimme Umstand, daß außerhalb China kein Mensch zu finden war, der den Kampf hätte schlichten können, und die polemischen Schriften, die sie mit einander wechselten, waren deshalb nur Privatbriefe, die außer dem Angreifer und dem Angegriffenen Niemand völlig beurtheilen konnte. Ein noch „glücklicheres Unglück" oder „unglücklicheres Glück" ruht auf Ludwig Tieck in Hinsicht der Kennerschaft der theils ungedruckten, theils „so ungefähr" gedruckten und zerstreuten altenglischen Bühnenstücke, denn als solcher Kenner möchte er schwerlich in Deutschland einen ganz gleichen haben. Ich gestehe deshalb mit billiger Redlichkeit, daß ich von der „Schönen Emma" nie, und von dem „Tyrannen" und dem „Merlin" nur obenhin gehört habe, weshalb ich auch über die Uebersetzung nicht urtheilen kann, außer am besten durch das fröhliche Geständniß, daß sich diese Dramen ganz wie echte Originale lesen, wobei mir noch der glückliche Umstand zu Hülfe kommt, daß man ohnehin von Tieck, der sich bereits seit 30 Jahren als sehr löblichen poetischen Uebersetzer gezeigt hat, das billige Vertrauen haben darf, er werde die Sache schon gut, sehr gut und vortrefflich gemacht haben.

Was bleibt mir also bei dieser Anzeige zu thun übrig? Zuvörderst dem Geber so schöner Geschenke herzlich zu danken, und zwar im Namen vieler Tausende, die sich daran erlaben und erquicken werden, und sodann die Geschenke näher zu betrachten, um die Freude daran zu erhöhen. Ich fange deshalb mit dem letzten und schönsten an: „Die Geburt des Merlin, oder das Kind hat seinen Vater gefunden", ein Schauspiel von W. Shakspeare und W. Rowley. Zum Verständniß des ganzen Inhalts und Umfangs dieses Stücks scheinen mir folgende Betrachtungen erfoderlich:

Der Mensch, in Sünde geboren, würde, wie sehr er auch ringen möchte, dennoch nie hoffen dürfen, sich ganz von Sünde zu befreien, wäre nicht der Erlöser erschienen, in welchem die göttliche und menschliche Natur Eins geworden war, um dem Göttlichen wie dem Menschlichen zu genügen und die ewige Sühne zu vollbringen. Dieses große göttliche Geheimniß ahnet, der sinnvollen christlichen Mythologie zufolge, auch Satan. Er fürchtet, daß jetzt seine Macht auf immer gebrochen sei, und sieht sich überall nach Hülfe um, die er endlich in dem höchsten Aufschwunge des teuflischen Witzes zu finden glaubt. Er beschließt, mit feindselig-tückischer Nachahmung, der höchsten göttlichen Gnade die höchste Ruchlosigkeit der Hölle entgegenzusetzen, und wie einst die reinste Jungfrau vom heiligen Geist überschattet wurde, um Christum der Welt zu schenken, so sucht auch er jetzt eine Jungfrau, um sie zur Mutter eines Antichristus zu machen. Aber Die, die durch entschiedene Unfrömmigkeit schon sein Eigenthum sind, muß er verschmähen, und an den wahrhaftig Reinen und Frommen hat er keinen Theil. Da findet er endlich eine Jungfrau, schön und gutherzig, aber noch ungeläutert und ungeprüft, und wegen ihres zu großen Wohlgefallens an eigner Körperschönheit der Verführung zugänglich. Wir sehen sie hier ganz unangekündigt unter dem unscheinbaren Namen: Hanne, schwanger auftreten, in Gesellschaft ihres Bruders, des Narren, der ihr in weiter Welt den Vater des Kindes suchen hilft. Sie weiß nichts von ihm auszusagen, als daß er einen „sehr reichen Anzug, einen schönen Hut mit Federn, einen goldenen Degen und ganz herrliche Gehänge gehabt habe", weshalb er vermuthlich ein Edelmann sei. Er ist ihr so zärtlich, aber auch so machtvoll erschienen, daß sie nicht das Herz gehabt, nach seinem Namen zu fragen, und als Zeugen der Sünde kann sie nur den Wald anführen, in welchem sie jetzt den Verführer sucht. Alle ihre fernern Bemühungen sind vergeblich, so gründlich-naiv auch ihr Bruder dabei handelt, indem

*) Ueber den 1. Band (1823, 2 Thlr. 18 Gr.) wurde in Nr. 293 des „Lit. Conv.-Blatts" für 1823 berichtet. D. Red.

er doch unmöglich mehr thun kann, als jeden Begegnenden fragen, ob er nicht etwa zufällig Vater des noch ungeborenen Kindes sei. Diese Scenen sind ebenso ergötzend als sinnvoll künstlerisch durchgeführt, und wir brauchen uns nur irgend eine andere Weise der Darstellung zu denken, z. B. eine blos possenhafte, oder ernste, oder feierliche, um vor dem peinlichen Gefühl, das sie veranlassen müßten, zurückzutreten. Der Narr ist ein gutmüthiger und erfreulich witziger Gesell, der sich unbedenklich in Gesellschaft mancher Shakspeare's Narren sehen lassen kann. Obwol er begreiflicherweise den tüchtigsten Schalk im Nacken hat, so ist ihm doch die Schwangerschaft eines Fräuleins, und noch dazu seiner Schwester, außer allem Spaß; da er aber ein für alle Mal den Genien des Scherzes und Witzes angehört, die ihn selbst in seinem Ernst und Schmerz nicht loslassen, so kann er diesen auch nur witzig ausdrücken, womit er sich und uns beruhigt. Tieck gibt diese Scene dem Rowley, den ich nicht genau genug kenne, um ihn derselben würdig zu halten; mir scheint sie des Jünglings Shakspeare vollkommen werth; und wenn ich die ganze unschätzbare Narrengalerie dieses Dichters betrachte, so möchte ich diesen Clown neben den in „Ende gut Alles gut" rangiren. Sie sind sich ähnlich in der Bonhommie und in einer gewissen freundlichen Zuthulichkeit, mit der sie den ihnen schon zur Gewohnheit gewordenen Witz vortragen. Wendungen und Späße wie die: „Glaub mir, Bruder, er war ein Edelmann". „O ja, das glaub' ich wohl, denn er armirt und beint auch dazu, und braucht Dich zum Herold, seine Armatur kund zu geben". Ferner: „Hättst Du den Schwur gehört, Du hättst gedacht ... ja Schwören und Lügen ist immer beisammen. Bist Du von seinem Fluchen schwanger, so kriegen wir gewiß einen Sappermenter von Jungen"; die weichmüthige Bemerkung des Narren, nachdem er die volltönenden Monologen des im Walde still und mild hinträumenden Prinzen Uther vernommen: „Wär' ich ein Weib gewesen, diese rührenden Worte hätten mich gewonnen, ich würde nun auch so dickleibig hier herumgehen"; die Anrede: „Sehr rechtschaffener und fleischlich gesinnter Edelmann, gebt mir Eure Hand, Herr!" — diese und ähnliche Wendungen erinnern durchaus an Shakspeare. Nicht als sei es unmöglich, daß Rowley sie geschrieben habe; doch stand er dann auf Shakspeare'schem Gebiet und machte seines großen Freundes Humor und Humorvortrag, Farbe und Tonweise zum Gemeingut.

Der Narr der Gräfin Russillon (um in der Vergleichung fortzufahren) ist jedoch älter und kälter, und sein Witz rußiger und bequemer. Er hat fast zu gute Tage bei einer Gebieterin, die sich sogar gnädig herabläßt, einmal ein Privatissimum in der harmlosen Witzbolderei bei ihm zu nehmen. Wie verschieden dagegen das traurige Loos des Bruders, der für das zu erwartende Kind der Schwester in Wald und Flur und bei Hof einen Vater und einen Namen sucht, während er selbst, nach herkömmlichem Narrenschicksal, im Personenverzeichniß des Namens ermangelt. *) Daß ihn auf so bedenklichen Wegen wie den edlen Ritter Don Quixote der Weltlauf „mit gar harter Pfote" trifft, kann nicht befremden; doch fehlt es ihm auch nicht, zu des Lesers Freude und seinem Verdruß, an lustigen Hemmungen, und der vortreffliche Hofmann Nicodemus Garnichts ist, obwol er sich als Garnichts weder malen, noch in Marmor hauen, noch beschreiben läßt, ein unsterbliches Wesen, das hier nur leise angedeutet wird, obwol es durch alle Jahrhunderte hindurch gesprungen ist und vermuthlich auch springen wird. Von solchen Garnichtsen finden sich auch in Molière's besten und muthwilligsten Lustspielen einige Spuren; welches ich hier zu des französischen Dichters besonderer Ehre anführen will. Endlich aber wird unser liebevoller Narr für alle seine Leiden belohnt, und als Schwager des Höllenfürsten und Onkel des berühmtesten Zauberers der Welt, erfährt er zwar manche schlimme Neckerei, aber auch viel Ehre, und zwar von der pikantesten Sorte, die unsterblich macht.

Nicht minder vortrefflich ist Hanne. Wir sehen sie leidend, hoffend, bäuerlich-naiv und beschränkt; doch ist zuweilen in ihren wenigen Worten ein eigner Sinn, und wir ahnen bald, daß sie keine gewöhnliche Verführte sei, und daß überhaupt bei ihr ein bedenkliches Geheimniß walte. Wird endlich ihr Schicksal aufgedeckt und zeigt sich Satan selbst als ihren Verführer, so fühlen wir uns zwar überrascht, aber auf eine wahrhaft poetische Weise, und keineswegs blos befremdet und erschreckt. Mit der Aufklärung und Erhöhung ihres furchtbaren Geschicks erhöht sich auch ihr Geist; ihr späterer Widerstand gegen den Teufel ist höchst rührend; und als sie auf immer verloren scheint, wird sie auf die würdigste Weise gerettet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, im Januar 1830.

Die seit dem 9. August 1829 hier herrschende Gährung wird im Auslande verschiedentlich beurtheilt, nach Verschiedenheit der Interessen und Ansichten der Staaten und Individuen, zum Theil wol auch nach Maßgabe der Documente, welche dem Urtheilenden zugänglich sind. Unter Anderm haben sich deutsche Blätter über das Unwesen der hiesigen Liberalen und die Abwege, auf welche sich die Opposition verleiten lasse, mißfällig geäußert, ohne sich jedoch in irgend eine Erörterung einzulassen und ihren Tadel zu begründen. Dergleichen aufs Gerathewohl ausgesprochene Verdammungsurtheile sind in der Regel als officiel zu betrachten, und haben wir keineswegs die Absicht, solche zu widerlegen. Aber wir halten es für unsere Pflicht, jeden Rechtlichgesinnten zu beruhigen, dem Fürsten- und Völkerglück gleich theuer sind, und der beider Gunst verschmäht, der den Atheisten verabscheut wie den Jesuiten, und die Großthat, welche die schlechte Sache befördert, und das Verbrechen, das der guten dient, und der,

*) Sonst hat er allerdings einen Namen, und zwar den für das Geschick der Schwester ominösen: Willig. Er spielt mit demselben recht artig, verweilt aber zu lange dabei, was Shakspeare als reifer Mann nie thut.

durch hämische Einflüsterungen irregeführt, vielleicht mit Besorgniß nach der verschrienen Hauptstadt blickt, als habe die Freiheit aufs Neue die blutige Mütze aufgesetzt und die Volksmassen der Vorstädte in ihren schmuzigsten und scheußlichsten Tiefen aufgeregt. Parteikämpfe kann das Ausland nach einigen oft absichtlich veranstalteten, verstümmelten Nachrichten ebenso wenig beurtheilen, als eine Schlacht mit Schwert und Kanonen Dem verständlich ist, der aus der Ferne den Donner des Geschützes hört, oder den Pulverdampf über die Berge ziehen sieht. Wir haben nie die Regionen betreten, wo die Machthaber im Prunke ihrer Würde wandeln; wir haben nie durch das Schlüsselloch eines Ministeriums geblickt, noch hinter der Thür eines Großen gelauert; die politischen Salons besuchen wir absichtlich nicht, und nehmen als Fremder überhaupt an der ganzen Bewegung keinen thätigen Antheil. Indeß haben wir nichtsdestoweniger täglich Gelegenheit, uns von den Ansichten und Wünschen vieler Gebildeten zu überzeugen, auch kennen wir die äußern Verhältnisse der bedeutendern Journale, sowie ihre Tendenz, welche nicht jeder Leser, besonders der auswärtige, immer zu entwirren weiß, weil sie sich oft hinter Reticenzen, hergebrachte Formeln u. s. w. absichtlich verbirgt; und auf diese Kenntniß hin behaupten wir mit völliger Ueberzeugung: es ist in Frankreich keine Revolution zu befürchten. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß es noch immer Jakobiner oder Republikaner gibt, die kein Heil sehen als in einer demokratischen Verfassung, und denen die Vereinigten Staaten von Nordamerika als der Typus der höchsten politischen Vollkommenheit vorschweben. Daß sie aber bei Weitem die Minderzahl bilden, geht schon aus dieser einzigen Thatsache genügend hervor, daß der „Courrier français", den man als das Organ, wenn auch nicht geradezu der Jakobiner, doch der überspannten Liberalen betrachten muß, erst seit kurzer Zeit seine Kosten deckt. Und doch arbeiten an diesem Journale mehre der ausgezeichnetsten Publicisten, als de Pradt und B. Constant; und doch hat sich der Gerant desselben durch seine heftigen Ausfälle gegen Pfaffen und Minister fast jedes Jahr einige Monat Gefängnißstrafe, Geldbußen und dergleichen Aufmunterungen des constitutionnellen Geistes zugezogen, und in der Regel führt ein Verdammungsurtheil einem öffentlichen Blatte einen bedeutenden Zuwachs von Abonnenten zu. Das „Journal des débats" vertritt die liberale Aristokratie, an deren Spitze Chateaubriand sich befindet, der dem Jakobinismus ebenso fremd ist als dem Absolutismus. Der „Constitutionnel" endlich, und sein Nebenbuhler: „Le national", der seit einigen Wochen erscheint, verfechten die Meinungen und Interessen der constitutionnellen Mittelclasse, die hier, wie überall, meist gemäßigt ist. Sämmtliche Blätter hat die gemeinschaftliche Gefahr für den Augenblick zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt. Ihre Stellung scheint feindselig gegen den Thron zu sein; man vergesse aber nicht, daß neben dem Throne das Kreuz steht, und wie das Sprichwort sagt, hinter dem Kreuze der Teufel, den Pferdefuß in seine goldgestickten Atlasschuhe gehüllt, eine Mitra über den Hörnern, und fortwährend Hirtenbriefe, Missionspredigt n, Excommunicationen von seiner usurpirten Höhe herabschleudernd, und fortwährend zu Hülfe rufend, während er selbst angreift, und vor den Gefahren warnend, die er selbst herbeiführt. Der Congregation und der Camarilla gilt die Fehde, denn leider hegt man höhern Ortes noch immer den unseligen Wahn, das Wohl der Monarchie hinge davon ab, daß man Freitags Fastenspeise esse, und daß Jesuiten und Andere ihres Gelichters der Jugend den Katechismus einbläuen. Das Königthum hat einen Bund mit seinem gefährlichsten Nebenbuhler geschlossen. Es kann seine Macht und Rechte nicht ärger gefährden, als indem es sie dem Schutze einer Kaste anvertraut, die kein anderes Oberhaupt anerkennt als einen auswärtigen Souverain. Beinahe wäre zu wünschen, daß eine Zeit lang alle Freiheit mit ihrer Hülfe verbannt würde; wie bald würde die Regierung die Unterdrückten zu Hülfe gegen ihre Helfer rufen!

Und was ist denn geschehen, daß man so gewaltig darüber lärmt und so ängstlich thut? Hat man die Lilien durch den Koth geschleift? Hat man die Priester der Kirche St.-Geneviève vertrieben und an die Stelle des autel privilégié der heiligen Schäferin die Särge Voltaire's und J. J. Rousseau's gesetzt? Hat man wenigstens dem Hrn. von Polignac oder dem Grafen Bourmont eine Katzenmusik gebracht und die Fenster eingeworfen? Nichts von alle Dem ist geschehen, nirgends ist der geringste Lärm entstanden, nirgends hat man nur Miene gemacht, sich der seit einiger Zeit so vexatorisch verfahrenden Polizeibehörde widersetzen zu wollen. Man hat ganz ruhig eine Abbildung der Schlacht von Austerlitz confisciren lassen, welche die Polizei in Beschlag nahm, weil eine dreifarbige Fahne im französischen Heere zu sehen war. Man hat die Büste Napoleons confisciren lassen, wie auch die Abbildungen des Herzogs von Reichstadt, die Mancher verkaufte, ohne zu wissen, was es damit für eine Bewandtniß habe, sodaß eine Krämerfrau, die deshalb vor Gericht geladen wurde, versicherte, sie wisse nicht, wer der Duc Richard wäre. Also die Journale — weiter bliebe nichts übrig. Die kleinen Blätter haben mit einigen Ministern ihren Spaß getrieben und das Publicum hat mit ihnen gelacht, denn leider war des Stoffes zum Lachen nur zu viel. Es ist eins der traurigsten Ergebnisse gewaltiger politischen Reibungen und Erschütterungen, daß dadurch nicht der tüchtigste, sondern der gewandteste Intriguant, der keckste, unverschämteste Factionsmann emporsteigt, wie bei Meeresstürmen die Perle ruhig in ihrem Gehäuse sitzt, während der Koth aufgewühlt und schmuziger Schaum in die Lüfte gespritzt wird. Eine Faction verhandelt ihren Einfluß für eine gewisse Anzahl Portefeuilles und bestimmt die Candidaten dazu in Masse, unter welche sie dann vertheilt werden müssen, so gut als es sich thun läßt, und oft aufs Gerathewohl. So gelangen unwissende Parteihäupter an die Spitze von Verwaltungen, von denen sie so wenig verstehen wie der jüngste Supernumerarius, sodaß einige geschickte Commis oder Divisionschefs das Ganze leiten, und also meistens Buralisten regieren. So kam ein Maire von Toulouse, Hr. Montbel, an die Stelle des vorigen Großmeisters der Universität. Welche Ansprüche hatte er auf diesen Posten? In welcher Sphäre des Wissens glänzt sein Name? War in ihm ein eminentes Redner- oder Dichtertalent belohnt worden? Hatte er wenigstens durch langjährige Dienste, durch Fleiß und Kenntnisse die Achtung seiner Untergebenen erworben? Zur Großmeisterstelle der Universität kann man nicht leicht eine schlechtere Empfehlung haben, als selbst Lehrer gewesen zu sein; Talent und Kenntnisse verzeiht die Congregation nur, wenn sie durch Niederträchtigkeit und blinde Ergebung wieder gut gemacht werden. Hr. Montbel hatte bei jeder Veranlassung alle intellectuelle Freiheit angegriffen und dem Jesuitismus mit einem unverschämten Muthe das Wort geredet; und blos deswegen wurde er an die Spitze der Universität gestellt; deswegen wurden ihm die ausgezeichnetsten Männer in allen Fächern untergeordnet, Männer wie Cuvier, Thénard, Guizot, Cousin, Villemain u. s. w.! Und dieser heilige Mann wurde ausgezischt, der nun doch einmal ein Ministerium verdient hatte, und der bescheiden genug gewesen, sich mit dem allergeringsten zu begnügen; denn das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts ist in der ministeriellen Rangordnung das letzte, und das von Rechtswegen, weil es die meisten Kenntnisse erfodert. Und, mit diesem Schlachtopfer nicht zufrieden, verfolgten die Journale seinen Nachfolger mit derselben Bitterkeit, als der unglückliche Maire endlich von seinem Großmeisterstuhle erlöst wurde und an die Stelle des vormaligen Ministers des Innern vorrückte. Hr. Guernon de Ranville war früher Staatsprocurator an einem Gerichtshofe in der Provinz; seine Erhebung hat er einer kecken Phrase zu verdanken, die ihm in einer glücklichen

Stunde entfuhr: „Je me fais gloire d'être contrerévolutionnaire!" rief er in einer öffentlichen Versammlung aus; diese Phrase kam dem Fürsten Polignac zu Ohren. Herr G. ist jetzt Minister des öffentlichen Unterrichts. Als Redner hatte er sich einigen Ruf erworben, und schon pries ihn seine Faction als einen zweiten Mirabeau, und die Liberalen fingen an, ihn zu fürchten; da kam plötzlich im „Figaro", ein Gedicht zum Vorschein, das mit folgender Strophe anhebt:

Bonaparte est en cage,
Et son règne est fini;
Il en crève de rage,
Il ne tenait qu'à lui
De servir les Bourbons
Sous le *Ducque* d'Aumont.

Dieses Gedicht ist vom Herrn Martial-Come-Annibal-Perpetue-Magloire Chevalier Guernon de Ranville, der es nach der zweiten Restauration verfaßte, und, o des Frevels! man hat sich darüber lustig gemacht! Fürwahr, der berliner Correspondent in der „Allg. Zeitung" hat Recht; es sind ungeschliffene Gesellen diese Liberalen! Es thäte Noth, daß einige 100,000 Mann hierher kämen, um ihnen begreiflich zu machen, daß die Gedichte einer Excellenz, seien sie auch noch so schlecht, heilig sein müssen, wie der Koth des Dalai Lama!

Die Freisprechung des „Journal des débats" ist nebst allen Verhandlungen bereits hinlänglich bekannt. Sie bestätigt unsere Ansichten vollkommen, indem sie erhärtet, daß man bis jetzt in den Schranken einer rechtmäßigen Vertheidigung geblieben, und muß um so mehr beruhigen, da Hr. Séguier, der Präsident des königl. Gerichtshofs, als ein Erzaristokrat bekannt ist. Es war diese Lossprechung für die Minister ein empfindlicher Stoß, und sie waren schwach genug, ihre Empfindlichkeit an den Tag zu legen. Als am 31. Dezember der königl. Gerichtshof, nebst den andern Dikasterien und Autoritäten, dem Könige und der königl. Familie seine Glückwünsche zum neuen Jahre darbrachte, sagte die Dauphine in einem kalten, trockenen Tone in dem Augenblick, wo Hr. Séguier sie anreden wollte: „Passez, Messieurs", und der König ermahnte den Gerichtshof, seiner Pflichten eingedenk zu sein und sich des Zutrauens seines Souverains würdig zu machen. Die Folge davon war, daß sich eine Menge Personen von Rang und Ansehen bei Hrn. Séguier des andern Tages einschreiben ließen. Schließlich bekennen wir, daß die Heftigkeit der liberalen Journale nicht immer zu billigen ist, die jedoch in Vergleichung mit den ultraroyalistischen fast gemäßigt zu nennen sind. Sagte doch neulich der „Apostolique": „Es gibt Gesetze, welche Landesverräther mit dem Tode bestrafen, und Lafayette und Benj. Constant sind noch am Leben". Mit gespannter Erwartung sieht man der auf den 2. März festgesetzten Eröffnung der Kammern entgegen.

Wenden wir uns nun von dem Tummelplatze der politischen Leidenschaften zu den Regionen des Idealen und Schönen, so finden wir auch hier Hader und Zank. Hier, wo sich die herbsten Regungen des Gefühls in süße Blüten entfalten, wo die Klage entzückt und der Schmerz zum Genusse [illegible] erzeugt der Wohllaut Zwietracht; und wie die Lyra [illegible] den Zauber der Melodie einst Löwen und Tiger besänftigte, so erweckt nun der Gesang Haß und Neid und alle die Ungethüme, die nur zu oft, wie ekles Gewürme in einem Tempel, selbst in jenen höhern Gemüthern schlummern, welche sich die Musen und Grazien zu ihrem Sitze erkoren. Zwei Parteien stehen sich feindselig gegenüber, von denen die eine Freiheit zu erkämpfen sucht und ihre Hoffnung auf die Zukunft setzt, die andere im Glauben an die Vergangenheit ihr Heil zu finden wähnt. Diese prahlt mit den Banden, die sie sich geflissentlich angelegt. Sie fängt die Nachahmung des hundert Mal Nachgeahmten immer wieder von vorn an; sie will eine Poesie, die, in dem Schutte der römischen Civilisation entsprossen, auf Ideen und Gefühlen beruht, welche Jahrhunderte von uns scheiden. Ihre Gegner treiben mitunter die Unabhängigkeit bis zum Unsinn und zur Tollheit; auch merkt man ihnen zu oft an, daß sie auf dem Wege des Systems zur Natur zurückkehren; aber in ihren Producten spiegelt sich ihre Zeit; aber die Phantasie ist durch sie wieder in ihre Rechte eingesetzt worden und überstralt mit dem Glanze ihrer wiedererrungenen Krone die nicht seltenen Mängel, welche ihre schönsten Schöpfungen verunstalten. Der Ausgang des Streites ist nicht mehr zweifelhaft; denn sogar die Académie française hat den neuen Lehren ihre Pforten geöffnet; sie hat Lamartine zu ihrem Mitgliede erwählt, und sein Nebenbuhler war Phil. de Ségur, einer der ausgezeichnetsten prosaischen Schriftsteller seiner Zeit. Einen kleinen Trost für diesen neuen Sieg der Romantiker fanden die Classiker kurz darauf in den bittern Ausfällen der Herren Etienne und Arnault, welche bekanntlich Hr. Vaublanc aus der Akademie vertrieben, und die nur vor Kurzem wieder in dieselbe aufgenommen worden sind. Auch hat Vigny's „Othello", buchstäblich aus dem Englischen übersetzt, eben kein besonderes Glück gemacht, und ist dagegen Ancelot's „Elisabeth d'Angleterre", eine mit romantischem Firnisse schwach übertünchte classische Tragödie, mit Enthusiasmus aufgenommen worden; indessen trägt das zur Hauptsache wenig bei, und die Neuerer sehen der nächstens stattfindenden Aufführung eines Schauspiels von V. Hugo als einem entscheidenden Siege entgegen. — Literarische Neuigkeiten sind: „Idylles de Theocrite, trad. par Servan de Sugny"; „Quelques documens sur la bataille de Waterloo", von dem General Gérard; „Préjuges des réputations, par Salgues"; „Mémoires du comte de Montlosier", „Mémoires de l'exconventionnel Levasseur", die gleich bei ihrem Erscheinen von der Polizei in Beschlag genommen; „Voyage en Orient, par Fontanier" etc. Ueber die wichtigern werden wir in unserm nächsten Schreiben weiter berichten. 76.

Notizen.

Im Jahr 1398 verklagten die Bürger von Mans und die Einwohner der umliegenden Gemeinden ihren Bischof und die Pfarrer vor dem Parlament wegen der übermäßigen Stolgebüren, die sie foderten. Sie bezogen für ein Leichenbegängniß das Drittel aller Fahrniß, ohne Abzug der Schulden und Vermächtnisse. Das Parlament reducirte diese Abgabe auf das Zehntel des Werthes des Mobiliarvermögens, und zwar zu 30 Sols für die Reichen, und zu 7 Sols 6 Deniers für die Armen. Nach diesem Ansatze war zu jener Zeit der ein reicher Mann, dessen Mobiliarvermögen 300 Sols betrug.

Ludwig von Bourbon, Graf von Clermont, war über das Schicksal Karls VI., das seinen Wahnsinn zur Folge hatte, so betroffen, daß er nach Mans wallfahrtete und sich dort in einer eignen Urkunde dem Kirchenpatron St.-Julian zu Leib und eigen übergab, und diese sonderbare Verschreibung auch auf seine Nachkommen ausdehnte. Der Bischof und sein Capitel hatten jedoch keinen Vortheil von dieser Verschreibung, denn der Graf von Clermont hatte klüglich in die Urkunde die Clausel einrücken lassen: daß weder er noch seine Nachkommen je des Bischofs noch des Capitels Leibeigne sein sollten. *) 36.

*) Pesche's „Dictionnaire topographique, historique et statistique du Departement de la Sarthe". (1828.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1830.

Shakspeare's Vorschule. Zweiter Band. Von Franz Horn.

(Fortsetzung aus Nr. 39.)

Der Geburt des Merlin, sowie dem ersten Auftreten des Teufels geht ein Gewitter voran, das mich abermals an Shakspeare erinnert hat, welcher der Erscheinung des Wunderbaren und Furchtbaren, sowie nicht minder dem höchst Erfreulichen (z. B. im „Cäsar", „Lear", „Kaufmann von Venedig") Musik vorangehen läßt, werde sie nun durch Menschen veranlaßt oder durch die Natur selbst, die sich handelnd und redend mit hineinmischt. Der Teufel ist stattlich, gewaltig, ja sogar majestätisch; doch sind einige seiner Reden nicht ganz ohne Schwulst — mit Recht, denn wie möchte Satan sich jemals ruhige Größe und Erhabenheit erwerben können! Gewissermaßen ist auch nach der gelungenen Verführung der armen Hanne sein höchster Witz erschöpft und, indem er von Triumphen träumt, ahnen wir schon, daß sein Scheinsieg mit gänzlichem Verlust endigen müsse. Auch die schwache menschliche Natur, wie sie sich in Merlin mit der teuflischen gemischt hat, ist nicht ohne Ahnung des Göttlichen, und auch für seine unsäglich gefallene Mutter, sowie für ihn, der aus der gräßlichsten Umarmung entsprungen, ist dennoch auch der Erlöser gestorben; und so begreifen wir mit wahrer Lust, wie er selbst die vom Vater ererbte teuflische Kraft gegen diesen Vater gebrauchen kann und werde. Man möchte sich wundern, daß der Teufel, nachdem er sich durch die Geburt des Merlin mit neuer Kraft ausgerüstet glaubt, die Mutter des Helden, die er doch (menschlicherweise zu reden) geliebt zu haben scheint, zuerst feindlich anfällt; allein, gerade hier waltet, wie es scheint, bei dem Dichter ein entscheidender Gedanke. Wenn schon die wenigsten Menschen im Stande sind zu lieben, oder ihre Liebe nur einer verborgenen Wuth gleicht, so kann der Teufel überhaupt gar nicht lieben, und könnte er es jemals wähnen, so würde seine Wuth um so größer sein. Wie er aber nicht lieben kann, so kann er auch nicht geliebt werden. Wol mag er Beides ahnen; dennoch hofft er in seiner Blindheit, sein Sohn Merlin werde wenigstens eine Ausnahme machen, und bei diesem wichtigsten Punkt gerade ist es, wo ihn sein teuflischer Witz verlassen hat. Er fodert von seinem Sohn Gehorsam; aber nur die Liebe kann Gehorsam erzeugen, oder vielmehr, er wird schon mit ihr gegeben; und doch ist ja die Liebe die göttliche Flamme, die der Teufel eben bekämpft, und nur in diesem Kampfe besteht sein ganzes Handeln. So wird er in seinem eignen Netze gefangen, und aus dem Sohne, der ihm helfen soll, wird sein mächtigster Feind, der, als er an den Gehorsam erinnert wird, den er dem Vater schuldig sei, übermüthig erwidert:

> In deiner Schule lernt sich nicht Gehorsam.
> Verwandtschaft und Natur verknüpft mich ihr.
> Dein Theil in mir ist gegen die Natur,
> So brauch' ich dir auch keine Pflicht zu zollen.

und später:

> — — — was bist du Teufel?
> Ein unterird'scher, schändlicher Incubus,
> Der Nutzen ziehet von dem schwachen Fleisch,
> Unwissende mit List zu hintergehen.
> Wirf ab sogleich die menschliche Gestalt,
> Kriech', Schlange, auf dem buntgefleckten Bauch
> . . . .
> Du zeugtest deine Geißel u. s. w.

Er bewährt diese Worte durch die That, und unter Donner und Blitz und mächtiger Beschwörung schließt er den Teufelvater in einen Felsen ein.

Wie er auch heißen möge, der jene entscheidende Anfangszeile und den ganzen Auftritt schrieb, in jedem Fall ist Beides eines großen Denkers würdig. Wie aber hier Denken und Dichten verschmolzen ist, zeigt sich insonderheit in der dramatischen Lebendigkeit, mit der diese tiefsinnigen Scenen vorüberrauschen, gemildert selbst durch die vorangehenden Späße des Narren, der sich, wie bereits oben erwähnt, in den neuen, wunderbar großen, aber teuflischen Verhältnissen als Onkel eines so unheimlichen Neffen sehr wohl zu befinden scheint, bis er endlich einsieht, daß in dieser Gesellschaft doch übel zu scherzen ist. Indessen kann einem so ehrlichen, lustigen Gesellen, wie er, kein großes Unglück passiren, und er kommt mit einem kleinen komischen Ungemach davon.

Wie steht es aber mit dem dieses Schauspiel umschließenden Schauspiel? Es scheint, daß kaum irgend eine menschliche Tragödie genügend sei, sich in den

Kampf des sichtbaren Teufels gegen Gott zu mischen, und wenn doch, so möchte ich etwa den „Lear", „Macbeth" und einige andere aus Shakspeare's reifster Zeit als solche nennen. Was hier in dem Rowley-Shakspeare'schen Werk gegeben worden, ist ohne Zweifel wacker und ansprechend; aber für jenes Merlin'sche Schauspiel gibt es keine hinreichende Einfassung, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, Durchaderung. Dieser junge König Aurelius, der so schnell durch die zauberische Schönheit Artesiens bezwungen wird, und sein nachheriges Verhältniß zu ihr, das sehr zum Vortheil dieses Stücks an einige Scenen im „Titus Andronicus" erinnert — der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde poetische Prinz —, der stets echauffirte Edol u. s. w., alles Das ist gut und wahr. Noch bedeutsamer sind die Schwestern Modestia und Constantia, die Beide vor unsern Augen zu jener Gattung des christlichen Lebens bekehrt werden, die sich von der Welt absondert. Freilich kann und darf man jene Gattung selbst als gefährlich in Anspruch nehmen; doch abgerechnet, daß die ganze Haltung dieses Stücks eine solche Bemerkung, falls sie uns stören wollte, abweist, zeigt sich auch in der That, daß diese Schwestern lediglich für ein solches Leben geeignet sind, wie etwa manche Virtuosinnen auf der Harmonika kein anderes Instrument berühren mögen. Das Christenthum ist hier ganz als die Religion des Todes aufgefaßt, und was etwa Reizendes in zeitlichen Verhältnissen liegt, wird als Irrthum verworfen. Das Fehlerhafte dieser Ansicht liegt eben in dem Wahn, als könne irgend ein wahrhaft menschliches, liebendes Verhältniß blos der Zeit angehören.

Modestia weint über das ganze Treiben dieser Welt, wie Alles wirbt mit Müh und Noth um Wehe, und über Edwyn's Liebeswerbung. Sie will nur ein einsames, beschauliches Leben führen, um

> Zu sinnen auf die Seligkeit des Todes.
> Dies ist mir solche Lust, daß keine Marter
> Den Entschluß wankend macht. Was ist die Welt,
> In der ich wandeln soll? Ein düstrer Gang
> Zum ernsten Richterstuhl, vor dessen Schranken
> Kein Bürge gilt als Heiligkeit des Wandels.
> Dann kommt die große Sitzung, Tod, der Rufer,
> Er ladet uns, wir müssen All' erscheinen,
> Die Schuld'gen klagt er an, vertritt die Reinen. (S. 294.)

Hier ist schon ganz die Anlage zu jenem tiefsinnigen Shakspeare, wie er uns im „Hamlet" begegnet, und wir finden ihn hier nur weicher, freundlicher, wehmüthiger. Diese Wehmuth, weit entfernt von Weichlichkeit, ist nichts weiter (man verstatte die Wiederholung meiner alten Erklärung, zu der die Wortbildung selbst leitet) als ein Muth, dem zu dieser Zeit wehe geworden, und ebendeshalb finden wir den kraftvollen und nicht selten sich selbst verwundenden Jüngling in dieser Stimmung am häufigsten. *) Wie gesagt: alle diese Charaktere und Situationen sind gut und löblich angelegt und durchgeführt; dennoch vergißt man sie zu leicht, da die Bedeutung der Merlin'schen Existenz zu sehr den Geist und die Phantasie beschäftigt. Vielleicht geht es andern Lesern anders; und es würde interessant sein, die Geständnisse darüber zu vernehmen.

Wichtig dünkt mich ferner noch bei dem großen Zauber, den dieses herrliche Werk hat, eine gewisse Gattung von aufgeregten jungen Lesern vor der möglichen Ueberschätzung desselben zu warnen, die sich selbst in eine Vergleichung mit Shakspeare's größesten, unbestrittenen Werken mischen könnte. Eine solche Vergleichung darf nie stürmisch unternommen werden, sondern nur mit der höchsten Besonnenheit, die uns dann auch die noch nicht ganz gesicherte Haltung der Merlin-Dichter zeigen würde, sowie die nicht immer vollendete Verschmelzung des Shakspeare'schen Genies mit dem Rowley'schen Talent. Auch gibt es über den Grad des Werthes von edeln Werken noch ein ganz gewöhnliches, aber gutes Prüfungsmittel. Es ist der Nachgenuß und die stets sich gleichbleibende Freude an denselben. Ich kann mir nicht denken, daß jemals eine Stunde in mein Leben treten könnte, in welcher meine Freude am „Kaufmann von Venedig", „Lear" u. s. w. minder rege sein könnte, als da ich diese Dramen zum ersten Male las; aber beim „Merlin" möchte ich nicht darauf schwören, obwol meine große Hochachtung für den Werth der meisten Scenen nie verringert werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien. Von A. v. Prokesch. 2 Bände. Wien, Armbruster. 1829. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Es kommen Europa jetzt, nebst Skarabäen, Papyrusrollen, Mumien u. dergl. auch so viele Reisebeschreibungen über Aegypten zu, man erzählt von Dem, was dort über der Erde und unter ihr geschieht und geschehen, so viel, daß es anfängt so undankbar zu werden davon zu berichten, als eine neue Beschreibung zu den vielen vorhandenen vom Rheingau und der Schweiz zu fügen. Indeß Hr. v. Prokesch ist nicht nur ein gebildeter Mann, sondern auch guter Beobachter, und er versteht dabei, was er vorträgt, dem Leser genießbar zu machen; dazu hat Hr. Armbruster gute Lettern und gutes Papier, das Buch interessirt also demungeachtet! Der Autor hat seinen Stoff mehr rhapsodisch als zusammenhängend behandelt, in den jedesmaligen Ueberschriften auf den Hauptgegenstand hindeutend, den er seinen Betrachtungen unterwirft. Achtzehn solcher Abschnitte, der 1. Ankunft in Alexandrien; der 18. Thebä, unter letzterm die Untertheile: Luxor, Karnak, Kurnu, Memnonium, die Memnonssäulen, Medinet-Abu, Isistempel am Gebirge, die Nekropolis, das Thal Assassif, die Gräber der Könige, enthält der erste Band; der zweite 14 und einen „Ausflug von Smyrna nach Ephesus". Unmöglich können wir hier in das Innere der verdienstlichen Arbeit

---

*) Auch in Tieck's frühern Werken finden wir nicht blos die zu dem Alexandrisch lösenden Schwerte greifende Opposition gegen Das, was der Jüngling das eisernharte Schicksal nennt, sondern auch abwechselnd eine tief eindringende sanfte Wehmuth, z. B. in dem fast ungekannt gebliebenen Trauerspiel „Karl von Berneck" („Volksmärchen", 3. Th.), einem Stück, welches das oft gemißbrauchte Wort „Rührung" wieder zu Ehren bringen könnte, und auf dessen Wiedererscheinen in den gesammelten Werken ich mich herzlich freue.

so, als wir wünschten, eingehen oder auch größere Mittheilungen aus derselben geben; aber erlaubt mag es sein, da und dort aus dem Vorhandenen Einiges auszuheben und somit Styl und Behandlung, Ideen und Ansichten des Verfs., wenn auch nicht gerade ganz zu bezeichnen, doch wenigstens anzudeuten. „Das Andenken Kleber's ist noch jetzt bei vielen Arabern verehrt. Vor dem Palaste, auf dem Platze Esbekieh (zu Kairo, demselben wo auch Buonaparte sein Hauptquartier hatte), steht eine alte, hohe Sykomore (Feigenbaum, aus dessen Holze wurden die Mumiensärge gemacht), unter welcher Kleber manchmal zu sitzen pflegte; sie heißt heutzutage nach seinem Namen". — „An dieser Brücke (bei Dshiseh) verließen wir den Damm und ritten gerade auf die Pyramiden los. Ein Gehöfe, Kassr-el Khran, liegt denselben auf eine Viertelstunde zur Seite. Dort beginnt die Wüste. Ich konnte nicht klar werden über den Eindruck, den diese größten aller Denkmale auf mich machten; ich kann es noch nicht. Nur so viel weiß ich, daß sie mir höher und mächtiger erschienen aus der Ferne von Wardan, denn aus der Nähe von wenigen hundert Schritten, und daß jener erste Eindruck mich plötzlich überfiel und zwar mit verstärkter Gewalt, sobald ich am Fuße der großen Pyramide stand und den Versuch machte, nach der Spitze derselben emporzublicken. Auge und Seele fühlten das Gewicht der ungeheuern Masse auf sich, und die Zeit und die Geschichte legten das Ihrige dazu. Vierzig Jahrhunderte betrachten dich! dachte auch ich, aber mir kam unsere Weltgeschichte wie eine Erzählung von gestern vor". Der Verf. rühmt, und wir werden darauf zurückkommen, die Verdienste des Vicekönigs von Aegypten, gedenkt aber dabei auch eines Abdyn-Kasheff, der früher Statthalter in Oberägypten und Nubien, und nun Nazir des Bezirks von Monfalut war, mit großer Achtung. Nicht allein die artige, freundliche, aufmerksame Weise, womit er alle Europäer empfängt, wird lobend anerkannt, sondern auch seine Einsichten über die Mittel und Bedürfnisse Aegyptens, die Völkerstämme, die es bewohnen; Niemand kennt das Land aber auch besser als eben er, da Kasheff nicht nur darin im Frieden regierte, sondern auch mehre Feldzüge gegen die Schwarzen und gegen die Beduinen der Oasen angeführt hatte. Diese Beduinen, die Söhne und zugleich Räuber der Wüste, zu friedlichen Männern umzubilden, dergestalt daß man jetzt ohne alle Gefahr vor ihnen überall reisen, selbst bei ihnen einkehren kann, ist dem Vicekönige theils durch Güte, theils durch List gelungen. Er hat ihnen nämlich Länderflächen abgetreten, viele in Sold genommen, die Begleitung der Karavanen an sie verdungen, verschiedene Contracte mit ihren Stammhäuptern geschlossen, diese unter sich dabei uneins oder doch mistrauisch gemacht, kurz, ohne den Schein davon zu haben, ist er in der That ihr Herr geworden, sie sind von ihm abhängig und für jede Gewaltthat, die ein Beduine verübt, ist sein ganzer Stamm verantwortlich. „Richtigere Zeichnung und treuere Farbengebung im Gemälde der Beduinen fand ich in keinem Buche, als in der Bibel". Der Autor konnte, erklärt er, „bei Lesung der Bücher Mosis über die Aehnlichkeit der Beduinen der Vorzeit mit den heutigen, in Bezug auf Abraham, die Geschichte Hagar's u. s. w., nicht von seinem Erstaunen zurückkommen". „Das reizendste Bild aber", fährt selbiger fort, „das an Einfachheit, Wärme und Wahrheit von keinem Dichter aus keiner Zeit übertroffen, das gleichfalls dem Beduinenleben angehört, und ich möchte sagen, ohne welches die Kenntniß desselben nie ganz aufgefaßt werden kann, ist dasjenige Rebekka's, in allen Nebenzügen, wie in der Hauptgestalt vollendet" (Genes. 24). Schätzenswerthe Nachrichten theilt uns Hr. v. P. noch besonders über den Handel und die Fabriken Aegyptens, sowie über dessen jetzige Militairkraft mit. Wenn aber der Verf. dem Recens. bisher als denkender und unterrichteter Mann achtbar war, so ist er ihm als fein- und religiösfühlender durch die Aeußerungen liebenswerth geworden, mit denen er, in Bezug auf das Gräberumwühlen und Mumiensuchen, den ersten Band beschließt, und womit wir, nachdem es wol am Orte ist, hierauf einmal aufmerksam zu machen, denn diese Anzeige endigen wollen. „Ich kann", so sagt der wackere Major, „von dem Boden der heiligen Thebä nicht scheiden, ohne einige Worte über den schändlichen Handel zu sagen, der, natürlich unter Leitung von Europäern, dort getrieben wird, und welcher der Versäumniß der Zeit, in ihrem Amte als Zerstörerin, mit großem Erfolge nachhilft. Ich spreche hier nicht von den Nachgrabungen, die wahrhaftig aus wissenschaftlichen Zwecken unternommen worden sind, sondern von den Verwüstungen, die unter dem Schilde der Liebe zur Wissenschaft von der schmählichsten Goldsucht verübt wurden und noch täglich verübt werden. Die ganze Nekropolis ist Bergwerkgrund für die Mumiensucher und gleicht einem Schlachtfelde, denn er ist mit Gebeinen und Stücken von den Leichentüchern bedeckt. Die herrlichsten Särge werden in Trümmer geschlagen, die Mumien mit der Axt gespalten und in Stücke gehauen, zerrissen, durchwühlt, weggeworfen: warum? Um ein Halsband, einen Skarabäen oder ein paar Blättchen Goldes zu finden, womit die Nägel manchmal überdeckt sind. Dieser Ertrag wird von dem nackten Volke, das in den Gräbern wohnt und das non plus ultra des Elends scheint, an die Bergherren ausgeliefert. Deren waren, zu meiner Zeit, 2, die auf eigne Rechnung gruben, ein Zantiote und ein Italiener. Jeder hatte zwischen 100 und 200 Arbeiter im Solde, welche das ganze Jahr regelmäßig das Raub- und Zerstörungshandwerk betrieben. Ich wohnte der Oeffnung mehrer Mumien bei, und denke mit Ekel an das gottlose Verfahren dabei. —— Nachdem sie durchwühlt, beraubt, ich möchte sagen geschändet war, warf man die Stücke zu einem Haufen anderer, die schon durch den Prozeß gegangen waren. Da Wände, mit Meißelarbeiten bedeckt, nicht verkaufbar sind nach Europa, so gelten sie den Bergherren auch wenig. Kaum wird ein Grab aufgefunden, so werden die Wände durchgeschlagen, um auf den Sarg zu kommen, und aus diesem das herrliche Gold, dieses Ziel der antiquarischen Profession der erwähnten Herren, zu holen. Auf ähnliche Weise werden nicht selten die Tempel und andere Monumente behandelt; den Vorzug haben jedoch entschieden die Gräber. Aber damit ist es nicht abgethan. Das Handwerk bildet Talente, und diese bringen ihre Werke zu Tage. Es sind ganz artige Betrügereien eingerichtet, um dem Reisenden das Geld aus der Tasche zu holen und die Leichtgläubigkeit der Sammler für die Museen zu besteuern. Besonders mit den Papyrusrollen muß man auf der Hut sein; häufig sind sie aus Stückwerk zusammengesetzt und dann mit Pech überkleistert, auch fehlt es an Schwüren nicht, daß sie gerade so an der oder jener Mumie gefunden worden seien. Jeder Schulknabe glaubt sich bei uns berufen, den Türken und andern Mohammedanern die Zerstörung der Monumente des Alterthums vorzuwerfen, und wer das nicht für eine ausgemachte Sache annimmt, kann von Glück reden, wenn er mit dem Titel eines Unwissenden davonkommt. Ich habe ganz Griechenland, einen Theil von Asien, Aegypten und Nubien durchreiset, und an vielen Monumenten Zerstörungen verüben sehen: die Zerstörer waren jedesmal Europäer; Wissenschaft war ihr Aushängeschild, Gewinnsucht ihr Beweggrund". Und so ist es! Wer Ohren hat zu hören, der höre! 49.

Aus Italien.

In Rom besteht noch jetzt die Akademie der Lincei, die vom Fürsten Federico Cesi im J. 1603 zur Förderung und Verbreitung der Naturwissenschaften gestiftet wurde, bei deren erstem Zusammentreten man aber darum mancherlei Nebenzwecke und, wie es geht, nicht blos unschuldige, voraussetzte, weil ihr Begründer mit seinen Mitakademikern in einer Zifferschrift correspondirte, die alle Erklärungsversuche geübter

Diplomatiker zu Schanden machte. Dieser Briefwechsel war in die Hände des guten alten Abate Fr. Cancellieri gefallen, der eine Geschichte dieser Gesellschaft zu seinen vielen Büchern hinzufügen wollte. Sehr gehindert in seiner Arbeit durch diese mystischen Zeichen und wiederum glücklich dadurch, daß er etwas habe, was er den vielen fremden Besuchern und seinen auswärtigen Freunden als Räthsel vorlegen konnte, ging der kreuzbrave alte Abate Jedermann in Rom damit zu Leibe, der nur irgend das Ansehen hatte oder sich gab, als ob er sich auf geheime Schriften verstände. Der Legationsrath ... aus Stuttgart mußte zuerst gestehen, daß sein Latein hier nicht ausreiche; dann soll ein Professor, der hieroglyphische Urkunden, ganze Pharaonenarchive wie die „Leipziger Zeitung" wegliest, noch schlechter bestanden haben. Aber Cancellieri war nicht der Mann, der sich durch solches Mislingen abschrecken ließ. Er würde die geheimen Kanzleien von London, Paris, Wien und Petersburg in Anspruch genommen haben, um zu seinen Zweck zu gelangen, wenn ihn eine Nachricht des Grafen Cicognara und des Prof. Moschini nicht an den Grafen Morosini in Venedig gewiesen hätte, der es im Dechiffriren mit allen Cabinetsräthen der Welt aufnehme. Seine Hoffnung ward nicht getäuscht. In kürzester Frist erhielt er Alles lesbar in gewöhnliches Italienisch umgeschrieben zurück. Aber der Inhalt war, wie bei tausend Depeschen, so alltäglich, daß Cancellieri nicht recht begreifen konnte, warum man sich die Mühe gegeben habe, dies in Chiffern zu übersetzen, und deshalb an der Richtigkeit des Schlüssels zweifelte. Aufs neue daher Anfragen bei Morosini. Aber auch darauf blieb die genügende Erwiderung nicht aus. Die That bewies für die Richtigkeit; und ein jugendlicher Muthwille, der auch dem Alltäglichen den Anstrich der Wichtigkeit zu geben liebt und das Gewöhnliche durch den Schleier des Geheimnißvollen adelt, dürfte wol in einer Zeit nicht auffallen, wo so viele ernsthafte Männer noch immer das offene Geheimniß verborgengehaltener Gebräuche in regelmäßigen Versammlungen wiederholen. Ueber diese Unterhandlungen zwischen Morosini und Cancellieri, die für neuere Diplomaten wol nicht ohne Interesse sind, belehrt eine kleine Schrift: „Lettere del conte Domenico Morosini nobili veneziano, al Sig. Abate Franc. Cancellieri di Roma, e di questo a quello, intorno ad alcune cifre spettanti all' Academia de' Lincei" (Venedig, 1829, 8.), die von einem geschätzten Gelehrten zu Venedig, Hrn. Cicogna, dem Gönner aller gelehrten Unternehmen, dem Marchese J. J. Trivulzio zu Mailand gewidmet ist.

Seit man die Wichtigkeit der Dämpfe für die Bewegung der Maschinen erkannt hat, wetteifern die europäischen Völker in dem Anspruche, wer ihre Anwendung zufrühest dem andern gezeigt habe. England, das freilich in der Benutzung im Großen alle Mitbewerber jetzt überbietet, fodert diesen Ruhm für den Marquis von Worchester, der 1663 eigentlich nichts weiter that, als daß er in seiner „Centuria" eine etwas abgeänderte Dampfkugel (Aeolipila) bekanntmachte, die in allem Wesentlichen mit der Aeolipile übereinstimmte, welche Salomon de Caus, ein geborener Franzose, damals aber Ingenieur und Hofbaumeister des Kurfürsten von der Pfalz zu Heidelberg, in seinen „Raisons des forces mouvantes" (Frankfurt, 1615, Fol., mit vielen Kupfern), also ganzer 48 Jahre früher, empfahl und hinstellte. Ein anderer Mitbewerber war der Spanier Blasco de Garay, der nach Navarete gar schon 1545 eine auf die Schifffahrt angewandte Dampfmaschine erfunden haben soll. Gegen diesen Anspruch trat aber Arago im „Annuaire de Paris", Jahrgang 1829, auf, indem er die Ungenauigkeit der Angaben darthat und die Entscheidung bis dahin glaubte aussetzen zu müssen, wo bessere Beweise beigebracht seien. Dem Franzosen de Caus bleibt sonach der Ruhm der Priorität. Aber seine, wie man glauben mochte, mehr auf Spielereien, Kunstbrunnen u. s. w. berechnete Erfindung blieb unbeachtet. Als Princip der Bewegung brachte die Dampfkugel aber Johann Branca, ein Italiener, 1629 in einem Werke in Vorschlag („Le machine artificiose, tanto spirituali quanto animali di molto artifizio per produrre effetti maravigliosi, con le figure e dichiarazioni latine e volgari di Giov. Branca, Rom.", Rom, 1629, 4.), auf das der gelehrte Mitherausgeber der „Biblioteca italiana" (Oktoberheft, 1829), Carlini, darum auch aufmerksam macht, weil es beweise, daß Branca der Erfindung der Dampfmaschinen auf halbem Wege nahe gewesen. Er schlug nämlich vor, den aus der Aeolipile ausströmenden Dampf in eine Reihe, um den Umkreis eines Rades angebrachter leerer und hohler Körper einströmen zu lassen und dieses dadurch in Umschwung zu setzen. Carlini ist zwar fern davon, diesem Mechanismus vor dem jetzigen Vorzüge einzuräumen, aber er weist darauf hin, wo man jetzt sein könnte, wenn man damals diese Vorschläge beachtet und, wie sich gebührt, ausgebildet hätte. — Dellampen hat man in neuerer Zeit nach den Grundsätzen der Heronsbrunnen zu verbessern angefangen. In Branca's Werke findet man 2 derartige Apparate durch Zeichnungen erläutert. Dreschmaschinen, Brodknetemaschinen, zwar nicht von so vielen Vorzügen als die neuern, aber dafür auch unendlich viel einfacher, gibt Branca's Werk. Vorzüglich glücklich soll der Gedanke sein, einige hydraulische Maschinen nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern umgekehrt anzuwenden; nicht um Wasser auf einen hohen Punkt zu leiten, sondern hoch herabfallendes mit seinem vollen Drucke einem tiefer liegenden zuzuführen, was er durch umgekehrte Archimedische Wasserschnecken, Paternosterwerke u. s. w. auf eine sehr beachtenswerthe Weise erreicht hätte. 35.

Anton Listemann, der unglückliche Gefangene im Karthäuserkloster zu Erfurt. Ein merkwürdiges Seitenstück zu la Tude's und Trenk's Leidensgeschichte, herausgegeben von Constantin Beyer. Erfurt, Knick. 1830. 8. 18 Gr.

Der Held der Geschichte, dessen Phantasie ein in seiner Nähe erscheinender Blitz exaltirt, wird in früher Jugend Karthäusermönch, langweilt sich im Kloster, entweicht, gelangt nach einigen Schicksalen nach Rom, von wo er, nachdem ihm die Dispensation abgeschlagen ist, in das Kloster zurückkehrt und Verzeihung erhält. Bald entweicht er aufs Neue, wird eingefangen und in ein strenges Gefängniß gesetzt, aus dem er mit großer Gefahr ausbricht, abermals nach Rom kommt, die gesuchte Dispensation und dann eine Stelle als Weltgeistlicher bei Aschaffenburg erhält. Hier traut er unbefugterweise ein im verbotenen Grade verwandtes Paar, geräth in eine Strafanstalt, wo er, wegen eines disciplinarischen Fehlers zur Geißelung verurtheilt, das Blatt umdreht, die Aufseher halb todt peitscht und entweicht. Auf seiner Flucht arretirt, soll er nach Erfurt transportirt werden, entspringt unterwegs, wird eingeholt und zu Erfurt in einem eigens für ihn erbauten Kerker festgesetzt, wo er wegen nochmals intendirter Flucht sehr hart behandelt wird, bis er endlich im 84. Jahre von dem Statthalter Dalberg die Freiheit erhält und in dem Karthäuserkloster stirbt.

Da eine Geschichte wie die vorliegende nur dann interessiren kann, wenn sie authentisch wahr ist, so hätte der Verfasser die Quellen, aus denen er sie schöpfte genau angeben sollen, denn nur einem Diderot mag es erlaubt sein, eine fingirte Klosterleidensgeschichte, wie er es bei seiner „Religieuse" that, zu einem mystificirenden Zweck zu erdichten. 53.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 41. —— 10. Februar 1830.

Shakspeare's Vorschule. Zweiter Band. Von Franz Horn.
(Beschluß aus Nr. 40.)

Nach einem solchen Göttermahle, wie es uns Merlin gewährt, können wir leicht in eine Stimmung gerathen, die der „Schönen Emma", mit welcher dieser Band beginnt, nicht günstig ist. Selbst Tieck nennt es einen ganz schwachen Versuch, eine Skizze ohne Charakter, Sprache und Erfindung, das auch für Marlowe oder Green zu schlecht und unbedeutend sei. Dennoch ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß Shakspeare, etwa in dem Uebergange von der Knaben- zur Jünglingszeit, es gedichtet habe, da der Band, in welchem es sich befindet, vormals dem Könige Karl II. zugehörend, auf der Rückseite den Titel „Shakspeare" aufweist, eine Nachricht, die gewiß viele Leser in Erstaunen setzen wird. Einen vollständigen Beweis kann sie freilich nicht geben, doch ist der Umstand merkwürdig, indem der Besitzer oder Buchbinder in keinem Fall auf bloßen Prunk ausgehen wollte, der in jener Zeit sich weit eher mit andern Dichternamen, z. B. Beaumont und Fletcher, treiben ließ. Sei dem wie ihm wolle, wir haben Tieck für die Mittheilung auch dieses Werks zu danken. Sein Urtheil über dasselbe scheint jedoch etwas zu streng, und es war wenigstens der Zeit und Mühe werth, die er an die Uebersetzung wandte. Der Hauptperson fehlt es nicht an lieblichem Zauber, und es ist dem Dichter gelungen, daß wir sie wirklich für eine schöne Emma gelten lassen, was wahrlich nicht so leicht zu erreichen ist. Schiller z. B. hat ohne Zweifel gewollt, daß uns seine Amalie in den „Räubern" als eine sehr liebreizende Dame entgegenschreiten solle; doch ist es mir immer, wenn ich das geniale Drama lese, als habe dieses stets erhitzte und gespreizte Fräulein beträchtliche — Krallen, die selbst einem Manne sehr übel stehen würden. Dasselbe gilt von Julia in „Fiesco"; Leonore in demselben Werk kommt mir sehr verwaschen vor, und die Prinzessin Eboli kann ich leider nur für ein kokettes, belesenes, sogenanntes „artiges Stumpfnäschen" halten, während der treffliche Dichter gewiß höher damit hinauswollte. Dagegen ist mir Louise in „Kabale und Liebe", trotz aller ihrer Wunderlichkeit, immer mit einer anziehenden Gesichtsbildung erschienen, die Königin im „Carlos" wahrhaft schön, Thekla als ein edles, charakterstarkes Ritterfräulein mit hellem Auge und anmuthiger Gestalt u. s. w. Die Frage, woher es komme, daß diese Emma uns wirklich als schön und anmuthig anspreche, und wie Das zu machen sei, läßt sich nicht anders beantworten als durch das unschuldige Wort: das sei eben die Kunst. So beweisen wir etwa den leichtesten aller mathematischen Sätze: „wenn A gleich B und B gleich C, so ist auch A gleich C"; so beweisen läßt es sich freilich nicht.

Diese Emma ist ferner nicht blos schön im ruhigen Gespräch mit ihrem Vater, sondern sie bleibt es auch in den bizarrsten Situationen, z. B. wenn sie sich, um die nichtgeliebten Liebhaber zu täuschen, bald taub, bald stumm stellt, ein Spiel, das, so kindisch es auch sein möge, dennoch etwas Ergötzendes hat und dem Dichter wohlgerathen ist. Nicht minder glücklich ist die harmlose Satyre auf den Wankelmuth der Männer in der Liebe, die durch das ganze Stück hingeht. Der Dichter meint es mit diesem leider unerschöpflichen Thema durchaus nicht bitter und kaum ernsthaft *); es ist, als verstehe es sich ganz von selbst. Es sind ja Männer, und wie können sie anders sein als eben wankelmüthig, munter-treulos? u. s. w. Man möchte darüber zürnen, aber man vergißt es, und Das wäre denn doch wider des Dichters Kunst. Schade, daß der Schluß des Stücks so nachlässig hingeworfen ist. Er kann Niemanden befriedigen, und man möchte fast vermuthen, der Dichter selbst habe die Lust verloren.

Das dritte Stück, welches uns hier geboten wird, ist ein Trauerspiel: „Der Tyrann", das 2 Jahrhunderte lang beinahe verloren oder doch verborgen, endlich wieder an das Licht gekommen ist. Da das Manuscript den Titel führt: „The second Maid's-Tragedy", und die erste „Maid's-Tragedy", von Fletcher, viel Glück gemacht hatte, so reizte und befriedigte auch dieses Seitenstück die Neugier, und es ward häufig aufgeführt. Aber über den Namen des Verfassers

*) Eine einzige Zeile aus Sophiens Munde in Göthe's „Mitschuldigen" hat mehr Herbheit, als die schöne Emma in ihrem ganzen Leben möchte auftreiben können; doch soll dadurch das Göthe'sche Lustspiel durchaus nicht herabgesetzt werden.

war und blieb man gänzlich ungewiß, denn wie uns T. erzählt, ward es auf dem Titelblatte dem Th. Gough, dann Chapman, und von einer andern Hand William Shakspeare zugeschrieben worden; aus welchem Umstande abermals hervorgeht, wie selten eine genauere Kenntniß Shakspeare's angetroffen wird, dem man nach bloßer Willkür bald etwas zu-, bald etwas abspricht. Wer sich irgend mit Massinger vertraut gemacht hat *), wird dem Herausgeber vollkommen beistimmen, wenn er in diesem Stück eine Jugendarbeit jenes Dichters findet, dem aber nun einmal der wohlerworbene Ruhm stets geschmälert werden sollte. Von den 53 alten Schauspielen, welche ein Hr. Warburton gesammelt hatte, wurden bekanntlich durch eine dämonische Köchin — die, wie beiläufig gesagt, bei Weitem furchtbarer scheint als das Schicksal in den meisten neuern Tragödien — mehre als Unterlage zu Pasteten oder Torten verbraucht (es waren dabei 10 Schauspiele von Massinger), doch befand sich unter den 3 geretteten Stücken auch diese sogenannte zweite „Maiden's-Tragedy". Die Kritik, mit der sie Tieck einführt (s. Vorr. XLIV fg.), ist ausführlich und so wohlbegründet, daß sie jeder nachdenkende Leser unterschreiben wird; und ich habe deshalb nur wenig hinzuzusetzen. Der Tyrann selbst gibt den Beleg für ein großes Talent, denn wie convulsivisch er auch in einigen wenigen einzelnen Zügen sein möge, im Ganzen hat er lebenvolle Physiognomie. Es ist freilich kaum begreiflich, durch welche Mittel ein solcher Mensch jemals einen Thron hat ansichreißen können; dennoch gelingt es dem Dichter, uns zu dem Glauben daran zu verführen. Der Geist, den er über seine Umgebung verbreitet, ist das wahre, sittliche Verderben, welches stets von einem nur willkürlich und ebendeshalb nur unselig handelnden und wachenden Tyrannen ausgeht, und deshalb dürfte auch die sich aufdrängende Knechtschaft der Hofleute (erinnernd an manche unter Tiber und Nero) als richtig und nothwendig betrachtet werden. Da diesem anonymen Tyrannen jeder Widerspruch als eine Art von Wahnsinn erscheint, so hat sich diese Ansicht auch unter seinen Umgebungen verbreitet; und um doch nicht gänzlich wie aus Holz geschnittene, nickende Figuren zu erscheinen, nehmen sie zu einer grellen Uebertreibung ihre Zuflucht, wodurch doch wenigstens etwas Scheinleben, sei es auch noch so widrig, in sie hineinkommt. Hier zeigt sich Massinger als einen bei Weitem tiefern Kenner der geistlähmenden Tyrannei, als Racine in der Schilderung seines Nero. Vor dieser Person, die sich von Burrhus und Andern so gewaltige Strafpredigten halten läßt und sich dabei begnügt, mit einem „Suivez-moi, mes gardes" verdrießlich abzugehen, vor einer solchen Figur, sage ich, kann Niemand sonderliche Furcht haben. Es ist ein verzogener junger Herr, mit dem sich indessen noch ein Wort reden läßt, und wenn er hinterher doch noch Gift mischt, so verwundern wir uns auf eine Weise, die der Dichter gewiß nicht bezweckt hat. Ganz anders steht es mit dem Massinger'schen Tyrannen, der uns seine Macht schon hinreichend bekundet durch den bloßen Anblick aller seiner durch ihn verderbten Hofleute. Wir erwarten von ihm, daß ihn kein noch so schreckliches Mittel abhalten werde, seine Grillen und Phantasien durchzusetzen, denn die freche Willkür hat gar keine Grenzen, ja, sie wird sogar manches Gräßliche thun zu müssen glauben, um sich nur, wo möglich, von einer gewissen Gattung von tödtlicher Langweile, die in ihrem Innern wohnt, wenigstens für einige Zeit zu befreien. Ich könnte hier diesen Aufsatz mit einigen entscheidenden Bemerkungen des Tacitus, als Belegen für jene Ansicht, schmücken; doch ist zum Glücke, besonders seit 30 Jahren, dieser größeste aller Historiker — vielleicht der Einzige, der die Tyrannei vollendet wahr geschildert hat — in Deutschland so viel gelesen worden, daß ich überzeugt bin, die meisten Leser werden manche jener hierher gehörigen Stellen selbst im Gedächtniß haben. Der Massinger'sche Tyrann nähert sich durch die Unermeßlichkeit seiner Willkür am meisten dem Nero, doch steht er über ihm durch die Fähigkeit, seine ganze Leidenschaft auf einen einzigen Gegenstand zu werfen. Aber eben um deswillen, und bei dem gänzlichen Mangel eines innern moralischen Imperativs, muß diese Leidenschaft zuerst zur Grausamkeit, dann zu einer jedes Halts ermangelnden Phantasterei, und endlich zu halbem Wahnsinn oder vielmehr Wahnwitz führen. Verdient aber der Dichter wegen dieser Anlage und wegen mehrer glücklich durchgeführten Scenen ein ausgezeichnetes Lob, so unterwerfen sich dagegen andere dem gegründetsten Tadel, den auch Tieck unverholen ausgesprochen hat. Einen möchte ich sogar noch verstärken; er betrifft die aus der Novelle des Cervantes „El curioso impertinente" entlehnte Episode. Auch T. nennt die Weise, mit der sie hier eingeschoben worden, eine sonderbare; ich möchte sie eine beispiellos wunderliche nennen, denn sie hängt eigentlich durch gar nichts Wesentliches mit der Hauptbegebenheit zusammen, und es wird Einem dabei zu Muthe, als habe etwa ein muthwilliger oder confuser Setzer 2 Schauspiele in einander geworfen und drucke nun die beiden Werke zu Einem um. Daß dieser unglücklich neugierige und prüfungslustige Anselmus der Bruder des durch den Tyrannen abgesetzten Königs Govianus ist, geht uns nichts an, da der Weg, den er wandelt, ein völlig verschiedener von dem seines Bruders ist, weshalb sie sich auch nie berühren. Selbst die bloße Möglichkeit eines Zusammenhanges wird gleich bei dem ersten Auftreten des Anselmus durch die Aeußerung aufgehoben, daß er sich keineswegs mit dem Unglück seines Bruders beschäftige u. s. w.; daß ferner, ganz am Schlusse, Govianus das Haus des Anselmus besucht, um sich Raths zu erholen, an dem er selbst sehr reich ist, dort aber nichts findet als Leichen und einen Sterbenden, der zum Glück noch ein Weniges reden kann, ist nicht minder wunderlich und hilft zur

*) In Nr. 126 u. 127 d. Bl. für 1829 haben wir einen ziemlich ausführlichen Artikel über ihn geliefert. D. Red.

wahrhaftigen Verwebung der Episoden in die Haupthandlung nicht das Mindeste, ja, es scheint beinahe, als habe der Dichter damit den Leser und Zuschauer zum Besten haben wollen. Für sich allein betrachtet, ist indessen die Episode mit vielem Verstand und dramatischer Raschheit ausgeführt; und wie tief auch Massinger unter Cervantes steht, er war nicht unwürdig, die höchst anziehende Novelle für die Bühne zu behandeln, insoweit das überhaupt bei seiner Geistesrichtung gelingen konnte.

Im Ganzen ist der Eindruck, den die Tragödie hervorbringt, ein sehr bedeutender, und ich gestehe, es hat mich mit Schmerz erfüllt, daß dieser Dichter, der so reichblühend anfing, späterhin nicht noch weit mehr geleistet hat. Ich glaube, durch jenen in diesen Blättern befindlichen Aufsatz gezeigt zu haben, daß ich das Werthvolle in ihm nicht verkenne; doch mag ich nicht verhehlen, daß mich in manchem Massinger'schen Drama eine gewisse fast Lohenstein'sche Steifheit und Narrheit, neben mancher lebendig-schönen Scene, unerfreulich berührt, ein Fehler, von dem dieser „Tyrann" gänzlich frei ist.

Ich schließe mit der Wiederholung des herzlichsten Dankes für die herrlichen Geschenke, mit denen uns Tieck abermals erfreut hat. Zu häufig kann dieser Dank nicht leicht ausgesprochen werden, denn wenn, nach Kant und Fichte, der Mensch von Natur faul ist, mithin auch selbstsüchtig und undankbar, so soll er nicht blos streben, diese Fehler alle auszurotten, sondern es auch dahinzubringen suchen, daß die entgegenstehenden Tugenden ihm immer leichter werden und nach und nach eine innige Freude bereiten.

Histoire de la Saint-Barthélemy, d'après chroniques, mémoires et manuscrits du seizième siècle, par M. *Audin*. Paris, 1829.

Alle französischen Schriftsteller haben mit mehr oder minder Abscheu von der Bartholomäusnacht gesprochen. Nur der „Quotidienne" unserer Tage war es vorbehalten, diesen Greuel, diese ewige Schande ihrer vaterländischen Geschichte une rigueur salutaire zu nennen.

Eine Zeit lang wurde Caveirac von Voltaire und Consorten angeklagt, er habe der Bluthochzeit das Wort geredet und sie vertheidigt. Dem ist jedoch nicht so. Jener Schriftsteller sagt ausdrücklich: „Wenn es auch möglich wäre 3 Viertel der Greuelthaten wegzuwischen, die in der Bartholomäusnacht begangen wurden, so bliebe sie doch scheuslich genug, um von Allen verwünscht zu werden, in deren Herzen nicht alle Menschlichkeit erloschen ist". So spricht doch gewiß kein Vertheidiger und Lobredner. Caveirac bemühte sich nur in seinem Buch darzuthun, daß gleichzeitige Schriftsteller die Zahl der Opfer sehr übertrieben hätten.

Obiges Werk hat einen andern Zweck. Der Verf. will beweisen, daß die Bartholomäusnacht ein durchaus politisches Verbrechen gewesen, und daß die Religion gar keinen Antheil daran gehabt habe. Schon englische Schriftsteller, z. B. der Dr. Lingard, waren früher dieser Meinung, und Audin weiß ihr große Wahrscheinlichkeit zu geben. Nach seiner Darstellung war nur Katharine von Medici an dem Verbrechen Schuld; Karl IX. aber und alle Andern dienten ihr nur als Gehülfen und Instrumente, und die Religion war höchstens das Aushängeschild. Wer möchte der kalten, verschmitzten Medicäerin nachsagen, daß sie blinden Religionseifer gehabt habe, daß sie fanatisch gewesen sei? Dies hieße sie wenig kennen. Sie begünstigte ja die Protestanten, so lange dies ihrer Herrschaft nützlich schien. Als ihr nach der Schlacht von Dreux fälschlich berichtet wurde, die Hugenotten hätten gesiegt, sagte sie gleichgültig: „Was ist es nun weiter! Wir werden nun in französischer Sprache beten, weiter nichts!" Nein, diese herrschsüchtige Frau hatte nur Einen Gedanken, nur Einen Wunsch, dem sie Alles unterordnete: sie wollte auf jeden Fall ihr Ansehen bewahren und im Namen ihrer Kinder herrschen; würde ihr Dies verstattet, so war ihr alle Religion gleichgültig.

Irrig haben einige Schriftsteller behauptet, Katharine hätte schon mehre Jahre vor der Bartholomäusnacht ihrem Sohn ihr Vorhaben vertraut. Wie wenig wäre dies in ihrem Geist voll Vorsicht, Schlauheit und Tücke gewesen! Sie war zu geschickt in der Politik, um einen so groben Fehler zu begehen. Es wäre sehr thöricht gewesen, wenn sie einem Kinde ein solches Geheimniß anvertraut hätte, denn der Knabe hätte es nicht verschweigen können. Uebrigens sprechen alle Zeugnisse der Zeitgenossen dagegen. Viel später und wahrscheinlich erst einige Tage vor jener Blutnacht sprach sie mit Karl IX. davon. Der Dr. Lingard hat mit authentischen Urkunden bewiesen, daß die Ermordung der Protestanten keineswegs ein lange vorher ausgedachtes und sorgsam geheimgehaltenes Unternehmen gewesen sei.

Als Katharine ihrem Sohne zum ersten Mal von dem Mordplan sprach, wollte er nicht darauf eingehen, so lange von den Protestanten als Religionspartei die Rede war. Die schlaue Fürstin bemühte sich hierauf ihm glaublich zu machen, daß die Hugenotten das königliche Ansehen vernichten wollten und erinnerte ihn dabei, wie sie sich seiner Person zu bemächtigen versucht hätten. Das schien ihm denn auch ganz einleuchtend und er stimmte in den blutigen Beschluß. Von nun war keine Ungewißheit, kein Zaudern mehr bei Beiden. Der Verf. sagt: Karl IX. hätte den Hugenotten verziehen, wenn sie nur gegen Gott und die Religion angegangen wären, mochte sie aber nicht schonen, seitdem ihm seine Mutter gesagt, sie stemmten sich gegen seine Person. Hieraus scheint hervorzugehen, daß hier die Politik allein handelte und die Religion beim Beschluß der Greuelthat wenig oder gar keinen Einfluß hatte. Dies wird auch durch den Umstand bestätigt, daß in den Versammlungen, wo über die Ausführung der St.-Bartholomäusnacht berathschlagt wurde, kein Geistlicher gegenwärtig war. Der Cardinal von Lothringen soll die Dolche der Meuchelmörder eingesegnet haben. Dies war nicht wohl möglich, da er sich gerade damals in Italien befand. Bekanntlich waren die Guise der herrschbegierigen Frau nicht weniger zuwider als die Hugenotten. Beide fürchtete sie und Beide sollten durch Einen Schlag fallen. Dies war ihr Zweck bei der Bluthochzeit.

Durch die Feste bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen von Bearn (Heinrichs IV.) mit der Schwester Karls IX. waren eine Menge Hugenotten nach Paris gezogen worden. Unbegreiflich ist noch jetzt ihre Sicherheit, da sie von allen Seiten, nicht nur von ihren Glaubensgenossen in den Provinzen und in Genf, sondern auch von gutdenkenden Katholiken in Paris gewarnt worden waren. Man beschwor sie auf ihrer Huth zu sein und der schmeichelnden Freundlichkeit Katharinens nicht zu trauen. Jean de Montluc, der als Gesandter nach Polen ging, schrieb vorher an Larochefoucould: „Lassen Sie sich vom Hofdunst nicht betäuben. Zu großes Vertrauen würde Ihnen große Gefahr bringen. Glauben Sie mir, das Klügste für Sie und ihre Religion ist, wenn Sie sich so schnell als möglich von Paris entfernen".

Der Rath war gewiß gut, aber nur Ein calvinistischer Offizier hörte darauf, denn er verließ Paris, sagte aber vorher zum Admiral Coligny, der ihn um die Ursache seiner

schnellen Abreise fragte: „Herr! ich will mich lieber mit Narren retten als mit Ueberklugen umkommen". Coligny wollte nichts von Gefahr hören, wurde selbst über seine Freunde bös, die ihn vor Verrath und Gefahr warnten. Allen unvorsichtigen Aeußerungen Katharinens gab er immer die beste Deutung. Man zeigte ihm das Schwert über seinem Haupt, er aber war ganz verblendet, blieb in Paris und brachte dadurch sich und seine Freunde ins Verderben.

Wer war nun der eigentliche Anstifter der Bartholomäusnacht? Manche halten die Religion dabei für das Hauptmotiv, und meinen, sie sei das Werk der Guise, der Gehülfen des Papstes, gewesen. Dies ist jedoch schwer zu glauben. Katharine von Medici wäre dann nur dienendes Werkzeug der Guise gewesen, die sie so sehr haßte? Diese Frau konnte unmöglich eine untergeordnete Rolle spielen, sie konnte unmöglich Denen dienen, deren Herrschbegierde ihr wohl bekannt war. Eine Frau, die auf eine solche Blutnacht denken konnte, wird darin nicht für einen Andern handeln. Sie kann wol Mitschuldige haben, wird aber dabei Niemanden dienen. Gehülfen waren die Guise, und nach Katharinens Willen sollten sie auch Opfer werden. Dies schlug aber fehl.

Man hat auch mit Unrecht die Guise Gehülfen des Papstes bei dieser Greuelthat genannt. Es läßt sich nach des Verfs. Meinung leicht darthun, daß der Papst keinen Antheil daran hatte. Die Verheirathung des Prinzen von Bearn mit Margarethen, Schwester des Königs, war das Mittel, eine Menge vornehme Hugenotten nach Paris zu ziehen. Dies war die Schlinge, in die sie fielen. Nun wußte aber der Papst so wenig um den geheimen Plan Katharinens oder der Guise, seinen angeblichen Gehülfen, daß er seine Einwilligung nicht zu dieser Heirath geben wollte, und daß ein päpstlicher Nuntius eigens darum nach Frankreich kam, um sich dieser Verbindung zu widersetzen und sie zu verhindern. Daß des Admiral Coligny's Kopf an den Papst nach Rom geschickt worden, soll eine Erfindung damaliger Schriftsteller sein, von der man in neuern Zeiten zurückgekommen. Fragt man, warum die Meuchelmörder ein weißes Kreuz zum Erkennungszeichen auf der Brust trugen, warum sie ihren Greuel im Namen Gottes thaten und warum das Zeichen zur Metzelei mit der Glocke gegeben wurde? so läßt sich dies Alles mit Einem Worte erklären. Alle Mörder waren Instrumente, die nicht im Rath der Königin gesessen hatten und den eigentlichen Zweck, die wahre Bedeutung des Verbrechens gar nicht kannten, wol auch gar nicht gehandelt haben würden, wenn sie nicht ein gutes, dem katholischen Gott wohlgefälliges Werk zu thun geglaubt hätten.

Nach der Mordnacht erließ Karl IX. königliche Schreiben an alle Statthalter in den Provinzen. Darin kommt das Wort hérésie oder hérétiques nicht ein einziges Mal vor. Im Gegentheil, der König sagt ausdrücklich darin: daß Alles auf seinen ausdrücklichen Befehl und nicht aus religiösen Gründen geschehen sei. Gleiches drücken auch die Denkmünzen aus, die auf diese Greuelthat geschlagen wurden. Eine hat die Inschrift: „Virtus in rebelles", eine andere: „Charles IX. dompteur des rebelles". 17.

Parabeln.

Wer ist ihnen nicht hold, diesen lieblichen, das Gemüth in seiner Unschuld ergreifenden, Witz und Scharfsinn weckenden und übenden Dichtungen! Seit Herder und Krummacher sie dichteten, hat ihr Schall sich weit verbreitet und das Gefühl für Wahrheit und Tugend, für Schönheit und Recht im Herzen der heranreifenden Jugend genährt. Nicht Alle, die jenen Meistern folgten, kriechend und fliegend, zwitschernd und singend, erfreuten sich gleicher Liebe und Werthschätzung. Nicht die Schönheit und Wahrheit des höhern Sittlichen, welches die Parabel darstellt, auch die vollendete Form, die sie fodert, machen gelungene Werke dieser Dichtungsart zu Meisterstücken. Angedeutet hat diese Erfodernisse Agnes Franz in ihren „Parabeln" (Wesel, Klönne, 1829, 8., 1 Thlr. 12 Gr.) im Vorworte, ebenfalls einer herrlichen Parabel: „Der Schwesternbund" genannt, und ihnen entsprechen ihre herrlichen Gaben. Willkommen sind sie gewiß jedem Gebildeten, die sie zu schätzen wissen. Denn nicht immer ist der Ausdruck so natürlich, einfach und ungekünstelt, wie er sein sollte, wenn Mindergebildete, zu welchen die Jugend höherer Stände gerechnet werden darf, mit ihrem Verstande und Gefühle den angedeuteten Gegenstand, die zur sinnlichen Anschauung gebrachte Wahrheit sogleich wahrnehmen sollen. Und vermögen sie dieses nicht, kann der Zweck, der Einfluß auf das Gefühl, auf das Erregen frommer und schöner Empfindungen und Vorsätze, Entschlüsse erreicht werden? Selbst die Gegenstände, die zu Sinnbildern gewählt wurden, dürften nicht immer passend genannt werden. Mit Vergnügen theilte Rec. eine der 44 Parabeln mit und ließ den Leser nachfühlen, was er fühlte, als er sie las, um das Urtheil, welches er fällte, dem Leser wahr zu machen; aber auch die kleinste unter ihnen nimmt größern Raum ein, als verstattet wird.

Sechs „Paramythen", wie die Verf. irrig statt Paramythien schreibt, füllen die letzten Blätter. Die Verf. scheint den Unterschied zwischen Parabeln und Paramythien nicht beachtet und denselben blos in der hinzugefügten Beziehung oder Bedeutung des Sinnbildes gedacht zu haben. Wol zu bemerken möchte aber sein, daß die ästhetisch vollendete Darstellung eines Individuums, einer Begebenheit oder Handlung, welche das Paramythion mit der Parabel gemein hat, sich von dieser dadurch unterscheide, daß sie den orientalischen oder griechisch-römischen ähnlich oder von ihnen entlehnt sein muß; denn daher hat sie Ursprung und Namen durch Herder erhalten.

Zur angenehm unterhaltenden, lehrreichen und erbaulichen Lecture können die hier gegebenen Parabeln und Paramythien mit Recht empfohlen werden, wenn wir sie auch nicht als Unterrichtsmittel verständlich genug finden. Nicht sowol die gewählten sinnbildlichen Gegenstände, als der Vortrag und Ausdruck geben der Erklärung des Lehrers zu viel, und während dieser geht dem Gefühle der angenehme Eindruck der sittlichen Wahrheit verloren. 11.

Notizen.

Sieg deutscher Tonkunst.

Unlängst reist der Vicomte de Nugent aus Oestreich durch Baiern und Baden in sein Vaterland zurück. Unterwegs in einem Dorfwirthshause eingekehrt, fühlt er sich in der Gesellschaft von Postillionen und Bauern, und in der Stickluft eines glühenden Ofens und zahlloser brennender Pfeifen, sehr schlecht; plötzlich treten 2 Harfenmädchen herein und singen und spielen deutsche Lieder, und obschon der Vicomte weder die Worte verstand, noch die Mädchen hübsch waren, so entzückten ihn doch die gemüthlichen Töne dermaßen, daß er Postillione, Bauern, Ofen und Pfeifen vergaß und sich in höhere Räume versetzt glaubte. Das ist gewiß alles Mögliche und der deutschen Tonkunst kaum ein größeres Lob aus Fremdlingsmunde zu machen.

Louisiana.

Der von dem berühmten Rechtsgelehrten Livingston für Louisiana entworfene neue Codex wird daselbst, wie man hofft, bald eingeführt werden. Es ist eine Commission ernannt worden, das Werk genau in allen seinen Theilen zu prüfen, und ein vorläufiger Bericht derselben ist sehr günstig ausgefallen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 42. — 11. Februar 1830.

Geschichte der Bildung des preußischen Staats, von Karl Wilhelm von Lancizolle. Erster Theil. Erste und zweite Abtheilung. Berlin, Nicolai. 1828. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Der Titel dürfte Erwartungen veranlassen, die hier nicht befriedigt werden; dagegen sichert sich der Hr. Verf. in der Einleitung:

Es konnte derselbe bezogen werden auf eine historische Darstellung und Entwickelung des gesammten innern und äußern Zustandes der preußischen Monarchie, für alle verschiedene Gebiete des politischen Lebens, oder doch für diejenigen, die in diesem Staate sich eigenthümlich und charakteristisch gestaltet haben. Dies würde so ziemlich eine vollständige preußische Geschichte umfassen, wäre es auch etwa nur bis zu einem Zeitpunkte, wo in den Hauptbeziehungen der preußische Staat als vollständig begründet betrachtet werden möchte. Eine so umfassende Arbeit hat sich der Verf. dieser Schrift nicht vorgesetzt und erkennt es gern als eine seine Kräfte weit übersteigende. Da der preußische Staat, wie so viele andere Staaten, wesentlich nur durch das regierende Haus zu einem politischen und staatsrechtlichen Ganzen verknüpft wird, so folgt die Bildungsgeschichte desselben am natürlichsten der Geschichte des Regentengeschlechtes. Es soll darnach Geschichte des Länderbesitzes oder der Territorialmacht unsers königlichen Hauses von der frühesten Zeit an den Inhalt dieses Werkes bilden. Dabei ist es auf eine so viel möglich diplomatisch-genaue Darstellung der allmäligen Gebietserwerbungen und der wichtigsten Ereignisse, die hemmend oder störend darauf gewirkt haben, abgesehen: ein Ziel, was freilich, da keine ungedruckten und bisher ungebrauchten Hülfsmittel von Bedeutung benutzt werden konnten, bei manchen Punkten nicht zu erreichen stand. Eine Beschränkung dieser Arbeit auf den gegenwärtigen Bestand der Monarchie ist dabei in mehrfacher Weise als zweckwidrig erschienen. Vorzüglich sind unter den gegenwärtig nicht zu den Bestandtheilen des Staates gehörigen Ländern die ehemaligen fränkischen Besitzungen zu berücksichtigen. Auf Territorialmacht eines Regentenhauses hat die Hausverfassung den allergrößten Einfluß; sie gehört in den Umkreis der gegenwärtigen Arbeit. Auch solche Begebenheiten sind in jedem Zeitraume berücksichtigt worden, woraus in zukünftigen Zeiten Territorialveränderungen hervorgehen konnten und zum Theil schon erfolgt sind. Durchweg ist nur die Rede von dem wechselnden Umfange des Gebietes, worüber sich die landesfürstliche Obrigkeit oder Landeshoheit des königlichen Hauses erstreckt, nicht aber von der Vermehrung und Verminderung des unmittelbaren Grundbesitzes innerhalb der Grenze des Territorialbezirks, von der Erweiterung und Verminderung der Domainen. Es ist dies allerdings keine uninteressante Seite der Geschichte in allen Staaten, besonders in Monarchien. Allein, es läßt sich ohne die freieste Benutzung ganz vollständiger, officieller Materialien darüber wol für kein einziges Land eine durch Zusammenhang und Vollständigkeit der Resultate einigermaßen befriedigende Untersuchung anstellen. Uebrigens ist bei manchen einzelnen Erwerbungen deutscher Landesherren aus den vorhandenen Nachrichten und Urkunden nicht mit Sicherheit zu entnehmen, ob dieselben eine Erweiterung des landesherrlichen Gebietes mit oder ohne Vermehrung des unmittelbaren fürstlichen Grundbesitzes, oder blos eine Erweiterung des letztern in sich schließen, vorzüglich in solchen Territorien, deren Grundlage und so auch deren äußere Begrenzung nicht in ursprünglichen Amtssprengeln der Herzoge ꝛc. beruht, sondern die durch allmälige, partielle Acquisitionen, wie das Gebiet der Burggrafen von Nürnberg, erwachsen sind. Eine gleiche Bemerkung gilt umgekehrt von manchen Veräußerungen. Die innere Entstehungsgeschichte der Landeshoheit kann, bei der so gestellten und nicht füglich anders zu fassenden Aufgabe, nur für die ältesten Besitzungen des königlichen Hauses, die in Franken gelegenen, berücksichtigt werden, da nur dort in den Händen dieses Hauses selbst die Herrschaft über Land und Leute, die wir mit dem Ausdruck der Landeshoheit zu bezeichnen pflegen, von ihrem ersten Keime an sich gebildet hat; bei den spätern Erwerbungen aber die Landeshoheit der Hauptsache nach schon unter frühern Besitzern war begründet worden und völlig formirt mit dem Lande selbst auf die neue Herrschaft überging. Die Anordnung des Werkes mußte in der Hauptsache eine chronologische sein, doch, so viel möglich, ohne den innern Zusammenhang der Begebenheiten einem ängstlichen Festhalten der Zeitfolge aufzuopfern. Das Ganze ist in 4 Zeiträume vertheilt, von denen der erste bis zur Erwerbung der Mark Brandenburg, der zweite bis zum Regierungsantritte des Kurfürsten Johann Sigismund, der dritte bis auf König Friedrich II., der vierte bis auf die neuesten Zeiten sich erstreckt. (Für diese Eintheilung werden durchgreifende Beweggründe angeführt.) Der gegenwärtig erscheinende Band umfaßt die beiden ersten Zeiträume; die beiden folgenden werden einen zweiten bedeutend stärkern, oder auch 2 Bände füllen.

Jedem Bande sind die Urkunden über die bedeutendsten Thatsachen angehängt. — So spricht sich der Verf. mit vieler Sachkenntniß über ein Unternehmen aus, welches unbezweifelt eine Lücke in der historischen Literatur ausfüllt. Wenngleich, wie ihm selbst nicht entging, der Titel des Werkes zu größern Erwartungen berechtigt, so ist doch auch das Hiergegebene dankenswerth. Eine höchst interessante Aufgabe für geschichtliche Forschung wäre eine Darstellung der Einwirkung, welche die Einverleibung, ihrer politischen Institutionen nach, so verschiedenartiger Länder der preußischen Monar-

chie hinsichtlich des Culturzustandes offenbart hat. Es läßt sich nachweisen, daß die Provinzialverfassung der später und nicht völlig germanisirten Marken die Norm wurde, nach welcher die hinzugekommenen Länder regiert wurden. Nach und nach gingen die sächsischen, fränkischen, rheinischen und westfälischen Landesinstitutionen unter, um den slawisch-wendischen des Regierungssystemes Raum zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß hierdurch der Staatshaltung Nachtheil und der vorschreitenden Gesittung bedeutende Hindernisse entstanden sind; daß unverkennbare Nachwehen erwuchsen; daß so von einer Seite zu viel oder zu wenig geschah und manches Nothwendige verzögert wurde oder, vom Bedürfniß abgedrungen, dann übereilt ins Leben trat. Solche Thatsachen der Bildungsgeschichte des preußischen Staates, welche zuweilen aus ferner Vorzeit herüberblicken und Erscheinungen der Gegenwart enträthseln, liegen nicht in dem Plane des vorliegenden Werkes. Dagegen soll diese strenggeschichtliche Betrachtung der natürlichen Formation des Staates, die auch das Unrecht nicht verschweigt oder übertüncht, was manchen Erwerbungen anklebt, im hohen Grade Noth thun, „um den künstlich-willkürlichen, theoretisch und praktisch äußerst verderblichen Vorstellungen von der Entstehung und dem Wesen der Staaten im Allgemeinen, oder eines bestimmten einzelnen Staates, die noch immer eine so ausgedehnte Herrschaft behaupten, entgegenwirken".

Diese (heißt es S. 19) stehen mit der einfachen, ungefärbten Wirklichkeit in entschiedenem Widerspruche, gleichviel, ob sie in das Gewand des Naturrechts, oder der Philosophie der Geschichte, oder der Politik, oder wie sonst immer sich kleiden; gleichviel, ob sie von der handgreiflich thörichten Annahme eines gesellschaftlichen Urvertrags ausgehen, oder von der subtilern, ihre Verkehrtheit nicht so offen an der Stirn tragenden Vorstellung von irgend einem allgemeinen Begriff oder Gedanken, als dessen Verkörperung und Realisirung das Dasein des Staates überhaupt, oder eines bestimmten Staates aufgefaßt werden sollen.

Wir stimmen gern dem Verf. bei, wenn er erwähnt, daß eine quellenmäßige Geschichtskunde unbefangene Gemüther von der Herrschaft willkürlich ersonnener Theorien über das Wesen der Staaten und des Rechtes befreit, und daß Erkenntniß eines göttlichen Weltregimentes die Grundlage aller Forschungen über den Ursprung, das Wesen und die endliche Bestimmung der Staaten machen muß. Auch hier bewährt sich die Herrlichkeit der christlichen Religion, als des Quells der Weisheit, Gerechtigkeit, Erlösung und Heiligung. Gewiß erscheint dem Christen das Dasein der Obrigkeit und des ganzen Rechtsgebietes nicht als menschliche Willkür und Erfindung, sondern als ein wesentlicher Theil der göttlichen Weltordnung; doch ist nicht recht abzusehen, wie die Menschheit, bei der Hinweisung auf dieses geisteserhebende Bewußtsein, zu der Bezeichnung „der gefallenen" (S. 21) kommt. Des Verfs. Ausspruch: „das ganze Lebensgebiet sei unmittelbar bedingt durch die Herrschaft der Sünde", steht damit in Verbindung und erinnert an eine kirchliche Meinung, deren unheimliches Wesen mit der anbetungswürdigen Weisheit der Weltschöpfung in offenbarem Widerspruche steht. Zu der Gewalt der Finsterniß, von der das Evangelium redet, gehören solche den Charakter der Menschheit entwürdigende Lehren, über welche wir aber mit dem Verf. um so weniger hier zu rechten den Beruf haben, da wir ganz mit ihm übereinstimmen, wenn er (S. 22) hinzufügt:

Alle Obrigkeit hat ihre Gewalt nach der Ueberzeugung der Christen in der That und Wahrheit „von Gottes Gnaden", und ist dem Herrn aller Herrn, dem König aller Könige schuldig, was ihr an Macht, an Ehre, an Mitteln aller Art von ihm vertraut ist, zu seiner Ehre und, nach dem Gebot der Liebe, zum Wohle der Mitmenschen, zunächst der ihr zu specieller Fürsorge angewiesenen zu gebrauchen, nicht zu eignem Genusse und eigner Lust.

Nur hätten wir gewünscht, Belehrung zu finden, wie die Obrigkeit zu behandeln ist, welche jene Bedingungen der Gottesgnadenschaft nicht erfüllt und insofern die biblischen Bevorrechtungen nicht in Anspruch nehmen kann. Die beigebrachten Stellen aus den Psalmendichtungen, aus dem Hiob und aus den Klageliedern des Jeremias haben bekanntlich zu viel Localbeziehungen, als daß sie zum religiösen Typus der Staatsverhältnisse anderer Zeiten dienen könnten.

Unbeschadet der Ausstellungen und Ergänzungen, welche jener Ausflug in das Gebiet allgemeiner Welt- und Lebensansichten mitsichbringt, ist dem Werke des Verfs. sorgfältiger Sammlerfleiß, klare Zusammenstellung und zweckmäßige Anordnung nicht abzusprechen, mithin die Verdienstlichkeit des Unternehmens so begründet, daß wir der baldigen Vollendung desselben mit Vergnügen entgegensehen, um dann in diesen Blättern darauf zurückzukommen.

4.

Correspondenznachrichten.

Wien, 30. Januar 1830.

Es kann nur ein sehr schmerzliches Gefühl erregen, daß über die Ausbrüche ultramontanischer Unduldsamkeit und eines fortglimmenden Grolls gegen die augsburgischen und helvetischen Confessionsverwandten in Wien, die bei der Bestattung der allgemein beweinten Erzherzogin Henriette, als Protestantin, sich auf mannichfaltige Weise Luft gemacht haben sollen, absichtlich so gehässige Gerüchte verbreitet und dadurch neuer Same zu Argwohn und Religionshaß in die Herzen der jetzt so vielfach aufgereizten Bekenner der evangelischen Lehre zu streuen versucht worden ist. Die Verewigte war so ganz Mitglied des in Eintracht lebenden Kaiserhauses, genoß durch ihre Liebenswürdigkeit und Engelssanftmuth so ganz das Zutrauen des Kaisers und der Kaiserin, erfuhr so wenig Störung und Abneigung wegen des Umstandes, daß sie nicht zur herrschenden Staatsreligion gehörte und ihre Andacht so gewissenhaft in der Dorotheenstraße verrichtete, daß sie noch an dem Tage, wo sie auf ihr Sterbelager niedersank, dort zu communiciren sich vorgenommen hatte, daß unmöglich nach ihrem Tode etwas Anderes geschehen konnte, als was nach der ebenso liebevollen als weisen Anordnung des Kaisers wirklich geschah. Es ist aus öffentlichen Blättern längst bekannt, wie der würdige Superintendent Hausknecht an ihrem in der Burg feierlichst aufgestellten Sarge vor dem ganzen Hofstaate gesprochen und welche allgemeine Rührung durch diese, nur durch ihre Herzlichkeit ergreifende, aber durch die Neuheit der sie begleitenden Umstände allerdings einzig

dastehenden Trauerrede herbeigebracht wurde. Sie wurde in der Wallishausser'schen Druckerei gedruckt und in vielen Hundert Exemplaren verkauft und versendet, mag also doch wol als ein nicht unwichtiges Actenstück auch in d. Bl. ganz und selbst mit dem sie einleitenden Vorworte ihre Stelle finden. Gleich nach der Rede ging die feierlichste Bestattung zur kaiserlichen Gruft in der Kapuzinerkirche vor sich. Das ehrwürdige Familienhaupt, Kaiser Franz, hatte ja laut ausgesprochen: „Sie hat unter uns mit Liebe gelebt, mit Liebe soll sie auch unter uns schlafen!“ Aber welcher Lügengeist ist nun geschäftig gewesen, Das, was durchaus geschehen mußte, wenn man nicht sagen sollte: man hat die Verstorbene noch nach ihrem Ableben als Katholikin stempeln wollen, auf das Gehässigste zu entstellen und durch Ausstreuungen im Auslande zu vergiften? Wie hätte man es denn anfangen wollen, um eine Todtenmesse bei ihrer Bestattung zu halten? Wol möglich, daß der Vicarius des kranken Erzbischofs, daß der päpstliche Nuntius selbst eben keine große Anmuthung in sich fühlten, diese Gebräuche ihrer Kirche aufzudringen. Aber hätte es der Kaiser befohlen, so hätte es ohne Widerrede geschehen müssen. Er befahl es aber nicht, weil er wußte, daß dies hier völlig unschicklich wäre, weil es der tiefbetrübte Witwer selbst nicht verlangte, nicht verlangen konnte. Fassen wir zusammen, was etwa brieflich und in Zeitungsnachrichten verdreht oder verfälscht worden ist, so dient Folgendes zur Antwort: 1) Daß von einer katholischen Ceremonie in der Kapuzinerkirche bei einer reformirten Leiche nie die Rede war, noch sein konnte. Nach dem Ritus ihrer Religion wurde die Erzherzogin begraben, und wie hätte man nicht geschrien, wenn etwas Anderes geschehen wäre! Das Wahre ist: die Leiche wurde durch die Kirche getragen, und während des Zugs wurden von der k. k. Hofcapelle Psalmen gesungen, die für jede Confession passen; in der Kirche beigesetzt und nach katholischem Ritus eingesegnet wurde die Leiche nicht, und wer wird sich darüber wundern? Der Dienerschaft der Erzherzogin gebührte die Ehre, die Leiche ihrer Gebieterin zu tragen, und die Kapuziner hatten darauf keinen Anspruch, denn man begrub ja keine Katholikin. 2) Das Herz wurde nicht mit Protest aus der Metropolitankirche zurückgeschickt, noch weniger in den wiedergeöffneten Sarg gelegt. Bei den katholischen Mitgliedern der kaiserl. Familie ist es üblich, den Körper bei den Kapuzinern, das Herz in der Augustiner-, die Eingeweide in der Stephanskirche beizusetzen. Diese Function hätten in beiden Kirchen natürlicherweise die dabei angestellten Geistlichen, also Katholiken, und nach ihrem Ritus, unter Ceremonien versehen, die für eine Protestantin nicht passen. Deswegen unterblieb diese dreifache Beerdigung, und Das war ausgemacht, ehe der Sarg verschlossen wurde. Das Herz kommt in eine goldne Kapsel und wird vom Obersthofmeister (hier von dem Feldmarschallieutenant Graf v. Grunne) getragen, die Eingeweide sind in einem kupfernen Gefäße; beide sind nicht im Sarge der Erzherzogin, sondern ruhen abgesondert neben ihr in der Kapuzinergruft. 3) Der Herzog von Nassau hielt sich hier gegen 14 Tage auf, innigst gerührt von dem Antheile, mit dem sich Vornehme und Geringe über den Verlust dieser verehrten Fürstin laut ausgesprochen haben.

Das ganze Gewebe der Entstellung und Verdrehung ist, wie bekannt, in einem ziemlich obscuren münchner Blatte: „Der Bazar“, zuerst aufgenommen, dann auch in den nürnberger „Correspondenten“, ja selbst in das „Inland“, welches unter einem neuen Redacteur sehr gewonnen zu haben scheint, übergegangen; aber seitdem auch in der „Preuß. Staatszeitung“ und in allen übrigen Zeitungsblättern gehörig widerlegt worden. Denn man hat es für angemessen gehalten, zur Widerlegung dieser Lügengerüchte von der k. k. Staatskanzlei ein Circular an alle östreichische Gesandtschaften zu erlassen. Nur in diesem außerordentlichen Falle gab man der Sache einige Bedeutung. Sonst ist man hier nicht geneigt, über solches Geschwätz viel Aufhebens zu machen, am wenigsten, wenn etwa ein Doctor aus Sachsen kommt, convertirt, nach Freiburg zu den Jesuiten wandert und dann sich nach fernen Weltgegenden senden läßt, um das Reich Gottes dort zu verbreiten.

79.

Trauerrede am Sarge Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Frau Erzherzogin Henriette von Oestreich, am 31. Dezember 1829, von Justus Hausknecht, k. k. Consistorialrath und Superintendenten der evangelischen Gemeinden helvetischen Bekenntnisses.

Vorwort.

So groß war die Trauer, welche der unerwartete Hintritt Ihrer kaiserlichen Hoheit, der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Henriette erregte, daß Alles, was auf sie Bezug hatte, eine höhere Bedeutung gewinnen mußte. Aus keiner andern Ursache läßt es sich erklären, warum die wenigen Worte, welche der Unterzeichnete kurz vor der feierlichen Bestattung der hohen Vollendeten sprach, mit so viel Theilnahme vernommen wurden und den Wunsch begründeten, noch einmal zu lesen, was die Ohren flüchtig vernommen hatten. Die nachstehende Rede ist nichts Anderes und konnte nichts Anderes sein, als das Werk des Augenblickes und der Erguß eines stark bewegten Gemüthes, das unter den Tausenden, welche der Unvergeßlichen Worte des Dankes, der Liebe und der Verehrung nachriefen, nicht am wenigsten ergriffen war.

Hausknecht.

Deine Gnade, Herr und Heiland, Jesus Christ, Deine Liebe, Gott unser Vater, Deine trostvolle Gemeinschaft, heiliger Geist, sei und bleibe mit uns Allen, jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Was wir nicht geahnet haben, was noch vor wenigen Tagen Keiner von uns Allen besorgen und befürchten mochte, es ist geschehen — Gott hat gerufen — wir stehen mit unsäglichem Schmerze an der Bahre der allgeliebten, allverehrten Erzherzogin, um Worte der Weihe über ihrem schlummernden Gebein zu sprechen. O wie gerne möchte ich mich verbergen unter den Trauernden, mit ihren Thränen die meinigen mischen, im lauten, allgemeinen Schmerz verstummen, wenn mir nicht die heilige Pflicht geböte, an dieser Stätte zu erscheinen. Noch sind wir Alle betäubt; zu schnell, zu unerwartet kam der Schlag, aus heiterer Höhe fuhr der tödtende Stral hernieder; wir können kaum fassen und begreifen, was vor unsern Augen sich ereignet hat, und nur Eines dämmert auf in dieser Verwirrung der Gefühle, nur Eines tritt klar und immer klarer vor die erschütterte Seele hin, des Herrn Wege seien nicht unsere Wege, seine Gedanken nicht unsere Gedanken. Wir gedachten, sie werde noch lange unter uns weilen, eine hohe Zierde ihres Geschlechtes — werde noch viele Jahre das Glück und die Freude ihres erhabenen Gemahls, die fromme Erzieherin ihrer hoffnungsvollen Kinder sein, werde noch ferner, eine freundliche Erscheinung, einhergehen unter dem Volke, aus dessen Mitte ihr jedes Herz mit Verehrung und mit Liebe entgegenschlug, noch oft, wie bisher, mit nimmer müdem Wohlthun Trost und Hülfe in die Hütten der Armen und Bedrängten senden, uns Allen aber durch einen herrlichen Verein von Tugenden ein erhebendes Beispiel werden. Das waren unsere Gedanken, das waren unsere Hoffnungen! Anders aber war es im Rathe des Allmächtigen beschlossen; mitten in der Blüte des Lebens und des Glückes, mitten in den Jahren einer reichgesegneten Wirksamkeit hat Er sie hinweggenommen von der Erde, und der trauernde Gemahl steht nun tiefbewegt an den Trümmern von vergangenen bessern Tagen, zerrissen ist das Band der glücklichsten Ehe, der erste tiefe Schmerz dringt gewaltig in die Seele der frühverwaise-

ten Kinder, die sie geliebt, wie noch kaum eine Mutter lieben mochte, erfüllt von Klagen ist diese kaiserliche Burg, durch das Volk schreitet der Jammer, geweint wird in Palästen, wie in Hütten, und die Schreckenskunde ihres Todes eilet nun hin in das Land ihrer Kindheit, daß sich auch dort, in weiter Ferne, die gerechte Trauer mit der unserigen vereine. Und weil diese Trauer so allgemein, so weit verbreitet und so tief begründet ist, so ist sie auch das rührendste, das sprechendste Denkmal jener Tugenden und Seelengröße, womit sie der Allmächtige schmückte in den Tagen ihres Erdenwallens, und nicht meiner Worte bedarf es, um ihren Werth, um unsern Verlust zu verkünden, wiewol sie mir es oft vergönnte, in die Tiefen ihres Gemüthes zu blicken, daß ich, mit frohem Staunen und heißem Danke gegen Gott, eine Fülle, einen Reichthum von Milde und Demuth, von Güte und Frömmigkeit gewahrte, ach so überschwenglich und so groß, wie er sich nur selten in der Brust eines Sterblichen finden mag. Warum also mußte die fromme Fürstin, die in sichtbarer Verklärung unter uns wandelte, schon jetzt von uns scheiden? Warum ein so theures Leben schon jetzt für die Erde untergehen? Wir deuten das Geheimniß nicht, zu schwach, zu beschränkt ist unser Geist, als daß er diese Frage lösen könnte; Nacht und Finsterniß würden uns umgeben, wenn sie der Glaube nicht erleuchtete, der feste, starke Glaube an Dich, ewiger, allmächtiger Vater, der Du die Weisheit und die Liebe selber bist; Du sahest herab auf Dein Kind, Du sahest es schon früh gereift für Deinen Himmel, darum sandtest Du den Todesengel, daß er die freie Seele hinauf zu Deinem Throne trage. Hoch hattest Du im irdischen Leben die Vollendete gestellt, und nun, da sie fromm und treu in jedem Kampf befunden ist, nun willst Du ihr die Krone der Gerechtigkeit geben, die Du denen behalten hast, die mit Geduld in guten Werken nach dem ewigen Leben trachten.

Herr, zürne unserer Thränen nicht, Du weißt, was wir verloren, Du weißt, wie wir geliebt. Wol stehen wir tiefbekümmert vor Deinem Angesicht, aber wir unterwerfen uns Deinem Rathschlusse, — Du verwundest und Du heilest, — Deine Gnade wird uns nicht verlassen. Segne darum mit dem reichsten Maße Deiner Segnungen unsern Herrn und Kaiser, den treuen Vater seiner Völker, und laß ihn, nach so herben Prüfungen, die Du ihm bereitet hast, der heitern Tage viele sehen, — segne unsere Kaiserin, die fromme Gefährtin seines Lebens, — segne unsern Kronprinzen und das ganze kaiserliche Haus.

Die Du am tiefsten gebeugt in diesen Tagen, auf welchen Deine Hand am schwersten ruht, — Allerbarmer, richte sie mächtig auf! Um Deinen Frieden flehen wir für den theuren Erzherzog, der einst heldenmüthig kämpfte für das Wohl des Vaterlandes, und nun heldenmüthig mit dem eignen Schmerze kämpft, der treu ausharrte am Sterbelager der Vollendeten bis zu ihrem letzten Athemzuge, und jetzt sein Wohl und das Wohl seiner Kinder, die allzu früh die zärtlichste der Mütter verloren, voll Vertrauen in Deine Hände niederlegt. Laß ihn und sie im Glauben an ein selig Wiedersehen Trost und Ruhe, Kraft und Stärke finden. Um Deinen Frieden flehen wir für den Herzog und den Prinzen, die geliebten Brüder der Entschlafenen, die erst vor wenig Jahren um die hingeschiedene Mutter weinten und sich nun von Neuem in Demuth beugen vor Dir, Du Herr über Leben und Tod; Deine Kraft verherrliche sich an Allen, die der Unvergeßlichen nahe standen, an ihren Umgebungen, und an den Dienern ihres Hauses, denen sie eine sanfte, milde Herrin war. Erbarme Dich unser Aller, gib uns Frieden, Deinen Frieden. Amen.

Du aber, hohe, theure Fürstin, schlummere nun im Frieden, — wir sagen Dir unser letztes Lebewohl! ruhe sanft und stille, bis Dein Heiland und Erlöser kommt, begleitet von allen heiligen Engeln, um Dich zum neuen Leben aufzuwecken. Wol bist Du von uns geschieden, aber wir haben Dich nicht ganz verloren, Dein Bild wird immerdar in unsern Herzen leben, Dein Andenken bleibet im Segen. Ich aber erfülle nun an Dir die letzte traurige Pflicht meines Amtes, und segne Dich ein zu Deiner Todesruhe im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. — Amen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1830.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1829.

Erster Artikel.

Mit jedem Tage wächst der Riß, welcher sich in Deutschland zwischen der Bühne und dem Drama schon seit 2 Jahrzehenden kundgethan hat. Unsere dramatische Literatur ist an neuen Erscheinungen vielleicht fruchtbarer wie irgend eine andere Literatur; allein es ist dahin gekommen, daß die größere Hälfte aller dramatischen Werke gar nicht mehr für die Bühne geschrieben wird. Wie unerfreulich auch ein solcher Zustand der Sachen sei, er ist unter uns einmal vorhanden; und da bei jeder literarischen Arbeit der Zweck des Autors eine vorzügliche Rücksicht verdient, so werden wir auch bei dieser unserer Uebersicht zwischen Dramen- und Bühnenstücken zu unterscheiden genöthigt sein. Im Ganzen betrachtet, ist das Jahr 1829 minder reich an hervorstechenden Erzeugnissen der dramatischen Muse, als das vorhergehende es war; das Lustspiel herrscht darin vor, und es wird eher ein Mangel an tragischer Thätigkeit bemerkbar. Mehr und mehr scheint übrigens das Excentrische und Reinphantastische doch allmälig in Miscredit zu verfallen, und wir sehen in diesem Jahr unter den zahmen und regelrechten Dramatikern Namen, welche wir sonst nur ganz phantastischen Hervorbringungen vorgedruckt zu sehen gewohnt waren. Ist dies ein Zeichen von allmäliger Rückkehr zu gesetzlicher Ordnung in diesem etwas chaotischen Gebiet unserer Literatur, so sind wir damit vollkommen zufrieden. Der Bühneneffect und die Darstellbarkeit des Dramas gehören bei uns noch immer zu den verachteten Dingen; allein die Jünger Thaliens scheinen doch nach und nach mit geringern Foderungen an die Starkgläubigkeit ihrer Leser aufzutreten und mit größerer Vorsicht die äußersten Grenzen des Erlaubten zu berühren, als dies noch vor einigen Jahren der Fall war. Nichtsdestoweniger ist im Allgemeinen noch wenig Hoffnung, unsere dramatische Literatur wieder zu demjenigen Einverständniß mit dem Bühnengeschmack der Gebildeten unter uns zurückkehren zu sehen, welches einer glücklichern Periode unserer Literatur angehörte; täglich steigern sich die Foderungen der Kritik, wie dies immer zu geschehen pflegt, wenn ein Volk seine classische Periode überlebt hat, und mit jedem Tage wird es schwerer, ein allgemein befriedigendes Drama auf den Markt zu bringen. Die besten Gaben reichen bei dem kritischen Zwiespalt Deutschlands nicht mehr aus, und was noch vor 20 Jahren unter uns bewundert worden wäre, das sinkt jetzt in unverdiente Vergessenheit dahin.

Mit diesen, im Ganzen genommen, wenig erfreulichen Betrachtungen gehen wir nun an die Uebersicht der dramatischen Erzeugnisse des Jahres 1829.

---

1. Jacobea, Königin der Niederlande. Schauspiel in 3 Akten von Fr. Pauer. Osterode, Hirsch. 1829. 8. 12 Gr.

Wäre noch wie sonst Phantasie, eine anziehend erfundene Fabel, Diction und eine überraschende Lösung des dramatischen Knotens hinreichend, einem Schauspiel Ehre zu gewinnen, so hätte der Verf. dieser „Jacobea" Anspruch auf den Namen eines Dramatikers. Allein unsere Zeit macht andere Foderungen an einen solchen. Seelenmalerei, tiefbegründete Motive, Studium von Zeit und Sitte sind dem Drama unserer Tage unerläßliche Elemente; der Dramatiker soll neben dem, daß er Dichter ist, sich auch als Philosoph, Psycholog, Historiker und Denker zeigen, und solchen Foderungen sind denn allerdings nur wenige Erwählte gewachsen. Dies Drama ist wohlerfunden, die Fabel ist gut benutzt, die Diction ist meistens löblich, und die Scenen sind wirkungsvoll gruppirt. Jacobea, eine Art von Genovefa, Erbin der Niederlande, wird von ihrem Oheim, Philipp dem Kühnen, dem Mörder ihres Vaters, verfolgt und von Borleß dadurch gerettet, daß er den Mörder, in der Rüstung des Ermordeten, als dessen Geist erschreckt. Er gewinnt die Liebe der Geretteten, und das Stück endet damit, daß das Volk ihn zum Könige ausruft. Die Zeichnung von Zeit und Sitte ist skizzenhaft und schwach, die Charakteristik der Hauptpersonen aber löblich, und das Ganze verfehlt seine Wirkung nicht. Das Drama ist in sehr mangelhaften Trochäen geschrieben: ein Versmaß, gegen dessen Gebrauch im Drama schon viel gesagt und noch mehr zu sagen ist. Wie sehr es den Bühnendichter hemmt und lähmt, wo nur irgend eine belebte Handlung zur Darstellung kommt, ist anerkannt; seine Stelle ist allein da, wo eine düstere und unterdrückte Leidenschaft in Monologen spricht, wo die Handlung einfach und wenig belebt einherschreitet, und wo dem Zuschauer mehr zu argwöhnen als zu hören gegeben werden soll. Der Verf. ist dieses Verses durchaus nicht mächtig, und seine willkürlichen Verkürzungen beweisen nur zu sehr seine Ohnmacht darin. Trotz großer Mängel, gefällt jedoch eine gewisse Rundung, der poetische Ausdruck einiger Stellen und die glückliche Führung der Fabel in diesem Drama, welches, im Ganzen genommen, ein mehr als mittelmäßiges Talent verkündet.

2. Der alte Student. Dramatische Kleinigkeit in 2 Akten von G. A. Freiherrn von Maltitz. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1828. 8. 12 Gr.

Dies Stück hat, außer dem literarischen Interesse, noch ein anderes, persönlicher Art. Seine Aufführung zu Berlin gab den Anlaß, daß dem Dichter der Aufenthalt in der Hauptstadt seines Vaterlandes fortan verboten wurde; und er übergibt es nun dem Druck, um seine angegriffene bürgerliche Ehre, wie er sagt, auf diese Weise zu rechtfertigen. Wir sind über die angegebene Wirkung dieser Arbeit nicht ohne Grund erstaunt; die gefühlvolle Darstellung eines heimathlosen Polen, der das Schicksal seines Vaterlandes ohne Feindseligkeit bedauert, scheint uns allein eine solche Verfügung nicht bewirkt zu haben. Ja, es entsteht die Vermuthung bei uns, daß doch wol andere Ursachen mitgewirkt haben mögen, die der Autor verschweigt und neben denen diese Arbeit nur als Gelegenheitsursache aufgetreten ist; denn selbst in Petersburg werden solche Stücke ohne Anstoß gegeben. Wie dem auch sei, wir müssen dies Drama loben: von Seiten der Wirkung können wenige andere Arbeiten des Verfs. sich mit dieser Kleinigkeit messen; die sehr glücklich, ja wirklich geistvoll aufgefaßte Gestalt Zolky's, des alten Studenten, läßt auf der Bühne fürwahr kein Auge thränenleer; und ist das Ganze auch nur ein Rührspiel nach Art des Cumberland'schen „Juden", so gibt es dem Verf. doch Veranlassung, seine Kraft der Zeichnung, individueller Charakteristik und seine Kenntniß des Bühneneffects kundzuthun. Die Fabel selbst hat ihre Schwächen; allein hier, wo es nur auf scharfe Persönlichkeit ankam, übersieht man eher einige Unwahrscheinlichkeiten der Handlung. Die Sprache des Verfs. ist bekannt; sie ist nichts weniger als correct (wie kommt der Autor z. B. zu dieser störenden Vorliebe für das alte: so, statt welches?), allein sie ist höchst effectvoll und an künstlicher Mäßigung und rührender Kraft der Kotzebue'schen Diction vergleichbar. Jedenfalls ist der Verf. in dieser Mittelgattung von Schauspiel und Tragödie mehr zu Hause als in der letztern, und als Bühnendichter wird er seines Ziels nicht leicht verfehlen.

3. Der Türkensturm auf Marburg im Jahr 1529. Eine dramatisirte Erzählung in 4 Abtheilungen von J. A. Suppantschitsch. Grätz, Damian und Sorge. 1829. 12. 10 Gr.

Ein wohlgemeinter dramatischer Versuch, der, dem Titel zum Trotz, nicht weniger Anspruch besitzt, für ein regelmäßiges Drama zu gelten als so viele andere. Die Fabel besteht in dem geschichtlichen Ereigniß des türkischen Angriffs auf die Feste Marburg (an der Drau), welchen der Heldenmuth der Bürgerschaft, an deren Spitze der Stadtrichter steht, abschlägt, mit einer einfachen Liebesgeschichte verbunden. Der Verf. ist nicht unglücklich in der Zeichnung mehrer hervortretenden Individualitäten; der Stadtrichter kann für vorzüglich gelungen gelten, und die Versöhnungsscene zwischen ihm und dem verkannten Weißmann in der 3. Abtheilung macht ein hohes dramatisches Interesse geltend. Ebenso geben die Scenen, wo der Held seinen Entschluß, sich und die Stadt in die Luft zu sprengen, zugleich verbirgt und verräth, Zeugniß von einem mehr als gewöhnlichen Talent. Die Sprache ist meistens löblich, wenngleich von östreichischen Provinzialismen nicht frei, unter denen das immer wiederkehrende: nimmer, für nicht, dem hochdeutschen Leser am störendsten erscheinen wird. Es fehlt weder an guten Gedanken, noch an einzelnen effectvollen Scenen, guten Versen und poetischen Bildern, wie z. B. in der 1. Scene des 3. Akts:

> Und dieser Erde reiche Blumenflur.
> Ist nicht allein die Wiege unsrer Kindheit,
> Sie ist zum langen Schlaf auch unser Grab u. s. w.

deren anzutreffen sind. Das Ganze ist ein gutes und verdienstliches Localstück, dessen Verf. nur mehr Uebung zu wünschen bleibt.

4. Erste und letzte Liebe. Trauerspiel in 3 Akten von Wagener. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1829. 8. 8 Gr.

Eine ganz schwache Variation auf Schiller's „Kabale und Liebe", und Lessing's „Emilia Galotti", welchen der Verf. in seiner Vorrede nicht nachgeahmt zu haben behauptet. Diese Behauptung ist in der That verwunderlich, da das ganze Stück wirklich nichts mehr und nichts weniger ist als ein Mischmasch gewisser Scenen des einen Stücks mit gewissen Auftritten des andern, ohne eine Spur selbstschaffenden Geistes. Fabel, Charaktere, Scenenfolge, Verwickelung und Lösung, kurz, Alles ist hier entlehnt, die Sprache ist ein Gemisch von Reminiscenzen, und das Ganze ein Mondscheinbild jener beiden Dramen, denen der Verf. nicht nachgeahmt, sondern die er auf gänzlich unstatthafte Weise wiederholt hat. Ein Prinz, ein Prediger und seine Tochter, eine Gräfin, die von dem ersten verlassen, und ein Intriguant führen hier die erwählten Scenen aus der „Emilia Galotti" auf, und das Gift der Gräfin löst den lockern Knoten auf gut Schillerisch. An einer solchen Arbeit wäre die Mühe des Verses nur eine verlorene gewesen, und der Verf. hält sich daher an eine schlechte Theaterprosa, die ihm aber so wenig angehört als alles Andere in dieser sonderbaren Tragödie.

5. Saul. Trauerspiel in 5 Akten. Nach Alfieri. Von C. L. von Knebel. Ilmenau, Voigt. 1829. Gr. 8. 12 Gr.

Auch dieser Verf. hat eine Mühe aufgewendet, die er sich hätte ersparen können. Die Uebersetzung des trefflichen Trauerspiels „Saul", welche die zwickauer „Taschenbibliothek ausländischer Classiker" liefert, ist ohne Vergleich würdiger, treuer, sprachgewandter und besser als diese. Hier scheitert der Uebersetzer bald an Klippen des fremden Idioms, bald sitzt er auf Untiefen des eignen fest; und wie wenig er Geist und Eigenthümlichkeit der Sprache kennt, aus der er überträgt, beweisen nicht eine, sondern hundert Stellen. Um nur Eins anzuführen, so übersetzt er S. 32 das da dosso in Davids Rede mit:

> Ich nahm ihn Dir vom Rücken (!),

eine Bedeutung, die die Urschrift gar nicht gibt. Die Stelle von Davids unverhofftem Auftreten ist ganz sinnlos. Abner sagt:

> Und überzeuge Dich, daß nichts an David liegt...
>
> David.
>
> Die Unschuld ausgenommen! —

(für: „daß nichts in David lebt. — Als Unschuld!") und so fort. Die schönen lyrischen Stellen des 3. Akts sind ganz willkürlich wiedergegeben, und weder Rhythmus noch Reim ist beobachtet. Diese Bearbeitung ist in Weimar gegeben; man hätte besser gethan, dieser Darstellung die zwickauer Uebersetzung zum Grunde zu legen, welche durchaus treu, sachkundig und würdig ist.

6. Olga, oder die moskowitische Waise. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Aus dem Französischen übersetzt von Josephine Roos. Stuttgart, Brodhag. 1829. Gr. 8. 9 Gr.

Ein Streifzug der französischen Tragödie in das romantische Gebiet, von einer Dame übertragen — was ist darüber viel zu sagen? Die Franzosen verstehen es, eine Handlung zu verweben und das Interesse zu wecken; allein ihren Gestalten Körper zu geben und sie sprechen zu machen, wie Individuen sprechen, diese Kunst fehlt ihnen gewöhnlich. So auch hier. Eine Großfürstin, Helene, verfolgt die Liebe ihres Günstlings Obolensky zu Olga; sie herrscht über Sklaven, kein Wunder, daß sie siegt. Raupach's Olga ist in diese Olga merklich übergewandert, doch so, daß, was dort aufregend und effectvoll erscheint, hier matt und farblos zurückstralt. Die Sprache ist schwach und an den Worten haftend, und die ganze Arbeit ziemlich verdienstlos.

7. Die Verschwörung in Krähwinkel. Historisch-romantische

Tragikomödie in 4 Aufzügen, Hamburg, Hoffmann und Campe. 1829. 8. 12 Gr.

Es ist selten, daß der Wunsch, einen literarischen Angriff zu rächen, wahren Witz gebiert; nichts ist der Laune tödtlicher als Bitterkeit und Haß, und nichts dem Humor feindlicher als das Verlangen nach Rache. Insoweit macht dies Product eine Ausnahme von der Regel; es ist wirklich, obschon nur auf Persönlichkeiten gegründet, nicht ohne Witz; und wenn sich in der literarischen Fehde des Hrn. Niemand Alles so verhält, wie es hier dargestellt wird, keine verwerfliche Abweisung eines schnöden Angriffs. Personen und Charaktere sind wenig verschleiert und leicht zu erkennen, und alle Motive werden in ein solches Spiel versetzt, daß das Lächerliche wirkungsvoll daraus hervorgeht. Hr. N. schwingt die Geißel derb und schonungslos, und seine Peitschenschläge treffen seine Gegner aufs Haupt. Wundermann, der Director der Hundekomödie, Buffab, der Scharfrichter, und die 3 Maler sind originell erfundene Gestalten, und das Ganze, obgleich mehr Pasquill als Satyre, ist geeignet, Freund und Feind ins Lachen zu bringen.

8. Shakspeare's Macbeth. Uebersetzt von Karl Lachmann. Berlin, Reimer. 1829. 8. 14 Gr.

Wie in aller Welt ist der sonst ehrenwerthe Verf. zu dieser Arbeit gekommen? Wir haben große Mühe, zu begreifen, wie ein übrigens heller Kopf seine Gaben und seinen Beruf in dem Maße verkennen mag, als der Verf. dieser Uebersetzung gethan hat. Zum Uebersetzer des Shakspeare scheint ihm nicht weniger als Alles zu fehlen, Geschmack, Sprachgewandtheit, Ausdruck, ja endlich eindringendes Verständniß seines Textes selbst. Die erste beste Seite dieser Arbeit wäre, dies zu beweisen, mehr als hinreichend; wir wollen nur die ersten Verszeilen als Probe citiren:

Erste Hexe.
Sagt, wann man sich treffen muß
In Donner, Blitz und Regenguß.

Zweite Hexe.
Wanns Getümmel ist vollbracht,
Wann entschieden ist die Schlacht.

Es ist wol kaum möglich, 4 schon wohlübersetzte Verszeilen geschmackloser und fehlerhafter zu übertragen, als hier geschehen ist. Das erste Wort: sagt, ist ein versflickender Zusatz; vom treffen müssen ist im Original nicht die Rede; die drei der Urschrift fehlt; aus der directen Frage ist eine indirecte geworden, und die Alternative zwischen Donner, Blitz oder Regen ist von dem Uebersetzer gestrichen; abgesehen davon, daß auch das: wieder, fehlt. Mit der Antwort steht es nicht besser als mit der Frage. S. sagt: „Wenn der Lärm der Schlacht vorüber ist; wenn die Schlacht gewonnen oder verloren ist"; der Uebersetzer vollbringt das Getümmel und läßt Verlust oder Gewinn verloren gehen; außerdem ist sein: „Wanns Getümmel" u. s. w., geschmacklos. Wollten wir diese Analyse fortführen, kaum ein Vers dieser Arbeit könnte stehen bleiben. Der Verf. hat sich unglaublich damit verirrt. S. 9 sagt Rosse:

Daß nun Sveno, Norwegens König, Friede heischt,
Auch wir des Volks Begräbniß ihm verwehrt,
Bis er gezahlt hat auf Sanct Colmes Insel
Zehntausend Thaler in gemeinen Nutz!

Hier verlieren wir Versmaß, Sinn, Verständniß, ja Alles, den Muth selbst, weiter zu lesen. Kurz, diese Arbeit beweist, daß man das Heldenbuch verstehen und doch von einer Uebersetzung des Shakspeare keine Vorstellung haben kann; denn durchweg scheint der Verf. sich bemüht zu haben, unverständlich, schwerfällig und geschmackwidrig zu übersetzen. *)

75.

---

*) Ein zweiter Artikel folgt im März. D. Red.

Memoirs, correspondence, and state papers of Thomas Jefferson, late President of the United States. Now first published from the original Mss. Edited by *Thomas Jefferson Randolph*. Erster und zweiter Band. London, 1829.

Die Memoirenschreibsucht verbreitet sich von Paris aus über das alte Europa und findet selbst, wie jede andere Mode, den Weg über das Meer nach dem jungen Amerika. Wohl der Geschichte, wenn dadurch nur solche Memoiren, wie die vorliegenden, zu Tage gefördert würden! Wie viel neue Aufschlüsse über denkwürdige Thatsachen lassen sich von einem Manne erwarten, der selbst mit in die Weltbegebenheiten leitend, fördernd, hemmend eingriff, oder doch wenigstens von seinem Standpunkte aus den Gang derselben besser und deutlicher übersehen konnte als die meisten seiner Zeitgenossen! Und in der That, die bis jetzt erschienenen 2 Bände seiner Denkwürdigkeiten (wie viele noch folgen werden, ist Ref. nicht bekannt) enthalten eine Masse neuer sowol als vergessener Einzelheiten über die Trennung Amerikas von England, über den Zustand Frankreichs und die Ereignisse daselbst in den wichtigen Jahren 1786—90, in denen Jefferson amerikanischer Geschäftsträger in Paris war, eine unzählige Menge charakteristischer Anekdoten von den ausgezeichnetsten, größten Männern der damaligen Zeit, sowie eine beträchtliche Anzahl treffender Gedanken, Betrachtungen und Raisonnements eines gewandten Staatsmannes über den Staat und dessen verschiedene Formen, über die Kirche, das Volk u. s. w.

Wie groß nun aber das Vergnügen war, womit der Ref. diese beiden Bände las, ebenso groß ist jetzt seine Verlegenheit, wenn er den Lesern in einer kritischen Anzeige einen richtigen Begriff davon geben und in gedrängten kurzen Worten den Inhalt mittheilen soll. Wollte ich dem Buche Schritt für Schritt folgen und stets das Wichtigste ausheben, so würde die Recension wieder ein Buch werden. Ich kann daher weiter nichts thun, als die Memoiren Jefferson's allen Freunden der Geschichte dringend empfehlen und hier nur einige wenige Stellen zur Probe mittheilen.

Doch erst noch ein paar Worte über die Familie und die Lebensgeschichte Jefferson's. Nach einer Familiensage, stammen die Jefferson's aus Wales, und zwar aus der Nähe von Snowdon; der Großvater des Präsidenten ließ sich im Anfange des 18. Jahrhunderts in Virginien nieder; Peter, unsers Thomas Vater, heirathete 1739 Johanna Randolph, und der einstige Präsident ward ums Jahr 1745 geboren. Seine Erziehung leiteten vorzüglich Dr. William Small, ein schottischer Professor der Mathematik, und George Whyte, ein Jurist. 1767 ward er Advokat und prakticirte als solcher, bis die Revolution die Gerichtshöfe schloß. Im Jahre 1769 ward er zum Mitglied des gesetzgebenden Körpers seines Vaterlandes Virginien gewählt, und 1772 heirathete er die Frau Skelton, eine Witwe von 23 Jahren, deren beträchtliches Vermögen viel dazu beitrug, ihm eine einflußreiche Stellung zu gewähren.

Aus der Erzählung der nun folgenden Revolution können wir nichts auswählen, und theilen nur einen charakteristischen Zug vom General Washington und Dr. Franklin mit. Jefferson erzählt nämlich: „Ich war mit General Washington in der gesetzgebenden Versammlung Virginiens vor der Revolution und mit Dr. Franklin im Congreß. Keiner sprach länger als 10 Minuten auf einmal, und Jeder griff stets nur den Hauptpunkt, auf den Alles ankam, in der Rede des Gegners an; denn sie glaubten, sei der Hauptgrund gestürzt, so müßten die andern und unbedeutendern von selbst fallen". (Wenn sich dies doch das Parlament in London und die Kammern in Paris merken wollten! Wie viele Zeit würde da gewonnen werden, die man jetzt mit stundenlangen Reden vergeudet.)

Vorzüglich scheinen Ref. die folgenden Bemerkungen über Frankreich, Ludwig XVI. und die Königin Aufführung zu verdienen:

„Der erbärmliche Zustand der Finanzen Frankreichs veranlaßte dieses Jahr eine Maßregel, von deren Anwendung fast 2 Jahrhunderte kein Beispiel kannten und deren Folgen, gute sowol als üble, nicht zu berechnen sind. Wollen wir ihre entfernten Ursachen aufsuchen, so müssen wir ein wenig zurückgehen. Berühmte französische und englische Schriftsteller hatten zwar bereits treffende Grundsätze über Staat und Regierung aufgestellt; die amerikanische Revolution scheint aber den denkenden Theil der französischen Nation im Allgemeinen aus dem Schlafe gerüttelt zu haben, in welchen sie der Despotismus gesenkt hatte. Die Offiziere, die in Amerika gewesen, waren meistens junge Männer, welche weniger an Vorurtheilen und dem Herkommen hingen, der Stimme des gesunden Verstandes ein geneigteres Ohr liehen und allgemeine Rechte lauter anerkannten als Andere. Mit neuen Ideen, mit neuen Eindrücken kamen sie zurück. Die Presse begann, sich, trotz ihrer Fesseln, weiter zu verbreiten; die Unterhaltung nahm einen neuen freiern Schwung; das Thema aller Gesellschaften, männlicher wie weiblicher, ward die Politik, und es bildete sich eine zahlreiche thätige Partei (die patriotische genannt), welche die Fehler und Gebrechen der Regierung erkannte und nach Gelegenheit, sie umzugestalten, sehnlich verlangte. Zu dieser Partei gehörten alle Bessere im Lande, die Zeit genug hatten, ihren Gedanken nachzuhängen, die Gelehrten, die wohlhabenden Bürger und die jungen Adeligen, theils aus Ueberzeugung, theils der Mode wegen. Glücklicherweise hatten zu gleicher Zeit die Verschwendungen der Königin und des Hofes, die Misbräuche mit den Pensionen und die sorglose Verwaltung aller Zweige des Finanzwesens den Schatz und den Credit so erschöpft, daß die nothwendigsten Functionen gelähmt wurden. Hätte man diese Misbräuche abschaffen wollen, so würden die Minister gestürzt worden sein; neue Auflagen durch Autorität des Königs zu schaffen, war gänzlich unmöglich, da sich das Parlament entschlossen dagegen setzte. Es blieb also weiter nichts übrig, als sich geradezu an die Nation zu wenden".

Die Versammlung der Notabeln und die französische Revolution waren die Resultate. Im Jahre 1789, nach der Zerstörung der Bastille, und nachdem Ludwig XVI. genöthigt worden war, die dreifarbige Cocarde zu tragen, bemerkt Jefferson:

„Der König war nun zu einem geduldigen Werkzeuge in den Händen der Nationalversammlung herabgesunken und würde, wäre er sich selbst überlassen gewesen, zu dem Allen, was man ihm als das Beste der Nation vorgeredet, willig seine Zustimmung gegeben haben. Es würde eine weise Constitution gebildet, und er an ihre Spitze mit einer Gewalt gestellt worden sein, die ihn in den Stand setzte, alles Gute seiner Stellung zu wirken, aber nicht hinreichte, sie misbrauchen zu können; und mehr, ich bin überzeugt davon, wollte und wünschte er nicht. Die Königin aber, deren Charakter in allen Stücken von dem seinigen gerade das Gegentheil war, beherrschte gänzlich seinen schwachen Geist und seine schüchterne Tugend. Sie war stolz, widerstrebte jeglicher Beschränkung, erzürnte sich über alle ihrem Eigensinn entgegenstehende Hindernisse, jagte unablässig dem Vergnügen nach und setzte mit männergleicher Hartnäckigkeit Alles an die Erreichung ihrer Wünsche. Ihre grenzenlose Spielsucht und Verschwendung erschöpften, im Verein mit denen des Grafen von A.... und Anderer ihrer Clique, den Schatz so sehr, daß die Hand der Nation eingreifen mußte; ihre Widersetzung dagegen, ihre unbeugsame Hartnäckigkeit und ihre nichts fürchtende Kühnheit führten sie zur Guillotine, zogen den König ihr nach und stürzten die Welt in Unglück und Unthaten, welche ewig ein Flecken in den Blättern der neuen Geschichte bleiben werden. Ich bin stets der festen Ueberzeugung gewesen, daß Frankreich nie die Revolution gesehen, wenn es diese Königin nicht gehabt hätte. Die Kraft des Volks würde nicht gereizt worden sein, folglich auch nicht sich geäußert haben. Der König würde mit seinen verständigern Räthen, die der zunehmenden Aufklärung der Zeit folgten, Hand in Hand gegangen sein. Ich kann die That, welche die irdische Laufbahn desselben schloß, weder billigen noch verdammen. Ich will es ununtersucht lassen, ob der Erste der Nation das Land verrathen dürfe, ohne der Strafe unterzogen zu werden, und ob da, wo ein geschriebenes Gesetz und bestimmter Gerichtshof fehlt, in unserm Herzen ein Gesetz spreche, und in unsere eignen Hände die Macht gelegt sei, das Recht zu schützen und das Unrecht zu züchtigen. Viele von Denen, welche den König richteten, hielten ihn wirklich für schuldig; Viele glaubten, so lange er lebe, würde die Nation stets alle Könige gegen sich haben, die sich vor einer gleichen Neuerung in ihren Staaten fürchteten, und es sei besser, daß Einer sterbe, als daß Alle untergingen. Diesen würde ich meine Stimme nicht gegeben haben. Ich hätte die Königin in ein Kloster eingeschlossen, ihr die Gewalt, zu schaden, benommen, dem Könige aber seine Stellung mit beschränkter Macht gelassen. So würde kein leerer Platz entstanden sein, auf den sich ein soldatischer Abenteurer setzen konnte; kurz, alle jene Schändlichkeiten würden nicht stattgefunden haben, welche die Sitte der Völker der Erde verdarben und Millionen über Millionen ihrer Bewohner vernichteten. Die Geschichte kennt 3 Epochen, die sich durch gänzliches Erlöschen der Moralität auszeichnen: die erste war die der Nachfolger Alexanders und zum Theil dieses Eroberers selbst; die zweite die der Nachfolger des Ersten der Cäsaren; die dritte ist unsere Zeit. Diese dritte Epoche begann mit der Theilung Polens, worauf der Vertrag zu Pilnitz, die Verbrennung von Kopenhagen, und dann die Schändlichkeiten Bonaparte's, der die Erde nach seinem Willen theilte und mit Feuer und Schwert verheerte u. s. w." 8.

Notiz.

Philologische und grammatikalische Bemerkungen über den „Roman de Rou".

Nachdem der „Roman de Rou", oder die Chronik der Normandie, von Robert Wace, erschienen war, bedauerten Mehre, daß der diesem literarischen Denkmale des 12. Jahrhunderts beigegebene Commentar sich nicht weitläufiger über den grammatikalischen Theil dieser Dichtung verbreite. Diesem Mangel hat nun Raynouard in einer kleinen Schrift unter obigem Titel abgeholfen, aus welcher man u. A. ersieht, daß die französische Sprache, so unvollkommen dieselbe auch im 12. Jahrh. noch war, dennoch keineswegs ohne alle Regeln und der Willkür der darin Schreibenden sich preisgegeben fand, und daß die Dichter selbst sich in dieser Hinsicht gewissen feststehenden Beschränkungen unterwarfen. Zum Theil sind diese Regeln sehr bemerkenswerth; so schrieb man damals z. B. long mur im Nominativ des Singulars longs murs, und nach derselben Regel im Nominativ des Plurals long mur, was sich seitdem, wie man sieht, rein umgekehrt hat. Doch ließ man auch, wenn das im Singular stehende Hauptwort nicht dem Nominativ unterworfen war, das s weg. Diese Unterscheidung erlaubte mannichfache Inversionen, da die Endigung immer den Nominativ erkennen ließ, und in dieser Hinsicht bedauert Hr. R. nicht mit Unrecht das Aufhören jener alten Regel, obschon das angehängte s allerdings zuweilen zu Verwirrungen Anlaß gegeben haben dürfte. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1830.

Recueil de lois et réglemens concernant l'instruction publique. 8 Bände. Paris.

Was die französische Revolution in Hinsicht auf Staatsrecht und öffentliche Angelegenheiten bezweckt und erreicht oder zerstört und verfehlt hat, ist weit bekannter, als wie sie auch in andere Kreise des geselligen Lebens zum Heile oder Verderben eingriff. Wir wollen hier nach Anleitung des vorgenannten Werkes den merkwürdigen Inhalt der Gesetze über das gesammte Schulwesen nach der Zeitfolge zusammenstellen, und vielleicht ein ander Mal genauer nachweisen, ob und wie die Praxis mit diesen Vorschriften der neuen Theorie übereinstimmte.

Das erste höchst folgereiche und die Schulen großentheils zerstörende Gesetz des Nationalconvents, vom 8. März 1793, lautet: „Alle Güter öffentlicher Schulanstalten, unter welchem Namen diese auch existiren, werden verkauft, und alle Einnahmen und Rückstände von dem heutigen Tag an in die Staatscassen bezahlt. Den Unterhalt der Lehrer übernimmt die Nation nach gewissen allgemeinen Grundsätzen". Von dieser Verfügung kam aber nur die erste, nicht die letzte Hälfte in Ausübung; weshalb auch alle folgende Gesetze über die neuen Schuleinrichtungen nur zeigen, was die Machthaber wollten, keineswegs aber, daß irgend etwas zu Stande kam.

„In jedem Orte", sagt das Gesetz vom 30. Mai 1793, „soll eine Primairschule sein, und wöchentlich ein Mal in derselben Unterricht gegeben werden. Kein ehemaliger Geistlicher oder Adeliger erhält ein Lehramt".

Umständlicher verbreitet sich das Gesetz vom 17. November 1794 über die Primairschulen. Es heißt daselbst: „Auf jedes Tausend Einwohner soll eine Schule sein, welche in 2 Abtheilungen, für Knaben und Mädchen, zerfällt und mit einem Lehrer und einer Lehrerin besetzt ist. Die vom Volke ernannten Lehrer werden geprüft, bestätigt und beaufsichtigt von Geschwornen des öffentlichen Unterrichts. Jene geben Unterricht im Lesen und Schreiben, ferner über die Menschenrechte, die Verfassung, die Geschichte der freien Völker, die republikanische Sittenlehre. Die Schüler lernen eine Sammlung heroischer Handlungen und Triumphgesänge auswendig; sie werden in die Werkstätten und aufs Land geführt, um selbst mit Hand anzulegen".

Hievon kam so wenig zur Ausführung, daß noch im Jahr 1821 an 25,000 Gemeinden gar keine Schulen besaßen; dies hielt indeß die Gesetzgeber nicht ab, ihre Theorie weiter zu entwickeln. „Für 300,000 Einwohner (dahin geht das Gesetz vom 25. Februar 1795) soll eine Centralschule errichtet und dabei angestellt werden: ein Professor der Mathematik, der Physik und Chemie, der Naturgeschichte, des Ackerbaues und Handels, der Logik und der Analyse der Empfindungen und Ideen, der Staatswirthschaft und Gesetzgebung, der philosophischen Völkergeschichte, der Gesundheitslehre (hygiène), der Künste und Gewerbe, der allgemeinen Grammatik, der schönen Wissenschaften, der alten Sprachen, der lebenden Sprachen, der zeichnenden Künste. Zu jeder Centralschule gehört eine Bibliothek, ein botanischer Garten, Sammlungen für Naturgeschichte, Experimentalphysik, Maschinen, Modelle u. s. w. Jeder Professor bezieht jährlich, nach Maßgabe der größern und geringern Bevölkerung der Stadt, 3000—5000 Livres Gehalt". Alle diese Bestimmungen fanden sich blos auf dem Papiere, auch änderte das Gesetz vom 25. Oktober 1795 schon Vieles an denselben. Es schreibt im Wesentlichen vor:

1) in jedem Canton soll eine oder mehre Primairschulen sein.

2) die Zahl jener 14 Professoren wird auf 10 herabgesetzt.

3) man wird Specialschulen gründen für Sternkunde, Naturgeschichte, Alterthümer, Musik u. s. w.

4) ein Nationalinstitut für Künste und Wissenschaften erhält 3 Abtheilungen:

a. für physikalische und mathematische Wissenschaften mit . . . . 60 Gliedern,
b. für moralische und politische mit . 42 „
c. für Literatur und schöne Künste mit 48 „

Das Nationalinstitut und die 1799 gegründete polytechnische Schule erfüllten ihren Zweck; im Uebrigen erging am 1. Mai 1802 ein neues allgemeines Gesetz über den öffentlichen Unterricht, des Inhalts: „Es sollen gegründet werden Schulen ersten und zweiten Grades, Lyceen und Schulen für bestimmte Gegen-

stände. Eine Schule ersten Grades (école primaire) kann für mehre Gemeinden bestimmt sein. Die Lehrer werden durch die Maires und Municipalräthe gewählt und erhalten Wohnung von der Gemeinde, Sold aber aus dem Schulgelde, dessen Betrag für jeden Ort festgesetzt wird. Die Municipalräthe können das Schulgeld bis auf ein Fünftel der sämmtlichen Schülerzahl Armuth halber erlassen. In den Schulen zweiten Grades (écoles sécondaires) lehrt man Latein, Französisch, die Anfangsgründe der Erdkunde und Mathematik. Die Regierung wird diese Schulen durch Anweisung von Gebäuden, Vergütungen u. dgl. zu begünstigen suchen. Die Zahl der Lyceen soll wenigstens der Zahl der Appellationshöfe gleich sein. Man lehrt Latein, Rhetorik, Logik, Moral, Mathematik und Physik. Jedes Lyceum soll wenigstens 8 Professoren haben".

Am 10. Dezember 1802 erging eine neue Verfügung über die Lyceen. Es heißt in derselben: „Man lehrt wesentlich nur Latein und Mathematik. Geschichte, Geographie und Französisch nehmen blos eine untergeordnete Stelle ein". (Alle übrige Sprachen und Fächer werden nicht erwähnt, und Bonaparte hatte auf den umständlichen Bericht der Schulcommission geschrieben: „3 Lehrer für das Latein und 3 für die Mathematik, das ist genug". Reichardt's „Briefe", I, 106.)

Die gesammte Einrichtung und Zucht war reinmilitairisch, mit Uniform, Trommelschlag, strengster Subordination, keine Spur deutscher Jugendlichkeit und Freiheit. Die Bücher, nach welchen gelehrt und welche erklärt wurden, schrieb die Regierung für das ganze Reich gleichmäßig vor. Keine Schulbibliothek durfte über 1500 Bücher haben, und in jeder sollten dieselben Werke sein. Ohne besondere Erlaubniß des Ministers des Innern durfte kein Buch, was nicht auf der Liste jener rechtgläubigen 1500 stand, in irgend eine Schulbibliothek aufgenommen werden. Der Cursus der Lyceen dauerte in 6 Classen 3 Jahre; die Schulen zweiten Grades hatten auch 6 Classen, aber der Cursus dauerte nur 2 Jahre und betraf im Ganzen dieselben Gegenstände.

Nach einem Gesetze für die Rechtsschulen, vom 13. März 1804, wird daselbst gelehrt: „Das bürgerliche, peinliche und öffentliche Recht Frankreichs, Proceß, Naturrecht, Völkerrecht und römisches Recht in seinen Beziehungen auf das französische Recht". Pandekten, Rechtsgeschichte, Kirchenrecht werden nicht erwähnt, und doch heißt es: „Die Studien sind jetzt auf Gegenstände ausgedehnt, welche sonst nicht getrieben wurden".

In den **Seminarien der Erzbischöfe** (welche die theologischen Facultäten zum Theil vertreten) wird gelehrt: Moral, Dogmatik, Kirchengeschichte, kirchliche Beredtsamkeit, aber keine Philosophie oder Exegese. Die Geistlichen zweiter Classe wurden nur über Moral und Dogmatik geprüft.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, im Januar 1830.

Unsere Stadt hat besonders seit einigen Jahren sehr an innern Verschönerungen und namentlich an solchen Instituten gewonnen, die dazu beitragen, Berlin neben die ersten Hauptstädte Europas, London, Paris und Wien, zu erheben. Wir haben in einem unserer früheren Berichte über das neue Tivoli auf dem Kreuzberge gesprochen und denken gegenwärtig von einigen andern seither errichteten Instituten Nachricht zu geben. Vor Allem gehört hierher das neue **Kunst- und Industriecomptoir** der Herren Quittel, Engel und Rosenberg, welches im November zum ersten Male eröffnet ward. Die erste Anstalt ähnlicher Art ward im Jahre 1815 zu London gegründet; ein Bazar nämlich, in welchem Alles, was in der Hauptstadt Großbritanniens der Gewerbfleiß Vorzügliches und Kunstvolles hervorbringt, zur öffentlichen Ausstellung wie zum Verkauf vereinigt werden soll. Aehnliche Institute fanden in Paris wie anderwärts Beifall und Nachahmung. Fast auf derselben Grundlage, nur in etwas größerer Ausdehnung, beruht auch das hiesige Kunst- und Industriecomptoir. Es hat dadurch gewonnen, daß es sich nicht allein auf die Erzeugnisse vaterländischer Industrie beschränkt, sondern Alles, was die Betriebsamkeit großer Waarenhändler wie der Kunstsinn und Fleiß der Gewerbtreibenden herbeizuschaffen und hervorzubringen vermag, an einem einzigen Orte versammelt. Was also eine Kunstausstellung für den Maler und Bildner, das ist dieses Institut für jeden kunstsinnigen Gewerbtreibenden. Eine eigentliche Gewerbausstellung, namentlich für vaterländische Fabrikate, soll noch besonders im Juli und August eröffnet werden. Es ist daher an sämmtliche Fabrikanten und Arbeiter der preußischen Monarchie eine Auffoderung ergangen, bis zu dieser Zeit ihre vorzüglichsten Erzeugnisse hier zum Verkaufe zu versammeln. Man glaubt allgemein, daß hierdurch sowol der Kunstsinn Einzelner erhöht, als auch der Verkehr und die Gewerbthätigkeit erleichtert werde. Was nun die innere Einrichtung dieses Instituts betrifft, so ist diese so elegant, geschmackvoll und wohlgeordnet, daß es schon allein deshalb viele Beschauer und Käufer anlockt. Vorläufig sind sämmtliche Producte in 2 Stuben und einem großen langen Saale aufgestellt. Die erste derselben ist ausschließlich der einheimischen Industrie gewidmet. Hier finden wir eine Auswahl der schönsten Erzeugnisse der hiesigen königl. Porzellanmanufactur, schöne Glasmalereien, vortreffliche, reichverzierte Uhren jeder Art, künstliche Perlemutter- und Schnitzarbeiten, elegante Bronzegestelle, viele geschmackvolle und treffliche Fabrikate aus Glas und aus den edelsten Metallen, und dergl. Mehres. In dem darauf folgenden Zimmer finden sich geschmackvolle Erzeugnisse des Auslandes, Vasen, Lampen, Uhren, Porzellanmalereien, Konchylien, Kästchen, neben vielen ausgewählten Modeartikeln. Der dritte große Saal ist aber größtentheils mit chinesischen Sachen angefüllt, einem Artikel, den die Herrscherin des Augenblicks, die Mode, gegenwärtig gar sehr in Affection genommen. Obwol man den meisten dieser Gegenstände das Prädicat schön nicht wohl ertheilen kann, so übt doch das Fremdartige, Gezierte, wundersam Geschnörkelte, oft aber auch das Solide der Arbeit einen eignen Reiz aus. Hier finden wir nun Oelgemälde, welche die an Ort und Stelle aufgenommene Ansichten von Canton, Wampoa, der Bocca Tigris und Macao darstellen; ferner Trachten, Götzen, Heilige dieser Völker in lebhaften Farben oder in kleinen Figuren abgebildet, endlich allerlei Gegenstände häuslicher Bedürfnisse, des Vergnügens und des Luxus; z. B. buntgefärbte Tassen, hübsch lackirte und verzierte Teller zu trockenem Dessert, Thee nebst Theekasten, Schachspiele, die vorzüglich beliebten und gesuchten Farbekasten, welche alle zum Malen auf das sogenannte Reispapier nöthige Farben enthalten. Bis ins Unübersehbare mehren sich diese kleinen Gegenstände chinesischer Industrie, daher es auch nicht wohl-

möglich ist, eine Uebersicht oder ein Register davon zu geben. Aber nicht nur von daher, sondern auch aus Amerika, ja, aus Australien sehen wir verschiedene Erzeugnisse hier zusammengestellt: Strohhüte und Hangematten aus Guayaquil, brasilische Angelschnüre und Federblumen, Wassereimer aus Stroh von der Nordwestküste Amerikas, Trinkgeschirre und dergl. noch Vieles.

Von den bisherigen Etablissements der Herren Gebr. Gropius wird schon in frühern Berichten die Rede gewesen sein. Zu diesen, dem Diorama, dem Kunstsaal und dem berliner Saal, ist nun noch ein neues hinzugekommen, die boutiques à prix fixes, welches im Wesentlichen mit dem Kunst- und Industriecomptoir der Herren Quittel und Engel concurriren soll, dessen Einrichtung und Inhalt aber nicht so elegant, geschmackvoll und reich ist wie jenes. Im Vorübergehen sei es auch erlaubt, noch 2 anderer Institute zu gedenken, wovon besonders das erstzunennende die verdiente Aufmerksamkeit der Berliner aufsichzieht. Es sind die malerischen Reisen im Zimmer von Enslen und das Panorama des Hrn. Eyssenhardt. Das erste führt in heitern Bildern die schönsten und größten Städte Europas, sowie ihre vorzüglichsten Plätze vor unsern Augen vorüber. Mit Recht nennt es sich daher malerische Reisen im Zimmer, weil wir auf die leichteste Weise von Berlin plötzlich nach Konstantinopel, von da nach Wien, von hier wiederum nach Rom und endlich bis in die langverschlossenen Gräber von Pompeji geführt werden. Die Panoramen von Eyssenhardt geben uns dagegen Ansichten von Gegenden der Schweiz und Italiens.

Hier wäre denn auch der Ort von der Erneuerung eines der schönsten Gebäude und der größten Zierden Berlins, des hiesigen Zeughauses nämlich, Einiges mitzutheilen. Bei Gelegenheit einer nothwendigen innern Reparatur wird nunmehr auch das Aeußere dieses Gebäudes ganz auf den alten Fuß wiederhergestellt, aufgeputzt und ausgeschmückt. Bereits ist die vordere Façade vollendet und bietet einen ungemein schönen und heitern Anblick dar. Nunmehr erst machen die vielen Ornamente, Bildwerke, die kriegerischen Figuren, Gruppen, Helme u. s. w. den vom Künstler bezweckten Eindruck, und das ganze Gebäude tritt dem Beschauer in wunderschöner Symmetrie und Harmonie entgegen. Wie sehr hierdurch auch die übrigen in dieser Umgebung versammelten Prachtgebäude Berlins gewinnen, wird sich erst dann vollkommen beurtheilen lassen, wenn das Zeughaus von allen Seiten ausgeschmückt, der Lustgarten wiederhergestellt und das neue Museum vollendet und zugänglich sein wird.

Von unsern Theatern läßt sich auch diesmal leider nicht viel Gutes berichten. Sie eilen, wie die meisten dieser Anstalten in Deutschland, ihrer Verderbniß entgegen. Wenn unter 38 neuen Stücken, welche die königlichen Bühnen im vorigen Jahre einstudirt, kaum 2 sich auf dem Repertoire erhalten können, und wenn die alten classischen Stücke immer seltener gegeben werden, wo läßt sich dann auch nur eine entfernte Aussicht zur Wiedergeburt des Theaters erblicken, zumal wenn man bedenkt, daß auch die bessern Mitglieder der Gesellschaft immer mehr aussterben oder ausscheiden und nicht durch neue ersetzt werden, selbst dann nicht, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet? So verließ im Frühjahre Dlle. B... die Bühne, um, wie man sagte, mit einer hohen Person außerhalb Berlin zu leben. *) Es war eine angenehme und talentvolle Schauspielerin, deren Verlust man allgemein bedauerte. Die Generalintendantur veranlaßte deshalb mehre junge Schauspielerinnen aus Dresden und Wien, auf hiesiger Bühne Gastrollen zu geben, um als Ersatz für Dlle. B. diejenige zu wählen, die am meisten den Beifall des Publicums und der Kenner gewinnen würde. Sonderbar und auffallend war es, daß von dreien zu diesem Zweck hierherberufenen Schauspielerinnen, Dlle. Gley und Fournier aus Dresden und Dlle. Pistor aus Wien, nur die Erstere lauten und allgemeinen Beifall einerntete, die beiden Andern aber fast gänzlich durchfielen, und dennoch jene (Dlle. Gley) nicht engagirt wurde, vielmehr von der Generalintendantur Anstalten getroffen wurden, Dlle. Fournier für unsere Bühne zu gewinnen. Solche merkwürdige Misgriffe sind indeß bei der Verwaltung unserer Theater nichts Seltenes, beruhen jedoch auch öfters auf Gründen, die man nicht wohl bekanntmachen kann. Wer Kenntniß von dem Umfange der dramatischen Literatur, von dem bildsamen Sinne des Volkes und vorzüglich von den unendlich reichen Mitteln hat, die einer Bühnenverwaltung wie die hiesige zu Gebote stehen, um in jeder Richtung ebenso wohlthätig auf den Geschmack des Publicums als auf die Theatercasse wirken zu können, der muß erstaunen über die immer verkehrtern Wege, die man einschlägt und die das Theater schnell und unvermeidlich seinem Ruin entgegenführen. Was soll man z. B. von einer Verwaltung sagen, die unter allen deutschen Bühnendichtern dem einzigen, aber nicht einzigen in seiner Art, Raupach, nur ihm allein uneingeschränkte und feste Hoffnung gibt, alle seine Stücke, von welcher Art sie auch sein mögen, aufzuführen? Fast von ihm allein zehrt das ganze Repertoire des recitirenden Schauspiels; er versieht dasselbe jedes Jahr mit ein oder anderthalb Dutzend neuen Stücken, und diese sind mit so vielem Geschick immer für einige der beliebtesten Schauspieler der Art zu Glanzpartien eingerichtet, daß sie schon deshalb, wenn auch nicht alle, das Publicum herbeilocken. So weiß man z. B. Raupach'sche Stücke, die eigens für Mad. Crelinger, andere wieder für Hrn. Devrient, und die komischen meistens für Hrn. Gern Sohn und Rüthling geschrieben sind. Dabei läßt aber Raupach den einen Punkt nie aus dem Auge, den deutschen Shakspeare zu spielen. In einigen seiner Lustspiele hat er dies selbst klar ausgesprochen. Nunmehr beginnt er auch, wie der große Britte, einen Cyklus historischer Tragödien. Seitdem der Sinn für die große Zeit des Mittelalters erwacht, seitdem sich hierüber die Stimme der historischen Weisheit in Hrn. v. Raumer hat vernehmen lassen, seitdem ruft Klein und Groß, Jung und Alt: Hohenstaufen und Welfen, Welfen und Hohenstaufen!

So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Briten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.

Also hallt es jetzt in ganz Deutschland aus Mund und Mündchen wieder: Hohenstaufen! Aus allen Winkeln Deutschlands kriechen neue Hohenstäufchen hervor und Hohenstaufenbühnendichter, und es wäre ein wahrhaftes Glück, wenn ein neuer Rattenfänger von Hameln entstände, der durch seine Flöte alle entführen wollte. Wie die vom Knechte entbundenen Geister immer fortwallen und zu seinem eignen Verderben das Haus flutend überschwemmen, also werden jetzt die Schatten jener großen Geister aus dem Grabe ausgetrieben und beunruhigt, bis einst der wahre Meister da ist, der sie zu bannen versteht, und spricht:

In die Ecke,
Besen, Besen!
Seids gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister!

Und so geschahe es, daß auch Raupach beschloß, ein Hohenstaufen-Shakspeare-Kaiser-Tragödiendichter zu werden. In der vorigen Woche erschien sein erster Versuch der Art auf der Bühne. Man war allgemein gespannt, die neue Bahn, die Raupach sich gebrochen, kennen zu lernen. Seitdem die

*) Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Censur. Eine hiesige Zeitschrift wollte eine Parallele zwischen dieser Schauspielerin und Dlle. Gley und Pistor geben, von welchen damals die Rede ging, daß eine von Beiden die Stelle jener erhalten würde. Der Censor, Hr. G., wollte auch jene Parallele nicht durchgehen lassen, weil Dlle. B... gegenwärtig in Verhältnissen leben könnte, die es unthulich machten, ihrer Eigenschaft als ehemaliger Schauspielerin noch zu erwähnen.

großen musikalischen Recensenten dahin übereingekommen sind, Rossini habe plötzlich eine von seiner bisherigen ganz verschiedene Bahn eingeschlagen und sei ein echtgroßer dramatischer Componist wie Mozart, Beethoven und Gluck geworden; seitdem jene Männer reiflich erwogen haben, es sei etwas rein Zufälliges (und durchaus nichts in sich Nothwendiges), welche Richtung seit vielen Jahren der Geist eines Künstlers in seinen Werken genommen, der wahre Künstler sei wie ein Kamäleon, der stündlich seine Farbe wechseln und heute Rossini, morgen Mozart, oder heute Kotzebue und morgen Göthe sein könne; seitdem man endlich die in dem menschlichen Geiste liegende Freiheit entdeckt hat, willkürlich bald Gutes, bald Verwerfliches hervorzubringen, seit dieser Zeit glaubt man auch, es sei möglich, Raupach schriebe einmal eine historische Tragödie, wie einst Shakspeare gethan. Deshalb war man so sehr auf die Erscheinung dieses neuen Products gespannt. Und in der That wurden auch Diejenigen, die also gespannt waren, nicht getäuscht. Zuerst fanden sie einen großen, langen Theaterzettel, mit der Ueberschrift: Kaiser Heinrich VI., historisches Schauspiel in 5 Abth., von Raupach (übersetzt von Schlegel und bearbeitet von F. Förster, stand freilich nicht darauf); dann ein unendlich langes Personenverzeichniß, ganz wie in einem Shakspeare'schen historischen Schauspiel. Im Stücke selbst fanden sich eine Fülle von Reminiscenzen aus Julius Cäsar, Richard III., König Johann, den Heinrichen u. s. w.; kurz, Alles, was der oberflächliche Beobachter dem Shakspeare absehen konnte, fand man hier wieder. Was nun aber die Erfindung betraf, so war diese ganz willkürlich, weil sie von keiner Idee geleitet ward, und die Composition war von der ganzen Anlage bis in die kleinsten Züge hinab fast überall unmotivirt. Die scharfe Grenzlinie, wodurch sich Shakspeare's historische Personen und Schauspiele von den fingirten unterscheiden, indem nämlich in jenen nicht das allgemeine Geschick des Menschen dargestellt wird, sondern nur eine außerordentliche Begebenheit, die in ihrer Art nur einmal und nur unter den gegebenen Bedingungen und Verhältnissen stattfinden konnte, scheint Raupach gar nicht gekannt zu haben. In seinem „Heinrich VI." werden Begebenheiten dargestellt, die sich zu jeder Zeit und in jedem Momente des Lebens ereignen können. Seine Exposition ist so allgemein und nichtssagend, daß der Zuschauer durchaus nicht einmal begreift, in welcher Umgebung alle diese Dinge spielen. Wie aber wäre es auch möglich, in dem kurzen Zeitraum, in welchem Raupach ein neues Stück schreibt, etwas Gründliches oder Tiefes zu liefern. In der künftigen Woche wird schon wiederum ein neues Trauerspiel von ihm: „Der Müller und sein Kind", zum ersten Male aufgeführt.

(Der Beschluß folgt.)

Reisebilder von H. Heine. Dritter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1830. 8. 2 Thlr.*)

Der Graf v. Maistre, berühmter Verf. der „Soirées de St.-Pétersbourg", behauptet, der Schlußstein aller Staatsverfassung sei der Scharfrichter, ohne welchen das Gewölbe derselben sogleich einstürzen würde. Ob sein Satz auch für den Freistaat der Literatur gelten soll, wissen wir nicht; indessen würde Graf Maistre schon der Analogie wegen an dem vorliegenden Buch und an dessen Autor seine Freude haben, denn er fände hier Scharfrichter und Hinrichtung ganz auserlesen vor sich. Hr. Heine, den wir schon auf manchen Reisen begleitet hatten, führt uns diesmal nach Italien, dessen Luft, Früchte, Landschaft, Denkmäler, Lebensart und Sitten er uns in gedrängten, sowol launigen als launenhaften Zügen darstellt. Der Humor, so schneidend er bisweilen durchfährt, läßt uns aber im Anfang nicht ahnden, daß wir in das herrliche, reiche Land jetzt nur geführt werden, nicht um seine Schätze zu genießen, oder seine Kostbarkeiten anzusehen, sondern um einer aus dem nördlichen Deutschland auf diesen Schauplatz verlegten Execution beizuwohnen! Der arme Sünder ist der Dichter Graf v. Platen, überwiesen großer Frevel gegen die neuesten deutschen Dichter und Kritiker, in anderweitige Verwickelungen gefährlichst umsponnen und von hochnothpeinlichem Halsgericht verurtheilt den Kopf zu verlieren. Auf den Gang des Prozesses können wir uns hier nicht einlassen; die Beschaffenheit der Gesetze und die Richtigkeit ihrer Anwendung lassen wir dahingestellt, über Schuld oder Unschuld des Verurtheilten wollen wir keine Meinung äußern: nur Das wollen wir aussprechen, was wir als Thatsache bezeugen können, die Hinrichtung ist vollzogen, der Scharfrichter hat sein Amt als Meister ausgeübt, der Kopf ist herunter! — —

Es liegt in der menschlichen Natur ein grausames Vergnügen an fremden außerordentlichen Leiden; wackere Männer und zarte Frauen drängen sich zum Anblick von Martern, von Operationen und Executionen, das Volk strömt in hellen Haufen herbei, Scherz und Lust gehen neben dem Schrecklichen ohne Störung ihren Weg. Hr. Heine darf schon aus diesem Grunde auf ein außerordentlich zahlreiches Publicum rechnen, dessen Stimmung er übrigens zu theilen scheint. Unter Liebesglück, unter Scherz und Lachen, im Verlauf der unvergleichlichsten komischen Scenen, mit ununterbrochenem Witzgetrümpel führt er uns zu der tragischen Entwickelung, ja diese selbst liegt ganz und gar in jener Vorbereitung. Wir haben in frühern Zeiten arge Geschichten dieser Art erlebt: Lessing, Voß, Wolf, die „Xenien", die Schlegel, Tieck haben in solcher Weise nachdenkliche Dinge ausgeübt; aber in so heitern und lachenerregenden Zerstreuungen haben wir noch keinen literarischen Sünder zu so grausamem Ende wandern sehen! Gewiß, wie man auch über den Grund der Sache urtheilen mag, die Erfindung und Ausführung all dieser Umstände ist meisterhaft, die beiden Juden Gumpelino und Hyacinth sind ganz neugeschaffene Masken, besonders der Letztere, dessen Erzählungen und Beziehungen auf Hamburg Niemand ohne Lachen vernehmen kann. Der ganze Hergang mit diesen beiden Juden, wiewol nur in schlichter (doch in äußerst gebildeter und wohltönender) Prosa, dünkt uns, wenn denn doch einmal von Aristophanes die Rede sein soll, Aristophanischer als Alles, was Graf Platen bisher in gekünstelten schweren und doch leeren Versen nach solchem Muster zu arbeiten versucht hat. Und nicht sowol durch die materielle Belastung, durch die Ersäufung in Satyre und Hohn, sondern vielmehr dadurch hat Hr. Heine den Gegner völlig abgetödtet, daß er ihn in dem Fache, auf das derselbe sich am meisten zu Gute thun wollte, in seiner Blöße gezeigt, und ihn nicht nur an Grimm und Spott, sondern auch an Kunst, und gerade an Aristophanischer Kunst, unendlich überboten hat! Wollt Ihr aristophanisiren, so müßt Ihr es so machen; habt Ihr dazu nicht Muth und Geschick, nun so bleibt in Gottesnamen dabei, daß ihr Kotzebuisirt, oder Müllnerisirt! —

Wenn von Aristophanes die Rede ist, so kann man nicht umhin, sich auf Frechheit einzulassen. Frech allerdings ist dieses Buch, wie eine schnöde Vertheidigung auf schnöden Angriff nur sein kann; frech auch in Nebendingen, in willkürlicher Feindschaft, in allgemeinem Spotte. Wir würden aber doch dem Buche und dem Verf. sehr Unrecht thun, wenn wir verkennen wollten, daß neben der Frechheit auch wahrhaft edler Muth, neben der bittern Satyre auch ernste Gesinnung vorhanden ist, und daß die Rohheit des Stoffes meist durch die graziöseste Behandlung gemildert wird, welche nicht selten eine tiefere Innigkeit durchblicken läßt, zu der uns der Verf. eigentlich mehr noch als zum gehässigen Streite berufen scheint. Wir machen noch besonders aufmerksam in dieser Beziehung auf die geistvollen und sinnigen Aeußerungen des Verfs. über Rossini's Musik und Cornelius' Gemälde. 77.

*) Vgl. die Rüge in Nr. 28 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1830.

Recueil de lois et réglemens concernant l'instruction publique.

(Beschluß aus Nr. 44.)

Wichtig ist das kaiserl. Decret, vom 17. März 1808, über die Organisation der Universität. Folgende Bestimmungen dürften die wesentlichsten sein:

1) Der öffentliche Unterricht im ganzen Reiche ist ausschließlich der Universität anvertraut. Keine Schule darf gegründet, kein Unterricht irgend einer Art ertheilt werden außerhalb der Universität und ohne Zustimmung ihres Oberhaupts.

2) Niemand darf eine Schule anlegen, oder öffentlichen Unterricht ertheilen, der nicht Mitglied der Universität ist und in einer ihrer Facultäten einen Grad erhalten hat (doch blieben die Seminarien unter Aufsicht der Erzbischöfe und Bischöfe).

3) Die Universität (die kaiserl. Gesammtuniversität) besteht aus so viel einzelnen Akademien, als Appellationshöfe im Reiche sind. Zu jeder Akademie gehören Facultäten für die eigentlichen Wissenschaften und die Ertheilung akademischer Grade, ferner die Lyceen, Pensionsanstalten und Schulen ersten und zweiten Grades.

4) Die Universität hat 5 Facultäten: Theologie, Jurisprudenz, Medizin, mathematische und physikalische Wissenschaften, Literatur und schöne Wissenschaften (lettres).

5) Der Großmeister der Universität ernennt für das erste Mal alle Professoren; künftig werden sie angestellt mit Rücksicht auf eine vorgeschriebene Weise der Bewerbung.

6) Es sollen so viel theologische Facultäten als Erzbisthümer sein. Der Erzbischof schlägt dem Großmeister wenigstens 3 Personen zu einer Professur vor, unter welchen ein Wettstreit (concours) eröffnet und von den Mitgliedern der Facultät über die Würdigkeit eines Jeden entschieden wird. Für die Lutheraner ist eine theologische Facultät in Strasburg, für die Reformirten in Genf. Jede Facultät soll wenigstens 3 Professoren haben, für Kirchengeschichte, Dogmatik und christliche Moral. Die Zahl der juristischen Facultäten im Reiche wird auf 12, der medizinischen auf 5 festgesetzt.

Jede Facultät ertheilt 3 verschiedene Würden, des Baccalaureus, Licentiaten und Doctors. Die Foderungen, um zu diesen zu gelangen, erscheinen nicht allzu streng. Der Baccalaureus in der philosophischen Facultät (faculté des lettres) soll z. B. 16 Jahr alt sein und über Alles Auskunft geben können, was man in den obern Classen der Lyceen lehrt. Der Licentiat soll Baccalaureus sein und in einer bestimmten Zeit einen lateinischen oder französischen Aufsatz über ein gegebenes Thema liefern. Der Doctor muß 2 Theses, eine aus der Logik und Rhetorik, die zweite aus der alten Literatur entwickeln und vertheidigen, und eine von beiden in lateinischer Sprache.

Im Allgemeinen bestimmt jene Verfügung: Die Lehren und Vorschriften der katholischen Religion sind überall einzuprägen und nicht minder die Treue gegen den Kaiser und seine Dynastie, welche das Glück des Volks begründet, die Einheit Frankreichs erhält und alle durch die Verfassung ausgesprochene liberale Ideen beschützt. Der Großmeister der Universität übt sehr große Rechte. Von ihm gehen alle Beförderungen aus, und ihm zur Seite steht der Rath der Universität, eine Behörde von 30 aus den Inspectoren, Rectoren und Professoren erwählten Personen. Sie beschäftigen sich mit Vervollkommnung der Verwaltung, des Unterrichts, der Polizei, des Rechnungswesens u. s. w.

Aus dem Allen geht hervor, daß die Universität in Frankreich etwas ganz Anderes ist, als was wir in Deutschland darunter verstehen. Sie begreift dort alle Unterrichtsanstalten ohne Ausnahme in sich und ist zugleich eine Art von Ministerium für die Leitung, Verwaltung u. s. w.

Nach Wiederherstellung der Bourboniden sind manche der kaiserlichen Einrichtungen wesentlich verändert worden. Schon die erste Verfügung über die Lyceen vom 28. Sept. 1814 hob die militairische Zucht und äußere Gestaltung, sowie die tyrannische Vorschrift über die Bibliotheken auf; sie erweiterte den Unterricht auf das Griechische, ja sogar auf Metaphysik und Geschichte der Philosophie.

Ein allgemeines Gesetz über den öffentlichen Unterricht, vom 17. Febr. 1815, sagt im Wesentlichen: „Die gegenwärtigen Einrichtungen bedürfen in mancher Beziehung einer Besserung. So ist es illiberal, einer

Behörde (der Universität) alle und unbedingte Gewalt zu überweisen; es ist unmöglich, daß diese zugleich das Ganze leite und alles Einzelne genügend beaufsichtige; es ist irrig, alle Beförderungen in die Hand eines Mannes zu legen, häufige Versetzungen eintreten zu lassen u. s. w. Künftig sollen 17 Universitäten in Frankreich sein. Jede besteht aus dem Rathe der Universität, den Facultäten, den königlichen und Stadtschulen (collèges royaux et communaux). Im Rathe der Universität sitzen der Rector, die Dekane, der Vorsteher der königlichen Schule im Hauptorte, und 3 Notabeln, erwählt durch die königliche Behörde für den öffentlichen Unterricht. Jener Rath führt die Aufsicht über alle Schulen des ihm zugewiesenen Kreises, und zwar sowol in Hinsicht der Einnahmen und Rechnungen als der Zucht und des Unterrichts.

Zur Stelle des Rectors jeder Universität werden dem Könige 3 Personen vorgeschlagen, welche aus den Professoren der Facultäten oder der königl. Gymnasien erwählt sind. Die Rectoren der Universitäten ernennen die Lehrer bei allen Gymnasien, mit Ausnahme der Professoren für Philosophie, Rhetorik und Mathematik.

Eine Verfügung vom 15. August 1815 räumt ein, daß die schwierigen Zeitläufe die vorgeschriebene kostspielige Unterhaltung der Lehranstalten unmöglich mache, weshalb viele Ersparungen angeordnet und mehre philosophische Facultäten (des lettres) aufgehoben werden. Mit Rücksicht auf Wohlfeilheit, gründete man, im Jahr 1817, in 12 Departements Schulen des wechselseitigen Unterrichts. In jedem Erzbisthum oder Bisthum darf (laut der Verfügung vom 5. Okt. 1814) eine geistliche Schule sein, in welcher junge Leute, die vom Besuch der Gymnasien entbunden sind, zur Aufnahme in die größern Seminarien vorbereitet werden.

Eine Verfügung vom 5. Juni 1820 schreibt vor: Niemand kann in die juristische und medizinische Facultät eingetragen werden, der nicht vorher Baccalaureus der Philosophie (des lettres) geworden ist. Die Prüfung des Baccalaureus geschieht öffentlich durch 3 Examinatoren und bezieht sich auf Griechisch, Latein, Rhetorik, Geschichte, Geographie und Philosophie. Es sollen Reihen von Fragen aus diesen Wissenschaften entworfen und jedes Mal eine gewisse Zahl derselben herausgelost und dem Candidaten zur Beantwortung vorgelegt werden.

Für die Facultät der Rechte schreibt die Verfügung vom Oktober 1822 einen dreijährigen Cursus vor. Im 1. Jahre hören die Studenten Institutionen und französisches Civilrecht; im 2. französischen Civil- und Criminalprozeß; im 3. französisches Handelsrecht oder — Pandekten! Von Rechtsgeschichte, Kirchen-, Staats-, Völkerrecht ist nicht die Rede.

In gewissen Fällen können die von einer Universität weggewiesenen Studenten auf keiner andern aufgenommen werden. Verbindungen, oder Eingaben Namens aller Studenten (als bildeten sie eine gesetzlich anerkannte Körperschaft) sind streng verboten.

Ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht, vom 27. Febr. 1821, übersetzt das frühere Napoleonische in das Bourbonidische, indem es bestimmt: Die Grundlagen der Erziehung in den Gymnasien sind: die Religion, die Monarchie, die Legitimität, die Charte. Der Unterricht wird in allen Gymnasien gleichartig und ausschließlich nach den Werken ertheilt, welche die vorgesetzte Behörde jährlich auswählt. Auch die Bücher für die Schulbibliotheken müssen aus dem von jener Behörde entworfenen Verzeichnisse genommen werden. Im August 1824 ward ein Ministerium für die geistlichen Angelegenheiten und den öffentlichen Unterricht gegründet.

Das Nationalinstitut erlitt schon im März 1816 eine bedeutende Umgestaltung und besteht seitdem aus 4 Akademien: der französischen, der der Inschriften und schönen Wissenschaften, der schönen Künste, der strengen Wissenschaften.

Dieser trockene, aber lehrreiche Auszug aus den Gesetzen gibt Veranlassung zu den mannichfachsten Betrachtungen. Wir beschränken uns hier indeß auf wenige Bemerkungen:

1) Die deutschen Universitäten haben den Vorzug vor den französischen in Hinsicht auf die Zahl der Lehrer, die Unabhängigkeit ihrer Stellung, den Reichthum der literarischen Hülfsmittel, die Mannichfaltigkeit der Gegenstände des Unterrichts, die Vorbereitung der Studenten, die Strenge der Prüfungen. Eine eigentliche universitas literaria im deutschen Sinne ist nicht vorhanden.

2) Für die deutschen Gymnasien gelten etwa dieselben Vorzüge, auch bringen sie (wenigstens im Preußischen) die Schüler weiter als die französischen Lyceen. Nicht minder schließen sich Bürgerschulen, gelehrte Schulen und Universitäten dort zweckmäßiger aneinander an als in Frankreich.

3) Mehr als alles Andere sind die niedern Schulen und der Volksunterricht in Frankreich vernachlässigt, denn noch jetzt befinden sich, laut Dupin's Statistik, in Nordfrankreich 4441 Gemeinden und in Südfrankreich 9668 Gemeinden ohne alle Schulen. 54.

Correspondenznachrichten aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 44.)

In der hiesigen Zeitschriftliteratur hat sich auch Einiges verändert. Vier Zeitschriften sind eingegangen, worunter vornehmlich das „Oppositionsblatt", das „Conversationsblatt" und die „Schnellpost" zu nennen sind. Das erstere hat wegen der großen Hindernisse, die ihm die Censur überall in den Weg gelegt, eingehen müssen. Die Redactoren verloren die Lust zur Sache, da ihnen die meisten Oppositionsartikel gestrichen wurden, welches man auch dem Blatte in den letzten Monaten sehr wohl abmerken konnte. Auch mochten sie wol eingesehen haben, wie wenig Erkleckliches in der Journalliteratur auszurichten ist. Jedenfalls ist aber der Untergang dieser sowie der 3 andern Zeitschriften wenig zu bedauern, indem das Heil der Literatur von ihnen gewiß nicht zu erwarten stand und niemals von einer Zeitschrift zu erwarten sein wird. „Conversationsblatt" und „Schnellpost" waren übrigens schon ein Jahr vor ihrem Untergange so gut wie todt,

sie waren zahm wie ein Lamm, Niemand bekümmerte sich mehr um sie, Niemand las sie. In der Redaction des „Freimüthigen" ist Hr. Dr. W. Häring dem Hrn. Dr. A. Kuhn nachgefolgt, und man erwartet von ihm nicht weniger, Einige sogar etwas mehr als von seinem Vorgänger. Doch ist zu bedenken, daß Hr. Kuhn in seiner blühenden Periode, da er die Redaction des „Freimüthigen" zuerst übernahm, mehr galt, als da er starb. Der Mann war nur außer Mode gekommen; und wie leicht könnte das auch Jemandem begegnen, der nicht einmal so sehr in Mode ist, als jener war! Die Carnevalsfestlichkeiten beginnen nächstens. Ich werde daher erst in einem folgenden Berichte etwas darüber mitzutheilen haben. So viel nur jetzt, daß die ehemaligen königlichen Redouten in „maskirte Bälle" (der Anzeige nach) verwandelt worden sind. Hierbei möchte ich die Bemerkung machen, welche unendliche Sprachverderbungen von Berlin, und zwar von öffentlichen Anstalten, ausgehen. Das Wort: „maskirte Bälle", statt Maskenbälle, gibt mir hierzu die schönste Veranlassung. Statt uns der Biegsamkeit, Mannichfaltigkeit und der schönen Wortzusammensetzungen unserer Sprache zu erfreuen, ahmen wir die Franzosen in ihrer Armuth nach. Gewisse Verdrehungen und lächerliche Zusammenstellungen, die sich noch von dem französischen Modegeschmack unter Friedrich II. herschreiben, werden hier bis auf eine komische Spitze getrieben. Worte wie: reitende Artilleriecasernen, musikalischer Instrumentenmacher, wohlschlafende Nacht u. s. w., sind allgemein gänge und gebe, und daß man hier, wenn Jemand in einen Keller fällt, wo schlesische Butter feil ist, dies eine schlesische Butterkellertreppherunterfallerei nennt, ist kaum eine Parodie mehr. So unangenehm solche Verkehrtheiten schon an Einzelnen sind, um so mehr sind sie an öffentlichen Anstalten zu tadeln, die sogar den Künsten vorstehen sollen. Zu verwundern ist es aber nicht, daß auf den königl. Theaterzetteln maskirte Bälle statt Maskenbälle steht, da man auf diesen oft noch andere Absurditäten oder Unrichtigkeiten liest, die aber schon zu oft gerügt worden, als daß sie hier noch erwähnt zu werden brauchten.

Zu dem alten, die Gemüther vielfach aufregenden Streite über die Liturgie gesellt sich jetzt ein neuer über das neueinzuführende Gesangbuch, bei welchem merkwürdigerweise die Rollen so verwechselt sind, daß die Anhänger der Liturgie die Opposition gegen das Gesangbuch bilden, und die Opposition gegen die Liturgie dem Gesangbuche anhängt. Wahrscheinlich ist Ihnen dieser Streit schon durch das in Leipzig bei Tauchnitz 1830 erschienene Büchlein: „Unparteiisches Gutachten über das neue berliner Gesangbuch" bekannt. Mit den Lesern Ihrer geschätzten Zeitschrift verhält es sich aber vielleicht anders, und für diese hier Folgendes: Das Privilegium, welches der Buchhändler Mylius am 31. Dezember 1779 auf 50 Jahre für das „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den königlich preußischen Landen" erhielt, lief mit dem Dezember vorigen Jahres zu Ende, und an die Stelle jenes alten Gesangbuchs, welches von jeher als unglaubig und unbiblisch erschienen war, stellt man jetzt ein neues, das zwar in einem evangelischern Sinne abgefaßt sein soll als jenes von 1779, aber dem frühern von 1728—79 recipirt gewesenen Porst'schen bei Weitem nicht gleichkommt. Die Einführung desselben wäre also für diejenigen Gemeinden, in welchen bisher das Gesangbuch von 1779 recipirt war, ein Fortschritt, und insofern würde es von der altbiblisch gesinnten Partei nicht als ein Gegenstand des Hasses betrachtet werden; für diejenigen Gemeinden aber, in welchen noch bis heute das alte Porst'sche Gesangbuch von 1728 galt — und diese bilden in Berlin und der ganzen Mark Brandenburg die Mehrzahl — kann sie nicht für eine heilsame Veränderung betrachtet werden, und dies ist es, was die lebhafte Opposition gegen dieselbe veranlaßt. Dies neue Gesangbuch ist ein Product einer durch die im Jahr 1817 in Berlin versammelte Kreissynode angeordnete Commission, und die neun Geistlichen, die dessen Vorrede unterschrieben, haben mithin 12 Jahre an demselben gearbeitet. Es sollte, nach der Vorrede, aus dem reichen Liederschatze, welcher ein eigenthümliches und ausgezeichnetes Besitzthum der deutschen evangelischen Kirche ist, eine dem gegenwärtigen Bedürfniß angemessene Auswahl getroffen werden. Die Opposition meint aber und weist nach, daß eine Menge der vorzüglichsten weggelassen worden, und zwar lediglich darum, weil man sie irrthümlich dem gegenwärtigen Bedürfniß nicht angemessen gehalten habe, während doch gerade jetzt nichts so sehr Noth thue, als den Glauben zu stärken und von der herrschenden Frivolität zurückzuführen. Die Vorrede verspricht ferner, mit Abänderungen vorsichtig zu verfahren und jedem Liede sein eigenthümliches Gepräge zu lassen, während in dem oben citirten von der Opposition ausgegangenen Büchlein vollkommen überzeugend nachgewiesen wird, daß nicht nur das Gepräge der trefflichsten Lieder weggeputzt, und so sie selber entstellt, verstümmelt und entkräftet worden, sondern auch, statt die bessernde Hand schonend anzulegen, wenn die natürliche Gedankenfolge in einem Liede auffallend vernachlässigt war, wie die Vorrede verheißen hatte, vielmehr eine unschonende Hand unbedenklich die natürliche Ordnung und den tiefen Sinn der ausgezeichnetesten Lieder zerstört hat. Ref. kann zwar mit dem Verf. mehrerwähnter Streitschrift nicht überall einer Meinung sein, und namentlich würde er Lieder, die in einem frühern Jahrhundert gedichtet sind und daher auch nothwendig die Sprache und den Versbau jenes frühern Jahrhunderts ansichtragen, nicht unverändert aufnehmen, sondern sie der heutigen Sprache und Versmessung annähern, dabei aber niemals so weit gehen, irgend eine, auch nur die kleinste, Sinnveränderung zu gestatten, vielmehr müßte der veränderte sich zu dem ursprünglichen Texte immer wie eine getreue Uebersetzung verhalten. Aber es ist keine Uebersetzung, wenn man z. B. die nachstehende Strophe aus Paul Gerhard's „Nun ruhen alle Wälder" auf die nachfolgende Weise verballhornt:

Porst's Gesangbuch.

> Breit' aus die Flüglein beide,
> O Jesu, meine Freude,
> Und nimm dein Küchlein ein.
> Will Satan es verschlingen,
> So laß die Englein singen:
> Dies Kind soll unverletzet sein.

Neues Gesangbuch.

> Bedecke, vor Gefahren
> Mich mächtig zu bewahren,
> Mit deinen Flügeln mich.
> Mag dann der Feind auch stürmen,
> Willst du mich nur beschirmen,
> So ist er mir nicht fürchterlich.

Im vorliegenden Falle bedurfte es keiner Uebersetzung; und da, wo es einer bedarf, kann eine solche, die an die Stelle eines lebendigen, poetischen Bildes eine todte Redensart setzt, die alles sinnlichen Lebens ermangelt, nur von dem geistlosesten Versförsterer ausgehen. Ref. kann daher dem Verf. der Streitschrift darin nur beipflichten, daß diejenigen Gemeinden, welche bisher das Porst'sche Gesangbuch besaßen, durch die Einführung des neuen nicht gebessert werden.

78.

---

1. Dresden wie es ist. Von Ernst Scherzlieb. Zwickau, Schumann. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wie der Curs der Staatspapiere und überhaupt aller Dinge, welche einen imaginairen oder relativen Werth haben, wesentlich von der größern oder geringern Quantität, in der

sie ausgegeben werden, abhängt, so gilt das Nämliche ganz besonders von dem einer Sache gespendeten Lobe, welches, bei verschwenderischer Freigebigkeit mit demselben, gleich den französischen Assignaten, außer Credit kommt und auf Null herabsinkt. Dieses hätte der Verf. dieser Beschreibung oder vielmehr Apologie Dresdens wenigstens einigermaßen berücksichtigen sollen. Daß Dresden ein durch seine Lage von der Natur begünstigter Ort sei, daß die daselbst befindlichen Gegenstände der Kunst den Geist, das anständig-sittliche Benehmen der Bewohner das Gefühl des fremden Gastes auf eine wohlthuende Art ansprechen, wird Niemand leugnen; aber eben weil es gerade die bescheidenen Vorzüge Dresdens sind, welche es so angenehm machen, ist es um so störender, diesen Ort auf pomphafte Art mit den größten Städten Europas in Parallele gesetzt, den daselbst herrschenden Kunstsinn auf übertriebene Art idealisirt, die anmuthige kleine Wasserreise von Aussig nach Pirna der Fahrt durch den Rheingau vorgezogen zu sehen. Es war ehemals eine freundliche poetische Schmeichelei des Dichters Herder, Dresden als Elb-Florenz zu begrüßen, aber keineswegs wollte der Generalsuperintendent Herder damit einen Taufakt vollziehen, und es ist wirklich widrig, ein ganzes Buch hindurch Dresden mit diesem stehenden Beinamen belegt und Berlin dagegen Spree-Athen genannt zu finden. Ohnehin gleicht die deutsche Sprache einer alten mitleidigen Frau, welche jeden schnöden Findling, den man ihr vor die Thür legt, aufnimmt und hegt, sodaß es mir fast gegen die Delicatesse zu sein scheint, ihr noch mehr Bastarde aufzubürden. Noch unpassender scheint es mir, den sächsischen Hof und die königlichen Prinzen, deren ungezwungenes, freies und anspruchsloses Auftreten sie zu einer so freundlichen Erscheinung macht, durch einen mit sichtlicher Bemühung aus lauter in einander verschlungenen Superlativen erbauten Triumphbogen der Welt vorzuführen.

Uebrigens ist Vieles, was der Verf. über die Galerie, die Ateliers der Künstler, wobei er jedoch bei Erwähnung der Statuen Berlins von einer, mir wenigstens unbekannten, Statue Kleist's spricht, die er mit der von Bülow zu verwechseln scheint, besonders über das Thun und Treiben der in Dresden wohnenden Schriftsteller sagt, recht interessant. Auch beschreibt er sehr erfreulich seinen Besuch im Liederkreis, in welchem Verein bekanntlich der Thee als Hippokrene sprudelt, und zarte Frauen mit mildem Sinne zu Gerichte sitzen, sodaß in diesem Musenverein ein Marsyas es wagen darf, mit dem Musengott um den Preis zu ringen, ohne alle Gefahr bestraft, vielweniger gar geschunden zu werden.

---

2. Scherz und Ernst über Ernst Scherzlieb's „Dresden, wie es (durch eine Goldbrille) ist"; nebst Bemerkungen über Nationalität in der dramatischen Musik, über die Verhältnisse der dasigen deutschen und italienischen Oper, und die Ludwig Tieck's zum Theater. Eine Neujahrgabe von R. O. Spazier. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, Rein. 1830. 8. 8 Gr.

Dieses Schriftchen ist eine Kritik der eben angezeigten. Wenn es wahr ist, wie der Verf. dieser Kritik behauptet, daß Hr. Scherzlieb, seiner Versicherung entgegen, nicht der bloße Herausgeber eines ihm in die Hände gekommenen Manuscripts, dessen Verf. gestorben war, sondern der Schriftsteller selbst sei, welcher diese Gelegenheit benutzt habe, um von sich, als von einer fingirten Person, sagen zu können, „große Reisen hätten seinen Blick erweitert, er sei reich an Wissen, voller Phantasie, dennoch aber immer unbefangen, klar in dem Urtheil u. s. w.", dabei seiner Schrift das Motto gibt: „Der Weisheit Gipfel ist — sich selber kennen", so ist der Gedanke, als sein eigner Schutzgeist aufzutreten und in einem egoistisch-dualistischen Verhältniß als ein lobender Doppelgänger sich selbst zu umschweben, allerdings merkwürdig und verdient die Geißel bitterer Satyre. Nun aber ist der Witz vergleichbar dem verborgenen Zauberring des Märchens, welcher nur ungesucht gefunden werden kann, während er sich gerade dem ämsig darnach Strebenden verbirgt, und so hat auch der Autor dieser kritischen Schrift sich durch das sichtliche Bemühen, witzig zu sein, verleiten lassen. Der auf dem Titel, dem Titelkupfer angebrachte, das ganze Buch hindurch stets wiederholte Scherz mit der Brille nöthigt dem Leser die Meinung ab, daß es wol besser gewesen sein möchte, der Kritiker hätte bei der ganzen Sache durch die Finger gesehen, als so viel Brillen zu benutzen. Wir vermögen es nicht, zu entscheiden, ob der Kritiker von dem Wunsch ausging, den stehenden Witz mit der Brille bis in die unsaubersten Homonymen dieses Worts zu verfolgen, oder ob er die militairische Regel, den anzugreifenden Punkt im Rücken zu bedrohen, vor Augen hatte; aber mit Erstaunen sehen wir ihn bei Betrachtung der Architektur Dresdens die Häuser dieses Orts (Seite 21 und 22) von der Kehrseite betrachten und ihn in die dadurch geöffneten Labyrinthe sich dergestalt verirren, daß er am Schlusse des Buchs (Seite 108) genöthigt ist, in einer besondern Anmerkung dem Leser einen ihn herausleitenden Faden, allerdings aber keinen Liebesfaden der Ariadne, darzubieten. Uebrigens machen die in dieser Kritik vorkommenden, rein injuriirenden Benennungen und verbrauchten, beleidigenden Wortspiele denjenigen schmerzlichen Eindruck, welchen man immer empfindet, wenn die Grazien einen den Musen geweihten Ort verlassen, und es waren diese unedeln Ausdrücke nicht von einem Schriftsteller zu erwarten, welcher (S. 89) von sich selbst rühmt, daß Kunst und Wissenschaft die Aufgabe seines Lebens und ihre ungestörte Pflege ihm vor Allem theuer sei, und zwar um so weniger, als er unserer Nation, von der er (S. 53) behauptet, daß sie alle Völker der Welt an angeborenem, gediegenem Musiksinn übertreffe, eine überaus große musikalische Reizbarkeit beimißt, woraus also doch gerade von ihm auf keine vollkommene Gleichgültigkeit gegen ästhetische Dissonanzen gefolgert werden durfte. Insofern das Werk des Hrn. Scherzlieb die erzeugende Ursache dieser Kritik ist, wird man an den sowol in der Geschichte als in der Poesie und Philosophie vielfach bewährten Spruch Schiller's erinnert:

> Das eben ist der Fluch der bösen That,
> Daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären.

62.

Notiz.

A year in Spain.

Unter diesem Titel erschien 1829 zu Boston, angeblich von einem jungen Amerikaner, ein ungemein lebendiges Gemälde einer Reise durch Spanien. Der Verf. beschränkt sich auf einen Band, aber Mangel an Stoff ist es nicht, was ihn hierzu bewog; denn wenn wirklich alles Das von ihm in einem Jahre erlebt worden ist, was er hier schildert, so muß man gestehen, daß es kaum ein ereignißreicheres für den Einzelnen zu geben vermag. Der Reisende tritt durch Frankreich, die östlichen Pyrenäen überschreitend, in Spanien ein. Sein Weg führt ihn über Barcelona, Valencia, Madrid, Sevilla, Cordova und Cadix, welche damals von französischen Truppen besetzt waren. Vorzüglich interessant sind seine Schilderungen des Lebens in den Dörfern und Gasthäusern daselbst, und man muß bedauern, daß er sein Gemälde nicht auch durch eine Darstellung des nördlichen Spaniens vervollständigte, da er ganz der Mann zu sein scheint, um mit richtigem Blick den Unterschied aufzufassen, welcher zwischen dem Nord- und Südspanier stattfindet.

9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1830.

Johannes Wit, genannt von Dörring. Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Erster Band. Leipzig, 1830. 8. 2 Thlr. *)

Der Verf. scheint ein für alle Mal beschlossen zu haben, daß das Publicum ihn nicht vergessen solle; seine äußere Lage gibt ihm, wie es scheint, Muße vollauf, und es ist zu vermuthen, daß seine schriftstellerische Laufbahn jetzt erst recht anfangen wird. Wenn er es so forttreibt wie bis jetzt, so ist auch der Sache kein Ende abzusehen, da er uns 3, 4 Mal in den verschiedensten Formen Dasselbe vorträgt, und dennoch so zerstückelt verworren, daß er es immer noch zum fünften Mal zu einem Ganzen zusammengeflickt produciren kann. Dem sei wie ihm wolle, so kann es doch nicht überflüssig sein, mit ein paar Worten Hrn. Wit-Dörring's Stellung vor dem Publicum zu bezeichnen. Hier müssen wir nun vor allen Dingen erklären, daß der Verf. allerdings Recht hat, wenn er über die Art klagt, wie er in öffentlichen Blättern und Broschüren behandelt worden ist. Hrn. Wit's Gegner haben meistens — im löblichen Eifer vielleicht — keinen ganz ehrlichen, auf jeden Fall keinen wohlberechneten Krieg gegen ihn geführt. Sie haben ihm Dinge vorgeworfen, die, wahr oder nicht wahr, sie ihm wenigstens nicht beweisen können; sie haben ihm Dinge abgeleugnet sowol in Bezug auf ihn selbst als auf Andere, die er allerdings zum Theil durch unwiderlegliche Zeugnisse beweist, oder wovon er wenigstens sehr gut unterrichtet sein kann, deren Unwahrheit nicht erwiesen worden ist, und wo eben kein Grund vorhanden ist, weshalb er nicht die Wahrheit sagen sollte, da sie ihn nicht mehr compromittiren kann als die Lüge. Es ist dies ein sehr gewöhnlicher Fehler vieler wackern, aber etwas beschränkten Leute, besonders in Deutschland. Sie müssen sich zum Unwillen, zur Verachtung dadurch reizen, daß sie an dem Gegenstand derselben auch kein gutes Haar lassen, und besonders alles Das als Lug und Trug verwerfen, was über ihren beschränkten Erfahrungskreis hinausgeht. Das könnte uns um Hrn. Wit's willen vielleicht gleichgültig sein, da wir nicht berufen sind, für ihn zum Ritter zu werden; aber es ist um der guten Sache willen nicht gleichgültig. Durch leidenschaftliche, einseitige, unredliche Uebertreibung wird keine Sache gefördert, als die, welche man bekämpft, und es bedarf oft nur eines Haares, um die Wagschale der öffentlichen Meinung zu Gunsten Dessen zu stimmen, gegen den man sie aufruft. Daß das Verächtliche in Hrn. Wit's Charakter und Betragen hervorgehoben und von der öffentlichen Meinung durch Verachtung gestraft werde, ist allerdings nothwendig; aber Dies kann auf die Länge blos dadurch geschehen, daß mit der größten Ruhe und Billigkeit alle Entschuldigungs- und Milderungsgründe berücksichtigt, alle bessern Elemente und Seiten seines Charakters anerkannt werden. Diejenigen seiner Aussagen über sich selbst und Andere, die nicht widerlegt worden und an und für sich wahrscheinlich sind, müssen als wahr angenommen werden.

Ref. hat schon früher bei Gelegenheit des zweiten Bandes der „Fragmente u. s. w." von Wit in diesen Blättern bemerkt, daß er sehr gute Ursache habe zu glauben, daß die Nachrichten, welche derselbe von den Intriguen der geheimen Gesellschaften in Frankreich und Italien gibt, gegründet seien. Was der Verf. damals und seitdem über die deutschen geheimen Gesellschaften sagte, kann Ref. weniger beurtheilen; aber gewiß ist es, daß diese Nachrichten im Wesentlichen nirgends widerlegt worden sind, was doch sehr leicht gewesen wäre, wenn sie wirklich falsch waren. Man kann über diese Dinge anderer Meinung sein als Hr. Wit, aber die Thatsachen selbst scheinen nicht zu bezweifeln. Alles, was Wit über seine persönlichen Verhältnisse und Schicksale, besonders in Frankreich, England und Italien sagt, ist als Windbeutelei verschrien worden, und ein Hauptargument gegen ihn war dies: es sei gar nicht denkbar, daß einem so unbedeutenden jungen Menschen der Umgang, ja, die Geheimnisse bedeutender Männer offen gestanden; er könne möglicherweise nichts von diesen Dingen erfahren haben. Dies Argument geht aber, wenn es anders aufrichtig gemeint war, aus einer großen Beschränktheit der Lebens- und Weltkenntniß hervor. Was die Abenteuer in Turin und

*) Vgl. Nr. 282 d. Bl. f. 1827, wo derselbe Mitarbeiter über den zweiten Band berichtete, und außerdem die Auff. über Wit in Nr. 268 u. 269 f. 1827, Nr. 57 f. 1828, und Nr. 118 f. 1829. D. Red.

Mailand betrifft, so kann Ref. freilich nicht über ihre Authenticität urtheilen; *möglich* sind sie, und erwiesen ist ihre Unwahrheit nirgends, denn ein Witz über das Alter jener Dame in Mailand ist keine Beweisführung. Was dagegen die auch in dieser neuesten Schrift ausführlich berichteten Verhältnisse des Verfs. in Paris und in Stuttgart betrifft, so kann Ref. nicht umhin, als Augenzeuge deren vollkommene Richtigkeit in allen wesentlichen Punkten zu bezeugen. Wer die gesellschaftlichen Verhältnisse in Paris überhaupt, besonders aber zu jener Zeit der Epidemie der Verschwörungen und geheimen Gesellschaften, wer die grenzenlose Eitelkeit kennt, die allen diesen Geheimnißkrämereien zum Grunde liegt; wer den Einfluß der Weiber auf diese Dinge, auf die Salons und durch sie auf die *kleinere* Politik in Frankreich kennt, Dem wird es auch leicht erklärlich, wie ein liebenswürdiger, geistreicher, sehr *neuer* deutscher Jüngling, von den geheimen Gesellschaften in Deutschland abgeordnet, in Paris eine Art von Bedeutung erhalten konnte. Hierzu kam nun das Verhältniß mit dem Minister de Serre, dessen Ursprung freilich nicht ganz klar ist, an dessen Wirklichkeit aber gar kein Zweifel ist, da es von vielen damals in Paris sich aufhaltenden Deutschen bezeugt werden kann.

In allen diesen Punkten würde man vergeblich suchen, Hrn. Wit etwas anzuhaben, und wir müssen es uns schon gefallen lassen, ihn so zu nehmen, wie er sich selber gibt. Es ist nun die Frage, was Hr. Wit von diesem Gesichtspunkte aus eigentlich vorgeworfen werden kann? Hr. Wit selbst antwortet deutlich genug. Er hat als Student zu der demagogischen Partei gehört (so wollen wir sie der Kürze wegen nennen) und hat sie bald darauf verrathen. Man lese seine eigne Erzählung über die Zusammenkunft mit den Abgeordneten der französischen und deutschen Demagogen im bois de Vincennes, wenn ich nicht irre, denn ich habe das Buch nicht mehr zur Hand. Dann hat er eine Zeit lang eine Spionsrolle gespielt, die aber so zweideutig war, daß er, von Niemandem *avouirt*, auf Niemandes Schutz rechnen konnte, deshalb auch häufig von Denjenigen selbst, denen er, mit oder ohne ihrem Wissen und Willen, diente, in polizeilichen und gerichtlichen Anspruch genommen wurde. Eine solche Rolle kann unmöglich lange dauern; sie ging zu Ende mit seiner Verhaftung auf preußische Requisition und seiner Gefangenschaft in Köpenik, wo er beichtete so viel er wußte und so viel man von ihm wissen wollte, vielleicht auch mehr. Daß er sich nicht das Vertrauen, die Achtung der preußischen Behörden erworben, wird hoffentlich Niemand wundern.

Wit's Rolle, als thätiger public character, mußte nun ausgespielt sein, wenigstens in Deutschland, und so folgte er nun dem Beispiel anderer quiescirter Staatsmänner, die auf ihren Lorbern, oder was sie sonst erworben haben, ruhen und ihre Erfahrungen der Welt mittheilen. Das ist die einfache Wahrheit; denn wenn er nicht um Worte streiten will, wird Hr. Wit zugeben, daß seine Handlungsweise, sein Verhältniß zu seinen ehemaligen Verbündeten seit seiner nähern Verbindung mit de Serre das eines Spions war. Die Frage kann nun blos sein: welches waren seine Motive? Es hat sehr ehrenwerthe Spione gegeben, von Odysseus und Diomedes bis auf Cooper's Spion herab, und allerdings auch Hr. Wit war kein gemeiner Spion. Es ist ihm z. B. nie nachgewiesen worden, daß er um Geld seine Dienste angeboten und verkauft habe, oder um irgend einen andern bestimmten äußern Vortheil. Bloße Behauptungen können hier nicht gelten, und hätte ein solcher Handel stattgefunden, so wäre er von irgend einer Seite sicher schon erwiesen worden; dem ist aber nicht so. Ref. muß offen gestehen, daß er daran nicht glaubt, und daß die Superklugheit der Leute, die meinen, das *könne* gar nicht anders sein, nichts als Unerfahrenheit oder Unredlichkeit ist. Bei einiger Bekanntschaft mit solchen Verhältnissen bedarf es zur Erklärung der Art von Aufwand, den Hr. Wit zuweilen machte, gar keiner andern Geheimnisse, als die er selbst enthüllt: das Honorar von der „Morning-chronicle", von der „Allgemeinen Zeitung" und einige Unterstützung von Hause. Aber was konnte denn Hrn. Wit verleiten, ein so zweideutiges, gefährliches Handwerk zu ergreifen? Wir könnten sagen: er war ein *Dilettant* in jener edeln Kunst, und wären vielleicht nicht weit von der Wahrheit; doch wollen wir die Sache ernsthafter nehmen. Mangel an Ernst und Tiefe des Charakters und der Ansichten, Ueberwiegen des Verstandes und des Gefühls über die Vernunft, und der Eitelkeit über alle andere Geisteselemente machten es Hrn. Wit von jeher unmöglich, eine feste, tiefbegründete, zu seinem eigentlichen Wesen gehörige Ueberzeugung zu haben. Auch in der Politik konnte er deshalb nie eigentlich einer Partei mit Ueberzeugung angehören und also auch nicht mit Aufrichtigkeit. Dieses innere Schwanken, diese innere Zweideutigkeit ist vielen Tausenden mit Hrn. Wit gemein und bleibt ohne weitere äußere Folgen, weil die Umstände dieser Tausende nicht zum Handeln auffodern. Hrn. Wit dagegen foderte, wenn auch nicht gerade die Umstände, doch seine Eitelkeit auf sich en evidence zu setzen, und um billig zu sein, muß man zugeben, daß die Umstände und manche gute und glänzende Eigenschaften es ihm außerordentlich erschwerten, den Versuchungen seiner Eitelkeit zu widerstehen. Einmal dem öffentlichen Leben unter solchen Umständen, zu einer solchen Zeit hingegeben, ohne innern Halt, konnte sein Betragen nicht anders als zweideutig, haltlos sein. Sobald Hr. Wit sich nicht entschließen konnte, zurückzutreten, sobald er den Versuchungen, die seiner Eitelkeit entgegentraten, die ihn gleichsam auffoderten, sich in Dinge und Verhältnisse zu mischen, die ihn nichts angingen, weil er keine feste Ansicht darüber, keinen entschiedenen Antheil der Vernunft oder des Gemüthes daran hatte, — von dem Augenblicke an konnte er keine andere Rolle spielen als die, in der er sich selbst beschreibt. Auf die Gefahr hin, für sehr leicht-

gläubig gehalten zu werden, wollen wir annehmen, daß Hr. Wit bei seinem Betragen wirklich Gutes zu wirken, Böses zu verhindern glaubte; aber noch viel überzeugter sind wir, daß dieser Glaube nur ein Mittel war, sich selbst zu täuschen, sich nicht zu gestehen, daß er sich in eine Lage gesetzt hatte, in der er die Umstände nicht mehr beherrschen, sondern Andern zum Werkzeug dienen mußte. Alles Dies, und daß Anderer Leichtsinn, Eitelkeit und Einfalt ihm auf halbem Wege überall entgegenkam, kann Hrn. Wit in gewisser Hinsicht sehr entschuldigen; aber als öffentliche Person, zu der er sich einmal gemacht hat, wie unbedeutend auch seine Sphäre sei, kann er, seinen eignen Geständnissen nach, nur für einen ganz charakter- und grundsatzlosen, ja, eigentlich zwecklosen Intriguant gelten, der nur deshalb nichts eigentlich Verbrecherisches begangen hat, weil es ihm auch dazu an der Kraft fehlte, die aus einer festen Ueberzeugung, einem klaren Wollen entspringt. Hrn. Wit's Bekehrung von demagogischen Grundsätzen zu seinen jetzigen scheint uns deshalb aufrichtig, weil seine jetzigen, trotz des vornehmen Tons, mit dem er sie vorbringt, eigentlich gar keine sind, oder doch ihrem Wesen nach so schwankend, daß er gar keiner Consequenz bedarf, um nun consequent zu scheinen. Wirklich ist das Auffallendste an diesem Herrn, daß er bei so reichlichen Erfahrungen, so viel Gelegenheit, den Charakter der Völker und ihre Bedürfnisse, die Beweggründe, Mittel und Resultate der Politik kennen zu lernen, doch überall, wo er sich über die kleinlichen Intriguen der Salons, die ihm freilich als Hauptsache erscheinen, hinaus versteigt, so gewaltig trivial und beschränkt ist. — Dies führt uns auf eine andere Seite der Sache. Es geht aus manchen Stellen der vorliegenden Denkwürdigkeiten hervor, daß Hr. Wit recht gut fühlt, daß sein bisheriges Leben nie die Achtung des bessern Theils des Publicums erhalten könne, er fragt aber: ob es denn gar nicht denkbar sei, daß nach diesen Jugendverirrungen er ein rechtlicher Mann geworden sei oder werden könne, und ob solche Jugendverirrungen bei solchen Lockungen denn gar nicht vergessen und vergeben werden können? Beide Fragen würden wir unbedenklich zu seinen Gunsten beantworten, ja, das sonderbare Argument, das er aus den schönen Briefen seiner edeln Mutter zieht: daß eine solche Mutter keinen verächtlichen Sohn haben könnte — dies Argument selbst würden wir gern als beweisend annehmen, wenn Hr. Wit nicht jeden Augenblick bewiese, daß der Hauptgrund seiner Verirrungen noch in voller Kraft fortwirkt, nämlich seine grenzenlose Eitelkeit. Damals verführte sie ihn zu — dummen Streichen aller Art, um das mildeste und bezeichnendste Wort zu brauchen; jetzt macht sie ihm weiß, diese dummen Streiche berechtigen ihn, den Ton eines Weltweisen, eines ergrauten Staatsmannes anzustimmen. Aus seiner Reue selbst, der Erkenntniß seiner Verirrungen weiß ihm diese Eitelkeit eine neue Falle zu bereiten, indem sie ihn verführt, damit zu coquetiren.

Wir haben bis jetzt blos von Hrn. Wit und nicht von seinem Buch gesprochen. Dies können wir aber kurz abthun, indem wir es als eine sehr amusante, zuweilen auch interessante Lecture männiglich empfehlen. Ein Uebelstand, der bei der Fortsetzung noch öfters eintreten wird, sind die Wiederholungen mancher Dinge, die er schon in frühern Schriften berichtet hat. Eine sehr erfreuliche Zugabe sind die oben berührten Briefe von Hrn. Wit's Mutter; sie lehren uns eine edle weibliche Seele kennen; aber wir bedauern Hrn. Wit, daß er in der Lage ist, solche Heiligthümer dem Publicum preiszugeben.

21.

Lieder von Béranger. Nach dem Französischen treu übersetzt von Philippine Engelhard, geb. Gatterer. Kassel, Bohné. 1830. 12. 18 Gr.

Es ist eine misliche Sache, den Béranger zu übersetzen, wenn Derjenige, der ihn übertragen will, eine deutsche Natur hat und sich deren bewußt ist. Das, was jenen Dichter seinen Landsleuten so lieb macht, was uns Deutschen fehlt und sogar zuwider ist, besteht in jenem unverwüstlichen Leichtsinn, der die Jugend überdauert und einen Franzosen bis ins späteste Alter begleiten darf und soll, wenn er von der großen Welt als recht liebenswürdig gepriesen werden will. Jener Leichtsinn ist sehr verschieden von dem leichten Sinne, dessen unschuldige Fröhlichkeit wol auch der Deutsche an ältern Leuten angenehm findet; es ist vielmehr ein beharrlicher Muthwille, der den Gesetzen der Sittlichkeit Hohn zu sprechen und das Heilige zu bespötteln nicht müde wird, und der zum Glück unsern Landsleuten selbst in der Jugend fremd ist. Wenn der junge Deutsche Abgötterei mit dem Irdischen treibt, so vergöttert er es wenigstens wirklich und glaubt in einer Welt der Ideale zu leben, gerade dann, wenn er sich in den Strudel der Sinnlichkeit stürzt; diese Stimmungen sind in der deutschen Poesie vielfach ausgedrückt und regeln sich am vollständigsten in der „Lucinde" und andern Producten der romantischen Schule; aber das Gemeine, mit dem Bewußtsein, daß es ein Gemeines und Nichtiges ist, zu schildern und zu verherrlichen, und nichts Höheres darüber zu erkennen, ja alles Höhere zu leugnen und als albernen Wahn zu behandeln, daran hat die deutsche Muse, so lange sie sich nicht (wie Wieland und seine Nachahmer einigermaßen gethan) ihrer Nationalität entschlagen hat, nicht gedacht. Uebrigens glauben wir, daß sich selbst in Frankreich eine andere Aera der Poesie vorbereitet, und an den gefeiertsten jungen französischen Dichtern, Lamartine, Delavigne, Barthélemy, Victor Hugo u. A. ist, selbst wo sie ganz als Sänger ihrer eignen Gefühle auftreten, nichts von jener Frivolität zu finden, die doch auch in Frankreich hauptsächlich der Extract des 18. Jahrh. und nicht gerade nothwendiger Bestandtheil des Nationalcharakters zu sein scheint. Dennoch wird wol Béranger noch lange der französische Volksdichter bleiben und ist wenigstens in diesem Augenblicke bewundert und hochgehalten, selbst von Denen, die als Dichter seiner Weise entsagen zu müssen glauben.

Dieses Urtheil über Béranger macht uns inzwischen einer theilweisen Uebertragung jenes Dichters ins Deutsche keineswegs abgeneigt, denn es wäre engherzig und einseitig, wenn wir nur von Dem, was unserer Nationalität entspricht, Kunde nehmen und die Schönheiten verkennen wollten, die auch von der Poesie nicht ausgeschlossen sind, die sich in sehr tiefer Sphäre bewegt. Unsere Sprache ist so geeignet, auch Das darzustellen, was weder sittliches noch poetisches Glaubensbekenntniß der Nation ist, daß sie es auch für ihren Beruf halten darf, solcherlei Nachbildungen nicht zu scheuen; sie wird in

edeln Händen darum doch nicht misbraucht werden, und ihr Hauptcharakter, Zucht und Würde, wird selbst die schwierige Probe der Verdeutschung Catull'scher, Ovid'scher und Martial'scher Poesie mit Glück überstehen.

Und gerade in dieser Hinsicht erfreut uns das sonderbare Phänomen, das wir anzukündigen haben: eine Uebertragung Béranger'scher Lieder — durch eine deutsche Matrone. Hier, wenn irgendwo, ist die Triebfeder nicht in einem unwürdigen und undeutschen Kitzel der Phantasie, sondern im unbefangenen Gefühle der Schönheit, auch im untergeordneten Kreise, zu suchen; hier, wenn irgendwo, ist Mäßigung und Sittsamkeit, selbst auf schlüpfrigem Pfade, zu erwarten. Und so sagt denn auch die Uebersetzerin recht schön in ihrem Vorworte: „Wie einem schönen, talentvollen Knaben, den ein feiner Cirkel kennen lernen will, den sein Muthwille aber eben in Pfützen und Dornbüschen herumtrieb, die Mutter erst Haar und Kleid ordnen, Hände und Gesicht säubern muß; und wie sie die schmuzigen Spielzeuge und die Armbrust mit dem unheilbringenden spitzigen Bolzen ihm entreißt — und ihn dann einführt; und er Alles entzückt durch seinen Geist und Witz und die zarteste Gutmüthigkeit (ein wenig Schelmerei muß ihm bleiben, sonst wäre er nicht er selbst): so mußte ich alte Dichterin mit Hrn. von Béranger verfahren. Und so erlauben Anstand und Rücksicht, ihn der gesitteten deutschen Lesewelt darzustellen".

Obgleich nicht geleugnet werden kann, daß der Kern einer leichtsinnigen Poesie derselbe bleibt, man mag die Schale reinigen und glätten wie man will, so wird doch Jeder, der Béranger's Poesien kennt, zugestehen, daß, wenn sie irgend ins Deutsche übersetzt werden sollten, eine solche äußerliche Säuberung unabweislich war, und wer die vorliegende Uebersetzung der Dichterin Philippine Engelhard mit dem Originale vergleicht, wird anerkennen, daß diese Reinigung auf eine zweckmäßige, schonende Weise vorgenommen worden ist, und daß der muthwillige Franzose anständiger erscheint, ohne ein Anderer geworden zu sein.

Die Grazie seines Leichtsinns und sein gutmüthiger Humor, der wenigstens uns Deutschen allein einen so fleischlich gesinnten Dichter leidlich machen kann, sind ihm in der Uebertragung unserer Dichterin geblieben, und die holde Leichtigkeit des Originals ist aus der deutschen Nachbildung nirgends ganz verschwunden. Hierin besonders hat sich die Uebersetzerin als Dichterin erprobt, denn ohne eignen Dichtergeist wäre diese Schwierigkeit nicht zu überwinden gewesen. Es wird uns schwer, aus dem vielen Gelungenen ein Beispiel zu wählen; so wollen wir denn nicht lange suchen und theilen unsern Lesern das nächste beste Liedchen mit:

Das Alter.

Es bringt die Zeit, die schnell enteilet,
Der Stirne Runzeln, euch und mir;
Obgleich ein Jugendrest noch weilet,
Bald, meine Freunde, altern wir!
Doch, sieht man Freudenblumen sprießen
Um sich, mehr als man pflücken kann,
Weiß stets das Alter zu genießen: —
Was ficht uns dann das Alter an?

Zwar, wenn wir unvermerkt ergrauen
Bei Wein und froher Lieder Ton,
Sagt doch wol Einer im Vertrauen:
Freund, man bemerkt dein Alter schon.
Doch kann es nur durch Muth gelingen,
Daß man, als hochbejahrter Mann,
Mag schwach und zitternd, doch noch singen: —
Was ficht uns dann das Alter an?

Sucht Einer sich zum Spott zu machen
Und brennt für eine Buhlerin,
Dann wird vielleicht sie höhnisch lachen,
Und spricht: Was kommt dem Herrn zu Sinn?
Doch wenn, die jetzt durch Lieb' entzücket,
Spät unsre Freundin werden kann,
Sanft unser Abendroth beglücket: —
Was ficht uns dann das Alter an?

Wer klüglich nie sich übernommen
In Allem, was Genuß man nennt,
Dem wird nicht früh das Alter kommen:
O, fänd' es einst uns ungetrennt.
Wenn stilles Eckchen uns noch sammelt,
Plagt Jeden wol ein Uebel dann;
Doch wenn der alte Sang noch stammelt: —
Was ficht uns dann das Alter an?

Heißt das nicht gut übersetzt? Eine Vergleichung mit dem Originale würde dies außer Zweifel setzen, wenngleich hier und da etwas verwischt ist, wie z. B. im 2. Verse das: „en buvant frais s'épanouir" — und im 3.: „mais vivre en tout d'économie, moins prodiguer et mieux jouir;" das Letztere indessen mit Recht und nach den im Vorworte ausgesprochenen Grundsätzen. Wir könnten noch viele ähnliche, ganz gelungene Lieder anführen, z. B. „Die gute Alte" (S. 73), „Die Sylphide" (S. 107), „Die Sterne" (S. 110), „Das junge Mädchen" (S. 40), „Das Kleid" (S. 38), „Der Senator" (S. 18) u. s. w. Hier und da sind freilich unnöthige Gedanken eingeschoben und zuweilen ist auch das Metrum ohne Noth geändert, z. B. in dem übrigens sehr gut wiedergegebenen Liede: „Der Dickbauch" (S. 94) („Le ventru"), was übrigens bekanntlich einen Doppelsinn enthält, den das Deutsche nicht ausdrücken konnte. In diesem Liede ist der Refrain

Quels diners,
Quels diners
Les ministres m'ont donnés!
Oh que j'ai fait de bons diners!

etwas schwerfällig so gegeben:

Welche Mahle,
Welche Mahle
Hab' ich am Ministertisch verſessen!
O, wie gut hab' ich daran gegessen!

Warum nicht wörtlicher und im Rhythmus des Originals:

Welch ein Mahl,
Welch ein Mahl
Dampft' in der Minister Saal!
O, wie hielt ich manch gutes Mahl! —?

Zuweilen sind uns Flickwörter und Flickreime, selten Sprachfehler (wie: den Musicant) begegnet. Die Uebersetzung im Ganzen gehört gewiß unter die besten Uebertragungen französischer Dichter; besonders zu loben ist die Auswahl, die hauptsächlich auf die edlern Eigenschaften des Dichters, Gutmüthigkeit und Unabhängigkeitsgefühl, gesehen hat, und uns so die Seiten desselben zukehrt, die ihn auch Deutschland empfehlen können.

2.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1830.

Georg Forster's Briefwechsel.

Zweiter Artikel.*)

Forster machte die Reise nach Polen über Wien. Er schreibt an Heyne (I, S. 439): vom Kaiser bis zum Gelehrten sage ihm ein Jeder, daß er ihn einmal dort zu sehen hoffe. Joseph II. sprach ihn in seinem Zimmer allein und äußerte: „Wenn Sie arbeiten wollen, werden Sie es in Polen nicht lange aushalten; die Polen sind eigensinnig und dumm. Das Beste ist, daß man ja den Weg heraus weiß, wie man hineingekommen ist. Sie werden in Polen nicht bleiben". Man sieht, F. wäre am liebsten gleich dort geblieben, wenn er es sich auch nicht selbst recht eingestand, um sich die Stimmung, deren er für seine Vertauschung Deutschlands mit den Oeden des Nordens bedurfte, nicht zu verderben. Die glänzende Kaiserstadt imponirte; der Weihrauch, der ihm gestreut ward, schmeichelte ihm, und der damals in Oestreich anbrechende Tag freien Forschens, die Gährung in den Köpfen, welche Joseph nicht dämpfte, sondern unterhielt und nährte, war Lockung für seinen Geist.

An Mühe, den guten Muth, mit welchem er das Unternehmen begonnen, zu erhalten, ließ F. es nicht fehlen; aber er mußte doch gestehen, daß ihn schon der erste Anblick des Landes überwältigte. Vier Wochen nach seiner Ankunft in Wilna schreibt er (am 7. Dez. 1784 an Jacobi):

So vorbereitet ich auf den Abstich war, erschrak ich doch heftig bei meinem Eintritt in dieses Land; es war der Verfall, die Unfläterei im moralischen und physischen Verstande, die Halbwildheit und Halbcultur des Volks, die Ansicht des sandigen, mit schwarzen Wäldern überall bedeckten Landes, die über alle Vorstellungen gingen, die ich mir hatte machen können. Ich weinte in einer einsamen Stunde über mich und dann, wie ich allmälig zu mir selbst kam, über das so tiefgesunkene Volk.

Indeß hegte er damals über die Erfüllung seines Berufs noch gute Hoffnungen, da er in seinem Fache besser werde arbeiten können, als er es in Deutschland im Stande gewesen; er hoffte, noch Nutzen zu stiften, ein oder das andere gute Samenkorn auszustreuen. So urtheilte er auch noch von der wilnaer Universität: die Exjesuiten, aus denen die größte Zahl der dortigen Professoren bestand, seien höfliche, bescheidene, zum Theil gelehrte, dienstfertige und gutmüthige Männer, denen Wissenschaft und Aufklärung so sehr am Herzen lägen, daß sie solche, nachdem man ihnen die Administration der Ordensgüter genommen, auch noch ferner aus eignem Enthusiasmus beförderten.

Bald aber fand er Gelegenheit zu traurigen Bemerkungen. Die Anzahl der Studirenden war sehr unbeträchtlich, und auch unter dieser Anzahl äußerst Wenige des Lernens wegen da.

Von einer Akademie wie die hiesige läßt sich kein anpassenderer Begriff als der einer Jesuitenschule geben; das ist sie noch, und das bleibt sie bei allem guten Willen der Exjesuiten, weil sie einmal aus ihrem Schlendrian nicht heraus können und mögen, theils wegen der Gehässigkeit, womit die Erziehungscommission sich bei jeder Gelegenheit gegen die Exjesuiten benimmt, wodurch die Akademie in eine kindische Kleingeisterei und sklavische Dependenz verfällt, welche ihrem Aufkommen immer mehr schaden müssen. Meine Collegen, bis auf Langmeyer, sind armselige Schächer (S. 491).

Man hatte ihm versprochen, das Naturaliencabinet, der botanische Garten und die Büchersammlung zur Naturgeschichte sollten in Aufnahme kommen durch jährliche Anlegung eines dazu bestimmten Fonds; allein, dieser Fonds betrug jährlich kaum 300 Thaler, und, außer Büchern, war nichts vorräthig, nicht einmal ein schicklicher Platz zum Garten und zum Cabinet. Er gesteht, daß er die Begriffe, die er sich von der dortigen Lage gemacht, ganz umstimmen muß, und schon 3 Monate nach seiner Ankunft, daß er sich ganz vergebens geschmeichelt, er werde in Wilna viel ausrichten und zum gemeinen Besten von Polen und für die Wissenschaft überhaupt thätig sein können.

Indeß bin ich einmal da. Ich bin mir meiner guten Absicht bewußt, mit der ich herkam, ich finde mich zwar betrogen in mancher guten Erwartung, aber darum, weil ich nicht Alles kann, was ich wollte, darum nichts thun wollen, Alles liegen lassen und mit neuem Verluste zurückgehen — lauter Einfälle, womit ich mich in den Tagen, da ich mit mir selbst kämpfte, herumgetragen habe —, dies scheint mir, nach reiferer, kühler Ueberlegung doch übereilt (S. 509).

Seiner Braut macht er kein schmeichelhaftes Bild von den polnischen Sitten.

Ich habe die verflossene Nacht auf einer Redoute zuge-

*) Vgl. Nr. 3 u. 4 d. Bl. D. Red.

bracht, und zwar auf Befehl einer Dame. Eine unter den wenigen Damen, deren Umgang erträglich ist, die verwitwete Gräfin Przezdziecka (wenn Sie das einmal werden aussprechen können, ist die halbe Schwierigkeit der polnischen Sprache überwunden), geborne Fürstin Radziwil, bat mich, dies Mal mit einem meiner Collegen hinzukommen. Die Gräfin hat Geschmack für die Wissenschaften, aber es fehlt ihr an alle Dem, was den Großen zu erwerben so schwer wird, und zumal den polnischen Großen, die gewohnt sind, Menschen bei Tausenden als Sklaven um sich zu haben. Gleichwol ist sie unter den übrigen hiesigen Damen ein Phönix, und sie spielt kein Pharao, welches doch sonst — hui, wie wird Sie das freuen! — alle Männer und Weiber, Groß und Klein, mit einer schrecklichen Spielsucht und ohne die allermindeste Scheu hier treiben. Die Redoute war etwa 500 Personen stark, aber wie das bunt aussieht und schmierig, das glauben Sie kaum, weil doch eine Fürstin Radziwil darauf war.

Schwerlich waren 20 Personen maskirt, und wenigstens ein halb Dutzend Banken standen als so viel Schlünde zum Verderben offen. Weiber von meiner Bekanntschaft, die nichts weniger als Geld wegzuwerfen haben sollen, verspielen oft Abend für Abend ihre 20, 30, 50 und mehr Dukaten und würden ohne das verwünschte Spiel, welches alle Geisteskräfte lähmt, oft manche liebenswürdige Seite haben. Nichts ist so häufig als Ehescheidung. Die Mädchen heirathen oft, um ihre eignen Herrinnen zu werden, und dann lassen sie sich geschwind wieder scheiden und leben ohne Zwang, und manchmal ohne selbst das äußere Decorum zu beobachten. Polnischer Adel ist an sich etwas gar Jämmerliches. Comtessen kämmen sich, sauf le respect, die Läuse zum Fenster hinaus, Ritter des Stanislausordens schneuzen sich in des Fürstbischofs Assemblée die Nase mit den bloßen Fingern, vornehme Schnurrbärte, mit ihren Säbeln an der Seite, haben, statt Strümpfe, Stroh in den Stiefeln. Die Thiere, Menschen sind es wahrlich nicht, die Einen hier bedienen, machen die größte Plage des hiesigen Haushalts aus. Die polnischen Mägde verstehen schlechterdings nichts vom Kochen, sind, trotz Allem, was man thun kann, solche Säue, daß Sie davor erschrecken werden, und besaufen sich, so Weibsbilder als Mannspersonen, zum wenigsten wöchentlich einmal, himmelhagelvoll in Branntwein. Dazu essen sie ihre eignen Gerichte und sind nie zufrieden; in der Fastenzeit stinken sie auf 10 Schritte, wenigstens auf 3 Schritte weit, nach dem ranzigen Oel, womit sie Alles fressen. Doch, ganze Bogen reichen nicht zu, um Ihnen einen Begriff von Dem zu geben, was in den angrenzenden Gegenden Deutschlands mit einem emphatischen Ausdruck polnische Wirthschaft genannt wird.

Nie, ehe ich hieher kam, fühlte ich so, was es heißt, getrennt sein von Allem, was man liebt, und daß man auch die Möglichkeit und Freiheit, des Umgangs unserer Lieben zu genießen, für einen so großen Segen ansehen muß.

Im Spätsommer des nächsten Jahres reiste Forster nach Deutschland, heirathete und führte seine Frau mit sich zurück nach dem Tomi, wohin er sich freiwillig begeben. Er rühmt, daß seine Therese ihn in jeder Rücksicht erhalte und nähre; wenn er, fügt er hinzu, in ihr nicht eine Frau besäße, die ihm Alles ersetze, was er verlassen habe und entbehren müsse, so würde er es in Wilna nicht aushalten. Je stärker er über die Möglichkeit, dort mit einiger Behaglichkeit leben und für Wissenschaft und Bildung wirksam sein zu können, enttäuscht wird, desto bitterer werden nun auch die Klagen.

Sie würden (schreibt er an Lichtenberg, S. 555) an diesem Mischmasch von sarmatischer und fast neuseeländischer Rohheit und französischer Superfeinheit, an diesem ganz geschmacklosen, unwissenden und dennoch in Luxus, Spielsucht, Moden und äußeres Clinquant so versunkenen Volke reichlichen Stoff zum Lachen finden, — oder vielleicht auch nicht; denn man lacht nur über Menschen, deren Schuld es ist, daß sie lächerlich sind. Das eigentliche Volk, ich meine jene Millionen Lastvieh in Menschengestalt, die hier schlechterdings von allen Vorrechten der Menschheit ausgeschlossen sind und nicht zur Nation gerechnet werden, ohnerachtet sie den größten Haufen ausmachen, — das Volk ist nunmehr wirklich durch die langgewohnte Sklaverei zu einem Grad der Thierheit und Fühllosigkeit, der unbeschreiblichsten Faulheit und stockdummen Unwissenheit herabgesunken, von welchem es vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder zu gleicher Stufe mit anderm europäischen Pöbel hinaufsteigen wird. Die niedrige Classe des Adels, dessen äußerste Armuth ihn abhängig macht und zu den verächtlichsten Handarbeiten verdammt, ist fast in der nämlichen Lage, was Dummheit und Faulheit betrifft; und in Ansehung der kriechenden Niederträchtigkeit und des zertretenden Misbrauchs seiner bei Gelegenheit ihm etwa zufallenden Macht, ist er noch viel verworfener.

Der höhere und reichere Adel, bis hinauf zum Throne, ist, im Ganzen genommen, nur eine Schattirung der vorhergehenden Classen, mit mehr Gewalt. Zwischen den hiesigen Weibern der Volksclasse und den deutschen findet durchaus gar kein Vergleich statt; ich kenne nichts Elenderes und Häßlicheres in allen den Kupfern zu Cook's Reise. Mein Ofenheizer und Holzhacker ist ein Adeliger, dem man bei jedem dritten Wort Prügel droht oder Branntwein zum Lohne verspricht.

Ueber die Exjesuiten lautet das Urtheil nun auch schon ganz anders: es sei keine Sylbe eines wissenschaftlichen Gesprächs mit ihnen möglich; sie seien, trotz ihrer unaufhörlichen Verbeugungen, Höflichkeiten und Freundschaftsbetheuerungen, immerfort auf ihrer Huth, immer mistrauisch, immer heimlich und hinterrücks wirksam, äußerst bemüht, unter dem Anschein von Geschäftigkeit, ja keinen Fortschritt zur wirklichen Aufklärung machen zu lassen, viel weniger ihn selbst zu machen. Ueberhaupt sei kein Mensch in Wilna, der sich an ihn schließe, Keiner, der ihn verstehe, Keiner, der mit den Worten dieselben Begriffe verbinde, Keiner, der einen Trieb fühle, sein sogenanntes Fach um einen Fuß breit zu erweitern, eine einzige neue Entdeckung zu machen, Keiner, den es kümmere, ob er je außerhalb der Mauern von Wilna genannt werden wird. Wie sehr dabei der Geist Noth leide, ist die fortgehende durch alle Briefe aus jener Zeit tönende Klage. Seine Wirksamkeit sei Null, denn aus den Bären Menschen zu schaffen, dazu gehöre weder die Feder noch die Zunge. Die Universität war so elend, daß man in der Bibliothek derselben keinen Homer, keinen Aristoteles, keinen Plinius fand, und ebenso wenig waren diese Bücher sonstwo in der Stadt vorhanden. Von den Forster bei seinem Rufe gethanen Verheißungen, ein Naturaliencabinet und einen botanischen Garten einzurichten, wurde nichts in Erfüllung gebracht.

Unter diesen Umständen schien es ihm unerträglich, die 8 Jahre auszuharren, die er sich verbindlich gemacht hatte zu bleiben, um sich alsdann mit der Hälfte seiner Besoldung zurückziehen zu dürfen; und als sich ihm schon im 3. Jahre seines Aufenthalts in Wilna eine Gelegenheit darbot, Polen zu verlassen, ohne die

Erstattung der für ihn in Kassel gezahlten Summe übernehmen zu dürfen und von Neuem in eine freilich gefährliche, aber ihm ganz angemessene Laufbahn zu treten, ergriff er sie mit großer Freude. Katharina II. wollte 1787 eine Entdeckungsexpedition nach der Südsee senden; und da es wichtig schien, Jemand, der schon in jenen Gegenden gewesen, mit bei der Unternehmung zu haben, machte man Forster den Antrag, sie unter sehr vortheilhaften Bedingungen als Naturforscher zu begleiten. Man machte sich verbindlich, der polnischen Erziehungscommission den Vorschuß zu erstatten, Forster zur Equipirung 4000, jährlich auf der Reise 3000, und nach der Rückkehr jährlich 1500 Silberrubel zu zahlen. Der russische Gesandte betrieb die Entlassung von der polnischen Regierung; im August 1787 verließ F. mit seiner Familie Wilna, mit der Entzückung eines freigelassenen Gefangenen, um sich zunächst nach Deutschland zu begeben, und in einem Taumel von Hoffnungen und Freude kam er nach Göttingen. Kaum aber war er dort angelangt, als die Nachricht vom Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte sich verbreitete, und F. wol vermuthen konnte, daß Reisen um die Welt dem petersburger Cabinet jetzt das am wenigsten Dringende scheinen würden; aber er blieb in peinlicher Ungewißheit und in der schwierigen Lage, Verbindungen anzuknüpfen, deren mögliche Auflösung er andeuten und vorbereiten mußte, bis im Dezember, wo erst der officielle Widerruf des kaiserl. Admiralitätscollegiums erfolgte. Wegen Forster's persönlicher Verhältnisse, hieß es darin, werde man der Kaiserin Vorstellungen machen. Dieser hatte indeß den Beistand Zimmermann's, der bei Katharinen in großer Gunst stand, schon in Anspruch genommen, und Zimmermann der Monarchin Forster's Ansprüche an ihre Billigkeit und Hoffnungen von ihrer Großmuth vorgetragen. Der Erfolg war eine Auffoderung an F., sich sogleich auf die bereits abgeschlossenen Bedingungen nach Petersburg zu begeben, um dort „vielleicht seine Kenntnisse dem Corps der adeligen Landcadetten mitzutheilen". Als F. dies ablehnte, erhielt er, mit Aufhebung aller gegenseitigen Ansprüche, den Erlaß aller ihm von der russischen Regierung gemachten Vorschüsse und „ein mäßiges Entschädigungsgeschenk". Zugleich zerschlug sich ein anderer Plan F.'s, in die Dienste der spanischen Regierung, zur bessern Erforschung der Philippinen oder anderer ihrer außereuropäischen Besitzungen zu treten, vielleicht weil die von ihm gemachten Bedingungen zu hoch gespannt schienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

The loves of the poets. By the author of the „Diary of an ennuyée". 2 Bände. London, 1829.

Diese 2 Bändchen, von einer weiblichen, zarten Hand, enthalten viel Schönes und zugleich Unbekanntes. Die Liebesgeschichten der Troubadours eröffnen die Reihen. Dann folgen die frühern Italiener: Petrarca, Dante, Ariosto (im Dienste der Liebe uns bisher wenig bekannt) und Tasso. Und bei diesem verweilen wir einige Augenblicke. Die trübe Geschichte seiner Liebe wird uns hier mehr als bisher geschehen ist aufgeklärt. „Leonore", erzählt die Verfasserin, „war ihrer berühmten Eroberung nicht unwürdig, weder in Hinsicht ihrer Person, noch ihres Herzens und Geistes. Täglich bei einer so schönen, liebenswürdigen, geistvollen Prinzessin eingeladen zu sein, ihr seine Verse vorzulesen, sein Lob von ihren Lippen zu hören, sich in ihrem aufmunternden Lächeln zu sonnen, ihr in ihrer Zurückgezogenheit Gesellschaft zu leisten, sie in der lieblichen Einfachheit ihres häuslichen Lebens anzuschauen, welch eine gefahrvolle Lage für Tasso und gewiß auch nicht minder für Leonore selbst! — Daß sie seine Bewunderung wahrnahm und seine Gefühle vollkommen verstand, und daß ein geheimnißvolles Verständniß zwischen Beiden obwaltete, jedoch mit der höchsten Ehrerbietung von seiner, und mit der vollkommensten Zartheit und Würde von ihrer Seite, geht aus den Gedanken und der Tendenz zahlloser Stellen in seinen kleinern Gedichten hervor, die in ihrer Anwendung viel zu bedeutsam sind, als daß sie könnten misverstanden werden. Obgleich diese Anwendung nicht eingestanden, ja verschleiert ist, so weist doch eben diese Verschleierung, wenn man sie erst einmal entdeckt hat, auf den Gegenstand hin. Leonore wußte so gut, wie ihr Liebhaber, daß eine Prinzessin „kein Liebesgespiel für einen Barden" sei. Wol besser noch aber als ihr Anbeter — bis auch er selbst es durch die traurigste Erfahrung lernte — kannte sie das stolze und unversöhnliche Gemüth ihres Bruders Alfonso, der nie eine Beleidigung vergaß und nie einem Beleidiger verzieh. Sie mußte sich ja wol der 12 Jahre Verhaftes ihrer unglücklichen Mutter, bei weit geringerer Veranlassung, und wie dieselbe nur mit genauer Noth dem Tode entgangen war, nur zu lebhaft erinnern. Sie war von furchtsamem, zurückhaltendem Wesen, das durch die äußerste Zartheit ihrer Constitution noch vermehrt wurde. Um ihre schöne Hand hatten so oft Fürsten und Edle angehalten, die sie, mit Gefahr, ihrem Bruder zu misfallen, sämmtlich ausgeschlagen hatte; und so waren die Augen eines eifersüchtigen Hofes scharf auf sie gerichtet. Tasso, andererseits, war ein unvorsichtiger, furchtloser Hitzkopf und Leonoren glühend zugethan Darum mußte Leonore, um sich selbst und den Liebling zu sichern, stets auf der Huth und höchst zurückhaltend sein; sie würde sich sonst zur Fabel Italiens gemacht haben". — Für Alles, was die Verf. hier sagt, führt sie nachher auch den Beweis.

Sehr unterhaltend ist auch der Theil dieser Bändchen, den die Verf. der „ehelichen" Liebe der Dichter und Dichterinnen widmet. Die sanfte Lieblichkeit Clotildens von Surville und die holdselige Wärme der Vittoria Colonna gewinnen hier den Preis.

Das letzte Capitel des Buchs liefert eine höchst ergötzliche chronique scandaleuse, wo Pope und 2 armselige Schönen, wo die Herren Du Chatelet, Voltaire und Swift auf die Bühne gezogen werden.

Im lieblichsten Lichte dagegen erscheinen Burns, Monti, Klopstock.

Die Dichter und Dichterinnen des gegenwärtigen Tages werden mit einem flüchtigen Ueberblicke entlassen. Aber wie reiche Nachträge könnte hier allein schon unser Deutschland liefern! Aus zarter, weiblicher Hand würden wir sie am liebsten annehmen. 6.

Einleitung in Roms alte Geschichte. Von K. L. Blum. Berlin, Nicolai. 1828. 8. 1 Thlr.

Niebuhr's Forschungen über die ältere römische Geschichte haben eine nicht geringe Zahl meist schätzbarer Untersuchungen über denselben Gegenstand angeregt, welche jene entweder zu widerlegen, oder zu berichtigen, oder zu ergänzen suchten. Zu den das Letzte bezweckenden Untersuchungen gehört das

vorliegende Buch. Der Verf. desselben glaubte an dem Niebuhr'schen Werke einen dreifachen Mangel zu bemerken: einmal, daß Niebuhr sich nicht zu seiner Ansicht von der Geschichte den Weg gebahnt durch Entwickelung der Art und Weise, wie in Rom die Geschichtschreibung sich gebildet hat; dann, daß er in seiner meisterhaften Darstellung des alten Italiens die Geschichte großgriechischer Städte, insoweit diese auf Rom gewirkt, hat fehlen lassen; endlich, daß er von der römischen Religion, ohne welche das alte Rom nicht begriffen werden könne, seinen Blick scheu weggewendet habe, aus welchem Grunde allein seine Sagengeschichte von Romulus ein so trockenes Bild abgebe. Ein Versuch, diese Lücken auszufüllen, wird auch dann willkommen sein, wenn er nicht ganz befriedigen sollte. Das vorliegende Buch enthält einen solchen nur zum Theil, indem der Verf. für jetzt nur ausführte, was ihm seine Vorarbeiten auszuführen möglich machten, indem die Entbehrung mancher literarischen Hülfsmittel ihn nöthigte, das Uebrige besserer Gelegenheit aufzusparen. So gibt er uns in dem bei Weitem größern Theile seiner Schrift eine Geschichte der römischen Historiographie von ihren Anfängen bis auf Tacitus herab; der kleinere Theil beschäftigt sich mit den ältesten religiösen Vorstellungen der Römer in nächster Beziehung auf Romulus und Remus. Gründliche Gelehrsamkeit, Geist und Scharfsinn ist in diesen Untersuchungen in ausgezeichneter Weise bewährt; allein, bisweilen vermißt man die völlige Unbefangenheit der Forschung, welche nur darauf ausgeht, die Wahrheit zu ergründen, unbekümmert darüber, ob so oder anders das Resultat sich gestalte. Es scheint uns nämlich, als sei dem Verf. schon vor dem Anfange seiner Untersuchung, oder doch bald nach demselben, die Ansicht entstanden, bei dem Entstehen der römischen Geschichtschreibung sei der Gegensatz des Patricischen und Plebejischen vorhanden gewesen, und bei zunehmender Vorliebe für diese Ansicht bemühte er sich, denselben nachzuweisen zuerst bei den Dichtern Cn. Nävius und Q. Ennius, dann auch in den beiden Geschichtschreibern Q. Fabius und L. Cincius, allein bei jenen mit schwachen, bei diesen mit noch schwächern Gründen. Die darauf folgende Untersuchung über den frühen Einfluß Griechenlands auf Rom und der gleichzeitigen griechischen Geschichtschreibung auf Roms erste Geschichtschreiber kann wegen der Mangelhaftigkeit der darüber sprechenden Zeugnisse kein befriedigendes Resultat geben; allein klar und geistvoll ist dargelegt, wie die spätern römischen Historiker ebenso schwach in Erforschung des Alterthums, als ausgezeichnet in der Darstellung, namentlich der Gegenwart, sind. Haben wir den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfs. schon in der ersten Hälfte seines Buchs rühmend anerkannt, so müssen wir dies ebenso sehr thun in Beziehung auf die zweite; nur ist freilich der Gegenstand von der Art, daß man sich, wie er selbst zugesteht, meist mit Wahrscheinlichkeiten und Muthmaßungen begnügen muß, indem über den frühesten Entwickelungsgang eines alten Volks keine Gewißheit zu erlangen ist. Ist man auch nicht geneigt, ihm darin unbedingt beizustimmen, daß Romulus seinem Namen und Ursprunge nach eine altrömische Hirtengottheit war, noch weniger aber darin, daß Remus der Neidhardt Roms, das feindliche Wesen war, das anfänglich der Gründung der Stadt, nachher dem Gedeihen derselben sich entgegenstellte: so ist man ihm doch sehr dankbar für eine nicht geringe Zahl neuer treffender Bemerkungen, deren Verdienstlichkeit nicht am wenigsten darin besteht, daß sie zu nochmaliger Prüfung Dessen veranlassen, was man schon als unbestritten feststehend betrachtet hatte. 23.

Notizen.

Gutes Zeichen in der russischen Literatur.

Während im Westen Europas, und zwar in den gebildetsten Ländern, eine Schar von Obscuranten dem Lichte einen offenen Krieg erklärt und kein Mittel unversucht läßt, der Aufklärung hemmend entgegenzutreten, hält in der petersburger Akademie, bei Gelegenheit einer feierlichen Versammlung derselben, der Staatsrath und Rector der Universität, Gourieff, eine Rede über den wohlthätigen Einfluß der Aufklärung auf die Völker, in welcher er zugleich Rechenschaft von den Fortschritten gibt, welche Unterricht, Erziehung, Wissenschaften und Gewerbe in Rußland machten. Die Rede ist in Petersburg im Druck erschienen, und wir theilen hier Einiges daraus mit. In den Schulen ist die griechische Sprache, sowie früher schon die lateinische, ein Hauptgegenstand des Unterrichts geworden; auch hat man angefangen, der alten slavonischen Sprache, der Mutter der russischen, einen größern Fleiß als bisher zu weihen. Mehre Specialschulen sind seit einigen Jahren in der Hauptstadt für die Kinder unbemittelter Aeltern eröffnet worden, besonders für den nicht aus Russen bestehenden Theil der Bevölkerung. Für den Unterricht der heranwachsenden Jugend weiblichen Geschlechts ist mit rühmlicher Sorgfalt gesorgt. Dem Uebelstande, daß die Kinder der Soldaten meist ohne alle Bildung aufwuchsen, und dadurch natürlich in dieser Classe Rohheit und Unwissenheit sich heimisch machten, ist möglichst abgeholfen worden; auf verschiedenen Punkten des Reiches hat man Unterrichtsanstalten ausschließend für diese Kinder gegründet, sodaß dermalen über 80,000 diese Wohlthat genießen. Der Unterricht wird in diesen Anstalten nach der Bell-Lancaster'schen Methode ertheilt. Die Ingenieurschule hat eine neue Organisation empfangen; aus der trefflich geleiteten Artillerieschule sind bereits brauchbare Offiziere hervorgegangen. Im Interesse der Geographie, des Handels und der Wissenschaften wurden weite und große Seereisen unternommen. Seit 1819 gingen 5 Expeditionen, befehligt von russischen Offizieren, von Kronstadt aus, um die nördlichen und südlichen Meere und selbst das südliche Polarmeer zu untersuchen, sodaß man sagen kann, Rußland beginne durch seine rührige Thätigkeit in wissenschaftlichen Bestrebungen die Schuld abzutragen, die es für seine Civilisation an Europa hat. Daß in diesem Lande von Seiten der Regierung das allerlobenswertheste Princip einer unbeschränkten Toleranz mit fester Consequenz, zum wahren Segen des Ganzen, geübt wird, und hier nie jene erbärmlichen Pfaffenumtriebe herrschen, welche die Ruhe und die Kraft so vieler der schönsten Reiche Europas untergraben, ist zu bekannt, um noch näher angeführt zu werden.

La bête écorchée.

Es ist verschiedentlich in Deutschland darüber geredet worden, ob es recht sei, mit Censur gedruckte Bücher nachher noch zu confisciren. Recht oder Unrecht, wir wollen hier dies nicht weiter untersuchen; aber eine deutsche Mode allein ist es nicht, denn kürzlich gab ein Mönch zu Lissabon, Namens Macedo, eine Schrift heraus: „La bête ecorchée", die war auch censirt worden und wurde dennoch nachher confiscirt, und der Verf. obendrein arretirt. Aber freilich war die Schrift auch sehr illoyal, denn mit der „bête ecorchée" war nichts Anderes als das durch Don Miguels Zepter beglückte Portugal gemeint.

Londiniana.

Unter dem Titel: „Londiniana, or reminiscences of the british metropolis", ist eine Art von London wie es ist erschienen. Die Sache ist dabei in englischer Manier, d. h. breit und weitschweifig, gehalten: 4 Bände, geschmückt mit Kupfern, die merkwürdigsten Gegenstände darstellend, der Preis 2 Pf. 10 Sch. Daß natürlich manche interessante Nachweisung auf so vielen Seiten sich finden muß, versteht sich; aber auch alte, unwahrscheinliche Anekboten, müßige Beschreibungen und dergl. sind in Menge vorhanden, und somit aus dem Haufen Spreu die Körner mühsam zu suchen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 48. —— 17. Februar 1830.

Georg Forster's Briefwechsel.
Zweiter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Indeß hatte Forster's Lage sich auf das entschiedenste gebessert. Er war aus seinem polnischen Exil, mit Befreiung von allen dort eingegangenen Verpflichtungen, ganz schuldenfrei, sogar noch mit einer Summe Geldes in Händen, nach Deutschland zurückgekehrt, wo er doch, seines günstigen Rufes als Gelehrter wegen, bald eine vortheilhafte Anstellung erwarten durfte. Johannes Müller brachte ihn im Frühling 1788 an die Universitätsbibliothek in Mainz, deren Aufsicht er eben niedergelegt hatte, um in das Cabinet des Kurfürsten zu treten.

Aber auch hier war Forster in einen Kreis getreten, der ihm weder für seinen Trieb nach umfassender, seinen Talenten und Kenntnissen angemessener wissenschaftlicher Thätigkeit, noch für die Ansprüche, die er an das Leben machte, Genüge leistete. Die Bücher waren in großer Unordnung; ein besserer Ort war für ihre systematische Aufstellung nothwendiges Bedürfniß, und diesen konnte F., aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht erlangen.

Dem Kurfürsten (schreibt er, S. 762 fg.) ist die Universität, seitdem sie seinen Erwartungen nicht entspricht, sehr verhaßt; er hört nicht einmal gern davon sprechen, und, die Wahrheit zu gestehen, ich kann es ihm nicht verdenken. Kein Mensch hatte mehr guten Willen als er; allein, er fand keine Seele, die ihn unterstützte. — Man erreicht den Zweck ganz vollkommen, Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Aufklärung im gelehrten Stande, wie überhaupt, zu unterdrücken, Alles in der alten Confusion hübsch zu erhalten, den Ausländern selbst, die der Kurfürst aus gutem, bestem Willen herrief, die Hände zu binden, um dann sagen zu können, es ist durch ihre Herberufung nichts für Mainz geschehen.

Es erfüllte ihn mit Schmerz, nicht an einen Ort gestellt zu sein, wo er für die Verwirklichung der Ideale, die ihm stets vor der Seele schwebten, thätig sein konnte; und wenn er, nach fast 2 Jahren, in einem Briefe an Heyne (S. 859) ausruft: „Ja, ich sehe ein, daß man nie verlangen muß, mehr und Anderes zu wirken, als nach den Umständen, worin man sich befindet, möglich ist; ins Große und Ganze geht doch auch dies und sicherer vielleicht als Dasjenige, was mehr ins Auge fällt", so sieht man, wie er sich diese Beruhigung abgerungen hat.

Außer des Kurfürsten Willen und Müller's nie erkaltender Freundschaft, berichtet die Lebensbeschreibung, hatte F. keine Stütze in Mainz. Niemand betrachtete die Berufung protestantischer Gelehrten mit günstigem Auge. Der Mittelstand war ohne alle geistige Bildung und dessen Gesellschaftlichkeit ohne alle geistige Mittheilung, der Adel lebte in der vollkommensten Absonderung. Die Annäherung der fremden Gesandten an berühmte Gelehrte blieb ohne Einfluß auf die Mainzer. Durchreisende Fremde jeder Nation, deren kein Gebildeter nach Mainz kam, ohne F. aufzusuchen, nährten allein sein Bedürfniß nach Annäherung und mündlichem Ideentausch. Seine zunehmende, auf seine Heiterkeit, seinen Muth traurig wirkende, seine Empfindlichkeit schärfende Kränklichkeit verstimmte ihn immer mehr gegen die Gesellschaft und gegen sich selbst. Der Ton des Gesprächs in seinem Hause, die Art der Unterhaltung, die Einfachheit der Bewirthung sonderten ihn von der echten mainzer Wohllebelei ab. Die Abneigung gegen zahlreiche Landpartien und gegen Tafelhalten, welche seine und seiner Frau verschiedene Bildung und ökonomische Ursachen gleicherweise untersagten, brachten es bald dahin, daß Beide in der mainzer Welt gänzlich vergessen und übersehen wurden. Dieser Gegensatz mußte Misfallen an den Bewohnern, an Mainz ein Misachten ihres Bildungsstandes erzeugen, das später nicht ohne Wirkung blieb. Aber trotz der Frugalität des Tisches, war F., weil er in Wohnung und Hauseinrichtung mehr that als nöthig war, und weil seine literarischen Bedürfnisse und seine Reisen ihm viel kosteten, in steter Nothwendigkeit, auf Geldmittel zu sinnen.

Diese Nothwendigkeit und jene Zurückgezogenheit, so wenig sie auch Forster selbst behagten, trugen der Literatur köstliche Früchte. In Wilna und Mainz schrieb er das Geistvollste und Reifste, was wir von ihm besitzen. Er selbst, mit großer Bescheidenheit, genügte sich nicht, obschon er wohl wußte, wie sich der Werth so vieler Lieblingsschriftsteller des Publicums zu dem seinen verhielt.

S. 767: Ich finde, daß es Menschen gibt, bei denen die Ideen ein eignes Leben haben, immer unaufgerufen, von

selbst im Kopfe umherspuken, sich kreuzen, anstoßen, wider einander rennen, sich gatten und junge Ideen hecken, in einem beständigen Streben sind, auszufließen oder auszuströmen. Meine Ideen haben diese Beweglichkeit nicht; wenn ich ihrer bedarf, muß ich sie hervorrufen, mühsam, mit ungeheurer Anstrengung aus ihren Schlupfwinkeln herausstöbern.

S. 729: Ich habe meine Stunden, liebster Jacobi, wo ich mir es wünschte, gar nicht schreiben zu dürfen; es ist mir des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt, und unter dem Wust geht nicht nur das nahrhafte Korn verloren, sondern, um nur einigermaßen gangbare Münze zu liefern, muß man das Gepräge der Zeit darauf stempeln, welches nicht immer das schönste ist. Zudem weiß ich immer nur noch den zehnten Theil von Dem, was ich wissen müßte, um schreiben zu dürfen. Wenn ich so etwas fertig habe, möchte ich nur gleich im nächsten Augenblick ins Feuer damit. Allein, es gibt eine Wirklichkeit, die meine Träume zerstiebt und der ich weichen muß. Unter Denen, die da schreiben, sind Hunderte, die es noch weniger dürften als ich, für Einen, der etwa mehr Befugniß hätte.

S. 848: So oft ich höre, daß meine Aufsätze Denen, die sie beurtheilen können, nicht misfallen, so oft kann ich mich des Wunsches nicht erwehren, 3 Jahre mein eigen nennen zu können, um in der ganzen Zeit durch nachgeholte Lectüre, zumal der Alten, erst Schriftsteller zu werden. Ich fühle es wohl in mir, aber jetzt muß ich es aus mir herausreißen, was ich sagen will; alsdann würde es sanft und reichlich hervorströmen. — Kein Gedanke ekelt mich so an als der meiner gegenwärtigen literarischen Existenz und Dependenz von Buchhändlern, vom guten Wetter, von einer guten Verdauung und einer heitern Phantasie. — Meine Schreibart, die einigen denkenden Männern behagt, ist nicht populair; meine Bücher haben nicht den Debit von Campe's „Väterlichem Rath", von Meißner's „Skizzen", von Salzmann's „Karl von Karlsberg". Diese Schmierer, so darf ich das Kleeblatt wohl nennen, werden von ihren Büchern reich.

Das redliche Bestreben, nachzuholen, was ihm fehlte, führte Forster auf das Feld der Philosophie. Er gesteht früher (S. 361), er habe nie eine Logik gelesen und gehört, nie eine Metaphysik und nie ein Naturrecht. Damals (1784) war ihm Garve der größte unter den lebenden Philosophen. In Wilna machte er für sich selbst eine Art von philosophischem Cursus in einigen Nebenstunden und fühlte auf das lebhafteste den Mangel eines Freundes, der ihm aushelfen könnte, wo sein Compendium ihn im Stiche ließ. Seine erste Berührung mit Kant und seiner Philosophie war eine unfreundliche. Er schrieb in Wilna wider Kant über die Menschenracen und äußert sich dabei (S. 612) sehr bitter über ihn als über einen Metaphysiker, der der Natur Regeln angedichtet habe, die sie nicht erkenne. Von Mainz aus schrieb er darüber an Jacobi (S. 710): „Aus Mangel an philosophischen Vorkenntnissen und fast noch eigentlicher, weil ich den philosophischen Jargon nicht verstand, gerieth ich mit Kant in Streit und laufe jetzt Gefahr, vor Vieler Augen einen Sandreiter abzugeben, indem er sich mit seiner Kunstsprache in die unüberwindlichste, stachlichste Form des gehetzten Igels zusammengerollt hat, daß man glauben könnte, ihm sei gar nicht beizukommen". Indeß, setzt er hinzu, sein nächstes Studium, wenn er Muße gewinnen könne, solle die Kant'sche Philosophie sein, mit der er gar gern aufs Reine wäre; einstweilen sähe er nur so viel ein, daß der Mann noch keinen Widersacher gefunden, der ihm gewachsen gewesen wäre. Wie er, der von sich sagen durfte, er werde die Wahrheit nie zurückstoßen um des Gewandes willen, das sie trage; daß er es nur mit ihr zu thun habe, nur sie suche — wie er sich speculativ zu orientiren suchte, sehe man besonders S. 733, 743, 771; diese Stellen und Briefe sind keines Auszugs fähig. Sie sind an Jacobi gerichtet, dem er erklärt, seine Philosophie habe darin etwas sehr Großes geleistet, daß sie der **Empfindung** zurückgegeben habe, was die Denkkraft usurpirt hatte. „Eine alleinseligmachende Philosophie", schreibt er an einem andern Orte, „ist mir so zuwider wie ein alleinseligmachender Glaube".

(Der Beschluß folgt.)

Englische Almanache.

Zweiter Brief.*)

— — In Hinsicht der äußern Ausstattung kann sich sicherlich kein einziges Taschenbuch der Welt mit dem prachtvollen

4. The Keepsake for 1830. Edited by *Fr. Mansel Reynolds.*

messen; denn was nur die englische Typographie und Chalkographie zu leisten vermag, ist hier geschehen. Der Herausgeber, dessen Eigenthum es ist, wendet freilich auch jährlich eine so ungeheure Summe darauf — wenn ich nicht irre, zwischen 13 und 14.000 Guineen — daß es ihm Wenige gleichthun können. Auch in literarischem Betrachte dürfte „The Keepsake" seine Mitbewerber fast sämmtlich überflügeln; zu den besten Erzählungen gehören „Costandi", von dem Verf. des „Hajji Baba" (Morier), „Das Zauberauge", von dem Herausgeber des „Frankenstein", „Der Prophet von St. Paul", von Lord Normanby, sowie „Die (satyrische) Unterhaltung im Jahre 2130", von dem Verf. von „Granby". Unter den Gedichten zeichnet sich vorzüglich die „Vermählung des Dogen von Venedig mit dem adriatischen Meere" aus. Die „Briefe von Lord Byron an mehre Freunde" sind interessant, weil sie den merkwürdigen Menschen und Dichter im Schlafrocke sehen lassen. Wahrscheinlich hat sie Thomas Moore, dessen vor Kurzem erschienenes Leben Byron's jetzt so reißend gekauft wird, mitgetheilt. Ueber das voranstehende fünfaktige Trauerspiel: „Das Haus Aspen", von W. Scott, möchte ich gern ganz schweigen, wenn es nicht eben von diesem herrührte. Nach dem Vorworte des Dichters ist es aus Beit (Veit) Weber's „Sagen der Vorzeit" entlehnt — will sagen, fast wörtlich übersetzt —, aber des Verfs. nicht würdig. — Stahlstiche zählt das Taschenbuch, außer der sogenannten Presentation plate, 17, deren keinem ich den Vorzug vor allen geben kann, weil sie sämmtlich Meisterstücke der Zeichner und Kupferstecher sind. **Vorzüglich** gefallen haben mir die beiden Ansichten von Virginia Water (einem Landsitze des Königs), von Turner gezeichnet und von Wallis gestochen; die Braut, von Leslie und Heath; Venedig (eine Ansicht des herzoglichen Palastes und der anstoßenden Gebäude) von Prout und Freebairn; der treue Diener (ein Pferd, worauf ein Mädchen mit dem Diener sitzt, wird von einem Löwen angefallen) von Cooper und Goodyear; Franz I. und seine Schwester, von Bonington; das Portrait, von Smirke und Portbury; die Schloßhalle (ein spielender freundlicher Knabe unter Eisenmännern), von Leslie und Mitchell; und endlich die Lady

*) Vgl. Nr. 4 d. Bl. D. Red.

Georgina Agar-Ellis, von Lawrence und Heath. Die übrigen heißen Dorathea, Georg von Aspen und Isabella, Isabella und Gertrude, die Witwe von Ems, die Prinzessin Doria und die Pilgerinnen, Zella und der Prophet von St. Paul.

Doch Sie können mir unmöglich so viel Raum in Ihrer Zeitschrift gestatten, um alle übrige Taschenbücher gleich ausführlich zu behandeln, und ich nenne Ihnen deshalb die folgenden mit kurzen Bemerkungen.

5. The Amulet; a christian (!) and literary remembrancer for 1830. Edited by *S. C. Hall.*

Die Perle desselben ist „An old man's story" (Gedicht), von der talentvollen Maria Howitt, das freilich etwas an Coleridge's bekannten „Alten Matrosen" erinnert. Der Kupfer sind 11, und sie sind sämmtlich sehr gut, nur die Schwestern von Bethanien etwas steif, dagegen ausgezeichnet: der Schulmeister, von Smirke und Goodyear, wo der Ausdruck der verschiedenen Gesichter besonders Lob verdient; die Kreuzigung, von Martin und Le Keux, wo man die Menge der sämmtlich deutlich und unterscheidbar hervortretenden hier zusammengehäuften Gegenstände bewundern muß. Man sieht darauf den Heiland, die beiden Schächer, Maria Magdalena, die Apostel, die römischen Soldaten mit dem Hauptmanne, Hunderte von Zuschauern, die Thürme und einen Theil von Jerusalem, eine weite Perspective u. s. w. Erwähnung verdienen noch: die besorgte Gattin und die erste Begegnung der Spanier und Peruaner.

6. The winter's wreath for 1830. A collection of original contributions in prose and verse

zeichnet sich weder in den Erzählungen und Gedichten noch in den Kupfern aus. Die beste Novelle möchte allenfalls „Three christmas eves of count Carl von Nordheim" sein; die beiden ausgezeichnetsten Kupfer von allen 13 sind: eine Ansicht von Derwent Water und il Cavaliere Pittore.

7. The Gem; a literary annual.

steht bei weitem höher. Die Novelle: „The man and the lioness", vom Lord Nugent, ist originell und gut erzählt, und die beiden Gedichte: „The pilgrims of the world", von Howitt, und „The standard-bearer", von Allan Cunningham, sind so ausgezeichnet, daß ich sie Ihnen gern abschriebe. Die 12 Kupfer reihen sich sämmtlich den besten der vorzüglichsten Taschenbücher an, und Tyrus, von Creswick, die heimliche Zusammenkunft, von Stephanoff, der Liebesbrief, von Smirke, die schöne Zigeunerin, von Leslie, Mameluken, von Cooper, die Ruinen von Trionto, von Martin, Verona, von Bonington, und ein kleiner Bacchus, von Howard, verdienen besonders erwähnt und gepriesen zu werden.

Auch

8. The Bijou; an annual of literature and the arts.

enthält in Prosa und Poesie nichts, was rühmend erwähnt zu werden verdiente, das Meiste steht sogar noch unter dem Mittelmäßigen. Dagegen hat es aber einige Kupferstiche, die großes Lob verdienen; dahin gehören: Der König, nach einem Gemälde von dem kürzlich verstorbenen Präsidenten der königl. Akademie, Lawrence, zum ersten Male von Epsom gestochen, das mit künstlerischer Vollendung die sprechendste Aehnlichkeit verbindet; Ada, Portrait einer jungen Dame; die Afrikanerin, von dem genialen, leider zu früh verstorbenen Bonington, und der Dudelsackspfeifer, von D. Wilkie.

9. The comic annual. By *T. Hood.*

erscheint zum ersten Male und kann gleichsam als eine Fortsetzung von des Verfs. wol auch in Deutschland bekannten „Whims and oddities, in prose and verse" angesehen werden. Thomas Hood ist unbestritten gegenwärtig Englands erster Humorist, oder vielmehr spaßmachender, witziger Schriftsteller, denn seine Schriften wimmeln von drolligen Einfällen, unerwarteten Wendungen, witzigen Wortspielen und carikirten Schilderungen. Er ist gesonnen, jährlich seine lachstoffreichsten Einfälle in dem jetzt begonnenen Taschenbuche niederzulegen, und macht damit gewiß viel Glück, denn er wird vorzüglich gern gelesen. Der vorliegende 1. Jahrgang seines „Comic annual" enthält auf 174 Seiten nichts als Witze, von denen viele freilich nur seinen Landsleuten verständlich sind, und 82 Holzschnitte, die fast sämmtlich mehr oder weniger zum Lachen reizende Carikaturen vorstellen. Die „Literary gazette" hat in ihrer Nr. 671 3 davon mitgetheilt, die aber gerade nicht die vorzüglichsten sind.

10. The Iris; a literary and religious offering. Edited by the rev. *T. Dale.*

Ebenfalls ein neuer Almanach und, trotz dem heidnischen Namen, vorzüglich zur Erbauung für gute Christen bestimmt. Neben manchen anziehenden Beiträgen in Prosa und Versen zeichnet sich besonders „Die Tochter des Jairus", von dem Herausgeber, aus. Die 11 Kupfer sind sämmtlich alten Meisterwerken nachgestochen und verdienen deshalb besondere Auszeichnung und Empfehlung. Zuerst erblicken wir die Auferweckung des Lazarus, nach einem Gemälde des J. Lievens (1631), das alle Kenner vorzüglich schätzen und das sich durch eine Rembrandt-gleiche Großartigkeit auszeichnet; die Madonna mit dem Kinde, nach Murillo; der heil. Johannes in der Wüste, nach Carlo Cignani (besonders in den Fleischpartien trefflich); die Flucht nach Aegypten, nach Claude (eine der reichsten Compositionen dieses Meisters); ein Christuskopf, nach Carlo Dolce; Christus, das Gesetz auslegend, nach Leonardo da Vinci; Jesus in dem Garten zu Gethsemane, nach einer Antike; das Kind Jesus mit Blumen, nach Carlo Dolce; der ungläubige Thomas, nach L. Caracci; Hagar und Ismael, nach F. Baraccio; und eine Magdalena, nach Carlo Dolce.

11. Emmanuel; a christian tribute of affection and duty, for the year of our Lord 1830. Edited by the rev. *W. Shepherd.*

erscheint ebenfalls zum ersten Male, ist gänzlich für Erbauung berechnet und deshalb auch weniger kostbar ausgestattet und weniger theuer. Doch enthält er viele vorzügliche Beiträge, z. B. von R. Montgomery, dem Herausgeber, L. E. L., Miß Strickland und Miß Browne u. s. w.

Ueber

12. The new-year's Gift, and juvenile souvenir. Edited by Mrs. *A. Watts.*

13. The juvenile Forget-me-not; a christmas and new-year's gift, or birthday present for the year 1830. Edited by Mrs. *S. C. Hall.*

14. Ackermann's juvenile Forget-me-not; a christmas, new-year's and birthday present for youth of both sexes, for 1830. Edited by *Fr. Shoberl.*

15. The juvenile Keepsake. 1830. Edited by *T. Roscoe*; und

16. The zoological Keepsake. Edited by *Ed. Aug. Kendall.*

brauche ich weiter nichts zu sagen, als daß sie existiren und ihren Zweck, Kinder zu unterhalten und zu belehren, erreichten. Alle 5 haben gelungene Kupfer, Nr. 16 gegen 40, die sämmtlich seltene Thiere oder Thiergattungen vorstellen.

Für Freunde der Musik insbesondere sind

17. The edinburgh musical album for 1830, und

18. The musical bijou. Edited by *F. H. Burney.*

bestimmt, wovon das letztere jedoch auch Erzählungen und Gedichte enthält. Die „Geständnisse eines Argwöhnischen", vom Lord Nugent, ist eine der besten Taschenbuchsnovellen.

19. The london lithographic album for 1830.

enthält 15 schön in Stein ausgeführte Zeichnungen aus Engelmann's Anstalt.

20. The golden lyre. Edited by *John Macray.*

ist eine literarische Merkwürdigkeit, denn es enthält 30 kurze Gedichte der ersten englischen, französischen, deutschen, italienischen und spanischen Dichter — in Goldbruck. 8.

Histoire de la vie et des ouvrages de P. Corneille, par *Jules Taschereau*. Paris, 1829.

Napoleon sagte auf St.-Helena: „Die Tragödie erwärmt und erhebt das Gemüth, ja sie bildet Helden. Deshalb glaube ich, daß Corneille Ursache an mancher schönen und großen Handlung in Frankreich ist. Wäre er zu meiner Zeit am Leben gewesen, so hätte ich ihn zum Fürsten erhoben". Wie klein dachte doch der Mann vom wahren Genie; er meinte es auszuzeichnen, wenn er ihm den Titel gäbe, den jeder König seinem Kammerdiener ertheilen kann, und den er selbst gewiß nicht sparsam an die Gehülfen seiner Macht ausgespendet hat. Corneille neben Davoust — welche Ehre!

Man hat häufig behauptet, Ludwig XIV. und sein Hof habe Corneille nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dem ist nicht so. Als des Dichters erstes Werk, „Der Cid", erschien, theilte man am Hofe den enthusiastischen Beifall der Stadt. Drei Mal mußte Corneille im Louvre erscheinen, der König wünschte ihm sehr angelegentlich Glück zu seinem ausgezeichneten Erfolg. Ebenso die Königin, die Prinzessinnen und Alles was zum Hof gehörte. Man konnte dies Trauerspiel nicht genug sehen, und man sagte am Hof sprichwörtlich: Das ist schön wie der „Cid". Es erschienen freilich von Claveret, d'Aubignac und den Scudery's elende Schriften gegen dies Trauerspiel, und Corneille hatte sehr Unrecht, sich darüber zu ärgern; es war ja nur die Sprache des Neides. Richelieu selbst (es wäre unglaublich, wenn es nicht so viele Schriftsteller aus seiner Zeit bestätigten) war unter diesen Neidischen, wenigstens hatte ihn Corneille bei seinem Stücke um Rath fragen sollen. Darum sollte sich auch die Akademie gegen dasselbe erklären. Diese aber sprach sich mit großer Mäßigung und Unparteilichkeit darüber aus. Voltaire hat indessen Unrecht, dies akademische Urtheil wegen seines literarischen Werths zu loben. Die Herren hatten weniger Genie und Sinn für dramatische Dichtkunst als Corneille. Sie hätten wohlgethan, den Dichter zu hören, ehe sie über ihn urtheilten, dann würden sie nicht über Manches Tadel ausgesprochen haben, was heutzutage in Frankreich als dramatische Schönheit gilt. Der Verf. sieht in Richelieu den Feind und Verfolger des „Cid" und auch Corneille's. Wir glauben, er ist hier etwas im Irrthum. Richelieu war neidisch über den „Cid" und hätte gern einigen Theil an einem Werke gehabt, das Alle entzückte; aber weiter nichts. Corneille behielt die Pension, die ihm der Minister früher ausgesetzt. Er blieb auch Einer der 5 Dichter, die Richelieu nach eignem Gefallen mit dramatischen Sujets beschäftigte und reichlich dafür belohnte. Corneille war freilich hier in übler Gesellschaft, er lebte aber damals kein Ebenbürtiger. Wir haben auch noch einen Brief des Dichters, wo er einem gewissen Boisrobert für die Uebersendung der libéralités de Monseigneur dankt und diesen seinen Herrn und Wohlthäter nennt. Fontenelle sagt also wol ganz richtig, Richelieu habe als Minister das Talent belohnt, auf das er als Dichter so neidisch war. Hier muß auch angeführt werden, daß Corneille kurz nach der ersten Darstellung des „Cid" in den Adelstand erhoben wurde. Dies konnte doch nicht ohne Wissen und Willen eines Ministers geschehen, der mehr regierte als der König selbst. Corneille liebte die Tochter des Generallieutenants des Andelys; der Vater wollte aber seine Einwilligung nicht zu dieser Misheirath geben. Richelieu erfuhr es und ließ den hartnäckigen Vater nach Paris kommen. Er langte zitternd an, denn er fürchtete, in Ungnade gefallen zu sein, und war von Herzen froh, daß er mit der Einwilligung zur Heirath seiner Tochter mit einem so hochbegünstigten Mann wie Corneille davon kam. Wir billigen dieses Verfahren nicht, sondern führen es nur an, um darzuthun, daß Richelieu nie Corneille's Feind und Verfolger gewesen ist.

Der Dichter des „Cid" war glücklicher als sein Nachfolger Racine, denn alle seine Trauerspiele wurden günstig aufgenommen. Jedermann war darüber entzückt, und nicht einmal der Neid wagte dagegen laut zu werden. Die Scene zwischen August und Cinna brachte die Wirkung hervor, die sich der Dichter davon versprochen hatte, ja sie übertraf noch seine Erwartungen, denn der große Condé vergoß Thränen darüber. Bekanntlich dedicirte Corneille dies Stück einem ganz obscuren Mann, dem Financier Montauron, den er kurzweg mit August vergleicht. Gewiß war es peinlich, zu sehen, wie die Hand, welche „Cinna" niederschrieb, dafür eine Gabe von einem dummstolzen Menschen heischte. Wenn aber Voltaire darüber ganz entsetzlich tobt, so sollte er doch die Niedrigkeiten nicht vergessen, die er sich selbst erlaubte, seine kriechenden Schmeicheleien bei Mad. Pompadour und Dubarry, seine mehr als artigen Briefe an die Kammerfrau der Herzogin von Choiseul u. s. w. Dabei muß man Eins zu Corneille's Entschuldigung nicht vergessen: der Dichter war arm und hatte eine zahlreiche Familie zu ernähren. Voltaire hingegen war durch seine Theilnahme an der Armeeproviantlieferung reich geworden, besaß Schlösser und Landgüter. Corneille erhielt für jene Zueignung 10,000 Fr., die heutzutage mehr denn 20,000 wären.

Der Verf. ist in seiner Lebensgeschichte Corneille's mit vieler Gründlichkeit und Umsicht zu Werke gegangen. Vielleicht hat er sich hier und da zu sehr ins Einzelne eingelassen. An dem Leben eines Mannes wie Corneille ist freilich Alles anziehend. 17.

Notizen.

Die beiden Friedensfeste in Konstantinopel.

Bekanntlich gaben bei Gelegenheit des letzten Friedensschlusses zwischen Rußland und der Pforte die Botschafter von England und Frankreich glänzende Feste in Konstantinopel. Bei dem des englischen Gesandten wurden die anwesenden Türken zum Weintrinken genöthigt, und es fielen Excesse vor. Der französische Gesandte bewirthete seine türkischen Gäste blos mit Sorbet und dergl. und allenfalls, auf Verlangen, mit einem Glase Champagner. Hier fielen keine Unordnungen vor. „Ein Fingerzeig", sagt ein öffentliches Blatt, „welche Nation am mehrsten berufen ist, Barbaren auf die Bahn der Gesittigung zu führen".

Brasilien.

Der Finanzminister dieses Landes hat einen ziemlich ausführlichen Bericht über die financielle Lage Brasiliens und den Zustand der Bank in Rio-Janeiro publicirt, aus welchem man u. A. ersieht, daß sich zwar der Ertrag der Douanen zu Rio-Janeiro in den letzten Jahren nicht unansehnlich gehoben hat, daß aber auch die Staatsausgaben sich ungemein bedeutend vermehrten, und mithin die Finanzen eben nicht blühender geworden sind. Die über die ankommenden Neger gehaltene Liste zeigt: daß 1827 nicht weniger als 29,787 solcher Unglücklichen eingeführt wurden, 1828 die Zahl derselben aber 43,555 stieg, und daß in den ersten 3 Monaten von 1829 1345 daselbst anlangten. Im Jahre 1703 wurde die Münze zu Rio-Janeiro gegründet, und in dieser Anstalt bis zum 23. März 1829 geschlagen und in Umlauf gebracht für 7,875,184,413 Reis oder 49,319,900 Fr. Kupfergeld, und für 2,633,529,350 Reis oder 16,459,558 Fr. Silber. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1830.

Georg Forster's Briefwechsel.
Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 48.)

In diesem Ringen mit Gedanken und Zweifeln fühlte er (II, S. 31): „daß nie ein Zeitpunkt an Phantasie und Empfindung der guten echten Art ärmer gewesen als der unserige, und daß man nie mehr in Gefahr gestanden, die kalte Vernunft auf Kosten des Gefühls zu einem allangebeteten Götzen zu erheben", und darum blieb ihm eine Schule herzlich verhaßt, die, von religiösem Glauben, poetischem Ahnen und speculativer Tiefe gleichweit entfernt, mit einer sogenannten Philosophie des gesunden Menschenverstandes alle Räthsel gelöst, jedes Verlangen befriedigt zu haben glaubte, und mit absolutem Mangel an Duldsamkeit, die sie selbst unaufhörlich predigte und in Anspruch nahm, alle Andersdenkende heftig verfolgte. „Die Toleranz", schreibt er schon 1781, „ist ein gut Ding, wenn nur in diesem toleranten Jahrhundert nicht so viel davon gesprochen würde. Die Toleranzprediger haben oft eine ganz eigne Art von Intoleranz". Und als die Bekämpfung katholischer Umtriebe und Bekehrungsversuche von Berlin aus mit so leidenschaftlicher Heftigkeit betrieben ward, aus Mainz 1789 (S. 754): „Die Folge von dieser gewaltsamen Art, gegen vermeintliche Feinde des Protestantismus zu Felde zu ziehen, kann keine andere sein, als noch plumpere, intolerantere Ausfälle von der andern Seite zu veranlassen; und daran hat es auch nicht gefehlt, denn hier in Mainz sind die Katholiken seitdem intoleranter geworden". S. 775: „Ich bin mit Ihnen einverstanden, daß die certaine science, sie mag herkommen aus Rom oder aus Berlin, aus welcher Quelle sie will, nichts taugt, und daß eine jede pleine puissance in Absicht der Mittel eine Abscheulichkeit ist, sie mag von Wöllner oder von Nicolai herrühren". S. 794: „Daß Gedike und Biester nicht ruhig bleiben können, ist auch empörend genug. Ueber dem leeren Geschwätz von nichtigen Gegenständen wird für wahre Erweiterung der Kenntnisse nichts geleistet, und endlich muß man glauben, daß Leute, die nichts Anderes als die Vertheidigung Berlins, oder die Jagd auf Jesuiten, oder die Verfolgung eines Stark im Kopfe haben, selbst leer sind und nichts Besseres mehr liefern können".

Bei solchen Gesinnungen und Ansichten ist es nicht zu verwundern, daß Forster mit diesen Herren in einen öffentlichen Streit gerieth, dessen im Briefwechsel mehrfach gedacht wird, der nunmehr vergessen ist, aber wegen der nahen Beziehung, in der er zu der Art und Weise einer ähnlichen, an sich löblichen Polemik unserer Tage steht, es wol verdient, gegenwärtig wieder in Erinnerung gebracht zu werden. Wir nehmen keinen Anstand, die hier sich dazu darbietende Gelegenheit zu benutzen, da die Form dieser Blätter, die auf literarische Belehrung und Unterhaltung im Allgemeinen geht, glücklicherweise die Schranken nicht kennt, welche andern nur auf den eben gewonnenen Ertrag der Literatur gerichteten Zeitschriften gesetzt sind.

Die „Berlinische Monatsschrift" machte im Auguststück 1789 einen Brief des kurmainzischen Hofgerichtsraths Bender zu Eltvill an die Witwe des Verwalters Kramer bekannt, in welchem er sie ermahnt, da ihr lutherischer Ehemann nun gestorben, ihre Söhne nicht, wie es früher ausgemacht war, in der Religion desselben, sondern in der katholischen erziehen zu lassen, da sie als wahre Katholikin von der alleinseligmachenden Kraft derselben überzeugt sein müsse. „Dieser Abdruck", erklärten die Herausgeber, „diene zur Beschämung des Briefstellers, der auf das hinterlistigste alle Motive in Bewegung zu setzen sucht, um eine schwache und betrübte Person zu einem unredlichen Schritt zu verleiten, indem er ihr denselben als Pflicht und als Befehl von Gott vorspiegeln will". Dagegen erhob sich Forster in einem Aufsatze:

Ueber Proselytenmacherei
(„Berl. Monatsschr.", 1789, Dezember, und wieder abgedruckt in den „Kleinen Schriften", Th. III).

Niemals (dies ist der wesentlichste Inhalt dieses merkwürdigen Aufsatzes) haben die Bekenner des alleinseligmachenden Glaubens dem ernsten Bestreben entsagt, Andersgesinnte zu ihrer Meinung zu überreden. Es ist ein Trugschluß, wenn man glaubt, daß ein aufgeklärter Katholik im Stillen schon mehr als ein halber Protestant sein müßte. Dieser Wahn hat sich verbreitet; und nun, da die Erfahrung mit ihm nicht übereinstimmt, muß die Ueberzeugung der Katholiken, daß die Bekehrung Andersgesinnter verdienstlich sei,

mit einem Male etwas Unerhörtes heißen. Aber der Katholik handelt ganz consequent, denn der Glaube, daß außer dem Schoße der Kirche keine Seligkeit zu hoffen sei, stände ja mit der Menschenliebe in Widerspruch, wenn er nicht an den Wunsch, eine allgemeine Bekehrung zu bewirken, innig gebunden wäre. Die Wahrheit steht noch immer einem ungelösten Probleme ähnlich, und so lange dies der Fall ist, d. h., so lange Verschiedenheit der Meinungen herrscht, kann ihre Erforschung ohne Discussionen, ihre Mittheilung ohne Ueberredung nicht vonstattengehen. Von der Wahrheitsliebe ist also der Bekehrungsgeist unzertrennlich, insofern er das Bestreben ist, Andere zu seiner Meinung zu gewinnen. Vom Wilden bis zum Großinquisitor, vom frommen Schwärmer bis zum Philosophen sind wir Alle Proselytenmacher; und was so tief in der menschlichen Natur gegründet ist, kann nicht an sich, kann nur durch den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel sträflich sein. Also darf man auch den Katholiken, bis ihre Kirche durch eine bestimmte, alle ihre Bekenner bindende Auslegung ihres Lehrbegriffs den Andersgesinnten die Hoffnung der Seligkeit zugestehen wird, das Proselytenmachen nicht wehren, oder auch nur dieses Wort mit dem Ausdruck der Verunglimpfung aussprechen, um die Handlung selbst und die Religion, welche sie zu billigen scheint, in einem gehässigen Lichte zu zeigen. Können die Protestanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerstehen; ist es mit ihrem Herzen und ihrem Verstande so bestellt, daß die Lehre, für welche das Blut ihrer Väter einst geflossen, ihnen jetzt verwerflich scheint, so ist ja alle Rettung verloren, aller Widerstand vergeblich, und jede Anklage eines katholischen Proselytenmachers bei dem Publicum eine Herausfoderung, welche die gefürchtete Apostasie des großen Haufens und demnächst den Sturz der ganzen Partei nur beschleunigt. Aber die gute Sache des Protestantismus ist nicht so verzweifelt, und die Katholiken können sich in der That nur aus der Classe von Protestanten Proselyten suchen, die weder für die Moralität ihrer Religion Sinn, noch für die Gründe derselben Vernunft besitzt. Alle Mittel, diese Classe bei ihrem Glauben zu erhalten, die nicht auf die Erweckung des moralischen Sinnes, auf verstärkte Wirksamkeit der eignen Denkkräfte abzwecken, reduciren sich auf offenbare Gewalt, auf das Recht des Stärkern. Diesem Rechte, dem Gebrauche der Gewalt in den Angelegenheiten der Religion haben in unsern Tagen auch die unumschränktesten Herrscher entsagt; sie wagen es, diejenigen ihrer Unterthanen, deren Verstand und Gefühl den Argumenten der Bekehrer den wenigsten Widerstand leisten können, sich selbst zu überlassen. Hat diese Sorglosigkeit nun wol für die protestantische Kirche betrübte Folgen gehabt? Nein, kein District, keine Stadt, kein Dorf in jenen Ländern ist bekehrt; Beispiele von einzelnen Proselyten lassen sich nachweisen, allein sie bleiben seltene Ausnahmen und können durchaus keinen allgemein gewordenen Hang zum Katholicismus unter den Protestanten darthun. Vielmehr muß, wenn die Bestürmung von Seiten der Katholiken in der That so groß ist, wie sie vorgestellt wird, ihr unbedeutender Erfolg wie ein Wunder erscheinen. Was am meisten wirken und am gefährlichsten werden könnte, wäre die Macht des Beispiels, diese langsam und sicher wirkende, sanft überredende, sich einschmeichelnde Macht. Sie könnte unvermerkt die Wachsamkeit der Protestanten einschläfern und alle Stützen ihrer Kirche untergraben, besonders in protestantischen Ländern, die von katholischen Fürsten beherrscht werden. Aber die Erfahrung hat in Deutschland an mehr als Einem Beispiele gelehrt, daß es auch damit nichts auf sich hat, unter dem Schutze verfassungsmäßiger Einschränkung der Fürstengewalt. Ohne allen Vergleich gefährlicher würde es in Staaten sein, deren Beherrscher ein Despot wäre und planmäßig Alles allmälig so einzuleiten suchte, daß der große Schritt einer feierlichen Wiedervereinigung mit Rom zuletzt weder auffallen noch empören könnte; aber dann wäre nicht der Katholicismus an und für sich, sondern einzig und allein in Verbindung mit den Greueln einer despotischen Regierungsform der protestantischen Kirche furchtbar. Was aber den besondern Fall, der zu diesen Betrachtungen Anlaß gegeben, betrifft, wie kann man es als ein Verbrechen betrachten, wenn ein Katholik seiner Glaubensgenossin anräth, ihre Kinder katholisch zu erziehen; wie sich wundern, daß ein katholischer Beamter in einem katholischen Lande katholische Grundsätze hat? Ist es in den Augen eines Protestanten schändlich, ein Katholik zu sein und seinem Glauben gemäß zu handeln, so wird man sich auch nicht wundern dürfen, wenn Katholiken den Protestantismus verabscheuen und von den Handlungen der Protestanten, die aus ihrem Lehrbegriff fließen, manches lieblose Urtheil fällen sollten. Die sonst verdienstliche Bemühung der „Berliner Monatsschrift" wider den katholischen Bekehrungseifer verliert ungemein an Wirksamkeit, wenn über wissentliche Betrüger und über die treuherzigen Anhänger an Vorurtheile der Erziehung und religiöse Autorität gleiche Verdammniß ergeht. Dies Verfahren raubt den Herausgebern alles Zutrauen der Katholiken, nicht allein der sogenannten rechtgläubigen, sondern auch derjenigen, die mit redlicher Unverdrossenheit unter ihren Glaubensgenossen die Masse von Kenntnissen zu vermehren, den Geist der Duldung und seine wohlthätigen Wirkungen immer mehr zu verbreiten, und ihre Volksreligion nach und nach von allem papistischen Sauerteig zu reinigen wünschen. Denn diese gutdenkenden Männer muß es verdrießen, daß die Neckereien der Protestanten und ihre Vorwürfe den Eifer orthodoxer Katholiken gerade für diejenigen Sätze wach erhalten, deren Misbrauch und schädliche Misdeutung sie längst erkannt haben, deren Ansehen aber einschlummern muß, ehe es ganz gestürzt werden kann. Anstatt also der Aufklärung des katholischen Deutschlands in die Hände zu arbeiten, wirkt man ihr durch dies Verfahren gerade entgegen.

Mit wie sauern Gesichtern die Herausgeber der „Berliner Monatsschrift" sich zur Aufnahme einer solchen Beleuchtung ihres Verfahrens entschlossen, kann man denken. Biester begleitete sie mit einer Antwort, die nichts enthält als Gewäsch. Sehr naiv beklagt er sich über das Jubelgeschrei, welches die Gegner erheben würden. Einzusehen, daß der orthodoxe Katholicismus an seiner eignen Vernichtung arbeitet, wenn er sich aus Forster's Freisinnigkeit Waffen schmieden will, dazu fehlte ihm die Unbefangenheit.

Forster's stete Geldverlegenheit brachte ihn auf den Gedanken, eine Reise nach England zu unternehmen, wo er versuchen wollte, von der Regierung, wenn auch nur einen geringen Theil der Belohnung zu erhalten, die man ihm und seinem Vater als Begleitern Cook's schuldig war und unrechtmäßigerweise vorenthielt. Er trat sie an 1790, in Begleitung des damals 20jährigen Alexander von Humboldt. Weder jene Erwartung Forster's von dieser Reise ward erfüllt, noch eine andere, für ein umfassendes Werk über die Inseln im Südmeer in London entweder einen Verleger zu finden, oder die Unterstützung eines Privatmannes, um es in Deutschland herausgeben zu können. Die Welt hat aber eine schöne Frucht von dieser Reise geerntet, die „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant u. s. w.", ein Buch, welches Lichtenberg so entzückte, daß er über den 1. Band an Forster schreibt (II, S. 71):

Ich sage Ihnen ebenso aufrichtig als gerade heraus, daß ich Ihre Ansichten für eines der ersten Werke in unserer Sprache halte. Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein ein-

ziges Wort Individualität zu geben, wodurch man sogleich erinnert wird, daß Sie die Bemerkung nicht blos sprechen, sondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftsteller in solchem Grade angetroffen.

Noch stärker drückt er sich über den 2. Band aus (S. 172).

Von dem Zeitpunkte des Fehlschlagens jener Hoffnungen an werden Forster's Briefe schwermüthig, trübsinnig, fast verzweifelnd, und erwecken das innigste Bedauern jedes Lesers von Gefühl. An Jacobi, 1791:

Ich habe mich vielleicht in meinem Leben in keiner drückendern Lage befunden als jetzt. Das ganze Jahr habe ich unablässig mit eisernem Fleiß und großer Anstrengung des Geistes gearbeitet. Meine Kräfte sind erschöpft, mein Körper ist keiner Anstrengung mehr fähig, mein Geist ist erlahmt, und ich habe die betrübteste Aussicht auf den Winter und auf das künftige Jahr vor mir. Es ist, als ob mir Alles zu Wasser werden müßte, nichts gedeiht mir; je mehr ich arbeite, je mehr ich hoffe zu gewinnen, desto ärger zerrinnt mirs unter den Händen; und ich stehe jetzt mit leeren Händen da, unfähig wie bisher zu arbeiten, und doch nicht im Stande, ohne die Fortsetzung der bisherigen Anstrengung mit meinem Haushalt auszukommen.

An Denselben 1792 im August:

Ich habe Augenblicke, wo eine andere Gattung von Unglück mich das Drückende in meiner äußern Lage tiefer empfinden läßt. Es ist unbeschreiblich, was der Mensch erfahren kann, und wenn alles Böse, was uns widerfährt, wie ich nicht zweifle, zu unserer Besserung geschieht, so muß ich wirklich schließen, daß an mir ganz ungeheuer viel zu bessern gewesen ist und noch bleibt.

Das Wort andere ist im Briefwechsel unterstrichen. In der Lebensbeschreibung sieht sich der theilnehmende Leser vergebens nach einer Deutung desselben um, und ahnet doch, daß sie dort am besten zu geben wäre. Auch Forster's Gesundheit wurde immer wankender und dadurch sein Gemüth immer reizbarer. Von so mannichfachen Leiden bestürmt, von so vielem Misbehagen des innern und äußern Menschen gequält, war sein ganzes Dasein schon ein fortwährender Kampf mit dem Leben, als der große politische Sturm von Westen her auch für ihn die traurige Katastrophe herbeiführte, der wir noch einen dritten Artikel widmen wollen. *) 7.

*) Der dritte Artikel folgt im März. D. Red.

Einige literarische Erzeugnisse Spaniens aus neuester Zeit.

Da fällt uns zuerst unser Bouterwek im spanischen Mantel in die Hände; aber der Mantel steht ihm schlecht, und man hat ihm seine deutsche Kleidung aufgetrennt und ganze Stücke davon als unbrauchbar verworfen. Beweisen wir das. Der Titel ist: „Historia de la literatura Española, escrita en Aleman por *J. Bouterwek*, traducida al Castellano y adicionada por D. *Jose Gomez de la Cortina*, y D. *Nicolas Hugalde Mollinedo*" (Madrid, 1829, 4.). In dem Prospectus, der diese Uebersetzung ankündigt, sagen die grundgelehrten Herren Cortina und Mollinedo, der gerühmte deutsche Gelehrte sowol als sein Nachfolger, Abschreiber und Commentator Sismondi, in denen man früher unfehlbare literarische Autoritäten erkannt und geehrt habe, hätten sich in der Darstellung der gesammten castilischen Literatur gar manche Fehler zu Schulden kommen lassen, die sie verbessern würden; nicht minder solle manche Lücke ausgefüllt werden, die man in jenen Werken leicht entdecke. Aber die Herren haben nicht Wort gehalten; und doch konnte das gelehrte Publicum dies wol erwarten. Denn sie leben ja in der Hauptstadt Spaniens, sind versehen mit allen Hülfsmitteln, die dem Unternehmen förderlich sein konnten, und standen mit Gelehrten ihres Vaterlandes in Verbindung; dennoch ist ihr Werk lückenvoller und irrthümlicher, als das Bouterwek'sche und Sismondi'sche. Schon in der Vorrede sagen sie, daß, da Bouterwek über politische und theologische Erzeugnisse ihrer Literatur mit jener Licenz spreche, die seiner Nation eigen sei, sie es für nöthig und angemessen hielten, über derlei Werke gar nicht zu sprechen, da dies einestheils außer ihrem Plane liege, anderntheils aber Bouterwek in politischer und theologischer Hinsicht nichts enthalte, was nicht in den Schriften des Velasquez und des Pater Sarmiento bereits enthalten sei. Diese Aeußerung zeigt uns zugleich Spaniens jetzige traurige politische und literarische Lage, wo die Wahrheit das Haupt nicht zu erheben wagt. Bouterwek's Vorrede, die eine Skizze der Geschichte der spanischen Sprache, ihres Ursprungs, ihrer Bildung, ihrer Verwandtschaft mit den andern Töchtersprachen, der lateinischen, ihrer ersten poetischen Versuche, mit Bezug auf Euphonie und Prosodie, gibt, haben sie ebenfalls ganz weggelassen, weil, wie sie sagen, dieselbe nur eine Wiederholung Dessen sei, was Velasquez und Sarmiento schon geschrieben haben. Freilich hat B. beide genannte Autoren bei Abfassung seiner Vorrede benutzt; aber er hat auch dabei aus andern Quellen geschöpft, zu denen die neuen Herausgeber nicht kommen konnten. Zudem scheuen sich ja die neuen Bearbeiter nicht, im Werke selbst Zusätze zu machen, die sie in Velasquez und Sarmiento fanden; warum wollten sie das in der Vorrede nicht thun? Was diese Zusätze, Berichtigungen und Noten betrifft, so nehmen sie dieselben aus Sanchez, Quintana, Martinez de la Rosa, Velasquez u. A. Wir finden ferner in dieser Bearbeitung Ergänzungen zum Bouterwek'schen Werke aus dem Buche „Rimado de Palacio", von Don Pedro Lopez de Ayala, aus der gereimten Chronik des Grafen Fernan Gonzalez und einige poetische Stellen aus dem berühmten „Cancionero de Baena". Außerdem finden sich nicht wenige Stellen, welche aus alten Manuscripten genommen sind, über welche Beide gebieten konnten. Dies muß mit Dank anerkannt werden; dennoch haben sie manche Irrthümer Bouterwek's nicht rectificirt. So haben z. B. weder B. noch seine Uebersetzer und Verbesserer auf den unbezweifelten Unterschied zwischen Volks- und Hofpoesie Rücksicht genommen, noch auch befriedigende Auskunft über die Romanzen oder deren Unterschied bei Arabern, Provençalen und Troubadours ertheilt. Wie ungenügend ist Das, was sie über den Zeitpunkt sagen, wo der Cid lebte, was um so unangenehmer ist, da dieser Zeitpunkt so viel Licht über die berühmte Romanzensammlung verbreitet. Sowol der Cid selbst, als auch die frühern vor dem 15. Jahrh. erschienenen, von Sanchez publicirten Gedichte sind nur unvollkommen gewürdigt, eine Bemerkung, die auch auf die Werke des Don Alonso el Sabio paßt. Weder Bouterwek noch seine Bearbeiter und Uebersetzer haben dem literarischen Triumvirat des Don Juan de Mena und der beiden Marquis von Villena und Santillana, die sich so große Verdienste um die Ausbreitung der spanischen Literatur im Lande selbst und in Italien erwarben, die Aufmerksamkeit geschenkt, die sie verdienten. Keiner von ihnen spricht von den Versuchen in heiligen und andern Dramas, die man unbezweifelt schon vor den Dramatikern gemacht hat, welche als die frühesten genannt werden. Da endlich, wo sie von alten Chroniken und namentlich von der von Ayala sprechen, sagen sie kein Wort von der von Einigen bezweifelten Existenz des Don Pedro El Cruel. Dies wären die Lücken, welche die Verf. auszufüllen hätten, deren Streben für die Literargeschichte ihres Vaterlandes übrigens beifällige Anerkennung verdient. Irren wir nicht, so lasen wir vor Kurzem im „Hesperus" den Wunsch des Hrn. Professor E. Münch ausgedrückt, der deutsche Verleger des Bouterwek'schen Werks möge Cortina's

und Mollinedo's Zusätze in einem Supplementbande in deutscher Sprache geben. Wäre es aber nicht räthlicher, abzuwarten, ob Bouterwek's Uebersetzer in einer neuen Ausgabe die angedeuteten Lücken nicht vielleicht ausfüllen?

Man wird einräumen, daß, so lange der beengte Zustand der Presse die freie Regsamkeit spanischer Autoren hemmt, es ein lobenswerthes, ja edles Unternehmen sei, wenn sie sich mit der Sammlung und dem Wiederdruck alter Erzählungen beschäftigen, die in der Zeit spielen, wo Spanien das Land des Ritterthums und der Liebe war. Die Verbreitung solcher Werke kann nicht nachdrücklich genug empfohlen werden, weil sie den Spaniern beweisen, daß der Mann gerade da am freiesten war, als man dem Monarchen mit fast abgöttischer Verehrung nahte, und daß Treue und Freiheit Hand in Hand miteinander gingen. Don Augustin Duran hat einen solchen Wiederdruck veranstaltet in: „Romancero de romances Moriscos compuesto de todos los de esta clase, que contiene el romancero general, impreso en 1614“ (Madrid, 1828). Er sagt, er werde, wenn das Publicum die Arbeit günstig aufnähme, das Werk fortsetzen, bis er nicht blos alle noch übrigen maurischen Romanzen, sondern auch Alles, was die spanische Poesie Treffliches im erotischen, idyllischen, satyrischen und epischen Fache aufweisen kann, oder auch was zu des Landes Geschichte gehört, gegeben hat. Solches Unternehmen verdient alles Lob; nur sei die Bemerkung erlaubt, daß es schwerlich genügt, solche Romanzen und andere Stücke blos wieder abzudrucken; sondern erst dann wird das Buch Werth haben, wenn historische und kritische Noten jedes Stück begleiten.

Nun noch ein Erzeugniß von einem Plagiarius. Der Krieg zwischen Rußland und der Türkei, der, wie bei uns, so in Spanien, Alles spannte, brachte den Dr. Fermin Caballero, der einige kritische Episteln gegen das von uns in d. Bl. schon erwähnte Miñano'sche „Diccionario geografico“ geschrieben hat, auf den Gedanken, jene Spannung zu benutzen, und kündigte auf Subscription ein Werk unter dem Titel an: „La Turquia, teatro de la guerra presente“. Nach seinen Insertionen in das „Diario de Madrid“ und in die Hofzeitung, versprach man sich viel und sah der Erscheinung mit Begierde entgegen. Es erschien, und man fand wörtlich fast abgedruckt eine „Viaje á Constantinopla“ aus dem Jahre 1784, von D. Gabriel de Aristizabal. Dieses unverschämte Plagiat hat dem von Caballero angegriffenen Miñano die Waffen in die Hand gegeben und ihn vermocht, eine „Correccional fraterna“ drucken zu lassen, wo er nachweist, das Ganze sei abgeschrieben, aber in Hinsicht des Geographischen habe Caballero mehr Fehler gemacht, als der Originalreisende. 5.

Auf Veranlassung des Briefwechsels zwischen Göthe und Schiller. *)

1.

Erst brachte seinem Schiller Göthe
Das derb materiell Concrete:
Das sollt' ihm stärken Leib und Seele;
Doch würgt' es hart ihn in der Kehle,
Was Niemand leichtlich wohl vermeidet,
Wenn er die Krebs' in Viertel schneidet.

Dann brachte Schiller das Abstracte,
Auch das Verzwickte, das Vertrakte.
Da schnitt nun Göthe viel Grimassen:
Doch wußt' er sich ein Herz zu fassen.
Konnt' es dem Gaumen nicht behagen,
Verdaut' ers doch mit tapferm Magen.

So lebten sie, in solchem Handel,
Friedlich beisammen ohne Wandel.
Nie sah man, zu der Welt Gedeihen,
Sich edle Geister so casteien.
Laß, Publicum, dich's nicht verdrießen!
Du mußt die Qual nun mitgenießen.

2.

Sie dachten die Naturen auszuwechseln,
Und wechselten nur fruchtlos manchen Brief.
Originales will der Eine künstlich drechseln;
Der Andre spinnewebt speculativ.
Kaum kennt man noch den Zauberer der Geister,
Wenn er beim Grübler dort in dumpfer Kammer haust.
Doch jeder bleibt er selbst: der Famulus, der Meister;
Der blasse Wagner und der kräft'ge Faust.

3.

Weil kein frisches Gefühl dem vertrockneten Herzen entströmte,
Alles in Röhren gepumpt, nannt' er sich sentimental.
Weil er die Nacht in Toboso vergeblich gesucht die Prinzessin,
Auch Windmühlen bekämpft, nannt' er sich Idealist.

4.

Gar schön grüßt Göthe Schiller's liebe Frau;
Die Gute grüßt; sie grüßt, und hört nicht auf zu grüßen,
Dreihundertsechzigmal! Ich zählt' es ganz genau:
Vier Bogen füllt es an, der Käufer muß es büßen.

5.

Wichtige Belehrung für die Küchenpost.

„Briefwechsel“, Th. II, S. 31.

Ja, weiser Göthe! Du hast wahrlich Recht!
Den Caviar muß man beim Frost versenden.
Vom feuchten Wetter wird das Salz geschwächt;
Die Eier faulen dann, und schmecken schlecht.
Doch dünn gesalzne Brief' in sechs geräum'gen Bänden,
Die lassen sich in jeder Jahrszeit spenden,
Und sind dem stumpfen Leser immer recht.

*) Wir haben in Nr. 66, 67, 162 u. 163 d. Bl. f. 1829 ausführliche Mittheilungen über den Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller gemacht, die das große und vielseitige Interesse desselben anerkannten. Man wolle uns daher auch die Mittheilung dieser geistreichen Scherze nicht verargen. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 50. — 19. Februar 1830.

Upham's Geschichte und Lehre des Buddismus.

Merkwürdig ist es und ein Beweis, wie wenig die Ansprüche auf universelle Bildung, die wir Europäer machen, in mancher Hinsicht gegründet sind, daß ein Religionssystem, zu welchem sich vielleicht ein volles Drittheil des menschlichen Geschlechts bekennt, das nach dem Christenthum und dem Mohammedanismus über den weitesten Umfang der Erdoberfläche verbreitet ist, bei uns bisher wenig mehr als dem Namen nach bekannt war. Wenn wir von Indien aus im Geiste unsere Blicke nach dem Norden richten, so haben wir vor uns jenen unermeßlichen Berggürtel, welcher stufenweise zu dem Hochlande Asiens, nach Tibet und den ausgedehnten Ebenen und Wüsten der Tatarei hinaufführt; im Osten liegen auf der Halbinsel jenseits des Ganges die 3 indochinesischen Königreiche Birma, Siam und Cochinchina, in weiterer Entfernung das große Kaiserthum China, und im indischen Ozean Japan, mit dem von dieser geheimnißvollen Insel abhängigen Archipel. Alle diese Länder bekennen sich zu der Glaubenslehre des Buddismus; und in Indien, wo dieselbe ihre alte Herrschaft nur noch auf der Insel Ceylon behauptet, finden wir überall zerstreut noch zahlreiche buddistische Gemeinden, welche sich aus den Religionskämpfen des indischen Mittelalters bis in unsere Zeit hinübergerettet haben.

Alles, was wir bisher über Ursprung, Geschichte, Inhalt dieses Religionssystems wußten, beschränkte sich auf einzelne zerstreute Notizen, welche auf keine Weise geeignet waren, uns ein einigermaßen befriedigendes Bild zu geben; erst im Laufe des vorigen Jahres haben wir in „The history and doctrines of Budhism, popularly illustrated, with notices on the Kappooism or demon worship, and of the Bali or planetary incantations of Ceylon, by *Edward Upham*“ (London, 1829) einen Versuch zu einer umfassenden und zusammenhängenden Darstellung der Geschichte und Lehre des Buddhismus erhalten, und so Vieles die Kritik auch an diesem offenbar mit tadelnswerther Uebereilung und ohne vorausgegangene gründliche Forschung hingeworfenen Werke aussetzen mag, so müssen wir dasselbe doch, da es größtentheils aus den heiligen Schriften der Buddisten selbst zusammengestellt ist, als eine äußerst wichtige Bereicherung unserer historischen und ethnographischen Literatur anerkennen.

Noch dauert unter den Gelehrten der Streit darüber, welche von den beiden in Indien herrschenden Religionen, der Glaube Brahma's oder Budda's, die ältere sei, und Upham, der Herausgeber der Geschichte und Lehren des Buddismus, erklärt sich mit Joinville u. A. für den Buddacultus. Der Hauptgrund, den er für diese Meinung anführt, scheint uns indessen auf einer petitio principii zu beruhen, die jeder Erfahrung und selbst der Geschichte unserer neuesten Zeit zuwider ist.

Ich bin der Meinung (sagt Upham), daß bei einer Vergleichung der beiden Religionen die Buddistische als die ältere angenommen werden muß aus folgenden Gründen: der Buddismus, der in uralten Zeiten sich über viele Gegenden Indiens verbreitet hatte, war in mancher Beziehung widernatürlich und unvernünftig. Eine unerschaffene Welt und vergängliche Seelen sind Vorstellungen, die nur in einem kindischen Zustande der Gesellschaft Eingang finden können, und die verschwinden müssen, sowie die geistige Bildung weiter fortschreitet. A fortiori kann eine solche Religion nicht errichtet werden (?), sobald bereits eine andere besteht, deren Fundamentalartikel die Schöpfung der Welt und die Unsterblichkeit der Seele sind. Ansichten, die aller Religion entgegen sind, können keinen Fuß fassen, oder wenigstens nicht die Herrschaft gewinnen, wo einmal ein religiöser Glaube vorhanden ist; daher haben wir das Recht, zu schließen, daß der Buddismus unter Brahmanen nicht entstehen konnte, und wenn wir ihn neben dem Brahmaismus finden, so muß er das ältere dieser beiden Systeme sein.

Ohne uns auf eine Widerlegung dieses seichten Raisonnements einzulassen, machen wir nur darauf aufmerksam, daß die heilige Sprache der Brahminen, das Sanskrit, erweislich nicht die Tochter, sondern die Mutter der heiligen Sprache der Buddisten, des Pali, ist. Wie bei mehren slawischen Völkern die Sprache, deren sie sich zur Zeit ihrer Bekehrung zum Christenthume bedienten, noch gegenwärtig unverändert die Kirchensprache geblieben ist, während im gemeinen Leben die mannichfaltigsten Mundarten, die aus derselben hervorgegangen sind, herrschen, so ist in Indien das Sanskrit wahrscheinlich seit den Zeiten, wo die Brahminenreligion ihre gegenwärtig noch bestehende Gestalt erhielt, unverändert die heilige Sprache der Religion geblieben, indeß für den Gebrauch des gemeinen Lebens sich all-

mälig immer mehr abweichende Dialekte daraus entwickelten. Einer dieser Dialekte, und der am wenigsten veränderte, also wahrscheinlich der älteste, ist das Pali; und zu der Zeit, als dieser die gemeine Volkssprache war, muß der Buddacultus entstanden sein; denn überall, wo wir Buddadiener finden, ist das Pali die Kirchensprache. Sehr nahe steht diesem Dialekte jedoch das Prakrit, eine andere Mundart des Sanskrit, die noch im spätern Mittelalter die Volkssprache Indiens war, die Mutter des gegenwärtig in Indien allgemein gesprochenen Hindustani; und der Ursprung des Pali, sowie des Buddacultus, wird dadurch in eine Zeit herabgesetzt, die wir im Verhältniß zu dem Alter der Brahminenreligion nur eine sehr späte nennen können. Nach den neuesten Forschungen in dem „Essai sur le Pali, ou langue sacrée de la presqu'île au-delà du Gange, par C. Burnouf et Chr. Zersen" (Paris, 1826) ist das Prakrit dem Pali beinahe ebenso nahe, als dieses dem Sanskrit verwandt und offenbar auf dieselbe Weise aus dem Pali, als das Pali aus dem Sanskrit entstanden. So heißt z. B. das Sanskritwort lokah, die Welt, im Pali: loko, im Prakrit: loo; Sanskrit: gadschah, der Elefant, Pali: gadscho, Prakrit: gao; S.: radschatam, Silber, P.: radschatam, Pr.: raadam; S.: vatschanam, Rede, P.: vatschanam, Pr.: vaanam; S.: divasah, Tag, P.: divaso, Pr.: diaho; S.: dschivam, Leben, P.: dschivam, Pr.: dschiam; S.: kritam, gemacht, P.: katam, Pr.: kaam, u. s. w.

Der ganze Buddismus, sowie er uns jetzt bekannt ist, erscheint, wenn wir ihn mit den Glaubenslehren der Brahminen vergleichen, nur als eine Reformation derselben. Wie jede Reformation Anfangs nur von dem Wunsche der Verbesserung schädlicher oder ärgerlicher Misbräuche ausgeht und durch den Widerstand der Altgläubigen, die von Dem, was sie einmal als wahr und recht angenommen haben, nicht lassen wollen, erst zu einer Spaltung und allmälig zu entschiedener Absonderung hingerissen wird, so scheint dies auch in Indien bei der Entstehung des Buddismus der Fall gewesen zu sein. Auch den Brahminen ist Budda, der göttliche Stifter des Buddismus, nicht fremd; sie verehren ihn als die neunte Incarnation Wischnu's. „Du tadelst", sagt ein Hindudichter in einer Anrede an Wischnu, „o Wunderbarer, die ganze Weda, wenn du siehst, o Mildherziger, daß darin das Schlachten des Viehes zum Opfer geboten ist, o Cesawa, indem du den Körper des Budda annimmst. Sei siegreich, o Heri, Herr des Weltalls!" Die Lehre der Seelenwanderung mußte auf den Grundsatz führen, daß alle Wesen, wie auch ihre äußere Lage sein mag, innerlich gleich sind, da derselbe Geist jetzt einen Brahminen oder Fürsten und morgen einen Pariah oder ein unreines Thier beseelen kann; und nahe lag die Folgerung, daß es unter allen Umständen unerlaubt sei, einem Wesen, das innerlich unsers Gleichen ist, Leides zuzufügen; daß alle Unterscheidungen, die nur das Aeußere berücksichtigen, thöricht und ungerecht sind, weil die Rangordnung im Reiche der Geister nur durch das innere Verdienst bestimmt wird. Einen Schritt weiter, und das Kastenwesen, die Grundlage aller politischen und religiösen Einrichtungen der Brahminen, wird als ein offenbares Hinderniß der freien Anerkennung des innern Werthes über den Haufen geworfen. Dies war ohne Zweifel die Entwickelung des Buddismus; die ältesten Buddisten waren nur eine Sekte von Wischnudienern, die auf strengere Heiligkeit drangen, als selbst die Wedas verordneten. Von den Brahminen excommunicirt, bildeten sie ihre Lehren allmälig zu einem selbständigen Systeme aus; und daß in diesem ihre Verfolger nur als die Feinde und nicht als die ursprünglichen Begründer desselben eine Stelle fanden, ist ebenso natürlich, wie es z. B. im neuern Europa die Bemühung der Protestanten war, ihre eigne **verbesserte** Kirche als die ursprünglich-evangelische, und die römisch-katholische, von der sie sich losgerissen, als eine abgefallene, entartete Sekte darzustellen.

Ein indisches Drama, welches sich in der 1827 zu Calcutta herausgekommenen Sammlung indischer Schauspiele („Select specimens of the theatre of the Hindus, translated by H. H. Wilson" *) befindet, gibt uns eine meisterhafte Schilderung des Zustandes der Gesellschaft in Indien zu der Zeit, wo die Trennung der Buddisten von den Verehrern Brahma's noch nicht bis zu offener Feindseligkeit gediehen war, und der blutige Kampf, der Jahrhunderte lang in Indien wüthen sollte, noch im Keime schlummerte. Wie in jenen Tagen des Mittelalters, die wir als die Vorbereitungsperiode zur Reformation betrachten können, zogen fanatische Schwärmer umher, die Buße predigten und die Entsagung aller irdischen Eitelkeiten foderten. Ein Mensch aus einer niedern Kaste, der im Spiele alle das Seinige verloren hat und von einer Bajadere aus den Händen seiner Gläubiger befreit wird, faßt den Entschluß, um der Schmach seiner bisherigen Lebensart zu entgehen, Buddapilger zu werden; und in einem der letzten Akte tritt er auf, wie er sein zum Zeichen der Demüthigung schmuziggelb gefärbtes Kleid in einem öffentlichen Garten wäscht und dazu ein religiöses Lied singt:

Sei Tugend, Brüder, euer Gut,
Rastlose Gier bezwungen,
Bewacht der Sinn in tapferm Muth,
Des Denkens Schwert geschwungen!
Stets liegt der Dieb im Hinterhalt,
Der Seele Reichthum raubt er bald.
Gedenkt, daß Leben muß gewiß
Und jedes Glück zerrinnen;
Strebt über Stolz und Finsterniß,
Den Sieg drum zu gewinnen.
Nur dann behaltet ihr die Stadt,
Wenn Flucht zerstreut die Feinde hat.
Ihr schert das Haar auf Haupt und Kinn,
Und Thorheit deckt die Brust;
Nach Innen muß das Messer hin,
Ist Euch der Fehl bewußt.

*) Vgl. Nr. 30 u. 31 d. Bl. D. Red.

Reißt aus dem Herzen jedes Arg,
Dann seid ihr frei und rein und stark!

Ein Brahmine, der ihm begegnet, weicht ihm aus:

Ein übles Zeichen, weh!
Es naht ein Buddabettler uns; doch — halt!
Er komme! — Bleibt doch uns ein andrer Weg.

Indem er sein Gewand ausbreitet, um es zu trocknen, entdeckt er, unter Blättern verborgen, den Leichnam seiner Wohlthäterin; er findet noch Leben in ihr und bringt sie zum Bewußtsein zurück, aber sie zu berühren wagt er nicht, weil ein Gesetz seines Ordens ihm gebietet, sich von dem weiblichen Geschlechte entfernt zu halten. Er beugt, um sie aufzurichten, eine Kriechpflanze von einem Baume zu ihr herab, damit sie sich an derselben erhebe, und führt sie darauf in ein Haus, worin fromme Buddaschwestern bei einander wohnen. „Geht aus dem Wege!" ruft er dem Pöbel zu, der sich um ihn zusammendrängt; „gute Freunde, aus dem Wege! Gebt Raum für ein junges Weib und einen armen Bettler! Es ist meine Pflicht, Hand und Mund im Zaum zu halten und jede Leidenschaft zu unterdrücken. Was sollte ein Mann wie ich um Königreiche sorgen? Sein ist die Welt, die kommen wird". Der Brahmine, dessen Geliebte die Gerettete ist, und den indessen das Gericht als den Mörder derselben, auf eine falsche Anklage, zum Tode verurtheilt hat, wird von dem Fürsten zum Statthalter der Provinz ernannt, und er belohnt den Buddabettler, dem er noch kurz vorher so verächtlich ausgewichen war, indem er ihn zu dem Vorsteher aller buddistischen Klöster in seinem Districte macht.

Die Ausbreitung des Buddismus wurde, wie es scheint, durch die Fürsten, welche das Ansehen und die Gewalt der Brahminen schmälern wollten, begünstigt; daher ist auch, der Sage nach, der irdische Stifter oder Verbreiter des buddistischen Glaubens, Gautama, ein Fürst, und gehört nicht der Priester-, sondern der Kriegerkaste an. Die Periode, in welche die Existenz dieses Fürsten gewöhnlich gesetzt wird, ist das 6. Jahrhundert vor Chr. Geb., indem mit dem Jahre 543 die buddistische Aera des Gautama beginnt. Wer indessen die Verwirrung kennt, die in der Chronologie des Orients herrscht, und wer die Erfahrung gemacht hat, wie schwer, ja oft unmöglich es ist, aus religiösen Sagen und Legenden den historischen Kern herauszufinden, der wird mit Recht anstehen, aus den sparsamen Daten, die uns bis jetzt vorliegen, ein entscheidendes Urtheil über das bestimmte Alter des Buddacultus zu fällen. Jedenfalls setzt das Glaubenssystem des Buddismus, sowie die heiligen Bücher der Buddisten es enthalten, in seiner tiefsinnigen Weltansicht und durchgreifenden Moral bereits einen hohen Grad von Ausbildung voraus, um Eingang finden zu können; und wir sehen hierin einen neuen Grund, die Entstehung dieser Religion in einer verhältnißmäßig nicht sehr alten Zeit zu suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbuchsliteratur. *)

21. Carnevalsalmanach. Herausgegeben von Schießler. erfüllt aufs bündigste seinen Zweck, den Kopf nicht zur lustigen Fastnachtszeit mit Denken anzustrengen. Ob aber diese Beschreibungen von Carnevalslustbarkeiten, diese Novellen, Gedichte und Rhapsodien, bei aller Leichtigkeit, nicht lustiger und witziger sein könnten, ist eine Frage, die Ref. nicht zu verneinen wagt. Manche Aufsätze sind just nicht tief, aber doch für das Carneval viel zu ernst: als z. B. „Der Todtentanz". Andere spielen ins Sentimentale, und befaßt sich damit der Harlekin, so ist er ausgeartet; vergißt man jedoch den Titel, so können die Novellen, die Glanzpartie des Almanachs, sehr wohl bestehen, von denen einige sogar die schwache Seite mit übertragen können, nämlich die 12 Kupfer von Maskenanzügen, in der Erfindung kaum mittelmäßig, in der Ausführung noch darunter. Dergleichen Gaben würden den Werth des

22. Komos und Satyr, allen Freunden der heitern Laune geweiht. nicht erhöhen, wenn nur der Inhalt der Zierde entbehren könnte. Aber aber, mit dessen Seichtigkeit verglichen, ist das Carneval gründlich zu nennen. Das Gute oder Leidliche darin ist nicht neu, und das Neue nicht gut, abgerechnet Anekdoten aus dem Leben des verstorbenen Herzogs A. v. G., die mit einigen Salzkörnern die fade Wasserbrühe zu würzen sich bemühen, aber in der Masse verschwinden. Den meisten Raum nimmt „Pater Cochem's dreitägige Höllenreise" ein, eine Blumaueriade, die, da nicht die Unsauberkeit des launigen Dichters der travestirten „Aeneis", wol aber dessen Witz und komische Ader fehlt, nur einigen Ekel und viel Langweile erregt und besser ungeschrieben geblieben wäre, was sich von den meisten Gaben dieses Komos behaupten läßt.

23. Rheinische Horen. Herausgegeben von Georg Friedrich Kolb.

Als Titelkupfer oder vielmehr -Lithographie gibt uns das Bildniß der Jeanne d'Arc keinen vortheilhaften Begriff von der Kunst des Zeichners, und als Wahl verwundert es uns; das einzige Kupfer sollte doch mit dem Titel sich einigermaßen identificiren: wie kommt die Jungfrau v. Orleans an den Rhein?

Dann erfahren wir, daß in der „Grotte in der Sierra Morena" die Leute sich mit sehr langen und verbrämten Reden vernehmen lassen; und wenn das, wie es fast den Anschein hat, die spanische Volksthümlichkeit ausdrücken soll, so ist die vergebliche Mühe zu bedauern: es kommt Niemandem spanisch vor, in unsern deutschen Novellen thun das Liebende, tyrannische Väter, Räuber u. s. w. auch, und selten lobt sie Eins darum. „Die Villa Fidelta", von dems. Verf. Eller, spielt zur Abwechselung in Italien; es ist aber die vorige Leier und könnte ebenso gut in jedem andern Romanenschauplatz vorsichgehen.

Gedichte, historische Fragmente u. s. w. füllen den übrigen Raum. Die Probe altdeutscher Dichtkunst gibt uns die Ueberzeugung, daß die Sprache der alten Germanen nicht so dumpf und klanglos gewesen wie die der spätern Enkel. „Die Erscheinung in Pfeffel's Garten" ist, wie Ref. aus dem Munde von Augenzeugen weiß, in dem Wesentlichen wahr, ja sie war wunderbarer als Geib's Bericht. Daß der König von Baiern in seinen Rheinprovinzen mit Liebe und Ehrfurcht begrüßt wurde, wird auch den Nichtbaiern freuen, er wird sich an der Beschreibung des schönen Landes vergnügen und vielleicht meinen, daß es nicht just nöthig gewesen, gleich durch die That zu beweisen, wie die Gelegenheitsgedichte selten Meisterstücke sind.

24. Vergißmeinnicht. Von H. Clauren.

25. Rosen.

Verleger und Kupferstiche, die Portraits, Mode- und

*) Vgl. Nr. 295 d. Bl. f. 1829. D. Red.

ist eine literarische Merkwürdigkeit, denn es enthält 30 kurze Gedichte der ersten englischen, französischen, deutschen, italienischen und spanischen Dichter — in Golddruck. 8.

Histoire de la vie et des ouvrages de P. Corneille, par *Jules Taschereau.* Paris, 1829.

Napoleon sagte auf St.-Helena: „Die Tragödie erwärmt und erhebt das Gemüth, ja sie bildet Helden. Deshalb glaube ich, daß Corneille Ursache an mancher schönen und großen Handlung in Frankreich ist. Wäre er zu meiner Zeit am Leben gewesen, so hätte ich ihn zum Fürsten erhoben". Wie klein dachte doch der Mann vom wahren Genie; er meinte es auszuzeichnen, wenn er ihm den Titel gäbe, den jeder König seinem Kammerdiener ertheilen kann, und den er selbst gewiß nicht sparsam an die Gehülfen seiner Macht ausgespendet hat. Corneille neben Davoust — welche Ehre!

Man hat häufig behauptet, Ludwig XIV. und sein Hof habe Corneille nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dem ist nicht so. Als des Dichters erstes Werk, „Der Cid", erschien, theilte man am Hofe den enthusiastischen Beifall der Stadt. Drei Mal mußte Corneille im Louvre erscheinen, der König wünschte ihm sehr angelegentlich Glück zu seinem ausgezeichneten Erfolg. Ebenso die Königin, die Prinzessinnen und Alles was zum Hof gehörte. Man konnte dies Trauerspiel nicht genug sehen, und man sagte am Hof sprichwörtlich: Das ist schön wie der „Cid". Es erschienen freilich von Claveret, d'Aubignac und den Scudery's elende Schriften gegen dies Trauerspiel, und Corneille hatte sehr Unrecht, sich darüber zu ärgern; es war ja nur die Sprache des Neides. Richelieu selbst (es wäre unglaublich, wenn es nicht so viele Schriftsteller aus seiner Zeit bestätigten) war unter diesen Neidischen, wenigstens hatte ihn Corneille bei seinem Stücke um Rath fragen sollen. Darum sollte sich auch die Akademie gegen dasselbe erklären. Diese aber sprach sich mit großer Mäßigung und Unparteilichkeit darüber aus. Voltaire hat indessen Unrecht, dies akademische Urtheil wegen seines literarischen Werths zu loben. Die Herren hatten weniger Genie und Sinn für dramatische Dichtkunst als Corneille. Sie hätten wohlgethan, den Dichter zu hören, ehe sie über ihn urtheilten, dann würden sie nicht über Manches Tadel ausgesprochen haben, was heutzutage in Frankreich als dramatische Schönheit gilt. Der Verf. sieht in Richelieu den Feind und Verfolger des „Cid" und auch Corneille's. Wir glauben, er ist hier etwas im Irrthum. Richelieu war neidisch über den „Cid" und hätte gern einigen Theil an einem Werke gehabt, das Alle entzückte; aber weiter nichts. Corneille behielt die Pension, die ihm der Minister früher ausgesetzt. Er blieb auch Einer der 5 Dichter, die Richelieu nach eignem Gefallen mit dramatischen Sujets beschäftigte und reichlich dafür belohnte. Corneille war freilich hier in übler Gesellschaft, es lebte aber damals kein Ebenbürtiger. Wir haben auch noch einen Brief des Dichters, wo er einem gewissen Boisrobert für die Uebersendung der libéralités de Monseignbur dankt und diesen seinen Herrn und Wohlthäter nennt. Fontenelle sagt also wol ganz richtig, Richelieu habe als Minister das Talent belohnt, auf das er als Dichter so neidisch war. Hier muß auch angeführt werden, daß Corneille kurz nach der ersten Darstellung des „Cid" in den Adelstand erhoben wurde. Dies konnte doch nicht ohne Wissen und Willen eines Ministers geschehen, der mehr regierte als der König selbst. Corneille liebte die Tochter des Generallieutenants des Andelys; der Vater wollte aber seine Einwilligung nicht zu dieser Mißheirath geben. Richelieu erfuhr es und ließ den hartnäckigen Vater nach Paris kommen. Er langte zitternd an, denn er fürchtete, in Ungnade gefallen zu sein, und war von Herzen froh, daß er mit der Einwilligung zur Heirath seiner Tochter mit einem so hochbegünstigten Mann wie Corneille davon kam. Wir billigen dieses Verfahren nicht, sondern führen es nur an, um darzuthun, daß Richelieu nie Corneille's Feind und Verfolger gewesen ist.

Der Dichter des „Cid" war glücklicher als sein Nachfolger Racine, denn alle seine Trauerspiele wurden günstig aufgenommen. Jedermann war darüber entzückt, und nicht einmal der Neid wagte dagegen laut zu werden. Die Scene zwischen August und Cinna brachte die Wirkung hervor, die sich der Dichter davon versprochen hatte, ja sie übertraf noch seine Erwartungen, denn der große Condé vergoß Thränen darüber. Bekanntlich dedicirte Corneille dies Stück einem ganz obscuren Mann, dem Financier Montauron, den er kurzweg mit August vergleicht. Gewiß war es peinlich, zu sehen, wie die Hand, welche „Cinna" niederschrieb, dafür eine Gabe von einem dummstolzen Menschen heischte. Wenn aber Voltaire darüber ganz entsetzlich tobt, so sollte er doch die Niedrigkeiten nicht vergessen, die er sich selbst erlaubte, seine kriechenden Schmeicheleien bei Mad. Pompadour und Dubarry, seine mehr als artigen Briefe an die Kammerfrau der Herzogin von Choiseul u. s. w. Dabei muß man Eins zu Corneille's Entschuldigung nicht vergessen: der Dichter war arm und hatte eine zahlreiche Familie zu ernähren. Voltaire hingegen war durch seine Theilnahme an der Armeeproviantlieferung reich geworden, besaß Schlösser und Landgüter. Corneille erhielt für jene Zueignung 10,000 Fr., die heutzutage mehr denn 20,000 wären.

Der Verf. ist in seiner Lebensgeschichte Corneille's mit vieler Gründlichkeit und Umsicht zu Werke gegangen. Vielleicht hat er sich hier und da zu sehr ins Einzelne eingelassen. An dem Leben eines Mannes wie Corneille ist freilich Alles anziehend. 17.

Notizen.

Die beiden Friedensfeste in Konstantinopel.

Bekanntlich gaben bei Gelegenheit des letzten Friedensschlusses zwischen Rußland und der Pforte die Botschafter von England und Frankreich glänzende Feste in Konstantinopel. Bei dem des englischen Gesandten wurden die anwesenden Türken zum Weintrinken genöthigt, und es fielen Excesse vor. Der französische Gesandte bewirthete seine türkischen Gäste blos mit Sorbet und dergl. und allenfalls, auf Verlangen, mit einem Glase Champagner. Hier fielen keine Unordnungen vor. „Ein Fingerzeig", sagt ein öffentliches Blatt, „welche Nation am mehrsten berufen ist, Barbaren auf die Bahn der Gesittigung zu führen".

Brasilien.

Der Finanzminister dieses Landes hat einen ziemlich ausführlichen Bericht über die financielle Lage Brasiliens und den Zustand der Bank in Rio-Janeiro publicirt, aus welchem man u. A. ersieht, daß sich zwar der Ertrag der Douanen zu Rio-Janeiro in den letzten Jahren nicht unansehnlich gehoben hat, daß aber auch die Staatsausgaben sich ungemein bedeutend vermehrten, und mithin die Finanzen eben nicht blühender geworden sind. Die über die ankommenden Neger gehaltene Liste zeigt: daß 1827 nicht weniger als 29,787 solcher Unglücklichen eingeführt wurden, 1828 die Zahl derselben aber 43,555 stieg, und daß in den ersten 3 Monaten von 1829 1345 daselbst anlangten. Im Jahre 1703 wurde die Münze zu Rio-Janeiro gegründet, und in dieser Anstalt bis zum 23. März 1829 geschlagen und im Umlauf gebracht für 7,875,184,413 Reis oder 49,319,900 Fr. Kupfergeld, und für 2,633,529,350 Reis oder 16,459,558 Fr. Silber. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1830.

Georg Forster's Briefwechsel.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 48.)

In diesem Ringen mit Gedanken und Zweifeln fühlte er (II, S. 31): „daß nie ein Zeitpunkt an Phantasie und Empfindung der guten echten Art ärmer gewesen als der unserige, und daß man nie mehr in Gefahr gestanden, die kalte Vernunft auf Kosten des Gefühls zu einem allangebeteten Götzen zu erheben", und darum blieb ihm eine Schule herzlich verhaßt, die, von religiösem Glauben, poetischem Ahnen und speculativer Tiefe gleichweit entfernt, mit einer sogenannten Philosophie des gesunden Menschenverstandes alle Räthsel gelöst, jedes Verlangen befriedigt zu haben glaubte, und mit absolutem Mangel an Duldsamkeit, die sie selbst unaufhörlich predigte und in Anspruch nahm, alle Andersdenkende heftig verfolgte. „Die Toleranz", schreibt er schon 1781, „ist ein gut Ding, wenn nur in diesem toleranten Jahrhundert nicht so viel davon gesprochen würde. Die Toleranzprediger haben oft eine ganz eigne Art von Intoleranz". Und als die Bekämpfung katholischer Umtriebe und Bekehrungsversuche von Berlin aus mit so leidenschaftlicher Heftigkeit betrieben ward, aus Mainz 1789 (S. 754): „Die Folge von dieser gewaltsamen Art, gegen vermeintliche Feinde des Protestantismus zu Felde zu ziehen, kann keine andere sein, als noch plumpere, intolerantere Ausfälle von der andern Seite zu veranlassen; und daran hat es auch nicht gefehlt, denn hier in Mainz sind die Katholiken seitdem intoleranter geworden". S. 775: „Ich bin mit Ihnen einverstanden, daß die certaine science, sie mag herkommen aus Rom oder aus Berlin, aus welcher Quelle sie will, nichts taugt, und daß eine jede pleine puissance in Absicht der Mittel eine Abscheulichkeit ist, sie mag von Wöllner oder von Nicolai herrühren". S. 794: „Daß Gedike und Biester nicht ruhig bleiben können, ist auch empörend genug. Ueber dem leeren Geschwätz von nichtigen Gegenständen wird für wahre Erweiterung der Kenntnisse nichts geleistet, und endlich muß man glauben, daß Leute, die nichts Anderes als die Vertheidigung Berlins, oder die Jagd auf Jesuiten, oder die Verfolgung eines Stark im Kopfe haben, selbst leer sind und nichts Besseres mehr liefern können".

Bei solchen Gesinnungen und Ansichten ist es nicht zu verwundern, daß Forster mit diesen Herren in einen öffentlichen Streit gerieth, dessen im Briefwechsel mehrfach gedacht wird, der nunmehr vergessen ist, aber wegen der nahen Beziehung, in der er zu der Art und Weise einer ähnlichen, an sich löblichen Polemik unserer Tage steht, es wol verdient, gegenwärtig wieder in Erinnerung gebracht zu werden. Wir nehmen keinen Anstand, die hier sich dazu darbietende Gelegenheit zu benutzen, da die Form dieser Blätter, die auf literarische Belehrung und Unterhaltung im Allgemeinen geht, glücklicherweise die Schranken nicht kennt, welche andern nur auf den eben gewonnenen Ertrag der Literatur gerichteten Zeitschriften gesetzt sind.

Die „Berlinische Monatsschrift" machte im Auguststück 1789 einen Brief des kurmainzischen Hofgerichtsraths Bender zu Eltvill an die Witwe des Verwalters Kramer bekannt, in welchem er sie ermahnt, da ihr lutherischer Ehemann nun gestorben, ihre Söhne nicht, wie es früher ausgemacht war, in der Religion desselben, sondern in der katholischen erziehen zu lassen, da sie als wahre Katholikin von der alleinseligmachenden Kraft derselben überzeugt sein müsse. „Dieser Abdruck", erklärten die Herausgeber, „diene zur Beschämung des Briefstellers, der auf das hinterlistigste alle Motive in Bewegung zu setzen sucht, um eine schwache und betrübte Person zu einem unredlichen Schritt zu verleiten, indem er ihr denselben als Pflicht und als Befehl von Gott vorspiegeln will". Dagegen erhob sich Forster in einem Aufsatze:

Ueber Proselytenmacherei

(„Berl. Monatsschr.", 1789, Dezember, und wieder abgedruckt in den „Kleinen Schriften", Th. III).

Niemals (dies ist der wesentlichste Inhalt dieses merkwürdigen Aufsatzes) haben die Bekenner des alleinseligmachenden Glaubens dem ernsten Bestreben entsagt, Andersgesinnte zu ihrer Meinung zu überreden. Es ist ein Trugschluß, wenn man glaubt, daß ein aufgeklärter Katholik im Stillen schon mehr als ein halber Protestant sein müßte. Dieser Wahn hat sich verbreitet; und nun, da die Erfahrung mit ihm nicht übereinstimmt, muß die Ueberzeugung der Katholiken, daß die Bekehrung Andersgesinnter verdienstlich sei,

mit einem Male etwas Unerhörtes heißen. Aber der Katholik handelt ganz consequent, denn der Glaube, daß außer dem Schoße der Kirche keine Seligkeit zu hoffen sei, stände ja mit der Menschenliebe in Widerspruch, wenn er nicht an den Wunsch, eine allgemeine Bekehrung zu bewirken, innig gebunden wäre. Die Wahrheit steht noch immer einem unaufgelösten Probleme ähnlich, und so lange dies der Fall ist, d. h., so lange Verschiedenheit der Meinungen herrscht, kann ihre Erforschung ohne Discussionen, ihre Mittheilung ohne Ueberredung nicht vonstattengehen. Von der Wahrheitsliebe ist also der Bekehrungsgeist unzertrennlich, insofern er das Bestreben ist, Andere zu seiner Meinung zu gewinnen. Vom Wilden bis zum Großinquisitor, vom frommen Schwärmer bis zum Philosophen sind wir Alle Proselytenmacher; und was so tief in der menschlichen Natur gegründet ist, kann nicht an sich, kann nur durch den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel sträflich sein. Also darf man auch den Katholiken, bis ihre Kirche durch eine bestimmte, alle ihre Bekenner bindende Auslegung ihres Lehrbegriffs den Andersgesinnten die Hoffnung der Seligkeit zugestehen wird, das Proselytenmachen nicht wehren, oder auch nur dieses Wort mit dem Ausdruck der Verunglimpfung aussprechen, um die Handlung selbst und die Religion, welche sie zu billigen scheint, in einem gehässigen Lichte zu zeigen. Können die Protestanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerstehen; ist es mit ihrem Herzen und ihrem Verstande so bestellt, daß die Lehre, für welche das Blut ihrer Väter einst geflossen, ihnen jetzt verwerflich scheint, so ist ja alle Rettung verloren, aller Widerstand vergeblich, und jede Anklage eines katholischen Proselytenmachers bei dem Publicum eine Herausfoderung, welche die gefürchtete Apostasie des großen Haufens und demnächst den Sturz der ganzen Partei nur beschleunigt. Aber die gute Sache des Protestantismus ist nicht so verzweifelt, und die Katholiken können sich in der That nur aus der Classe von Protestanten Proselyten suchen, die weder für die Moralität ihrer Religion Sinn, noch für die Gründe derselben Vernunft besitzt. Alle Mittel, diese Classe bei ihrem Glauben zu erhalten, die nicht auf die Erweckung des moralischen Sinnes, auf verstärkte Wirksamkeit der eignen Denkkräfte abzwecken, reduciren sich auf offenbare Gewalt, auf das Recht des Stärkern. Diesem Rechte, dem Gebrauche der Gewalt in den Angelegenheiten der Religion haben in unsern Tagen auch die unumschränktesten Herrscher entsagt; sie wagen es, diejenigen ihrer Unterthanen, deren Verstand und Gefühl den Argumenten der Bekehrer den wenigsten Widerstand leisten können, sich selbst zu überlassen. Hat diese Sorglosigkeit nun wol für die protestantische Kirche betrübte Folgen gehabt? Nein, kein District, keine Stadt, kein Dorf in jenen Ländern ist bekehrt; Beispiele von einzelnen Proselyten lassen sich nachweisen, allein sie bleiben seltene Ausnahmen und können durchaus keinen allgemein gewordenen Hang zum Katholicismus unter den Protestanten darthun. Vielmehr muß, wenn die Bestürmung von Seiten der Katholiken in der That so groß ist, wie sie vorgestellt wird, ihr unbedeutender Erfolg wie ein Wunder erscheinen. Was am meisten wirken und am gefährlichsten werden könnte, wäre die Macht des Beispiels, diese langsam und sicher wirkende, sanft überredende, sich einschmeichelnde Macht. Sie könnte unvermerkt die Wachsamkeit der Protestanten einschläfern und alle Stützen ihrer Kirche untergraben, besonders in protestantischen Ländern, die von katholischen Fürsten beherrscht werden. Aber die Erfahrung hat in Deutschland an mehr als Einem Beispiele gelehrt, daß es auch damit nichts auf sich hat, unter dem Schutze verfassungsmäßiger Einschränkung der Fürstengewalt. Ohne allen Vergleich gefährlicher würde es in Staaten sein, deren Beherrscher ein Despot wäre und planmäßig Alles allmälig so einzuleiten suchte, daß der große Schritt einer feierlichen Wiedervereinigung mit Rom zuletzt weder auffallen noch empören könnte; aber dann wäre nicht der Katholicismus an und für sich, sondern einzig und allein in Verbindung mit den Greueln einer despotischen Regierungsform der protestantischen Kirche furchtbar. Was aber den besondern Fall, der zu diesen Betrachtungen Anlaß gegeben, betrifft, wie kann man es als ein Verbrechen betrachten, wenn ein Katholik seiner Glaubensgenossin anräth, ihre Kinder katholisch zu erziehen; wie sich wundern, daß ein katholischer Beamter in einem katholischen Lande katholische Grundsätze hat? Ist es in den Augen eines Protestanten schändlich, ein Katholik zu sein und seinem Glauben gemäß zu handeln, so wird man sich auch nicht wundern dürfen, wenn Katholiken den Protestantismus verabscheuen und von den Handlungen der Protestanten, die aus ihrem Lehrbegriff fließen, manches lieblose Urtheil fällen sollten. Die sonst verdienstliche Bemühung der „Berliner Monatsschrift" wider den katholischen Bekehrungseifer verliert ungemein an Wirksamkeit, wenn über wissentliche Betrüger und über die treuherzigen Anhänger an Vorurtheile der Erziehung und religiöse Autorität gleiche Verdammniß ergeht. Dies Verfahren raubt den Herausgebern alles Zutrauen der Katholiken, nicht allein der sogenannten rechtgläubigen, sondern auch derjenigen, die mit redlicher Unverdrossenheit unter ihren Glaubensgenossen die Masse von Kenntnissen zu vermehren, den Geist der Duldung und seine wohlthätigen Wirkungen immer mehr zu verbreiten, und ihre Volksreligion nach und nach von allem papistischen Sauerteig zu reinigen wünschen. Denn diese gutdenkenden Männer muß es verdrießen, daß die Neckereien der Protestanten und ihre Vorwürfe den Eifer orthodoxer Katholiken gerade für diejenigen Sätze wach erhalten, deren Misbrauch und schädliche Misdeutung sie längst erkannt haben, deren Ansehen aber einschlummern muß, ehe es ganz gestürzt werden kann. Anstatt also der Aufklärung des katholischen Deutschlands in die Hände zu arbeiten, wirkt man ihr durch dies Verfahren gerade entgegen.

Mit wie sauern Gesichtern die Herausgeber der „Berliner Monatsschrift" sich zur Aufnahme einer solchen Beleuchtung ihres Verfahrens entschlossen, kann man denken. Biester begleitete sie mit einer Antwort, die nichts enthält als Gewäsch. Sehr naiv beklagt er sich über das Jubelgeschrei, welches die Gegner erheben würden. Einzusehen, daß der orthodoxe Katholicismus an seiner eignen Vernichtung arbeitet, wenn er sich aus Forster's Freisinnigkeit Waffen schmieden will, dazu fehlte ihm die Unbefangenheit.

Forster's stete Geldverlegenheit brachte ihn auf den Gedanken, eine Reise nach England zu unternehmen, wo er versuchen wollte, von der Regierung, wenn auch nur einen geringen Theil der Belohnung zu erhalten, die man ihm und seinem Vater als Begleitern Cook's schuldig war und unrechtmäßigerweise vorenthielt. Er trat sie an 1790, in Begleitung des damals 20jährigen Alexander von Humboldt. Weder jene Erwartung Forster's von dieser Reise ward erfüllt, noch eine andere, für ein umfassendes Werk über die Inseln im Südmeer in London entweder einen Verleger zu finden, oder die Unterstützung eines Privatmannes, um es in Deutschland herausgeben zu können. Die Welt hat aber eine schöne Frucht von dieser Reise geerntet, die „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant u. s. w.", ein Buch, welches Lichtenberg so entzückte, daß er über den 1. Band an Forster schreibt (II, S. 71):

Ich sage Ihnen ebenso aufrichtig als gerade heraus, daß ich Ihre Ansichten für eines der ersten Werke in unserer Sprache halte. Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein ein-

ziges Wort Individualität zu geben, wodurch man sogleich erinnert wird, daß Sie die Bemerkung nicht blos sprechen, sondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftsteller in solchem Grade angetroffen.

Noch stärker drückt er sich über den 2. Band aus (S. 172).

Von dem Zeitpunkte des Fehlschlagens jener Hoffnungen an werden Forster's Briefe schwermüthig, trübsinnig, fast verzweifelnd, und erwecken das innigste Bedauern jedes Lesers von Gefühl. An Jacobi, 1791:

Ich habe mich vielleicht in meinem Leben in keiner drückendern Lage befunden als jetzt. Das ganze Jahr habe ich unablässig mit eisernem Fleiß und großer Anstrengung des Geistes gearbeitet. Meine Kräfte sind erschöpft, mein Körper ist keiner Anstrengung mehr fähig, mein Geist ist erlahmt, und ich habe die betrübteste Aussicht auf den Winter und auf das künftige Jahr vor mir. Es ist, als ob mir Alles zu Wasser werden müßte, nichts gedeiht mir; je mehr ich arbeite, je mehr ich hoffe zu gewinnen, desto ärger zerrinnt mirs unter den Händen; und ich stehe jetzt mit leeren Händen da, unfähig wie bisher zu arbeiten, und doch nicht im Stande, ohne die Fortsetzung der bisherigen Anstrengung mit meinem Haushalt auszukommen.

An Denselben 1792 im August:

Ich habe Augenblicke, wo eine a n d e r e Gattung von Unglück mich das Drückende in meiner äußern Lage tiefer empfinden läßt. Es ist unbeschreiblich, was der Mensch erfahren kann, und wenn alles Böse, was uns widerfährt, wie ich nicht zweifle, zu unserer Besserung geschieht, so muß ich wirklich schließen, daß an mir ganz ungeheuer viel zu bessern gewesen ist und noch bleibt.

Das Wort a n d e r e ist im Briefwechsel unterstrichen. In der Lebensbeschreibung sieht sich der theilnehmende Leser vergebens nach einer Deutung desselben um, und ahnet doch, daß sie dort am besten zu geben wäre. Auch Forster's Gesundheit wurde immer wankender und dadurch sein Gemüth immer reizbarer. Von so mannichfachen Leiden bestürmt, von so vielem Misbehagen des innern und äußern Menschen gequält, war sein ganzes Dasein schon ein fortwährender Kampf mit dem Leben, als der große politische Sturm von Westen her auch für ihn die traurige Katastrophe herbeiführte, der wir noch einen dritten Artikel widmen wollen. *) 7.

*) Der dritte Artikel folgt im März. D. Red.

Einige literarische Erzeugnisse Spaniens aus neuester Zeit.

Da fällt uns zuerst unser Bouterwek im spanischen Mantel in die Hände; aber der Mantel steht ihm schlecht, und man hat ihm seine deutsche Kleidung aufgetrennt und ganze Stücke davon als unbrauchbar verworfen. Beweisen wir das. Der Titel ist: „Historia de la literatura Española, escrita en Aleman por *J. Bouterwek*, traducida al Castellano y adicionada por D. *Jose Gomez de la Cortina*, y D. *Nicolas Hugalde Mollinedo*“ (Madrid, 1829, 4.). In dem Prospectus, der diese Uebersetzung ankündigt, sagen die grundgelehrten Herren Cortina und Mollinedo, der gerühmte deutsche Gelehrte sowol als sein Nachfolger, Abschreiber und Commentator Sismondi, in denen man früher unfehlbare literarische Autoritäten erkannt und geehrt habe, hätten sich in der Darstellung der gesammten castilischen Literatur gar manche Fehler zu Schulden kommen lassen, die s i e verbessern würden; nicht minder solle manche Lücke ausgefüllt werden, die man in jenen Werken leicht entdecke. Aber die Herren haben nicht Wort gehalten; und doch konnte das gelehrte Publicum dies wol erwarten. Denn sie leben ja in der Hauptstadt Spaniens, sind versehen mit allen Hülfsmitteln, die dem Unternehmen förderlich sein konnten, und standen mit Gelehrten ihres Vaterlandes in Verbindung; dennoch ist ihr Werk lückenvoller und irrthümlicher, als das Bouterwek'sche und Sismondi'sche. Schon in der Vorrede sagen sie, daß, da Bouterwek über politische und theologische Erzeugnisse ihrer Literatur mit jener Licenz spreche, die seiner Nation eigen sei, sie es für nöthig und angemessen hielten, über derlei Werke gar nicht zu sprechen, da dies einestheils außer ihrem Plane liege, anderntheils aber Bouterwek in politischer und theologischer Hinsicht nichts enthalte, was nicht in den Schriften des Velasquez und des Pater Sarmiento bereits enthalten sei. Diese Aeußerung zeigt uns zugleich Spaniens jetzige traurige politische und literarische Lage, wo die Wahrheit das Haupt nicht zu erheben wagt. Bouterwek's Vorrede, die eine Skizze der Geschichte der spanischen Sprache, ihres Ursprungs, ihrer Bildung, ihrer Verwandtschaft mit den andern Töchtersprachen der lateinischen, ihrer ersten poetischen Versuche, mit Bezug auf Euphonie und Prosodie, gibt, haben sie ebenfalls ganz weggelassen, weil, wie sie sagen, dieselbe nur eine Wiederholung Dessen sei, was Velasquez und Sarmiento schon geschrieben haben. Freilich hat B. beide genannte Autoren bei Abfassung seiner Vorrede benutzt; aber er hat auch dabei aus andern Quellen geschöpft, zu denen die neuen Herausgeber nicht kommen konnten. Zudem scheuen sich ja die neuen Bearbeiter nicht, im Werke selbst Zusätze zu machen, die sie in Velasquez und Sarmiento fanden; warum wollten sie das in der Vorrede nicht thun? Was diese Zusätze, Berichtigungen und Noten betrifft, so nehmen sie dieselben aus Sanchez, Quintana, Martinez de la Rosa, Velasquez u. A. Wir finden ferner in dieser Bearbeitung Ergänzungen zum Bouterwek'schen Werke aus dem Buche „Rimado de Palacio“, von Don Pedro Lopez de Ayala, aus der gereimten Chronik des Grafen Fernan Gonzalez und einige poetische Stellen aus dem berühmten „Cancionero de Baena“. Außerdem finden sich nicht wenige Stellen, welche aus alten Manuscripten genommen sind, über welche Beide gebieten konnten. Dies muß mit Dank anerkannt werden; dennoch haben sie manche Irrthümer Bouterwek's nicht rectificirt. So haben z. B. weder B. noch seine Uebersetzer und Verbesserer auf den unbezweifelten Unterschied zwischen Volks- und Hofpoesie Rücksicht genommen, noch auch befriedigende Auskunft über die Romanzen oder deren Unterschied bei Arabern, Provençalen und Troubadours ertheilt. Wie ungenügend ist Das, was sie über den Zeitpunkt sagen, wo der Cid lebte, was um so unangenehmer ist, da dieser Zeitpunkt so viel Licht über die berühmte Romanzensammlung verbreitet. Sowol der Cid selbst, als auch die frühern vor dem 15. Jahrh. erschienenen, von Sanchez publicirten Gedichte sind nur unvollkommen gewürdigt, eine Bemerkung, die auch auf die Werke des Don Alonso el Sabio paßt. Weder Bouterwek noch seine Bearbeiter und Uebersetzer haben dem literarischen Triumvirat des Don Juan de Mena und der beiden Marquis von Villena und Santillana, die sich so große Verdienste um die Ausbreitung der spanischen Literatur im Lande selbst und in Italien erwarben, die Aufmerksamkeit geschenkt, die sie verdienten. Keiner von ihnen spricht von den Versuchen in heiligen und andern Dramas, die man unbezweifelt schon vor den Dramatikern gemacht hat, welche als die frühesten genannt werden. Da endlich, wo sie von alten Chroniken und namentlich von der von Ayala sprechen, sagen sie kein Wort von der von Einigen bezweifelten Existenz des Don Pedro El Cruel. Dies wären die Lücken, welche die Verf. auszufüllen hätten, deren Streben für die Literargeschichte ihres Vaterlandes übrigens beifällige Anerkennung verdient. Irren wir nicht, so lasen wir vor Kurzem im „Hesperus“ den Wunsch des Hrn. Professor E. Münch ausgedrückt, der deutsche Verleger des Bouterwek'schen Werks möge Cortina's

und Mollinedo's Zusätze in einem Supplementbande in deutscher Sprache geben. Wäre es aber nicht räthlicher, abzuwarten, ob Bouterwek's Uebersetzer in einer neuen Ausgabe die angedeuteten Lücken nicht vielleicht ausfüllen?

Man wird einräumen, daß, so lange der beengte Zustand der Presse die freie Regsamkeit spanischer Autoren hemmt, es ein lobenswerthes, ja edles Unternehmen sei, wenn sie sich mit der Sammlung und dem Wiederdruck alter Erzählungen beschäftigen, die in der Zeit spielen, wo Spanien das Land des Ritterthums und der Liebe war. Die Verbreitung solcher Werke kann nicht nachdrücklich genug empfohlen werden, weil sie den Spaniern beweisen, daß der Mann gerade da am freiesten war, als man dem Monarchen mit fast abgöttischer Verehrung nahte, und daß Treue und Freiheit Hand in Hand miteinander gingen. Don Augustin Duran hat einen solchen Wiederdruck veranstaltet in: „Romancero de romances Moriscos compuesto de todos los de esta clase, que contiene el romancero general, impreso en 1614" (Madrid, 1828). Er sagt, er werde, wenn das Publicum die Arbeit günstig aufnähme, das Werk fortsetzen, bis er nicht blos alle noch übrigen maurischen Romanzen, sondern auch Alles, was die spanische Poesie Treffliches im erotischen, idyllischen, satyrischen und epischen Fache aufweisen kann, oder auch was zu des Landes Geschichte gehört, gegeben hat. Solches Unternehmen verdient alles Lob; nur sei die Bemerkung erlaubt, daß es schwerlich genügt, solche Romanzen und andere Stücke blos wieder abzudrucken; sondern erst dann wird das Buch Werth haben, wenn historische und kritische Noten jedes Stück begleiten.

Nun noch ein Erzeugniß von einem Plagiarius. Der Krieg zwischen Rußland und der Türkei, der, wie bei uns, so in Spanien, Alles spannte, brachte den Dr. Fermin Caballero, der einige kritische Episteln gegen das von uns in d. Bl. schon erwähnte Miñano'sche „Diccionario geografico" geschrieben hat, auf den Gedanken, jene Spannung zu benutzen, und kündigte auf Subscription ein Werk unter dem Titel an: „La Turquia, teatro de la guerra presente". Nach seinen Insertionen in das „Diario de Madrid" und in die Hofzeitung, versprach man sich viel und sah der Erscheinung mit Begierde entgegen. Es erschien, und man fand wörtlich fast abgedruckt eine „Viaje á Constantinopla" aus dem Jahre 1784, von D. Gabriel de Aristizabal. Dieses unverschämte Plagiat hat dem von Caballero angegriffenen Miñano die Waffen in die Hand gegeben und ihn vermocht, eine „Correccional fraterna" drucken zu lassen, wo er nachweist, das Ganze sei abgeschrieben, aber in Hinsicht des Geographischen habe Caballero mehr Fehler gemacht, als der Originalreisende. 5.

Auf Veranlassung des Briefwechsels zwischen Göthe und Schiller. *)

1.

Erst brachte seinem Schiller Göthe
Das derb materiell Concrete:
Das sollt' ihm stärken Leib und Seele;
Doch würgt' es hart ihn in der Kehle,
Was Niemand leichtlich wohl vermeidet,
Wenn er die Krebs' in Viertel schneidet.

*) Wir haben in Nr. 66, 67, 162 u. 163 d. Bl. f. 1829 ausführliche Mittheilungen über den Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller gemacht, die das große und vielseitige Interesse desselben anerkannten. Man wolle uns daher auch die Mittheilung dieser geistreichen Scherze nicht verargen. D. Red.

Dann brachte Schiller das Abstracte,
Auch das Verzwickte, das Vertrakte.
Da schnitt nun Göthe viel Grimassen:
Doch wußt' er sich ein Herz zu fassen.
Konnt' es dem Gaumen nicht behagen,
Verdaut' ers doch mit tapferm Magen.

So lebten sie, in solchem Handel,
Friedlich beisammen ohne Wandel.
Nie sah man, zu der Welt Gedeihen,
Sich edle Geister so casteien.
Laß, Publicum, dich's nicht verdrießen!
Du mußt die Qual nun mitgenießen.

2.

Sie dachten die Naturen auszuwechseln,
Und wechselten nur fruchtlos manchen Brief.
Originales will der Eine künstlich drechseln;
Der Andre spinnewebt speculativ.
Kaum kennt man noch den Zauberer der Geister,
Wenn er beim Grübler dort in dumpfer Kammer haust.
Doch jeder bleibt er selbst: der Famulus, der Meister;
Der blasse Wagner und der kräft'ge Faust.

3.

Weil kein frisches Gefühl dem vertrockneten Herzen entströmte,
Alles in Röhren gepumpt, nannt' er sich sentimental.
Weil er die Nacht in Toboso vergeblich gesucht die Prinzessin,
Auch Windmühlen bekämpft, nannt' er sich Idealist.

4.

Gar schön grüßt Göthe Schiller's liebe Frau;
Die Gute grüßt; sie grüßt, und hört nicht auf zu grüßen,
Dreihundertsechzigmal! Ich zählt' es ganz genau:
Vier Bogen füllt es an, der Käufer muß es büßen.

5.

Wichtige Belehrung für die Küchenpost.

„Briefwechsel", Th. II, S. 31.

Ja, weiser Göthe! Du hast wahrlich Recht!
Den Caviar muß man beim Frost versenden.
Vom feuchten Wetter wird das Salz geschwächt;
Die Eier faulen dann, und schmecken schlecht.
Doch dünn gesalzne Brief' in sechs geräum'gen Bänden,
Die lassen sich in jeder Jahrszeit spenden,
Und sind dem stumpfen Leser immer recht.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 50. — 19. Februar 1830.

Upham's Geschichte und Lehre des Buddismus.

Merkwürdig ist es und ein Beweis, wie wenig die Ansprüche auf universelle Bildung, die wir Europäer machen, in mancher Hinsicht gegründet sind, daß ein Religionssystem, zu welchem sich vielleicht ein volles Drittheil des menschlichen Geschlechts bekennt, das nach dem Christenthum und dem Mohammedanismus über den weitesten Umfang der Erdoberfläche verbreitet ist, bei uns bisher wenig mehr als dem Namen nach bekannt war. Wenn wir von Indien aus im Geiste unsere Blicke nach dem Norden richten, so haben wir vor uns jenen unermeßlichen Berggürtel, welcher stufenweise zu dem Hochlande Asiens, nach Tibet und den ausgedehnten Ebenen und Wüsten der Tatarei hinaufführt; im Osten liegen auf der Halbinsel jenseits des Ganges die 3 indochinesischen Königreiche Birma, Siam und Cochinchina, in weiterer Entfernung das große Kaiserthum China, und im indischen Ozean Japan, mit dem von dieser geheimnißvollen Insel abhängigen Archipel. Alle diese Länder bekennen sich zu der Glaubenslehre des Buddismus; und in Indien, wo dieselbe ihre alte Herrschaft nur noch auf der Insel Ceylon behauptet, finden wir überall zerstreut noch zahlreiche buddistische Gemeinden, welche sich aus den Religionskämpfen des indischen Mittelalters bis in unsere Zeit hinübergerettet haben.

Alles, was wir bisher über Ursprung, Geschichte, Inhalt dieses Religionssystems wußten, beschränkte sich auf einzelne zerstreute Notizen, welche auf keine Weise geeignet waren, uns ein einigermaßen befriedigendes Bild zu geben; erst im Laufe des vorigen Jahres haben wir in „The history and doctrines of Budhism, popularly illustrated, with notices on the Kappooism or demon worship, and of the Bali or planetary incantations of Ceylon, by *Edward Upham*" (London, 1829) einen Versuch zu einer umfassenden und zusammenhängenden Darstellung der Geschichte und Lehre des Buddhismus erhalten, und so Vieles die Kritik auch an diesem offenbar mit tadelnswerther Uebereilung und ohne vorausgegangene gründliche Forschung hingeworfenen Werke aussetzen mag, so müssen wir dasselbe doch, da es größtentheils aus den heiligen Schriften der Buddisten selbst zusammengestellt ist, als eine äußerst wichtige Bereicherung unserer historischen und ethnographischen Literatur anerkennen.

Noch dauert unter den Gelehrten der Streit darüber, welche von den beiden in Indien herrschenden Religionen, der Glaube Brahma's oder Budda's, die ältere sei, und Upham, der Herausgeber der Geschichte und Lehren des Buddismus, erklärt sich mit Joinville u. A. für den Buddacultus. Der Hauptgrund, den er für diese Meinung anführt, scheint uns indessen auf einer petitio principii zu beruhen, die jeder Erfahrung und selbst der Geschichte unserer neuesten Zeit zuwider ist.

Ich bin der Meinung (sagt Upham), daß bei einer Vergleichung der beiden Religionen die Buddistische als die ältere angenommen werden muß aus folgenden Gründen: der Buddismus, der in uralten Zeiten sich über viele Gegenden Indiens verbreitet hatte, war in mancher Beziehung widernatürlich und unvernünftig. Eine unerschaffene Welt und vergängliche Seelen sind Vorstellungen, die nur in einem kindischen Zustande der Gesellschaft Eingang finden können, und die verschwinden müssen, sowie die geistige Bildung weiter fortschreitet. A fortiori kann eine solche Religion nicht errichtet werden (?), sobald bereits eine andere besteht, deren Fundamentalartikel die Schöpfung der Welt und die Unsterblichkeit der Seele sind. Ansichten, die aller Religion entgegen sind, können keinen Fuß fassen, oder wenigstens nicht die Herrschaft gewinnen, wo einmal ein religiöser Glaube vorhanden ist; daher haben wir das Recht, zu schließen, daß der Buddismus unter Brahmanen nicht entstehen konnte, und wenn wir ihn neben dem Brahmaismus finden, so muß er das ältere dieser beiden Systeme sein.

Ohne uns auf eine Widerlegung dieses seichten Raisonnements einzulassen, machen wir nur darauf aufmerksam, daß die heilige Sprache der Brahminen, das Sanskrit, erweislich nicht die Tochter, sondern die Mutter der heiligen Sprache der Buddisten, des Pali, ist. Wie bei mehren slawischen Völkern die Sprache, deren sie sich zur Zeit ihrer Bekehrung zum Christenthume bedienten, noch gegenwärtig unverändert die Kirchensprache geblieben ist, während im gemeinen Leben die mannichfaltigsten Mundarten, die aus derselben hervorgegangen sind, herrschen, so ist in Indien das Sanskrit wahrscheinlich seit den Zeiten, wo die Brahminenreligion ihre gegenwärtig noch bestehende Gestalt erhielt, unverändert die heilige Sprache der Religion geblieben, indeß für den Gebrauch des gemeinen Lebens sich all-

mälig immer mehr abweichende Dialekte daraus entwickelten. Einer dieser Dialekte, und der am wenigsten veränderte, also wahrscheinlich der älteste, ist das Pali; und zu der Zeit, als dieser die gemeine Volkssprache war, muß der Buddacultus entstanden sein; denn überall, wo wir Buddadiener finden, ist das Pali die Kirchensprache. Sehr nahe steht diesem Dialekte jedoch das Prakrit, eine andere Mundart des Sanskrit, die noch im spätern Mittelalter die Volkssprache Indiens war, die Mutter des gegenwärtig in Indien allgemein gesprochenen Hindustani; und der Ursprung des Pali, sowie des Buddacultus, wird dadurch in eine Zeit herabgesetzt, die wir im Verhältniß zu dem Alter der Brahminenreligion nur eine sehr späte nennen können. Nach den neuesten Forschungen in dem „Essai sur le Pali, ou langue sacrée de la presqu'île au-delà du Gange, par C. Burnouf et Chr. Zersen" (Paris, 1826) ist das Prakrit dem Pali beinahe ebenso nahe, als dieses dem Sanskrit verwandt und offenbar auf dieselbe Weise aus dem Pali, als das Pali aus dem Sanskrit entstanden. So heißt z. B. das Sanskritwort lokah, die Welt, im Pali: loko, im Prakrit: loo; Sanskrit: gadschah, der Elefant, Pali: gadscho, Prakrit: gao; S.: radschatam, Silber, P.: radschatam, Pr.: raadam; S.: vatschanam, Rede, P.: vatschanam, Pr.: vaanam; S.: divasah, Tag, P.: divaso, Pr.: diaho; S.: dschivam, Leben, P.: dschivam, Pr.: dschiam; S.: kritam, gemacht, P.: katam, Pr.: kaam, u. s. w.

Der ganze Buddismus, sowie er uns jetzt bekannt ist, erscheint, wenn wir ihn mit den Glaubenslehren der Brahminen vergleichen, nur als eine Reformation derselben. Wie jede Reformation Anfangs nur von dem Wunsche der Verbesserung schädlicher oder ärgerlicher Misbräuche ausgeht und durch den Widerstand der Altgläubigen, die von Dem, was sie einmal als wahr und recht angenommen haben, nicht lassen wollen, erst zu einer Spaltung und allmälig zu entschiedener Absonderung hingerissen wird, so scheint dies auch in Indien bei der Entstehung des Buddismus der Fall gewesen zu sein. Auch den Brahminen ist Budda, der göttliche Stifter des Buddismus, nicht fremd; sie verehren ihn als die neunte Incarnation Wischnu's. „Du tadelst", sagt ein Hindudichter in einer Anrede an Wischnu, „o Wunderbarer, die ganze Weda, wenn du siehst, o Mildherziger, daß darin das Schlachten des Viehes zum Opfer geboten ist, o Cesawa, indem du den Körper des Budda annimmst. Sei siegreich, o Heri, Herr des Weltalls!" Die Lehre der Seelenwanderung mußte auf den Grundsatz führen, daß alle Wesen, wie auch ihre äußere Lage sein mag, innerlich gleich sind, da derselbe Geist jetzt einen Brahminen oder Fürsten und morgen einen Pariah oder ein unreines Thier beseelen kann; und nahe lag die Folgerung, daß es unter allen Umständen unerlaubt sei, einem Wesen, das innerlich unsers Gleichen ist, Leides zuzufügen; daß alle Unterscheidungen, die nur das Aeußere berücksichtigen, thöricht und ungerecht sind, weil die Rangordnung im Reiche der Geister nur durch das innere Verdienst bestimmt wird. Einen Schritt weiter, und das Kastenwesen, die Grundlage aller politischen und religiösen Einrichtungen der Brahminen, wird als ein offenbares Hinderniß der freien Anerkennung des innern Werthes über den Haufen geworfen. Dies war ohne Zweifel die Entwickelung des Buddismus; die ältesten Buddisten waren nur eine Sekte von Wischnudienern, die auf strengere Heiligkeit drangen, als selbst die Wedas verordneten. Von den Brahminen excommunicirt, bildeten sie ihre Lehren allmälig zu einem selbständigen Systeme aus; und daß in diesem ihre Verfolger nur als die Feinde und nicht als die ursprünglichen Begründer desselben eine Stelle fanden, ist ebenso natürlich, wie es z. B. im neuern Europa die Bemühung der Protestanten war, ihre eigne **verbesserte** Kirche als die ursprünglich-evangelische, und die römisch-katholische, von der sie sich losgerissen, als eine abgefallene, entartete Sekte darzustellen.

Ein indisches Drama, welches sich in der 1827 zu Calcutta herausgekommenen Sammlung indischer Schauspiele („Select specimens of the theatre of the Hindus, translated by H. H. Wilson" *) befindet, gibt uns eine meisterhafte Schilderung des Zustandes der Gesellschaft in Indien zu der Zeit, wo die Trennung der Buddisten von den Verehrern Brahma's noch nicht bis zu offener Feindseligkeit gediehen war, und der blutige Kampf, der Jahrhunderte lang in Indien wüthen sollte, noch im Keime schlummerte. Wie in jenen Tagen des Mittelalters, die wir als die Vorbereitungsperiode zur Reformation betrachten können, zogen fanatische Schwärmer umher, die Buße predigten und die Entsagung aller irdischen Eitelkeiten foderten. Ein Mensch aus einer niedern Kaste, der im Spiele alle das Seinige verloren hat und von einer Bajadere aus den Händen seiner Gläubiger befreit wird, faßt den Entschluß, um der Schmach seiner bisherigen Lebensart zu entgehen, Buddapilger zu werden; und in einem der letzten Akte tritt er auf, wie er sein zum Zeichen der Demüthigung schmuziggelb gefärbtes Kleid in einem öffentlichen Garten wäscht und dazu ein religiöses Lied singt:

Sei Tugend, Brüder, euer Gut,
Rastlose Gier bezwungen,
Bewacht der Sinn in tapferm Muth,
Des Denkens Schwert geschwungen!
Stets liegt der Dieb im Hinterhalt,
Der Seele Reichthum raubt er bald.
Gedenkt, das Leben muß gewiß
Und jedes Glück zerrinnen;
Strebt über Stolz und Finsterniß,
Den Sieg drum zu gewinnen.
Nur dann behaltet ihr die Stadt,
Wenn Flucht zerstreut die Feinde hat.
Ihr schert das Haar auf Haupt und Kinn,
Und Thorheit deckt die Brust;
Nach Innen muß das Messer hin,
Ist Euch der Fehl bewußt.

*) Vgl. Nr. 30 u. 31 d. Bl. D. Red.

Reißt aus dem Herzen jedes Arg,
Dann seid ihr frei und rein und stark!

Ein Brahmine, der ihm begegnet, weicht ihm aus:

Ein übles Zeichen, weh!
Es naht ein Buddabettler uns; doch — halt!
Er komme! — Bleibt doch uns ein andrer Weg.

Indem er sein Gewand ausbreitet, um es zu trocknen, entdeckt er, unter Blättern verborgen, den Leichnam seiner Wohlthäterin; er findet noch Leben in ihr und bringt sie zum Bewußtsein zurück, aber sie zu berühren wagt er nicht, weil ein Gesetz seines Ordens ihm gebietet, sich von dem weiblichen Geschlechte entfernt zu halten. Er beugt, um sie aufzurichten, eine Kriechpflanze von einem Baume zu ihr herab, damit sie sich an derselben erhebe, und führt sie darauf in ein Haus, worin fromme Buddaschwestern bei einander wohnen. „Geht aus dem Wege!" ruft er dem Pöbel zu, der sich um ihn zusammendrängt; „gute Freunde, aus dem Wege! Gebt Raum für ein junges Weib und einen armen Bettler! Es ist meine Pflicht, Hand und Mund im Zaum zu halten und jede Leidenschaft zu unterdrücken. Was sollte ein Mann wie ich um Königreiche sorgen? Sein ist die Welt, die kommen wird". Der Brahmine, dessen Geliebte die Gerettete ist, und den indessen das Gericht als den Mörder derselben, auf eine falsche Anklage, zum Tode verurtheilt hat, wird von dem Fürsten zum Statthalter der Provinz ernannt, und er belohnt den Buddabettler, dem er noch kurz vorher so verächtlich ausgewichen war, indem er ihn zu dem Vorsteher aller buddistischen Klöster in seinem Districte macht.

Die Ausbreitung des Buddismus wurde, wie es scheint, durch die Fürsten, welche das Ansehen und die Gewalt der Brahminen schmälern wollten, begünstigt; daher ist auch, der Sage nach, der irdische Stifter oder Verbreiter des buddistischen Glaubens, Gautama, ein Fürst, und gehört nicht der Priester-, sondern der Kriegerkaste an. Die Periode, in welche die Existenz dieses Fürsten gewöhnlich gesetzt wird, ist das 6. Jahrhundert vor Chr. Geb., indem mit dem Jahre 543 die buddistische Aera des Gautama beginnt. Wer indessen die Verwirrung kennt, die in der Chronologie des Orients herrscht, und wer die Erfahrung gemacht hat, wie schwer, ja oft unmöglich es ist, aus religiösen Sagen und Legenden den historischen Kern herauszufinden, der wird mit Recht anstehen, aus den sparsamen Daten, die uns bis jetzt vorliegen, ein entscheidendes Urtheil über das bestimmte Alter des Buddacultus zu fällen. Jedenfalls setzt das Glaubenssystem des Buddismus, sowie die heiligen Bücher der Buddisten es enthalten, in seiner tiefsinnigen Weltansicht und durchgreifenden Moral bereits einen hohen Grad von Ausbildung voraus, um Eingang finden zu können; und wir sehen hierin einen neuen Grund, die Entstehung dieser Religion in einer verhältnißmäßig nicht sehr alten Zeit zu suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbuchsliteratur. *)

21. Carnevalsalmanach. Herausgegeben von Schießler. erfüllt aufs bündigste seinen Zweck, den Kopf nicht zur lustigen Fastnachtszeit mit Denken anzustrengen. Ob aber diese Beschreibungen von Carnevalslustbarkeiten, diese Novellen, Gedichte und Rhapsodien, bei aller Leichtigkeit, nicht lustiger und witziger sein könnten, ist eine Frage, die Ref. nicht zu verneinen wagt. Manche Aufsätze sind just nicht tief, aber doch für das Carneval viel zu ernst: als z. B. „Der Todtentanz". Andere spielen ins Sentimentale, und befaßt sich damit der Harlekin, so ist er ausgeartet; vergißt man jedoch den Titel, so können die Novellen, die Glanzpartie des Almanachs, sehr wohl bestehen, von denen einige sogar die schwache Seite mit übertragen können, nämlich die 12 Kupfer von Maskenanzügen, in der Erfindung kaum mittelmäßig, in der Ausführung noch darunter. Dergleichen Gaben würden den Werth des

22. Komos und Satyr, allen Freunden der heitern Laune geweiht. nicht erhöhen, wenn nur der Inhalt der Zierde entbehren könnte. Aber aber, mit dessen Seichtigkeit verglichen, ist das Carneval gründlich zu nennen. Das Gute oder Leibliche darin ist nicht neu, und das Neue nicht gut, abgerechnet Anekdoten aus dem Leben des verstorbenen Herzogs A. v. G., die mit einigen Salzkörnern die fade Wasserbrühe zu würzen sich bemühen, aber in der Masse verschwinden. Den meisten Raum nimmt „Pater Cochem's dreitägige Höllenreise" ein, eine Blumaueriade, die, da nicht die Unsauberkeit des launigen Dichters der travestirten „Aeneis", wol aber dessen Witz und komische Ader fehlt, nur einigen Ekel und viel Langweile erregt und besser ungeschrieben geblieben wäre, was sich von den meisten Gaben dieses Komos behaupten läßt.

23. Rheinische Horen. Herausgegeben von Georg Friedrich Kolb.

Als Titelkupfer oder vielmehr Lithographie gibt uns das Bildniß der Jeanne d'Arc keinen vortheilhaften Begriff von der Kunst des Zeichners, und als Wahl verwundert es uns; das einzige Kupfer sollte doch mit dem Titel sich einigermaßen identificiren: wie kommt die Jungfrau v. Orleans an den Rhein?

Dann erfahren wir, daß in der „Grotte in der Sierra Morena" die Leute sich mit sehr langen und verbrämten Reden vernehmen lassen; und wenn das, wie es fast den Anschein hat, die spanische Volksthümlichkeit ausdrücken soll, so ist die vergebliche Mühe zu bedauern: es kommt Niemandem spanisch vor, in unsern deutschen Novellen thun das Liebende, tyrannische Väter, Räuber u. s. w. auch, und selten lobt sie Eins darum. „Die Villa Fidelta", von dems. Verf. Eller, spielt zur Abwechselung in Italien; es ist aber die vorige Leier und könnte ebenso gut in jedem andern Romanenschauplatz vorsichgehen.

Gedichte, historische Fragmente u. s. w. füllen den übrigen Raum. Die Probe altdeutscher Dichtkunst gibt uns die Ueberzeugung, daß die Sprache der alten Germanen nicht so dumpf und klanglos gewesen wie die der spätern Enkel. „Die Erscheinung in Pfeffel's Garten" ist, wie Ref. aus dem Munde von Augenzeugen weiß, in dem Wesentlichen wahr, ja sie war wunderbarer als Geib's Bericht. Daß der König von Baiern in seinen Rheinprovinzen mit Liebe und Ehrfurcht begrüßt wurde, wird auch den Nichtbaiern freuen, er wird sich an der Beschreibung des schönen Landes vergnügen und vielleicht meinen, daß es nicht just nöthig gewesen, gleich durch die That zu beweisen, wie die Gelegenheitsgedichte selten Meisterstücke sind.

24. Vergißmeinnicht. Von H. Clauren.

25. Rosen.

Verleger und Kupferstiche, die Portraits, Mode- und

*) Vgl. Nr. 296 d. Bl. f. 1829. D. Red.

Costumbilder sind, haben beide Taschenbücher gemeinsam, aber sonst auch wenig oder nichts. H. Clauren füttert, ein großmüthiger Pelikan, die unersättliche Begier der Leser aus Langweile mit dem eignen Fleisch und Blut. In der „Guten alten Zeit" erfährt man die Greuel, die das Werbegeschäft, von dem man jetzt keine Ahnung mehr hat, bedingte, und lernt auch noch nebenher die technischen Ausdrücke des Uhrmacherhandwerks. Die Geschichte soll buchstäblich wahr sein und trägt auch das Gepräge davon in einer gewissen Tüchtigkeit, die sie von ihren Stiefgeschwistern, die in lockerer Zerfahrenheit herumliebeln und -bübeln, merklich unterscheidet. „Die Felshöhle im Schieferbruche" mag eher eigne Erfindung sein; da gibts wunderherrliche Mädchen, die den begehrenden, sinnlich entbrannten jungen Herren freundlich entgegenkommen, dabei viel Aufwand von Tafel- und Möbelluxus. Das Ueberschütten mit Glücksgütern wird der nächsten Geschichte überlassen; „Milibu" ist als eine Fortsetzung zu betrachten. Daß dieser eine muthwillige Schelmerei zu Grunde liege, möchte Ref. behaupten, er meint, der Verf. habe erproben wollen, wie viel sich der Leichtgläubigkeit seines Publicums bieten ließe. Da gibts Mohrenprinzessinnen von unvergleichlicher Schönheit, an denen nur die Farbe Dem entgegen ist, was der europäische Geschmack für schön hält; ein Negerkönig, der ein sehr großes gesittiges Reich mit blühenden Städten an den Mondbergen regiert, der jedem Fremden den Eingang wehrt, weshalb es noch auf keiner Karte gefunden wird und die Berge von purem Golde noch gar nicht bekannt wurden. Ferner gibts in Südamerika Thäler, wo die Diamanten in den Gewässern zu Tage liegen, sodaß man binnen wenig Stunden so viel, und zwar Exemplare von der Größe welscher Nüsse, einsammeln kann, um 3 Maulthiere beinahe zu schwer zu beladen. Die Auswanderungssucht muß nach der Lecture dieser Reise, die wieder Seiten lang recht an Münchhausen erinnert, stark zunehmen; wer weiß, welche Entdeckungen uns bevorstehen, ob wir nicht erfahren, daß die Feenpaläste der arabischen Märchen an den Mondbergen fest in die Erde eingerammt sind.

Können sich die Leser des „Vergißmeinnichts" des Denkens meistens ganz überheben, so müssen die der „Rosen", in Leopold Schefer's Novelle, „Die Lebensversicherung", es zu viel thun; denn in der That ist das Verstehen derselben, sogar für den wirklichen Denker, keine leichte Aufgabe. Der Verf. hat, und damit wäre der Tadel der großartigen Dichtung von den ergreifendsten Ideen, den erhabensten tragischen Momenten auch ausgesprochen, nach Unverständlichkeit gerungen und durch eine verworrene Schreibart, Sprünge, im Vergleich mit denen die von Jean Paul kinderleicht sind, das Götterbild stellenweis zur unbestimmten Unform gezwungen, da es doch nur bei ihm gestanden, ja ihm leichter gewesen, die olympische Gestalt in ihrer vollen Schöne und Harmonie hervortreten zu lassen. Mit eben der Kraft, der herben Trauer, wie man sie an römischen Satyrikern kennt, womit Schefer in einer Novelle eines diesjährigen Taschenbuchs die Gebrechen der Zeit in ihrer ganzen Nacktheit darstellt, wählt er sie sich auch hier im Allgemeinen zum Gegenstand, die Gewissenlosigkeit der Aerzte, ihre Fahrlässigkeit und ihren Pedantismus insbesondere. An lustigen Spott, an launigen Scherz ist nicht zu denken, der Humor kehrt die ernste, sehr ernste Seite der Novelle zu; keine Sühnung, aber der Schrei des Schmerzes in den gewaltigsten Naturlauten wird gehört. Selbst die Liebe, ja sogar die beglückte, ist von Wehmuth und unbefriedigtem Sehnen getrübt; am rührendsten und ohne Herbigkeit zeigt sie sich an der alten Frau, die, als sie ihren, seit vielen Jahren von ihr getrennten und, trotz seiner Mängel noch immer geliebten Mann wiedersieht, aus Freude stirbt. Eine vollständige Würdigung der räthselhaften Novelle würde den Raum, den sie in d. Bl. einnehmen kann, weit, weit übersteigen; also nur die Warnung, daß Leser, die nicht wie Ref. aus Pflicht, sondern aus Neigung Clauren's Schriften lesen, sich ja nicht damit befassen mögen: ihnen wird die persepolitanische Keilschrift kaum mehr Kopfbrechens kosten, sie zu verstehen, als die deutsche Novelle.

„Der Tausendkünstler", von W. v. Lüdemann, abenteuerlich im besten Sinne, das Leben und Sein des Südens, in bekannten Figuren zu glücklichen Theatereffecten benutzt.

„Eugenie du Plessy", von J. Satori, erzählt von dem oft beschriebenen Hofe der Katharina von Medici und der grausigen Bartholomäusnacht auf eine nicht neue, aber anständige, unterhaltende Manier.

„Der Papagei", von v. Tromlitz, ist nicht von einer Schönen aus dem dreißigjährigen Kriege aufgestockt worden, er und ein Elefant bringen in Genf die junge, reiche und reizende Witwe eines Engländers und einen spleensüchtigen Franzosen zusammen, schürzen den Liebesknoten, wodurch alle übrige gelockerte oder allzu straffe Bande geordnet werden und der erfreuliche Ausgang nothwendig wird.

„Esperance", von Theodor Hell, eröffnet Blicke in ein sanftes weibliches Gemüth, dessen Bleibens auf dieser Erde nicht war, noch sein konnte. Wehmüthig, aber ohne grellen Mislaut ist damit das Taschenbuch geschlossen. 34.

Antikritik.

Im Novemberheft der „Heidelberger Jahrbücher" steht eine Recension meiner „Geschichte des Cid" u. s. w. (Bremen, 1829) von dem durch seine Geschichte der Westgothen und der Ommaijaden rühmlich bekannten Professor Aschbach in Frankfurt. In dieser Kritik geht Hr. Aschbach davon aus, daß die „Gesta Roderici Fidaci" (die Hauptquelle, der ich gefolgt), wie schon Masden behauptete, entweder viel neuer als das 12. Jahrhundert sei, oder, daß eine solche Handschrift, wie sie Risco will herausgegeben haben, gar nicht vorhanden und das Ganze ein literarischer Betrug von Risco sei. Wäre dem so, so würde freilich meine ganze Geschichte des Cid über den Haufen fallen. Allein die innern Beweise für die Echtheit und das Alter jener „Gesta", die ich in der Einleitung des weitern dargethan, sind seitdem durch den handgreiflichsten Beweis bestätigt worden. In der 1829 in Madrid erschienenen Uebersetzung von Bouterwek's „Geschichte der spanischen Literatur", S. 254, ist nicht nur zur Genüge bewiesen, daß jene Handschrift in San Isidro de Leon vorhanden, und daß sie aus dem 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts ist, sondern es ist auch eine Schriftprobe beigefügt. Damit fällt der Hauptvorwurf, den Hr. Aschbach meinem „Cid" macht, weg. Weniger wichtige Rechtfertigungen würden zu weit führen. Nur dies Wenige: Masden hätte der Vollständigkeit wegen benutzt werden können; aber da er blos hyperskeptische Raisonnements enthält und kein einziges neues historisches Zeugniß, so ist eben nicht einzusehen, warum ihm Hr. Aschbach eine solche Wichtigkeit beilegt. Daß die arabischen Nachrichten den Gestis nicht widersprechen, wenigstens in keinem wesentlichen Punkte, habe ich, deucht mir, zur Genüge bewiesen. Wenn Hr. Aschbach behauptet, Layn Calvo und Nuño Rasuera seien keine historischen Personen, so dürfte es ihm schwer werden, dies bei einem consequenten System in der kritischen Benutzung solcher Schriftsteller wie Rod. Toletanus zu beweisen. Daß von „einer sogenannten castilianischen Republik" gar nicht die Rede ist, habe ich zur Genüge dargethan, und wundert es mich, daß Hr. Prof. Aschbach diese ganz falsche Ansicht bei mir voraussetzt. Daß der Graf Sancho Garcia seine fueros nicht vor der Schlacht bei Calatanosor geben konnte, weil er bis dahin landesflüchtig gewesen, ist keineswegs genügend, da diese fueros ausdrücklich gegeben wurden, um Anhänger zu gewinnen. Fueros geben, und sie in Ausübung bringen, sind 2 sehr verschiedene Dinge — und nur zu letzterm war der siegreiche Besitz des ganzen Landes nöthig, nicht aber zu ersterm. V. A. Huber.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 51. — 20. Februar 1830.

Upham's Geschichte und Lehre des Buddismus.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Das Weltall wird als ein Raum von unermeßlicher Ausdehnung betrachtet, welcher so unzählige Welten einschließt, daß, wenn eine dieser Welten (Sackwalles) bis zum Rande mit Senfsamen gefüllt würde und man davon jedem Sackwalle nur Ein Samenkorn geben wollte, die Körner doch längst erschöpft wären, ehe alle Sackwalle die ihrigen erhalten hätten.

Von diesen Welten wird die unserige als die glücklichste geschildert und am höchsten geschätzt, weil sie Buddas hervorbringt, was keine andere thut. Deshalb hat sie auch einen Namen, der nur ihr zukommt: sie heißt Magul, oder das glückliche Sackwall.

Wie anders Sackwalle, ist auch sie von einer Felsenmauer umgeben, die 3,610,350 Joduns im Umfang hat, und eine Reihe von verschiedenen Welten, eine über der andern, jede in einer bestimmten Entfernung von 42,000 Joduns von der andern enthält, sodaß sie mit denselben vom Boden bis zum Gipfel gefüllt ist. Zuunterst kommt die Luft, darüber das Wasser und dann die Erde, welche darauf ruht, und innerhalb derselben liegen die 36 großen und 128 kleinern Höllen und die Welt der Nagas oder der unsterblichen Schlangen. Auf der Oberfläche der Erde liegt die Menschenwelt, und über dieser stehen die 6 Himmel der Dewa-Loka-Götter einer über dem andern. Ueber dem letzten sind ebenso, einer über dem andern, die 16 Himmel der Brahmas. Die obersten dieser Himmel der Brahmas sind unvergänglich, alle die übrigen vergehen und entstehen wieder von selbst in gewissen Perioden, die Culpen heißen. Die Erscheinung eines Budda ist so selten, daß oft viele dieser Culpen verlaufen, ohne daß die Welt mit einem Budda gesegnet würde; die gegenwärtige Culpa hat indessen das Glück, 5 Buddas hervorzubringen, von denen 4 bereits erschienen sind und einer noch erwartet wird; deshalb heißt sie auch die Maha-Buddaculpa.

Wenn die Tage einer Culpa vollendet sind und der Regen aufgehört hat, so treten noch 6 neue Sonnen zu den gegenwärtigen, sodaß zusammen 7 Sonnen vorhanden sind; sie gehen abwechselnd auf und unter, ohne einen Unterschied zwischen Tag und Nacht zu machen, und scheinen mit so gewaltiger Hitze, daß zuletzt die ganze Welt zu Asche verbrennt, selbst den großen Felsen Maha-meru in der Mitte der Erde nicht ausgenommen. Wenn dies geschehen ist, wird die ganze Welt mit Wasser überschwemmt und dieses allmälig zu Eis verwandelt, in welchem Zustande sie dann bleibt.

Wenn die Brahmas der verschiedenen Himmel das Eis sehen, so bekommen viele von ihnen Lust, darauf umherzuwandeln und davon zu kosten; und so fahren sie einige Zeit fort, auf dem Eise zu gehen und davon zu kosten, bis sie in Männer und Weiber umgewandelt werden, worauf das fleischliche Verlangen in ihnen erregt wird, durch dessen Befriedigung sie aufhören, Brahmas zu sein. Sie bleiben nun auf dem Eise paarweise beisammen und sind nicht mehr vermögend, in ihre Himmel zurückzugehen. Sie sind indessen mit ihrer Lage wohl zufrieden, denn das Eis gewährt ihnen eine köstliche Nahrung, indem es einen himmlischen Geschmack hat. Sie bedürfen keines Sonnenlichtes, denn die stralende Helligkeit ihres eignen Körpers gewährt ihnen hinreichendes Licht.

Dies ist der Ursprung der Menschenwelt. Aber als mit der Zeit die Erleuchtung ihrer eignen Körper nachließ, so wurde die Nothwendigkeit einer Sonne gefühlt, und es wurde daher diese, sowie auch der Mond, geschaffen. So nahm die göttliche Natur, die sie Anfangs behalten hatten, immer mehr ab; und nachdem das Eis verzehrt war, zeigte sich auch die Erde, die darunter lag, als eine treffliche Nahrung, indem sie einen köstlichen Geschmack hatte. Allmälig verlor sich dieser, und die Menschen lebten jetzt von einer Kriechpflanze, welche die Erde hervorbrachte, und darauf von Erdschwämmen. So verloren sie allmälig ihre wunderbare und köstliche Nahrung, den Glanz ihrer Körper und das große Alter, das sie erreichten, und viele andere ähnliche Dinge. Zuletzt sahen sie sich genöthigt, Häuser zu ihrem Schutz zu bauen und zu arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Diese Arbeit war aber Anfangs leicht und ohne Mühe, da man nur ein einziges Korn Sûjandschata-ell zu pflanzen brauchte — eine Art himmlisches Getreide ohne Hülsen —, um davon eine so reichliche Ernte zu erhalten, daß viele Familien daran ein Jahr lang genug hatten.

Bei der allmäligen Abnahme des Glückes in der Menschenwelt und der stufenweisen Zunahme des Lasters fanden die Menschen es für nothwendig, einen Herrscher zu erwählen; und nachdem sich eine unermeßliche Menge Volkes gesammelt hatte, so wurde einer unter ihnen zum König ernannt. Er wurde sogleich ein mächtiger Fürst; und da er durch die allgemeine Uebereinstimmung des Volkes erwählt worden war, so wurde er Mahasammata genannt; und er war der erste König der Menschenwelt in dieser Culpa, welcher viele tausend Jahre lebte. Seine Nachkommenschaft, sowie die Nachkommenschaft des ganzen menschlichen Geschlechts, verlor nach und nach ihre Macht, ihre lange Lebensdauer und ihr Glück; und durch die stets zunehmende Vermehrung ihrer Sünden wird diese stufenweise Verschlimmerung fortfahren, bis die Welt zuletzt zu einem so außerordentlich elenden Zustande herabgesunken sein wird, daß die Menschen nicht länger als 10 Jahre leben und ihre Gestalt ganz zwerghaft zusammengeschrumpft ist. Hierauf wird eine vierteljährliche Zerstörung eintreten, durch welche beinahe alle Thiere umkommen, außer denen, die unter Felsen und in Höhlen eine Zuflucht suchen und auch nicht durch einen einzigen Tropfen des furchtbaren Elementes benetzt werden, welches 7 Tage lang in Strömen herabfällt und von dem, nach der Nachricht, die ein Deweta davon gegeben hat, ein Tropfen so groß ist, als ein ganzer Nepera- oder Palmirabaum. Alle die auch nur von einem einzigen Tropfen dieses Regens berührt werden, erscheinen einander als Tiger und Bären, und was sie immer in die Hand bekommen, wird zur vernichtenden Waffe: so fallen sie einander an und kämpfen, bis sie Alle umgekommen sind.

Jene, die sich unter Felsen und in Höhlen gerettet haben und, wenn sie nach dem Aufhören des Regens hervorgehen, diese schreckliche Zerstörung sehen, gehen in sich und entsagen einer der Sünden, die in einem der 5 Gebote Buddas verboten ist; ihre Kinder entsagen darauf 2 Sünden, ihre Enkel 3 und so fort. Ihre Lebensdauer, ihre Größe, sowie die Erzeugnisse des Bodens nehmen gleichmäßig mit dieser moralischen Verbesserung stufenweise zu; und die Welt ist endlich ganz frei von Sünde und Laster, bis ihre Bewohner ein so hohes Alter und Glück erreicht haben, daß sie sich selbst für unsterblich halten und dann in ihrem Uebermuthe allmälig in ihre Schlechtigkeit zurückfallen.

Außer den Welten, die ohne Anfang und ohne Ende in periodischen Fristen von selbst vergehen und entstehen, hängen alle lebende Wesen von 2 Grundsätzen ab, von dem Kusúla-karma und dem Akusúla-karma, oder dem Lohne der guten und der bösen Thaten. Ein Mensch kann durch das Verdienst seiner guten Thaten es erzwingen, daß er als Gott geboren wird, sowie er um schlechter Thaten willen als Ungeziefer geboren werden kann; und dies ist der Fall bei allen lebenden Wesen, die Götter selbst mit eingeschlossen. Weder gewährt der Himmel seine Seligkeit, noch die Hölle ihre Qual irgend einem Wesen für ewig, sondern nur so lange, als ihre guten oder bösen Handlungen es verdienen. So unterliegen die Seelen aller lebenden Wesen in jedem Sackwall der Versetzung von einem Körper zu einem andern, je nachdem ihr Verdienst dies mitsichbringt. Menschen können nach ihrem Tode als Thiere aller Art, als Götter, Menschen, Teufel u. s. w. wiedergeboren werden, und ebenso können die Thiere und andere Wesen künftig wieder als Menschen oder Götter existiren nach ihren Verdiensten.

Budda faßte seine Lehre in 84,000 Abschnitten und in 3 Büchern; von diesen betrifft das erste die Götter, das zweite die Geistlichkeit, das dritte die übrigen Menschen. Außer unzähligen Vorschriften, welche von den Priestern verschiedener Grade beobachtet werden müssen, erließ er 10 Gebote, von denen 5 von den gewöhnlichen Schülern, 8 von den Sprechern oder Priestern, und alle 10 von den Sameneras oder Bettelmönchen gehalten werden müssen, nämlich:

Erste Tafel: 1. Du sollst nicht tödten; 2. Du sollst nicht stehlen; 3. Du sollst nicht huren; 4. Du sollst keinerlei Art Unwahrheit sagen; 5. Du sollst keine berauschenden Getränke trinken.

Zweite Tafel. In dieser werden zuvörderst die 5 Gebote der ersten Tafel wiederholt, und die einzige Veränderung, die hier in denselben eintritt, trifft das 3. Gebot, wo nach den Worten: „Du sollst nicht huren", noch hinzugefügt wird: „auch keine unkeusche Begierde in dir aufsteigen lassen, noch die Berührung eines Weibes dulden". Nach dem 5. Gebote kommen die 3 folgenden: 6. Du sollst nicht essen zu einer unerlaubten Stunde; 7. Du sollst dich enthalten des Tanzens, Singens, Musikmachens; noch sollst Du eines dieser Dinge sehen; 8. Du sollst dich keiner hohen und vornehmen Sitze bedienen.

Dritte Tafel. Die 8 vorhergehenden. 9. Du sollst dich des Gebrauches der Blumen, sowie wohlriechender Dinge aller Art enthalten; 10. Du sollst nicht annehmen, gebrauchen oder berühren Gold, Silber und Münzen von Metall oder andern Stoffen.

Die Uebertretung dieser Gebote, welche durch 3 Ursachen veranlaßt wird, durch Sinnlichkeit, Leidenschaft und Unwissenheit, führt durch die allmälige Verschlechterung aller Dinge, die aus der Verschlimmerung des Geistes hervorgeht, zuletzt zu dem Untergange der Welt, der in der Art, wie wir ihn beschrieben haben, 63 Mal wiederkehrt, bis zum 64. Male das ganze Universum zu Stücken zerschmettert und durch den unermeßlichen Raum verstreut wird. Tausend Jahre vor diesem Ereigniß steigt ein Nat auf die Insel Ceylon herab, sein Haar ist aufgelöst, traurig seine Geberde und schwarz sein Kleid. Er schreitet durch alle Straßen und zieht durch alles Land, überall mit klagender Stimme, den Einbruch des herannahenden Unglücks verkündend. Wie die Vögel des Himmels und die Fische in der See durch einen natürlichen Instinkt ein Vorgefühl des Sturmes

haben, so hat der Nat ein Vorgefühl von der Annäherung eines Weltenunterganges.

Wenn der Nat seine Warnungen vollendet hat, so fällt ein feiner Regen; dies ist der letzte Regen in dieser Welt. Es fängt ein Wind zu wehen an, der allmälig zunimmt; Anfangs regt er blos Sand und kleine Steinchen auf, dann wirbelt er große Felsen und die Gipfel der Berge umher, und zuletzt zerbricht er die ganze Erde und alle Welten, zerstört sie mit allen den Wohnungen des Nat und wirft sie zerstreut durch die unermeßliche Ausdehnung der Lüfte.

Der Urheber dieser Lehre, Budda, ist nach der indischen Sage, die wir bereits erwähnt haben, ein Awater des Wischnu. Budda, heißt es in einer Legende der Brahminen, die von der Lehre der Buddisten nur in unwesentlichen Details abweichend ist, wurde geboren von Maha-Maja, der Gemahlin Suddahana's, des Radscha von Callos. Sobald er das Licht erblickte, setzte Brahma ihn in ein goldenes Gefäß und übergab ihn einer Dienerin zur Pflege; aber das Kind sprang auf und ging 7 Schritte ohne ihren Beistand. Ein Weiser, der bei der Nachricht von seiner Geburt sich in den Palast begeben hatte, weinte und lachte wechselsweise, sowie er das wunderbare Kind sah, denn er nahm Zeichen von guter und böser Vorbedeutung wahr. Aus den Spuren eines Rades auf seinem Arm schlossen 3 Pundits, daß der Knabe ein großer Fürst werden, ein vierter, daß er die Würde eines Awaters erreichen werde. Das Kind wurde hierauf Sakja genannt, und mit 16 Jahren heirathete er die Tochter des Radscha Tschahiban. Nachdem ihm eine geheimnißvolle Offenbarung geworden war, entsagte er der Welt und wurde ein Fakir. In einer der 5 Blumen, welche bei Erschaffung der Welt erschienen, fand er das Gewand, in welches er sich kleidete. Ein Reisender ging vorüber und reichte ihm 8 Bündel Gras dar; Sakja nahm sie an und ruhte darauf. Da erschien plötzlich ein goldener Tempel, auf dessen Gipfel Brahma sich niederließ, um einen Baldachin über Sakja zu halten; Indra (der Gott des Himmels) und die 4 Schutzgötter der Erde kamen, ihm ihre Verehrung zu bezeigen. Zu gleicher Zeit nahte aber auch der Empörer Asur mit seiner Macht, um Sakja anzugreifen, worauf Brahma, Indra und die übrigen Götter entflohen. Als Sakja sich nun allein und verlassen sah, rief er den Beistand der Erde an, die plötzlich eine gewaltige Flut hervorbrachte, welche die Asurs zwang, sich zurückzuziehen. Nun kamen die heiligen Schriften vom Himmel herab und Sakja wurde der Budda Awater.

Der historische Inhalt dieser Mythe, wenn wir dieselbe aller ihrer phantastischen Ausschmückung entkleiden, ist offenbar kein anderer als der: daß ein Mensch, der durch die Seelenwanderung nach und nach auf alle Stufen der unendlichen Reihe der Wesen versetzt worden ist und auf allen seine Tugend bewährt, die Sünde gemieden, den Geist von allem Irdischen abgezogen hat, endlich zu einem Zustande absoluter Vollkommenheit gekommen, d. i. in der Sprache des Buddismus, Gott geworden sei. Nachdem die vorhergegangenen Buddas ihn als einen würdigen Nachfolger erkannt haben, erhebt er sich selbst zu der Würde eines Budda und verkündet der Welt, als das Resultat der Erfahrungen seiner Wanderschaft, eine neue Glaubenslehre, die Lehre des Buddismus, wie derselbe gegenwärtig besteht.

Auf den ersten Blick in diese Lehre wird es klar, daß dieselbe mächtige Hebel besitzt, um sich des ganzen Geistes ihrer Anhänger zu bemächtigen. Durch die Befolgung der Gebote Budda's kann der Mensch alle Uebel von sich entfernen; selbst die unabweisliche Zerstörung der Welt kann durch Frömmigkeit wenigstens hinausgeschoben werden; und während Höllenqualen die Bösen erwarten, gelangen die treuen Diener Budda's zuletzt nach Nirwana, dem Himmel ewiger Seligkeit, welcher allein den Gesetzen des Vergehens und Werdens nicht unterworfen, dessen Herrlichkeit über alle Denkkraft des Menschen erhaben ist, und der daher in den heiligen Büchern der Buddisten allein unbeschrieben bleibt, während die niedern Himmel in den Farben der glühendsten Phantasie geschildert werden.

74.

Cicerone in und um Neapel, nach Romanelli, Marzulla, del Rè, Paolini, Vasi u. s. w. An Ort und Stelle (im Jahr 1824) bereichert und berichtigt von J. K. Mit Steindrücken. 3 Bände. Leipzig, Brockhaus. 1829. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Der Weg von Rom nach Neapel und das Land zwischen dem Vorgebirge von Misen und dem der Minerva, dies Eldorado der Reisenden, ist so oft und von so vielen Federn beschrieben worden, daß es zu den schwierigsten Unternehmungen gehört, über diesen Gegenstand noch etwas Neues beizubringen. Seume, Heinse, Matthisson, Kotzebue, Stolberg, Kephalides, Rehfues, Morgenstern, Benkowitz, Speth, Müller, Friederike Brun und Frau von der Recke haben dies Goldland, das der Italiener nicht ohne Grund un pezzo del paradiso, cascato sopra la terra nennt, beschrieben und geschildert; allein beinahe ohne Ausnahme zu sehr mit dichterischer Feder, als daß ihre Schilderungen zu anspruchslosen Wegweisern dienen könnten. Am brauchbarsten als solcher ist noch Kephalides; doch auch er läßt Vieles zur Seite liegen, was andere Reisende anzieht, und verweilt zu sehr bei Anderm, was besser kürzer behandelt wäre. Den Italienern selbst fehlt es dagegen nicht an empfehlenswerthen Wegweisern für diese Landschaft, und der zwar etwas altgläubige, aber ehrliche Vasi ist immer noch ein solcher, der den Fragenden nicht leicht im Stich läßt. Von den übrigen zeigt der Titel des vorliegenden Werkes die besten an. Allein keiner von allen diesen hat, so viel wir wissen, noch eine deutsche Uebersetzung erfahren, und da die Originale unter uns nicht leicht zu beschaffen sind, so wandert der Strom der Reisenden, welcher sich mit jedem Sommer vom Norden her über die Alpen ergießt, gewöhnlich ohne vorhergehende genaue Ortskunde nach dem schönen Erdwinkel, der die campagna felice heißt. Manchem bleiben die italienischen Wegweiser auch für immer verschlossen, und so war es wol eine glückliche Idee zu nennen, diese ihrem Inhalt nach in ein deutsches Werk zusammenzufassen, das den Reisenden des

oft kostspieligen Ankaufs der italienischen Guidas überhebt, indem es ihre Stelle vertritt.

Unter diesem Gesichtspunkte angesehen, verdient das vorliegende Werk Lob und Empfehlung. Die Arbeit ist vollständig, befriedigend und läßt nichts Wichtiges unberührt; die Nachrichten sind übersichtlich und mit gutem Urtheil zusammengestellt; es findet kein Misverhältniß der Bestandtheile statt, und Styl und Darstellung sind zu loben. Der Verf. entsagt aller Rhetorik; er beschäftigt sich streng mit Dem, was er findet und dem Fremden zeigt; alle nutzlose Wohlrednerei, alle schöngeistigen Tiraden sind entfernt, und er ist, was er sein will, ein wortbereiter, aber kein geschwätziger Wegweiser. Am reichlichsten scheint uns bei dieser Arbeit aus Vasi geschöpft zu sein; dies ist kein Tadel, denn am Ende ist der phantasielose Vasi noch immer der dem Fremden angenehmste Cicerone von Neapel. Meistens ist der Verf. nur Uebersetzer und Sammler; auch dies ist ganz recht, wofern er mit Prüfung sammelt und mit Urtheil übersetzt, und Beides ist geschehen. Freilich sind die Irrungen, welche sich in seine Originale eingeschlichen haben, auch von ihm unberichtigt geblieben, und die angekündigte Bereicherung ist auch nicht sehr bemerkbar; doch dies that auch wenig Noth, und wir können zufrieden sein, wenn er alle Nachrichten seiner Originale, wie dies geschehen ist, auf übersichtliche Art hier vor uns zusammenstellt. Das einzige wesentliche Stück, das wir in diesem Buche vermissen, ist ein gutes Register, oder eine tüchtige Tafel der Materien. Sonst ist für den geschichtlichen Unterricht des Fremden nach Gebühr gesorgt; die politische wie die Culturgeschichte des Landes ist in guten Uebersichten zusammengestellt, und das Historische bei Denkmälern und Instituten nirgends versäumt. Mehre Pläne des Landes, der Stadt, Pompejis und eine panoramische Ansicht Neapels sind dem Werke beigefügt; sie sind zwar nur Abdrücke schon bekannter Karten, aber eine dankenswerthe Zugabe. Auch an statistischen, literarischen und bibliographischen Nachrichten fehlt es nicht, und namentlich ist die Literargeschichte Neapels hier besser bearbeitet, als wir sie irgendwo anders zu finden wüßten; über die Antiquitäten und die Kunstschätze sind Romanelli und Vasi die Hauptquellen. Dem Inhalt nach umfaßt der 1. Band die Reise nach Neapel und das Geschichtliche, der 2. die Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten, der 3. die Umgebungen, die Bai von Bajä, Sorrent, Amalfi und die Inseln. Der Verf. ist in seiner Interpunction sehr nachlässig; allein so wenig dies als einige verunglückte Wortstellungen kann uns abhalten, diesen Wegweiser von Neapel allen Denen vertrauensvoll zu empfehlen, welche, mit einem solchen in der Hand, zu dem Glück berufen sind, die hier geschilderten Gefilde zu durchwandeln. 25.

Gemälde alter und neuer Freimaurerei. Dargestellt von einem Eingeweihten, dem Bruder Confluenz, Mitglied der großen Nationalmutterloge in Berlin u. s. w. Auf Begehren des Verfassers herausgegeben und vermehrt von einem Profanen, Karl Wunster. Leipzig, Klein. 1829. 8. 1 Thlr.

Wer diesen Titel nur mit etwas Bedacht liest, kann sich die Mühe ersparen, das confuse, nichtssagende Buch selbst zu lesen. Ein Maurer, ein Mitglied (natürlich hier ein vorgebliches) einer der größten Freimaurerlogen auf der Erde, schreibt über Maurerei und läßt seine Schrift nicht allein von einem Nichtmaurer herausgeben, sondern selbst vermehren! Ohne allen Zusammenhang, theilweis in ziemlich schlechtem Style, ist hier zusammengerafft, was irgend etwa einen maurerischen Schein haben kann, um es zu einem Buche zu benutzen, das weder belehrt noch ergötzt. So z. B. wird unter der Ueberschrift: „Freimaurerorden", S. 96 gesagt: „Unter diesem Namen versteht man eine Verbrüderung ehrenwerther Männer, welche sich über den ganzen Erdboden erstreckt". Da hätte der Verf. oder sein Profaner doch irgend ein Lexikon zur Hand nehmen und etwas Bestimmteres und Genügenderes als diese Phrase abschreiben können. „Loge", so geht es fort, „nennt man das Local, in welchem die Mitglieder dieser Verbindung ihre Zusammenkünfte halten". So? Wir meinen aber, daß Loge auch die Versammlung der Brüder selbst heißt, und man nach Verschiedenheit der Bestimmung derselben unterscheidet: Arbeits-, Feier-, Receptions-, Instructions-, Trauer-, Tafellogen. Davon sagt das Buch kein Wort, und wir dächten doch, der Sinn, in welchem hier der Ausdruck „Loge" sich offenbart, wäre ein weit umfassenderer und wichtigerer. Doch schon zu viel von diesem Machwerke; wir warnen alle Leser, Freimaurer oder Nichtmaurer, ihre Zeit mit Lesung desselben zu verschwenden, und soll einmal über Freimaurerei gelesen werden, schlägt Ref. vor, lieber die „Zeitschrift für Freimaurerei", Lenning's „Encyklopädie der Freimaurerei", Gädike's „Lexikon" derselben, oder die ältern: „Ernst und Falk", von Lessing, „Mittheilungen an denkende Freimaurer", Feßler's sämmtliche Schriften über Freimaurerei, „Eleusinien des 19. Jahrhunderts", zu lesen, wo jede Zeile mehr Gehalt hat als hier das Ganze. 50.

Notizen.

Heinrich Götze's Schriften.

Georg Heinrich Götze aus Leipzig, der im Jahr 1729 als Superintendent zu Lübeck starb, war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Niceron zählt in seinen Memoiren (B. XXIII, S. 8) deren nicht weniger als 152 größere und kleinere Schriften auf, die Götze von 1686—1721 herausgab. Es sind meistens Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Theologie oder Kirchengeschichte. Darunter steht auch eine mit dem sonderbaren Titel: „An Maria filium Dei pariens obstetricis opera fuerit usa?" (Lübeck. 4.)

Justus Scaliger.

In demselben Buche (S. 279) werden auch erbauliche Proben von der Schmähsucht und Ungezogenheit des bekannten Jos. Justus Scaliger gegeben. Dieser Mann hielt sich allein für gelehrt und untrüglich und war unerträglich aufgeblasen. Daher denn auch seine Herabwürdigung anderer verdienter Gelehrten der Vor- und Mitwelt. Aus den von Niceron aus Scaliger's Schriften ausgehobenen Stellen mögen folgende zum Beweise des Gesagten dienen:

„Scaliger betitelt Origenes als einen Träumer, Justin als einen Simpel, Hieronymus als einen Ignoranten, Rufin als einen elenden Menschen, Chrysostomus als einen Hochmuthsnarren, Basilius als einen Stolzen, Epiphanius als einen Unwissenden, pauperem spiritu et miserabilem, und St.-Thomas als einen Pedanten".

„Nicht besser macht er es mit Zeitgenossen: Taubmann, Delrio und Passerat sind ihm Ignoranten, die Lutheraner Barbaren, und die Jesuiten sammt und sonders Esel. Arius Montanus, Popma und Lipsius nennt er gemeine Seelen und Menschen ohne Urtheil, Hotoman einen Plagiar, Lindenbrog einen Dummkopf, Christmann einen Unwissenden, Clavius eine Bestie, und Maldonat einen Plagiar Calvin's und Beza's, Mercurialis endlich ist ihm eine magna bestia, und Aldus Manutius ein miserabler Geist u. dergl."

Ich möchte wol wissen, ob irgend ein Gelehrter des Jahrhunderts, in dem Scaliger schrieb, in der edeln Schimpfkunst es ihm gleichgethan habe. Beinahe zweifle ich daran. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 52. —— 21. Februar 1830.

1. Erik Gustaf Geijer's Geschichte von Schweden. Aus dem Schwedischen. Erster Theil. *) Sulzbach, Seidel. 1826. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
2. Geschichte des schwedischen Volks und Reichs, von D. G. von Ekendahl. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung. Weimar, Industriecomptoir. 1827—28. Gr. 8. 5 Thlr. 6 Gr.

1. Wenngleich an jeden Geschichtschreiber die Foderung gerichtet wird, daß er jede Eigenthümlichkeit wie der einzelnen Menschen so auch der Nationen in ihrer wahren Gestalt auffasse und darstelle, so bleibt es doch wol unbestritten, daß er diese Aufgabe in Beziehung auf das Volk, dem er angehört, am vollkommensten lösen wird. Deshalb ist es um so erfreulicher, daß, nachdem ein tüchtiger und ehrenwerther deutscher Geschichtforscher, der verstorbene Rühs, die Geschichte Schwedens mit schärferer Kritik, als es früher geschehen war, behandelt hat, sie nun wieder von einem geborenen Schweden, einem Manne, der als Dichter, Denker und Gelehrter gleich ausgezeichnet ist, durchforscht und dargestellt wird. Von dem Geijer'schen Werke ist bis jetzt nur der Anfang, nur seine Grundlage, die Urgeschichte Schwedens, erschienen; allein es ist diese mit so umfassender Gelehrsamkeit, mit so scharf eindringendem Urtheile, in so geistvoller Form dargestellt, daß das größte Verlangen nach der Fortsetzung und zugleich die Ueberzeugung geweckt wird, daß die angeregte Erwartung vollkommen werde befriedigt werden. Es sind 2 Abwege, auf welche die Erforscher sagenhafter Zeiträume nur zu leicht gerathen: entweder werden sie durch Gewöhnung und durch Mangel an Kritik geneigt, unzuverlässigen Nachrichten übereilt Glauben beizumessen und wenigstens haltungslose Hypothesen auf dem schwankendsten Grunde aufzurichten; oder, durch das Verkehrte eines solchen Verfahrens gereizt, geben sie sich einer mehr zerstörenden als bauenden Kritik hin, sie werfen fort, was in seiner Gesammtheit nicht als historisch gelten kann, und entziehen sich so dem ungleich schwierigern, aber auch lohnendern Geschäfte, durch eine besonnene, mehr positive als negative Kritik den historischen Kern von der mythischen Hülle zu befreien. Diese Kritik ist es, welche im vorliegenden Werke auf meisterhafte Weise geübt wird, und durch welche zuerst eine wahrhafte Urgeschichte Schwedens vom Verfasser geschaffen worden ist.

*) Mit dem Nebentitel: Schwedens Urgeschichte, von E. G. Geijer.

Der Gedanke, daß das Verständniß eines Volks und seiner Geschichte sich nur auf eine nähere Kenntniß der Natur, in welcher es lebt, zumal wenn diese eine starrere, menschlichem Fleiße und menschlicher Kunst trotzende Eigenthümlichkeit besitzt, gründen kann, veranlaßt den Verfasser zunächst zu einer höchst geistvollen Schilderung der Natur des Landes und des in verschiedenen Gegenden verschiedenen Klimas desselben; eine treffende Charakteristik der Einwohner schließt sich daran an. Von den ältesten Schicksalen des Landes ist das Land selbst der älteste, jedoch stumme und geheimnißvolle Zeuge: einzelne durch das ganze ebene Schweden zerstreute Granitblöcke sind die deutlichen Denkmäler einer großen Flut, denn nur eine solche konnte, mit Hülfe des Eises etwa, dieselben in Bewegung setzen; Hervorbringungen einer solchen sind auch ohne Zweifel die großen von Norden gegen Süden sich erstreckenden Sandhügel, welche das mittlere Schweden durchschneiden; auch deutet eben dahin die skandinavische Mythe, wenn sie die Welt in das Blut des Weltriesen Ymer getaucht werden und aus demselben durch Götter die Gewässer bilden läßt. Leider geben auch die Berichte der Alten keinen genauern Aufschluß. Eine so ausführliche Erörterung der Vorstellungen derselben vom Norden, wie sie hier im 2. Capitel gegeben wird, würde vielleicht einen passendern Platz in einer Geographie der Alten finden, dennoch weiß man es dem Verfasser großen Dank, daß er auch an dieser Stelle eine so scharfsinnige und lehrreiche Untersuchung derselben geliefert hat. Sehr befriedigend wird dargethan, wie jene Vorstellungen durch Erweiterung der Erdkunde sich einigermaßen berichtigten, wenigstens größere Ausdehnung gewannen; wie durch Das, was über Thule, namentlich von Pytheas gesagt wird, der erste Lichtstral auf Skandinavien fällt; sorgfältig gesammelt und scharfsinnig geprüft sind sodann die hierher gehörigen Nachrichten der spätern Schriftsteller des Alterthums bis auf Jordanes, welcher zuerst einen Blick in die einheimischen Erinnerungen des großen nach Sü-

den gewanderten gothischen Volksstammes gestattet, und dessen Angaben über die ältesten Schicksale der Gothen hier fast zuerst eine gerechte Würdigung erhalten. Er bildet den Uebergang zu den alten einheimischen schwedischen Geschichtschreibern; allein da die ältesten derselben dem 15. Jahrhunderte angehören, so ist es natürlich, daß über die frühere heidnische Zeit durch die christliche Zeit hindurch bis zu ihnen sich nur ungewisse Sagen erhalten haben, deren meiste Bestandtheile überdies noch fremden Ursprungs sind. Daß auch die Runensteine, deren Schweden etwa 1300 aufzuweisen hat, das Dunkel, in welches jene Zeit eingehüllt ist, nicht aufzuhellen vermögen, zeigt eine treffliche Untersuchung über die Runen, welche um so schätzbarer ist, als der Verfasser, allen Hypothesen sich verweigernd, das wahrhaft Historische über diesen vielbesprochenen Gegenstand zusammenfaßt und auf diese Weise zuverlässige Resultate gewinnt.

Die Kenntniß der nordischen Vorzeit verlor sich zwar in Schweden fast ganz, allein aufbewahrt wurde sie in der Literatur Islands. Diese Insel, die Zuflucht und Freistätte der alten skandinavischen Freiheit, wurde auch die Bewahrerin der nordischen Ueberlieferungen, erst in mündlicher, aber gewissenhafter Sage und im Gesange, bis dieser, gleich einer zum Abpflücken gereiften Frucht, in Schrift überfloß. Aus den mythischen sowie den historischen Gesängen und Sagen der isländischen Literatur, den ältesten, reichhaltigen Quellen auch der schwedischen Geschichte, entwirft Geijer zunächst einen Ueberblick des Inhalts der nordischen Göttersage; schon in ihr, in ihrer Darstellung der Götter und anderer Wesen, der verschiedenen Heimath, der Kämpfe und anderer Verhältnisse derselben liegt, wenngleich in das Gewand der Mythe eingehüllt, die älteste Geschichte des Volkes selbst enthalten; allein über Odin, den Führer der wahrscheinlich im letzten Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung einwandernden Schweden, hinaus die schwedische Geschichte führen zu wollen, erklärt der Verf. mit Recht für ein vergebliches Bemühen. Mit Odin's Enkel beginnt das älteste Königsgeschlecht Schwedens, das Ynglingageschlecht, dessen halb mythische Geschichte in der Ynglingasaga, deren Quelle in das 9. Jahrhundert hinaufgeht, aufbewahrt ist; mit kritischem Urtheil geht G. an dem fortlaufenden Faden derselben diesen ältern Zeitraum durch. Dagegen ermangelt die folgende mit dem Sturze der Ynglinger beginnende und bis zur Einführung des Christenthums sich erstreckende Periode eines solchen Leitfadens; nur unzuverlässige, abgerissene, einander widersprechende Königsverzeichnisse und einige Bruchstücke der alten Heldensage (besonders über die berühmte Bråvallaschlacht und die Thaten Ragnar Lodbrok's und seiner Söhne) haben sich erhalten. Auch hier vermeidet der besonnene Verfasser die Klippe, an welcher die meisten frühern Forscher gescheitert sind; ohne durch Hypothesen scheinbare Resultate gewinnen zu wollen, begnügt er sich, durch treue Darstellung der vorhandenen Schwierigkeiten und Widersprüche, durch mögliche Erklärung derselben das Dunkel wenigstens einigermaßen aufzuhellen; mit einer genauen, auch chronologischen Untersuchung der Geschichte Ragnar Lodbrok's beschließt er sein treffliches Werk. Nur Andeutungen über den reichen Inhalt, die ausgezeichnete Methode und die geistvolle Darstellung desselben hier zu geben, war uns gestattet; allein auch sie werden genügen, um eine Anerkenntniß dieser höchst schätzbaren Bereicherung der historischen Forschung und Kunst auszusprechen. Möchte nur der Verfasser bald auf dem hier gelegten Grunde das Gebäude selbst aufführen und vollenden.

2. Wir knüpfen die Beurtheilung des andern oben genannten Werks wegen der Gleichheit des Gegenstandes hier an, nicht aber weil es dem soeben beurtheilten durch seinen Gehalt an die Seite gestellt zu werden verdiente. Der Verfasser, ein geborener Schwede, aber, wie schon sein in deutscher Sprache geschriebenes Buch zeigt, in Deutschland naturalisirt, hat sich die Aufgabe gestellt, eine gedrängte, aber doch in sich zusammenhängende, streng beglaubigte und aus den besten ihm zugänglichen Quellen geschöpfte Geschichte seines Vaterlandes für den gebildeten Leser und selbst für den Gelehrten zu liefern, das wirklich Belehrende aus der Masse der Begebenheiten herauszuheben und den eigenthümlichen Gang der moralischen, intellectuellen und politischen Entwickelung des schwedischen Volkes von grauer Vorzeit bis auf unsere Tage nachzuweisen. Es spricht sich auch übrigens in der Vorrede ein so ernstes Streben und eine so richtige Ansicht aus, daß der Leser schon dadurch Theilnahme für den Verfasser faßt, zumal derselbe unter hemmenden Umständen und Verhältnissen gearbeitet zu haben scheint. Allein diese Theilnahme verliert sich sehr bald durch das Lesen des Buchs selbst, welches die gestellte Aufgabe nicht löst. Der Verfasser erwähnt zwar selbst, daß er seine Vorgänger, Rühs und Geijer, benutzt habe, allein dennoch muß es sehr überraschen, daß der Anfang seiner Geschichte sehr wenig mehr ist als ein meist wörtlicher Auszug aus dem Geijer'schen Werke, nur erweitert durch einige nicht wesentliche Zusätze, eine ausführlichere Darstellung der alten skandinavischen Götterlehre, nach den Edden, und eine Uebersetzung des wesentlichen Inhalts der Ynglingasaga, während das Urtheil dem Vorgänger gehört, und daß alle folgende Abschnitte sich nicht allein auf Rühs stützen, sondern großentheils wörtlich aus dessen Werke ausgeschrieben sind. Es muß dies um so mehr getadelt werden, als der Verf. die Quellen der schwedischen Geschichte, zum Theil wenigstens, selbst gelesen hat und es ihm nicht an Gewandtheit in der Darstellung fehlt, um die schwache stylistische Form des Letztern zu übertreffen. Wenn er somit zum wenigsten die Schuld einer sehr tadelnswerthen Bequemlichkeit auf sich ladet, so verdient er wol einen härtern Vorwurf, wenn er, wie öfter geschieht, auch die Reflexionen seines Vorgängers wörtlich entlehnt, ohne ihn zu nennen. Allerdings erweitert er die Darstellung desselben öfter, allein in der eigentlichen Geschichtser-

zählung durch Ausführungen, welche Rühs mit Recht verschmäht hatte; verdienstlicher sind die Zusätze in den dem Culturzustande gewidmeten Capiteln, namentlich sind im 1. Bande die kirchlichen Verhältnisse genügender dargestellt und die Beschlüsse der schwedischen Concilien erschöpfender benutzt. Von gleicher Beschaffenheit ist der 2. Band; und wenn in diesem die Darstellung etwas mehr an Eigenthümlichkeit, Lebendigkeit und Haltung gewinnt, so wird dadurch nur die Frage angeregt, warum der Verfasser es nicht versucht habe, eine selbständige Arbeit zu liefern, und der Wunsch, daß er bei Fortsetzung seines Buchs sich etwas mehr zumuthen und sich nicht begnügen möge, nur Eines Vorgängers, bei allem Verdienste doch nicht unübertreffliche, Arbeit zu erweitern und lesbarer zu machen. 23.

Pensées, par Madame la princesse *Constance de Salm*. Paris, 1829.

Seitdem der scharfsinnige Larochefoucauld ein ganzes Büchlein voll Aphorismen schrieb, um sein Thema: Eigenliebe ist der Beweggrund aller Handlungen, in allen möglichen Variationen vorzutragen, hat die Aphorismenliteratur Frankreichs, wenn an Umfang, doch nicht an Gehalt gewonnen. Auch ist das Publicum dieser Art von Schriftstellerei nicht gewogen. Es sucht lieber selbst mühsam aus zahlreichen Bänden eine Aphorisme heraus, die es zum Sprichwort aufnimmt, als daß es dem Verf. traut, welcher zu sagen scheint: Sehet, ein jedes meiner Worte wird zum Sprichwort.

Die Fürstin Salm, welche seit 1794, Anfangs unter dem Namen Pipelet, darauf unter dem jetzigen Namen sich durch dramatische, lyrische, philosophische, polemische, panegyrische, epistolarische Werke einen Ruf erworben hatte, der Niemanden so sehr aufbrachte als ihren heftigen Gegner, den französischen Pindar Lebrun, betritt endlich auch jenen schwierigen Pfad der Aphorismenliteratur. Fast wäre sie in der Behandlungsweise ihres Gegenstandes dem Beispiele Larochefoucauld's gefolgt; denn auch sie möchte den Grund der meisten Handlungen in einer einzigen Charaktereigenheit suchen: „Wenn man sorgfältig die Fehler, Grillen, Laster der Gesellschaft untersuchen wollte, so würde man finden, daß sie fast alle den thörichten Hochmuth zum Grunde haben". Aber schon der Originalität zu Liebe, mußte sie diese Methode aufgeben, und sie verspricht lieber 3 Bändchen „Gedanken": 1) in Bezug auf den Menschen im Allgemeinen, 2) auf Gemeinwohl und Philosophie, 3) auf Literatur, Kunst und Aufklärung. Der 1. Theil steht bereits zu Gebote.

Unsere geistreiche Schriftstellerin scheint geglaubt zu haben, in dergleichen Gedanken oder Aphorismen brauche man nicht blos neue Sprichwörter zu schaffen, sondern es sei erlaubt, ältere, anerkannt richtige aufzunehmen. Denn eine Frau von so viel Welt, Erfahrung und Lecture will offenbar ihren hundertsten Gedanken nicht für neu ausgeben. Er lautet: „Un des vices des esprits médiocres est de juger d'après eux les esprits élevés et les grands caractères". Noch weniger den folgenden Gedanken, welchem Nummer 113 zu Theil geworden: „L'obscurité est favorable aux épanchemens de l'âme...", und vollends konnte sie nur als längst anerkannte Wahrheit aussprechen: „Il y a une chose qui est quelquefois abominable à voir, c'est l'intérieur des familles" (Nr. 137).

Da sich nun hieraus ergibt, daß die „Pensées", von welchen wir einige pflücken, zum Theil auf fremdem Boden entstanden und in das Büchlein verpflanzt worden sind, so wird es nicht auffallen, wenn die einzelnen Blumen, die eingeborenen und ausländischen, einander sehr unähnlich sind und ein sehr buntes Ganzes bilden. Einige können nicht friedlich neben einander stehen, wie Nr 54: „Il est facile à un esprit rusé de tromper un honnête homme; mais il lui est impossible de s'affranchir entièrement du respect que lui impose celui même qu'il trompe"; und Nr. 120: „Les honnêtes gens paraissent à ceux qui ne le sont pas, des sots, des fous, ou des dupes".

Sollten jedoch diese Sätze, die sich widersprechen, beide unserer Verf. angehören, so liegt die Auflösung des Räthsels in Nr. 98: „On passe sa vie à se donner des démentis à soi-même".

Im Grunde soll hier von den „Pensées" nur die Rede sein, um sie zu empfehlen. Sie wimmeln von hübschgedrehten Ansichten, wie folgende: „On dit que l'on perd son ami, quand il fait fortune. Cela peut arriver; mais ce qui arrive aussi souvent, c'est qu'on le perd également, s'il tombe dans la misère". Und besonders dem schönen Geschlecht muß das Büchlein willkommen sein; denn nicht blos sind die Frauen darin gelobt, sondern auch die Männer getadelt, immer aber auf eine verständige Weise, die nicht Anlaß zum Aergerniß gibt: „Les hommes nous prêchent sans cesse la douceur et la patience, parcequ'ils trouvent plus facile de nous élever à supporter leurs défauts que de s'étudier à les vaincre". Damen, welche ähnliche und noch viel schlagendere Texte zu Predigten suchen und zu diesem Zwecke die „Pensées" unserer Fürstin kaufen, können gleich Seite 21 aufschlagen. Den Männern wird von S. 24—28 eine Anzahl schwach vergoldeter enormer Pillen dargeboten, von welchen eine nicht schaden kann (Nr. 52): „Il y aura toujours une circonstance qui en amour donnera une superiorité véritable aux sentimens des femmes sur ceux des hommes. C'est qu'une femme qui se respecte ne peut même concevoir la pensée d'aimer un être qui lui est tout-à-fait inférieur, et qu'il n'existe point d'homme dont l'amour ait été arrêté par cette seule pensée". 65.

Sammlung kleinerer Schriften, meist historischen oder politischen Inhalts, von Karl von Rotteck. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Franckh. 1829. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Hr. von Rotteck, Professor des Vernunftrechtes — gibt es denn auch Professoren der Unvernunftrechtes? — hat sich durch mehre größere Werke, namentlich durch seine „Weltgeschichte" und durch rechtsphilosophische Schriften eine ansehnliche Celebrität erworben; auch ist nicht zu leugnen, daß er sich als einen freisinnigen Denker und gewandten Darsteller überall gezeigt hat, und daß man unbillig sein müßte, wenn man ihm nicht manches literarische Verdienst zuschreiben wollte. Dies thun denn auch wir von ganzem Herzen und begrüßen gegenwärtige „Sammlung kleinerer Schriften" mit der Erwartung, auch hier manches Gute und Interessante zu finden. Und in der That, unsere Erwartung wird nicht getäuscht. Dagegen können wir nicht verhehlen, daß das Zusammendruckenlassen einzelner bereits hier und da abgedruckter Aufsätze nach unserer innigsten Ueberzeugung eigentlich erst nach dem Tode eines Verfassers stattfinden sollte, es müßte denn das allgemeine Interesse und die anerkannte Classicität desselben eine Vereinigung seiner sämmtlichen Werke laut fodern. Dies ist aber hier nicht der Fall, wie der bescheidene Verf. selbst bekennt. „Wenn ich", sagt er in der Vorrede, „nach dem Wunsche mehrer Freunde, von meinen kleinern, in verschiedenen theils periodischen, theils Flugblättern zerstreuten Schriften eine Auswahl dem Publicum vorlege, so glaube ich — zumal was die historischen Aufsätze und verschiedene Gelegenheitsreden betrifft — freilich nicht,

damit der gelehrten Welt, doch vielleicht einem kleinen Kreise mir wohlwollender und befreundeter Leser eine willkommene Gabe zu bieten". — „Die historischen Aufsätze", fährt er weiter fort, „wollen keineswegs als neue Forschungen sich geltend machen, oder zur Bereicherung der historischen Erkenntniß führen; sie sind bloße Skizzen zur Unterhaltung, größtentheils in dem von des Verfs. Lehrer und Freund, Joh. Georg Jacobi, vieljährig herausgegebenen Taschenbuch „Iris" erschienen, also, wie dieses, nicht für ein gelehrtes, sondern für ein zwar gebildetes, doch vermischtes Publicum bestimmt und ohne andern Anspruch als den der flüchtigen Vergegenwärtigung interessanter oder anziehender, ob auch längst bekannter historischen Bilder. Die Gelegenheitsreden dürfen einiges Interesse von jenem der Persönlichkeiten (sollte heißen: Personen), welchen sie gewidmet sind, oder der Anlässe, bei welchen sie gesprochen wurden, empfangen. An und für sich, das fühle ich wohl, sind sie großer Nachsicht bedürftig". Nach dieser Bevorwortung aller Kritik haben wir selbst eigentlich weiter nichts hinzuzufügen. Indessen erklärt doch der Verf. in Betreff einiger der politischen und kritischen Aufsätze, daß diese wol eine strengere Prüfung ertragen würden. „Ich wage zu hoffen", sagt er, „daß sie mitunter zur Aufhellung oder Berichtigung einiger politischer und staatsrechtlicher Begriffe und, was mir noch lohnender wäre, zur Erweckung oder Bekräftigung patriotischer Gesinnung und zeitgemäßen Strebens beitragen werden". Und in der That, diese bescheidene Hoffnung des Verfs. sehen wir erfüllt. Nur ist das einzig Bedenkliche hierbei, ob das gemischte Publicum, wozu er (nach einer Note) auch sogar „Leserinnen" rechnet, sich an diesen rein doctrinellen Betrachtungen erbauen möchte; woran zu zweifeln großer Grund vorhanden ist. Ungeachtet dieser Uebelstände, wiederholen wir jedoch, daß die ganze Sammlung manches Interessante, Anziehende und Belehrende enthält, was durch die Darstellung meist gehoben wird. Der 1. Band gibt mehre historische Bilder von hohem Interesse, z. B. von Attila, Andreas Doria, Grimoald, Alexander dem Großen, Bayard, der Bartholomäusnacht; der 2. Band enthält dagegen nur philosophisch-politische Untersuchungen, unter denen die Aufsätze über die Landstände, über stehende Heere, über Zehendlast und Zehendrecht besonders auszuzeichnen sind. Die Gelegenheitsreden (sie machen im 1. Bande den Beschluß) sind sämmtlich bei akademischen Gedächtnißfeiern zu Freiburg im Breisgau gehalten worden und ermangeln nicht des rhetorischen Glanzes. Eine Kleinigkeit finde hier noch ihren Platz. Der Verf. sagt S. 51 des 1. Bandes, er bediene sich der Schreibart „Mohammed", als der gewöhnlichern, während die richtigere „Muhämmed" sei. Hierin liegen 2 Unrichtigkeiten; denn einmal ist die gewöhnlichste Schreibart unter uns Deutschen nicht „Mohammed", sondern „Muhamed", und dann ist die richtige Schreibart nach der osmanischen Aussprache nicht „Muhämmed", sondern „Muchammed", wie jede arabische Sprachlehre zeigt. Doch, wir unterlassen alle Mikrologien, die hier am allerwenigsten an ihrem Orte wären. 70.

Das Gebiet des Krieges. Von F. W. Benicken. Erstes Bruchstück. Weimar, Industriecomptoir. 1829. Gr. 8. 9 Gr.

Ueber nicht weniger als 10 Gegenstände (Krieg, Kriegsgeschichte, Kriegführung, Recognoscirungen, Straßengemeinschaft, Wasserverbindung, künstliche Befestigung, Heerbildung, Heereintheilung, Heerzucht) spricht sich der Verf. auf 60 Seiten aus, und es liegt wol in der Natur der Sache, daß es nur sehr fragmentarisch geschehen kann. Am meisten hat uns interessirt, was er mit vielem Scharfsinn über Disciplin und Subordination beiträgt; im Uebrigen müssen wir bekennen, keinen großen Gewinn für die Kriegskunst von diesen Bogen zu erwarten, auf die Gefahr hin, daß uns der Verf. zu den „gestrengen, einseitigen, regelrechten Kunsttheoretikern" zähle. 14.

Literarische Notizen aus Rußland.

Herr Polewoj, der Herausgeber des „Telegraphen", einer russischen literarischen Zeitschrift in Moskau, hat eine neue Geschichte Rußlands in 12 Bänden angekündigt. Dieser Anzeige geht eine Kritik des bekannten Karamsin'schen Werkes vorauf. Er behauptet darin, daß Karamsin's Geschichte weder pragmatisch noch philosophisch sei, auch entspreche sie in ihrer äußern Gestalt nicht mehr der Stufe, auf die die russische Literatur seit ihrer Erscheinung sich erhoben hätte. Diese Behauptung, gegen einen Lieblingsschriftsteller der Nation gerichtet, wird von den Verehrern Karamsin's heftig bestritten, obgleich anderntheils auch Hr. Polewoj seine Vertheidiger findet. Es kommt nun darauf an, wie er selbst die Aufgabe, die er übernommen, lösen wird. An freudiger Zuversicht scheint es ihm nicht zu fehlen und allerdings ist es leichter nach Karamsin eine neue Geschichte zu schreiben, als nach Homer eine zweite Ilias.

Neben diesem erst zu erwartenden Werke erwähnen wir eines andern, das bereits erschienen ist und ebenfalls mit der Nationalgeschichte zusammenhängt. Es ist ein in 3 großen Oktavbänden ausführlich geführter Erweis, daß die slawische Sprache der griechischen nahe verwandt ist. Der Verf. ist der, nach der Vorrede, in Wien sich aufhaltende griechische Priester Konstantinus, das Werk selbst aber in St.-Petersburg 1828 griechisch neben einer russischen Uebersetzung gedruckt. Diese letztere ist von dem Geistlichen der russischen Gesandtschaft in Wien, Herrn Gabriel Meglinzki ausgearbeitet. Die 2 letzten Bände enthalten, auf mehr als 800 Seiten, alphabetisch geordnete russische Worte, neben gleichlautenden und gleichbedeutenden Griechischen.

Im Fach der schönen Wissenschaften sind letzthin 2 kleine Büchelchen erschienen. Das eine heißt „Gitara i Swirel etc.", d. h. „Guitarre und Schalmei, oder Sammlung der Lieder und Romanzen, von W. Fedorof" (St.-Petersburg, 1829). Es enthält, was der Titel besagt: Poesien verschiedener Gattung, von denen vielleicht künftig ein Pröbchen geliefert werden könnte. Das andere Büchelchen führt den Titel: „Mogila etc.", d. i. „Das Grab am Ufer des Lago Maggiore" (St.-Petersburg, 1829). In wohlklingenden Versen wird erzählt, wie ein Jüngling eine Jungfrau liebt und in den Krieg zieht. Es kommt die Botschaft an, er sei in einer Schlacht gefallen, und die Jungfrau wird Nonne. Der Jüngling aber war nur verwundet und kehrt lebend aus dem Lazareth zurück, um zu erfahren, daß seine Geliebte des Himmels Braut sei. Er wird in seinem Schmerz darüber nun auch Mönch, und als die voreilige Jungfrau diese Kunde in ihrem Kloster erfährt, springt sie in den See, wird todt herausgefischt und an den Ufern desselben begraben. So endet, den Anfoderungen des Zeitgeschmacks gemäß, Alles tragisch.

Fürst Schachowsky, ein fruchtbarer und beliebter dramatischer Schriftsteller, hat ein neues Liederspiel gedichtet, das in St.-Petersburg aufgeführt wird. Es heißt „Ieschze Merkuri etc.", d. i. „Noch ein Mercur, oder die Romanenredoute". Personen aus bekannten Romanen treten darin auf; unter Andern erscheint auch Werther und singt:

Charlotte weiht' ich meine Triebe,
Obschon ich viel zu späte kam,
Und ich gestand ihr meine Liebe,
Indem ich mir das Leben nahm. 58.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 53. — 22. Februar 1830.

Deutsche poetische Literatur.

Erster Artikel.

1. Euthymia, oder des Lebens Freuden, von J. C. Ihling. Ein didaktisches Gedicht in 5 Gesängen. Leipzig, Barth. 1829. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Es ist eine eigne Sache, uns des Lebens Freuden lehren zu wollen. Die Freude im Leben und am Leben muß in dem tiefsten, heiligsten Grunde des Menschenherzens schon da sein; und da ist sie auch und entfaltet ihre Blüten auf so vielfache Weise, wie es Individuen gibt, ohne daß es der Belehrung bedarf. Wer des Lebens Freude lehren will, muß ihr Wesen zergliedern, und wer es zergliedert, dem geht es wie dem unbedachtsamen Neugierigen in Göthe's Gedichten, der die in vielfacher Farbenpracht schimmernde Libelle verfolgte, um recht genau zu wissen, welches denn eigentlich die Hauptfarbe sei; und als er sie nach vieler Mühe glücklich erhascht hatte, fand er ein trauriges, nichtssagendes Grau. Doch sieht diese Reflexion, zu der uns der Titel veranlaßte, wie eine Krittelei aus. Hinweg mit ihr! Hr. Ihling hat es nun einmal übernommen, ein Lehrer der Freude, ein Führer zu ihr zu werden. Hören wir also kurz, wie er sich als solcher zeigt und nimmt. Seine „Euthymia" führt uns in ganz wohlklingenden Hexametern zuerst zu Naturfreuden, zu den Reizen der 4 Jahreszeiten, Naturerscheinungen und Naturproducten, singt ferner die eigenthümlichen Freuden der verschiedenen Menschenalter, des Jünglings, des Mannes und des Greises. In einem dritten Gesange geleitet sie uns zu den Genüssen des geselligen Lebens, nämlich zu Spielen, Bädern, Theatern, Marionetten, Redouten, Bällen, Märkten und Messen, sowie auch zu häuslichen, ländlichen und Volksfesten. Der vierte Gesang schildert die Annehmlichkeiten und Freuden im Gebiet der Wissenschaft und Kunst: Mythologie, Geschichte, Astronomie, Geographie, Malerei, Bildhauerkunst, Mimik, Musik und Dichtkunst mit ihren verschiedenen Abtheilungen; und in den Anmerkungen zu diesem Gesange finden wir auch das Interessanteste aus der schönen Literatur. In einem fünften Gesange endlich lernen wir die Genüsse kennen, die aus der Uebung der Tugend entspringen: Liebe, Freundschaft, Wohlthätigkeit, Berufstreue und Leben in Gott. So lernten wir denn in diesem Buche uns systematisch freuen. Die Anmerkungen sind erläuternd und richtig.

2. Der Christbaum, von Agnes Franz. Wesel, Klönne. 1829. 8. 4 Gr.

Dieses Gedicht, von der bekannten Dichterin in der Form dem Schiller'schen „Lied von der Glocke" angepaßt, wurde einem Mädchenvereine gewidmet, dessen Zweck ist, durch den Ertrag gemeinschaftlich gelieferter Arbeiten und deren Verlosung für die Bekleidung und den Unterricht hülfsbedürftiger Kinder zu sorgen. Es sind gar freundliche Bilder darin (Schade nur, daß einige recht harte Reime das Ohr beleidigen), und wir wünschen, daß das Büchlein (es hat nur 16 Seiten) auch in größern Kreisen eine günstige Aufnahme finden möge.

3. Gedichte von Johann Karl Martin Mauerer. Nach seinem Tode gesammelt von seinem Jugendfreunde Johann Nep. Puchner. Herausgegeben von den Hinterbliebenen. Mit des Dichters Bilde. Regensburg, 1829. 8. 1 Thlr.

Voran ein langes Subscribentenverzeichniß, dann eine geziert geschriebene Vorrede von Mauerer's Lehrer in der Poetik, Hrn. Dr. Wedl, in der er selbst sagt, er habe eigentlich keinen Beruf, eine Vorrede zu schreiben; dann eine kurze Biographie des 1783 geborenen Verfassers, und endlich die Gedichte in 2 Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält Gedichte aus den Jahren 1798—1805. Allein, sie sind nicht, wie man sich in Regensburg einbilden mag, von Mauerer, sondern von Klopstock, Horaz, Matthisson und Hölty. Dieser Dichter Gedanken und Bilder verarbeitete der Jüngling in seinem jungen regen Gemüthe, schrieb sie auf und meinte nun, er sei auch ein Dichter. Aber das Urtheil ist wol zu hart? Nein; der Leser, der die 4 genannten großen Dichter kennt, wird es bestätigt finden. Erst in der zweiten Abtheilung läßt sich Mauerer beurtheilen. Denn da, nach einer Pause von mehren Jahren, in denen er kein Gedicht schrieb, ist von Klopstock und Matthisson keine Spur mehr, und Mauerer zeigt sich als ein wackerer Gelegenheitsdichter. Ein warmes Gefühl für Naturschönheiten spricht besonders daraus an.

4. Harfentöne, von C. W. Arend. Marburg, 1826. 8. 10 Gr.

Der Schluß des Vorworts zu dieser kleinen Sammlung lautet:

> Ach, und wenn zu einer Brust
> Nur sich diese Töne schwingen,
> Sie mit Wehmuth und mit Lust
> Einen Busen nur durchdringen,
> Fühl' ich dennoch hohe Wonne,
> Und ich weihe, was ich sang,
> Jedem unter Gottes Sonne,
> Dem mein Lied zum Herzen drang.

Und es sind allerdings einige Lieder, die zum Herzen dringen, besonders die, zu denen der Dichter durch den Kampf der Griechen in unsern Tagen begeistert ward. Mehr läßt sich über dieselben jedoch nicht sagen.

5. Der Tag des Gerichts und der ewigen Versöhnung. Eine christliche Dichtung, von Ludwig August Kähler. Königsberg, Unzer. 1829. 8. 12 Gr.

Das Herz des Menschen, noch mehr das Herz des Christen sträubt sich, Gott als jenes finstere, strenge, unmitleidige Wesen zu denken, dem der große Gesetzgeber, der vom Sinai mit den Tafeln stieg, die Worte in den Mund legt:

„Ich bin ein starker, eifriger Gott, der die Missethat der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied"; es sträubt sich selbst, einzustimmen in die Worte des Herrn der Herrlichkeit, welche er an die Fehlenden und Sünder ergehen läßt: „Geht hin, ihr Verruchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln". Der Mensch, wenn er der Stimme seines Herzens folgt, erkennt in Gott nur den Vater der Liebe und Barmherzigkeit, und in Jesus, den einstigen Richter der Menschen, den Heiligen, der zu predigen lehrte: Gott ist die Liebe, und dessen Wort und Wandel Liebe, Gnade, Huld und Barmherzigkeit war, die auch an jenem Tage sein Herz bewegen und von seiner reinen Lippe fließen wird. — Diese Gedanken etwa mochten es sein, die den geistreichen Verf. dieser Bogen tief bewegten; diese Gedanken gingen augenblicklich in diese Dichtung über, die wir ein biblisches Drama nennen möchten. Und wie schön führt er diesen Gedanken durch! Der Geist, der ihn bei Abfassung des Ganzen beseelte, so kräftig und wohlthuend, als er ihn selbst empfand, wird — das kann nicht fehlen — in des fühlenden und denkenden Lesers Seele wiedertönen und die Gefühle finsterer Zeloten vernichten, welche die Ewigkeit der Höllenstrafen predigen. Hören wir, was er bietet. Der Tag des Gerichts, des ewigen Zorns ist gekommen. Die Elemente vergehen; die Erde wird Staub. Versammelt um den Thron Des, der die Lebendigen und die Todten richtet, des Herrn und Richters, sind die ungezählten Scharen der Edeln und Verworfenen, der Guten und Bösen, um zu empfangen, wie Jeder gehandelt hat bei Leibes Leben. Der Herr fodert seine Apostel und Jünger, er fodert Adam, er fodert die Engel auf, ihm zu helfen und Rath an die Hand zu geben bei jenem ernsten, bedeutenden Spruch, der das Schicksal der Versammelten für die Ewigkeit entscheidet. Aber sie bekennen ihm offen und demüthig ihre Schwäche; sie fühlen sich solches Amtes nicht gewachsen; sie wagen keine Entscheidung; sie flehen ihn an, sie der für ihr Herz zu schweren Pflicht des Entscheidens und Richtens zu entbinden. Da wendet sich der Herr mit gleicher Auffoderung an Abraham, Moses, Esaias, Luther und einen Juden und vernimmt dieselbe Bitte um Erlaß des Geschäfts. Auch die Lehrer des Christenthums werden aufgerufen. Einer erscheint als Repräsentant des Katholicismus, ein Anderer als Vertheidiger des Protestantismus, ein Dritter als Apologet der Gefühlsreligion, ein Vierter preist den Glauben, ein Fünfter stützt sich auf den Werkstolz, und sie gründen auf diese einseitigen Richtungen in Glauben und Lehre ihre Verdienste; aber der Herr empfängt sie mit dem Wehe und nennt sie der Blinden blinde Leiter. Jetzt wendet sich der Herr an Einzelne in der Schar und ruft sie auf, zu zeugen wider die Bösen und zu richten. Ein Fürst, eine Mutter, ein Kind, ein Tagelöhner, ein Held, ein Weiser treten auf; aber sie Alle wagen keine Anklage; fromme Milde haucht auch ihre Lippe; ja, nur ein Böser tritt hervor aus der Schar der Unglücklichen, Verworfenen und Sünder, und im zermalmenden Gefühl seiner Unwürdigkeit klagt er sich selbst an und bittet um die verdiente Strafe. Ein herrlicher Zug im Ganzen! Da schreitet der unerbittliche Richter zum Strafamt; noch ehe er aber das große, das schwere Urtheil ausführen kann, treten jene Engel und Apostel, Propheten und Geistesheroen vor ihn hin und flehen ihn um Gnade für die Verdammten an, jeder in seinem Charakter, in seinem Geist. Besonders ergreifend ist es, wie jene Mutter um einen verlorenen Sohn bittet, der unter den Verurtheilten steht, und jeder der Andern nur Einen der Geliebten aus der verirrten Schar begnadigt sehen möchte. Da erschließt sich dann und bricht aus die unermeßliche Gnade im Herzen des Menschensohns; man sieht, er wollte nur die Gesinnung der Seinen prüfen, ehe er die eigne Huld und Milde, gleich dem belebenden Frühlingsstral, offenbarte, und er spricht zum Schluß, betend mit aufgehobenen Händen:

Es ist vollbracht, auf ewig ists vollbracht!
Nun einet sich der Himmel mit der Erde,
Für immer sinkt das Bös' in seine Nacht,
Und durch die Schöpfung ruft ein neues Werde!
Vergangen ist des Geistes Prüfungszeit,
Des Irrthums und der Sünde wildes Regen,
In Aller Herzen ausgesöhnt der Streit,
Und eingekehrt der heil'gen Liebe Segen!
So schauet denn den Vater an im Licht,
Woraus er eure Seelen sich geboren!
Sein Wollen kennt des Herzens Schwanken nicht,
Sein Walten geht durch keinen Kampf verloren!
Es dringt sein Rath nur herrlicher hervor,
Wo seinen Kindern er in Nacht verschwunden,
Und was sich selbst in Wahn und Lust verlor,
Wird sicher doch von seinem Blick gefunden!
Er führt den Blitz mit gleicher Segenshand,
Wie er den Thau sich läßt auf Blumen senken,
Und wo der Mensch nur Graus und Abscheu fand,
Schafft neues Leben sein erhabnes Denken!

(Zu den Engeln.)

So öffnet denn, ihr meine Himmelsboten,
Den Kindern ihres Vaters ew'ges Haus!

(Zu den Auserwählten.)

Geht ein und herrscht, weil dienen ihr gelernt,
Wie ich auf Erden einst gedient für euch,
Und euer Lohn sei, diese treu zu pflegen,
Bis ihr sie habt erhoben zu euch selbst
Und gleicher Wonne euch in ihnen freuet.

(Zu den Andern.)

Geht, folget ihnen nach! Was ihr gefehlt,
Was ihr verbrochen, ewig ists getilgt!
Das sei euch Strafe, daß ihr, Kindern gleich,
An ihnen hanget und von ihnen lernt,
Bis auch in euch erstarkt der neue Geist.

Blos diese hier mitgetheilten Verse sind gereimt; alles Uebrige ist in reimlosen Jamben geschrieben.

6. Poetische Versuche von Wilhelm Reindl. Ingolstadt, 1829. 8. 12 Gr.

Hr. R. sagt im Vorbericht, er wolle und könne für keinen Dichter gelten; und das ist ein verständiger Gedanke. Er sagt ferner, auf vielseitiges Dringen seiner Freunde habe er diese Versuche ans Tageslicht treten lassen; daran that er Unrecht. Und wenn er versichert, er habe nie auch nur den mindesten Unterricht in der Poesie gehabt, so erwidern wir ihm darauf, daß man auch keinen Unterricht in der Poesie gebraucht, daß der Dichter geboren wird und höchstens in der Poetik sich unterrichten muß. Er wünscht milde, nachsichtige Richter; die gebraucht er.

7. Veilchenstrauß. Eine Sammlung kleiner Gedichte von Wilhelmine von Rynarzewska. Koblenz, Gelehrtenbuchhandlung. 1828. 8. 16 Gr.

Eine gute Gesinnung lächelt uns aus diesen Gedichten an. Der Titel soll andeuten, daß sie Kinder der Bescheidenheit sind. Mehr läßt sich nicht wol sagen.

8. Sonettenkränze von Ludwig Bechstein. Arnstadt, Mirus. 1828. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir sind diesem wahrscheinlich noch jungen Musenjünger wol früher schon in Journalen begegnet, und er hat uns nicht misfallen. Hier betritt er eine Bahn, wo sich gewöhnlich Dornen an des deutschen Dichters Gewand hängen, es zerren und zerreißen, oder wo hervorragende Felsspitzen den Weg hemmen, die entweder zum Umkehren zwingen, oder die, wenn man sie übersteigen will, eine große Anstrengung des Körpers erheischen. Hr. Bechstein ist, wir müssen es nach Pflicht und Gewissen bekennen, dieser Unannehmlichkeit nicht ganz entgangen. Wir wollen es, so kurz als möglich, zeigen. Schon den Foderungen eines regelrechten Sonetts zu genügen, hat seine Schwierigkeit; schwieriger ists

noch, denen eines **Sonettenkranzes** (Sonetto a corona) ihr Recht angedeihen zu lassen. „Ein Sonettenkranz verlangt: Das zweite Sonett muß mit dem letzten Verse des ersten, das dritte mit dem letzten Verse des zweiten, das vierte mit dem letzten Verse des dritten und so alle folgende mit dem letzten Verse des vorhergehenden anfangen. Die Reime, welche in den Terzinen des vorhergehenden Sonetts gebraucht worden sind, müssen wieder in den Quaternarien des nachfolgenden gebraucht werden, ohne jedoch dieselben Worte zu wiederholen; das eine des letzten Verses ausgenommen, mit welchem immer das nachfolgende Sonett anhebt. In keinem der Sonette, welche zusammen einen Kranz bilden, dürfen Reime wiederholt werden, welche schon in einem der vorhergehenden gebraucht worden sind, die ausgenommen, welche, nach den obigen Regeln, nothwendig wiederholt werden müssen. Dieselbe Stellung und Folge der Reime, welche im ersten Sonette gewählt worden ist, muß in allen folgenden beibehalten werden. Später hat die Akademie degl' intronati in Siena die Zahl der zu einem Kranze erfoderlichen Sonette festgesetzt und eine neue Art, sie miteinander zu verbinden, eingeführt. Nach der Vorschrift derselben besteht der Kranz aus 15 Sonetten, von denen das letzte Sonetto magistrale genannt wird, weil es das schwerste ist. Dieses Son. mag. gibt die Anfangs- und Endverse zu den andern Sonetten her". Welche schwierige Form für den **deutschen** Dichter! In welche Reimnoth wird er versetzt, wenn er **diesen** Foderungen genügen will, eine Noth, aus der ihn auch Peregrinus Syntax nicht immer zu ziehen vermag! Sagt nun der Verf. S. XXII der Vorrede: „Allen den strengen Foderungen gerecht zu werden, welche die italienischen Dichter für die Bildung eines regelrechten Sonettenkranzes festsetzten, konnte ich mir nicht vornehmen, ohne daß mir deshalb Eigensinn die künstlichen Gesetze dünken; es ist bei dem Mangel der Reime (das Einzige, worin die deutsche Sprache den südlichen Sprachen nachsteht, die sie dafür durch hundert Vorzüge übertrifft) nicht wol möglich, denn außer Dem, was ich beobachtete und beobachten mußte, wird noch verlangt, daß kein Reim, der schon einmal gebraucht war, die durch die Form nothwendig bedingten ausgenommen, wiederkehre; gegen diese Regel habe ich zum öftern nothwendig sündigen müssen, weil sich mir nicht stets neue passende Reime boten; zweitens soll dieselbe Stellung der Reime und ihre Folge, sowie sie im ersten Sonett stattfindet, in allen folgenden beibehalten werden. An diese Regel habe ich mich nicht gebunden, weil ich dafürhielt, daß Abwechselung und Mannichfaltigkeit im Kranze selbst, der Schönheit desselben, wenn er sonst welche hat, keinen Abbruch thun würde"; so wollen wir deshalb nicht mit ihm rechten, sonst wären wir unbillig; wol aber rechten wir mit ihm, daß er die Meister nicht studirt hat, denn sonst würden die Härten in den Reimen, die sich nicht selten finden, und besonders die regelwidrige Stellung der Quaternarien und Terzinen in den einzelnen Sonetten sich nicht eingeschlichen haben. So ist, um nur Eines zu rügen, die häufig vorkommende Stellung in den Terzinen: aab-aab, oder abbabb durchaus falsch, Ohr und Auge des Kenners beleidigend, und nirgends bei Petrarca (und **der** ist der Meister und Chorführer der Sonettisten!) im ganzen Canzonniere nicht zu finden. Wir erwähnen nicht einmal, daß zu viele männliche Reime gebraucht sind. So viel über die Form. Und nun der **Geist**. Hat der Dichter die Klippe glücklich umfahren, den Geist nicht über der Form untergehen zu lassen, eine Klippe, an der die meisten Sonettenschmiede scheitern? Leider nicht ganz. Wir verkennen es nicht (denn wir haben uns selbst einmal eine lange Zeit mit Nachbildung und Uebertragung italienischer und provençalischer Meister in Sonettenform beschäftigt und sprechen als Einer, der die Schwierigkeit des Unternehmens zu würdigen weiß!), daß ein Anstoß an diese Klippe fast unvermeidlich ist; wir verkennen nicht die Gewandtheit im Ausdruck, die musikalische Sprache und das leichte Dahinströmenlassen (sit venia verbo!) gangbarer Gedanken, Gefühle und Bilder in diesen Sonetten; und dennoch ist der Form zu viel geopfert, und Hr. B. macht sicher geistreichere Gedichte, wenn er sich nicht an die 14 Verse, oder gar an die 14—15 Sonette bindet. Er gibt 14 Sonettenkränze und hängt an jeden noch das Sonetto magistrale, und die Gegenstände sind: 1) Gott; 2) Schöpfung; 3) Moses; 4) Jesus; 5) Luther; 6) Vaterunser; 7) Freundschaft und Liebe; 8) An die einstige Geliebte; 9) Abaluld (die persische Dichtung von der Liebe der Nachtigall und der Rose); 10) Ragnarokur, ein Mythos aus der nordischen Edda; 11) Selam, die Sprache der Blumen, welches uns besonders gefallen; 12) Phosphorus; 13) Hoffnung und Glaube; und 14) Die Sterne. Lernen kann Hr. B. aus dieser Anzeige, sollte er sie sehen, wol nicht viel; wir legen hier nur unsere Ansicht, und zwar unsere einseitige Ansicht, über das Büchlein nieder, das eine widerwärtige äußere Form: kleines Taschenbuchformat und dickes Papier hat.

(Der Beschluß folgt.)

Das Einkommen in Frankreich.

Sämmtliches Grundeigenthum wirft jährlich nach Abzug der Kosten ab:	1,531,508,000 Fr.
Ueberschuß des Bruttobetrags, oder Einkommen Derer, die sich mit Landbau abgeben, inbegriffen die unmittelbaren Erzeugnisse, z. B. Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe, Wolle, Milch, Käse u. s. w. .	3,118,770,000 »
Einnahme, Gehalt oder sonstiger Vortheil der Personen, die sich mit Handel oder Industrie abgeben, eine Profession treiben, oder von der Regierung besoldet werden.	1,746,511,000 »
Summe der allgemeinen Einnahme in Frankreich vor der Bezahlung der Steuern, Octrois u. s. w.	6,396,789,000 »
Die Bevölkerung Frankreichs konnte am 1. Januar 1830 angenommen werden zu .	32,252,000 »
Die allgemeine Vertheilung der Einkünfte ergibt demnach für jeden Kopf	198 Fr. 33 C.
oder 54 C. 6 Den. für den Tag, wenn sämmtliche Einkünfte nicht der Steuer unterworfen wären.	

Da nun aber diese Summe nicht gleich vertheilt ist, so können die Abstufungen des Reichthums oder des Elendes nicht anders dargestellt werden, als wenn man sämmtliche Franzosen in 12 Classen theilt, von denen die 6 ersten nur 2,252,000 Individuen, die 6 andern aber 30,000,000 enthalten, nämlich:

Classen.	Zahl der Individuen.	Sämmtliches Einkommen.	Auf den Kopf jährlich.	Auf den Kopf täglich.
1.	152,000	608,000,000	4000	10 96
2.	150,000	375,000,000	2500	6 85
3.	150,000	150,000,000	1000	2 74
4.	400,000	240,000,000	600	1 64
5.	400,000	160,000,000	400	1 10
6.	1,000,000	350,000,000	350	0 96
7.	2,000,000	500,000,000	300	0 82
8.	2,000,000	500,000,000	250	0 69
9.	3,500,000	700,000,000	200	0 55
10.	7,500,000	1,125,000,000	150	0 41
11.	7,500,000	900,000,000	120	0 33
12.	7,500,000	688,789,000	91 84	0 25
	32,252,000	6,396,789,000		

Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß 22,500,000 Franzosen, die in die 3 letzten Classen 10, 11 und 12 gehören, täglich für alle ihre Bedürfnisse nicht mehr als 8 Sous, 6

und einen halben Sous oder gar nur 5 Sous zu verwenden haben. Dies dürfte in dem wohlhabenden Deutschland unmöglich scheinen, wird aber erklärlich, wenn man bedenkt, daß 7,500,000 Franzosen wenig oder gar kein Brot zu essen haben, und daß dafür Gerste, Korn, Brei von Buchweizen, Kastanien, trockene Hülsenfrüchte und eine geringe Quantität Kartoffeln, mit bloßem Wasser zum Getränk, ihre einzige Nahrung sind, und daß sie nicht etwa Holz und Reisig, sondern nur Heidekraut brennen.

In dem Hungerjahr 1817 wären eine Menge dieser armen Leute Hungers gestorben, wenn ihnen die Wohlthätigkeit nicht Hülfe gebracht hätte. Bei alledem widerstehen nur die Robustesten solchem Elend und solchen Entbehrungen.

Setzen wir das unumgänglich Nöthige auf 50 Centimen täglich für den Kopf fest, so zeigt sich, daß doch noch 1,400,529,000 Fr. der Nation zu ihrem jährlichen Unterhalt fehlen. Es ist wahrscheinlich, daß dies schreckliche Deficit nicht bestehen würde, wenn die Regierung einen Theil der 15 Milliarden, die sie seit 12 Jahren verschwendete, zur Eröffnung bequemerer und wohlfeilerer Communication im Innern der zahlreichen Departements und zu andern allgemein nützlichen Anstalten verwendet hätte, während jetzt das Innere von Frankreich großentheils in Armuth und Elend schmachtet. 17.

Aus Italien.

Der glückliche Wiedererfinder der Damascenerklingen, Professor Antonio Crivelli, starb am 18. August 1829 zu Bergamo, wo seine vielfältigen und immer aufs Praktische gerichteten Kenntnisse auf die Belebung der Industrie vom wohlthätigsten Einflusse waren. Seine Jahre ließen noch viele Proben seiner Thätigkeit hoffen; denn Crivelli war in Mailand am 2. Februar 1783 geboren. Seine Bildung hatte er im erzbischöflichen Seminar seiner Vaterstadt erhalten, und schon im Lyceum der Brera zeigte er Anlagen für Mathematik und Physik, die Ungewöhnliches versprachen. Ein Preis der Mathematik, den er in Pavia davontrug, verschaffte ihm einen Antrag zu einer Professorstelle an dem projectirten Lyceum in der Hauptstadt des Frankreich einverleibten Dalmatiens, in Zara. Da aber die Kriegsereignisse ihm nicht gestatteten, dorthin zu gehen, nahm er eine einstweilige Anstellung in Mailand an, die bald durch eine wirkliche, als Professor der Physik in Trento, ersetzt ward. Doch in der damaligen Zeit mußte die Feder nur zu oft dem Degen weichen; Crivelli trat ins Geniecorps, wurde als Ingenieur beim Bergdepartement der obern Etsch angestellt, wo er zum ersten Male vor den Augen der erstaunten Trentiner Pulversignale vor ihren jungfräulichen Bollwerken gab. Mehr in seine wahre Sphäre führte ihn die östreichisch-lombardische Regierung zurück. Sie ernannte ihn, als Racagni in Ruhestand versetzt war, zum Professor der Physik in Bergamo, und recht eigentlich schien er in dieser gewerbfleißigen Stadt an dem Platze, der seiner Eigenthümlichkeit zusagte. 1817 erhielt er von der Regierung Urlaub zu einer Reise nach Persien, das er aber wegen eines Krieges gegen Rußland nicht erreichte. Er beschränkte sich daher auf einen Besuch der Krim, ging nach Konstantinopel und durchreiste ganz Griechenland. Damals richtete er so eifrig seine Aufmerksamkeit auf die berühmten Damascenerklingen, daß er im Stande war, diesen bisher in Europa noch nicht erlangten Industriezweig, selbst mit wesentlichen Verbesserungen, seinem Vaterlande zuzuführen. Die k. k. Hofkriegskammer ließ Versuche anstellen, die den Vorzug der seinigen vor allen ähnlichen darthaten. Das Institut der Wissenschaften in Mailand beehrte ihn dafür mit der goldenen Medaille, und der Monarch selbst mit noch entschiednern Zeichen seiner Gunst. Der glückliche Erfolg ermuthigte, weiter zu gehen. Er versuchte, Gußstahl zu bereiten, machte gefährliche Experimente, Wasserstoffgas mit Sauerstoffgas zu vereinigen, verbesserte das Löthrohr, gab sich noch in den letzten Tagen seines Lebens mit Untersuchungen über konische Brennspiegel ab, und zuletzt mit Forschungen über das Mumisiren nach ägyptischer Weise. Das, was er ausstellte bei den großen Industrieschaustellungen zu Mailand, wurde stets so scharfsinnig und zweckmäßig erfunden anerkannt, daß ihm öfters die silbernen Ehrenpreise, außer dem erwähnten goldnen, zufielen, und er selbst zu dem Ausschuß erwählt ward, der über ihre Vertheilung entschied. Die Klarheit seines Vortrags, die ihm auch in der schriftlichen Mittheilung eigen war, trug sehr dazu bei, seine Belehrungen fruchtbringender zu machen. Selbst in den ins Deutsche übersetzten Abhandlungen über die Damascenerklingen, über die Unsicherheit der Combinationsschlösser, welche die „Annalen des k. k. polytechnischen Instituts" aufnahmen, hatte man dies rühmend anerkannt. Crivelli wurde ein Opfer seines Eifers. Die zum Theil gefahrvollen Versuche, die er anstellte, zogen ihm eine Verzehrung zu, der er nach 15monatlichem Leiden erlag. 35.

Notiz.

Die Stedinger, eine angebliche Ketzersekte.

Zu welchen seltsamen Misgriffen Unkenntniß mitunter führt, mag Folgendes zeigen. Im 12. Jahrhundert siedelten sich mehre Familien in den Brüchen an der Weser an, machten die Gegend urbar und genossen in Ruhe die Früchte ihres Fleißes. Man nannte diese kleine Bevölkerung die Stedinger. Plötzlich fällt es den damaligen Grafen von Oldenburg und dem Erzbischofe von Bremen ein, das kleine fruchtbare Ländchen könne wol Tribut zahlen. Dies will den Stedingern nicht einleuchten; sie allein haben dem Sumpfboden Früchte entlockt, Niemand hat ihnen dabei geholfen; welch Recht — so raisonniren sie — hat der Bischof und die Grafen, von uns etwas zu verlangen? Man spricht hin und her; endlich soll Gewalt den Beutel der Bauern öffnen; aber sie verstehen keinen Spaß, und die abgeschickten Söldner des Bischofs und der Grafen werden mit blutigen Köpfen fortgetrieben. Es kommen aber neue, der Kampf wird immer hitziger, und endlich fallen sogar die Landleute dem Bischof in sein Gebiet und üben, wenn auch heftige, doch nicht ungerechte Repressalien. Da schreibt der Bischof in seiner Noth nach Rom: ganz in seiner Nähe hause eine Rotte Gottloser, deren Sünden gegen die Kirche (will sagen, gegen den geistlichen Beutel) den Blitz des Vaticans verdienten; und Rom, ohne weiter zu untersuchen, glaubt der Rede und wähnt, eine neue Ketzersekte sei entstanden, die den Namen der Stedingenser führt, und läßt sogleich einen Kreuzzug wie gegen die unglücklichen Waldenser predigen. Um aber den Haß und Fanatismus gehörig anzufachen, verbreitet man die schmachvollsten Gerüchte über die armen Landleute, und alle Gräuel und Nichtswürdigkeiten, die man den Templern u. A., welche man vertilgen wollte, aufbürdete, werden auch den neuen angeblichen Ketzern zugeschoben. Ein Heer von beutelustigen Abenteurern findet sich bald; es kommt zur Schlacht; die unglücklichen Landleute, welche nie daran dachten, vom althergebrachten Glauben der Kirche zu weichen, und nur ihr sauer erworbenes Eigenthum gegen die Raubgier übermüthiger Nachbarn vertheidigten, werden geschlagen, ihre Felder und Wohnungen verwüstet, sie selbst als eine Rotte Korah behandelt, und mit großer Schrift ist noch heutigen Tages in Pluquet's „Ketzerlexikon" zu lesen, daß die Stedingenser oder Stadingenser eine gefährliche, abtrünnige Sekte, ähnlich den Manichäern, gewesen seien. Die Unterwerfung der Stedinger fand übrigens 1234 statt. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 54. —— 23. Februar 1830.

Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien, vorzüglich in geographisch-statistischer Hinsicht, von Eduard Rüppell. Mit 8 Kupfern und 4 Karten. Frankfurt a. M., F. Wilmans. 1829. 8. 5 Thlr.

Mit einer grossartigen Liebe zu den Wissenschaften entsagte Hr. Rüppell frühzeitig den Annehmlichkeiten und Genüssen der Geselligkeit und der Ruhe, die der Besitz eines bedeutenden Vermögens gewähren kann, um seinem Vaterlande durch Forschungen in entfernten Gegenden nützlich zu werden, deren Ausführung gerade durch sein Vermögen allein möglich schien. Eine im J. 1817 von Hrn. Rüppell für andere Zwecke unternommene Reise durch Aegypten bis Assuan (Syene) und durch das peträische Arabien hatte seine Neigung gerade für diese Gegenden entschieden, wo für die genauere Beobachtung und Untersuchung durch die mehren Reisenden keineswegs Alles hinweggenommen ist. In seiner Wahl bestätigte Hrn. Rüppell der ehrwürdige Astronom v. Zach, der auf unsers Verfs. Wirken und Leisten von dem entscheidendsten Einflusse war und dessen gefeiertem Namen daher das vorliegende Werk in dankbarer Erinnerung zugeschrieben ist. Auf seiner Rückreise von jenem erwähnten Ausfluge nach seiner Vaterstadt Frankfurt berührte nämlich Hr. Rüppell Genua und machte die Bekanntschaft des für alles Wissenschaftliche stets gleich empfänglichen Astronomen, der dem Plane einer zweiten Reise, den Hr. Dr. Rüppell schon damals gefaßt hatte, durch seine Belehrungen bestimmtere Richtung gab. Hr. v. Zach wies unsern Reisenden auf die Zweige der Länderkunde hin, welche am meisten der Pflege bedürfen, weil die Mehrzahl der Reisenden in ihr am wenigsten zu leisten im Stande ist, und übte ihn selbst für astronomische Ortsbestimmungen ein. In allem andern Wissen, was ihm nach seinem Plane noth war, durch einen mehrjährigen Aufenthalt zu Pavia vorbereitet und mit einem wissenschaftlichen Apparate versorgt, in dessen Anschaffung keine Kosten gespart worden waren, langte Hr. Rüppell im J. 1822 in Aegypten an, von einem jungen Wundarzt aus Rüdesheim, Hrn. Hey, begleitet, der in näherer Beziehung zu der Senkenberg'schen Gesellschaft in Frankfurt stand. Hr. Hey war für die Bewahrung und Pflege der naturhistorischen Gegenstände gebildet, und seiner Geschicklichkeit verdankt die Senkenberg'sche Sammlung daher zum Theil die so reichen Schätze, welche das Ergebniß dieser Reise waren; reichlich dadurch für das Jahrgehalt und den Apparat belohnt, mit dem sie Hrn. Hey versorgte, während Hr. Rüppell die Kosten der Reise selbst für ihn übernommen hatte, und durch eine schöne Mineraliensammlung auch jene Opfer ausglich. So das Wichtige im Auge, verbrachten sie 5 Jahre in Gegenden, die der Wissenschaft schon manchen eifrigen Förderer geraubt haben, und nur der Zustand ihrer Gesundheit zwang sie 1827, ihrem Streben ein Ziel zu setzen und vom Ufer des rothen Meeres aus über Aegypten nach Europa zurückzukehren.

Die allgemeinste Theilnahme an Hrn. Dr. Rüppell's Unternehmen hat sich daher stets in Deutschland und namentlich in seiner Vaterstadt auch jetzt ausgesprochen, wo er versprach, darüber selbst Rechenschaft abzulegen. Die Subscribentenliste ist sehr zahlreich und zählt die ehrenwerthesten Namen auf. Doch beschränkt sich der Verf. in seinem Berichte nur auf Dongola, Kordofan und das peträische Arabien, überall nur die Resultate Dessen mittheilend, was ihm nach vielfacher Prüfung als Wahrheit erschien. Die Erzählung faßt daher unter bestimmten Ueberschriften alles Vereinbare zusammen und weicht von der Form der Tagebücher ab, was den Lesern darum angenehmer sein muß, weil die chronologische Skizze der gesammten Reisen des Verfs. in Afrika (Cap. 2) darthut, daß sonst Wiederholungen nicht hätten vermieden werden können.

Die Berichte des Hrn. Rüppell fangen geographisch da an, wo die meisten Reisebeschreiber aufhören. Aegypten wird mit Stillschweigen übergangen. Die jetzige türkische Provinz Dongola, ihr politischer und statistischer Zustand, die Physiognomik und Sprache ihrer Bewohner, die Beschreibung ihres bürgerlichen Zustandes, — das ist es, was zuerst ihn beschäftigt. Notizen über die Fischer und über die Jagd der Krokodille und Hippopotamus, besonders bei Suckot, reihen sich an die Charakteristik der Dongolawi, die zwar Bekenner des Islam, aber, soweit sie sich auch verbreitet haben, überallhin den Gebrauch der Excision der Mädchen mit-

brachten, als eine charakteristische Erinnerung an ihre Abkunft von Meroe (S. 140). Die frühern Reisenden, die Dongola berührten, wie Burckhardt, Waddington und Caillaud, verdienen darum in Vergleich mit Hrn. Rüppell weniger Beachtung, weil sie alle nur kürzere Zeit in diesen Theilen von Afrika sich aufhielten. Alles, was er über die Dongolawi, über die übrigen Bewohner der Provinz, über Klima und Krankheiten sagt, trägt den Charakter der wiederholten Anschauung, und eben sie war es, die dem Verf. die unverholene Abneigung gegen die türkische Regierung einflößte, die er auszusprechen nur zu oft Veranlassung fand. Man lese z. B., S. 112, die Mishandlungen der Bewohner von Schendi. Bei seinem Zuge nach dem Sennaar erlangte nämlich im J. 1820 Mohammed Ali Pascha die Herrschaft über die einst blühende Provinz Dongola, und Alles, was in Folge dieser Erwerbung dort geschah, war der Art, daß Hr. R. unmöglich in die seit 10 Jahren bekannt gewordenen Panegyriken der vicekoniglichen Regierung einstimmen kann. Neudongola, 27 Stunden nördlich von Altdongola, ist seitdem der Hauptsitz jener Gewaltherrschaft, die nach Art der Wilden den Baum gleich umhaut, nach dessen Früchten sie verlangt. Methodischer konnte man nicht verfahren, um das Land zu Grunde zu richten, als indem man die Steuer auf die Wasserräder, von denen der Anbau alles Bodens abhängt, auf einmal willkürlichst erhöhte, die Baumwollenzeuchweber durch Auflagen drückte, und eine Operation, der dort sich die Frauen unterwerfen müssen, um noch reizender zu erscheinen, die aber in Europa schwerlich Beifall finden möchte, mit einer Steuer belegte, welche dem Heirathen großen Abbruch thun muß. Obgleich nun die tägliche Erfahrung dort belehrt, daß 2 Mal 2 nicht immer 4 ist, so ist doch wenig Hoffnung, daß die Finanzspeculanten Mohammed Ali's von diesem Systeme abstehen sollten. Schon ist die schöne Race der Dongolapferde durch die Türken vernichtet, und geht das Erheben der Sklaven und die Beschränkung alles Verkehrs so fort, deren nächste Folge Auswanderung ist, so wird die Anzahl der auch in ihrer Trübsal immer muntern Dongolawi, die schon an den Hippopotamus einen nie ruhenden Feind haben, von Jahr zu Jahr sich mindern. Drei Jahre lang lebte der Verf. in der Mitte der Dongolawi, zwar zu einer Zeit, wo fremde Gewalt das Volk unterdrückte; doch bewähren alle Züge der von ihm gegebenen Charakteristik, daß er sich mit ihrer Eigenthümlichkeit vertraut zu machen und selbst aus ihrer Noth sie herauszulesen verstand.

Aber wer würde in dem Lande der ältesten Erinnerungen nicht zuerst nach den Denkmälern fragen, die von diesen verkünden? Im 10. Abschnitte zählt Hr. R. diejenigen auf, die er in den Nilprovinzen zwischen Wadi Halfa und der Felsmasse Barkal (Gebel Barkal) antraf. Auch ein Meroe ist darunter; „freilich nicht der Ort, wo einst die berühmte Stadt lag, welche unter ähnlichem Namen Eratosthenes, Ptolemäus, Plinius u. A. erwähnen. Die Ueberbleibsel davon liegen bei Goot Burri, nördlich von der Insel Kurgos" (S. 85). So der Verf. Leider nicht deutlich genug, um auf den ersten Blick verständlich zu machen, ob die Ueberbleibsel des echten oder des unechten Meroe bei Kurgos liegen, was auch durch die Karte nicht aufgeklärt wird. Von größerer Wichtigkeit schien dem Verf. der Felsen von Barkal, wohin er das alte Napala zu versetzen nicht ungeneigt scheint. Grabmausoleen, in pyramidalischer Form gruppenweise um den Felsen vertheilt (gewöhnlich bilden 8 eine Gruppe), verkündigen bei Barkal die einst blühende Stadt. Aber die Bauart dieser Pyramiden ist ganz von der ägyptischen verschieden. Sie gehen beinahe alle spitzwinklig zu, die Spitze abgestumpft (S. 93). Das Verhältniß der Basis zur Höhe ist bei einer der nordwestlichen Gruppe wie 34 pariser Fuß zu 44, und bei mehren andern bemerkte Hr. R. ein ähnliches. Kantenartige Leisten bei denen, die sich nicht staffelartig verjüngen, und tempelartige Vorhallen, nach der südwestlichen Seite gerichtet, zeichnen die nordwestliche Gruppe vor der entgegengesetzten aus, die alles Dessen entbehrt. Die Vorhallen (Hr. Rüppell nennt sie irrig, statt Pronaen, Adita, was Adyta zu schreiben war) schmücken hieroglyphische Darstellungen, auf die Thaten der Helden und Spenden bezüglich. Im Hintergrunde derselben findet sich eine vermauerte Thüre, die in die wirkliche Todtengruft (im Körper der Pyramide?) führt. Ueber der Thüre Friese, wo Barken mit der Mumienkiste gesehen werden. Die Decken sind aus überliegenden Platten, mit Ausnahme einer, gebildet, wo aus wohlgepaßten Quadern (von Sandstein?) eine vollkommen gewölbte Decke ausgeführt ist. Doch schien auch dieses Gebäude Hrn. R. gleichzeitigen Ursprungs mit den andern Denkmälern, die er sammt und sonders der Periode zuzuschreiben geneigt wäre, wo äthiopische Herrscher Aegypten unterjocht hatten. Derselben Periode theilt Hr. R. die Monumente von Argo, Tumbur und Solib zu, während er die von Semne, Sesce, Amara und Sedegne für neuern Ursprungs, den Ptolemäern (nicht Ptolomäern) und der römischen Herrschaft gleichzeitig hält.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche poetische Literatur.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 53.)

9. Hans Sachs. Eine Auswahl für Freunde der ältern vaterländischen Dichtkunst, von Johann Adam Göz. Erster bis dritter Theil. Mit 3 Titelkupfern. *) Nürnberg, Bauer und Raspe. 1829. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist ein wackeres, patriotisches Unternehmen, eine Auswahl von Dichtungen des biedern Hans Sachs aus dessen sämmtlichen Werken dem Publicum zu überreichen. Schon im Jahre 1781 erschien in Nürnberg bei Raspe ein ähnliches Werk: „Hans Sachsens sehr herrliche, schöne und wahrhafte Gedicht, Fabeln und gute Schwenck. In einem Auszuge aus dem ersten Buche, mit beigefügten Worterklärungen von J. H. Häslein". Hr. Göz bietet diese Dichtungen,

*) Bildniß von Hans Sachs, seine Dichterweihe, und H. Sachs als Greis.

ganz nach H.'s Vorgange, ohne Rücksicht auf deren Zeitfolge zu nehmen, uns dar, und zwar in ihrer Urform; denn er ist mit Recht überzeugt, daß, wer einen alten Schriftsteller, er sei Dichter oder Prosaist, liest, ihn ganz so lesen müsse, wie er ist, nicht nur mit den Eigenheiten seiner Orthographie, sondern auch mit seinen Derb- und Rauhheiten. Auch kostet es in der That wenig Mühe, sich in die Orthographie des 16. Jahrh. zu finden, und es gewährt selbst Freude, wenn sich das Auge einmal daran gewöhnt hat, Schriften aus jener Zeit zu lesen. Hans Sachs, der kräftige Deutsche und biedere Nürnberger, der im 16. Jahrh. in seinem schwerfälligen Folianten so gefiel, wird sich hoffentlich auch Freunde im 19. durch seine sinnigen Dichtungen, kurzweiligen Schwänke und Fastnachtsspiele gewinnen. Die Einleitung im 2. Theil gibt das Leben des Meistersängers, und die des 3. gewährt einen lesenswerthen Ueberblick über den Gang der deutschen Poesie.

10. Orpheus und Eurydice. Ein episches Gedicht in 12 Gesängen, von Heidelberg. 2 Theile. Braunschweig, Meyer. 1829. Gr.-8. 2 Thlr. 6 Gr.

Die Wahl des Stoffes zu diesem in Octaven geschriebenen Epos ist glücklich und beweist die Erfindungsgabe des Verfs. Der Leser urtheile selbst, was eine reiche Phantasie aus folgendem Stoffe machen kann: Orpheus beginnt die Fahrt nach der Unterwelt in einem Nachen, lenkt bei den Sirenen vorüber, gelangt zur Insel der Hesperiden, von da zum Orcus, besänftigt mit seiner Laute den Höllenhund, schifft über den Acheron und spricht mit Minos, der ihn an Pluto verweist. Orpheus gelangt zu einem Felde bezauberter Rosen, von da zum Qualorte der Prasser, wo er den Hermes trifft, der sich ihm zum Führer anbietet, kommt mit diesem bei den Verleumdern, den Neidern und, auf einem Eisberge, bei den Wollüstigen vorüber, von da zu einem bezauberten Walde, hierauf zu einem Blutsee, dann zu den Danaiden, und schläft endlich in der Höhle eines Felsens, auf welchem die Undankbaren gequält werden. Traum des Orpheus. Ankunft des Orpheus nebst Hermes an dem Phlegeton, in welchem die Tyrannen leiden. Sie gehen dann dem Strombette entlang und gewahren hier die Qualen vieler — Päpste. Beschreibung eines ökumenischen Concils. Strafen der Juden. Mönchs- und Nonnenorden. Schriften der Kirchenväter und Scholastiker. Strafen der Selbstmörder. Rückkehr nach oben. Seltsame Ritter auf noch seltsamern Thieren verfolgen von menschlichen Gerippen geführte Sünder und Sünderinnen. Theseus erzählt ihm seine Geschichte mit Ariadne und erklärt die Strafe der Vorigen. Dann die Strafen zänkischer Eheleute, der Raubritter, der üppig Ausschweifenden, der Glücksjäger, der Räuber und der ungerechten Richter. Ankunft vor Pluto's Residenz. Er bittet Pluto um Eurydice's Entlassung und erweicht den Gott durch sein Spiel. Pluto gestattet sie, unter der Bedingung, daß er die berühmtesten Sänger Elysiums im Wettgesange besiege und sich nicht eher umsehe, als bis er die Oberwelt betrete. Mit Persephone wandert nun O. nach Elysium. Sie kommen auf diesem Wege durch die Qualörter der Vaterlandsverräther, Afterhelden und Seeräuber, sehen die Besessenen (?) in Felsenschluchten, die unberufenen Dichterinnen (warum nicht auch die unberufenen Dichter?) in Sümpfen und neben ihnen die Nachdrucker, gelangen dann zu den Qualörtern der Aeltern, die ihrer Kinder Liebesglück zerstörten, und derer, die ihre Kinder schlecht erzogen. Feuerstall des Phlegeton. Titanen, Giganten, Aloiden. Meineidige, Heuchler, Frömmler, Betrüger, Inquisitoren, Spieler, Geizige, Trunkenbolde und Seiltänzer (?). Fahrt über den Kocyt. Hiermit endet der 1. Theil, der den Titel: „Tartarus" hat; der 2. heißt: „Elysium". Der 1. Gesang darin, wo Orpheus' Ankunft und Thun im Elysium geschildert wird, hat viel Poetisches. Dann wandern O. und Persephone durch die Werkstätten der Bildhauer, Maler und Baumeister, wo Thorwaldson und Dannecker nicht vergessen sind, bis zum Hauptorte Elysiums. O. erzählt der Persephone, daß er im Traume von 2 Dämonen durch unzählige Sterne zur Centralsonne, woselbst der höchste aller Götter, Jehovah, wohnt, geführt sei. Beschreibung dieser Sonne und der Wohnung Jehovah's. Der Sänger sieht von hier aus das Schicksal des neugeformten und neubevölkerten Universums. Nachdem auf allen Welten Wahrheit und Tugend gesiegt haben, kommen alle Völker zur Centralsonne zurück, worauf das All, mit Ausnahme derselben, durch Feuer wieder umgebildet wird. Beschreibung des Hauptorts Elysiums. In einem Dome wird eine religiöse Feier gehalten. Beschreibung derselben. Persephone macht O. auf einige der berühmtesten Componisten, Sänger und Sängerinnen und auf einige Fürsten und Fürstinnen aufmerksam. Dabei sind nicht blos Namen verstorbener Künstler und Regenten, sondern auch noch Lebende, z. B. Mayer-Beer, Rossini, Madame Catalani u. s. w. Auf einer Reise, die nun der Sänger mit seiner Gefährtin macht, kommen sie durch eine Oeffnung am Südpole zur Oberwelt. Beschreibung des Südpols. Die Göttin zeigt dem Dichter hier wieder viele berühmte Männer, und welche sind es?? Huß, die beiden Socine, Pelagius, Plank, Herder, Henke, Tzschirner, Röhr, Paulus:

Dort Schleiermacher, Löffler, Fries und Teller,
Durch die's auf Erden wird um Vieles heller!

Sokrates, Kant, Aristoteles, Spinoza, Plato, Mendelssohn, Krug, Leibnitz, Wolf, Lessing u. s. w. Dann steigen Beide am Nordpole aus und gehen an den zum Wettgesange bestimmten Ort. Amphion und Arion werden von O. besiegt und Eurydice bringt ihm selbst den Kranz. Er geht nun mit ihr durch Elysium und kommt endlich wohlbehalten mit Eurydice bei den Schwiegerältern in Tempe an. Dieser letzte Gesang ist ebenfalls nicht übel gerathen, und wir wiederholen, daß der Stoff höchst glücklich gewählt sei und ein poetisches Gemüth bekunde. Aber ungeachtet der Dichter im Vorworte gegen den Vorwurf des Seltsamen und Wunderlichen in diesem Gedichte sich zu schützen sucht, indem er sagt, das Epos sei die umfassendste Dichtungsart und schließe alle übrigen Dichtungsarten in sich, so stören die Anachronismen, sowie die Vermischung griechischer Mythen mit dem Christenthum doch den kundigen Leser entsetzlich, und er fehlt gegen die innere Wahrheit, die ein Gedicht erst reizend und genießbar macht. Dazu kommt, daß der ganze Stoff zwar glücklich ausgedacht ist, aber in den Octaven selbst vermissen wir häufig Gefühl und Phantasie und selbst Wohlklang. Es sind oft nur Reime. Mit Dante tritt der Dichter, wie er sich es einbildet, durchaus nicht in die Schranken, ungeachtet sein Gedicht einige Vergleichungspunkte mit der „Göttlichen Komödie" bietet. Gegenwärtiges Epos läßt durchaus andere Eindrücke zurück, als die durch Dante veranlaßten und herbeigeführten. Ueberhaupt legt der Verf., wie sich aus der gut geschriebenen aber zu kecken Vorrede ergibt, zu viel Gewicht auf diese Dichtung, der er besonders auch dadurch schadet, daß er einigen Scenen eine Satyre, Ironie und Laune beimischte, die sich hier nicht gut ausnimmt, so sehr er auch der Apologet derselben werden mag. *) 56.

Erinnerungen aus dem Feldzuge des sächsischen Corps, unter dem General Grafen Reynier, im Jahre 1812; aus den Papieren des verstorbenen Generallieutenants v. Funck. Dresden, Arnold. 1829. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Schon vor mehr als 10 Jahren beabsichtigte der verstorbene Verf. die Herausgabe dieser Schrift **), und es waren

*) Ein zweiter Artikel folgt im März. D. Red.

**) In Rumpf's „Litteratur der Kriegswissenschaften" ist sie unter Nr. 8701 als wirklich erschienen aufgeführt.

davon (in der Verlagshandlung dieser Blätter) bereits einige Bogen gedruckt, als er sie wieder zurücknahm; wahrscheinlich veranlaßte ihn dazu der Gedanke, daß sie ihm persönliche Unannehmlichkeiten verursachen könne, woran es auch schwerlich gefehlt hätte, da einige noch lebende Militairs darin nicht eben mit Schonung behandelt sind.

Es ist zwar immer angenehm, von einem hochgestellten Augenzeugen Nachrichten über Kriegsereignisse zu erhalten, indeß über den Feldzug der Sachsen ist so viel und einiges so Gute geschrieben worden, daß unter diesem Gesichtspunkte dies Buch nicht besonders wichtig erscheint. Allein höchst anziehend ist es, einmal als Schilderung der innern Verhältnisse des sächsischen Truppencorps, wie sie sich unter französischem Einflusse gestaltet hatten; dann als Darstellung der in der Persönlichkeit einiger höhern Offiziere begründeten Ursachen mancher Vorfälle im Feldzuge von 1812. Dies führte zur Personencharakteristik, und wer die frühern historischen Werke des Gen. v. Funck kennt, wird uns aufs Wort glauben, daß er hier, wo eigne Anschauung zum Grunde lag, etwas Treffliches geleistet hat. Die Schilderung Reynier's ist ein wahres Meisterstück von Auffassung, Scharfsinn und bezeichnender Sprache; dabei erscheint sie ziemlich unbefangen, was man dem Verf. hoch anrechnen muß, da er unsers Wissens keine besondere Veranlassung hatte, den Feldherrn zu lieben. Sein französischer Chef des Generalstabes wird kurz aber treffend bezeichnet; mehr Raum ist dem deutschen gewidmet, welcher den Posten eigentlich allein einnahm und nicht gerade mit schmeichelndem Pinsel dargestellt wird. Wir begnügen uns folgendes Factum auszuheben, das viele Worte ersparen dürfte. Als noch vor dem Beginn des eigentlichen Feldzugs Mangel an Lebensmitteln eintrat, wurden sämmtliche Adjutanten in das Hauptquartier berufen, wo ihnen der Chef des Generalstabes wörtlich nachstehenden Befehl dictirte: „Derjenige Regiments- oder Bataillonscommandant, bei dessen Abtheilung es nur einen einzigen Tag an Lebensmitteln fehlt, wird sofort, als unfähig zu dienen, nach Hause geschickt. Wie er sich die Bedürfnisse verschafft, ist seine Sache; für jeden Exceß aber wird er bestraft, und die Brigadegenerale sind für Beides verantwortlich". Es ist nicht möglich, etwas noch Brutaleres zu erdenken. Eine schwere Beschuldigung findet sich auch S. 63 hinsichtlich der dem General Klengel in Kobryn ertheilten Befehle; sie wird mit Bestimmtheit ausgesprochen, aber allerdings nicht bewiesen.

Nicht besser als dem Haupte des Stabes, ergeht es der mystischen Person, welche der Verf. „die Intendanz" nennt. Es befand sich beim Corps ein sächsischer Offizier als Intendant; indeß soll nach seiner Angabe der Oberst Gressot die obere Leitung der Sache übernommen haben, und es wird nirgends angedeutet, welchen von beiden Männern die harten Vorwürfe treffen sollen, die man gegen die Intendanz liest.

Genug von solchen Persönlichkeiten, welche indeß, wie schon gesagt, die anziehendste Seite des Buches bilden. Bei der Darstellung der Kriegsereignisse können wir uns nicht weiter aufhalten und bemerken nur, daß sie das Bekannte mit vieler Lebendigkeit an den Leser vorübergehen läßt. 14.

Ueber das Reispapier.

Die Substanz, welche man gewöhnlich Reispapier (ricepaper) nennt und vorzüglich gern zu gewissen Zeichnungen und künstlichen Blumen benutzt, ist bisher von Vielen für ein Erzeugniß der Kunst gehalten worden. Betrachtet man sie aber genauer, so wird man, besonders gegen das Licht gehalten, leicht ein rein vegetabilisches Gewebe von zelliger Form erkennen, das schwer oder gar unmöglich nachzuahmen sein möchte.

Der Doctor Livingstone hat dieses Papier, wenigstens in bedeutender Menge, zuerst nach Europa gebracht, und zwar vor ungefähr 25 Jahren. Einen Theil davon übergab er der Miß Jack, die damals, wie allgemein anerkannt wurde, die schönsten und naturgetreusten künstlichen Blumen verfertigte. Die Blumen von diesem Reispapier wurden sogleich allgemein Mode und zu ungeheuer hohen Preisen bezahlt; die Prinzessin Charlotte von Wales gab für ein einziges Bouquet 70 Pf. Sterling.

Das vom Dr. Livingstone aus China mitgebrachte Papier bestand aus verschiedenfarbigen, ungefähr 4 Zoll großen Blättern, wovon eins ungefähr 8 Schillinge kostete. Seitdem ist der Preis sehr gesunken, und man findet jetzt Blätter, die einen ganzen Fuß lang, gegen 5 Zoll breit und vollkommen weiß sind. Die Chinesen brauchen die farbigen Stücke zu künstlichen Blumen und die fleckenlosen weißen zum Zeichnen. Diese letztere Art wird gegenwärtig in Europa sehr gesucht und bildet einen wichtigen Handelsartikel Cantons.

Die Substanz ist auch in den englischen Besitzungen in Indien sehr häufig. Der folgende Auszug aus einem Briefe des Generals Hardwicke, der sich lange dort aufgehalten hat, gibt die genügendste Auskunft über das merkwürdige Naturproduct.

„Ich schätze mich glücklich, Ihre Frage über die Pflanze, welche das bekannte Reispapier liefert, beantworten zu können. Es ist die aeschynomene paludosa Roxburgh's, welche häufig in den sumpfigen Ebenen Bengalens und an den Küsten der großen, Jeels genannten Seen, die zwischen Calcutta und Hurdwar liegen, wächst. Roxburgh hielt sie für jährlich; dies ist sie aber nur, wenn ihr hinreichende Feuchtigkeit fehlt, außerdem dauert sie weit länger; ihr Stengel wird selten über drittehalb Zoll dick. In Calcutta kann man sie in großer Menge grün finden; die Eingeborenen schneiden die stärksten Stengel in Blättchen und machen daraus Blumen und dergl., um ihre Götzen an Festtagen zu schmücken. Die Indianer benutzen das Reispapier ferner zu Hüten, indem sie so viele Blättchen zusammenkleben, bis das Ganze dick genug ist, dies nachher mit Seide oder Tuch überziehen und ihm endlich eine beliebige Form geben. Diese Hüte sind außerordentlich leicht und dennoch fest. Von den Fischern werden die dünnern Zweige der Pflanze in Bündel und an die Netze gebunden, wo sie den Kork vertreten und das Untersinken verhüten. Um Reispapierblättchen zu erhalten, schneidet man die Stengel der Pflanze stets in der Länge, nie in der Quere durch. Die Bengalen nennen die Pflanze Shola, was gewöhnlich Sola ausgesprochen wird". 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 55. — 24. Februar 1830.

Reisen in Nubien rc., von E. Rüppell.
(Beschluß aus Nr. 54.)

Hr. R. läßt die Frage nicht unberührt, die seit Herodot und Strabo die Meinungen getheilt hat: ob nämlich die Aegypter die Lehrer der Nubier waren, wie der Erstere, oder umgekehrt, wie der Letztere behauptet. Er gesteht, daß Entscheidung hier fast unmöglich erscheinen muß. Aber doch stimmt er mehr mit Herodot. Denn die aus Aethiopien unter Sabako einbrechenden Aethiopier waren Hirten, folglich Nomaden und sonach auf der niedrigsten Stufe gesellschaftlicher Entwickelung. Die Annahme der Religion der Aegypter möge bei den siegenden Aethiopiern den Wissenschaften Eingang verschafft haben, die mit diesem Cultus in so engem Bezug standen. Als die Sieger in ihr Heimathland zurückgedrängt waren, blieb das religiöse Band, das durch den Handel befestigt wurde, der unter dem Schutze des Cultus gedieh. Fürsten mögen, wie noch jetzt in diesem Theile von Afrika, die Haupthandelsleute gewesen sein. „Man suchte", fährt Hr. R. (S. 96) fort, „die sie schützende Religion zu befestigen und baute ägyptische Tempel in Nubien, bei denen man sich jedoch nicht sklavisch den architektonischen Regeln der Lehrer unterwarf. So dürfte der eigenthümliche Baustyl entstanden sein".

Doch bleiben noch manche Räthsel zu lösen, wenn man auch diesen Voraussetzungen ihre innere Wahrscheinlichkeit nicht absprechen mag. Denn südlich von Barkal, das die Karte unterm 18° der Breite, 29° der östlichen Länge von Paris ansetzt, am östlichen Nilufer bei Schendi findet man wieder Ruinen von ungeheuerer Ausdehnung, die, nach Hrn. Linant's vortrefflichen Zeichnungen, unverkennbare Spuren indischer Architektur ansichtragen.

Ist man daher befugt, Meroe bei Barkal zu suchen, oder auf der Insel Kurnos, in der Nähe von Gurkab in Schendi, wo wieder Pyramidengruppen sich finden, die Hr. R. wegen der Unsicherheit nur flüchtig untersuchen konnte, während sie 4 Monate lang vor seinem Fernrohre lagen? Wie war der Name der Bautrümmer von Misaurat, die Linant und, von diesem angeregt, Cailliaud durchforschten? Welchen Namen hatte das noch südlicher gelegene Mandera, dem der Verf. auf der Karte, nach glaubwürdigen Zeugnissen der Araber, die er befragte, einen muthmaßlichen Platz zugetheilt hat? Dieselben gründlich erwogenen Zeugnisse der Araber benutzte der Verf. zu einer Zusammenstellung über die Straßenzüge der alten Welt. Man muß seine Gründlichkeit achten lernen, um die Abfertigung von Cailliaud, die gelegentlich sich aufdrängte, wohlbegründet zu finden. Viele der Fragen, die hier in Anregung kommen, darf man durch Linant, der 1826, von der englischen Regierung unterstützt, den Sennaar bereiste, erledigt zu sehen hoffen; viele würden es durch des redlichen Brocchi Papiere sein, der nach 7monatlichem Aufenthalte im Sennaar am 25. Sept. 1826 zu Chartum ein Opfer seines rastlosen Eifers starb, wenn diese des so ehrenwerthen Gelehrten letzter Wille nicht der Publicität entzöge.

Noch von keinem Reisenden beschrieben war vor Hrn. Dr. Rüppell Kordofan, das er im J. 1824, getrennt von Hrn. Hey, bereiste. Aber krank kam er nach Obeid, der Hauptstadt, und in beständiger Besorgniß wegen der äußern Ruhe war das Ergebniß seines kurzen Aufenthaltes nicht sehr bedeutend. Die Bewohner Kordofans sind Araberstämme, die aus Hedjas über Aegypten einwanderten. Auch hier in Kordofan machten die Türken sich durch einen Sieg des Mehemet Beg Tefterdar über den unter darfurischer Hoheit herrschenden Melick al Musallem im J. 1820 zu Herren, und 40 Soldaten in dem einzigen befestigten Platze des Landes tyrannisiren seitdem die Provinz. Doch nur die nördlich wohnenden islamitischen Nuba oder Neger sind unterworfen und folgen in charakteristischen Gebräuchen der Sitte der Dongolawi. Südlich wohnen freie paganische Nuba in den Bergen. Jede dieser Völkerschaften unterscheidet sich durch eigenthümliche Sprache. Allgemeine Züge aus der Charakteristik dieser paganischen Nuba gibt Hr. R. nach strenggeschichteten Ueberlieferungen. Vieles davon bestätigen schon die Analogien. Auch das fabelhafte Einhorn, das bei diesen Nuba leben soll, kommt zur Sprache. Doch zweifelt Hr. R. an seiner Existenz, da auch die scheinbar genauesten Berichte oft sich als völlig ungegründet erweisen. Was über Klima und Krankheiten in Kordofan (namentlich über den Wadenwurm, vena medinensis,

(S. 166), über die Eigenthümlichkeiten des höher hinauf noch unerforschten Baher Abbiad, einen der Zuströme des Nils, über die Bedeutung der Worte Nil und Sudan, die zu so vielen Verwechselungen und falschen Nachrichten Anlaß geben (S. 173), gesagt wird, muß im Buche selbst nachgelesen werden.

Gleich wichtig werden den Freunden der Erdkunde die Angaben über das peträische Arabien erscheinen, die vom 21. Abschnitte an folgen. Die astronomischen Bestimmungen des St.-Katharinenklosters, dessen Mönche fast täglich, aber mit christlicher Fassung ihrer völligen Vertreibung entgegensehen; die Angaben über die durch Hrn. R. zuerst bekannt gewordenen Ruinen (S. 205); die Aufschlüsse über den in jenen Gegenden wahrhaft märchenhaft gefeierten tönenden Berg bei Nakus (erklärt durch Schwingungen der Luft, die herabrollender Sand in Bewegung setzt), und die, im Vergleich mit Lord Valentia's Karte des rothen Meeres, so abweichenden und hier so wesentlich genauern Angaben, auf astronomischen Messungen beruhend, sichern Hrn. R.'s Werke einen Platz neben den freilich vielseitig gelehrtern und weit mehr Zwecke umfassenden Niebuhr und Burckhardt, aber weit über Caillaud, der, ohne seine Quelle zu nennen, die von Hrn. R. in der „Correspondance astronomique" gegebenen Notizen bestens für sich zu benutzen verstand. Mit einer Offenheit, die heutzutage immer seltener wird, ordnet der Verf. sein Werk den Arbeiten der preußischen Reisenden Ehrenberg und Hemprich selbst nach, die mit so umfassenden Kenntnissen und solchem Erfolge dieselben Gegenden durchzogen; namentlich verzichtet Hr. Rüppell durchaus auf den Ruhm eines Gelehrten, und mit Grunde, wenn darunter ein durch classische Studien Hindurchgegangener verstanden wird. Die sich wiederholenden Fehler Perystil, Aditum, Pronos statt Pronaos, mehr noch die Vermuthung (S. 85): „Ist nicht selbst von dem griechischen (!) Wort Orakel die heutige Benennung des Ortes Barkal entstanden?" geben Zeugniß, daß Hr. R. durchaus für die Beobachtung des Lebens, nicht der Buchstaben seine Studien eingerichtet hatte. Aber eben auf jener Seite (S. 85) stellt er eine Vermuthung auf, die jene verfehlte Ableitung und jede andere, wenn sie sich fände, augenblicklich vergessen läßt, die Vermuthung, daß die ungewöhnliche Form des Felsens von Barkal und die Naturerscheinung, daß, angezogen von ihm, die Mehrzahl der Gewitter in seiner Nähe ihren heilbringenden Regen ergießen, wol am meisten zur Verehrung beigetragen habe, deren dieser Punkt, ebenso wie Luxor, sich erfreute.

Eine der beachtenswerthesten Beilagen, die Hrn. Dr. Rüppell den Dank aller spätern Reisenden sichert, ist, Abschnitt 31, der in der Senkenberg'schen Gesellschaft vorgelesene Aufsatz: „Ueber das perniciöse Fieber der tropischen Länder und die Vorschläge, sich dagegen zu verwahren". Im verdorbenen Wasser, das durch Kochen zum Genusse vorbereitet werden muß, sucht er, durch eine Menge von Beispielen belehrt, den Grund einer Krankheit, die der Wissenschaft so viele der rüstigsten Förderer schon geraubt hat, und von der er selbst Erfahrungen an sich zu machen Veranlassung fand. Einer solchen, der gebildeten Menschheit zugutekommenden Belehrung zu Liebe mag es Hrn. R. vergeben sein, daß er die Mönche des Katharinenklosters einige Mal kurzweg Pfaffen heißt und von ihren legendenhaften Herrlichkeiten mit ebenso wenig Respect spricht.

Der dem Werke beigegebene Atlas hat in dem reingraphischen Theile den Zweck, die von Caillaud gegebenen Kupfer zu berichtigen und zu ergänzen, da mehre der dort gegebenen Ansichten und der Plan des Tempels zu Barkal ganz verfehlt sind. Vielleicht setzt der Verf. in dem Texte aber doch voraus, daß seine Leser ebenso genau mit den Leistungen seiner Vorgänger bekannt seien als er selbst, und scheint dadurch, z. B. in den Notizen über Meroe, nicht die volle Klarheit zu geben, die man wünschen müßte. Volle Anerkennung wird aber auf den ersten Blick schon der geographische Theil des Atlasses finden, der aus einer Karte von Kordofan und Nubien besteht, auf der aber Straßenzüge eingetragen sind, die der Verf. nicht alle aus Erfahrung kannte, sondern nach glaubwürdigen Berichten eintrug, wo einige Namen, z. B. Sukot, fehlen, und andere falsch geschrieben sind, wie: Mentera statt Menbera. Die Karte des Nilstromes zwischen Wadi-Haifa und Barkal schließt sich an die treffliche von Oertel zu Ritter's Erdkunde an; die über das peträische Arabien ist für die Freunde der Natur und der Länderkunde, die dieser Gegend jetzt so großen Antheil schenken, ein bedeutendes Geschenk, und mit Karsten, Niebuhr's Sorgsamkeit scheint die Karte des Hafens von Tor aufgenommen.

68.

Baumann's kurze und faßliche Darstellung der Verträge über das menschliche Leben, nach Rechtsgrundsätzen. Zur Belehrung für Theilnehmer an Leibrenten, Tontinen, Lebensversicherungs- und Witwenverpflegungsanstalten. Berlin, Stuhr. 1828. Gr. 12. 12 Gr.

Vieles und höchst Gediegenes über einen sehr wichtigen Gegenstand auf so kleinem Raume!

Der Verf., dessen Vater schon vor einem halben Jahrhundert sich um die Lehre von der verschiedenartigen Sterblichkeit der Menschen großes Verdienst erwarb, hat in vorliegender Schrift den Gegenstand aufs Neue und mit ungemeiner Klarheit beleuchtet und darnach die Grundsätze festgestellt, nach welchen allein die in unserer Zeit so weit verbreiteten Sicherungsanstalten ausdauernd begründet werden können. Auch bedarf es einer solchen Belehrung, da die gewaltigen Veränderungen, welche in Rücksicht des sonst für unverlierbar geachteten Besitzes und der Erwerbsquellen jeder Art vor unsern Augen sich zugetragen haben und noch täglich wiederholen, jenen früher fast allgemein in Miscredit verfallenen Anstalten die öffentliche Aufmerksamkeit aufs Neue zugewendet haben; auch war, so viele derselben zu Grunde gegangen sein mochten, die Ueberzeugung im Allgemeinen festgeblieben, es werde irgend eine Regel aufzufinden sein, auf die auch die besonnenste Vorsicht mit Vertrauen fußen könne. Da der Gegenstand, seiner Natur nach auf so vielfachen Rücksichten

beruhend, einerseits nur aus der Fraction einer großen Masse einzelner Erfahrungssätze ermittelt, anderntheils nur durch feste Verwaltungsregeln gesichert werden kann, so verdient Derjenige den Dank eines großen Theils der Nation, der das allgemeine Urtheil über die äußere und innere Begründung dieser Anstalten berichtigt und feststellt.

Der Verf. hat sehr zweckmäßig zuerst die Verträge über das menschliche Leben überhaupt, dann die verschiedenen Modalitäten derselben und endlich die Regeln beleuchtet, nach denen die eingelegten Fonds zu verwalten und zu vertheilen sind.

Folgendes möge dazu dienen, den Gang des Verfs. zu entwickeln und die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Schrift zu lenken, welche man jedoch durchaus selbst nachlesen muß.

Wer ein Capital unter der Bedingung ausleiht, daß es ihm nach einer bestimmten Zeit und in festgesetzten Terminen mit Zinsen und Zinseszinsen zurückgezahlt werde, bezieht Zeitrenten; die Unternehmer errichten eine Sparbank. Es können mehre Nebenbedingungen daran gebunden werden, z. B. ein bestimmtes Darlehn in jährlichen Terminen einzulegen und auch die Rückzahlung in bestimmten Fristen zu empfangen. Diese in Holland, England und Frankreich seit 50 Jahren sehr verbreiteten Institute haben in Deutschland, wo man freilich mehr an Arbeit und Sparsamkeit gewöhnt als zur Speculation geneigt war, erst spät Eingang gefunden und haben den Vortheil, daß sie, auf den Todesfall des Stifters, den Erben eine höhere Summe gewähren.

Es ist sonach ein Darlehnscontract, oder, wenn die Unternehmer die eingezahlten Summen für Rechnung der Theilnehmer verwalten, ein Depositalvertrag. Aber weil die Rückzahlung des Darlehns von der längern oder kürzern Lebensdauer des Gläubigers abhängig wird, so tritt auch eine Wette zwischen beiden Theilen hinzu; die Societät wettet mit dem Einen, daß er durch die ihm lebenslang verschriebenen Renten seine Capitalseinlage nebst Zinsen nicht ganz zurückerhalten werde; mit dem Andern, welcher sich ein nach seinem Tode zahlbares Capital versichern läßt, daß er recht lange leben, mithin mehr zahlen werde, als das versicherte Capital beträgt.

Dadurch wird es ein gewagtes Geschäft, das seine Basis durch die aus den Mortalitätstabellen entnommene Wahrscheinlichkeitsberechnung erhält, aber mehr Solidität hat, als man anzunehmen gewohnt ist, „denn eine unbeschränkte Reihe von Zufällen wird zur mathematischen Gewißheit, weil die Lehre vom Zufälligen sich auf dieselben allgemeinen und unveränderlichen Gesetze gründet, die alle Dinge leiten". –

Hauptbedingung ist, daß jedem Einzelnen wie jeder Classe besonders Buch und Rechnung gehalten werde; und der Deponent kann mit Recht fodern, daß sein Eigenthum, so lange er lebt, nicht angegriffen werde; und daß dieser Rechtsgrundsatz bisher bei allen Instituten dieser Art außer Acht gelassen worden, ist die Hauptursache ihres Verfalls. Der Verf. bringt bei dem ganzen Geschäft wiederholt und lebhaft auf höchste Publicität. „Die Unternehmer einer Sparcasse werden sich von Zeit zu Zeit die Frage zur Beantwortung vorlegen müssen, ob die von den Theilnehmern ihnen anvertrauten Gelder jedesmal wirklich vorhanden sind oder nicht. Im letztern Falle sind sie gesetzlich verbunden, das Deficit sofort wieder zu decken, oder aber die Insuffizienz anzuzeigen, keineswegs aber kann ihnen gestattet werden, neue Theilnehmer heranzuziehen, um mit deren Einlagen die ältern Theilnehmer zu befriedigen; thun sie es dennoch, so trifft sie der Vorwurf eines vorsätzlichen Banquerouts, der Nachtheil aber trifft die letzten Gläubiger"; und fürwahr, wo gäbe es ein heiligeres Depositum als das, welches der fleißige Hausvater sich abdarbte, um die Seinigen auch dann noch zu unterstützen, wenn er selbst vom Tagewerk dieser Erde abgerufen worden? Ganz verwerflich sind ferner alle auf gegenseitige Unterstützung berechnete Institute, weil, was die frühern Genossen gewonnen hatten, die spätern mehr zu zahlen als zu hoffen haben, mithin ausscheiden und dadurch die Auflösung der Gesellschaft herbeiführen, wie die kalenberger, weimarische und andere Witwencassen bewiesen haben.

Der Verf. entwickelt die Gründe, aus denen er, wenn nicht ganz außerordentliche Hülfsmittel angewendet werden, der 1776 gegründeten königl. preuß. allgemeinen Witwenverpflegungscasse eine ähnliche aber viel schwerere Krisis prognostizirt, als diejenige war, welcher sie vor 25 Jahren nur durch den allgemein anbefohlenen Zutritt so vieler neuen Mitglieder entrissen worden sei, und stellt das Beispiel der londner Equitablegesellschaft entgegen, welche durch das Depositalprincip zu einem Dispositionsfond von 80 Millionen Thaler gelangt sei.

Daß eine deutsche Versicherungsgesellschaft, sei sie als Darlehns- oder Depositalgeschäft constituirt, einen so hohen Vortheil je erlangen werde, ist schon um deswillen nicht zu erwarten, weil der Zinsfuß in England so viel niedriger ist, und, abgesehen von der auf Wette beruhenden Ungewißheit, der eigentliche Vortheil der Unternehmer doch nur darin besteht, daß Letztere den Interessenten einen geringern Zinsfuß in Rechnung stellen, als sie selbst erlangen können. Der Verf. gibt S. 72 fg. einen sehr durchdachten und, so viel Ref. es beurtheilen mag, auch dem Zweifelsüchtigsten Vertrauen einflößenden Entwurf zu zweckmäßiger Organisation und Verwaltung einer Lebensversicherungscasse; und da die gothaer Lebensversicherungsgesellschaft im Wesentlichen auf eben diesen Grundlagen beruht, wünscht er dieser und vielen ähnlichen, die noch darnach gebildet werden möchten, die möglichste Ausdehnung, ja er hofft, daß die mit den Lebensversicherungen verbundenen Wetten auf langes Leben geeignet sein möchten, auch die Lotterien einst zu verdrängen, denen das deutsche Publicum jetzt jährlich 6 Millionen Thaler zolle, da es einmal in der Natur des Menschen liege, dem Glücke nachzugehen, um einen Gewinn zu erlangen, den er selbst noch genießen kann, und daß durch Errichtung solcher Banken Deutschland der Verlegenheit enthoben werde, sein Geld für diese Zwecke zu niedrigen Zinsen ins Ausland zu senden.

Ref. geht in seiner Ansicht von der mittelbaren Wohlthätigkeit dieser Institute noch weiter, indem er glaubt, daß die großen Geldbestände, zu welchen dieselben bald zu gelangen pflegen, sich ganz vorzüglich eignen würden auf ländliche Hypotheken angelegt zu werden, indem neue Einlagen die Verwaltung in den Stand setzen würden, den Hypothekschuldner der sonst so verderblichen Kündigungen zu überheben, manche Familie wol auch anstatt des ihr zufallenden Capitals eine solche Hypothek übernehmen und so die Zeit wiederkehren werde, in der man Ersparnisse oder Ueberschüsse der Gewerbe nicht besser sichern zu können glaubte, als wenn man sie dem Landmann anvertraute. Allerdings haben 10,000 Millionen Thaler europäischer Staatsschuld eine viel mühelosere Erwerbsquelle für die Capitalisten eröffnet; aber das Steigen der Papiere vermindert schon jetzt den Zinsbetrag, der sich bei den frühen Ankäufen zu 8—10 Procent zu stellen pflegte, und was hier noch bevorstehen möchte, scheint gewichtig genug, um die Aufmerksamkeit eines Jeden diesen Sicherungsanstalten zuzuwenden. 13.

Israelitische Gedichte. Von Eduard Arnd. Stuttgart, Cotta. 1829. 8. 20 Gr.

Die Hoffnung, welche wir jüngsthin ausgesprochen, der Verf. dieser „Israelitischen Gedichte" werde noch bei Zeiten erkennen, daß er bei seinen dramatischen Arbeiten einem Rufe folge, der nicht an ihn ergangen ist, und sich einem Gebiet zuwenden, für das wir, diesmal ganz richtig, ein ausgespro-

chenes Talent in ganz verfehlten Arbeiten wahrgenommen hatten: — diese Hoffnung ist früher in Erfüllung gegangen, als wir selbst vermutheten.*) Hr. Eduard Arnd hat seine Stelle gefunden, und diese „Israelitischen Gedichte“ werden ihn mit dem Muth erfüllen, sie zu behaupten; ja, wir hoffen, er wird seine dramatischen Verirrungen nun für immer und ewig abschwören. Hier endlich geht er an der Hand der Gesetzlichkeit in Form und Gedanken einher: ein sicheres Zeichen für einen jungen Dichter, daß er auf seinem Gebiete steht; denn eben dies Ankämpfen unsers Innern gegen die Gesetze, welche unsern Schöpfungen durch langen Gebrauch vorgezeichnet sind, muß uns bezeugen, daß wir für sie nicht geboren und ausgestattet wurden. Jetzt kennen wir den Dichter, wie er sich selbst besser kennt, auch unsererseits besser und leisten ihm Ehrenerklärung für Manches in unserm frühern Urtheil über ihn; von dem Vorwurf der Unkunde, aber nicht von dem des Eigensinnes, ist er gereinigt. — So viel im Allgemeinen über diese sehr erfreuliche Erscheinung; diese Gedichte sind eine würdige Probe eines schönen Talents für das Idyll und einer reichen lyrischen Ader. Wie der Verf. in seinem trefflichen Vorbericht den Geist und das Wesen der jüdischen Geschichte aufgefaßt hat, müssen wir dem Leser nachzulesen selbst überlassen. Er hat Stoff und Begeisterung darin gefunden, eine Begeisterung, die durch ihre Klarheit in der That überrascht; es ist das beste Résumé der Geschichte Israels, das wir kennen, voll überzeugender Kraft und eindringlicher Schärfe. Drei einzelne Gedichte, halb Idyll, halb Epopöe, folgen dieser Einleitung: „Abraham's Opfer“, „Moses“ und „Die Tochter Jephthah's“. Das erste ist fast ganz Idyll, beinahe Geßnerisch. Die poetische Sprache ist ohne allen Schmuck, schwunglos, fast eintönig wie das Murmeln eines Waldbaches und blos erzählend:

Das Licht des Herrn brennt dunkel in der Welt,
Die tief in jene Nacht des Geistes fällt,
Wo sie die Einheit mit ihm aufgegeben,
Aus der gesproßt ihr vielgestaltig Leben,
Wo sie vergessen, daß die bunten Stralen
Nur glühn, um seinen ew'gen Glanz zu malen....
Doch Gottes Aug', das, wie der Sternenhimmel,
Wach blieb ob diesem schattigen Getümmel,
Es senkte seine Sonn' in Abraham u. s. w.

Wer erkennt hier nicht Dante'sche Nachahmung, aber schöne! Weiterhin wird die Erzählung ganz plan, alle Mystik schwindet, und nur die poetische Gegenüberstellung Isaak's und des Heilandes bleibt als ein schöner Schlußgedanke zu loben übrig. — Das zweite Gedicht: „Moses“, ist bewegter in Form und Ausdruck, oft beinahe dramatisch. Es beginnt mit seiner Findung:

Was (?) ist der schöne Knabe, der so weint?
Wie treu und klug sein schwarzes Auge scheint!
Er ist gewiß aus Furcht hier ausgesetzt,
Damit der Tod sein Schwert nicht an ihm wetzt!...
So sprach, so fühlte warm und zartgesinnt
Zona, des Königs von Aegypten Kind.....

So geht die Erzählung fort, in wechselnden Versmaßen, dem Sinn und Inhalt angepaßt:

Im Tempel zu Sais, Memnon geweiht,
Waren zu nächtig später Schattenzeit
In einem düster ragenden Gemach
Zwei hochbejahrte Priester auf und wach....

Moses führt die Seinigen nach Canaan. Zwei weibliche Gestalten von hohen Schönheit, seine Gattin und seine Schwester, geben den 32 Bildern dieses Gedichts Abwechselung und Mannichfaltigkeit. Moses stirbt im leibhaften Anschauen des Herrn:

So endete der treuste Knecht des Herrn,
In alter Welt der lichtbegabt'ste Stern.
Er zog Jehovah's ew'gem Sohn vorauf
Und ebnete den tief zerrißnen Lauf...
Doch Israel, ihm lang schon ungetreu,
Durch der Verheißung eignes Licht nicht frei,
Es hat, ihm ähnlich, Niemand mehr erzeugt,
Auf den sich Gottes Huld und Kraft geneigt.
Vergebens wirds auf jenen Retter warten,
Den Alle haben, die ihn nicht erharrten.

„Die Tochter Jephthah's“ ist die vollendetste unter diesen 3 Dichtungen. Das Gedicht beginnt mit der Sendung der Aeltesten von Gilead. Des Helden Rückkehr in sein Haus ist überaus schön. Aber die Krone des Ganzen ist Zilla's fromme Ergebung, ihre kindlichen Klagen im Walde über den frühen Bruch ihres jungen Lebens. Hier waltet die innigste, ergreifendste Poesie, verborgen unter einer kunstreichen Anspruchslosigkeit der Sprache:

Ich bin so froh, als wär' ich neu geboren,
So tief bewegt, als wär' ich schon verloren.
Hier klingt die Well', auf der mein Blick sich bricht,
Dort glüht mein Aug' in wunderbarem Licht.

Ich freue mich bei Tag an muntern Tänzen,
Ich schmücke mich mit reich gewundnen Kränzen;
Doch — in der Nacht netzt meiner Thränen Thau
Mit heißen Tropfen diese kalte Au.

Sie fällt als Opfer, und das Volk sinkt betend auf sein Angesicht. Der Dichter schließt:

Gewiß war diese eine jener Stunden,
Wo ird'sches Leid im Himmel Lohn gefunden,
Und wo der ew'ge Vater darauf sann,
Daß einst die Erde seinen Sohn gewann!

Hiermit entlassen wir den vielverheißenden Dichter in der Hoffnung, ihm auf diesem Gebiet, das seinem schönen Talent so ganz entspricht, bald wieder zu begegnen. 40.

Kisseh-Khun, der persische Erzähler. Berlin, Nicolai. 1829. 16. 16 Gr.

Es sind auf sehr gutes Papier, mit vorzüglichen Lettern gedruckt: unbedeutende kleine Erzählungen, so etwas im morgenländischen Style, allenfalls für Kinder. Gegen die Moralität derselben ist durchaus nichts einzuwenden, aber Interesse haben sie nicht das geringste. Zum Belege höre man nur eine in der Kürze: Abd-el-kâdir bat seine alte Mutter, ihn gen Bagdad ziehen zu lassen, dort Gott zu dienen. Weinend sendete sie ihn fort, nachdem sie 40 Denare, sein Vermögen, ihm mitgab und zugleich sich geloben ließ, daß er nie eine Lüge sagen wolle. Auf der Reise kommen Räuber, und einer fragt ihn, was er bei sich habe? 40 Denare sind in meinen Kleidern vernäht, antwortet der Knabe. Der Hauptmann befiehlt diese aufzutrennen, findet die Summe, wundert sich und fragt, weshalb er dies sage? „Weil ich nicht treulos gegen meine Mutter sein will, der ich versprochen habe, niemals zu lügen. Kind, rief der Räuber, ist das Pflichtgefühl gegen Deine Mutter bei Dir in Deinen Jahren so lebendig, und bin ich in meinem Alter so pflichtvergessen gegen Gott, meinen Herrn! Gib mir Deine Hand, unschuldiger Knabe, daß ich bei ihr ernstliche Reue und Besserung schwöre. Er that es, seine Gesellen erstaunten über Das, was vor ihren Augen geschah. Du warst, riefen sie einstimmig, unser Führer im Laster, sei es auch auf dem Pfade der Tugend! Auf seinen Befehl gaben sie die Beute zurück und gelobten Reue und Besserung in die Hand Abd-el-kâdir's“. 49.

*) Vgl. Nr. 265 d. Bl. f. 1829 den Aufs. über des Verf. „Geschwister von Rimini“. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1830.

Die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen von Henrich Steffens. 6 Bändchen. Breslau, Max. 1828. 8. 5 Thlr. 20 Gr. *)

Es würde eine vergebliche und höchst undankbare Mühe sein, den Lesern d. Bl. eine historische Skizze von dem Inhalte der vorliegenden Novellen zu geben. Nicht ihr bedeutender Umfang, sondern der Reichthum an innerm Leben macht es unmöglich, daß Jemand, außer durch die Lecture derselben, eine Vorstellung von dem Gemälde gewinne, welches dem Dichter vor der Seele stand. Der Zeitraum, welchen sie umfassen, beginnt mit dem Jahre 1804 und endigt in dem jetzt laufenden Lustrum unsers Jahrhunderts. Vier Norweger, wie der Titel angibt, führen den Leser bald in ihrem Vaterlande, bald in den Niederlanden, Frankreich, der Schweiz, Italien, vorzüglich aber in Deutschland umher, wohin sie ein geistiger Drang zieht. Welche Ansichten über unser Vaterland sie dahin mitbringen, mit welcher Begeisterung von seiner nationellen und wissenschaftlichen Cultur sie erfüllt sind, lehrt die erste Novelle, die mit dem ganzen Werke zur gemeinsamen Absicht zu haben scheint, den Nationalstolz des Deutschen zu nähren. Nichts konnte diesem Zwecke mehr entsprechen, als die großen politischen Umwälzungen, welche in das erste von dem Dichter gewählte Decennium fallen. Deshalb läßt er seine Helden an den Vorbereitungen zu dem gewaltigen Freiheitskampfe und an diesem selbst theilnehmen, und seine Schilderungen gewinnen an poetischer Wahrheit, indem er die Keime mancher später mächtig gewordenen Unbilden, viele irrige Tendenzen und geheime Schäden mit freimüthigem kosmopolitischen Wohlwollen aufdeckt, da das Auge des unbefangenen Beobachters sie vermissen würde. Aber trotz dem bleibt genug übrig, womit der deutsche Leser dem Ruhme seiner Nationalität gehuldigt sieht, und es dürfte nicht unpassend sein, auf den Hrn. Verf., der bekanntlich selbst kein Deutscher ist, die Worte, welche der dänische Oberst Fallmer (Nov. 1, S. 139) zu dem jungen Rossing sagt: „Sie reden große Worte über die Deutschen, und es ist wol selten, sie so von einem Norweger zu hören", mit dankbarer Achtung anzuwenden. Damit indeß kann sich Ref. nicht begnügen, sondern er wünscht seinen Lesern auch eine Probe von dem Geiste, welchen diese Novellen athmen, mitzutheilen; denn über diesen wenigstens möchte er ihnen ein Urtheil vorbereiten, da eine Betrachtung des der ganzen Dichtung zum Grunde liegenden Planes jenseits der Grenzen dieser Mittheilung liegt. Für literarische Unterhaltung aber scheinen sich Ansichten von Gegenständen, welche der Literatur angehören, am besten zu eignen. Den Anfang kann Rossing's Meinung über die deutsche Sprache (Nov. 1, S. 139) machen:

> Mag die italienische musikalischer sein, aber die Tiefe der Musik liegt in der deutschen verborgen; mag die spanische volltönender, die französische klingender sein, aber die deutsche klingt aus der Tiefe, und man vernimmt den Wiederhall dort. Der unergründliche Gedanke findet seinen angemessensten Ausdruck, der leichteste Witz seine spielende Aeußerung in dieser Sprache, wie in keiner; die wilde Klage schreiet in zerschmetternden Worten aus ihr heraus, während der stille Seufzer in schwebenden Klängen verschwindet. Aber die Sprache verbirgt das Schicksal, sie ist die verhängnißvolle Physiognomie, die verborgene Constellation eines Volks, und so ist dem Deutschen das Verständniß der Vergangenheit, der volle geistige Genuß der Gegenwart und die Verheißung der Zukunft vor Allen gegeben.

Mit Diesem vergleiche man, was an andern Stellen über die 3 größten Heroen unserer Nationalliteratur, über Lessing, Göthe und Schiller, ausgesprochen wird. Der oben erwähnte Rossing erzählt aus seiner Jugend Folgendes (Nov. 2, S. 10):

> Durch einen Lehrer, der zugleich mein Freund war, erhielt ich den ersten dämmernden Schein; die Poesie trat zuerst in ihrer tiefern Bedeutung hervor; aber vor Allem erschien mir Lessing, der uns als das höchste Muster vorgehalten wurde, als ein unerreichbarer geistiger Heros. Ich kann jetzt kaum noch sagen, was mich so gewaltsam hinriß; oft zwar war es der Inhalt, seine Gelehrsamkeit, seine Tüchtigkeit und entschiedene Weise, daß er nicht blos studirt, sondern auch gelebt hatte, daß ein bedeutendes, mannichfaltiges äußeres wie inneres Leben aus seinen Werken uns ansprache; aber öfters war es doch die bloße Form, die mich hinriß, selbst,

*) Durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen können wir erst jetzt über Steffens' interessanten Novellencyklus berichten. Obwol derselbe schon allgemein bekannt sein wird, so wollen wir doch der Vollständigkeit wegen nicht ganz darüber schweigen, und lassen daher jetzt noch nachfolgende Anzeige, die wir indeß weit entfernt sind für genügend zu halten, abdrucken.
D. Red.

wo der Gegenstand kaum meine Theilnahme erregte. Ich erinnere mich noch, wie nicht selten mir eine solche klare Form ohne allen Inhalt vorschwebte; irgend einen Gegenstand, ich wußte selbst noch nicht welchen, wollte ich mit dieser Klarheit, dieser Rundung behandeln, und eine seltsame freudige Sehnsucht, als läge die Gewißheit ihrer Erfüllung in einer nahen Zukunft, ergriff mich. Diese freie Behandlung, in welcher die Methode sich nicht aufdrang, vielmehr wie das Knochengerüste sich hinter die lebendigen Muskeln verbarg, erschien mir als das Höchste!

Den Eindruck, welchen er später durch Göthe's „Egmont" empfing, stellt er (das. S. 14) so dar:

Egmont ward mir bald so wichtig wie Faust. Lebt dieser nicht in der Fülle, in dem vollen freien Genuß alles geistigen Reichthums und eröffnet mit frevelhafter Kühnheit den unermeßlichen Abgrund, der ihn zu verschließen droht? Er erschien mir als Werther auf einer höhern Stufe. Ist jener nicht in die Mitte eines großen Lebens gestellt, dessen widerstrebende Elemente immer verworrener, immer zerstörender sich um ihn anhäufen? Aber aus diesem Chaos der Verwirrung treten Egmont und Clärchen verklärt hervor. Die schwellende Knospe der Jamben in den Monologen, die Kühnheit, vor unsern Augen die Geliebten zu verwandeln, die klagenden Freunde ihnen an die Seite zu stellen, die sie der bettelhaften Lumpen der Erde entkleiden, während sie, Morgenluft witternd, was die Menschen unter Streit und Elend erringen wollten, siegreich retten, daß die Särge sich in Brautbetten verkehren, das Trauerspiel in ein Lustspiel: Alles hauchte mich, wie der Duft eines ewigen Frühlings, an. Egmont schien mir die höhere Stufe von Götz zu sein.

Und nun noch die Art, wie Thorstein, ein anderer junger Norweger, Schiller's „Don Carlos" auffaßt.

Ich kann mir keinen gebildeten deutschen Jüngling denken, behauptet er (Nov. 1, S. 143), der nicht wünschte, ein Marquis de Posa zu sein. Wen diese Dichtung, so ganz gemacht, ein Jünglingsherz zu entflammen, nicht für sein ganzes Leben erregte, der würde mir als ein Stumpfsinniger, für alles Edle Unfähiger erscheinen. Die gänzliche Hingebung für Freiheit, Freundschaft und Liebe, die großartigste ritterliche Gesinnung, die wahrhafte Erhabenheit hat nie einen mächtigern Ausdruck, eine eingreifendere Darstellung erhalten. Ich sage Hingebung auch für die Liebe. Denn können wir zweifeln, daß Posa die Elisabeth liebt, ohne den Freund zu verrathen, daß sie ihn liebt, ohne treulos zu sein? Auf Elisabeth und Posa hat Schiller die ganze Kraft seiner dichterischen Darstellung verwandt. Während Carlos in schwächlichem Schwanken sich einer unwürdigen Leidenschaft hingibt, nur durch den starken Freund gehalten, tragen sie die geheime Liebe, ohne sie sich gegenseitig, ja, ohne sie sich selber zu gestehen, und in dem letzten entscheidenden Moment, wo der unvermeidliche Tod über dem Haupte des Geliebten schwebt, wo die verborgene Knospe der Liebe, am Rande des Grabes, plötzlich, ungeahnet von den Liebenden wie von dem Leser, sich wie durch einen Zauber eröffnet, wo Elisabeth, alle Rettung unwillig aufgebend, in die Worte ausbricht: „Es gibt keinen Mann mehr" (?!), und Posa erwidert: „Ach! das Leben ist doch schön" — da ist das Stück aus, und ich habe mich gewundert, daß ein Mann wie Schiller die letzten Akte hat schreiben können.

Ref. wundert sich nun freilich nicht mit und unterdrückt auch den Kitzel, die mehrsten mitgetheilten Ansichten zu widerlegen. Erklärungen und Urtheile, welche in einer Erzählung als historische Fiction niedergelegt sind, ist ihr Verf. nicht zu vertheidigen verbunden, da ihr Zweck, sofern nicht ein anderer ausdrücklich angedeutet wird, sich auf Unterhaltung beschränkt. Diese glaubt Ref. der Lesewelt versprechen zu dürfen, wenn er die ausgehobenen Stellen als Repräsentanten des Gesammtinhaltes dieser Novellen vorlegt. Abgesehen von dem geschichtlichen Faden, überall derselbe Reiz frappanter Neuheit, scheinbarer Allgemeingültigkeit, derselbe Odem der Begeisterung, derselbe Glanz in den Reflexionen; aber auch, wie in den obigen Proben, derselbe rasche Uebergang aus Wahrheit in Täuschung, die bei verweilender, schärferer Betrachtung nothwendige Entdeckung von mancher Leere, Halbheit und ungereinigter Genialität, da denn die Wahrheit bald hinter einem Zuviel, bald hinter einem Zuwenig verborgen liegt. Den interessantesten Theil der eingewebten Betrachtungen bilden unstreitig die religiösen. Ihre Vielseitigkeit beweist, daß der Hr. Verf. durch lange lebendige Theilnahme an der wichtigsten Angelegenheit des menschlichen Kopfes und Herzens sich Einsichten erworben hat, welche ihn unter die an innern Erfahrungen reichsten Forscher unter den sogenannten Laien erheben. 38.

Das alte Zürich, historisch-topographisch dargestellt. Oder eine Wanderung durch dasselbe im Jahre 1504. Mit Erläuterungen und Nachrichten bis auf die neueste Zeit. Herausgegeben von Salomon Vögelin. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Topographien gehören in der Regel nicht zu den unterhaltenden Schriften, und überdem eine Topographie aus der Vorzeit läßt kaum etwas Anderes erwarten, als ein dürres Register von Namen und Zahlen, vielleicht, wenn der Autor auf Gründlichkeit hielt, mit einer Flut von tiefgelehrten Citaten unterstützt. Diese Ansicht auf das vorliegende Werk angewendet, würde jedoch irrig sein; denn der Verf. hat dem freilich an sich spröden Stoff durch die Einkleidung die Trockenheit benommen und ihm, unbeschadet der durch lange und mühevolle Untersuchungen begründeten historischen Wahrheit den Reiz einer anziehenden Erzählung gegeben, die dem Leser ein farben- und lebenvolles Bild von einer großen freien Stadt, wie sie zu Ende des Mittelalters bestand, darbietet. Zu diesem Zwecke läßt er am Laurentiustage des Jahres 1504, zu welcher Zeit in Zürich ein großes Freischießen gehalten wurde, einen Weltgeistlichen aus Zug, von seiner Wißbegierde angetrieben, die Merkwürdigkeiten der berühmten Stadt kennen zu lernen, dorthin reisen. In dem Wirthshause zum rothen Schwert, woselbst er einen Wunsch äußert, Jemanden zu finden, der ihm die nöthige Auskunft ertheilen könne, wird ihm der Junker Diethelm Röust zugewiesen, der, nebst einem Gefährten, Werdmüller — 2 Personen, die wirklich zu jener Zeit in Zürich lebten — den wißbegierigen Priester auf einer Wanderung durch die Stadt begleitet, ihm alle Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigt und ihm sowol über alle örtlichen Verhältnisse als auch über das Geschichtliche derselben die erforderlichen Aufschlüsse ertheilt. Der Priester berichtet nun in einem veredelten Chronikenstyle des 16. Jahrh. Das, was er gesehen, und führt sich und seine Begleiter dabei oft redend ein. Daß es dabei mitunter an einer gewissen Breite nicht fehlen kann, ist wol natürlich; doch wird sie nirgends unangenehm, macht aber dagegen Vieles so anschaulich, daß der Leser das klarste Bild davon erhält und die gemüthliche Erzählung des ehrlichen Geistlichen oft selbst aus seinem Munde zu hören glaubt. Begreiflich kommt Manches in dieser Topographie vor, was nur für einen Züricher merk-

würdig sein kann, wie unter Anderm die genauen Nachweisungen der Wohnungen berühmter zürcherischen Geschlechter; doch bei weitem das Mehrste hat ein allgemeines Interesse und bietet zahlreiche Aufschlüsse in sprachlicher, historischer, literaturhistorischer und archäologischer Beziehung dar. Besonders ausführlich ist der Verf. in der Beschreibung der Kirchen und Klöster, was hier um so mehr an der rechten Stelle ist, als die noch vorhandenen, wirklich ausgezeichnet merkwürdigen alterthümlichen Gebäude von den Reisenden gewöhnlich übersehen werden und Vieles davon bereits anfängt, den verheerenden Einwirkungen der Zeit zu erliegen. Die sehr zahlreichen Wort- und Sacherklärungen, Erörterungen und ins Einzelne gehenden Nachweisungen früherer und gegenwärtiger Oertlichkeiten und Verhältnisse sind in einem besondern Anhange beigefügt und im Text ist an den bezüglichen Stellen durch Zahlen darauf hingewiesen. Unter den vielen, den Historikern gewiß höchst willkommenen Berichtigungen gedenken wir nur der in Note 243 befindlichen, die den aus Rudolf des Habsburgers Geschichte bekannten Jakob Müllner betrifft. Dieser treue Diener und Freund des großen Kaisers wurde nämlich, wie hier urkundlich dargethan wird, nicht von Rudolf in Mainz zum Ritter geschlagen, sondern war es schon im Jahre 1246; daher denn auch wol Vieles, was, deutschen und schweizerischen Geschichtschreibern zufolge, zwischen Rudolf und Müllner vorgefallen sein soll, ins Reich der Märchen gehört. S. 127 wird den Architekten und Alterthumskundigen ein merkwürdiger Gegenstand zur Untersuchung dargeboten. Es befinden sich nämlich in der Ötenbacher Klosterkirche in der Mauer des Chors an beiden Seiten, unfern der Decke 2 Reihen großer Löcher, in welchen offene irdene Töpfe eingegraben sind. Der in der Note 34 geäußerte Zweifel daran, daß sie zur Resonanz haben dienen sollen, scheint uns nicht hinlänglich begründet.

Von der Art des Verfs., das Historische mit dem Topographischen zu verbinden und die Verhältnisse der Zeitgenossen des angeblichen Erzählers anzudeuten, und von seiner Schreibart diene Folgendes zur Probe. S. 21 läßt er den Geistlichen erzählen:

„Unter der Schiffleuten Trinkstube hindurch führte uns die Straße zwischen die 2 einander vorüber liegenden, oben durch einen Gang verbundenen Wirthshäuser „zum Rößli" und „zum goldenen Sternen". Letzteres, ans Wasser gebaut und an das Haus zur Sonne stoßend, hat eine gar lustige Aussicht. Als ich vor diesem Wirthshause stille stand, ob ich etwan Bekannte von Zug oder Schwyz da ersehen möchte, deren ihrer mehrere hier ihre Einkehr nahmen, sprach Junker Röust: „Ich kann doch nie bei diesem Wirthshause vorbeigehen, daß ich nicht mit Freuden unserer Böcke gedächte und ihres klugen, männlichen und ehrenwerthen Thuns. Vergönnt mir, daß ich euch erzähle, was in diesem Wirthshause vorging. Diese Böcke waren den Eidgenossen von wegen der kühnen Thaten, wodurch sie ihnen während dem Kriege viel Schaden zugefügt, dermaßen zuwider, daß sie dieselben von dem Frieden mit Zürich ganz und gar ausgeschlossen haben wollten. Das wollte aber Zürich nicht zugeben. Da kehrten die Böcke selbst vor Rath, baten, man möchte ihrethalben einen ehrlichen Frieden mit den Eidgenossen nicht ausschlagen; ihnen genüge, wofern sie nur ihren Herren und Vätern in Gnaden empfohlen seien, sie wollen mit Gottes Hülfe schon sich selbst Frieden schaffen. Dann zogen sie aus der Eidgenossenschaft hinweg auf das Schloß Hohenkrähen in Schwaben und wurden von da auf allen Tagen um Frieden, wiewol immer vergeblich. Nun ward ihnen verkundschaftet, daß Ammann Fries von Uri, der ihnen gewogen war, auch gern zum Frieden geholfen hätte, den Zürichsee herab werde kommen. Dem lauerten sie jetzt auf, nahmen ihn auf dem See gefangen und führten ihn als Gysel auf ihr Schloß, woselbst sie ihn aber nicht als einen Gefangenen, sondern als einen Freund hielten und ehrten. Wollten nun die Eidgenossen den Ammann wieder auf freien Fuß haben, mußten sie die Böcke in den Frieden aufnehmen und ihnen noch 300 Gulden an den Kosten bezahlen. Das fiel den Eidgenossen hart; doch kam der Vergleich zu Stande. Ital Reding, der Ammann von Schwyz, nebst noch einem andern Gesandten, brachten das Geld gen Zürich und zahlte es den Böcken hier in diesem Wirthshause. Im Auszahlen sprach er: „Das ist nie erhört, daß wir Eidgenossen so wenig Leuten ein solch Geld erlegen müssen". Da antwortete ihm Einer aus ihnen: „Ammann, reut dich das Geld, so nimm es wieder; die Ansprach ist uns lieber. Denn wenn wir unser Herren von Zürich nicht ehrten, hätten wir uns mit so Wenigem nicht thädigen lassen". „Nein", entgegnete der Ammann, „da habet Ihr Euer Geld, und wir haben nichts mit Euch, denn Liebes und Gutes". „So laß uns ruhig und ungetratzt", rief ihm darauf Einer zu, „und was wir gelobet, das wollen wir redlich halten". „Fürwahr, ehrwürdiger Herr!" fügte Röust hinzu, „das waren noch recht Züricher in Wort und Thaten. Aber heutzutage, leider! achten die Reislaufer und Pensioner Geld höher, denn die Ehre". — Hierauf nahm der Werdmüller den Röust ein wenig beiseits und redeten sie miteinander von der schönen Reinhartin*) (wird wol des Rößliwirthes Tochter sein, denn sie inzwischen viel ans Rößli hinaufblickten) und wie ein Junker, den man jetzo noch nicht nennen dürfe, ihr Herz gewonnen, wie sich das aber in Bälde offenbaren werde. Aber ich nahm mich, als ein Priester, solchen Gesprächs nicht an, that vielmehr, als hörte ich's nicht".

Zwei Kupfer, das große Münster und das Frauenmünster, und die Titelvignette, das Rathhaus darstellend, sind ein passender Schmuck des auch im Uebrigen anständig ausgestatteten Werks.

-n.

Correspondenznachrichten.

München, den 13. Februar 1830.

Unser Carneval hat durch die Unpäßlichkeit des Königs, der noch immer das Zimmer hütet, durch die große Kälte, und ganz neuerlich durch eine Hoftrauer bei dem Ableben des Prinzen Georg von Darmstadt, Onkels des Königs, an der früher gewohnten Lebhaftigkeit viel verloren, wiewol es an Bällen und Redouten nicht fehlt. Das Theater hätte uns entschädigen können; aber, Dank sei es der hohen Einsicht der Intendanz! das Theater ist bei uns zur absoluten Nichtigkeit herabgesunken und der Mittelpunkt und Herd der Langweile geworden. Es ist in der That merkwürdig, wie sich hier Unwissenheit, Ungeschicklichkeit und Anmaßung die Hand bieten, um selbst die schönen und großen Mittel, an denen es der Kunstanstalt keineswegs fehlt, auf solche verkehrte Art zu gebrauchen, daß nothwendig nur ein jämmerliches Resultat gewonnen werden kann. Wir haben ein treffliches Orchester; wir haben große Sängerinnen, wie die Damen Sigl-Vespermann und Schechner; wir haben gute Sänger, wie die Herren Peligrini, Baier, Löhle und Wepper; wir besitzen einen Eßlair und erfreuen uns der angenehmen Talente der Herren Vespermann und Urban; und trotz dem hören wir selten eine Oper, sehen wir selten eine dramatische Darstellung, die nicht in wesentlichen Einzelheiten und im Ensemble eine Stümperhaftigkeit der Direction verräth, von welcher man kaum auf Provinzialtheatern ein solches Muster findet. Und dies geschieht in dem süddeutschen Athen, unter einem die Kunst liebenden, hochherzig schützenden König! Sie fragen: wo denn das Uebel seinen Sitz hat? Soll ich Ihnen offenherzig antworten, so kann ich Ihnen keinen andern Grund des Jammers angeben, als daß die Direction sich bisher unfähig zur Lösung ihrer Aufgabe gezeigt hat. Die besten Schauspieler klagen, daß es an einem ordnenden, mit Ener-

*) Nachmalige Gattin des Reformators Zwingli.

gie wirkenden Geiste fehle, der ihre einzelnen Leistungen zu einem kunstvollen Ganzen zu verbinden versteht; daß Protection, Aengstlichkeit, Schwäche und Unbehülflichkeit alle ihre Bemühungen, die Einzelnen zu einem schönen Zweck zu vereinen, zu Schanden machen, und daß Anarchie zum leitenden Princip erhoben sei. In einigen unabhängigen Journalen haben sich Stimmen gegen das Unwesen erhoben; aber statt darauf zu achten, läßt man in käuflichen Blättern oder von hungrigen Scribenten die Vortrefflichkeit des Theaters ausposaunen, erklärt jeden Tadel für Intrigue eines Menschen, der gern Intendant werden möchte, und sucht in der Antikritik durch Grobheit den Mangel an Witz zu ersetzen. Ich mag Sie nicht mit den abgeschmackten, zum Theil unanständigen Händeln unterhalten, die hier auf den Schlachtfeldern der Pöbelhaftigkeit sowol von den Trabanten der Direction, als von einzelnen Theatersubjecten zur Vertheidigung der Pfuscherei geführt werden; wenn unsere bairischen Journale bis zu Ihnen gelangen, so werden Sie darin mehr finden, als Ihr Geschmack vertragen kann. Menschen, die vielleicht gute Handschuhmacher oder Rattenfänger sein könnten, aber entweder nie eine Schule besuchten, oder nichts darin lernten, werfen sich bei uns zu literarischen Stimmführern des Publicums auf, schreiben in den Tag hinein über Theater, Kunst und Literatur, loben die Intendanz für ein Freibillet, oder tadeln Arbeiten, deren Sinn sie durchaus nicht verstehen, zeigen sich geschickt in der Polemik der Polissons und halten sich für Gelehrte, weil sie unorthographisch und ungrammatikalisch schreiben können. Ein ganzes Nest literarischer Gelbschnäbel ist neulich ausgeflogen und hat sich in unsern größtentheils schlechten Journalen niedergelassen, wo sie nun ihr Wesen treiben und besonders durch elende Beurtheilungen über das Theater den Geschmack der Masse vollends zu verderben arbeiten. Dies kann nicht anders sein: wo es in der Kunst an guten Werken fehlt, da muß auch die Kritik zum seichten Geschwätz herabsinken; denn die guten Köpfe schweigen, wo sie nur von Misgeburten zu berichten haben. Doch kann es bisweilen gut sein, den Misbrauch der Rechte des Publicums in seiner ganzen Schimpflichkeit zu bezeichnen. Ich sollte Ihnen vielleicht, in gleicher Absicht, etwas von unserm Journalunwesen berichten; da ich aber nur mit Indignation daran denken kann, so will ich diesmal, um nicht zu viel Böses auf einmal zu sagen, Sie nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, daß ein Fremder, der unsere Journale als den Maßstab unserer Geistescultur ansehen wollte, uns für echte Barbaren halten möchte. Das geistreichste Journal in München ist „Der Bazar", herausgegeben von Hrn. Saphir; man findet in demselben bisweilen ziemlich komische Calembourgs, denen man es indessen ansieht, daß sie schon oft aufgewärmt wurden; übrigens ist das Journal ohne eigentlichen Gehalt. „Die Aurora" lieferte neulich gediegene Beschreibungen der Frescogemälde im Bazar vom Freiherrn v. Hormayr; man wunderte sich aber diese gelehrte Arbeit in einem Wust von elenden andern Artikeln zu finden. „Das Inland", ein vom Ministerium des Innern beschütztes Tageblatt, kann noch nicht dazu kommen, daß es sich eines bestimmten Ziels bewußt wäre; es ist eine Polterkammer, worin einige mittelmäßige und viele schlechte Aufsätze vom Zufall durcheinandergeworfen werden. „Das Ausland", ein anderes Tageblatt, enthält fast ausschließend nur Uebersetzungen aus fremden Zeitschriften; die Auswahl ist nicht immer die beste, auch scheinen die Herren Uebersetzer neuer Artikel aus den neuen Journalen nicht immer zu wissen, was schon früher in der Wissenschaft, um die es sich handelt, von den ältern Gelehrten geleistet worden. Ganz unter der Kritik und zum Brandmarken reif sind folgende Zeitschriften: „Das Tageblatt", „Der Landbote", „Der reisende Teufel", „Die Eos", „Das schwarze Gespenst" und, mit ebenerwähnter Ausnahme, „Die Aurora". Eine rühmliche Erwähnung verdient das in Würzburg erscheinende „Volksblatt". Daß unsere Polemik von der gröbsten Art ist, habe ich schon oben berührt; unerwartet für Viele wird es gewesen sein, daß in dieser nur dem Pöbel zugänglichen Manier sich neulich einer unserer größten Geister, Hr. Schelling, in einem Schreiben an Professor Kapp in Erlangen, versucht und gleich aufs erstemal die Meisterschaft erlangt hat. Geschieht das am grünen Holz, was ist vom dürren zu erwarten! Und bei uns gibt es viel dürres Holz! 81.

Cinq-Mars, oder eine Verschwörung unter Ludwig XIII. Von Alfred Grafen von Vigny. Aus dem Französischen nach der dritten Auflage übersetzt von Karl Baron Gerolf. 3 Bände. Leipzig, Lehnhold. 1829. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Das hier genannte Werk nimmt in der sehr ansehnlichen Reihe historischer Romane einen ausgezeichneten Platz ein. Die Periode, welche es umfaßt, war reich an seltsamen Ereignissen und eigenthümlichen Charakteren. Ludwig XIII., sein weltberühmter Minister, die Kämpfe und Erschütterungen, welche Europa im Allgemeinen, Frankreich besonders erlitt, das Eingreifen vieler gleichzeitigen Personen, deren Namen mehr oder minder gefeiert auch auf die Nachwelt überging, bilden das Gewebe des Ganzen, und man muß dem Verf. zugestehen, daß er die vielfachen Fäden geschickt zu verschlingen und so ein höchst interessantes Gemälde aufzustellen wußte, das rasch in seinem Gange, ausführlich und doch nicht ermüdend, eine treue Darstellung damaliger Sitten und Verhältnisse gibt. Vorzüglich gelungen scheint uns die Schilderung der einzelnen historischen Charaktere, wie z. B. der Anna von Oestreich, der jungen Herzogin von Mantua u. A. Auch die Darstellungen der Volksscenen, wie das Volk in wilden Banden, aufgeregt und aufgehetzt, trunken von Wein und Leidenschaften, in durchaus eigenthümlicher Natio- nalität, zugleich furchtbar drohend und lustig singend die Straßen durchtobt, ist mit vielem Glück durchgeführt. Man sieht hier ein Vorspiel zu Dem, was sich lange nachher in den Tagen der Revolution grauenvoll entwickelte, und es ist gleichsam der Prolog, die Einleitung zu der schicksalsvollen Tragödie; allerdings nur gegen diese gehalten ein leichtes Spiel, aber immer doch schon ein Vorbote Dessen, was einst kommen sollte und nothwendig bei den obwaltenden Verhältnissen kommen mußte.

Ist uns ein Vergleich dieser Arbeit des Grafen von Vigny mit den Arbeiten des berühmten Schorten erlaubt, so möchten wir sagen, daß wir das vorliegende Werk einigen der vorzüglichern von W. Scott an die Seite setzen und einigen andern dieses fruchtbaren Schriftstellers vorziehen. Die umständlichen Beschreibungen, womit der britische Dichter seine Leser so oft fesselt, aber freilich auch bei der häufigen Wiederkehr nicht selten ermüdet, findet man hier nicht oder doch bei Weitem weniger, dagegen ist überall Handlung und in dieser Hinsicht das Werk fast dramatisch zu nennen. Auch tritt der Held des Titels bedeutsamer und nothwendiger hervor, als dies in mehren Romanen von Scott der Fall ist, und daß eben dadurch das Ganze mehr als ein wirklich in sich Begründetes erscheint, bedarf wol kaum der Erwähnung.

Die Uebersetzung anlangend, so kann man dieselbe loben, obschon wir, da uns das Original nicht zur Hand ist, nicht anzugeben vermögen, in wie weit sie sich dem Original treu anschmiegt. Einige Wendungen dürften sich vielleicht anmuthiger und leichter haben wiedergeben lassen; gewiß ist es jedoch, daß dieser Roman auch so, wie er jetzt dem deutschen Publicum geboten wird, zu den empfehlungswerthen in seiner Art gehört. 48.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1830.

Italienische Forschungen, von C. F. v. Rumohr. Erster und zweiter Theil. Berlin, Nicolai. 1826 —27. Gr. 8. 4 Thlr.

Es ist ein erfreuliches Geschäft, von einem Werke, das so von echtem Forschergeist durchzogen ist wie das vorliegende, und ebenso sehr von den seltenen Kenntnissen wie dem Geschmack seines Verf. Kunde gibt, Rechenschaft abzulegen. Herr v. Rumohr, durch seine vielfachen Arbeiten im Gebiet der Kunstgeschichte allen Freunden der Kunst hinreichend bekannt, theilt hier dem deutschen Publicum die Resultate seiner kunstgeschichtlichen Forschungen während eines vieljährigen Aufenthalts in Italien, der nur diesem Zwecke gewidmet war, mit; und in der That, die dunkelsten Perioden der modernen Kunstgeschichte erhalten hier eine solche Erleuchtung, und seine Forschungen sind für die Interessen der Kunsthistorie so fruchtreich und erfreulich, daß er sich durch die Bekanntmachung derselben in einem seltenen Grade den Dank aller Verehrer dieser Wissenschaft gewinnt. Wenige von den Feststellungen dieses Forschers werden künftighin noch in Zweifel gezogen werden können; seine Art, sich Ueberzeugung zu verschaffen, ist so umsichtig, die Berichtigung und Feststellung auch des anscheinend Geringfügigsten in der Kunstgeschichte ist ihm so wahrhafter Ernst, seine Forschung ist so unbefangen und frei von jedem Vorurtheil, so tiefgehend und doch wieder so bescheiden ausgesprochen, daß es zu verwundern wäre, wenn Hr. v. Rumohr in mehr als unbedeutenden Kleinigkeiten auf Widerspruch träfe. Der Ernst und die echte, nichts geringachtende Gründlichkeit dieser Forschungen bleiben jedoch ihr wesentlichstes Verdienst: ein Verdienst, das selbst dann noch fortbesteht, wenn auch die gefundenen Resultate bestritten oder die allgemeinen Herleitungen aus ihnen angefochten werden sollten.

Nach diesem Bekenntniß unserer Hochachtung für den Forschergeist, den richtigen, vorurtheilsfreien Blick, und die umfassenden Kenntnisse des Verf., in deren Umfang er mit den erleuchtetsten Forschern im Reich der Kunst unbedenklich den Wettkampf eingehen kann, wird es uns leicht, unsere Zweifel gegen einige seiner Feststellungen über Theorie und Geschichte der Kunst anzudeuten; wir können jetzt nicht mehr in den Verdacht gerathen, den mühevollen Arbeiten des verdienstvollen Verf. mit Vorurtheil gegen seine Art zu sehen und zu schließen gefolgt zu sein, und eine aufrichtige Liebe zur Wissenschaft kann nur allein für die Mutter dieser Zweifel angesehen werden.

Der Verf. erklärt sich zunächst in der Vorrede über die Entstehung dieser Arbeiten. Ursprünglich aphoristisch gedacht, flossen sie im Lauf der weitern Forschung allmälig zu einer Geschichte der dunkelsten Perioden der italienischen Kunst zusammen. Jetzt wurden theoretische Zwischenarbeiten fast unentbehrlich, um den Ideen des Verf. Verständlichkeit mitzutheilen, und so entstanden die mehr oder weniger rein theoretischen Aufsätze, welche fast ausschließlich den 1. Theil dieses Werkes anfüllen. Das Beste aber, was der Verf. seiner eignen Ueberzeugung nach zu liefern hat, sind die kunsthistorischen und historisch-kritischen Aufsätze, welche der 2. Theil enthält, und die allerdings eine fortlaufende Kritik der Sätze, welche die Geschichte der modernen Kunst in Italien, von ihren ersten Anfängen an bis auf die Zeit der großen Meister hin, bis jetzt gelehrt und für wahr gehalten hat, liefern. Ehe wir jedoch zu diesem wichtigern Theil dieses Werkes gelangen können, müssen wir wenigstens in aller Kürze den Inhalt der ersten Hälfte des 1. Theils dieser Forschungen oder die theoretischen Aufsätze des Verf. etwas näher ansehen. Dieser Aufsätze sind 7. 1. „Haushalt der Kunst". Das große Thema: Was soll die Kunst wollen? ist auch das Thema dieses Aufsatzes, der die Irrwege einer von dem Realen ganz abgehenden Speculation, im Ganzen genommen, glücklich vermeidet. Was bezweckt die Kunst? Charakter, Illusion, schöne Form, Bildlichkeit, Versinnlichung der Ideen, oder Darstellung des äußerlich Vollendeten? Der Verf. antwortet hierauf: „Keins von allen und alle!" Auffassung und Darstellung sind ihm die Quellen der künstlerischen Schöpferkraft, und er verwirft die Zerlegung dieser Thätigkeit in einzelne Richtungen. Die Harmonie des Wollens und Könnens bringt, nach ihm, den Künstler hervor; Auffassung allein, ohne glückliche Darstellung, oder umgekehrt, Darstellung ohne glückliche Auffassung, geben kein vollendetes Kunstwerk. Der Werth der Auffassung und des Auffassungswürdigen unterliegt denselben Maßbestim-

mungen wie jede andere Thätigkeit des Geistes: Kraft, Nachdruck, Milde, Güte sind solche der Auffassung des Künstlers würdige Gegenstände, und die Treue und Gewissenhaftigkeit der Auffassung belohnt sich an ihm, auch abgesehen von aller Darstellung. Ueber diese, als die freilich noch schwierigere Hälfte der Thätigkeit des Künstlers, enthält der Schluß des Aufsatzes die dankenswerthesten Winke. Der Leser ersieht aus dieser Skizze des Ideenganges in dieser Abhandlung, wie der Verf. die Schwierigkeit der Bestimmung des höchsten und letzten Strebens der Kunst eigentlich auf geschickte Art umgeht. Würdige Auffassung und würdige Darstellung sind die Mittel, aber nicht eigentlich der Zielpunkt jedes Kunstwerkes, und der Verf. läßt uns auf dem Meer der Ideen über den letzten Zweck der Kunst ohne Licht, oder besser, sein Licht leuchtet in einer Richtung, die nicht die unsere ist. — Fast Dasselbe wird sich von der 2. Abhandlung: „Vom Verhältniß der Kunst zur Schönheit", sagen lassen. Der Verf. ficht Winckelmann's Begriff der Schönheit an, der, nach ihm, nur zu bestimmten Arten des Schönen, nie zur allgemeinen Schönheit führt, ohne auf irgend eine Weise festzustellen, worin das Verhältniß der Kunst zur Schönheit eigentlich seine Basis finde. Unserer innigen Ueberzeugung nach ist diese Basis allein in der Idee der Größe zu finden, die eine zweifache, die thätige (männliche Schönheit) und die leidende (weibliche Schönheit in der Natur) ist. Nur das Große in dieser doppelten Beziehung ist schön; Kraft und Milde, der Anblick der beeisten Alpen und der milden Wellenlinien der Bai von Bajä, ein Gewitterhimmel und ein milder Sonnenuntergang am wolkenlosen Horizont, und ein Geist wie Alexander's und Cäsar's, so gut wie der eines Sokrates und Christus, haben gleichen Anspruch auf Schönheit, weil ihnen der Begriff der Größe, thätig oder leidend gedacht, auf gleiche Weise zukommt. In der Vermischung beider Gattungen der Schönheit, in irdischen Dingen, ist kein Heil zu finden; nur das höchste Sein — Gott — verschmilzt die beiden Formen, unter denen das Schöne auf Erden sichtbar wird. Fehlt es nun gleich in dieser Abhandlung des Verf. an einem festen Anhaltspunkt für den Begriff der Schönheit, denn er kehrt im Allgemeinen zu seiner Idee von Auffassung und Darstellung des Würdigen zurück, so ist diese desto reicher an einzelnen Winken und Fingerzeigen für den schaffenden Künstler, der hier die Abwege kennen lernt, wohin ein unbewußtes Schaffen gemeinhin führt. — In der 3. Abhandlung: „Betrachtungen über den Ursprung der neuern Kunst", rücken wir dem eigentlichen Gebiet des Verf., dem historischen Felde der Kunst, der Kunstgeschichte, schon näher. Hier ist es, wo wir seinen Forschungen unsere höchste Achtung zollen müssen. Zwei neue Ideen sind es besonders, denen wir in diesem Aufsatz begegnen: einmal, daß es überall mehr römische Typen und römische Künstler waren, welche die ersten Formen des altchristlichen Styls (im 4. und 5. Jahrh.) bestimmten, als, wie man bisher etwas voreilig annahm, griechische Künstler; und zweitens, daß im Allgemeinen die allegorischen, auf biblische Gleichnisse basirten Gestalten, wie die vom guten Hirten, älter sind als die kirchengeschichtlichen. Ueberhaupt aber lehnt sich der Verf. gegen die Vorstellung auf, welche die ältesten christlichen Kunstbildungen in einem völlig neu erfundenen Styl dargestellt betrachtet; der Zusammenhang mit den Formen und traditionellen Ideen des Alterthums ist, nach ihm, unverkennbar. Auch eifert er gegen den Satz, der der neuern Kunst des Christenthums vorzugsweise die Ausbildung der Idee zuspricht, mit Unrecht, wie er selbst zu fühlen scheint, indem er den Satz, mit andern Worten ausgedrückt, bald darauf wieder zugibt. — Die 4. Abhandlung verbreitet sich über den Einfluß der gothischen und lombardischen Einwanderungen auf die Fortpflanzung der römisch-altchristlichen Kunstfertigkeiten. Hier begegnen wir zunächst einem grellen Irrthum. Der Verf. setzt die Entstehung des gothischen Baugeschmacks in das 13. Jahrh., das Zeitalter seiner höchsten Blüte. Schon im 11. Jahrh. sah Italien in seiner ganzen Ausdehnung höchst durchgebildete Bauwerke des gothischen Styls entstehen, und in England, Frankreich und Deutschland herrschte der gothische Charakter um diese Zeit schon fast ohne Nebenbuhler; ja, will man, wie es doch nothwendig ist, den Spitzbogen als das Charakteristische dieses Styls betrachten, so gehört seine Entstehung einer um 5 Jahrh. ältern Zeit an, als der Verf. bezeichnet. Nicht den Gothen, sondern der blutigen Rückeroberung Italiens unter Justinian schreibt der Verf., übrigens mit Recht, die Zerstörung der römisch-altchristlichen Kunsttraditionen zu. In Rom und Ravenna, den Sitzen der griechischen Herrschaft, schritt die Kunst zurück, wie sie sich in den longobardischen Reichen, Pavia und Mailand, erhob; Italien zerfiel in künstlerischer Beziehung in zwei Bezirke. Die wichtigste Urkunde der Malerei aus der Zeit bis auf Karl d. G. ist die berühmte Bibelübersetzung der Abtei von Monte Amiata (jetzt in der Laurentiana zu Florenz) aus dem 6. Jahrh. Die minirten Blätter derselben behaupten den Vorrang über alle spätere Erzeugnisse der Malerei bis ins 11. Jahrh. hin. Mit großer Sorgfalt prüft der Verf. die Kunstdenkmale der longobardischen Zeit, setzt die Reste von Wandmalereien in der unterirdischen Basilica zu Assisi in die Zeit vor Karl d. G., die in Sta.-Agnese fuori di mura in das 7. Jahrh. und er kennt in allen unbestrittenen Denkmalen dieser Periode noch die spätrömisch-altchristlichen Formen, nur roher und kunstloser wiedergegeben. — Die 5. Abhandlung betrachtet den Zustand der bildenden Künste von Karl d. G. bis auf Friedrich I. — für Italien die Zeit äußerster Entartung. Die sichern Kunstdenkmale dieser Zeit sind noch seltener als die der vorhergehenden Epochen; man baute fast gar nicht und restaurirte höchstens, nach römischen und ravennatischen Vorbildern, und was sich künstlerischen Ruf erwarb, mußte nach dem Frankenlande auswandern; was aber in Italien für Stiftung Karls d. G. ausge-

geben wird, bewährt sich bei näherer Prüfung (wie die Apostelkirche zu Florenz) gewöhnlich als späterer Zeit angehörend. Diese Abhandlung, der wir in ihren Details hier nicht folgen können, ist für die Kunstgeschichte dieser traurigen Zeit höchst bedeutend und verdient die gründlichste Würdigung. Als Denkmale des tiefsten Verfalls der Malerei in Italien sind die Musive der Kirche Sta.-Francesca Romana auf dem Forum zu Rom einer nähern Prüfung unterworfen; die Pergamentstreifen in der Barberina, mit der Jahrszahl M. XCVII., die unförmlichen Miniaturen in Beda zu Perugia dem 11. Jahrh.; die Malereien in der Kirche St.-Praxedis (der Zeit Paschal I. angehörend) liefern, nach dem Verf., die älteste Darstellung der Jungfrau nach römischer Weise, welche noch besteht. Künstlerisch steht sie noch unter der griechischen. Fiorillo und Cicognara werden großer Unzuverlässigkeit über diese Zeiträume geziehen. — In der 6. Abhandlung, welche das 12. Jahrh. und die Regung des Geistes, nebst den technischen Fortschritten namhafter Künstler, in einer erfreulichern Darstellung umfaßt, wird zunächst nachgewiesen, daß dies eigentlich die Periode des Auflebens besserer Kunstideen in Italien ist, deren weitere Entwickelung nur im 13. Jahrh. erst recht bemerklich wird. „Es scheint Denen, die über die Culturgeschichte der unfruchtbarsten Abschnitte des Mittelalters schreiben, nahe zu liegen", sagt der Verf., „sich selbst und ihre Leser durch bedingende Reden und Vertröstungen auf wirkliche oder eingebildete Fortschritte ein wenig aufzurichten. In dieser Absicht verkündet Fiorillo, mitten im 9. Jahrh., eben da, wo die ersinnlich tiefste Entartung der italienischen Kunstübung eintritt, bemerkliche Fortschritte und gute Hoffnungen, worin er höchst wahrscheinlich seinen Gewährsleuten, beschränkten Localscribenten, unnachdenklich gefolgt ist. Es fehlt ihm an Lust und Gelegenheit, eigne Untersuchungen anzustellen; mir selbst aber ist es während vieljähriger Nachforschungen durchaus nicht gelungen, irgend ein Beispiel des Wiederaufstrebens und Fortschreitens der Kunstübung in Italien aufzufinden, dessen Alter den Anbeginn des 12. Jahrh. überstiege". Der Verf., nun ganz auf historischem Boden, geht die einzelnen Denkmale des 12. Jahrh. durch, beleuchtet und beurtheilt sie und berichtigt ein Heer von falschen Annahmen für diese Zeit der Kunstgeschichte. Um nur Eines zu erwähnen, so wird der Meister Bonus des Vasari, als eine Person mit dem pistojeser Gruamons, welcher sich in der Kirche St.-Andrea zu Pistoja als „Gruamons mag. bon et Adeodatus, frat. ejus" bezeichnet, nachgewiesen und gezeigt, daß der Ausdruck: magister bonus, in dieser Zeit eine ganz herkömmliche Redeform war. Er selbst wird, trotz der Jahreszahl 1270, dem 12. Jahrh. vindicirt. Morrona's Zurückführung der pisanischen Bildnerschule bis ins 12. Jahrh. wird widerlegt als eine Ausgeburt des Localpatriotismus. Nicola von Pisa wird als der Wiedereinführer der Thonmodelle in der Skulptur betrachtet. Bessere Kunstideen waren erwacht, aber an den Handgriffen fehlte es dieser Zeit noch. Spuren einer römischen Malerschule. Die Zuverlässigkeit der Inschrift: Bonizzo. AX PI MXI (anno Chr. 1011) wird bestritten, dagegen der umbrische Maler Alberti, nach der Inschrift in St.-Giov. und Paolo in Spoleto bewährt gefunden, 1187.

(Der Beschluß folgt.)

Das britische Reich in Indien.

1. A further inquiry into the expediency of applying the principles of colonial policy to the government of India etc. By *J. M. Richardson.* 1828.
2. Reflections on the present state of British India. 1829.
3. A view of the present state and future prospects of the free trade and colonization of India. 1829.
4. India, or facts submitted to illustrate the character and condition of the native inhabitants, with suggestions for reforming the present system of government. By *R. Rickards.* 1829.

„Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht"; „Es muß erst recht schlecht werden, ehe es besser wird!" — würde ungefähr Sancho Pansa gesagt haben, wenn er den jetzigen Stand der Sachen im britischen Indien angeblickt hätte.

Je näher der Zeitpunkt heranrückt, wo der ostindischen Handelsgesellschaft die Herrschaft über das ungeheure indische Reich aufgekündigt werden kann und vielleicht aufgekündigt werden wird, desto mehr läßt der Zwang, der bisher die Presse, anbelangend die indischen Angelegenheiten, niederhielt, nach, und desto lauter und freier spricht sich die öffentliche Meinung aus. Aber die öffentlichen Blätter Indiens selbst, wenn sie über die dortigen Beamten reden, äußern sich noch immer nur sehr schüchtern, denn Verbannung und Ruin des Vermögens hangen noch über den Häuptern. Der Wolf, wiewol er noch einen Augenblick zu schlummern scheint, liegt doch inmitten der Heerde. — Die ostindische Compagnie schritt von Eroberungen zu Eroberungen, häufte Königreiche auf Königreiche; aber der Klang der Siegestrompeten war bisher das Einzige, was sie von ihrem Walten vernehmen ließ. Wer fragte nach den unterjochten Millionen; wer bekümmerte sich um sie? Allgemach fängt man aber doch nun an, sich nach dem ungeheuern Reiche, das eine Gesellschaft von Kaufleuten aufgethürmt hat, näher zu erkundigen. Einige ihrer Missethaten fanden von Zeit zu Zeit eine Stimme im entfernten England, bis sich zuletzt ein voller Lichtstrom über diese Gegenstände ergossen hat. Dank vorzüglich den Verfassern der obengenannten Schriften! Auch Buckingham's „Oriental Herald" soll nicht vergessen werden. Besonders die Betrachtung, daß das Wohl und Weh der Völker, mögen sie von einander noch so weit entfernt sein, in gegenseitiger Wechselwirkung steht, vornehmlich aber dann, wenn zwischen Völkern eine so innige Verbindung stattfindet wie zwischen Briten und Hindus, hat die ostindische Frage endlich zu sorgsamerer und ernstlicherer Erörterung gebracht. Einige thätige und geschickte Köpfe, aufgereizt wol noch durch Verfolgung, haben den Schleier, unter dem man Ostindien vor den prüfenden Augen zu verstecken suchte, merklich gelüpft. Und da der Wunsch für die Verbesserung des Schicksals der Hindus sich mit dem Wunsche größerer Vortheile für England selbst hier innigst vereinigen kann, so gewinnen jene Aufklärungen siegreiche Kraft.

Ueber die frühere Geschichte Ostindiens gibt uns Mill die beste Nachricht. Wir übergehen sie als bekannt und richten den Blick auf den gegenwärtigen Zustand.

Mehre haben Gefahren für den Fortbestand des britischen Reichs von der Seite Rußlands her, bei dessen Vordringen im Orient, gefürchtet. Andern aber ist vor diesem Nachbar nicht bange. Man hält sich schon durch die Unwirthbarkeit der dazwischen liegenden Lande für gesichert. Auch fehle

es, meint man, Rußland an eignen Geldquellen. Diese müsse es, bei kostbaren Unternehmungen, erst in fremden Banken aufsuchen. Und was die Menschenzahl in Rußland betreffe, so sei diese nur anscheinend furchtbar, da sie dünn über eine unermeßliche Fläche ausgestreut sei. Eins aber lasse sich von Rußland, sofern man es als erobernden Staat betrachte, zum Vortheil insbesondere Indiens lernen; und das sei dieses: Rußland strebe, durch Colonisten, die es von allen Seiten her einlade und mit gleichen Vorrechten wie die eignen Landeskinder begabe, unter den neuerworbenen Unterthanen die Civilisation zu befördern. Hierdurch eröffne es unversiegbare und unschätzbare Quellen des Segens.

Auch abseiten der indischen Eingeborenen sei für den Fortbesitz der Herrschaft nichts zu fürchten. Das Volk befinde sich unter der britischen Regierung, wie fehlerhaft sie auch sein möge, immer doch weit besser als früherhin unter den mohammedanischen und hindusschen Fürsten. An gefährliche Empörungen sei bei der Einrichtung und Beschaffenheit der britischen Macht in Indien und bei der duldsamen Gemüthsart der Hindus wol nicht zu denken.

Aber (und das ist das Hauptthema der obengenannten Schriften) sehr zu beachten ist jetzo der immer lauter und stärker hervortretende Wunsch nach Verbesserung, der nicht von den verdumpften Hindus, sondern von den Briten selbst, die in Indien leben, ausgeht, und der deshalb, weil ihre Vortheile und ihre Gefühle britische sind, desto mehr berücksichtigt zu werden verlangt und verdient. Es kommt noch hinzu, daß allgemach auch die Klügern und Gebildetern unter den Hindus selbst mit jenen britischen Reformatoren stärker sympathisiren, wie man dieses aus manchen Gesuchen um Verbesserung, wo in den Unterschriften europäische und asiatische Namen verschmolzen erscheinen, deutlich ersieht. Sie deuten ein gemeinsames Ziel, eine gemeinsame Einsicht und eine zunehmende brüderliche Gesinnung an.

Wenn wir nun die Herrin des ungeheuern Reichs betrachten: — wer ist sie? Doch eigentlich Niemand als eine Gesellschaft kaufmännischer Abenteurer, die im Orient Handel (oder eigentlich Alleinhandel) treiben. Aber was soll man dazu sagen, daß sie selbst diesen ihren Hauptzweck so schlecht erfüllt haben, daß man sie eben in den Zeiten, wo ihr Glück scheinbar den Gipfel erreicht hat, mit Schulden bedeckt sieht, und sie sich nur durch Erpressungen, zum Schaden der Hindus, und durch Monopole, zum größten Schaden Englands selbst, annoch kümmerlich aufrechterhalten können? England ist dem Adler zu vergleichen, der durch einen Pfeil, den er aus seinem eignen Fittig befiedert, verwundet wird. Was läßt sich darwider sagen, wenn man unter solchen Umständen jener erblichen Körperschaft nun auch förmlich den Todtenschein ausstellt? — Da man die ostindische Compagnie also nicht wol „als Kaufleute" betrachten kann, so muß man sie vielmehr als „eine Rotte kriegrischer Abenteurer, die im Orient auf Eroberungen ausgehen", betrachten, denn von ihren Handelsgeschäften ist, wie oben erwähnt, wenig zu sagen, Rühmliches aber noch weniger. Eine schlechtere Handelsgesellschaft, anbelangend Thätigkeit, Haushaltung, Einsicht, hat es gewiß nimmer gegeben; weder sind die alten Handelswege verbessert worden, noch neue eröffnet. Die Bewegungen des trägen Körpers gehen langsam, nachlässig und nur mit großem Kostenaufwand vonstatten. Mit örtlicher Handelskenntniß ist es unsäglich schlecht bestellt. Gegen freie Nebenbuhler im Handel das Feld zu behaupten, fehlt es schlechterdings an Fähigkeit (s. Grenville's berühmte Rede im Jahre 1813). Die ostindische Compagnie wird nie genügend darthun können, daß ihr Handel auch nur für sie selbst vortheilhaft sei, geschweige denn für Andere. Die 30 Mill. Pf. St. Schulden, die auf der Compagnie und dem armen Volke Indiens lasten, sind der klare Beweis des Handelsdeficits (s. oben Rickard's „India etc."). Da aber die Einkünfte vom Lande vollkommen hinreichen, die Kosten der Verwaltung zu decken, so müßte die ostindische Compagnie bei guter Haushaltung schlechterdings einen bedeutenden Ueberschuß zurücklegen können.

Gesetzt aber (doch nicht zugegeben) den Fall, die ostindische Compagnie könnte wirklich darthun, daß ihr Handel ihr vortheilhaft sei, so müßte sie doch nun auch ferner darthun, daß Andere nicht mehr darunter leiden, als sie dadurch gewinnt. Den Beweis wird sie nie führen können. Es ist klar, daß der indische Handel, der jetzt in jener einen Hand keinen Vortheil bringt, sehr vortheilhaft werden wird, wenn er durch mehre, freie Hände wird getrieben werden. Die Beweise liefern die obengenannte Schrift: „A view etc." (wahrscheinlich vom berühmten Crawfurd), und die parlamentarischen Erörterungen vom J. 1828. Nur ein Beispiel! Nach dem J. 1818, wo wenigstens einiger Handel nach Indien und China freigegeben wurde, stiegen die Exporte fast um die Hälfte. Auch von der unbeschreiblichen Leichtigkeit, womit die Erzeugnisse Indiens, zur Ausfuhr nach England, vermehrt und verbessert werden könnten, handelt die obige Schrift: „A view etc." ausführlich und überzeugend.*) So lange es aber den Producenten an Kenntniß, an Geld, an Schutz, an Forthülfe fehlt, ist keine Verbesserung zu hoffen. Wo es an jenen Erfodernissen nur einmal nicht gänzlich gefehlt hat — welch schnelles, üppiges Erblühen! Der unbegünstigte Indigobau lieferte 80,000 Pf., der begünstigte liefert nun schon 12 Mill. Pf.; die vernachlässigte Baumwollencultur gab nahe an 3 Mill. Pf., die sorgsamer gepflegte gibt jetzt schon 82½ Mill. Pf. Von indischem Zucker wurden 1814 nach England ausgeführt 5 Mill. Pf., seit 1828 aber 58 Mill. Pf. Und dennoch leidet dieser Artikel noch immer am meisten durch die Armuth des indischen Volkes und den Mangel an Maschinen. Brächte man diese armen Schelme nur etwas empor, so könnten sie die ganze Welt mit Zucker versorgen. Dasselbe gilt vom Taback, den Boden und Klima Ostindiens so sehr begünstigen. Aber davon ist 1828 auch nicht ein Pfund ausgeführt worden! Dasselbe gilt vom Kaffee und sogar vom Pfeffer, diesem ehedem blühendsten Handelszweige. Und so wirthschaften Kaufleute?

Welch ein verbrecherisches und verderbliches Bestreben jener Kaufmannsgilde, eine Scheidewand zwischen dem eignen Mutterlande, dem britischen, und Ostindien aufzubauen; dem Osten die Wohlthaten der Civilisation des Westen vorzuenthalten, und dem Westen die Zurückwirkung der Glücksgüter des Orients abzuschneiden; und dieses hauptsächlich dadurch bewirken zu wollen, daß man sich der Colonisation Ostindiens widersetzt! Alles Böse, das gethan, und alles Gute, das verhindert worden ist, hat seinen Ursprung darin, daß jene Kaufmannsgilde es ihren englischen Brüdern nicht verstattete, in Indien eigne Hütten zu erbauen, eigne Pflanzungen anzulegen und unter des eignen Baumes Schatten zu sitzen.

Es ist unbegreiflich, wie die ostindische Compagnie sich irgend etwas mehr als die reinen Einkünfte des Bodens, der erobert worden, hat zueignen können. Sie ist der allgemeine Gutsherr; aber ein Gutsherr mit bewaffneten Agenten, und dabei ein gedankenloser Verschwender, der seine Untersassen nur aufs kärglichste nährt und kleidet. Auch wohnt dieser Gutsherr nicht auf seinen Gütern selbst, sondern bekanntlich größtentheils weit ab von da, zu London, in der City.

(Der Beschluß folgt.)

*) Von dieser ausgezeichneten Schrift erscheint binnen Kurzem eine deutsche Uebersetzung in Commission der Verlagshandlung d. Bl., unter dem Titel: „Ansicht von dem gegenwärtigen Zustande und den künftigen Aussichten des freien Handels und der freien Colonisirung. (Von John Crawfurd.) Nach der zweiten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von H. Fick". D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1830.

Italienische Forschungen, von C. F. v. Rumohr. Erster und zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 57.)

Der 7. Aufsatz verbreitet sich über das 13. Jahrh. Aufschwung des Geistes in der italienischen Kunst, rascher Fortschritt in Vortheilen der Darstellung, und der Einfluß der Byzantiner auf die Entwickelung der italienischen Malerei sind die Gegenstände dieser Abhandlung. Vasari, zuverlässig in Dingen seiner Zeit, ist der Quell der Irrungen und Misverständnisse, welche über diese Periode herrschen. Nach ihm war vor Cimabue der Gebrauch, Bilder zu machen, bis auf die letzte Spur erloschen, und dieser, von griechischen Meistern nothdürftig angelernt, wird gleichsam als Erfinder der modernen Malerei genannt. Die Irrigkeit dieser Ansicht ist seit langer Zeit bekannt; allein der Verf. belegt sie mit so neuen und triftigen Gegenbeweisen, daß dieser Aufsatz nicht gründlich genug gewürdigt werden kann. Das Wahrscheinlichste ist, daß Vasari es selbst mit dieser Behauptung nicht strenge gemeint habe; nur waren die rohen Arbeiten des Mittelalters ihm zu verächtlich, um ihm für Kunstwerke in seinem Wortverstande gelten zu können. Der Einfluß der Byzantiner führt zu einer genauern Würdigung der byzantinischen Kunst dieser Zeit, die, so viel wir wissen, noch nirgends so gründlich beleuchtet worden ist, wie hier, von S. 293 ab, geschieht; dies Feld ist völlig neu, und die Feststellungen des Verf., wie sie aus seinen fleißigen Forschungen hervorgehen, sind für jeden Freund der Kunstgeschichte wahrhaft unschätzbar. Wir können ihm in seinen einzelnen Untersuchungen nicht folgen; allein seine Kriterien des byzantinischen Styls und die Feststellung des Unterscheidenden zwischen diesem und den Stylarten Italiens in dieser dunkeln Zeit scheinen uns den probehaltigsten Beweis von dem Scharfsinne und dem echten Forschergeiste des Verf. zu liefern. Wir halten diesen Theil seiner Arbeiten für den befriedigendsten und dankenswerthesten. Hiermit schließt der 1. Theil dieses Werkes.

Die 8. Abhandlung, oder die 1. des 2. Theiles verbreitet sich über das Leben und die Kunstleistungen der Stifter der Schulen von Siena und Florenz, Duccio di Buoninsegna und Cimabue, mit einer Detailforschung, die für ein Muster in Arbeiten dieser Art gelten kann. Die Unzuverlässigkeit Vasari's in seinen Lebensschilderungen der ältesten Maler ist bekannt, allein hier wird die völlige Willkürlichkeit, ja, die entschieden romanhafte Erfindung und Behandlung, welcher Vasari bei dieser Arbeit folgte, bis zur Gewißheit anschaulich gemacht und die Kunst- und Künstlergeschichte von 1250 bis zum J. 1300 so durchaus reformirt, daß eigentlich eine völlig neue Geschichte dieser Periode daraus hervorgeht. Das Aufstreben der Kunst von der Mitte des 13. Jahrh. an war im Allgemeinen, dem Verf. zufolge, nicht, wie Vasari es dargestellt, das Werk eines oder einzelner Künstler, sondern das Product der Steigerung längst schon wirksamer Kräfte und des Wiedererwachens vorhandener, nur schlummernder Begriffe und Kunstvorstellungen. Die Skulptur (überall die ältere und frühere Kunstübung) war vorausgegangen, und die Malerei folgte nur nach. Und nicht blos der Zufall leitete die edlern Bestrebungen jener ältesten Maler; in den Werken Duccio's und Cimabue's wird es klar, daß sie mit vollem Bewußtsein darauf ausgegangen sind, in den Charakteren mehr sittliche Würde, in Geberden und Haltung mehr Ernst und Feierlichkeit auszudrücken, als den byzantinischen Meistern vorschwebte, und das von diesen Ueberkommene wo möglich in eignem Geiste zu verjüngen. Die mechanische Nachbildung christlicher antiker Formen ward bei ihnen zur bewußten Schöpfung; sie hielten diese Formen mit der Natur zusammen, milderten das Grelle darin und belebten das Starre und Leblose. Die Hauptaufgabe dieses Aufsatzes ist die Berichtigung des wahren Verhältnisses zwischen der sienesischen und der florentinischen Schule, und diese Aufgabe wird trefflich erfüllt. Nebenher werden die irrigen Anführungen Vasari's im Leben Duccio's (wobei er sich übrigens ziemlich streng an Ghiberti hielt) und Cimabue's (das er dagegen völlig romanisirte) aus Archiven und kirchlichen Rechnungslegungen berichtigt. Im Ganzen genommen ist, nach dem Verf., Cimabue und mit ihm die florentinische Schule zu sehr auf Unkosten Duccio's und der Sieneser erhoben worden, und er vindicirt für die letztere das höhere Alter zugleich mit dem größern Kunstverdienst. Während in Florenz die Kunst noch tief schlummerte, walten in Siena ein älterer Guido, um 1221, Piero, Buonamico, Para-

buoi, Duccio, ein zweiter Guido, Vigoroso, Morsello Cili, Castellin Pieri, Guernieri, Guido Gratiani, Dietisalvi. Für die Florentiner Fidanza, Andrea Tafi u. A. wird kaum ein gleich hohes Alter, gewiß kein gleiches Verdienst geltendzumachen sein. Nach diesen vorbereitenden Untersuchungen werden die einzelnen beglaubten und unbeglaubten Werke des Duccio und Cimabue durchgegangen und kritisch beleuchtet, Verdienst und Unverdienst gesondert und jedem sein Maß davon zugetheilt. Im Allgemeinen ist der Scharfsinn, die Kritik und der Geschmack des Verf. hierbei des höchsten Lobes würdig; nur scheint er uns doch zuweilen aus kleinen Umständen allzu bedeutende Folgerungen herzuleiten und allzu geneigt, auf zweifelhafte Beobachtungen sichere Schlüsse zu gründen. Es ist ungemein schwer, aus so vereinzelten Kunstleistungen, die ebenso gut der erste Versuch als das letzte Meisterstück eines Künstlers sein können, einen Schluß auf sein ganzes Kunststreben hin zu wagen, und fast unvermeidlich, im Lob und Tadel, so bald beide allgemein werden sollen, zu irren. Wo der Verf. bei dem Einzelnen, eben Vorliegenden stehen bleibt, gewinnt er jedoch unser unbedingtes Vertrauen. — Der 9. Aufsatz behandelt Giotto und seine Kunstleistungen. Giotto verdankte, nach dem Verf., dem aufblühenden toscanischen Schriftwesen mehr noch als seinen Neuerungen in der Kunst seinen allverbreiteten Ruhm. Beobachtung der Natur und Weiterförderung des Technischen bilden, nach ihm, sein Hauptverdienst; seine Lebensgeschichte erhält einige wesentliche Berichtigungen, sowie denn auch eine noch ungedruckte Canzone von ihm aus Cod. 47 der Bibl. Gaddiana (Fol. 37) mitgetheilt wird. Ganz den bisherigen Vorstellungen von Giotto entgegen, wird Kälte des Verstandes und Nüchternheit des Bewußtseins als der wesentlichste Zug seines moralischen und künstlerischen Charakters durchgeführt und ihm die Begeisterung abgesprochen, ohne welche das Große und Würdige nicht zu erfassen ist. Wir glauben in diesem Aufsatze viel Widerspruchsgeist wahrzunehmen und vermissen hier einigermaßen die Unbefangenheit und Freiheit des Urtheils, die wir bei dem Verf. bisher anerkennen zu müssen glaubten. Zweifel und Widerspruch führen zur Wahrheit; allein Parteilichkeit verwirrt diese, und der Verf. scheint uns hier unwissentlich für die Sieneser bestochen. — Der 10. Aufsatz behandelt die bessern Maler des 14. Jahrh. — „zur Mehrung und Berichtigung ihrer Geschichte", wie es in der Ueberschrift heißt. Taddeo Gaddi, Giottino, Giov. da Melano, Simon Martino, Lippo Memmo, die beiden Lorenzetti, Barna, Florentiner und Sieneser, finden hier ihre Würdigung in dem eben bezeichneten Sinne, und neue Documente und Aktenstücke zu ihrem Leben werden beigebracht. — Nr. 11 enthält eine urkundliche Erörterung: Weshalb man den neuen Dom in Siena unvollendet gelassen und den alten ausgeschmückt hat, nebst Beiträgen zur Geschichte der italienischen Bauhütten im 13. und 14. Jahrh. — Nr. 12 berichtigt einige Dunkelheiten und Verwechselungen in der Kunstgeschichte des 14. und 15. Jahrh. und gibt höchst schätzbare Nachrichten über Alberto di Arnoldo, Piero Chelini, Lorenzo da Viterbo, Bern. Rossellini, Urban da Cortona und Antonio di Federigo. — Nr. 13 enthält den neuen Entwurf einer Geschichte der umbrisch-toscanischen Kunstschulen für das 15. Jahrh. Hier werden theils eine Menge noch ganz unbekannter Meister, wie Masolin di Panicale u. A., der Kunstgeschichte einverleibt, theils der sogenannten altrömischen Schule eine Anzahl von Künstlern entzogen, um diese umbrisch-toscanische Schule herzustellen. Dies Verdienst wäre gering, wenn diese Arbeit nicht durch eine Menge von Detailberichtigungen, besonders über Benozzo Gozzoli, Taddeo Bartolo, Fra Filippo, Andrea Verocchio, Luca Signorelli u. A. wichtig würde. Auch über Nic. Alunno und seine Schüler, l'Ingegno und Bern. Pinturicchio, über Lionardo, wie der Verf. schreibt, und selbst über die erste Kunstthätigkeit des jungen Rafael sind wir hier auf neue Thatsachen und Feststellungen gestoßen, deren Erörterung uns leider der Raum dieser Blätter verbietet. — Nr. 14. Der Schlußaufsatz des 2. Theiles verbreitet sich über die unumgängliche Vielseitigkeit in den Beziehungen, die Hindernisse der freien Entwickelung und die Ursachen des vorzeitigen Verfalls der neuern Kunst: ein reiches Thema, bei dessen Erörterung der Verf. besonders glücklich die Abwege und Verirrungen aufdeckt, zu denen die künstlerische Begeisterung, die Ueberschätzung des Uebersinnlichen, der Idee, und die Geringachtung des Materiellen und Sinnlichen von Seiten des Künstlers verleitet. Dieser Aufsatz ist jedem Jünger der Kunst nicht angelegentlich genug zu empfehlen; er umfaßt in einem warnenden und belehrenden Bilde die Resultate langjährigen Nachdenkens über das Wesen der Kunst und gründlicher, wir können wol sagen, unermüdlicher Forschungen in ihren Erzeugnissen, und diese treffliche Abhandlung allein würde genügen, den hohen und wahrhaft verdienstvollen Standpunkt anzuzeigen, den der Verf. als Kunstkritiker unter uns einnimmt, hätten auch alle seine vorhergehenden Arbeiten diesen nicht schon deutlich uns gezeichnet.

Hiermit aber schließen wir die Anzeige von einem Werke, das in dem vielbetretenen Felde der Kunstgeschichte Italiens auf ein hervorstechendes Verdienst gerechten Anspruch macht.

25.

Das britische Reich in Indien.

(Beschluß aus Nr. 57.)

Man muß — das ist vorerst die Hauptsache — versuchen, durch die chinesische Mauer, womit jene Kaufleute ihr Reich umbaut haben, einen Eingang zu finden, damit Diejenigen, welche daselbst Handels- und Landbaukenntnisse einführen können, Gelegenheit dazu erhalten. Es muß ein Canal nach Indien hinein eröffnet werden, durch welchen dann der Strom der Thätigkeit und des Reichthums freien Einfluß erhält. Die Zeit, wo man Forschungen zu hemmen und die öffentliche Meinung abzuwehren und zu ersticken sich erkühnen durfte, sie ist vorüber, und Hemmung und Widerstand reizen nur desto mehr zur Untersuchung und zum Angriff.

Ueber die Art, wie Colonisten Ländereien in Indien erhalten und besitzen sollen, redet Rickards im 3. Cap. der 1. Abth. seines Buches. Wie die jetzigen Besitzer ihre Ländereien innehaben, kann es nicht bleiben; denn eine gänzliche Verarmung ist davon die vor Augen liegende Folge. Das britische Indien ist mit Schwärmen zahlloser Bettler bedeckt. Wenn etwa einmal ein reicher Hindu bei feierlichen Gelegenheiten eine Spende hält, strömen gewöhnlich 15—20,000 jener Elenden von allen Seiten her zusammen (s. „Reflections etc.“). Kein Brite kann jetzt ein dauerndes Interesse an der Wohlfahrt Indiens nehmen, denn er selbst ist dort nur ein Fremder, nur ein Gast, der eiligst Reichthümer zusammenrafft, die aber dort nicht wieder ausgesäet werden, um hundertfältige Frucht zu bringen, sondern die 1000 Meilen weit ab, ins britische Vaterland entführt werden. Alle gegen die Colonisation der Briten in Ostindien vorgebrachten Gründe verdienen kaum eine Widerlegung (s. „Reflections etc.“). Man sehe nur die Landschaften Tirhoot und Purneah, die am meisten von Europäern bevölkert sind, an. Es sind die betriebsamsten und glücklichsten in Indien. Ihr sagt: „Die Hindus sind noch zu faul, weichlich, schlecht!“ Aber gerade die Colonisation wird dazu dienen, daß alles Schlechte hinfort gut werde. Laßt doch nur erst einmal britische Gesetzgebung walten, behandelt den Indier als einen wahren britischen Unterthan, beraubt ihn der Wohlthaten nicht, deren der britische Unterthan sich erfreut, und ihr werdet bald eine wunderbare Verwandelung erblicken. — Selbst die Einkünfte der Compagnie werden bedeutend vermehrt werden, wenn britische Eigenthümer für ihre Niederlassungen bezahlen, die Grundsteuer erlegen, öffentliche Verbesserungen befördern und bei tausend Gelegenheiten nützliche Werkzeuge werden, die öffentliche Sittlichkeit vorwärts zu bringen. Sie werden die Centralquelle werden, woraus dann nach allen Seiten sich die Ströme der Verbesserung ergießen, ja, auch der Kern der Vertheidigung gegen auswärtige Feinde, sicherer und wirksamer gewiß als alle Söldlinge. Aber, die Kaufmannsgilde fürchtet sich vor diesen Colonisten. Sie erblickt in ihnen gefährliche und unbezähmbare Nebenbuhler auf den östlichen und westlichen Märkten. Welcher Schutz dann auch für die hülf- und hoffnungslosen Eingeborenen, wenn britische Ansiedler unter ihnen wohnten, welche die Erpressungen der Einnehmer, die Ungerechtigkeiten der Obrigkeiten, die Gewaltthaten der Kriegsleute, die Tyrannei der Polizeibeamten nicht dulden würden! Alles, was von der indischen Regierung geschieht, würde dann vor das Tribunal der öffentlichen Meinung in England gebracht werden. Eine schlechte Regierung aber will Stille um sich her haben; das nennt sie Sicherheit. Was könnte denn eine gute Regierung davon fürchten, wenn sich die Vortheile mehrer einsichtsvollen Menschen mit denen eines ganzen Volkes vereinigten; wenn die Scheidewand zwischen Hindus und Europäern niedergebrochen würde, und die Letztern mitten unter den Erstern wohnten, verschmolzen mit ihnen zu einem Volk? Die glücklichen Folgen einer solchen Verschmelzung kann man ja schon da, wo sie geschehen ist, mit Augen sehen, z. B. in Calcutta selbst. Und wächst nicht, was doch die ostindische Compagnie nun einmal gar nicht verhindern kann, ohnedies die Zahl der Menschen, welche von europäischen Vätern und indischen Müttern abstammen, tagtäglich und bildet schon jetzt ein starkes Band, das die Eroberer und die Eroberten zum größten Vortheile Beider zusammenhält? Aber freilich, wenn man die Eingeborenen und diese Mischlinge von allen wichtigen Aemtern und von aller Theilnahme an der Gewalt ausschließt, sie aber doch nicht nur an Zahl, sondern auch an Kenntnissen und an inniger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zunehmen, wird es da gleichgültig sein können, ob sie in Freundschaft oder in Feindschaft gegen das öffentliche Wesen aufwachsen?

Nächstdem vergesse man doch ja nicht, den Blick auf das Heer zu werfen, wo unter 300,000 sich nur 30,000 Europäer befinden, und wo jene 270,000 Nichteuropäer es nicht weiter bringen können als höchstens bis zum Fähndrich. Ist das ein Zustand der Dinge, wo der Ehrgeiz befriedigt und die Unzufriedenheit (von der neuerdings so oft die Rede ist) beschwichtigt wird?

Die Einkünfte des britischen Indiens berechnet man auf 22,782,350 Pf. St. Davon kommen 16½ Mill. Pf. auf die Grundsteuer, und 3½ Mill. auf das Salz- und Opiummonopol. Jene ungeheure Grundsteuer erdrückt alle landwirthschaftlichen Verbesserungen im Keime; diese letztere Steuer ist sowol für den Handel als die Sitten verderblich. Die Grundsteuer, von den mohammedanischen Eroberern mit Schwert und Feuer eingeführt, wurde aber doch im Lande verzehrt und verwandt; jetzt wird sie aus dem Lande verschleppt.

Wie sich der Werth der Erzeugnisse in England zu denen in Indien verhält, geht schon daraus hervor, daß in England 30 Mill. Acres, die bebaut werden, 50 Mill. eintragen, in Indien aber höchstens 3½ Mill. In England, wo sich nur 4 Mill. Ackerbauer zählen lassen, kommen im Allgemeinen auf jeden 25 Pf. 5 Sch. Gewinn; in Indien, wo sich 24 Mill. vom Ackerbau nähren, auf jeden Einzelnen aber nur 1 Pf. 6 Sch.

Die Erhebungskosten der Steuern sind in Indien ungeheuer und vermehren deshalb die Lasten, von denen die armen Hindus niedergedrückt werden. So betragen die Erhebungskosten bei der Salzsteuer 30 Proc.

Zu den beklagenswerthesten Uebeln gehört der Zustand der Rechtspflege. Ein Gesetzbuch und eine vereinfachte Prozeßordnung sind die dringendsten Bedürfnisse. Verzögerungen, ja oft Verweigerung der Justiz, unerschwingliche Gerichtskosten, grenzenlose Plackereien bilden jetzt die Grundstoffe der indischen Justizpflege.

Und was soll man von der Vernachlässigung der Volkserziehung sagen? 10,000 Pf. St. sind seit 1813 dafür ausgesetzt. Wenn man diese Summe unter die Bevölkerung Indiens vertheilt, so haben 20 Individuen sich zu theilen in — 1 Pfennig. Jene Schacherer, welche meinen, die Grundsäule der britischen Herrschaft über Indien stütze sich auf die fortwährende Rohheit der Eingeborenen, schreien immerdar: „Dieses Volk ist noch nicht reif zur Verbesserung, weil es so tief gesunken ist!“ Und dann wieder: „Sie sind so tief gesunken, weil sie noch nicht reif zur Verbesserung sind!“ Welche Schande für England, daß in einem seit so langer Zeit von ihm beherrschten Lande noch immer die teuflischsten Gebräuche fortdauern, ja blühen, ja eine Quelle von Einkünften für christliche Briten abgeben! Und hat man nicht selbst aus John Malcolm's (dieser berühmten Windfahne) Munde den schändlichen Wunsch gehört: daß es der christlichen Geistlichkeit verboten werden möchte, die Hindus zum Christenthume zu bekehren?

Ob Indien künftig unter der ostindischen Compagnie oder unter der britischen Regierung stehen solle, ist eine untergeordnete Betrachtung. Aber daß es anders als bisher müsse in Zukunft regiert werden, das fodert die öffentliche Meinung, und das wird sie auch durchsetzen. Was der Fluch Indiens ist, kann nicht der Segen Britanniens sein. Entweder den Handel oder aber das Zepter muß die ostindische Compagnie fahren lassen. Sie kann nicht zugleich ein Schmu machender Kaufmann und ein tugendhafter Regent sein. Die öffentliche Meinung ist nun einmal auf den Kampfplatz getreten und wird jene despotisirenden und monopolisirenden Kaufleute gewiß aus dem Felde schlagen, und dann wird sich der Zustand der unglücklichen Ostindier verbessern. Schon jetzt dämmern einzelne Hoffnungssterne auf. Will. Bentink, der Generalgouverneur Indiens, hat neuerdings den Europäern verstattet, zum Bau des Kaffee, Indigo und anderer landwirthschaftlichen Gegenstände Land besitzen zu dürfen, hat auch unter dem 23. Februar 1829 in einer öffentlichen An-

zeige erklärt, daß Verbesserungen, besonders auch hinsichtlich der Erziehung und des Unterrichts, und Abstellung mancher Fehler stattfinden, daß die allgemeine Wohlfahrt befördert werden und es jedem Sachkundigen freistehen solle, seine Vorschläge dem Secretariat kundzuthun. Noch nie sind Indien so helle Aussichten aufgegangen wie jetzt. 6.

Selitha. Jahrbuch christlicher Andacht für religiös gebildete Frauen und Töchter. Herausgegeben im Vereine mit mehren Gelehrten Deutschlands von G. Friederich. Mit 8 Kupfern. Stuttgart, Expedition des Werkes: „Unsere Zeit". 1830. 16. 1 Thlr. 20 Gr. *)

Das Gute bleibt zwar unter allen Verhältnissen und Bedingungen gut; allein, von diesen getragen und gehoben, findet es, wo nicht höhern Glanz, doch richtigere Anerkennung. So auch hier. Die Lieder und Betrachtungen, die das Jahrbuch enthält, würden immer Würdigung erfahren haben, doch vielleicht nicht in dem Maße, wenn die Richtung der Zeit nicht es erschwerte, in religiösen Gegenständen unbefangen sich zu äußern, mit echter Frömmigkeit, ohne Polemik und Tändelei zu erbauen und erweckliche Gedanken zu erregen. Es läßt sich dem Büchlein mit voller Ueberzeugung nachrühmen, daß kein Beitrag durch kalte Moral den Christen abstößt, süßliches Wortgespiel, Verdumpfung des Geistes, Ueber- und Unglauben nährt, sich in gelehrte Untersuchungen verirrt, oder auf sonst eine Weise dem Zweck des Ganzen entgegen ist. Nicht alle Abhandlungen können gleich an Gehalt sein — sind es doch auch die Geistesfähigkeiten der Leserinnen nicht —; genug, daß keine darunter verwerflich ist, keine mit dem Gefühl Misbrauch treibt, zu gefährlichen Abirrungen des Verstandes verlockt; vielmehr dürften auch die unwichtigern noch zur Andacht erwecken.

Der Inhalt besteht aus Betrachtungen, Erweckungen und Gebeten nach den Jahres- und Tageszeiten, bei christlichen Festen, besondern Zuständen des Lebens und im Allgemeinen. Möller trifft die kindlich fromme Einfalt des Kirchenliedes am innigsten und ist mit Gellert, aber von geläuterterm Geschmack, zu vergleichen.

Die Dichtungen von J. F. B., dem Grafen Ernst von Benzel-Sternau und Prof. Gustav Schwab, besonders die „Am Morgen des Pfingstfestes", sind schwungvoller als die meisten übrigen. „Das Gebet des Herrn" von Neuffer ist edel und mit wahrer Gottesverehrung erklärt, aber zu wortreich, sowie die „Erweckungen und Gebete" an den Wochentagen, von Wiesner, wahrscheinlich durch eine prosaische Einkleidung gewonnen hätten; die Verse holpern nicht, noch haben sie sonst ein Gebrechen der Metrik, aber für die gebundene Rede gibt es keinen eigentlichen Grund als den der Willkür, hier ein unzulänglicher.

Von den Betrachtungen und Gebeten in Prosa möchten die von Hagenbach, dem Herausgeber, und Gittermann an Gehalt den übrigen voranstehen, besonders in dem „Opfer des weiblichen Herzens in verschiedenen Stufenjahren des Lebens". Mit ebenso viel Klarheit als Zartheit haben die Verf. sich in die weibliche Seele gedacht, nicht nur in den Gebeten, sondern auch in der Betrachtung, und da Alles gesagt, was Trost und Erhebung gewähren, den Glauben stärken kann. Vor allen ist die Betrachtung über „Die betagte fromme Jungfrau" ein Muster, recht gemacht, ein gekränktes Gemüth aufzurichten, das herzloser, übermüthiger Spott verletzte. Die Betrachtungen, die Gebete der Confirmandinnen, am Krankenbette sind dem Gegenstande angemessen, erstere überaus erwecklich für einen jugendlichen Sinn, und im Einzelnen wie im Ganzen das Gute so vorherrschend, daß zu wünschen wäre, es möchte bei jeglichem Dinge auf Erden dasselbe Verhältniß stattfinden und die markige Frucht auch immer in so zierlichem Gefäße gereicht werden, wie es hier durch den Verleger geschah. 34.

*) Vgl. Nr. 10 d. Bl. f. 1830. D. Red.

Mastino II. della Scala. Ein Beitrag zur Geschichte der oberitalienischen Staaten im Mittelalter. Von Daniel Leßmann. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die politische Zerrissenheit, welcher Italien im 14. Jahrhundert preisgegeben war, bot dem Unternehmungsgeiste, dem Muthe und der überlegenen Geisteskraft Einzelner so lockende Gelegenheit, sich geltendzumachen, daß Fremde und Einheimische sie begierig benutzten, daß ehrgeizige Männer sich zu Gewalthabern einer oder mehrer Städte aufwarfen, und deutsche Condottieren an der Spitze großer Waffengesellschaften Befriedigung der Kriegslust, Sold und Beute in Italien suchten. Unter den Familien, welche in damaliger Zeit oder kurz vorher sich zu fürstlicher Herrschaft emporschwangen, nimmt nicht die letzte Stelle die Familie der Scala ein; und Mastino II., der merkwürdigste Mann, welchen sie hervorgebracht, verdient in der That eine besondere Darstellung. Der Verfasser der uns vorliegenden Biographie Mastino's hat, wie er sich in der Vorrede zu seinen „Cisalpinischen Blättern" ausdrückt, während eines dreijährigen Aufenthalts im nördlichen Italien sich größtentheils auf Bibliotheken umhergetrieben, sich an längstverstorbene Historiker gehängt und seine kostbarsten Stunden an die Geschichte der oberitalienischen Staaten im Mittelalter verschwendet. Indem er dieser Aeußerung das Versprechen hinzufügte: die Resultate dieser Studien dem Publicum in einem geschichtlichen Werke vorzulegen, so glaubten wir zunächst, eine Probe, einen einzelnen Abschnitt eines solchen Werks in dieser Lebensbeschreibung zu erhalten; allein dieser Meinung widerspricht der Verfasser sogleich im Vorwort durch die Erklärung, daß die Lesewelt überhaupt es war, welche er bei Zusammenstellung dieser Biographie vor Augen hatte; danach, wünscht er, möge sie beurtheilt werden, nicht aber möge sie einen Zuvorschluß auf die künftige Arbeit veranlassen. Bei einem solchen Maßstabe kann das Urtheil über seine Schrift nur günstig ausfallen; als gewandter, geistreicher und witziger Erzähler ist Hr. Leßmann bekannt, nicht allein als solchen bewährt er sich hier, sondern er zeigt auch sein Talent, vergangene Zeiten aufzufassen und, hier jedoch bisweilen mit Hülfe einer ergänzenden Phantasie, im anschaulichen Bilde zu vergegenwärtigen. Es ist nicht zu leugnen, daß er mit seinem Buche der Lesewelt eine gehaltvolle, geistreiche Gabe darbietet, jedoch können wir nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß er auch bald die angeregten Erwartungen der gelehrten Welt befriedigen möge. 23.

Literarische Curiosität.

Soeben ist in Paris ein Prospect von folgendem Werke erschienen: „Système de la nature, physique et spirituelle, ou analyse d'un ouvrage qui manque encore au genre humain, et que doit publier F. G. Sieber". Es wird dabei weder das Format, noch die Bändezahl, noch die Zeit der Herausgabe u. s. w. angegeben; unter dem Prospect steht blos: „Franz Wilhelm Sieber, ehemaliges Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften Europas, der größte Narr der Welt, das Thier der Offenbarung Johannis". 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 59. —— 28. Februar 1830.

Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., Könige von Preußen. Herausgegeben von Friedrich Cramer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1829. 8. 1 Thlr. *)

Eine willkommene Gabe, einiges Neue, Alles unterhaltend. Zu dem Unterhaltenden rechnen wir besonders Nr. 1: „Zur Jugend- und Erziehungsgeschichte Friedrichs II.", wo sich das Grimmige und zugleich Possenhafte der Regierung Friedrich Wilhelms I. besonders lebendig spiegelt. Genauere Zeitbestimmungen mögen sich wol nirgends finden als in dem Reglement (S. 20): „Wie Mein ältester Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll". „Am Sonntage soll Er des Morgens um sieben Uhr aufstehen; sobald Er die Pantoffeln an hat, soll Er vor dem Bett auf die Knie niederfallen und zu Gott kurz beten und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können.... Sobald dies geschehen ist, soll Er sich geschwinde und hurtig anziehn und sich propre waschen, schwänzen und pudern, und muß das Anziehen und kurze Gebet in einer Viertelstunde fix und fertig sein, alsdann es ein Viertel auf acht Uhr ist. Dann soll Er frühstücken in sieben Minuten Zeit. Wenn das geschehen ist, dann sollen alle seine Domestiquen und Duhan (der Hofmeister) hereinkommen, das große Gebet zu halten, auf die Knie u. s. w." — So geht es nun am Sonntage; die Pantoffeln gehören aber zu den Sonntagsfreuden, sowie die Seife beim Waschen, denn am Werktage muß er gleich Schuhe und Stiefletten anziehen, Gesicht und Hände waschen, aber ohne Seife, auch wird er geschwänzt, doch ohne Puder. Also ward Friedrich alle Tage ein frischer Zopf, doch abwechselnd mit und ohne Puder, angedreht, und darin mochte wol die Hauptfreude seiner jungen Jahre bestehen.

Diese qualvolle Erziehung scheint denn doch wenig Erfolg gehabt zu haben. Den 11. Sept. 1728 schreibt Friedrich einen demüthigen Brief dem Vater, daß er ihm doch sagen möchte, worin er sich bessern solle, sein Gewissen sage es ihm nicht. Darauf antwortet nun der Vater (S. 34): „Sein eigensinniger Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann und dabei mal-propre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisieret und nit verschneidet und ich alles dieses tausend mal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andere hoffährtig, recht baurenstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimmassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten, nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm".

In einem spätern Schreiben vom J. 1730 an den General Finkenstein scheinen es besonders Religionsfragen von dem Verdienste Christi, über deren Auslegung sich der Sohn dem Vater verdächtig gemacht hatte, was uns veranlaßt, zu Nr. 3 überzugehen, wo Friedrich Wilhelms Verhältniß zum protestantischen Kirchenthum aus mehren Aktenstücken näher als bisher entwickelt wird. Seine Idee von sich als höchster Bischof der Kirche war bis zum Wahnsinn gesteigert, ja, es hätte nur großen Widerspruchs bedurft, um Ereignisse wie unter Heinrich VIII. in England herbeizuführen. Er wollte eine Vereinigung zwischen Reformirten und Lutheranern dadurch erzwingen, daß er den Letztern alle äußerliche Feierlichkeiten verbot als papistisch und abergläubisch, die von den Einrichtungen der reformirten Kirche abwichen; die Prediger sollten nie Kreuze machen, nichts absingen, Leuchter, Lichter, Casell, Meßgewand, Chorrock sind abgeschafft, ebenso das Absingen lateinischer und anderer Lieder von den Schülern und auf den Chören, ferner die Privatbeichte. „W e r v o n d e n P r e d i g e r n d a g e g e n e i n B e d e n k e n h a t, d e m s o l l z u v e r n e h m e n g e g e b e n w e r d e n, d a ß w i r i h m z u s e i n e r B e r u h i g u n g d i e D i m i s s i o n e r t h e i l e n w o l l e n". — Die Geist-

*) Vgl. Nr. 28 d. Bl.; wir glauben aber, daß das Interesse der Schrift eine ausführliche Mittheilung darüber rechtfertigt. D. Red.

lichen im Magdeburgischen und Halberstädtischen, deren Erklärung über diese grimmigen Befehle verlangt ward, sprachen in so würdigem und doch so vorsichtigem Sinne, daß nur Einer, der Prediger Braun zu Passen, sich die Amtsentsetzung zuzog. Dieser Mann freilich schrieb mit schöner Festigkeit: „Passen. Hier wissen wir, Gott sei Dank, nichts von papistischen und abergläubischen, sondern von uralten apostolischen Ceremonien". Doch mag diese seine Entsetzung nicht lange gedauert haben, da der König Friedrich Wilhelm 2 Jahr nachher starb und der großartige Sinn Friedrich des Großen sogleich sein rechtes Verhältniß zur Kirche auffand und am 3. Juni 1740 eine Cabinetsordre an den Minister der geistlichen Angelegenheiten erließ, nach welcher den lutherischen Predigern wieder freigestellt wurde, die üblich gewesenen Ceremonien, das Absingen der Einsetzungsworte, Chorrock, brennende Lichter nach den Wünschen der Gemeinden wiederherzustellen, oder bei der unter seines Vaters Regierung eingeführten Abänderung zu verbleiben.

Bei dieser Bestimmung blieb es nun, und somit ist es völlig unbegründet, daß Friedrich, wie hin und wieder behauptet worden, die Abschaffung mancher Kirchengebräuche veranlaßt habe, so wenig er selbst dahin zu bringen war, die Einführung des von den bessern Theologen seiner Zeit gesammelten Gesangbuches anzubefehlen, obgleich er dessen Inhalt billigte. Wir freuen uns hier der Gelegenheit, der unverdienten Bitterkeit, mit welcher diesem im Jahre 1779 herausgegebenen Gesangbuche in einer neuen Schrift: „Unparteiisches Gutachten über das neue Berliner Gesangbuch" (Leipzig, 1830), die Todtenkälte des Unglaubens Schuld gegeben wird, durch die Versicherung entgegenzutreten, daß es sehr Vielen zur Erbauung diente, obgleich seine Einseitigkeit in der Auswahl nie verkannt worden, eine Einseitigkeit, die sich gewiß in anderer Rücksicht noch drückender gezeigt hätte, wenn der Verf. jener Kritik die Auswahl hätte bestimmen sollen. Doch zurück auf Friedrich. Sein Unglaube ist oft angeklagt worden, und doch hatte er so viel mehr Achtung gegen den Glauben seines Volkes als sein Vater, der ihn, wie Militairexercitien auf gewisse Formen bringen, die Predigt auf eine gewisse Zeit zu beschränken befahl, ja, wie wir sahen, ohne irgend einen äußern Grund alle liturgische Formen umwarf. Inzwischen müssen wir dennoch eingestehen, was der Verf. aber nicht zu bemerken scheint, daß während Friedrichs Regierung in der Kirchenordnung doch einige Abweichungen von der unter Friedrich Wilhelm I. stattfindenden eingeführt worden sind. Aufgezeichnet ist darüber in den Schriften der Zeit, so viel ich weiß, gar nichts; doch versicherte ein glaubwürdiger alter Geistlicher, daß diese aus den Aenderungen hervorgegangen, welche die Feldprediger während des siebenjährigen Krieges als Abkürzung nöthig fanden und nachher, als sie zu den besten Stellen gefördert, aus Gewohnheit beibehielten. Die Achtung, welche sie sich in ihrer Kriegsbahn erwarben, mochte dahin wirken, daß ihnen solche Abkürzungen verziehen wurden, ja, daß Andere ihrem Beispiel folgten. Der König selbst wußte gewiß nichts davon, so wenig wie die sogenannten Aufklärer, die erst später unter seiner Regierung auftraten. Leider sind diese Aufklärer von Verleumdern mit den Encyklopädisten in Frankreich zusammengestellt worden, nachdem sie meist als ernste fromme Männer von der Welt verschwunden sind. Der Wahrheit zur Ehre sei es hier gesagt, obgleich wir nicht überall ihr Wirken billigen können, daß zu ihrer Zeit die sogenannte orthodoxe Geistlichkeit ihnen im Durchschnitt in allen guten Gaben nachstand. Nur daraus ist ihr leichter Triumph zu erklären; wir sind ihnen unleugbar Dank schuldig, daß sie den starren Druck dogmatischer Formeln lösten, welche die durch Luther erworbene Untersuchung in Glaubenssachen gehemmt hatte. Die Freiheit, mit der jetzt liturgische Formen, neue Gesangbücher beurtheilt, geprüft, verändert werden, obgleich diese nicht im Sinne jener Aufklärer gewählt, gesammelt, erneut wurden, ist offenbar nur durch sie möglich geworden. Ueber jene neuen liturgischen Formen selbst sagt der Verf. (S. 115) mit Recht, daß sie nichts Neues enthalten, und hätten sie in jener geschmähten Aufklärungsperiode in jeder Gemeinde auf den Grund des Cabinetsbefehls vom 3. Juli 1740 eingerichtet werden können, wenn Prediger und Einsassen sich dahin vereinigt und es erbaulich gefunden hätten.

Außer diesen beiden Aufsätzen ist es besonders Nr. 4: „Friedrich II., und sein Bruder, Kronprinz August Wilhelm", welcher unsere Theilnahme erregt. Der Leser erinnere sich, daß dieser Prinz vom Könige nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin den Auftrag erhielt, einen Theil des geschlagenen Heeres zurückzuführen, aber, wegen einiger Verluste von dem Könige beschimpft, den Dienst verließ und ein Jahr später theils in Folge der durch den Feldzug ihm gebliebenen Kränklichkeit, theils aus Gram auf dem Lustschlosse zu Oranienburg sein Leben endete. Gewiß ein schöner Stoff für Trauerspieldichter, aber ein sehr schwieriger für den Geschichtschreiber, um Keinem Unrecht zu thun. Die Wahl des Prinzen, um den Rückzug zu führen, fällt schon auf. War dem Könige kein anderer General in der Nähe, der den Befehl sogleich übernehmen konnte? Der Prinz mußte erst hinreisen, sich erst von der Lage unterrichten; hier war jeder Tag entscheidend. Es muß schon früher eine Spannung stattgefunden haben: Umstände, die sich nie enthüllen werden, Der Prinz sollte sich in seiner Kraft und Anhänglichkeit bewähren, das scheint Friedrichs Absicht gewesen zu sein. Vielleicht geht doch einiges Licht aus den „Souvenirs" von Thibault hervor, der von glaubwürdigen Männern eine Unterredung vernahm, die der Prinz mit Friedrich gehabt (II, 96), worin er als Mittelpunkt der Partei in der Familie erscheint, welche den Frieden mit Frankreich durch Aufopferung erkauft zu sehen wünschte. Thibault setzt diese Unterredung nach der Schlacht von Kollin. Wenn sie aber früher wäre geschehen? wenn Friedrich die dort angeführten harten Worte: „Alles

faire des enfans, vous n'êtes bon qu'à cela", damals gesprochen? wenn der gekränkte Prinz vielleicht seine Fähigkeit und seine Lust zum Kriegsdienst damals ihm entgegengesetzt hätte, und er ihn nun bei diesem Unfall auf die Probe stellen wollte? Es sind Vermuthungen, aber woher sonst hier in dem zornigen Schreiben des Königs (S. 148) die Worte: „Ihre Ohren sind nur gewöhnt, die Reden der Schmeichler zu hören". Ueber die Vorgänge selbst, inwiefern der Prinz bei dem Rückzuge fehlte, läßt sich nur schwer urtheilen. Den Prinzen scheint ein Befehl Friedrichs geirrt zu haben, der in der Entfernung nicht so genau wie er die Bewegung des Feindes beurtheilen konnte. Als selbständiger Feldherr hätte er diesen Befehl, der, gegen seine Ueberzeugung, das Heer in Gefahr brachte, nicht befolgt; aber, gewöhnt an strenge Abhängigkeit von seinem Bruder, wer kann ihm daraus einen Vorwurf machen? Er scheint in seiner Zurückziehung von Geschäften noch eine ausführlichere Rechtfertigung geschrieben zu haben, die aber nicht bekannt geworden, die aber wahrscheinlich auch alle seine andern Verhältnisse zu Friedrich auseinandersetzte. Der Zukunft ist sie vielleicht im geheimen Archive bewahrt. Leicht erklärlich ist es aber, wenn wir bei Fr. Wilhelm II. einen Widerspruch gegen seinen Oheim in manchen Maßregeln wahrnehmen, diesen aus dem unglücklichen Geschicke seines Vaters zu erklären, welches eben darum, weil es bei den Seinen nicht laut werden durfte, aus Scheu vor dem König um so tiefer sich einsenkte, um so länger sich bewahrte.

Aus den mancherlei artigen „Miszellen", welche das Buch schließen, theile ich nur den neugierigen Befehl Fr. Wilhelms I. in seinem Testamente mit, wie (S. 168) sein Körper geöffnet und genau examinirt werden solle, woran er eigentlich gestorben und wie es in seinem Leibe aussehe. Dabei verbietet er aber aufs äußerste, daß bei Leib und Leben nichts herausgenommen werden solle.

Nach dieser Vorschrift wollen wir überhaupt das Andenken dieses Monarchen beachten, genau zusehen, wo es fehlte, aber nichts von ihm annehmen. Was uns in Friedrichs II. Regierung kränkt, seine übereilte Härte gegen Beamte, wie er in der bekannten Angelegenheit des Müllers Arnold gegen den Ausspruch der Richter Strafen verfügte: was war es anders als seines Vaters Beispiel und Schule, wie dieser einst gegen ihn selbst gewüthet, das Urtheil des Kriegsgerichts gegen seinen Freund Katt umstieß und ihn zum Tode verdammte? Darin liegt aber die endlose Folge des Unrechts, daß sein Beispiel immer neues Unrecht oft in der Leidenschaft Derer erzeugt, die in ruhiger Ueberlegung es vollständig erkannten und verabscheuten. 80.

Neueste russische Gedichte.

Bei den schnellen Fortschritten der russischen Literatur und der unausgesetzt sich vermehrenden Anzahl ausgezeichneter Dichter, mag es wol ein Bedürfniß für auswärtige Literaturfreunde sein, mit den poetischen Blüten einer weitverbreiteten Sprache und ihren Pflegern näher bekannt zu werden; aber Anzeigen, die in bloßer Erwähnung neu erschienener Gedichte und in der Angabe der Namen der Dichter bestehen, sind trocken und ungenügend, daher glaubt Ref. etwas Erfreuliches zu thun, wenn er hier die Uebersetzungen einiger russischen Gedichte mittheilt, die ihm ein der Sprache kundiger Freund überlassen hat, und die sämmtlich aus diesjährigen Almanachen entlehnt sind. Diese kleine poetische Blumenlese möge ein sinniges Gedicht des in Deutschland bereits bekannten und geschätzten Dichters W. Schukowsky eröffnen, das in den diesjährigen „Nordischen Blumen" abgedruckt ist. Es ist „Das Meer" überschrieben und die Uebersetzung ist, wie dem Inhalt, so der Form nach, vollkommen treu.

Schweigende Meerflut, tiefblaue Meerflut,
Voll von Entzücken steh' ich am Strand.
Siehe du lebest, siehe du athmest,
Liebe und Sehnsucht bewegen dich ja!
Schweigende Meerflut, tiefblaue Meerflut,
Was du geheim hältst, zeig' es mir an.
Welche Bewegung verbirgst du im Schoße,
Welches Gefühl in gedehneter Brust?
Ziehet dich etwa aus irdischen Banden
Fern der blaue Himmel empor?
Voll des geheimen, des süßesten Lebens
Blickest du hell zum hellen hinauf —
Spiegelst die Bläue des blauen Gewölbes,
Flammst in des Morgens und Abends Licht,
Küssest den Saum der goldenen Wolken,
Funkelst die glänzenden Sterne zurück.
Doch wenn Gewölke mit finsterm Walten
Dir nun den stralenden Himmel entziehn,
Rasest du auf und heulest und tobest,
Schlägst die Gewölke mit furchtbarer Macht,
Bis sie entweichen, sich weithin zerstreuend.
Aber noch lange der Ruhe entbehrend,
Wirfst du die Wogen und athmest erregt;
Stralend schaut wieder der Himmel hernieder,
Aber die Freude kehrt noch nicht zu dir.
Trugvoll erscheinst du, mit ruhiger Fläche,
Bergend im Schoße die frühere Wuth,
Freust dich des Himmels und zitterst für ihn!

Von A. Puschkin, dem vielgefeierten Dichter, dessen kleinste Zeile mit Ungeduld erwartet, mit lautem Beifall aufgenommen wird, enthält der ebengenannte Almanach ein Gedicht, welches in einer gelungenen äußern Form den Modeton der neuesten Poesie anschlägt, nämlich das Treiben der Menschen und ihre Schicksale ironisch spöttelnd darzustellen, überall die Kehrseite aufsuchend. Hier folgt das Gedicht, so gut es in einer Uebersetzung wiedergegeben werden konnte:

Die beiden Raben.

Krächzend fliegt ein schwarzer Rabe
Und ein andrer fliegt und krächzt:
„Rabe, weißt du eine Aetzung,
Wo wol suchen wir sie auf?"
Und der erste Rabe drauf:
„Speise weiß ich für uns beide,
Dort im Feld, im Waffenkleide,
Liegt ein Ritter, todt und starr.
Wie er fiel, für welche Sache,
Mag sein treuer Falke wissen
Und sein dunkelbraunes Roß
Und sein junges Weib zu Haus.
Doch der Falke flog hinweg,
Mit dem Roß ritt fort der Feind,
In dem Haus die Hausfrau harrt,
Doch nicht seiner, der erstarrt.

Baron Dellwig, der schon mehre schöne Lieder im volksthümlichen Ton gedichtet, hat unter Anderm jetzt wieder ein Lied in dieser Gattung geliefert, das in der äußern Form,

wie in der Erfindung, zu den gelungenen gezählt werden muß. Ein Jüngling sieht im Traum seine gestorbene Geliebte, die ihm anzeigt, sie sei durch Zaubermacht in eine Blume verwandelt, die er brechen solle, wodurch sie wieder mit ihm vereint werden würde. Der Jüngling wacht auf und beklagt sich über die Täuschung des Traums, denn draußen blühen keine Blumen, und der Wintersturm treibt Schneeflocken auf die starre Erde herab. Hier ist das rührende Gedichtchen selbst in treuer Nachbildung:

Der Traum.

„Mein trauter Freund, mein Bräutigam,
O höre mich, errette mich.
Die dritte Nacht, die letzte Nacht
Komm' ich zu Dir im wachen Traum,
Vergessen hab' ich Mädchenscham!
Es hat mich nicht ein Wolf geraubt,
Es hält mich nicht der Wolga Flut,
Auch fiel ich nicht von Mörderhand.
Als ich im Wald spaziren ging,
Umging ich drin des Waldes Spuk,
Den zottigen, gehörneten,
Und kam dadurch vom Wege ab,
Vom Pfade ab, vom wahren Pfad,
Und traf drauf auf das Hexenweib,
Das schlimme Weib, dem ich ein Leid,
Weil jung ich bin, und du mich liebst.
Mein trauter Freund, mein Bräutigam,
Zum letzten Mal, im wachen Traum,
Erweck' ich dich, errette mich!
Steh frühe auf, bad' dich im Thau,
Das Kreuz zur Hand, geh' dann zum Strand,
Mit festem Muth spring in die Flut,
Wie breit und schnell die Woge strömt.
Sie treibet dich jenseits ans Land.
Es blüht im Sand am hohen Strand
Dort schön ein Hagebuttenstrauch;
In diesen Strauch bin ich gebannt,
Die Stacheln — Leid, die Blüte — Lieb'
Und Thränen sind der Thau darauf.
Den Thau nimm' ab, die Blüte brich,
Und wieder werd' ich mit dir sein!"
Der Traum ist Trug, kein wacher Traum!
Nie schau' ich mehr mein todtes Lieb'.
Wol in die Flut taucht' ich mit Muth,
Doch liegt drauf fest des Winters Eis,
Und längs dem Strand, durch's ganze Land
Im Wirbelwehn fällt dichter Schnee.

Ein ebenfalls beliebter Dichter ist Fürst Wiasemsky. Seine Gedichte sind meistentheils satyrischen Inhalts und zeichnen sich durch eine große Gewandtheit in der Sprache aus. Ein Epigramm, welches er zu einem der diesjährigen Almanache beigesteuert, mag hier als ein geringes Pröbchen eine Stelle finden:

Zwiefältig nennst du sein Gesicht?
Nicht doch, du thust ihm Unrecht, Freund.
Die Fratze, mit der Einfalt drin,
Die ist nicht einmal ein Gesicht!

Endlich enthalten diesjährige Almanache mehre kleine Gedichte, von denen man sagen möchte, sie seien Nachahmungen in der Manier des Herrn H. Heine, wenn man nur voraussetzen könnte, daß sein Ruhm, so mächtig und schnell er auch durch deutsche Gauen ging, Zeit gehabt hätte, auch in den hohen Norden vorzudringen und dort Dichterjünger zur Nacheiferung zu begeistern. Indem wir diesen Zweifel ohne weitere Erörterung auf sich beruhen lassen, unterstützen wir unsere eigentliche Behauptung durch folgendes übersetzte Gedicht, welches „Die prächtige Stadt" überschrieben ist:

Prächt'ge Stadt und doch so ärmlich,
Geist des Zwanges, steifer Schritt,
Und der Himmel bleich, erbärmlich,
Leere, Kälte und Granit!

Dennoch, alles dies zu lassen,
Thäte leid mir beim Entschluß,
Denn zu Zeiten in den Straßen
Irrt ein kleiner, lieber Fuß!

Diese Proben mögen als ein geringer Beitrag zur Charakteristik einiger ausgezeichneten russischen Dichter dienen. In so weit diese aus wenigen Zeilen hervorgehen kann, wird man in den respectiven Gedichten den tieffühlenden, gedankenreichen Schukowsky, den das Leben und seine Erscheinungen mit einer leichten und doch bittern Ironie behandelnden Puschkin, den im Gegensatz zu seinem germanischen Namen volksthümlichen Dellwig und endlich den witzigen und launigen Wiasemsky erkennen, dessen größere Gedichte voll Originalität sind, aber in jeder Uebersetzung viel verlieren würden.

58.

Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte, von W. T. Krug. Fünfter Band, enthaltend die Supplemente von A bis Z und das Generalregister. Leipzig, Brockhaus. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. *)

Der würdige Verf., dessen Fleiß keine Ermattung kennt, hat nicht versäumt, seiner unvergleichlichen Encyklopädie die Vollendung zu ertheilen, welche selbst dem scharfblickenden Auge des Urhebers dann erst sich offenbart, wenn das gelungene Werk im Druck vor ihm liegt. Literarisch-geschichtliche Nachträge mußten während der Erscheinung desselben unvermeidlich sich aufdringen, und eine genauere und verständlichere Bestimmung einzelner Lehrsätze und Erklärungen der Erfahrung sich ergeben. Eigentliche Berichtigungen und Widersprüche konnten jedoch nicht stattfinden, da die Ueberzeugung des besonnenen Denkers zu langsam herangereift, zu sorgfältig geprüft war, um der Umwandlung ausgesetzt zu sein. Totus teres atque rotundus! Die nämliche bescheidene Freimüthigkeit des Urtheils, Duldsamkeit, Gediegenheit, Feile, Faßlichkeit und Bündigkeit des Ausdrucks, die bei naheliegender Veranlassung epigrammatisch wird, ohne der Würde des Gegenstandes etwas zu vergeben, oder durch Witz erschleichen zu wollen, was durch Gründe nicht zu gewinnen war, welche den vorhergehenden Bänden Kennerbeifall erworben, wohnen dem letzten nicht minder bei. Ein Generalregister ist solchem Werke unerläßlich und erleichtert dessen Gebrauch. Musterhaft, höchst willkommen und von seltener Uneigennützigkeit ist der angekündigte Entschluß des Verfs., auch bei künftig erfoderlichen Vermehrungen und Zusätzen die 4 ersten Bände als Hauptwerk unverändert zu lassen und nur den 5. und das Register umzuarbeiten, sodaß die Käufer der 1. Auflage nicht das Ganze, sondern einzig den 5. erstehen dürfen, um Alles vollständig beisammen zu haben, dessen sie ermangeln. Es ist sehr angenehm, aus dem Vorberichte zu ersehen, daß die Theilnahme des Publicums dem Werth der Gabe entspricht. So lange noch Menschen lesen und mit Dem, was sie lesen, Gedanken und Begriffe verbinden, kann die Liebe zu wahrhaft philosophischen, auf alle Zweige des Wissens und der Thätigkeit sich erstreckenden, anschaulichen Belehrungen nicht aussterben, obwol sie berechtigt sind, nicht Alles für Philosophie zu halten, was dafür ausgegeben wird.

Verleugnung des Gefühls ist nicht Verstand,
Verleugnung des Verstandes nicht Gefühl,
Im Einklang beider zeigt sich die Vernunft.

42.

*) Vgl. Nr. 72. d. Bl. f. 1828 u. Nr. 249 u. 250 f. 1829. — Das ganze Werk kostet jetzt 11 Thlr. 16 Gr. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 60. — 1. März 1830.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer, außer den Beilagen, von denen wöchentlich wenigstens eine geliefert werden soll, und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Die Redaction hofft durch die Vermehrung des Raums in Stand gesetzt zu werden, über Alles schneller und über das Wichtige und Interessante ausführlicher berichten zu können als es ihr in der letzten Zeit, wo der Stoff bisweilen gar zu reichlich sich darbot, möglich war. Es ist ihr unablässiges Bestreben, die Blätter für literarische Unterhaltung in der Achtung des Publicums zu erhalten, den Lesern eine möglichst vollständige Uebersicht der Literatur des In- und Auslandes, inwiefern sie die gebildeten Stände interessiren kann, zu geben und in ihren Mittheilungen Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792 als Folgen der Staatsveränderung unter dem König Ludwig XVI. Erster bis dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1827—29. Gr. 8. 8 Thlr. 8 Gr.

Wenn die detaillirte Beschreibung eines Kriegs in der Regel nur für Militairs einen Werth hat, indem es dem Geschichtsforscher und Publicisten mehr um den Erfolg desselben zu thun ist, und für ihn die einzelnen militairischen Operationen blos dann wichtig sind, wenn sie die Politik, den Culturzustand oder überhaupt die nationelle Eigenthümlichkeit der kriegführenden Mächte in ein helleres Licht setzen, so macht der Revolutionskrieg hierin eine Ausnahme. Nicht die enorme Ausdehnung des Schauplatzes, auf dem dieser ungeheure Krieg, welcher 4 Welttheile bewegte, geführt wurde, nicht der Tod von Millionen, welche auf den Schlachtfeldern in allen Ländern Europas, in Aegypten, Domingo, den entlegensten Inseln des Ozeans verbluteten, mit einem Wort, nicht der materielle Theil des Kampfes ist es, was ihn vor allen frühern Kriegen auszeichnet, sondern es ist die Allgewalt der herrschenden Meinung, welcher Art sie auch sein möge, von der dieser Krieg uns den unwiderlegbarsten Beweis gibt. Alle Meinungen, von der dumpfesten Bigotterie bis zur zügellosesten Verspottung der Religion, von dem servilsten Royalismus bis zur ausschweifendsten Demokratie haben in diesem Kriege ihre Periode und ihre Siege gehabt, und wir erblicken in jedem der mannichfachen Kämpfe kein isolirtes militairisches Ergebniß, sondern das Streben einer Idee, sich Bahn zu brechen, um in das Leben zu treten. Da nun der einzige Maßstab, womit wir die Energie und Ausdehnung, mit welcher eine Idee verbreitet war, zu bestimmen vermögen, die Zahl und Kraft ihrer Repräsentanten ist, und eben dieses wieder die Krieger sind, welche für sie kämpften, so geht hervor, daß die Kriegsbegebenheiten dieser großen Periode ein psychologisch-historisches Interesse haben müssen, welches man früher bei andern Kriegen nicht kannte. Außer dieser wissenschaftlichen Wichtigkeit des Revolutionskriegs haben wir Alle, die in dieser verhängnißvollen Periode geboren sind und gelebt haben, deren häusliche, bürgerliche, sittliche und geistige Bildung durch jene gewaltige Einwirkung modificirt wurde, die wir Alle in diesen Kriegen handelnd oder leidend betheiligt waren, so vielfachen subjectiven Antheil an dieser Katastrophe, daß ein Werk, welches die großen militairischen Begebenheiten chronologisch darstellt, für uns ein Rückblick in unsere eigne Vergangenheit ist. Vorliegende Geschichte der Feldzüge seit 1792 wird dem Leser um so willkommener sein als die am Rande beigefügten Ortsentfernungen und die deutlichen Pläne die Orientirung sehr erleichtern, wie überhaupt der schöne Druck und das weiße Papier dieses Werk sehr empfiehlt.

Erster Theil, mit 4 Plänen, der Kanonade bei Valmy, den Schlachten bei Jemappe, Pirmasenz und Kaiserslautern.

In der Einleitung ist der Unterschied zwischen dem

alten und neuen Kriegssystem dargestellt, deren wesentliche Verschiedenheit der Verfasser sehr richtig in der geänderten Stellung der Nation zu der Regierung findet, indem vormals der Krieg eine Privatunternehmung der Regierung und das Heer eine von derselben gleich andern Kriegsbedürfnissen gekaufte Sache war, mithin dessen Stärke nicht auf die Macht des Volks, sondern nur auf den Inhalt der fürstlichen Chatoulle schließen ließ, während jetzt die Nation den Krieg unter Leitung der Regierung führt. Die anderweitigen Veränderungen in der Organisation, Taktik, Feldausrüstung, Verpflegung, welche der Verfasser mit viel Sachkenntniß erwähnt, sind nur secundaire Folgen jenes umgestalteten Grundverhältnisses.

Der Anfang des Feldzugs 1792 bietet in reinmilitairischer Hinsicht nichts Belehrendes dar; wir sehen Lafayette untergehen in dem vergeblichen Bestreben, einen constitutionnellen Thron gegen die aufgeregte Nation, gegen die Intriguen des Hofs und gegen die Macht des Auslandes vertheidigen zu wollen. Nach dem 10. August tritt Dumouriez auf, von dem die herrschende Partei glaubte, daß er durch Thätigkeit, Ehrgeiz und Talent Dasjenige ersetzen werde, was ihm an Wahrheit und Treue abging. Da die feste Stellung, welche Dumouriez bei Grandpré und Islettes einnahm, und seine Vereinigung mit Kellermann und Beurnonville den ersten Sieg der Republik zuführte, welcher Frankreich 20 Jahre hindurch treu blieb, so ist es gewiß erlaubt bei diesem wichtigen Augenblicke, wo es sich entschied, ob die Revolution von der Nachwelt als eine Weltbegebenheit angestaunt, oder als eine Empörung behandelt werden solle, zu verweilen. Die S. 53 allegirte Behauptung des Generals Jomini in seiner „Histoire critique", daß die Concentrirung der französischen Armeen nicht Folge der Befehle von Dumouriez gewesen, sondern direct von der executiven Gewalt, welche Kellermann den Marsch von Metz nach Argonne vorgeschrieben habe, ausgegangen sei, glaubt Recensent wenigstens einer ernsten Untersuchung werth. Nach der sowol in Paris als selbst bei den combinirten Armeen damals von Vielen getheilten Meinung war der republikanische Eifer, mit welchem Beurnonville und Kellermann herbeieilten, um die bedrohten Flanken gegen Umgehung zu schützen, Dumouriez höchst unerwünscht. Bedenkt man, daß Dumouriez am 20. April 1792, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der gesetzgebenden Versammlung den Krieg vorschlug, gleich darauf mit dem Hof gegen die Gironde, zu der er sich zählte, intriguirte, in einem Augenblick, wo der Feind den Staat bedrohte, gegen seine Collegen Kabalen schmiedete; und vergleicht die Aufnahme, die der Girondist Dumouriez, welcher dem 10. August beistimmte, welcher das bekannte Memoire vom 27. September 1792 (abgedruckt im „Hamburger Journal", Jahrgang 1792, Bd. 2, Stück 10, S. 1102) an den König von Preußen richtete, worin er Oestreich aller möglichen Verbrechen beschuldigt, später in Oestreich fand, mit dem Kerker, der Lafayette, welcher mit der edelsten Aufopferung den constitutionnellen Thron und den König zu retten versucht hatte, in dem nämlichen Staat aufnahm: so wird man allerdings zu der Vermuthung genöthigt, daß die Feldzüge von Dumouriez nicht reinmilitairisch beurtheilt werden müssen.

Es möge nun dieser erste Sieg von Dumouriez mehr oder weniger mit politischen Rücksichten verknüpft sein, so sehen wir ihn solchen mit vielem Talent benutzen, indem er bei dem Angriff auf die östreichischen Niederlande die ungeübten Soldaten der Revolution disciplinirten Armeen entgegenstellt, und in der Schlacht von Jemappe zeigt, daß die Revolution auch in taktischer Hinsicht eine neue Periode zu bilden vermöchte. Diese so oft vergeblich versuchte Eroberung wurde in der kurzen Zeit vom 28. Oktober bis Mitte Dezember beendigt.

Der Rückzug der preußischen Armee wurde von Kellermann nur wenig beunruhigt, und Custine leistete durch die Einnahme von Mainz Frankreich den etwas zweideutigen Dienst, das deutsche Reich gegen Frankreich zu bewaffnen.

Der Feldzug am Rhein im Jahre 1793 zeigt Anfangs kein geregeltes System, indem das von ganz Europa bedrohte und durch innere Unruhen zerrüttete Frankreich ein Spiel der Factionen war. Da jedoch die Alliirten diese Verwirrung nur zur Einnahme von Mainz benutzten und überhaupt zu wenig mit Uebereinstimmung handelten, um eine große Operation mit Concentrirung aller Kräfte beginnen zu können, so stellte die im Innern siegende demokratische Partei bald die Ordnung her, und selbst die verlorenen Schlachten von Pirmasenz und Kaiserslautern waren der Republik nicht verderblich.

Die Beschreibung des Kriegs gegen Sardinien im Jahre 1792, wo Montesquiou Savoyen und Anselme Nizza eroberte, besonders aber die Darstellung der zwar nicht mit vieler Kraft geführten, aber doch in viele einzelne Gefechte zerfallenden Pyrenäenfeldzüge im Jahr 1793 zeigen das Streben des Verfassers, die dunkeln Stellen der Kriegsgeschichte aufzuhellen.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland in den Jahren 1822—28. Mit besonderer Rücksicht auf die Nogayentataren. Mit 15 lithographirten Abbildungen und 1 Karte. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1830. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Ein äußerst merkwürdiges Buch eines merkwürdigen und außerordentlichen Mannes! Der Herausgeber desselben nennt sich J. J. Bernet; der Verf., wenigstens des größten Theils des Werkes, ist Daniel Schlatter, von dem wir hörten, daß er sich als Missionnair im südlichen Rußland aufhalte. Doch dem war nicht so. Viele durchreisen die Welt mit dem selbstsüchtigen Zwecke, sich an Naturansichten und Kunstgegenständen zu ergötzen, oder, wenn es hoch kommt, für sich selbst Belehrung zu gewinnen; Andere, um urtheilen und erzählen zu können. Auch an Solchen fehlt es nicht, die, von frommem Bekehrungseifer getrieben, nach fernen Gegenden ziehen, um des Ruhms willen, der Kirche Christi durch Ueberredung

und Lehre neue Verehrer zu gewinnen. Zu keinen von diesen Allen gehört unser Verf. Sein Zweck war, den Islamiten am asowschen Meere das praktische Bild christlicher Tugend vorzuhalten, ihren Zustand, so viel in seinen Kräften stand, durch technische und thätige Anweisung zu verbessern und, ohne daß er sich irgend einer Missionsgesellschaft anschloß, durch freie Wirksamkeit, Tugend und Sittlichkeit zu predigen. Ein solcher Vorsatz ist außerordentlich; doch das Mittel, dessen unser Verf. sich bediente, um ihn ins Werk zu richten, ist noch außerordentlicher. Er wanderte zu den Tataren und verdang sich als Knecht in dem Hause eines Tataren. Diesem seinem Herrn Ali und seinem Sohne Abdullah, welche Beide mit wahrer und rührender Kindesliebe an ihm hängen, ist dies merkwürdige Buch gewidmet.

In alle Diesem könnte man eine bloße Grille, eine Sonderlingsnatur sehen; allein diese Vorstellung wird bei Dem nicht entstehen, der die reine, anspruchslose und naive Einleitung des Verfs. mit Ernst durchlesen hat, oder die ganze Darstellung dieses Buches ins Auge faßt. Der Verf. ist so frei von der Idee, mit seiner werkthätigen Hülffertigkeit etwas Besonderes gethan zu haben, er beschuldigt sich so naiv, nur seinem eignen Genusse und seiner Befriedigung nachgegangen zu sein, daß wir von der Lauterkeit seiner Gesinnung, von seiner echtchristlichen Frömmigkeit die höchste Vorstellung gewinnen müssen. Um keinen Preis aber möchten wir es über uns nehmen, einen solchen Geist durch die Idee aufzuschrecken, daß er wol auf andere Weise und durch den Gebrauch anderer Gaben, die ihm der Himmel verliehen, seinen frommen Beruf besser und umfassender hätte erfüllen können. Er hat sich einmal zum praktischen Missionnair geweiht, und die Standhaftigkeit, mit der er die Verbindung mit den gewöhnlichen Missionsgesellschaften vonsichwies, die Treue und Ausdauer, die er in seinem Knechtsberuf bewährte, gereichen ihm zur größten Ehre, je seltener solche Tugenden sind.

Wir aber verdanken ihm zunächst diese treue, anziehende und lehrreiche Schilderung eines Volkes, unter dem er 6 Jahre verweilte, in der Absicht, ebenso sehr seinem sittlich-religiösen als seinem ökonomischen Zustande nach Kräften aufzuhelfen. Dem Verdienste eines zweiten Howard fügt er damit das eines zweiten Pallas hinzu; denn diese Schilderung seiner geliebten Nogaytataren ist in jeder Beziehung trefflich und erschöpfend. Die hohe Naivetät, welche die ganze Darstellung beherrscht, ist ein Reiz mehr an ihr; sie fesselt und erhält das Interesse an dieser Lecture bis zum Schlusse hin. Reich an bedeutenden politischen, geschichtlichen, sprachlichen und statistischen Nachrichten, nimmt sie auch durch Styl und Darstellung eine Stelle in der Literatur ein, und gibt uns über Taurien, die Krim, die Ufer des asowschen Meeres und die deutschen Colonien in Neurußland so ausführliche Kunde, daß wir den Gegenstand für erschöpft zu halten berechtigt sind. Doch wir müssen dem Verf. etwas näher folgen; er verdient es, wie wenig Reisebeschreiber neben ihm.

Der Inhalt dieses trefflichen Werks theilt sich äußerlich in 3 verschiedene Reisen und mehre Excursionen. Die erste Reise geht aus der Schweiz über London, Berlin, Petersburg und Moskau nach Odessa und dem asowschen Meere und über Lemberg nach Wien zurück. Diese ganze Excursion umfaßt nur 43 Seiten und bietet daher wenig Detail; es ist nur ein Besuch, der den seltsamen Entschluß des Verfs. erst gereift zu haben scheint, indem er ihm die Familie des liebenswürdigen Ali kennen lehrt. Die zweite Reise, durch Baiern, Schlesien, Krakau, Brody und Odessa, ist die zu seinem Bestimmungsorte, dem Tatarendorfe Burkud an der Molotschna. Der Verf. schildert die Juden Podoliens, Cherson und die deutschen Colonien bei Odessa. 70 Werst weiter besucht er die schwedische Colonie am Dnieper, ein ziemlich verwildertes deutsches Volk, in dem man das Deutsche fast nicht mehr erkennt. Allen unerwartet, aber zur großen Freude Ali's, kommt er in Burkud wieder an. Seine Frau, Tasche, macht ihm zu schaffen; man verliert sich in Gerüchten über ihn; allein Ali sagt ihm: „Bleibe bei mir, ich werde dich nie fragen". Der Verf. schildert seinen Beruf: des Morgens vor Sonnenaufgang, nachdem er die Nacht in einem Pferdestalle zugebracht, hat er die Kühe zu melken; die Wirthschaft ist klein und Ali arm; ist das Vieh besorgt, so folgt der Dienst im Hause, es wird ausgekehrt, Feuer von getrocknetem Dünger angemacht, neues Brennmaterial zubereitet, Vieh auf den Markt getrieben, Bestellungen im Dorfe ausgerichtet, Pferde mühsam in der Steppe aufgetrieben, die Milch gesotten, bei der Ernte geholfen, Heu geladen, gedroschen, die Kinder gereinigt, beim Essen bedient, mit einem Worte, alle Dienste eines Knechts verrichtet. Die Freudigkeit, mit der dies Alles geschieht, gewinnt dem Verf. die Liebe der ganzen Familie, selbst der ihm Anfangs abholden Frau, der Kinder, der Gemeinde. Allmälig nach dieser Vorbereitung und im wachsenden Besitz der Sprache, sucht er nun ihre Begriffe aufzuhellen und zu erweitern. Man hört ihm theilnehmend zu, selbst Mursen, Effendis, Kadis und Mollahs besuchen Ali, um ihn reden zu hören, und während diese wähnen, er sei auf dem besten Wege, ein Muselmann, ein Nogaye zu werden, füllt er ihren Kopf mit erweiterten Religionsbegriffen und nützlichen Kenntnissen. Das ist das wahre Missionarienthum, und der Verf. erntet, wie er säet. Das Vertrauen zu ihm wächst; Ali beherrscht seine wilde Natur um seinetwillen und wird aus seinem Herrn sein Bruder. Dies Bild ist anziehend wie wenige, wahr, naiv und fesselnd. Namentlich arbeitet der Verf. der Verachtung des weiblichen Geschlechts und seiner Unterdrückung entgegen; er ißt mit Tasche und den Mägden aus einer Schüssel, schützt sie vor Mishandlungen und ehrt sie absichtlich; und das verfehlt seine Wirkung nicht. Zuweilen besucht er das nur 2 Meilen entfernte deutsche Dorf Ohrlof, und fühlt sich, obgleich mit manchem Schmerz, an gewünschter Stelle. So viel von des Verfs. persönlicher Stellung. Wer versagt ihm seine Theilnahme, seine Achtung, wenn er dies Capitel durchlesen? — Von nun an trägt der Verf. in einer Reihe von Abschnitten Alles vor, was über die Geschichte der Nogaytataren, ihre Verfassung, ihre Körperbildung, ihren Charakter, über Sittlichkeit, Erziehung, Lebensweise, Tugenden und Neigungen, über ihre Sprache, Schulen, Schrift, religiösen Verhältnisse, die Priesterkaste, über Spiele, Vergnügungen, Sitte und Art des Umgangs irgend wissenswürdig ist. Die heutigen Nogaytataren sind ein aus dem Dschagatai stammender Volkshaufe, der Jahrhunderte lang nomadisch (daher ihr Name Nogay, unstät, flüchtig) auf Wagen umherzog, in 3 Horden zerfällt und seit 1792 definitiv unter russischer Hoheit steht. Hier hat seit 1808 Graf Dumaison, ihr Chef, sie zu seßhaften Ackerbauern zu machen gestrebt, und diese Umwandlung ist ihm in 12 Jahren so gelungen, daß jetzt nur noch wenig Tataren sind, die ihre alte Nomadenweise zurückwünschen. Alle Versuche der Auswanderung haben aufgehört, seitdem ihre Ansiedelung am asowschen Meere von einem doppelten Kreise russischer und deutscher Colonien umringt wurde, von denen die letztern so angewachsen sind, daß des Verfs. schöne Karte dieser Colonien gleichsam einen Theil von Deutschland darzustellen scheint. *) Diese enge Berührung mit den Deutschen hat auf die Tataren den wunderlichsten Einfluß ausgeübt; und wir müssen das anziehende Capitel, das dies Verhältniß schildert, unsern Lesern besonders empfehlen. Die Tataren sind jetzt entwaffnet und ruhig; allein sie sind fanatische Mohammedaner geblieben, sehen Stambul noch immer als ihre Hauptstadt an, hängen noch immer an ihren Kadis und Mursen, welche die Regierung nicht anerkennt, und verachten, aller Scheinfreundlichkeit zum

*) An der Wolga allein wohnen 80,000 Deutsche und Südrußland zählt 254 fremde Colonien mit 98,000 Seelen.

Trotz, ihre christlichen Nachbarn noch immer, weil sie Schweinefleisch essen und sich von ihren Frauen, wie sie sagen, beherrschen lassen. Sonst sind sie ein liebenswürdiger Menschenschlag, gelehrig, treu, redlich, arbeitsam und nüchtern. Fassungskraft und Gedächtniß sind ihnen eigen; der Nogaye ist sinnlich, aber seine Vorstellungen von Recht und Tugend sind ausgebildet; Diebstahl und Raub sind verschwunden und die Liebe zum Eigenthum bildet sich allmälig aus. Von Unterricht ist nicht viel die Rede bei ihm; zwar hat jedes Dorf seine Sochta oder Schule (meist Löcher in der Erde), allein hier bleibt es beim Auswendiglernen einiger Sprüche und Gebete, und wenige Lehrer können schreiben; ihr Ehrensold besteht meist in einem Maß Hirse oder Weizen. Die Sprache ist eine Stammschwester der türkischen; sie ist hart, arm und entbehrt noch der grammatischen Festigkeit. „Son memse, nemdschi" („Du bist ein Deutscher") ist eine sehr gebräuchliche Schimpfrede. In der Schrift bedient sich der Tatar, mit wenigen Veränderungen, der arabischen Zeichen; gedruckte Bücher achtet er geringer als geschriebene; allein Wenige verstehen arabische oder türkische Werke. Die Schwierigkeit des Lesenlernens schreckt den Nomaden zurück; mehre Schriftproben, die der Verf. mittheilt, machen die Abweichungen vom Türkischen u. s. w. klar. Zeitrechnung, Münze, Maße und Gewichte folgen; die russischen Normen verdrängen allmälig die türkischen. Die Abschnitte über den Islam, die religiösen Gebräuche, Gebete und Opfer der Tataren sind ebenso anziehend als lehrreich und voll des reinsten Geistes eines erleuchteten Christenthums. Die größte Aufmerksamkeit des Verfs. hat die ökonomische Lage und die mögliche Verbesserung des sittlichen und äußerlichen Zustandes der Tataren aufsichgezogen. Er schildert uns seine Lebensweise, seine Beschäftigungen, den Zustand der Künste, des Ackerbaues, der Viehzucht, seine Neigungen und Abneigungen, seine Gebräuche, sein Verfahren bei den Geschäften des Ackerbaus, seine Fortschritte darin und seine Mängel dabei ausführlich, und beleuchtet gründlich, was der Regierung dafür zu thun übrigbleibt. Dieser Theil seines Werkes ist für die Administratoren der nogayschen, der russischen und deutschen Colonien unschätzbar durch die Unbefangenheit und die Sachkunde des Verfs. Allein er ist auch für den Unterhaltung suchenden Leser anziehend und dankenswerth. Das ganze Bild vollendet und rundet sich durch die reinstatistischen Schlußabschnitte. Die Zugheuschrecken, die Staubsäulen der Steppen, die Kimmung (mirage), diese der Steppe eigenthümliche Phantasmagorie, durch welche dem Reisenden Bäume, Seen und Berge erscheinen, wo sie nicht sind, die Grabhügel und Mohillen (Gräber der alten Kumanen) sind sehr ansprechende Punkte in dieser Schilderung der Physiognomie des Steppenlandes, welche durch die treue und naive Darstellung des Verfs. noch an Reiz gewinnen. — Verschiedene Excursionen nach Odessa und der schönen Krim schließen sich diesen an. Hier lernen wir die deutschen Colonisten (an der Molotschna allein werden 7000 preußische Auswanderer gezählt), die Duchoborzendörfer, die Kleinrussen und Kasaks, Feodosia und andere Gegenden kennen. Am Fuße des taurischen Gebirges liegen die deutschen Colonien Zürichthal, Heilbronn, Friedensthal, Rosenthal, Kronthal, Neusatz und Sudak. Diese Colonien blühen sichtbar auf; der Weinbau lohnt am besten, Viehzucht, Ackerbau weniger, doch fehlt es nicht an Absatz. Die Besitzungen sind kleiner als in der Steppe; ihre Bewohner stehen gut mit ihren krimischen Nachbarn und berühren sich mehr mit ihnen als die Colonisten an der Moloschna; der Tatar dieser Gegend ist arbeitsliebender, hülfreicher, gebildeter als der Nogaye. Hier, nahe bei Karaon, starb die Krüdener. Die Straßen sind gut, für Bewirthung und Unterkommen hat die Regierung durch öffentliche Wirthshäuser gesorgt. Es muß dem deutschen Reisenden ein eigenthümliches Gefühl gewähren, auf wenige Stunden Weges aus einem Tatarendorfe in ein deutsches, aus diesem in ein russisches, dann wieder in ein deutsches Dorf zu gelangen, seine Sprache, seine Sitte, seine Kirche unter Moslemins anzutreffen. Eine zweite Ausflucht führt den Verf. zu den Koschen oder Nomadentataren. Diese wohnen in zweirädrigen Kibitzen von hölzernen Stäben, mit wollenen Decken bekleidet. Bunt bemalte Kibitzen daneben bilden die Wohnung der Frauen; Kameele oder Ochsen machen die Bespannung aus. Jede Kosch bildet einen kleinen demokratischen Staat unter dem Ottoman oder Oberhirten; einzelne haben oft bis 2000 Pferde und bis 15,000 Schafe bei sich. Man glaubt unter ihnen sich in die Zeiten der Erzväter versetzt. Eine andere Ausflucht lehrt den Verf. die deutschen Colonien an der Molotschna kennen. Die ersten wurden 1804 gegründet, jetzt zählt man deren über 60. Ihr Wohlstand hat in der letzten Zeit durch Heuschrecken und Miswachs gelitten, doch gedeihen sie im Ganzen gut. Besonders blühen die Mennonitendörfer, welche mit ordentlichen Geldmitteln einwanderten; die Würtemberger, Badner und Nassauer am rechten Ufer des Flusses leiden dagegen sehr vom Geldmangel. Die Krone gewährt jedem Wirth etwa 250 R. Landes und Vorschuß zum Haushau. Das Land ist leicht urbar zu machen und unglaublich fruchtbar. Das Getreide gedeiht fast ohne Arbeit; die Baumzucht ist noch schwach; mit dem Wein sind erst an der Berda schwache Versuche gemacht; auf der Steppe werden jetzt Wälder angelegt. Die Schafzucht blüht (ganz feine Wolle gilt 120 Rub. in Moskau); das Vieh ist deutschen Schlages; es fehlt an Aerzten, Chirurgen und Hebammen; Tuchfabriken bestehen in dem Mennonitenflecken Halbstadt. Diese haben 40 Dörfer zu 30 Wirthen bevölkert; ihre häusliche Einrichtung ist genügend; man findet einfachen Wohlstand, Gastfreiheit, Ehrbarkeit des Wandels und sogar Wohlleben. Es fehlt nicht an Spaltungen, und im Ganzen ist die hierarchische Verfassung dieser Gemeinden wenig beliebt. Ueberall könnte das Verhältniß der Deutschen zu den Tataren besser sein; man gibt diesem zu oft seine Geringschätzung zurück; doch ist der Deutsche überhaupt dem Tatar gewogener als der Russe. Freilich ist die Zudringlichkeit der Tataren auch sehr groß, und der Umgang mit ihnen wird oft lästig. Im Ganzen aber wirkt das deutsche Beispiel doch gut auf das Volk, das Wohlstand und Ordnung zu schätzen anfängt. Das Gute gedeiht ja überall langsam! Eine folgende Excursion schildert uns die so verleumdeten Duchoborzen (Geistiggeborenen) als fleißige, geschickte Landwirthe, schöne, aber sehr sinnliche Menschen. Ihr Quäkerthum verliert sich allmälig. Die Malokaner (Milchesser), welche die Fasten verwerfen, bilden eine andere religiöse Sekte der russischen Kirche; die Tataren behaupten, es gäbe keinen guten Menschen unter ihnen. Die Armenier, eine Colonie griechischer Muselmänner, und die Zigeuner werden weiterhin geschildert; die Letztern erscheinen hier noch ganz als Heiden. Eine Menge anderer durchziehender Stämme werden dann geschildert, Alexanders Aufenthalt unter den deutschen Colonisten erzählt und von Nogaisk und dem Chef der Tataren berichtet. Die traurigen Wirkungen des Winters von 1825 machen den Beschluß. Dann folgt die Rückreise nach der Schweiz über Simpheropol, Odessa, Konstantinopel, Smyrna und Livorno, flüchtig, doch anziehend erzählt; und ein rührender Brief des guten Ali an den Verf. schließt diesen Abschnitt. — Eine dritte Reise nach dem asowschen Meere und zurück (durch Preußen und Oestreich) enthält wenig Neues; allein dankenswerth ist die tabellarische Uebersicht sämmtlicher deutscher Colonien in Südrußland. Die Karte derselben und die lithographischen Abbildungen sind eine sehr schätzbare Zugabe zu diesem trefflichen Werke, das nicht allein alle Foderungen, die man an ein sittenschilderndes Reisewerk machen kann, vollständig befriedigt, sondern auch durch Sprache und Darstellung eine ebenso unterhaltende als lehrreiche Lecture gewährt. 40.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 61. — 2. März 1830.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792 rc. Erster bis dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 60.)

Zweiter Theil, mit einem Plan der Schlacht bei Neerwinden und einer Uebersichtskarte des Vendéekriegs.

Im Feldzug 1793 sehen wir Dumouriez, in einem Augenblick, wo die Grenzen von allen Seiten bedroht waren, die Eroberung von Holland mit rastlosem Eifer verfolgen, welches unerklärliche Benehmen nur durch politische Rücksichten begreiflich wird. Mit argwöhnischem Blick auf den ihm feindlich gesinnten Convent schauend, mochte ihm Cäsar's in Gallien gebildete Macht vorschweben und ihn der Gedanke schmeicheln, mit batavischen Legionen gegen den Convent zu marschiren. Mit vielem Widerstreben kehrte er bei dem Vordringen des Herzogs von Koburg nach Belgien zurück, wagte und verlor die Schlacht von Neerwinden, sah sich dem Haß des Convents preisgegeben und ging zu den Oestreichern über, nachdem ihm der beabsichtigte Verrath mislungen war. Merkwürdig ist es, daß sich unter den Conventsdeputirten, welche er den Oestreichern auslieferte, der nämliche Beurnonville als Kriegsminister befand, dessen eilige Näherung durch Deckung seines linken Flügels ihm früher in der Stellung bei Islettes und Grandpré den Sieg verschaffte. Der Verrath des Feldherrn setzte die Armee in gänzliche Verwirrung, gesteigert durch die während des Streits der Gironde und Montagne eintretende Anarchie. Indessen benutzten auch hier die alliirten Feldherrn die Gelegenheit ebenso wenig als die Heerführer am Rhein, und es gelang der demokratischen Partei durch Bildung des Wohlfahrtsausschusses die Generale in die Alternative zwischen dem Sieg und dem Schaffot zu stellen, während der Ausschuß selbst die Bewegungen leitete. Die an sich nicht erfolgreichen Siege Houchard's bei Handschoote, und Jourdan's oder vielmehr Carnot's bei Wattigny befreiten die Republik auch von dieser Seite von der Furcht einer feindlichen Invasion.

Von der Seite von Italien ließen die Alliirten es bei einigen unbedeutenden Gefechten bewenden, obgleich die Insurrection von Lyon, Toulon, Nismes, Montauban ihren Unternehmungen einen fast sichern Ausgang versprach.

Die Beschreibung des Kriegs der Vendée von seinem Ausbruch im März 1793 bis zu dem fast an die Völkerwanderungen erinnernden Uebergang der übriggebliebenen Bevölkerung der östlichen Vendée, des Bocage, auf das rechte Ufer der Loire, schließt diesen Theil. Nur Derjenige, welcher sich selbst bemüht hat, aus den darüber vorliegenden Quellen, von welchen fast nur die Memoiren der Frau von Laroche-Jacquelin, die jedoch mehr den östlichen Vendéekrieg umfassen, mit Wahrheitsliebe und ohne absichtliche Täuschung verfaßt sind, ein klares Bild der ganzen Begebenheit zu erlangen, kann die Bemühung des Verfassers, eine so gerundete, gründliche und interessante Darstellung zu liefern, gehörig würdigen. Zuerst wird der Leser mit dem Terrain und den innern Verhältnissen der Vendée bekanntgemacht, wodurch es möglich wurde, in diesem fast wunderbar coupirten Lande einen solchen Widerstand zu leisten. Wenn es an und für sich ein auffallendes Phänomen ist, in einer Periode, wo ganz Frankreich mit der höchsten Exaltation den neuen Ideen huldigte, einen Theil dieses Landes sich so entschieden für das alte System erklären zu sehen, so wird dieses begreiflich, wenn man bedenkt, daß, selbst abgesehen von der religiösen Beschränktheit, welche diesen District für die Sache der verfolgten Priester geneigt machte, der Vendée alle Gründe abgingen, wodurch die Revolution entstand. Der Kampf zwischen dem an geistiger Cultur überlegenen dritten Stand und dem mit einem auf Ignoranz gegründeten Trotz vermoderte Institute vertheidigenden Adel war unmöglich in einem Lande, wo der dritte Stand fehlte. Daß der Bauer in ganz Frankreich sich mit dem dritten Stand gegen den auf seine Kosten in Paris schwelgenden Adel, welcher den Landmann als eine Spielart des zum Lasttragen und Entbehren geschaffenen Dromedars ansah, erklärte und Schlösser zerstörte, welche ihn, wie die Schweizer Geßler's Burg, an lang erduldete Erniedrigung erinnerten, ist ganz natürlich; aber die nämliche Erscheinung würde unbegreiflich in der Vendée gewesen sein, wo ein patriarchalisches Verhältniß zwischen dem Adel und dem Unterthan bestand, wo der Gutsherr im freundlichen Verkehr mit den Landleuten lebte und in Betreibung des Ackerbaues gleiche Beschäftigung, sogar bei Ausübung der

Jagd gleiches Vergnügen mit ihnen theilte. Auch ging die Insurrection offenbar vom Volk aus, welches sich weigerte, für die ihr verhaßte Republik die Waffen zu ergreifen und die ersten Anführer waren der Fuhrmann Cathelineau und der Förster Stofflet, denen die Adligen Lescure, Laroche-Jacquelin, d'Elbée, Bonchamps erst beitraten. Der Kampf mit dem Ausland und den Streit der Montagne mit der Gironde machte den aller Waffen und Kriegsbedürfnisse entbehrenden Insurgenten die ersten Siege möglich, welche mit einer oft an die Heroen der Mythen erinnernden Tapferkeit erfochten wurden, während in der Zeit zwischen den blutigsten Kämpfen die Felder wie in der ruhigen Zeit bearbeitet wurden. Selbst Niederlagen entmuthigten nicht. Sehr zu loben ist es, daß der Verf. die Unternehmungen der westlichen Armee unter Charette von denen der östlichen, im Bocage, trennt, denn wenn auch Anfangs Cathelineau, später d'Elbée, als Generalissimus anerkannt wurde, so hing doch die Uebereinstimmung der Unternehmungen von der oft unterbrochenen Eintracht der Führer ab. Nachdem der Krieg der Republik mehr Menschen gekostet hatte, als die Angriffe des alliirten Europa, nachdem die furchtbare Energie der demokratischen Partei an dem aus den entgegengesetzten Ideen entstandenen Enthusiasmus gescheitert war, wurde der Vernichtungskrieg gegen die Vendée beschlossen. Dieser ward dem Wohlfahrtsausschuß dadurch erleichtert, daß bei den Capitulationen von Mainz und Valenciennes, wo den Besatzungen, unter der Bedingung, nicht gegen die Alliirten zu fechten, freier Abzug zugestanden wurde, zufällig die Vendée vergessen war, wodurch die 16,000 Mann starke Besatzung von Mainz gegen die Vendée gebraucht werden konnte, wohin sie auf Wagen gebracht wurde. An diese krieggewohnten Truppen schlossen sich mehr Nationalgarden, als die Vendée Einwohner hatte. Dennoch verloren die Republikaner blutige Schlachten, bis endlich, nachdem fast alle Führer gefallen waren, und der vom Convent zum Oberfeldherrn ernannte Lechelle mit neuen Truppen eindrang, alle in die Hände der Republikaner fallenden Bewohner der Vendée ermordet, die Dörfer verbrannt wurden, der übriggebliebene Theil der östlichen Vendée, fürchtend bei dem Rückzug in die westliche vernichtet zu werden, über die Loire ging, nach der Bretagne, Anjou und Maine sich wendend.

Unter die vielen Unbegreiflichkeiten des Feldzugs von 1793 verdient der merkwürdige Umstand gerechnet zu werden, daß Ende August, wo die Leichen ganzer republikanischen Armeen den Boden der Vendée bedeckten, das englische Cabinet sich durch den Chevalier Tinteniac erkundigte, für welche Sache die Vendée eigentlich bewaffnet sei.

Dritter Theil, mit 3 Uebersichtskarten, des Vendéekriegs auf dem rechten Ufer der Loire, und der Kriegsereignisse in Flandern und an der Sambre.

Wir sehen die 80,000 auf das rechte Ufer der Loire gelangten Vendéer unter dem, nach dem Tode von Bonchamps und Lecure zum Anführer gewählten jugendlichen Helden Henry de Laroche-Jacquelin siegen und endlich ruhmvoll untergehen. Die unter jenem Haufen befindlichen Streiter fielen auf dem Schlachtfeld, die Unbewaffneten, Weiber und Kinder unter den Bajonetten der Mörder und auf dem Schaffot. Carrier's und Francastel's Blutgier schildert der Verf. mit der Wärme des empörten Gefühls. Ref. glaubt aus mehren andern Quellen eine Entschuldigung für Carrier in der Vermuthung zu finden, daß derselbe in eine Art von Wahnsinn verfallen zu sein scheint, da ein solches unsinniges Wüthen gegen Freund und Feind fast nur bei psychischer Krankheit möglich ist.

Den Aufstand der westlichen Vendée dehnte das Talent von Charette, besonders durch die Einnahme der Insel Noirmoutiers aus, doch finden wir hier weniger Züge ritterlicher Loyalität als bei den Führern der östlichen Vendée. Am Ende des Jahres 1793 war diese Insurrection wieder in die ursprünglichen Grenzen zurückgedrängt, während Henry de Laroche-Jacquelin, dem die Rückkehr auf das linke Loireufer mit wenigen Begleitern gelungen war, in dem Bocage diejenigen Einwohner um sich versammelte, die an dem Unglückszug über die Loire nicht Theil genommen hatten.

Zu den Angriffen, welche im Jahr 1793 sowol durch die große europäische Coalition als den Vendéekrieg die Republik bedrohten, kam noch der Aufstand von Lyon, Marseille, Toulon, welcher ursprünglich durch die entflohenen Girondisten erregt, von den Royalisten benutzt wurde. Eine republikanische Insurrection der gemäßigten Gironde gegen den tyrannischen oder vielmehr von einer Faction tyrannisirten Convent konnte für diesen gefährlich werden, aber unmöglich eine Erklärung zu Gunsten der Monarchie von der augenblicklich herrschenden Partei einiger Städte, welche, von republikanischen Districten umgeben, an und für sich eingeschlossen waren. Wie energisch der Sinn für die neuen Ideen war, beweist, daß der Girondist Rebecqui sich verzweifelnd in den Canal von Marseille stürzte, als er sah, ein von ihm geleiteter Aufstand sei den Royalisten günstig, und noch mehr, daß Nantes, obschon für die Gironde bewaffnet, nicht aufhörte die Royalisten der Vendée zu bekriegen, und sich lieber dem Ungeheuer Carrier unterwarf als mit Royalisten verband. Diese eingeschobene Bemerkung wird dem Leser den baldigen Fall von Marseille und Lyon erklären, welcher letztere Ort wol besonders auf die Unterstützung der östreichisch-sardinischen Armee gerechnet haben mochte. Auch erblicken wir hier den bekannten Fouché mit vielem Geräusch, dem er später heimliches Handeln vorzog, auftreten, indem er mit Collot d'Herbois und Couthon die Rebellen mit Kartätschen niederschießen ließ. Die vom Verf. militairisch detaillirte Eroberung von Toulon erlangt dadurch noch grösseres Interesse, als hier der Mann zuerst erscheint, dem später sein Talent, seine Kraft und ein beispielloses Zusammentreffen glücklicher Umstände eine so außerordentliche Rolle spielen ließ.

Auch sehen wir die Engländer, welche der kämpfenden Vendée, die ihnen so nah war, alle Hülfe versagten, sehr activ, die französische Marine in Toulon zu zerstören. Nachdem der Verf. in einer Einleitung zu den Feldzügen des Jahres 1794 die Anordnungen schildert, welche der Convent traf, um für diesen Feldzug eine so ungeheure Macht aufzubringen, daß er den Frankreich von allen Seiten bedrohenden Feinden eine überlegene Macht entgegenzustellen vermochte, und die nicht unbedeutenden Verstärkungen aufzählt, welche andererseits die Alliirten heranzogen, beschreibt er den von Pichegru und Jourdan gegen die combinirte östreichisch-englische Armee unter den Herzogen von York und Koburg in den Niederlanden geführten Feldzug so deutlich, daß fast nichts hinzuzufügen bleibt. Nur darauf wäre der Leser aufmerksam zu machen, daß seit dem 13. August 1793 der berühmte Carnot Mitglied des Wohlfahrtsausschusses war, und wir das bei den Feldzügen von Dumouriez in taktischer Hinsicht beobachtete neuere Kriegssystem nunmehr auch in strategischer Hinsicht entwickelt sehen, indem die ursprünglich getrennten Armeen von Pichegru und Jourdan dennoch als die beiden Flügel eines einzigen Heeres zu betrachten sind, welche die gemeinschaftliche Erreichung des strategischen Objekts, Brüssel, nicht aus den Augen verlieren. Auch kann man dem Convent seine Bewunderung nicht versagen, welcher zu einer Zeit der zügellosesten Demokratie seinen Befehlen solchen Gehorsam zu verschaffen wußte, während bei den Alliirten aus Verschiedenheit der politischen Verhältnisse höchst verschiedene strategische Ansichten herrschten, welche selbst auf die taktischen Unternehmungen nachtheilig wirkten.

Der nämliche Mangel an Uebereinstimmung hinderte am Rhein jede größere Unternehmung der combinirten östreichisch-preußischen Armee unter dem Herzog von Sachsen-Teschen und dem General Möllendorf. Der Sieg bei Kaiserslautern rettete zwar die Waffenehre, aber die unglücklichen Vorfälle in den Niederlanden nöthigten auch hier die Alliirten das linke Rheinufer zu verlassen.

Der im Vergleich mit den zu so wichtigen Resultaten führenden Begebenheiten am Rhein und in den Niederlanden nicht sehr wichtige Feldzug in Italien des Jahres 1794 dient, den Leser einen vorläufigen Blick auf eine Gegend werfen zu lassen, welche später der Schauplatz wichtiger Ereignisse werden sollte.

Auch in den Pyrenäenfeldzügen finden wir Anfangs nur unerhebliche einzelne Gefechte gegen die mit großer Vorsicht auf Bayonne und Perpignan vorrückenden Spanier; lebhafter wird die Scene, als der Wohlfahrtsausschuß auch hier durch seine Commissare die Anführer zu schrecken und die Soldaten zu elektrisiren wußte. Die große Sorge, womit der Verf. die Feldzüge der östlichen und westlichen Pyrenäen, sowie die an den Grenzen Aragoniens stattgefundenen Kriegsbegebenheiten von einander trennt, erlaubt dem Leser, sich mit den Eingängen in die Halbinsel genau bekanntzumachen. Interessant ist es, den General Moncey als exaltirten demokratischen Republikaner auf den nämlichen Punkten eindringen zu sehen, wohin er später im Jahre 1823 die durch 40tägiges Fasten apostolisch organisirte Armee führte. Der im Feldzug 1792 ausgeführte Vernichtungsplan von Turreau gegen die Vendée gibt ein Bild der blutigsten Greuel, wiederholt aber die alte und zu oft vergessene Lehre, daß man seinen Gegner nie zur Verzweiflung bringen müsse. Wir sehen die östliche Vendée sich erheben, Laroche-Jacquelin den Heldentod finden, Cathelinière erliegen, und dennoch die Royalisten unter Charette und Stofflet nicht nur kämpfen, sondern siegen.

Wenn auch die steten Zwistigkeiten zwischen den Anführern, deren Opfer der tapfere Marigny wurde, das ursprünglich edle und reine Streben dieses Kriegs beflecken, so kann man doch die Thätigkeit und Ausdauer Charette's nicht genug bewundern, und mit Erstaunen erblickt man ihn siegreich der Republik gegenüberstehen, als Robespierre fiel, Carrier den Lohn seiner Schandthaten erhielt und der gemäßigten Partei im Convent der Sieg blieb. Canclaux führte an Turreau's Stelle einen menschlichern Krieg, Leidenschaften kühlten sich ab, Bestechung schlich sich ein, und Charette sowie Stofflet schlossen einen Frieden mit der Republik, worin ihnen, was allerdings unbegreiflich ist, sogar royalistische Hoffnungen gemacht sein sollen. Hier schließt der 3. Theil, und jeder Leser wird dem nächsten mit Erwartung entgegensehen.

53.

Miscellaneen zur vaterländischen Kunstgeschichte unserer Zeit von C. Seidel. Erster Band. Berlin, Plahn. 1828. 1 Thlr. 12 Gr.

In dem Jahre 1826 gab der der literarischen Welt durch sein größeres ästhetisches Werk: „Charinomos", bekannte Verf. diese „Miscellaneen" zuerst heraus, vorzüglich durch die damalige berliner Kunstausstellung im Gebäude der Akademie veranlaßt; sowie diese sich im Jahre 1828 wiederholte, erschienen auch neue Miscellaneen, deren Hauptinhalt sich an jene Gemälde- und Statuenaufstellung anknüpfte. Beide Hefte erregten großes Interesse, sowol durch die Anerkennung als durch den Widerspruch, welchen sie fanden. Obwol ihr Hauptinhalt zwar nur den in jenen Perioden aufgestellten Gemälden gewidmet ist, so hat doch die Beurtheilung in gegenwärtigen Blättern das Buch aus andern Standpunkten zu betrachten. Jene Kunstwerke sind größtentheils nur von sehr vorübergehender Bedeutung, und diejenigen, die es nicht sind, finden sich jetzt wenigstens so in der Welt zerstreut, daß selbst die gründlichste Beurtheilung derselben nur sehr isolirtes Interesse haben könnte. Ein Anderes wäre es, wenn die Kunstwerke in einer Galerie beisammenblieben und die Beurtheilung so stets einen Leitfaden für den Beschauer abgeben könnte, wobei er füglich in den Stand gesetzt wird, das Urtheil mit den beurtheilten Gegenständen zu vergleichen. Aber Hr. Dr. Seidel hat seine Kraft nicht ausschließlich so vorübergehendem Ziele gewidmet. In demselben Hefte finden sich Kunstbetrachtungen über Gegenstände, welche für Berlin besonders einen bleibenden Werth haben. Dieser Art ist im 1. Hefte der Aufsatz über das schöne Standbild Blücher's von Rauch, der eigentlich historische und kritische Belehrun-

gen über andere vorzügliche Standbilder dieser Hauptstadt enthält, die bei der Freimüthigkeit und der Schonung, die in den Urtheilen herrscht, bei dem mancherlei Unbekannten oder Vergessenen, was sie mittheilen oder in Erinnerung bringen, den Bewohnern der preussischen Residenzstadt ein grosses Interesse gewähren. Die Bemerkungen über die Werth- und Ueberschätzung der Sängerinnen und Schauspieler, die sich ebenfalls rein an die Verhältnisse Berlins und seiner Kunstanstalten knüpfen, haben zwar, was den speciellen Gegenstand anlangt, nur einen vorübergehenden Werth, enthalten jedoch auch viel allgemein Wahres, was man zu allen Zeiten beherzigen sollte. Diesem Aufsatze entspricht ein anderer im 2. Hefte, betitelt: „Bemerkungen über Musik und scenische Kunst hierselbst", über den wir uns fast in gleicher Weise äußern möchten. Nur wünschte Schreiber dieses, als eingefleischter Polemiker, daß Hr. Seibel bisweilen nicht zu zart angedeutet hätte; manche Dinge kann man, besonders bei dem in Berlin herrschenden Unwesen in der Oberleitung der scenischen und musikalischen Verhältnisse, nicht stark genug aussprechen. Dem Irrthum deutet man das Richtige schonend an; der absichtlichen Verfälschung muß man die Bahn sperren und sie mit aller Gewalt, welche Rede und Wahrheit darbieten, auf die rechte Bahn zurückzwängen, wenn man auch kein anderes Motiv in den Trägern so strafbarer Gesinnungen zu erregen vermag als Furcht. Zuerst muß das Rechte geschehen; dann wird man sehen, daß es aus den besten Ursachen geschehe. Für den Einwohner Berlins ist indeß offenbar das Anziehendste in dem vorliegenden Werkchen der Aufsatz über die Architektur Berlins. Leider ist es nur zu wahr, daß selbst Gebildete, durch tägliche Gewohnheit und durch die Bequemlichkeit, jede Versäumniß nach Belieben einholen zu können, dem heimisch Wichtigen nur allzu gleichgültig werden, und Das, was sie in der fremden Stadt mit Sorge und Eifer wohl vorbereitet aufsuchen, zu Hause gänzlich verabsäumen. Ich glaube, man findet mehr Berliner, die die dresdner Bildergalerie als die hiesigen gesehen haben. Recht angelegentlich müssen wir daher unsere Landsleute auf die vielen historischen Belehrungen und einsichtigen Urtheile aufmerksam machen, die Hr. Seibel über die bekanntesten (und doch in jener Hinsicht den Meisten ganz unbekannten) Gebäude Berlins mittheilt. Die Geschichte des berliner Schloßbaues ist von höchstem Interesse, zumal auch deshalb, weil sie sich des grossen Schlüter, dessen Verdienste durch einen hämischen Neider, Cosander von Göthe *), so verkleinert, ja so sehr übel gelohnt wurden, auch von dieser Seite annimmt. Gern würden wir dem anziehenden Buche noch längere Betrachtung widmen, wenn es der Raum d. Bl., denen man nicht zumuthen kann, allzu viel Notiz von einem Buche zu nehmen, das sich nur mit Berlin beschäftigt, gestattete.

47.

*) Leider führt er diesen Namen; ob er mit der Familie Göthe's zusammenhängt, ist nicht gesagt. Er stammt aus Schweden, ging in späterer Zeit auf 8 Jahre nach Frankfurt a. M. und starb endlich in Dresden. Von seinem Charakter gibt der S. 78 citirte hämische Artikel aus dem „Theatrum Europaeum", welches Cosander's Schwiegervater, Merian, herausgab, einen hinlänglichen Begriff.

Ueber Cuba.

Zu Boston erschien im vor. Jahre von dem verstorbenen Prediger Abbot zu Beverly in Massachusetts unter dem Titel: „Letters written in the interior of Cuba", ein Werk über das Innere dieser Insel zwischen den Bergen Arcana im Osten und denen von Cusco im Westen, nach einer Reise in den Monaten Februar bis Mai 1828, das seiner Reichhaltigkeit wegen Erwähnung verdient. Der Anblick des Landes wird als höchst malerisch geschildert. Eine reine, klare Atmosphäre übergießt Alles mit einem eigenthümlichen Glanz. Gleich bei dem Eintritt in den Hafen fällt die rege Lebendigkeit des Verkehrs, das lebhafte Gewühl, entstanden durch den Zusammenfluß verschiedenartiger Nationen, die der Handel hier zusammenführt, auf. Mit einem breiten Strohhut auf dem Kopf und einem gewaltigen Schnurbart, oft halb nackend, häufig in bunte Lumpen, immer phantastisch gekleidet, tritt Einem hier unter Haufen von Negern, nordamerikanischen Matrosen und Seeleuten aller Nationen der Spanier entgegen, dem diese Insel seit 1511 geblieben ist. Ist man an das Land gestiegen, so erblickt man nicht wie in Altspanien die düstere Steifheit der Hidalgos, sondern ein rasches, munteres, mannichfach gemischtes Leben. Bewaffnet geht übrigens ein Jeder; nie sieht man einen Mann von Stande ohne einen breiten Säbel; der zerlumpteste Landmann schleppt ein langes und grosses Mordgewehr mit herum. Diese Defensivmaßregel wird, nach des Verfs. Meinung, von der Furcht einer Empörung der Schwarzen bedingt, deren Anzahl (freie und unfreie) die der Weißen bei Weitem übersteigt. Abbot begab sich auf einem Boot in das Innere des Landes. Die Ufer des Flusses, den man hinaufschiffte, waren zu beiden Seiten mit Berggehängen, oft mit sehr steilen Felsenwänden eingeschlossen. Ueberall, selbst auf den letztern, grünte aber eine üppige Vegetation von wildem Zuckerrohr, blühenden Gesträuchen und herrlich geschmückten Blumen. Bäume von seltener Größe und Schönheit zeigten sich den Blicken; in den Felsenspalten hatten wilde Bienen ihren Bau angebracht; Gebüsche von wilden Baumwollenstauden, deren Erzeugniß und Holz zwar wenig nutzbar ist, die man aber ihrer Schönheit wegen duldet, schmückten die Abhänge. Der Reisende sah einen Mahorbaum auf einem Gute, Santa Anna, von 100 Fuß Höhe. Der Stamm hatte unten an der Wurzel 46½ Fuß im Umkreise, und bis zu einer Höhe von 65 Fuß wurde seine weiße Rinde durch keinen Zweig und keinen Knorren verunstaltet. Die Krone dieses Riesengewächses war des Stammes würdig; ihr Diameter betrug 165 Fuß. Dieser Baum war gleichsam eine eigne Welt für sich und diente Scharen von Thieren zum Aufenthalt. Auf seinem Gipfel keimten kleine Tannen und wilde Weinranken, die ihre Zweige bis zur Erde herabsenkten und für zahllose Heere von Ratten, Mäusen und dergl. gleichsam Leitern bildeten, um an ihnen hinauf bis zu den Früchten der Tannen zu klimmen, in welchen sich, als in natürlichen Behältern, der Thau und das Regenwasser sammelt. Die Holzlaus hatte hier weite Ansiedlungen gegründet und sich an den herabhängenden Aesten doppelte Wege zum Herauf- und Hinabsteigen gewählt. Dies Insekt ist von der Größe eines Flohs, unschädlich, und dient der Bevölkerung des Hühnerhofes zur Nahrung. Schädlicher ist die Bibiagua, eine schwarze Ameisenart, die viele Verheerungen anrichtet. Die Zuckerfabrikation wird auf den größern Plantagen jetzt durch Dampfmaschinen getrieben, die man aus England einführt. Ein eigner Agent der englischen Gießereien hält sich dieserhalb auf der Insel auf. Als vorzüglich und hinreißend schön schildert der Verf. die Zeit, wo auf den Kaffeeplantagen die Blüte eintritt. Die ganze Gegend ist dann wie mit einem lichten Teppich vom Schnee bedeckt; man würde sich nach Eden versetzt glauben, wenn die Peitsche des Negeraufsehers Einen nicht an die traurige Wirklichkeit erinnerte. Die Sklaven haben es hier so schlimm wie nur irgend auf einer Colonie; doch gibt es auch einige Ausnahmen, wo menschenfreundliche Herren das Loos der Unglücklichen erleichtern. Nach des Verfs. Angabe beträgt die weiße Bevölkerung von Cuba 259,267 Köpfe. Freie Schwarze zählt man 154,057, Sklaven 225,131. Somit würde das Ganze eine Bevölkerung von 638,455 geben; doch ist die Zählung nur immer ungewiß, da keine genauen Register gehalten werden.

9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 62. — 3. März 1830.

Stimmen des russischen Volks in Liedern. Gesammelt und übersetzt von P. von Götze. Mit Steindrücken und Musikbeilagen. Stuttgart, Cotta. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der verdienstvolle Herausgeber der Volkslieder der Serben, die Ref. in Nr. 230 d. Bl. f. 1829 angezeigt, führt uns in der vorliegenden Schrift auf ein weit weniger bekanntes Feld, und alle Freunde der Volkspoesie nicht nur, sondern auch der Literargeschichte müssen ihm Dank für seine Bemühungen wissen.

Er schickt seiner Sammlung eine gehaltvolle Abhandlung voran, die sich, nach einigen allgemeinen Bemerkungen, über die Eigenthümlichkeit der russischen Volksdichtung verbreitet, und aus der wir einiges Wesentliche auszugsweise entnehmen, überzeugt, daß unsere meisten Leser dadurch manches Neue erfahren.

Die Anlage der Slawen zum Gesange, sagt Hr. v. Götze, ist ihnen gleichsam angeboren und wird durch den Wohlklang der Sprache noch vervollkommnet. Schon Prokop, der von einem Ueberfalle des slawischen Lagers durch die Griechen erzählt, meldet, daß die Krieger in jenem sich durch Gesang eingeschläfert und gar keine Sicherheitsanstalten getroffen hätten. Meyerberg („Iter in Moschoviam") beschwert sich, durch das beständige Singen im Schlafe gestört worden zu sein, und dem Leclerc („Histoire de Russie") schien die Schalksfröhlichkeit der Russen mit ihrer Knechtschaft im Widerspruche zu stehen.

Die meisten russischen Lieder heben mit Allegorien an. Es wird vor unser Auge ein Gemälde hingestellt, zu welchem die Erzählung selbst in irgend einer Beziehung steht. Von einigen Liedern hat sich nur der allegorische Anfang erhalten und die Erzählung selbst ist verklungen. Oefters steht auch der Eingang in gar keiner oder nur entfernter Beziehung zum Inhalte, aber der angeschlagene Laut tönt durch das ganze Lied fort.

Viele Lieder beginnen mit einem verneinenden Gegensatze, als ob eine Frage vorhergegangen wäre. In andern Liedern singt der Dichter zuerst einen leblosen Gegenstand an und leitet dann die Gedanken auf das eigentliche Thema des Gedichts. Zuweilen spinnt der Dichter jenen Eingang zu einer ganzen allegorischen Erzählung aus, deren Verständniß er nachher mit wenigen Worten dem Zuhörer eröffnet. Die epische Umschreibung eines Satzes durch Frage und Antwort, Dehnungen und Wiederholungen oft unbedeutender Verse finden sich in der russischen wie in jeder Volkspoesie.

Als auf eine Eigenthümlichkeit der russischen Sprache, die auch auf ihre Lieder übergeht, macht der Herausgeber auf ihre vielen Diminutive und Schmeichelworte aufmerksam: meine Seele, Herzchen, Freude, Wonne, Hoffnung, Pfötchen, Beerchen, Licht, Ernährer. Besonders auffallend sind die Schmeichelnamen: Väterchen, Mütterchen, die sogar Städten und Flüssen ertheilt werden. Es scheint, als wußten die alten Russen zur Bezeichnung ihrer Zuneigung und Anhänglichkeit keine innigern Ausdrücke zu finden als diejenigen, in welchen sich die kindliche Liebe ausspricht. Die Zärtlichkeit erschöpft sich im Vergleichen mit allen möglichen Gegenständen der Schönheit und Erhabenheit, als: Täubchen, weißer Schwan, heller Falk, meine schöne (rothe) Sonne, leuchtender Mond! Aber auch an Schimpfwörtern ist die Sprache nicht arm. Durch Hinzufügung des Zeit- oder Beiwortes zum Nennwort (der schwarze Rabe, keinen Blick erblicken u. a.), sowie durch manche Wortspiele scheint der Sänger dem Worte gleichsam einen verborgenen tiefen Sinn ablauschen zu wollen.

Ihre immer wiederkehrenden Beiwörter haben die Russen mit andern slawischen Völkern gemein. Sie sind ganz stehend. Die weißen Hände, der weiße Leib, die weiße Brust, wenn auch von einem Straßenräuber die Rede ist. Das trotzige Haupt, besonders wenn die Person etwas begeht, wodurch sie sich den Tod zuzieht. Die schwarzen Locken, wenn von Männern die Rede ist, denn die schönen Jungfrauen haben alle (röthlich) blonde Haarflechten. Adler und Taube heißen beide bläulichgrau, und ersterer, gleich dem Falken, noch der junge. Der helle Falke, der sprechende (prophetische) Rabe, der reißende Fluß, die Mutter Wolga, der stille Don.

Wenn von Kosacken die Rede ist, so werden gern pleonastisch mehre Stämme derselben aufgezählt. Sich selbst nennt das Volk das rechtgläubige, auch Volk Gottes, und Rußland das heilige.

Der Zar der rechtgläubige, weise, gestrenge, schreckliche.

Bemerkenswerth sind gewisse Vorzeichen und Allegorien, z. B.: glühender, weisser Kiesel, der sich im Herabrollen vom Gebirge zerbröckelt, bedeutet grosses Unglück, gemeiniglich den Tod. Der Fluss, in welchem Jemand ertrinkt, trübt sich mit Sand. Der Pfriemenstrauch deutet auf Unglück. Kuckuk und Nachtigall sind Vögel der Schwermuth. Der weissagende schwarze Rabe verkündet Blutvergiessen. Die Donau ist ein Unglücksfluss; dahin zogen Mann und Bräutigam öfters dem Tod entgegen. Von ihr erzählt das Lied: „Trauriges Erkennen" (S. 113), das wir hier einschalten, um die Einförmigkeit der Notizen zu unterbrechen:

Aus dem Wald, dem finstern Espenwald,
Aus dem Espenwald dem reinlichen
Fliehet dort ein Ross, ein wackrer Gaul.
Hinter ihm ein wackrer Jüngling geht,
Spricht zum Ross im Gehen solche Wort':
„Du, halt an, halt an, mein wackres Ross!
Ganz vergass ich, zu ermahnen dich,
Trink nicht Wasser aus dem Donaustrom.
In der Donau wusch das Mädchen sich,
Und sie schmückte sich von Kopf zu Fuss,
Schmückte sich und fing zu weinen an,
Aber weinend sprach sie bei sich selbst:
Gibts denn unter Männern keinen Mann,
Dass mich weggibt so mein Väterchen,
Einem Dieb mich, einem Räuber gibt?"
Sie beriethen sich am Abend spät,
Zogen auf den Raub um Mitternacht,
Kamen erst am hellen Tage heim:
„Komm hieher, komm her, du junges Weib,
Und erkenn' das abgejagte Ross!"
„„Müdes Ross, bist meines Vaters Ross,
Meiner Mutter blutbefleckter Kleid,
Goldner Kranz, bist meiner Schwester süss,
Goldner Ring, bist meines Bruders lieb!
Er erschlug mein trautes Brüderchen,
Den geliebten Schwager mordet' er!""

Wer die serbischen und neugriechischen Volkslieder kennt, wird aus dieser Probe ahnen, dass die russischen Lieder sich mit jenen weder was die Tiefe des Gefühls, noch was die Lebendigkeit der Bildersprache betrifft, auf Eine Stufe stellen lassen. Auch ist der Herausgeber (ein seltener Fall) nicht so eingenommen für seinen Gegenstand, dass er nicht z. B. gestände, dass in den russischen Liedern der Liebe eigentlich mehr Weichheit und Sinnlichkeit liege als Zartheit des Gefühls; dass namentlich die Festspiellieder, mit denen sich auf dem Lande Chöre junger Dorfschönen vergnügen, gemeiniglich ohne allen poetischen Gehalt sind; dass überhaupt im Ganzen das poetische Element in den Worten der russischen Volksdichtung weniger erheblich als in dem Gesange ist (S. 20). Es finden sich in diesen Volksliedern, nicht wie in den serbischen und slowakischen, Spuren vom Glauben an Geister, überirdische Wesen und Wiederkehr der Verstorbenen. Die wenigen Namen heidnischer Gottheiten, die vorkommen, scheinen aus den Sagen anderer Nationen entlehnt. „Die Einbildungskraft der Russen scheint weniger schöpferisch, der Ausdruck ihrer Gefühlsweise weniger tief zu sein" (S. 21). Auch keine ritterthümliche Empfindung beseelt die russischen Helden- und Minnelieder, sie ermangeln in der Regel jenes kühnen Gedankenwurfs und der Lebhaftigkeit des dramatischen Dialogs, welche uns in den Romanzen der westlichen Völker entzücken; aber doch leuchtet aus ihnen fast überall eine gewisse Beweglichkeit der Einbildungskraft hervor, die den slawischen Völkern überhaupt eigen ist.

„Dem jungen hellen Falken wird ein geliebter Jüngling verglichen; der weisse Schwan oder das Täubchen bezeichnen das schöne Mädchen oder die junge Frau. Der schwarze Rabe, der Unglücksvogel, dient als Bild eines ermordeten Jünglings; sein Mörder ist der graue Aar; mit des Jünglings heissem Herzblut tränkt er die feuchte Mutter Erde. Dem blühenden Mohn gleicht eine holde Jungfrau. Nicht der milde Frühlingsregen hat ihr Antlitz benetzt; es sind Thränen um den geliebten Ungetreuen. Dort fliegen am Meere die Vögel zusammen, des Goldfinken Hochzeit zu feiern, und 2 Regenbogen stehen am Himmel, andeutend; dass der reiche Mann 2 Freuden hat: sein Sohn ist Bräutigam, seine Tochter Braut. Leise schleicht die junge Frau durch die Gemächer des hohen Hauses, dass das Rauschen des Zobelpelzes sie dem eifersüchtigen Gatten nicht verrathe..... Dem Fuhrknecht verschmilzt sich der Gedanke an den ganzen Kreis seiner Freuden: die unwiderstehliche Schenke, die wärmende Sonne und das gesprächige Mädchen in ein Gefühl des Entzückens".....

„Wie eine Schwalbe an ihr heimathliches Nest, also schmiegt sich eine untröstliche Mutter an den erschlagenen Sohn. Der helle Mond verbirgt sich aus Trauer um den Tod des grossen Kaisers..... Bei dem Rauschen des grünen Eichwaldes erwacht das Gewissen des Räubers. Durch jene Gasse führt man einen Bojaren zum Blutgerüste; alle haben ihn verlassen, nur seine weinende Schwester nicht; das Volk wagt kaum aufzuschauen, wie sein Haupt fällt".....

Der Herausgeber drängt noch eine gute Zahl so schöner Lebens- und Gemüthsbilder in einigen Seiten zusammen (S. 22—25) und beweist dabei einen hohen Sinn für Poesie und für jeden echten Ausdruck der Phantasie und des Gefühls. Mustern wir jedoch die nachstehenden Lieder selbst, so müssen wir freilich gestehen, dass gar viel dürres Holz zwischen jenen einzelnen frisch grünenden Gesträuchen steht. Noch dazu erfahren wir bei den schönsten Liedern, dass dieselben keine eigentlichen Volkslieder, sondern modernen Ursprungs sind; zum Theil kennt man sogar noch die Verfasser. So gehört gewiss unter die phantasiereichsten Stücke der Sammlung das Lied, das den Ilja Murometz, einen halbfabelhaften Helden aus dem Zeitalter Wladimir des Grossen, besingt (S. 84):

Auf dem Meer, ach! auf dem blauen Meer,
Auf dem blauen Meer, dem kaspischen,
Freunde! schwimmt ein Falkenschiff daher;

Schwimmt und wogt wol schon an dreißig Jahr.
Nicht vor Anker lag das Falkenschiff,
Kam an steiles grünes Ufer nie,
Kirchen hat es, Klöster nicht gesehn,
Noch der Glocken hellen Ton gehört.
Trefflich ist geschmückt das Falkenschiff;
Gleich dem Aare streckt sein Schnabel sich,
Schlangenartig dehnt sein Kiel sich aus,
Seine Segel Adlersfittige.

Auf diesem Schiffe ist Murometz; wenn sein Stöckchen an den goldenen Knöpfen seines Pelzes hinklirrt, so erheben sich seine Gefährten und greifen das feindliche Schiff (ein grober Anachronismus macht es zu einem Türkenschiffe) muthig an. Die Feinde stürzen sich ins blaue Meer. Obgleich nun dieses Lied wirklich im Volkston gedichtet ist, so weisen doch, nach des Verfs. Bemerkung, sowol die Anachronismen als die Sprache auf modernen Ursprung, die letztere gar auf den Anfang des vorigen Jahrhunderts. So ist auch das schöne Lied vom Strjelzen-Ataman (S. 107), das mit dem einfachen Schmerzenslaut endet:

Und sie führten ihn zum schönen Markt,
Schlugen von den starken Schultern ihm
Seinen starren, unbeugsamen Kopf,

nach Gegenstand und Form erst vom Schlusse des 17. Jahrhunderts; ein anderes, von tiefer Rührung eingegebenes Lied (S. 118) scheint unmittelbar nach dem Tode Peters des Großen gedichtet; wieder 2 andere (S. 126 fg.) besingen den Tod eines Kosackenobersten, der ums Jahr 1739 fiel. Eines der schönsten, an die gute Zeit des Volksgesangs erinnernden soll gar der Räuberbarde Wanka Kain einige Tage vor seinem Verhör, im Jahr 1755, gesungen haben (S. 153, vgl. S. 51 des Vorberichts). Hier die Hauptstelle daraus:

Wird der gestrenge Zar und Herr
Also mich befragen:
Wol, o Bursche, du Bauernsohn,
Die Wahrheit sollst du mir sagen.
Sage, wer war dein Raubgefährt'
Und hattest du viel der Gefährten?

Will dir gestehn, o meine Hoffnung!
Du rechtgläubiger Zar!
Gestehn die reine Wahrheit,
Die lautre Wahrheit gar:
Daß ich noch vier Gefährten hatt',
Der erste mein Roß so brav,
Der andre die finstre Nacht,
Der dritte mein Bogen straff,
Der vierte mein Messer von Stahl.
Wie nun entgegnet mir meine Hoffnung,
Der rechtgläubige Zar?
Recht so, Bursche, zu rauben verstandst,
Rede zu stehen sogar,
Will dich, Bursche, begnaden dafür
Mit einem hohen Gebäu,
Auf einem Felde der Pfosten zwei,
Drüber ein Balken quer.

Sehr modern ist das „Soldatenlied" (S. 158).

Den Charakter der ältern Volkslieder dieser Sammlung haben wir oben mit den Worten des Verfs. geschildert. Von ihnen zeichnen sich aus: „Der schwarze Rabe" (S. 14), den ein junger, grauer Aar zerfleischt; ein eigenthümliches Naturbild; „Helft mir weinen" (S. 122); „Der ermordete Jüngling" (S. 124); „Das Königsfräulein in Lithauen" (S. 131); „Das Diebsgehölz" (S. 156), gewiß sehr alt, wie die komisch stehende Uebertreibung beweist, daß eine junge schöne Maid singt:

Vierzig Jahr' ich mit den Räubern zog,
Einundvierzig Seelen ich verdarb,
Schonte meiner eignen Aeltern nicht,
Hab' vernichtet meinen ganzen Stamm.

Das Lied: „Kniäs Román" (S. 160), eine alte Romanze, rechnen wir unter die schönsten; die Art, wie der Mord einer Mutter beschrieben und wie die Entdeckung desselben an die Tochter durch einen sprechenden Adler erzählt wird, mahnt uns an die schönsten slawischen Volksgesänge dieser Gattung. Eins der kürzesten: „Das Waisenmädchen" (S. 168), ist so rührend als irgend ein serbisches oder neugriechisches; wir setzen es ganz her:

An der Quelle, an der rieselnden,
An dem Brunnen, an dem kühlenden,
Tränkte selbst sein Roß ein wackrer Knab',
Schöpfte Wasser eine schöne Magd,
Schöpfte Wasser sie und stellt' es hin,
Stellt' es hin und ganz gedankenvoll,
Doch, es überdenkend, weinte sie,
Und in Thränen sprach sie solches Wort:

Glücklich mag wol leben auf der Welt
Der, so Vater hat und Mütterlein,
Vater, Mutter, Bruder, Schwesterlein,
Bruder, Schwester, Stammgenossenschaft.
Aber ach! ich schönes Mägdlein hab'
Keinen Vater und kein Mütterlein,
Keinen Bruder und kein Schwesterlein,
Schwesterlein noch Stammgenossenschaft;
Noch auch hab' ich diesen trauten Freund,
Diesen trauten, herzgeliebten Freund!

Echtvolksthümlich, aber eben in dieser Volksthümlichkeit mager und arm sind die „Hochzeitlieder" (S. 193 fg.); „Pfingstlieder" (S. 213 fg.); „Weihnachtslieder" (S. 221 fg.) und andere „Chorreihenlieder" (S. 230 fg.), die wol sämmtlich erst durch Musik und Gesang beseelt wurden, wie denn die glänzendste Seite der russischen Volksdichtung unstreitig die musikalische ist (Vorb., S. 33 fg.). Die russischen Volkslieder theilen sich, in dieser Hinsicht, in gedehnte oder harmonische und in Tanzlieder oder melodische. Der Herausgeber führt nicht weniger als 9 Instrumente an, zu deren Begleitung die Lieder gesungen wurden und werden; das beliebteste darunter war die Gußli oder liegende Harfe, nicht zu verwechseln mit der serbischen Gusla; und eins der ältesten ist die Balalaika, der erste, rohe Versuch einer Cither.

Der gehaltreiche Vorbericht, aus dem wir dieses entlehnen, umfaßt auch noch eine Untersuchung über das Metrum der russischen Volkslieder und gibt einen Ueberblick über die verschiedenen Liedersammlungen und eine Literatur des russischen Volksliedes. Angehängt sind dem Werke Abbildungen der Instrumente, einige Liedermelodien, auch ist es mit 2 Kupfern ausgestattet. 2.

The progresses, processions and magnificent festivities of King James I, his royal consort, family and court. By *John Nichols*. 3 Bände. London, 1828.

Der fleißige Alterthumsforscher Nichols vollendet durch dieses Werk, dem ein früheres, Elisabeth betreffend, vorausgegangen ist, ein so reiches als genaues Gemälde der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Zur Vervollständigung nehme man dann noch hinzu: „Inquiry in the literary and political history of James I, by *J. D'Israeli*" (London, 1816). — Jakobs Zug von Edinburg nach London, um die ererbte Krone in Empfang zu nehmen, wird zuerst beschrieben. Als der König über Durham hinausgekommen war, setzte er sich bei Houghton auf eine grüne Anhöhe und blickte nach dem schönen England hinab, das er nun endlich sein nennen durfte. Am 22. Abend seiner Reise erreichte er Hinchinbrooke, den Landsitz Oliver Cromwell's, des Oheims jenes jüngern O. Cromwell's, der in der Folge den Stuarts so verderblich werden sollte. Dieser nachmalige Protector des Reichs stammte übrigens mütterlicher Seits aus königlichem Geblüt, da sein Vater sich mit einer Dame vom Stuart'schen Stamme vermählt gehabt hatte. Auch in den übrigen Jahren seines Lebens stattete Jakob manchen Besuch bei jenem ältern Cromwell ab. Dergleichen Ehrenbezeigungen waren indessen so kostspielig, daß mehre Familien dadurch zu Grunde gerichtet wurden, weshalb denn auch manche Große, deren Macht man vermindern wollte, mit dem königlichen Zuspruch am öftersten heimgesucht wurden. Bei den Besuchen, welche Cromwell erhielt, lag nun freilich dergleichen Politik nicht zum Grunde; sie waren aber doch eine Veranlassung, daß er ein Grundstück nach dem andern, und zur Zeit der Thronbesteigung Karls I. sein Hauptgut Hinchinbrooke selbst verkaufen mußte. Das machte indessen seine Treue nicht wankend; und als sein Neffe nachmals sich schnell zu so ungeheurer Höhe emporschwang, bewog ihn auch dieses keineswegs, von der Sache der Stuarts abzufallen. Hieraus läßt es sich erklären, daß der Neffe, wiewol er dem Oheim äußerlich alle Ehrerbietung bezeigte, ihm dennoch seine Waffen und sein Silbergeschirr, vorgeblich zum Dienste des Staats, abnahm; ja, als der alte 90jährige Mann sich ganz in der Stille nach Ramsay zurückgezogen hatte, dem Städtchen eine große Geldbuße auflegte und, wenn sie nicht erlegt würde, mit der Brandfackel drohte. Der alte Mann zahlte nun zwar 1000 Pf. und stellte 40 Reiterpferde, aber da er übrigens ein Jakobit war und blieb, konnte auch dieses Opfer den Neffen nicht befriedigen, und er belegte alle noch übrige Besitzungen des Oheims mit Beschlag. Doch hob er selbigen, da der Greis durch nichts zu beugen war, nachmals wieder auf. Durch nichts in der Welt ließ der alte Mann sich bewegen, für sich oder seine Söhne, die gleichfalls in Armuth versunken waren, irgend eine Gunst zu suchen. Als er, 93 Jahr alt, starb, mußte man den Leichnam in der Nacht zur Erde bestatten, weil man besorgte, die Gläubiger möchten sich desselben bemächtigen als einer Art Unterpfandes.

Auf einer der zahlreichen inländischen Reisen, die Nichols schildert, ward auch die Universität Oxford besucht, wo es denn ganz vorzüglich hoch herging. Jakob ward hier von 3 als Sybillen ausstaffirten Studenten empfangen und von ihnen in lateinischen Hexametern begrüßt. Sie sagten ihm, als dem Abkömmlinge Banko's, als König von England, Schottland und Irland, gut Glück. Shakspeare soll durch eine deutsche Uebersetzung dieser Anrede veranlaßt worden sein, den „Macbeth" zu dichten. Stoff dazu reichte aber auch wol Holingshed's bekannte Chronik dar. Der Königin (Anna) gefiel ganz besonders eine griechische Rede, weil, wie sie sagte, sie noch nie habe Griechisch sprechen hören. In die vielen Reden und Disputationen, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, mischte der gelehrte und redselige Jakob sich öfters ein und mitunter recht witzig. Als z. B. über das Thema disputirt werden sollte: ob Gold durch Kunst hervorgebracht werden könne? verneinte er dieses, „weil ja, wenn der Stein der Weisen je existirt habe, dann Salomo, der Besitzer desselben, nicht das Gold erst von den Indiern eingehandelt, sondern selbst es gemacht haben würde". Bei den Besuchen des Königs zu Oxford und Cambridge hatte es denn auch ein solches Jagen nach akademischen Würden gegeben, und es hatten sich so viele Unwürdige den Doctortitel erschlichen, daß die Akademien mehre derselben durch ein öffentliches Ausschreiben wieder entdoctorn mußten. Auch der Ritterschlag traf oft genug den Unrechten. Als einst ein Gesell dieser Art vor dem König niederkniete, um den Ritterschlag zu empfangen, und dabei das Haupt tief niedersenkte, rief Jakob: „Blicke nur immer auf, Mann! Ich habe mehr Ursach, mich zu schämen, daß ich Dich zum Ritter schlage, als Du, daß Du dazu geschlagen wirst". — Jagd, pikante Gerichte, seltsame, gelehrte Untersuchungen, Glanz und Abenteuerlichkeiten, die eine starke und schnelle Aufregung schufen, liebte Jakob vorzüglich. Des aufgeweckten Umganges wegen hatte er am liebsten junge und lustige Leute um sich. Er habe diese Jünglinge, beschuldigt man ihn, mehr geliebt als selbst seine Gattin. Dagegen aber nimmt ihn N. in Schutz und erzählt unter manchen andern Anekdoten auch folgende: Die Königin hatte auf einer Hirschjagd das Unglück, ein Reh zu fehlen und dafür des Gemahls Lieblingshund, Juwel, zu erschießen. Anfangs stürmte Jakob gewaltig. Als er aber hörte, wer den fatalen Schuß gethan, bat er seine Gattin, sich ja nicht zu bekümmern, und des nächsten Tages beschenkte er sie mit einem Diamanten, 2000 Pf. an Werth; „es sei", setzte er hinzu, „ein Vermächtniß des verstorbenen Juwel". Bald nachher schenkte er ihr auch das Schloß zu Greenwich. Anna hinterließ Diamanten, 400,000 Pf. an Werth, und die meisten hatte ihr Jakob, wie oft er sich auch in Geldverlegenheit befinden mochte, verehrt. 6.

Wanderungen in weniger besuchte Alpengegenden der Schweiz und ihrer nächsten Umgebungen von Hirzel-Escher. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1829. 12. 16 Gr.

Die kleine, unterhaltende, nicht übel verfaßte Reisebeschreibung eines Geologen und Mineralogen. In dem warmen, für Alpenreisen besonders günstigen Sommer 1822 konnte der Verf. seine Reiselust nicht bezwingen und doch auch ihr nur höchstens 14 Tage widmen, und da er ohnedies gern einen kurzen Besuch im leuker Bade gemacht hätte, faßte er noch den Entschluß, die nicht weit davon entfernten, ihm ganz unbekannten Umgebungen des Monterosa kennen zu lernen. Zu dem Ende wollte er diesen, wenn auch nicht höchsten, doch größten Gebirgskoloß in Europa in möglichst naher Begrenzung umgehen. Den 17. Juli machte er sich mit einem Freunde, der sein Reisegefährte geworden, von Zürich aus auf den Weg, Jeder mit seinem Tornister bepackt, wozu sich bei unserm Autor noch das bergmännische Fäustel und Eisen gesellte. Der beschränkte Raum erlaubt uns nicht, Hrn. H. auf der Reise zu folgen; wir müssen deshalb die Leser auf das Büchlein selbst verweisen, doch stehe hier die Versicherung, daß sie glücklich zurückgelegt und angenehm beschrieben wurde. An diesen ersten Ausflug schließt sich in der Schrift ein zweiter, im September 1823 unternommener, an, wo der Reisende einige Gebirgsstöcke der Cantone Schwyz und Glarus, namentlich den Rebetenstock, den Kärpfstock und das glarner Faulhorn oder den schwyzer Griselstock heimsuchte und die herrliche Reise als ein tüchtiger Fußgänger in 6 Tagen von Zürich aus vollendete. 49.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 63. —— 4. März 1830.

Rio de Janeiro wie es ist. Beiträge zur Tages- und Sittengeschichte der Hauptstadt von Brasilien, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Lage des dortigen deutschen Militairs. Von C. Schlichthorst. Hanover, Hahn. 1829. 8. 2 Thlr.

Lange ist uns keine so interessante und angenehme Schilderung zu Gesicht gekommen als diese, was Ref. um so mehr bekräftigen kann, als er noch vor nicht langer Zeit ähnliche Schriften über Brasilien in diesen Blättern angezeigt, und so ziemlich Alles, was über dieses Land erschienen ist, gelesen hat. Darum mögen wir unsern Autor auch nicht mit ein paar Zeilen abfertigen, durch die er leichter vergessen als empfohlen werden könnte.

Ueberspannte Ansprüche an Lebensglück und Lebensgenuß, verfehlte Wünsche und getäuschte Erwartungen bestimmten den Verf. im Herbste des Jahres 1824 zu einer Reise nach Brasilien. In Hamburg, sich an den bekannten Hrn. v. S—r wendend, fand er diesen sogenannten diplomatischen Agenten für das Kaiserreich Brasilien mit einem Personal umgeben, das aus einem böhmischen Glasschleifer, einem verlaufenen Tanzmeister, vulgo der Fürst Ypsilanti genannt, und ein paar verdorbenen Schustern und Schneidern bestand. Als er nun vollends das Gesindel sah, welches der Herr Ritter unter die gelb und grüne Fahne versammelt hatte, die schmierigste Grundsuppe der deutschen Nation, da ward sein Entschluß, in solcher Gesellschaft das Weltmeer zu durchschneiden, wankend. Doch als er auch einige rechtliche Leute und die junge Frau des Capitains erblickte, so die Gefahren zu theilen nicht scheuten, ermannte er sich und zahlte seine 100 Piaster.

Die Darstellungen auf dem Schiffe, die Schilderung des Ritters v. S—r und seiner Seelenverkäufereien muß man im Buche selbst lesen; sie sind mit starken Farben aufgetragen. Der Criminalcodex zumal, der den 300 Argonauten vorgelesen und auch oft geltendgemacht wird, möchte wol einem ordentlichen Mann unheimlich machen, da auf Raisonniren, Furcht verrathen u. dgl. schon das Todtschießen steht. Indeß bekennt der Verf. selbst, und so muß man in der That jenes Geschäft der Werbung ansehen, daß Deutschland dadurch von einer Masse des heillosesten Gesindels befreit wird, das wol nur mit solchen Proceduren im Zaum zu halten ist. In Hamburg wird man dies besser beurtheilen können und es daher für diese Classe eher fördern als hindern, da Deutschland keine eigne Colonien besitzt. Uebrigens ist die Wirthschaft auf einem solchen Schiffe greulich; nur die Mundverpflegung nennt der Verf. gut, weil sie natürlich mit der guten Haltung der Ueberlieferten im Verhältniß steht.

Am 4. April 1825 kam der Transport in Rio de Janeiro an. Der Verf., der sich in Militairdienste begeben wollte, stieg mit Denen ans Land, die vom Kaiser und der Kaiserin im Arsenal der Marine empfangen wurden. Don Pedro ist ein schöner Mann, von mittler Größe, mit einem prächtigen schwarzen Barte. Seine Haltung ist nachlässig-stolz; seine glänzend schwarzen Augen sind in steter Bewegung; wenn er lacht, zeigt er eine Reihe der weißesten Zähne. Die Kaiserin hat Hr. S. als eine kurze, dicke Frau beschrieben, mit echtdeutschem Gesichte und ganz eigner Tracht, nämlich steifen Dragonerstiefeln mit schweren silbernen Sporen, weißen Beinkleidern und einer Tunika. Dem Kaiser ist persönlicher Muth nicht abzusprechen; obgleich auf dem Wege von der Stadt nach der eine halbe Stunde entfernt liegenden Residenz San Christovao in der Nacht schon öfter nach ihm geschossen wurde, läßt er die Laternen daselbst doch nicht mehr anzünden. Er pflegte zu sagen: „Ich weiß, daß meine Mutter eine — ist, aber das danke ich ihr, daß sie mich ohne Furcht geboren hat".

Uebrigens ist die Lichtseite des Gemäldes der Stadt Rio wol reizend genug. Alles vereinigt sich, eine große zusammengedrängte Menschenmasse dort zu erhalten. Ein unermeßlicher Hafen, durch einen Kranz von Bergen gegen alle Stürme geschützt; der regelmäßige Wechsel des Windes, der das Ein- und Auslaufen der Schiffe so bequem macht; diese Masse von Granitfelsen, das herrlichste Baumaterial mitten in der Stadt; Ueberfluß an krystallreinem Wasser; Wälder mit Riesenbäumen; ringsumher noch unerschöpfte Productionskraft des Bodens, der eine achtmalige Ernte der Gartenfrüchte jedes Jahr bietet; das Meer voll trefflicher Fische; Austern und Krebse an allen Ufern in Fülle; schmackhaftes Schweinefleisch; ein ewig heiterer Him-

mel; Orangendüfte von den Bergen herab: — wäre nur nicht augenblicklich die Unfläthерei der südlichen Nationen und das Insektenheer dabei, um jene Bilder der Phantasie wieder zu trüben.

Kurz nach seiner Ankunft mußte der Verf. ein Duell bestehen zur Erhaltung seiner Ehre. Er erhielt leider einen Schuß ins Bein, der ihn 4 Wochen auf dem Bett hielt und noch lange Nachwehen erzeugte. Doch half ihm seine Krankheit, daß er schneller Englisch und Portugiesisch lernte. Aber leider wurden seine Hoffnungen wieder durch die bloße Ernennung zum Lieutenant getäuscht, da er höhere Anstellung gehofft hatte. Auch hatte er sich zu der Marine gewünscht. Doch, alle Bitten halfen nichts. Er reiste selbst zur Kaiserin und bat um Zurückerstattung seiner Kosten und einer kleinen Summe, um nach Europa zurückreisen zu können. Ihre Majestät erwiderten aber, sie hätten weder Einfluß noch Geld, übrigens sehr guten Willen für ihre deutschen Landsleute. Mit der Ehre des Handkusses ward er entlassen.

So fügt sich denn Hr. S. in sein Schicksal und erlebt ein kleines Abenteuer, welches ihm eine angenehme Bekanntschaft bringt. Bei einem der zahllosen Feuerwerke wird durch eine schlecht dirigirte Rakete ein junges Frauenzimmer verletzt, deren Musselinkleid in helle Flammen geräth. Unser Lieutenant wirft sich auf sie und erstickt das Feuer mit seinem schottischen Mantel. Er führt das anständige Mädchen, von Sklavinnen gefolgt, nach ihrem Hause. Sie heißt Beata Lucrezia da Conceicao und ist zwar nicht von reinem Blut, aber Tochter einer guten Creolin. Die Mutter ist Witwe. Die Tochter hat einen guten Freund, einen Führer der Maulthierzüge zu Minas, und ein kleines Mädchen ist die Frucht dieser philosophischen Verbindung. Alles ganz in der Ordnung und nicht im mindesten anstößig in Brasilien, wo das Staatsgesetz den natürlichen Kindern sogar Vorrechte über die in einer rechtmäßigen Ehe gezeugten einräumt. Uebrigens hat auch der brasilische Farbige in gesellschaftlicher Rücksicht ganz gleiche Rechte mit dem Weißen, nur etwa, daß dieser hier und da den Adel seines Blutes sich merken läßt. Dies ist, wie bekannt, in den andern amerikanischen Colonien anders.

Der Verf. nimmt von dieser Bekanntschaft Anlaß, das brasilische Leben ausführlich zu beschreiben. Auch die Brasilierinnen aller Stämme schildert er uns mit ihren verführerischen Reizen, Schönheiten und Sittenfreiheiten, ihrer geschmackvollen, oft reichen Kleidung und der leichtfertigen Geselligkeit. Nur das auffahrende Wesen und die kreischende Stimme, Folgen der Negerwirthschaft, wollen ihm nicht gefallen. Schlimmer kommen, und vielleicht mit Recht, die Fremden weg. „Die Deutschen zumal", sagt er, „bringen alle ihre Laster mit und entwickeln sie unter dem brennenden Himmel noch mehr, indem sie ihre Tugenden, Sanftmuth, Mäßigkeit und Zartgefühl ablegen und faul, brutal und streitsüchtig werden". Hr. S. findet den Grund nicht mit Unrecht in dem heißen Klima und den erregenden Speisen, die das Gehirn versengen, das Herz entzünden und verbrennen und die Sinnlichkeit aufreizen. Er versichert, jetzt, wenn er auf sich zurückschaut, über die Gefühle höllischer Rachsucht und Zornmüthigkeit zu erstaunen, die ihm in jener Zone, gleich Andern, erwacht waren. Daher denn auch jene öftern mitunter gemeinen Händel unter den Offizieren, denen selbst der Verfasser (einst ward er bei Tisch überfallen) nicht entgehen konnte, und die ebenso leicht in Mord und Prügel als in elenden Possen endigen. „Durch den Stich von Millionen Insekten", sagt er, „wird das Blut vergiftet, und wie es in veränderter Mischung zum Herzen wiederkehrt, entstehen in ihm alle jene bösen Triebe, das Erbtheil unsers Geschlechts".

Und immer doch kehrt unser gefühl- und phantasievoller gebildeter Landsmann zu den Schönheiten zurück, die allein dieser Tropenhimmel in höchster Pracht bieten kann. An einem Orte sind es z. B. die Spanier und Spanierinnen (d. h. in Amerika geborene), deren Leben er darstellt. Durch einen aufgeklärten Obersten beim spanischen Consul eingeführt, lernt er daselbst die interessantesten Menschen kennen, unter Andern Don Lucas Cotera, einen so reichen Mann, daß sein unermeßliches Vermögen ihn in den Stand setzte, monatelang den Krieg in Südamerika fortzusetzen und dann noch Hunderte von Spaniern zu unterhalten. Bei einem glänzenden Feste, das der Consul gab, lernte Hr. S. 5 reizende Spanierinnen, lauter bildschöne Weiber, kennen, deren kurze seidene Röcke, schön bekleidete Füße und plastisch üppige, in Atlas gekleidete Formen alle seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Arme, Nacken und Haare waren bei diesen Damen mit Brillanten und andern farbigen Steinen bedeckt. Den spanischen Tanz findet er unbeschreiblich schön, das gesellschaftliche Leben trefflich. Es nur aus Romanen und Reisebeschreibungen kennend, sieht er es hier so verwirklicht, daß es seine ausschweifendste Phantasie übertrifft. Die Mandoline tönt durch das tiefe Dunkel einer tropischen Nacht; die süßesten Wohlgerüche dringen durch die geöffneten Fenster und Balcone; im Innern der Gemächer strahlt das hellste Kerzenlicht; Di tanti palpiti wird mit bezauberndem Ausdruck gesungen, und mit Feramor ruft er entzückt aus:

> Gibt's ein Paradies auf Erden,
> So ist's hier! so ist's hier!

In Deutschland würde man eine Spanierin coquet nennen und ihre Manieren anstößig; und doch ist es nur ungekünstelte Natur von höchst malerischer Art. Ueberhaupt hat man ja im Norden von dem ungezwungenen gesellschaftlichen Ton des Südens keinen Begriff.

Eine junge Dame, Donna Isabel, die Gemahlin eines königl. Brigadiers, zog Hrn. S.'s Aufmerksamkeit besonders auf sich. Sie war eine Cholo, d. h. unverfälschte Nachkommin der Ureinwohner von Peru, aus der kaiserlichen Familie der Incas, und Enkelin des unglücklichen Amru-Tupak's. Da diese Familie

immer einen Adel und Vorrechte behalten und sich nicht aus ihrem Stamme verheirathet hat, so konnte sie als Urtype peruanischer Bildung gelten. Sie hatte sehr regelmäßige Gesichtszüge, ziemlich europäische Farbe, schlichtes Haar, aber Augen wie eine Eidexe, d. h. schön und höchst sanft, ohne das weiße Email, das die der andern Menschen auszeichnet.

Von den deutschen Damen in Rio weiß Hr. S. nicht viel zu sagen; die Französinnen sind auch hier Pariserinnen, und viele, die in ihrem Vaterlande ausgespielt, fangen in der Straße Ouvidor von Neuem an. Juden gibt es wenige, doch sogar einen Verwandten eines großen europäischen Hauses, das respectable Haus Samuel Phillips. „So schlägt denn", sagt der Verf., „dieser beschnittene Baum seine Wurzeln in jedem Boden diesseits und jenseits des Meeres und trägt als Früchte zahllose Wechsel, denen eine fast abgöttische Verehrung erzeigt wird".

Wir übergehen aus dem reichen Inhalte, was der Verf. vom Schauspiel, von den Kirchen, öffentlichen geistlichen und weltlichen Festen, dem Hof und den Ureinwohnern oder Negern sagt. Nur eines barbarischen Gebrauchs, der den Verf. über Alles empörte, sei gedacht. Wenn ein afrikanischer Sklave seines Lebens überdrüssig wird, so fängt er an, Erde zu essen, und verkürzt sich dadurch sein Leben auf eine langsame und schmerzhafte Weise. Er magert ab, und die Haut wird aschgrau. Hiergegen hat die Habsucht folgendes Mittel erfunden: Man legt einem solchen Unglücklichen über das Gesicht einen Maulkorb von Eisenblech an, welcher nur dann abgenommen wird, wenn er unter den Augen des Herrn Nahrung zu sich nehmen soll, wozu er oft durch Schläge gezwungen wird.

Durch die Heirath mit einem Weißen wird eine Negersklavin frei. Ein Kind, das eine solche von einem Weißen bekommt, kann dieser um eine Dublone freikaufen, etwas theurer auch die Mutter. Weiße Frauen stillen ihre Kinder nie selbst, deshalb sind Ammen ein gesuchter Artikel. Immer wird das Kind mit der Mutter verkauft. Neger werden selten älter als 40 Jahr; die Weiber derselben gebären nicht über 4 Kinder. Daraus erklärt sich die Nothwendigkeit fortwährender Sklaveneinfuhr.

Die Neger sind glückliche poetische Improvisatoren und singen, pfeifen und sprechen häufig mit sich selbst. Einst sah der Verf. einen stämmigen Neger, einen schweren Koffer auf dem Kopfe, an der Straße vorüberziehen, der in klagenden Molltönen sang: „Ich trage einen Koffer — er ist sehr gut für Jemand, der eine Reise macht, — ach! der arme Antonio kehrt nie in sein Vaterland zurück!"

Auf einer Reise befindet sich Hr. S. einst in der Nähe eines stattlichen Klosters. Eben läutet man Ave Maria; die Weiber greifen zum Rosenkranz, die Männer nehmen die Hüte ab. Er setzt sich auf die steinerne Bank unterm Bogengang; ein Sklave bringt ihm Brot und Wein in einem silbernen Becher, ihm folgt ein Mönch mit auserlesenen Orangen in einem Korbe. Er läßt sich bei ihm nieder, Beide betrachten sich verwundert. Da redet ihn der Mönch auf Deutsch an: „Sie, mein Herr, sind ein Deutscher, ich bin es auch. Wir haben uns Beide unter andern Verhältnissen gesehen, ja, oft gesprochen, wenngleich mich mein Gedächtniß jetzt im Stich läßt. Nennen Sie mir Ihren Namen. Ich heiße Marcelin, in der Welt hieß ich Eduard W."

„Sie sind derselbe Eduard W.", rief ich aus, „den ich in Göttingen gekannt habe, den ich späterhin in Berlin wiedersah, wo ein gleiches Studium uns oft zusammenführte, derselbe Eduard W., der die Seele jenes geistreichen Cirkels war, welcher sich im Hause des Geheimenraths T. zu versammeln pflegte! Und jetzt hier in diesem Gewande?" Hierauf erzählt Marcelin seine Geschichte.

Mit unserm Verf. dagegen will es auf keine Weise vorwärts. Nicht im Stande, auf die dort übliche Weise sein Glück zu machen, sehnt er sich nach der Rückkehr und erhält einst ganz unerwartet sogar seinen Abschied. Da entschließt er sich, nochmals der Kaiserin aufzuwarten, und nimmt sich vor, ihr dabei ein Sonett, auf sie gedichtet, zu überreichen. Das gelingt. Er wird gnädig aufgenommen, und Ihre Maj. befiehlt in seiner Gegenwart dem Kammerherrn, ihm 200 Milreis auszuzahlen. Am andern Morgen, als er zum Kammerherrn kommt, spricht dieser in allgemeinen Ausdrücken von der Erschöpfung der kaiserlichen Casse, von Warten, Bereitwilligkeit u. s. w., kurz, Hr. S. quittirt über 200 Milreis, empfängt 150 und macht sich davon. Ein edler Freund gibt ihm die Mittel, nach Europa zurückzukehren; über das Weitere ist wenig gesagt.

Zum Schluß folgen noch Charakteristiken des brasilischen Militairs, bekannter deutscher Offiziere, und Rathschläge für Auswanderer, worunter, wie überall, die, welche geschickt, fleißig und nicht zu arm sind, auch in Brasilien ein großes Glück machen können. 46.

Ueber den Verfall und Wiederaufbau der protestantischen Kirche. Ein Wort an Theologen und Laien. Von Dr. de Valenti. Zweite, völlig umgearbeitete und mit Zusätzen vermehrte Auflage. Düsseldorf, Schaub. 1828. 8. 14 Gr.

Wir würden dieses Schriftchen ganz der theologischen Kritik überlassen, wenn es nicht einige allgemeine Merkwürdigkeiten enthielte, indem sein Verf. ein Hauptmitglied jener Gesellschaft ist, welche die ganze Masse der Menschheit, sowol durch den Sündenfall, als durch den Zeitgeist, für total verdorben ansieht und sie nur für rettbar hält, wenn die Verdorbenen zu dem alten Systeme der symbolisch-biblischen Rechtgläubigkeit zurückkehren. Da nun aber Hohe und Niedere, namentlich auch viele christliche Lehrer, in diesen Abgrund versunken sind, in ihren Predigten, Katechisationen und Schriften Alt und Jung irreleiten, so sucht diese Gesellschaft diesem Geiste entgegenzuarbeiten. Sie thut es außer dem Eifer in Kirchen und Schulen, durch besondere

Conventikel oder Erbauungsstunden, durch Schriften, nach ihrem Sinne abgefaßt, vorzüglich durch kleine Broschüren, Traktätchen genannt, die aus England, Basel, Elberfeld, Düsseldorf u. s. w. unentgeltlich vertheilt, oft von Reisenden aus dem Wagen auf die Wege geworfen oder sonst an den Mann gebracht werden; sie thut es neuerlich durch die „Evangelische Kirchenzeitung" in Berlin, durch des Pfarrers Brand in Roth bei Nürnberg Zeitschrift, und durch eine neue Herausgabe der Bibel, die der schon in 30,000 Exemplaren, selbst bis nach Amerika verbreiteten, aber wegen der Erklärungsart von jener Partei und von manchen Orten aus als neologisch verdächtigten Bibelausgabe von Dr. Dinter entgegengestellt werden soll. Es ist hier nicht der Ort, über jenes System zu streiten; auch läßt sich jene Partei gar nicht auf Gründe, die etwa die Vernunft entgegensetzen könnte, ein, da diese hier keine Stimme, ja vielmehr durch den Rang, der ihr durch die heutigen Theologen und Religionslehrer eingeräumt ist, aus der Kirche ein verwirrtes Israel oder Babel gemacht habe. „Was die verfolgten Heiligen zur Zeit des Papstthums, was (S. 96) ein Luther, Arndt, Spener, Scriverius, Müller (?), Hermann Franke, Zinsendorf und viele Andere, und zwar mit einem bewundernswerthen Erfolge, gepredigt haben, wie noch heutzutage die sogenannten Mystiker neuerer Zeit, welche in der Regel nichts Anderes als gläubige Jünger Jesu sind, predigen: die Lehre von dem Versöhner durch sein Blut (S. 55), das schließt das ganze Christenthum in sich". Valenti hält keinen von den vielen spätern Theologen hier der Erwähnung werth. Wir wollen indeß den der Sache unkundigen Lesern nur einen ganz kurzen Begriff von Dem geben, worauf es bei dem Streite dieser Partei mit der neuern Theologie ankommt. Jene behauptet: Die erste und Fundamentallehre der Bibel ist die Lehre von der Erbsünde, nach welcher der Mensch in geistlichen Sachen ganz blind, ein Klotz und zu allem Guten unfähig ist; daran ist Adam Schuld, aber in ihm sind wir Alle vergiftet. Uns konnte nicht geholfen werden, als nur durch Gott selbst in einem Menschen, der uns mit ihm durch seinen Tod versöhnt hat. Glaube das, so wirst du selig und fähig, gute Werke zu thun, das wirkt Alles die göttliche Gnade! „Erst Erlösung, dann Heiligung" (S. 91—103). „Denn der Herr hält seinen Schwur, den Moses dem auserwählten Volke sagen mußte: Verflucht ist, wer nicht ist wie Gott; mach, was du willst, du wirst zu Spott". Die neuern (und auch ältern) Lehrer, nicht wie V., der die Sache etwas verdreht und sie unbestimmt sagen läßt: „Thut gute Werke, und ihr werdet selig", dann daraus folgert, daß sie Werkheiligkeit foderten, sondern ihre Lehre ist: Der Mensch kam aus der Hand Gottes ohne Sünde, er fiel, wie er noch täglich fällt, durch Schwäche und Verführung. Werde ein besserer Mensch, dann darfst du auch das Vertrauen fassen, Gott verzeiht dir und beseligt dich. — Gewiß auf beiden Wegen kann der Christ, der es redlich meint, seine Bestimmung erreichen; und es hat unter den Mystikern und Pietisten sehr treffliche Menschen gegeben, aber auch heuchlerische Eiferer, wahre Werkheilige, die aus bestohlenen Cassen ihrem Bauche dienten. Wenn nun die Neuern glauben, ihr Weg sei der Natur gemäßer, fodere zur eignen Thätigkeit mehr auf, mache dem Menschen Muth, erhalte ihn aber auch in der Demuth und stimme ganz mit dem Christenthume überein — wogegen man nach jenem Systeme nur Alles erst durch Wunder erwarte und die Trägheit begünstige —: verdienen sie nun den Namen Irrlehrer? „Niemand", sagt V. S. 93, „kann das Hauptcapitel von dem Erlösungswerk lehren, der es nicht an sich selbst erfahren hat; Niemand es begreifen, als wer es von oben empfängt; Niemand kann es empfangen, außer wer da bittet". „Ohne diesen Glauben kann Niemand Christum essen und trinken". Sind das nicht lauter dunkle Bilder und Vorstellungen, welche zu sonderbaren Gefühlen und Einbildungen verführen, oder ängstlich machen, wenn man bei allem Sinnen doch so etwas nicht in sich wahrnimmt; oder endlich die Fragen erzeugen: Warum wird es denn mir nicht von oben gegeben? Ich soll um die Gnade und Heiligung bitten; aber wenn ich recht kindlich beten kann, dann muß ich ja schon aus dem Abgrunde heraus und auf eine Stufe gehoben sein, wo ich schon Gutes verrichten, d. h. beten kann; ich muß also beten, daß ich recht beten kann. Ref. weiß sich aus diesem Kreise nicht zu finden. Freilich, wer an dem Buchstaben mancher Stellen der Bibel hängt, er laute auch noch so auffallend, der findet zu Allem Rath, denn was haben nicht Menschen von allen Sekten von jeher dort gefunden?

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Notizen.

Zur Geographie.

Nach Nachrichten aus Calcutta macht man keine Versuche mehr, die unbekannte Quelle des Brahmaputer aufzufinden; auch ist man von der Idee zurückgekommen, daß dieser große Fluß der untere Theil des Yoeron dzangbo tihon oder großen Flusses von Tibet sein könne, der ins Birmanenreich fließt, dort den Namen Irawaddy bekommt und sich in mehren Mündungen in den Golf von Martaban ergießt.

Die Papiere und Tagebücher des berühmten Reisenden Moorcroft sollen nicht verloren sein, wie man bisher fürchtete, sondern sich im Besitz des englischen Gouvernements in Indien befinden.

Der ungarische Reisende von Körös, der sich seit mehren Jahren in einem Thale südlich vom Himalaya aufhält, beschäftigt sich dort eifrig mit der tibetanischen Sprache und gedenkt eine Sprachlehre und ein Wörterbuch derselben herauszugeben.

Zur Geschichte der Buchdruckerei in Rußland.

Die „Zum heil. Synodus" benannte Buchdruckerei in Moskau ist sehr alt; ihre Geschichte reicht bis 1553, doch erschien erst im Jahre 1564 die erste Ausgabe der Apostelgeschichte, welche seitdem sehr selten geworden ist. Eine slavonische Druckerei, die 1708 von Amsterdam nach Petersburg abging, ward von Karl XII., der bekanntlich damals mit Peter I. im Kriege stand, in Danzig angehalten und mußte die Broschüren und andere Schriftchen drucken, welche der König von Schweden durch seine Spione auf der russischen Grenze verbreiten ließ. Zum Drucken der Ukasen errichtete Peter I. 1711 in Petersburg eine Presse, die Anfangs in einem Privathause stand, später aber in ein Gebäude kam, das der Kaiser als Modell hatte aufführen lassen. 1713 begann der Druck darin. Die erste russische Privatbuchdruckerei richtete 1769 Hartung ein. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag. — Nr. 64. — 5. März 1830.

Oestreichs Einfluß auf Deutschland und Europa, seit der Reformation bis zu den Revolutionen unserer Tage, von J. Franz Schneller. 2 Bände. Stuttgart, Franckh. 1828—29. Gr. 8. 5 Thlr. 6 Gr.

Der Verf., jetzt Professor der Philosophie und Geschichte an der Universität zu Freiburg, über dessen Schicksale und schriftstellerische Thätigkeit das „Conversations-Lexikon" Auskunft gibt, erinnert im Vorwort des 2. Bandes seines neuesten Werks die Leser: „daß er 28 Jahr, während des Zeitraums der Umwälzungen von Frankreich und Amerika, in allen Theilen des östreichischen Staatenbundes verlebt und einzig und allein gänzlicher Mangel an Lehrfreiheit und Schriftstellerrecht ihn bestimmt habe, seine ehrenwerthen Verhältnisse als Lehrer und eine paradiesisch gelegene ihm liebreiche Stadt (Grätz in Steiermark) zu verlassen, welche er als zweite Heimath anzusehen geneigt gewesen. Mit Zeichen des Wohlwollens vom Erzherzoge (Johann) bis zum Gemeinsten und mit doppelt ertheiltem Bürgerrecht belohnt, habe er den schweren Weg der Auswanderung in sein Vaterland angetreten. Als Ausgewanderter glaube er seinen Dank am besten durch Wahrheit auszudrücken". Die Aufrichtigkeit dieser Gesinnung liegt in jeder Zeile des Buchs vor Augen. Aber was ist Wahrheit für Menschen? Selbst der Weiseste und Gelehrteste erblickt immer nur einen Theil von ihr, und es ist erlaubt, sogar pflichtmäßig, eine andere Seite nicht unbeachtet zu lassen, ohne deswegen den Namen des Finsterlings zu verschulden, mit welchem einseitige Wahrheitsfreunde und ihre unbedingten Nachbeter von jeher zu freigebig gewesen sind. Der Standpunkt, von welchem dieser Beobachter ausging und den er festhält, tritt im Rückblick aufs Ganze (II, S. 450) am deutlichsten hervor. „Der rechtgläubige und ritterliche Kaiser Rudolf I. von Habsburg faßte den Grundgedanken einer Oberherrschaft mittelst eines mönchischen Hochpriesterthums und eines lehenmäßigen Erbadels, welche geschichtlich in Rechtskraft bestanden. Der Grundgedanke wurde durch Ueberlieferung in seiner Familie Maxime, welche sich im schrecklichen Kampfe gegen die schweizerische Freiheit der Bauern und gegen die hussitische Freiheit des Kelches versuchte und abhärtete. Die Maxime erhielt eine vollendete Gestalt durch Ferdinand I., welcher, in Spanien geboren und erzogen, die Adelsherrschaft mit Grandezza und die Priestergewalt mit Jesuitismus verband; die Maxime seiner Ahnherren mit Macht und List gegen die Städtefreiheit der Comuneros wie gegen die Kirchenfreiheit der Protestanten erfolgreich übte und sie seinen Nachfolgern als System hinterließ. Dieses erreichte den Gipfel der Entwickelung im Kampfe gegen die kirchlichen und bürgerlichen Revolutionen unserer Tage, wo die neu geschmiedeten Worte des Legitimen und Stabilen und Historischen die alten Begriffe bezeichnen. Oestreichs äußeres Staatssystem folgt natürlich dem Laufe des Donaustroms aufwärts bis zum Ursprunge, abwärts bis zur Mündung. Lange verkannte man diese wahre Richtung, oft versäumte man den Augenblick zu den passendsten Erwerbungen, stets schweifte man hin und her in ungemessenen Weiten. Hochmuth strebte nach fernen Gebieten, Plumpheit machte die Völker abgeneigt, Rohheit stieß die denkenden Köpfe zurück, Thorheit opferte den schon errungenen Besitz. Oestreichs inneres Staatssystem befestigt und verewigt sich durch mächtige Adelssippschaften und überreiche Priesterinnungen. Kein Minister vermöchte die Umänderung des Hauptgedankens zu bewirken, wenn er auch die Kraft eines Helden mit dem Geist eines Staatsmannes, wie Prinz Eugen von Savoyen, vereinte; er würde fallen oder sterben. Oestreichs Königreiche und Landschaften, durch Eroberung, durch Belehnung, durch Erbverträge, durch Ehebündnisse allmälig aneinandergeschlossen, bilden noch immer, wie ehemals, einen Staatenbund, nicht einen einzigen Staat, obwol der kurz gewählte Name des Kaiserthums das Ganze in Eins jetzt zusammenfaßt. Der Hauptgrundsatz, daß auch beim gänzlichen Erlöschen aller männlichen und weiblichen Glieder des regierenden Hauses keinem Theile ein Recht auf Absonderung gebühre, sondern allen Theilen die gleiche Pflicht des Vereins obliege, ist nirgend völkerrechtlich anerkannt und nirgend ganz unumstößlich festgestellt. Europa hat an Auflösung dieses Staatenbundes mehr als einmal gearbeitet. Heinrich IV., einer der edelmüthigsten Könige und Menschen, hielt die Zertrümmerung des östreichischen Staatenbundes für die Vorbedingung eines friedlichen und rechtlichen Zustandes von Europa. Zu allen Zeiten betrachteten scharfblickende Staatsmänner und wohlwollende Gelehrte die Auflösung des ungleichartigen Ganzen für nothwendig, wenn Bürgerthum und Kirchthum in rechtlicher Freiheit Platz greifen und Raum gewinnen sollen. Aber andere Gelehrte erklärten, sowie einst auch jetzt, das glückliche und beglückende Oestreich als Hauptstützpunkt des Rechtglaubens und des Adels, welche in die Jahrhunderte des gottesfürchtigen und hochsinnigen Mittelalters ehrwürdig zurückweichen. Aehnlich gesinnte Staatsmänner erklären Oestreich in seiner Großheit als nothwendiges Glied, um Süd und Nord Europas in Schranken zu halten. Natürlich schließen sich die Eingeborenen, Hof und Volk, an diese ehrenvolle Behauptung". So viel Worte, so viel Halbwahrheiten. Feinde des Hauses Oestreich werden sie mit Jubelgeschrei wiederholen; unterrichtete Freunde und Untergehörige sind wohl berathen, wenn sie nicht Alles ungeprüft verwerfen, weil Vieles ihnen mit Recht widersteht. Fast jede Seite des Buchs ergibt, daß dessen Verf. zu den erstgenannten „scharfblickenden Staatsmännern und wohlwollenden Gelehrten" gerechnet sein will. Ref. ist weit entfernt auf einen so stolzen Namen Anspruch zu machen, kein Bewunderer des Mittelalters, kein Zögling der römisch-katholischen Kirche, kein Adlicher, Hofmann oder Geistlicher, kein Eingeborener oder Eingesessener eines östreichischen Landes. Er betrat den Boden der Monarchie nicht ohne ungünstiges Vorurtheil,

war Augenzeuge der weisen Verwaltung Firmian's in der Lombardei, Leopolds in Toscana, Alberts in den Niederlanden, der ersten glücklichen Regierungsjahre Josephs II., hat alle Staaten des Kaiserthums in den verschiedensten Richtungen und zu den verschiedensten Zeiten unabhängig durchpilgert, und bekennt sich dennoch mit unerschütterlichem Bewußtsein zu der Behauptung, welche Hr. S. dem Natursinn des Volks in den Mund legt. Dazu berechtigt ihn selbst das Geständniß, mit welchem der Verf. dieses Werk seines nie verleugneten Sinnes und Herzens fast überraschend beschließt. „Oestreichs denkende Geister unter den höchsten, unter den hohen und unter den mittlern Ständen mußten, als Freunde zeitgemäßer Reformen, stets die Revolution verwünschen, aber einst, wie jetzt, die Reaction misbilligen. Die denkenden Geister, deren Anzahl im Kaiserthum Oestreich nicht klein ist, mochten einst die starre, harte Verknüpfung des Absolutismus, des mönchischen Hochpriesterthums, des lehenmäßigen Erbadels, der Grandezza und des Jesuitismus, sowie jetzt das alte Grundwesen in weichern und gefälligern Formen der Metternich'schen Schule mit Abneigung, mit Tadel, oder einer ärgern Empfindung dieser Art betrachten. Doch alle Verständigen und Hellsehenden müssen anerkennen die ungeheuren Vortheile des großen Staatsvereins, welcher unberechenbare Aussichten auf Bereicherung eröffnet, und politische Bedeutung in den Angelegenheiten Europas verleiht. Auch müssen alle Welterfahrenen und Scharfsichtigen anerkennen, daß die Auflösung des Ganzen ungeheure Leiden und Verluste nachsichzöge; daß aber die vielen volksthümlich gesonderten Theile des mächtigen Staatenbundes weder durch Sprache noch Sitten, weder durch Neigung noch Gebräuche, weder durch Verfassung noch Verwaltung zusammenhängen, sondern einzig und allein durch das Haupt des Landesfürsten verbunden sind. Darum bewahren alle Wohlwollenden und Redlichgesinnten, trotz allen Verschiedenheiten, diesem Landesfürsten die unverbrüchliche Treue und verehren ihn als das verbindende Heiligthum des Ganzen". Diese gehaltvollen Worte in ihrem ganzen Umfange erwogen, läßt sich mit logischer Strenge erweisen, daß der Verf., durch Einseitigkeit befangen, nicht Alles aus ihnen gefolgert hat, was gefolgert werden darf. Muß jeder Verständige die ungeheuern Vortheile des großen Staatsvereins, die nicht zu berechnenden Verluste und Leiden anerkennen, welche dessen Auflösung nachsichzöge, so fesselt auch jeden nicht einzig und allein ehrenwerthe Treue gegen den sterblichen Landesfürsten, sondern das Beste der bleibenden Gesammtheit und rechtmäßige Eigenliebe an die Verbindung des Ganzen. Dessen Ungleichartigkeiten allmälig auszugleichen, die Gemüther nicht durch Gewaltstreiche und strenge Handhabung des Rechts zu empören, sondern durch weise Leitung zu gewinnen, und trennende Vorurtheile durch Erfahrung verscheuchen zu lassen, ist die schwere Aufgabe der östreichischen Regierung; zu schwer vielleicht, um in ihrem hohen Ideal von menschlicher Anstrengung erreicht zu werden, doch täglich wachsender und segenreicher Annäherung fähig. So weit die Ueberlieferungen der Vorzeit sich erstrecken, standen Engländer und Schotten sich nicht minder feindselig gegenüber, als manche Völkerschaften, die jetzt einem östreichischen Landesherrn huldigen; doch haben, ungeachtet bedeutender Hindernisse und mancher gegenseitigen Fehlschritte und Verstöße, 100 Jahre hingereicht, um jeden aufgeklärten und vaterlandsliebenden Bewohner beider Landeshälften, welcher Partei er auch angehören mag, von der Wohlthätigkeit ihrer unzertrennlichen Verbindung zu überzeugen. Kein Sterblicher darf sich ermessen, hinabzuschauen in die Saat der Zeit, oder zu bestimmen, ob Keime des Unheils nicht üppiger hervorsprossen als des Heils; indessen ist nicht zu leugnen, daß auch für die Aussöhnung und gänzliche Verschmelzung britischer und irischer Wohlfahrt seit Menschengedenken viel geschehen ist und täglich fortfährt zu geschehen. Einige scheinbare Rückschritte in Dem, was der Menschenfreund wünschen möchte und durch Welterfahrung nicht herabgestimmte Eigensinnige fodern zu dürfen sich berechtigt glauben, sind bei Verhältnissen dieser Art unerläßlich. Frankreichs nicht zu erwähnen, das zu ähnlichen Betrachtungen überreichen Stoff beut, darf man nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, sogar die Centralbehörde des mit Recht gepriesenen Nordamerika werde mancher Nachgiebigkeit gegen einzelne Staaten, mancher Ausnahme von der allgemeinen Regel bedürfen, um die Wohlthätigkeit der großen Vereinbarung überall gleich freudig willkommen zu machen. Warum sollte der einsichtsvollen Verwaltung des östreichischen Staats versagt bleiben, was andern nicht minder achtungswürdigen, aber nicht minder fehlbaren, augenscheinlich gelungen ist, wenn nicht das unüberwindliche Schicksal selbst gegen jene in die Schranken tritt? Was der rechtgläubige und ritterliche Rudolf von Habsburg gedacht hat, liegt in seinem offenkundigen Leben vor Augen. Sein Volk wollte er glücklich machen, was ihm Recht und Schwert erwarben, mit Recht und Schwert vertheidigen, vorgefundene Rechte seiner Untergehörigen nicht antasten, und der Hülfe Gottes vertrauen, dem er diente nach der Weise seiner Väter. Auf dem festen Boden der Geschichte, und selbst aus der vorliegenden gedrängten, daher unvollständigen, doch wahrheitsuchenden Schilderung ist nachzuweisen, daß, Rudolfs und Ferdinands II. Alles vernachlässigende oder Alles überspannende Regierung ausgenommen, die Maxime von 11 östreichischen Oberherren seit 3 Jahrhunderten nicht darin bestanden hat noch jetzt besteht, wie Hr. S. sich überredet, ein mönchisches Hochpriesterthum und einen lehensmäßigen Erbadel vorwalten zu lassen; sondern vielmehr den unrechtmäßigen Einwirkungen beider, von denen sie selbst schmerzlich berührt wurden, verfassungsmäßig zu steuern und ihre väterliche Fürsorge über alle Volksstände zu erstrecken, um eine glückliche und zufriedene Heerde aus Denen zu bilden, welche das Schicksal einem Hirten untergeben hat. Besonders seit dem Anbeginn des 18. Jahrhunderts und dem Regierungsantritt Josephs I. ist unverkennbar, daß die Grundsätze der Duldung, der milden Rechtspflege, der weisen Beförderung städtischen und ländlichen Betriebes, der musterhaften Polizei, die nichts unbeachtet läßt und nichts Harmloses stört, der wissenschaftlichen Aufklärung und der Belebung aller Künste, die das Leben verschönern, oder was sonst genannt werden mag, wodurch Menschen wesentlich besser werden und sich glücklicher fühlen, trotz schwerer Zeitläufe und bedenklicher Erschütterungen in allen östreichischen Staaten wirksam gewesen sind. Durch Verträge zur Oberherrschaft gelangt, hielten die Regenten sich an Verträge gebunden, wollten hergebrachte Formen nicht gewaltsam umstoßen, sondern schienen gern nur zu billigen, was sie selbst unmerklich veranlaßt hatten, und Wünsche erst kennen zu lernen, deren laute Aeußerung das ersehnte Zeichen günstiger Ausführung war. Hergebrachte Verhältnisse, alte Stützen ihres Throns, einst unentbehrlich, späterhin hemmend und ungedeihlich, galten ihnen so wenig für unverbesserlich, daß sie vielmehr Alles aufboten, sie mit sanfter Hand wegzuschieben, ohne das Vorurtheil gegen sich zu bewaffnen. Aber mit hellem Blick erkannten sie die Nothwendigkeit, den festen Boden des Bestehenden nicht zu verlassen, um unbewährter Neuerung nachzulaufen und vielleicht ein Nichts an die Stelle von Etwas zu setzen. Denn manches alte Uebel wird theils durch lange Gewöhnung erträglich, theils durch menschliche Erfindungskraft gemildert; was aber erfolgen würde, wenn Uebel und Milderung zugleich verschwänden, wie viel Verderbliches eintreten dürfte, vielleicht müßte, wenn vorschnelle Wegräumung einträte, auf deren Nachtheile Niemand gefaßt und vorbereitet war, liegt außerhalb der Grenzen reintheoretischer Berechnung und kann nur an Ort und Stelle, nur von betheiligten und erfahrenen Beobachtern ermäßigt werden. Alle heilsame Fortschritte müssen, wie schon Platon in seinen Büchern von

den Gesetzen bemerkt, vom Bestehenden ausgehen, auf erkannte Wahrheit muß sich die Erforschung der unbekannten stützen, die man sucht, und Ergebnisse der Geschichte sind nicht zu verachten, sondern zu studiren. Jede Staatsverfassung, von der patriarchalischen und Familienverbindung bis zu der entweder durch Gesetze oder durch Herkommen und Volksstimmung immer mehr oder weniger beschränkten Monarchie, und von dieser herab, oder, wenn man will, hinauf bis zur unzerrütteten Demokratie, hat ihre unendlich verschiedenen, an Ort, Zeit und Umstände gebundenen Formen, deren Beobachtung zum Glück und zur Ruhe der Bürger unerläßlich ist; jede ihre keiner andern erreichbaren Vorzüge, wie ihre unheilbaren nur ihr zukommenden Gebrechen. Das Auge des Unbefangenen wird in den östreichischen Staaten so viel zufriedene Bürger, vielleicht mehr herzlich fröhliche entdecken, als in irgend einem Lande, das die Sonne bescheint, und mit Vergnügen bemerken, daß die Zahl derselben gerade in den östreichischen Provinzen (Hr. S. verzeihe diesen Ausdruck) am häufigsten ist, in denen die Regierung ihren väterlichen Willen am ungehindertsten durchsetzen darf. Unstreitig waltet mehr ungezügelte Volksfreiheit in Kentucky, als in irgend einer denkbaren Monarchie; aber schwerlich würde ein besonnener Pflegbefohlener der östreichischen sich in Kentucky glücklicher fühlen als in seiner Heimath. Denn es gibt für den unabhängigen Geist eine Freiheit, die ihm noch werther ist als die politische, der Gott und Götze unserer Tage — die rein menschliche. Diese ist so wenig eine unausbleibliche Folge der politischen, daß vielmehr eifernde Freiheitsapostel sich berufen glauben, Jeden, der ihre augenblicklich herrschende Meinung nicht theilt, ihren Altären keinen Weihrauch darbeut, eine ihrer Moden nicht mitmacht, mit Verachtung und Hohn zu belasten und, wenn sie dürfen, zu verfolgen. Der Weltbürger kann sich nicht verhehlen, daß nur in den britischen und östreichischen Staaten, sogar in der Kaiserstadt, dem anspruchlosen Sonderling kein Eintrag geschieht; daß Bande des Bluts und inniger Freundschaft durch abweichende politische und religiöse Gesinnungen nicht aufgelöst werden, und daß eine auffallende Lebensweise von den Einheimischen kaum oder höchstens mit Lächeln wahrgenommen wird, ohne jemals auch nur einen Versuch zu wagen, den Sonderling davon abzurufen. In vielen auf einer hohen Stufe des Ruhms stehenden Ländern hat man für dieses Bedürfniß unverkünstelter Natur keinen Sinn, nichts soll geduldet werden, was nicht nach eigensinniger Angabe zugeschnitten ist, und was die Wortführer des Tages Fortschritte der Aufklärung nennen, ergibt sich ruhiger Untersuchung als übertünchter Wechsel der Knechtschaft. Di meliora piis, errorem hostibus illum!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, im Februar 1830.

Die Almanachsliteratur hat hier im Ganzen wenig zu bedeuten, und es sind uns nur 2 Sammlungen dieser Art zu Gesicht gekommen, die beachtet zu werden verdienen. Wir würden selbst des „Almanach des Muses" nicht erwähnen, wenn wir nicht dabei Gelegenheit fänden, unsere Leser mit zweien Dichtern bekanntzumachen, deren wir bisher noch nicht gedacht haben. Hr. Vignan, der sich seit mehren Jahren fast in allen akademisch-poetischen Wettstreiten hier und in der Provinz als einen gewandten und glücklichen Athleten gezeigt und seine zahlreichen Oden, Elegien und poëmes gegen goldene Blumen, Medaillen rc. umsetzt, theilt in diesem Taschenbuche einige seiner neuesten Preisgedichte mit. Seine Sprache ist, wie sich dieses bei einem in Frankreich gekrönten Preisdichter von selbst versteht, rein und aufs sorgfältigste ausgefeilt, seine Versification fließend, elegant und sonor, wie man hier sagt. Die zahlreichen Reminiscenzen sind durch geschickte Abänderungen und Zusätze aufgefrischt, und von Zeit zu Zeit schimmert wol auch ein neuer Gedanke, ein neues Bild durch. Im Ganzen aber fehlt es an Schwung und Originalität, und mit allem seinen Fleiße, bei allem seinen Geschmacke wird es Hr. Vignan doch wol nie weit über eine nüchterne und correcte Mittelmäßigkeit bringen.

Weit ernstere Kämpfe als dieser poetische Milo hat der andere der obenerwähnten Musenpriester zu bestehen gehabt, Kämpfe, in denen er 20 Jahre besiegt geblieben und aus welchen er endlich im Triumphe in die Tuilerien gezogen. Ludwig XVIII. war bekanntlich ein vielseitig gebildeter Geist und besonders in der römischen classischen Literatur bewandert. Man beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe seiner Uebersetzung der Oden des Horaz, seines Lieblingsdichters, von welchen im „Almanach des Muses" einige Proben stehen. Wir sind berechtigt, aus denselben zu schließen, daß der große römische Lyriker noch immer keinen seiner würdigen Uebersetzer in Frankreich gefunden hat.

In karmoisinfarbenen Seidenmohr gebunden, mit den zierlichsten Lettern auf milchweißes Velinpapier gedruckt, pracht- und geschmackvoll liegt „Le Keepsake français, ou souvenir de littérature contemporaine" vor uns aufgeschlagen, und mit der größten Behutsamkeit führen wir die Feder vom Dintenfasse zum Papier, um dieses typographische Meisterwerk ja mit keinem Flecken zu verunstalten. Die reiche Galerie der nach Lawrence, Turner, Stephanoff rc. von C. Heath, Metschell und andern englischen Meistern gestochenen Kupfer eröffnet — das Portrait der wunderschönen Lady Ellis, nach Lawrence. Der erste Titel ist englisch, und an der Spitze der Schriftsteller, welche dieses Buch mit ihren Beiträgen oder auch wol ihre Beiträge mit dem Buche geschmückt, steht Walter Scott, freilich in französischem Gewande. „La maison d'Aspen", übersetzt von Mad. Swent-Belloc, ist ein Ritterschauspiel, welches W. Scott schon vor 30 Jahren geschrieben, zur Zeit, wo Göthe und Schiller ihn mächtig anregten und zur Nachahmung anspornten. Stoff und ein Theil der Diction sind aus dem 6. Bande von Veit Weber's „Sagen der Vorzeit" („Die heilige Feme") entlehnt. Dieser dramatische Versuch des großen Romandichters scheint uns eben keinen besondern Werth zu haben. Es ist Alles zu abgebrochen, zu skizzenhaft gehalten; keine Situation wird hinlänglich entwickelt, kein Charakter ganz durchgeführt; alle Personen schweben so flüchtig vorüber, daß man nicht Zeit hat, Antheil an ihrem Schicksale zu nehmen. Unter den übrigen Beiträgen haben wir einen schönen Chor aus „Moise" von Châteaubriand bemerkt, und besonders einige Balladen und andere Poesien von einem Hrn. Fouinet, die uns nicht selten in Erstaunen gesetzt. Da dieser junge Sänger noch gänzlich unbekannt ist und die kritische Terminologie die glänzendste Erscheinung nur wie durch einen Nebel sehen läßt, so sei es uns vergönnt, folgende sein Talent vorzüglich charakterisirende Stelle aus seinem Gedichte: „La fiancée", hier beizusetzen:

— — — — — — quand l'ange Gabriel
Descendit vers Marie et dit: „Je vous salue,
Le seigneur est en vous et vous êtes élue,
Et vous êtes bénie entre toutes, o vous,
O vous pleine de grace!" — Un trouble calme et doux
Fit errer son regard sur le front de cet ange
Qui paraissait un homme. Une pudeur étrange,
Et comme révelée alors vint la saisir,
Une épouvante sainte, un céleste désir.
Pourtant elle comprit, en le chaste mystère,
Qu'elle devait donner un sauveur à la terre.
Alors son âme vierge en pudique élans
Éclata dans ses yeux — — —
Ma chaste fiancée elle a le regard là.
Ce qu'une nuit l'amour à Psyché révéla,

S'agite dans son coeur; mais c'est comme une étoile
A peine vue obscure; un nuage la voile.

Mit dem zarten und innigen Gefühle, das sich in dieser und andern nicht seltenen Stellen ausspricht, vereinigt Hr. Jouinet einen heitern und blendenden Witz mit der behendesten Leichtigkeit im Versificiren. Einer bereits angekündigten Sammlung seiner poetischen Erzeugnisse sieht man mit Ungeduld entgegen.

„Le Keepsake français" hat in der großen Welt, für welche dieses kostbare Taschenbuch zunächst bestimmt ist, viel Glück gemacht. Ueberhaupt, trotz der politischen Befangenheit, interessiren sich die höhern Stände noch immer sehr für alle Geistesgenüsse. Nicht leicht tritt ein neues Talent von einiger Bedeutung auf, das nicht in den Salons sogleich bekannt würde, und wenige namhafte Schriftsteller lassen ihre Producte unter das Publicum kommen, ohne sie vorher in höhern Cirkeln vorgelesen zu haben. Diese üben demnach einen großen Einfluß auf den Gang der schönen Literatur aus, und das aus diesen Regionen der Gesellschaft entnommene Sittengemälde: „Le mocqueur amoureux", ein Roman von Mad. Sophie Gay, bietet daher auch für das Ausland ein doppeltes Interesse dar. Die Wahl des Charakters, den Mad. Gay hier auftreten läßt, ist sehr glücklich getroffen, und man muß sich wundern, daß er in den Büchern noch so neu ist, da er im Leben so häufig gefunden wird, was sich durch die grenzenlose Eitelkeit der Pariser leicht erklären läßt. Spott beruhigt und tröstet die gekränkte Eigenliebe. Der Spötter glänzt auf Unkosten seines Opfers; er verwundet nicht allein mit der gefährlichen Waffe, er findet zugleich Gelegenheit, die Geschicklichkeit zu zeigen, mit welcher er sie zu führen weiß. Da die Conversation das erste aller geselligen Vergnügen ist, so verbreitet sich jeder sarkastische Einfall mit Blitzesschnelle; Jeder beeilt sich, ihn sofort unter seinen Bekannten umherzutragen, und so werden aus einem Pfeile hundert, die schnell nach einander und immer schmerzlicher brennend in die Brust des Verspotteten dringen. Das Unheil zu schildern, welches der Spott in den Familien und geselligen Kreisen anstellt, war die Hauptabsicht der Verfn., aber nicht die einzige. Sie wollte zugleich darthun, daß, um gut zu sein, einem Manne oft weiter nichts fehlt, als von einem edeln Weibe geliebt zu werden, und dies war hier wahrlich keine leichte Aufgabe. Um Duelle herbeizuführen, Heirathen rückgängig zu machen, dem Spötter das Verbot zuzuziehen, bei Hofe zu erscheinen, mußte sein Spott beißend, stechend, boshaft sein; wie vertragen sich aber Edelmuth, Innigkeit des Gefühls und andere Vorzüge, die ihm beigelegt werden mußten, um seine zarte enthusiastische Liebe zu der vortrefflichen Herzogin de Lisieux und deren Gegenliebe zu rechtfertigen, mit der Gemüthsart und dem ganzen Wesen eines erbärmlichen Satyrikers, der die Ruhe einer Familie einem Witzworte aufopfert? Diese Schwierigkeit hat die Verfn. mit all ihrem feinen Takte, mit der großen Gewandtheit, die sie in anderer Hinsicht beurkundet, nicht besiegt, vielleicht weil sie unbesiegbar war. Zuletzt fällt der Held ganz aus seinem Charakter heraus, ohne daß man recht einsieht, wie oder warum, und tritt auf eine noch unbegreiflichere Weise wieder in seine Rolle, indem er seiner Geliebten sagt, er wolle sich über Niemand mehr lustig machen, als über sie selbst, weil sie ihm ihren Titel u. s. w. aufopfere. Indessen macht das Buch in den Salons außerordentliches Aufsehen, besonders weil die meisten Herzoginnen und Gräfinnen, Marquis und Barone sehr leicht zu errathende Portraits sind, und vielleicht auch, weil kein Plebejer darin erscheint. Wer nicht wenigstens Chevalier ist, hat hier keinen Zutritt gefunden; nur B. Constant, C. Perrier zeigen sich gleichsam zufälligerweise und verschwinden bald wieder. Da aber Mad. Gay zu den Cirkeln der höhern Aristokratie keinen Zutritt hat und nur den Theil des Adels kennt, den sie bei dem reichen Financier der Chaussée d'Antin trifft, so weiß sie Manches nur durch Hörensagen, und es ist daher in ihren Schilderungen Manches unrichtig und unvollständig; wir haben ein Exemplar dieses Romans in Händen gehabt, welches fast auf jeder Seite kritische Anmerkungen und Verbesserungen von der Hand einer Dame aus dem Faubourg St.-Germain enthielt. Ein unbestreitbares Verdienst des „Mocqueur amoureux" sind die feinen Sprachformen, der zarte Conversationston, der in den mannichfaltigsten und reichsten Gestalten ausströmende Esprit, welche über das Ganze jene ungesuchte unnachahmliche Anmuth, jene etwas coquette Eleganz verbreiten, welche eine Pariserin von gutem Tone in ihrer Unterhaltung, in ihrem Gange, in allen ihren Manieren und der Art sich zu tragen unverkennbar auszeichnet.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Catalonien in malerischer, architektonischer und antiquarischer Beziehung, dargestellt auf 30 Blättern, gestochen von Heinrich Wilhelm Eberhard. Darmstadt, Leske. 4.
2. Catalonien in malerischer, architektonischer und antiquarischer Beziehung, beschrieben von Heinrich Schäfer. Darmstadt, Leske. Fol. Zusammen 5 Thlr.

Den sauber gearbeiteten Kupferstichen von Barcelona, Manresa, Cardona, Lerida, Tortosa, der Trümmern von Ampurias fügt der Verf. eine kurze aber deutliche Darstellung der Geschichte dieser Orte bei. Allerdings ist Catalonien, welches zu verschiedenen Perioden den Römern, Karthagern, Gothen, Arabern und Franken unterworfen war, höchst geeignet, die Architektonik der verschiedenen Nationen zu vergleichen, und nur die Zerstörungswuth zu beklagen, welche so viele schöne Denkmäler vernichtete. Der Verf. beschreibt die Ueberreste der römischen Wasserleitungen, der arabischen Bäder und anderer Kunstwerke mit ebenso viel Kenntniß, als der Künstler Fleiß auf ihre Abbildung wandte, sodaß sich außer eines lobenden Anerkennung ihrer vereinten Bemühung weiter nichts beifügen läßt. Nur in Bezug auf das dritte Blatt, ein Basrelief an einem Sarkophag, Pluto's Entführung der Persephone darstellend, ist der Verf. über die Bedeutung einer vor dem Wagen und den Pferden Pluto's liegenden weiblichen Figur, vor oder aus deren Leib Thierköpfe, wovon einer offenbar hündisch ist, hervorkommen, und deren linker Arm von einer Schlange umwunden ist, (S. 36) in Ungewißheit. Mir scheint eine den Wagen Pluto's vergebens aufhaltende und dabei niedergesunkene Figur deshalb beigefügt, um ein Seitenstück zu der die Verfolgung der Demeter hindernden Gäa zu bilden und offenbar die Hekate darzustellen. Vielleicht hat der Künstler die Mythe vor Augen gehabt, nach welcher Hekate die Tochter des Zeus und der Demeter ist (Schol. Theocrit. ad Idyll. II v. 12), mithin ihrer Schwester beistand; oder ist auch wol bei der gewöhnlichen Mythe stehen geblieben, nach welcher Minerva und Diana die Entführung zu hindern suchten, hat jedoch aus Gefühl der Schicklichkeit die jungfräuliche Göttin nicht in niedergeworfener Stellung zeichnen wollen, war dagegen der häufigen Verwechselung zwischen ihr und der Hekate eingedenk und ließ daher die Diana neben der Pallas stehen, während ihre dunkle Schwester dem Räuber widersteht. Auch wird Hekate häufig mit 3 Köpfen (Orpheus Argon. v. 975), und zwar einem Hunds-, Pferde- und Schweinskopf, noch öfter auch von Schlangen umwunden dargestellt, sowie man sie auf Gemmen mit Isis und Osiris in Verbindung gebracht sieht. Die Abbildung des schönen Montserrats ist recht erfreulich und weit erhebender, als die Gruppe der aus lauter flachen Gesichtern bestehenden Spaziergänger von Barcelona. 53.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 65. —— 6. März 1830.

Oestreichs Einfluß auf Deutschland und Europa rc. Von J. F. Schneller. 2 Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 64.)

Hr. Schneller will nicht leugnen, Oestreichs Macht sei die Schutzmauer Deutschlands und Europas gegen den Andrang südlicher, westlicher und nördlicher Feinde gewesen. Er hätte hinzusetzen können und sollen, daß vielleicht kein mächtiger Staat, von dem die Geschichte berichtet, Verirrungen des Augenblicks abgerechnet, so abgeneigt gewesen ist und zu sein fortfährt, seine Besitzthümer durch Eroberungen auszudehnen; und das ist mehr, als manche Republik von sich rühmen kann. Der Geist des Friedens und der Versöhnlichkeit ist der am wenigsten glänzende von allen, aber sicherlich der heilbringendste. Der Verf. nennt sich einen Katholiken. Wie er das Wort versteht, erklärt B. I, S. 383: „Der Protestantismus war lange vor Luther und Calvin, lange vor Zwingli und Huß, sogar vor Wiclef und Berengar, eine Angelegenheit aller edeln Gemüther, welche der Anblick des Pharisäismus im Heiligthum kränkte oder erbitterte; in dieser Form hegten und hegen ihn stets die rechtschaffenen Katholiken!“ Einem solchen nicht überall eingeführten Sprachgebrauch wird keine christliche Partei, die nicht zur römisch-katholischen Kirche gehört, einreden wollen; denn jede folgt der gewissenhaften Ueberzeugung, sie nehme nichts an, was nicht immer und überall und von Allen als echtchristlich anerkannt werden. Nur hätte Hr. S., der sich sonst nicht leicht, wenigstens nicht grell widerspricht, dann auch das harte Urtheil, B. I, S. 258, über die Unitarier zurückhalten sollen: „sie hätten das lehrreiche Experiment gemacht, daß Religionsideen, welche man zu sehr vom Positiven unterscheidet, in eben dem Verhältnisse an großer Wirksamkeit zur Volksbildung verlieren, je mehr man sie als bloße Philosophensysteme aufstellen will“. Das hat die besonnene Partei der Unitarier nie gewollt; aber Hr. S. verräth bei jeder Gelegenheit, besonders in seinem zuweilen unbilligen, immer hart und schneidend ausgedrückten Eifer gegen die Priesterschaft, daß er in der Kirchengeschichte weniger zu Hause ist als in der politischen. Darüber hätten ihn Schröckh und Plank des Bessern belehren und zum Muster dienen sollen. Wahrheit wird verdächtig, wenn Ungerechtigkeit sich zu ihrem Sachwalter aufwirft! So viel vorausgeschickt, darf sich die Anzeige des lesenswürdigen Buchs innerhalb der Schranken dieser Blätter halten, ohne unverständlich zu werden.

Das Ganze wird auf 104 Seiten durch eine Schilderung des Geistes der Jahrhunderte und Zeiträume in dem östreichischen Staatenbunde eingeleitet, die Gediegenes und Treffliches in kernichter und gedrängter Sprache enthält, aber Denen, welche die Grundsätze des Verfs. nicht theilen, seinen Zweck nicht zu dem ihrigen machen, zu mancher Berichtigung und abweichenden Folgerung gegründeten Anlaß gibt. Neunzehn christliche Jahrhunderte werden einzeln vorgeführt, und jedes mit einem ausdrucksvollen Namen getauft. Eine allgemeine Uebersicht der östreichischen Staatsverwaltung ist in 8 Zeiträume, ursprünglicher Rohheit, römischer Bildung, barbarischer Verwilderung, franko-teutonischer Ordnung, Faustrechts und Kreuzzugs, Anfangs von Bürgerrecht und Kirchenverfassung, Fanatismus in Politik und Religion, und endlich des Verstandes und der Vernunft, von einer unbenannten Jahreszahl bis 1817 vertheilt. Die ausführliche Darstellung des östreichischen Einflusses beginnt mit dem Regierungsantritt Ferdinands I. 1519. Diesen großen und guten Regenten hat Hr. S. am auffallendsten verkannt. Er war weder an Geist noch Sitte spanisch gestimmt, wie Hr. S. den Ausdruck nimmt, nichts weniger als Musterbild der Grandezza, sondern trug ein echtdeutsches, treues, versöhnliches Herz in seinem Busen und übertraf an reinmenschlichen Tugenden und freundlicher Nachgiebigkeit sogar seinen hochbegabten kaiserlichen Bruder und Vorgänger. Was an der Staatsverwaltung während seiner Regierung unserer Zeit mit Recht fehlerhaft scheinen muß, gehört den Vorurtheilen der seinigen und großentheils der harteindringenden, unvermeidlichen Nothwendigkeit; was Lob verdient, ging von ihm aus. Er war durchaus nicht verblendet gegen das Verderbniß der Priesterschaft, noch zu furchtsam, dem zu steuern. Die tridentinische Kirchenversammlung, dem päpstlichen Stuhl, der römischen Curie und ihren Helfershelfern ein Schrecken, von ihm vorzüglich veranlaßt und befördert, hatte durchaus nicht den Zweck, das drückende Joch der Kirche und ihrer Diener zu verewigen, sondern vielmehr hinwegzunehmen; und Hr. S. scheint nicht zu wissen, was der unverdächtige Sarpi auf jeder Seite bestätigt, daß gerade die spanische Geistlichkeit und ihre verbündete, die deutsche, sich den römischen Ansprüchen am beredtesten und gründlichsten widersetzte, und nur von der Unzahl schnell zusammengeraffter und zu unverdientem Ansehen erhobener welscher Theologen und von bestochenen französischen Würdenträgern überstimmt ward. Ferdinand strebte unablässig für die Zurückgabe des Kelchs im Abendmahl an die Laien und für die Priesterehe; und selbst sein Interim, wie wenig es auch vor der Kritik unserer Religionsphilosophie bestehen mag, war scharfblickenden, strengrömischen Katholiken viel anstößiger als einem großen Theil damaliger Protestanten. Bei seinem Tode rief der mächtigste und glücklichste seiner Gegner, Sultan Suleiman, mit Rührung: „Da ist fürwahr ein gerechter und redlicher Fürst gestorben!“ Und selbst Hr. S. muß gestehen: „Oestreich habe sich unter Ferdinands Regierung auf den erhabenen Standpunkt gestellt, einen Schlußstein und eine Schutzwehr der europäischen Gesittung gegen die asiatische Lebensform zu bilden, und offenbar die Bestimmung und Absicht gezeigt, Deutschlands Sinn und Wort gegen Frankreichs Manier und Mode festzustellen und zu behaupten“. Haben sich diese Gesinnungen und Absichten im Hause Oestreich fortwährend erhalten, wie alle Stimmen der Geschichte und selbst diese Stimme

bezeugen, so ist nicht einzusehen, warum der Menschenfreund aufhören sollte, ihm Liebe und Dankbarkeit zu zollen, oder warum er einzelne Verirrungen und Misgriffe, die so ewig sind wie die Dauer des Menschengeschlechts, und von denen keine unbefangenen Jahrbücher irgend einen Staat der Erde lossprechen können, ihm und ausschließlich ihm zum unverzeihlichen Verbrechen machen und darauf den Wunsch begründen sollte nach dem Untergange segenverbreitender Herrschaft. Liberas, sub rege pio! Wohl überdacht, dankverdienend und für die Meisterschaft des Schriftstellers zeugend ist die Einrichtung, daß dem Schluß jeder Regierungsgeschichte, eine Uebersicht nicht nur des Zustandes der einzelnen Reichsprovinzen, Ungarn, Böhmen und der in Deutschland und Italien gelegenen, beigegeben ist, sondern auch der Verhältnisse, in welchen sich Deutschland, Welschland, Polen, Spanien, Frankreich, England, Skandinavien, Rußland, das Osmanenreich und Europa überhaupt zu ihnen befanden. Der gute, weise, duldsame und feste, aber an den Folgen früher Vergiftung immer siechende Maximilian II., Karls V. vielgeliebter Zögling, wird mit Liebe und Gerechtigkeit geschildert. „Gewiß ist, daß er einer der wenigen Fürsten war, welche auch im Innern auf dem Boden des Rechts standen. Im Aeußern gelang es ihm, die Würde eines östreichischen Erzherzogs, ungarischen und böhmischen Königs mit der Würde eines mehr deutschen als römischen Kaisers im Einklange darzustellen". Gegen die Schilderung Rudolfs II., des Gelehrten und Wissenschaftliebenden, der Männer wie Keppler und Tycho de Brahe zu erkennen und zu beschäftigen wußte, aber durch seine Unthätigkeit, Unschlüssigkeit und seinen Eigensinn selbst seinen Bruder, den bessern, geschicktern und harten Schritten von jeher abgeneigten Mathias zwang, ihm das Zepter zu entwinden, um die Monarchie zu retten, ist nichts einzuwenden. Mathias, welcher der Welt nur 5 kurze Jahre auf dem Thron gezeigt wurde, hat Hr. S. nicht unbillig beurtheilen wollen; doch scheint er nicht genug erwogen zu haben, wovon des unbestechlichen Khevenhüller's „Ferdinandeische Jahrbücher" zahlreiche Beweise liefern, wie unumgänglich nothwendig es für diesen ward, die brüderliche Schonung nicht mehr gelten zu lassen, als sich mit der Erhaltung des wankenden Staats vertrug. Des aufrichtig frommen, aber unerbittlich strengen Ferdinands II. leider 18jährige Regierung ist in keinem ungünstigern Lichte aufgestellt, als sie verschuldet. Könnten die Misgriffe eines Regenten vergessen machen, was unter zwölfen Gutes geschah, wären 18 Jahre hinreichend 3 Jahrhunderte zu überwiegen, so hätten die Widersacher des Hauses Oestreich ihre Rechtssache vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit gewonnen.

> Excidat illa dies aevo, nec postera credant
> Saecula!

Es gereicht dem Verf. zur Ehre, daß er niederschreiben wollen: „Ferdinand II. veranlaßte die Ausdehnung und Fortdauer des dreißigjährigen Krieges, weswegen er schwere Schuld trug, da er nach der weißenberger Schlacht und der Schlacht am Barenberge keine Mäßigung zeigte. Doch hatte er das große Verdienst, durch Oestreichs Kraft die Kaiserwürde Deutschlands gegen eine Welt voll Feinde zu behaupten". Warum hat so viel Unparteilichkeit nicht immer seine Feder geleitet? Den sanften und duldsamen Friedensstifter der Welt, Ferdinand III., dem freilich kein Granvella sondern ein Trautmannsdorf zur Seite stand, hat Hr. S. wohl begriffen. Der durfte nach 20jähriger Staatsverwaltung von sich sagen: „In meiner ganzen Regierung beging ich wissentlich keine einzige Ungerechtigkeit". Sein Wahlspruch war: „Mit Gottesfurcht und Recht!" Ein gewissenhafterer dürfte für einen Fürsten schwerlich anzugeben sein. Was wäre aus seinem Nachfolger Leopold und dem Kaiserreich geworden, wenn Eugen von Savoyen nicht über beide seine von Frankreich zurückgewiesene Aegide ausgebreitet hätte! Die Gefahren, welche er abwendete, sind von Hrn. S. in glücklichen Umrissen dargestellt. Dessen Nachfolger, Joseph I., „der mit dem Uebergenusse eines Weltmannes die Seelengröße eines Menschen und den Herrscherblick eines Fürsten verband", ward seinem bedürfenden Staate nur 6 kurze Jahre gezeigt. „Der selbstdenkende, übereilende, deutschgesinnte Joseph mußte seinem Bruder Platz machen, dem eingelernten, lange erwägenden, spanischgewordenen Karl VI." Gegen einen solchen Regenten ist Hr. S., welcher seinen Gesichtspunkt weniger beherrscht, als er von ihm beherrscht wird, begreiflicherweise minder billig und setzt Manches auf dessen Rechnung, was den Umständen angehört. Große und erfahrene Blicke auf die Wohlthätigkeit des Welthandels spricht er ihm jedoch nicht ab; ebenso wenig daß seine eignen Bundesgenossen, die Seemächte, die Bedrängnisse der Zeitläufe misbrauchten, um die östreichischen Staaten davon auszuschließen, und daß Karl redlich dafür gestrebt habe, diese schreiende Ungerechtigkeit abzuwenden. Nur sollte er auch Karls Bemühungen, bei dem Aussterben seines Mannsstammes, den ungetheilten Besitz der Erbstaaten des Hauses seiner Tochter und ihrem Gatten, dem würdigen Franz von Lothringen, durch heilige Verträge, durch die von ganz Europa verbürgte pragmatische Sanction zu sichern, wogegen er andere ihm wichtige und werthe Vortheile nothgedrungen aufgab, dem wohlüberlegenden Regenten nicht verdenken, der an echtdeutschem Sinn für das Recht und an Vertrauen auf den Schutz Gottes treulose und bundbrüchige Gegner unendlich übertraf, deren verbrecherische Erfolge großentheils von kurzer Dauer waren und, wo sie bestanden, vielleicht glücklich, aber nie ruhmwürdig genannt werden dürfen. „In den herrschenden Sitten bemerkte man eine auffallende Milderung; das Gewaltsame verlor sich allmälig in Sinn und Art. Das Kirchenwesen verrieth eine Sinnesänderung in den Glaubensmeinungen, da man jeder Bewilligung für die Geistlichkeit einen vernünftigen einschränkenden Beisatz anhängte. Die Aufsicht über Kirchengüter, Hochstifter, Abteien und Mönchsorden wurde strenger. Der Hof zeigte einen durchgreifenden Sinn gegen die Anmaßungen der hohen Geistlichkeit. Das höhere Städteleben begann; Karl kann für den Begründer desselben gelten. Seine Bemühungen um den Handel im Innern sind ausgezeichnet. Die Polizei gewann in allen ihren Verzweigungen. Der Grundsatz der Menschenbeschäftigung als Gegenmittel der Menschenverschlechterung ward von dem Kaiser anerkannt, angewendet und ausgeführt. Mit Klarheit erkannte er, daß Rechtspflege die Seele der Bürgergesellschaft und des Handelsverkehrs sei. Das Geldwesen als Münze ward auf eine vorzügliche Weise behandelt. Die Künste hatten an dem Kaiser einen großmüthigen und geschmackvollen Beförderer. Die Gelehrsamkeit mehrte sich. Unstreitig besaß Karl ein menschenfreundliches Herz und einen hellen Kopf, welche ihn zum Wohlthäter seiner Völker machten. Was sich auf Cultur, Industrie, Commerz und Marine bezog, erfaßte und beförderte auch der Kaiser". Warum der Schriftsteller, der alles Dieses aus Ueberzeugung niederschrieb, eine Ansicht Friedrichs II. hinzufügen wollen, die fast von Allem das Gegentheil aussagt, und die er selbst für zu hart und zu schneidend erklärt, mag er verantworten.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 64.)

In einer an Originalwerken so reichen Epoche als die gegenwärtige, können Uebersetzungen nur ein secundaires Interesse einflößen. Die metrische oder vielmehr gereimte Bearbeitung der Idyllen Theokrit's von Hrn. Servan de Sugny würde zu Delille's Zeiten mit Entzücken aufgenommen worden sein; heutzutage lesen sie höchstens ein paar Professoren und Studenten. Ein gewisser Hr. Arouf hat Moore's „The

loves of the angels" gleichfalls in franz. Reime übertragen; von seiner Arbeit ist uns aber nichts zu Gesicht gekommen als die Ankündigung in den Journalen. Dagegen macht die Uebersetzung von Dante's „Hölle" durch Hrn. Antoni Deschamps viel Aufsehen. Der Uebersetzer, ein Bruder des bekannten Verfs. der „Études françaises et étrangères", hat nicht allein alle Freiheiten und Vorrechte benutzt, welche V. Hugo und Andere der poetischen Sprache über die Recensenten erkämpft, er geht weiter als irgend einer seiner Vorgänger. Er zerreißt den Alexandriner aufs jämmerlichste; die Enjambements, die Aufhebung der Cäsur, kurz alle jene Frevel, die in den Augen der Classiker noch immer ein Greuel sind, verschwendet er mit so viel Keckheit und Muthwillen, daß seine poetische Phrase fast ebenso eintönig durch Regellosigkeit wird, als Racine oder Voltaire durch ihre Regelmäßigkeit sind. An einer Stelle wird er so cynisch als Göthe in der „Walpurgisnacht"; kaum haben wir unsern Augen getraut, als wir von einem c-l en trompette lasen und von Jemanden, der s'en allait en faisant comme un homme qui p-te. Diese Sünden betreffen übrigens nur die Form: ein Hr. Alfred de Musset, in „Contes d'Espagne et d'Italie", treibt es noch toller; wenn es so fortgeht, so wird V. Hugo bald unter die Nüchternen gezählt werden. Auch hat der „Universel" genug zu thun, um gegen diese Frevler anzukämpfen. Das Schlimmste ist für die Classiker, daß diese jungen Leute alle ausgezeichnetes Dichtertalent haben, wie eben Hr. Alfred de Musset, über den wir in unserm folgenden Schreiben etwas umständlicher berichten werden.

In den Theatern geht es bunt durcheinander. Das Théâtre de la porte St.-Martin hat bankerott gemacht und ist erst seit Kurzem unter der Leitung einer andern Direction wieder eröffnet worden. Die Directoren der Vaudevilletheater sind im Prozesse mit ihren Lieferanten oder vielmehr Fabrikanten: sie wollen ihren Schriftstellern einen Theil ihrer Freibillette entziehen. Hr. Alexander Dumas, der Verf. von „Henri III", welcher sich der Aufführung seines neuen Dramas: „Christine", auf dem Odeon widersetzte, hat seinen Prozeß gegen den Director Hrn. Harel verloren. Wahrlich ein seltener Fall, daß ein Dichter die Aufführung seines Stücks zu hintertreiben sucht! In der komischen Oper hat „Fra Diavolo ou l'hôtellerie de Terracine" von Scribe und Auber Glück gemacht. Das Stück ist an sich eben von keiner Bedeutung. Die allerliebste, geistreiche und leichte Musik hat ihm durchgeholfen. „Gustave Adolphe", ein Trauerspiel von Arnault dem Sohne, ist das Uebertriebenste, Unerträglichste, was die classische Melpomene seit langer Zeit hervorgebracht. Wir hatten uns einige Stellen daraus gemerkt und waren gesonnen in einige Details einzugehen. Aber wir gähnen schon, wenn wir daran denken, und wir wollen lieber eine Arbeit vergebens gemacht haben, als uns noch einmal unter diese langweiligen Tiraden zu versetzen.

Desto größern Genuß hat uns „Une fête de Néron" von Hrn. Soumet und Belmontet gewährt. Jedes Bestreben, die Grenzen der Kunst zu erweitern, verdient Anerkennung, auch wenn das Ziel nicht erreicht wird, und doppelt erfreulich ist ein Neuerungsversuch, der, wie gegenwärtiger, von einem merklichen Fortschritte zeugt. Zwar haben die Verf. dieser höchst merkwürdigen Tragödie sich noch nicht ganz von dem Aristoteles losgemacht; allein, wenn sie versucht haben, beide Systeme miteinander zu verschmelzen, so geschah es keineswegs aus Berechnung, aus jener Gleichgültigkeit gegen die Kunst, welche nie etwas Großes zu Tage fördern wird, und die blos darauf aus ist, den Beifall beider Parteien zu gewinnen; Hr. Soumet und Belmontet haben jedem System entlehnt, was ihnen für den dramatischen Effect am günstigsten zu sein schien, und „Une fête de Néron" ist das erste zur Mittelgattung gehörige Drama, in welchem der romantische Theil das Beste ist. Sie haben keinen Tyrannen in abstracto geschildert, sondern Nero, wie ihn die Geschichte gibt, grausam und wollüstig, von einem unersättlichen Durst nach Genuß verzehrt, mitten unter den Freuden eines Gastmahls Todesurtheile aussprechend, ängstlich für seine Stimme besorgt, und im Beisein seiner Höflinge und Schmarotzer sich im Declamiren übend. Aber vergebens sieht man sich nach den Römern um, nach diesem entarteten Volke, das einst, wie Juvenal sagt, die Fasces gab und die Legionen und Alles, und damals nichts wünschte als Brot und Schauspiele; vergebens sieht man sich nach dem Senate um, den nie ein Princeps so tief demüthigte, als er sich selbst erniedrigte, der die niederträchtigsten Schmeicheleien in eine eherne Tafel hatte eingraben und diese an die Bildsäule des Julius Cäsar aufhängen lassen, um die Abkömmlinge eines Scipio, eines Cato zur Nachahmung der Tugenden eines Pallas und Narcissus aufzumuntern. Auch haben sich die Dichter gänzlich von der Geschichte entfernt, indem sie im 4. Akte die Agrippina, nachdem sie den Wellen entkommen, plötzlich an Nero's Hof zurückkehren lassen, wo sie ihrem undankbaren Sohne seinen tückischen Mordanschlag in den heftigsten Ausdrücken vorwirft. Indessen bringt dieser Auftritt große Wirkung auf der Bühne hervor, und der Redacteur des Feuilleton im „Journal des débats" meint, wenn die übrigen Aufzüge mit diesem (dem 4.) gleichen Werth hätten, so könnte „Une fête de Néron" neben die besten Erzeugnisse der tragischen Poesie in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts gestellt werden. Der letzte Akt ist bei Weitem der schwächste und wäre bei der ersten Vorstellung beinahe ausgezischt worden. Nero treibt die Ruchlosigkeit so weit, daß er sich ohne alle Noth dem Ruhebette seiner Mutter naht, deren Ermordung er anbefohlen, wo sie einen nicht classischen Traum hat, in welchem der Geist ihres gemordeten Gemahls erscheint rc. Nero macht die sonderbare Bemerkung, daß er einst auch so träumen werde, und entfernt sich; hierauf erscheint ein Centurio und tödtet die Mutter seines Kaisers. Die Diction ist ungleich, oft von seltener Kraft und nur wenige Spuren der declamatorischen Rhetorik der alten Schule tragend. Nächst Lebrun's Uebersetzung der „Maria Stuart" und Delavigne's „Marino Faliero", ist „Une fête de Néron" zweifelsohne die merkwürdigste dramatische Erscheinung der neuern Zeit und füllt jeden Abend die Casse des Odeon. Das Spiel der Dlle. George trägt zum glänzenden Erfolg dieses Trauerspiels nicht wenig bei.

Eine Menge Memoiren sind wieder erschienen, von denen aber nur wenige echt sind. In den Memoiren des Sir Hudson Lowe schimpft dieser ehemalige Kerkermeister Napoleons so entsetzlich gegen sich selbst und wiederholt alle die beleidigenden Ausdrücke, deren sich Buonaparte hinsichtlich seiner bediente, mit einem solchen Wohlgefallen, daß wir sogleich nach Durchlesung der ersten Blätter das Buch wiederzugemacht haben. — Die Memoiren von dem bekannten Girondisten Brissot werden als echt angekündigt, gleich darauf wird aber deren Echtheit in den Journalen bestritten. Es erschien darauf eine Widerlegung des Herausgebers, die uns aber noch nicht alle Zweifel benimmt; einstweilen wollen wir daher einen ausführlichern Bericht noch verschieben. — Die Memoiren des noch hier lebenden Exconventionnellen Levasseur sind von der Polizei in Beschlag genommen und die Herausgeber vor Gericht geladen worden. Zufälligerweise hatten wir das Werk vor der Beschlagnahme flüchtig durchgelesen. Was die Justiz dazu bewogen, die Verbreitung dieser Memoiren zu verhindern, ist wahrscheinlich die gegenwärtige Gährung der Gemüther, welche durch die Lehren des Jakobinismus, denen der Verf. noch ebenso ergeben ist als vor 30 Jahren, nur gesteigert werden kann. Eine unparteiische Würdigung der Menschen und Begebenheiten ist hier nicht zu finden. Hr. Levasseur hat nichts vergessen und nichts gelernt; er redet seiner Partei das Wort und sucht sie mit einer ebenso heftigen Wärme von allen Vorwürfen zu reinigen, als säße er noch auf dem Berge neben Marat und Robespierre. So

behauptet er, die Jakobiner seien an den Metzeleien vom 2. September und andern ebenso schrecklichen Tagen durchaus nicht Schuld; sie hätten sie blos nicht verhindert, weil sie eingesehen, daß sie nur um diesen Preis auf die Mitwirkung des Volks zu der großen politischen Reformation, die sie bezweckten, zählen konnten. Dagegen sagt Thiers in seiner „Geschichte der Revolution“ ausdrücklich, der Berg habe es durch seinen Einfluß dahin gebracht, daß die Untersuchungen wegen der am gedachten 2. Sept. stattgefundenen blutigen Auftritte aufgegeben wurden, weil Danton dabei compromittirt war. Es ist indessen sehr zu bedauern, daß diese Memoiren der Oeffentlichkeit entzogen worden; Mittheilungen von Augenzeugen der Revolution, welche dem Berge angehörten, sind ebenso selten als unentbehrlich zur vollständigen Kenntniß dieser schrecklichen politischen Krisis. — Der Graf von Montlosier zeigt sich in seinen Memoiren über die Revolution, das Consulat, das Kaiserreich, die Restauration und die Hauptereignisse, die darauf gefolgt sind, ganz so, wie man ihn aus seinen Schriften bereits kennt. Er ist ein Anhänger der gesetzmäßigen Freiheit, aber vor Allem ist er Graf, und die Aristokratie ist es, die ihn zunächst interessirt; daher sein Haß gegen die Assemblée constituante; er findet keinen Unterschied zwischen ihr und dem Convent. „Unter der Constituante“, ruft er mit seiner energischen Bitterkeit aus, „da zündete man blos die Schlösser der Adeligen an, da guillotinirte man blos Adelige, da war Alles rosenfarben; als man aber so weit ging, auch Bürgerliche hinzurichten, da erst begann die Zeit des Terrors“. Auch in seinem Hasse gegen Priesterdespotismus bleibt er sich treu; auch hier führen wir seine eignen Worte an, weil sie ebenso wahr als kräftig und ein neuer Beleg für unsere bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochenen Ansichten sind: „Es gibt eine Gattung von Priestern, welche zum Könige spricht: Sire, Sie sind der allerchristlichste König, Sie haben Soldaten und Gensdarmen, um durch sie zu erhalten, was wir durch unsere Gebete nicht erlangen können. Wir haben das Schwert des h. Petrus, Sie das Schwert Konstantins; vereinigen wir das Schwert mit dem Schwerte. Der große Bossuet sagte schon zu Ludwig XIV.: „Gladium gladio copulemus; Frankreich muß niederknien, es wird nicht lange knien u. s. w.“ Wir übergehen die übrigens sehr anziehende Jugendgeschichte des Verfs. und eilen der Epoche zu, wo er sich zuerst mit den öffentlichen Angelegenheiten seines Landes beschäftigte; bei Eröffnung der États-généraux war er blos Zeuge, später nahm er als Mitglied thätigen Antheil an den Berathungen. Seiner Ansicht nach, wollte der dritte Stand Freiheit, um durch sie zur Gleichheit zu gelangen; der Adel und der Klerus suchten blos den Begebenheiten zu entgehen, und der Hof hatte große Lust, die 3 Stände zum Fenster hinauszuwerfen. Hätte man nur Freiheit zu erlangen gesucht, so mußte man sich mit der Erklärung vom 23. Januar begnügen, die solche in vollem Maße zusicherte; allein die Eitelkeit des Bürgerstandes war vorzüglich im Spiel, man bezweckte zunächst die Unterdrückung und Abschaffung der beiden ersten Stände. Von den feindseligen Gesinnungen des Hofes gegen die États-généraux hatte er während seines Aufenthalts in Versailles häufig Gelegenheit sich zu überzeugen. Der Marschall Broglio wohnte neben ihm in Versailles, und wenn der Graf an dessen Zimmer vorüberging, sah er ihn oft durch die offenstehende Thür sich nebst seinen Offizieren mit den Plänen von Paris und der Umgegend beschäftigen. Einst hörte er auf der Terrasse des Schlosses einen dieser Herren sagen, daß es ihm ein großes Vergnügen machen werde, de jeter toute cette prétintaille d'états-généraux par les fenêtres. Durch eine Denkschrift über die damalige Lage der Dinge, die er Hrn. Necker zustellen ließ, ward er mit diesem berühmten Minister bekannt, der ihn zum Essen bat, aber nie seiner Memoiren erwähnte. Als sich einst Montlosier in dem Saale des Hrn. Necker befand, sah er einen magern Mann, à figure chafouine, wie er sich ausdrückt, sich der Madame Necker nähern; er hielt bei ihr um eine Stelle in einem der Spitäler an, die unter ihrer Leitung standen; es war Robespierre! Bei diesem Namen fällt uns ein, daß seine Memoiren gleichfalls als authentisch und von seiner Hand angekündigt werden; es wird sich zeigen. 76.

Notizen.

Isaak Newton erzählt in seiner „Chronologie von den künstlichen Sterngloben“, daß sie der Nausikaa zugeschrieben werden müßten, welche die Kenntniß davon von den Argonauten während ihres Aufenthaltes auf Korfu erhalten habe. Diese selbst aber hätten von Chiron und Orpheus zum Lohne für ihre weite Irrreise eine Sternkarte (Sphaeram pro repraesentandis coeli motibus) erhalten. Hier begegnete aber dem vortrefflichen Manne etwas Menschliches. Newton verwechselte hier die Erfindung des Ballspiels (sphaera ludicra) mit der Erfindung der Sterngloben, wie man sich aus Suidas, Athenäus und Homer überzeugen kann.

Sonderbares Urtheil über den Vorrang der Stadt Modena.

Zu allen Zeiten hat es Rangstreitigkeiten gegeben; aber daß es so weit gekommen wäre, hierwegen vor Gericht zu erscheinen und durch richterlichen Spruch entscheiden zu lassen, in was die Vorrechte des A vor dem B hinsichtlich des Ranges bestehen sollen, oder daß sogar Städte mit einander über gegenseitige Vorzüge und Herrlichkeiten vor den Gerichten erscheinen, möchte wol etwas seltener sein.

Mir war es demnach höchst unerwartet, durch Zufall auf einen Urtheilsspruch zu stoßen, der im Jahr 1245 am 20. Februar in den Streitsachen der Städte Modena und Reggio gegeben worden ist und höchst sonderbare Symbole vorschreibt, wornach Reggio sich als untergeordnet unter Modena declariren sollte. Die Bürger von Reggio mußten sich nämlich gefallen lassen, den Modenesern, wenn ihnen einer begegnete, er mochte zu Fuß, oder zu Pferde, oder zu Schiffe sein, sobald er es verlangte, die Stiefel oder Schuhe auszuziehen und zu putzen. Das Wesentliche dieses sonderbaren Urtheils mag hier ad rei memoriam den Lesern mitgetheilt werden: „Christi nomine repetito. Quia dicimus, sententiamus, definimus, pronuntiamus et declaramus, ut Judex, et absolvimus, quietamus et liberamus, et absolutos, quietos, liberales esse judicamus, et condemnamus, et ut arbiter arbitramur, et arbitramentamur, judicatum, arbitratum, sententiatum et pronuntiatum esse volumus ac condemnamus, ut infradictos de Regio seu praedictam civitatem teneri, obligari et obligatam esse, extrahere de pedibus quodcunque genus calceamenti grossi seu subtilis. Scilicet cothurnos, stivalia, sotulares et crepidas in signum honoris et reverentiae debitae et debendae praedictis Mutinensibus, videlicet in itinere pedestri, equestri et navali, in viis, domibus et hospitiis, et ad omnem et quancunque voluntatem praedictorum Mutinensium et petentium *sibi calceamenta extrahi debere, stivalia, cothurnos, sotulares et crepidas, et sic extractos et extracta expurgare, mundare, lavare, et eisdem et cuilibet, ut suis dominis praesentare*“. Der Ehrenmann, der dieses Urtheil sprach, hieß Andreas de Canopa, war Bürger zu Parma und Legum Doctor, deputatus et electus et Locumtenens, seu Subvicarius ad civilia et criminalia ejusdem civitatis etc. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 66. — 7. März 1830.

Oestreichs Einfluß auf Deutschland und Europa rc. Von J. F. Schneller. 2 Bände.

(Beschluß aus Nr. 65.)

Der Liebenswürdigkeit Theresiens, mit welcher alle weibliche Tugenden und Reize den Thron bestiegen und, zum Glück ihrer Völker und der Welt, 40 Jahre lang walteten, kann selbst Hr. S. nicht widerstehen. Viel Gutes, das ihre Regierung bewirkte, wird auch von ihm eingeräumt; aber nicht gerecht genug ist er, wenn er die Unterlassung manches Wünschenswerthen dem Mangel an Einsicht und aufgeklärtem Willen zuschreibt, oder gar verkennt, wie Manches vorbereitet worden, damit es reife zu seiner Zeit. Ohne diese Aussaat hätten weder Joseph, noch Leopold, noch Franz eine Ernte antreten und ihrerseits eine noch ergiebigere befördern können. Manches mußte für den Augenblick aufgegeben werden, um zu zahlreichen auswärtigen Feinden und unversöhnlichen Gegnern nicht auch innere zu gesellen und selbst das Vorurtheil der redlichen Freunde und Mitkämpfer gegen sich zu bewaffnen, denen die Monarchie fast unglaubliche Rettung verdankte in ihrer höchsten Noth. Friedrichs II. unbedingte Lobredner mögen Alles, was er gegen sie gethan, für Befolgung unverbrüchlicher Gesetze der Staatsklugheit erklären; die Schattenseite, vielleicht die einzige seiner langen ruhmbedeckten Regierung, werden sie so wenig vor der Nachwelt wie vor seinem eignen immer menschlichen Gewissen verwischen können, daß er es war, welcher der Beschützerin seines unschätzbaren Lebens vor der Wuth seines verblendeten Vaters keinen Ort übrig ließ, um ihre Entbindung ruhig abzuwarten, und sie zwang, sich selbst und ihren halbjährigen Säugling dem Schutz der allein ihr treu gebliebenen Ungarn zu vertrauen. Moriamur pro rege nostro, Maria Theresia! war der Aufruf der tief erschütterten Magnaten, dem das Schicksal überraschende Erfolge gewährte; und Theresia hätte an der Menschlichkeit gefrevelt, wenn sie diese Aufopferung jemals hätte vergessen, wenn sie die Lehre unserer Tage zu ihrem Glaubensbekenntnisse machen können, daß Dankbarkeit ein Sklavenlaster sei. War sie zu lange dankbar und zu viel, Gott und die Welt werden darüber mit ihr nicht rechten, und die Blätter der Geschichte würden mit ungetheilterm Vergnügen gelesen werden, wenn sie sonst von nichts zu berichten hätten als von dem Uebermaß der Tugend. Für den 1744 erneuerten Angriff Friedrichs auf Theresia, die ihm schon 2 Jahre früher das ganze Schlesien abgetreten hatte, dessen Hälfte er zuvor nur in Anspruch genommen, gibt es keinen rechtsbeständigen Grund, wol aber den durch die Erfahrung aller Zeiten und Verhältnisse bestätigten, daß der Beleidiger unversöhnlich bleibt. Die Kaiserin, welche ihren bewährten ungarischen Freund schriftlich und mündlich Vater Palfy nannte; welche keinen Schlesier erblicken konnte, ohne Thränen zu vergießen; welche die im Schauspielhause erhaltene Nachricht von der Beerbung ihres großherzoglichen Sohnes in Toscana den Zuschauern in der Volkssprache zurief: „Der Leopold hat a Bueb'n!"; welche dem vierten Preußenkriege von 1779 durch Verzichtleistung auf einen Ländertausch einhielt, dem ihr großer Nachfolger und ihr hellblickender Staatsrath mit bedeutenden Gründen das Wort redeten, und eigenhändig an Friedrich schrieb: „Ich bin in Verzweiflung, zu sehen, daß wir im Begriff stehen, einander unsere von Alter gebleichten Haare auszureißen", war unleugbar vom Geschick erkoren, das Glück von wenigstens 25 Millionen Seelen zu machen, und auch Hr. S. stellt sie als lehrreiches Beispiel in jedem Zweige der Staatsverwaltung auf. Mütterlicher Sinn kann nie verfehlen, ein tiefes und zartes Gefühl in jeder Menschenbrust aufzuregen, und auch die Kunst tritt in ihren neuern Gebilden den hohen Gestalten des bewunderten Alterthums nie unverdunkelter entgegen als in der oft wiederholten, doch unerschöpflichen, der Mutter des Christuskindes. — Nach Dem, was Vorrede und Einleitung des Werks über Joseph II. gesagt, war zu erwarten, daß dessen Regierungszeit der Glanzpunkt des umfassenden Gemäldes werden müsse. Hier thut die Geistesrichtung des Verfs. der Unbestechlichkeit seines Urtheils keinen Eintrag, und meisterhaft ist ihm gelungen, den wohlthätigen Absichten und kühnen Maßregeln des großen und guten Kaisers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne in Lobhudelei auszuarten, oder durch unhaltbare Gründe zu beschönigen, was er vertheidigt. „Josephs Wirksamkeit ist unvergänglich in ewigen Zeiten.' Sein Gesetz der Kirchenduldung besteht, und die Gleichheit vor dem Staatsgesetz hat begonnen. Was in den nächsten Jahrzehnden Oestreich für Stärke und Weisheit leistete, ruht auf den Grundlagen, welche er legte; die kommenden Menschenalter müssen Entwürfe und Grundsätze wieder auffassen und endlich durchführen, damit der östreichische Staat seine volle Entwickelung der Volkskraft offenbare. Eine gewisse Hast, welche wol auch in Jähzorn ausbrach; ein gewisses Mistrauen, welches später zu einer Art Menschenverachtung führte; eine gewisse Nichtkenntniß der Einleitungen, welche allmälig und leise das Neue an die Stelle des Alten setzen; eine gewisse Unkunde Dessen, wodurch das strenge Herrschen zur sanften Liebe wird: dies sind etwa die Fehler dieses hochherzigen und scharfsichtigen Kaisers". Es ist der Billigkeit gemäß, von dieser Fehlerrechnung Bedeutendes abzudingen. Mistrauen ist Jedem unvermeidlich, der 40 Jahre hindurch Veranlassung gehabt hat, die Werke der Menschen mit ihren Worten zu vergleichen, und dem Oberhaupt eines Staates sogar traurige Pflicht. Menschenverachtung, wie man das Wort richtig versteht und allgemein gebraucht, Geringschätzung aller menschlichen Verhältnisse, Verzichtleistung auf jeden Versuch, die Menschen besser und glücklicher zu machen, weil das ganze Geschlecht aus unheilbaren Schurken, Dummköpfen und Narren bestehe, kann und darf dem Fürsten nicht nachgeredet werden, dessen unermüdete Thätigkeit als Mitregent und Alleinherrscher eigne Ruhe und Gesundheit aufopferte, um Aufklärung und

Wohlhabenheit unter seinen Pflegebefohlenen zu befördern. Ueberredete er sich etwa, auch der beste und reinste Wille verständiger Diener und Gehülfen sei nicht untrüglich, das Geschrei der Menge nicht immer Gottes Stimme, und nur eigner Ueberzeugung gebühre gewissenhafte Entscheidung, so theilte er dieses Bewußtsein mit allen eigenthümlichen Denkern aller Zeiten auf dem Thron und in der Hütte. Wie wäre dem nichts weniger als blödsichtigen, vieljährigen aufmerksamen Begleiter der Regierung Theresiens Nichtkenntniß allmäliger und leiser Einleitungen des Bessern, Unkunde sanfter Leitung auch nur möglich gewesen? Nur hatte er von dem Misbrauch dieser Milde zu häufige Erfahrungen gemacht; nur beredete ihn Begeisterung für die gute und gerechte Sache zu dem Glauben, sanfte und leise Einleitungen hätten redliche Gesinnungen genugsam vorbereitet, um endlich ihren Zweck herbeiführen zu dürfen; unredliche und untreue aber, durch Güte nicht zu gewinnen, müßten durch Strenge gebändigt werden. Daß dieses Vertrauen, wenigstens für Ungarn und die Niederlande, noch zu voreilig gewesen, daß Joseph schmerzliche Rückschritte eingehen müssen, bezeugt die Geschichte; gleichwol ließe sich allenfalls der Beweis antreten, daß besonders der deutschböhmische Theil der Kaiserstaaten nicht so unempfänglich für das Licht war, als Josephs Feinde, Neider und sogar unwissende oder tückische Lobredner der Welt und Nachwelt aufschwatzen wollen, und daß nur die Stürme, welche Europa in dessen innersten Bestandtheilen erschütterten, seine nicht minder weisen aber behutsamen Nachfolger bewogen, die schwellenden Segel einzuziehen. — Leopold II. ward dem Kaiserstaate nur 2 flüchtige Jahre gegönnt, und doch gelang ihm, was seinem verkannten Bruder in so beschränkter Frist so vollkommen schwerlich gelungen sein würde, die Ruhe im Innern und den Frieden im Süden und Norden herzlich und bleibend wiederherzustellen. Um diesen Preis schien seiner musterhaften Selbstüberwindung kein augenblickliches Opfer zu kostbar. Daß er darum die leitenden und wohlthätigen Josephinischen Ansichten nicht aufgegeben, daß keine Empfindlichkeit gegen seinen Bruder die Rathgeberin seiner Schritte war, wie Hr. S. anzudeuten sich erlaubt, davon zeugt seine lange unvergeßliche Regierung in Toscana, welche allen Eingriffen der Hierarchie und den Misbräuchen der Lehnsverfassung ein Ende machte. Nach der muß man ihn beurtheilen, nicht nach diesem oder jenem Verzicht, der ihm als Oberhaupt des gefährdeten Gesammtstaates abgedrungen ward. Und doch bewies er, auch als solcher, auch auf dem ungarischen Reichstage von 1790, nach Hrn. S.'s eignem Geständnisse, Fassung, Haltung, Weisheit und Stärke und ließ sich durch keinen Andrang überwältigen, Fürstenrechten zu entsagen, die dem Wohl der Monarchie unentbehrlich sind. — Franz II. regiert seit 1792 und vereinigt, zum Glück der Welt und seiner Staaten, die Tugenden Theresiens, Josephs und Leopolds. Die Festigkeit und Milde, die Weisheit seiner Maßregeln, die nur im ganzen Zusammenhange, nur von Erfahrenen und Vertrauten, nicht einzeln, aus der Ferne und von Halbwissern, gewürdigt und beurtheilt werden können, hat der Erfolg bestätigt. Darüber kommt also auch Hrn. S. nur eine Meinung zu, die freilich gehört und erwogen zu werden verdient, weil sie einen Sprecher beurkundet, den nicht Tadelsucht beseelt, und der das Gute anerkennt, wo er es entdeckt. Wo er es nicht entdeckt, verhindern ihn seine Grundsätze daran, und es ist löblich, daß er diese nicht bemänteln will, weil sie nun Keinen täuschen können, der nicht von ihnen ausgeht. Manchmal zwar treiben es diese Grundsätze ein wenig arg, z. B. B. II, S. 347, wo „Napoleons Vermählung mit einer Erzherzogin für einen mit Blumen überdeckten Abgrund erklärt wird, den alsogleich Viele in Oestreich und Frankreich dafür erkannt hätten, welche den Hof zu Wien durchschauten". Doch ist sonnenklar, daß Franz, indem er durch diese Verbindung, zu der er gewiß nicht leicht beredet ward, seinem übermächtigen Gegner alle Rechte eines ebenbürtigen Monarchen zugestand, dem Gatten seiner geliebten Tochter gewiß keine Falle stellen wollen, sondern vielmehr ehrlich und verständig erwartet habe, der werde auch dadurch gewonnen werden, jedem Vorurtheil gegen seines Gleichen zu entsagen und die Mäßigung eines festbegründeten Monarchen der Begehrlichkeit eines mistrauischen Emporkömmlings vorzuziehen. Die Berechnung schlug fehl, aber durch die alleinige Schuld des Eigensinnigen, dessen Willkür sie fehlschlagen ließ. Eine Kleinigkeit verdient bemerkt zu werden, weil sie die Eigenthümlichkeit des Verfs. auszeichnet. — Wenige Sonderbarkeiten und Provinzialismen des Ausdrucks bringen ihn nicht um das Recht, unsern bessern Schriftstellern beigezählt zu werden, oder erlauben, die Ausbildung einer so schönen Naturgabe für bloßen Zufall zu halten. Doch stellt er, II, S. 361, Genz, Werner, Friedrich Schlegel, Pilat, Hormayr als Schriftsteller von gleichem Werth und Gewicht in eine Reihe, gibt ihnen Friedrich v. Stolberg und den Wunderthäter Hohenlohe zu Verbündeten, Wähner und Pfeilschifter zu Troßjungen. Ein so auffallender Misgriff könnte, gleich seiner Gewohnheit, obere Geistliche ohne Unterschied Hohepriester zu nennen, für absichtliche schadenfrohe Beleidigung gelten, wenn er nicht gleichfalls, S. 378, Schriftsteller, die ihm zu Dank reden, Benjamin Constant und de Pradt, den gediegensten, tiefsten, beredtesten und gefeiltesten aller Liberalen, mit dem alltäglichsten und längst erschöpften Schnellschreiber, dessen Kaffeehausweisheit allmälig selbst Kaffeehausgästen Langweile macht, unmittelbar neben einander setzte. Summa imis! Deutlicher kann wol nicht hervortreten, daß ihn alle kritische Besonnenheit verläßt, sobald seine Leidenschaft in Anspruch genommen wird. Ein anderes kurzes aber bedenkliches Wort sagt die Hauptansicht, welche dem ersten Bande vorgesetzt ist. „Dem Weltgeschichtschreiber mag das nordamerikanische Princip der Regierung als Ideal vorschweben. Der östreichische Geschichtschreiber wird schwerlich für jetzt etwas Brauchbareres aufzustellen vermögen als die Grundsätze und Grundanlagen Josephs II." Also nur für jetzt? nur vorläufig? in Erwartung eines Bessern! Das Princip jeder Regierung, ihren obersten leitenden Grundsatz, Beförderung des allgemeinen Wohls, haben alle Staatsverbindungen mit einander gemein. Aber der unbefangene Weltgeschichtschreiber wird sich wol hüten, einer einzigen wirklich gewordenen Staatsform die vollkommene Erreichung des Ideals beizumessen, nach der sie strebt; sondern vielmehr gewissenhaft, belehrend und beruhigend berichten, wie oft sich Monarchien, Oligarchien und Demokratien demselben genähert und von ihm entfernt haben, welche Vortheile und Nachtheile jede gewählte Form unvermeidlich mitsichführe, und daß keine Form der Verfassung allen Misgriffen der Verwaltung vorzubeugen vermöge. Menschen, die über Menschen walten, bleiben jeder Schwachheit ihrer Natur ausgesetzt. Darum verweisen die Sagen der Vorwelt an eine goldene saturnische Zeit, wo Götter auf Erden herrschten. Waren aber diese Götter, wie die nämlichen Sagen berichten, Wesen übermenschlicher Kraft, von menschlichen Leidenschaften beseelt, so waren in jenen gefeierten Tagen die Erdenbürger schwerlich ungefährdeter als wir. Dem östreichischen Geschichtschreiber liegt ob, Liebe für die Monarchie in den Herzen seiner Leser zu wecken und zu nähren und ihre Zufriedenheit mit der Staatsgestaltung nicht blos von der wohlthätigen oder vorübergehenden Erscheinung des regierenden Monarchen abhängig zu machen. Diese Obliegenheit des Vaterlandsfreundes hat Hr. S. offenbar in seinem Buche verkannt, und da er von aller Heuchelei ehrenvoll entfernt ist, wahrscheinlich in seinem mündlichen Vortrage, der in der Regel noch ungebundener und unbehutsamer wird als der schriftliche, ungleich häufiger übertreten. Es ist erlaubt, zu zweifeln, ob irgend ein Staat, selbst die fesselfreieste Volksherrschaft, einen Lehrer der Jugend zu solcher Unumschränktheit willkommen heißt, und unbegreiflich, wie Hr. S. sein Buch der Censur eines Staats

darbieten können, der so viel Pressfreiheit nicht gestattet. Was [illegible]hätte vorhersehen sollen, ist geschehen. Der Censor der geheimen Staatskanzlei, Ritter v. Genz, fand sich berufen, Erörterungen, die ihm, nicht etwa in einer staatsrechtlichen, nur gelehrten Augen unterworfenen Untersuchung, sondern in einer Darstellung, zum Lesebuch für alle Stände bestimmt, von Amtswegen anstößig scheinen mußten, zu rügen. Die Wahl manches oft gemisbrauchten Ausdrucks dünkte ihm verdächtig, manche Behauptung zu gewagt, manche geschichtliche Unwahrheit des ausdrücklichen Widerspruchs bedürftig. „Aus der zahlreichen und inhaltschweren Reihe solcher Rügen hat Hr. S. einige ausgewählt und mitgetheilt, um den einflußreichen Staatsmann in seinen jetzigen Grundsätzen, welche seinen frühern so grell entgegenstehen, ganz darzustellen". Ref. gesteht, daß er nichts darin gefunden, was ihn von dem Uebersetzer und Erläuterer der Burke'schen Betrachtungen über die französische Revolution befremdet hätte; und daß, wenn er gleich nicht Muße findet, alle frühere Aeußerungen eines frühbesonnenen Schriftstellers mit dessen spätern zu vergleichen, ihm doch nichts erklärlicher ist, als daß der gereifte Staatsmann, den Erfahrung in die Schule genommen, bei ganz wunderbaren Verhältnissen und Beziehungen, zurücknehmen, beschränken oder erweitern dürfe, was er vormals in einem andern Lande und Zusammenhange für zulässig und anwendbar gehalten. Ging es doch seinem unsterblichen Landsmann, dem erhabenen Verf. des „Antimachiavell" nicht besser, obwol diesem nur die Zeit zu befehlen hatte, und Widerruf des gesprochenen Wortes ihm ein Wermuthbecher war. Noch nie ist ein Sterblicher als Meister vom Himmel gefallen, und die einzige unumstößliche Regel der Staatsklugheit, daß es keine Regel ohne Ausnahme gibt. Aber herkömmliche Schriftstellertaktik erklärt den Censor für eigenmächtig, der höhern Vorschriften gehorcht. Sie schlägt den Sack, und meint — das bekannte Sprichwort wird etwas unhöflich. Ohne Zweifel ist Niemand dem beschwerlichen Geschäft eines politischen Censors mehr gewachsen als Hr. v. Genz; aber wer den ganzen Werth des ausgezeichneten Mannes zu schätzen weiß, wird gleichfalls erkennen, daß Niemand würdiger ist, einer so undankbaren Beschäftigung überhoben zu sein. 42.

Ansichten britischer Kritiker über deutsche Autoren. *)

Das „Foreign review" (November 1829) äußert sich in der Beurtheilung des Buches: „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", über unsern großen Humoristen folgenderweise: „Seit ungefähr 6 Jahren wird der Name Jean Paul Friedrich Richter mit englischen Typen gedruckt, und seit 46 Jahren prangt er bereits in Deutschlands literarischen Jahrbüchern. Mag ihn indessen England 40 Jahre übersehen haben; wir wollen es einer ungewöhnlichen Blindheit gegen ihn nicht bezüchtigen; im Gegentheil mögen wir J. Paul's jetziges Auftreten unter uns als den Beweis eines im Wachsthum begriffenen, raschern literarischen Verkehrs, der sich in Art und Gegenstand veredelt hat, betrachten. Wir hoffen, unser Gefühl für das auswärtige Große ist berichtigter, und unser Insulargeschmack wandelt sich allgemach zu einem europäischen um. Keineswegs ist Richter ein Mann, dessen Verdienste und Sonderbarkeiten sogleich in Jedes Auge fallen; ja, ohne große Geduld und einen gewissen beträchtlichen angeborenen Katholicismus (??) kommt kein Leser mit ihm sogleich zurecht (and some considerable catholicism of disposition, no reader is likely to prosper much with him). Er hat ein schönes, hohes, aber zugleich ungewöhnliches Talent. Sein Humor ist durchaus herzlich, und dies nicht blos, wie es gewöhnlich der Fall ist, in den niedern Regionen des Gedankens, sondern auch in der höchsten ist er beispiellos, und so bildet er, wildscherzend, mit Sonne und Mond spielend, eine wunderbar ideale Welt, die dem ersten Blick nicht viel anders als ein Chaos erscheint. Selbst die Deutschen haben manche Last mit ihm, und für Leser fremder Völker umwebt er sich mit fast grenzenloser Verworrenheit; er bietet in der That nur ein ungeheures Labyrinth dar, in welchem kein Plan, ja nicht einmal eines Planes Spur sichtbar wird. Es ist im höchsten Grade schwierig, den grammatischen Sinn seiner Schriften zu verstehen, geschweige deren Geist aufzufassen und sich anzueignen. Vielleicht findet man keinen Autor in einer neuern Sprache, der an Verworrenheit ihm gleichkäme. An dunkeln Anspielungen ist er überschwenglich reich, und dabei ist seine Phraseologie sehr verschlungen. Er verliert sich in endlosem Gewirr und in Verrenkungen und schreibt Parenthese in Parenthese; auch fehlt es nicht an Elisionen, unerwarteten Knäueln, Anspielungen, Reflexionen und allen Arten unerklärlicher Klammern. Welche Schwierigkeiten es für Fremde haben muß, ihn zu verstehen, urtheile der Leser daraus, daß schon vor 20 Jahren Karl Reinhold ein Wörterbuch über Richter's Schriften herausgab, um seinen eignen Landsleuten das Verständniß derselben zu erleichtern. — So viel über die Bekleidung der Richter'schen Gedanken. Die Gedanken selbst sind oft so dunkel ausgedrückt, daß man gewöhnlich nach angestrengtem Nachsinnen kaum weiß, ob man den richtigen Sinn getroffen; ja, er ist ein Mann, der schwachnervige, kränkelnde Leser zu Gefühlen hinreißt, die an Schauder grenzen. Trotz alledem findet er auch in England eine gewisse Anerkennung; er hat seine Leser, seine Bewunderer; nicht wenige Uebersetzungen seiner Werke, nebst klaren, mit Beifall aufgenommenen Kritiken derselben, sind unter uns erschienen; ja, wir glauben zu bemerken, daß selbst der ungermanische Theil des Publicums nicht ohne einige Neugierde und mit einer gewissen zuvorkommenden Hoffnung auf diese Stimmen lauscht. Aus diesen Symptomen ergibt sich die in unserer gegenwärtigen Lage höchst tröstliche Bemerkung, daß die alte engherzige, splitterrichtende Sekte der Schöngeister (belles-lettres-men), deren Gottheit die auf französischem Grund und Boden gedeihende Eleganz war, und die mehr die Galanteriehändler als die Kritiker und Philosophen bewunderte, auf unsern Inseln sehr abnimmt, und daß wir gewiß manchem Leser durch nähere Betrachtung und Darstellung des wunderbaren Jean Paul einen willkommenen Dienst erweisen".

Die Recension der gesammelten Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg, in demselben Hefte, beginnt: „Deutschlands Dichter sind mitunter höchst originell, aber unter allen Söhnen des Gesanges zugleich diejenigen, welche am meisten nachahmen. Klopstock verhüllt in der Ode, in welcher er den Wettgesang der britanischen und deutschen Muse beschreibt, des Kampfes Ausgang weislich in eine Staubwolke. Er ließ jedoch den Sieg nicht blos unentschieden, sondern er konnte, höchst gewissenhaft seine eigne Verbindlichkeit gegen die britische Muse fühlend, ihr auch ein früheres Dasein und eine umfassendere Erfahrung in diesem Wettkampfe nicht absprechen. Eine Zeit lang haben sich Deutschlands Dichter mit französischen Mustern begnügt, durch die sie zwar in der Zierlichkeit der Composition belehrt wurden, die aber zugleich die Kraft der Erfindung lähmten, bis die beiden Schweizer Bodmer und Breitinger die Ueberlegenheit der britischen Literatur ins Licht stellten. Der Einfluß dieses Beispiels blieb nicht ohne Wirkung; ein kühnerer Geist der Originalität begeisterte Deutschlands Autoren. Kaum hatte Klopstock den Impuls gegeben, als der elektrische Schlag sich von Brust zu Brust mittheilte und jedes Herz in Patriotismus und Nacheiferung erglühte. Von allen Schriftstellern aber, die aus dem edlern Enthusiasmus des Messiassängers den Funken der Begeisterung auffingen, verdienen keine mehr der Beachtung als die beiden Stolberg, deren Werke vor uns liegen. Früher waren sie Klopstock's, späterhin Bürger's Nachahmer. Wären sie jedoch

*) Vgl. Nr. 232, 233, 237 u. 238 d. Bl. f. 1829. D. Red.

bloße Nachahmer und von solcher Art gewesen wie Pope's Nachtreter in unserm Lande, wir würden dies von ihnen nicht sagen; aber sie tragen nicht blos das Gewand dieser Dichter, sondern deren Geist durchdrang sie auch völlig. In Prophetenschulen ward in alten Zeiten die Kunst der Seher gelehrt; aber dieser Unterricht schloß die Inspiration so wenig aus, daß dieselbe als nothwendige Bedingung vorausgesetzt wurde. Die Stolberg, namentlich der jüngere, waren geborene Dichter (poets by nature); aber wahrscheinlich ward ihr Genius durch ihres großen Vorgängers Muster gebildet. — — — — Ihre Werke athmen Platon's Weisheit mit aller Phantasietrunkenheit des heitern Gottes. Vielleicht ist diese Trunkenheit bei lyrischen Compositionen wesentlich; aber manchen Lesern mag es doch scheinen, als ob die Stolberg sich in dieser Rücksicht zu viel gestattet haben. Bei alledem sind sie Meister in dieser Gattung und versuchen sich von der einfachsten Balladenmelodie an bis zum höchsten dithyrambischen Phantasiefluge. Nur für das Drama waren sie unfähig; dazu waren sie nicht Weltleute genug". 5.

Aus Italien.

Oeffentliche Blätter haben, ich weiß nicht welchem ersten Berichterstatter, nacherzählt, daß in den sardinischen Staaten die Kuhpockenimpfung als eine revolutionnaire Einrichtung einer gern vergessenen Zeit abgeschafft worden sei. Auf eine schlagende Weise widerlegt diesen Vorwurf eine kleine in Turin erschienene Schrift: „Sul vajuolo e sul vaccino, lettere" (1829, 21 Octavseiten), die auch in manchen andern Beziehungen für andere Staaten eine nicht unbedeutende Erscheinung ist. Der erste Brief ist vorgeblich von einem Vater an seinen Arzt geschrieben; der zweite die Antwort des Doctors. Gleich im ersten fragt der Vater, wie es nur möglich gewesen sei, daß bei der großen Sorgfalt des Professors Buniva sich eine solche Blatternepidemie habe entwickeln können, als in Nizza, Genua und Turin neuerdings stattfand? wie es gekommen, daß so viele Vaccinirte nicht frei blieben? woran man eine vollständige und richtige Vaccination erkennen müsse? und ob durch die Vaccination nicht Keime von andern Krankheiten sich entwickeln? Die Antwort des Doctors ist heftig. Er behauptet, die Regierungsbehörden (delegati del governo) wären saumselig oder gar schlechtgesinnt: sie entfernten Andere von der Vaccination, um nur mehr zu gewinnen; der Oberbeamte (conservatore) verweigere Lymphetafeln, oder gäbe leere, oder welche mit verdorbener Lymphe; dann antwortet er, als eifriger Anhänger der Vaccination, wenn sie vollständig abgewartet werde und völlig ausgebildet sich zeige, auf die andern Fragen. Die Antworten gehören vor ein ärztliches Forum und sind so oft bei uns durchgesprochen, daß sie uns kaum etwas Neues sagen können. Aber doch bleibt die Schrift eine Merkwürdigkeit. Unter den Augen der Censur des Landes sagt man in einer Schrift, die ihr durch die Hände gegangen sein muß, daß die königlichen Commissairs unthätig wären und obendrein schmuzig geizig. Das ist doch mehr als eine Unhöflichkeit gegen eine Behörde; und doch hat es die Censur durchgehen lassen! Wie weit ist die piemontesische Regierung noch zurück gegen die Consequenz mancher deutschen, die jede leise, begründete oder unbegründete Rüge gegen einen Angestellten als einen Angriff auf die Verfassung ansehen und daher, wie billig, das nicht zugeben und selbst jeden Armenvogt unter ihren schirmenden Schild nehmen! Wie viel haben die Piemontesen noch zu lernen! Gelegentlich erfährt man durch diese Schrift, die besonders dem ehelichen Leben eine Lobrede auf Kosten des Cölibats hält, daß die jährlichen Vaccinationen in Piemont mehr als die Hälfte der Geburten betragen; daß Impfstätten in den Hauptorten der Provinzen fortwährend offen sind; daß es 44 Delegaten dafür gibt und mehr als 600 einzelne Impfärzte. Folgt aber wol aus diesen Anordnungen, daß die Beschuldigung der Trägheit ganz grundlos sein müsse?

Italiens Aesthetiker kommen, in des Wortes wahrstem Sinne, auf die Sprünge der deutschen. Manzoni ist jetzt der Abgott der einen Partei, und ihm als Opfer müssen auch die gefeiertesten Heldenbilder fallen. Tros, Rutulusve... In Florenz bei den Brüdern Batelli ist jetzt eine vollständige Ausgabe von Manzoni's Werken durch N. Tommaseo erschienen: „Opere di Al. Manzoni milanese con aggiunte e osservazioni critiche di Nicolo Tommaseo. Prima ediz. completa" (1828—29, 5 Octavbände), und ein ununterbrochener Panegyrikus ist beigegeben, um das Verdienst dieser Werke noch einleuchtender zu machen. Der Ruhm eines vollendeten Dichters sei Manzoni aufgehoben gewesen; Tasso namentlich, der vom Auslande so hochgehaltene Torquato, sei ein charakterloser und im Ganzen unmoralischer Dichter gegen Manzoni's scharfgezeichnete und in so reinem Lichte stralenden Bilder! u. s. w. u. s. w. Man weiß ja, wie unsere Recensenten ausholen, wenn sie das Gold vergolden möchten; und wie sie sich darin gefallen, volle durch die Anerkennung ganzer Jahrhunderte geheiligte Kränze dreist zu zerrupfen, um vielleicht mit ein paar Blättchen ihre Lieblinge zu schmücken. Ob Herr Tommaseo wol an Etwas, das Herder gesagt hat, dabei dachte: „Denke, wenn du schreibst, an die Vorwelt! Warum? Denn sie kommt einst wieder als Nachwelt!" 35.

Miszellen.

Merkwürdiges Zusammentreffen der Mohammedaner und der Herrnhuther in Religionsansichten.

Ein sehr strenges und bestimmtes Gesetz des Koran verbietet den Islamsverehrern alle Nachbildung von Thieren und Menschen. Mohammed wollte dadurch die so leichte Aufregung der Sinnlichkeit in den glühenden Orientalen verhindern, nebenbei auch dem weisen Gesetzgeber Moses sich an die Seite stellen, welcher alle Götzenbilder streng verbot. Daher kommt es, daß die bildende Kunst im Orient so ganz danieder liegt, daß alle Bilder lebender Wesen daselbst pouth, d. h. Götzenbilder, genannt und für verdammt und unheilbringend gehalten werden. Auch die herrnhuther Brüdergemeinde erklärt sich gegen die bildende Kunst und Malerei, nicht nur in den Bethäusern und auf den Friedhöfen, sondern auch im geselligen Leben und in den Verhältnissen der Einzelnen. Das Herz soll nicht von dem äußern Schein des Eiteln, Hinfälligen, Irdischen geblendet und von dem Herrn abgewendet werden; nicht das Gefühl des sinnlichen Wohlgefallens am Schönen soll sich in die Anbetung des reinen Heiligen mischen. Man sieht hier wieder einmal recht augenscheinlich den Satz bestätigt: Extrema sese tangunt, die Contraste begegnen sich.

Merkwürdige Nachlässigkeit der Kalendercensur.

Nach dem dresdner Schreibekalender auf das J. 1830, der königliche Concession hat und sich auf dem Titel einer Genealogie des sächsischen Hauses und aller europäischen Mächte rühmt, ist unser gegenwärtiger König Anton erst im folgenden Jahrtausend, nämlich im J. 2755 geboren, und Prinz Johann erblickte das Licht der Welt bereits im J. 1701 den 12. (hier fehlt Dezember!); er war mithin 121 Jahre alt, als er sich vermählte! So unwichtig auch dieser Schreibekalender ist, so ist es doch entsetzlich, dergleichen tolle Druckfehler in einem so verbreiteten Büchlein stehen zu lassen. Hier hätte die Büchercensur nicht müßig sein sollen! 70.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 67. —— 8. März 1830.

Heinrich Melchthal, oder Bildung und Gemeingeist. Eine belehrende Geschichte. Herausgegeben von W. M. L. de Wette. 2 Theile. Berlin, Reimer. 1829. Gr. 12. 3 Thlr.

Die Literatur der Romane hat sich in der jüngsten Zeit aus dem Gebiete der bloßen Unterhaltung wieder mehr der belehrenden Tendenz zugewendet. Wenn auch absichtslos, liegt doch den historischen Romanen, mit welchen uns die Messen überschwemmen, ein ernsterer Zweck zum Grunde. Wo die Aufmerksamkeit auf geschichtliche Stoffe gerichtet, an bedeutungsvollen Ereignissen der Gegenwart oder verflossener Jahrhunderte die Unterhaltung fortgeleitet und das Gemüth aus dem Kreise der Bilder des alltäglichen Lebens oder einer erträumten bunten Wirklichkeit auf die Bahn glaubhafter Thatsachen, in Berührung mit dem Großen und Außerordentlichen, was das Leben der Menschheit hervorgerufen hat, geführt wird: da muß ein Unterricht, eine Belehrung stattfinden, nicht zwar über die einzelnen Vorkommenheiten und Charaktere, die der Dichter in seiner individuellen Weise und für den ästhetischen Zweck seines Romans darstellen und dabei von den Grenzen historischer Treue mehr oder weniger sich losreißen mag, aber wol über eine freie, geistvolle, selbständige Auffassung des Geschichtlichen, dessen Liebe gewiß in Unzähligen, die von ihrem frühern Romanlesen für alles Uebrige abgestumpft schienen, wiederum geweckt worden ist. Es ist nicht nur um der Vortheile willen, die dem poetischen Werke selbst daraus erwachsen, sondern auch wegen des wahrhaft bildenden Einflusses auf den Leser recht sehr zu wünschen, daß die Choragen unserer Romanenliteratur dem historischen Stoffe treu bleiben und dadurch mittelbar zur moralischen Erkräftigung unserer Zeit beitragen.

Seltener wagen sich dagegen Romandichtungen von unmittelbar belehrender Richtung hervor. Der Grund davon ist nicht schwer zu errathen. Die meisten der erschienenen Romane mit moralischer Tendenz haben durch ihre Gebrechen gezeigt, daß es keine leichte Sache sei, Unterhaltung und Belehrung, den Selbstzweck der Poesie und die davon verschiedenen Richtungen der Pädagogik oder Moral in solchen Einklang miteinander zu bringen, daß beide sich in dem vorliegenden Werke durchdringen, kein Theil auf Kosten des andern unverhältnißmäßig hervortrete und so das Ganze als eine lebendige Einheit erscheine. Wie bald ist es nämlich geschehen, daß der Dichter durch den für den poetischen Gang und die historische Verwickelung seines Werkes entworfenen Plan, wenn dieser zu ausschließend die Aufmerksamkeit und das Interesse in Anspruch nimmt, seine belehrende Absicht gefährdet. Noch weit häufiger aber ist es wol der Fall, daß die belehrende Seite der unterhaltenden Abbruch thut. Die moralischen Winke, die gegeben werden sollen, die religiösen Betrachtungen, die philosophischen Distinctionen und Erörterungen, die politischen oder pädagogischen Rathschläge, zu deren Mittheilung den Verf. sein belehrender Zweck geführt hat, machen ihn nur zu oft den poetischen Boden, auf welchem er jenes Alles vortragen, und die individuellen Gebilde und Scenen, mit welchen er dasselbe verflechten wollte, vergessen, sodaß man sich am Ende eher im Hörsaal oder in der Kinderlehre als in einem Romangarten zu befinden glaubt. Zu schweigen davon, daß bei solchen gelehrten Abschweifungen der Styl und die Terminologie der Schule das gegebene Wahre dem allgemeingebildeten Leser oder demjenigen, welcher zur allgemeinen Bildung erst geleitet werden soll, unschmackhaft und unverdaulich machen.

Der allverehrte de Wette — denn welcher Deutsche sollte nicht diesen Namen mit Verehrung und Theilnahme nennen? — hat in dem vorstehenden Werke seinen zweiten Lehrroman uns dargeboten. Wenn wir in seinem „Theodor" eine gleichmäßige Durchdringung des Poetischen und Doctrinellen vermissen, so mag es vielleicht die wirkliche Absicht des Verf. gewesen sein, hier das Doctrinelle vorherrschen zu lassen, weil der Gegenstand des Werkes ihm nicht nur überhaupt engere Grenzen anwies, sondern auch in die Kreise der wissenschaftlich Gebildeten ihn stellte, wo es ihm Bedürfniß werden mußte, seine Ansichten über Philosophie und Leben, Religion und Christenthum, namentlich über die Principien der theologischen Wissenschaft ausführlicher darzustellen und zu begründen. Wie sehr ihm diese Absicht gelungen und welche Aufnahme seinem „Theodor" geworden sei, dafür zeigt die im vorigen Jahre erschie-

neue zweite Auflage. Der neue Roman „Heinrich Melchthal" hat dagegen eine allgemeinere Tendenz. Wie im „Theodor" der Bildungsgang eines Geistlichen geschildert ist, so wird im „Heinrich Melchthal" der Kreis Dessen, was zur allgemein menschlichen Bildung gehört, an der Geschichte eines jungen Kaufmanns entwickelt. Hier konnte der Verf. weit eher das Poetische und das Belehrende im Gleichgewichte halten wollen; und es ist nicht zu leugnen, daß er die schwierige Aufgabe auf eine sehr befriedigende, überraschende Weise gelöst hat. Die Fabel des Romans ist lebendig und mit mancherlei wechselnden Verhältnissen, mit wohl geschiedenen Charakteren ausgestattet. Sie tritt gegen das Doctrinelle nie in den Hintergrund, und drängt sich doch auch von der andern Seite nicht übermäßig vor. Die Unterredungen über wissenschaftliche und sociale Gegenstände knüpfen sich ungezwungen an das Geschichtliche des Romans an, und brechen an der rechten Stelle ab, um nicht zu ermüden oder von dem Poetischen des Werkes ganz abzuziehen. Das Geschichtliche ist überall von feinen Winken der Reflexion und Belehrung begleitet, sodaß nie der anderweitige Zweck des Buches neben und über der Unterhaltung verloren geht. Auch bleibt die Geschichte trotz der Mannichfaltigkeit der Situationen und Individualitäten einfach gehalten und läßt dadurch das Interesse für die Belehrung des Geistes und Gemüthes neben den anziehenden Gestaltungen der Phantasie offen. Wenn freilich während Heinrichs Aufenthalt auf einer deutschen Universität und während seiner dortigen angestrengten Studien, die ihn an die Klippe der Schulgelehrsamkeit und über die Grenzen allgemeiner Geistesbildung hinausführen, — wenn hier dem Wissenschaftlichen und Belehrenden ein größerer Raum gewidmet ist: so liegt es auch hier wiederum in der Natur des Gegenstandes, und der Verf. zieht sich selbst dadurch aus der Klemme, daß er seinen Helden der Abschweifung von dem allgemeinen Menschenberufe beschuldigt werden und ihn diese Verirrung bekennen läßt. Aber auch hier ist überall ein sicheres Maß gehalten, und einer breiten Erörterung wird man nirgends begegnen. Ja, es durfte dieser Theil dem Ganzen nicht fehlen, wenn der Zögling nicht blos in das Gebiet der allgemeinen Menschenbildung eingeführt, sondern auch vor den Gefahren sowol der einseitigen Geistesrichtung als einer unpraktischen Wissenschaftlichkeit bewahrt werden sollte. Die Erzählung selbst wollen wir dem Leser nicht durch eine mangelhafte, trockene Skizze verkümmern. Es genüge die Andeutung, daß der Verf. seinen Helden nicht als ein ideales Musterbild, als ein abstractes Individuum gezeichnet, sondern als einen kräftigen jugendlichen Geist, der sich den versuchungsvollen Verwickelungen des Lebens nicht ganz entwunden, aber vor dem Bösen, dem wirklich Unreinen und Entehrenden seine Seele bewahrt, dargestellt hat. Das Gefährliche der Verhältnisse, in welche er denselben einführt, ist ohne Schleier und blendenden Firniß geschildert, und nicht durch einen deus ex machina, sondern durch freie Entwickelung und edle Haltung des geistigen und sittlichen Lebens in dem Charakter wird der Sieg gewonnen. Weibliche Bildung an Geist und Gemüth, sowie das Verhältniß des ältern gebildeten Weibes zu dem jüngern, nach Bildung strebenden und allem Schönen und Guten mit heiliger Begeisterung hingegebenen Mannes wird durch den ganzen Roman hindurch, so durch schöne wie durch wahre Darstellung fesselnd, geschildert. Dazu kommen, außer den Persönlichkeiten der Dichtung, die lebendigen hinreißenden Erzählungen z. B. des Aufenthaltes und der Thätigkeit Heinrich Melchthal's in Griechenland, dessen Befreiung einer der theuersten Gedanken seines hochherzigen Geistes ist; ferner die Naturschilderungen, besonders vom Bodensee, von einzelnen Gegenden der Schweiz, welche das Vaterland des Helden wie der Dichtung ist. Ueber dem Ganzen ist ein Zauber der Natürlichkeit und Anmuth ausgegossen, welcher neben seinen übrigen Vorzügen das Buch wenn auch nicht zu einem nach Inhalt und Form originellen und großartigen Kunstwerke, aber gewiß zu einem der besten, vielleicht zum gelungensten im Fache der belehrenden Romane stempelt.

Sehen wir vorzugsweise auf die doctrinelle Seite und Richtung des Romans, so legt der Verf. einen Reichthum von ebenso vielseitigen Kenntnissen und Ansichten, als achtungswerthen und unter sich übereinstimmenden Ueberzeugungen zu Tage. Es ist die allgemein menschliche Bildung, die er an seinem Heinrich zu entwickeln und in der Jugend seines Volks zu verbreiten sucht. Der innerste Grundsatz ist hier Aufhebung alles Vereinzelten und Egoistischen, Auflösung desselben in das Ganze und Gemeinsame. Nicht in seiner Brotwissenschaft soll sich der Eine, nicht in seinem Handelserwerb der Andere vergraben. Der Geist des Menschen muß Alles in sich aufnehmen, was den verschiedenen edlern Anlagen und Kräften, die er besitzt und deren Ausbildung ihn zur menschlichen Vollkommenheit und Würde führt, diese Ausbildung geben kann. Das menschliche Leben ist aber nur dann der Vollkommenheit fähig, wenn es der Gesellschaft sich anschließt, im gemeinsamen Wohl das eigne begehrt und in der Förderung allgemeiner Bildung, Freiheit und Freude den Gegenstand seines edelsten und seligsten Wirkens erkennt. Demnach zieht der Verf. außer den nothwendigen Kenntnissen der gangbarsten modernen Sprachen und ihrer Literatur auch Bekanntschaft mit den Künsten, besonders mit Poesie und Musik, und eine lebendige Anschauung der Geschichte in den Kreis der allgemeinmenschlichen Bildung herein. Auch die Pforten des classischen Alterthums öffnet er vor dem Auge seines Zöglings. In den philosophischen Wissenschaften läßt er ihn einen Standpunkt einnehmen, wie ihn de Wette seinen Schülern zu geben pflegt, und verleiht ihm einen begeisternden Ueberblick über das Ganze und in den Zusammenhang der Theorie mit dem Praktischen. Diese Ideen einer gemüthreichen Philosophie klingen ihm verklärt aus der geschichtlichen Thatsache der christ-

lichen Offenbarung und Kirche entgegen, und die Frömmigkeit vollendet und heiligt die ganze Entwickelung des reinen, allem Guten, Schönen, Großen und Wahren zugekehrten Geistes. Die Richtung des Geistes aber, der eine solche Bildung in sich aufgenommen, mit solchen Kräften und Ansichten sich gerüstet hat, geht auf das Ganze, dessen Glied er sich fühlt. Seine Bildung ist geweiht vom Gemeingeiste. Sein Streben ist auf Verwirklichung des Ideals der Menschheit, eines lebendigen, thatkräftigen, brüderlichen Zusammenwirkens und geistigen Gedeihens der Gesellschaft gerichtet. Ein besonnener, dem Extravaganten fremder Geist hat ihn vor den Träumen eines revolutionnairen Schwindels der Demagogen, aber ebenso auch vor dem knechtischen Absolutismus gewisser Staatsmänner, Polizeibeamten und Philosophen der neuesten Zeit bewahrt, wie er mit seiner religiösen Ueberzeugung zwischen den Klippen der Freigeisterei und des Pietismus hindurchzuschreiten wußte. Wir müssen es uns versagen, die eine oder andere Kernstelle des Urtheils über Wissenschaft, Religion, Christenthum, Politik, Kunst und Leben anzuziehen. Besonders aber drängt es uns, darauf aufmerksam zu machen, wie der Verf. mit treuer Zeichnung ihrer psychologischen Physiognomie einen Deutschthümler und Revolutionnair später zu den Principien der Hegel'schen Rechtstheorie sich bekennen und am Ende als politischen Inquisitor in einer oberitalienischen Hafenstadt auftreten, daneben einen lockern und bösartigen Wüstling, durch die Gefahr des Todes erschreckt, zum finstern Buchstabenglauben einer pietistischen Sekte übergehen läßt. Hier ist jede Linie und Farbe aus dem Leben gegriffen. Merkwürdig sind ferner die Aeußerungen des Buches über die 2 großen Dichter der deutschen Nation, über deren Verhältnisse in unsern Tagen ein leider! hier und dort bitterer oder gar hämischer Streit geführt wird, als dürften wir uns nicht freuen, 2 Sterne verschiedenen Lichtes an verschiedenen Stellen des Horizontes, die sich aber selbst einander freundlich zuwinken, ohne Zank zu scheuen und zu genießen. Mit Ruhe darf immerhin von berufenen Geistern gesprochen und geurtheilt werden; und wir glauben, daß auch de Wette ein wahres Wort kundgegeben hat, welches schon manchem deutschen Gemüthe über die von den Aesthetikern als das non plus ultra aller Poesie gerühmte Göthe'sche Objectivität entstiegen ist. Was in dem ganzen Werke, theils durch die historischen Verhältnisse der Dichtung, theils durch besondere Andeutungen über den Einfluß weiblicher Charaktere und weiblichen Umgangs auf die Bildung des männlichen Geistes und Herzens vorgetragen wird, ist ebenso wahr als schön, und darf allen Erziehern und Zöglingen an das Herz gelegt werden. Sind die Leser auch nicht mit allen Ansichten des Verf. im Gebiete der Philosophie und des Christenthums, noch mit allen seinen Vorschlägen für Hebung des Gemeinwohls und der allgemeinen Bildung und eines volksthümlichen Sinns nach den Verhältnissen der Gegenwart einverstanden: so enthält doch unsers Erachtens seine Schrift das würdige Glaubensbekenntniß eines um politischer und religiöser Meinung willen oft verdächtigen Mannes, und gibt dem denkenden Jünglinge und dem sinnenden Mädchen reichen Stoff zur Ausbildung ihrer eigenthümlichen Gemüthsanlagen. Das Beste aber, womit dieses Buch uns beschenkt, das Beste, was wir von ihm rühmen können, ist die in ihm gelungene Durchdringung des Poetischen und Doctrinellen in der höchsten Potenz, in der reinsittlichen, idealen Tendenz des Ganzen und seiner einzelnsten Gebilde. Dadurch ist die echte Poesie im Sinne des Verf. selbst eine Religion, ein Glaube und eine sittlich hohe That der Begeisterung, und hinwiederum kann alle Lehre, alle Mittheilung der Wahrheit und des Ewigschönen sich nur in dem Gewande der schönen Darstellung genügen, indem beide in Erkenntniß und Gefühl, in Gedanke und Form dem Gesetze des sittlichen, wie des ästhetischen Geschmacks dienen und die vollkommene Menschheit zu realisiren streben. Wir können nur noch schließlich wünschen, daß es der Verlagshandlung gefallen möge, die echt patriotische und — wir brauchen das Wort im edelsten Sinne — gemeinnützige Dichtung durch einen billigen Preis in recht viele Hände kommen zu lassen. 12.

Romanenliteratur.

1. Novellen und Erzählungen. Von K. G. Prätzel. 2 Bände. Berlin, Schüppel. 1829. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
2. Romantische Erzählungen und Novellen. Herausgegeben von Karl v. Reinhard. 2 Bände. Berlin, Schüppel. 1829. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Lautet auch der Titel beider Schriften ähnlich, ist die Verlagshandlung dieselbe, gleich sind sie darum doch nicht. Prätzel band einen artigen Strauß von Blumen, im eignen Garten erwachsen, die durch Frische und heitere Farben, einige auch durch lieblichen Duft gefallen. „Serina" warnt gegen die Gefahren, Irrthümer und Eitelkeiten der Jugend, „Der Glückswechsel" gegen Goldgier, „Der Gefühlswechsel", „Der Diener des Augenblicks", „Der Fibelhahn" sind wohlgemeinte Familiengeschichten, mit ernsten und lustigen Selbstfoppereien; in der „Nachtigall" zerstört ein Augenblick, dem Leichtsinn oder der selbstischen Scheu, welche die Wahrheit verhehlte, hingegeben, den Frieden, das Glück guter Menschen auf immer, die einzige Geschichte, die mit einer grellen Dissonanz endet, enden muß, und lebhafter Natur ist.

Karl v. Reinhard's gesammelte Blüten erzeugten fremde Fluren, sie sind bei dem langen Verweilen in vergessenen Taschenbüchern verstaubt und vergelbt. Lauter Nachbildungen aus fremden Sprachen, nichts Eignes. Der Geschmack hat sich, seitdem diese Erzählungen zuerst übersetzt worden, verändert, man ehrt auch in der Novelle das Costum und duldet kein allzu loses willkürliches Accommodiren geschichtlicher Ereignisse. Darum hat diese „Prinzessin v. Cleves" mit der Galanterie, den Intriguen vom Hofe Ludwigs XIV., diese „Prüfungsspende", da jede Spur treuherziger Naivetät und Schalkheit des alten Fabliaux entflohen, ein so veraltetes Ansehen. „Die Sitten der Zeit", moralische Erzählung aus dem Dänischen, ist die beste von allen; sie schildert wirkliche, nicht eingebildete Sitten, und heute, wie damals, gelten die gleichen Nachtheile der Privatbühnen, so verderblich für die Frauen der mittlern Stände. Man kann

diese Erzählung für die duftendste Blüte im Strauß ansprechen, der, außer den erwähnten, noch etliche von mäßigem Belang aus einem schwedischen und einem dänischen Garten enthält.

3. Die Verbündeten von Sankt Martin. Aus Diego's Papieren. Merseburg, Römer. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die beglückendsten Weltverbesserungsgedanken, wie sie nur in dem für Menschenwohl glühenden Kopfe eines hoffnungsvollen Secundaners entstehen konnten. Auch die Ansichten von Liebe, geselligen Verhältnissen u. s. w. zeugen für das jugendliche Alter des Verfs.; dagegen spricht die Mäßigung, die bei dem Allen beobachtet ist, und der nicht tragische Ausgang. Guter Wille ersetzt wol nicht die fehlende Reife, aber stimmt doch günstig für den Verf., der ihn überall durchblicken läßt.

4. Hortensien. Erzählungen aus geschichtlichen Quellen von Julius Grafen v. Soden. Mit 1 Abbildung. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1829. 8. 18 Gr.

Das Gute darin nicht neu und das Neue nicht gut, Beides jedoch kurz, — das Hauptverdienst des Werkchens.

5. Früchte der Einsamkeit, von Hermann Siegel. Ein Nachlaß für die Freunde des Heimgegangenen. Herausgegeben von Karl Kirsch. Leipzig, Cnobloch. 1829. 8. 21 Gr.

Daß eine so schöne, liebevolle Natur, wie der Verstorbene, im Leben und im Tode von seinen Freunden hochgehalten, geehrt, geliebt werden mußte, daß jede Herzensergießung des Heimgegangenen eine köstliche Reliquie dünkte, ist so natürlich, ja, es wäre das Zeichen eines kalten Gemüths, wenn es sich anders befände; aber berechtigte das zur Herausgabe seines poetischen Nachlasses, ursprünglich wol nicht ausschließlich für den Druck bestimmt? Nicht das bestechliche Gefühl, der wägende Verstand hätte hier sondern müssen, und das ist bei Freunden, für die Alles, was der Freund dichtete, Werth hat, nicht vorauszusetzen: die minder bedeutende Erzählung, das werthlosere Gedicht ist ihnen vielleicht das liebere, weil es irgend eine Oertlichkeit, eine Stimmung oder Angewöhnung des Dichters schärfer bezeichnet, einen Zug seines Lebens vergegenwärtigt, was in den vorzüglichern Erzeugnissen nicht in dem Maße der Fall ist. Nicht den liebenswürdigen Dichter, der uns durch einen kurzen Abriß seines Lebens und durch manches freundliche Blümchen aus seiner poetischen Flur, gepflegt von einer empfänglichen, reinen und edlen Seele, werth wurde, nicht ihn treffe ein Tadel, sondern den Herausgeber, weil er's unterließ, sich mit einem Dritten zu berathen, dem der Verstorbene unbekannt gewesen, was für das größere Publicum gehöre, was nicht.

6. Eduard, oder die sieben Bräute. Roman von Otto Ferber. Berlin, Schüppel. 1829. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Nach allerlei Täuschungen und Irrfahrten verliebt sich ein hübscher, junger Graf in das Mädchen, welches ihm ein reicher Oheim, der ihn wegen seines Ungehorsams enterben wollte, aussuchte. Der 6 Mal falsch Wählende wundert sich zuletzt selbst, wie er die edle Perle so lange übersehen und sie nicht zur ersten, statt zur siebenten Braut machen konnte. Wir wundern uns nicht, denn wir wissen recht gut, daß, wenn dem anders gewesen, wir den ganzen, recht artigen Roman entbehren müßten.

7. Das Herz behält stets seine Rechte. Eine Novelle von Karl Regiomontanus. Sulzbach, Seidel. 1829. 8. 9 Gr.

Der Titel verräth den Inhalt; wahrhaftig das Herz und der Krieg, der hier als treuer Gehülfe beisteht, sind unerschöpfliche Romanenquellen.

8. Reuben Apsley. Von Horaz Smith. Aus dem Englischen frei übersetzt von Gustav Sellen. 3 Bände. Leipzig, Magazin für Industrie. 1828. 8. 4 Thlr.

Ein würdiger Nachfolger Sir Walter Scott's. Malt dieser noch frischer Oertlichkeit und den Geist eines scharf begrenzten Zeitabschnitts, so spricht jener dafür anmuthiger die Sprache der Liebe, und seine Frauen sind nicht stereotyp, wie bei Scott. Allzu langes Verweilen auf einem Punkte, Stillstehen der Geschichte ist Beiden gemein, und auch die erzwungene Activität des Helden, der mehr durch den Drang, die Verwickelung der Umstände als durch freie Wahl Theil an den bürgerlichen Kriegen in England unter Monmouth wider König Jakob nimmt. Zwei Frauen retten ihn nach der verlorenen Schlacht von Sedgemoor, ein sittiges, sanftes Fräulein und ein armes Dienstmädchen, eine eifrige Puritanerin, deren Bruder er im Sterben erquickt. Die Spannung um ihn läßt bis zu Ende nicht nach, er ist anziehend genug, um sich darüber zu freuen, daß er unter Wilhelms von Oranien Thronbesteigung ruhig bürgerliches und häusliches Glück genießen kann. Die historischen und erdichteten Charaktere sind gleich gut durchgeführt, der befangene, engherzige Jakob II., der hochfahrende, schwankende Monmouth, der blutdürstige Jeffreys u. A. m., wir sehen sie leibhaftig vor uns, sowie den eingefleischten Krämer und Spießbürger, Reuben's Oheim, die adeligen Gutsnachbarn desselben, davon jedes Individuum eine Thorheit, Art und Unart der damaligen Gesellschaft repräsentirt. Wahrheit und Dichtung ist geschickt verbunden, kurz, der Roman ist ein feines Specimen dieser Gattung 84.

Notizen.

E. T. A. Hoffmann in Frankreich.

Der unter uns — in der großen Lesewelt nämlich — fast schon wieder etwas vergessene E. T. A. Hoffmann gehört dermalen zu den Lieblingen der Franzosen, und seine von Löwe-Weimar übersetzten Werke gehen in Paris von Hand zu Hand. Daß Hoffmann so plötzlich dort in Aufnahme kam, verdankt er übrigens einem Artikel, welcher 6 Jahre nach seinem Tode von Walter Scott in dem „Foreign quarterly review" von 1828 über die Anwendung des Wunderbaren im Roman erschien, und worin der schottische Dichter mit großer Anerkennung von Hoffmann spricht. Allerdings war früher Einiges von Hoffmann, namentlich die „Elixire des Teufels" den Franzosen durch Uebersetzungen bereits bekannt geworden; aber von ihm selbst wußte man nichts, und sein Name war noch so dunkel, daß der Uebersetzer des genannten Werkes, seiner Arbeit bessern Eingang zu verschaffen, die eben nicht rühmliche List gebrauchte, dem Buche den Namen Spindler als Empfehlung vorzusetzen, da damals schon Einiges von diesem Schriftsteller mit Beifall in Frankreich aufgenommen worden war. Es wäre demnach ohne Walter Scott leicht möglich gewesen, daß Hoffmann's Name in Frankreich unbekannt blieb und seine Werke doch gelesen wurden; so aber fügte es sich, daß sein Ruhm gleichsam erst als Transitogut über England dahin kam.

Selbstmorde in der Lombardei.

Nach einer von dem Statistiker Melchior Gioja entworfenen Uebersicht der in dem Zeitraum von 1817—27 in der Lombardei vorgefallenen Selbstmorde ergibt sich, daß in Brescia auf 120,256 Einwohner jährlich ein Selbstmörder kommt; in Lodi auf 19,410 Einer; in Como auf 100,749; in Pavia auf 91,084; in Bergamo auf 82,012; in Mantua auf 79,083; in Cremona auf 72,747; in Sondrio auf 66,537; in Mailand mit Umgegend auf 35,217, in der Stadt selbst auf 18,111 einer fällt, und daß das Jahr 1825 das stärkste an Vorfällen dieser Art, 1819 dagegen das schwächste war. Wie man sieht, so behauptet die Hauptstadt vor allen Städten und Districten den Vorrang in dieser unerfreulichen Reihe, das Gebiet von Brescia dagegen zeigt die wenigsten Unfälle in dieser Hinsicht. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 68. —— 9. März 1830.

Geschichte Frankreichs, besonders der dortigen Geistesentwickelung, von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Louis XV. Leipzig, Brockhaus. 1829. Gr. 8. 4 Thlr.

Ref. will es ehrlich — denn das währt am längsten — bekennen, daß er über dieses Werk mit sich noch nicht recht einig und deshalb in einiger Verlegenheit ist. Als ihm dies Buch vor einiger Zeit zu einer Anzeige für diese Blätter, an denen er seit ihrer Entkotzebuisirung mitarbeitet und also endlich etwas kritische Nase haben könnte, übergeben wurde, wurde das Incognito des Verfs. redlich behauptet und seine Anonymität respectirt. Vierzig Meilen vom Verlagsort, in mancher Hinsicht allzu sehr literarisch abgeschieden, hat er auch keinen canis indagator auszuschicken, um des Verfs. Namen aufschnüffeln zu lassen, wie es ihm sonst manchmal geglückt ist. Und doch wird Jeder, der sich im Gange — und nicht blos im mercantilischen — unserer Literatur etwas umgesehen hat, eingestehen müssen, daß wir lange nicht selbständig und unbefangen genug in derselben sind, um zu sagen: der Name thue nichts zur Sache. Mit dem Errathen — mit einem eignen Buche kann man ja bis auf den Nachdruck, oder ein Auto-da-Fé auf der Wartburg, oder ein Einschmuggeln anfangen, was man will — hat es zur Zeit auch nicht gelingen wollen, und wenn wir dabei auch Anfangs an Jemand dachten, der Deutsch genug fühlte, von Sismondi's „Geschichte der Franzosen" nur den ersten Band zu übersetzen, um einer würdigern und nationellern Originalarbeit seinen Geist und seine Feder zuzuwenden, so sind wir doch auch wieder durch Manches von dieser Vermuthung abgekommen. Das Werk des Hrn. General v. Schütz: „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI.", kennen wir leider nur aus Anzeigen, um eine andere Vermuthung aus Geist und Styl desselben zu wagen. Auf jeden Fall könnte aber unser Werk eine Art Einleitung zu jenem abgeben, welches da anfängt, wo dieses aufhört, und auch die Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuern Philosophie berücksichtigt. Wahrscheinlich werden Verf. und Verleger über unser Herumtappen lachen — und das haben sie umsonst —, und gewiß wir unsere Ansicht ganz frei und unbefangen aussprechen — und dafür werden wir bezahlt.

So viel können wir versichern, wenn nicht schon der Name der Verlagshandlung dafür spräche, daß wir es mit einem in vielerlei Hinsicht tüchtigen und gewichtigen Werke zu thun haben. Die mehr als 60 Druckbogen, die fast 1000 großen Seiten, die 4—6 Pfund, die das Buch wiegt, machen schon an sich, daß man es nicht wie ein Taschenbüchelchen bei einer Pfeife im Großvaterstuhl durchblättern kann, sondern daß man einen rechten Anlauf und Athem nehmen muß, um es pflichtmäßig durchzulesen. Auch ist mit Capiteln, Ueberschriften, oder auch nur mit Absätzen (von denen mancher 14—16 Seiten dauert) nicht viel Papier verschwendet, und Drucker, Corrector und Censor haben in dieser Hinsicht ihren Thaler ehrlich verdient.

Wir glauben, um zuvörderst im Allgemeinen etwas über dies Werk zu sagen, daß es den Franzosen selbst wenig zusagen würde, weil es ohne Seiten- und Nebenabsichten reinhistorisch ist, den Ultras keiner Partei, keinem der beliebten Systeme schmeichelt, sich weder um witzige und spitzige Finessen dreht, noch bloße allgemeine blendende Raisonnements gibt. Der Verf. muß viel gelesen, gedacht und wahrscheinlich auch geschrieben haben, und alles drei zusammen ist gewöhnlich nicht Sache der Franzosen und ihres Geschmacks. Was das Lesen oder die Vorstudien anbetrifft, so bemerkt man, daß auf eine Menge älterer und neuerer Schriften Rücksicht genommen, und daß besonders die französische Literatur dem Verf. nicht fremd geblieben ist (sonst würde auch vielleicht für die ältere Literatur, statt Le Long's „Bibliothèque historique", Meusel's „Bibliotheca historica" angeführt sein). Dagegen wird gewöhnlich auf echtfranzösische Art, d. h. höchst selten und auch dann fast nur im Allgemeinen, ohne Angabe von Buch- oder Seitenzahl, citirt. Die Franzosen mögen freilich keine Citate lieben (wie kein Gepäck bei den Heeren), noch weniger nachschlagen; wir Deutsche aber sind, Gott sei Dank, und zur Rettung der echten Geschichte, etwas umständlicher einer- und mistrauischer andererseits. Wir glauben nicht, was wir nicht belegt und bewiesen sehen. Dagegen hat der Verf. eine genaue Kenntniß der französischen Literatur,

[illegible] nicht blos vom Hörensagen und Ti[illegible] [illegible] vielfach bemerkt zu haben. [illegible] gedacht hat und seiner Auf[illegible] [illegible] Lücken dadurch Meister geworden [illegible] sein Buch gleichfalls. Das [illegible] dankt uns, [illegible] Gegenstande ist nicht blos Re[illegible] [illegible] darüber, sondern auch der Sich[illegible] [illegible] Combination, des Hineindenkens in die ganze [illegible] Zustand der Dinge, in die Masse der Mittel [illegible] Staatszweck, in das Getriebe der Staatskräfte [illegible] Incidentpunkte oder der menschlichen Leidenschaften, welche verhüten, daß der Mechanismus allein nicht die Oberhand behalte, welche die Maschine mitunter aufhalten, daran zerbrechen und in der Regel endlich unfreiwillige Veranlassungen zu zeitgemäßen Verbesserungen werden. Schon der Titel des Buches zeigt, daß der Verf. seinen Gegenstand wohl erwogen hat. Geschichten von Frankreich haben wir in Menge, aber sie nehmen ihren Staat meist nur in der äußern Erscheinung oder in seiner Stellung und Entwickelung nach Außen, ohne zu betrachten, wie ein großer Theil der äußern Ankündigung durch die Entwickelung des Geistes bedingt ist. Aber welches Geistes? des Geistes des Regenten oder der Dynastie, des Cabinets und Ministeriums, der Armee, der Standschaft und der einzelnen Classen des Volkes? Nein, des Geistes der Nation in seiner und ihrer Totalität gedacht. Die Wechselwirkung des innern und äußern Lebens ist nicht blos eine verbrauchte Redensart ohne Sinn und Halt, ein Wort dieser oder jener Schule, sondern ein wirklich Bestehendes, dessen Nichtkennen oder Verkennen den Geschichtschreiber des Staates nicht weniger als den Staatsmann desselben in der Irre herumtappen läßt. Aber wie es Sache des Philosophen ist, die Grenzen zwischen Körper und Geist in ihrem vereinten Wirken aufzusuchen, so ist es Sache des Historikers, die materiellen und die geistigen Elemente seines Staates nachzuweisen und die Art ihrer Vereinigung, die bei keinem Staate, wie bei keinem Individuum dieselbe ist, sowie ihres Wechselwirkens, welches dadurch bedingt ist, zu erforschen und darzulegen. Es gehört nicht hierher, die Betrachtung weiter auszuspinnen, wie blos geistige Elemente nie in die Form eines Staates sich schmiegen würden, und wie heilsam die Ordnung der Dinge darin ist, daß zu dem Materiellen des Landes noch die materielle Seite des Volkes, der Mensch in seiner physischen Existenz mit seinem Magen und seinem Geschlechtstriebe hinzukommt. Schiene indeß so die Schale des Materiellen die schwerere, die zu Boden ziehende zu sein, so wird sie wieder durch die Fertigkeit des Geistes und seines Productes, der Idee, gelüftet und in der Schwebe gehalten. Das ist das Basculesystem der ewigen Weltordnung.

Der Verf. ist endlich auch seiner Feder mächtig. Wir geben es als eine allgemeine Bemerkung hin, daß der Styl der deutschen Schriftsteller sich nach der französischen Usurpation mächtig gehoben und schwere Fesseln abgestreift hat; darin mag der Styl ein Wiederschein des Geistes sein. Schule und Lecture fangen an, ihre Wirkungen zu zeigen. Mit dem alten Kauderwelsch französischer und lateinischer Brocken, mit dem juristischen und Deductionsstyle sind wir fertig. Wir vermöchten dem Verf. nur sehr wenige Mängel nachzuweisen, was nicht hierher gehören würde. Der Styl ist kräftig und kernig, wie es die Sache erfoderte und der Geist des Verfs. (le style c'est l'homme) sich auf das Papier hinspiegelte. Für jüngere Schriftsteller würden wir den komischen Rath geben, nicht eher ins Wasser zu gehen, als bis sie schwimmen könnten. Desto fleißiger mögen sie ihre Federn im Dintenfasse zu Privatübungen nützen und baden. Auch Proben von des Verfs. Schreibart dürfen wir nicht ganz schuldig bleiben.

Nach diesen vorläufigen Haupt- und Nebenbemerkungen treten wir dem Werke näher. Eine Geschichte Frankreichs, von der Einwanderung der Griechen (ein halbes Jahrtausend vor Christo) an, würde vielleicht auf den ersten Blick Manchem schon unhistorisch im Titel erscheinen, da es doch unmöglich vor den Franken selbst ein Frankreich gegeben haben kann, diese aber erst 800 Jahre nach jenem Anfangspunkte sich im Lande zeigen. Allein der Zusatz: „besonders der dortigen Geistesentwickelung", wird auch den Aengstlichsten überzeugen, daß ein ganz schulgerechter Titel nur ein höchst schleppender hätte werden müssen. Gerade die griechischen und gallischen Bestandtheile der alten Landesbewohner werden für den Charakter und Geist der Franken von hoher Wichtigkeit, und wie wenig die Letztern es zugeben, auch sich desselben bewußt werden möchten, geschah doch, was früher und später so häufig geschah, der rohere Sieger nahm das Bessere vom gebildetern Besiegten an. Endlich söhnt auch die Vertheilung des Stoffes mit jeder Bedenklichkeit aus. Der erste Abschnitt (1—52) behandelt die Gallier von dem 6. Jahrhundert vor, bis zum 6. Jahrhundert nach Chr. Geb. Ein zweiter Abschnitt (53—172) die Franken, theils unter den Merowingern, theils unter den Karolingern, und nun erst kommen im dritten (173—958) die Franzosen a) von Hugo Capet bis Ludwig VIII.; b) vom heil. Ludwig bis Karl IV.; c) von Philipp VI. bis Ludwig XII.; d) von Franz I. bis Heinrich IV.; e) Ludwig XIII. und XIV. und f) Ludwig XV., 1715—74.

(Der Beschluß folgt.)

Ernst Friedrich Schmidt.

Zu einigen Worten über diesen verstorbenen Dichter veranlaßt uns die Erscheinung seines Lebens und seiner Lieder, durch deren Herausgabe ihm sein Bruder Wilhelm Schmidt ein brüderliches Denkmal setzt. Der Titel des Buchs ist: „Wehmuthslaute eines Frühverblichenen. Aus Klamer Schmidt's literarischem Nachlasse herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung begleitet von Wilhelm W. Johann Schmidt" (Braunschweig, 1829, 8., 1 Thlr. 6 Gr.). Es hat 2 Hauptabschnitte. In dem ersten wird das Leben des Dichters erzählt, und der zweite gibt seine Gedichte. Ernst Friedrich

Schmidt, geboren den 13. Oktober 1784 zu Halberstadt, war der älteste Sohn des Dichters Klamer Schmidt. Die Entwickelung körperlicher und geistiger Fähigkeiten entsprach den Hoffnungen und Wünschen des Vaters, den es inniglich ergötzte, in dem Knaben eine nicht unbedeutende dichterische Anlage zu entdecken. Ein starkes Gefühl und eine höchst regsame, bewegliche Phantasie trieben den Jüngling, die zeichnende Feder zur Hand zu nehmen, um die Bilder, die ihn umgaukelten, zu fesseln und anschaulich zu machen: ein sicherer Beweis für die innere Thätigkeit der Seele, die zu edlerm geistigen Schaffen noch den Dienst versagte und sich auf diese Weise half. „Charakteristische Menschengestalten und anziehende Landschaften", sagt sein Biograph, „überraschen den Leser seiner Manuscripte mitten unter Entwürfen zu schriftlichen Aufsätzen". Letztere bestanden auf der Schule schon hauptsächlich in Gedichten, Erzählungen und Nachbildungen alter classischer Dichter, die er in die Originalversmaße übertrug. Klamer Schmidt, obwol sonst mit wenigen pädagogischen Talenten begabt, richtete doch auf jedes aufkeimende Dichtertalent, mochte er es finden, wo er wollte, sein Augenmerk; wie vielmehr erfüllte ihn das eignen Sohnes aufblitzender Genius mit Freude, um wie vielmehr nahm das Talent seine Thätigkeit in Anspruch. Er corrigirte und feilte mit Liebe jene ersten noch rohen Musenerzeugnisse, erschloß dem Sohn seine im Fache der schönen Literatur besonders reichhaltige Bibliothek, und hauchte ihm die eigne Verehrung gegen die Dichtkunst ein. Ebenso stark wirkten auf Ernst die lebenden Muster, die er vor Augen hatte, das Beispiel Gleim's und der Anblick der gepriesenen Dichter, die des Letztern glühende Musenliebe damals um sich sammelte, wie Herder's, Voß's, Tiedge's und Anderer. Doch waren besonders Bürger und Schiller des jungen Musenpriesters Vorbilder, wie sich denn auch nicht verkennen läßt, daß sich häufig aus Schiller's Seele Klänge und Melodien in seinen Liedern offenbaren. Wenn nur auch seine Temperamentseigenschaften und sein ganzes sittliches Wesen mit jener poetischen Anlage Hand in Hand gegangen wären! Denn neben einem leicht auffassenden Verstande, einer gesunden Urtheilskraft, einem für alles Schöne und Erhabene lebendigen Gefühle, einer unverkennbaren Rechtlichkeit und Herzensgüte, einer treuen Anhänglichkeit an seine Verwandten und Freunde, einem regen Sinn für häusliches Glück und warmer Vaterlandsliebe offenbarte sich früh genug ein gewisses Sträuben gegen höhere Anordnungen, eine überwiegende Sinnlichkeit und dadurch beförderter Leichtsinn, ein vorwaltender Hang zum Abenteuerlichen, eine stete Neigung, es dem Vornehmsten in der äußern Lebensweise gleich zu thun, eine gutmüthige aber unbedachtsame Freigebigkeit bei erwiesenen Diensten, die in Verschwendung ausartete, und eine gewisse Protectionssucht gegen Hülfsbedürftige oder unterdrückte Kameraden. Welche Nahrung fand dieser Sinn, als er 1803 die Universität zu Halle bezog. Von einem verständigen Freunde vergebens gewarnt, von dem eignen Gewissen fruchtlos gemahnt und uneingedenk der väterlichen Erinnerungen, stürzte sich hier der unglückliche Jüngling in alle Genüsse eines sinnlichen, schwelgerischen Lebens, und die akademischen Sitten und Bräuche versetzten ihn in einen Phantasietaumel und einen Gefühlsrausch, aus welchem ihn erst eine tiefe Reue, eine Scham und Selbstverachtung und ein schneidender Unmuth weckten, die tausend Stacheln in seiner Seele zurückließen und ihm den größten Theil seines spätern Lebens vergifteten. Diese Gefühle, die in dem reizbaren Gemüthe des Verblendeten sich eingenistet hatten und ihn in der Nüchternheit des wirklichen Lebens mit einer Riesenfaust packten und schüttelten, kleideten sich in seinen Gedichten bald in das Gewand des Heimwehs, bald in die Form der Sehnsucht nach oben, und gaben seinen Versen einen weichen, elegischen Anflug, wodurch sie höchst anziehend und ergreifend werden. Die Anleihen, die er in Halle überall eröffnete, quälten ihn späterhin am meisten; das Schlimmste dabei war, daß die durch dieselben entstandenen Sorgen und unangenehmen Verhältnisse und Auftritte ihn auch auf die Folgezeit nicht klüger und vorsichtiger machten. Auch nachdem er die Hochschule verlassen hatte und im Mecklenburgischen Hauslehrer geworden war, untergrub er seine schon gestörte äußere Ruhe noch mehr, indem er durch neues Borgen und Schuldenmachen seine Finanzen zerrüttete. Bei den geringen Aussichten, die er in Ansehung seiner Beförderung hatte, war kaum zu hoffen, sagt der Biograph, daß er jemals in eine Lage kommen würde, wo er, bei seiner Art zu wirthschaften, allein, geschweige mit einer ganzen Familie hätte auskommen können. Er stürzte mit jedem Jahre tiefer in einen Abgrund von Noth und Verlegenheit. Da nur eine Art von Wunder ihn hieraus hätte erretten können, so fühlt sich unser Herz bei dieser Betrachtung einigermaßen beruhigt und preist die Vorsehung, welche die arme kummerbeladene Seele allen Erdenleiden entriß. Ernst Schmidt endete seine kurze stürmische Laufbahn zu Möllenhagen bei Penzlin im Mecklenburgischen als Hauslehrer den 24. Juni 1811 an einem hitzigen Fieber, und sein Tod schlug dem Vaterherzen die letzte, aber auch mit die schwerste jener Wunden, deren so viele früherhin der Sohn ihm geschlagen hatte, in welchem er als Dichter den Stolz und die Freude seines Alters zu sehen hoffte.

Der Biograph hat diesen an sich armen Stoff trefflich benutzt und bearbeitet, und die 164 Seiten der Biographie bieten durchaus nicht, wie man vermuthen könnte, eine ermüdende Breite. Das Bild des Geschilderten tritt uns lebhaft vor die Seele, die eingestreuten Briefe sind wohl gewählt, charakteristisch und anziehend, und ausgezeichnetes Lob verdient die unumhüllte Wahrheit, die biedere Freimüthigkeit und historische Treue, womit der Bruder des Bruders Thorheiten und sittliche Verirrungen schildert, deren Schilderung gleichwol so ist, daß ihn auch der Splitterrichter eines Mangels an brüderlicher Liebe und Nachsicht nicht bezüchtigen darf. Die Wahrheit ists, und nur die Wahrheit, was der Biograph gibt, und diese Wahrheit erscheint im Gewande der Liebe. Er dedicirt das Buch Deutschlands studirenden Jünglingen, und in Bezug auf diese Dedication macht er es lehrreich durch eingestreute moralische Reflexionen, die vielleicht kürzer sein könnten, aber beherzigenswerthe Winke, Erinnerungen und Warnungen für junge Leute enthalten; und wenn der Titel des Buchs, der zugleich den Schatten Ernst Schmidt's zeigt, uns im ersten Augenblick etwas gesucht, und mit der biedern Einfalt und Wahrheit, die sonst dem Biographen eigenthümlich sind, contrastirend erschien, so wurde diese Ansicht doch späterhin durch den Gedanken entkräftet, daß die Gedichte allerdings vorherrschend Wehmuth, Sehnsucht und elegischen Geist athmen, sodaß der Titel gerechtfertigt erscheint. Was nun eben diese Gedichte betrifft, so bekennen wir offen, daß sich in ihnen ein reinerer, höherer Aufflug offenbart, als in den bekannten Gedichten des Vaters selbst. Es ist wahr, sie bekunden theilweise die Unreifheit eines jugendlichen Musenstrebens; die häufig vorkommenden Gähnelaute und gedehnten Wörter stören den Genuß des kundigen Lesers; man sieht hin und wieder zu sehr den Einfluß, den Schiller's Genius auf den Dichter ausübte, und ein Drittheil des Gegebenen konnte als Mittelgut wegfallen; aber in dieser Unreifheit und jugendlicher Herbheit liegt mit eigenthümlichem Reiz die Kraft eines os magna sonaturum, eine Fülle frischer Phantasiebilder, hohe, innere Wahrheit, und man sieht, wie Leben und Lied sich in der Dichterseele innig verschmelzen. Der unglückliche Jüngling erscheint in seinen Lauten und Klängen als ein Athlet, der den Schutt und Ballast drückender Lebensverhältnisse, den er sich selbst auf die Brust wälzte, in den Stunden siegender, begeisterter Kraft von sich abwirft, und frei und ungebunden gleich dem Aar in den wolkenlosen Aether emporschwebt und da Alles vergißt und hinter sich läßt, was in grauen Nebelmassen tief

unter ihm liegt, bis ihn plötzlich wieder die Noth und Bedrängniß der Zeit in den Staub hinabdrückt. Arme Psyche, rufen wir mit ihm S. 306 aus:

Arme Psyche, wol auf leichten Schwingen
Zögst du gern zu ewigsel'gen Höhn,
Wo hinauf nicht Zeit und Wechsel dringen,
Wo des Lenzes Blumen nie vergehn,
Nicht mit Schicksalsmächten Menschen ringen,
Engel, liebend, Liebende nur sehn,
Nicht der Herrschaft ehrne Waffe tönet,
Wo die Welt in Frieden wird versöhnet.

Die Gedichte hat der Herausgeber in 3 Bücher abgetheilt. Das erste Buch enthält lyrische und elegische Gedichte, das zweite erzählende und beschreibende, und das dritte epigrammatische Gedichte, Sinnbilder, Denksprüche und Räthsel, und die meisten der letztgenannten sind freie Uebersetzungen aus: Andreae Alciati Emblemata, die in den Jahren 1803 und 1804 entstanden. Viele Gedichte sind schon früherhin in Zeitschriften abgedruckt, was, wenn dies der Fall ist, der Herausgeber angemerkt hat. Die Blüte seines dichterischen Strebens fällt in die Jahre 1806—11 zu seinem Tode. Auszeichnen möchten wir unter dem Gegebenen „Die Fröhner", S. 177; „Die Dichtkunst", S. 181; „Punschlied", ein Studentenlied, das viel gesungen ward, S. 197; „An Liebe", seinen Freund, S. 213; „Der Getäuschte", S. 232; „Elegie am Schlusse des Jahres 1807", S. 263; „Die Heimath", S. 272; „Frühlingsfeier", S. 304; „Sulma", eine Ballade, S. 316; „Sappho", eine Romanze, S. 334; besonders auch die Ode, „Dem Andenken der Königin Luise von Preußen gewidmet", S. 301. Nur hier eine Strophe daraus:

Alles huldigte, war sie erschienen,
Sie, die Königin im vollsten Sinn;
Königin an Schönheit, Huld und Mienen,
Königin an Hoch- und Edelsinn!
Gleich Octavien an Geist und Weihe,
Berenicen gleich an Freundlichkeit;
Gleich Cornelien an Muttertreue,
Eint Sie aller drei Unsterblichkeit.

Um überhaupt Geist und Melodie dieser Gedichte kennen zu lernen, setzen wir zur Probe das S. 260 abgedruckte „Lied des Heimwehs" her.

Land der Lieb' und Sorgen,
Dein vom frühen Morgen
Denk' ich bis zur Nacht;
Und die Thränen gleiten
Um vergangne Zeiten,
Einst in dir vollbracht!

Wie die kranke Schwalbe
Einsam, wenn der falbe
Herbst die Laubung regt,
Nach den bessern Zonen,
Wo die Schwestern wohnen,
Heiß Verlangen trägt;

Wie Ulyß am Strande
Weinend hin zum Lande
Seiner Heimath sah,
Deinen Reiz verschmähend,
Göttin, ach! nur spähend
Rauch von Ithaka:

So muß ich auch trauern,
Denk' ich deiner Mauern,
Kleines Emmathal,
Flur, vom West umfächelt,
Wo mir Sol gelächelt,
Mit dem ersten Stral.

Unter Kokosschatten,
Wo auf weichen Matten
Blüht ein Paradies;
In Taiti's Hainen
Würd' ich laut beweinen,
Was ich dort verließ.

Land der alten Götter,
Deine Lotosblätter
Ließ ich unberührt;
Bei des Rheins Kaskade
Schaut' ich nach dem Pfade,
Der zur Heimath führt.

Unter stolzen Säulen
Würd' ich traurig weilen;
Ja, kein Prunkgemach
Ließe mich vergessen,
Was ich dort besessen
Unterm Hüttendach.

Unser erstes Streben
Nach dem eiteln Leben
Ist des Engels Schwert,
Das, uns wegzublitzen
Von der Unschuld Sitzen,
Aus der Scheide fährt!

Nichtiges Erkennen,
Das wir Klugheit nennen,
Folget nur der Schuld.
Wo im Kindsgemüthe
Ruht der Einfalt Blüte,
Da ist Gottes Huld.

45.

Notizen.

Csoma de Körös.*)

Der Doctor Gerard, der Tibet bereiste, fand in Kennaur einen der unermüdlichsten und unerschrockensten Philologen, den Ungar Csoma de Körös. Dieser hatte sich im Kloster Kanum niedergelassen und lebte mitten unter den Mönchen des lamaitischen Glaubens. Mit Hülfe eines gelehrten Lamas hatte er große Fortschritte in dem Studium der Literatur Tibets gemacht und eine Encyklopädie in 44 Bänden aufgefunden, welche über alle Künste und Wissenschaften handelt. Der medizinische Theil dieses großen Werkes begreift 5 Bände. Die Lithographie ist in der Hauptstadt Tibets seit undenklicher Zeit schon bekannt gewesen und betrieben und vorzüglich zu anatomischen Abbildungen benutzt worden. Die Wissenschaften und Künste scheinen vor der Tyrannei der Kaste der Braminen geflohen zu sein, die Ebenen Hindostans verlassen, ein Asyl in den Bergen Tibets gefunden und hier, der ganzen übrigen Welt unbekannt, bisher verborgen geblüht zu haben.

Der Talmud.

Der Abbé Louis Chiarini, Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität Warschau, hat sich 8 Jahre lang mit einer französischen Uebersetzung des babylonischen Talmuds beschäftigt, die, in Verbindung mit den nothwendigen Supplementen aus dem jerusalemer Talmud und andern Denkmälern des jüdischen Alterthums, die talmudischen Lehren vollständig kennen lehren wird. Hr. Chiarini glaubt, dadurch viel zu der in neuerer Zeit so viel besprochenen Verbesserung der jüdischen Moral beizutragen, da sich die Juden vor der Welt der lächerlichen und schlechten Grundsätze, die der Talmud enthält und die sie befolgen, nur schämen müßten.

18.

*) Vgl. Nr. 68 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 69. —— 10. März 1830.

Geschichte Frankreichs, besonders der dortigen Geistesentwickelung, von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Louis XV.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Eine Schilderung des Urlandes und der ältesten nachweislichen Einwohner eröffnet das Werk. (Eine solche hätte es auch schliessen sollen.) Sie ist ergreifend, ja, sie wird furchtbar, wenn man an Das denkt, was dritthalbtausend Jahre später an den Tagen der Septembrisaden geschah. Im Urzustande war es Brutalität; die Revolutionsscenen waren ärger als Bestialität. Von jenem heißt es unter Anderm:

> Sie gingen den Gefahren mit Muth und aller Macht entgegen, aber es war mehr ein leidenschaftliches Aufflammen als Fortglühen; ihre lebendige Einbildungskraft verfiel auf Schwärmereien und Abscheulichkeiten, statt auf künstliches und erfinderisches Gestalten; sie waren besonnen, aber ohne Klarheit des Bewußtseins, daß sie durch den rechten Gebrauch ihres Verstandes dem eisernen Gesetze der Nothwendigkeit sich zwar nicht entziehen, aber doch dasselbe sich erträglich machen könnten. Sie lebten in abergläubischer Befangenheit, kümmerlich und traurig. Ihre Lustbarkeiten selbst glichen der Feier der Verzweiflung; bei den öffentlichen Versammlungen ward, als Sühnopfer, ein Haufen schuldloser Menschen in Reisholz gewickelt und unter langdauernden Todeskrämpfen und Geheule verbrannt; für die erschlagenen Freunde wurden zur Siegesweihe die gefangenen Feinde hingerichtet und mit dem verstorbenen Herrn zur Todtenweihe seine Diener auf den Scheiterhaufen gebracht. Alles, wie es jetzt unter den afrikanischen Negern geschieht.

Einen heitern Gegensatz, wie Cultur und Barbarei überhaupt, bildet dagegen das Leben und Wesen der griechischen Gründer von Massilia (Marseille), welches vielleicht zu bald handelsreich und kriegsmächtig wurde, um sich über das Land zu verzweigen. Da tritt der Römer mit seiner Begehrlichkeit herein, Cäsar (den ja Seume einmal den liebenswürdigsten aller Schurken nannte) und der deutsche Ariovist ihm gegenüber. Auch über sie stehe hier eine kurze Stelle:

> Es sind schauerliche Schatten des Alterthums — Ariovist, der aus der Wildniß dem Löwen gleich hervortritt, seine Kraft fühlt und übt, die Freiheit in der Gewalt sucht, weil er ein Herz für sie, aber keinen Begriff von ihr hat, und Cäsar, der in der Weihe der schönen Künste und begeisternden Ideen zum hellsten Bewußtsein des Guten und Edeln auflebte und in seiner riesenmäßigen Naturkraft sich dennoch nicht zum Wohlthäter seiner unglücklichen Zeitgenossen, nicht über das Gelüst des Lüstlings und Wüthrichs erhob.

Es tritt ein schwerer, jammervoller Zustand herein; da kommt aus den griechischen Landen (?) die Kunde von der christlichen Religion und von der Verbrüderung ihrer Bekenner zu einem Gemeinwesen gleichberechtigter Mitglieder zu Wahl und Amt, mit örtlichen und landschaftlichen Vorstehern, Bischöfen für Lehre, Zucht und Ordnung. Aber mit dem Christenthume kam auch die Verfolgung desselben, es kamen die Ketzerstreitigkeiten, aber auch die Verstörung des römischen Ideenkreises von dem Berufe zur Welteroberung und Weltherrschaft.

Ueber die Hunnenschlacht Attila's sind (S. 39) einige schätzbare Localbemerkungen, und von dem Zustande im Lande nach dem Siege (meint der Verf.) könne man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, was sich in Frankreich ergeben haben würde, wenn nach dem Siege von Waterloo die deutschen Landwehren ohne Offiziere dort stehen geblieben wären:

> Sie hätten Wohnungen, Lieferungen und Dienste gefodert, sich übrigens um die Einwohner wenig bekümmert und wären für sich geblieben; aber die hübschen Mädchen, ich meine die gnädigen Fräulein, wie Lord Byron sagt, wären ihre Frauen geworden. Die Einwohner würden bei den Corps Schutzverordnungen für ihre Privatrechte gesucht und am liebsten an deren Spitze Oberhäupter gesehen haben, weil sich bei einem Chef leichter Gehör und Hülfe findet als bei einem Vereine.

Wir erlauben uns, nur ein bescheidenes ? hinzuzusetzen. — Was der Verf. über die bekannten leges barbarorum sagt, ist uns zum Theil durch Druckfehler entstellt, zum Theil undeutlich erschienen; aber der Grundgedanke scheint richtig, sie waren nicht für die Sieger selbst, sondern für die Besiegten gegeben.

Ueber die Merowinger und Karolinger heben wir nichts heraus, weil wir hier weniger Neues gefunden haben. Karl der Große ist mit Vorliebe gezeichnet, Gibbon's Beschuldigung des verbotenen Umgangs mit seinen Töchtern dem englischen Grolle zugeschrieben. Ungern vermissen wir eine Ansicht darüber, ob Karl wirklich bei allen seinen Eroberungen einen Hauptplan — etwa alle Völker germanischen Stammes unter seinem Zepter und Gesetze zu vereinigen — vor Augen gehabt habe. Vor den hohen Gestalten eines Bonifacius, Alcuin (der gegen 20,000 Hörige von Karl er-

halten haben soll, pretium non vile laborum!), Hincmar von Rheims, Gerbert, Hildebrand (als Benedictiner in Clugny), vor Wilhelm dem Normann gehen wir schweigend vorüber; wir bitten, selbst nachzulesen, was der Verf. über Städtebildung (die Opposition der Städte gegen den Adel zog ihnen bald den Namen der abscheulichen Gemeinden zu), über Turnier, die erste Kunstfeier, die nicht von der Kirche ausging, und Gesang, über Kreuzzüge (beim ersten verbreitete sich die Sage, Karl der Große werde erstehen und das Heer führen) und über Suger und Bernhard von Clairvaux und Abälard sagt, den er den ersten selbständig entwickelten Denker Frankreichs nennt. Der Verf. weiß mit Verzichtleistung auf Vieles, was er gewiß noch zu sagen gewußt hatte, von Allem nur das Wichtigste und Bezeichnendste hervorzuheben, und es ist fast kein bedeutendes Verhältniß nach Innen und Außen, welches nicht seine Stelle gefunden hätte. Dagegen möchte eine so weitläufige (wenn auch schöne) Schilderung der Schlacht von Bovines (1214) weniger als eine ausführlichere Darstellung des wichtigen Instituts der Parlamente und ihrer allmäligen Umbildung zu Gerichtshöfen an ihrer Stelle gewesen sein, wobei Bigorre gute Dienste geleistet haben würde. Viel vollständiger ist der Verf. über die „Etablissemens de St.-Louis", von denen er mit Montesquieu wahrscheinlicher findet, daß sie wie unser „Sachsenspiegel" entstanden sind und nicht durch Ludwig selbst.

In den Fehler einer Ueberschätzung des Mittelalters verfällt unser Verf. nirgends, aber er ergreift das Große mit Liebe und Würde und versteht auch die Beziehungen des Auswärtigen auf Frankreich zu finden. Wir heben eine etwas längere Stelle zum Belege aus, wo er von den Zeiten des in seiner Jugend so kräftigen und nachher so unglücklichen Charles VI. (die französischen Namen sind im 3. Abschnitte immer beibehalten, daher Philippe, Jean, Louis, François geschrieben wird) spricht (S. 346):

Mehr als je herrschten Lust und Glanz am Hofe, dessen Ausgaben verfünffacht wurden, und nach Paris zog aus Frankreich und dem Auslande, wer in Vergnügen und von ihnen lebte. Die Lust und die Kunst Italiens war nach Frankreich gekommen. Neben den armseligen Bürgerhäusern zu Avignon und neben dem Schutte aus dem Albigenserkriege erhob sich nun auf einem Felsen über der Rhone die päpstliche Hofburg, und weit umher sah man die Werke römischer Baukunst, Prachtwohnungen und Kirchen, Stadtthore und Gartenanlagen. Hier hatte unter Papst Clemens VI. die Prachtliebe, der er ergeben war, und die Schönheit, besonders einer Turenne, geherrscht. Hier waren die Gesandten aus allen katholischen Ländern und die geistvollsten Italiener zusammengetroffen, Männer, wie sie Italien seitdem nie größer gehabt hat. Auf die Höhe, zu den Alten hatte Dante gerufen und die Donner der Gefühle gerollt und die Blitze der Gedanken geschleudert; Petrarca die süßesten Laute für die Liebe gefunden, und Boccaccio das Wollüstigste zu schön und zu witzig erzählt, um nicht auch königliche Zuhörerinnen zu haben, deren Ohr übrigens nichts weniger als verwöhnt war. Der Letztere hat auf die Bildung der italienischen Sprache den entscheidendsten Einfluß gehabt, obgleich eigentlich das Französische seine Muttersprache gewesen, da er, der natürliche Sohn eines florentinischen Kaufmanns, zu Paris geboren und dort auch erzogen worden. Dante war gleichfalls dort, und Petrarca lebte lange Zeit in der Provence, sah in der Kirche zu Avignon zuerst seine Laura und nahm von den Troubadourliedern manchen Anklang. Mehr noch als der Umgang und die Geschäfte am Hofe zu Avignon führten solche Dichter und die Tonkunst zur Bekanntschaft mit der italienischen Sprache in Frankreich, während sich die französische Sprache durch die Familienverzweigung aus der Provence nach Neapel, und des dortigen königlichen Geschlechts nach Ungarn nicht blos in Italien, sondern auch am ungarischen Hofe Gunst erwarb. Dante's Lehrer, Brunetto Latini, schrieb sein gelesenstes Buch, eine Art Encyklopädie, französisch, weil diese Sprache, wie er sagte, die gangbarste sei, und ein anderer Italiener äußerte sich ebenso bei der Uebersetzung von Geschichtsbüchern über Venedig ins Französische. Doch war das Französische noch viel zu unbeholfen, um dem Aufschwunge des Italienischen durch Dante, Petrarca und Boccaccio zu folgen; und wenn zwischen Beiden das Provençalische niedergedrückt ward, so blieb doch das Lateinische der Vermittler der beiden Sprachen. Lateinisch wird auch die schöne Königin Johanne von Neapel sich wegen der angeschuldigten Ermordung ihres Gemahls Andreas, von der sie ohne weitere Untersuchung freigesprochen, vor dem Papste in feierlicher Versammlung vertheidigt haben. — Der Roman der Rose, ein Liebesunterricht, hat bereits schlüpfrige Bereicherungen erhalten, und den Schauspielen der Geistlichen waren die verwandten Mysterien der Passionsbrüder gefolgt, denen sich sodann die Moralitäten, Lustspiele der Anwaltschreiber zu Paris, oder des sogenannten Königs Bazoche, und diesen die Sottisen, Possenspiele vornehmer junger Leute, der sogenannten Kinder ohne Sorgen oder des Narrenfürsten, an die Seite stellten. Von dieser Bühnenkunst und Dichtung wird man sich keine hohen Begriffe machen; aber man darf sie sich auch von dem größten Prunke nicht machen. Unsere Prachtwagen, nur mit durchsichtigem Ueberzuge (Gaze), oder mit buntem Farbenanstriche, waren die damaligen Staatswagen; unsere Cuirassiers würden die glänzendsten Reiter verdunkeln, deren Anzug desto abenteuerlicher war, je kostbarer die einzelnen Stücke waren — und die reichsten Frauen nahmen wegen der Unscheinbarkeit ihres echten, aber schlechtgearbeiteten Schmuckes Goldpapier zu ihrem Putze zu Hülfe u. s. w.

Winke genug für die Ueberschilderer des Mittelalters! S. 407 wird auch ein Wink gegeben, wie eine (leider!) nach jener Nation benannte Krankheit der geheime Grund von vielen wichtigen Ereignissen geworden ist. Sehr richtig wird bei François I. die Scheidung des Bürger- und Kriegerstandes, und bei der Schlacht von Marignano der Wendepunkt der Kriegskunst bemerkt.

Bei den 2 ritterlichen Königen des neuern Frankreichs, Franz I. und Heinrich IV., hat sich der Verf. von jeder Einseitigkeit möglichst fern gehalten und macht hin und wieder auf fremde aufmerksam. Weniger bekannt vielleicht und merkwürdig in unsern Tagen ist eine Aeußerung Heinrichs IV. in Beziehung auf den Türkenkrieg, mit dem sich damals die Meinung trug:

Wenn es wirklich der Vernichtung der Türken gelten sollte, so würde ich der Erste sein, welcher dazu alle seine Macht aufböte. Das vernichtete und vertheilte türkische Reich würde bei seinem ungeheuern Umfange hinreichen, um Jeden von uns zufrieden zu stellen; aber wir sind noch nicht in den Umständen, eine solche Theilung zu Stande zu bringen, und ich kann mich nicht entschließen, mit den Türken zu bre-

chen, um Andere zu bereichern und 40,000 Franzosen den Handel nach der Levante zu nehmen.

Ueber den damaligen sogenannten europäischen Republikenplan wird (S. 582) nachgewiesen, daß die Ideen jener Zeit von Staatenbünden und europäischem Gleichgewicht wol auch auf eine solche Abenteuerlichkeit zu sprechen bringen konnten, daß aber der aus Sully's modernisirten Memoiren auf uns gekommene Gestaltungsplan von Europa mit allen Urkunden über die damaligen Staatsverhandlungen im Widerspruche steht. Mit Heinrich IV. erlischt (nach dem Verf.) die Bildungszeit des französischen Volkes und verschwindet die Frühlingssonne, die von François bis zu ihm neben großen Lastern noch größern Tugenden geleuchtet hat. Die Zeit, die nun kam, ist S. 466 ziemlich gut charakterisirt:

Die Perrücken waren für ausschweifende Leute im vorigen Jahrhundert Bedürfniß geworden und wurden nun zum Staate von Alt und Jung und zum Zeichen von Amt und Würde getragen. Unter dem ungeheuern Wulste fremder Haare gewöhnten sich die Köpfe an ein ruhigeres Verhalten; die ganze Tracht war wider alle freie Bewegung wie berechnet, und das Prügeln kam in der That unter den Herren ab. Ihre Toilette kostete ihnen fast mehr Zeit als die weibliche. Die jungen Frauenzimmer erschienen am Hofe mit Klapptoffeln; sie durften sich nicht setzen und konnten in den Toffeln und ihrem peinlichen Anzuge nichts weniger als umherflattern. Männer und Frauen hatten tausend kleine Kleinigkeiten zu beobachten, und verstießen sie dawider, so gab es mehr Gerede und Aufsehen, als wenn ein Schwager den andern im Zweikampf niederschoß, welches auch vorfiel... Ein geckhaft-galantes Geschwätz und Wesen galt für Liebenswürdigkeit. In den Geschäften versteckten sich die Sachen unter Förmlichkeiten, und wer und was in der Form war, Der und Das war in der Ordnung.

Der Jesuitismus und Jansenismus; die verschiedenartigen geistigen Richtungen (wie schön, S. 732, über Bayle!); die furchtbare Begehrlichkeit Ludwigs XIV., und die Lehren, welche sie erhielt; die Regentschaft eines Orleans und Law's Finanzoperationen; die Encyklopädisten und Physiokraten würden uns noch lange beschäftigen können, wenn wir nicht die Aufmerksamkeit der Leser schon zu lange in Anspruch genommen zu haben fürchten müßten. Das Unpolitische der Verbindung Frankreichs mit Oestreich (1756) ist vielleicht nicht genug herausgehoben. Wenn gegen das Ende des Werkes das Interesse des Lesers etwas abnimmt, liegt es vielleicht mit in der Ermüdung des Geistes nach langer Festhaltung Eines Gegenstandes, gewiß aber auch in der Geschichte des Landes selbst, und in der Windstille und drückenden Schwüle, welche auch dort dem ungeheuern Sturme der Revolution vorausging, deren Sturmvögel schon längst, nur nicht als solche bemerkt, vorübergeflogen waren. 41.

Blüten der Kunst aus Rom, 1827. Von Wilhelm Waiblinger. Berlin, Reimer. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Einen Band Gedichte zu recensiren, ist eine fast unmögliche Sache; jedes Gedicht will selbständig sein und könnte wol eine Recension vertragen, die 10 Mal länger wäre als das Object derselben. Es bleibt uns also nichts übrig, als den Dichter möglichst zu charakterisiren. Liegt es nun darin, daß der Recensent zu viel verlangt, oder daß Hr. Waiblinger, der sich doch eines so vortheilhaften Rufes erfreut, zu wenig leistet: wir können uns durch die vorliegenden Gedichte nicht für befriedigt erklären. Wie liest man einen Band Gedichte? Nicht von S. 1 bis 280 regelmäßig wie ein systematisches Lehrbuch, sondern man schlägt auf, man blättert, man verweilt; diese Kleinigkeit zieht uns an, sie macht begierig auf die nächste; man versucht es mit einem größern Gedichte, man findet sich angezogen, gefesselt, der Dichter reizt uns mehr und mehr; wir suchen nach Ueberschriften, die uns verwandte Anregungen versprechen, wir beginnen die Ideen des Dichters bereits vorher zu errathen, zu construiren, wir werden bekannt, endlich vertraut mit ihm und, so viel des Einzelnen wir vergessen, das Ganze läßt uns die wohlthätigste Erinnerung zurück. Wir sind in einem schönen Parke gelustwandelt; wir kennen nicht alle seine Laubgänge, Rasenplätze, Quellen, Hügel, aber wir haben ein Bild des Ganzen mitgenommen und dürfen mit einigem Rechte schließen, daß wir nicht eben gerade die kostbarsten Geheimnisse übersehen, verfehlt haben. So versuchte ich auch die vorliegenden Gedichte zu lesen; allein, wo ich auch anknüpfte, nirgends konnte ich einen Faden finden, der mich gefesselt, verleitet hätte, seiner leitenden Richtung lange weiter zu folgen. Und doch läßt sich dem Dichter vieles Verdienstliche nicht absprechen, und wir begreifen recht wohl, was ihm einen Namen in der Mitwelt gemacht hat. Er huldigt nämlich fast durchgängig einer Modekrankheit, einer gewissen Stimmung elegischer aber resignirter Trauer, die alle Schönheit der Welt mit einem schmerzlichen Lächeln betrachtet, das auf eine innere tiefe Wunde deuten soll, deren Schmerz man aber männlich bekämpft. Diese Coquetterie mit Unglück, Zerrissenheit der Seele, ja selbst mit Verbrechen, ist es, die seit Lord Byron's genialem, aber verderblichem Einflusse allgemein Mode geworden ist. Auch unser Dichter scheint mir theilweise davon im hohen Grade angesteckt, findet aber deshalb eben eine günstige Aufnahme bei Vielen. Dies liegt, glaube ich, in der krankhaften Mattigkeit der Zeit, wo die Meisten, da sie es nicht zu rüstigen Thaten bringen können oder wollen, einen Ruhm darin suchen, unglückliche, verfolgte Dulder zu sein, verfolgt von einem bösen Geschick, das sie zu Feinden ihrer selbst macht. Auch der geniale Heine hat, nur mit unendlich mehr Talent, dieser Krankheit gewissermaßen gehuldigt, wenn man uns diesen Ausdruck, der freilich noch fast bizarrer als die Sache selbst ist, verstattet. — Waiblinger's Gedichte beziehen sich alle auf Italien, auf Rom, auf Kunst und Naturanschauungen jener Gegend. Man kann ihm fast überall gewisse Typen nachweisen, deren Urbild er indeß oft mit Glück nachahmt; unter diesen nenne ich zuerst Göthe's „Römische Elegien", mit denen Waiblinger jedoch nur die Stoffähnlichkeit gemein hat; ferner Göthe's „Wanderer", ein Gedicht, das Waiblinger in unzähligen Formen neu aufprägt; Horaz'sche Vorbilder, Gedichte von Rückert in Italien, kurz, unzählige... Alle sind dabei von einem und demselben oder doch sehr nahe verwandten Stoffen abgeleitet, und der Stoff ist es auch vorzüglich, welcher in den Gedichten das Anziehende bildet. Wer hörte nicht gern von Roms Wundern, von den lieblichen Landschaften Italiens, von schönen, unschuldigen italienischen Mädchen, von den Geistern der alten Römer, die über den Trümmern der versunkenen Herrlichkeit schweben, von Malern aus der neuern Blütezeit Italiens (epigrammatische Distichen) und von alle den andern Schätzen, die den Fuß des Wanderers so gern nach Italien locken? Allein, trennen wir den Stoff von dem Gedanken, von der Schilderung, so bleibt uns selten mehr als das Gewöhnliche, welches man zwar gutheißen kann, das aber an sich so geringfügigen Werthes ist, daß man von jedem Gebildeten dasselbe verlangen

könnte. Ich bin überzeugt, daß viele Kritiker des jetzigen Aevums der Literatur Waiblinger's Gedichte gedankenreich, anmuthig, prächtig, zierlich, erhaben, je nachdem der Stoff es fodert, finden; daß sie seine Sprache rühmen, von seinen wohlklingenden Versen viel zu rühmen wissen werden; und ich gebe allen Recht, wenn sie den Maßstab der erschlafften Kräfte unserer Zeit anlegen. Hält man aber die vorliegenden Leistungen gegen wirklich große, ob auch nur werthvolle Vorbilder, so erbleichen sie wie eine Kerzenflamme im Sonnenlichte. Ich würde über einen Roman- und Schauspieldichter von gleichem Range viel gelinder urtheilen, denn beide Gattungen werden an das Interesse der Neugier müßig geknüpft, vielfach ohne höhere Ansprüche gelesen und können daher auch so geschrieben werden. Aber Gedichte, die stets auf Vollendung der Form und Intensität des Gedankens Ansprüche machen müssen, dürfen die Foderungen der Leser nicht so unbefriedigt lassen. Das Gedicht hat nur das eine Ziel der Schönheit, die sich in den kleinsten Gliedern, in den äußersten Organen desselben bethätigen muß; alle Nebenwirkungen und Zwecke, alle Anregungen untergeordneter Seelenkräfte fallen dabei weg; deshalb kann der Dichter in seiner Auswahl nicht strenge genug sein, sondern muß immer den Grundsatz vor Augen haben, daß nur schöne Gedichte ein Recht zur Existenz haben, und es besser ist, gar keine zu machen als mittelmäßige. Wenn ich mich über den Verf. strenge geäußert, könnte man mir wol Beweise abfodern. Ich will nur einen geben, das Distichon S. 169: „Benvenuto Cellini". Forsche ich nach dem Gedanken darin, so ist es ein gezwungener Vergleich dieses Künstlers mit Odysseus, der damit schließt, daß die Kunst (Cellini's Penelope) ihn endlich nach langen Irrfahrten in die Arme geschlossen habe. Waren denn aber Cellini's Irrfahrten solche, die im Gebiete der Kunst unternommen wurden, oder waren es nicht vielmehr Abenteuer des Lebens? Und kann man wol von ihm sagen, daß die Kunst jemals so von ihm getrennt gewesen sei wie Odysseus von Penelope und der Heimath? Wie schief ist daher der Gedanke, der in der That nur wie ein Einfall aussieht! In derselben Zeile wird ebenfalls mittels gewaltsamer Vergleichung die Zeit eine schwarze Zauberin Circe genannt, die Odysseus' (Cellini's) Gefährten in den Stall der Vergessenheit eingesperrt habe. Läßt sich ein verkehrterer Vergleich, eine schiefere Metapher ersinnen? Der Stall der Vergessenheit!! Nebenbei kommt auch noch ein Sprachfehler vor, wenn wir eine starke Nachlässigkeit, nämlich das Verbum im Singular, wo es sich auf mehre Gegenstände bezieht, nicht einmal dafür anrechnen wollen. Und doch sieht das Gedichtchen auf den ersten Blick wie ein sinnreicher, gut ausgedrückter Einfall aus. Wir setzen es her und drucken den Sprachfehler und die Nachlässigkeit gesperrt:

Benvenuto Cellini.

Gerne bekenn' ich, Du bist der Ulyß der Künste, so vielfach
Trug Dich guter Humor, Kraft und Genie durch die Welt.
Längst schon sperrte die Zeit, die schwarze Zauberin Circe,
Deine Genossen im Stall ew'ger Vergessenheit ein;
Aber durch manche Charybdis erreichtest Du endlich die Heimath,
Deine Penelope schloß Dich in die Arme — die Kunst.

Sieht das nicht aus wie ein artiges Gedichtchen? wie gute Verse und Gedanken? Und doch könnte man einen Bogen voll über alle die Ueberflüssigkeiten, Unbestimmtheiten, falschen Gegensätze u. s. w., die darin vorkommen, schreiben. Indeß sapienti sat!

Man glaubt vielleicht, ich habe das schwächste Product ausgewählt? Auf Pflicht und Gewissen, ich ließ nur den Zufall walten. Daß Gedichte in der Sammlung sind, die, wenn auch nicht große, tiefe, doch richtige Gedanken, denen man beistimmen kann, enthalten, daß andere Gedichte sich finden, die eine correctere Sprache, schönere Anschauungen, anmuthigere Bilder entwickeln, wird Niemand leugnen. Aber die Durchschnittshöhe bleibt noch eher unter als über dem Niveau des citirten Epigramms; und, wenn man mir das glauben will, wird man mir dann mein Urtheil verargen? Der Dichter kann aber gewiß mehr leisten, er will nur zu viel geben, er glaubt, jeder seiner Einfälle, seiner Verse sei des Aufbewahrens, sei der öffentlichen Mittheilung werth. Da muß uns bange für ihn werden, und wir fühlen uns gedrungen, ihm alles Ernstes zuzurufen, daß jeder Dichter ewig den Spruch vor Augen haben muß: Omnia sub specie aeterni. *) 47.

Inländischer Dichtergarten, herausgegeben von H. Neus. Reval, 1828.

In Reval, der alten Handelsstadt am finnischen Meerbusen, wo Paul Flemming, auf dem Rückwege aus Rußland und Persien, einige seiner schönsten Lieder und Sonette gedichtet, wo Kotzebue lange Zeit gelebt und tachygraphirt hat, und die also in der deutsch-literarischen Welt nicht ohne Ruf ist, erschien vor Kurzem obengenanntes Buch. Sein Titel bezeichnet den Inhalt. Es sind poetische Blüten, in den Marken des alten deutschen Ordenslandes zu Tage gefördert und in einen Strauß gebunden. Wie es nun immer den wirklichen und den figürlichen Sträußern zu gehen pflegt, es gibt darin duftende und duftlose, farbenreiche und sehr einfache Blumen, ja mitunter welke Blüten und einen bloßen Grashalm, und so ungefähr ist es auch diesem poetischen Blumenstrauße gegangen. Da aber Einer sich an der Rose erfreut, indem einem Andern das Veilchen gefällt, und wieder ein Anderer die frische, grüne Farbe eines Grashalms zu betrachten liebt, so berücksichtigt Derjenige, der den Strauß flicht, billigerweise die verschiedenen Anfoderungen. Dies ist nun hier geschehen, und die Dilettanten finden Lieder, Balladen, Fabeln und Epigramme. Des Herausgebers Unternehmen verdient Theilnahme und Unterstützung. Viele artige Blümchen wären vielleicht, vereinzelt, in der Einsamkeit verblüht und hätten weder durch ihre Farbe, noch durch ihren Duft erquickt, wenn nicht Hr. Neus dies Blumenbeet angelegt und sie vereinigt hätte. Insofern muß man ihm Dank wissen, und Leser, denen das weit von den deutschen Grenzen gedruckte Büchlein zur Hand kommen sollte, werden darin gewiß zu ihrer Genugthuung die Bekanntschaft der Barone A. und Gustav von Ungern-Sternberg und C. von der Borg's machen. Belege zu dieser Behauptung von größerm Umfange erlaubt der Raum hier nicht, aber eine gelungene Uebersetzung von Lord Byron's „Lebe wohl" von dem letztgenannten Dichter möge doch als eine ferne deutsche Spende ihren Platz finden:

Leb' wohl! Wenn je ein zärtlich Flehen
Für Andrer Wohl die Höhn erreicht,
Wird meins nicht ganz in Luft verwehen, —
Nein, himmelan dein Name fleugt!

Umsonst wär' Sprechen, Weinen, Klagen:
Mehr, als die Zähre, die entquoll
Dem Sterbeblick der Schuld, kann sagen,
Liegt in dem Wort: leb' wohl! — leb' wohl!

Mein Mund ist stumm, dies Auge trocken,
Doch in der Brust, im Hirn erstehn
Gedanken, welche nimmer stocken,
Und Qualen, welche nie vergehn.

Wie Lieb' und Gram dies Herz auch trübten,
Es dennoch nimmer klagen soll;
Ich weiß nur, daß wir fruchtlos liebten,
Ich fühle nur — leb' wohl! — leb' wohl! 58.

*) Waiblinger ist vor Kurzem in Rom gestorben. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 70. —— 11. März 1830.

Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande. Von Karl Vollgraff. Erster bis vierter Theil. Gießen, Ferber. 1828—29. Gr. 8. 10 Thlr. 10 Gr.*)

Des Verfs. eingestandener Zweck bei Abfassung dieses weitschichtigen Werks ist, darzuthun, daß die neuern Nationen Europas keine Befähigung zum Staatsleben besitzen. Die ihn in jenem Betreff leitenden Grundideen gibt er selber wie folgt an:

1) Die Begriffe, welche sich die Völker und Menschen von der Freiheit machen, sind für ihr ganzes Sein und Entwickeln gleichsam Wurzel, Grund und Boden. 2) Der Staat oder das Gemeinwesen ist nichts Universalhistorisches, sondern ein bloßes particular-charakteristisches Vorkommniß. 3) Die staatliche Gemeinschaft, das staatliche Zusammenleben und Wirken erfodern den höchsten Grad sittlicher Kraft oder individueller Entsagung, und wo es daran fehlt, (da) ist der Staat nicht vorhanden, kann er nicht in das Leben treten. — Unter Vorleuchtung dieser 3 Leitsterne (fährt Hr. V. fort) sah ich nun die Dinge, die vergangenen und die gegenwärtigen, von einer ganz neuen Seite ...; unendlich Vieles sah ich nun klar, ein Nebel von dunkeln philosophischen Postulaten und Axiomen schwand vor meinen Augen.

Was nun Hr. V., nächst den hier „schon genannten Wahrheiten" zur Ausführung dieses Werks veranlaßte und definitiv bestimmte, dies war, wie uns von ihm berichtet wird, die „weitere Wahrnehmung der Entdeckung, daß die germanischen Völker des Staats gänzlich unfähig seien, trotz dem, daß das Wort seit Jahrhunderten auf dem Papiere gefunden wird; trotz dem, daß Ströme Bluts wegen seiner vorgeblichen oder auch ernstlich gemeinten Einführung vergossen worden sind; trotz dem endlich, daß sich sogar einzelne Formen desselben vielfach vorfinden, diese aber nur tauben Nußschalen gleichen, in denen Das, was allein, ohne alle Rücksicht auf Form, den Staat eigentlich ipso facto bildet, der liberale und centripetale Staatscharakter, unter den germanischen und slawischen Völkern nirgends zu finden ist und nie existirt hat, weil sie keine Staatsvölker, sondern blos Familien- oder Hausvölker sind, sodaß es eigentlich eine unbillige Zumuthung ist, etwas Anderes sein zu sollen, als sie sind und wofür sie nur allein Sinn haben".

Da man aber (heißt es weiter) sowol einem Volks- oder Völker-Complexus, wie einem einzelnen Menschen, diese oder jene sittliche Fähigkeit definitiv abzusprechen ehender (!) nicht berechtigt ist, als bis man den Versuch gemacht und ein entscheidendes negatives Resultat gewonnen hat, so konnte meine soeben gemachte Entdeckung, Wahrnehmung oder Behauptung auch vor der französischen Revolution und allen den in Europa ihr gefolgt seienden (!), wieder verschwundenen und noch geltenden Constitutions- und Staatsversuchen bis auf die neueste portugiesische Staatsverfassung vom 19. April 1826 herab, noch nicht aufgestellt werden; denn man konnte dem Einwande: daß es vorerst noch am Versuche und an den historischen Beweisen dafür fehlte, noch nicht begegnen. Erst jetzt liegen diese Beweise für alle germanische und slawische Völkerschaften vollständig vor. Man hat sich endlich von der Newa bis zum Tajo auserperimentirt, und es ist nun erlaubt, das Facit so zu ziehen, wie ich es bereits gethan habe, d. h., die germanisch-slawischen Völker sind keine sittlichen Staatsvölker, sondern blos gesittete Rechts- und Familienvölker, denen sonach nicht Staatsverfassungen, sondern blos Rechtsverfassungen zukommen und zusagen, sodaß es irrig und falsch ist, ihnen mit aller Gewalt Griechisches, Römisches und Idealphilosophisches unter allen Formen und Gestalten aufzunöthigen, da sie es doch, vermöge ihres staatlich-centrifugalen Charakters, nicht verstehen, percipiren und gebrauchen können, auch nemo ultra vires obligatur.

Da es jedoch eines Agens bedarf, welches anstatt Desjenigen, so die alten Völker belebte, die neuern in Thätigkeit setzt, so fügt Hr. V. hinzu:

Griechische Sittlichkeit und griechischer Schönheitssinn werden bei den germanisch-slawischen Völkern durch deren Hochschätzung und Verehrung des weiblichen Geschlechts vertreten oder ersetzt, d. h., es haben letztere bei ihnen ganz analoge Wirkungen hervorgebracht und bringen sie noch hervor, welche bei den Griechen Producte und Resultate ihres Staatscharakters und Schönheitsgefühls waren. Durch die Vermittelung des weiblichen Geschlechts sind Germanen und Slawen Christen geworden; die romantische Liebe vertritt bei ihnen die Stelle griechischer Männerfreundschaft; ihre äußern Sitten sind das Product der Zurückhaltung und Mäßigung in Gegenwart des verehrten weiblichen Geschlechts; ihrer Tapferkeit Sporn war und ist noch zum Theil die Gunst dieses Geschlechts; die Stelle der griechischen schönen Künste vertritt bei ihnen das schöne Geschlecht und die schöne Litera-

*) Erster Theil: Oekumenische Politik. Zweiter Theil: Antike Politik, oder Politik der Griechen und Römer. Dritter Theil: Charakteristik oder Charakter- und Culturstatistik der germanisch-slawischen oder modernen Völker Europas. Vierter Theil: Moderne Politik, oder über die Verhältnisse der modernen Staaten untereinander.

diese Erzählung für die duftendste Blüte im Strauß ansprechen, der, außer den erwähnten, noch etliche von mäßigem Belang aus einem schwedischen und einem dänischen Garten enthält.

3. Die Verbündeten von Sankt Martin. Aus Diego's Papieren. Merseburg, Römer. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die beglückendsten Weltverbesserungsgedanken, wie sie nur in dem für Menschenwohl glühenden Kopfe eines hoffnungsvollen Secundaners entstehen konnten. Auch die Ansichten von Liebe, geselligen Verhältnissen u. s. w. zeugen für das jugendliche Alter des Verfs.; dagegen spricht die Mäßigung, die bei dem Allen beobachtet ist, und der nicht tragische Ausgang. Guter Wille ersetzt wol nicht die fehlende Reife, aber stimmt doch günstig für den Verf., der ihn überall durchblicken läßt.

4. Hortensien. Erzählungen aus geschichtlichen Quellen von Julius Grafen v. Soden. Mit 1 Abbildung. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1829. 8. 18 Gr.

Das Gute darin nicht neu und das Neue nicht gut, Beides jedoch kurz, — das Hauptverdienst des Werkchens.

5. Früchte der Einsamkeit, von Hermann Siegel. Ein Nachlaß für die Freunde des Heimgegangenen. Herausgegeben von Karl Kirsch. Leipzig, Knobloch. 1829. 8. 21 Gr.

Daß eine so schöne, liebevolle Natur, wie der Verstorbene, im Leben und im Tode von seinen Freunden hochgehalten, geehrt, geliebt werden mußte, daß jede Herzensergießung des Heimgegangenen eine köstliche Reliquie dünkte, ist so natürlich, ja, es wäre das Zeichen eines kalten Gemüths, wenn es sich anders befände; aber berechtigte das zur Herausgabe seines poetischen Nachlasses, ursprünglich wol nicht ausschließlich für den Druck bestimmt? Nicht das bestechliche Gefühl, der wägende Verstand hätte hier sondern müssen, und das ist bei Freunden, für die Alles, was der Freund dichtete, Werth hat, nicht vorauszusetzen: die minder bedeutende Erzählung, das werthlosere Gedicht ist ihnen vielleicht das liebere, weil es irgend eine Oertlichkeit, eine Stimmung oder Angewöhnung des Dichters schärfer bezeichnet, einen Zug seines Lebens vergegenwärtigt, was in den vorzüglichern Erzeugnissen nicht in dem Maße der Fall ist. Nicht den liebenswürdigen Dichter, der uns durch einen kurzen Abriß seines Lebens und durch manches freundliche Blümchen aus seiner poetischen Flur, gepflegt von einer empfänglichen, reinen und edlen Seele, werth wurde, nicht ihn treffe ein Tadel, sondern den Herausgeber, weil er's unterließ, sich mit einem Dritten zu berathen, dem der Verstorbene unbekannt gewesen, was für das größere Publicum gehöre, was nicht.

6. Eduard, oder die sieben Bräute. Roman von Otto Ferber. Berlin, Schüppel. 1829. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Nach allerlei Täuschungen und Irrfahrten verliebt sich ein hübscher, junger Graf in das Mädchen, welches ihm ein reicher Oheim, der ihn wegen seines Ungehorsams enterben wollte, aussuchte. Der 6 Mal falsch Wählende wundert sich zuletzt selbst, wie er die edle Perle so lange übersehen und sie nicht zur ersten, statt zur siebenten Braut machen konnte. Wir wundern uns nicht, denn wir wissen recht gut, daß, wenn dem anders gewesen, wir den ganzen, recht artigen Roman entbehren müßten.

7. Das Herz behält stets seine Rechte. Eine Novelle von Karl Regiomontanus. Sulzbach, Seidel. 1829. 8. 9 Gr.

Der Titel verräth den Inhalt; wahrhaftig das Herz und der Krieg, der hier als treuer Gehülfe beisteht, sind unerschöpfliche Romanenquellen.

8. Reuben Apsley. Von Horaz Smith. Aus dem Englischen frei übersetzt von Gustav Sellen. 3 Bände. Leipzig, Magazin für Industrie. 1828. 8. 4 Thlr.

Ein würdiger Nachfolger Sir Walter Scott's. Malt dieser noch frischer Oertlichkeit und den Geist eines scharf begrenzten Zeitabschnitts, so spricht jener dafür anmuthiger die Sprache der Liebe, und seine Frauen sind nicht stereotyp, wie bei Scott. Allzu langes Verweilen auf einem Punkte, Stillstehen der Geschichte ist Beiden gemein, und auch die erzwungene Activität des Helden, der mehr durch den Drang, die Verwickelung der Umstände als durch freie Wahl Theil an den bürgerlichen Kriegen in England unter Monmouth wider König Jakob nimmt. Zwei Frauen retten ihn nach der verlorenen Schlacht von Sedgemoor, ein sittiges, sanftes Fräulein und ein armes Dienstmädchen, eine eifrige Puritanerin, deren Bruder er im Sterben erquickt. Die Spannung um ihn läßt bis zu Ende nicht nach, er ist anziehend genug, um sich darüber zu freuen, daß er unter Wilhelms von Oranien Thronbesteigung ruhig bürgerliches und häusliches Glück genießen kann. Die historischen und erdichteten Charaktere sind gleich gut durchgeführt, der befangene, engherzige Jakob II., der hochfahrende, schwankende Monmouth, der blutdürstige Jeffreys u. A. m., wir sehen sie leibhaftig vor uns, sowie den eingefleischten Krämer und Spießbürger, Reuben's Oheim, die adeligen Gutsnachbarn desselben, davon jedes Individuum eine Thorheit, Art und Unart der damaligen Gesellschaft repräsentirt. Wahrheit und Dichtung ist geschickt verbunden, kurz, der Roman ist ein feines Specimen dieser Gattung 84.

Notizen.

E. T. A. Hoffmann in Frankreich.

Der unter uns — in der großen Lesewelt nämlich — fast schon wieder etwas vergessene E. T. A. Hoffmann gehört dermalen zu den Lieblingen der Franzosen, und seine von Löwe-Weimar übersetzten Werke gehen in Paris von Hand zu Hand. Daß Hoffmann so plötzlich dort in Aufnahme kam, verdankt er übrigens einem Artikel, welcher 6 Jahre nach seinem Tode von Walter Scott in dem „Foreign quarterly review" von 1828 über die Anwendung des Wunderbaren im Roman erschien, und worin der schottische Dichter mit großer Anerkennung von Hoffmann spricht. Allerdings war früher Einiges von Hoffmann, namentlich die „Elixire des Teufels" den Franzosen durch Uebersetzungen bereits bekannt geworden; aber von ihm selbst wußte man nichts, und sein Name war noch so dunkel, daß der Uebersetzer des genannten Werkes, seiner Arbeit bessern Eingang zu verschaffen, die eben nicht rühmliche List gebrauchte, dem Buche den Namen Spindler als Empfehlung vorzusetzen, da damals schon Einiges von diesem Schriftsteller mit Beifall in Frankreich aufgenommen worden war. Es wäre demnach ohne Walter Scott leicht möglich gewesen, daß Hoffmann's Name in Frankreich unbekannt blieb und seine Werke doch gelesen wurden; so aber fügte es sich, daß sein Ruhm gleichsam erst als Transitogut über England dahin kam.

Selbstmorde in der Lombardei.

Nach einer von dem Statistiker Melchior Gioja entworfenen Uebersicht der in dem Zeitraum von 1817—27 in der Lombardei vorgefallenen Selbstmorde ergibt sich, daß in Brescia auf 120,256 Einwohner jährlich ein Selbstmörder kommt; in Lodi auf 19,410 Einer; in Como auf 100,749; in Pavia auf 91,084; in Bergamo auf 82,012; in Mantua auf 79,083; in Cremona auf 72,747; in Sondrio auf 66,537; in Mailand mit Umgegend auf 35,217, in der Stadt selbst auf 18,111 einer fällt, und daß das Jahr 1825 das stärkste an Vorfällen dieser Art, 1819 dagegen das schwächste war. Wie man sieht, so behauptet die Hauptstadt vor allen Städten und Districten den Vorrang in dieser unerfreulichen Reihe, das Gebiet von Brescia dagegen zeigt die wenigsten Unfälle in dieser Hinsicht. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 68. —— 9. März 1830.

Geschichte Frankreichs, besonders der dortigen Geistesentwickelung, von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Louis XV. Leipzig, Brockhaus. 1829. Gr. 8. 4 Thlr.

Ref. will es ehrlich — denn das währt am längsten — bekennen, daß er über dieses Werk mit sich noch nicht recht einig und deshalb in einiger Verlegenheit ist. Als ihm dies Buch vor einiger Zeit zu einer Anzeige für diese Blätter, an denen er seit ihrer Entkotzebuisirung mitarbeitet und also endlich etwas kritische Nase haben könnte, übergeben wurde, wurde das Incognito des Verfs. redlich behauptet und seine Anonymität respectirt. Vierzig Meilen vom Verlagsort, in mancher Hinsicht allzu sehr literarisch abgeschieden, hat er auch keinen canis indagator auszuschicken, um des Verfs. Namen aufschnüffeln zu lassen, wie es ihm sonst manchmal geglückt ist. Und doch wird Jeder, der sich im Gange — und nicht blos im mercantilischen — unserer Literatur etwas umgesehen hat, eingestehen müssen, daß wir lange nicht selbständig und unbefangen genug in derselben sind, um zu sagen: der Name thue nichts zur Sache. Mit dem Errathen — mit einem eignen Buche kann man ja bis auf den Nachdruck, oder ein Auto-da-Fé auf der Wartburg, oder ein Einschmuggeln anfangen, was man will — hat es zur Zeit auch nicht gelingen wollen, und wenn wir dabei auch Anfangs an Jemand dachten, der Deutsch genug fühlte, von Sismondi's „Geschichte der Franzosen" nur den ersten Band zu übersetzen, um einer würdigern und nationellern Originalarbeit seinen Geist und seine Feder zuzuwenden, so sind wir doch auch wieder durch Manches von dieser Vermuthung abgekommen. Das Werk des Hrn. General v. Schütz: „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI.", kennen wir leider nur aus Anzeigen, um eine andere Vermuthung aus Geist und Styl desselben zu wagen. Auf jeden Fall könnte aber unser Werk eine Art Einleitung zu jenem abgeben, welches da anfängt, wo dieses aufhört, und auch die Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuern Philosophie berücksichtigt. Wahrscheinlich werden Verf. und Verleger über unser Herumtappen lachen — und das haben sie umsonst —, und gewiß wir unsere Ansicht ganz frei und unbefangen aussprechen — und dafür werden wir bezahlt.

So viel können wir versichern, wenn nicht schon der Name der Verlagshandlung dafür spräche, daß wir es mit einem in vielerlei Hinsicht tüchtigen und gewichtigen Werke zu thun haben. Die mehr als 60 Druckbogen, die fast 1000 großen Seiten, die 4—6 Pfund, die das Buch wiegt, machen schon an sich, daß man es nicht wie ein Taschenbüchelchen bei einer Pfeife im Großvaterstuhl durchblättern kann, sondern daß man einen rechten Anlauf und Athem nehmen muß, um es pflichtmäßig durchzulesen. Auch ist mit Capiteln, Ueberschriften, oder auch nur mit Absätzen (von denen mancher 14—16 Seiten dauert) nicht viel Papier verschwendet, und Drucker, Corrector und Censor haben in dieser Hinsicht ihren Thaler ehrlich verdient.

Wir glauben, um zuvörderst im Allgemeinen etwas über dies Werk zu sagen, daß es den Franzosen selbst wenig zusagen würde, weil es ohne Seiten- und Nebenabsichten reinhistorisch ist, den Ultras keiner Partei, keinem der beliebten Systeme schmeichelt, sich weder um witzige und spitzige Finessen dreht, noch bloße allgemeine blendende Raisonnements gibt. Der Verf. muß viel gelesen, gedacht und wahrscheinlich auch geschrieben haben, und alles drei zusammen ist gewöhnlich nicht Sache der Franzosen und ihres Geschmacks. Was das Lesen oder die Vorstudien anbetrifft, so bemerkt man, daß auf eine Menge älterer und neuerer Schriften Rücksicht genommen, und daß besonders die französische Literatur dem Verf. nicht fremd geblieben ist (sonst würde auch vielleicht für die ältere Literatur, statt Le Long's „Bibliothèque historique", Meusel's „Bibliotheca historica" angeführt sein). Dagegen wird gewöhnlich auf echtfranzösische Art, d. h. höchst selten und auch dann fast nur im Allgemeinen, ohne Angabe von Buch- oder Seitenzahl, citirt. Die Franzosen mögen freilich keine Citate lieben (wie kein Gepäck bei den Heeren), noch weniger nachschlagen; wir Deutsche aber sind, Gott sei Dank, und zur Rettung der echten Geschichte, etwas umständlicher einer- und mistrauischer andererseits. Wir glauben nicht, was wir nicht belegt und bewiesen sehen. Dagegen hat der Verf. eine genaue Kenntniß der französischen Literatur,

und daß es diese nicht blos vom Hörensagen und Titelaufschlagen ist, glauben wir vielfach bemerkt zu haben.

Daß der Verf. viel gedacht hat und seiner Aufgabe in den mehrsten Fällen dadurch Meister geworden ist, beweist, dünkt uns, sein Buch gleichfalls. Das Vertrautsein mit einem Gegenstande ist nicht blos Resultat des Nachlesens darüber, sondern auch der Sichtung und Combination, des Hineindenkens in die ganze Lage, den Zustand der Dinge, in die Masse der Mittel zum Staatszweck, in das Getriebe der Staatskräfte und der Incidentpunkte oder der menschlichen Leidenschaften, welche verhüten, daß der Mechanismus allein nicht die Oberhand behalte, welche die Maschine mitunter aufhalten, daran zerbrechen und in der Regel endlich unfreiwillige Veranlassungen zu zeitgemäßen Verbesserungen werden. Schon der Titel des Buches zeigt, daß der Verf. seinen Gegenstand wohl erwogen hat. Geschichten von Frankreich haben wir in Menge, aber sie nehmen ihren Staat meist nur in der äußern Erscheinung oder in seiner Stellung und Entwickelung nach Außen, ohne zu betrachten, wie ein großer Theil der äußern Ankündigung durch die Entwickelung des Geistes bedingt ist. Aber welches Geistes? des Geistes des Regenten oder der Dynastie, des Cabinets und Ministeriums, der Armee, der Standschaft und der einzelnen Classen des Volkes? Nein, des Geistes der Nation in seiner und ihrer Totalität gedacht. Die Wechselwirkung des innern und äußern Lebens ist nicht blos eine verbrauchte Redensart ohne Sinn und Halt, ein Wort dieser oder jener Schule, sondern ein wirklich Bestehendes, dessen Nichtkennen oder Verkennen den Geschichtschreiber des Staates nicht weniger als den Staatsmann desselben in der Irre herumtappen läßt. Aber wie es Sache des Philosophen ist, die Grenzen zwischen Körper und Geist in ihrem vereinten Wirken aufzusuchen, so ist es Sache des Historikers, die materiellen und die geistigen Elemente seines Staates nachzuweisen und die Art ihrer Vereinigung, die bei keinem Staate, wie bei keinem Individuum dieselbe ist, sowie ihres Wechselwirkens, welches dadurch bedingt ist, zu erforschen und darzulegen. Es gehört nicht hierher, die Betrachtung weiter auszuspinnen, wie blos geistige Elemente nie in die Form eines Staates sich schmiegen würden, und wie heilsam die Ordnung der Dinge darin ist, daß zu dem Materiellen des Landes noch die materielle Seite des Volkes, der Mensch in seiner physischen Existenz mit seinem Magen und seinem Geschlechtstriebe hinzukommt. Schiene indeß so die Schale des Materiellen die schwerere, die zu Boden ziehende zu sein, so wird sie wieder durch die Fertigkeit des Geistes und seines Productes, der Idee, gelüftet und in der Schwebe gehalten. Das ist das Basculesystem der ewigen Weltordnung.

Der Verf. ist endlich auch seiner Feder mächtig. Wir geben es als eine allgemeine Bemerkung hin, daß der Styl der deutschen Schriftsteller sich nach der französischen Usurpation mächtig gehoben und schwere Fesseln abgestreift hat; darin mag der Styl ein Wiederschein des Geistes sein. Schule und Lecture fangen an, ihre Wirkungen zu zeigen. Mit dem alten Kauderwelsch französischer und lateinischer Brocken, mit dem juristischen und Deductionsstyle sind wir fertig. Wir vermöchten dem Verf. nur sehr wenige Mängel nachzuweisen, was nicht hierher gehören würde. Der Styl ist kräftig und kernig, wie es die Sache erfoderte und der Geist des Verfs. (le style c'est l'homme) sich auf das Papier hinspiegelte. Für jüngere Schriftsteller würden wir den komischen Rath geben, nicht eher ins Wasser zu gehen, als bis sie schwimmen könnten. Desto fleißiger mögen sie ihre Federn im Dintenfasse zu Privatübungen nützen und baden. Auch Proben von des Verfs. Schreibart dürfen wir nicht ganz schuldig bleiben.

Nach diesen vorläufigen Haupt- und Nebenbemerkungen treten wir dem Werke näher. Eine Geschichte Frankreichs, von der Einwanderung der Griechen (ein halbes Jahrtausend vor Christo) an, würde vielleicht auf den ersten Blick Manchem schon unhistorisch im Titel erscheinen, da es doch unmöglich vor den Franken selbst ein Frankreich gegeben haben kann, diese aber erst 800 Jahre nach jenem Anfangspunkte sich im Lande zeigen. Allein der Zusatz: „besonders der dortigen Geistesentwickelung", wird auch den Aengstlichsten überzeugen, daß ein ganz schulgerechter Titel nur ein höchst schleppender hätte werden müssen. Gerade die griechischen, und gallischen Bestandtheile der alten Landesbewohner werden für den Charakter und Geist der Franken von hoher Wichtigkeit, und wie wenig die Letztern es zugeben, auch sich desselben bewußt werden möchten, geschah doch, was früher und später so häufig geschah, der rohere Sieger nahm das Bessere vom gebildetern Besiegten an. Endlich söhnt auch die Vertheilung des Stoffes mit jeder Bedenklichkeit aus. Der erste Abschnitt (1—52) behandelt die Gallier von dem 6. Jahrhundert vor, bis zum 6. Jahrhundert nach Chr. Geb. Ein zweiter Abschnitt (53—172) die Franken, theils unter den Merowingern, theils unter den Karolingern, und nun erst kommen im dritten (173—958) die Franzosen a) von Hugo Capet bis Ludwig VIII.; b) vom heil. Ludwig bis Karl IV.; c) von Philipp VI. bis Ludwig XII.; d) von Franz I. bis Heinrich IV.; e) Ludwig XIII. und XIV. und f) Ludwig XV., 1715—74.

(Der Beschluß folgt.)

Ernst Friedrich Schmidt.

Zu einigen Worten über diesen verstorbenen Dichter veranlaßt uns die Erscheinung seines Lebens und seiner Lieder, durch deren Herausgabe ihm sein Bruder Wilhelm Schmidt ein brüderliches Denkmal setzt. Der Titel des Buchs ist: „Wehmuthslaute eines Frühverblichenen. Aus Klamer Schmidt's literarischem Nachlasse herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung begleitet von Wilhelm W. Johann Schmidt" (Braunschweig, 1829, 8., 1 Thlr. 6 Gr.). Es hat 2 Hauptabschnitte. In dem ersten wird das Leben des Dichters erzählt, und der zweite gibt seine Gedichte. Ernst Friedrich

Schmidt, geboren den 13. Oktober 1784 zu Halberstadt, war der älteste Sohn des Dichters Klamer Schmidt. Die Entwickelung körperlicher und geistiger Fähigkeiten entsprach den Hoffnungen und Wünschen des Vaters, den es inniglich ergötzte, in dem Knaben eine nicht unbedeutende dichterische Anlage zu entdecken. Ein starkes Gefühl und eine höchst regsame, bewegliche Phantasie trieben den Jüngling, die zeichnende Feder zur Hand zu nehmen, um die Bilder, die ihn umgaukelten, zu fesseln und anschaulich zu machen: ein sicherer Beweis für die innere Thätigkeit der Seele, die zu edlerm geistigen Schaffen noch den Dienst versagte und sich auf diese Weise half. „Charakteristische Menschengestalten und anziehende Landschaften", sagt sein Biograph, „überraschen den Leser seiner Manuscripte mitten unter Entwürfen zu schriftlichen Aufsätzen". Letztere bestanden auf der Schule schon hauptsächlich in Gedichten, Erzählungen und Nachbildungen alter classischer Dichter, die er in die Originalversmaße übertrug. Klamer Schmidt, obwol sonst mit wenigen pädagogischen Talenten begabt, richtete doch auf jedes aufkeimende Dichtertalent, mochte er es finden, wo er wollte, sein Augenmerk; wie vielmehr erfüllte ihn des eignen Sohnes aufblitzender Genius mit Freude, um wie vielmehr nahm das Talent seine Thätigkeit in Anspruch. Er corrigirte und feilte mit Liebe jene ersten noch rohen Musenerzeugnisse, erschloß dem Sohn seine im Fache der schönen Literatur besonders reichhaltige Bibliothek, und hauchte ihm die eigne Verehrung gegen die Dichtkunst ein. Ebenso stark wirkten auf Ernst die lebenden Muster, die er vor Augen hatte, das Beispiel Gleim's und der Anblick der gepriesenen Dichter, die des Letztern glühende Musenliebe damals um sich sammelte, wie Herder's, Voß's, Tiedge's und Anderer. Doch waren besonders Bürger und Schiller des jungen Musenpriesters Vorbilder, wie sich denn auch nicht verkennen läßt, daß sich häufig aus Schiller's Seele Klänge und Melodien in seinen Liedern offenbaren. Wenn nur auch seine Temperamentseigenschaften und sein ganzes sittliches Wesen mit jener poetischen Anlage Hand in Hand gegangen wären! Denn neben einem leicht auffassenden Verstande, einer gesunden Urtheilskraft, einem für alles Schöne und Erhabene lebendigen Gefühle, einer unverkennbaren Rechtlichkeit und Herzensgüte, einer treuen Anhänglichkeit an seine Verwandten und Freunde, einem regen Sinn für häusliches Glück und warmer Vaterlandsliebe offenbarte sich früh genug ein gewisses Sträuben gegen höhere Anordnungen, eine überwiegende Sinnlichkeit und dadurch beförderter Leichtsinn, ein vorwaltender Hang zum Abenteuerlichen, eine stete Neigung, es dem Vornehmsten in der äußern Lebensweise gleich zu thun, eine gutmüthige aber unbedachtsame Freigebigkeit bei erwiesenen Diensten, die in Verschwendung ausartete, und eine gewisse Protectionssucht gegen Hülfsbedürftige oder unterdrückte Kameraden. Welche Nahrung fand dieser Sinn, als er 1803 die Universität zu Halle bezog. Von einem verständigen Freunde vergebens gewarnt, von dem eignen Gewissen fruchtlos gemahnt und uneingedenk der väterlichen Erinnerungen, stürzte sich hier der unglückliche Jüngling in alle Genüsse eines sinnlichen, schwelgerischen Lebens, und die akademischen Sitten und Bräuche versetzten ihn in einen Phantasietaumel und einen Gefühlsrausch, aus welchen ihn erst eine tiefe Reue, eine Scham und Selbstverachtung und ein schneidender Unmuth weckten, die tausend Stacheln in seiner Seele zurückließen und ihm den größten Theil seines spätern Lebens vergifteten. Diese Gefühle, die in dem reizbaren Gemüthe des Verblendeten sich eingenistet hatten und ihn in der Nüchternheit des wirklichen Lebens mit einer Riesenfaust packten und schüttelten, kleideten sich in seinen Gedichten bald in das Gewand des Heimwehs, bald in die Form der Sehnsucht nach oben, und gaben seinen Versen einen weichen, elegischen Anflug, wodurch sie höchst anziehend und ergreifend werden. Die Anleihen, die er in Halle überall eröffnete, quälten ihn späterhin am meisten; das Schlimmste dabei war, daß die durch dieselben entstandenen Sorgen und unangenehmen Verhältnisse und Auftritte ihn auch auf die Folgezeit nicht klüger und vorsichtiger machten. Auch nachdem er die Hochschule verlassen hatte und im Mecklenburgischen Hauslehrer geworden war, untergrub er seine schon gestörte äußere Ruhe noch mehr, indem er durch neues Borgen und Schuldenmachen seine Finanzen zerrüttete. Bei den geringen Aussichten, die er in Ansehung seiner Beförderung hatte, war kaum zu hoffen, sagt der Biograph, daß er jemals in eine Lage kommen würde, wo er, bei seiner Art zu wirthschaften, allein, geschweige mit einer ganzen Familie hätte auskommen können. Er stürzte mit jedem Jahre tiefer in einen Abgrund von Noth und Verlegenheit. Da nur eine Art von Wunder ihn hieraus hätte erretten können, so fühlt sich unser Herz bei dieser Betrachtung einigermaßen beruhigt und preist die Vorsehung, welche die arme kummerbeladene Seele allen Erdenleiden entriß. Ernst Schmidt endete seine kurze stürmische Laufbahn zu Möllenhagen bei Penzlin im Mecklenburgischen als Hauslehrer den 24. Juni 1811 an einem hitzigen Fieber, und sein Tod schlug dem Vaterherzen die letzte, aber auch mit die schwerste jener Wunden, deren so viele früherhin der Sohn ihm geschlagen hatte, in welchem er als Dichter den Stolz und die Freude seines Alters zu sehen hoffte.

Der Biograph hat diesen an sich armen Stoff trefflich benutzt und bearbeitet, und die 164 Seiten der Biographie bieten durchaus nicht, wie man vermuthen könnte, eine ermüdende Breite. Das Bild des Geschilderten tritt uns lebhaft vor die Seele, die eingestreuten Briefe sind wohl gewählt, charakteristisch und anziehend, und ausgezeichnetes Lob verdient die unumhüllte Wahrheit, die biedere Freimüthigkeit und historische Treue, womit der Bruder des Bruders Thorheiten und sittliche Verirrungen schildert, deren Schilderung gleichwol so ist, daß ihn auch der Splitterrichter eines Mangels an brüderlicher Liebe und Nachsicht nicht bezüchtigen darf. Die Wahrheit ists, und nur die Wahrheit, was der Biograph gibt, und diese Wahrheit erscheint im Gewande der Liebe. Er dedicirt das Buch Deutschlands studirenden Jünglingen, und in Bezug auf diese Dedication macht er es lehrreich durch eingestreute moralische Reflexionen, die vielleicht kürzer sein könnten, aber beherzigenswerthe Winke, Erinnerungen und Warnungen für junge Leute enthalten; und wenn der Titel des Buchs, der zugleich den Schatten Ernst Schmidt's zeigt, uns im ersten Augenblick etwas gesucht, und mit der biedern Einfalt und Wahrheit, die sonst dem Biographen eigenthümlich sind, contrastirend erschien, so wurde diese Ansicht doch späterhin durch den Gedanken entkräftet, daß die Gedichte allerdings vorherrschend Wehmuth, Sehnsucht und elegischen Geist athmen, sodaß der Titel gerechtfertigt erscheint. Was nun eben diese Gedichte betrifft, so bekennen wir offen, daß sich in ihnen ein reinerer, höherer Aufflug offenbart, als in den bekannten Gedichten des Vaters selbst. Es ist wahr, sie bekunden theilweise die Unreifheit eines jugendlichen Musenstrebens; die häufig vorkommenden Gähnelaute und gedehnten Wörter stören den Genuß des kundigen Lesers; man sieht hin und wieder zu sehr den Einfluß, den Schiller's Genius auf den Dichter ausübte, und ein Drittheil des Gegebenen konnte als Mittelgut wegfallen; aber in dieser Unreifheit und jugendlicher Herbheit liegt mit eigenthümlichem Reiz die Kraft eines os magna sonaturum, eine Fülle frischer Phantasiebilder, hohe, innere Wahrheit, und man sieht, wie Leben und Lied sich in der Dichterseele innig verschmelzen. Der unglückliche Jüngling erscheint in seinen Lauten und Klängen als ein Athlet, der den Schutt und Ballast drückender Lebensverhältnisse, den er sich selbst auf die Brust wälzte, in den Stunden siegender, begeisterter Kraft von sich abwirft, und frei und ungebunden gleich dem Aar in den wolkenlosen Aether emporschwebt und da Alles vergißt und hinter sich läßt, was in grauen Nebelmassen tief

unter ihm liegt, bis ihn plötzlich wieder die Noth und Bedrängniß der Zeit in den Staub hinabdrückt. Arme Psyche, rufen wir mit ihm S. 306 aus:

Arme Psyche, wol auf leichten Schwingen
Zögst du gern zu ewigsel'gen Höhn,
Wo hinauf nicht Zeit und Wechsel dringen,
Wo des Lenzes Blumen nie vergehn,
Nicht mit Schicksalsmächten Menschen ringen,
Engel, liebend, Liebende nur sehn,
Nicht der Herrschaft ehrne Waffe tönet,
Wo die Welt in Frieden wird versöhnet.

Die Gedichte hat der Herausgeber in 3 Bücher abgetheilt. Das erste Buch enthält lyrische und elegische Gedichte, das zweite erzählende und beschreibende, und das dritte epigrammatische Gedichte, Sinnbilder, Denksprüche und Räthsel, und die meisten der letztgenannten sind freie Uebersetzungen aus: Andreae Alciati Emblemata, die in den Jahren 1803 und 1804 entstanden. Viele Gedichte sind schon früherhin in Zeitschriften abgedruckt, was, wenn dies der Fall ist, der Herausgeber angemerkt hat. Die Blüte seines dichterischen Strebens fällt in die Jahre 1806—11 zu seinem Tode. Auszeichnen möchten wir unter dem Gegebenen „Die Fröhner", S. 177; „Die Dichtkunst", S. 181; „Punschlied", ein Studentenlied, das viel gesungen ward, S. 197; „An Liebe", seinen Freund, S. 213; „Der Getäuschte", S. 232; „Elegie am Schlusse des Jahres 1807", S. 263; „Die Heimath", S. 272; „Frühlingsfeier", S. 304; „Sulma", eine Ballade, S. 316; „Sappho", eine Romanze, S. 334; besonders auch die Ode „Dem Andenken der Königin Luise von Preußen gewidmet", S. 301. Nur hier eine Strophe daraus:

Alles huldigte, war sie erschienen,
Sie, die Königin im vollsten Sinn;
Königin an Schönheit, Huld und Mienen,
Königin an Hoch- und Edelsinn!
Gleich Octavien an Geist und Weihe,
Berenicen gleich an Freundlichkeit;
Gleich Cornelien an Muttertreue,
Eint Sie aller drei Unsterblichkeit.

Um überhaupt Geist und Melodie dieser Gedichte kennen zu lernen, setzen wir zur Probe das S. 260 abgedruckte „Lied des Heimwehs" her.

Land der Lieb' und Sorgen,
Dein vom frühen Morgen
Denk' ich bis zur Nacht;
Und die Thränen gleiten
Um vergangne Zeiten,
Einst in dir vollbracht!

Wie die kranke Schwalbe
Einsam, wenn der falbe
Herbst die Laubung regt,
Nach den bessern Zonen,
Wo die Schwestern wohnen,
Heiß Verlangen trägt;

Wie Ulyß am Strande
Weinend hin zum Lande
Seiner Heimath sah,
Deinen Reiz verschmähend,
Göttin, ach! nur spähend
Rauch von Ithaka:

So muß ich auch trauern,
Denk' ich deiner Mauern,
Kleines Emmathal,
Flur, vom West umfächelt,
Wo mir Sol gelächelt,
Mit dem ersten Stral.

Unter Kokosschatten,
Wo auf weichen Matten
Blüht ein Paradies;
In Taiti's Hainen
Würd' ich laut beweinen,
Was ich dort verließ.

Land der alten Götter,
Deine Lotosblätter
Ließ ich unberührt;
Bei des Rheins Kaskade
Schaut' ich nach dem Pfade,
Der zur Heimath führt.

Unter stolzen Säulen
Würd' ich traurig weilen;
Ja, kein Prunkgemach
Ließe mich vergessen,
Was ich dort besessen
Unterm Hüttendach.

Unser erstes Streben
Nach dem eiteln Leben
Ist des Engels Schwert,
Das, uns wegzublitzen
Von der Unschuld Sitzen,
Aus der Scheide fährt!

Nichtiges Erkennen,
Das wir Klugheit nennen,
Folget nur der Schuld.
Wo im Kindsgemüthe
Ruht der Einfalt Blüte,
Da ist Gottes Huld.

45.

Notizen.

Csoma de Körös.*)

Der Doctor Gerard, der Tibet bereiste, fand in Kennaur einen der unermüdlichsten und unerschrockensten Philologen, den Ungar Csoma de Körös. Dieser hatte sich im Kloster Kanum niedergelassen und lebte mitten unter den Mönchen des lamaitischen Glaubens. Mit Hülfe eines gelehrten Lamas hatte er große Fortschritte in dem Studium der Literatur Tibets gemacht und eine Encyklopädie in 44 Bänden aufgefunden, welche über alle Künste und Wissenschaften handelt. Der medizinische Theil dieses großen Werkes begreift 5 Bände. Die Lithographie ist in der Hauptstadt Tibets seit undenklicher Zeit schon bekannt gewesen und betrieben und vorzüglich zu anatomischen Abbildungen benutzt worden. Die Wissenschaften und Künste scheinen vor der Tyrannei der Kaste der Braminen geflohen zu sein, die Ebenen Hindostans verlassen, ein Asyl in den Bergen Tibets gefunden und hier, der ganzen übrigen Welt unbekannt, bisher verborgen geblüht zu haben.

Der Talmud.

Der Abbé Louis Chiarini, Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität Warschau, hat sich 8 Jahre lang mit einer französischen Uebersetzung des babylonischen Talmuds beschäftigt, die, in Verbindung mit den nothwendigen Supplementen aus dem jerusalemer Talmud und andern Denkmälern des jüdischen Alterthums, die talmudischen Lehren vollständig kennen lehren wird. Hr. Chiarini glaubt, dadurch viel zu der in neuerer Zeit so viel besprochenen Verbesserung der jüdischen Moral beizutragen, da sich die Juden vor der Welt der lächerlichen und schlechten Grundsätze, die der Talmud enthält und die sie befolgen, nur schämen müßten.

18.

*) Vgl. Nr. 63 d. Bl.

D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 69. —— 10. März 1830.

Geschichte Frankreichs, besonders der dortigen Geistesentwickelung, von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Louis XV.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Eine Schilderung des Urlandes und der ältesten nachweislichen Einwohner eröffnet das Werk. (Eine solche hätte es auch schließen sollen.) Sie ist ergreifend, ja, sie wird furchtbar, wenn man an Das denkt, was dritthalbtausend Jahre später an den Tagen der Septembrisaden geschah. Im Urzustande war es Brutalität; die Revolutionsscenen waren ärger als Bestialität. Von jenem heißt es unter Anderm:

Sie gingen den Gefahren mit Muth und aller Macht entgegen, aber es war mehr ein leidenschaftliches Aufflammen als Fortglühen; ihre lebendige Einbildungskraft verfiel auf Schwärmereien und Abscheulichkeiten, statt auf künstliches und erfinderisches Gestalten; sie waren besonnen, aber ohne Klarheit des Bewußtseins, daß sie durch den rechten Gebrauch ihres Verstandes dem eisernen Gesetze der Nothwendigkeit sich zwar nicht entziehen, aber doch dasselbe sich erträglich machen könnten. Sie lebten in abergläubischer Befangenheit, kümmerlich und traurig. Ihre Lustbarkeiten selbst glichen der Feier der Verzweiflung; bei den öffentlichen Versammlungen ward, als Sühnopfer, ein Haufen schuldloser Menschen in Reisholz gewickelt und unter langdauernden Todeskrämpfen und Geheule verbrannt; für die erschlagenen Freunde wurden zur Siegesweihe die gefangenen Feinde hingerichtet und mit dem verstorbenen Herrn zur Todtenweihe seine Diener auf den Scheiterhaufen gebracht. Alles, wie es jetzt unter den afrikanischen Negern geschieht.

Einen heitern Gegensatz, wie Cultur und Barbarei überhaupt, bildet dagegen das Leben und Wesen der griechischen Gründer von Massilia (Marseille), welches vielleicht zu bald handelsreich und kriegsmächtig wurde, um sich über das Land zu verzweigen. Da tritt der Römer mit seiner Begehrlichkeit herein, Cäsar (den ja Seume einmal den liebenswürdigsten aller Schurken nannte) und der deutsche Ariovist ihm gegenüber. Auch über sie stehe hier eine kurze Stelle:

Es sind schauerliche Schatten des Alterthums — Ariovist, der aus der Wildniß dem Löwen gleich hervortritt, seine Kraft fühlt und übt, die Freiheit in der Gewalt sucht, weil er ein Herz für sie, aber keinen Begriff von ihr hat, und Cäsar, der in der Weihe der schönen Künste und begeisternden Ideen zum hellsten Bewußtsein des Guten und Edeln aufliebte und in seiner riesenmäßigen Naturkraft sich dennoch nicht zum Wohlthäter seiner unglücklichen Zeitgenossen, nicht über das Gelüst des Lüstlings und Wüthrichs erhob.

Es tritt ein schwerer, jammervoller Zustand herein; da kommt aus den griechischen Landen (?) die Kunde von der christlichen Religion und von der Verbrüderung ihrer Bekenner zu einem Gemeinwesen gleichberechtigter Mitglieder zu Wahl und Amt, mit örtlichen und landschaftlichen Vorstehern, Bischöfen für Lehre, Zucht und Ordnung. Aber mit dem Christenthume kam auch die Verfolgung desselben, es kamen die Ketzerstreitigkeiten, aber auch die Verstörung des römischen Ideenkreises von dem Berufe zur Welteroberung und Weltherrschaft.

Ueber die Hunnenschlacht Attila's sind (S. 39) einige schätzbare Localbemerkungen, und von dem Zustande im Lande nach dem Siege (meint der Verf.) könne man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, was sich in Frankreich ergeben haben würde, wenn nach dem Siege von Waterloo die deutschen Landwehren ohne Offiziere dort stehen geblieben wären:

Sie hätten Wohnungen, Lieferungen und Dienste gefodert, sich übrigens um die Einwohner wenig bekümmert und wären für sich geblieben; aber die hübschen Mädchen, ich meine die gnädigen Fräulein, wie Lord Byron sagt, wären ihre Frauen geworden. Die Einwohner würden bei den Corps Schutzverordnungen für ihre Privatrechte gesucht und am liebsten an deren Spitze Oberhäupter gesehen haben, weil sich bei einem Chef leichter Gehör und Hülfe findet als bei einem Vereine.

Wir erlauben uns, nur ein bescheidenes ? hinzuzusetzen. — Was der Verf. über die bekannten leges barbarorum sagt, ist uns zum Theil durch Druckfehler entstellt, zum Theil undeutlich erschienen; aber der Grundgedanke scheint richtig, sie waren nicht für die Sieger selbst, sondern für die Besiegten gegeben.

Ueber die Merowinger und Karolinger heben wir nichts heraus, weil wir hier weniger Neues gefunden haben. Karl der Große ist mit Vorliebe gezeichnet, Gibbon's Beschuldigung des verbotenen Umgangs mit seinen Töchtern dem englischen Grolle zugeschrieben. Ungern vermissen wir eine Ansicht darüber, ob Karl wirklich bei allen seinen Eroberungen einen Hauptplan — etwa alle Völker germanischen Stammes unter seinem Zepter und Gesetze zu vereinigen — vor Augen gehabt habe. Vor den hohen Gestalten eines Bonifacius, Alcuin (der gegen 20,000 Hörige von Karl er-

halten haben soll, pretium non vile laborum!), Hincmar von Rheims, Gerbert, Hildebrand (als Benedictiner in Clugny), vor Wilhelm dem Normann gehen wir schweigend vorüber; wir bitten, selbst nachzulesen, was der Verf. über Städtebildung (die Opposition der Städte gegen den Adel zog ihnen bald den Namen der **abscheulichen** Gemeinden zu), über Turnier, die erste Kunstfeier, die nicht von der Kirche ausging, und Gesang, über Kreuzzüge (beim ersten verbreitete sich die Sage, Karl der Große werde erstehen und das Heer führen) und über Suger und Bernhard von Clairvaux und Abälard sagt, den er den ersten selbständig entwickelten Denker Frankreichs nennt. Der Verf. weiß mit Verzichtleistung auf Vieles, was er gewiß noch zu sagen gewußt hatte, von Allem nur das Wichtigste und Bezeichnendste hervorzuheben, und es ist fast kein bedeutendes Verhältniß nach Innen und Außen, welches nicht seine Stelle gefunden hätte. Dagegen möchte eine so weitläufige (wenn auch schöne) Schilderung der Schlacht von Bovines (1214) weniger als eine ausführlichere Darstellung des wichtigen Instituts der Parlamente und ihrer allmäligen Umbildung zu Gerichtshöfen an ihrer Stelle gewesen sein, wobei Bigorre gute Dienste geleistet haben würde. Viel vollständiger ist der Verf. über die „Etablissemens de St.-Louis", von denen er mit Montesquieu wahrscheinlicher findet, daß sie wie unser „Sachsenspiegel" entstanden sind und nicht durch Ludwig selbst.

In den Fehler einer Ueberschätzung des Mittelalters verfällt unser Verf. nirgends, aber er ergreift das Große mit Liebe und Würde und versteht auch die Beziehungen des Auswärtigen auf Frankreich zu finden. Wir heben eine etwas längere Stelle zum Belege aus, wo er von den Zeiten des in seiner Jugend so kräftigen und nachher so unglücklichen Charles VI. (die französischen Namen sind im 3. Abschnitte immer beibehalten, daher Philippe, Jean, Louis, François geschrieben wird) spricht (S. 346):

Mehr als je herrschten Lust und Glanz am Hofe, dessen Ausgaben verfünffacht wurden, und nach Paris zog aus Frankreich und dem Auslande, wer in Vergnügen und von ihnen lebte. Die Lust und die Kunst Italiens war nach Frankreich gekommen. Neben den armseligen Bürgerhäusern zu Avignon und neben dem Schutte aus dem Albigenserkriege erhob sich nun auf einem Felsen über der Rhone die päpstliche Hofburg, und weit umher sah man die Werke römischer Baukunst, Prachtwohnungen und Kirchen, Stadtthore und Gartenanlagen. Hier hatte unter Papst Clemens VI. die Prachtliebe, der er ergeben war, und die Schönheit, besonders einer Turenne, geherrscht. Hier waren die Gesandten aus allen katholischen Ländern und die geistvollsten Italiener zusammengetroffen, Männer, wie sie Italien seitdem nie größer gehabt hat. Auf die Höhe, zu den Alten hatte Dante gerufen und die Donner der Gefühle gerollt und die Blitze der Gedanken geschleudert; Petrarca die süßesten Laute für die Liebe gefunden, und Boccaccio das Wollüstigste zu schön und zu witzig erzählt, um nicht auch königliche Zuhörerinnen zu haben, deren Ohr übrigens nichts weniger als verwöhnt war. Der Letztere hat auf die Bildung der italienischen Sprache den entscheidendsten Einfluß gehabt, obgleich eigentlich das Französische seine Muttersprache gewesen, da er, der natürliche Sohn eines florentinischen Kaufmanns, zu Paris geboren und dort auch erzogen worden. Dante war gleichfalls dort, und Petrarca lebte lange Zeit in der Provence, sah in der Kirche zu Avignon zuerst seine Laura und nahm von den Troubadourliedern manchen Anklang. Mehr noch als der Umgang und die Geschäfte am Hofe zu Avignon führten solche Dichter und die Tonkunst zur Bekanntschaft mit der italienischen Sprache in Frankreich, während sich die französische Sprache durch die Familienverzweigung aus der Provence nach Neapel, und des dortigen königlichen Geschlechts nach Ungarn nicht blos in Italien, sondern auch am ungarischen Hofe Gunst erwarb. Dante's Lehrer, Brunetto Latini, schrieb sein gelesenstes Buch, eine Art Encyklopädie, französisch, weil diese Sprache, wie er sagte, die gangbarste sei, und ein anderer Italiener äußerte sich ebenso bei der Uebersetzung von Geschichtsbüchern über Venedig ins Französische. Doch war das Französische noch viel zu unbeholfen, um dem Aufschwunge des Italienischen durch Dante, Petrarca und Boccaccio zu folgen; und wenn zwischen Beiden das Provençalische niedergedrückt ward, so blieb doch das Lateinische der Vermittler der beiden Sprachen. Lateinisch wird auch die schöne Königin Johanne von Neapel sich wegen der angeschuldigten Ermordung ihres Gemahls Andreas, von der sie ohne weitere Untersuchung freigesprochen, vor dem Papste in feierlicher Versammlung vertheidigt haben. — Der Roman der Rose, ein Liebesunterricht, hat bereits schlüpfrige Bereicherungen erhalten, und den Schauspielen der Geistlichen waren die verwandten Mysterien der Passionsbrüder gefolgt, denen sich sodann die Moralitäten, Lustspiele der Anwaltschreiber zu Paris, oder des sogenannten Königs Bazoche, und diesen die Sottisen, Possenspiele vornehmer junger Leute, der sogenannten Kinder ohne Sorgen oder des Narrenfürsten, an die Seite stellten. Von dieser Bühnenkunst und Dichtung wird man sich keine hohen Begriffe machen; aber man darf sie sich auch von dem größten Prunke nicht machen. Unsere Frachtwagen, nur mit durchsichtigem Ueberzuge (Gaze), oder mit buntem Farbenanstriche, waren die damaligen Staatswagen; unsere Cuirassiers würden die glänzendsten Reiter verdunkeln, deren Anzug desto abenteuerlicher war, je kostbarer die einzelnen Stücke waren — und die reichsten Frauen nahmen wegen der Unscheinbarkeit ihres echten, aber schlechtgearbeiteten Schmuckes Goldpapier zu ihrem Putze zu Hülfe u. s. w.

Winke genug für die Ueberschilderer des Mittelalters! S. 407 wird auch ein Wink gegeben, wie eine (leider!) nach jener Nation benannte Krankheit der geheime Grund von vielen wichtigen Ereignissen geworden ist. Sehr richtig wird bei François I. die Scheidung des Bürger- und Kriegerstandes, und bei der Schlacht von Marignano der Wendepunkt der Kriegskunst bemerkt.

Bei den 2 ritterlichen Königen des neuern Frankreichs, Franz I. und Heinrich IV., hat sich der Verf. von jeder Einseitigkeit möglichst fern gehalten und macht hin und wieder auf fremde aufmerksam. Weniger bekannt vielleicht und merkwürdig in unsern Tagen ist eine Aeußerung Heinrichs IV. in Beziehung auf den Türkenkrieg, mit dem sich damals die Meinung trug:

Wenn es wirklich der Vernichtung der Türken gelten sollte, so würde ich der Erste sein, welcher dazu alle seine Macht aufböte. Das vernichtete und vertheilte türkische Reich würde bei seinem ungeheuern Umfange hinreichen, um Jeden von uns zufrieden zu stellen; aber wir sind noch nicht in den Umständen, eine solche Theilung zu Stande zu bringen, und ich kann mich nicht entschließen, mit den Türken zu bre-

chen, um Andere zu bereichern und 40,000 Franzosen den Handel nach der Levante zu nehmen.

Ueber den damaligen sogenannten europäischen Republikenplan wird (S. 582) nachgewiesen, daß die Ideen jener Zeit von Staatenbünden und europäischem Gleichgewicht wol auch auf eine solche Abenteuerlichkeit zu sprechen bringen konnten, daß aber der aus Sully's modernisirten Memoiren auf uns gekommene Gestaltungsplan von Europa mit allen Urkunden über die damaligen Staatsverhandlungen im Widerspruche steht. Mit Heinrich IV. erlischt (nach dem Verf.) die Bildungszeit des französischen Volkes und verschwindet die Frühlingssonne, die von François bis zu ihm neben großen Lastern noch größern Tugenden geleuchtet hat. Die Zeit, die nun kam, ist S. 466 ziemlich gut charakterisirt:

Die Perrücken waren für ausschweifende Leute im vorigen Jahrhundert Bedürfniß geworden und wurden nun zum Staate von Alt und Jung und zum Zeichen von Amt und Würde getragen. Unter dem ungeheuern Wulste fremder Haare gewöhnten sich die Köpfe an ein ruhigeres Verhalten; die ganze Tracht war wider alle freie Bewegung wie berechnet, und das Prügeln kam in der That unter den Herren ab. Ihre Toilette kostete ihnen fast mehr Zeit als die weibliche. Die jungen Frauenzimmer erschienen am Hofe mit Klapptoffeln; sie durften sich nicht setzen und konnten in den Toffeln und ihrem peinlichen Anzuge nichts weniger als umherflattern. Männer und Frauen hatten tausend kleine Kleinigkeiten zu beobachten, und verstießen sie dawider, so gab es mehr Gerede und Aufsehen, als wenn ein Schwager den andern im Zweikampf niederschoß, welches auch vorfiel... Ein geckhaft-galantes Geschwätz und Wesen galt für Liebenswürdigkeit. In den Geschäften versteckten sich die Sachen unter Förmlichkeiten, und wer und was in der Form war, Der und Das war in der Ordnung.

Der Jesuitismus und Jansenismus; die verschiedenartigen geistigen Richtungen (wie schön, S. 732, über Bayle!); die furchtbare Begehrlichkeit Ludwigs XIV., und die Lehren, welche sie erhielt; die Regentschaft eines Orleans und Law's Finanzoperationen; die Encyklopädisten und Physiokraten würden uns noch lange beschäftigen können, wenn wir nicht die Aufmerksamkeit der Leser schon zu lange in Anspruch genommen zu haben fürchten müßten. Das Unpolitische der Verbindung Frankreichs mit Oestreich (1756) ist vielleicht nicht genug herausgehoben. Wenn gegen das Ende des Werkes das Interesse des Lesers etwas abnimmt, liegt es vielleicht mit in der Ermüdung des Geistes nach langer Festhaltung Eines Gegenstandes, gewiß aber auch in der Geschichte des Landes selbst, und in der Windstille und drückenden Schwüle, welche auch dort dem ungeheuern Sturme der Revolution vorausging, deren Sturmvögel schon längst, nur nicht als solche bemerkt, vorübergeflogen waren.

41.

Blüten der Kunst aus Rom, 1827. Von Wilhelm Waiblinger. Berlin, Reimer. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Einen Band Gedichte zu recensiren, ist eine fast unmögliche Sache; jedes Gedicht will selbständig sein und könnte wol eine Recension vertragen, die 10 Mal länger wäre als das Object derselben. Es bleibt uns also nichts übrig, als den Dichter möglichst zu charakterisiren. Liegt es nun darin, daß der Recensent zu viel verlangt, oder daß Hr. Waiblinger, der sich doch eines so vortheilhaften Rufes erfreut, zu wenig leistet: wir können uns durch die vorliegenden Gedichte nicht für befriedigt erklären. Wie liest man einen Band Gedichte? Nicht von S. 1 bis 280 regelmäßig wie ein systematisches Lehrbuch, sondern man schlägt auf, man blättert, man verweilt; diese Kleinigkeit zieht uns an, sie macht begierig auf die nächste; man versucht es mit einem größern Gedichte, man findet sich angezogen, gefesselt, der Dichter reizt uns mehr und mehr; wir suchen nach Ueberschriften, die uns verwandte Anregungen versprechen, wir beginnen die Ideen des Dichters bereits vorher zu errathen, zu construiren, wir werden bekannt, endlich vertraut mit ihm und, so viel des Einzelnen wir vergessen, das Ganze läßt uns die wohlthätigste Erinnerung zurück. Wir sind in einem schönen Parke gelustwandelt; wir kennen nicht alle seine Laubgänge, Rasenplätze, Quellen, Hügel, aber wir haben ein Bild des Ganzen mitgenommen und dürfen mit einigem Rechte schließen, daß wir nicht eben gerade die kostbarsten Geheimnisse übersehen, verfehlt haben. So versuchte ich auch die vorliegenden Gedichte zu lesen; allein, wo ich auch anknüpfte, nirgends konnte ich einen Faden finden, der mich gefesselt, verleitet hätte, seiner leitenden Richtung lange weiter zu folgen. Und doch läßt sich dem Dichter vieles Verdienstliche nicht absprechen, und wir begreifen recht wohl, was ihm einen Namen in der Mitwelt gemacht hat. Er huldigt nämlich fast durchgängig einer Modekrankheit, einer gewissen Stimmung elegischer aber resignirter Trauer, die alle Schönheit der Welt mit einem schmerzlichen Lächeln betrachtet, das auf eine innere tiefe Wunde deuten soll, deren Schmerz man aber männlich bekämpft. Diese Coquetterie mit Unglück, Zerrissenheit der Seele, ja selbst mit Verbrechen, ist es, die seit Lord Byron's genialem, aber verderblichem Einflusse allgemein Mode geworden ist. Auch unser Dichter scheint mir theilweise davon im hohen Grade angesteckt, findet aber deshalb eben eine günstige Aufnahme bei Vielen. Dies liegt, glaube ich, in der krankhaften Mattigkeit der Zeit, wo die Meisten, da sie es nicht zu rüstigen Thaten bringen können oder wollen, einen Ruhm darin suchen, unglückliche, verfolgte Dulder zu sein, verfolgt von einem bösen Geschick, das sie zu Feinden ihrer selbst macht. Auch der geniale Heine hat, nur mit unendlich mehr Talent, dieser Krankheit gewissermaßen gehuldigt, wenn man uns diesen Ausdruck, der freilich noch fast bizarrer als die Sache selbst ist, verstattet. — Waiblinger's Gedichte beziehen sich alle auf Italien, auf Rom, auf Kunst und Naturanschauungen jener Gegend. Man kann ihm fast überall gewisse Typen nachweisen, deren Urbild er indeß oft mit Glück nachahmt; unter diesen nenne ich zuerst Göthe's „Römische Elegien", mit denen Waiblinger jedoch nur die Stoffähnlichkeit gemein hat; ferner Göthe's „Wanderer", ein Gedicht, das Waiblinger in unzähligen Formen neu aufprägt; Horaz'sche Vorbilder, Gedichte von Rückert in Italien, kurz, unzählige... Alle sind dabei von einem und demselben oder doch sehr nahe verwandten Stoffen abgeleitet, und der Stoff ist es auch vorzüglich, welcher in den Gedichten das Anziehende bildet. Wer hörte nicht gern von Roms Wundern, von den lieblichen Landschaften Italiens, von schönen, unschuldigen italienischen Mädchen, von den Geistern der alten Römer, die über den Trümmern der versunkenen Herrlichkeit schweben, von Malern aus der neuern Blütezeit Italiens (epigrammatische Distichen) und von alle den andern Schätzen, die den Fuß des Wanderers so gern nach Italien locken? Allein, trennen wir den Stoff von dem Gedanken, von der Schilderung, so bleibt uns selten mehr als das Gewöhnliche, welches man zwar gutheißen kann, das aber an sich so geringfügigen Werthes ist, daß man von jedem Gebildeten dasselbe verlangen

bloße Nachahmer und von solcher Art gewesen wie Pope's Nachtreter in unserm Lande, wir würden dies von ihnen nicht sagen; aber sie tragen nicht blos das Gewand dieser Dichter, sondern deren Geist durchdrang sie auch völlig. In Prophetenschulen ward in alten Zeiten die Kunst der Seher gelehrt; aber dieser Unterricht schloß die Inspiration so wenig aus, daß dieselbe als nothwendige Bedingung vorausgesetzt wurde. Die Stolberg, namentlich der jüngere, waren geborene Dichter (poets by nature); aber wahrscheinlich ward ihr Genius durch ihres großen Vorgängers Muster gebildet. — — — — Ihre Werke athmen Platon's Weisheit mit aller Phantasietrunkenheit des heitern Gottes. Vielleicht ist diese Trunkenheit bei lyrischen Compositionen wesentlich; aber manchen Lesern mag es doch scheinen, als ob die Stolberg sich in dieser Rücksicht zu viel gestattet haben. Bei alledem sind sie Meister in dieser Gattung und versuchen sich von der einfachsten Balladenmelodie an bis zum höchsten dithyrambischen Phantasieflugе. Nur für das Drama waren sie unfähig; dazu waren sie nicht Weltleute genug". 5.

Aus Italien.

Oeffentliche Blätter haben, ich weiß nicht welchem ersten Berichterstatter, nacherzählt, daß in den sardinischen Staaten die Kuhpockenimpfung als eine revolutionnaire Einrichtung einer gern vergessenen Zeit abgeschafft worden sei. Auf eine schlagende Weise widerlegt diesen Vorwurf eine kleine in Turin erschienene Schrift: „Sul vajuolo e sul vaccino, lettere" (1829, 21 Octavseiten), die auch in manchen andern Beziehungen für andere Staaten eine nicht unbedeutende Erscheinung ist. Der erste Brief ist vorgeblich von einem Vater an seinen Arzt geschrieben; der zweite die Antwort des Doctors. Gleich im ersten fragt der Vater, wie es nur möglich gewesen sei, daß bei der großen Sorgfalt des Professors Buniva sich eine solche Blatternepidemie habe entwickeln können, als in Nizza, Genua und Turin neuerdings stattfand? wie es gekommen, daß so viele Vaccinirte nicht frei blieben? woran man eine vollständige und richtige Vaccination erkennen müsse? und ob durch die Vaccination nicht Keime von andern Krankheiten sich entwickeln? Die Antwort des Doctors ist heftig. Er behauptet, die Regierungsbehörden (delegati del governo) wären saumselig oder gar schlechtgesinnt: sie entfernten Andere von der Vaccination, um nur mehr zu gewinnen; der Oberbeamte (conservatore) verweigere Lymphetafeln, oder gäbe leere, oder welche mit verdorbener Lymphe; dann antwortet er, als eifriger Anhänger der Vaccination, wenn sie vollständig abgewartet werde und völlig ausgebildet sich zeige, auf die andern Fragen. Die Antworten gehören vor ein ärztliches Forum und sind so oft bei uns durchgesprochen, daß sie uns kaum etwas Neues sagen können. Aber doch bleibt die Schrift eine Merkwürdigkeit. Unter den Augen der Censur des Landes sagt man in einer Schrift, die ihr durch die Hände gegangen sein muß, daß die königlichen Commissairs unthätig wären und obendrein schmuzig geizig. Das ist doch mehr als eine Unhöflichkeit gegen eine Behörde; und doch hat es die Censur durchgehen lassen! Wie weit ist die piemontesische Regierung noch zurück gegen die Consequenz mancher deutschen, die jede leise, begründete oder unbegründete Rüge gegen einen Angestellten als einen Angriff auf die Verfassung ansehen und daher, wie billig, das nicht zugeben und selbst jeden Armenvogt unter ihren schirmenden Schild nehmen! Wie viel haben die Piemontesen noch zu lernen! Gelegentlich erfährt man durch diese Schrift, die besonders dem ehelichen Leben eine Lobrede auf Kosten des Cölibats hält, daß die jährlichen Vaccinationen in Piemont mehr als die Hälfte der Geburten betragen; daß Impfstätten in den Hauptorten der Provinzen fortwährend offen sind; daß es 44 Delegaten dafür gibt und mehr als 600 einzelne Impfärzte. Folgt aber wol aus diesen Anordnungen, daß die Beschuldigung der Trägheit ganz grundlos sein müsse?

Italiens Aesthetiker kommen, in des Wortes wahrstem Sinne, auf die Sprünge der deutschen. Manzoni ist jetzt der Abgott der einen Partei, und ihm als Opfer müssen auch die gefeiertesten Heldenbilder fallen. Tros, Rutulusve... In Florenz bei den Brüdern Batelli ist jetzt eine vollständige Ausgabe von Manzoni's Werken durch N. Tommaseo erschienen: „Opere di Al. Manzoni milanese con aggiunte e osservazioni critiche di Nicolo Tommaseo. Prima ediz. completa" (1828—29, 5 Octavbände), und ein ununterbrochener Panegyrikus ist beigegeben, um das Verdienst dieser Werke noch einleuchtender zu machen. Der Ruhm eines vollendeten Dichters sei Manzoni aufgehoben gewesen; Tasso namentlich, der vom Auslande so hochgehaltene Torquato, sei ein charakterloser und im Ganzen unmoralischer Dichter gegen Manzoni's scharfgezeichnete und in so reinem Lichte stralenden Bilder! u. s. w. u. s. w. Man weiß ja, wie unsere Recensenten ausholen, wenn sie das Gold vergolden möchten; und wie sie sich darin gefallen, volle durch die Anerkennung ganzer Jahrhunderte geheiligte Kränze dreist zu zerrupfen, um vielleicht mit ein paar Blättchen ihre Lieblinge zu schmücken. Ob Herr Tommaseo wol an Etwas, das Herder gesagt hat, dabei dachte: „Denke, wenn du schreibst, an die Vorwelt! Warum? Denn sie kommt einst wieder als Nachwelt!" 35.

Miszellen.

Merkwürdiges Zusammentreffen der Mohammedaner und der Herrnhuther in Religionsansichten.

Ein sehr strenges und bestimmtes Gesetz des Koran verbietet den Islamsverehrern alle Nachbildung von Thieren und Menschen. Mohammed wollte dadurch die so leichte Aufregung der Sinnlichkeit in den glühenden Orientalen verhindern, nebenbei auch dem weisen Gesetzgeber Moses sich an die Seite stellen, welcher alle Götzenbilder streng verbot. Daher kommt es, daß die bildende Kunst im Orient so ganz daniederliegt, daß alle Bilder lebender Wesen daselbst pouth, d. h. Götzenbilder, genannt und für verdammt und unheilbringend gehalten werden. Auch die herrnhuther Brüdergemeinde erklärt sich gegen die bildende Kunst und Malerei, nicht nur in den Bethäusern und auf den Friedhöfen, sondern auch im geselligen Leben und in den Verhältnissen der Einzelnen. Das Herz soll nicht von dem äußern Schein des Eiteln, Hinfälligen, Irdischen geblendet und von dem Herrn abgewendet werden; nicht das Gefühl des sinnlichen Wohlgefallens am Schönen soll sich in die Anbetung des reinen Heiligen mischen. Man sieht hier wieder einmal recht augenscheinlich den Satz bestätigt: Extrema sese tangunt, die Contraste begegnen sich.

Merkwürdige Nachlässigkeit der Kalendercensur.

Nach dem dresdner Schreibekalender auf das J. 1830, der königliche Concession hat und sich auf dem Titel einer Genealogie des sächsischen Hauses und aller europäischen Mächte rühmt, ist unser gegenwärtiger König Anton erst im folgenden Jahrtausend, nämlich im J. 2755 geboren, und Prinz Johann erblickte das Licht der Welt bereits im J. 1701 den 12. (hier fehlt Dezember!); er war mithin 121 Jahre alt, als er sich vermählte! So unwichtig auch dieser Schreibekalender ist, so ist es doch entsetzlich, dergleichen tolle Druckfehler in einem so verbreiteten Büchlein stehen zu lassen. Hier hätte die Büchercensur nicht müßig sein sollen! 70.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 70. — 11. März 1830.

Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande. Von Karl Vollgraff. Erster bis vierter Theil. Gießen, Ferber. 1828—29. Gr. 8. 10 Thlr. 10 Gr.*)

Des Verfs. eingestandener Zweck bei Abfassung dieses weitschichtigen Werks ist, darzuthun, daß die neuern Nationen Europas keine Befähigung zum Staatsleben besitzen. Die ihn in jenem Betreff leitenden Grundideen gibt er selber wie folgt an:

1) Die Begriffe, welche sich die Völker und Menschen von der Freiheit machen, sind für ihr ganzes Sein und Entwickeln gleichsam Wurzel, Grund und Boden. 2) Der Staat oder das Gemeinwesen ist nichts Universalhistorisches, sondern ein bloßes particular-charakteristisches Vorkommniß. 3) Die staatliche Gemeinschaft, das staatliche Zusammenleben und Wirken erfodern den höchsten Grad sittlicher Kraft oder individueller Entsagung, und wo es daran fehlt, (da) ist der Staat nicht vorhanden, kann er nicht in das Leben treten. — Unter Vorleuchtung dieser 3 Leitsterne (fährt Hr. V. fort) sah ich nun die Dinge, die vergangenen und die gegenwärtigen, von einer ganz neuen Seite ...; unendlich Vieles sah ich nun klar, ein Nebel von dunkeln philosophischen Postulaten und Axiomen schwand vor meinen Augen.

Was nun Hr. V., nächst den hier „schon genannten Wahrheiten" zur Ausführung dieses Werks veranlaßte und definitiv bestimmte, dies war, wie uns von ihm berichtet wird, die „weitere Wahrnehmung der Entdeckung, daß die germanischen Völker des Staats gänzlich unfähig seien, trotz dem, daß das Wort seit Jahrhunderten auf dem Papiere gefunden wird; trotz dem, daß Ströme Bluts wegen seiner vorgeblichen oder auch ernstlich gemeinten Einführung vergossen worden sind; trotz dem endlich, daß sich sogar einzelne Formen desselben vielfach vorfinden, diese aber nur tauben Nußschalen gleichen, in denen Das, was allein, ohne alle Rücksicht auf Form, den Staat eigentlich ipso facto bildet, der liberale und centripetale Staatscharakter, unter den germanischen und slawischen Völkern nirgends zu finden ist und nie existirt hat, weil sie keine Staatsvölker, sondern blos Familien- oder Hausvölker sind, sodaß es eigentlich eine unbillige Zumuthung ist, etwas Anderes sein zu sollen, als sie sind und wofür sie nur allein Sinn haben".

Da man aber (heißt es weiter) sowol einem Volks- oder Völker-Complexus, wie einem einzelnen Menschen, diese oder jene sittliche Fähigkeit definitiv abzusprechen ehender (!) nicht berechtigt ist, als bis man den Versuch gemacht und ein entscheidendes negatives Resultat gewonnen hat, so konnte meine soeben gemachte Entdeckung, Wahrnehmung oder Behauptung auch vor der französischen Revolution und allen den in Europa ihr gefolgt seienden (!), wieder-verschwundenen und noch geltenden Constitutions- und Staatsversuchen bis auf die neueste portugiesische Staatsverfassung vom 19. April 1826 herab, noch nicht aufgestellt werden; denn man konnte dem Einwande: daß es vorerst noch am Versuche und an den historischen Beweisen dafür fehlte, noch nicht begegnen. Erst jetzt liegen diese Beweise für alle germanische und slawische Völkerschaften vollständig vor. Man hat sich endlich von der Newa bis zum Tajo auserperimentirt, und es ist nun erlaubt, das Facit so zu ziehen, wie ich es bereits gethan habe, d. h., die germanisch-slawischen Völker sind keine sittlichen Staatsvölker, sondern blos gesittete Rechts- und Familienvölker, denen sonach nicht Staatsverfassungen, sondern blos Rechtsverfassungen zukommen und zusagen, sodaß es irrig und falsch ist, ihnen mit aller Gewalt Griechisches, Römisches und Idealphilosophisches unter allen Formen und Gestalten aufzunöthigen, da sie es doch, vermöge ihres staatlich-centrifugalen Charakters, nicht verstehen, percipiren und gebrauchen können, auch nemo ultra vires obligatur.

Da es jedoch eines Agens bedarf, welches anstatt Desjenigen, so die alten Völker belebte, die neuern in Thätigkeit setzt, so fügt Hr. V. hinzu:

Griechische Sittlichkeit und griechischer Schönheitssinn werden bei den germanisch-slawischen Völkern durch deren Hochschätzung und Verehrung des weiblichen Geschlechts vertreten oder ersetzt, d. h., es haben letztere bei ihnen ganz analoge Würkungen hervorgebracht und bringen sie noch hervor, welche bei den Griechen Producte und Resultate ihres Staatscharakters und Schönheitsgefühls waren. Durch die Vermittelung des weiblichen Geschlechts sind Germanen und Slawen Christen geworden; die romantische Liebe vertritt bei ihnen die Stelle griechischer Männerfreundschaft; ihre äußern Sitten sind das Product der Zurückhaltung und Mäßigung in Gegenwart des verehrten weiblichen Geschlechts; ihrer Tapferkeit Sporn war und ist noch zum Theil die Gunst dieses Geschlechts; die Stelle der griechischen schönen Künste vertritt bei ihnen das schöne Geschlecht und die schöne Litera-

*) Erster Theil: Oekumenische Politik. Zweiter Theil: Antike Politik, oder Politik der Griechen und Römer. Dritter Theil: Charakteristik oder Charakter- und Culturstatistik der germanisch-slawischen oder modernen Völker Europas. Vierter Theil: Moderne Politik, oder über die Verhältnisse der modernen Staaten untereinander.

tur, oder eben Das, wodurch des letztern geistige und körperliche Reize dichterisch besungen und beschrieben werden u. s. w.

Sehen wir nun, in welcher Weise es dem Verf. glückte oder doch wenigstens von ihm versucht ward, seine Aufgabe zu lösen, d. h. den Beweis für die von ihm hier aufgestellten Behauptungen zu führen. Der Staat ist, nach Hrn. V.'s Vorstellung davon, „ein großer, gesellschaftlicher Verein sittlicher Menschen zur Ausprägung der Humanität oder zur Verherrlichung und sittlichen Veredlung des Menschen in der Gattung". — Der Zweck des Staats, so folgert derselbe weiter, besteht daher „in nichts weniger als in bloßer Ausbildung des Rechts (Civilisation oder civitas), oder bloßer Beschützung und Beschirmung der Rechte aller Einzelnen (Justizverfassung), sondern gerade in der eventuellen oder casu quo nöthigen gänzlichen Hintansetzung des strengen Rechts und der Rechte, Freiheiten und Bequemlichkeiten aller Einzelnen, mit andern Worten: in gemeinschaftlicher Ausbildung der Humanität oder sittlichen Natur des Menschen durch einen gemeinsamen identischen, religiösen Cultus. Dieser Zweck ist aber nur mittels Hintansetzung und blos secundairen Schutzes der Sonderthümlichkeiten aller Einzelnen, wozu vor Allem ihre Rechte gehören (bildlich: durch Beschneidung der zu üppig aufschießen wollenden Pflanze) möglich, weil die Sittlichkeit eben weiter nichts ist als Aufopferung seiner selbst, seiner Rechte, seiner Interessen u. s. w. für das Wohl seiner Mitmenschen".

Auf diese Weise ist aber durch den Staatszweck das öffentliche Leben von selbst gegeben, und umgekehrt nur durch dieses der Staatszweck erreichbar. Mit dem Zurücktreten der Privatrechte und Interessen in den Hintergrund tritt neben dem öffentlichen Leben auch das Privatleben in den Hintergrund, denn das Privatleben ist ja nichts weiter als die Pflege und Sorge für seine und seiner Familie sonderthümliche Bequemlichkeiten und Interessen.... Der positive oder polare Gegensatz (des öffentlichen Lebens) heißt: sonderthümliches Privat- und Familienleben, ohne einen gemeinsamen Humanitätszweck, ohne gemeinsamen religiösen Cultus, einerlei, ob in Palästen oder Zelten, ob in Städten und Reichen oder den Steppen der Wüste.

Staatsfähigkeit und die Bedingungen dazu fanden sich vornehmlich bei den Griechen vor. Der erste Keim dazu lag freilich in dem sittlichen Charakter derselben; doch waren es unstreitig „die stets zugleich religiösen und nationalen Feste und Spiele, die Prachtwerke der schönen Künste, wodurch allen Denen, die sich auf irgend eine Weise verdient gemacht oder ausgezeichnet hatten, Denkmäler gesetzt waren, ja sogar eine Art religiöser Verehrung erwiesen wurde, welche den Griechen für sein Vaterland so unaussprechlich begeisterten, ihm hier schon eine Art von Elysium darboten; denn wo hätte er anderswo auch nur etwas Aehnliches gefunden? Der ursprüngliche centripetale Charakter wurde also dadurch zur leidenschaftlichen Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit gesteigert, sodaß sich der Einzelne glücklich schätzte, diesem Prachtvaterlande sich selbst und seine Schätze zu opfern".

Die Römer waren nun zwar bei Weitem nicht so staatsfähig wie die Griechen, insofern der höchst subtile Begriff des griechischen demokratischen Princips ihnen fremd war.

Diese Leere wurde indessen bei ihnen durch 2 andere Eigenschaften ausgefüllt, nämlich durch die Anhänglichkeit an ihr weltbeherrschendes Rom und durch die Eifersucht auf ihre Civität, auf ihre individuelle bürgerliche Machtvollkommenheit, die eigentliche majestas populi *romani*.

War nun darzuthun, daß die modernen, d. i., die germanisch-slawischen Völker, im Gegensatze mit Griechen und Römern, staatsunfähig sind und einen wahren (antiken) Staat nie bilden mögen und werden, entwirft der Verf. (im 3. Theile) zuerst eine „genealogisch-systematische Charakterschilderung" dieser Völker. „Die germanischen Völker", heißt es in diesem Betreff, „zeichnen sich zunächst durch 3 hervorragende Hauptleidenschaften aus: a) durch ihren sittlich-unbegrenzten Freiheitsbegriff; b) durch ihre Habsucht, und c) durch ihre Hochschätzung des weiblichen Geschlechts". Hr. V. analysirt hierauf jede dieser Hauptleidenschaften nach ihren Unterarten und Descendenten, die er nennt und aufzählt, sodann aber einzeln durchgeht. Wir führen zur Probe nur Einiges von Dem an, was Hr. V. über den jenen Völkern angeblich beiwohnenden Haß gegen alle Oeffentlichkeit sagt, der, wie er meint, seine Quelle in der Selbstsucht hat:

Die Sonderthümlichkeit, die häusliche Zurückgezogenheit (heißt es in dieser Beziehung) bleibt, ihrer Natur nach, das Geheimniß, die Heimlichkeit, weshalb denn auch Heimath, Heimlichkeit und Heimniß wirklich nur verschiedene Wortveränderungen für eine und dieselbe Sache sind. Die Liebe zum Geheimniß schließt aber auch zugleich die Neugierde nach fremden Geheimnissen in sich, und daher interessirt einen Europäer auch nichts mehr als ein Geheimniß; daher die Waschhaftigkeit beider Geschlechter; darum neigen sie sich so leicht zum Aberglauben und zur Mystik, weil diese Geheimnisse haben, mögen sie auch blos in dem dunkeln Gefühle und Mangel an klaren Begriffen ihre Basis finden; darum schwillt ein Moderner nur einige Zoll auseinander, wenn er ein Geheimniß im Busen trägt, das ihn jedoch sein Egoismus unter 100 Fällen 99 Mal verrathen läßt, sodaß die Weiber hierin weit mehr Kraft besitzen als die männlichen Individuen, denn sie sind im Stande, ein Geheimniß zu bewahren, wenn es sie selbst betrifft. Daher ist es im modernen Abendlande auch schon eine peinliche Strafe, nur und blos öffentlich ausgestellt zu werden; es ist ein Verbrechen oder wenigstens ein arges Preßvergehen, Personen und Familienangelegenheiten oder Geheimnisse, was immer identisch ist, öffentlich zur Schau zu stellen, einer öffentlichen Kritik zu unterwerfen; es wird nicht geduldet, daß, wie zu Athen, die Sitten und Fehler lebender Personen in Portraitähnlichkeit auf das Theater gebracht und lächerlich gemacht werden dürften; kurz, es ist überhaupt ein Verstoß gegen allen Anstand, die Wahrheit zu sagen, weil nur sittliche Charaktere diese zu ertragen vermögen. Endlich haben sich europäische Ständeversammlungen nie aus freien Stücken entschließen können, öffentlich zu verhandeln; wo es jetzt dennoch geschieht, (da) ist es entweder, wie in England, ein verjährtes Recht der Mehrzahl oder ein Nachhall der französischen Revolution. Daher auch die Seltenheit guter und die Zaghaftigkeit der

meisten Redner bei dem größten Reichthum an gelehrter Sprachfertigkeit und gelehrten Ideen; denn es ist die Oeffentlichkeit, die ihnen den Busen beengt.

(Der Beschluß folgt.)

Villemain's Vorlesungen in Paris.

Von den anziehend neuen Vorlesungen Villemain's über die französische Literatur und ihre Geschichte heben wir eine im Auszug aus, die auch in Deutschland interessant sein dürfte.

Nach einer leben- und farbenvollen Darstellung der Troubadourdichtung, wo die Minnesänger sangen, liebten und kämpften, untersuchte V. die Quellen, aus denen diese neue Literatur so unerwartet und anmuthig hervorgegangen. Entstand sie aus dem reinen Born des classischen Alterthums? Denn ein Troubadour machte lateinische Verse und sang in romanischer Sprache; ein anderer spricht von Plato und Porphyrius, die er wenigstens dem Namen nach kannte. Allerdings waren den Minnesängern die Kenntniß der alten Sprachen, besonders der lateinischen, und der Mythologie nicht so fremd als Manche behauptet haben. Indessen war dies doch sehr einzeln und kann nicht als Regel angeführt werden. Arabischer Geist und morgenländische Farbe hatten den vorzüglichsten und am mehrsten herrschenden Einfluß auf die romanische Poesie. Dafür finden sich eine Menge Beweise. Mit Unrecht überging V. ganz den Einfluß, den die Ritterlichkeit der im Süden eingewanderten germanischen Völker, besonders der Ostgothen, auf die Troubadourpoesie in Spanien und in der Provence gehabt hat. Hier ließen sich — äußerte der Professor — viel schöne Bemerkungen über das Hirtenleben unter Zelten in ungeheuern Wüsten, in der Ferne umschlossen von der reichsten und üppigsten Natur, anbringen. Ich mache sie aber nicht, denn ich könnte nur wiederholen, was ich gelesen, was ich aus der dritten Hand entnommen; meine Bemerkungen wären nur das letzte Leuchten des Enthusiasmus. Dabei habe ich jedoch den Trost, daß die unter dem arabischen Einfluß stehenden Dichter der Provence die Araber ebenso wenig kannten wie wir. In ihrer Poesie herrscht ein Reichthum kühner, oft ganz fremdartiger Bilder, lebendige und malerische Wendungen, Gleichnisse, die aus der ganzen Natur genommen sind. Dies sind die Hauptzüge jener unter den Gluten der Sonne erzeugten Dichtkunst, die schon Cicero kannte, und von der er sagte, sie sei dem griechischen und römischen Geschmacke ganz entgegengesetzt, denn sie erschrecke fast durch ihre Glut die mäßigen, vernünftigen und bedächtigen Leute des Occidents. Von diesem feurigen, wunderlich poetischen Geiste trägt die Bibel Vieles an der Stirn. So ist das Buch Hiob z. B. voll dichterischer Kühnheit und enthält die sonderbarsten und wunderlichsten Bilder. Als nun im Mittelalter die Gebete der Liturgie in den Kirchen hergesagt wurden, goß sich morgenländischer Geist über die andächtigen Zuhörer aus. Dies geschah noch in höherm Grade, wenn die herrliche Psalmendichtung oder die feierlich-religiösen Klaglieder Jeremiä mit dem herrlichen Gregorianischen Gesange vorgetragen wurden. Diese imposante Feierlichkeit wirkte auf eine bisher unbekannte Weise auf die Gemüther. Göthe hat den Einfluß der christlichen Kirchenfeste sehr richtig gefühlt und entwickelt. Auch ihm zufolge ging der Einfluß der arabischen Poesie von der Kirche aus.

Es ist jetzt außer Zweifel, daß der Koran die Bibel nachzuahmen suchte. Mohammed, dieser geniale Araber, lebte in dem Gedanken, den neuerdings in Arabien eingeführten Götzendienst wieder auszurotten und die Einwohner zum Glauben an den alleinigen Gott zurückzuführen. Darum ließ er sich durch einen nestorianischen Mönch die heiligen Bücher der Bibel übersetzen, und nahm deren Geist, ja selbst manche Lehren und Redensarten mit in den Koran, sein neues Gesetz- und Religionsbuch, auf. Später drangen seine muthigen, kühnen und gläubigen Schüler mit siegenden Waffen nach Europa, ohne jedoch ihren Glauben den Besiegten aufzuzwingen. Gerade dadurch aber wurde Neugier und lebhaftes Interesse bei den Christen rege. Man kannte den Gang der Geschichte, sowie den Zusammenhang des Korans mit der Bibel nicht und gab sich seinem Einfluß als etwas Neuem ganz hin. Mächtig wirkte nun der Koran mit all seiner Kraft und seinem verführerischen Zauber. Das unglückliche, jetzt so arme und elende Spanien wurde — Jahrhunderte vorher, ehe es sich durch Amerikas Eroberung bereicherte — durch die erobernden Mauren reich und blühend. Ein spanischer Schriftsteller der damaligen Zeit schrieb: „Die Sarazenen haben freilich unser Land erobert, aber sie überschütten es mit Gold". Es war natürlich, daß diese im Glanz und Reichthum des Orients leuchtenden Eroberer, ihre gigantische Architektur, ihre wunderlichen aber mit unsäglichem Gold und Edelsteinen geschmückten Denkmäler einen tiefen Eindruck auf die Einwohner hervorbringen mußten.

Rom, dessen Kunstruhm später durch Michel Angelo und Rafael so groß und herrlich wurde, als der im Alterthum, hatte damals keine Maler, keine Architekten von Auszeichnung, ja überhaupt keinen Mann von Genie aufzuweisen. Der Islamismus hingegen, dessen erzeugende und schöpferische Kraft so bald verlöschen mußte, stand auf dem Gipfelpunkte seiner Macht. Zu Bagdad und Samarkand erhoben sich Universitäten. Gelehrte wurden mit großen Summen aus allen Theilen der Welt berufen, man überhäufte sie mit Ehrenbezeigungen und gab ihnen die unabhängigste Existenz. Im Occident standen nur noch die kleinen Höfe der Provence und Navarras mühsam aufrecht; sie waren wie Festungen, wo das niedergeschlagene Spanien bis zu seinem ruhmvollen Erwachen schlummerte. Rund herum herrschte berauschender Luxus, mit allen Reizen milder Civilisation und Cultur, die sich nach und nach über ganz Europa ausbreitete. Alle Europäer, die Lust zu Wissenschaft, Dichtung und Kunst hatten, zogen nach Granada, Sevilla, Cordova und Toledo an die kleinen maurischen Königshöfe; denn nicht nur die kalten Naturen des Nordens — hat V. dabei an Island und seine Poesie gedacht? — sondern auch die Bewohner des Südens wurden ergriffen und berauscht von der lebendigen und im hundertfachen Farbenschimmer glänzenden Dichtung aus der brennenden Zone. Aber auch Astronomie, Astrologie und Magie studirten die Europäer bei den Mauren. Ihr großer Ruf, ihre Tiefe und Gelehrsamkeit in den geheimen Wissenschaften zog unter Andern auch den christlichen Mönch Aurillac nach Cordova, der vorher das canonische Recht in Paris studirt hatte. Er wurde von den Mauren in ihre magischen Mysterien eingeweiht, ward Abt von Robio und hernach Papst unter dem Namen Sylvester II. Man machte damals selbst ein Märchen in arabischem Geschmack auf ihn, in dem sich die Furcht der christlichen Geistlichkeit vor seiner Seele zeigt. Sie betrachteten die ihm von mohammedanischen Doctoren gelehrten Wissenschaften als die Ursachen seines Todes und seiner ewigen Verdammung. Es kann doch als eine Merkwürdigkeit angeführt werden, daß die katholische Welt einen Papst aus sarazenischer Schule erhielt.

Die provençalische Dichtkunst nahm das Meiste von der arabischen und stellte sich dadurch der lateinischen scharf entgegen. Es läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, wem wir eigentlich den Reim verdanken. In den lateinischen Versen ist er manchmal versucht worden; Andere glauben dagegen, er sei schon bei den Hebräern im Gebrauch gewesen. Weiter fragt sichs: stammen die Feen aus Frankreich? Sind sie nicht vielmehr Schwestern der orientalischen Huris und Djmen? Mehre Allegorien der provençalischen Dichter sind offenbar in Asien entstanden. Gewöhnlich nennt man diese frivol und schlüpfrig. Wir besitzen aber auch Todtengesänge voll Gefühl und religiöser Trauer von ihnen. Mit dem Reim und den prosodischen Formen legten sie sich mächtige Fesseln an, und

doch trugen sie sie mit Leichtigkeit und Anmuth. Dies sollten doch unsere heutigen Dichter nicht vergessen, wenn sie sich so sehr über das Beengende des Reims beklagen. Woher aber erhielt die provençalische Poesie ihre Feierlichkeit und ihre freie Bewegung? Lediglich von den Arabern, deren Reichthum, deren abenteuerlicher und kühner Geist, deren Bildung und Künste, sowie ihre Höfe gar mächtig auf die romanische Poesie gewirkt haben. 17.

Aus Italien.

Die jetzt in Frankreich so lebhaft besprochenen, mittels des Erdbohrers zu Tage geförderten Springquellen (die artesischen Brunnen) haben in Italien ebenso lebhaftes Interesse der Männer vom Fache angeregt als in andern Ländern. Prof. Hyacinth Carena, der Secretair der physisch-mathematischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften zu Turin, widmete schon im J. 1811 den Mitteln, wasserarmen Gegenden dies erste Lebensbedürfniß zu verschaffen, allgemein als nützlich anerkannte Untersuchungen. Eine Schrift, die er damals unter dem Titel: „Réservoirs artificiels, ou la manière de retenir l'eau de pluie", zu Turin herausgab, fand so willkommene Aufnahme, daß sie bald erschöpft war. Stets mit dem Gegenstande beschäftigt, läßt jetzt Prof. Carena die Abhandlung reichlich vermehrt und italienisch unter dem Titel: „Servatoj artificiali d'acque piovane pel regolato innaffiamento delle compagne prive d'acque correnti, giuntavi un appendice sui pozzi artesiani o saglienti" (Turin, 1829, 8.), erscheinen, und seine Vorschläge, künstliche Teiche zu bilden, finden die lebhafte Zustimmung der einsichtigen Agronomen und Physiker, die sich in der „Bibl. ital." zu Zeiten vernehmen lassen. Aber als irrig wird dort seine Berechnung bestritten, der zufolge die Menge des jährlich fallenden Regenwassers und Schnees, sorgfältig vertheilt, für den Pflanzenwuchs ausreichen müßte. Die Durchschnittshöhe des Schnees in Turin beträgt 4,02 Meter; aber, in Wasser aufgelöst, gibt er nur die Hälfte. Seit mehren Jahren hält man in Mailand, nach einer Anordnung des städtischen Gemeinderaths, um einen Maßstab für die Verpachtung der Straßenreinigung zu haben, an 3 Stellen der Stadt genaue Register über die Masse und das Gewicht des Schnees, das in jedem Winter auf den Flächenraum eines Quadratmeters fällt. Aus diesen Beobachtungen ergab sich, daß die Dichtigkeit der Schneemasse sehr abweichend war, doch stets zwischen den Grenzen von $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ der Wassermasse sich innehielt. Die mittlere Menge des so gewonnenen Wassers würde für den Quadratmeter 0,134 betragen, und folglich könne man annehmen, daß in Wasser aufgelöster Schnee sich ungefähr auf den 7. Theil seiner frühern Höhe vermindere. Die artesianischen Brunnen, zu denen Carena später sich wendet, haben ihren Namen bekanntlich von der Provinz Artois, wo sie seit undenklich langer Zeit im Gebrauche sind. Wissenschaftlich beschrieben wurden sie zuerst durch Belidor im J. 1729 in seiner „Science des ingénieurs". Eine ähnliche Art von Brunnen sind im Modenesischen von gleich alter Zeit her im Gebrauche. Auch dort beruht ihre Ausführbarkeit auf der eigenthümlichen Schichtung des Bodens. Cassini gab über sie im J. 1671 schon der französischen Akademie der Wissenschaften Nachricht; und ein halbes Jahrhundert später beschrieb sie Ramazzini in einer Abhandlung: „De fontium Mutinensium admiranda scaturigine" (Genf, 1717). Das Verfahren bei diesen scheint kostspieliger, da erst ein 25 Fuß tiefer Brunnen bis auf eine feste Thonschicht gegraben werden muß, ehe man den Bohrer gebraucht. Das Werk von Garnier, das im J. 1821 zu Paris den Preis der Aufmunterungsgesellschaft erhielt, im J. 1822 auf Kosten des Ministeriums des Innern in 2000 Exemplaren gedruckt und vertheilt ward, und die neue vermehrte Auflage von 1826 („Traité sur les puits artésiens ou sur les différentes espèces de terreins dans lesquels on doit rechercher des eaux souterraines", Paris, Bachelier, 4.), endlich der durch Publicität für alles Gemeinnützige geweckte Sinn unserer Zeitgenossen und die harten Winter haben den artesischen Brunnen so lebhafte Besprechungen erworben. 35.

Wanderungen durch die rhätischen Alpen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Theils des schweizerischen Hochlandes und seiner Bewohner. Mit einem Straßenriß. Zürich, Orell. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Inhalt dieses Buchs zerfällt in folgende Abschnitte: 1. An einen Freund, der sich mir zum Reisegefährten anbietet; 2. Der Einwohner; 3. Der Rhein; 4. Meinungskampf; 5. Widersprüche; 6. Straßenbau; 7. Der Bergübergang (Wintersturm); 8. Der Bergübergang (Winterhelle); 9. Nationalreichthum, Gewerbe; 10. Der Gang ins Paradies; 11. Für Reiselustige; 12. Die Stadt Chur; 13. Fragmente aus meinem Tagebuche; 14. Schluß, Noten und Erläuterungen. Eine genaue Reisekarte oder Straßenriß, von Chur bis Bellinzona ist angehängt. Von diesen „Wanderungen" dem Leser ein nur etwas anschaulicheres Bild zu geben, als es durch Mittheilung der obigen Capitel geschehen ist, dürfte schwierig sein; denn die Reise ist so bruchstückweis behandelt und dabei von so mannichfaltigen, weder zur Sache gehörigen Raisonnements noch sonst irgend interessanten Betrachtungen durchwebt, daß man uns die Mühe gern erlassen wird. Wir halten die „Notizen und Rathschläge für Reisende, welche sich der graubündner Alpenstraße bedienen wollen" für das Brauchbarste darin und wollen sie Jedem empfehlen, der ihrer bedürftig sein möchte. 49.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 71. —— 12. März 1830.

Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande. Von K. Vollgraff. Erster bis vierter Theil.

(Beschluß aus Nr. 70.)

Hr. V. sieht wol voraus, daß ihm sein den Bannfluch der Staatsunfähigkeit gegen seine Zeit- und Stammesgenossen herabschleuderndes Paradoxon werde bestritten werden. Er beleuchtet daher diejenigen Einwendungen, die dagegen etwa erhoben werden möchten, und sagt in dem Betreff:

Wenn ein 300jähriges Anpreisen des Staats die modernen Abendländer nicht dafür befähigt hat, nicht vermocht hat, sie dem Familienleben zu entfremden, so wird es nun auch nicht im 19. Jahrhundert geschehen. Nur wolle man wohl Begeisterung und politisch-literarische Abenteuerlichkeit von Befähigung sondern. Begeistert worden für den Staat oder die Republiken sind allerdings durch die philosophisch-abenteuerlichen Schriften des 18. Jahrhunderts Viele, selbst Fürsten, Adelige und Geistliche (denn man lebte ja nun einmal in der Periode der politischen Abenteuerlichkeit); aber daß sie dessen nicht fähig oder damit und dadurch nicht auch zugleich dazu befähigt worden seien, das zeigte sich erst beim Ausbruche der französischen Revolution, wo der Adel lieber die schöne Heimath verließ, als sich solchen staatlichen Neuerungen, wie Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, zu unterwerfen, und zeigt sich jetzt in ganz Europa durch das durchgängig laue Interesse an dem Staatswohl. Ja, selbst auch nicht ein Einziger von allen den Philosophen und Gelehrten, die den Staat angepriesen hatten, würde, nach unserer festen Ueberzeugung, fähig gewesen sein, die Pflichten eines griechischen und römischen Staatsbürgers zu erfüllen, trotz dem, daß ihnen und Vielen ihrer Anhänger, sowie dem Adel überhaupt, Zeit und Vermögen dazu nicht fehlten, und ihre Landgüter ebensowie die der Griechen und Römer durch Leibeigne gebaut wurden und noch werden. Waren doch schon bei Griechen und Römern die bloßen speculativen Philosophen schlechte, untaugliche Staatsbürger, geschweige im modernen Abendlande, wo man Ideale ausführen wollte, worüber selbst die staatsfähigen Griechen lachten, weil Plato eben nur das Ideal der griechischen Sittlichkeit aufgefaßt hatte.

Aus der angeblichen Staatsunfähigkeit der modernen Völker zieht Hr. V. noch mehre andere Schlüsse, die, gleich den Prämissen, für ebenso viel Paradoxien gelten dürften. Wir führen noch einige derselben an. Um darzuthun, eben diese Völker hätten weder Vaterland noch Geschichte, argumentirt der Verf., wie folgt:

Der sittliche Mensch befindet sich natürlich auch nur in einer sittlichen Gemeinschaft wohl, sie gibt ihm allein ein Vaterland, d. h., in ihr finden sich allein die Institute, welche zusammen ein Vaterland constituiren, sie sind die mächtigen Magnete, welche ihn daran fesseln. Ein Gartenbaum gedeiht nur im Freien. Familienvölker haben nur eine Heimath in ihrer Familie, bewohnen diese nun einen Palast oder ein Zelt; gehöre ihr ein ganzes Land oder $\frac{1}{24}$ eines Nußbaums. Ein Blumentopf kann täglich seinen Platz wechseln. Ubi beno ibi patria. Der Familienlose steht hier ganz allein und verlassen. Indem nur sittliche gemeinsame Bestrebungen einer pragmatischen Darstellung fähig und werth sind, so haben auch nur Staaten eine Geschichte.... Familienvölker haben nur Familienchroniken, Biographien und Memoires Einzelner, und aus diesen läßt sich keine Geschichte zusammenschreiben, denn egoistisch-sonderthümliche Bestrebungen ermangeln eines letzten höhern, gemeinsamen oder sittlichen Zielpunktes.... Nur da, wo der Geschichtschreiber zuletzt ein schönes erhabenes Resultat zu bieten hat, die Blüten und Früchte nachweisen kann, welche Zweck und Ziel des Volks waren, dessen Geschichte er schreibt, nur da läßt sich ein Plan fassen und eine Geschichte schreiben, da ist es gar keine Kunst, sie zu schreiben, denn der Stoff krystallisirt sich unter der Feder von selbst zu einer schönen Form. Gerade Die, von denen man seither behauptet hat, sie hätten dennoch solche Kunstwerke geliefert, z. B. Hume, Gibbon, Robertson, Schlözer, Joh. v. Müller u. A., haben die Thatsachen entstellt, indem sie solche entweder in einem schönern oder häßlichern Lichte dargestellt haben, als sie es wirklich sind; sie haben uns also keinen getreuen Bericht von den Begebenheiten geliefert, sondern nur erzählt, wie und in welchem Lichte sie ihnen erschienen sind.

Endlich will auch noch der Verf. das Wort Staat, insofern es den Begriff, welchen Griechen mit πολις, Römer mit respublica verknüpften, wiedergeben soll, aus der politischen Terminologie der Neuern mit allen seinen Compositionen gänzlich ausgemerzt und demselben das Wort Stat substituirt wissen. Es lasse sich, heißt es in dieser Beziehung, kein passenderer, vagerer Ausdruck für den vagen subjectiv kittlosen Zustand der modernen Sach- und Personenverhältnisse in den einzelnen Landen u. s. w. finden als eben das Wort Zustand, Stand oder Stat, denn es passe gerade wie das römische respublica für alle antike Gemeinwesen, so und in derselben Maße für alle mögliche moderne Beherrschungs-, Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse oder Zustände und Formen, sodaß es denn auch dem Worte Statistik (Staten-Kunde) zum Grunde liege u. s. w. Hatte nun Hr. V. in den 3 ersten Theilen seines Werkes die modernen Völker nur in ihrer Staatsunfähigkeit geschil-

dert, so betrachtet er sie in dem 4. Theile dagegen in ihrer Stats-Rechtsfähigkeit. Dort legte er einen fremden höhern Maßstab an, verglich sie mit Griechen und Römern, hier dagegen wird er insofern ihr Vertheidiger, als er sie nach ihrem eignen Maßstabe bemißt. Vornehmlich interessant bedünkten uns die §§., worin es sich von dem innern Verfassungswesen der Neuern handelt. Waren ihnen auch Staatsverfassungen, wie sie nur das Alterthum kannte, von jeher fremd, so hatten sie dennoch, namentlich die germanischen Völker, zu allen Zeiten, vor und nach ihrer Einwanderung in das versunkene Römerreich, Rechtsverfassungen, d. h., „durch Volkscharakter, Lebensweise und eigenthümliche Beherrschungsformen bedingte und durch Gebrauch und Gewohnheit successiv festgestellte Rechte und Pflichten zwischen Schutzherren und Beschützten". Der Verf. schildert die verschiedenen Wandlungen, welche eben dieses Verfassungswesen bis zum Sturze Napoleons erfuhr, womit, wie er sagt, eine neue Epoche für dasselbe begann, die er wie folgt skizzirt.

Noch ehe der Riese gestürzt war, führte namentlich Oestreich in seinen Kriegsmanifesten und Aufrufen (1809) an das deutsche Volk eine Sprache zu diesem und seinen eignen Unterthanen, die bis dahin nicht gehört worden war, sodaß nichts reizender sein konnte als die Aussicht auf den Zustand, den man in jenen Proclamationen vor Augen stellte, wenn nur erst das französische Joch wieder abgeschüttelt sein werde. Noch viel versprechender erschienen, ohne es für die Völker wirklich zu sein (denn sie war mehr an die Fürsten als an die Völker Deutschlands gerichtet), die Proclamation des Fürsten Kutusow im Namen Rußlands und Preußens aus Kalisch, vom 25. März (13. a. St.) 1813. Dazu genommen die Sprache, in der man aus den höhern Ständen Freiwillige zum Kampfe aufrief, und die Aufmunterungen und Belobungen, welche man phantastischen Zeitungsschreibern ertheilte, die dann von einem Auferstehen der germanischen Völker, und Gott weiß von was sonst, träumten; kurz, alles Dieses zusammengenommen ließ wenigstens darüber keinen Zweifel, daß die aufgerufenen Völker auch ein Wort wenigstens mitzusprechen haben sollten, wenn der Riese gestürzt sein würde. Er stürzte, und der pariser Friede verlegte den großen Berathungs- und Reconstructionscongreß nach Wien. Natürlich blickte ganz Europa, besonders aber Deutschland, mit gespannter Neugierde auf diesen Congreß, der so viel Versprochenes realisiren sollte, und noch natürlicher fehlte es nicht an berufenen und unberufenen Schriftstellern, welche gleichsam im Namen Deutschlands den Congreß, die Souveraine und die Minister mit wunderlichen, abenteuerlichen Vorschlägen und Entwürfen überschwemmten und erdrückten, gleichsam als sei die moderne Welt durch eine Art von Transfusionsoperation während des letzten Krieges in eine sittlich-antike verwandelt worden. Souveraine und Minister brachten nun unstreitig ebenwol, wenn nicht so phantastische, doch freudige und deshalb liberale An- und Absichten mit auf den Congreß, die aber leider sofort ins Stocken geriethen, als sich der bekannte Zwist wegen Polen und Sachsen erhob, der nur dadurch gehoben wurde, daß Napoleon unerwartet, wie einst die Normannen zur Zeit der Zwiste unter den Karolingern, durch seine Landung die Streitenden versöhnte und einte und so dem Congresse neues Leben gab. Schon hatte aber das Zögern des Congresses, die Erwartungen der Völker oder doch ihrer Wortführer nur in etwas zu befriedigen, auch diese misvergnügt und mistrauisch gemacht. Diese beiderseitige Verstimmung wirkte auf den in aller Eile noch geschlossenen oder eigentlich nur skizzirten deutschen Bund (so wacker auch im Anfange des Congresses für Deutschlands Völkerrechte fast von allen deutschen Fürsten gesprochen worden war) und die allgemeine wiener Congreßacte zurück. Beide Urkunden stellten gerade Das, was die Völkerinteressen so nahe anging, weiterer Erwägung anheim. Man nahm nur den nackten Art. 13 in die Bundesacte auf, statt ihn, wie früher beabsichtigt, auszuführen. Ehe man jedoch noch dazu kommen konnte (denn bis 1817 hatte man es noch immer mit Länderaustauschungen und Arrondirungen zu thun), wurde die Sprache der Volksschreiber und Volksthümler, ohne und mit sogenannten altdeutschen Haaren und Röcken, ungestüm und minder ehrerbietig (1816—19), sodaß diese allererst ernstliche Bedenklichkeiten auf Seiten der Cabinete über die Qualität und Quantität des Versprochenen entstehen ließ. Für Deutschland beriethen sich die Minister deshalb zu Karlsbad im Sommer 1819, und am 15. Mai 1820 erfolgte in der wiener Schlußacte sowol die weitere Ausarbeitung der deutschen Bundesacte, als auch die Antwort auf die Frage, wer in Verfassungsangelegenheiten das letzte Wort habe, namentlich daß die Unterthanen ihren Fürsten neue Verfassungen nicht abtrotzen und noch weniger sie so beschränken könnten, daß letztere verhindert würden, die Rechte und Pflichten souverainer deutscher Bundesmitglieder zu erfüllen. Gleiche Entscheidungen erfolgten wegen Neapel, Sardinien und Spanien auf den Congressen zu Laibach und Verona; auch entfernte man die Diplomaten, welche in ihren Noten und Vorträgen zu viel Antikes einfließen ließen oder sich unpassenderweise in ihrer Stellung als liberale Doctrinairs zeigten. So wurde denn die auf einige Zeit unsichtbar gewordene alte Opposition (zwischen freistatlichen und patrimonialen Grundsätzen) sichtbar wiederhergestellt und tritt im Leben und in der Literatur jetzt fast noch offener zu Tage als früher. Man discutirt nicht mehr, sondern disputirt.

Wir haben diesen etwas langen §. fast wörtlich abgeschrieben, weil sich daraus, unsers Bedünkens, des Verfassers Ansichten und subjective Tendenzen auf unzweifelhafte Weise erkennen lassen. Wir wollen dabei nicht verhehlen, daß wir selbst früherhin und bei Durchgehung der 3 ersten Theile den Hrn. V. verdächtigten, er möchte mit seiner ohnedies so gewagten Lehre von der Staatsunfähigkeit der Neuern die Nebenabsicht verknüpfen, dem absoluten Monarchenthum vorzugsweise hier das Wort zu reden. Der 4. Theil hat ihn jedoch in unsern Augen diesfalls gerechtfertigt; auch dürfte, glauben wir, der angeführte §. vollkommen hinreichen, um die Leser dieser Blätter von den wahren Strebnissen des Verfs. die Ueberzeugung zu geben. Wir schließen demnach hiermit unsern Bericht über die seither erschienene erste Hälfte des Vollgraff'schen Werks, nur noch in Kürze bemerkend, daß, nach des Verfs. Plane, die 3 folgenden Theile die Hauptzweige der Staatsverwaltung umfassen werden, in dem letzten oder 8. Theile aber der Contrast zwischen antiker und moderner Politik dargestellt werden soll.

27.

Romanenliteratur.

1. Zeichnungen aus dem Gemüthsleben. Von Henriette von Hohenhausen. Rinteln, Osterwald. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Gemüth läßt sich in ungebundener und, wie es ihm lieb ist, auch in gebundener Rede vernehmen. Es geschieht

ders mit Leichtigkeit; indeß, wenn einer der vielen Leser, welche die Gewohnheit haben, Verse in den Zeitschriften zu überschlagen, es hier, dem Schlendrian zufolge, auch thut, braucht er es nicht zu bereuen, am wenigsten bei dem „Charaden- und Räthselstrauß". Der Gebildete scheut die Flüssigkeit, und wenn sie noch so parfumirt und von Zucker gesättigt wäre.

Eine gesunde Sittenlehre, unüberwältigt von überzarter Sentimentalität, ein zierlicher Erzählungston gewinnen den Erzählungen Zuneigung; man erblickt die alten wohlbekannten Materialien, scheinloses Verdienst, dem der Flitter vorgezogen wird, merkwürdige Folgen eines zerbrochenen Rades, und dadurch nothgedrungenes Verweilen von Reisenden und dergl. recht gern wieder in so angenehmer Form, die am ansprechendsten in „Das Stübchen im Gasthofe" und „Die übereilte Scheidung" hervortritt. Wäre Schreibfähigkeit immer mit Schreiblust verbunden, wie viel Tage auf dem Rheine hätten wir nicht; denn wer ist nicht Alles auf dem mächtigen Flusse gefahren, hat anempfunden, seinen Geist in witzigen, kenntnißreichen, und wer weiß was alles für Bemerkungen ausstralen lassen, ist bewundert worden, hat zärtlichst Freunde umarmt u. s. w. Doch vielleicht erweckt das Fragment Nacheiferung; nur der Träge oder der überaus Bescheidene kann sich dadurch abhalten lassen, sein Talent als Reisebeschreiber zu versuchen.

2. Neuere Phantasiegemälde, von Fr. Perau. Leer, Vogler. 1829. 8. 16 Gr.

Das Irrereden der Kranken, bei dem öfters gar keine Einbildungskraft, blos ein seltsames Zusammensetzen von Vorfällen, Erlebnissen und abgerissenen Ideen zu spüren ist, pflegt man Phantasien zu nennen; warum sollte es denn nicht auch Gesunden erlaubt sein, ihre Zusammenschmelzungen von Gelesenem, entstanden ohne Phantasie, nach ihr zu benennen? Der Unterschied der beiden Arten von Phantasien besteht darin, daß in der des Schriftstellers Methode, Verbindung und Bewußtsein ist, und, statt daß der Kranke seine Phantasien für Wirklichkeit hält, jener die Beweise seines Gedächtnisses und des guten Leimes, der die Späne zusammenhält, für Phantasie erklärt.

3. Gesammelte poetische und prosaische Schriften von Wilhelm Scheerer. In 3 Theilen. Erster Theil, enthaltend: Johanna Stegen, oder: Die Jungfrau von Lüneburg, ein großes bürgerlich-militairisches Nationalschauspiel in 3 Akten, mit Kriegsgesängen und Chören. Zweiter Theil: Balsaminen und Schneeglöcklein, oder Erzählungen für heitere und ernste Stunden. Dritter Theil: Moll- und Durklänge aus Zeit und Leben. Berlin, Krause. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dem beschränkten, mittelmäßigen Kopf gefällt auch das Gleiche; er hat sowol wie der außerordentliche Ansprüche auf eine ihm angemessene Unterhaltung zu machen, und die werden ihm die Erzählungen im 2. Theile geben. Sie besitzen manche hübsche negative Tugend, sind nicht überspannt und geziert, nicht unsittlich, nicht gedehnt und lesen sich frisch hinter einander weg. Mit den rhythmischen „Moll- und Durklängen" ist es schon schlimmer; wer seine Foderungen auch noch so billig stellt, wird doch die Mollaccorde hölzern, kalt und flach finden, und die Durtöne werden ihm ohne Heiterkeit und Anmuth ins Ohr klingen. Wie es um die Melodie dieser Lieder steht, mag ein Pröbchen zeigen; ein Vers, der nicht der einzige seiner Art ist: „Wenn zum Beispiel lieb Frauchen ausgehen will, Und plötzlich am Tisch oder Stuhl steht still". Der unerfahrenste Neuling im theatralischen Fach wird das vaterländische Schauspiel nicht für bühnengerecht, und nur wer im Freiheitskriege mit bei Lüneburg focht, es für lesbar halten. Die Jungfrau, welche den freiwilligen Jägern mitten im Kugelregen Patronen zuträgt und ihnen dadurch den Sieg gewinnen half, sagt am Schlusse recht naiv, als General von Dören ihr einen Gatten unter seinen Jägern anbietet: „Die Wahl traf ich bereits, kehrt er zurück. — Geschieht es nicht, wähl' ich mir einen Andern; denn leicht ist ja die Wahl aus vielen Tapfern". — „So recht (erwidert der General)! So muß die zarte Jungfrau sprechen!"

4. Salathiel, oder Memoiren des ewigen Juden. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kaiser. 4 Bände. Leipzig, Taubert. 1829. 8. 4 Thlr.

5. Der ewige Jude. Eine historische Novelle der Vorzeit. Herausgegeben von Ludwig Storch. Nach dem Englischen. 3 Theile. Stuttgart, Franckh. 1829. 12. 4 Thlr. 6 Gr.

Ahasverus, hier Salathiel genannt, der nie alternde, nie lachende, noch weinende, der ewig wandernde, erzählt uns mit Verstand, lebhafter Anschauungskraft, und zuweilen mit hinreißender Beredtsamkeit, was sich an Wundererscheinungen nach Christi Leiden und Sterben in und um Jerusalem begab; er berichtet uns von den Spaltungen der Juden, ihren Versuchen, das römische Joch abzuschütteln, und macht uns zu Augenzeugen von Belagerungen und Schlachten und gottesdienstlichen Gebräuchen. Wir begleiten den ewigen Juden, den fanatischen Priester, Häuptling des Stammes Naphthali und rastlosen Kämpfer für sein Vaterland, in das Innere der Häuser, zu den Arabern der Wüste, nach Rom, zu den Spielen im Circus, in die Gemächer Nero's und zu dem Brand der Weltstadt: ein Glanzpunkt der Geschichte im Betreff der Meisterschaft im Beschreiben. Wir sehen ihn in Banden, in dringender Lebensgefahr, auf dem Meere, unter Räubern, falschen Anklägern, auf allerlei Weise, aus welcher er durch Geistesgegenwart oder ohne sein Zuthun errettet wird. Nach der Zerstörung Jerusalems unter Titus beurlaubt er sich von uns, in einer kurzen Nachrede uns versichernd, daß er noch lebe, und daß Alles, was man von ihm gefabelt, eitel Lug und Trug sei. Daß er den christlichen Glauben angenommen, wird eher widersprochen als angedeutet; ja, er zeigt sich als einen Christenverfolger, sagt auch gar nicht, von wem die Stimme: Du sollst bleiben, bis ich wiederkomme, getönt, und man würde über die ganze Legende im Dunkel schweben, wenn sie nicht schon vorher uns bekannt geworden. Salathiel ist der echte Israelit, in jedem Sinne feurig, klug, unerschrocken, von streng sittlichem Wandel, ein zärtlicher Gatte und Vater, eifrig in seinem Glauben und dem Ceremoniendienst, aber auch verfolgungssüchtig, verzagt und verstockt. Er hält sein Volk dergestalt für das auserwählte, jedes andere in jedem Betracht übertreffend, daß er sogar an Kunstsinn und Kunstvermögen es über die Griechen erhebt und der festen Ueberzeugung ist, daß das Verhältniß der Frauen zu den Männern, zur Gesellschaft, wie es bei den Hebräern sich gestaltete, das einzig beglückende für das Weib ist.

Was ihm bis zum Schluß des Buchs begegnet, ist zwar wunderlich, aber nicht wunderbar, es konnte einem Ungefeiten begegnen. An seiner Unsterblichkeit scheint er zu zweifeln, denn er zittert mehr wie einmal für sein Leben; auch seine Rastlosigkeit ist nicht vorhanden. Vielleicht hat der Uebersetzer Storch Recht, wenn er meint, daß es gerathener gewesen, zum Träger der Geschichte, die uns merkwürdige Zeiten und Personen abschildern will, nicht den ewigen Juden, sondern „einen Menschen wie andere, der nicht durch jenen Fluch zum gespenstischen Wesen umgeschaffen", gewählt zu haben. Storch sowol wie Kaiser thaten ihre Schuldigkeit als Uebersetzer, und es möchte schwer sein, zu entscheiden, welchem von Beiden der Vorrang gebühre. Hat der Eine eine Stelle fließender, bestimmender wie der Zweite wiedergegeben, so überflügelt ihn dieser bei nächster Gelegenheit; grobe Fehler kommen bei Beiden nicht vor, und für kleine Nachlässigkeiten steht das Zünglein der Wage inne. Beide geben eine Erläuterung des historischen Romans im Allge-

meinen, und von diesem insbesondere, ohne jedoch die seltsame Art, wie der Selbstbiograph sich einführt, auch nur flüchtig zu berühren. 84.

England und Frankreich.

Als sich 1815 die Verbindung zwischen beiden Nationen mehr als jemals eröffnete, entstand in Frankreich, wie früher in Deutschland, plötzlich eine ungemessene Bewunderung für Alles, was englisch war, und in diesem Modefieber wurde Alles ohne Ausnahme was von daher kam als mit einem seltenen Grade von Trefflichkeit bezeichnet. Seitdem haben ein langer Friede und häufige Reisen von beiden Nationen etwas mehr Aufklärung in diesem Punkte verschafft. Bei den Engländern ist denn doch nach und nach der Gedanke entstanden, daß es auf dem Continente wol noch etwas zu lernen für sie gebe, und bei den Franzosen hat, Dank den Bemühungen der Engländer selbst, der Bewunderungstaumel ebenso nachgelassen als bei uns. Indem man ihre Institutionen genauer und mehr in der Nähe betrachtete und die Vortheile und Nachtheile derselben, sowie des britischen Festhaltens am Alten ruhiger erwog, mußte man finden, daß man jenen gepriesenen Insulanern denn doch in mehren Punkten voranstand, und es ist jetzt kein unbemerkenswerthes Phänomen, zu beobachten, wie weit England mit all seinem Stolz und Dünkel in so vielen Dingen zurück ist. Während sich in Frankreich z. B. der Volksgeist immer mehr entwickelt und vorwärts schreitet in jugendlicher Kraft, hängt er in England an veralteten Institutionen, und das Beginnen, ihn anderwärts auf dieselbe Stufe zu stellen, würde ein wahrer Rückschritt sein, vor dem, wenn er möglich wäre, Gott bewahren möge. Vorzüglich zeigt sich aber bei den Militaireinrichtungen jener Insel, wie wenig die Briten mit andern Ländern gleichen Schritt gehalten haben. Die mit Geld geworbenen Armeen Englands bestanden bisher aus einer Masse, ähnlich der, welche sonst Preußens Heere bildete, ohne daß das Offiziercorps die Vorzüge von jenem hatte. Bekanntlich werden in England die Offizierstellen gekauft, und man kann fast sagen, in der Regel als Brevets zum Müssiggange angesehen. Nothwendig wurde hierdurch das Garnisonleben auf eine nichts weniger als achtungswerthe Stufe gestellt, und Rohheit, Unwissenheit und Brutalität waren charakteristische Züge. Fast in allen Ländern des Continents findet man Militairschulen zur Bildung eines guten Stammes von Offizieren; England hatte bis auf neuere Zeit dergleichen nicht. Das Collegium zu Woolwich existirt noch nicht gar zu lange, und die neuen Einrichtungen zu Farnham und Sandhurst sind noch weit entfernt, sowol durch ihre Einrichtung als die Zahl der aufzunehmenden Eleven, dem Bedürfnisse zu genügen. Indeß ist dadurch doch ein Anstoß gegeben und das Verlangen nach Vervollkommnung in diesem Zweige geweckt. Die englische Literatur hatte wenig oder gar nichts von Werken über Strategie, und in Betreff der Fortification war man auf schlechte Zusammenstellungen oder auf das Studium der Werke von Ausländern gewiesen, von denen es übrigens keine Uebersetzungen gab, und die somit einem großen Theile des Militairs aus Mangel an Sprachkenntniß unzugänglich blieben. Dieser Mangel an Bildung zeigte sich recht auffallend in dem Umstande, daß der gekrönte Poet Southey die Geschichte des Krieges auf der spanischen Halbinsel schreiben mußte, sowie in den wenigen Memoiren, die man von britischen Offizieren selbst über diesen Krieg hat, und die fast alle dürftig, beschränkt und einseitig sind. Neuerdings ist nun auch in diesem Punkt eine Anregung geschehen, die erfreuliche Folgen verspricht; wir meinen das bei Longman in London erschienene „Military dictionary" von James, und die ebendaselbst herausgekommene „Military library", beides Unternehmungen, die von einem achtungswerthen Streben, nicht ferner zurückzubleiben, zeugen. 9.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Herausgegeben von Johann Gottfried Sommer. Achter Jahrgang. Mit Kupfern. Prag, Calve. 1830. Gr. 12. 2 Thlr.

Auch bei diesem Jahrgang ist der verdienstlichste Theil die Einleitung, die allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen enthaltend. Wir lernen daraus nicht nur die rastlos fortschreitenden Bemühungen großer Unternehmer, sondern auch mancher weniger bekannten kennen, da der Verf. die englischen und französischen Zeitschriften benutzt hat. Den Anfang machen Nachrichten von dem trefflichen unglücklichen Clapperton, dessen Bildniß, ausgezeichnet trefflich in Stahl gestochen, den Titel dieses Taschenbuchs ziert. Zunächst ihm, wird August Caillé's, eines jungen Franzosen, erwähnt, dem es im Jahr 1828 wirklich glückte, Timbuktu zu erreichen. Hierauf folgt der jüngere Champollion über Aegypten. Der große Tempel von Ipsambul in Nubien zeigte ihm Riesenarbeiten. Die Vorderseite z. B. ist mit sitzenden Kolossen geschmückt, deren jeder nicht weniger als 61 F. hoch ist! Rifaut, Linant machen den Beschluß. Südafrika und Madagaskar bieten nicht minder interessante Nachrichten. Wem werden nicht die schon bekannten Erzählungen unsers Landsmanns Hilsenberg beim König Radama auf Madagaskar erfreuen?

Für Amerika verdienen die physisch-geographischen Entdeckungen Pentland's in Oberperu, oder dem heutigen Bolivia, die meiste Aufmerksamkeit. Er soll einer der gelehrtesten und talentvollsten Reisenden sein, der je die Tropen besucht hat. Von der neuesten Nordpolexpedition unter Capitain Roß, den Parry's junger Neffe begleitet, erwarten wir erst noch die weitern Resultate. Auch die neue Ansiedelung am Schwanenfluß auf der Westküste von Neuholland, die sich das Mutterland sehr angelegen sein läßt, erregt große Erwartungen, weil sie als eine Niederlassung für freie Ansiedler, zumal die Verarmten des Mutterlandes, bezweckt wird.

Als einzelne Aufsätze finden sich: 1. „Bischof Heber's Reise durch Vorderindien". Die Stadt Lucknow in Indien soll große Aehnlichkeit mit Dresden haben. 2. „Die britisch-ostindische Insel Singapore". 3. „Streifzüge durch Irland". Aus einem nicht sehr bekannten Buche: „Sketches in Ireland", von einem Ungenannten in Dublin. Eine anziehende Reisebeschreibung, an W. Scott's Darstellungen erinnernd. In der Provinz Ulster, im entfernten Hochland Donegal, Scenen dieser verwilderten, tief gesunkenen und verarmten, und doch braven Menschen, die sich immer weiter zu verbergen suchen und mistrauisch jeden Fremden für einen spionirenden Visitator halten. Von Bantry, Baltimore (Cork) seltene Nachrichten. 4. „Zur Kenntniß des heutigen Griechenlands". Meist Bekanntes, aber mit mehren feinen Kupfern geziert. 46.

Literarische Notiz.

Der Doctor Siebold, der bekanntlich auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs der Niederlande Japan bereist, hat der Asiatischen Gesellschaft zu Paris ein Werk übersendet, welches die Resultate seines 4jährigen Aufenthaltes in jenem Lande enthält, und das auf Kosten der Gesellschaft gedruckt werden wird. Der gelehrte, unermüdliche Reisende hat auch eine japanische Bibliothek von 1500 Bänden, ein zoologisches Museum von 3000 und ein botanisches von 2000 Species, sowie sein Gefährte Dr. Burges eine bedeutende mineralogische Sammlung zusammengebracht. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 72. —— 13. März 1830.

Religion und Kirche in Frankreich während der Revolution.

So unbegreiflich die politische Geschichte Frankreichs seit der französischen Revolution erscheint, wenn man die frühern Veranlassungen und Ereignisse nicht berücksichtigt, so unerklärlich bleiben die religiösen und kirchlichen Ansichten und Gesetze, im Fall man sie als eine mit der Vergangenheit ganz unverbundene Erscheinung darstellt, beurtheilt und verdammt. Eine genauere Ermittelung der Triebfedern und Ursachen wird nicht etwa die Strenge des Urtheils und der Zurechnung aufheben, sondern schärfer begründen und über alle Schuldige angemessen vertheilen. Sowie der Arzt nach den Gründen des Wahnsinnes bei jedem einzelnen Kranken fragt, um hier zu heilen, dort vorzubeugen, muß auch der Wahnsinn ganzer Völker nicht als Zufall willkürlichen Heilmitteln überwiesen, sondern in seinen Ursachen erforscht und durch tiefere Erkenntniß des Uebels getilgt werden.

Woher also kam es, daß in Frankreich während des 18. Jahrhunderts erst in Scherz und Spott, dann mit dem Ernste angeblicher Wissenschaft, endlich mit schrankenloser Wuth Kirche, Priester, Religion angegriffen und zu Boden geworfen wurden? Neben den Beweisen: es habe Leichtsinn, Eitelkeit, Hochmuth und angeborene oder angelernte Sündhaftigkeit die Führer in diese Bahn hinein und immer weiter und weiter getrieben, stehen andere nicht minder vollgültige, daß seit Franz I. die Angegriffenen keineswegs immer auf dem rechten Wege verharrten, daß sie vielmehr ihrerseits die Uebel wesentlich mit veranlaßt und herbeigeführt haben. Während jener König den deutschen Protestanten schmeichelte, ließ er die französischen verbrennen, und unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich II. steckte man den Verurtheilten (damit sie vom Scheiterhaufen herab nicht zu den Umstehenden sprechen könnten) einen Holzkloben mit solcher Gewalt in den Mund, daß beide Seiten bluteten. Auf diesem Wege erhob sich ein 30jähriger Bürger- und Religionskrieg, und das Elend Frankreichs stieg auf eine fast unglaubliche Höhe. In jeder Stadt, jedem Dorfe, ja, in jeder Familie erhob sich grausamer Zwiespalt, alle Bande des Bluts und der Natur verloren, den wilden Leidenschaften des Tages gegenüber, ihre heilsame Bedeutung, und es schien gerechtfertigt, wenn Söhne ihre Väter anklagten, und Väter gegen ihre Söhne kämpften. Wo die Hugenotten obsiegten, zerstörten sie Kirchen, Orgeln, Bilder, Altäre und Büchersammlungen, plünderten die Geistlichen und schlugen Geld aus den Kirchengeräthen; wo die Katholiken die Oberhand gewannen, tauften und trauten sie von Neuem, verbrannten die Bibeln und meinten auch das Aergste in Vollmacht eines Gesetzes begehen zu dürfen, welches der Cardinal von Lothringen erstritten hatte und jedem Einzelnen erlaubte, wider jeden Hugenotten Krieg zu beginnen, zu rauben, zu brennen, zu morden. „Es gibt", sagte der edle Kanzler Hospital, „Gesellschaften von Aufrührern und Schurken, welche Alles mit dem Mantel der Religion bedecken, aber nicht Reformirte oder Katholiken, sondern Gottesleugner sind und mit Verwerfung kirchlicher und bürgerlicher Gesetze lediglich ihrer frevelhaften Willkür nachhangen". Kaum aber darf man die Leidenschaften der Menge anklagen, wenn (ein abschreckendes Beispiel für Jahrtausende) Könige und Königinnen die verruchte Bluthochzeit anordneten, mit vorsätzlicher Lüge die Schuld Unschuldigen aufwälzten und Papst Gregor XIII. ob des Geschehenen ein Tedeum anstimmen ließ.

Noch 26 Jahre dauerte das Elend; da stellte das Gesetz von Nantes (1598) die Ruhe her, keineswegs aber die Hugenotten in ihren Rechten den Katholiken gleich. Nur als politische, mit Reichsfeinden in Verbindung tretende Partei wollte Richelieu die Reformirten nicht dulden; ihre kirchlichen und religiösen Freiheiten ließ er unangetastet. Ganz anders Ludwig XLV. Im Jahre 1666 schrieb er dem Herzoge von Beauvilliers *): „Da die Reformirten mir nicht minder treu sind als meine übrigen Unterthanen, muß man sie nicht mit geringerer Achtung und Güte behandeln, und wenn Sie an jenen etwas nicht zu Duldendes entdecken, müssen Sie sich sehr hüten, daraus eine allgemeine Angelegenheit zu machen, und nur hinsichtlich des Einzelnen die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergreifen". Bald aber entfernte sich der König von diesen richtigen Grund-

*) „Lettres de Louis XIV", II, 178.

halten haben soll, pretium non vile laborum!), Hincmar von Rheims, Gerbert, Hildebrand (als Benedictiner in Clugny), vor Wilhelm dem Normann gehen wir schweigend vorüber; wir bitten, selbst nachzulesen, was der Verf. über Städtebildung (die Opposition der Städte gegen den Adel zog ihnen bald den Namen der abscheulichen Gemeinden zu), über Turnier, die erste Kunstfeier, die nicht von der Kirche ausging, und Gesang, über Kreuzzüge (beim ersten verbreitete sich die Sage, Karl der Große werde erstehen und das Heer führen) und über Suger und Bernhard von Clairvaux und Abälard sagt, den er den ersten selbständig entwickelten Denker Frankreichs nennt. Der Verf. weiß mit Verzichtleistung auf Vieles, was er gewiß noch zu sagen gewußt hatte, von Allem nur das Wichtigste und Bezeichnendste hervorzuheben, und es ist fast kein bedeutendes Verhältniß nach Innen und Außen, welches nicht seine Stelle gefunden hätte. Dagegen möchte eine so weitläufige (wenn auch schöne) Schilderung der Schlacht von Bovines (1214) weniger als eine ausführlichere Darstellung des wichtigen Instituts der Parlamente und ihrer allmäligen Umbildung zu Gerichtshöfen an ihrer Stelle gewesen sein, wobei Bigorre gute Dienste geleistet haben würde. Viel vollständiger ist der Verf. über die „Etablissemens de St.-Louis", von denen er mit Montesquieu wahrscheinlicher findet, daß sie wie unser „Sachsenspiegel" entstanden sind und nicht durch Ludwig selbst.

In den Fehler einer Ueberschätzung des Mittelalters verfällt unser Verf. nirgends, aber er ergreift das Große mit Liebe und Würde und versteht auch die Beziehungen des Auswärtigen auf Frankreich zu finden. Wir heben eine etwas längere Stelle zum Belege aus, wo er von den Zeiten des in seiner Jugend so kräftigen und nachher so unglücklichen Charles VI. (die französischen Namen sind im 3. Abschnitte immer beibehalten, daher Philippe, Jean, Louis, François geschrieben wird) spricht (S. 346):

Mehr als je herrschten Lust und Glanz am Hofe, dessen Ausgaben verfünffacht wurden, und nach Paris zog aus Frankreich und dem Auslande, wer in Vergnügen und von ihnen lebte. Die Lust und die Kunst Italiens war nach Frankreich gekommen. Neben den armseligen Bürgerhäusern zu Avignon und neben dem Schutte aus dem Albigenserkriege erhob sich nun auf einem Felsen über der Rhone die päpstliche Hofburg, und weit umher sah man die Werke römischer Baukunst, Prachtwohnungen und Kirchen, Stadtthore und Gartenanlagen. Hier hatte unter Papst Clemens VI. die Prachtliebe, der er ergeben war, und die Schönheit, besonders einer Turenne, geherrscht. Hier waren die Gesandten aus allen katholischen Ländern und die geistvollsten Italiener zusammengetroffen, Männer, wie sie Italien seitdem nie größer gehabt hat. Auf die Höhe, zu den Alten hatte Dante gerufen und die Donner der Gefühle gerollt und die Blitze der Gedanken geschleudert; Petrarca die süßesten Laute für die Liebe gefunden, und Boccaccio das Wollüstigste zu schön und zu witzig erzählt, um nicht auch königliche Zuhörerinnen zu haben, deren Ohr übrigens nichts weniger als verwöhnt war. Der Letztere hat auf die Bildung der italienischen Sprache den entscheidendsten Einfluß gehabt, obgleich eigentlich das Französische seine Muttersprache gewesen, da er, der natürliche Sohn eines florentinischen Kaufmanns, zu Paris geboren und dort auch erzogen worden. Dante war gleichfalls dort, und Petrarca lebte lange Zeit in der Provence, sah in der Kirche zu Avignon zuerst seine Laura und nahm von den Troubadourliedern manchen Anklang. Mehr noch als der Umgang und die Geschäfte am Hofe zu Avignon führten solche Dichter und die Tonkunst zur Bekanntschaft mit der italienischen Sprache in Frankreich, während sich die französische Sprache durch die Familienverzweigung aus der Provence nach Neapel, und des dortigen königlichen Geschlechts nach Ungarn nicht blos in Italien, sondern auch am ungarischen Hofe Gunst erwarb. Dante's Lehrer, Brunetto Latini, schrieb sein gelesenstes Buch, eine Art Encyklopädie, französisch, weil diese Sprache, wie er sagte, die gangbarste sei, und ein anderer Italiener äußerte sich ebenso bei der Uebersetzung von Geschichtsbüchern über Venedig ins Französische. Doch war das Französische noch viel zu unbeholfen, um dem Aufschwunge des Italienischen durch Dante, Petrarca und Boccaccio zu folgen; und wenn zwischen Beiden das Provençalische niedergedrückt ward, so blieb doch das Lateinische der Vermittler der beiden Sprachen. Lateinisch wird auch die schöne Königin Johanne von Neapel sich wegen der angeschuldigten Ermordung ihres Gemahls Andreas, von der sie ohne weitere Untersuchung freigesprochen, vor dem Papste in feierlicher Versammlung vertheidigt haben. — Der Roman der Rose, ein Liebesunterricht, hat bereits schlüpfrige Bereicherungen erhalten, und den Schauspielen der Geistlichen waren die verwandten Mysterien der Passionsbrüder gefolgt, denen sich sodann die Moralitäten, Lustspiele der Anwaltschreiber zu Paris, oder des sogenannten Königs Bazoche, und diesen die Sottisen, Possenspiele vornehmer junger Leute, der sogenannten Kinder ohne Sorgen oder des Narrenfürsten, an die Seite stellten. Von dieser Bühnenkunst und Dichtung wird man sich keine hohen Begriffe machen; aber man darf sie sich auch von dem größten Prunke nicht machen. Unsere Frachtwagen, nur mit durchsichtigem Ueberzuge (Gaze), oder mit buntem Farbenanstriche, waren die damaligen Staatswagen; unsere Cuirassiers würden die glänzendsten Reiter verdunkeln, deren Anzug desto abenteuerlicher war, je kostbarer die einzelnen Stücke waren — und die reichsten Frauen nahmen wegen der Unscheinbarkeit ihres echten, aber schlechtgearbeiteten Schmuckes Goldpapier zu ihrem Putze zu Hülfe u. s. w.

Winke genug für die Ueberschilderer des Mittelalters! S. 407 wird auch ein Wink gegeben, wie eine (leider!) nach jener Nation benannte Krankheit der geheime Grund von vielen wichtigen Ereignissen geworden ist. Sehr richtig wird bei François I. die Scheidung des Bürger- und Kriegerstandes, und bei der Schlacht von Marignano der Wendepunkt der Kriegskunst bemerkt.

Bei den 2 ritterlichen Königen des neuern Frankreichs, Franz I. und Heinrich IV., hat sich der Verf. von jeder Einseitigkeit möglichst fern gehalten und macht hin und wieder auf fremde aufmerksam. Weniger bekannt vielleicht und merkwürdig in unsern Tagen ist eine Aeußerung Heinrichs IV. in Beziehung auf den Türkenkrieg, mit dem sich damals die Meinung trug:

Wenn es wirklich der Vernichtung der Türken gelten sollte, so würde ich der Erste sein, welcher dazu alle seine Macht aufböte. Das vernichtete und vertheilte türkische Reich würde bei seinem ungeheuern Umfange hinreichen, um Jeden von uns zufrieden zu stellen; aber wir sind noch nicht in den Umständen, eine solche Theilung zu Stande zu bringen, und ich kann mich nicht entschließen, mit den Türken zu bre-

chen, um Andere zu bereichern und 40,000 Franzosen den Handel nach der Levante zu nehmen.

Ueber den damaligen sogenannten europäischen Republikenplan wird (S. 582) nachgewiesen, daß die Ideen jener Zeit von Staatenbünden und europäischem Gleichgewicht wol auch auf eine solche Abenteuerlichkeit zu sprechen bringen konnten, daß aber der aus Sully's modernisirten Memoiren auf uns gekommene Gestaltungsplan von Europa mit allen Urkunden über die damaligen Staatsverhandlungen im Widerspruche steht. Mit Heinrich IV. erlischt (nach dem Verf.) die Bildungszeit des französischen Volkes und verschwindet die Frühlingssonne, die von François bis zu ihm neben großen Lastern noch größern Tugenden geleuchtet hat. Die Zeit, die nun kam, ist S. 466 ziemlich gut charakterisirt:

Die Perrücken waren für ausschweifende Leute im vorigen Jahrhundert Bedürfniß geworden und wurden nun zum Staate von Alt und Jung und zum Zeichen von Amt und Würde getragen. Unter dem ungeheuern Wulste fremder Haare gewöhnten sich die Köpfe an ein ruhigeres Verhalten; die ganze Tracht war wider alle freie Bewegung wie berechnet, und das Prügeln kam in der That unter den Herren ab. Ihre Toilette kostete ihnen fast mehr Zeit als die weibliche. Die jungen Frauenzimmer erschienen am Hofe mit Klapptoffeln; sie durften sich nicht setzen und konnten in den Toffeln und ihrem peinlichen Anzuge nichts weniger als umherflattern. Männer und Frauen hatten tausend kleine Kleinigkeiten zu beobachten, und verstießen sie dawider, so gab es mehr Gerede und Aufsehen, als wenn ein Schwager den andern im Zweikampf niederschoß, welches auch vorfiel... Ein geckhaft-galantes Geschwätz und Wesen galt für Liebenswürdigkeit. In den Geschäften versteckten sich die Sachen unter Förmlichkeiten, und wer und was in der Form war, Der und Das war in der Ordnung.

Der Jesuitismus und Jansenismus; die verschiedenartigen geistigen Richtungen (wie schön, S. 732, über Bayle!); die furchtbare Begehrlichkeit Ludwigs XIV., und die Lehren, welche sie erhielt; die Regentschaft eines Orleans und Law's Finanzoperationen; die Encyklopädisten und Physiokraten würden uns noch lange beschäftigen können, wenn wir nicht die Aufmerksamkeit der Leser schon zu lange in Anspruch genommen zu haben fürchten müßten. Das Unpolitische der Verbindung Frankreichs mit Oestreich (1756) ist vielleicht nicht genug herausgehoben. Wenn gegen das Ende des Werkes das Interesse des Lesers etwas abnimmt, liegt es vielleicht mit in der Ermüdung des Geistes nach langer Festhaltung Eines Gegenstandes, gewiß aber auch in der Geschichte des Landes selbst, und in der Windstille und drückenden Schwüle, welche auch dort dem ungeheuern Sturme der Revolution vorausging, deren Sturmvögel schon längst, nur nicht als solche bemerkt, vorübergeflogen waren. 41.

Blüten der Kunst aus Rom, 1827. Von Wilhelm Waiblinger. Berlin, Reimer. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Einen Band Gedichte zu recensiren, ist eine fast unmögliche Sache; jedes Gedicht will selbständig sein und könnte wol eine Recension vertragen, die 10 Mal länger wäre als das Object derselben. Es bleibt uns also nichts übrig, als den Dichter möglichst zu charakterisiren. Liegt es nun darin, daß der Recensent zu viel verlangt, oder daß Hr. Waiblinger, der sich doch eines so vortheilhaften Rufes erfreut, zu wenig leistet: wir können uns durch die vorliegenden Gedichte nicht für befriedigt erklären. Wie liest man einen Band Gedichte? Nicht von S. 1 bis 280 regelmäßig wie ein systematisches Lehrbuch, sondern man schlägt auf, man blättert, man verweilt; diese Kleinigkeit zieht uns an, sie macht begierig auf die nächste; man versucht es mit einem größern Gedichte, man findet sich angezogen, gefesselt, der Dichter reizt uns mehr und mehr; wir suchen nach Ueberschriften, die uns verwandte Anregungen versprechen, wir beginnen die Ideen des Dichters bereits vorher zu errathen, zu construiren, wir werden bekannt, endlich vertraut mit ihm und, so viel des Einzelnen wir vergessen, das Ganze läßt uns die wohlthätigste Erinnerung zurück. Wir sind in einem schönen Parke gelustwandelt; wir kennen nicht alle seine Laubgänge, Rasenplätze, Quellen, Hügel, aber wir haben ein Bild des Ganzen mitgenommen und dürfen mit einigem Rechte schließen, daß wir nicht eben gerade die kostbarsten Geheimnisse übersehen, verfehlt haben. So versuchte ich auch die vorliegenden Gedichte zu lesen; allein, wo ich auch anknüpfte, nirgends konnte ich einen Faden finden, der mich gefesselt, verleitet hätte, seiner leitenden Richtung lange weiter zu folgen. Und doch läßt sich dem Dichter vieles Verdienstliche nicht absprechen, und wir begreifen recht wohl, was ihm einen Namen in der Mitwelt gemacht hat. Er huldigt nämlich fast durchgängig einer Modekrankheit, einer gewissen Stimmung elegischer aber resignirter Trauer, die alle Schönheit der Welt mit einem schmerzlichen Lächeln betrachtet, das auf eine innere tiefe Wunde deuten soll, deren Schmerz man aber männlich bekämpft. Diese Coquetterie mit Unglück, Zerrissenheit der Seele, ja selbst mit Verbrechen, ist es, die seit Lord Byron's genialem, aber verderblichem Einflusse allgemein Mode geworden ist. Auch unser Dichter scheint mir theilweise davon im hohen Grade angesteckt, findet aber deshalb eben eine günstige Aufnahme bei Vielen. Dies liegt, glaube ich, in der krankhaften Mattigkeit der Zeit, wo die Meisten, da sie es nicht zu rüstigen Thaten bringen können oder wollen, einen Ruhm darin suchen, unglückliche, verfolgte Dulder zu sein, verfolgt von einem bösen Geschick, das sie zu Feinden ihrer selbst macht. Auch der geniale Heine hat, nur mit unendlich mehr Talent, dieser Krankheit gewissermaßen gehuldigt, wenn man uns diesen Ausdruck, der freilich noch fast bizarrer als die Sache selbst ist, verstattet. — Waiblinger's Gedichte beziehen sich alle auf Italien, auf Rom, auf Kunst und Naturanschauungen jener Gegend. Man kann ihm fast überall gewisse Typen nachweisen, deren Urbild er indeß oft mit Glück nachahmt; unter diesen nenne ich zuerst Göthe's „Römische Elegien", mit denen Waiblinger jedoch nur die Stoffähnlichkeit gemein hat; ferner Göthe's „Wanderer", ein Gedicht, das Waiblinger in unzähligen Formen neu aufprägt; Horaz'sche Vorbilder, Gedichte von Rückert in Italien, kurz, unzählige... Alle sind dabei von einem und demselben oder doch sehr nahe verwandten Stoffen abgeleitet, und der Stoff ist es auch vorzüglich, welcher in den Gedichten das Anziehende bildet. Wer hörte nicht gern von Roms Wundern, von den lieblichen Landschaften Italiens, von schönen, unschuldigen italienischen Mädchen, von den Geistern der alten Römer, die über den Trümmern der versunkenen Herrlichkeit schweben, von Malern aus der neuern Blütezeit Italiens (epigrammatische Distichen) und von alle den andern Schätzen, die den Fuß des Wanderers so gern nach Italien locken? Allein, trennen wir den Stoff von dem Gedanken, von der Schilderung, so bleibt uns selten mehr als das Gewöhnliche, welches man zwar gutheißen kann, das aber an sich so geringfügigen Werthes ist, daß man von jedem Gebildeten dasselbe verlangen

könnte. Ich bin überzeugt, daß viele Kritiker des jetzigen Revums der Literatur Waiblinger's Gedichte gedankenreich, anmuthig, prächtig, zierlich, erhaben, je nachdem der Stoff es fodert, finden; daß sie seine Sprache rühmen, von seinen wohlklingenden Versen viel zu rühmen wissen werden; und ich gebe allen Recht, wenn sie den Maßstab der erschlafften Kräfte unserer Zeit anlegen. Hält man aber die vorliegenden Leistungen gegen wirklich große, ob auch nur werthvolle Vorbilder, so erbleichen sie wie eine Kerzenflamme im Sonnenlichte. Ich würde über einen Roman- und Schauspieldichter von gleichem Range viel gelinder urtheilen, denn beide Gattungen werden an das Interesse der Neugier müßig geknüpft, vielfach ohne höhere Ansprüche gelesen und können daher auch so geschrieben werden. Aber Gedichte, die stets auf Vollendung der Form und Intensität des Gedankens Ansprüche machen müssen, dürfen die Foderungen der Leser nicht so unbefriedigt lassen. Das Gedicht hat nur das eine Ziel der Schönheit, die sich in den kleinsten Gliedern, in den äußersten Organen desselben bethätigen muß; alle Nebenwirkungen und Zwecke, alle Anregungen untergeordneter Seelenkräfte fallen dabei weg; deshalb kann der Dichter in seiner Auswahl nicht strenge genug sein, sondern muß immer den Grundsatz vor Augen haben, daß nur schöne Gedichte ein Recht zur Existenz haben, und es besser ist, gar keine zu machen als mittelmäßige. Wenn ich mich über den Verf. strenge geäußert, könnte man mir wol Beweise abfodern. Ich will nur einen geben, das Distichon S. 169: „Benvenuto Cellini". Forsche ich nach dem Gedanken darin, so ist es ein gezwungener Vergleich dieses Künstlers mit Odysseus, der damit schließt, daß die Kunst (Cellini's Penelope) ihn endlich nach langen Irrfahrten in die Arme geschlossen habe. Waren denn aber Cellini's Irrfahrten solche, die im Gebiete der Kunst unternommen wurden, oder waren es nicht vielmehr Abenteuer des Lebens? Und kann man wol von ihm sagen, daß die Kunst jemals so von ihm getrennt gewesen sei wie Odysseus von Penelope und der Heimath? Wie schief ist daher der Gedanke, der in der That nur wie ein Einfall aussieht! In derselben Zeile wird ebenfalls mittels gewaltsamer Vergleichung die Zeit eine schwarze Zauberin Circe genannt, die Odysseus' (Cellini's) Gefährten in den Stall der Vergessenheit eingesperrt habe. Läßt sich ein verkehrterer Vergleich, eine schiefere Metapher ersinnen? Der Stall der Vergessenheit!! Nebenbei kommt auch noch ein Sprachfehler vor, wenn wir eine starke Nachlässigkeit, nämlich das Verbum im Singular, wo es sich auf mehre Gegenstände bezieht, nicht einmal dafür anrechnen wollen. Und doch sieht das Gedichtchen auf den ersten Blick wie ein sinnreicher, gut ausgedrückter Einfall aus. Wir setzen es her und drucken den Sprachfehler und die Nachlässigkeit gesperrt:

Benvenuto Cellini.

Gerne bekenn' ich, Du bist der Ulyß der Künste, so vielfach
Trug Dich guter Humor, Kraft und Genie durch die Welt.
Längst schon sperrte die Zeit, die schwarze Zauberin Circe,
Deine Genossen im Stall ew'ger Vergessenheit ein;
Aber durch manche Charybdis erreichtest Du endlich die Heimath,
Deine Penelope schloß Dich in die Arme — die Kunst.

Sieht das nicht aus wie ein artiges Gedichtchen? wie gute Verse und Gedanken? Und doch könnte man einen Bogen voll über alle die Ueberflüssigkeiten, Unbestimmtheiten, falschen Gegensätze u. s. w., die darin vorkommen, schreiben. Indeß sapienti sat!

Man glaubt vielleicht, ich habe das schwächste Product ausgewählt? Auf Pflicht und Gewissen, ich ließ nur den Zufall walten. Daß Gedichte in der Sammlung sind, die, wenn auch nicht große, tiefe, doch richtige Gedanken, denen man beistimmen kann, enthalten, daß andere Gedichte sich finden, die eine correctere Sprache, schönere Anschauungen, anmuthigere Bilder entwickeln, wird Niemand leugnen. Aber die Durchschnittshöhe bleibt noch eher unter als über dem Niveau des citirten Epigramms; und, wenn man mir das glauben will, wird man mir dann mein Urtheil verargen? Der Dichter kann aber gewiß mehr leisten, er will nur zu viel geben, er glaubt, jeder seiner Einfälle, seiner Verse sei des Aufbewahrens, sei der öffentlichen Mittheilung werth. Da muß uns bange für ihn werden, und wir fühlen uns gedrungen, ihm alles Ernstes zuzurufen, daß jeder Dichter ewig den Spruch vor Augen haben muß: Omnia sub specie aeterni. *) 47.

Inländischer Dichtergarten, herausgegeben von H. Neus. Reval, 1828.

In Reval, der alten Handelsstadt am finnischen Meerbusen, wo Paul Flemming, auf dem Rückwege aus Rußland und Persien, einige seiner schönsten Lieder und Sonette gedichtet, wo Kotzebue lange Zeit gelebt und tachygraphirt hat, und die also in der deutsch-literarischen Welt nicht ohne Ruf ist, erschien vor Kurzem obengenanntes Buch. Sein Titel bezeichnet den Inhalt. Es sind poetische Blüten, in den Marken des alten deutschen Ordenslandes zu Tage gefördert und in einen Strauß gebunden. Wie es nun immer den wirklichen und den figürlichen Sträußern zu gehen pflegt, es gibt darin duftende und duftlose, farbenreiche und sehr einfache Blumen, ja mitunter welke Blüten und einen bloßen Grashalm, und so ungefähr ist es auch diesem poetischen Blumenstrauße gegangen. Da aber Einer sich an der Rose erfreut, indem einem Andern das Veilchen gefällt, und wieder ein Anderer die frische, grüne Farbe eines Grashalms zu betrachten liebt, so berücksichtigt Derjenige, der den Strauß flicht, billigerweise die verschiedenen Anfoderungen. Dies ist nun hier geschehen, und die Dilettanten finden Lieder, Balladen, Fabeln und Epigramme. Des Herausgebers Unternehmen verdient Theilnahme und Unterstützung. Viele artige Blümchen wären vielleicht, vereinzelt, in der Einsamkeit verblüht und hätten weder durch ihre Farbe, noch durch ihren Duft erquickt, wenn nicht Hr. Neus dies Blumenbeet angelegt und sie vereinigt hätte. Insofern muß man ihm Dank wissen, und Leser, denen das weit von den deutschen Grenzen gedruckte Büchlein zur Hand kommen sollte, werden darin gewiß zu ihrer Genugthuung die Bekanntschaft der Barone A. und Gustav von Ungern-Sternberg und C. von der Borg's machen. Belege zu dieser Behauptung von größerm Umfange erlaubt der Raum hier nicht, aber eine gelungene Uebersetzung von Lord Byron's „Lebe wohl" von dem letztgenannten Dichter möge doch als eine ferne deutsche Spende ihren Platz finden:

Leb' wohl! Wenn je ein zärtlich Flehen
Für Andrer Wohl die Höhn erreicht,
Wird meins nicht ganz in Luft verwehen, —
Nein, himmelan dein Name fleugt!

Umsonst wär' Sprechen, Weinen, Klagen:
Mehr, als die Zähre, die entquoll
Dem Sterbeblick der Schuld, kann sagen,
Liegt in dem Wort: leb' wohl! — leb' wohl!

Mein Mund ist stumm, dies Auge trocken,
Doch in der Brust, im Hirn erstehn
Gedanken, welche nimmer stocken,
Und Qualen, welche nie vergehn.

Wie Lieb' und Gram dies Herz auch trübten,
Es dennoch nimmer klagen soll;
Ich weiß nur, daß wir fruchtlos liebten,
Ich fühle nur — leb' wohl! — leb' wohl! 58.

*) Waiblinger ist vor Kurzem in Rom gestorben. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 70. —— 11. März 1830.

Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande. Von Karl Vollgraff. Erster bis vierter Theil. Gießen, Ferber. 1828—29. Gr. 8. 10 Thlr. 10 Gr.*)

Des Verfs. eingestandener Zweck bei Abfassung dieses weitschichtigen Werks ist, darzuthun, daß die neuern Nationen Europas keine Befähigung zum Staatsleben besitzen. Die ihn in jenem Betreff leitenden Grundideen gibt er selber wie folgt an:

1) Die Begriffe, welche sich die Völker und Menschen von der Freiheit machen, sind für ihr ganzes Sein und Entwickeln gleichsam Wurzel, Grund und Boden. 2) Der Staat oder das Gemeinwesen ist nichts Universalhistorisches, sondern ein bloßes particular-charakteristisches Vorkommniß. 3) Die staatliche Gemeinschaft, das staatliche Zusammenleben und Wirken erfodern den höchsten Grad sittlicher Kraft oder individueller Entsagung, und wo es daran fehlt, (da) ist der Staat nicht vorhanden, kann er nicht in das Leben treten. — Unter Vorleuchtung dieser 3 Leitsterne (fährt Hr. V. fort) sah ich nun die Dinge, die vergangenen und die gegenwärtigen, von einer ganz neuen Seite ...; unendlich Vieles sah ich nun klar, ein Nebel von dunkeln philosophischen Postulaten und Axiomen schwand vor meinen Augen.

Was nun Hr. V., nächst den hier „schon genannten Wahrheiten" zur Ausführung dieses Werks veranlaßte und definitiv bestimmte, dies war, wie uns von ihm berichtet wird, die „weitere Wahrnehmung der Entdeckung, daß die germanischen Völker des Staats gänzlich unfähig seien, trotz dem, daß das Wort seit Jahrhunderten auf dem Papiere gefunden wird; trotz dem, daß Ströme Bluts wegen seiner vorgeblichen oder auch ernstlich gemeinten Einführung vergossen worden sind; trotz dem endlich, daß sich sogar einzelne Formen desselben vielfach vorfinden, diese aber nur tauben Nußschalen gleichen, in denen Das, was allein, ohne alle Rücksicht auf Form, den Staat eigentlich ipso facto bildet, der liberale und centripetale Staatscharakter, unter den germanischen und slawischen Völkern nirgends zu finden ist und nie existirt hat, weil sie keine Staatsvölker, sondern blos Familien- oder Hausvölker sind, sodaß es eigentlich eine unbillige Zumuthung ist, etwas Anderes sein zu sollen, als sie sind und wofür sie nur allein Sinn haben".

Da man aber (heißt es weiter) sowol einem Volks- oder Völker-Complexus, wie einem einzelnen Menschen, diese oder jene sittliche Fähigkeit definitiv abzusprechen ebender (!) nicht berechtigt ist, als bis man den Versuch gemacht und ein entscheidendes negatives Resultat gewonnen hat, so konnte meine soeben gemachte Entdeckung, Wahrnehmung oder Behauptung auch vor der französischen Revolution und allen den in Europa ihr gefolgt seienden (!), wieder-verschwundenen und noch geltenden Constitutions- und Staatsversuchen bis auf die neueste portugiesische Staatsverfassung vom 19. April 1826 herab, noch nicht aufgestellt werden; denn man konnte dem Einwande: daß es vorerst noch am Versuche und an den historischen Beweisen dafür fehlte, noch nicht begegnen. Erst jetzt liegen diese Beweise für alle germanische und slawische Völkerschaften vollständig vor. Man hat sich endlich von der Newa bis zum Tajo auserperimentirt, und es ist nun erlaubt, das Facit so zu ziehen, wie ich es bereits gethan habe, d. h., die germanisch-slawischen Völker sind keine sittlichen Staatsvölker, sondern blos gesittete Rechts- und Familienvölker, denen sonach nicht Staatsverfassungen, sondern blos Rechtsverfassungen zukommen und zusagen, sodaß es irrig und falsch ist, ihnen mit aller Gewalt Griechisches, Römisches und Idealphilosophisches unter allen Formen und Gestalten aufzunöthigen, da sie es doch, vermöge ihres staatlich-centrifugalen Charakters, nicht verstehen, percipiren und gebrauchen können, auch nemo ultra vires obligatur.

Da es jedoch eines Agens bedarf, welches anstatt Desjenigen, so die alten Völker belebte, die neuern in Thätigkeit setzt, so fügt Hr. V. hinzu:

Griechische Sittlichkeit und griechischer Schönheitssinn werden bei den germanisch-slawischen Völkern durch deren Hochschätzung und Verehrung des weiblichen Geschlechts vertreten oder ersetzt, d. h., es haben letztere bei ihnen ganz analoge Wirkungen hervorgebracht und bringen sie noch hervor, welche bei den Griechen Producte und Resultate ihres Staatscharakters und Schönheitsgefühls waren. Durch die Vermittelung des weiblichen Geschlechts sind Germanen und Slawen Christen geworden; die romantische Liebe vertritt bei ihnen die Stelle griechischer Männerfreundschaft; ihre äußern Sitten sind das Product der Zurückhaltung und Mäßigung in Gegenwart des verehrten weiblichen Geschlechts; ihrer Tapferkeit Sporn war und ist noch zum Theil die Gunst dieses Geschlechts; die Stelle der griechischen schönen Künste vertritt bei ihnen das schöne Geschlecht und die schöne Litera-

*) Erster Theil: Oekumenische Politik. Zweiter Theil: Antike Politik, oder Politik der Griechen und Römer. Dritter Theil: Charakteristik oder Charakter- und Culturstatistik der germanisch-slawischen oder modernen Völker Europas. Vierter Theil: Moderne Politik, oder über die Verhältnisse der modernen Staaten untereinander.

tur, oder eben Das, wodurch des letztern geistige und körperliche Reize dichterisch besungen und beschrieben werden u. s. w.

Sehen wir nun, in welcher Weise es dem Verf. glückte oder doch wenigstens von ihm versucht ward, seine Aufgabe zu lösen, d. h. den Beweis für die von ihm hier aufgestellten Behauptungen zu führen. Der Staat ist, nach Hrn. V.'s Vorstellung davon, „ein großer, gesellschaftlicher Verein sittlicher Menschen zur Ausprägung der Humanität oder zur Verherrlichung und sittlichen Veredlung des Menschen in der Gattung". — Der Zweck des Staats, so folgert derselbe weiter, besteht daher „in nichts weniger als in bloßer Ausbildung des Rechts (Civilisation oder civitas), oder bloßer Beschützung und Beschirmung der Rechte aller Einzelnen (Justizverfassung), sondern gerade in der eventuellen oder casu quo nöthigen gänzlichen Hintansetzung des strengen Rechts und der Rechte, Freiheiten und Bequemlichkeiten aller Einzelnen, mit andern Worten: in gemeinschaftlicher Ausbildung der Humanität oder sittlichen Natur des Menschen durch einen gemeinsamen identischen, religiösen Cultus. Dieser Zweck ist aber nur mittels Hintansetzung und blos secundairen Schutzes der Sonderthümlichkeiten aller Einzelnen, wozu vor Allem ihre Rechte gehören (bildlich: durch Beschneidung der zu üppig aufschießen wollenden Pflanze) möglich, weil die Sittlichkeit eben weiter nichts ist als Aufopferung seiner selbst, seiner Rechte, seiner Interessen u. s. w. für das Wohl seiner Mitmenschen".

Auf diese Weise ist aber durch den Staatszweck das öffentliche Leben von selbst gegeben, und umgekehrt nur durch dieses der Staatszweck erreichbar. Mit dem Zurücktreten der Privatrechte und Interessen in den Hintergrund tritt neben dem öffentlichen Leben auch das Privatleben in den Hintergrund, denn das Privatleben ist ja nichts weiter als die Pflege und Sorge für seine und seiner Familie sonderthümliche Bequemlichkeiten und Interessen.... Der positive oder polare Gegensatz (des öffentlichen Lebens) heißt: sonderthümliches Privat- und Familienleben, ohne einen gemeinsamen Humanitätszweck, ohne gemeinsamen religiösen Cultus, einerlei, ob in Palästen oder Zelten, ob in Städten und Reichen oder den Steppen der Wüste.

Staatsfähigkeit und die Bedingungen dazu fanden sich vornehmlich bei den Griechen vor. Der erste Keim dazu lag freilich in dem sittlichen Charakter derselben; doch waren es unstreitig „die stets zugleich religiösen und nationalen Feste und Spiele, die Prachtwerke der schönen Künste, wodurch allen Denen, die sich auf irgend eine Weise verdient gemacht oder ausgezeichnet hatten, Denkmäler gesetzt waren, ja sogar eine Art religiöser Verehrung erwiesen wurde, welche den Griechen für sein Vaterland so unaussprechlich begeisterten, ihm hier schon eine Art von Elysium darboten; denn wo hätte er anderswo auch nur etwas Aehnliches gefunden? Der ursprüngliche centripetale Charakter wurde also dadurch zur leidenschaftlichen Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit gesteigert, sodaß sich der Einzelne glücklich schätzte, diesem Prachtvaterlande sich selbst und seine Schätze zu opfern".

Die Römer waren nun zwar bei Weitem nicht so staatsfähig wie die Griechen, insofern der höchst subtile Begriff des griechischen demokratischen Princips ihnen fremd war.

Diese Leere wurde indessen bei ihnen durch 2 andere Eigenschaften ausgefüllt, nämlich durch die Anhänglichkeit an ihr weltbeherrschendes Rom und durch die Eifersucht auf ihre Civität, auf ihre individuelle bürgerliche Machtvollkommenheit, die eigentliche majestas populi *romani*.

War nun darzuthun, daß die modernen, d. i., die germanisch-slawischen Völker, im Gegensatze mit Griechen und Römern, staatsunfähig sind und einen wahren (antiken) Staat nie bilden mögen und werden, entwirft der Verf. (im 3. Theile) zuerst eine „genealogisch-systematische Charakterschilderung" dieser Völker. „Die germanischen Völker", heißt es in diesem Betreff, „zeichnen sich zunächst durch 3 hervorragende Hauptleidenschaften aus: a) durch ihren sittlich-unbegrenzten Freiheitsbegriff; b) durch ihre Habsucht, und c) durch ihre Hochschätzung des weiblichen Geschlechts". Hr. V. analysirt hierauf jede dieser Hauptleidenschaften nach ihren Unterarten und Descendenten, die er nennt und aufzählt, sodann aber einzeln durchgeht. Wir führen zur Probe nur Einiges von Dem an, was Hr. V. über den jenen Völkern angeblich beiwohnenden Haß gegen alle Oeffentlichkeit sagt, der, wie er meint, seine Quelle in der Selbstsucht hat:

Die Sonderthümlichkeit, die häusliche Zurückgezogenheit (heißt es in dieser Beziehung) bleibt, ihrer Natur nach, das Geheimniß, die Heimlichkeit, weshalb denn auch Heimath, Heimlichkeit und Heimniß wirklich nur verschiedene Wortveränderungen für eine und dieselbe Sache sind. Die Liebe zum Geheimniß schließt aber auch zugleich die Neugierde nach fremden Geheimnissen in sich, und daher interessirt einen Europäer auch nichts mehr als ein Geheimniß; daher die Waschhaftigkeit beider Geschlechter; darum neigen sie sich so leicht zum Aberglauben und zur Mystik, weil diese Geheimnisse haben, mögen sie auch blos in dem dunkeln Gefühle und Mangel an klaren Begriffen ihre Basis finden; darum schwillt ein Moderner nur einige Zoll auseinander, wenn er ein Geheimniß im Busen trägt, das ihn jedoch sein Egoismus unter 100 Fällen 99 Mal verrathen läßt, sodaß die Weiber hierin weit mehr Kraft besitzen als die männlichen Individuen, denn sie sind im Stande, ein Geheimniß zu bewahren, wenn es sie selbst betrifft. Daher ist es im modernen Abendlande auch schon eine peinliche Strafe, nur und blos öffentlich ausgestellt zu werden; es ist ein Verbrechen oder wenigstens ein arges Preßvergehen, Personen und Familienangelegenheiten oder Geheimnisse, was immer identisch ist, öffentlich zur Schau zu stellen, einer öffentlichen Kritik zu unterwerfen; es wird nicht geduldet, daß, wie zu Athen, die Sitten und Fehler lebender Personen in Portraitähnlichkeit auf das Theater gebracht und lächerlich gemacht werden dürften; kurz, es ist überhaupt ein Verstoß gegen allen Anstand, die Wahrheit zu sagen, weil nur sittliche Charaktere diese zu ertragen vermögen. Endlich haben sich europäische Ständeversammlungen nie aus freien Stücken entschließen können, öffentlich zu verhandeln; wo es jetzt dennoch geschieht, (da) ist es entweder, wie in England, ein verjährtes Recht der Mehrzahl oder ein Nachhall der französischen Revolution. Daher auch die Seltenheit guter und die Zaghaftigkeit der

meisten Redner bei dem größten Reichthum an gelehrter Sprachfertigkeit und gelehrten Ideen; denn es ist die Oeffentlichkeit, die ihnen den Busen beengt.

(Der Beschluß folgt.)

Villemain's Vorlesungen in Paris.

Von den anziehend neuen Vorlesungen Villemain's über die französische Literatur und ihre Geschichte heben wir eine im Auszug aus, die auch in Deutschland interessant sein dürfte.

Nach einer leben- und farbenvollen Darstellung der Troubadourdichtung, wo die Minnesänger sangen, liebten und kämpften, untersuchte V. die Quellen, aus denen diese neue Literatur so unerwartet und anmuthig hervorgegangen. Entstand sie aus dem reinen Born des classischen Alterthums? Denn ein Troubadour machte lateinische Verse und sang in romanischer Sprache; ein anderer spricht von Plato und Porphyrius, die er wenigstens dem Namen nach kannte. Allerdings waren den Minnesängern die Kenntniß der alten Sprachen, besonders der lateinischen, und der Mythologie nicht so fremd als Manche behauptet haben. Indessen war dies doch sehr einzeln und kann nicht als Regel angeführt werden. Arabischer Geist und morgenländische Farbe hatten den vorzüglichsten und am mehrsten herrschenden Einfluß auf die romanische Poesie. Dafür finden sich eine Menge Beweise. Mit Unrecht überging V. ganz den Einfluß, den die Ritterlichkeit der im Süden eingewanderten germanischen Völker, besonders der Ostgothen, auf die Troubadourpoesie in Spanien und in der Provence gehabt hat. Hier ließen sich — äußerte der Professor — viel schöne Bemerkungen über das Hirtenleben unter Zelten in ungeheuern Wüsten, in der Ferne umschlossen von der reichsten und üppigsten Natur, anbringen. Ich mache sie aber nicht, denn ich könnte nur wiederholen, was ich gelesen, was ich aus der dritten Hand entnommen; meine Bemerkungen wären nur das letzte Leuchten des Enthusiasmus. Dabei habe ich jedoch den Trost, daß die unter dem arabischen Einfluß stehenden Dichter der Provence die Araber ebenso wenig kannten wie wir. In ihrer Poesie herrscht ein Reichthum kühner, oft ganz fremdartiger Bilder, lebendige und malerische Wendungen, Gleichnisse, die aus der ganzen Natur genommen sind. Dies sind die Hauptzüge jener unter den Gluten der Sonne erzeugten Dichtkunst, die schon Cicero kannte, und von der er sagte, sie sei dem griechischen und römischen Geschmacke ganz entgegengesetzt, denn sie erschrecke fast durch ihre Glut die mäßigen, vernünftigen und bedächtigen Leute des Occidents. Von diesem feurigen, wunderlich poetischen Geiste trägt die Bibel Vieles an der Stirn. So ist das Buch Hiob z. B. voll dichterischer Kühnheit und enthält die sonderbarsten und wunderlichsten Bilder. Als nun im Mittelalter die Gebete der Liturgie in den Kirchen hergesagt wurden, goß sich morgenländischer Geist über die andächtigen Zuhörer aus. Dies geschah noch in höherm Grade, wenn die herrliche Psalmendichtung oder die feierlich-religiösen Klaglieder Jeremiä mit dem herrlichen Gregorianischen Gesange vorgetragen wurden. Diese imposante Feierlichkeit wirkte auf eine bisher unbekannte Weise auf die Gemüther. Göthe hat den Einfluß der christlichen Kirchenfeste sehr richtig gefühlt und entwickelt. Auch ihm zufolge ging der Einfluß der arabischen Poesie von der Kirche aus.

Es ist jetzt außer Zweifel, daß der Koran die Bibel nachzuahmen suchte. Mohammed, dieser geniale Araber, lebte in dem Gedanken, den neuerdings in Arabien eingeführten Götzendienst wieder auszurotten und die Einwohner zum Glauben an den alleinigen Gott zurückzuführen. Darum ließ er sich durch einen nestorianischen Mönch die heiligen Bücher der Bibel übersetzen, und nahm deren Geist, ja selbst manche Lehren und Redensarten mit in den Koran, sein neues Gesetz- und Religionsbuch, auf. Später drangen seine muthigen, kühnen und gläubigen Schüler mit siegenden Waffen nach Europa, ohne jedoch ihren Glauben den Besiegten aufzuzwingen. Gerade dadurch aber wurde Neugier und lebhaftes Interesse bei den Christen rege. Man kannte den Gang der Geschichte, sowie den Zusammenhang des Korans mit der Bibel nicht und gab sich seinem Einfluß als etwas Neuem ganz hin. Mächtig wirkte nun der Koran mit all seiner Kraft und seinem verführerischen Zauber. Das unglückliche, jetzt so arme und elende Spanien wurde — Jahrhunderte vorher, ehe es sich durch Amerikas Eroberung bereicherte — durch die erobernden Mauren reich und blühend. Ein spanischer Schriftsteller der damaligen Zeit schrieb: „Die Sarazenen haben freilich unser Land erobert, aber sie überschütten es mit Gold". Es war natürlich, daß diese im Glanz und Reichthum des Orients leuchtenden Eroberer, ihre gigantische Architektur, ihre wunderlichen aber mit unsäglichem Gold und Edelsteinen geschmückten Denkmäler einen tiefen Eindruck auf die Einwohner hervorbringen mußten.

Rom, dessen Kunstruhm später durch Michel Angelo und Rafael so groß und herrlich wurde, als der im Alterthum, hatte damals keine Maler, keine Architekten von Auszeichnung, ja überhaupt keinen Mann von Genie aufzuweisen. Der Islamismus hingegen, dessen erzeugende und schöpferische Kraft so bald verlöschen mußte, stand auf dem Gipfelpunkte seiner Macht. Zu Bagdad und Samarkand erhoben sich Universitäten. Gelehrte wurden mit großen Summen aus allen Theilen der Welt berufen, man überhäufte sie mit Ehrenbezeigungen und gab ihnen die unabhängigste Existenz. Im Occident standen nur noch die kleinen Höfe der Provence und Navarras mühsam aufrecht; sie waren wie Festungen, wo das niedergeschlagene Spanien bis zu seinem ruhmvollen Erwachen schlummerte. Rund herum herrschte berauschender Luxus, mit allen Reizen milder Civilisation und Cultur, die sich nach und nach über ganz Europa ausbreitete. Alle Europäer, die Lust zu Wissenschaft, Dichtung und Kunst hatten, zogen nach Granada, Sevilla, Cordova und Toledo an die kleinen maurischen Königshöfe; denn nicht nur die kalten Naturen des Nordens — hat V. dabei an Island und seine Poesie gedacht? — sondern auch die Bewohner des Südens wurden ergriffen und berauscht von der lebendigen und im hundertfachen Farbenschimmer glänzenden Dichtung aus der brennenden Zone. Aber auch Astronomie, Astrologie und Magie studirten die Europäer bei den Mauren. Ihr großer Ruf, ihre Tiefe und Gelehrsamkeit in den geheimen Wissenschaften zog unter Andern auch den christlichen Mönch Aurillac nach Cordova, der vorher das canonische Recht in Paris studirt hatte. Er wurde von den Mauren in ihre magischen Mysterien eingeweiht, ward Abt von Robio und hernach Papst unter dem Namen Sylvester II. Man machte damals selbst ein Märchen in arabischem Geschmack auf ihn, in dem sich die Furcht der christlichen Geistlichkeit vor seiner Seele zeigt. Sie betrachteten die ihm von mohammedanischen Doctoren gelehrten Wissenschaften als die Ursachen seines Todes und seiner ewigen Verdammung. Es kann doch als eine Merkwürdigkeit angeführt werden, daß die katholische Welt einen Papst aus sarazenischer Schule erhielt.

Die provençalische Dichtkunst nahm das Meiste von der arabischen und stellte sich dadurch der lateinischen scharf entgegen. Es läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, wem wir eigentlich den Reim verdanken. In den lateinischen Versen ist er manchmal versucht worden; Andere glauben dagegen, er sei schon bei den Hebräern im Gebrauch gewesen. Weiter fragt sichs: stammen die Feen aus Frankreich? Sind sie nicht vielmehr Schwestern der orientalischen Huris und Djmen? Mehre Allegorien der provençalischen Dichter sind offenbar in Asien entstanden. Gewöhnlich nennt man diese frivol und schlüpfrig. Wir besitzen aber auch Todtengesänge voll Gefühl und religiöser Trauer von ihnen. Mit dem Reim und den prosodischen Formen legten sie sich mächtige Fesseln an, und

doch trugen sie sie mit Leichtigkeit und Anmuth. Dies sollten doch unsere heutigen Dichter nicht vergessen, wenn sie sich so sehr über das Beengende des Reims beklagen. Woher aber erhielt die provençalische Poesie ihre Feierlichkeit und ihre freie Bewegung? Lediglich von den Arabern, deren Reichthum, deren abenteuerlicher und kühner Geist, deren Bildung und Künste, sowie ihre Höfe gar mächtig auf die romanische Poesie gewirkt haben. 17.

Aus Italien.

Die jetzt in Frankreich so lebhaft besprochenen, mittels des Erdbohrers zu Tage geförderten Springquellen (die artesischen Brunnen) haben in Italien ebenso lebhaftes Interesse der Männer vom Fache angeregt als in andern Ländern. Prof. Hyacinth Carena, der Secretair der physisch-mathematischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften zu Turin, widmete schon im J. 1811 den Mitteln, wasserarmen Gegenden dies erste Lebensbedürfniß zu verschaffen, allgemein als nützlich anerkannte Untersuchungen. Eine Schrift, die er damals unter dem Titel: „Réservoirs artificiels, ou la manière de retenir l'eau de pluie", zu Turin herausgab, fand so willkommene Aufnahme, daß sie bald erschöpft war. Stets mit dem Gegenstande beschäftigt, läßt jetzt Prof. Carena die Abhandlung reichlich vermehrt und italienisch unter dem Titel: „Servatoj artificiali d'acque piovane pel regolato innaffiamento delle compagne prive d'acque correnti, giuntavi un appendice sui pozzi artesiani o saglienti" (Turin, 1829, 8.), erscheinen, und seine Vorschläge, künstliche Teiche zu bilden, finden die lebhafte Zustimmung der einsichtigen Agronomen und Physiker, die sich in der „Bibl. ital." zu Zeiten vernehmen lassen. Aber als irrig wird dort seine Berechnung bestritten, der zufolge die Menge des jährlich fallenden Regenwassers und Schnees, sorgfältig vertheilt, für den Pflanzenwuchs ausreichen müßte. Die Durchschnittshöhe des Schnees in Turin beträgt 4,02 Meter; aber, in Wasser aufgelöst, gibt er nur die Hälfte. Seit mehren Jahren hält man in Mailand, nach einer Anordnung des städtischen Gemeinderaths, um einen Maßstab für die Verpachtung der Straßenreinigung zu haben, an 3 Stellen der Stadt genaue Register über die Masse und das Gewicht des Schnees, das in jedem Winter auf den Flächenraum eines Quadratmeters fällt. Aus diesen Beobachtungen ergab sich, daß die Dichtigkeit der Schneemasse sehr abweichend war, doch stets zwischen den Grenzen von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{8}$ der Wassermasse sich innehielt. Die mittlere Menge des so gewonnenen Wassers würde für den Quadratmeter 0,134 betragen, und folglich könne man annehmen, daß in Wasser aufgelöster Schnee sich ungefähr auf den 7. Theil seiner frühern Höhe vermindere. Die artesianischen Brunnen, zu denen Carena später sich wendet, haben ihren Namen bekanntlich von der Provinz Artois, wo sie seit undenklich langer Zeit im Gebrauche sind. Wissenschaftlich beschrieben wurden sie zuerst durch Belidor im J. 1729 in seiner „Science des ingénieurs". Eine ähnliche Art von Brunnen sind im Modenesischen von gleich alter Zeit her im Gebrauche. Auch dort beruht ihre Ausführbarkeit auf der eigenthümlichen Schichtung des Bodens. Cassini gab über sie im J. 1671 schon der französischen Akademie der Wissenschaften Nachricht; und ein halbes Jahrhundert später beschrieb sie Ramazzini in einer Abhandlung: „De fontium Mutinensium admiranda scaturigine" (Genf, 1717). Das Verfahren bei diesen scheint kostspieliger, da erst ein 25 Fuß tiefer Brunnen bis auf eine feste Thonschicht gegraben werden muß, ehe man den Bohrer gebraucht. Das Werk von Garnier, das im J. 1821 zu Paris den Preis der Aufmunterungsgesellschaft erhielt, im J. 1822 auf Kosten des Ministeriums des Innern in 2000 Exemplaren gedruckt und vertheilt ward, und die neue vermehrte Auflage von 1826 („Traité sur les puits artésiens ou sur les différentes espèces de terrains dans lesquels on doit rechercher des eaux souterraines", Paris, Bachelier, 4.), endlich der durch Publicität für alles Gemeinnützige geweckte Sinn unserer Zeitgenossen und die harten Winter haben den artesischen Brunnen so lebhafte Besprechungen erworben. 35.

Wanderungen durch die rhätischen Alpen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Theils des schweizerischen Hochlandes und seiner Bewohner. Mit einem Straßenriß. Zürich, Orell. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Inhalt dieses Buchs zerfällt in folgende Abschnitte: 1. An einen Freund, der sich mir zum Reisegefährten anbietet; 2. Der Einwohner; 3. Der Rhein; 4. Meinungskampf; 5. Widersprüche; 6. Straßenbau; 7. Der Bergübergang (Wintersturm); 8. Der Bergübergang (Winterhelle); 9. Nationalreichthum, Gewerbe; 10. Der Gang ins Paradies; 11. Für Reiselustige; 12. Die Stadt Chur; 13. Fragmente aus meinem Tagebuche; 14. Schluß, Noten und Erläuterungen. Eine genaue Reisekarte oder Straßenriß, von Chur bis Bellinzona ist angehängt. Von diesen „Wanderungen" dem Leser ein nur etwas anschaulicheres Bild zu geben, als es durch Mittheilung der obigen Capitel geschehen ist, dürfte schwierig sein; denn die Reise ist so bruchstückweis behandelt und dabei von so mannichfaltigen, weder zur Sache gehörigen Raisonnements noch sonst irgend interessanten Betrachtungen durchwebt, daß man uns die Mühe gern erlassen wird. Wir halten die „Notizen und Rathschläge für Reisende, welche sich der graubündner Alpenstraße bedienen wollen" für das Brauchbarste darin und wollen sie Jedem empfehlen, der ihrer bedürftig sein möchte. 49.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 71. —— 12. März 1830.

Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande. Von K. Vollgraff. Erster bis vierter Theil.

(Beschluß aus Nr. 70.)

Hr. V. sieht wol voraus, daß ihm sein den Bannfluch der Staatsunfähigkeit gegen seine Zeit- und Stammesgenossen herabschleuderndes Paradoxon werde bestritten werden. Er beleuchtet daher diejenigen Einwendungen, die dagegen etwa erhoben werden möchten, und sagt in dem Betreff:

Wenn ein 300jähriges Anpreisen des Staats die modernen Abendländer nicht dafür befähigt hat, nicht vermocht hat, sie dem Familienleben zu entfremden, so wird es nun auch nicht im 19. Jahrhundert geschehen. Nur wolle man wohl Begeisterung und politisch-literarische Abenteuerlichkeit von Befähigung sondern. Begeistert worden für den Staat oder die Republiken sind allerdings durch die philosophisch-abenteuerlichen Schriften des 18. Jahrhunderts Viele, selbst Fürsten, Adelige und Geistliche (denn man lebte ja nun einmal in der Periode der politischen Abenteuerlichkeit); aber daß sie dessen nicht fähig oder damit und dadurch nicht auch zugleich dazu befähigt worden seien, das zeigte sich erst beim Ausbruche der französischen Revolution, wo der Adel lieber die schöne Heimath verließ, als sich solchen staatlichen Neuerungen, wie Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, zu unterwerfen, und zeigt sich jetzt in ganz Europa durch das durchgängig laue Interesse an dem Staatswohl. Ja, selbst auch nicht ein Einziger von allen den Philosophen und Gelehrten, die den Staat angepriesen hatten, würde, nach unserer festen Ueberzeugung, fähig gewesen sein, die Pflichten eines griechischen und römischen Staatsbürgers zu erfüllen, trotz dem, daß ihnen und Vielen ihrer Anhänger, sowie dem Adel überhaupt, Zeit und Vermögen dazu nicht fehlten, und ihre Landgüter ebensowie die der Griechen und Römer durch Leibeigne gebaut wurden und noch werden. Waren doch schon bei Griechen und Römern die bloßen speculativen Philosophen schlechte, untaugliche Staatsbürger, geschweige im modernen Abendlande, wo man Ideale ausführen wollte, worüber selbst die staatsfähigen Griechen lachten, weil Plato eben nur das Ideal der griechischen Sittlichkeit aufgefaßt hatte.

Aus der angeblichen Staatsunfähigkeit der modernen Völker zieht Hr. V. noch mehre andere Schlüsse, die, gleich den Prämissen, für ebenso viel Paradoxien gelten dürften. Wir führen noch einige derselben an. Um darzuthun, eben diese Völker hätten weder Vaterland noch Geschichte, argumentirt der Verf., wie folgt:

Der sittliche Mensch befindet sich natürlich auch nur in einer sittlichen Gemeinschaft wohl, sie gibt ihm allein ein Vaterland, d. h., in ihr finden sich allein die Institute, welche zusammen ein Vaterland constituiren, sie sind die mächtigen Magnete, welche ihn daran fesseln. Ein Gartenbaum gedeiht nur im Freien. Familienvölker haben nur eine Heimath in ihrer Familie, bewohnen diese nun einen Palast oder ein Zelt, gehöre ihr ein ganzes Land oder $\frac{1}{24}$ eines Nußbaums. Ein Blumentopf kann täglich seinen Platz wechseln. Ubi bene ibi patria. Der Familienlose steht hier ganz allein und verlassen. Indem nur sittliche gemeinsame Bestrebungen einer pragmatischen Darstellung fähig und werth sind, so haben auch nur Staaten eine Geschichte.... Familienvölker haben nur Familienchroniken, Biographien und Memoires Einzelner, und aus diesen läßt sich keine Geschichte zusammenschreiben, denn egoistisch-sonderthümliche Bestrebungen ermangeln eines letzten höhern, gemeinsamen oder sittlichen Zielpunktes.... Nur da, wo der Geschichtschreiber zuletzt ein schönes erhabenes Resultat zu bieten hat, die Blüten und Früchte nachweisen kann, welche Zweck und Ziel des Volks waren, dessen Geschichte er schreibt, nur da läßt sich ein Plan fassen und eine Geschichte schreiben, da ist es gar keine Kunst, sie zu schreiben, denn der Stoff krystallisirt sich unter der Feder von selbst zu einer schönen Form. Gerade Die, von denen man seither behauptet hat, sie hätten dennoch solche Kunstwerke geliefert, z. B. Hume, Gibbon, Robertson, Schlözer, Joh. v. Müller u. A., haben die Thatsachen entstellt, indem sie solche entweder in einem schönern oder häßlichern Lichte dargestellt haben, als sie es wirklich sind; sie haben uns also keinen getreuen Bericht von den Begebenheiten geliefert, sondern nur erzählt, wie und in welchem Lichte sie ihnen erschienen sind.

Endlich will auch noch der Verf. das Wort Staat, insofern es den Begriff, welchen Griechen mit πολις, Römer mit respublica verknüpften, wiedergeben soll, aus der politischen Terminologie der Neuern mit allen seinen Compositionen gänzlich ausgemerzt und demselben das Wort Stat substituirt wissen. Es lasse sich, heißt es in dieser Beziehung, kein passenderer, vagerer Ausdruck für den vagen subjectiv kittlosen Zustand der modernen Sach- und Personenverhältnisse in den einzelnen Landen u. s. w. finden als eben das Wort Zustand, Stand oder Stat, denn es passe gerade wie das römische respublica für alle antike Gemeinwesen, so und in derselben Maße für alle mögliche moderne Beherrschungs-, Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse oder Zustände und Formen, sodaß es denn auch dem Worte Statistik (Staten-Kunde) zum Grunde liege u. s. w. Hatte nun Hr. V. in den 3 ersten Theilen seines Werkes die modernen Völker nur in ihrer Staatsunfähigkeit geschil-

dert, so betrachtet er sie in dem 4. Theile dagegen in ihrer Stats-Rechtsfähigkeit. Dort legte er einen fremden höhern Maßstab an, verglich sie mit Griechen und Römern, hier dagegen wird er insofern ihr Vertheidiger, als er sie nach ihrem eignen Maßstabe bemißt. Vornehmlich interessant bedünkten uns die §§., worin es sich von dem innern Verfassungswesen der Neuern handelt. Waren ihnen auch Staatsverfassungen, wie sie nur das Alterthum kannte, von jeher fremd, so hatten sie dennoch, namentlich die germanischen Völker, zu allen Zeiten, vor und nach ihrer Einwanderung in das versunkene Römerreich, Rechtsverfassungen, d. h., „durch Volkscharakter, Lebensweise und eigenthümliche Beherrschungsformen bedingte und durch Gebrauch und Gewohnheit successiv festgestellte Rechte und Pflichten zwischen Schutzherren und Beschützten". Der Verf. schildert die verschiedenen Wandlungen, welche eben dieses Verfassungswesen bis zum Sturze Napoleons erfuhr, womit, wie er sagt, eine neue Epoche für dasselbe begann, die er wie folgt skizzirt.

Noch ehe der Riese gestürzt war, führte namentlich Oestreich in seinen Kriegsmanifesten und Aufrufen (1809) an das deutsche Volk eine Sprache zu diesem und seinen eignen Unterthanen, die bis dahin nicht gehört worden war, sodaß nichts reizender sein konnte als die Aussicht auf den Zustand, den man in jenen Proclamationen vor Augen stellte, wenn nur erst das französische Joch wieder abgeschüttelt sein werde. Noch viel versprechender erschienen, ohne es für die Völker wirklich zu sein (denn sie war mehr an die Fürsten als an die Völker Deutschlands gerichtet), die Proclamation des Fürsten Kutusow im Namen Rußlands und Preußens aus Kalisch, vom 25. März (13. a. St.) 1813. Dazu genommen die Sprache, in der man aus den höhern Ständen Freiwillige zum Kampfe aufrief, und die Aufmunterungen und Belobungen, welche man phantastischen Zeitungsschreibern ertheilte, die dann von einem Auferstehen der germanischen Völker, und Gott weiß von was sonst, träumten; kurz, alles Dieses zusammengenommen ließ wenigstens darüber keinen Zweifel, daß die aufgerufenen Völker auch ein Wort wenigstens mitzusprechen haben sollten, wenn der Riese gestürzt sein würde. Er stürzte, und der pariser Friede verlegte den großen Berathungs- und Reconstructionscongreß nach Wien. Natürlich blickte ganz Europa, besonders aber Deutschland, mit gespannter Neugierde auf diesen Congreß, der so viel Versprochenes realisiren sollte, und noch natürlicher fehlte es nicht an berufenen und unberufenen Schriftstellern, welche gleichsam im Namen Deutschlands den Congreß, die Souveraine und die Minister mit wunderlichen, abenteuerlichen Vorschlägen und Entwürfen überschwemmten und erdrückten, gleichsam als sei die moderne Welt durch eine Art von Transfusionsoperation während des letzten Krieges in eine sittlich-antike verwandelt worden. Souveraine und Minister brachten nun unstreitig ebenwol, wenn nicht so phantastische, doch freudige und deshalb liberale An- und Absichten mit auf den Congreß, die aber leider sofort ins Stocken geriethen, als sich der bekannte Zwist wegen Polen und Sachsen erhob, der nur dadurch gehoben wurde, daß Napoleon unerwartet, wie einst die Normannen zur Zeit der Zwiste unter den Karolingern, durch seine Landung die Streitenden versöhnte und einte und so dem Congresse neues Leben gab. Schon hatte aber das Zögern des Congresses, die Erwartungen der Völker oder doch ihrer Wortführer nur in etwas zu befriedigen, auch diese misvergnügt und mistrauisch gemacht. Diese beiderseitige Verstimmung wirkte auf den in aller Eile noch geschlossenen oder eigentlich nur skizzirten deutschen Bund (so wacker auch im Anfange des Congresses für Deutschlands Völkerrechte fast von allen deutschen Fürsten gesprochen worden war) und die allgemeine wiener Congreßacte zurück. Beide Urkunden stellten gerade Das, was die Völkerinteressen so nahe anging, weiterer Erwägung anheim. Man nahm nur den nackten Art. 13 in die Bundesacte auf, statt ihn, wie früher beabsichtigt, auszuführen. Ehe man jedoch noch dazu kommen konnte (denn bis 1817 hatte man es noch immer mit Länderaustauschungen und Arrondirungen zu thun), wurde die Sprache der Volksschreiber und Volksthümler, ohne und mit sogenannten altdeutschen Haaren und Röcken, ungestüm und minder ehrerbietig (1816—19), sodaß diese allererst ernstliche Bedenklichkeiten auf Seiten der Cabinete über die Qualität und Quantität des Versprochenen entstehen ließ. Für Deutschland beriethen sich die Minister deshalb zu Karlsbad im Sommer 1819, und am 15. Mai 1820 erfolgte in der wiener Schlußacte sowol die weitere Ausarbeitung der deutschen Bundesacte, als auch die Antwort auf die Frage, wer in Verfassungsangelegenheiten das letzte Wort habe, namentlich daß die Unterthanen ihren Fürsten neue Verfassungen nicht abtrotzen und noch weniger sie so beschränken könnten, daß letztere verhindert würden, die Rechte und Pflichten souverainer deutscher Bundesmitglieder zu erfüllen. Gleiche Entscheidungen erfolgten wegen Neapel, Sardinien und Spanien auf den Congressen zu Laibach und Verona; auch entfernte man die Diplomaten, welche in ihren Noten und Vorträgen zu viel Antikes einfließen ließen oder sich unpassenderweise in ihrer Stellung als liberale Doctrinnairs zeigten. So wurde denn die auf einige Zeit unsichtbar gewordene alte Opposition (zwischen freistatlichen und patrimonialen Grundsätzen) sichtbar wiederhergestellt und tritt im Leben und in der Literatur jetzt fast noch offener zu Tage als früher. Man discutirt nicht mehr, sondern disputirt.

Wir haben diesen etwas langen §. fast wörtlich abgeschrieben, weil sich daraus, unsers Bedünkens, des Verfassers Ansichten und subjective Tendenzen auf unzweifelhafte Weise erkennen lassen. Wir wollen dabei nicht verhehlen, daß wir selbst früherhin und bei Durchgehung der 3 ersten Theile den Hrn. V. verdächtigten, er möchte mit seiner ohnedies so gewagten Lehre von der Staatsunfähigkeit der Neuern die Nebenabsicht verknüpfen, dem absoluten Monarchenthum vorzugsweise hier das Wort zu reden. Der 4. Theil hat ihn jedoch in unsern Augen diesfalls gerechtfertigt; auch dürfte, glauben wir, der angeführte §. vollkommen hinreichen, um die Leser dieser Blätter von den wahren Strebnissen des Verfs. die Ueberzeugung zu geben. Wir schließen demnach hiermit unsern Bericht über die seither erschienene erste Hälfte des Vollgraff'schen Werks, nur noch in Kürze bemerkend, daß, nach des Verfs. Plane, die 3 folgenden Theile die Hauptzweige der Staatsverwaltung umfassen werden, in dem letzten oder 8. Theile aber der Contrast zwischen antiker und moderner Politik dargestellt werden soll. 27.

Romanenliteratur.

1. Zeichnungen aus dem Gemüthsleben. Von Henriette von Hohenhausen. Rinteln, Osterwald. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Gemüth läßt sich in ungebundener und, wie es ihm lieb ist, auch in gebundener Rede vernehmen. Es geschieht

dies mit Leichtigkeit; indeß, wenn einer der vielen Leser, welche die Gewohnheit haben, Verse in den Zeitschriften zu überschlagen, es hier, dem Schlendrian zufolge, auch thut, braucht er es nicht zu bereuen, am wenigsten bei dem „Charaden- und Räthselstrauß". Der Gebissene scheut die Flüssigkeit, und wenn sie noch so parfumirt und von Zucker gesättigt wäre.

Eine gesunde Sittenlehre, unüberwältigt von überzarter Sentimentalität, ein zierlicher Erzählungston gewinnen den Erzählungen Zuneigung; man erblickt die alten wohlbekannten Materialien, scheinloses Verdienst, dem der Flitter vorgezogen wird, merkwürdige Folgen eines zerbrochenen Rades, und dadurch nothgedrungenes Verweilen von Reisenden und dergl. recht gern wieder in so angenehmer Form, die am ansprechendsten in „Das Stübchen im Gasthofe" und „Die übereilte Scheidung" hervortritt. Wäre Schreibfähigkeit immer mit Schreibluſt verbunden, wie viel Tage auf dem Rheine hätten wir nicht; denn wer ist nicht Alles auf dem mächtigen Flusse gefahren, hat anempfunden, seinen Geist in witzigen, kenntnißreichen, und wer weiß was alles für Bemerkungen ausstralen lassen, ist bewundert worden, hat zärtlichst Freunde umarmt u. s. w. Doch vielleicht erweckt das Fragment Nacheiferung; nur der Träge oder der überaus Bescheidene kann sich dadurch abhalten lassen, sein Talent als Reisebeschreiber zu versuchen.

2. Neuere Phantasiegemälde, von Fr. Peran. Leer, Bogler. 1829. 8. 16 Gr.

Das Irrereden der Kranken, bei dem öfters gar keine Einbildungskraft, blos ein seltsames Zusammensetzen von Vorfällen, Erlebnissen und abgerissenen Ideen zu spüren ist, pflegt man Phantasien zu nennen; warum sollte es denn nicht auch Gesunden erlaubt sein, ihre Zusammenschmelzungen von Gelesenem, entstanden ohne Phantasie, nach ihr zu benennen? Der Unterschied der beiden Arten von Phantasien besteht darin, daß in der des Schriftstellers Methode, Verbindung und Bewußtsein ist, und, statt daß der Kranke seine Phantasien für Wirklichkeit hält, jener die Beweise seines Gedächtnisses und des guten Leimes, der die Späne zusammenhält, für Phantasie erklärt.

3. Gesammelte poetische und prosaische Schriften von Wilhelm Scheerer. In 3 Theilen. Erster Theil, enthaltend: Johanna Stegen, oder: Die Jungfrau von Lüneburg, ein großes bürgerlich-militairisches Nationalschauspiel in 3 Akten, mit Kriegsgesängen und Chören. Zweiter Theil: Balsaminen und Schneeglöcklein, oder Erzählungen für heitere und ernste Stunden. Dritter Theil: Moll- und Durklänge aus Zeit und Leben. Berlin, Krause. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dem beschränkten, mittelmäßigen Kopf gefällt auch das Gleiche; er hat sowol wie der außerordentliche Ansprüche auf eine ihm angemessene Unterhaltung zu machen, und die werden ihm die Erzählungen im 2. Theile geben. Sie besitzen manche hübsche negative Tugend, sind nicht überspannt und geziert, nicht unsittlich, nicht gedehnt und lesen sich frisch hinter einander weg. Mit den rhythmischen „Moll- und Durklängen" ist es schon schlimmer; wer seine Foderungen auch noch so billig stellt, wird doch die Mollaccorde hölzern, kalt und flach finden, und die Durtöne werden ihm ohne Heiterkeit und Anmuth ins Ohr klingen. Wie es um die Melodie dieser Lieder steht, mag ein Pröbchen zeigen; ein Vers, der nicht der einzige seiner Art ist: „Wenn zum Beispiel lieb Frauchen ausgehen will, Und plötzlich am Tisch oder Stuhl steht still". Der unerfahrenste Neuling im theatralischen Fach wird das vaterländische Schauspiel nicht für bühnengerecht, und nur wer im Freiheitskriege mit bei Lüneburg focht, es für lesbar halten. Die Jungfrau, welche den freiwilligen Jägern mitten im Kugelregen Patronen zutrug und ihnen dadurch den Sieg gewinnen half, sagt am Schlusse recht naiv, als General von Dören ihr einen Gatten unter seinen Jägern anbietet: „Die Wahl traf ich bereits, kehrt er zurück. — Geschieht es nicht, wähl' ich mir einen Andern; denn leicht ist ja die Wahl aus vielen Tapfern". — „So recht (erwidert der General)! So muß die zarte Jungfrau sprechen!"

4. Salathiel, oder Memoiren des ewigen Juden. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kaiser. 4 Bände. Leipzig, Taubert. 1829. 8. 4 Thlr.

5. Der ewige Jude. Eine historische Novelle der Vorzeit. Herausgegeben von Ludwig Storch. Nach dem Englischen. 3 Theile. Stuttgart, Franckh. 1829. 12. 4 Thlr. 6 Gr.

Ahasverus, hier Salathiel genannt, der nie alternde, nie lachende, noch weinende, der ewig wandernde, erzählt uns mit Verstand, lebhafter Anschauungskraft, und zuweilen mit hinreißender Beredtsamkeit, was sich an Wundererscheinungen nach Christi Leiden und Sterben in und um Jerusalem begab; er berichtet uns von den Spaltungen der Juden, ihren Versuchen, das römische Joch abzuschütteln, und macht uns zu Augenzeugen von Belagerungen und Schlachten und gottesdienstlichen Gebräuchen. Wir begleiten den ewigen Juden, den fanatischen Priester, Häuptling des Stammes Naphthali und rastlosen Kämpfer für sein Vaterland, in das Innere der Häuser, zu den Arabern der Wüste, nach Rom, zu den Spielen im Circus, in die Gemächer Nero's und zu dem Brand der Weltstadt: ein Glanzpunkt der Geschichte im Betreff der Meisterschaft im Beschreiben. Wir sehen ihn in Banden, in dringender Lebensgefahr, auf dem Meere, unter Räubern, falschen Anklägern, auf allerlei Weise, aus welcher er durch Geistesgegenwart oder ohne sein Zuthun errettet wird. Nach der Zerstörung Jerusalems unter Titus beurlaubt er sich von uns, in einer kurzen Nachrede uns versichernd, daß er noch lebe, und daß Alles, was man von ihm gefabelt, eitel Lug und Trug sei. Daß er den christlichen Glauben angenommen, wird eher widersprochen als angedeutet; ja, er zeigt sich als einen Christenverfolger, sagt auch gar nicht, von wem die Stimme: Du sollst bleiben, bis ich wiederkomme, getönt, und man würde über die ganze Legende im Dunkel schweben, wenn sie nicht schon vorher uns bekannt geworden. Salathiel ist der echte Israelit, in jedem Sinne feurig, klug, unerschrocken, von streng sittlichem Wandel, ein zärtlicher Gatte und Vater, eifrig in seinem Glauben und dem Ceremoniendienst, aber auch verfolgungssüchtig, verzagt und verstockt. Er hält sein Volk dergestalt für das auserwählte, jedes andere in jedem Betracht übertreffend, daß er sogar an Kunstsinn und Kunstvermögen es über die Griechen erhebt und der festen Ueberzeugung ist, daß das Verhältniß der Frauen zu den Männern, zur Gesellschaft, wie es bei den Hebräern sich gestaltete, das einzig beglückende für das Weib ist.

Was ihm bis zum Schluß des Buchs begegnet, ist zwar wunderlich, aber nicht wunderbar, es konnte einem Ungeseiten begegnen. An seiner Unsterblichkeit scheint er zu zweifeln, denn er zittert mehr wie einmal für sein Leben; auch seine Rastlosigkeit ist nicht vorhanden. Vielleicht hat der Uebersetzer Storch Recht, wenn er meint, daß es gerathener gewesen, zum Träger der Geschichte, die uns merkwürdige Zeiten und Personen abschildern will, nicht den ewigen Juden, sondern „einen Menschen wie andere, der nicht durch jenen Fluch zum gespenstischen Wesen umgeschaffen", gewählt zu haben. Storch sowol wie Kaiser thaten ihre Schuldigkeit als Uebersetzer, und es möchte schwer sein, zu entscheiden, welchem von Beiden der Vorrang gebühre. Hat der Eine eine Stelle fließender, bestimmender wie der Zweite wiedergegeben, so überflügelt ihn dieser bei nächster Gelegenheit; grobe Fehler kommen bei Beiden nicht vor, und für kleine Nachlässigkeiten steht das Züngelchen der Wage inne. Beide geben eine Erläuterung des historischen Romans im Allge-

meinen, und von diesem insbesondere, ohne jedoch die seltsame Art, wie der Selbstbiograph sich einführt, auch nur flüchtig zu berühren. 84.

England und Frankreich.

Als sich 1815 die Verbindung zwischen beiden Nationen mehr als jemals eröffnete, entstand in Frankreich, wie früher in Deutschland, plötzlich eine ungemessene Bewunderung für Alles, was englisch war, und in diesem Modefieber wurde Alles ohne Ausnahme was von daher kam als mit einem seltenen Grade von Trefflichkeit bezeichnet. Seitdem haben ein langer Friede und häufige Reisen von beiden Nationen etwas mehr Aufklärung in diesem Punkte verschafft. Bei den Engländern ist denn doch nach und nach der Gedanke entstanden, daß es auf dem Continente wol noch etwas zu lernen für sie gebe, und bei den Franzosen hat, Dank den Bemühungen der Engländer selbst, der Bewunderungstaumel ebenso nachgelassen als bei uns. Indem man ihre Institutionen genauer und mehr in der Nähe betrachtete und die Vortheile und Nachtheile derselben, sowie des britischen Festhaltens am Alten ruhiger erwog, mußte man finden, daß man jenen gepriesenen Insulanern denn doch in mehren Punkten voranstand, und es ist jetzt kein unbemerkenswerthes Phänomen, zu beobachten, wie weit England mit all seinem Stolz und Dünkel in so vielen Dingen zurück ist. Während sich in Frankreich z. B. der Volksgeist immer mehr entwickelt und vorwärts schreitet in jugendlicher Kraft, hängt er in England an veralteten Institutionen, und das Beginnen, ihn anderwärts auf dieselbe Stufe zu stellen, würde ein wahrer Rückschritt sein, vor dem, wenn er möglich wäre, Gott bewahren möge. Vorzüglich zeigt sich aber bei den Militaireinrichtungen jener Insel, wie wenig die Briten mit andern Ländern gleichen Schritt gehalten haben. Die mit Geld geworbnen Armeen Englands bestanden bisher aus einer Masse, ähnlich der, welche sonst Preußens Heere bildete, ohne daß das Offiziercorps die Vorzüge von jenem hatte. Bekanntlich werden in England die Offizierstellen gekauft, und man kann fast sagen, in der Regel als Brevets zum Müssiggange angesehen. Nothwendig wurde hierdurch das Garnisonleben auf eine nichts weniger als achtungswerthe Stufe gestellt, und Rohheit, Unwissenheit und Brutalität waren charakteristische Züge. Fast in allen Ländern des Continents findet man Militairschulen zur Bildung eines guten Stammes von Offizieren; England hatte bis auf neuere Zeit dergleichen nicht. Das Collegium zu Woolwich existirt noch nicht gar zu lange, und die neuen Einrichtungen zu Farnham und Sandhurst sind noch weit entfernt, sowol durch ihre Einrichtung als die Zahl der aufzunehmenden Eleven, dem Bedürfnisse zu genügen. Indeß ist dadurch doch ein Anstoß gegeben und das Verlangen nach Vervollkommnung in diesem Zweige geweckt. Die englische Literatur hatte wenig oder gar nichts von Werken über Strategie, und in Betreff der Fortification war man auf schlechte Zusammenstellungen oder auf das Studium der Werke von Ausländern gewiesen, von denen es übrigens keine Uebersetzungen gab, und die somit einem großen Theile des Militairs aus Mangel an Sprachkenntniß unzugänglich blieben. Dieser Mangel an Bildung zeigte sich recht auffallend in dem Umstande, daß der gekrönte Poet Southey die Geschichte des Krieges auf der spanischen Halbinsel schreiben mußte, sowie in den wenigen Memoiren, die man von britischen Offizieren selbst über diesen Krieg hat, und die fast alle dürftig, beschränkt und einseitig sind. Neuerdings ist nun auch in diesem Punkt eine Anregung geschehen, die erfreuliche Folgen verspricht; wir meinen das bei Longman in London erschienene „Military dictionary" von James, und die ebendaselbst herausgekommene „Military library", beides Unternehmungen, die von einem achtungswerthen Streben, nicht ferner zurückzubleiben, zeugen. 9.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Herausgegeben von Johann Gottfried Sommer. Achter Jahrgang. Mit Kupfern. Prag, Calve. 1830. Gr. 12. 2 Thlr.

Auch bei diesem Jahrgang ist der verdienstlichste Theil die Einleitung, die allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen enthaltend. Wir lernen daraus nicht nur die rastlos fortschreitenden Bemühungen großer Unternehmer, sondern auch mancher weniger bekannten kennen, da der Verf. die englischen und französischen Zeitschriften benutzt hat. Den Anfang machen Nachrichten von dem trefflichen unglücklichen Clapperton, dessen Bildniß, ausgezeichnet trefflich in Stahl gestochen, den Titel dieses Taschenbuchs ziert. Zunächst ihm, wird August Caillé's, eines jungen Franzosen, erwähnt, dem es im Jahr 1828 wirklich glückte, Timbuktu zu erreichen. Hierauf folgt der jüngere Champollion über Aegypten. Der große Tempel von Ipsambul in Nubien zeigte ihm Riesenarbeiten. Die Vorderseite z. B. ist mit sitzenden Kolossen geschmückt, deren jeder nicht weniger als 61 F. hoch ist! Rifaut, Linant machen den Beschluß. Südafrika und Madagaskar bieten nicht minder interessante Nachrichten. Wem werden nicht die schon bekannten Erzählungen unsers Landsmanns Hilsenberg beim König Radama auf Madagaskar erfreuen?

Für Amerika verdienen die physisch-geographischen Entdeckungen Pentland's in Oberperu, oder dem heutigen Bolivia, die meiste Aufmerksamkeit. Er soll einer der gelehrtesten und talentvollsten Reisenden sein, der je die Tropen besucht hat. Von der neuesten Nordpolexpedition unter Capitain Roß, den Parry's junger Neffe begleitet, erwarten wir erst noch die weitern Resultate. Auch die neue Ansiedelung am Schwanenfluß auf der Westküste von Neuholland, die sich das Mutterland sehr angelegen sein läßt, erregt große Erwartungen, weil sie als eine Niederlassung für freie Ansiedler, zumal die Verarmten des Mutterlandes, bezweckt wird.

Als einzelne Aufsätze finden sich: 1. „Bischof Heber's Reise durch Vorderindien". Die Stadt Lucknow in Indien soll große Aehnlichkeit mit Dresden haben. 2. „Die britisch-ostindische Insel Singapore". 3. „Streifzüge durch Irland". Aus einem nicht sehr bekannten Buche: „Sketches in Ireland", von einem Ungenannten in Dublin. Eine anziehende Reisebeschreibung, an W. Scott's Darstellungen erinnernd. In der Provinz Ulster, im entfernten Hochland Donegal, Scenen dieser verwilderten, tief gesunkenen und verarmten, und doch braven Menschen, die sich immer weiter zu verbergen suchen und mistrauisch jeden Fremden für einen spionirenden Visitator halten. Von Bantry, Baltimore (Cork) seltene Nachrichten. 4. „Zur Kenntniß des heutigen Griechenlands". Meist Bekanntes, aber mit mehren feinen Kupfern geziert. 46.

Literarische Notiz.

Der Doctor Siebold, der bekanntlich auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs der Niederlande Japan bereist, hat der Asiatischen Gesellschaft zu Paris ein Werk übersendet, welches die Resultate seines 4jährigen Aufenthaltes in jenem Lande enthält, und das auf Kosten der Gesellschaft gedruckt werden wird. Der gelehrte, unermüdliche Reisende hat auch eine japanische Bibliothek von 1500 Bänden, ein zoologisches Museum von 3000 und ein botanisches von 2000 Species, sowie sein Gefährte Dr. Burges eine bedeutende mineralogische Sammlung zusammengebracht. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 72. —— 13. März 1830.

Religion und Kirche in Frankreich während der Revolution.

So unbegreiflich die politische Geschichte Frankreichs seit der französischen Revolution erscheint, wenn man die frühern Veranlassungen und Ereignisse nicht berücksichtigt, so unerklärlich bleiben die religiösen und kirchlichen Ansichten und Gesetze, im Fall man sie als eine mit der Vergangenheit ganz unverbundene Erscheinung darstellt, beurtheilt und verdammt. Eine genauere Ermittelung der Triebfedern und Ursachen wird nicht etwa die Strenge des Urtheils und der Zurechnung aufheben, sondern schärfer begründen und über alle Schuldige angemessen vertheilen. Sowie der Arzt nach den Gründen des Wahnsinnes bei jedem einzelnen Kranken fragt, um hier zu heilen, dort vorzubeugen, muß auch der Wahnsinn ganzer Völker nicht als Zufall willkürlichen Heilmitteln überwiesen, sondern in seinen Ursachen erforscht und durch tiefere Erkenntniß des Uebels getilgt werden.

Woher also kam es, daß in Frankreich während des 18. Jahrhunderts erst in Scherz und Spott, dann mit dem Ernste angeblicher Wissenschaft, endlich mit schrankenloser Wuth Kirche, Priester, Religion angegriffen und zu Boden geworfen wurden? Neben den Beweisen: es habe Leichtsinn, Eitelkeit, Hochmuth und angeborene oder angelernte Sündhaftigkeit die Führer in diese Bahn hinein und immer weiter und weiter getrieben, stehen andere nicht minder vollgültige, daß seit Franz I. die Angegriffenen keineswegs immer auf dem rechten Wege verharrten, daß sie vielmehr ihrerseits die Uebel wesentlich mit veranlaßt und herbeigeführt haben. Während jener König den deutschen Protestanten schmeichelte, ließ er die französischen verbrennen, und unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich II. steckte man den Verurtheilten (damit sie vom Scheiterhaufen herab nicht zu den Umstehenden sprechen könnten) einen Holzkloben mit solcher Gewalt in den Mund, daß beide Seiten bluteten. Auf diesem Wege erhob sich ein 30jähriger Bürger- und Religionskrieg, und das Elend Frankreichs stieg auf eine fast unglaubliche Höhe. In jeder Stadt, jedem Dorfe, ja, in jeder Familie erhob sich grausamer Zwiespalt, alle Bande des Bluts und der Natur verloren, den wilden Leidenschaften des Tages gegenüber, ihre heilsame Bedeutung, und es schien gerechtfertigt, wenn Söhne ihre Väter anklagten, und Väter gegen ihre Söhne kämpften. Wo die Hugenotten obsiegten, zerstörten sie Kirchen, Orgeln, Bilder, Altäre und Büchersammlungen, plünderten die Geistlichen und schlugen Geld aus den Kirchengeräthen; wo die Katholiken die Oberhand gewannen, tauften und trauten sie von Neuem, verbrannten die Bibeln und meinten auch das Aergste in Vollmacht eines Gesetzes begehen zu dürfen, welches der Cardinal von Lothringen erstritten hatte und jedem Einzelnen erlaubte, wider jeden Hugenotten Krieg zu beginnen, zu rauben, zu brennen, zu morden. „Es gibt", sagte der edle Kanzler Hospital, „Gesellschaften von Aufrührern und Schurken, welche Alles mit dem Mantel der Religion bedecken, aber nicht Reformirte oder Katholiken, sondern Gottesleugner sind und mit Verwerfung kirchlicher und bürgerlicher Gesetze lediglich ihrer frevelhaften Willkür nachhangen". Kaum aber darf man die Leidenschaften der Menge anklagen, wenn (ein abschreckendes Beispiel für Jahrtausende) Könige und Königinnen die verruchte Bluthochzeit anordneten, mit vorsätzlicher Lüge die Schuld Unschuldigen aufwälzten und Papst Gregor XIII. ob des Geschehenen ein Tedeum anstimmen ließ.

Noch 26 Jahre dauerte das Elend; da stellte das Gesetz von Nantes (1598) die Ruhe her, keineswegs aber die Hugenotten in ihren Rechten den Katholiken gleich. Nur als politische, mit Reichsfeinden in Verbindung tretende Partei wollte Richelieu die Reformirten nicht dulden; ihre kirchlichen und religiösen Freiheiten ließ er unangetastet. Ganz anders Ludwig XLV. Im Jahre 1666 schrieb er dem Herzoge von Beauvilliers *): „Da die Reformirten mir nicht minder treu sind als meine übrigen Unterthanen, muß man sie nicht mit geringerer Achtung und Güte behandeln, und wenn Sie an jenen etwas nicht zu Duldendes entdecken, müssen Sie sich sehr hüten, daraus eine allgemeine Angelegenheit zu machen, und nur hinsichtlich des Einzelnen die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergreifen". Bald aber entfernte sich der König von diesen richtigen Grund-

*) „Lettres de Louis XIV", II, 178.

sätzen und kam allmälig bis zur Billigung der nichtswürdigsten Grausamkeiten gegen ruhige, schuldlose Unterthanen. Zwei jesuitische Beichtväter, La Chaise und Tellier, der harte Kriegsminister Louvois und die Maintenon waren Haupttriebfedern und Gehülfen. In ihrem eigenthümlichen Zorne schrieb deshalb Ludwigs Schwägerin, die Herzogin von Orleans: „Man konnte in der Welt nicht einfältiger in der Religion sein als der König. Die alte Maintenon und der Pater La Chaise haben ihn persuadirt, daß alle Sünden, so Ihre Majestät mit der Montespan begangen, vergeben sein würden, wenn er die Reformirten plagte und wegjagte, und daß dies der Weg zum Himmel sei. Das hat der arme König fest geglaubt; denn er hat in seinem Leben kein Wort in der Bibel gelesen, und darüber ist die hiesige Persecution angegangen".

Gewiß traf die Herzogin deutscher Herkunft das Richtige *) besser als die berühmte Frau v. Sevigné, welche über das Gesetz, die Aufhebung des Edicts von Nantes betreffend, äußert: „Nichts kann schöner sein als Alles, was es enthält, und niemals hat ein König etwas Denkwürdigeres gethan oder wird etwas Denkwürdigeres thun. Die ehemaligen Kriege und die Bartholomäusnacht haben diese Sekte nur vermehrt und ihr Kraft gegeben, Ihre Maj. dagegen hat sie ganz allmälig (petit à petit) untergraben, und das neueste Gesetz, unterstützt von Dragonern und Bourdaloues, ist der letzte Gnadenstoß gewesen". Wenn zarte, wohlerzogene Frauen damals in solchen Wahnsinn geriethen, kann man den der Jakobiner von 1792 als einzig darstellen?

Wer seinen Glauben auf Befehl nicht wechseln wollte, mußte ungeheuere Geldbußen zahlen und erhielt täglich bis 100 Mann Einquartirung. Wer auf dem Todtenbette nicht das Abendmahl nach katholischer Weise nahm, verlor als Apostat seine Güter und ward auf dem Schindanger begraben; genas der Kranke, so kam er lebenslang auf die Galeeren. Die Kinder, so erfodere es das Heil der Seelen, wurden den reformirten Aeltern genommen und bei Katholiken oder in Waisenhäusern untergebracht.

Die zweite, nicht minder schreckliche Hälfte zur Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) gab 14 Jahre nachher der durch gleiche Unduldsamkeit herbeigeführte Aufstand in den Cevennen.

Noch unter Ludwig XV. im J. 1724 erging ein Gesetz des Inhalts: Protestantische Versammlungen werden mit Galeerenarbeit und Gütereinziehung, ja, selbst mit dem Tode bestraft. Wer protestantischen Geistlichen Hülfe leistet, kommt lebenslang auf die Galeeren; sie selbst werden hingerichtet. Wer einem Protestanten nach protestantischer Lehre auf dem Krankenbette Trost zuspricht, verliert seine Güter und wird für immer eingesperrt. Die oben erwähnten Bestimmungen über Nehmen des Abendmahls u. s. w. wurden bestätigt. **)

*) Tome VI, lettre 743.

**) Rambach, „Schicksal der Protestanten", I, 303—360. Desoboard's „Hist. de France", II, 68.

In den Jahren 1746—50 sind Hunderte von Personen als angebliche oder wirkliche Reformirte ihres Vermögens beraubt und auf die Galeeren geschickt worden. Dieselbe Strafe traf Jemand, weil er Andern die Melodie eines Psalmes gelehrt hatte. Alle Bibeln wurden weggenommen, Manche wegen ihres Besitzes an den Schandpfahl gestellt und protestantische Geistliche aufgehangen.

Das Alles geschah angeblich für die Religion und zu Gottes Ehren während der sittenlosesten Zeit Ludwigs XV.

Aber nicht blos gegen die Reformirten ward jenes System verwerflicher Unduldsamkeit befolgt, vielmehr finden wir auch innerhalb der katholischen Kirche, insbesondere Seitens der Jesuiten gegen die Jansenisten, alle Arten von Verfolgungen und Strafen (die Hinrichtung allein ausgenommen) mit größter Leidenschaftlichkeit zur Anwendung gebracht. Selbst Papst Clemens XI. ward durch falsche Darlegungen, oder durch Furcht vor dem mächtigen Beichtvater Tellier vermocht, die Bulle Unigenitus zu erlassen, welche die Kirche in unheilbringende Streitigkeiten verwickelte und sich weder nach Form noch Inhalt ganz rechtfertigen läßt. Unter den verdammten Sätzen stehen z. B. folgende: „Diejenigen werden unfehlbar errettet, welche Gott durch Jesum Christum erretten will. Wenn die Liebe Gottes nicht mehr in dem Herzen des Sünders regiert, so beherrscht und verdirbt fleischliche Begier nothwendig seine Handlungen. Der Gehorsam gegen das Gesetz soll aus der rechten Quelle fließen, und diese ist die Liebe. Es ist vergebens, daß man zu Gott ruft: mein Vater! sobald dies nicht im Geiste der Liebe geschieht. Wenn allein Furcht vor Strafe die Reue erzeugt, so führt diese, je heftiger sie wird, desto mehr zur Verzweiflung. Man soll sich Gott nahen nicht mit wilden Leidenschaften, oder blos vom Instinkt der Furcht getrieben wie die Thiere, sondern in Glauben und Liebe gleichwie die Kinder. Den Christen das Lesen der heil. Schrift verbieten, heißt, die Kinder des Lichts vom Lichte ausschließen. Die Furcht vor einem ungerechten Bannspruche soll uns niemals verhindern, unsere Schuldigkeit zu thun".

Diese und ähnliche Sätze heißen nun in der Bulle: falsch, verfänglich, übelklingend, fromme Ohren beleidigend, anstößig, gefährlich, verwegen, aufrührerisch, gottlos, irrig, ketzerisch u. s. w. Alle Gläubige werden bei Strafe des Bannes angewiesen, nie etwas zur Vertheidigung jener Irrthümer zu schreiben oder zu drucken; es wird ihnen verboten, über dieselben anders zu denken, als die Bulle anbefiehlt.

Nicht unnatürlich überschritten die so hart Angegriffenen nun auch ihrerseits die Grenzen gemäßigter Vertheidigung und verschmähten nicht, da ihnen, Päpsten und Bischöfen gegenüber, keine Gewaltmittel zu Gebote standen, durch die angeblichen Wunder auf dem Grabe des Abtes Paris die Menge zu locken, bis der

König den Kirchhof schließen ließ und ein Spötter die Inschrift anschlug:

De par le Roi défense à Dieu
De faire miracle en ce lieu.

Alles Dies, woran wir hier nur mit wenigen Zügen erinnern konnten, darf man nie aus den Augen verlieren, um es begreiflich zu finden, daß die Protestanten ihre katholischen Verfolger stürzen wollten, die Jansenisten einfache Einrichtungen der ersten Jahrhunderte herzustellen trachteten, und fast alle gute Köpfe Frankreichs sich zunächst nicht gegen die wahre Religion, sondern gegen die Misbräuche richteten, welche unter ihrem Namen stattfanden. Hatten Bischöfe und Beichtväter ihrem Aberglauben und ihrer Herrschsucht so viele Menschenopfer gebracht: konnten sie sich wundern, daß die früher Angegriffenen ihre neugewonnene Allmacht nun auch misbrauchten, aus der Nothwehr bald in Verfolgungssucht hineingeriethen und mit frechem Unglauben den thörichten Aberglauben bekämpfen wollten?

(Der Beschluß folgt.)

Jugendbilder und Jugendträume von Ernst Münch. Lüttich, 1829. 4. *)

Der Verf. dieser mit Aufsehen erregender Pracht vom Verleger ausgestatteten Gedichtsammlung erklärt in der Vorerinnerung bescheiden, daß ihm bei dem Publicum, welchem er seine schon früher zum Theil allerdings in typographischer Knechtsgestalt erschienenen Geisteskinder jetzt in anständiger Ausstattung übermachen will, vorzugsweise seine ältern und jüngern Freunde und Sinnverbrüderten vor Augen geschwebt haben. Ihrer Erinnerung weiht er diese Sammlung, welche auf keinen poetischen Kunstwerth Anspruch machen will, als ein Stamm- und Tagebuch aus vielen glücklichen und trüben Zeiten; als eine Gattung Memoiren des innern Wesens und Treibens eines Mannes, welcher die Tage, die Andern gewöhnlich ein wonnereicher Frühling des Lebens sind, in sturmvollem Kampfe mit einem früh einkehrenden ernstern Schicksal und mit seinem eignen Ich, und in heißem, aber aufrichtigem Ringen nach den Idealen der Menschheit zubrachte (S. VI).

Dieses Vorwort entzieht eigentlich die Sammlung der öffentlichen Kritik; denn es heißt dieselbe ganz als Manuscript für Freunde betrachten, und wirklich ist fast je das zweite der 200 Gedichte wieder einem andern Individuum zugeeignet. Indessen darf das Buch doch in den weitern Kreis deutscher Leser eingeführt und einem öffentlichen Urtheil unterworfen werden; denn wenn sich auch immerhin keine besondere poetische Individualität in diesen Productionen offenbart, so verdient es doch nicht nur wegen der durchgehend guten, biedern Gesinnung und der deutschen Begeisterung für Gott, Tugend, Unsterblichkeit, Freiheit und Vaterland, denen die Reflexionspoesie des Verfs. Lieder, Sonette, Oden, Psalmen und Hymnen widmet, sowie wegen der außerordentlichen Leichtigkeit des poetischen Vortrags Aufmerksamkeit; sondern es muß noch insbesondere als ein Füllhorn des poetischen Sprachschatzes unserer Zeit, wie er sich seit Göthe und Schiller gebildet hat, als ein wahrer, praktischer deutscher „Gradus ad Parnassum" bezeichnet werden, aus welchem von Anfängern fast für jede Form der poetischen Empfindungs- und Darstellungsweise ein Mustergedicht gefunden werden könnte. Nach Ref. Ueberzeugung, wären, wenn Poesie überhaupt erlernbar wäre, Jünglingen, die sich im Technischen üben wollen, zu diesem speciellen Zwecke solche Gedichte eher zu empfehlen als die Werke selbständiger und in hohem Grad origineller Dichter; die letztern reizen zur Nachahmung des Inhalts und verführen den Unselbständigen sehr leicht zu einer Manier, die er selbst nur allzu geneigt ist für Originalität zu halten; an Erzeugnissen aber wie die vorliegenden, die sich mehr in der gewohnten poetischen Gefühls- und Darstellungsweise bewegen und, ohne auffallende Nachahmungen zu sein, doch nur aus dem gewöhnlichen Maße poetischer Productionsfähigkeit hervorgegangen und in die altüblichen Formen gegossen sind, dabei aber die negativen Vorzüge eines geläuterten Geschmacks, fließender Versification und reiner Sprache aufzuweisen haben — an solchen Erzeugnissen ist es vorzugsweise die Form, die zur Nachbildung einladet; der Inhalt reizt und verführt nicht durch jenes fremde, wunderbare Wesen, mit welchem jede Originalpoesie dem angehenden Dichter bezaubernd und sinnverwirrend entgegentritt.

Die ebengenannten Vorzüge müssen der Mehrzahl der vorliegenden Gedichte zuerkannt werden. Es fehlt ihnen weder jene allgemeine poetische Stimmung, noch der lebendige, größtentheils schön rhythmische Vortrag, noch eine freie, gewandte Behandlung der Sprachform, noch der Geschmack, der nichts Rohes, Häßliches und Gemeines zuläßt. Man möchte den Dichter, bei viel höherm Ernste der Gesinnung, einen deutschen Ovid nennen, und wenn er nicht als Gelehrter und Geschichtschreiber hinreichende Proben prosaischer Schriftstellerkunst gegeben hätte, so wäre man, nach Ansicht dieser Gedichte, versucht, auch ihm die Worte des lateinischen Meisters in den Mund zu legen: „Quidquid conabar dicere, versus erat".

Unter die gelungensten Formen gehören die Octavreime und die Distichen, in welchen beiden Gattungen es der Dichter oft nahe bis zur technischen Vollendung, an welche wir durch einige große Sprachkünstler gewöhnt worden sind, gebracht hat. Octaven wie folgende, mit der das Gedicht: „An die Freunde" (S. 179), beginnt, lassen nichts zu vermissen übrig:

Auch Euch, die Ihr in flüchtigen Minuten
Mit manchem holden Kranze mich gekrönt,
Von denen, wenn sie längst vorüberfluten,
Noch mancher Nachhall in der Seele tönt, —
Euch unvergeßlich Theuern, Biedern, Guten,
Die Ihr mit meinem Schicksal mich versöhnt, —
Weih' dankbar ich das Leben dieser Lieder,
Und leg' es still in Euren Busen nieder.

Dieses Gedicht gehört überhaupt zu den schönern der Sammlung. Auch sämmtliche Distichen, namentlich der Cyklus von Elegien (S. 155—173) zeichnen sich, wenige Härten abgerechnet, durch sorgfältige und schwungvolle Behandlung der Sprache aus. Man höre:

Hast Du gekostet die Lust der ersten erwachenden Liebe,
O so verstehst Du das Wort, das Dir verkündet der Sang.
Lange flattert der Schmetterling mit lieblichem Leichtsinn
Jeglichem Beete wol zu, wo sich ein Blütchen erhebt.
Fröhlich wieget er sich auf des Mais balsamischem Duftmeer,
Keinem der Kelch' ergibt treu sich der flüchtige Dieb.
Und ihn ergötzt der Wonnen Unendlichkeit, die er durchirret,
Stolzer in Helios Glut pranget der Fittige Gold.
Aber nun nahet der Tag, da faßt ihn ein ernsteres Sehnen,
Unter den Kelchen erwählt bald er den Liebling sich aus,
Und ihm verstricket der Flügel sich im Dorne der Rose,
Und die Lilie schließt freundlich den Busen ihm auf. u. s. w.

Nur das letzt angeführte Distichon hinkt ein wenig, und gewiß wäre es dem kunstfertigen Verf. ein Leichtes gewesen,

*) Ist für den Preis von 1 Thlr. 16 Gr. durch die Verlagshandlung d. Bl. zu beziehen. D. Red.

diese und ähnliche Nachlässigkeiten zu vermeiden. In den übrigens mit vieler Leichtigkeit und dem Genius der Gattung vollkommen gemäß behandelten Sonetten stören die gar zu häufigen unreinen Reime; freilich vielleicht erst jetzt, wo die Leistungen eines Rückert und Platen uns die Möglichkeit des Schwierigsten vielfach dargethan und so dieses Schwierige selbst zur Foderung für jeden künftigen Sonettendichter gemacht haben.

Ueber die vielen, zum Theil heutzutage sonderbar lautenden vaterländischen Gedichte gibt der durch die Zeit aufgeklärte Verf. in der Vorrede uns ein genügendes Wort der Rechtfertigung. 2.

Statistische Uebersicht von der gestiegenen Bevölkerung der Haupt- und Residenzstadt Berlin in den Jahren 1815—28 und der Communaleinnahmen und Ausgaben von 1805—28. Berlin, 1829.

Diese Druckschrift, von dem Magistrate der Stadt Berlin unterzeichnet, ist nicht in den Buchhandel gekommen, obgleich sie Gegenstände von sehr allgemeinem Interesse berührt. Wir betrachten sie als eine Parteischrift, verfaßt, um der Stadt die 20,000 Thlr. aus Staatscassen wiederzugewinnen, welche früher zur Unterhaltung der Hospital- und Waisenhausanstalten gezahlt wurden. Der Zweck mag manche Bemühungen der Schrift erklären, unter Anderm die Darstellung, als ob eine vom Staate durch Garnison, Unterrichtsanstalten, Centralverwaltung, Hofhaltung höchst begünstigte Stadt eben dadurch verarmen müsse. Wären die Resultate dieser Schrift nicht in so viele fremde Blätter übergegangen und mit Erstaunen aufgenommen worden, wir hätten die Schrift auf ihren Zweck, den wir billigen, hinwirken lassen, ohne uns um die Berichtigung zu bemühen. Dieses Resultat, die große Vermehrung der verarmten Familien im Verhältniß zu der übrigen vermehrten Einwohnerzahl ist hauptsächlich aus der Befreiung von der Miethssteuer geschlossen. Diese Befreiung kann aber nicht mehr zur Vergleichung dienen, da die Verwaltung und Austheilung dieser Begünstigung während der aufgezeichneten Periode in andere Hände übergegangen, die wohlwollend, vielleicht auch mit Einsicht künftiger Verarmung vorbeugen möchten, nicht aber allein die gegenwärtige Zahlungsfähigkeit zu berücksichtigen brauchten. Eine Gemeinde muß sich in guten Umständen befinden, wenn sie ohne Widerspruch der Zahlenden solche Nachsicht eintreten lassen kann, aber noch deutlicher geht dieser Wohlstand daraus hervor, wenn wir (S. 26) so viele der kleinsten Quartiere leer stehen sehen: ein sicheres Zeichen, daß der Wohlstand der arbeitenden Classe jetzt höhere Ansprüche in Hinsicht der Wohnlichkeit machen darf. Dennoch ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß die große Vermehrung der berliner Bewohner nicht durch Anzug reicher Familien, sondern durch vermehrte Beschäftigung ärmerer entstanden ist, theils durch den sehr vermehrten Fabrikverkehr, theils durch die Bauten, welche Staatszwecke oder Wohlstand nöthig machten. Da in der Anlage von Fabrikunternehmungen wie im gewöhnlichen Gewerbe die vollkommenste Freiheit herrscht, so muß der Grund dieser Vermehrung in Berlin doch wol ein natürlicher sein, der sie auch erhalten wird, obgleich Wohnung und Feuerung in Berlin theurer sind als in den kleinen Städten des Landes. Dieser Grund liegt in dem leichtern Absatz, in der gegenseitigen Unterstützung, und darin, daß, wie hier, so leicht ein überflüssiger Arbeiter von einer Fabrication zu einer andern übergehen kann. Eine große Zahl spärlich lebender Arbeiter macht einige Unternehmer reich, das ist das Schicksal aller Fabrikstädte; wollte aber Berlin die geringen Arbeiter fortweisen, so verlöre es auch die reichen Unternehmer und würde in eine Ackerstadt auf schlechtem Boden verwandelt. Das kann die Absicht des Magistrats nicht sein; aber er sollte unumwunden dem Staate zeigen, wenn eine Stadt durch ihre Fabrikproduction eine so bedeutende Quelle des allgemeinen Wohlstandes ist, daß die Armen, welche diesen möglich machen, wol eine außerordentliche Unterstützung vom Staate in ihrem Alter wie jene früher bezogenen 20,000 Thlr. verdienten. Wenn also auch, wie wir zugeben, im Verhältniß mehr geringe als reiche Familien die vermehrte Bevölkerung Berlins bilden, so sind es doch keine Verarmte, sondern es geht die vermehrte Wohlhabenheit der Stadt aus der Schrift selbst, und zwar aus Tafel D, hervor, nach welcher die Steuer, ungeachtet der durch Milde befreiten ärmern Familien, ungeachtet der von der Miethsteuer gesetzlich befreiten Geistlichen und Schullehrer, jetzt um $\frac{2}{5}$ höher ist als im Jahre 1815, während die Bevölkerung nur $\frac{1}{5}$ gestiegen ist.

Was hier von den Gefahren der Gewerbfreiheit gesagt ist, können wir ebenso wenig einräumen. Leichtsinnige Gewerbunternehmungen auf eigne Rechnung werden den Unternehmer darauf zurückweisen, wobei er sonst ohnehin geblieben wäre, nämlich auf die Arbeit für Andere, da hingegen die tägliche Erfahrung zeigt, daß Lehrjahre ganz anders genutzt werden, wenn die Hoffnung eignen Gewerbes näher bevorsteht; daß für Viele diese Lehrjahre gar kurz sein können, wo Eifer und Geschicklichkeit vorwalten. Man vergleiche nur jetzt Gegenden, wo Gewerbfreiheit stattfindet, mit solchen, wo noch der alte Zwang herrscht. Doch geben wir auch hier dem Magistrate Recht, daß der Zustand der alten Gewerbtreibenden bei der Concurrenz mit frischer Jugend gar traurig wird; daß die Unterstützung des Alters von Seiten des Staats höchst nützlich; daß die 20,000 Thlr. sehr gut zu verwenden sind.

Am wenigsten können wir mit der Ansicht des Magistrats von den Häuserbesitzern übereinstimmen. Es wird da eine eigenthümliche Classe von Speculanten angenommen, die, anderm Erwerb fremd, vom Vermiethen der verschuldeten Häuser lebt. So etwas mag als Ausnahme stattfinden, aber es ist keine Regel. Der Reiche legt sein Capital in Häusern an wie in Fabriken und Grundstücken; Glück und Unglück der Zeit muß er in allen Dreien übernehmen. Doch hat noch Niemand gefunden, daß jenes Unglück bei Häusern größer sei als bei anderer Anwendung des Geldes; vielmehr beweist das Beispiel unternehmender Menschen, die bei geringem Vermögen große Häuser annahmen, daß sie durch ihr Geschick, durch Einsicht von günstiger Benutzung und Ausbau sich auf diesem Wege ein Vermögen zu erwerben hoffen. Der Krieg hat viele solche Unternehmer damals getäuscht. Waren sie unglücklicher als andere Grundbesitzer? Ich glaube nicht. Ungeschickte Unternehmer haben zu theuer gebaut, haben bei solchen Neubauten ihre Rechnung nicht gefunden! Das kann sein; aber ist es mit andern Unternehmungen sicherer ergangen? Der Verlust dieser Hausbesitzer, wenn die Besatzung ausmarschirt, ist gewiß, aber ebenso gewiß ist die Sehnsucht aller Hausbesitzer kleiner Städte nach einer Besatzung, also ebenso gewiß der dauernde Gewinn der großen Stadt durch die Besatzung, und es folgt nichts daraus als die Berücksichtigung solcher möglichen Ausfälle beim Abschätzen und Ankaufen von Häusern, was von vorsichtigen Leuten längst anerkannt worden ist.

Ungeachtet dieser unserer Gegenbemerkungen, müssen wir diese Schrift wegen ihrer klaren statistischen Uebersichten als ein Vorbild für andere Stadtverwaltungen aufstellen und rühmen. Es ist höchst erfreulich, wie sich nach dem Aufsehen, das diese Schrift gemacht, das Interesse der Deutschen allmälig von dem Fremden auf das Einheimische hinlenkt. 80.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 73. —— 14. März 1830.

Religion und Kirche in Frankreich während der Revolution.

(Beschluß aus Nr. 72.)

Während Jansenisten die geistlichen Güter einzogen, weil nur eine arme Kirche heilig sein könne, erkannten scharfsichtigere Gegner derselben, sie müsse auf diesem Wege ganz zusammenstürzen, und bald folgten den Gesetzen über die Güter andere wider die Personen, bis die ersten Tage des Septembers 1792 einen entsetzlichen Beweis gaben: daß im 18. Jahrhundert Pöbelwuth, von frevelnden Demagogen aufgereizt, in der Bahn des Verbrechens und der Greuel nicht hinter den königlichen Bluthochzeiten des 16. Jahrhunderts zurückbleibt.

Nicht blos der Katholicismus, nicht blos das Christenthum, sondern alle und jede Religion sollte durch die revolutionnaire Gesetzgebung mit besonnenem Vorsatze vertilgt werden, und nur zu viel gelang, wie aus folgenden Beispielen der Thorheit und des Wahnsinns hervorgeht. In einer Sectionsversammlung zu Paris ward die Frage aufgeworfen: ob man Gott an seinem Platze (à sa place) lassen solle und ob seine Gegenwart von einigem Nutzen sein könne? Als hierauf ein Mitglied erklärte: er leugne Gottes Dasein, ward die weitere Untersuchung für überflüssig gehalten. In Nismes (so erzählt man) rief der Vorsteher eines Clubs: Wer an Gott glaubt, hebe die Hand in die Höhe! — Und siehe, nur ein altes Weib hatte den Muth, dies zu thun. Es galt für rühmlich, ein Gottesleugner zu sein, und Hebert verklagte Lavaux bei den Jakobinern, daß er an ein höchstes Wesen glaube. In seinem Lexikon zählt Sylvain Maréchal unter den Atheisten auf: Malebranche, Fénélon, Bossuet, Pascal, Augustinus, Athanasius, Cyprian, Irenius, Hiob und Jakob, Paulus und Johannes, — Christus und den heiligen Geist! Der bekannte Astronom Lalande ließ drucken: „Man sagt mir oft: Sie betrachten Sonne, Mond und Sterne, wie können Sie nicht ein höchstes Wesen darin erkennen? Ich antworte: Ich sehe, daß es eine Sonne, einen Mond und Sterne gibt, und daß Sie ein Dummkopf (une bête) sind".

An vielen Orten wurden die Gebräuche der katholischen Kirche auf unanständige Weise verspottet. Man behing Hunde, Böcke, Schweine, vor allen aber Esel mit geweihten Gegenständen und Kleidern. In Bourg-en-Bresse (damals Bourg régénéré genannt) hatte man ein Pferd und einen Ochsen zusammengespannt und auf ihre Stirne das Wort Gleichheit geschrieben. Drei Esel folgten mit diesen Inschriften: Ich bin nützlicher als ein König; ich ehrwürdiger als ein Priester; ich keuscher wie der Papst. Bei dem Feste zu Ehren der Vernunft sah man einen Wagen, gezogen von 6 gekrönten Eseln, wodurch die gegen Frankreich verbündeten Könige bezeichnet wurden. Eine Frau, die Sittenlehre vorstellend, saß im Wagen und hielt in einer Hand ein Buch, mit der andern aber 2 Stricke, von denen einer am Halse des Papstes, der zweite am Halse des Königs (Ludwig Capet's) befestigt war.

Der republikanische Kalender beruhte keineswegs allein auf wissenschaftlicher Ueberzeugung, sondern hatte den Zweck, christliche Einrichtungen und Feste, insbesondere die Sonntagsfeier, abzuschaffen. Nach Romme's Vorschlage sollten die Monate folgende Namen erhalten: Republik, Einheit, Leidenschaft, Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Wiedergeburt, Vereinigung, Ballspiel (zur Erinnerung des Eides im Ballhause), Bastille, Volk, Berg. Die 5 überschießenden Tage hießen: Adoption, Gewerbfleiß, Belohnung, Vaterschaft, Alter. Für die Tage der Dekade wurden vorgeschlagen die Namen: Mütze, Kokarde, Pike, Pflug u. s. w. Auf den zu Ehren des neuen Kalenders veranstalteten Festen stellten alte Männer die überschießenden Tage vor, junge Mädchen dagegen die Zeichen des Thierkreises und die Tag- und Nachtgleichen. Alle Heiligen- und Monatsnamen wurden auch bei anderweitem Gebrauch abgeschafft; ein Herr Januar z. B. nannte sich jetzt: Herr Nivose; Märzbier hieß: Bier des Germinal; die Pflaume reine Claude wurde citoyenne Claude genannt. Es geschah der Vorschlag, den Kindern künftig bedeutende, denkwürdige, lehrreiche Namen zu geben, etwa: Erfindung der Buchdruckerkunst; oder: dritter Stand geworden Nationalversammlung. Jemand fragte nach der Straße Saint-Denys, und erhielt die Antwort: Es gibt keine Heiligen mehr; — also Denys; — es gibt keine de mehr; — also rue Nys. Die rue notre seigneur

nannte man rue Voltaire, die rue de l'enfer: rue vieux conte.

Wenn von einem Cultus der Vernunft die Rede war, so dachte man nicht an die ewige, allumfassende, welche in Gott selbst ist, auch nicht an die menschliche, wie sie sich seit Jahrtausenden offenbart hat, sondern man trieb so argen Götzendienst mit der haltungslosen, willkürlichen, frevelhaften Meinung des letzten Augenblicks, daß selbst Robespierre meinte, man müsse statt dessen eine Verehrung des höchsten Wesens wieder einführen. Es hätte dies wol ein Schritt sein können, um sich von dem finstersten Atheismus zu entfernen, weshalb auch Baudin sagte: „Dieser verdammte Robespierre hat uns mit seinem höchsten Wesen um 10 Jahre zurückgeworfen; Niemand dachte mehr daran, und wir waren auf dem besten Wege". Unter zahllosen Greueln das Dasein Gottes decretiren zu lassen, war indeß selbst ein Greuel; und was sollten die neuen abstracten Feste der Freundschaft, der kindlichen Liebe, der Achtung für das Unglück, während man aller Liebe und Freundschaft Hohn sprach und mehr Unglück erzeugte, als durch alle republikanischen und philosophischen Feste wieder gutgemacht werden konnte.

Am 8. Juni 1794 führte Robespierre (bisher der Henker, nun der Hohepriester und angebliche Heiland Frankreichs) den Convent zum Feste des höchsten Wesens, verbrannte eine Puppe, Atheismus überschrieben, sprach nach seiner frostigen Weise von Tugend, Glück, Gerechtigkeit und Freiheit, und foderte zu fröhlicher Theilnahme auf, während Hunger das Volk drückte und die Mischung von Sand und Menschenblut auf dem Revolutionsplatze in dampfende Gährung gerieth und Leib und Seele betäubte und vernichtete. Statt mit zerknirschtem Gemüth niederzufallen und Gnade zu erflehen, that der Convent groß mit der ehrenvollen Genugthuung, die Gott zu Theil werde, indem man mit langen Buchstaben an die in Kaufmannsbuden verwandelten Kirchen schreiben ließ: Das französische Volk erkennt das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an. Es war nicht genug, daß die frevelnden Haufen es so weit gebracht, daß ihre Mitmenschen und schwache Staaten sich durch ihre ansteckende accolade fraternelle geehrt finden mußten; sie sprachen auch zu Gott wie zu den Sansculotten in der Vorstadt St.-Antoine.

Jene ungläubige Zeit charakterisirend und bitter verspottend, hatte man das christliche Glaubensbekenntniß also umgeändert: Ich glaube an Sieyes, den allmächtigen Schöpfer der Jakobiner und Philanthropen, und an Robespierre, seinen geliebten Sohn unsern Herrn, der da ist empfangen vom Teufel, geboren von einer Furie, gelitten am 9. Thermidor, guillotinirt, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, auferstanden von den Todten am 13. Vendemiaire, aufgefahren zum Palast Luxemburg, wo er sitzt zur Rechten oder Linken des Barras, um zu richten den Rath der Fünfhundert. Ich glaube an Barras, Reubel und Lareveillère-Lepaux, an die constitutionellen Gesellschaften, den Berg, an die Auferstehung der Schreckensregierung und ihre ewige Dauer.

Im Vergleich mit dem Frühern stellten die Theophilanthropen allerlei Gutes und Gemäßigtes auf; aber keine Religion, Nichts, was die tiefer forschende Vernunft oder das Bedürfniß des Glaubens befriedigt hätte. Auch hatten sie das Beste dem Christenthum entnommen, nur überall abgeschwächt und zu trockener Abstraction herabgezogen.

Die Rückkehr zum Christenthume und der Sieg desselben war für das Heil Frankreichs unausbleiblich. Möchte man sich jedoch, unter dem Vorwande, die Uebel der revolutionnairen Ansichten fernerhin zu bekämpfen, nicht der Unduldsamkeit und Herrschlust früherer Zeiten wieder ergeben; denn so wenig Tyrannei ein Mittel gegen Anarchie ist, so wenig abergläubige Verfolgung gegen Unglauben. Und auch in Deutschland hüte man sich, Parteinamen wiederhervorzusuchen oder neu zu erfinden, um von vorn herein Gegner gehässig zu machen, deren Ansicht und Lehrweise von der eignen irgendwo und wie abweicht. Anstatt (was nicht ausbleibt) auf diese Weise lieblos zu verketzern und überall Unchristen um sich zu sehen, befolge man den Rath, welchen Burke in einer viel gefährlichern Zeit gab. „Atheismus", so spricht er, „ist das furchtbarste und grausamste Unglück, was ein Volk treffen kann. Hier ist nicht von Abweichung, sondern von vollkommener Entgegensetzung, nicht von Duldung, sondern von offenem Kriege gegen das Böse die Rede. Aber wo nur noch ein Funke von Religion ist, von natürlicher oder geoffenbarter, laßt uns ihn lieben, dulden und anblasen, daß er zur heiligen Flamme werde! Das stärkt am besten den Bund gegen alle Feinde des Wahren, Guten und Schönen!"

54.

Letters and journals of Lord Byron; with notices of his life. By *Thomas Moore*. Erster Band. London, 1830.

Wie Deutschland vor Kurzem den Briefwechsel zweier seiner größten Dichter erhalten hat, den man gewissermaßen die Biographie ihres Geistes nennen könnte, so erscheint jetzt auch in England ein ähnliches Werk, die Briefe und Tagebücher Lord Byron's; mit eingestreuten Bemerkungen, Erklärungen rc., von Thomas Moore, eine geistige Biographie zweier der ausgezeichnetsten Sänger Albions; denn es enthält sowol Byron's als Moore's Leben, Meinungen und Ansichten. Wie ferner jenes deutsche Werk, trotz alle Dem, was Parteilichkeit oder Kleinigkeitskrämerei daran auszusetzen finden mag, einen hohen Rang unter allen Erscheinungen unserer neuesten Literatur einnimmt, so ist auch das in seinem ersten Bande uns vorliegende englische Werk ein wahres „sterling work" und verdient die allgemeinste Aufmerksamkeit und Beachtung, nicht nur aller Freunde der beiden auf dem Titel genannten Dichter und der Dichtkunst überhaupt, sondern auch insbesondere der Philosophen und Psychologen. Byron war in so vielen Stücken ein so seltsamer und außerordentlicher Mensch, daß es sich wol der Mühe lohnt, ja daß es höchst interessant und fruchtbringend ist, der allmäligen

Entfaltung und Ausbildung seiner Leidenschaften und seines Geistes zu folgen und die Grundursachen aufzusuchen, die Das aus ihm machten, was er war. Sein Leben beweist von Neuem die uralte Wahrheit, daß oft die unbedeutendsten Kleinigkeiten die folgereichsten ganz unerwarteten Wirkungen haben, das Leben, das innerste Sein und Wesen einzelner Individuen, sowie das Schicksal ganzer Nationen und Länder umgestalten und bestimmen. Wäre Byron nicht lahm gewesen, so hätte seine ganze Gemüths- und Gefühlswelt wahrscheinlich eine andere Richtung genommen, und er wäre wol nie der gefeierte Dichter Byron, höchstens ein nicht ganz gewöhnlicher Lord Byron geworden. Das klingt parador und doch ist es Wahrheit; den Beweis liefert das vorliegende Werk.

Thomas Moore erzählt über Byron's Lahmheit Folgendes: „Durch einen Zufall wurde während des Geburtsactes selbst dem Kinde ein Fuß aus der natürlichen Stellung gedreht, und dies Gebrechen ward schon in seinen Kinderjahren für ihn eine Quelle mannichfacher Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten". Und an einer andern Stelle: „Was ihm aber sein ganzes Leben verbitterte, was sich wie ein Gespenst zwischen die Freuden seiner Jugend stellte und ihm im Mannesalter wie ein böser, vernichtender Fluch verfolgte, war, sonderbar genug, sein lahmes Bein. Dieses unbedeutende Gebrechen wog ihm, wie er sich selbst überredete, alle Segnungen, mit denen ihn die Vorsehung überhäuft hatte, vollständig auf. Ein Freund stellte ihm einstens vor, daß ihn sein Geist hoch über die andern Menschen stelle. „Ach! bester Freund", erwiderte Byron betrübt, „wenn dies (auf die Stirn zeigend) mich über die Menschen erhebt, so erniedrigt mich dies (auf den Fuß deutend) weit, weit unter sie".

Byron war eitel, wie Moore erzählt; er wandte die größte Sorgfalt (in seiner Jugend) auf seine Kleidung, auf die Anordnung seines Haares, und auf Alles, was seinen Körper in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen vermochte, und nur, um den Frauen zu gefallen, die bis an sein Ende die Leitsterne seines Lebens waren. Welchen Eindruck mußte es auf ihn machen, wenn ihn sein Fuß an Eroberungen einmal hindern sollte! Er machte ihn zum Dichter aus — Verzweiflung. Man höre, was Moore sagt: „Byron war kaum 16 Jahre alt, als er sich heftig in Miß Chaworth in Annesley (in der Nähe von Newstead) verliebte. Das Mädchen fühlte aber nichts für ihn, sondern schenkte ihr Herz einem Andern. Er hörte die Geliebte einst zu ihrem Mädchen sagen: „Denkst du denn, ich kümmere mich um den lahmen Jungen?" Diese Worte drangen, wie er es selbst beschrieb, wie Kugeln durch sein Herz. Es war Nacht, aber er stürzte sogleich aus dem Hause und stand nicht eher still, als bis er in Newstead angekommen war. Er schrieb sein herrliches Gedicht: „Der Traum".

Schon als Kind sprach er seinen Aerger, der fast Verzweiflung zu nennen war, mehre Male, und besonders gegen seine Mutter, aus, die eine äußerst heftige, leidenschaftliche Frau war. Eines Tages überhäufte sie ihren Georg, wie es oft geschah, mit Vorwürfen und Schmähungen, und sagte endlich: „Du solltest wenigstens daran denken, daß ich Deine Mutter bin und daß Du mir das Leben verdankst". Bitter antwortete der Knabe: „Ja, ich habe es Ihnen zu danken, daß ich ein Monstrum geworden bin".

Das ganze Drama „The deformed transformed" verdankt höchst wahrscheinlich dem Aerger über seine eigne Lahmheit die Entstehung.

Wir haben uns vielleicht nach der Meinung mancher unserer Leser zu lange bei diesem Umstande aufgehalten, er ist aber von zu großem Einflusse auf Byron's Schicksal und Geistesbildung, als daß wir hätten leicht darüber hingleiten können; wir wiederholen es: ohne die Verdrießlichkeiten, welche der lahme Fuß seinem leicht reizbaren Herzen machte, wäre Byron wahrscheinlich wie andere vornehme junge Engländer ein lebenslustiger Modemann und nicht der unsterbliche Lord geworden; wenigstens waren sie die ersten Ursachen zu seinem Mismuthe und seinem Misanthropismus.

Ueber seinen Charakter, wie sich derselbe in seiner Kindheit und Jugend aussprach, finden wir mehre Stellen in dem Buche, die Anführung verdienen, z. B.: „daß Byron als Kind heftig, ja leidenschaftlich hitzig war, ist keinem Zweifel unterworfen, und er zeigte sich schon damals gegen seine Wärterin, wie später gegen seine Kritiker. Eines Tages ward er hart von dieser gescholten, weil er sein neues Jäckchen beschmuzt hatte, worauf er in seine „stille Wuth" (wie er es selbst nannte) verfiel, das Jäckchen in beide Hände nahm und es von oben bis unten zerriß".

Wie die meisten Genies neigte sich auch Byron von Jugend auf zum Aberglauben und konnte ihn im reifsten Mannesalter nicht ganz loswerden, die Ursache davon mochten wol seine Wärterinnen sein, welche ihm immer Märchen erzählten, um ihn zu beruhigen, sowie das Beispiel seiner Mutter, die steif und fest an Ahnungen, Anzeigen u. s. w. glaubte. „Eine Dame besaß eine große Achatkugel, durch die ein Draht gezogen war, welcher aus einem Grabe genommen worden sein sollte. Lord Byron fragte sie einst, was dies sei, und sie erzählte ihm, daß sie es als Amulet erhalten habe, welches die Kraft besitze, den Eigenthümer vor der Leidenschaft der Liebe zu bewahren. „Wenn das ist, so mußt Du mir die Kugel geben, denn so etwas brauche ich eben". Das Mädchen weigerte sich; aber nicht lange darauf war der Achat verschwunden. Sie beschuldigte ihn des Diebstahls und er gestand es, versicherte aber, daß sie ihr Amulet nie wiedersehen werde".

Später erwähnt er einmal in seinem Tagebuche ein merkwürdiges Zusammentreffen in seiner Familie, das ihm, der Alles, was ihn anging, für ungewöhnlich und gegen den Lauf der Natur hielt, noch wunderbarer schien, als es ist. „Ich erinnere mich", schreibt er, „eines merkwürdigen Umstandes. 1. Meine Tochter, 2. meine Frau, 3. meine Stiefschwester, 4. meine Mutter, 5. meiner Stiefschwester Mutter, 6. meine natürliche Tochter und 7. ich selbst, wir alle sind oder waren einzige Kinder. Meiner Schwester Mutter (Lady Conyers), selbst ein einziges Kind, hatte aus ihrer zweiten Ehe nur meine Stiefschwester, mein Vater nur mich, ein einziges Kind aus seiner zweiten Ehe mit meiner Mutter, die ebenfalls das einzige Kind ihrer Aeltern war. Diese einzigen Kinder in einer Familie scheinen auf einen Fatalismus zu deuten". Charakteristisch fügt er dann hinzu: „Doch die wildesten Thiere haben immer die wenigsten Jungen, wie die Löwen, die Tiger ꝛc."

Diese Stelle beweist zugleich, daß der edle Lord stolz war, wenn auch Moore nicht an einem andern Orte ausdrücklich gesagt hätte: „Lord Byron war stolzer auf seine Abstammung von den normannischen Byrons, die den Eroberer begleiteten, als auf „Childe Harold" und „Manfred"".

In der Schule zu Harlow galt Byron allgemein für einen trägen Knaben, der nichts lernen wollte, und er gesteht selbst, in Bezug auf die eigentliche trockene Schulgelehrsamkeit hätte man ganz recht gehabt. Moore schreibt darüber: „Thut man einen Blick in die Schulbücher, welche Byron in Gebrauch hatte und die mit Uebersetzungen gänzlich vollgeschrieben sind, so bekommt man keine eben vortheilhafte Meinung von seinen damaligen classischen Kenntnissen. Ueber die gewöhnlichsten griechischen Wörter sind die englischen Bedeutungen gekritzelt, so finden wir z. B. in seinem Xenophon *νεοι*, young — *σωμασιν*, bodies — *ἀνθρωποις τοις αγαθοις*, good men. Wenn er nun aber auch wirklich in dieser Wortgelehrsamkeit, mit deren Erlernung so viele kostbare Zeit verschwendet wird, weit zurück war, so machte er dagegen in allen Wissenschaften, die wirklich nützlich für das Leben sind, reißende und selbst wunderbare Fortschritte".

Ein Bruchstück aus seinem damaligen Tagebuche lautet also: „Mit Peel, dem Redner und Staatsmann, stand ich

in freundschaftlichen Verhältnissen, in innigern jedoch mit seinem Bruder; von Peel erwarteten sowol seine Mitschüler als Lehrer viel für die Zukunft. In der Philologie war er mir überlegen, in Declamiren rc. stand ich ihm wenigstens gleich; er hatte seine Lection immer gelernt, ich selten; konnte ich sie aber, so konnte er sie gewiß besser. In der Geschichte rc. war ich ihm, sowie den meisten meiner Mitschüler, überlegen". *) 8.

Literärische Notizen aus Spanien.

Die „Elementos de economica politica con aplicacion particular á España. Por el Marques *de Vallesantoro*" (Madrid) haben im vorigen Jahre (1829) eine neue Auflage erlebt: ein Fall, der in Spanien selten und nur bei Werken von dem ausgezeichnetsten Werthe eintritt. Freilich haben auch die frühern über Staatsökonomie erschienenen Werke ihren Gegenstand nicht so erschöpft, wie das ebengenannte, welches Vallesantoro in 2 Theile gebracht hat. Der 1. stellt die Principien der Staatsökonomie im Allgemeinen auf, und, obwol die förmliche Anwendung derselben hier noch nicht mitgetheilt ist, so finden sich doch lehrreiche Beispiele über Misbrauch und Verbesserung der Wissenschaft aus Englands, Frankreichs und Spaniens Geschichte. Der 2. beschäftigt sich mit Spaniens gegenwärtiger Lage in staatswirthschaftlicher Hinsicht und schlägt die Reformen vor, die der kenntnißreiche Verf. für nützlich, nothwendig und ausführbar in diesem Lande hält. Das System ist haltbar, die Wahrheiten sind einfach und klar entwickelt, die Definitionen sind genau, und seine Grundsätze haben aphoristische Kürze und Deutlichkeit. Der reine, gedrungene Styl möchte manchen Leser anziehen, den sonst die Natur des abgehandelten Gegenstandes nicht anspricht.

Nun treten wir aus dem Gebiet der wissenschaftlichen auch noch in das der schönen Literatur. In Paris ist nämlich 1829 ein spanischer Roman erschienen, der, wie fast alle neuern Romane von der pyrenäischen Halbinsel, uns nicht mehr in schmuzige Kneipen und auf die Landstraßen versetzt, oder ekelhafte Bettler- und Gaunerscenen vor Augen führt, sondern einen historischen Hintergrund hat. Der Titel des Buchs ist: „Historia de la Monja Alferez D. Catalina de Erauso; escrita por ella misma y ilustrada con notas y piezas justificatores, por D. *Joaquin M. Ferrer*. **) Wenn regellose Eingebungen einer wilden Phantasie, bei denen sich uns der Mangel an Wahrheit auf jeder Seite fühlbar macht, ergötzen können, so hat das Buch das höchste Interesse. Man höre den Inhalt. Eine junge Nonne aus Biscaya entwischt im 16. Jahrhundert aus ihrem Kloster, führt eine Zeitlang in Mannskleidern ein umherirrendes Leben und tritt zuletzt in den kaiserlichen Seedienst. In Amerika dient sie unter der Miliz gegen Chiles Indianer und erhält, da sie sich durch Tapferkeit und Kühnheit auszeichnet, ehrende Belohnungen. Sie wird schwer verwundet, entdeckt ihr Geschlecht und kehrt nach ihrer Genesung nach Spanien zurück, wo sie vom Könige ein Jahrgeld und vom Papste die Erlaubniß erhält, bis an ihr Ende Mannskleider zu tragen. Der Herausgeber dieser Erzählung, der schon früher Ausgaben verschiedener spanischen Classiker veranstaltet hat, hatte, als Landsmann seiner Heldin, zu allen den Documenten freien Zugang, die ihr Leben und ihren Charakter ausweisen. Obwol man die Wahrheit dieser abenteuerlichen Geschichte bestritten hat, so wird dennoch dieselbe nicht allein durch P. Rasales in seiner „Geschichte von Chile", sondern auch von dem berühmten Montalvan, Lope de Vega's Zeitgenossen und Nebenbuhler, bestätigt. Dieser schrieb nämlich ein Stück gleiches Namens („La Monja Alferez"), welches unter seinen andern dramatischen Werken mit abgedruckt ist.

Ein Spanier, der Pater Saljaqua, schrieb im 16. Jahrhundert, etwa 25 Jahre nach der Eroberung von Mexico, eine Geschichte dieses Staats, deren Analyse jüngst in Paris erschienen ist. Er handelt in derselben die Religionsgeschichte der alten Mexicaner in 6 Büchern ab. Das 1. theilt die Namen und Eigenschaften von 22 Göttern mit, die zum Theil den griechischen Gottheiten verwandt sind; im 2. spricht er vom mexicanischen Kalender, den Festen, Opfern und religiösen Feierlichkeiten; das 3. erzählt den Ursprung ihrer Götter, ihre Ansichten über Unsterblichkeit, Leichenbegängnisse, Erziehung und Priesterwesen; im 4. ist von Astrologie und Prophetenwesen die Rede; im 5. von den Vorbedeutungen durch Vögel, vierfüßige Thiere und Insekten, und das letzte und 6. handelt Rhetorik und Theologie ab. Das Ganze gibt anziehende Materialien zu einer Vergleichung der Gebräuche und Religionsansichten zwischen Römern und Griechen und den neuern Völkern. Das Jahr der Mexicaner bestand aus 360 Tagen oder 18 Monaten, und jeder Monat hatte 4 Wochen oder 20 Tage. 5.

*) Wir werden Veranlassung haben unsern Lesern noch mehrmals Mittheilungen über Moore's Werk zu machen. D. Red.

**) Es ist davon eine deutsche Uebersetzung unter nachfolgendem Titel erschienen: „Die Nonne-Fähnrich, oder Geschichte der Doña Catalina de Erauso, von ihr selbst geschrieben. Herausgegeben von Don Joaquin de Ferrer und ins Deutsche übersetzt vom Obersten von Schepeler". Mit dem Bildnisse der Doña Catalina. (Aachen, Mayer. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr.) Wir kommen noch darauf zurück. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 74. —— 15. März 1830.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1829.

Zweiter Artikel.*)

9. Das Geständniß. Schauspiel in 4 Akten. Vom Verf. der Athenais. Manheim, 1828. Gr. 12. 12 Gr.

Eine recht achtbare Arbeit, welche die Poesie des Glaubens und der Tugend eingegeben hat. Wohl erfundene Geschichtsfabel, Würde der Darstellung und Reinheit der Tendenz vereinigen sich hier zu einem Drama, das zwar auf unsern Bühnen von geringem Effect sein möchte, allein Gemüthszustände, welche dem der Heldin des Stücks verwandt sind, mit großem Interesse ansprechen muß. Es kann gewissermaßen als ein Gegenstück zur „Schuld" und der ganzen Classe von Dramen gelten, welche diese Dichtung ins Leben gerufen hat. Sowie dort die Verwickelungen zur Darstellung kommen, durch welche die Schuld sich mit dem Untergange des Schuldigen rächt, so zeigt sich uns hier, auf welche Weise dieselbe durch Bekenntniß und Reue gebüßt und versöhnt wird. Vielleicht läuft die Tendenz bei einer solchen Poesie Gefahr; allein die Moral gewinnt, und dem Verf. ist es gelungen, das künstlerische Interesse an seiner Schöpfung aufrechtzuerhalten. Diese verdient eine genauere Erörterung als ihr hier gegeben werden kann; wir müssen die überraschende Grundidee hier bei Seite liegen lassen, um von der Form des Werks noch etwas sagen zu können. Die Poesie des Verfs. ist religiös und reflectirend, sein Gegenstand ist die Zeichnung eines Gemüths, das unter dem Gefühle der Schuld mit dem Bekenntniß derselben ringt. Um diesen Hauptcharakter (Utha) her sind, mit glücklicher Mannichfaltigkeit, eine Reihe contrastirender Charaktere hergruppirt, von dem heiligen Emmeran an bis zu dem ganz weltlichen Landobert, dem strengen Theodo, dem schurkischen Emmo und der geschwätzigen, blos in Außendingen lebenden Elsbeth herab. Diese glückliche Contrastirung ist das Hauptverdienst des Dramas. Der Verf. zeigt sich im Prolog, mehr noch als im Drama selbst, als Dichter und Denker, er ist im Besitz von Vers und Sprache, und was seiner Poesie an Jugendlichkeit abgeht, das ersetzt sie durch Nachdenken und Tiefe. Ein einziger Umstand hat unser Misfallen erregt. War es wirklich so unvermeidlich, daß Sanct-Emmeran die Reuige durch eine Lüge retten muß? Wie sehr dies die Wirkung dieses sonst so rein und trefflich erfaßten Charakters beeinträchtigt, hat der Verf. gewiß selbst gefühlt; es hätte um jeden Preis vermieden werden müssen. Die Katastrophe — St. Emmeran's Mord — ist eine zweite Klippe dieser Art; der tragische Knoten hätte sich leicht und besser auf eine mildere Weise lösen können. Vers und Sprache sind löblich, das Ganze aber durchzieht ein Ton frommer, duldender und versöhnlicher Schwermuth, die dem Dichter unsere Theilnahme gewinnt. Wir zürnen ihm nicht, „daß er eine ernste, alte Gabe bringt", und ermuntern ihn vielmehr, auf dem Wege fortzugehen, den er eingeschlagen hat, und der ihn gewiß zur Anerkennung führen wird.

*) Den ersten Artikel siehe in Nr. 48 d. Bl. D. Red.

10. Das stehende Theater zu Neu-Abbera, eine dramatische Pille, allen Abberiten zu gesegneter Wirkung und allen Nicht-Abberiten zur Warnung und Kurzweil verschrieben rc. Von Michael Binder. Nebst einer lithographirten Ansicht des Theaters zu Neu-Abbera. Leipzig, Wienbrack. 1829. 8. 18 Gr.

Abbera ist leicht zu erkennen, und die Satyre scheint dem Rachegefühl eines zurückgewiesenen Schauspielers entkeimt zu sein. Der Witz darin ist ziemlich todtgeboren; Niemand kann sich für Leonhard, des Theaterdirectors, Leiden wahrhaft interessiren. Das Vor- und das Nachspiel, worin die Kunst und ihr Genius handelnd auftreten, sind das bessere Theil des Ganzen; hier werden einige gute Ideen angemessen vorgetragen und der Beweis gegeben, daß der Verf. wol auf einem andern Felde mit mehr Glück auftreten möchte als auf dem der Satyre. Seine Meinung ist gut; aber sein Humor ist schwach.

11. Dramatische Versuche von C. Fischer. Liegnitz, Kuhlmey. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieser dramatischen Arbeiten bewährt eine nicht gewöhnliche Bescheidenheit, wenn er sie „Versuche" nennt; Vieles darin berechtigt zu einer andern Benennung für sie. Die 3 großen und völlig ausgearbeiteten Dramen, welche uns hier geliefert werden, halten Schritt mit den Ritterschauspielen Kotzebue's, Babo's oder Auffenberg's und übertreffen die besten Arbeiten dieser bekannten Dramatiker in mancher Beziehung. Der Verf. ist im Besitz einer reinen, poetischen und sehr effectvollen Bühnensprache; seine Fabeln sind gut erfunden und gut verwickelt, er hat eine geläuterte Vorstellung von dem Zweck und der Natur des Dramas und schöpferische Kraft genug, seine Gestalten mit „Fleisch und Bein" zu bekleiden. „Jakob Thau, der Sänger vom Riesengebirge", Trauerspiel in 5 Akten, ist nach einer bekannten Erzählung von Houwald gearbeitet; ein sehr gelungenes Erzeugniß und beinahe durchaus löblich. Die Einleitungsscenen sind in der That sehr gelungen zu nennen, und die höchst originellen Gestalten Wolfheimer's und Schmaucher's, die geistvolle Narrenscene im 3. Akt, die Todtengräberscene und mehres Andere verkünden unstreitig ein mehr als gewöhnliches dramatisches Talent. Vers und Sprache sind größtentheils zu loben; nur verirrt der Verf. sich zuweilen in kühnen Wortbildungen und hütet sich nicht immer vor falschem, sich selbst überstürzendem Pathos. „Das graue Kreuz" ist durch Erfindung und Ausführung geringer; der Fabel selbst fehlt ein allgemeingeltendes Interesse und die Charakteristik ist bedeutend schwächer als im „Jakob Thau". „Peter Blast", vaterländisches Trauerspiel in 5 Akten, ist ein sehr achtbares Drama, reich an scharf und poetisch gezeichneten Charakteren, anziehend durch die Wechselfälle seiner Fabel und mehr noch durch die sehr gelungene Gegenüberstellung

des siegenden Christenthums mit dem versinkenden Götzenthum. Die Repräsentanten des letztern, Ezbuga und Wenda, sind glücklich erfaßt, ebenso ist es der edle Wlast, der Schirm Schlesiens gegen die Gewaltsamkeit Wladislaw's und seiner Gemahlin. Die Theilnahme für den erliegenden Helden bleibt bis ans Ende lebendig, und die gute Sache siegt selbst noch im Untergehen. Löblich ist das ernste Studium von Zeit und Sitte, Geschichte und Localität, das sich hier verkündet, und mehr als eine Scene gibt von dem reichen Maße von Phantasie Zeugniß, das dem Verf. zu Gebote steht; Wenda's Erzählung in der 4. Scene des 1. Akts kann dafür zum Beweise dienen. Im Ganzen genommen ist dem Verf. eher Maß zu wünschen, als Unvermögen vorzuwerfen; er wird gewinnen, wenn er seine Kraft zügelt und sie sich selber mehr unterwirft.

12. Zwei Lustspiele von Georg Döring. Amberg, 1829. 8. 8 Gr.

Diese beiden Lustspiele haben wir schon gelesen, und der Verf. liebt seit einiger Zeit das Aufwärmen sehr; er thut Unrecht, denn nichts verkündet Schwäche der Production mehr als dies. Seine vis comica ist nicht groß. „Gellert", das erste dieser Stücke, Lustspiel in 1 Aufzug, mag als Sittengemälde durchgehen, und wir können uns die Zeichnung unsers alten Fabeldichters gefallen lassen — dünkt er uns doch fast eine Person des grauen Alterthums! Allein, das zweite Stück: „Sohn und Neffe", ist auf alle Weise unglücklich. Daß ein Vater seinen Sohn nicht erkenne, ist zwar an sich nicht unmöglich, allein wir haben nun einmal einen Widerwillen gegen alle Intriguen, die auf eine solche Personenverwechselung gegründet sind; dies ist freilich ein äußerst wohlfeiles Element des Lustspiels, allein es ist verbraucht und sollte nicht mehr zur Anwendung kommen. Abgesehen hiervon, überhäufen sich die Unwahrscheinlichkeiten in diesem Stücke so, daß wir gar nicht auf dem Gebiete der Wirklichkeit zu stehen kommen, und kurz, die ganze Intrigue ist schlecht, unhaltbar und verwerflich. Die Sprache geht an, aber der Vers verschuldet viel sprachliche Sünden. Eine merkwürdige Seltenheit aber besitzt dies Buch darin, daß es etwas Anderes gibt, als das Inhaltsverzeichniß verspricht. Auf dem Titelblatte lesen wir: „Enthaltend: Gellert und Zwei Nichten für Eine"; und statt der beiden Nichten wird uns ein „Sohn und ein Neffe" gebracht. Ist dies ein Druckfehler, so hat er wenigstens das Verdienst, unerhört zu sein. Liegt aber etwas Anderes zum Grunde, desto schlimmer!

13. Vaudevilles und Lustspiele. Theils Originale, theils Bearbeitungen. Von L. Angely. Zunächst für die königstädtische Bühne in Berlin. Zweiter Band. Berlin, Cosmar und Krause. 1830. 1 Thlr. 12 Gr.

Hier ist Lachstoff für einen Monat! Irren wir nicht, so äußerte einmal Tieck den Wunsch, den berliner Dialekt zu einem typischen für das Lustspiel ausgeprägt zu sehen. Dem Verf. dieser Lustspiele ist diese Aufgabe gelungen. Seine berliner Masken sind originell und treu und gewähren durch Sprache und Benehmen wirklich ein sehr brauchbares Element für die Posse und das niedere, carikirende Lustspiel. In solchen ist der Autor auch am glücklichsten; sobald das Lustspiel diese Sphäre verläßt, wird er matt und farblos; die Farce, das Vaudeville sind sein Gebiet. Der vorliegende 2. Band seiner Sammlung enthält fast nur Nachahmungen aus dem Französischen; die Franzosen sind unsere Meister mehr noch in dieser Gattung als in der echten Komödie. Allein, Hr. Angely hat seine Bearbeitungen gut eingebürgert; oft vermuthet man kaum ein fremdes Original. „List und Phlegma" ist eine treffliche Posse, ein Schulbubenstück von glücklicher Erfindung, und Naukopp ein echter berliner Bierwirth. „Der Mann von vier Frauen" ist minder rund und natürlich, die Erfindung streift an das Bizarre. „Sieben Mädchen in Uniform" sind sehr bekannt und gern gesehen. „Die beiden Eifersüchtigen", nach Dufresne, sind ein Musterstück für diese Gattung; wahre und tiefgefaßte Charakteristik, gute Intrigue und reiche Witzesader in Dialog und Verwickelung. „Das Fest der Handwerker" ist ein höchst ergötzliches Original, eine echte berliner Posse, die sich, nach Verdienst, lange in örtlichem Credit erhalten wird. In gewisser Beziehung kann man Angely für die Schöpfung dieser im Norden Deutschlands neuen Gattung nicht Lob genug sagen; er ist kein Aristophanes; aber das Lachenerregen versteht er. „Der neue Narciß", nach Scribe, ist dagegen ein Beweis, daß auch den Franzosen dergleichen Stoffe verunglücken können. Erfindung und Intrigue sind unsinnig, und kein Witz des Dialogs kann diesen unheilbaren Schaden wiedergutmachen. Dergleichen hat kein Recht, selbst der Galerie zu gefallen.

14. König Pedro. Trauerspiel in 5 Akten. Von F. Zimmar. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1829. Gr. 12. 20 Gr.

Diese Tragödie ist das Erzeugniß eines sehr beachtenswerthen Talents. Ist sie die erste Arbeit des Verfs. in dieser Gattung (und wir erinnern uns keiner frühern), so hat der Autor eine bedeutende Anzahl von den Stufen sogleich übersprungen, welche Andern mühsam zu erklimmen bleiben. Der Dichter zielt nach dem höchsten tragischen Effect, er wählt die Gegenstände seiner Erörterung aus den höchsten Interessen der Menschheit aus und ringt in dieser Arbeit den größten Vorbildern: „Richard", „Wallenstein", „Macbeth", „Don Carlos", nach. Dies auch nur gewollt zu haben, bringt schon Ehre. Der Stoff dieser Tragödie ist so glücklich gewählt als möglich; es ist der Kampf König Pedros von Castilien gegen seine eigne leidenschaftliche Ueberkraft, gegen die Schranken des Gesetzes, gegen das Recht seines Bruders, Heinrich v. Trastamara, gegen eine ungesetzliche Liebesglut, und sein Untergang in diesem Kampfe. Ob Pedro der Grausame streng geschichtlich aufgefaßt sei, das bleibt hier dahingestellt; allein, daß er aufs höchste tragisch aufgefaßt und mit großer Kunst zu einem für die Tragödie effectvollen Charakter geworden ist, das wird kein Sachkundiger in Abrede stellen. Diese Arbeit nimmt unter den Erscheinungen der letzten Jahre den Rang unmittelbar neben „Friedrich II." ein; dieselben Interessen wie dort: Königsgewalt, Gesetzesherrschaft, Kirchenthum und Rechte des Volkes, kommen hier zur Sprache und mischen sich noch reger und anziehender mit Familieninteressen aller Art. Beide Brüder glühen für Leonore della Cerda; allein, Don Pedro muß seine Gattin Bianca zuvor verstoßen. Die Cortes sollen die Ehe trennen; sie verwerfen die Klage des Königs, und Heinrich ist ihr Präsident. Die Leidenschaft des Königs und seine Menschenverachtung liefert ihn Verräthern, wie Manrique und Sanzio, in die Hände. Bianca wird ermordet; der König höhnt die Cortes im Gefühl seiner Schuld, und das Volk empört sich; Pedro fällt von der Hand des Fernandez, dessen Vater er erschlagen hat, und Heinrich, seinem Giftbrecher entgangen, wird zum König von Castilien ausgerufen. Die Charakteristik der beiden Brüder ist in großen Gegensätzen schön erfaßt: Heinrich (Enrico) brüderlich mild, vergebend, liebend, fromm, gerecht; Pedro, das Königthum misverstehend, überkräftig, von Leidenschaft beherrscht, doch gerecht gegen sich und Andere, sobald diese schweigt (hier weicht die Fabel von der Geschichte ab). Manrique, ein kalter Bösewicht, meisterhaft gezeichnet; Carillo, der Redner der Cortes, trefflich; Eleonore, welche den König im Kampfe mit dem Bruder ersticht, sehr gut erfaßt; die empörten Asturier sehr gut, und selbst die kleinen Nebengestalten, wie der Blinde, der Todtengräber, sinnvoll und originell gezeichnet. Gegen die Entwickelung der Fabel ist wenig und wol nur Das zu sagen, daß sie allzu rhapsodisch, zu gehäuft, zu reich an Begebenheiten ist; hier hätte der Dichter noch aussondern und den Hauptmomenten eine größere

Entwickelung geben können. Zeit und Localität verrathen ernstes Studium; die Sprache ist trefflich, der Vers könnte zuweilen sorgfältiger angelegt sein. Doch der echte Hauch tragischer Poesie durchzieht das Ganze, und gleich die Exposition erweckt für die Kunst und für den Stoff des Dichters eine hohe Theilnahme. Vor allen Andern gelungen ist Pedro; sein Monolog zu Anfange des 4. Akts erinnert an den Philipps; das Gemälde seiner Stellung und seiner Gefühle gehört vielleicht zu den schönsten Stellen unserer dramatischen Literatur; und die Scene, wo dem König der Spruch der Cortes überbracht wird, kann den effectvollsten Auftritten Wallenstein's an die Seite treten. Mit einem Worte, hier verkündet sich ein ungewöhnliches Talent, das, vollkommen vorbereitet, psychologisch und historisch ausgerüstet, Poesie und richtige Erkenntniß vom Wesen der Tragödie in sich aufgenommen hat, und das wol nur des ernsten Willens bedarf, um das Erfreulichste hervorzubringen. Doch umsonst — auch dieser Dichter wird vergessen werden, wenn er nicht die Gabe besitzt, jedes Jahr 2 neue Arbeiten dieser Art auf dem literarischen Markt auszustellen.

15. Die Eroberung von Varna durch die Russen im Jahre 1828. Gelegenheitsschauspiel in Versen, mit Prolog, Gefechten und Evolutionen, in 3 Aufzügen rc. Nebst einem Anhang von vermischten Gedichten. Von Wilhelm Schumacher. Danzig, Ewert. 1829. 8. 20 Gr.

Ein wohlgemeintes und nicht schlecht erfundenes Drama, das jedoch, neben die eben erwähnte Arbeit gehalten, in Nichts verschwindet. Ein hoher tragischer Vorwurf wird schon von dem Stoffe selbst ausgeschlossen; mit der Charakteristik ist es, den einzigen Baruch vielleicht und den kräftigen Kapudan Pascha ausgenommen, auch schwach bestellt, und die ganze Fabel ist mühselig zusammengehalten und ohne besonderes Interesse. Indeß fehlt es nicht an einzelnen guten Stellen, und der Prolog sowol, wie die angehängten Gedichte verrathen einen gewissen Fonds von Poesie. Das Ganze ist bewunderungswürdig als ein Werk von 14 Tagen, da selbst der Vers (Trochäen und Jamben, zum Theil gereimt) nicht übel ist.

16. Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1829. aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Sechstes und siebentes Bändchen. Dresden, Arnold. 1829—30. 2 Thlr.

Die schätzbaren Mittheilungen des Verf. dieses „Vergißmeinnicht" sind bekannt; wir erhalten jedesmal etwas Gutes von ihm, wenn seine Wahl glücklich trifft. Sein Geschick für Bearbeitungen dieser Art ist unbestreitbar, und seine Sprache immer gleich belebt, gewandt und löblich. „Die Flitterwochen", Lustspiel in 2 Akten, sind allen Bühnendirectionen als ein sehr gut erfundenes und wohlentwickeltes Intriguenspiel zu empfehlen; es fehlt ihm nicht an seinem rührenden Element, wie es die Franzosen jetzt auch im Lustspiel lieben. „Die Unzertrennlichen", in 1 Akt, sind weniger, was sie sein sollen, wenngleich die Gestalt Lebon's nicht ohne echte Laune erfunden ist. Der 7. Band enthält den bekannten „Diplomaten", Lustspiel in 2 Akten, nach Scribe und Delavigne, ein treffliches Bühnenstück, voll geistreicher Persiflage des diplomatischen Geheimverkehrs, und vorzüglich fleißig übersetzt. Ebenso gefällig als dies Stück ist „Klara Wendel, oder die Schweizerräuberin", Lustspiel in 2 Akten. Hier ist die Erfindung wie die Führung der Fabel geistvoll und wahrhaft launig, wenngleich etwas über die Wirklichkeit hinausstreifend. Eine Gräfin Albi, die sich von einem albernen Schultheißen für die berüchtigte Räuberin nehmen läßt, um so am schnellsten zu ihrem Bräutigam zu gelangen, und das Original von Schultheißen, der auf diese Art überlistet wird, sind die Elemente dieses allerliebsten Dramas. Dem „Vergißmeinnicht" ist unter der Hand eines solchen Gärtners eine lange Blüte zu weissagen. Die Sprache ist rein und geläutert, die Auswahl geschmackvoll und, bei der Spaltung unsers Bühnenwesens, hier eine erwünschte Zuflucht für Bühnendirectionen.

17. Der schlafende Räuber, oder die Räuberbraut. Oper in 3 Aufzügen von J. Joseph Reiff. Koblenz, Hölscher. 1829. Gr. 12. 12 Gr.

Gut! denn wir sollen mit solchen Operntexten zufrieden sein, aus Furcht, diese Arbeiten in schlechtere Hände übergehen zu sehen. Wir haben keinen Metastasio und eine zahlreiche Schar von Componisten. Welchen Händen werden daher die Operntexte am Ende anheimfallen, wenn das Vorurtheil gegen solche Arbeiten unter uns fortdauert? Ein gewissenhafter Kritiker muß daher loben, wo nur irgend zu loben ist, um, so viel an ihm ist, den Sinn für Arbeiten dieser Art wo möglich zu wecken. Gewiß ist, daß, nächst Luft und Sonne, Metastasio der Schöpfer der italienischen Oper und ihrer Ehre ist, und irgend ein guter Kopf, musikalisch vorbereitet, hätte daher Ruhm davon, für Deutschland Das zu werden, was Jener für Italien war. Im Gozzi steckt eine reiche Fundgrube von Stoffen für seine Thätigkeit; diese beute er aus. Der Verf. dieses Stücks ist ein solcher Kopf, er hat sich mit mittelmäßigen Trauerspielen versucht; wir sehen ihn lieber auf diesem Felde. Erfindungsgabe und Sinn für Rhythmus und Melodie der Sprache gehen ihm nicht ab, und „Der schlafende Räuber" ist einer der vernünftigsten Operntexte, die wir noch kennen.

(Der Beschluß folgt.)

Swigtynia Sybilli, Poema historyčzne w IV Piesniach. 1828.

Der Tempel der Sybille, ein historisches Gedicht in 4 Gesängen. 1828.

Wie man sieht, ist auf dem Titelblatte dieses Werkes weder der Name des Verf. noch der Druckort angegeben. Politische Rücksichten sind die Ursache dieser Verheimlichung, andere gibt es nicht; denn der Name des Erstern gehört (als Dichter und Mensch) der Nachwelt. Johann Woronicz, Erzbischof von Warschau, ist der Verf. dieses Gedichtes. Er ist nicht mehr; im November des v. Jahres starb er in Wien. Es sei mir vergönnt, den Manen des Dichters den schwachen Nachhall der Verehrung darzubringen, die laut in dem Herzen eines jeden echten Polen spricht. W. war ein edler Mensch, ein würdiger Priester, ein hochherziger Patriot und ein begeisterter Sänger seines Vaterlandes. Er gehörte zu den ersten Kanzelrednern Polens; daß er auch zu dessen ersten Dichtern gehöre, beweist nicht nur dieses, sondern auch mehre andere und besonders das mit hoher Weihe geschriebene epische Gedicht „Lechiada". — Die Entstehung des vorliegenden fällt in die Zeit der dritten Theilung Polens um d. J. 1800. Zeitverhältnisse, und noch mehr die Bescheidenheit des Dichters waren die Ursachen, daß es nicht im Drucke erschien, sondern blos durch Abschriften bekannt wurde. Ein Freund der vaterländischen Literatur veranstaltete endlich im J. 1818 in Lemberg ohne Wissen des Verf. eine Ausgabe desselben in 4. Da dem Drucke jedoch nicht die Urschrift zu Grunde lag, so schlichen sich viele das Gedicht entstellende Fehler ein. Dies mag zum Theil die Ursache sein, daß sich der Dichter zu einer authentischen Ausgabe entschloß, welche in Krakau im J. 1828 erschien (Prachtausgabe, gr. 4.). Das Gedicht, der Form nach episch, dem Wesen nach größtentheils lyrisch, ist die erhabenste Klage eines Patrioten über den Einsturz des Vaterlandes. Der Dichter versetzt sich nach Pulawy *), einem durch Natur und

*) Pulawy, eine Besitzung der fürstlichen Familie Czartoryski. Nicht allein die Schönheit des Ortes und die sehenswürdigsten Denkmale des, besonders polnischen, Alterthums machen ihn wichtig, sondern auch die vornehmlich für den Slawisten höchst wichtige Biblio-

Kunst, durch die reizendste Lage und den veredeltsten Geschmack gezierten Ort. Dort erhebt sich der Tempel der Sybille (ganz getreu nach dem Vorbilde in Tivoli erbaut), dessen Inneres mit den ehrwürdigen Denkmalen der vaterländischen Vorzeit angefüllt ist. Diese, die heimische Weichsel, die Schönheit der Umgebungen begeistern den Dichter, und er ergießt seine volle Seele im 1. Gesange in zarten, reizenden Bildern der ihn umgebenden Natur und in Erinnerungen an die Vergangenheit. Diese Verschmelzungen schöner Naturbeschreibungen mit feierlichen Anklängen aus der Vorzeit stimmen das Gemüth des Lesers höchst günstig für den 2. Gesang. Das Grab Kasimirs des G. erinnert den Sänger an die ruhmwürdigen Könige seines Vaterlandes. Es steigt eine Heldengestalt nach der andern auf, in dem majestätisch hinbrausenden Gesange entwickelt sich eine Großthat nach der andern. Der Ruhm der Nation erreicht seinen Gipfel und reißt den Leser zur Begeisterung hin. Da hebt der 3. Gesang mit ernster Trauer an, er zeigt die unglückliche Epoche Johann Kasimirs, da Zwietracht und Neid und die Waffen halb Europas gegen das unglückliche Vaterland gekehrt waren. Der Gesang schließt mit der Vision Kasimirs und erfüllt den Leser mit Wehmuth. Noch einmal erhebt sich der Dichter im 4. Gesange mit Begeisterung; Sobieski's Heldengestalt taucht auf, das Vaterland scheint sich unter Stanislaus August mit neuer Kraft und Hoffnung aufzuraffen; doch plötzlich stürzt es zusammen. Da überfließt der Sänger von Catonischem Schmerz; rührend ist seine Klage, schmerzlich seine Hoffnungslosigkeit. Ebenso meisterhaft wie das Ganze ist der Schluß. Eine Stimme ertönt in dem Heiligthume und setzt das Vertrauen auf den Regierer der Welten fest; sie verstummt, und Sybille schließt die goldenen Pforten des Tempels.

Aus dieser gedrängten Inhaltsbeschreibung erhellt schon die schöne Anlage des Gedichtes; doch die reine, bald kräftig hinströmende, bald weich und melodisch tönende Sprache, die Correctheit des Verses (Alexandriner), die Menge der schönsten Stellen (unter welche ich vorzüglich die Vision Kasimirs im 3. und die elegischen im 4. Gesange heraushebe), und das tiefe Gefühl, das in dem Ganzen weht, geben ihm erst seine Vollendung. Wollte man bei so viel Vortrefflichem Kleines rügen, so wäre es die Einführung allegorischer Personen, die sich allenfalls vermeiden ließ, und die Anklänge an die griechische Mythe. Beides ist erklärlich, wenn man erwägt, daß Woronicz noch zu der ältern Dichterschule Polens gehört.

Wie edel übrigens dieser Gesang, wie weit entfernt von unwürdiger Gehässigkeit, erhellt aus dem Umstande, daß der verstorbene Kaiser von Rußland, Alexander, W. von dem Bisthume von Krakau zum Erzbisthume von Warschau berief und ihm schriftlich erklärte, daß vorzüglich seine hohe Vaterlandsliebe ihn zu dieser Wahl bestimmt habe. Nie konnte der edle Sänger jedoch das Unglück seines Vaterlandes vergessen; der Gram über dasselbe war eine der vorzüglichsten Ursachen seines Todes. 83.

Denkwürdigkeiten und Reisen des verstorbenen herzoglich braunschweigischen Obersten von Nordenfels. Nach dessen hinterlassenen Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von C. Niedmann. Braunschweig, Verlagscomtoir. 1830. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser Nordenfels hieß eigentlich Fleischer, war Oberst in herzoglich braunschweigischen Diensten und erhielt mit dem Adel zugleich jenen Namen von dem Könige Gustav IV. von Schweden. Er starb 1821 als Commandant von Wolfenbüttel und konnte also den Einzug des „jetzt regierenden durchlauchtigen Herzogs Karl in Braunschweig, wo ihm die Freude des Volks einen Herz und Gemüth in Freude und Hoffnung erhebenden Empfang bereitet hatte, während mancher Gewaltige am Ruder nicht ohne Unmuth voraussehen mochte, daß seine Herrschermacht in Liebe und Vertrauen zwischen Fürsten und Volk untergehen würde, und sich schon mit Plänen beschäftigte, um „Fürst und Volk von einander zu entfremden", nicht mehr sehen. Hier, lieber Leser! eine Probe von der diplomatischen Gewandtheit des Hrn. Herausgeber-Verlegers. Was der von uns mit „" bezeichnete, Seite VIII der Vorrede enthobene Satz eigentlich sagen will, können wir bei seiner etwas schwülstigen Zusammenfügung nicht ganz enträthseln. So viel scheint indeß gewiß, daß es ein Compliment für den dermalen regierenden Herzog bedeuten und zugleich ein Ausfall, auf wen? ja wahrscheinlich entweder auf Schmidt-Phiseldeck, den Grafen Münster, oder gar auf Se. Majestät Georg IV. sein soll. — Unser Oberst, zu dem wir jetzt zurückkehren, genoß das Vertrauen der herzoglichen Familie, d. h. sowol Karl Wilhelm Ferdinands und dessen Gemahlin, als auch des bei Waterloo gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm, und da beide regierende Herzoge durch Napoleons Räubereien ihren Staat verloren hatten, wurde derselbe viel in den Geschäften der herzoglichen Familie gebraucht, was zu mehren Reisen Veranlassung gab. Die erste war 1806 die Begleitung der Herzogin Witwe über Stralsund, Schweden, Dänemark, Hamburg nach Karlsruhe und Bruchsal; die zweite geschah 1807 und 1808 in Auftrag und Angelegenheit Herzogs F. Wilhelm von Bruchsal über Hamburg, Kopenhagen nach Stockholm, von da nach London und über Stockholm, Königsberg, Danzig wieder zurück nach Karlsruhe. Auf der dritten Reise 1809 führte er die beiden jungen Prinzen von Oels über Kolberg und Schweden nach London und brachte auf der vierten, 1810 und 1811, das berühmte Onyxgefäß, das der braunschweigischen Familie gehörte und wonach bereits Bonaparte seine Klauen begierig ausstreckte, glücklich nach London. Endlich 1813 ward so viel Treue belohnt; der wackere Mann folgte seinem Fürsten wieder in das Land seiner Väter, und dieser gab ihm die ehrenvolle Stelle eines Commandanten, in der er noch den Schmerz hatte, seinen Herzog zu überleben. — Hr. Niedmann hat aus den nachgelassenen, zum Theil kurzen und oft sehr trockenen Tagebüchern des Verstorbenen diese „Denkwürdigkeiten" compilirt, sie in Capitel abgetheilt und mit einem vorzüglich guten, einleitenden Blicke in die Zeitgeschichte versehen und so mit einem Worte das vorher Zerstreute, Abgerissene, Unschmackhafte in den Notizen über ein thätiges und würdiges Leben geordnet, verbunden und genießbar gemacht. Allein mehr, als der Stoff hergab (und dies war doch nur die Reise eines Privatmannes, der mit einer nur ganz gewöhnlichen Beobachtungsgabe ausgestattet scheint, in Privatangelegenheiten ohne besonders auffallende Ereignisse, wichtige oder neue Betrachtungen im Reiche der Natur und Politik), konnte auch der Herausgeber nicht in denselben legen; und mögen wir uns nun, dem Verf. folgend, in Stockholm, London, Kopenhagen, Lund, Kronenburg, oder in Darmstadt, Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe u. s. f. umsehen, wir finden kaum einen Theil Dessen wieder, was über das Merkwürdigste jener Orte die gangbarsten Beschreibungen enthalten. Und wollen wir auf der andern Seite des Hrn. von Nordenfels nähere Beziehungen zu der braunschweigischen Fürstenfamilie kennen lernen, so wird uns eben auch wenig Befriedigendes zu Theil. Fern sei es, die Schuld von Beidem dem Buche zuzuschreiben; es liegt selbige vielmehr in der Stellung des Reisenden; und dennoch darf wieder nicht verkannt werden, daß die Arbeit einen ihr besonders zukommenden Werth gerade durch diese erhält. 49.

thek von 80,000 Bänden. Sie mag wol eine der größten Privatbibliotheken sein.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 75. — 16. März 1830.

Geschichte der englischen Staatsumwälzung, von der Thronbesteigung Karls I. bis zu dem Sturze Jakobs II. Von Guizot. Deutsch bearbeitet, mit Beilagen, von dem Uebersetzer des „Laskaris". Erste Abtheilung. Von der Thronbesteigung Karls I. bis zu der Restauration Karls II. Erster und zweiter Theil. Strasburg, Levrault. 1827. Gr. 8. 4 Thlr.

Die Revolution, die im 17. Jahrhundert in England eine neue Ordnung der Dinge herbeiführte, war unstreitig das wichtigste Ereigniß in der neuern Geschichte Europas, bis am Ende des 18. Jahrhunderts die französische Revolution durch grössern Umfang und weitgreifendere Wirkungen den ersten Rang unter den großen Weltbegebenheiten der neuern Zeit für sich in Anspruch nahm. Beide Umwälzungen, so unähnlich sie sich auch einander in den Einzelheiten ihrer Erscheinungen sind, entstanden aus den nämlichen Ursachen, hatten eine gleiche Katastrophe und waren sich auch in Betreff ihrer Folgen ziemlich gleich; daher ist auch die von einem unserer vorzüglichsten Geschichtschreiber geäußerte Bemerkung: daß über das Wesen der englischen Revolution durch die französische ein neues Licht verbreitet und die hohe Wichtigkeit jener durch die letztere erst recht erkannt worden, völlig gegründet. Lange ist Hume's Ansicht für die einzig richtige gehalten worden, und das glänzende Talent dieses Schriftstellers hat die Parteilichkeit übersehen lassen, deren er sich schuldig gemacht. Als, von den Erfahrungen neuerer Zeiten aufgeklärt, denkende Leser durch Hume's Darstellung und Urtheile nicht mehr befriedigt wurden, da suchten mehre ausgezeichnete Schriftsteller Englands der neu angeregten Wißbegierde in Betreff jener merkwürdigen Begebenheit Genüge zu leisten; doch sind sie, ihrer schätzbaren Kenntnisse, ihres großen Fleißes und ihres guten Willens ungeachtet, entweder, wie Brodie, in den Fehler der Einseitigkeit verfallen, oder sie behaupten, wie Lingard, eine Indifferenz, die jede genaue Entwickelung der Motive und jede anschauliche, lebenvolle Darstellung ausschließt. Bei einer unbefangenen Prüfung ihrer Werke kann daher die Behauptung eines geistvollen französischen Schriftstellers: daß die Geschichte der englischen Staatsumwälzung noch nie auf eine befriedigende Weise dargestellt worden, und daß zu einer solchen Darstellung ein Franzose, der die Revolution seines Vaterlandes vor Augen gehabt, fähiger sei als ein Engländer, nicht befremden, und um so weniger, da sie durch einen Beweis unterstützt wird, gegen dessen Gültigkeit sich nichts einwenden läßt. Der Mann, der diese Behauptung aufzustellen wagt, ist Guizot, dessen Competenz in Beurtheilung dieser Angelegenheit nicht leicht bezweifelt werden dürfte; und den Beweis führt er durch seine „Geschichte der englischen Staatsumwälzung", die, so viel bis jetzt davon erschienen, an Gründlichkeit der Forschung, Unparteilichkeit, philosophischem Scharfblick bei Aufsuchung und Entwickelung der Motive und Nachweisung des Zusammenhanges der Begebenheiten, endlich an einsichtsvoller Gruppirung der Thatsachen und warmer geistvoller Darstellung alle Schriften, die von diesem Gegenstand handeln, soweit hinter sich zurückläßt, daß Jeder, der sein vortreffliches Werk auch nur einer oberflächlichen Prüfung unterwirft, die Meinung des berühmten Verfs. von den Werken der Engländer über die englische Revolution theilen wird. Den besondern Beruf zu dieser Arbeit hat G. durch die Herausgabe einer 25 Bände starken Sammlung von Denkschriften und Actenstücken, die englische Revolution betreffend, dargethan; er hat überdies die Tageblätter der Parlamentsverhandlungen, Briefsammlungen, Denkschriften der Zeitgenossen, Flugschriften und jede zugängliche Quelle benutzt; endlich sind ihm, behufs der Fortsetzung seiner Geschichte, die niederländischen Archive geöffnet worden. Und so wird denn seine „Geschichte der englischen Staatsumwälzung" nach ihrer Beendigung mit zu dem Vorzüglichsten gerechnet werden können, was die historische Literatur aufzuweisen hat. Das, was G. über die Veranlassung, das Wesen und den Zweck der beiden Revolutionen äußert, ist vielleicht das Gründlichste und Treffendste, was über diese folgenreiche Begebenheit je gesagt worden ist. Da es zugleich für das politische Glaubensbekenntniß des Verfs. angesehen werden kann, so möge es hier eine Stelle finden. Er sagt im Vorbericht S. 3:

„Weit entfernt, den natürlichen Gang der Begebenheiten in Europa zu unterbrechen, hat weder die englische noch unsere Staatsumwälzung je etwas gewollt, gesagt, gethan, welches nicht hundert Male vor ihrem Ausbruche schon gewünscht, gesagt, gethan oder versucht worden. Sie haben die Ungesetzlichkeit der unbeschränkten Gewalt aufgestellt; aber die freie Einwilligung zu Gesetzen und Besteuerung, das Recht, mit den Waffen in der Hand sich zu widersetzen, waren auch unter der Zahl der verfassungsmäßigen Grundsätze der Feudalordnung, und die Kirche hat oft die Worte des heiligen Isidors wiederholt, welche wir in den Beschlüssen der vierten Synode zu Toledo finden: „Der ist König, welcher sein Volk mit Gerechtigkeit regiert; handelt er anders, so soll er nicht mehr König sein". Sie haben die Bevorrechtungen angegriffen und darauf hingearbeitet, mehr Gleichheit in die gesellige Ordnung einzuführen; dasselbe haben die Könige in ganz Europa gethan, und bis auf unsere Tage ist die Entwickelung der bürgerlichen Gleichheit auf die Gesetze gegründet worden und hat gleichen Schritt mit der Ausbildung der königlichen Gewalt gehalten. Sie haben gefodert, daß die öffentlichen Aemter allen Bürgern offen stehen, daß sie nach dem Verdienst gegeben, und daß die Gewalt mit öffentlicher Bewerbung zugetheilt werden sollte, und dieses ist auch das Grundprincip der innern Verfassung der Kirche, welches sie nicht allein geübt, sondern auch bestimmt ausgesprochen hat. Man mag auf die allgemeinen Grundsätze oder auf die Anwendung derselben in beiden Umwälzungen Rück-

sicht nehmen, mag von der Regierung des Staates oder von der bürgerlichen Gesetzgebung, von Eigenthum oder Personen, von Freiheit oder öffentlicher Gewalt die Rede sein; man wird auf Nichts stoßen, dessen Erfindung ihnen angehöre; Nichts, das sich nicht sonst noch fände, oder wenigstens in den Zeiten sich ausgebildet hätte, welche wir g e w ö h n l i c h e nennen".

„Noch mehr: diese Grundsätze, diese Entwürfe, diese Kraftanstrengungen, welche so ausschließlich der englischen und unserer Staatsumwälzung zugeschrieben werden, sind nicht allein mehre Jahrhunderte früher als sie dagewesen, sondern ihnen verdankt auch die bürgerliche Gesellschaft in Europa alle ihre Fortschritte. Hat denn die Feudalaristokratie durch ihre Unordnungen, ihre Vorrechte, durch ihre rohe Gewalt und die Unterdrückung des Menschen unter ihr Joch an der Entwickelung der Völker Theil genommen? Das nicht; aber sie hat gegen die Tyrannei des Königthums angekämpft; sie hat ihr Recht, zu widerstehen, ausgeübt und die Gesetze der Freiheit erhalten. Warum haben die Völker die Könige gesegnet? Geschah dies wegen ihrer Ansprüche auf ein von Gott stammendes Recht, auf eine unbeschränkte Gewalt, ihrer Verschwendung, ihres Hofs wegen? Nein; aber die Könige haben gegen die Feudalverfassung, gegen die aristokratischen Bevorrechtungen gekämpft; sie haben in die Gesetzgebung, in die Verwaltung Einheit gebracht, sie haben das Aufstreben nach Gleichheit unterstützt. Und was hat der Geistlichkeit ihre Macht gegeben? Wie hat sie zur Bildung beigetragen? Etwa, indem sie sich von dem Volke lossagte, sich vor der Vernunft des Menschen fürchtete, oder indem sie in dem Namen des Himmels die Tyrannei heiligte? Nein; aber sie hat ohne Unterschied die Hohen und Niedern, die Armen und Reichen, die Schwachen und Gewaltigen in ihren Kirchen und unter dem Gesetze Gottes vereinigt; sie hat die Wissenschaften geehrt und gepflegt, Schulen gestiftet, die Verbreitung des Lichts und die Thätigkeit des Geistes begünstigt".

„Man befrage die Geschichte der Herren der Welt; man untersuche den Einfluß der verschiedenen Stände, welche über ihr Schicksal entschieden haben: überall, wo sich etwas Gutes darstellt, wo ein dauernder Dank der Menschen bezeugt, daß ein großer Dienst geleistet worden, da ist ein annähernder Schritt zu dem Ziele, welches die englische Revolution, wie die unserige, verfolgt hat; da wird einer der großen Grundsätze fühlbar, welche sie vorherrschend zu machen suchten".

„So höre man denn auf, sie als widernatürliche Erscheinungen in der Geschichte Europas darzustellen; man spreche nicht mehr von ihren unerhörten Ansprüchen, von ihren höllischen Ausgeburten: sie haben die Bildung in demselben Wege fortgeschoben, auf welchem sie sich schon seit 14 Jahrhunderten befindet; sie haben sich zu Grundsätzen bekannt, sie haben eine Thätigkeit gefördert, welcher der Mensch in allen Zeiten die Entwickelung seines Wesens und die Verbesserung seines Schicksals verdankt; sie haben gethan, was Geistlichkeit, Adel und Könige mit Verdienst und Ruhm gekrönt hat".

„Ich glaube nicht, daß man sie länger allein deswegen verwerflich finden werde, weil mit ihnen Irrthümer, Unglück und Verbrechen verbunden sind; man muß in dieser Hinsicht Alles ihren Gegnern zugestehen, sie sogar an Strenge noch überbieten, ihre Anklagen nur aufnehmen, um dieselben zu vermehren, wenn sie einen Punkt vergessen hätten, und dann aber auch sie auffodern, eine Aufzählung der Irrthümer, der Verbrechen und der Leiden zu geben, welche mit den Zeiten und mit den Gewalten verbunden waren, die sie in Schutz nahmen. Ich zweifle, ob sie diesen Vertrag eingehen werden".

„Will man wissen, worin die beiden Staatsumwälzungen von jedem andern Zeitpunkt sich unterscheiden; welches die Ursache sei, die ihnen, ob sie gleich das gemeinschaftliche Werk der Jahrhunderte fortgesetzt haben, ihren Namen zugezogen; warum sie wirklich die Gestalt der Welt umgewandelt haben? Es ist Folgendes:"

„Verschiedene Gewalten haben, einander ablösend, über die bürgerliche Gesellschaft in Europa geherrscht und eine nach der andern an der Spitze der Bildung gestanden. Nach dem Untergange des römischen Kaiserreichs und nach dem Einfalle der Barbaren, während alle gesellige Bande aufgelöst und alle Gewalten gestürzt waren, fiel die Herrschaft überall der rohen und kühnen Kraft zu; die erobernde Aristokratie nahm von Allem, von den Personen und dem Boden, von Volk und Land Besitz. Vergebens versuchten einige große Männer, Karl der Große in Frankreich, Alfred in England, dieses Chaos der Einheit der monarchischen Regierung zu unterwerfen. Jede Einheit war unmöglich; die Hierarchie des Feudalsystems war die einzige Gestaltung, welche die Gesellschaft sich geben wollte. Sie unterwarf sich Alles, die Kirche und den Staat; die Bischöfe, die Aebte wurden Barone; der König ward der erste Lehnsherr. So unausgebildet und schwankend auch diese Verfassung sein mochte, Europa verdankt ihr doch die ersten Schritte aus der Barbarei. Unter den Besitzern der Lehen, aus ihren Verhältnissen, ihren Gesetzen, ihren Gebräuchen, ihren Gefühlen, ihrer Denkweise entstand die europäische Cultur".

„Sie lasteten furchtbar schwer auf den Völkern. Die Geistlichkeit allein versuchte es, ihre Stimme zum Vortheil Aller, für einige Vernunftgerechtigkeit und Menschlichkeit zu erheben. Wer in der Feudalhierarchie keine eigne Stelle hatte, der fand nur in den Kirchen eine Zufluchtsstätte, in den Priestern Beschützer. Und war auch dieser Schutz unzulänglich, so war er doch unermeßlich, denn er war der einzige. Uebrigens boten die Priester allein einige Nahrung der moralischen Natur des Menschen, dem Bedürfniß zu denken, zu wissen, zu hoffen und zu glauben; diesem unüberwindlichen Bedürfniß, das alle Hindernisse besiegt und alles Unglück überdauert".

„Die Kirche erlangte bald in ganz Europa eine wundervolle Gewalt. Das entstehende Königthum gab ihr eine neue Kraft, indem es sie zur Stütze nahm. Das Uebergewicht ging aus den Händen der erobernden Aristokratie in die des Klerus über".

„In Verbindung mit der Kirche und durch ihre eigne Kraft vergrößerte sich die königliche Gewalt und erhob sich über ihre Nebenbuhler; allein noch hatte der Klerus kaum ihr Hülfe geleistet, als er sie auch zu unterjochen strebte. In dieser neuen Gefahr suchte die königliche Gewalt bald die Stütze der weniger furchtbar gewordenen Barone, öfters noch diejenige der Bürger, des Volks, welches schon hinlängliche Kraft erworben hatte, um Dienste leisten, aber nicht genug, um einen hohen Preis für diese Dienste fodern zu können. Mit seiner Hülfe siegte sie in dem zweiten Kampfe und wurde jetzt herrschende Gewalt, nachdem sie das Zutrauen der Völker an sich angeschlossen hatte".

„Dies ist die Geschichte des alten Europas: die Feudalaristokratie, der Klerus, das Königthum haben es abwechselnd beherrscht, haben eines nach dem andern seine Schicksale und seine Fortschritte geleitet. Ihrem gleichzeitigen Dasein und ihrem Kampfe hat es lange Alles verdankt, was es an Freiheit, Glück, Aufklärung, mit einem Worte, an Entwickelung seiner Civilisation gewonnen hat".

„Der Kampf zwischen diesen 3 Gewalten war in England in dem 17., in Frankreich in dem 18. Jahrhundert völlig geendet; sie lebten in tiefer weichlicher Ruhe neben einander, man kann sogar sagen, daß sie ihren historischen Charakter und selbst die Erinnerung an die Anstrengungen verloren hatten, in welchen früher ihre Kraft und ihr Glanz bestand. Die Aristokratie vertheidigte die öffentlichen Freiheiten nicht mehr, nicht einmal die eignen; die königliche Gewalt arbeitete nicht mehr an der Vernichtung der aristokratischen Bevorrechtungen; sie schien sogar ihren Besitzern günstig zu werden, um den Diensteifer derselben zu lohnen; der Klerus, eine geistige Gewalt, fürchtete den menschlichen

Geist, und, unmächtig, ihn zu leiten, foderte er ihn drohend auf, stille zu stehen. Unterdessen ging die Bildung auf ihrem Wege voran; täglich wurde sie allgemeiner und regsamer. Die Gesellschaft, von ihren ehemaligen Führern aufgegeben, von der Thatlosigkeit und der feindseligen Stimmung derselben überrascht, da sie sah, daß man um so weniger für sie that, je mehr ihre Kräfte und Wünsche zunahmen, kam zuletzt auf den Gedanken, daß ihr das Recht zustehe, ihre eigne Sache selbst durchzuführen, und indem sie alle Rollen selbst übernahm, um welche Niemand mehr sich kümmerte, foderte sie mit Einem Male die Freiheit gegen die Krone, die Gleichheit gegen die Aristokratie und das Recht der freien Uebung der Denkkraft gegen den Klerus. Da brachen die Umwälzungen aus".

„Sie bewirkten zum Vortheile einer neuen Gewalt, was Europa schon mehre Male gesehen hatte; sie stellten an die Spitze der bürgerlichen Gesellschaft Männer, welche sie in ihrem Fortschreiten leiten konnten und wollten. Dieses allein war bisher der Grund gewesen, aus welchem nach einander die Aristokratie, die Kirche und die königliche Gewalt ihr Uebergewicht erhalten hatten. Jetzt bemächtigte sich die ganze Gesellschaft (le public) derselben mit gleichem Rechte, gleichen Mitteln und unter dem Namen derselben Nothwendigkeit".

„Dies ist die wahre Wirksamkeit, der vorherrschende Charakter der englischen Revolution, wie der unserigen".

Die uns vorliegenden beiden ersten Theile der ersten Abtheilung, die den Zeitraum von dem Regierungsantritt Karls I. bis zu dessen Hinrichtung (von 1625—49) enthalten, können, da sie einen Hauptabschnitt der englischen Revolution umfassen, als ein abgeschlossenes Ganzes betrachtet werden, welches mit zu dem Vollendetsten gehört, was die neueste historische Literatur aufzuweisen hat, und ein glänzender Beweis der Fortschritte ist, die unsere Nachbarn jenseits des Rheins in der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung während der neuern Zeit gemacht haben. Die den frühern französischen Schriftstellern gewöhnlich eigne Oberflächlichkeit, ihre bis ins Lächerliche gehende Antithesenjagd, ihr nicht selten widerliches Apostrophiren und das ängstliche Haschen nach Effect, selbst auf Kosten der Wahrheit: diese Fehler sind glücklich vermieden worden; dagegen nimmt der Verf. mit wahrhaft deutscher Gründlichkeit stets auf seine Quellen Bezug, welches jedoch dem anschaulichen, lebhaften und anziehenden Vortrage keinen Eintrag thut. Die Charaktere der in dem großen Drama der englischen Staatsumwälzung handelnden Personen, von welchen die frühern Schriftsteller meistens nur höchst schwankende Umrisse geliefert haben, sind hier mit scharfen kräftigen Zügen entworfen, worin die Eigenthümlichkeiten der geschilderten Personen hervorgehoben, ihr Inneres dem Leser enthüllt und ihm dadurch der Schlüssel zu ihren Handlungen gegeben wird. Als Beweis des Ebengesagten theilen wir die Th. 1, S. 85 fg. befindliche Darstellung von Strafford's und Laud's Persönlichkeit und Verwaltungsweise nachfolgend mit.

„Strafford, als er seine Partei verließ, um sich an den König anzuschließen, hatte keine festbestimmten Grundsätze aufzuopfern, noch ein Gewissen, das er verrathen konnte. Ehrgeizig und leidenschaftlich, war er früher Patriot aus Haß gegen Buckingham, aus Ruhmsucht, und mehr aus Begierde, mit seinen Talenten und seiner Geisteskraft zu glänzen, als aus reiner und fester Ueberzeugung. Das Ziel seines Strebens, oder mehr noch Bedürfniß seiner Natur, war Thätigkeit, Größe und Herrschaft. Nachdem er einmal in den Dienst der Krone getreten war, bekümmerte er sich auch ernstlich um ihre Macht, wie früher um die Freiheiten des Landes, und diese Sorge war ernst, stolz, und wie es sich von einem geschickten aber harten Minister, nicht von einem tändelnden, sklavischen Hofmanne erwarten läßt. Sein Geist war zu umfassend, als daß er sich auf die innern Kabalen des Hofes beschränkt, sein Stolz zu aufstrebend, als daß er sich unter die Etikette des Palastes gebeugt hätte: er warf sich daher mit Leidenschaft in die Geschäfte, jeden Nebenbuhler verachtend, jeden Widerstand vernichtend, eifrig das königliche Ansehen, welches das seinige geworden, zu vergrößern und zu befestigen, aber zugleich auch thätig in der Wiederherstellung der Ordnung, in der Abschaffung der Misbräuche, in dem Niederdrücken des Privatinteresses, sobald er es ungesetzlich glaubte, und in dem Befördern des allgemeinen Interesses, wenn er es nicht fürchtete. Auch in dem zügellosen Despoten war noch nicht alle Liebe zu dem Vaterlande, zu dessen Wohl und Ruhm verwischt, und er hatte die Bedingungen und die Mittel begriffen, durch welche allein die unumschränkte Gewalt erkauft werden kann. Sein Wunsch war eine willkürliche, aber kräftige, durchgreifende Verwaltung, welche die Rechte des Volks nicht achtete, aber die öffentliche Wohlfahrt beförderte, den gewöhnlichen Misgriffen, den nutzlosen Verkehrtheiten fremd war, und die Hohen wie die Niedern, den Hof wie das Volk seinem Willen unterwarf; dies war das Charakteristische in seinem Betragen, das er zugleich der Regierung des Königs mitzutheilen strebte".

„Der Erzbischof Laud, Strafford's Freund, brachte mit weniger weltlichen Leidenschaften und einem uneigennützigern Eifer dieselben Ansichten und dieselben Entwürfe in den Rath des Königs. Er war streng in seinen Sitten, einfach in seiner Lebensweise, und die Gewalt, gleichviel ob er ihr diente oder selbst sie ausübte, begeisterte ihn bis zur fanatischen Hingebung. Ihm galt befehlen und strafen für Feststellung der Ordnung, und Ordnung schien ihm Gerechtigkeit. Seine Thätigkeit war unermüdet, aber einseitig, aufbrausend und hart. Er war gleich unfähig, das Interesse zu schonen und die Rechte zu ehren, und verfolgte rücksichtslos Freiheiten und Misbräuche, diesen eine strenge Rechtlichkeit, jenen eine blinde Leidenschaftlichkeit entgegensetzend; er war heftig und auffahrend gegen die Höflinge wie gegen die Bürger, die Freundschaft keines Menschen suchend, keinen Widerstand voraussehend noch duldend, überzeugt daß die reinen Händen anvertraute Gewalt Alles vermöge, und immer von einer feststehenden Idee getrieben, die ihn mit der Heftigkeit der Leidenschaft und mit dem Uebergewicht der Pflicht beherrschte".

„Solche Räthe stimmten so ziemlich mit der neuen Lage Karls überein. Sie waren dem Hofe fremd, bekümmerten sich weniger darum, ihrem Herrn zu gefallen, als ihm zu dienen, und hatten weder den prunkenden Uebermuth, noch die thatlosen Ansprüche der Günstlinge. Sie waren ausdauernd, kühn, der Arbeit und der Aufopferung fähig. Kaum war die Regierung Irlands Strafford anvertraut worden, als dieses Königreich, welches bis jetzt nur eine Last und der Krone hinderlich gewesen, schnell eine Quelle von Reichthum und Macht wurde. Die Staatsschulden desselben wurden bezahlt; die Einkünfte, welche früher ohne Ordnung erhoben und ohne Schamgefühl vergeudet worden waren, wurden jetzt regelmäßig verwaltet und überstiegen bald die Ausgaben; die Großen hörten auf, das Volk ungestraft zu plagen, und die aristokratischen sowol als die religiösen Parteien, sich ungeahndet zu zerreißen. Das Heer, welches Strafford schwach, ohne Kleidung, ohne Zucht gefunden hatte, wurde vollzählig, gut disciplinirt, gut bezahlt und plünderte nicht mehr die Einwohner. Unter dem Schirme der Ordnung blühte der Handel auf, Fabriken wurden errichtet, und der Ackerbau machte Fortschritte. So wurde Irland mit Willkür, mit Härte, oft sogar mit gehässiger Strenge beherrscht, aber zum Vortheil der allgemeinen Bildung und der königlichen Macht, während es früher der Geldgier der Angestellten und der Herrschaft einer selbstsüchtigen und unwissenden Aristokratie überlassen war".

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1829.

Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 74.)

18. Abenteuerliche Schicksale des schottischen Guckkastenmannes. Eine Tragikomödie in 2 Aufzügen. Zum Ergötzen der Oberwelt verfaßt von Napoleon Bonaparte und herausgegeben von H. Springer. Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur. 1828. 8. 6 Gr.

Ein gar grimmiger Angriff gegen den unangreifbaren Sir Walter. Es ist jetzt an der Tagesordnung, die schwachen Seiten des außerordentlichen Mannes ans Licht zu ziehen — sollte das stets gerechte Deutschland darüber wol der wirklichen Vorzüge des großen Allbekannten vergessen können? vergessen, welche mächtige und erfreuliche Reform in der erzählenden Literatur von ihm ausging? Der Tragikomiker vergißt dies; doch sein Witz ist plump, seine Intention schief und schielend, sein ganzer Angriff zu leidenschaftlich, um sich nicht selbst zu vernichten. Der beste Gedanke ist unstreitig der, die Komödie damit enden zu lassen, daß Napoleons Geist aus dem Souffleurkasten hervorfährt und dem Treiben der Kleingeister ein Ende macht. Nebenbei fallen einige Geißelhiebe auf Clauren und Consorten.

19. Lenore. Vaterländisches Schauspiel mit Gesang in 3 Abtheilungen. Von K. v. Holtey. Berlin, Duncker und Humblot. 1829. 8. 20 Gr.

Dies Melodrama hat viel von sich sprechen und sich viel beklatschen lassen, ein Umstand, der diese Arbeit, bei dem heutigen Stande der Dinge, der Kritik sofort verdächtig macht. Was gewinnt den Beifall unserer Schauspielsäle? Die Schmeichelei kleiner Interessen! Eben dies hat auch den Credit dieses Melodramas gegründet. Als ein solches mag es passiren, ja, es kann sogar in gewisser Beziehung für einen glücklichen Wurf gelten; allein einen höhern Maßstab der Kritik verträgt es freilich nicht, und selbst gegen seine Fassung als bloßes Bühnenstück läßt sich einiges Erhebliche sagen. Die erste Abtheilung: „Die Verlobung", ist gut; sie leitet geziemend ein, und Wallheim ist eine Figur, die auf der Bühne nie ihrer Wirkung entbehrt. Die zweite Abtheilung: „Der Verrath", ist verworren und kränkelt an schwerer Unwahrscheinlichkeit. Daß ein Bühnendichter so wenig Kriegserfahrung besitze, als sich hier an den Tag legt, mag jedoch hingehen; allein daß Lenore in der dritten Abtheilung: „Die Vermählung", von Bürger's „Lenore" spricht, ist ein Fehlschuß so unverzeihlicher Art, daß er den Geschmack des Verfs. höchst verdächtig macht. Diese ganze Abtheilung besteht zum großen Theil aus eine Paraphrase der allbekannten Ballade; man hat den Autor dieser Kühnheit wegen gerühmt; allein wie unglücklich ist er in den Uebergängen aus dem gewöhnlichen dramatischen Tone in diesen entlehnten halbepischen? Wie scharf und widerwärtig schneiden diese Uebergänge z. B. S. 145 ab? Dergleichen rühme, wer da kann! Die Idee des Stücks ist gut; aber nur die Ausführung der ersten Abtheilung ist zu loben, in den beiden andern zeigt sich entweder Schwäche oder Flüchtigkeit. Die beste Gestalt ist der Unteroffizier Wallheim, eine Art von typischem Charakter, die der Verf. mit Kunst und mit Glück behandelt, und in der That ruht das theatralische Interesse des Stücks auch beinahe ausschließlich auf dieser Nebenfigur. Die Sprache ist angemessen und einige Lieder sind gut.

20. Die Tochter der Luft. Eine mythische Tragödie in 5 Akten, nach der Idee Calderon's, von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1829. 8. 1 Thlr.

Welch eine gigantische Arbeit ist dies im Vergleich zu den Pygmäenwerken von der Art des vorhergehenden Dramas? Dies in der That ist die Sprache des Genius, das Werk eines der hochgestellten Geister. Nil admirari! Allein Rec. glaubt in Wahrheit, daß wenig Höheres in allen Literaturen zusammengenommen geschrieben ist als Shakspeare's „Sturm" und Calderon's „Tochter der Luft". Die Größe der Auffassung, die Phantasie der Dichtung und die psychologische Tiefe und Wahrheit dieses Werks sind von der Art, daß wir nur staunend und bewundernd zu ihnen hinaufblicken können, denn unsere Tage und unsere Sitten sind für solche Schöpfungen nicht mehr gemacht. Raupach ist ein sehr verdienter Dramaturg, allein er hat alle seine bisherigen Verdienste durch die Bearbeitung dieses wundervollen Werkes überragt, und sein größter Ruhm ist die Wahl, die Würdigung, das Verständniß und die glückliche Behandlung eines solchen Stoffes. Es ist mehr als die bloße Idee, es ist der Ideengang des großen Schöpfers dieser Tragödie, den er uns wiedergibt, und zwar in vollendeter Form. Die eifersüchtigste Kritik wird an seiner Arbeit kaum ein Wort, kaum einen Ausdruck, kaum die Cadenz eines einzigen Verses zu tadeln vermögen. Ein solcher Fleiß, auf Diction und Vers verwandt, ist in der That eine große Seltenheit in unserer dramatischen Literatur. Was wir auch sonst an Raupach's Arbeiten auszusetzen wußten, hier schweigt jeder Tadel. Dies Werk ist gerundet, fleckenlos und glanzvoll von der ersten Verszeile bis zur letzten. Die Gedanken gehören ihm nicht an; allein es ist kein geringes Verdienst, diese großen Gedanken einer fremden Sprache und einer fremden Zeit in einem solchen Gewande wiederzugeben. Der Geschmack, welcher sich in den Verkürzungen und Auslassungen kundgibt, die Einsicht, mit welcher das Ganze durch Zusammenziehung des Zusammengehörigen klarer, übersichtlicher und effectvoller hingestellt worden ist als es im Original war, und endlich die echte Begeisterung, mit der das große Gedicht hier und da umgedichtet worden ist, können nicht Lob genug finden. So wie es ist, ist es ein wahres Besitzthum unserer Literatur geworden, und ein Juwel unserer dramatischen Poesie. Die Wonne und das Elend einer kalten Seele, die Leere des Weltruhms, im Gegensatz zu der Fülle eines liebenden Gemüths, der Fluch der Selbsucht, im Vergleich zu der Seligkeit der Liebe und ihrer Opfer, das Unbefriedigende der Erdengüter, von denen nur die Liebe wahren Werth hat, — alle diese Dinge sind wol niemals und von keiner Feder großartiger, wahrer und mit einem höheren Aufschwung der Phantasie gemalt worden als in dieser Tragödie. In Bezug auf Fülle und Kraft der Phantasie steht dies Stück völlig unerreicht da, selbst „Der Sturm" reicht nicht daran. Jedesmal, wo Semiramis, die Tochter der Luft, einen neuen Wunsch ergreift, ist sie wundervoll und unvergleichlich; ihre Vision des Bräutigams im Osten, die Idee ihrer Hauptstadt, der Gedanke zur Eroberung Baktras, ihr Plan, das Lager der Empörer einzunehmen, ihre Unterredung mit Samarija, — alles Dies gehört einem wahrhaft wunderbaren Geiste an, den begriffen und wiedergegeben zu haben, immer ein großes Verdienst Raupach's bleiben wird. Aus der bisweiligen spitzfindigen Dialektik Calderon's löst er mit großer Kunst den Kern aus und macht ihn durch Klarheit wahrhaft schmackhaft und köstlich; ein solches Beispiel findet sich S. 62. Dem Schwung der Phantasie Calderon's und dem Pomp seiner Sprache folgt er mit einer gleich prachtvollen Diction und von dieser Seite betrachtet, ist seine Arbeit ein Meisterwerk, dem an ruhiger Pracht und Klarheit des Ausdrucks wol nicht viele in unserer Literatur gleichkommen mögen. Mit einem Wort, dies außerordentliche Werk hat uns nicht nur einen wahrhaften Kunstgenuß gewährt, wie kaum eine andere Erscheinung unserer neuesten dramatischen Poesie, sondern uns auch von Neuem mit hoher Achtung vor den seltenen Gaben des Bearbeiters erfüllt, der mehr von einem glücklichen Naturgefühl, als von Gesetzen der Kritik zu einer Arbeit hingeführt zu sein scheint, die ihm zur größten Ehre gereicht, und die alle seine frühern Misgriffe und Irrthümer vergessen zu machen geeignet ist.*)

75.

*) Ein dritter Artikel folgt im Monat April. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 76. — 17. März 1830.

Georg Forster's Briefwechsel.
Dritter und letzter Artikel. *)

Forster hat den großen Irrthum seiner letzten Lebenszeit, der sein ganzes Dasein ergriff und ihn in die wilden Wogen der Alles mit Zerstörung bedrohenden Bewegung stürzte, schwer und theuer genug gebüßt. Aber es war eine Zeit, wo so Viele, von der heißen Sehnsucht edler Herzen nach den höchsten Gütern der Menschheit ergriffen, das scharfe Wehen des sich erhebenden Windes für Morgenluft, die am Horizonte auftauchenden, mit glänzenden Farben täuschenden Bilder für Stralen hielten, die eine der Menschheit aufgehende Sonne allgemeinen Glückes verkündeten. Und obschon es auch damals nicht an Männern fehlte, welche mitten in dem allgemeinen Taumel und Schwindel Einsicht und Besonnenheit genug behielten, jene Bilder als Schattenbilder zu erkennen, und Muth genug, sie dafür zu erklären, so hat es dennoch der mannichfaltigsten Trübsale, der bittersten Erfahrung und des wunderbar raschen Durchlaufens der französischen Revolution durch alle Perioden, deren eine Staatsumwälzung fähig ist, bedurft, um der bessern Einsicht Eingang zu verschaffen, und auch dies nur in einem beschränkten Grade; denn dürfen wir wol behaupten, daß die Mehrzahl der Menschen oder die angesehensten öffentlichen Wortführer sich in unsern Tagen zu dieser Ansicht bekennen?

Wir meinen aber die Beurtheilungsweise, welche die Formen aller großen historischen Verhältnisse, und folglich vor allen des Staats, wie sie in der Geschichte sich entwickelt haben und in der Erscheinung gegeben sind, nicht als zufällige Producte eines unerleuchteten Zustandes der Menschheit betrachtet, die am besten gar nicht vorhanden wären, um den Schöpfungen des Gedankens einen desto freiern Spielraum zu geben, sondern als den positiven Grund und Boden, in dem alle echte Fortentwickelung wurzeln muß, um zu gedeihen. Diese Einsicht, so oft, bald aus Unverstand, bald aus bösem Willen, mit dem Wahne von der ewigen und nothwendigen Dauer der auf jenem Grunde errichteten Gebäude verwechselt und als solcher geschmäht, hat sich in unsern Tagen allerdings mehr Bahn gebrochen und wird ohne Zweifel immer weiter durchdringen; damals fehlte sie entweder gänzlich, oder sie erschien ohne alle Begründung durch wissenschaftliche Erkenntniß, sie wurde, wenn sie ja anerkannt ward, wie richtiger Takt, Klugheit, Erfahrung genommen, nicht wie das Product einer großartigen Weltansicht. Wie viel kommt aber nicht darauf an, die Bahn eröffnet und betreten zu finden! *) Für Forster und die meisten Denker seiner Zeit war das Positive in der Geschichte ein todter, der Nichtigkeit angehörender Stoff, der gestaltende Gedanke allein hatte ihnen wahre Realität. Den Irrthum, von den scharfen Aetzmitteln, welche die fast brandig gewordenen Wunden des Staates heilen sollten, eine neue organische Gestaltung zu erwarten, theilte F. mit vielen Tausenden, die nur seine Begeisterung für Menschenwohl, seinen edeln Sinn, sein weiches Herz nicht besaßen, und mit so Manchen, die mit ihm in gleicher Lage nicht aus größerer Besonnenheit und kühlerm Nachdenken, sondern aus Feigheit sich von einem gleichthätigen Eingreifen zurückhielten, aber eben darum strenger zu beurtheilen wären als er, wenn ihre Passivität von Einfluß gewesen wäre.

Von dem Zeitpunkte der thätigen Theilnahme Forster's an der mainzer Revolution macht der Briefwechsel den Eindruck einer großen Tragödie, wenn anders die Gattung der Tragödien die größte ist, wo ein Weltgeschick in die Begebenheiten des einzelnen Menschen hineinspielt, wo Charakter, Schicksal und Drang der äußern Umstände sich wechselseitig bestimmen und wunderbar ineinander schmelzen. Es ist, als ob durch alle Töne dieser Briefe das Anfangs noch ferne Unwetter hindurchklänge; dann zieht es immer näher und näher, der Tag verwandelt sich in Finsterniß, der Sturm tobt, die Donner krachen, endlich wird das kleine Boot, in dem sich der Wanderer auf den unsichern Ozean begeben, um der Schwüle des Tages zu entfliehen, nach

---

*) Vgl. Nr. 3, 4, 47—49 d. Bl. D. Red.

*) Um ein Beispiel von einem andern Gebiete herzunehmen: wer wird glauben, daß Forster bei seinem lebhaften und empfänglichen Sinne für die Kunst in unsern Tagen von dem wunderwürdigen Kunstwerke van Eyck's in Gent (jetzt zum Theil in Berlin) so urtheilen würde, wie er es in den „Ansichten" (II, S. 287) thut?

vergeblichem Kampfe gegen die Wellen von ihrer Wuth verschlungen.

Vielleicht sagt dieses Bild aber zu viel; denn schwerlich würde F., wenn er nicht in Mainz gewesen wäre, die Revolution aufgesucht haben, wenn er auch mit ihren Principien noch so einverstanden war. Es wäre ihm dann leichter gewesen, seinen frühern Grundsätzen treu zu bleiben. Im Jahre 1783 schreibt er an Jacobi:

Zur Vervollkommnung des Ganzen, wenn es je eine gibt, scheint mir in der That kein anderes Mittel übrig als das, mit Eifer, unablässig, an sich selbst zu arbeiten. Dies sei das Geschäft aller Menschenfreunde, welches sie selbst treiben, und der ganzen, ganzen Welt, so laut sie nur immer reden können, empfehlen müssen. Ist die Welt erst tugendhaft, dann wird sie von selbst frei. Sonst wechseln wir nur mit Tyrannen und gewinnen nichts, so schön der Anstrich immer sein mag. — Wenn Lessing's Satz: was Blut kostet, ist nicht Blut werth, wahr ist, und mir scheint es fast, daß er mehr als glänzende Antithese ist, so finde ich darin einen Grund mehr, auf die innere Besserung des Individui mich mehr zu verlassen und mehr Gutes davon zu hoffen als von allgemeinen, noch so guten politischen Einrichtungen, welche nie ohne Gewaltthätigkeit vorgenommen werden können.

Daß F. den Ausbruch der Revolution im Lichte einer solchen ohne, oder so gut wie ohne Gewaltthätigkeit vorsichgegangenen Staatsveränderung ansah, trug dazu bei, ihn dafür einzunehmen. I, S. 819: „Schön ist es zu sehen, was die Philosophie in den Köpfen gereift und dann im Staate zu Stande gebracht hat, ohne daß man ein Beispiel hätte, daß je eine so gänzliche Veränderung so wenig Blut und Verwüstung gekostet hätte". Glaubte er auch nicht an die Erringung des Vollkommenen in menschlichen Dingen, so schien ihm doch der dort eingeschlagene Weg der sicherste zur Erreichung des weniger Unvollkommnen zu sein, daher er mit freudiger Ueberraschung ausruft (S. 826): „Welch eine Sitzung war die vom 5. August von der französischen Nationalversammlung! Ich glaube, sie ist in der Welt noch ohne Beispiel". Die Besorgniß, daß man doch zu rasch verfahren sein möchte (S. 830), ging bald vorüber. Eine Vertheidigung des Guten in dem Bestehenden (S. 853) findet er zwar, insofern es Ruhe und Wärme zu geben vermag, nicht ganz übel; aber der Mensch sei nicht der Ruhe und Wärme willen da, sondern damit seine Anlagen und Kräfte sich entwickeln. Hier sieht man recht deutlich, daß F., wie so Viele seiner Zeitgenossen, nur den Gegensatz zwischen Erstarrung und Entwickelung ins Auge faßte, aber den zwischen der Entwickelung aus der Zerstörung und der Entwickelung aus dem Lebendigen durchaus unbeachtet ließ.

Nach 2 Jahren sehen wir F. nicht nur das Princip der Revolution, sondern auch die Gestaltung desselben in Frankreich unbedingt in Schutz nehmen (II, S. 76):

Man hat die Menschen als freie unmündige Wesen lehren, erziehen, zu reifen Wesen bilden sollen, und man hat sie schändlich gemisbraucht, sie dumm und blind zu machen gesucht, sich Herrschaft über freie Intelligenzen angemaßt und seine Leidenschaften dabei befriedigt. Ist es ein Wunder, daß die Ausbrüche des endlich erwachten Gefühls nun nicht ganz rein und ungemischt sein können? Für meinen Theil kann ich nicht aufhören zu bewundern und in das äußerste Erstaunen zu gerathen, daß so viel Mäßigung, so viel reine, echte Tugend, nämlich politische Tugend, noch in einem Volke möglich ist, welches Jahrhunderte lang unter den elendesten Despoten und unter einem so ganz aller intellectuellen Vorzüge und jedes innern Werthes beraubten, tief herabgesunkenen Adels seufzte. — Ueber hundert Jahre oder in zweihundert Jahren; oder es sei auch früher [gewiß, denn es verflossen nur etwa zwei Jahre, Ref.] werden sich die Unvollkommenheiten der neuen französischen Staatsreform zu Misbräuchen der ersten Größe erheben — wenn sie nicht zuvor abgeschafft werden. Aber bis sie dahin kommt, haben die guten Eigenschaften offenbar das Uebergewicht, und wenn das Böse an den Tag kommt und wirklich eine ebenso arge Zerrüttung droht als der zeitherige Despotismus und Aristokratismus, wem wird es zuzuschreiben sein, als der bittern Nothwendigkeit, dem unvermeidlichen Gesetze der Natur, vermöge dessen es unmöglich ist, ohne in andere Extreme zu gehen, die Wirkung eines Extrems aufzuheben?

In diesem Urtheile liegen die Keime zur Billigung alles revolutionnairen Unwesens, da dies eben der Standpunkt ist, wo seine Zerstörungswuth als nothwendig, nicht als Frevel, Greuel und Mord an dem Heiligsten erscheint. Am 5. Juni 1792: „Ich bekenne gern, daß ich allemal lieber für als wider die Jakobiner bin, man mag gegen sie toben wie man will. Das Volk kann man nicht zügeln, wenn es einmal in Bewegung ist. Die Blindheit und Tollheit ist auf Seiten der Partei, die nicht sehen will, daß der König noch mehr Gewalt hat als er haben sollte [der König von Frankreich im Juni 1792], mehr als freie Menschen ihm eigentlich einräumen sollten". Doch traut F. in seiner Gutmüthigkeit den Demokraten noch zu, daß sie Alles aufbieten würden, den König unversehrt in Händen zu behalten (S. 218). In der Folge, als er entschiedener Republikaner war, erklärte er Ludwigs Tod für eine Maßregel, die nicht nach Gesetzbüchern, sondern nach dem Naturrecht geschehen mußte, alle Zweifel über deren Gesetzlichkeit seien nur juridische Spitzfindigkeiten und Sophismen. Am 4. Februar 1793 schreibt er:

Man ist entweder für absolute Freiheit oder für absolute Tyrannei. Ein Mittelding gibt es nicht, denn die bedingte Freiheit läuft immer wieder auf Despotismus hinaus, und ist daher, weil sie Mäßigung affichirt, gefährlicher und echten Freiheitsfreunden verhaßter als Royalismus, der wenigstens gerade heraussagt: ihr sollt gehorchen. Ich weiß, nichts ist vollkommen — eben darum halte ich mich an die Grundsätze, die sind wenigstens unüberwindlich. Was Menschliches [Menschliches! ein bemerkenswerther Euphemismus, Ref.] bei der Ausübung vorfällt, kann ihnen nicht zur Last gelegt werden.

Doch war er keineswegs so verblendet, nicht einzusehen, daß man in Deutschland jetzt „von oben herab so schön eine Verbesserung friedlich und sanft vorbereiten und ausführen könnte, so schön, so glücklich von den Vorgängen in Frankreich Vortheil ziehen, ohne das Gute so theuer erkaufen zu müssen". Da aber dergleichen nicht geschah, so erwartete er für Deutschland großes Heil von der bewaffneten Einmischung Frank-

reichs. Als Schlosser auf die großen Lehren der Geschichte hinwies und bemerkte, Griechenlands Freiheit sei dahingewesen, als Flaminius die Griechen mit römischer Räubermacht habe freimachen wollen, und am ärgsten mit Füßen getreten worden, als Marius die Rechte der Menschheit gepredigt, schrieb Forster: er begreife gar nicht, wie vernünftige Leute über dem Studium des Alterthums dahin kommen könnten, jene Verhältnisse mit den jetzigen zu verwechseln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lösung der Preisaufgabe der französischen Akademie: „Die Erfindung der Buchdruckerkunst", von den Herren Vignan, Saintine und Legouvé.

Die französische Akademie hatte bekanntlich im Jahre 1828 einen Preis auf das beste Gedicht auf die Erfindung der Buchdruckerkunst gesetzt. Es gingen 44 ein, und die Akademie erkannte am 25. August 1829 den ersten Preis dem Hrn. Legouvé, den zweiten dem Hrn. Vignan und 2 Andern eine rühmliche Erwähnung zu. Daß die Aufgabe nicht die beste sei, ist nicht schwer einzusehen; sie läßt sich blos durch eine Lobrede oder eine Satyre auf die Buchdruckerkunst lösen. Die oben erwähnten Preisbewerber nun haben sämmtlich die Vortheile hervorgehoben, welche die Presse erzeugt; nicht ein Einziger hat gewagt, auch die Nachtheile zu schildern, die sie hervorruft, noch auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die sie aufregt. Dies wäre vielleicht vortheilhafter und nutzenbringender gewesen. Doch wir wenden uns zu den 3 für die besten erklärten Gedichte selbst.

Saintine hat sich die schwierige Aufgabe noch mehr selbst durch die sonderbare Parallele, die er sich vorgenommen hat durchzuführen, erschwert. Er vergleicht nämlich die Befreier der Schweiz mit den Erfindern der Buchdruckerkunst. Jene verschwören sich bei Mondenglanze auf dem Rütli gegen die Tyrannei, welche ihr Vaterland in Fesseln geschlagen hat; Guttenberg und seine Gehülfen — und das ist der Vergleichspunkt — bei dem Schimmer der Lampe gegen die Unwissenheit. Diese gesuchte Vergleichung hindert den Dichter an jeder freien Bewegung; Alles wird Künstelei und Schwerfälligkeit, und der Leser merkt bei jedem Verse, wie schwer er dem Verf. geworden sein mag. Auch wird dem jungen Manne das Versemachen noch sehr schwer; man lese z. B. folgende Stelle, und man wird glauben, den Mund voll Steine zu haben:

L'imprimerie est née!... O gloire! il a donc lui
Le jour sans fin des arts! Voilà ce point d'appui
Qu' Archimède implorait pour éclairer le monde!
La raison désormais et puissante et féconde
Rend la force au bon droit!

Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß sich gar keine gelungenen in dem Gedichte fänden; die folgenden sind gewiß recht gut:

. . . . mes Germains par qui tout s'éternise,
Désherités du champ, que leur main fertilise,
Se sont vus dénier leur part de la moisson:
Les arts sauvés par eux n'ont pas payé rançon.
Dédaignés des savants, inconnus du vulgaire,
Au musée, au théâtre, on ne les fête guère;
Dans un noir médaillon tous les trois entassés,
A peine si leurs traits au hasard esquissés,
Des classiques d'Herhan ornent le frontispice.

. . . .

Tel un vieux serviteur, durant une nuit sombre,
Va portant les flambeaux, et demeure dans l'ombre,
Méprisé de celui dont il guide les pas
Vers un seuil fastueux qu'il ne franchira pas.

Vignan dagegen gehen die Verse leicht von der Hand, aber sein Gedicht ist eine planlose Anhäufung und Aneinanderreihung von Declamationen. Nichts Saftiges und Kräftiges, nichts Geistreiches und Pikantes, nur Lobeserhebungen der Presse und Schmähungen derselben im Munde ihrer Feinde, die schon hundert und aber hundert Mal nachgesagt und wiederholt worden sind. Zum Beweise, daß der Dichter hübsche Verse macht, heben wir folgende Stelle aus:

Sur un frêle tissu l'écriture tracée
Donne un corps à la voix, un être à la pensée;
A peine un bois flexible, habillement taillé,
En mobile alphabet se creuse travaillé,
Sur les ardents brasiers où la fonte s'écoule
Le plomb industrieux se façonne, se moule,
Et des pensers muets dans l'esprit renfermés,
Fait parler à nos yeux les signes animés.

Legouvé, der den Preis gewonnen hat, ist dichterischer Geist nicht abzusprechen. Sein Plan ist sehr einfach; er beginnt also:

Aux accents inspirés de sa lyre puissante,
Le génie, instruisant la terre obéissante,
Plia l'homme sauvage au noble joug des lois.
Conservés par le coeur, répétés par la voix,
Ses hymnes bienfaiteurs passèrent d'âge en âge;
Les peuples se léguaient ce sublime héritage;
Et dans les airs charmés, ces chants mélodieux
Se prolongeaient au loin comme un écho des cieux.
Mais la réconnaissance est souvent infidèle,
Fille de la mémoire, et fragile comme elle.
La gloire, éclat d'un jour, royauté d'un instant,
Mourait comme le son meurt en se répétant.

. . . .

Les peuples, leurs écrits, leurs travaux éclatants,
Couraient s'ensevelir dans l'abîme des temps;
Plus grands, mais moins heureux qu'en cet âge où nous sommes,
Les siècles engloutis mouraient comme les hommes.
L'esprit humain, brûlant d'un inutile feu,
Attendait, appelait un homme, un ange, un dieu,
Qui publiât sa gloire, et du tropique au pôle
Répandant ses trésors, donnât à sa parole
Pour âge tous les temps, pour champ tout l'univers.
Guttemberg apparaît, et, libre de ses fers,
Le génie immortel a repris son empire,
Et le temps désarmé passe, mais sans détruire.
Un seul homme a sauvé vingt siècles de l'oubli!
Qu'il en soit donc sauvé! Que son nom ennobli
Trouve dans tous nos vers un écho de sa gloire:
Sa découverte au monde a légué sa mémoire.

Der Dichter liefert ein Gemälde der Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, das jedoch etwas übertrieben ist. Athen hatte keine Presse, und doch war es frei, aufgeklärt und glücklich. Aus einem einzelnen Falle darf man nicht allgemeine Schlüsse ziehen, und Sophismen in Versen sind und bleiben immer Sophismen. Hierauf folgt die Erfindung selbst; Guttenberg tritt auf und hält einen prophetischen Monolog, der alles Lob verdient; dann werden die Verfolgungen geschildert, die die junge Kunst erdulden mußte, und ihr endlicher Sieg besungen. In das Ganze hat der Dichter sehr geschickt eine Episode über die Freuden des Lesens eingeflochten, welche unstreitig die schönste Partie in dem ganzen Gemälde ist. Am Ende kommt der Verf. auf Frankreich, preist die Charte, die Aufhebung der Censur und wünscht zuletzt, daß keine schlechten Bücher geschrieben, oder doch wenigstens gedruckt werden mögen, und in diesen Wunsch stimmen wir von Herzen ein:

Mais respecte ta gloire, et que de tes travaux
Ton art ne fasse point une source de maux;
Qu'il n'aille pas, armant l'impure calomnie,
Sur le juste opprimé verser l'ignominie;
Qu'il ne soit ni vénal, ni faux, ni délateur,
Qu'il repousse l'écrit dont le fiel corrupteur
Souillerait le jeune âge en sa fleur d'innocence;
Pour le coupable seul réservant sa vengeance,
Qu'il songe en flétrissant, qu'il flétrit pour jamais;
Qu'il n'aille pas surtout, artisan de forfaits,
Égarer les esprits, nourrir au sein des villes
Le feu séditieux des discordes civiles;
Et, bornant son pouvoir à sauver les états,
Qu'il éclaire le monde, et ne l'embrâse pas. 18.

Zweihundertundneun Tage eines Reisenden auf dem Festlande, von Thomas Jefferson Hogg. Aus dem Englischen. Erster Theil. Stuttgart, Löflund. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wenn auch hier und da etwas matte, ja unschickliche Witze unterlaufen, so schreibt der Verf. doch im Ganzen gut, munter und selbst lehrreich. Sein guter Humor und seine englische Originalität führen ihn zu manchen feinen Bemerkungen, auch Sarkasmen. Durch die Niederlande geht er rheinaufwärts, durch die Schweiz nach Italien, wo sein Bericht endigt, ohne die Rückreise zu erzählen. Wäre auch der Zweck der Uebersetzung kein anderer, als ein gutes Buch in die Lesebibliotheken zu bringen, so hätte sich der Herausgeber doch nicht vergriffen. Wir lassen den Verf. selbst aus einigen Stellen auftreten.

Von Aachen nach Köln, und weiterhin nach Deutschland ergießt sich sein Unmuth über das schändliche Laster des Tabackrauchens. „Sir Walter Raleigh's Hinrichtung", sagt der Verf., „wird immer für einen Flecken in der Geschichte unseres Landes betrachtet, und die unsanften Ausdrücke in der Rede des Generalprocurators bei Raleigh's Verhör werden stets für anstößig und unschicklich gehalten werden, insofern es sich blos von dem Verbrechen des Hochverraths handelt. Wenn wir ihn aber als den Entdecker des Tabacks betrachten, so bekommt die Sache in den Augen Derjenigen, die keine Tabackraucher sind, ein ganz anderes Gesicht. „O vermaledeiter Atheist", sagt Littleton's gelehrter Commentator, „ich will dir beweisen, daß du der verworfenste Verräther bist, der jemals vor den Gerichtsschranken erschien. Du bist ein Ungeheuer! du siehst zwar aus wie ein Engländer, hast aber ein spanisches Herz. Eine nichtswürdigere Natter als dich gab es niemals auf Gottes Erdboden!" Unsern beleidigten und eingeräucherten Nasen kommen diese Ausdrücke nur wie milde Vorwürfe vor. In dieser Gegend wird die Tabackspfeife nie aus dem Mund gelegt; unaufhörlich und ohne Unterlaß wird zu allen Zeiten und an allen Orten geraucht. Den Rauchern muß dieses Uebermaß schädlich sein; denn sie sehen mehr Cigarren als Menschen gleich. In der That ist diese Gewohnheit für einen Fremden, der seinen Geruchs- und Geschmackssinn nicht verloren hat, grausam. Für ihn wird dadurch das Land in Meer verwandelt, eine Landreise wird dadurch immer zur Seereise; er fühlt beständig eben das halbe Unwohlsein, eben das halbe Kopfweh, welches Derjenige fühlt, der sich in dem Ort der Pein und Qual, — auf einem Schiffe befindet".

Und wirklich begreift man kaum, wie in unsern Zeiten noch solche Unart, das Innere eines Eilwagens zu verpesten, geduldet werden kann. Ueber jeden andern Geruch, den ein Reisender etwa in einer Waare bei sich führt, entsteht Unruhe, nur der Dampfprügel darf nicht getadelt werden, wo man nicht als offener Beleidiger erscheinen will. Keinem Bedienten wird gestattet, hinterm Stuhle zu rauchen, und doch dem Postillon vor dem Sitze.

In Heidelberg geht die Klage von Neuem los, auch die schlechten Zähne der Männer und Weiber leitet Hr. Hogg von dem vielen Rauchen ihrer Vorfahren ab. „Sollten die Männer noch 100 Jahr in demselbigen Maße fortrauchen, so wird in Deutschland und Holland kein Zahn mehr übrig bleiben, und ein altes Weib, das aus fremden Gegenden kommt und nur noch einen Zahn hat, wird auf den Messen als ein bezahntes Ungeheuer öffentlich zur Schau gezeigt werden".

In Mainz stieg der Verf. zur Mittagszeit ans Land und aß recht gut, nicht ohne lieblich mundenden Wein. „In dieser schönen Gegend", sagt er, „sind alle Leute der Meinung des Alcäus, daß man nämlich kein besseres Gewächs als den Weinstock pflanzen könne. Auf jedem Plätzchen, auf jedem Felsen steht ein Weinstock; an jedem Haus, an jeder Mauer befindet sich ein Traubengeländer; jeder Stecken, jedes Stück Holz ist eine Stütze für den Weinstock, oder dient dazu, ein Traubengeländе davon zu machen. Leihen Sie mir Ihren Spazierstock, scheint man Ihnen sagen zu wollen, um einen Weinpfahl daraus zu machen; leihen Sie mir Ihren Regenschirm, um meinen Weinstock mit einer Stütze zu versehen; der Wein wird Sie einst gegen die Nässe viel besser als die schwache Seide verwahren. Alle Dinge sind hier nach der Theorie des Hebels eingerichtet: Kraft, Stütze, Schwere. Die Kraft ist der Wein; die Stütze irgend ein Stück Holz; die Last oder das Gewicht, welches bewegt werden soll, die traurige schwarze Sorge".

Schlimmer aber, als diese heitern Scherze, klingt es, wenn der Verf. des Weins auf dem Simplon gedenkt. „Ich sah hier zum ersten Mal eine häßliche Gewohnheit, die überall in Italien zu Hause ist. Man ist hier zu Lande zu träge, um Pfröpfe auf die Bouteillen zu thun; in ganz kurzer Zeit ist also der Bouteillenhals mehre Zoll hoch ganz mit Fliegen angefüllt. Wenn ich etwas Wein in mein Glas goß, so kamen wol 100 ertrunkene Fliegen mit einigen Tropfen Flüssigkeit, wie eine Korinthensauce zum Schweinebraten, aus der Bouteille zum Vorschein. Ich beschwerte mich hierüber bei der Magd, worauf sie mit einem geschickten Schwung alle Fliegen nebst etwas Wein auf den Stubenboden goß und die Bouteille hernach wieder auf den Tisch stellte. Die Italiener trinken niemals weder Wein noch Wasser, ohne vorher den Bouteillenhals mit einem schnellen Schwung auszuleeren und so die Fliegen sammt und sonders mit etwas Wenigem von der in der Bouteille enthaltenen Flüssigkeit herauszuschaffen, worauf sie das Uebrige ohne Ekel zu sich nehmen".

Der St.-Bernhard mit seinem Hospiz erfüllt den Verf. mit Widerwillen, und seine Beschreibung macht Niemandem Lust, diesen traurigen, beschwerlichen Ort zu besuchen.

Mit der Reisegesellschaft eines spanischen Apothekers und einiger jungen Deutschen ging der Verf. in Sarzana in die Kirche. Der Spanier trug ein mit Borten besetztes und mit Nesteln statt der Knöpfe zugemachtes Wams, sein Hut war zierlich mit einem farbigen Tuch, wie der Kopfputz einer Französin, ausstaffirt. Von den 3 Deutschen trug einer einen braunen, 2 einen blauen mit einem ledernen Riemen zusammengehaltenen Ueberwurf oder Futterhemd, wie in England die Fleischer; der eine hatte auf seinen wallenden Haaren ein rothes Käppchen sitzen. Er, der Engländer, trug einen grauen Ueberrock. Die Leute liefen ihnen neugierig nach. Endlich kam ein Tabackshändler aus seiner Bude hervor und fragte den Verf. mit einer höflichen aber etwas affectirten Manier: „Sind Sie nicht Griechen, meine Herren?" Ich antwortete: „Ja, das sind wir, und ich bin Homer, der Vater der Dichtkunst". Er machte eine Verbeugung und empfahl sich. 46.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 77. —— 18. März 1830.

Georg Forster's Briefwechsel.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

Indeß waren die Würfel über Forster's Schicksal gefallen. Die Franzosen waren im Oktober 1792 durch Capitulation in den Besitz von Mainz gekommen, und F. nicht lange unentschieden, welche Partei er ergreifen solle. Er nahm an der neuen Ordnung der Dinge den thätigsten Antheil und ward zu einem der 9 Glieder des provisorischen Administrationsconseil ernannt. Die Gründe, die ihn zu diesem sein ganzes künftiges Schicksal bestimmenden Schritt bewogen, setzt er in einem französisch geschriebenen Briefe an Johann v. Müller (S. 317), noch ausführlicher in einer Reihe von Briefen an den Buchhändler Voß in Berlin auseinander.

Ich habe mich (schreibt er im Wesentlichen) mit mehren gutgesinnten Männern Anfangs von Allem zurückgehalten, aber diese Neutralität wurde immer mislicher. — Das allgemeine Wohl des Ortes, wo man sich befindet, muß man wollen, dem Willen der Mehrheit muß man folgen, oder seine bürgerliche Existenz und seine Familie einer blinden Anhänglichkeit an Leute opfern, die für sich selbst nichts zu thun im Stande sind, viel weniger ihre Clienten oder Diejenigen, die um ihretwillen ins Unglück gerathen, unterstützen wollen und können. Der Kurfürst und der Adel, die mit Allem, was sie fortschaffen konnten, geflohen sind; die Geistlichkeit, die sich schon lange beim Volke verhaßt gemacht hat, sind selbst Schuld daran, wenn man ihre Partei nicht nehmen kann. Die ganze hiesige Aristokratie hat lediglich ihrer eignen Nullität alle die Unfälle zu verdanken, die jetzt durch die französische Eroberung über sie ergehen und nicht zu vermeiden sind; von der ersten Aufnahme der Emigrirten an hat schlechterdings keine einzige Maßregel, nur von der gemeinsten Fähigkeit, die Verhältnisse der Dinge zu durchschauen, Zeugniß gegeben. Daher denn auch die Stimmung gegen die vorige Einrichtung jetzt entschieden ist, und beinahe so laut entschieden und ausgesprochen der Wunsch, auf neufränkische Art frei zu sein. Ich hätte entweder emigriren, oder hier bleiben und mich in nichts mischen müssen, oder aber es blieb nur das Dritte übrig, insoweit wie es von mir gefodert wurde zu wirken.

Vor der Capitulation auszuwandern, hieß die Feigheit beweisen, die ich und jeder Gutdenkende an dem Adel und der Geistlichkeit verabscheute; nachher war es ohne eine Verleugnung aller meiner bisher geäußerten Grundsätze und meiner ganzen Denkungsart durchaus nicht möglich. Ich war schlechterdings in dem Fall, von mir sagen zu lassen, daß ich den Privilegirten, denen ich bisher in meinen Schriften nicht das Wort geredet und von denen ich mich im Umgange ganz zurückgehalten hatte, doch wol heimlich angehangen haben müsse, weil ich jetzt, da die Stadt in den Händen der Franzosen ist, fortgehen wolle. Auch meine Privatumstände foderten diesen Entschluß. Ich hätte sonst Alles, was ich in der Welt habe, verlassen und mit Frau und Kind umherirren müssen, bis es uns an Mitteln zu unserer Unterhaltung gefehlt hätte.

Nur die große und allgemeine Aufregung der Geister, welche damals stattfand, nur der Glaube, daß ein Zustand nie erlebter Trefflichkeit und Vollkommenheit jetzt auf Erden anbreche, können die unsägliche Verwirrung der Begriffe entschuldigen, wornach einem Bürger das Recht zustehen soll, alle seine Pflichten gegen das Staatsoberhaupt als aufgelöst zu betrachten, wenn dieses im Falle einer feindlichen Invasion nicht die zweckdienlichsten Maßregeln zur Abwendung derselben ergriffen oder sonst Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hat. F. sah Alles in dem Lichte der Entscheidung zwischen Freiheit und Sklaverei und war so gutmüthig, im ganzen Ernste zu glauben, daß, wenn nicht freie Wahl der Einwohner für Freiheit zuvor entschieden habe, nach den Grundsätzen der neuen Republik an keine Eroberung zu denken sei (S. 337). Als aber die Mainzer zu seinem außerordentlichen Misvergnügen so langsam waren, das neue Glück zu ergreifen, sodaß er ihnen schon erklären wollte, er halte sich dadurch, daß sie sich für die Freiheit nicht erklärt, von aller Pflicht des Mitbürgers entbunden, und nun der Convent Commissarien schickte, um die eroberten Länder wirklich in Besitz zu nehmen, freute er sich, daß sie frei werden mußten, sie möchten wollen oder nicht. „Zum Glück will Gott der Sache besser als die Tröpfe, die ihr Heil verkennen. Ich bin überzeugt, die Pforten der Hölle überwältigen die neue Freiheit nicht".

Mit dieser felsenfesten Ueberzeugung, diesem entschiedenen Muthe bildet Heyne's Besorglichkeit den schärfsten Contrast. Schon ein Jahr vorher war ihm wegen einiger freien Aeußerungen in einer Recension, die Forster für die „Göttingischen Anzeigen" eingesandt, bange geworden, worauf dieser mit großer Bitterkeit gegen die hanöverische Regierung geantwortet hatte. Jetzt schrieb er an seine Tochter: „Daß F. die Stelle angenommen hat, läßt sich freilich unter den Umständen auch bei

sierung, an scharfer Charakterzeichnung; elegante Verse sind sein Verdienst; er ist ein Gelehrter, der von Dem, was auf der Bühne Effect macht, nur sehr unvollkommene Begriffe hat. Man sieht seine Stücke noch bisweilen, aber wesentlich verkürzt und verändert. Ihm zur Seite steht D. Nicasio Alvarez de Cienfuegos, ein literarischer Sonderling, ohne feststehenden Geschmack. Seine Tragödien, von mehren Kritikern gelobt, aber vom spanischen Bühnenpublicum nur selten geduldet, zeigen ein Gemisch von classischen Formen, französischer Nachahmung, gestaltlosen Metaphern und bizarrem Ausdruck, den er für energisch gehalten zu haben scheint. Die „Condesa de Castilla" gilt noch für das erträglichste seiner Stücke.

Don Manuel Quintana hat durch seinen „Pelayo" einen verdienten Rang unter den noch lebenden Dramatikern Spaniens eingenommen. Das Stück, denselben Gegenstand mit des ältern Moratin „Ormesinda" behandelnd, wird noch immer mit Beifall gegeben. Don Gaspar Melchior Jovellanos, der erste Prosaist unter den heutigen Spaniern und einer ihrer ersten Lyriker, hat sich als dramatischer Dichter durch seine „Munuza" ziemlich schwach erwiesen. Er ist kalt und wesentlich matt und kann für seine Fehler also nicht einmal die Entschuldigung der Begeisterung anführen, die sein Nebenbuhler Quintana für sich hat. Die Tragödien Don Angel de Saavedra's, eines Bruders des Herzogs von Ribas, der nach der muthigsten Vertheidigung seines Königs jetzt im Exil umherirrt, verrathen den lyrischen Dichter allzu sehr. Sein „Lanuza" gefiel, unter günstigen Umständen 1822 zu Madrid aufgeführt, allgemein; doch Seelenmalerei, Charakteristik, Handlung und Pathos suchen wir umsonst darin. Die Fabel ist dieselbe wie in der „Viuda de Padilla"; dieselbe Einmischung der Politik unserer Tage verunziert, dieselbe Schönheit des Verses, wie in jener, schmückt dies Stück, geschraubte Metaphern, rhetorisches Schmuckwerk verbergen die Mängel der Handlung und die Inconsequenz der Charaktere nur unvollkommen.

Mit Saavedra schließt sich die Liste der selbstschaffenden Tragiker Spaniens in unsern Tagen. Nachahmungen und Uebersetzungen Alfieri's und Ducis' beherrschen die tragischen Bühnen der Halbinsel; in ihnen hat der berühmte Macquez, der erste tragische Schauspieler Spaniens, ein Talent gezeigt, das in diesem Lande neu war, und dem eben diese Dramen den größten Theil des Beifalls verdanken, den sie hier gefunden haben. Corneille, Racine, Voltaire, weniger gut übersetzt und dargestellt, füllen mit ihnen die Repertoires der Bühnen von Madrid, Cadix, Valencia, Barcelona und Sevilla.

Glücklicher als die Tragödie, hat das heutige spanische Lustspiel einige Namen von höherm Range und originellerer Natur anzuführen. Nach mehren unglücklichen Versuchen, einen eigenthümlichen und selbständigen Charakter zu gewinnen, stellte D. Tomas de Yriarte endlich in seinem „Señorito mimado" („Der verzärtelte Junker") ein Muster für das moderne spanische Lustspiel fest. Yriarte hatte schon eine Zeitlang als Fabeldichter Ruhm geerntet und würde, wenn er sich von einer gewissen Trockenheit und Kälte des Ausdrucks hätte frei machen können, als Lustspieldichter noch größern Beifall erworben haben. Seine Charaktere sind wohl erfunden, sein Dialog ist fließend und würdig, seine Fabel gut geführt, und seine Intrigue verdient Lob; allein die wahre und eigentliche vis comica fehlt ihm; seine Stücke lassen kalt und werden nur selten gegeben. D. Gaspar Melchior de Jovellanos lieferte nach ihm eine Komödie in Prosa: „El delincuente honrado", voller philosophischer Tiraden und nach den Regeln der Kunst zusammengesetzt; aber kalt, ohne Charakterzeichnung und nur als Melodrama von Effect. Dies Stück, in Spanien sehr beliebt, hat der thränenreichen Gattung deutscher und französischer Rührstücke in Spanien den Eingang eröffnet, und beinahe jedes spanische Theater zählt jetzt einige Dutzend Kotzebue'scher Dramen dieser Art auf seinem Repertoire.

Es war ein Glück, daß die reiche Feder Don Leandro Moratin's (der jüngere, zum Unterschied von seinem Vater, genannt) dem Beifall Einhalt zu thun erschien, den diese Zwittergattung ansichzureißen drohte. Moratin ist der Vater oder wenigstens der Wiederhersteller des spanischen Nationallustspiels. Wie man auch über seine Verdienste denke, es ist wenigstens unzweifelhaft, daß er, als der einzige würdige Schüler der alten Meister seines Volkes, die Selbständigkeit des spanischen Lustspiels gerettet, eine neue Aera für diese Gattung gegründet und die Bahn gezeigt hat, auf der die spanische Literatur wiederum zu einem würdigen Drama gelangen könne. Seine Lustspiele sind in Aller Munde und bilden die Zierde der spanischen Bühnen. Wahre Laune und komische Kraft, Wahrheit und Natur und ein Ausdruck, der jedes echtspanische Ohr seiner Reinheit und Nationalität wegen entzückt, verbunden mit dem glücklichen Talent, diejenigen Seiten der spanischen Sitten aufzufassen, welche einer gutmüthigen Satyre den günstigsten Stoff darbieten, werden den leider jüngst verstorbenen Dichter noch lange als Muster und Vorbild der neuen dramatischen Schule in Spanien betrachten lassen. Seine Charaktere sind wahrhaft spanisch, höchst individuell und in der That oft unvergleichlich gezeichnet. Dies gilt z. B. von seinem Don Roque im „Viejo y la niña", von allen Personen seines „Café", von D. Claudio in der „Mogigata", von Donna Irene im „El sí de las niñas", und von vielen andern mehr. Moratin's Fehler sind Magerkeit der Fabel, eine verfehlte Zeichnung ernster Charaktere, und ein häufiges Sündigen gegen den guten Ton der Gesellschaft. Offenbar fehlt es ihm an Phantasie, doch der Reiz seines Dialogs verdeckt zum Theil die Schwächen seiner Erfindung; die spanischen Sitten aber malt Niemand treuer als er. Der bedeutenden Anzahl von mittelmäßigen Nachahmern, die Moratin natürlich finden mußte *), gegenüber steht D. Manuel Eduardo de Gorostiza. Dieser Mann, jetzt neben Martinez de la Rosa der einzige lebende Lustspieldichter Spaniens von einigem Namen, hat die Komödie des 17. Jahrhunderts zum Vorbild genommen, deren weite und verwickelte Plane er mit modernen Sujets zu füllen sucht. Sein Styl ist dem jener alten Schule nachgebildet; seine Charaktere sind beinahe nur skizzirt, aber es fehlt ihm weder an Erfindung, noch an komischem Vermögen. Seine Stücke werden gern gesehen, weil sie zu lachen geben, und seine „Indulgencia para todos" kann für die gelungenste Nachahmung der alten Schule gelten, die seit langer Zeit in Spanien erschienen ist. Allein auch hier zeigt sich der Dichter zu viel, und das Lachen, das er erregt, ist mehr einigen glücklichen Ausfällen und Absprüngen als der Situation oder den Charakteren des Stückes selbst zu danken. Neuheit und Fruchtbarkeit gehen auch ihm ab.

Diese kurze Skizze wird genügen, den heutigen Zustand des spanischen Dramas unsern Lesern als einen ziemlich unerfreulichen und verlassenen darzustellen. Die Hoffnungen, zu denen er etwa noch Anlaß gibt, sind weitaussehend und werden nicht eher in Erfüllung gehen, als bis die gebildeten Stände Spaniens, der französischen Nachahmung überdrüssig, mit Unbefangenheit und geläutertem Geschmack zu den jetzt fast vergessenen Heroen des alten spanischen Dramas, zu Lope de Vega, Calderon und Moreto, zurückkehren werden. Ob diese Zeit fern oder nahe sei, wagen wir nicht auszusprechen, aus Furcht, zu falschen Propheten zu werden; gewiß aber ist es, daß ihr Eintritt oder ihr Ausbleiben von der dauernden politischen Gestaltung abhängt, zu welcher das unglückliche Land doch nun bald gelangen muß. 28.

*) Er selbst starb vor einigen Jahren zu Paris und hinterläßt eine Geschichte des spanischen Theaters.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 78. — 19. März 1830.

Georg Forster's Briefwechsel.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 77.)

Indeß kam die republikanische Komödie in Mainz schnell zur Entwickelung. F. ging am 25. März 1793 mit 2 andern Deputirten nach Paris, um den Wunsch des mainzer Nationalconvents nach Vereinigung mit Frankreich zu überbringen, ohne zu ahnen, daß er nie zurückkehren werde. In Paris drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, in welche Hände die Sache der Revolution gekommen sei, und schon dies bereitete ihm bittere Seelenleiden; noch höher aber stieg sein Schmerz, als er auch über die unmittelbaren Folgen der Revolution mehr und mehr enttäuscht ward. Nur über das Irrige und Verkehrte ihrer Grundsätze wurde er nicht klar. Daher noch Stellen dazwischen traten, seinen Glauben an sie zu retten, wie er auch, um sie nicht den Gegnern preiszugeben, für die Zeitschrift „Friedenspräliminarien" seine „Parisischen Umrisse" (wieder abgedruckt im 6. Bande der „Kleinen Schriften") schrieb. Ueber diese muß man ihm ohne den Briefwechsel nothwendig Unrecht thun. Hier sieht man, wie viel er, jener Absicht zu Liebe, von seiner wahren Ueberzeugung versteckte und nach der damaligen Lage der Dinge verstecken mußte. Betrachtet man nicht Alles im Zusammenhange mit seinen Grundsätzen und dem besondern Zwecke, so könnte man geneigt sein, manche Stelle darin im ironischen Sinne zu nehmen. *) Schon am 5. April schreibt er aus Paris:

Der ruhigen Köpfe sind hier wenige, oder sie verstecken sich; die Nation ist, was sie immer war, leichtsinnig und unbeständig, ohne Festigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit — lauter Kopf und Phantasie, kein Herz und keine Empfindung. — Am 13.: Je mehr man in die Geheimnisse der hiesigen Intrigue eingeweiht, oder besser, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinthe bekannt wird, worin sich hier Alles windet und dreht, desto mehr kalte Philosophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln, und um ruhig von der Gerechtigkeit des Himmels einen guten Ausgang zu erwarten. Es fehlte noch, nach Allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, daß mir die Ueberzeugung in die Hände käme, einem Unding meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es sonst Niemand redlich meint, und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften ist. — Am 16.: O, seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt sie mich an. Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommnen Menschen zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen, und weiter gehen, aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Lichte der Sonne. — Am 26. Juni: Nie hatte die Tyrannei so viel Unverschämtheit, nie wurden alle Grundsätze so mit Füßen getreten, nie herrschte Verleumdung mit so zügelloser Gewalt. — Am 8. Juli: Ich sehe hier besonders schauderhaft deutlich an so vielen herzlosen, aufgeklärten und sogenannten liebenswürdigen Leuten, daß das Wissen und das Denken, wenn es nur auf Abwerfung des Joches der Vorurtheile sich beschränkt und von innerm Seelenadel nicht geleitet wird, die abscheulichsten moralischen Ungeheuer bildet. — Am 6. Sept.: Wo es nur darauf ankommt, die Habe des jetzigen Eigenthümers in die Hände des Raubgierigen, der darauf lauert, zu übertragen; wo der Besitzer schwarz gemalt wird, bis man ihn als Teufel in die Hölle stürzt und dann gemächlich seinen Platz und seine Güter durch Mittel, die jetzt einem jeden Verworfnen zu Gebote stehen, einnimmt; wo Millionen durch Stockung des Handels, der Gewerbe und des Luxus außer Nahrung gesetzt werden — da sehen die Augen des Menschenfreundes nur eine Scene des unermeßlichsten Elendes und das Grab einer Freiheit, die auf Europa so vielversprechend herabzulächeln geschienen hatte.

Auch von dem Glauben an einen guten Zustand, den die sogenannte Wiederherstellung der Menschenrechte hervorzaubern sollte, war er geheilt. S. 451: „Ich lache der Träume der gutmüthigen Schwärmer, die sich ein Utopien denken, wo es lauter gute, weise, glückliche Leute geben wird vermöge einer freien Verfassung. Es ist wahr, die Freiheit gibt mehr Raum zur Entwickelung der Kräfte, aber gleichwol wird auch diese in gewisser Rücksicht wieder einseitig".

Dagegen liest man (S. 529):

*) Z. B. „Kl. Schr.", VI, S. 329: „Die bewegende Kraft der Revolution ist allerdings nichts Reinintellectuelles, nichts Reinvernünftiges; sie ist die rohe Kraft der Menge. Die Vernunft kann und darf darin nicht präponderiren, weil ihre Präponderanz an und für sich nur die Revolution hemmen, nie sie treiben und vollbringen kann". — S. 355: „Die Revolution hat der Habsucht, der Gewinnsucht, dem Geize, mit Einem Worte, der ärgsten Knechtschaft, zu welcher der Mensch hinabsinken konnte, der Abhängigkeit von leblosen Dingen einen tödtlichen Streich versetzt. Die Finanzoperationen des Nationalconvents zweckten schrittweise dahin ab".

Ich bin immer wie sonst der Meinung, daß die republikanische Verfassung, nicht daß sie mehr glückbringend als jede andere wäre, sondern lediglich, weil sie den Geisteskräften einen neuen Umschwung, eine neue Entwickelung und Richtung gibt, unter den gegenwärtigen Umständen unterstützt und erhalten zu werden verdient. — S. 593: Es soll so sein. Unser Jahrhundert soll mit Katastrophen enden. Lange wird vielleicht der Wagbalken noch hin und her schwanken. Einzelne Menschen werden in dem gewaltigen Kampfe wie nichts geachtet werden, aber eben dadurch wird die Sache der Vernunft, die Sache der Gleichheit siegen. — S. 604: Die Sache zwischen den beiden Parteien, Frankreich nämlich und Deutschland, ist doch nun klar dahin gediehen, daß man bei uns die Vernunft auf den Thron setzen und bei Euch herunterwerfen will. Bei Euch tritt man sie mit Füßen, und bei uns wird sie geehrt, sobald sie erkannt wird. Oft freilich verkennt man sie und die Leidenschaft siegt, aber sie kann doch nicht mehr anders als unter der Maske der Vernunft siegen.

Forster's persönliche Lage wurde immer trauriger. Die Vorstellung, daß in dem wider sein Erwarten belagerten Mainz alle seine Habe, seine Papiere, vorzüglich die große Sammlung vorbereitender Notizen, Auszüge und Handzeichnungen zu dem von ihm beabsichtigten großen Werke über die Südsee verloren sein würden, erfüllte ihn mit verzweifelndem Schmerz. Er klagt auf rührende Weise, wie ihm Alles, was er zu seinem Fortkommen unternommen, fehlgeschlagen, wie er in Paris, von ganz Europa abgeschnitten, ohne alle Mittel, fast ohne Aussicht sei, wie er keine Heimath, kein Vaterland, keine Befreundeten mehr habe, wie Alles, was sonst an ihm hing, ihn verlassen habe, um andere Verbindungen einzugehen. S. 526:

Ich vermuthe in Absicht auf meine Sachen das Aergste. Schwerlich werde ich meine Papiere je wiedersehen, und so ist dann mein übriges Leben so gut als gar nicht mehr in einer literarischen Rücksicht. Ich muß gestehen, wäre Alles verbrannt, oder auf irgend eine Art vernichtet, so würde ich froh sein. Jetzt muß ich gewärtigen, daß man sich mit meinen Arbeiten einen guten Tag macht und mit manchen Dingen, die nur für mein Auge waren, Spott treibt. Ich habe Stärke, Alles zu ertragen, aber diesen Verlust empfinde ich ganz und in seiner zerfleischendsten Beziehung. Ich begreife ihn nicht, er übersteigt alle meine Begriffe von der Gerechtigkeit, die wenigstens eines Menschen Brauchbarkeit nicht zernichten sollte, wenn sie auch durch Prüfungen seine Seelenkräfte übt und vervollkommnet. — Ihr lieben guten Leute macht Euch wol keinen rechten Begriff von einem Menschen in meiner Lage, der so wunderbar um seine ganze Wirksamkeit gekommen ist und in eine ganz fremde Art der Existenz übergehen muß, welche sich blos auf einen ununterbrochenen Widerstand gegen die ganze auf ihn einstürmende Macht des Schicksals beschränkt.

Er entwarf allerlei Pläne, wollte einen jungen Engländer nach Italien begleiten, oder, wenn er nur 300 Pf. St. auftreiben könnte, Persisch und Arabisch lernen, zu Lande nach Indien gehen, um neue Erfahrungen heimzubringen und als Arzt nebenher sein Glück zu machen, dann wieder nach der Schweiz gehen, sich nach England schleichen. „Ich sitze", sagt er an einem andern Orte, „und lächle zu Allem. Toller, als es mir ging, kanns doch nicht wieder gehen, denke ich, und so harre ich des Schicksals, es mag verhängen über mich, was es will. Mehr zu Grunde gerichtet kann ich nicht werden, denn ob mich der Nationalconvent kümmerlich füttert, oder ob ich künftig von Informationen lebe, ist alles Eins". Und so folgte denn endlich das förmliche Bekenntniß der Reue über seinen Antheil an den mainzer Begebenheiten (S. 549): „Hätte ich vor 10 Monaten, vor 8 Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen und nicht in den Club. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausspreche. Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundsätzen, von meinem Charakter sich in einem öffentlichen Posten erhalten und folglich dem Staat nützen könne". Das zermalmende Gefühl, wohin er mit seinem für Menschenwohl glühenden Herzen gekommen sei, konnte ihm endlich sogar die Aeußerung abpressen (S. 612): „Alle Moralität scheint mir eine Posse und eine abgeschmackte Erfindung, womit wir uns unter einander zum Besten haben. Aufwand menschlicher Kräfte vermag nichts im Schicksal des ganzen Geschlechts, nichts im Schicksal eines Einzigen zu ändern. Alles wird unaufhaltsam fortgerissen, zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zersprengt ist". Wie erschreckend vor Dem, was er hier niedergeschrieben, setzt er später noch hinzu: „Alles dies ist so gefährlich nicht, wie es scheint; aber es führt auf einen hohen Gesichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geschwätzigen Moralprediger unsers Zeitalters mir so unbeschreiblich klein und verächtlich werden". Und wer sollte damals nicht selbst jenen Fatalismus größer und consequenter finden!

Die französischen Machthaber schickten ihn im August in Geschäften nach Cambrai, von da mußte er nach Arras. Seinen Aufenthalt an dem erstern Orte nennt er das Härteste, was ihm noch widerfahren sei, denn ganz unter herzlosen Menschen leben zu müssen, sei fast ärger als Robinson Crusoe's Einsamkeit. Er fand die Einwohner untheilnehmend, durch das Kriegswesen und das republikanische Mistrauen noch härter gemacht, roh und ungebildet, ohne Erziehung und Kenntnisse, hatte eine überaus schlechte Wohnung und mußte die gewöhnlichsten Bedürfnisse entbehren. Dadurch wurde sein Mismuth noch geschärft; immer mehr entwickelte sich in ihm das Bewußtsein seines Unglücks (S. 537):

Alles lernt man ertragen, aber das Leben wird dabei auch so unschmackhaft und verliert so viel von seinem Werth, daß eine häßliche Gleichgültigkeit nothwendig eintreten muß, wobei die Kräfte des Geistes gleichsam erstarren und nicht so wie sonst zu Gebote stehen. — S. 541: Ich fühle zu sehr, daß mich mein Unglück verändert hat. Ich bin jetzt da, wo Menschen in meiner Lage sich immer glücklich schätzen können, hinzugelangen, im Hafen der Resignation; aber der Name lehrt schon, daß es die letzte, öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens ist. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt.

Ausgebrannt nannte er seinen Geist und ahnete nicht, daß seine Lebensflamme ihrem Erlöschen nahete. Er durfte im Oktober Arras verlassen und hatte mit den Seinen noch eine persönliche Zusammenkunft an

der Grenze der Schweiz in einer elenden Bauernschenke im Jura. Nach Paris zurückgekehrt, ergriff ihn ein gichtisches Brustübel, von dem er nicht wieder genas. Und so vereinigt sich denn im letzten Akte der Tragödie Alles, um das Mitgefühl des Lesers auf den höchsten Punkt zu bringen (S. 643):

Ich mußte gestern versuchen auszufahren, und Abends, weil kein Wagen zu bekommen war, zu Fuß nach Hause. Meine Brust war so wund und ermüdet, als hätte sie auf einem Reibeisen gelegen, und noch ist Alles inwendig Ein Schmerz. — Gerade das fehlte noch, einen ehrlichen Kerl langsam zur Welt hinaus zu martern. Verzeiht, meine Freunde, daß ich mein Herz so ohne Rückhalt ausschütte. Ich habe an mich gehalten aus besten Kräften, aber Jeder hat sein Maß. Das Gefühl, Niemandem nützen zu können und ohne alle Ressource zu sein, um eine neue Einrichtung insbesondere für Euch anzufangen, ist über allen Begriff quälend und marternd. Nun kommt noch Krankheit hinzu, da ists kein Wunder, wenn man zuweilen aller Hoffnung entsagt und sich einem unbarmherzigen Schicksal überläßt. — S. 646: Ich habe mich in diesen Tagen darauf ertappt, daß ich für mich allein geweint habe wie ein Kind, so tief war ich abgespannt; und so wahrhaft unleidlich ist es, hier außer dem Kreise Derer, die man liebt, krank zu liegen und keine Erquickung, keine rechte Bequemlichkeit haben zu können. — S. 652: Meine Aerzte, alle drei! denn an denen hat es nicht gefehlt, und die berühmtesten warnten mich am meisten vor Gemüthskrankheit und hatten Recht; denn die immer fehlschlagende Hoffnung und die Unvermögenheit, unser gemeinschaftliches Wohl nach Wunsch zu befördern, haben gewiß zu meiner Krankheit sehr wesentlich beigetragen.

Forster starb am 12. Januar 1794 an einem Schlagfluß. Rührend sind Heyne's Klagen in einem unmittelbar nach dem Empfange der Trauerpost geschriebenen hier mitgetheilten Brief:

Ich bin untröstlich über den Verlust meines Forster. Wohl war er mein Forster; ich liebte ihn unaussprechlich! So viele Empfindungen mischten sich hier zusammen! Sein Werth — ach, ersetzt wird er der Welt nicht wieder! Was für Kenntnisse hier vereinigt waren, treffen nicht leicht wieder zusammen. Der edelste Charakter, das beste Herz, und mir immer der Gegenstand des Kummers, des Mitleidens; — immer gerührt dachte ich an ihn, er verdiente mehr als Tausende glücklich zu sein, war es nie, war so tief unglücklich! Es ist mir noch unmöglich, zu denken, daß ich ihn nie wiedersehen soll. Nie werde ich ihn vergessen können, immer wird er mir vor Augen schweben. — Du edler, bester Mann!

Dieser Ausbruch der tiefsten, innigsten Wehmuth schließt den Briefwechsel auf würdige und angemessene Weise. Der wahre Leser wird aber sein Mitgefühl nicht blos aufgeregt, sondern, wie in der echten Tragödie, auch gereinigt finden.

Unter den Briefen Anderer an Forster, welche der Sammlung eingeflochten sind, finden sich mehre sehr anziehende, besonders von Lichtenberg, aus denen die Verehrer dieses Schriftstellers nicht versäumen werden, einige sehr pikante Einfälle nachzutragen. Andere dieser Briefe, auch einige ganz unbedeutende von Heyne, hätten füglich ungedruckt bleiben können. Es ist zu bedauern, daß solche Briefsammlungen, die doch immer voll von Anspielungen auf nunmehr vergessene literarische Verhältnisse und Händel sind, nicht vor dem Drucke von Kundigen durchgegangen und mit einigen Erläuterungen versehen werden, um so mehr, da das Geschlecht, welches sie über jene Zeit zu geben vermag, bald ausgestorben sein wird. Die Hand, welche hier an einigen wenigen Stellen hat nachhelfen wollen, war der Aufgabe nicht gewachsen. I, S. 847, in der Anmerkung, wird als Verfasser eines Gedichts zur Widerlegung von Schiller's „Götter Griechenlands" ganz dreist Herr v. Kleist, der Verfasser des Trauerspiels „Der Prinz von Homburg" genannt. Es war aber Franz Alexander v. Kleist, und Heinrich v. Kleist, dessen Poesie von jener zu unterscheiden doch eben nicht schwer ist, damals 12 Jahr alt.

In einem Anhange sind Briefe an Forster in 4 Sprachen, von Sparrmann in englischer, von Camper in französischer, von Thunberg in lateinischer, von Wilhelm v. Humboldt in deutscher mitgetheilt. Inwiefern die von den 3 ersten Gelehrten für den Naturforscher Interesse haben, wissen wir nicht zu beurtheilen; die Humboldt'schen sind auf jeden Fall eine sehr dankenswerthe Zugabe, da in ihnen der damals 22jährige Mann einen so feinen Blick, einen so hellen, eindringenden Verstand, ein so scharfes Urtheil, einen solchen Fluß und solche Anmuth des ungekünstelten Ausdrucks zeigt, wie sie in dem Grade äußerst selten angetroffen werden.

7.

Literargeschichte der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst, zum Leitfaden bei Vorträgen über die schöne Nationalliteratur auf gelehrten Schulen und Universitäten, von H. Winter. Zweite Ausgabe. Leipzig, F. Fleischer. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Verdienste der Deutschen um die schöne Redekunst sind so groß, und die Zahl Derer, welche sich darin hervorgethan, wird so schwer zu übersehen, daß die Bemühung, ältere Leistungen dem Gedächtnisse späterer Zeitgenossen aufzufrischen, Begünstigung und Dank erwerben muß, weil selbst Kunstrichter nicht selten verrathen, wie unvollkommen sie von Dem unterrichtet sind, was in die Zeit ihrer Väter fällt. Den Dank hat Hr. W. bereits geerntet, da eine zweite, bis auf die neuere Zeit erweiterte Ausgabe seiner „Literargeschichte" nothwendig geworden ist. Das zusammengedrängte Ganze hat des Vorzüglichsten und Merkwürdigsten nichts übergangen, der Vortrag ist weder vernachlässigt noch verkünstelt, eigne Ansicht und Urtheil sind unverkennbar; nur zum Schulbuche scheint es Ref. nicht geeignet. Im Allgemeinen erlaubt er sich, zu bemerken, daß die Zeit des mündlichen Unterrichts zu schnell verfliegt, um sie Gegenständen zu widmen, die dessen nicht unerläßlich bedürfen. Versäumniß der schönen Redekünste wird sich an dem Schuldigen rächen. Dem Höchsten wie dem Niedrigsten ist heilsam, mündlichen und schriftlichen Aeußerungen angemessene und gefällige Gestaltung ertheilen zu können. Die Fähigkeit dazu gewährt freilich einzig die Natur, aber gerade die glücklichste ist mit einer Lebhaftigkeit verbunden, die Zurechtweisung nothwendig macht, wenn sie sich keiner falschen Richtung überlassen soll. Beispiele sind angenehm, doch verführerisch; Vorschriften oft ungelegen, doch mehrentheils unentbehrlich. Daher gehört die Theorie der Aesthetik, die Bekanntschaft mit den Grundsätzen des Schönen, allerdings in den Kreis des Schulunterrichts; und wenngleich, aus bekannten Ursachen, der Geschmack des Einen nie vollkommen mit dem des Andern übereinstimmen und immer die Farbe seiner Empfänglichkeit tra-

gen wird, so läßt sich doch überredend andeuten, was allgemein gefallen hat und gefallen muß. Mit dieser Belehrung geht die Kunde des Gelungenen wie des Verfehlten Hand in Hand, entlehnt ihre Unterhaltung von dieser und gibt dieser verständiges Bewußtsein zurück. Auch beschränkt sie sich nicht auf ein besonderes Volk, auf eine abgeschlossene Zeit der Sprache; die ganze Welt des Schönen geht in ihr auf, und ihre Stralen erleuchten den Lehrling, sich und Andere zu erkennen. So vorbereitet, wird er jede gute Kunstgeschichte begierig ergreifen, sich ungern von ihr trennen und in ihr festhalten und wiederholen, was ihm besonders zusagt. Wem hingegen Bouterwek, Eichhorn oder Schlegel vor Langweile aus der Hand fallen, der wird auch die Lehrstunde der Schule versäumen oder durchschlafen. Kunstliebende Männer und Frauen, die ihre Muße dem freien Vortrage eines angenehmen und beredten Sprechers zuwenden und nicht sowol strenge als unterhaltende Belehrung suchen, sind allerdings berechtigt, das Hören dem Lesen, fremde Ansicht der eignen vorzuziehen und bei der Unterabtheilung eines grossen Ganzen nach Willkür zu verweilen. Gesetzt aber auch, die Geschichte der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst müsse einen besondern Lehrgang der Unterrichtsanstalten bilden, so trägt doch Hrn. W.'s Buch das Gepräge eines Leitfadens nicht. Der erfodert einzelne Sätze, Aphorismen, Paragraphen, die der Lehrer nach Belieben erläutern, gelten lassen oder widerlegen kann, ohne seine Zuhörer irre zu machen. Der müßte wenig mehr enthalten, als die Angabe bedeutender Namen und Werke und die Andeutung des bleibenden oder vorübergehenden Eindrucks, den sie hervorbrachten. Hrn. W.'s Darstellung ist eine fortlaufende Erzählung, die nicht blos berichtet, sondern beurtheilt und dadurch unvermeidlich in Widerspruch mit dem Lehrer geräth, der seine Ansicht nicht theilt und diesen entweder zu absprechender Verwerfung oder zu ermüdender Weitläufigkeit nöthigt, sodaß die Zuhörer das Handbuch weder zur Vorbereitung noch zur Wiederholung der Lehrstunde gebrauchen können, obgleich besonders dessen biographische Nachrichten und das Register ihnen zum unabhängigen Durchlesen und Nachschlagen ganz willkommen sein mögen. Ein anderer wesentlicher Fehler ist der gänzliche Mangel der Bücherkunde. Titel und Jahreszahlen werden, sowol im Sprechen als im Nachschreiben, am leichtesten verwechselt, prägen sich dem Gedächtniß am unsichersten ein, und es ist unbegreiflich, wie Hr. W., zufolge seines ausdrücklichen Vorworts, gerade diesen Gegenstand dem ungeübtern oder unfähigern Lehrer anweisen wollen. Der ist offenbar am wenigsten dazu geschickt, und selbst der Wohlbelesene, dem keine Büchersammlung zu Diensten steht, kann dadurch in Verlegenheit gerathen. Das Beispiel unserer vorzüglichsten Lehrbücher jeder Art hätte Hrn. W. von diesem Misgriffe abhalten, und dagegen die Aufnahme der Sprachproben jedes Zeitalters füglich unterbleiben können, die eigentlich nicht hierher, sondern in eine Geschichte der Sprache gehören, deren für wirkliche Anschaulichkeit zu wenig, und deren Auswahl nicht immer wohlgetroffen ist. Fehlt es uns doch schon seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht an größern und kleinern Sammlungen solcher Art, deren Umfang und Auswahl billigen Foderungen ungleich mehr entspricht! Nur die von dem Verf. nicht ohne Fleiß und Kenntniß entworfene chronologische Uebersicht deutscher Redekünstler eignet sich für den Gebrauch des Unterrichts. An diese kann der Lehrer knüpfen, was er zu sagen für gerathen findet, annehmen oder berichtigen, ergänzen oder verwerfen, was seiner Ueberzeugung gemäß ist, und der Schüler wird ihm ohne Misverstand folgen. Doch widerspricht Hr. W. aller Erfahrung, wenn er für thunlich hält, daß der Unwissende sich dieses Namen-, Zahl- und Sachregister lebendig vergegenwärtigen könne, ohne vorher mit den Schriftstellern und ihren Erzeugnissen genauer bekannt zu sein. Eine solche Vergegenwärtigung ist nur das Werk langsamer und mit Lust und Liebe fortgesetzter Beschäftigung. Abtheilung der Zeiträume erleichtert die Uebersicht, und mit den 5 ersten, von Hrn. W. angenommenen, wie mit den Benennungen, welche er ihnen beilegt, wobei eine gewisse Willkür unvermeidlich bleibt, ist nicht zu rechten. Nur der Name des alexandrinischen, welchen Hr. W. dem 6. ertheilt, weil Opitz und seine Zeitgenossen sich oft des alexandrinischen Versmaßes bedienten, erinnert den Hörer schwerlich an diesen Begriff, sondern an die alexandrinische Periode der griechischen Cultur. Wer hat jemals einen ganzen Zeitraum nach einem einzelnen modischen Sylbenmaße getauft? Uns dürfte kaum verübelt werden, wenn wir mit deutscher Erkenntlichkeit, zu Ehren eines hochverdienten Mannes, dieses Zeitalter das Opitz'sche oder etwa das schlesische nennten, weil von dorther ausging, was in der Folge allgemein ward. Aber es gibt nicht einen haltbaren Grund, warum der Verf. einen 8. Zeitabschnitt mit 1813, als dem Befreiungsjahre Deutschlands, beginnt und diesen als polemisches Zeitalter bezeichnet; denn die grosse Weltbegebenheit hat den schönen Redekünsten keine veränderte Richtung ertheilt, und unsere Zeitgenossen sind nicht fehdelustiger als die manches vorigen Jahrhunderts.

(Der Beschluß folgt.)

Die Walachei und Moldau in Hinsicht auf Geschichte, Landesbeschaffenheit, Verfassung, geselligen Zustand und Sitten der Bewohner. Nach Wilkinson und andern Quellen bearbeitet von Rudolf Lindau. Dresden, Arnold. 1829. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Eine mit kritischem Sinn aus den besten Quellen zusammengestellte Beschreibung eines Landes kann oft ein deutlicheres Bild von demselben entwerfen als Nachrichten von Reisenden selbst, da Letztere meistens einem speciellen Gegenstand ihre besondere Aufmerksamkeit widmen und durch zufällige subjective Erfahrungen bestochen werden, worüber man die bekannte Anekdote hat, daß ein zu später Nachtzeit in einer Stadt angelangter, von der aus dem Schlaf aufgeschreckten Wirthin, deren röthliches Haar ihre Reize nicht erhöhte, wenig zuvorkommend behandelter Reisender dergestalt ergrimmte, daß er vor Tagesanbruch den Ort verließ, dennoch aber in seinem Reisebericht versicherte, in der erwähnten Stadt sei das ganze schöne Geschlecht unschön, rothhaarig und grob. Das vorliegende Werk, mit dem sichtlichen Bemühen, nichts Unrichtiges und Unerwiesenes aufzunehmen, verfaßt, scheint mir eine völlig treue Schilderung des Zustandes der beiden Fürstenthümer zu enthalten, und das Erscheinen desselben um so zeitgemäßer, als die Augen aller Derer, welche, frei von engherzigen Rücksichten und diplomatischem Erschrecken vor allen grossen Ereignissen, in dem geendeten Krieg den Kampf der Cultur mit der Barbarei sahen und mit ihren heißesten Wünschen Rußlands Waffen begleiteten, auf diese Länder blicken und sie zu einem neuen veredelten Dasein nach langer Entwürdigung aufleben zu sehen hoffen. Wir sehen aus der einfachen Darstellung des Verfs. diese Fürstenthümer einer ebenso despotischen als unkräftigen Willkür preisgegeben, von Menschen beherrscht, denen Intrigue und sklavische Unterwerfung den Weg zum Fürstenstuhl bahnte, mit Geistlichen überfüllt und ohne Moralität, die Leibeigenschaft nur dem Namen nach aufgehoben, die Sklaverei beibehalten, die Bergwerke vernachlässigt, um nicht in den Verdacht des Reichthums zu kommen, die Straßen grundlos, damit Niemand glaube, man wolle dem Feind die Wege öffnen — Alles elend, kleinlich und verächtlich. Möge es unserm Jahrhundert vorbehalten sein, die Morgenröthe der Cultur diese schönen, von der Natur in so vielfacher Hinsicht begünstigten Gegenden bescheinen zu sehen. 53.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 79. — 20. März 1830.

1. Philosophie der Geschichte. In 18 Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1828. Von Friedrich von Schlegel. 2 Bände. Wien, Schaumburg. 1829. Gr. 8. 2 Thlr.

2. Philosophie der Geschichte oder über die Tradition. Frankfurt a. M., Reinherz. 1827. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. des erstern Werks hat, wie er sich selbst am Ende desselben erklärt, in der entschiedenen Hoffnung, daß die absolute Vernunftdenkerei, nach ihm der eigenthümliche Grundfehler der deutschen Philosophie, wegfallen und auch der aus jener hervorgegangene Rationalismus von selbst aufhören werde, je mehr die religiöse Gesinnung in jener Philosophie durchdringt und sich darin als ein positiv-religiöses, allgemein-christliches, mithin katholisches Wissen vollständig entfaltet, die ersten Versuche der öffentlichen Entwickelung einer langen, im Stillen vorbereiteten Philosophie begonnen: die erste Erweckung oder Erregung des höhern Bewußtseins zur wahren Erkenntniß oder Erkenntniß der Wahrheit habe er in der „Philosophie des Lebens" versucht und mitgetheilt; die Wiederherstellung des ganzen Menschengeschlechts zu dem verlorenen göttlichen Ebenbilde nach dem Stufengange der Gnade in den verschiedenen Weltaltern, von der anfangenden Offenbarung bis zum Mittelpunkte der Rettung und der Liebe, und von diesem bis zur letzten Vollendung historisch zu entwickeln, bilde den Gegenstand für diese Philosophie der Geschichte. Wir haben mit jener Erklärung diese in der Vorrede enthaltenen Inhaltsangaben verknüpft, um unsere Leser sogleich wenigstens vermuthen zu lassen, was für ein Sinn in der vorliegenden Darstellung herrsche. Es ist wol natürlich, daß man zunächst eine weitere Erläuterung über den so geheimnißvoll und unverständlich ausgedrückten Gegenstand der Philosophie der Geschichte erwartet, daß man Berücksichtigung wenigstens mancher Vorfragen hofft, die sich bei einem solchen Thema sogleich aufdrängen; allein statt dessen wird ein ganz anderes, nur zu bescheidenes Ziel aufgestellt: nämlich das, was mit dem Menschengeschlechte überhaupt bis jetzt eigentlich vorgegangen und wirklich geschehen ist, im Ganzen und im Zusammenhange dieses Ganzen zu verstehen und uns verständlich zu machen, soweit solches sich erreichen läßt; die einzelnen welthistorischen Abschnitte, Theile oder Glieder nach ihrem innern Gehalt und wahren Werthe, in Beziehung auf diesen Gang des Ganzen, mit Unterscheidung des Schädlichen, des Beförderlichen oder des Gleichgültigen, richtig zu beurtheilen oder zu erkennen, und dadurch das Ganze selbst, insofern dieses nämlich nach den Schranken der menschlichen Einsicht möglich ist, auch einigermaßen zu begreifen. Solche Aeußerungen befriedigen nun freilich die vorerwähnte Hoffnung nicht, allein indem sie durch die dem Begreifen und dem Verständlichmachen hinzugefügten Beschränkungen unsere Erwartungen herabstimmen, lassen sie uns auch geringere Ansprüche machen und bereiten uns auf Unverständliches, Unbegriffenes und Unbegreifliches vor. Dennoch aber ist es wol tadelnswerth, wenn der Verf. schon bald darauf die Schranken der menschlichen Erkenntniß und somit auch seine eignen vergißt und es für seine Absicht erklärt, das Ganze der welthistorischen Entwickelung nach seinen wesentlichen Theilen, Gliedern und Stufen zur vollständigen Erkenntniß zu bringen und in vollkommener Klarheit allgemein verständlich zu entfalten. Aehnliche Widersprüche, wenigstens ähnliche Unsicherheit und Unklarheit, finden sich noch öfter gerade da, wo sie am wenigsten zulässig, am meisten verwirrend sein müssen, nämlich in der Aufstellung der Principien, der Gesichtspunkte der Betrachtung. So erkennt er, der Verf., für die historische Entwickelung ein göttliches Princip an, nämlich die im großen Ganzen wie im Einzelnen sichtbare Hand, der Alles liebevoll lenkenden und bis zum Ende leitenden Vorsehung, ohne deren Idee die Weltgeschichte nur wie ein Labyrinth ohne Ausgang, wie ein verworrener Schutthaufen übereinandergeworfener Trümmer der untergegangenen Jahrhunderte erscheine. Allein ungeachtet die Hand der Vorsehung hier für überall sichtbar, ungeachtet diese Betrachtungsweise für unumgänglich nothwendig erklärt wird, so heißt es doch an einer andern Stelle, es sei besser, dieselbe nicht sogleich allzu systematisch durchzuführen, sondern nur gleichsam episodisch und stellenweise an einzelnen sich von selbst dazu darbietenden Punkten, in den Grenzen einer bescheidenen Andeutung sich haltend, da alles Dieses doch

nur der esoterische Geist und innere religiöse Gedanke der Geschichte sein könne. Diese nicht sowol bescheidene und demüthige, als vielmehr trübsinnige und verzweifelnde Beschränkung muß gar sehr bei einer Betrachtung der Geschichte in Verwunderung setzen, welche eine religiöse sein will und ganz ausdrücklich die Idee der göttlichen Gerechtigkeit, neben jenem ersten Fundament des göttlichen Ebenbildes im Menschen, als das zweite Princip anerkennt. Die natürliche Folge einer solchen Unsicherheit und Beschränkung des Standpunktes ist, daß die Ausführung zum Theil unklar, zum Theil mangelhaft wird und zum Theil nur in Reflexionen besteht, bei denen die früher aufgestellten Principien in Vergessenheit gerathen. Das gesammte Gebiet der Weltgeschichte wird vom Verf. in 3 Weltperioden getheilt: die erste umfaßt die ältesten Culturvölker, Chinesen, Indier, Hebräer, Aegypter und Perser, welche letztere zwar, als die ersten Welteroberer, der zweiten Periode zugetheilt werden, durch ihre Religion und heilige Ueberlieferung aber der ersten angehören. In Beziehung auf diese soll dargethan werden, wie die göttliche Offenbarung, rein bewahrt in der einen Urquelle, auch in der heiligen Ueberlieferung der andern großen Nationen der ältesten Zeit sich in vollen Strömen, wenngleich durch manchen beigemischten Irrthum getrübt, doch immer selbst in dieser chaotischen Mischung nach ihrem einfachen göttlichen Ursprunge erkennbar, ergossen hat. Schwerlich wird diese Ansicht allgemeinern Eingang finden, da sie nicht auf der Grundlage gründlicher kritischen Forschung beruht, sondern ihr wahrhaftes Verständniß abhängig gemacht wird von einer bestimmten Art religiösen Glaubens und Sinnes für die Spuren der göttlichen Offenbarung, über deren Inhalt und Weise man nicht einmal zu einer klaren und deutlichen Ansicht gelangt. Eine solche fehlt ferner in den Erörterungen über den ursprünglichen Zustand des Menschen und die Aufhebung desselben. Denn es heißt: der Mensch sei zuerst dem von Gott ausgegangenen Willen treu geblieben; erst seitdem der Zwiespalt eingetreten, gebe es in ihm einen göttlichen und einen natürlichen Willen; das Verhältniß zwischen diesen beiden bleibt aber unklar, ebensowie das Entstehen jenes Zwiespaltes, obgleich von demselben die Zertheilung des Menschengeschlechtes in eine Mehrheit von Nationen und die Verschiedenheit der Sprachen abhängig gemacht wird. Die zweite Weltperiode umfaßt diejenigen Nationen der classischen Vorwelt, denen ein weltherrschender Einfluß und große historische Macht verliehen war, also Perser, Griechen und Römer. So willkürlich die Zusammenstellung 3 ihrem ganzen Geiste nach verschiedenartiger Völker zu einem Ganzen ist, so einseitig ist der hier für die Beurtheilung und Darstellung aufgestellte Gesichtspunkt. Für die zweite Stufe oder Weltperiode, nämlich in jener vollen Mittagsperiode der höchsten Entwickelung des Menschengeschlechts, wo die siegreiche Kraft in dem Uebergewicht der vorherrschenden Nationen nach allen Directionen so siegreich hervortritt, wird uns (wir führen des Verf. eigne Worte an) der Begriff eben dieser Kraft und die Frage, inwiefern sie eine höhere und göttliche war, oder aber eine zerstörende, vielleicht dem Göttlichen selbst feindlich widerstrebende oder wenigstens von gemischter Beschaffenheit, zum Maßstab der historischen Beurtheilung und zum Kriterium der Unterscheidung dienen. Ein solcher Maßstab läßt schon keine allseitige Würdigung des Geistes jener Völker erwarten, und sie ist auch nicht gegeben, ungeachtet einer nicht geringen Zahl einzelner treffender und geistreicher Bemerkungen. Die dritte Weltperiode beginnt mit dem Christenthume; indem als ihr eigentlicher Inhalt die Entwickelung des christlichen Staats und der Anwachs der christlichen Wissenschaft angegeben wird, so findet auch hier manche gehaltvolle Erscheinung nicht die ihr gebührende Anerkennung, und man gewinnt auch hier nicht einen Gesammtbegriff von dem Geiste der Zeit. Wie der Verf. sich weiterhin über die Reformation, nach ihm ein Menschenwerk, das sich von dem geheiligten Mittelpunkte und der alten christlichen Ueberlieferung in Lehren und Gebräuchen definitiv losgerissen hat, äußert, bedarf keiner Ausführung. In den letzten Jahrhunderten, „wo der Zwiespalt über die Liebe siegt“, bleibt ihm als der letzte Leitfaden in dem Labyrinthe der Geschichte noch die historische Hoffnung; für unsere Zeit, „als die letzte Schwelle der herannahenden Zukunft“, die religiöse Hoffnung: daß in der vollendeten religiösen Wiederherstellung des Staats und auch der Wissenschaft die Sache Gottes und das Christenthum vollständig auf Erden siegen und triumphiren werde. Für eine Philosophie der Geschichte können wir somit dies Werk nicht anerkennen, sondern nur für eine oft geistreiche, oft aber einseitige und befangene Betrachtung derselben, welche von einem ganz subjectiven Standpunkte und namentlich von einem sich allein für wahrhaft haltenden Gefühle ausgeht und deshalb sehr oft unklar und unverständlich wird.

2. Wir knüpfen die Anzeige des zweiten Buchs hier an, theils wegen der Gleichartigkeit des Inhalts, theils weil es dem erstern auch als Quelle gedient hat und vom Verf. desselben in der Vorrede mit ausgezeichnetem Lobe erwähnt wird. Damit der Haupttitel nicht irreführe, schreiben wir die Erläuterung desselben, welche auf einem innern Titel sich findet, ab: „Ueber die Tradition in dem alten Bunde und ihre Beziehung zur Kirche des neuen Bundes. Mit vorzüglicher Rücksicht auf die Kabbalah“. Der Zweck des Buchs, um ihn mit des Verf. eignen Worten anzugeben, ist: die Aufmerksamkeit auf die wichtige, seit so langher vernachlässigte Untersuchung der alten jüdischen Urtradition aus ihren Quellen von Neuem wieder zu wecken; die Erforschung des Geistes derselben scheint ihm nämlich für den Christen, der als ein wildes Reis auf den alten Stamm des Judenthums gepropft worden sei, von höchstem Interesse, und er ist der Meinung, daß der Glaube an einen innern, verborgenen tiefern Sinn der heiligen Schrift, welcher dem Moses auf dem

Berge Sinai eröffnet worden, die wahre innere Seele des Judenthums ausmache, daß in ihm das lebendige Princip der ganzen progressiven Entwickelung des Judenthums und seiner höhern Entfaltung zum Christenthume liege. Ein weiteres Eingehen in den Inhalt und Gehalt der geheimnißvollen Darstellung einer geheimnißvollen Weisheit scheint uns für diese Blätter nicht geeignet; die kurze Angabe des Inhalts enthält auch schon eine Andeutung des im Buche herrschenden Geistes. Wer nach jener Weisheit Gelüsten trägt, wird Befriedigung in dieser Schrift finden, die sich als das Resultat vieljähriger Forschungen ankündigt und als solches auch bewährt. 23.

Literargeschichte der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst u. s. w., von H. Winter.

(Beschluß aus Nr. 78.)

Ein neuer Abschnitt, dessen Einführung allerdings zu billigen ist, beginnt, ganz ungezwungen und leicht zu behalten, mit dem Todesjahre Lessing's, 1781, dem manche Erscheinungen kurz vorhergingen oder bald nachfolgten, die auf die Redekunst wesentlichen Einfluß zeigten: die Huldigung Göthe's und Schiller's, die Herrschaft der kritischen Philosophie, die Schlegel'sche Schule, die Verbreitung allgemeiner Kunstbekanntschaft durch vielgelesene Blätter u. s. w. Will man diesen Zeitraum nicht schlechthin den neuesten nennen — welches allerdings gerathen wäre, da Zeitgenossen nicht wohl ansteht, sich selbst zu betiteln, wie das 18. Jahrhundert beweist, dem der Name des philosophischen vielfach streitig gemacht wird —, so dürfte gegen den des kritischen, sowol im lobenden als tadelnden Wortsinne, am wenigsten einzuwenden sein. Hrn. W.'s willkürliche Annahme des Jahres 1813 hat ihn verführt, Schriftsteller und Werke erst in diesen Zeitraum zu versetzen, die unleugbar dem vorhergehenden angehören; wie auch, da er des Guten lieber zu viel als zu wenig thun mochte, in beiden Namen einzurücken, die nicht merkwürdig sind, und Lobsprüche auszutheilen, welche die Kritik nicht unterschreibt. Eigensinnig, obgleich auf Rivarol's Gutachten gestützt, ist die Behauptung des Verfs., kein lebendes Volk könne classische Schriftsteller haben; dazu gehöre durchaus eine todte Sprache und eine ausgestorbene Nation, damit die abgeschlossene Sprache und stillstehende Literatur der todten Vorwelt auf die lebendige Nachwelt mit literarischem Pragmatismus einwirke. „Classisch — zufolge der Sprachbestimmung eines ausgezeichneten Philosophen, Krug's „Wörterbuch", I, S. 403 — wird genannt, was zur ersten Classe gehört, daher in der schönen Kunst, was den Foderungen des Geschmacks möglichst entspricht und in seiner Art musterhaft ist. Es gibt unter den Schriften der Griechen und Römer viele, die nicht classisch sind, und unter den neuern classische, wenngleich ihre Classicität nicht so durch die Zeit bewährt und allgemein anerkannt ist, als die der besten alten Schriften". Der Schriftsteller, welcher ein Muster für verständige und geschmackvolle Zeitgenossen geworden, dem befugte Richter das Lob nicht verweigern, ein würdiges Ziel durch würdige Mittel erreicht zu haben und der Bewunderung und des Studiums werth zu sein, ist classisch, zu welchem Volk er auch gehört, und die Veränderung, welche die fortlebende Sprache und Gesittung seines Volkes seitdem erfahren, kann zwar unsere Vertraulichkeit mit ihm erschweren, aber der Anerkennung seines Verdienstes keinen Eintrag thun. Jeder große Schriftsteller, wie jeder große Mensch und jedes Volk hat irgend eine Tugend oder eine Vereinbarung von Tugenden, die nur ihm in so seltenem und ausgezeichnetem Maße zukommt; wer sich aber durch diese Auszeichnung verleiten läßt, alles Andere nicht zu achten, wird ungerecht. Dürfen nur Kunstwerke für classisch gelten, an denen kein Pococurante etwas aussetzen, denen keine Folgezeit etwas von dem lebendigen und tiefen Eindruck entwenden kann, den sie bei ihrer Erscheinung hervorbrachten, so wird keinem Menschenwerk so viel Begünstigung zu Theil. Dagegen darf Deutschland, wie jedes gebildete Volk, vaterländische Erzeugnisse aufstellen, die im Ganzen oder Einzelnen von den besten des Auslandes nicht verdunkelt werden und daher auch nicht minder ehrenwerth sind. Eine vollständige Uebersicht der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst sollte die der vereinigten Niederlande nicht übergehen, obwol sie, seit der Mitte des 17. Jahrh., nicht mehr zum deutschen Staatenbunde gehören. Offenbar ist ihre Sprache nur eine Mundart der deutschen, und den Nordischen, besonders den Niedersassen, ohne Dolmetscher verständlicher, als manche des südlichen Oberdeutschlands. Die Schweiz ist wenigstens ebenso lange staatsrechtlich von uns getrennt. Die Niederlande erwarben sich das unschätzbare Verdienst, eine echt vaterländische Mundart, welche die Folgen der Reformation allmälig bei uns beeinträchtigte, zur Schriftsprache ausgebildet zu haben, und ihr Geist, ihr Sinn, ihre Eigenheiten sind uns brüderlich verwandt. Ihr Heinsius und Vondel waren die Vorbilder und Lehrer unsers Opitz und Gryphius und gaben unserer ganzen schönen Literatur entscheidende Richtung. Das gleiche, unerzwungene, ohne alle politische Rücksicht, durch die Natur selbst herbeigeführte geistige Verhältniß legt sich am wunderbarsten und unwidersprechlichsten in der Geschichte ihrer Literatur zu Tage, deren Hauptzüge mit der unserigen ganz zusammentreffen. Wie wir, gingen sie bei Wiederbelebung der Wissenschaften von griechischen und römischen Mustern aus; wie wir, ließen sie sich von dem Glanze des Zeitalters Ludwigs XIV. blenden, französische Schriftsteller und Kunstrichter für untrügliche Gesetzgeber des Geschmacks zu halten; wie wir, kränkelten sie eine Zeitlang an überwiegender Sentimentalität; wie wir, lernten sie durch nähere Bekanntschaft mit ungefesselten Briten auf eignen Füßen zu stehen, mit eignen Fittigen zu fliegen und die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur nicht blos auf herkömmlichen Landstraßen zu suchen. Es ließen sich ohne Mühe noch andere Punkte der Aehnlichkeit zu Schimpf und Glimpf, besonders in der Vorliebe für gewisse Dichtungsarten, in der Uebereinstimmung des Sinnes für Ernst, Sittlichkeit, derben Scherz, bittern Spott u. s. w. aufstellen; aber dem Wissenden ist schon zu viel gesagt, dem Unwissenden immer zu wenig. Endlich wird der Kreis einer wahrhaften Nationalliteratur unstreitig zu enge begrenzt, wenn er blos Das in sich aufnimmt, was in der Landessprache geschrieben worden. Werke der Kunst, die den geistigen Stempel ihrer Heimath nicht verleugnen, bleiben das Eigenthum des Landes, dem der Künstler angehört, ob er sich auch seiner Muttersprache nicht bediente, sich nicht berufen fühlte, unmittelbar durch sie zu wirken. Als deutsche Meister der Rede eine fremde Schriftsprache wählten, war die vaterländische nicht dafür geeignet oder gebildet, oder sie, öfter noch die Leser, welche sie in Anspruch nahmen, hatten diese Stufe der Bildung nicht erreicht. Schrieben sie in einer fremden Sprache, so mußten sie freilich deren Worte und Wortfügungen gebrauchen; aber Worte und Wortfügungen sind Diener und Werkzeuge, nicht Herren und Schöpfer des Sinnes und des Vortrags. Es ist unmöglich, in den poetischen und prosaischen lateinischen Schriften deutscher Urheber den Nationalcharakter zu verkennen, und erst aus der Bekanntschaft mit ihnen tritt einleuchtend hervor, woran er von jeher gehangen, wozu er immer zurückkehrt, und was bleibend ist, wie oft die Schriftsprache sich ändert. Der Späterlebende muß ja von seinen Vorwesern Vieles annehmen in Sprache und Schrift; aber sein Geist und der seines Volkes sind sein Eigenthum. Wer

unterscheidet in Sleidan, Freinsheim, Pufendorf im großen Geschichtschreiber nicht auch den Deutschen? Gleichermaßen verhält es sich mit den Dichtern; und verräth sich die Nachahmung römischer Muster häufiger bei ihnen, so muß man nicht vergessen, daß auch deutschschreibende, allbeliebte Dichter ausländischen Vorbildern nachgestrebt und sogar ihrer Muttersprache Gewalt angethan haben, um ihnen täuschend ähnlich zu sehen. Mit allgemeinem Jubel fangen wir an, einige leichterworbene Vorkunde der lateinischen Sprache, bei der sich unsere Väter sehr gut befanden, ihren Enkeln zu versagen, die nicht der strengen Gelehrsamkeit gewidmet sind; wir sollten nicht damit aufhören, keines Deutschen mehr in Ehren zu erwähnen, der durch lateinische Werke die Kunst der vaterländischen Rede mittelbar vorbereitet und befördert hat. Friedrich II., Hemsterhuys schrieben französisch; wurden sie dadurch Franzosen? Wehe ihrem Vaterlande, wenn es heimische Tugend in ihnen verkennt! — In der geharnischten Vorrede tritt Hr. W. den Beweis an, sein Buch fülle eine bisherige Lücke in der schönen Literatur und verdiene den Vorzug vor andern dieser Art. Das ist ohne Zweifel seine gewissenhafte Ueberzeugung, denn warum hätte er es sonst geschrieben? Besonders vergleicht er es mit den Lehrbüchern der Herren Heinsius und Koberstein und befiehlt den Kunstrichtern, das Nämliche zu thun, ehe sie über ihn urtheilen. Ref. zählt sich nicht zu den Richtern, sondern zu den Theilnehmern der Literatur, und läßt jede ihrer Erscheinungen gern ohne Seitenblick auf sich wirken. Diesmal ist ihm das sehr leicht geworden, denn die vorgenannten Werke sind ihm gänzlich unbekannt, daher ihm nicht zukommt, über deren angefochtenen Werth eine Meinung zu hegen. Männer, von denen die Wahl und Einführung eines Buches für den Unterricht abhängt, dürfen sich vergleichender Abwägung nicht entziehen; und haben ihrer Viele, wie der Verf. versichert, sein Lehrbuch, schon in der ersten Auflage, als das einfachste und zweckmäßigste einstimmig anerkannt und auf gelehrten Schulen und Universitäten in und außer Deutschland angewendet, so wünscht Ref. ihm Glück zu einem so glänzenden Erfolge. 42.

Annals of the Caledonians, Picts, and of Strathclyde, Cumberland, Galloway and Murray. By *Joseph Ritson*. 2 Bände. Edinburg, 1828.

Die Freunde alter und mittlerer Geschichte werden es Ritson Dank wissen, daß er hier, für Schottland wenigstens, die Dunkelheit der entfernten Jahrhunderte durch echte Lichtstralen aufgehellt hat. Mit Irrlichtern waren schon in früher Zeit Boethius und Buchanan thätig gewesen, hatten eine lange Reihe schottischer Könige, von Gathelius, dem Sohne des atheniensischen Kekrops, und von Scota, seiner Gattin, der Tochter des Aegyptiers Pharao, an, wie ein Schattenspiel an der Wand den Augen gern getäuschter, schottischer Patrioten vorüberziehen lassen. Zwar hatten Lloyd, Stillingfleet und Lhuyd wol Einwendungen gegen diesen Unfug gewagt, aber der königliche Sachwalter Mackenzie (zu Karls II. Zeiten) war mit dem ganzen Ansehen seines Amtes aufgetreten, um jene lange Reihe königlicher Ahnen der Stuarte bei Ehren zu erhalten. Wenn denn nun aber auch auf der britischen Insel selbst damals der historische Widerspruch gegen die Fabeleien sich nicht hören lassen durfte, so trat doch zu Paris der Benedictiner Innes mit einer Sammlung echter Bruchstücke zum Aufbau wahrer, schottischer Geschichte hervor; der vortreffliche Lord Haley (1776) setzte dieses Werk fort durch seine „Schottischen Annalen", anhebend von Shakspeare's Duncan (1034), bis David II. (1370). Zwar trat nun der streitsüchtige Pinkerton mit seiner seltsamen Hypothese ins Feld, daß Schottland einerseits von Celten, die er als einen durchaus nichtswürdigen Volksstamm schilderte, andererseits von Gothen, einer Art Halbgöttern, auch genannt Picten, abstammend von den alten Peuken, am schwarzen Meer, bevölkert gewesen sei; aber er hat gegen 2 neue Vertheidiger der historischen Wahrheit, Chalmers und den obengenannten Ritson, das Feld nicht halten können. Es ist nun wol als geschichtlich begründet anzunehmen, daß die 2 ältesten Völker in Schottland gewesen: 1) die Schotten, im 3. Jahrhundert aus Spanien nach Irland und von da nach Schottland (dem nordwestlichen) gekommen, dann wieder eine Zeitlang vertrieben, aber im Jahr Christi 503 zurückgekehrt und im Nordwesten seßhaft geblieben. Diese irischen Schotten werden auch wol Dalriaden oder Dalrendini genannt, und von ihrem Könige Fergus stammt die nachfolgende Reihe der Herrscher erweislich ab. 2) Die caledonischen Briten, wohnhaft jenseits des Hadrianischen Walles und des Grampiangebirges. Zu diesen gehören die viel bestrittenen Picten. Als nämlich die caledonischen (celtischen) Briten, von den Waffen der Römer bis in den äußersten Winkel der schottischen Insel zurückgedrängt, beim Umsturz des römischen Reichs wieder aus den Wäldern und Bergen hervorbrachen, und als nun die unglücklichen, verlassenen römischen Ansiedler diese tattowirten und bemalten Wilden erblickten, nannten sie dieselben Picti (Bemalte). Daß im Laufe der Zeiten die ursprünglich caledonische Sprache dieses Stammes einen starken Zusatz vom teutonischen Dialekt erhalten hatte, läßt sich aus der öftern Berührung mit teutonischen Skandinaviern, Dänen und Sachsen leicht erklären. Diese Picten nun aber wurden um das Jahr 837 von dem Könige der irischen oder dalriadischen Schotten, Kenneth Mac Alpine, bei Forteviot oder Scone dergestalt geschlagen, daß sie als Picten nachher fast gänzlich aus der Geschichte verschwinden. Diesen Sieg der Celten, der feigen und nichtswürdigen, über die göttlichen Gothen (nach Pinkerton's Hypothese nämlich) kann nun freilich Pinkerton nicht leugnen. Wie hilft er sich aus der Verlegenheit? Er behauptet frischweg, jener Kenneth sei kein celtischer, sondern ein pictischer König gewesen und habe, als solcher, triumphirt. „Aber nach den alten, historischen Quellen war ja doch Kenneth wirklich ein König der dalriadischen Schotten?" Was antwortet Pinkerton? „Da es hochländische Sennachies und irische Geistliche sind", sagt er, „welche die Besiegung der Picten durch die Dalriaden melden, so haben wir allen Grund, anzunehmen, daß hier die gewöhnliche Verkehrtheit celtischer Köpfe vorgewaltet habe, und daß der wahre Verlauf der Sachen gerade im Gegentheil von Dem, was jene Celten gemeldet haben, zu finden sei". Nur so lange läßt Pinkerton die alten Chroniken und Genealogien gelten, wie sie für seine Hypothese sprechen; führen sie aber einmal eine andere Sprache, so schilt und verhöhnt er sie und schiebt sie bei Seite. Sein Hauptmittel, eine Hypothese zu vertheidigen, ist dieses, daß er ex cathedra proclamirt: „Es sei unvernünftig, sie zu bezweifeln!" Eine durchaus ähnliche Methode haben wir neuerdings auch bei einem deutschen Historiker (übrigens gelehrt, wie Pinkerton) wahrgenommen, der den Göttern der alten Germanen, wie ein neuer Typhon, unversöhnlichen Krieg angekündigt und nebenbei die Deutschen unerbittlich für Fetisch-Anbeter, bis zu Karl des Großen Zeiten hinab, erklärt hat. 6.

Literarische Notizen.

Kurt Sprengel's „Literatura medica externa recentior etc." findet in der „Revue encyclopédique" (Dezemberheft 1829) eine sehr günstige und empfehlende Beurtheilung.

Das Werk unsers gelehrten Landsmannes Hänel: „Catalogi librorum manuscriptorum etc.", wird an demselben Ort mit Recht als eine der nützlichsten Erscheinungen für Gelehrte anerkannt und auf dasselbe aufmerksam gemacht. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 80. — 21. März 1830.

Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. 2 Theile. Mit 8 Steindrucktafeln. Stuttgart, Cotta. 1829. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Um in aller Kürze Diejenigen unserer Leser und Leserinnen, die mit der in der Ueberschrift genannten, allerdings schon vielfältig besprochenen Schrift dennoch nicht bekannt sein sollten, von Dem, was sie hier zu erwarten haben, vorläufig zu unterrichten, bemerken wir: Das Buch enthält die Krankheitsgeschichte einer Hellseherin aus dem Würtembergischen, die, in die verschiedenen magnetischen Zustände theils durch ursprüngliche Constitution, theils durch mannichfaltige Lebenserfahrungen geführt, seit 1826 von dem wackern Justinus Kerner Anfangs einige Wochen reinärztlich und psychisch, hierauf magnetisch behandelt wurde und zuletzt, am 5. August 1829, in Löwenstein vollendete. Reich ist es an den mannichfaltigsten Geistererscheinungen, wunderlich und grotesk, wie sie bisher noch in keiner der Schriften über den Magnetismus vorkommen, sowie an Zeugnissen für die Glaubwürdigkeit der Thatsachen; und die Einfassung bildet eine Theorie der Geisterwelt, die eben auf diese Thatsachen hauptsächlich gestützt ist. Wir können unsern Lesern und Leserinnen die Versicherung geben, daß sie, wenn ihre Nerven nicht sehr stark sind, sich wol eine schlaflose Nacht bereiten dürften, wenn sie diese Seherin von Prevorst zu ihrer Abendunterhaltung etwa einladen wollten. So viel zur Einleitung.

Als ich nun zuerst die Kerner'sche Schrift über die Seherin von Prevorst näher ins Auge faßte und mit ihrem interessanten Inhalt mich bekanntmachte, konnte ich allerdings den Gedanken nicht völlig abwehren, ob es nicht doch vielleicht bei dem Ganzen auf eine Mystification abgesehen sei, und das Schreckbild jesuitischer Umtriebe, womit gegenwärtig so manche protestantische Verzagtheit in Furcht und Angst gesetzt wird, trat mir vor die Seele. Der Verf. der Schrift ist allerdings Protestant; Protestantin war auch die kranke Frau Hauffe, deren Geschichte es ganz vornehmlich gilt. Allein man hat uns in der letzten Zeit so vielfach beunruhigt mit Erzählungen von Katholiken unter der Larve des Protestantismus, von geheimen Dispensationen, die die römische Curie ertheilt, von der nie sorgfältig genug zu bewachenden Schlauheit der Loyolisten u. d. m., und der Inhalt der Kerner'schen Schrift ist in Wahrheit so ganz eigen, ihre Theorie so auffallend katholisirend, ihre Tendenz so ganz darauf berechnet, ich möchte sagen: die Materialität des Worts und Zeichens in der größten Ausdehnung nachzuweisen, was, meines Bedünkens, die Grundidee des Katholicismus ist — verzeihlich ists da wol, wenn man, nachdem man eine Schrift durchgelesen hat, in welcher vom Zwischenreiche — wirklich nur ein veränderter Ausdruck für Fegefeuer —, von der Kraft der Fürbitte für Verstorbene, von der in Wahrheit materiellen Einwirkung der frommen Rede auf die duftigen Geistergestalten, von der Kraft und dem Leben der Amulete, Talismane u. s. w. so viel und Ernstes gesprochen wird, verzeihlich ists gewiß, wenn man meint, durch solche antikatholische Aeußerungen, wie sie S. 41 des 2. Theils vorkommen, dürfe man sich nicht imponiren lassen, wenn man es für möglich hält, es könne hinter dieser Geister- und Gespenstergeschichte gar leicht die nur allzu mütterlich sorgende Hand jener Kirche versteckt sein, die wenigstens die alte paroemia juris: beneficia non obtruduntur, schon oft genug factisch verspottet hat.

Indeß ich kann und will es nicht leugnen, ich habe nur auf einen Augenblick diesen Gedanken hegen und festhalten können. Gewiß, die Ehrlichkeit und Redlichkeit Kerner's, sowie der Zeugen, die er aufführt, ist zu augenfällig, die Anlage des Ganzen zu einfach und natürlich, Kunst und Absicht so durchgängig vermieden, daß man gar bald die Furcht vor bedachter und überlegter Täuschung aufgibt und die Ueberzeugung gewinnt, die sämmtlichen, in dieser Sache betheiligten Personen glauben, was sie verkündigen, wissen in der That von Dem, was ihnen begegnet ist, durchaus nichts Anderes, als was sie davon referiren, und haben zu Dem, was sie sahen und was sie hörten, nichts hinzugethan als allenfalls ihre Theorie, ihre Reflexion, die Lösung der Räthsel, wie sie ihnen gerade sich darbot. Ja, be-

reitwillig gebe ich dem wackern Justinus Kerner und seinen Freunden und Freundinnen, wie er sie uns hier vorführt, das Zeugniß, daß sie wirklich die Wahrheit suchten und nichts Anderes als sie geben wollten. Doch möchte ich hiermit für den objectiven Gewinn und Aufschluß, der uns durch ihre Gaben geworden ist, keineswegs allzu viel zugestanden haben. Die Ehrlichkeit und Redlichkeit kann auch eine befangene, die Ansicht, die man in der vollsten und ehrlichsten Ueberzeugung ausspricht, kann denn doch durch das Glas selbst, durch welches sie erlangt ist, getrübt sein, und ich fürchte wol, daß dies bei der Seherin von Prevorst und ihrem geistvollen und menschenfreundlichen Arzte in einem sehr hohen Grade der Fall ist. In solchen zarten Dingen, wie alle Gegenstände, die auf die Geisterwelt sich beziehen, doch gewiß sind, kann sogar bei aller Ehrlichkeit eine doppelte Illusion stattfinden: einmal in Rücksicht der Beobachtung und Anschauung selbst, sodann bei dem Bestreben, das Beobachtete zu deuten, ins Wissen selbst aufzunehmen und ihm da seine Stelle anzuweisen. Ich glaube, in beiderlei Hinsicht Spuren von Selbsttäuschung in dem vorliegenden Falle entdeckt zu haben.

Daß es eine Geisterwelt gibt, von deren Anschauen uns hier auf Erden die Schranke des Körpers scheidet, und in die die Geliebten, die uns der Tod entriß, nicht sowol eingetreten als vielmehr verklärt worden sind, da, als die irdische Schlacke ausgeschieden wurde, dies ist ein Glaube, der allerdings auf dem festesten Grunde ruht, aber leider! in unsern Tagen bei den Meisten unserer Zeitgenossen vor der großen Zerstreuung auf dem Markte des Lebens gar nicht zum rechten, vollen Bewußtsein gebracht wird. Nicht nur die Speculation hat die vollsten und unwiderleglichsten Beweise dafür aufgestellt; es gibt, behaupte ich dreist, kein Menschenleben, in welchem diese Geisterwelt ihre Realität nicht auch durch irgend eine Erfahrung kundgethan hätte. Aber es ist einmal der Mensch, so lange er der Erde angehört und nicht durch den höhern Ruf völlig geweckt worden ist, wie in einem Zauberschlafe befangen, aus welchem ihn die Grüße aus der Geisterwelt herüber wol für den Augenblick, in welchem er sie vernimmt, ermuntern; da staunt er dann, verwundert sich, kann nicht leugnen; aber, wie der Blitz nur einmal wieder verlöscht ist, sinkt der Schläfrige auch sofort in die alten Schlummerbande zurück, und der Zweifel und der Unglaube üben nach wie vor ihre traurige Macht über ihn aus. Möchte man irgendwo jene 2 verschiedenen Anschauungssphären, die die Verkündiger des Magnetismus behaupten, zugeben, die des Gehirns und des Sonnengeflechts, die wie 2 Parallellinien neben einander hinlaufen, ohne sich zu berühren, ja so, daß immer die eine die andere ausschließt, und worauf in unserm Buche mehre Male (unter Andern II, S. 38: „Ich verweise hier — in Wirkung tritt") hingedeutet wird: so dürfte man bei dieser Erscheinung am ersten sich dazu versucht fühlen. Schaut der Mensch, könnte man sagen, mit dem Geisterauge des Gangliensystems, so glaubt er; schließt sich dies Auge und das des Gehirns geht auf, so weiß er weder von jenem Schauen noch Glauben etwas. Indeß wir gedenken allerdings dieser Duplicität widersprechen zu können, und begnügen uns, jenen Mangel an lebendiger Anerkennung der Geisterwelt, aller eignen Erfahrung zum Trotz, aus natürlicher Trägheit und Schläfrigkeit abzuleiten. Haben Naturforscher das Thier einen schlafenden Menschen genannt, so möchte ich den Menschen der Erde einen schlummernden Geist oder Engel nennen. Wie es gekommen ist, daß gerade in unserm Zeitalter der Schlaf so Viele mit den festesten, kaum zerreißbaren Banden gefesselt hat, wollen wir nicht untersuchen; die Thatsache wird Niemand leugnen, der nur einigermaßen die allgemeine Tendenz unserer Zeitgenossen nach dem Materialismus hin kennen gelernt hat. Da aber ahne ich wirklich in der Erscheinung des Magnetismus und der ihn begleitenden Beobachtungen über die Geisterwelt, wie sie nun so gerade in unsere Zeit fallen mußte, den großen Erzieher unsers Geschlechts, der es nie einer falschen Neigung, die die Zeit herbeiführte, an einem specifischen Gegengewicht fehlen läßt und so immer bemüht ist, die menschlichen Verirrungen wieder auszugleichen. Wie jeder Erdstrich den ihm eigenthümlichen Krankheitserscheinungen auch die entsprechenden Heilmittel bereitet hat, so führt auch jeder selbständige und individuell fixirte Zeitabschnitt für die ihm ausschließend angehörigen Entwickelungen des geistigen Lebens diejenige materia medica herbei, die zur Bereitung der diesen Entwickelungen angemessenen heilsamen medicina mentis erfoderlich ist. Daß nun unserer Zeit, die in großer Gefahr steht, über dem Aeußern das Innere ganz zu verlieren und in ihrem geistigen Aphelium fast den äußersten Punkt erreicht zu haben scheint, sodaß Viele unserer Zeitgenossen wirklich schon theoretisch die Geisterwelt für sich vernichtet haben; daß unserer Zeit für Erhaltung des Glaubens an die Möglichkeit einer geistigen Welt der Magnetismus dieselben Dienste thun könne, die dem Nordländer für die Erleuchtung seiner langen Nacht das Schneelicht und der Nordschein thun, Beides ihm noch die Träger und Bürgen des Lichts, das ihn verlassen hat, Beides ihm aus dem Quell des Lichts zum Trost und zur Stärkung seiner Hoffnung gesendet: Das zu beweisen, soll mir so schwer nicht fallen. Allein, ich gehe noch weiter, ich bin sogar für mich ganz im Klaren darüber, daß für unsere Zeit der Magnetismus noch viel mehr ist und werden muß, nämlich ein wirkliches Specificum gegen die Liebe zum Leugnen und Bestreiten alles Dessen, was über die Sphäre des Sichtbaren und Reinirdischen hinausgeht. Möge der Himmel dazu seinen Segen geben, dann aber auch Hülfe senden, daß solche unselige Abwege, wie sie die Kerner'sche Schrift und zur Zeit fast alle Theorien über den Magnetismus aufgedeckt haben, immer vermieden werden!

Es wäre, dünkt mir, eben keine überfliegende oder

auch nur ungewöhnliche Ansicht, wenn man jede Krankheit als ein partielles Erleiden des Todes ansehen wollte, nur daß man sich so selten dazu versteht, diesen Gedanken nach seiner ganzen Ausdehnung in sich lebendig zu machen. So viel ist gewiß, in jeder Krankheit steht man dem geheimnißvollen Reiche, in welches uns der Tod einführt, näher als im gesunden Zustande. Ist aber dies unbezweifelt, so müssen auch in der Krankheit die Gestalten drüben herüber nothwendig *heller* (nach dem verschiedenen Grad und Wesen der Krankheit mehr oder weniger) als im vollen Genusse des zeitlichen Lebens in die Seele leuchten. Vielleicht ließe sich mit dieser Ansicht den Fieberphantasien so gut als dem Wahnsinne in seinen mannichfaltigen Abstufungen eine genügendere Erklärung verschaffen, als bisher Pathologie und Physiologie zu geben vermocht haben. Noch ist die Phantasie überhaupt für den Arzt ein Räthsel, dessen Worte und Buchstaben er wol kennt, vielfach hin- und herwürfelt, aber zu einem sinnigen Ganzen nicht zu vereinigen weiß. Ist nun Magnetismus, magnetischer Zustand, durch die *Natur* oder *künstlich* erregt, *Krankheit*, so ist er demnach auch beginnender Tod, und es sollte nicht schwer sein, nachzuweisen, daß das Eigenthümliche dieses Krankheitszustandes eben darin bestehe, den Charakter des Todes in seiner Allgemeinheit abzubilden, ich will sagen: das Allgemeinste, die Totalität, den universalsten Begriff vom Tode zu geben, indeß andere Krankheitsformen mehr nur einzelne Partien und Beziehungen jenes zweiten menschlichen Seins darstellen. Die wichtigsten und gewöhnlichsten Erscheinungen des magnetischen Zustandes finden dabei ihre Erklärung, sowie sie diese Bezeichnung des specifischen Charakters desselben rechtfertigen. Ebendeshalb aber ist es nun auch nach unserer Prämisse, gewiß, daß im magnetischen Zustande die universalsten und hellsten Offenbarungen von Jenseits gegeben werden. Wie weit aber können überhaupt in unser zeitliches Leben herüber die Lichter der geistigen Welt reichen? Und wie ist der Selbsttäuschung, die gerade da, wo der Blick bis an die äußerste Peripherie geführt wird, am meisten zu befürchten sein muß, hinlänglich vorzubeugen? Wichtige Fragen, die in der That hier Alles entscheiden! Man vergesse ja, gleich hier am Eingang unserer Untersuchung, nicht, daß im Allgemeinsten und Universalsten der Irrthum und der Fehlgriff um ebenso viel leichter ist, um wie viel sicherer beide in der Anschauung des Besondern und Individuellen bei gehöriger Aufmerksamkeit vermieden werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Griesbach.

Von Franz Horn.

In dem rasch und reich fortblühenden Journale „Zeitgenossen" findet sich (Dritte Reihe, I, 8) eine Biographie Johann Jakob Griesbach's, von Bernhard Rudolf Abeken, die die Theilnahme jedes denkenden und fühlenden Lesers auf die erfreulichste Weise in Anspruch nehmen muß. Der Mann, dem wir hier begegnen, war *), was wir in unserer ebenso treuherzigen als geistreichen Sprache einen *ganzen* Mann nennen, tüchtig, vollständig und aus *Einem* Stück. Ohne Zweifel hat er, bei allen Verdiensten als Theolog, dennoch auf dem Katheder mündlich und als Autor schriftlich mitunter auch „geirrt", denn wer würde wol den bekannten Spruch: „Es irrt der Mensch, so lange er strebt", jemals zu Schanden machen? Aber als *innerer* Theologe, wenn ich so sagen darf, war er gewiß noch bedeutender. Wie ist in diesem Manne Alles so rein und klar, so kindlich und doch so kraftvoll! so bescheiden und demüthig, und doch so kühn und sicher! Welch ein guter, in liebendem Gehorsam seine höchste Freude findender Sohn, welch ein trefflicher, auf Ein Ziel gerichteter Reisender, welch ein redlicher Ringer und Arbeiter im Dienste der Wissenschaft, welch ein treuer Bürger, Ehemann und Freund! Und das Alles — möchte ich hinzufügen — auf eine entschieden *deutsche* Weise. Damit aber dieser Zusatz nicht misverstanden werden könne, so will ich ihn zu erklären suchen, indem ich darauf hindeute, daß G. alle diese Tugenden übte, ohne sich jemals selbstgefällig zu bespiegeln, gleichsam als müsse das Alles so sein und verstehe sich ganz von selbst. Er mag wol das Wort Ironie nur sehr selten, vielleicht alle Jahre einmal ausgesprochen haben, und er würde gewiß sehr betrübt worden sein oder auch gelacht haben, wenn er hätte hören müssen, daß so viele neumodige Herren sich jenes herrlichen Wortes vorschnell bemächtigt haben; dafür aber *war* er ein echter, religiöser, und poetischer Ironiker. So gestehe ich gern, daß mich das Umlaufsschreiben an seine Freunde, in welchem er, der 61jährige Mann, seine Erlebnisse *vor*, *während* und *nach* der Schlacht bei Jena schildert, wahrhaft entzückt hat. Er erklärt zuvörderst den eindringenden Soldaten mit einer Art von ironischer Pedanterie, daß er, als ein stiller, frommer, deutscher Gelehrter, eigentlich mit dem Kriege gar nichts zu thun habe; läßt sich aber doch die Entgegnung der französischen Soldaten, ihre Waffenarbeit sei eine so schwere, daß sie sich auf alle Weise dafür bezahlt machen müßten, so ziemlich gefallen. Man fodert ihm nicht ganz ohne Höflichkeit seine Uhren ab, seinen Trauring, seinen Dollond, sein Gold, sein Silber; das ist freilich nicht angenehm, aber was ist es nun mehr? Das läßt sich ja Alles wieder erwerben. Sein schöner Garten, das herrliche Werk eines 31jährigen naturliebenden Fleißes wird geplündert und verwüstet; das ist schon schlimmer; aber „der neue Lenz bringt neue Saaten mit", sagte ja sein ehemaliger, damals schon heimgegangener vieljähriger Freund und Hausgenosse Schiller. Warum also über die Verwüstung sich sonderlich grämen? Die alte treue Erde selbst können ja die Plünderer doch nicht mitnehmen, und sie wird sich schon einmal wieder öffnen und neue Blumen und Früchte bieten. Aber das Rad der Zeit rollt so furchtbar zerstörend daher, und das Böse scheint zu siegen. Das *scheint* nur so und kann nicht sein. Lebt ja doch der alte Gott noch, und die liebe Gattin, und die treuen Freunde; da läßt sich *alles* Gute und Schöne hoffen.

Von allen diesen Tröstungen *schreibt* Griesbach auch nicht ein einziges Wort, denn das ist bei ihm gar nicht mehr nöthig, eben weil sich, wie bereits oben erwähnt wurde, bei ihm von selbst versteht, daß man *stets* getrost sei, weshalb es auch lediglich die Sache des Kritikers ist, jenen Trost hinter den Zeilen zu lesen und *auszusprechen*. Ist es aber nicht eine wahrhaft religiöse Ironie zu nennen, wenn wir den alten kranken Professor so ruhig dastehen sehen? Ihn jammern ordentlich die Plünderer, wie uns jeder Mensch jammern soll, der sich unwürdig beträgt; zum Zorne gelangt er gar nicht gegen dieselben.

---

*) „Nach dieser Darstellung", muß ich hinzufügen, denn ich selbst habe G. nicht persönlich gekannt; doch hat ihn diese Biographie so deutlich hingestellt, daß ich ihn zu kennen glaube.

Daß nun ein solcher ruhiger und gotterfüllter Mann die größten Männer und unter ihnen die größten Dichter zu Freunden bekam, darüber sollen wir uns durchaus nicht wundern; denn es sollte sich billig immer von selbst verstehen, obwol dies leider nur selten der Fall ist. Griesbach hat, so viel ich weiß, nie ein Gedicht verfaßt, vielleicht auch nie einen Reim gemacht, und er würde sich gewiß sehr verwundert haben, wenn man ihn jemals hätte einen Dichter nennen wollen. Da man indessen auch ohne aufgeschriebene Gedichte und Reime ein Dichter sein kann, z. B. wenn man die Aufgabe des Dichters, „das Unendliche im Endlichen darzustellen", durch sein eignes ganzes Leben löset, so möchte man ihn doch wol einen trefflichen Dichter nennen dürfen. Ich weiß recht gut, daß die Menge von jener Aufgabe nichts wissen will, und daß diese Worte durch zu häufigen Gebrauch und nicht seltenen Misbrauch in Miscredit gekommen sind; indessen soll man doch suchen, sie durch den rechten seltnen Gebrauch wieder zu Ehren zu bringen. Schiller verstand sich ganz darauf und fand in Griesbach und dessen Gattin innige Freunde, und wir danken Hrn. Abeken recht herzlich für die Mittheilung eines kindlichen Gedichts, das Schiller im Namen seines jungen Sohnes zur Geburtstagsfeier der bewährten Freundin verfaßt hatte (S. 52). Dergleichen Gedichte vertragen durchaus kein besonderes Lob, ja sie sind für den innerlich Erkälteten, der für dergleichen Feste keinen Sinn hat, gar nicht vorhanden. Für den Bessern sind sie gerade so recht und können durchaus nicht anders sein, was freilich das höchste Lob andeutet.

Wenn wir uns aber über Schiller's und Göthe's Verhältniß zu dem Griesbach'schen Hause gar nicht verwundern, so erregt es allerdings ein angenehmes Staunen, daß auch Wieland, und zwar gegen Ende seines Lebens, noch ein inniger Freund und Verehrer des theuern Mannes wurde. „Der Verf. dieser Biographie (heißt es S. 38) erinnert sich mit großer Freude und Rührung, wie er einst (es war im August 1809, Wieland damals 76 Jahre alt), auf einer Wanderung begriffen, um Mittag in Griesbach's Garten einkehrte und die beiden Freunde, die Gattin des Einen und die Tochter des Andern am Tische fand. Das Gespräch war ernst und lebhaft und zeugte von der heitern, ungezwungenen Ehrerbietung, die die eigentliche Seele der Geselligkeit ist. Und als Griesbach gegen das Ende der Mahlzeit das Wort geführt, da war der 12 Jahre ältere Wieland so durchdrungen von der Würde, die des Freundes Wort und ganzes Wesen aussprach, daß er, vom Tische aufstehend, dessen Hand faßte und wiederholt mit der Miene der innigsten Ehrfurcht und Liebe küßte". — — Es ist gewiß meistens ein trauriger Anblick, wenn ein Mann dem andern die Hand küßt; aber das Gefühl der Verehrung hat seine eignen Rechte, die wir stets respectiren wollen. Nur der Wunsch drängt sich auf: möchte doch Wieland ein solches Gefühl 40 oder 50 Jahre früher empfangen haben; welch ein Licht würde von dort aus über seine ganze schriftstellerische Thätigkeit geleuchtet haben!

Ich schließe, womit ich begann, mit dem herzlichen Danke für den reinen Genuß, den diese Biographie mir gewährt hat, und mit der Hoffnung, daß das deutsche Publicum ganz erkennen werde, was es an einem Journale wie diese „Zeitgenossen" habe.

Die Zeitschrift Esthona.

In Reval erscheint nun schon im 2. Jahrgang eine deutsche Zeitschrift für gesellschaftlich-literarische Unterhaltung, welche „Esthona" heißt und Hrn. Franz Schleicher zum Herausgeber hat. Ihr Inhalt besteht, wie bei ähnlichen Zeitschriften in Deutschland, in kleinen Erzählungen, Gedichten, Theaternachrichten und Anzeigen neuerschienener Bücher. Im Lande selbst scheint man, wenigstens nach einzelnen Stimmen zu urtheilen, sehr mit ihr zufrieden zu sein. Ein Rec. in der literarischen Beilage des „Livländischen Provinzialblatts" drückt sich in folgender Art über die „Esthona" aus: „Nachdem der 1. Jahrgang vollendet ist, so kann man über die Tendenz der „Esthona" und den darin waltenden Geist wol ziemlich entscheidend urtheilen. Und da muß die Unparteilichkeit, ja, man könnte fast sagen: eine präoccupirte Parteilichkeit zugestehen, daß diese Wochenschrift die meisten jetzt bestehenden ausländischen Unterhaltungszeitschriften an Interesse, Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit überwiegt. Die „Zeitung für die elegante Welt", der „Gesellschafter", die „Abendzeitung" u. a. m., selbst das „Morgenblatt" nicht ausgenommen, enthalten weit mehr Fades, Leeres, Plattes als die „Esthona". — Ref. mag dies Urtheil keineswegs unterschreiben, doch auch nicht den Fehdehandschuh aufnehmen, der für die „Esthona" den genannten Zeitschriften vorgeworfen wird. Er begnügt sich, sie aufmerksam zu machen, welche furchtbare Nebenbuhlerin an ferner Ostseeküste gegen sie auftritt. Um aber doch zu zeigen, mit welchen Waffen der Krieg ausgefochten werden dürfte, falls er fortgesetzt wird, schreibt Ref. aus Nr. 8 des diesjährigen Jahrganges der „Esthona" folgendes Gedichtchen ab:

Triftiger Grund.

A. Der stillste Wicht in unserm Norden
War Ralph bis jetzt. Und nun — was ficht
Ihn an? — Er ist ein schlimmer Wicht,
So beißig, zänkisch, grob geworden.
B. Wie? Weißt die Ursache du nicht?
Er ist ja Journalist geworden.

Weiterhin, in Nr. 9, ergeht vom Redacteur ein poetischer Aufruf an alle der Dichtkunst Beflissene, ihn mit poetischen Beiträgen zu unterstützen, wofür ihnen folgendes Honorar versprochen wird:

Braga lohnt Euch und Iduna
In Walhallas sel'gen Räumen
Mit der Eiche heil'gem Schmuck!

Obgleich Ref. die Anweisung auf die alten Gottheiten, wie billig, ehrt, so meint er doch, daß, um bei den Namen der nordischen Mythologie zu bleiben, ein Stückchen von Fafners, des Drachen, Golde, repräsentirt durch eine in der Gegenwart gangbare Münzsorte, eine sicherer aufmunternde Verheißung gewesen wäre. 58.

Literarische Notiz.

Unter dem Titel: „Aventure di Clarice Visconti", ist in Mailand von Pietro Marocco ein historischer Roman erschienen, der seiner genauen Charakter- und Sittenschilderungen wegen Aufmerksamkeit verdient. Die Handlung geht zur Zeit der Kriege Franz I. in Italien vor. Dieser König spielt eine Hauptfigur in dem Werke, sowie auch der Admiral Bonnivet; doch sind beide Personen vom Verf. in einem zu glänzenden Lichte aufgestellt. Treuer und der Geschichte angemessener ist der Cardinal von Sion und der bekannte Moron gezeichnet. Die Intrigue ist gut angelegt, und der Knoten befriedigend, wenngleich tragisch, gelöst. Clarissa Visconti, Herzogin von Mailand, nimmt durch die Eifersucht ihres Gemahls ein trauriges Ende, und Bonnivet, der sie liebte, läßt sich in einem Gefechte tödten, theils aus Verzweiflung über Clarissas Verlust, theils um den Vorwürfen zu entgehen, seinen Herrn zu einem für Frankreich so unglücklichen Kriege verleitet zu haben. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 81. —— 22. März 1830.

Die Seherin von Prevorst 2c. Von J. Kerner. 2 Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

So gewiß ich nun überzeugt bin, daß die eine und untheilbare, unendliche Liebe mich hier wie jenseits, im Leben und im Tode, trägt und hält, so ist es dennoch auch mir über allen Zweifel hinaus klar und gewiß, daß die beiden Sphären des Hier und des Jenseits scharf und bestimmt geschieden sind, sodaß jede eine Einheit für sich ausmacht, die zwar an die andere grenzt, aber auch in sich so abgeschlossen ist, daß von dieser andern in ihr im vollen Sinne des Worts nichts wirklich erlebt und erfahren werden kann. So wenig der Unterschied zwischen Geistigem und Körperlichem durch eine noch so weit geführte Annäherung des Einen an das Andere aufgehoben werden kann, und selbst auf dem höchsten Punkte der letztern die Scheidewand noch besteht, die eine wesentliche Trennung begründet und nur durch eigentliche Durchbrechung zu überwältigen ist; so wenig der Körper durch noch so weit getriebene Verflüchtigung und Verdünnung zum Geist jemals werden kann, — so kann auch die Geisterwelt mit ihrem Wesen nie und nimmermehr in der Körperwelt zur Erscheinung kommen. Nur ihr Bild und Wiederschein kann und muß, je mehr die letztere ihr sich annähert, in diese herüberleuchten, womit aber für das zeitliche Dasein nicht ein Aufschluß über Beschaffenheit und Verhältniß des zukünftigen Seins, sondern nur ein Zeugniß für die Gewißheit und Wirklichkeit desselben gegeben wird. Ich bitte, diese Unterscheidung genau zu beachten, sowie ich sie getrost jeder Prüfung unterwerfe.

Es begegnet uns dies Gesetz, wenn ichs so nennen darf, viel häufiger als es scheinen möchte, da es bisher so vielfältig übersehen worden ist. Im Körperlichen (Materiellen) ist so vielfältig der Schatten und das Bild des Geistigen ausgeprägt; aber ohne etwas über das Wesen des Geistigen auszusagen, kann dieser Schatten nur als Ahnung, als Voraussetzung Dessen, wovon er genommen ist, gelten, sowie der wirkliche Schatten doch nichts weiter von seinem Gegenstand ist als der Zeuge seines Daseins. In den verschiedenen Ordnungen der organischen Wesen bildet sich das Höhere schon im Niedrigern vor, aber darum tritt dieses nicht in die Lebenssphäre jenes wirklich ein, sondern es legt damit nur Zeugniß davon ab, daß außer ihm auch noch ein Höheres dasei. Anders kann es nun gar nicht sein mit den Erscheinungen aus dem Geisterreiche in dem Gebiete dieses zeitlichen Lebens; und kämen sie auch in den Gesichten der gesteigertsten Hellseherinnen vor, sie sind Schatten ohne Wesen, Sonnenbilder, aus den im Dunstkreise der irdischen Atmosphäre gebrochenen Stralen der noch tief unter dem Gesichtskreise leuchtenden Sonne zusammengesetzt, und nur Zeugen und Unterpfänder, daß es eine Geisterwelt gibt und als solche gar wol geeignet, in Zeiten, wo Unglaube und Frivolität den schönen menschlichen Glauben an die zukünftige geistige Heimath als ein veraltetes Gewand abgestreift hat, wenn sie nun häufiger zur Thatsache werden, kräftig dafür zu zeugen, wol auch manches verirrte Gemüth wieder zur Besinnung zu bringen.

Schatten der Geisterwelt — so hat sie schon die älteste, verständige Mythologie aufgefaßt; so stehen sie da im Tartarus und Elysium der griechischen und römischen Dichter. Und sind sie Schatten, so wollen wir uns nicht wundern, wenn sie so grotesk und seltsam, so gigantisch und pygmäisch, immer nur so sich darstellen, wie der eigenthümliche Dunstkreis der besondern menschlichen Phantasie, in welchem ihre wesenlosen Bilder sich gestalten, es verstattet. Aber fragen wollen wir sie nicht über das Wie der Geisterwelt; denn wir werden nie eine andere Antwort vernehmen, als die wir selbst ertheilen. Ja, es kann nun gar nicht anders sein, die gesteigerte Phantasie, die diese Schatten reflectirt, wird, je geheimnißvoller und wunderbarer das Element ist, um welches hier sich es handelt, die wunderlichsten Gebilde und Erscheinungen construiren, immer aber mit den Farben, Zügen und Formen sie ausstatten, die in ihrem Lebenskreise liegen, die ihrem Wissen, ihren Lebensansichten und individuellen Kräften angemessen sind. Wie ändern und wechseln von Schönheit zu Häßlichkeit in tausend Verzerrungen und Ausdehnungen und Zusammenziehungen schon die Schatten der Erde, und derselbe Schatten, der jetzt ein so treues Abbild seines Gegenstandes war, daß du ihn zur Silhouette gebrauchen konntest, ist in der nächsten Stellung zum Zerrbild geworden, vor dem du wol gar erschrickst. Immer

aber ist dies Wachsen und Abnehmen, dieser Wechsel der Formen und Gestalten in einem und demselben Object durch das Auge des Beschauenden und die Art und Weise, wie es das Licht aufnimmt, bedingt. Und wenn nun in dem Zustande der Clairvoyance sich jene seltsamen Lebens- und Sonnenkreise bilden und ordnen, die ganz natürlich an die Phantasiespiele erinnern, die der gesundeste Mensch so oft vor dem Einschlafen vor seinen einschlummernden Augen schweben sieht; jene Sonnen- und Lebenskreise, die in den Gesichten der Seherin von Prevorst eine so große Rolle spielen und von Justinus Kerner so gut wie von dem geistreichen Eschenmayer höchst massiv aufgefaßt und gedeutet werden, so können wir in allen den Geistererscheinungen, die die Geschichte der Pneumatologie uns aufbewahrt hat, mag sie Swedenborg gesehen haben, mögen sie dem Stürmer des Geisterreichs, Friedrich Nicolai *), geworden sein, dienten sie in dem magnetischen Kreise der Seherin von Prevorst nicht dieser allein, sondern sogar Mehreren, die in ihrer Nähe und somit zugleich in der Nähe des dieser näher gekommenen Geisterreichs sich befanden — in allen diesen Geistererscheinungen sehen wir nur Schatten, deren Gegenstände nie in den menschlichen Horizont in dieser Zeitlichkeit kommen können, die aber ihre besondere Form nur von der Phantasie des Schauenden entlehnen; wie die Stellung sich änderte, der Einfallswinkel sich erweiterte oder zusammenzog, anders sich gestalten, überhaupt so verschieden in den verschiedenen geistigen Augen sich darstellen, daß, wenn auch wirklich eine dieser Schattenformen der völlig treue Reflex des Gegenstandes gewesen sein sollte, dieser doch nie als solcher in völliger Gewißheit hätte erkannt werden können. Halten wir sonach alle diese äußern Formen jener Erscheinungen für Gebilde und Erzeugnisse der Phantasie des Schauenden, die zu diesen Productionen nur die Veranlassung von dem blos mit seinem Schatten in die Erdatmosphäre herüberstreifenden Geisterreich entlehnte, für Phantasmen, die auch nicht das Mindeste von dem Wesen und der Beschaffenheit der Geisterwelt aussagen können, sondern nur als Zeugnisse von ihrer Wirklichkeit gelten: so müssen wir allerdings die Ehrlichkeit der Seherin von Prevorst rühmen, die es wiederholt zugab, daß sie die Geister nicht so sehe, wie sie in der Wirklichkeit sein möchten; die sich nicht wunderte, daß Andere die Geister, die sie heller und lichter sah, dunkler und finsterer erblickten; so läßt sichs nun recht gut erklären, warum Swedenborg seine Geister gerade in dem Costume, das seiner Denk- und Vorstellungsweise angemessen war, größtentheils in denselben Beschäftigungen, die sie nach seiner historischen Kenntniß im Leben gehabt hatten, erblickte; warum die Seherin von Prevorst ihre Erscheinungen so ganz prosaisch, zum Theil mit Stiefeln und Sporen, ausstattete, den verstorbenen Bauer nach seinem böotischen Dialekt reden hörte u. s. w.; warum Friedrich Nicolai sich in seiner Extase nur unter solchen Gestalten bewegte, die in sein eignes Leben vielfältig eingewirkt hatten. Die Phantasie ist die wunderliche, höchst mannichfaltig erhobene und ausgehöhlte Fläche, voller Berge und Thäler und Bäume und Felsen, auf welcher im Lichte der Betrachtung der Schatten von drüben herüber in die wunderlichsten Formen sich ausprägt. Ohne zum Bewußtsein zu kommen, ruhen in der Phantasie alle die Eindrücke, die das Leben von seiner frühesten Zeit an auf dasselbe gemacht hat, und fließen auf die Formbildung der vorüberstreifenden Schatten ein; die Selbsttäuschung ist leicht und natürlich, nach welcher der Schauende diese Formen, als von Außen sich gegeben, auffaßt, indeß sie doch einzig und allein von ihm und aus ihm selbst stammen.

Haben wir nicht so mit einem Schlage alle die Geister- und Spukgeschichten, die nun so lange schon sich breitgemacht und in der Kerner'schen Schrift, erst ganz in der neusten Zeit wieder, so viel Oberfläche gewonnen haben, über Bord geworfen, ohne jedoch Das, was das Wesentliche an ihnen ist, zu verletzen, vielmehr so, daß dieses erst wieder in seine vollen Rechte eingesetzt worden ist? Vielleicht möchten manche Un- oder vielmehr Uebergläubige, die auch den Strohhalm festhalten, um auf ihrer schwindelnden Höhe in Angst und Zittern stehen zu bleiben, statt einen kräftigen Sprung über den Abgrund zu wagen, sich noch auf die hör- und fühlbaren Aeußerungen jener Geistererscheinungen berufen, als Erscheinungen, die denn doch auf etwas Massives und Wirkliches hindeuten. Diese jedoch sollten billig bedenken, daß, wenn der edelste Sinn des Menschen, das Auge, hier so auffallend illudirt werden kann, dies bei den andern, tiefern Sinnen noch weit leichter der Fall sein müsse; das Echo des Schalls in seinen wunderlichen Biegungen und Schlingungen, die äußersten, schwankenden, wogenden Kreise, die der in das Centrum eines Wasserspiegels geworfene Stein an der Peripherie erzeugt, die merkwürdigen Klangfiguren, die die Akustik hervorbringen gelehrt hat, und so manche andere Beobachtung lassen mit leichter Mühe auch auf diese Erscheinungen dieselbe Erklärungsweise anwenden, die wir bei jenen versucht haben. Wir würden zu weit geführt, wenn wir mehr als diese Andeutungen geben wollten, die für den Verständigen gewiß ausreichen.

Noch auf einen Punkt muß ich aufmerksam machen, um keinen Zweifel, der unsere Theorie beunruhigen könnte, übrig zu lassen. Woher die Offenbarungen über Geheimnisse, die so recht aus dem Munde der erschienenen Geister hervorgingen? Woher die Aufschlüsse, welche die der Geisterwelt Nahegerückten, die Magnetischen, über eigne und fremde Heilungen, über Sphären der Wissenschaften, die im natürlichen Zustande ihnen ganz unzugänglich waren, über Ereignisse, von welchen

*) Friedrich Nicolai sah und hörte im Jahre 1791 einige Wochen lang Phantasmen, wie er die ihm gewordenen Erscheinungen entfernter Zeitgenossen selbst nannte, und seine darüber in der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin gehaltenen Vorlesungen stehen in der „Neuen berliner Monatsschrift".

sie durch Raum und Zeit aufs Bestimmteste geschieden waren, und von welchen, wenn man auch noch so viel davon als Täuschung, beabsichtigten oder absichtslosen Betrug, nachzuweisen im Stande sein wird, dennoch ein großer Rückstand übrig bleibt? Woher dies? Wir antworten: Ueberall her, nur nicht aus dem Munde der Geister; nur nicht aus Mittheilungen der Bewohner des Jenseits! Es ist ein Trugschluß, der in den einzelnen Fällen die so Urtheilenden irregeleitet hatte. Sie meinten, weil jene Geisterphantasmen mit den gewonnenen Offenbarungen zusammenträfen, so müßten die letztern auch die Wirkung der erstern sein. Man unterschied nicht den exaltirten, eigenthümlich über die gewöhnliche Sphäre hinausgerückten Zustand der Seher, von Dem, was eigentlich auf diesem Standpunkt nur als ein zufälliges Accessorium jenes angesehen werden mußte; von dem in diesem Zustande stattfindenden Näherrgerücktsein an die Geisterwelt, wodurch jedoch, wie wir bewiesen haben, kein positives Eingehen in dieselbe gegeben ist. Um es kurz zu sagen: jene Offenbarungen sind nur das Resultat des im magnetischen oder einem ihm specifisch verwandten Zustande über den gewöhnlichen Gesichtskreis hinausgeführten Sensorium; die Stufen aber dieser Erweiterung sind mannichfaltig und selbst von den Lehrern des Magnetismus, freilich von diesen auch mitunter recht kraß und massiv (z. B. Sehen mit der Herzgrube, Sehen innerer Theile, Sehen vermittelst eines magnetischen Stabes, Sehen der Schutzgeister, voraussagende Träume, das zweite Gesicht, Heraustreten aus sich selbst, Selbstsehen), unterschieden worden. Was jene Offenbarungen über Ereignisse der Vorzeit und Vorwelt, die durch Einsprache der Geister vermittelt erscheinen, auf einer höhern Stufe der Erregung sind, ganz Dasselbe sind auf der niedern das Fühlen der Metalle, des Wassers unter der Erde, alle die mannichfaltigen siderischen Einwirkungen. Gott gebe, daß Magnetismus und magnetische Erscheinungen bald mit dem rechten geistigen Sinn und Verstand aufgefaßt werden! Bis daher reden die Lehrer davon selbst nur noch in magnetischer Extase. Es wird sich finden, daß der Mensch, im gesunden und kranken Zustande, durch Uebung (Askese) und magnetische Behandlung, wol über den gewöhnlichen und alltäglichen Horizont seines Schauens, seines ganzen Seins, aber nur niemals **über diesen Horizont selbst** hinausgerückt und gezogen werden kann; aber es wird auch bald die Ueberzeugung gewonnen werden müssen, daß ein solches Hinausgerücktwerden, wie jedes Ungewöhnliche und Außerordentliche, in vielfacher Beziehung sein Bedenkliches habe, nie, außer im Nothfalle, eintreten dürfe, und auch selbst dann noch durch Tausenderlei, das ihm anklebt und von dem es begleitet wird, seinem absoluten Werthe nach, immer auf dieselbe Stufe wieder herabgedrückt wird, auf welcher das Gewöhnliche und sogenannte Natürliche steht. Wird auch ein weiteres Schauen gewonnen, lösen sich die Bande des Raums und der Zeit mehr als im gewöhnlichen Zustande, lassen die starren Kräfte und Gesetze der Weltordnung sich weicher und freier behandeln: so ist dagegen auf dem ungewohnten Pfade der Fehltritt leichter; in dem erweiterten und reineren Gesichtskreise treten die luftigsten Nebel als scharfgezeichnete Gestalten hervor; das schwache Kind greift nach dem Rauch und Duft als nach dem Körperlichsten; der arme Phäton verliert, geblendet vom Licht, übertäubt von dem Rollen der Sphären, die Zügel des Sonnengespannes; der schwindelnde Ikarus flattert so lange, bis seine Schwingen schmelzen, um die spielende Flamme; und alle jene Hirngespinnste von Amuleten, Talismanen, innerer Zahl und Sprache, Zauberei und Geisterbeschwörungen, alle jene unseligen Träume der Alchymie, Astrologie, Rosenkreuzerei und Geheimnißkrämerei spielen als nichtige Wolken und äffende Seifenblasen in diesem wunderlichen Himmel, aus welchem immer nur Wenige den Rückweg zum sichern Boden der Wirklichkeit und der rechten natürlichen Anschauung finden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende Februar 1830.

Wir kommen so eben müde und erschöpft aus der zweiten Vorstellung von „Hernani, ou l'honneur castillan“, Drame nouveau par *V. Hugo*, der lärmendsten, genußreichsten, ermüdendsten und sonderbarsten theatralischen Darstellung, welcher wir je beigewohnt. Gleich beim Eintritte in das Théâtre français wurde der Zuschauer durch den Anblick zweier Grenadiere von der königlichen Garde überrascht, welche mit aufgepflanztem Bayonnette vor dem Vorhange auf der Vorscene standen und das Parterre mit einem stupiden und insolenten Blicke beobachteten. Was bezweckte man mit diesen Extraschildwachen in einem Schauspielhause, das an diesem Abende, wie gewöhnlich, der Sammelplatz von Literatoren, Dichtern, Gelehrten, Diplomaten, überhaupt der gebildeten und vornehmern Stände war? Wollte sich die Polizei in den Streit der Classiker und Romantiker mischen, und dem Polichinelle du Girolamo gegen Polichinelle de Briché (von denen weiter unten ein Mehres) mit Gewehrkolben beistehen? Die Pariser gerathen sonst leicht in Harnisch gegen die Polizei, besonders seitdem Hr. Mangin an ihrer Spitze steht. Aus der ungewöhnlichen Geduld, mit welcher das Parterre die Gegenwart dieser sonst so gehässigen Gäste ertrug, schlossen wir, daß die Freunde des Dichters, welche, wie sich später zeigte, die Mehrzahl der Versammlung ausmachten, diese, übrigens ganz unnöthigen, feindseligen Demonstrationen der bewaffneten Macht veranlaßt hatten. Ueberhaupt war von diesen nichts versäumt, um das neue Drama gegen die Kabale der Classiker zu schützen. Sobald gepfiffen wurde, was nicht selten und jedesmal mit allem Rechte geschah, so wendete sich der große Theil des Parterre mit stürmischer, unbändiger Wuth nach der Seite, von welcher das Pfeifen gekommen war, und ergriff die nächste Veranlassung, seinen fanatischen Beifall auf eine noch lärmendere Weise und oft sehr zur Unzeit zu erkennen zu geben, und dann wurde wieder gezischt, und dann schrie man wieder À la porte, à la porte! und dann wurde wieder geklatscht und gepocht und mit den Füßen gestampft und getobt und gerast, und so ging es beinahe 4 Stunden lang fort bis zur letzten Scene. Und mit dem Stücke war der Tumult noch nicht zu Ende. Kaum war der Vorhang heruntergelassen, so wurde der Verf. gerufen. Nachdem man einige Minuten lang: L'auteur, l'auteur! ge-

schrieen, und da sie sich nicht wollte blicken lassen, so hieß es: Mars, Mars! Trotz des Polizeireglements, welche den Schauspielern untersagen, nach dem Stücke zu erscheinen, kam endlich Mlle. Mars an der Hand des Hrn. Firmin (Hernani) und dann erst wurden wir von dem betäubenden Getöse erlöst und konnten uns, nicht ohne Mühe und Rippenstöße, durch die an allen Seiten, aus allen Gängen und von allen Stiegen des großen Gebäudes herab- und herausströmende Menge, aus der drückend heißen und mit Staub angefüllten Atmosphäre des Theatersaals an die frische Luft drängen. Die Erbitterung und der Eifer, mit welcher man sich des Stückes annahm, ist nicht allein dem Interesse für die neuen Lehren zuzuschreiben; es waren noch andere Umstände dazugekommen. Die Censur hatte das Manuscript Diesem und Jenem mitgetheilt: ganze Scenen waren daraus abgeschrieben, auf eine schändliche Art verunstaltet und in Umlauf gebracht worden. Auch war durch das edle Benehmen V. Hugo's gegen den vormaligen Minister des Innern die Zahl seiner Freunde bedeutend vermehrt worden. Herr Labourdonnaye hatte nämlich die Aufführung eines frühern Dramas von demselben Verf.: „Marion Delorme“, untersagt, dafür aber dem Dichter eine jährliche Pension von 6000 Fr. angeboten, welche dieser ausgeschlagen. „Hernani“ rechtfertigt übrigens durch seine Mängel und seine Schönheiten die herbe Kritik seiner Gegner und die enthusiastische Bewunderung der Romantiker. Wie in Allem, was V. Hugo geschrieben, so findet sich auch hier das Gemeine neben dem Erhabenen, Unsinn neben der höchsten poetischen Begeisterung. Licht und Schatten, die verschiedenartigsten Farben stehen zu grell abstechend neben einander. Die Sprache geht oft von der sublimsten Lyrik plötzlich zu den plattesten Späßen über, und einige Bilder sind so seltsam, daß man sich des Lachens nicht enthalten kann. In der Scene, wo Hernani, ein Banditenhauptmann, den König Don Carlos in dem Augenblicke überrascht, wo er ihm seine Geliebte rauben will, und von allen seinen Leuten entfernt ganz in der Gewalt des Banditen ist, sagt dieser zum Fürsten: „J'étoufferais dans l'oeuf ton aigle impériale“, welches heißen soll, daß er den König ermorden und demnach dessen Streben nach der Kaiserkrone vereiteln könne, wenn er wollte. Bei diesem Verse wurde verdientermaßen laut aufgelacht. Als Gegenstück mögen hier einige Stellen aus Don Carlos schönem Monologe am Grabmale Karls d. Großen in der Gruft zu Aachen stehen:

> Charlemagne est donc là! Comment sépulcre sombre,
> Peux-tu, sans éclater, contenir sa grande ombre?
> Es-tu bien là, géant d'un monde créateur?
> Et tu peux t'y coucher de toute ta hauteur!
> — — Laisse en ta paix profonde
> Charles étudier ta tête comme un monde!
> Laisse, qu'il te mesure à loisir, ô géant,
> Car rien n'est ici-bas si grand que ton néant.

In demselben Monolog nennt D. Carlos (nachher Karl V.) den Papst und den Kaiser: les deux moitiés de Dieu, woraus dann natürlicherweise zu schließen wäre, daß Gott aus 3 Hälften bestehe. „C'est du Cousin!“ rief eine Stimme hinter uns, und dann kam wieder plötzlich eine Stelle, die mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde. Ueberhaupt zeigten sich die Classiker weit unparteiischer als ihre Gegner und lobten, was zu loben war, und tadelten nicht alles Tadelnswerthe. Die ziemlich bizarre und unglaubliche Fabel des Stücks wurde sogar ohne Murren angenommen. Hernani, aus Gründen, die wir hier unmöglich entwickeln können, macht den Herzog Don Silva zum Herrn über sein Leben. Er übergibt ihm sein Waldhorn und schwört bei dem Schatten seines Vaters, daß, sobald er die wohlbekannten Töne des Hornes vernehmen werde, er bereit sein würde, zu sterben. Im 5. Aufzuge ist Hernani, nun Don Juan d'Aragon, mit seiner Geliebten, Donna Sol, vermählt. Beide Liebende überlassen sich dem Gefühl ihres Glücks, das durch den Anblick der Pracht, welche die Nacht am Sternenhimmel ausgebreitet u. s. w., noch erhöht wird. Da ertönt das Horn, bald darauf erscheint der Alte und bringt mit unerbittlicher Grausamkeit in sein Schlachtopfer, das gegebene Versprechen zu erfüllen. Donna Sol entreißt ihrem Geliebten das Giftfläschchen und leert es zur Hälfte aus; Hernani trinkt das Uebrige. Beide sterben auf der Bühne, und Don Silva tödtet sich auf ihren Leichen. Dieser mit vieler Kraft geschriebene Auftritt bringt eine große Wirkung hervor. Ueberhaupt steht dem Dichter die Sprache der Leidenschaft nicht minder zu Gebote als die reichsten Farben der Imagination; allein es fehlt ihm an Bühnenkenntniß und ganz besonders an jenem hohen scharfen Verstande, der den dramatischen Dichter auch im höchsten Enthusiasmus nicht verlassen darf, den er durch die reichste Fülle der Bilder im Auge behalten muß, der Alles motivirt und berechnet, eine Scene aus der andern entwickelt, und eine große Idee gleich einem befruchtenden Strome durch das Ganze leitet.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Schwedische Literatur.

Aus Schweden habe ich in Commission erhalten, und ist von mir durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Flora svecica enumerans plantas Sveciae indigenas cum synopsi classium ordinumque, characteribus generum, differentiis specierum, synonymis citationibusque selectis, locis regionibusque natalibus, descriptionibus habitualibus, nomina incolarum et qualitates plantarum illustrantibus. Post Linnaeum edita a *Georgio Wahlenberg*. 2 Bände. Upsala, 1824. Gr. 8. 5 Thlr. 2 Gr.

Fries, *Elias*, Novitiae florae Svecicae. Editio altera, auctior et in formam commentarii in cel. Wahlenbergii floram Svecicam redacta. Lund, 1828. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Flora Upsaliensis, enumerans plantas circa Upsaliam sponte crescentes. Enchiridion excursionibus studiosorum Upsaliensium accomodatum a *Georgio Wahlenberg*. Cum mappa geographico-botanica regionis. Upsala, 1820. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Caroli Linnaei exercitatio botanico-physica de nuptiis et sexu plantarum. Edidit et latine vertit *M. Joh. Arv. Afzelius*. Upsala, 1828. 8. 8 Gr.

Agardh, C. A., Essai de réduire la physiologie végétale à des principes fondamentaux. Lund, 1828. 8. 8 Gr.

Anacreontis carmina. Graece cum selectis observationibus edidit *Gustavus Guil. Gumaelius*. Upsala, 1824. 8. 10 Gr.

Schwedische Dichtungen, von Tegnér, Geyer, Atterbom und andern berühmten Verfassern. Uebersetzt von Ludolf Schley. Erstes Heft. Gothenburg, 1825. 8. 12 Gr.

Scriptores rerum Svecicarum medii aevi ex schedis praecipue nordinianis collectos, dispositos ac emendatos edidit *Ericus Michael Fant*. Ein Band in zwei Abtheilungen. Mit Facsimiles und vielen Tabellen. Gr. Fol. Upsala, 1818. 20 Thlr.

Hiervon besitze ich nur noch ein Ex.

Wirsen, *Axel. Emil.*, De colonia Svecorum in Helvetiam deducta. Dissertatio. Upsala, 1827. 4. 12 Gr.

Leipzig, den 22sten März 1830.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 82. —— 23. März 1830.

Die Seherin von Prevorst ꝛc. Von J. Kerner. 2 Theile.

(Beschluß aus Nr. 81.)

Wie anders erscheinen uns nach alle Diesem die Thatsachen in der Kerner'schen Offenbarung von Prevorst! Wie ist ihre Masse uns unter der Hand, ohne daß wir die Redlichkeit der Referirenden, die wir nur als solche betrachten, die sich selbst nicht klar geworden sind, die sich selbst täuschten, bezweifeln, zu einem Punkte, allerdings einem nicht unwichtigen Punkte, — einem Stern, der, mit unserm achromatischen Fernrohr betrachtet, nun einen gar reinen Schein in die Nacht des gegenwärtigen Materialismus fallen läßt, — aber dennoch nur zu einem Punkte zusammengeschrumpft! Ja, wir glauben allen den Geistererscheinungen, die hier mit Brief und Siegel, wie gesagt, in Stiefeln und Sporen uns vorgeführt werden, mit Fug und Recht alle Objectivität, alle Wirklichkeit rein wegdisputirt zu haben. Und wie steht es nun mit der Theorie des Geisterreichs, der Topographie vom Jenseits, der Pneumatologie mit allen ihren Unterschieden und Stufen und Cellen, die der wackere Kerner mit seinen in gleicher Weise mystificirten Gefährten, Eschenmayer, Ennemoser, von Meyer u. s. w. auf diese und eine ähnliche Basis gebaut haben? Wie? Ist die Basis weggenommen, muß nicht das ganze Gebäude nachfallen und in dieselbe Luft sich auflösen, aus der und auf die es gebaut war? — Mich dauert die berühmte Buchhandlung, die die Kerner'sche Schrift verlegt hat, daß ich so mit einem Strich alle die künstlich gesetzten Lettern von ihrem Verlagsartikel weggewischt und ihr nichts als das leere Papier übriggelassen habe. Mich dauert der arme Lithograph, der seine künstlich geätzten Steine nun als lauter tabulas rasas zurückerhält.

Doch die Sache hat eine sehr ernsthafte Seite, und ich glaube, nun erst die Hauptfrucht, für die ich eigentlich ausschließend den ganzen Kampf mit der Kerner'schen Geister- und Gespensterwelt bestanden habe, bieten zu können. Die Theorie unserer Lehrer des Magnetismus und der Pneumatologie bedroht uns in der That mit nicht geringer Gefahr (und wäre sie nicht überwältigt worden, und ist mein obiger Schluß richtig, so muß sie nun überwältigt sein, und ich darf meinen Triumphgesang erheben), so müßten wir conversis signis augenblicklich und schnurstracks in die Windeln und Gängelbänder des krassesten Katholicismus und Romanismus zurück. Wahrlich, wir, in unserer armen, um so viel heitere Lebensgenüsse betrogenen Zeit müßten das Einzige, das wir haben, wieder aufgeben, unsere Verständigkeit und protestantische Mündigkeit, und in all die Kinderblindheit und Träumerei des Mittelalters zurückgehen, ohne doch die Unschuld und des kindlichen Sinnes Genügsamkeit mit ihm theilen zu können — Greise, welk und matt und nun — die traurigste Frucht des Alters — wieder zu Kindern geworden. — — —

Es hat die liebe Theorie des Magnetismus Alles im Menschen zerrissen und zerstückelt, wie Kinder ihre Freude daran finden, die schönsten Blumen des Frühlings zu zerrupfen und die losen Theile in die Lüfte zu zerstreuen. Im körperlichen Leben ist zwischen dem Gehirn und dem Gangliensystem eine feste Scheidewand gezogen, eine Kluft befestigt worden, „daß, die da wollten von hinnen hinabfahren zu euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren". Dem Geist ist es noch schlimmer ergangen, wenigstens in der Theorie der Seherin von Prevorst und ihres Commentators. Er muß sich gefallen lassen, in 3 Partikeln zerfällt zu werden: Geist, Seele und Nervengeist. Im Tode flieht der Geist zuerst, die Seele hängt noch durch den Nervengeist fest, und ihr Ringen nach Freiheit erzeugt die bittern Todeskämpfe. Ist diese frei, so nimmt sie einen mehr oder weniger dichten und aufgequollenen Nervengeist (ein unkörperliches Körperliches) mit sich und kann nun, mit dem Geiste wieder vereinigt, mehr oder weniger von der Erde sich losreißen und den Räumen der Seligen sich anschließen, wenn nicht der arme Geist von seinem allzu großen Gewichte am Ende gar hinab in einen noch viel schlimmern Ort gezogen wird. Ganz in der Ordnung war es freilich, daß man, dieser Trichotomie, dieser dreitheiligen Wurzel des Geistes zu lieb, auch seinen möglichen Zustand nach dem Tode dreitheilig bestimmte, überhaupt aber von diesem und der Beschaffenheit desselben so materiell redete, daß man wol sah, die Betrachtung hatte, als sie in die Geisterwelt sich schwang, das ganze Diesseits mit seinem Erdenstaub

mit hinübergenommen. So entstand auf eine ganz ähnliche Weise, wie nach der Kirchengeschichte die Lehre vom Fegefeuer sich erzeugt hatte, ein protestantischer Hades zwischen Himmel und Hölle, ein Zwischenreich, in welchem die noch nicht ganz reinen Geister eine Art Läuterung zu bestehen haben sollten; und wenn Geister, die diesem Zwischenreiche angehörten, in ihrem Erscheinen bei der Seherin von Prevorst durch Gebet und fromme Rede recht eigentlich materiell genährt wurden, wenn die Seherin bestimmt bemerkte, daß durch Einschlucken der angehörten Gebete die dunklern Schatten auffallend lichter und erhellter erschienen, so ist von da allerdings wol nur noch ein Schritt bis zu dem Gedanken, daß die Anordnung der Gebete für die Verstorbenen, die Seelenmessen u. s. w. den Ueberlebenden eine unerläßliche Pflicht seien. Wir brechen ab in der Darlegung dieser mit dem Protestantismus so ganz unverträglichen Pneumatologie; wir glauben, schon so bedenkliche Folgen derselben genug angedeutet zu haben, um noch dem gewiß höchst ernsthaften Gegenstand einige ernstere Worte zu widmen.

Das Sein des Menschen ist offenbar nur als die Einheit des Geistigen und Körperlichen zu betrachten, und sein Werth bestimmt sich nach dem Uebergewicht, das dieses oder jenes über sein Gegentheil gewonnen hat. Es theilt sich demnach die Menschheit in Böse und Gute, und wie unendlich auch die Abstufungen sein mögen, in welchen das Eine oder das Andere erscheint, so kann es doch ein Mittleres zwischen beiden nicht geben. Ein Mittleres wäre Das, in welchem die beiden Factoren einander völlig gleich wären, mithin in ihrem Zusammentreffen in der Einheit des Seins sich gegenseitig vernichten müßten und sonach schlechthin kein Product geben könnten. Wollte man sagen, die beiden Factoren liefen, wie Parallellinien, neben einander hin, ohne jemals sich zu berühren, so liegt am Tage, daß somit das Selbstbewußtsein aufgehoben und statt eines Wesens zwei von einander ganz unabhängige und verschiedene Wesen gesetzt wären. Es ist insofern der neuen Medizin nicht zu verzeihen, wenn sie mitunter die Trennung des Ganglien- von dem Gehirnsystem so erweitert hat, daß jedes Band der Einheit zwischen beiden vernichtet erscheint, indeß doch z. B. im Zustande des magnetischen Lebens die Kräfte beider Systeme ununterbrochen zusammenwirken und nur das sogenannte Gefühlsleben als das überwiegende hervortritt. Man lasse sich nicht durch den Schein täuschen, als könne es wirklich solche weder kalte noch warme Menschen geben, die darum einer Mittelregion zwischen den Guten und Bösen zuzuweisen sein möchten. Der größte Theil der Momente, welche zu einer völlig sichern Entscheidung hier erfodert werden, bleibt unserer menschlichen Beurtheilung verborgen, und nur der Allwissende, vor dessen Augen auch das Innere im Menschen aufgedeckt ist, sieht sie. Die Theorie muß, trotz aller Illusion, die die äußere Erscheinung uns aufnöthigt, feststehen, nach welcher ihrem eigentlichen Wesen nach die Menschen entweder gut oder böse, wie groß auch der Stufenunterschied, als die Form der Erscheinung, sein mag, angenommen werden und einem indifferenten, mittlern Zustande in keinem Augenblicke angehören können. Unsere heiligen Schriften kennen auch keine andere Unterscheidung und das Wort des Herrn ist hier durchgreifend: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich". Wir verfolgen diese Betrachtung nicht weiter, aber wir schließen von hieraus mit völliger Entschiedenheit, daß nothwendig auch jede Unterscheidung im Geisterreiche, die von einem andern Princip ausgeht, als dem der Scheidung zwischen Guten und Bösen, zu den Träumen zu rechnen sei, auf welche die Reflexion nur dadurch kommen konnte, daß sie, was blos Form der Erscheinung ist, den Quantitätsunterschied, für wesentlich, essentiell irrigerweise ansah. Wäre Das, was wir Form der Erscheinung nennen, wirklich ein Theil des Wesens, dann müßte man nicht ein Zwischen- und Mittelreich, sondern eine unendliche Zahl solcher Mittelglieder, die zwischen Himmel und Hölle, als den beiden Extremen, liegen, annehmen; es ist aber nicht unschwer einzusehen, daß dann die Begriffe: gut und bös, völlig zu Grunde gegangen wären, das Relative einzig und allein aufrechterhalten würde, dieses aber nothwendig, indem es Desjenigen, worauf es sich beziehen könnte, gänzlich entbehrt, in sich selbst verschwinden müßte. Wie offen liegt nicht, genau genommen, die Illusion am Tage, die jene in neuerer Zeit so beliebt gewordene Unterscheidung der Seele vom Geist hervorgebracht hat! Die Seherin von Prevorst hat noch eine neue Substanz hinzugefügt, den Nervengeist; und wenn man consequent sein wollte, so müßte man ebenso viel einzelne Geister im Geist unterscheiden, als die Psychologie geistige Kräfte und Thätigkeiten kennt, sowie dann auch die Somatologie ebenso viel corpuscula im Körper aufzunehmen hätte, als es Glieder und einzelne Theile desselben gibt. Das, was du Seele nennst, ist entweder rein geistig, und dann eben von dem Geiste nicht zu unterscheiden, in ihm enthalten; oder es hat körperliche Zumischung, und dann gehört eben dies Zugemischte nicht dem Geist, sondern dem Körper an und muß schon als in den Gattungsbegriffen von diesem aufgenommen angesehen werden. So lange es der Physik nicht einfallen wird, einen besondern Dämmerungsstoff aufzuführen, so lange werden wir uns auch nicht dazu verstehen können, vom geistigen Principe noch ein seelisches zu unterscheiden; so lange aber wird man uns auch nicht überreden können, daß im Geisterreich irgend etwas wahrhaft und wirklich existire, das dem Begriff eines Mittlern, heiße es nun Zwischenreich, oder Hades, oder Fegefeuer oder noch anders, entspreche.

Es gibt ein Geisterreich, ein Jenseits, das aber aufhören würde, das Jenseits zu sein, wenn wir im Diesseits seine Grenzen ausmessen, seine Höhen und Tiefen mappiren, wenn wir von ihm neben der festesten Ueberzeugung von seiner Wirklichkeit anders als prophetisch und symbolisch zeugen könnten. Ja, es ist das

menschliche Leben schon hier ein abgeschlossener Kreis, und wird es einst auch dort sein. Wie es aber große Befangenheit wäre, wenn du im zeitlichen Leben den absoluten Werth desselben nach einem andern Maßstab, als dem des Seins und Nichtseins, des Todes und des Lebens, messen wolltest; wenn du den Unterschied der Menschen nach dem Mehr oder Weniger ihrer äußern Geltung und Bedeutung bestimmtest, sodaß die Aermern und Unbemittelten dir als solche erschienen, die zur Strafe und Läuterung gerade auf diese Stufe gestellt wären; wenn du es nicht fühltest, daß alle Lebendige auf Erden, wie hoch oder tief sie stehen mögen, jeder in seiner Art in gleicher Weise im Sonnenschein der göttlichen Huld sich erfreuen, sowie sie Alle den gleichen Antheil an den Lasten des Lebens nehmen müssen: so muß es die gleiche Unmündigkeit im Urtheil verrathen, wenn du einen Theil der Lebendigen im Geisterreiche hinausstoßen willst, als noch nicht völlig Geläuterte und Gereinigte, in die Flammen des Hades, indeß du die andern Lebenden, die auch nur des Lebens theilhaftig sind, schon in selige Regionen erhebst, wohin keine dieser Flammen ihre Lohe schlagen kann. Es ist das Gute und Göttliche, was dem Menschen allein, so lange er der Erde angehört, seinen wahren Antheil am Leben versichert, hier freilich von der Schale des Ungöttlichen noch beengt und befangen; die Schale wird brechen in der ernsten Verwandlung des Todes, und Psyche bei ihrem Eintritt ins Geisterreich wird viel herrlicher und reiner des himmlischen Strals sich erfreuen. Ob nun einer unserer Mitwanderer zum geheimnißvollen Jenseits, ob wir selbst vielleicht zu jenen Unglücklichen gehören, in welchen das edlere Element vom schlechtern ganz erstickt und überwältigt ist, darüber steht keinem Menschen selbst die Entscheidung zu, kann ihm nicht zustehen; solche Ungewißheit jedoch, wo sie im rechten Lichte erkannt wird, muß wol für Jeden der gewaltigste und stärkste Antrieb sein, unermüdet und ohne Unterlaß zu ringen, daß das Bessere immer freier in ihm werde, vornehmlich aber das Bewußtsein der höhern Gnade in sich zu beleben, die in der letzten Entscheidung allein das Wort der Erwählung auszusprechen vermag. 86.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 81.)

Das neueste Product des Hrn. Barthélemy „1830; satyre politique“ ist das herbste, zornigste Gedicht, das ihm seine sonst an heiterer Laune so reiche Muse eingegeben. Die düstern Farben seines Gemäldes der jetzigen Zeit entsprechen der ziemlich allgemein herrschenden Stimmung. Das Ministerium mit Epigrammen anzugreifen, sagt B. in der Vorrede, würde ebenso unnütz sein, als Festungswerke mit Flintenkugeln zu beschießen. Wenn man sich in der gegenwärtigen Krisis mit Witzeleien begnügte, so würde man den Vorwurf des Leichtsinns rechtfertigen, den man von jeher seinen Landsleuten gemacht. Das Gedicht führt das Motto: „Il ne reste qu'un choix d'être ou de n'être pas“. Leichtsinn wird wahrlich Niemand dem Dichter vorwerfen, eher Uebertreibung und einen zu gallsüchtigen Unmuth. Der Hauptzweck ist die Minister zu geißeln, besonders Labourdonnaye, der zuerst dem Kampfe entfloh, der einst in der Kammer gesagt: um die Monarchie zu befestigen, müsse man sich nicht scheuen einige Tropfen Blutes zu vergießen; und den Fürsten von Polignac der für die Charte die Höllenmaschine bereitet, welcher der erste Consul entging u. s. w. Nebstdem erhebt sich der Satyriker gegen das Gesetz, welches keinem Staatsbürger unter 40 Jahren den Zutritt zur Deputirtenkammer gestattet. In den, wie gewöhnlich sehr interessanten Noten wird bemerkt: daß die talentvollsten Männer, welche in der Revolution aufgetreten, ihre politische Laufbahn alle sehr jung begonnen. Mirabeau, der älteste von ihnen, war 40 Jahr alt; Robespierre 31, St.-Just und Guadet 24 u. s. w. In wenig Tagen sind 3 Auflagen von „1830“ verkauft worden. Die 4 ersten Vorstellungen von „Hernani“ haben über 12,000 Fr. eingetragen, und das Manuscript ist für 15,000 verkauft worden und zwar blos die 3 ersten Auflagen. Was hat wol Schiller für seine sämmtliche Werke bezogen?

Wir legen auf die Memoiren des Grafen Montlosier einen großen Werth, weil er als ein biederer, muthiger und energischer Mann bekannt ist, und glauben daher, den in unserm letzten Schreiben abgebrochenen Bericht wieder aufnehmen zu müssen. Seine Mittheilungen über die französische Revolution sind ein sehr zu beachtender Beitrag zur Geschichte dieses Ereignisses; nur muß man die übrigens ohne Rückhalt sich aussprechenden Vorurtheile des Werks nie aus den Augen verlieren. Seine Stellung und seine Verbindungen gaben ihm häufige Gelegenheiten, die Menschen und die Ereignisse zu beobachten. Wir haben bereits gesehen, daß er bei Necker Zutritt hatte. Hier sah er natürlicherweise auch die nachher so berühmt gewordene Frau v. Stael. Er schildert sie als sehr häßlich, fügt aber hinzu: über ihre wunderschönen Augen und ihre conversation étincelante habe man ihre Häßlichkeit vergessen. Ueber ihre politischen Verbindungen äußerte sie sich mit vieler Keckheit. Eines Abends wurde Mirabeau in ihrem Cirkel heftig angegriffen; A. Lameth vertheidigte ihn aufs wärmste und schilderte dessen condescendance en politique als eine moralische Größe. Auch Sieyes und durch ihn natürlicherweise viele bedeutende Männer hatte Montlosier kennen gelernt. Von dem ihm angeborenen Forschungsgeiste angetrieben, benutzte er die Vortheile seiner Lage, um den Umtrieben Derjenigen nachzuspüren, welche die allgemeine Gährung anzufachen und sich ihrer zu bemeistern suchten. Daß der Herzog v. Orleans dieser gewaltigen Bewegung ganz fremd geblieben, scheint ihm schwer zu erweisen; mehre seiner Anhänger figurirten dabei auf eine zu auffallende Weise. Es war aber mehr eine Bouderie gegen den Hof, als eine vorsätzliche Verschwörung gegen die Krone. Der König und der Hof waren bei Weitem der politischen Reform nicht so abgeneigt, als man gewöhnlich glaubt. Blos Hr. v. Breteuil und seine Anhänger, und überhaupt Alles, was man die höhere Gesellschaft nannte, sehnten sich nach dem ancien régime. Necker galt wenig bei Hof, sein Ansehen beruhte ganz auf seinem Einflusse auf das Volk, dem er daher nicht wagte geradezu entgegenzuarbeiten. Daraus läßt sich folgern, daß er vielleicht kräftiger im Interesse des Monarchen würde gehandelt haben, wenn er dessen völliges Zutrauen besessen. Als einen Hauptgrund der Erbitterung des dritten Standes gibt Montlosier die bekannte Declaration vom 20. Juni an, welche die bis dahin bestandene Distinction der 3 Stände beibehielt. Man kennt die kühne und stolze Antwort, die Mirabeau dem Oberhofceremonienmeister gab, welcher die Versammlung des dritten Standes auffoderte, auseinanderzugehen: „Allez dire à votre maître, que nous sommes ici au nom du peuple etc.“ Minder bekannt ist, was darauf Ludwig XVI. erwiderte: „Qu'ils y restent, si cela leur fait plaisir!“ Einen so schwachen Monarchen zu stürzen, bedurfte es wahrlich eines Danton, eines Robespierre nicht! Die in Paris

selbst vorgefallenen Metzeleien sind so häufig beschrieben worden, daß sich nicht viel Neues darüber sagen läßt; dagegen gibt unser Verf. über die Greuelscenen in den Provinzen einige schaudererregende, bisher ziemlich unbekannt gebliebene Details. Die Adeligen spielen darin natürlicherweise die Hauptrolle. In Languedoc wurde Hr. De Barras im Angesichte seiner hochschwangern Frau in Stücken gehackt. In der Normandie warf man einen gichtbrüchigen, ungenannten Seigneur auf einen Scheiterhaufen, von welchem er mit verbrannten Händen gezogen wurde. Zu Caen wurde Hr. De Belzune von seinen Mördern gefressen. In der Franche-Comté wurde der Chevalier d'Ambly auf einen Misthaufen gesetzt und sah die Furien, welche ihm die Haare und Augenbraunen ausgerissen hatten, um sich herumtanzen.

Der Leser wird es uns Dank wissen, wenn wir ihn von diesen blutigen Auftritten zu Polichinelle de Brioché und zu Polichinelle du Girolamo zurückführen; auch sind wir ihm über diese wunderlichen Gesellen Aufschluß schuldig. Letzterer ist ein Revolutionnair, der seit einiger Zeit viel Lärmen macht, und von dessen Thaten wir unserm Publicum fortwährend erzählen. Girolamo ist der personificirte Romantismus; was sein Gegner Brioché ist, bedarf demnach keiner weitern Erklärung. Die höchst ergötzliche Geschichte ihrer Debatten findet sich in: „Le roi de Bohême et ses sept châteaux", einem seltsamen, originellen Werke des Hrn. Nodier, dem einzigen humoristischen Product der französischen Literatur in der neuern Zeit. Man kennt die Geschichte aus „Tristram Shandy": „Es war einmal ein König von Böhmen, welcher sieben Schlösser hatte". In gegenwärtiger Schrift macht Hr. Nodier eine Reise nach diesen Schlössern in dreifacher Person: Théodore, Don Pic de Fanferluchio und Don Breloque. In Ersterm dürfte der Verf. das Gefühl oder vielmehr das Gemüth symbolisch dargestellt haben, denn die Deutung ist gänzlich dem Leser überlassen; Fanferluchio, eine lange, ausgedörrte, hagere Figur, voll griechischer und lateinischer Vocabeln, voll Hypothesen, Metathesen, Diathesen, Tropen u. s. w., ist das Gedächtniß; Don Breloque endlich, ein Mischmasch von Elementen, die sich feindlich durchkreuzen, ein groteskes, ungestaltetes Wesen, ist die Phantasie. Auf der Reise hat der Verf. allerlei Abenteuer, und die wunderlichsten Gestalten wechseln in buntem Gewirre mit einander ab. Bald erscheint die großartige, mit vieler Kraft in blendender Pracht der Elocution gehaltene Figur des ewigen Juden; bald rührt uns die jugendlich zarte und schmachtende Gestalt eines Blinden im Thale von Chamouny, der von einer Blinden geliebt worden, die später das Gesicht wieder erhält und ihre Schwüre bricht. Dann stoßen wir auf ein Dutzend junger Literaten, welche Karten, auf denen Könige, Damen und Buben gemalt sind, aufs Gerathewohl durcheinandermischen und wähnen, sie haben Trauerspiele gemacht; hierauf werden wir in die Akademie von Bombomton geführt, deren Mitglieder um einen Tisch herumsitzen und Participien auslesen, Conjunctionen schwingen, Partikeln wannen u. s. w. Der Verf. erinnert oft an Sterne und Rabelais, zuweilen auch an Jean Paul, besonders durch sein allzu mühsames Streben nach Originalität, die er oft mehr in den Wörtern als in den Worten sucht. In der Geschichte eines Pantoffels häuft er z. B. eine Reihe von Beiwörtern an, welche nicht weniger als 2 Seiten einnehmen, ja, ein ganzes Capitel besteht aus weiter nichts als: piss, piass, patapen, ohe, Dia, tza, tza, tza, ela, ela, ela, vli, vlan u. s. w., xi, xi, xi, pic, Pan, hourrah! Durch die Anhäufung dieser barbarisch tönenden Laute will er die sogenannte harmonie imitative der Dichter aus dem Kaiserreiche persifliren. Sonst entwickelt Hr. Nodier in dieser tollen, launigen, oft äußerst zarten und lieblichen Phantasmagorie eine bei seinen Landsleuten, wenigstens den ältern, eben nicht häufige gründliche Gelehrsamkeit; mancher witzige Einfall erleuchtet oft wie ein plötzlicher Blitz die reichen Vorrathskammern seines Gedächtnisses, oder, um mit dem Verf. zu reden, des Don Fanferluchio; Don Breloque weiß die mannichfaltigen Materialien, die ihm sein Reisegefährte liefert, mit vieler Geschicklichkeit zu verarbeiten, ja, oft mit einer Kühnheit, die an Wahnsinn grenzt. Die Sprache handhabt der gelehrte Bibliothekar des Arsenals mit entschiedener Meisterschaft; er steht als Prosaiker neben Châteaubriand und Latouche, und seine gereimten Gedichte nehmen ebenfalls neben den besten der neuen Zeit eine ehrenvolle Stelle ein. Wir haben vergessen zu bemerken, daß „Le roi de Bohême" mit einem wahrhaft königlichen Luxus ausgestattet ist; Druck und Papier sind fast noch feiner und eleganter als im „Keepsake"; die grotesken Lithographien, von denen das Buch wimmelt, sind, glauben wir, von Dévérie.

Die Prozesse wegen Preßvergehen häufen sich dergestalt an, daß wir uns auf die merkwürdigern beschränken müssen. Man wird sich zu erinnern wissen, daß „Figaro" und das „Journal des débats", beide wegen ihrer heftigen Ausfälle gegen das Ministerium vom 8. August, in eine bedeutende Geldbuße gesetzlich verurtheilt worden, und daß das Appellationsgericht letzteres freigesprochen. Die Ermahnung des Königs scheint auf diesen Gerichtshof gewirkt zu haben. „Figaro" ist mit seinem Gesuche abgewiesen worden; er selbst theilt diese traurige Nachricht seinen Lesern mit in einem sehr witzigen Aufsatz, der mit dem drollig-schmerzlichen Ausrufe beginnt: „O plume, plume, plume!" Barthélemy sitzt nun wirklich schon im Gefängnisse, und wahrscheinlich, wenn er seine Strafe wird ausgestanden haben, wird ihn wieder ein Staatsprocurator beim Ohre kriegen wegen seiner letzten Satyre. Achille Roche, der Herausgeber der Memoiren von Levasseur, deren wir bereits erwähnt, ist zu 6monatlicher Kerkerstrafe und zu 1000 Franken Geldbuße verurtheilt; seinen Verleger hat man etwas gnädiger behandelt. Bei den Debatten hat sich ergeben, daß Levasseur kaum hinreichende Materialien für einen Band hatte, daß der Buchhändler aber 4 Bände haben wollte, und daß demnach Hr. Roche die 3 übrigen geschrieben. Wenn man sich nicht einmal mehr auf die Memoiren noch lebender Personen verlassen kann, wem soll man trauen? Levasseur wohnt hier, man kann ihn sprechen, wenn man will; er wird als ein Mann geschildert, der aus Eifer für seine Meinungen die Feder ergreift, der seine Partei vertheidigen will, der, Gott weiß, was Alles bezweckte — und nun ist dies Alles weiter nichts als eine Buchhändlerspeculation.

Die Journale: „Le Globe" und „Le National", sind gleichfalls vor das Zuchtpolizeigericht beschieden. Ersteres ist nun ein politisches Blatt geworden. Es macht viel Glück, wie auch „Le National", besonders bei der jüngern Generation, als deren Organ und Stellvertreter sie betrachtet werden müssen. Im Jahr 1812 erschienen hier 46 Journale und periodische Schriften; gegenwärtig kommen deren 309 heraus. 76.

Notiz.

Seelenspedition.

In Madrid findet man häufig an den Kirchthüren die Worte angeschlagen: Hoy se saca una alma (heute wird eine Seele aus dem Fegefeuer erlöst). Da muß denn geopfert werden, ja, um recht viele solcher unglücklichen Seelen zu befreien, existirt seit 1724 sogar ein Lombard in Madrid, durch welches bis 1826 nicht weniger als 13,030,595 Seelen für die Summe von 171½ Mill. Realen in den Himmel spedirt wurden. Man sieht hieraus, daß die Himmelsstraße in Spanien besser unterhalten ist, als die irdischen Landwege, die äußerst schlecht sein sollen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 83. —— 24. März 1830.

Gesammelte Schriften von Thomas und Karl August West. Erster bis vierter Theil. Braunschweig, Vieweg. 1829. Gr. 12. 4 Thlr.

Es ist für die Literatur jetzt die Zeit, wo unter der wogenden Heerschar der todten Lebendigen die begrabenen Todten wieder auferstehen. Nicht die Recensenten, sondern die Buchhändler stoßen in die Auferstehungsposaune, und die gesammten Werke, Schriften, die vollständige Ausgabe letzter Hand rufen mit einem halben Anklang classischer Ansprüche in das perfide Gedächtniß des Publicums so manchen Schriftsteller, welcher der Vergessenheit schon anheimgefallen schien. Wie Viele erfuhren z. B. erst durch Zschokke's gesammelte Schriften, daß ein solcher Schriftsteller einmal existirt habe, und seine zahlreichen Reliquia oder nicht Reliquia zeigten sich doch nicht von der Art, daß man sie gern in ihrer Vergessenheit hätte ruhen gelassen. So erscheinen hier plötzlich gesammelte Schriften (mit typographischer Schönheit gedruckt) von einem Schriftsteller, den die jüngere Welt im nördlichen Deutschland kaum anders als durch seine dramatischen Bearbeitungen kannte. Die Vorrede sagt uns, daß die Chiffren Thomas und Karl August dieselbe Person bedeuten, nur nach den verschiedenen Zeitpunkten ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. Wollten wir einem kritischen Rachgefühle freien Lauf lassen, so würde diese Anzeige den Schriften des zwiefach vorbenamten West etwa mit einem kritischen Ostwinde begegnen; denn der Schriftsteller aus dem Süden unterließ vor Jahren keine Gelegenheit, gegen die Kritik aus dem Norden, worunter er die Städte Leipzig, Jena, Berlin, Dresden ꝛc. begreift, zu Felde zu ziehen. Indessen das waren andere Geschlechter, gegen die er kämpfte, und fern sei es von den Söhnen und Enkeln, die Blutrache aufzunehmen. Möge der Verfasser es mit den Manen unserer Großväter und Väter, wenn sein Stündlein schlägt, abthun; wir, nach 20 Jahren aus Secunda und Prima zur Kritik Berufenen, wollen nicht die alte Fehde aufnehmen und dem Doppelgänger West aus Süden ein freundliches Willkommen zur Erscheinung im Norden (er hat sich in Braunschweig drucken lassen) zurufen.

Hr. West hat eine Einkleidung gewählt, die den Leser nöthigt, sich ganz und gar mit ihm zu befreunden oder ihn ganz aufzugeben; denn alle Bände seiner Schriften, die „Bilder aus dem Leben", sowie die „Kritischen Streifzüge", hängen wie ein larer Familienroman zusammen. Die Gestalten, welche er aus dem Leben copirt oder componirt hat — aus dem Leben ist Alles wirklich gegriffen —, und die uns mehr oder minder in den Erzählungen interessiren, raisonniren und recensiren in dem kritischen Theile nach ihrer Eigenthümlichkeit, wenngleich die Subjectivität des Verfs. sich durch den Gesammtcyklus hindurchzieht. Nur erfahren wir aus der Zeitangabe, daß ihr Raisonnement und ihre Kritik früher da war, als ihre Persönlichkeit ins literarische Leben trat, denn die kritisch-satyrischen Abhandlungen wurden im Jahre 1807—8 in dem damaligen wiener „Sonntagsblatte" publicirt und die Firma einer stillen Gesellschaft dabei fingirt. Die in dieser fingirten Societät fungirenden Gestalten scheinen nun in dem Verf. den Wunsch regegemacht zu haben, daß sie sich nicht allein in der Literatur aussprechen sollten, sondern einmal in Person in das Romanenleben treten. So entstanden die „Bilder aus dem Leben", welche in den Schriften vorangehen, und beide Abtheilungen derselben erklären und ergänzen sich wechselseitig.

In diesen „Bildern aus dem Leben" zeigt sich der Verf. als ein Mann von Geist, als ein gewandter Schriftsteller, der sich erhebt aus der Reihe der gewöhnlichen Erzähler, welche, nur im Aeußern Interesse suchend und findend, auch nur Ueberraschung und spannende Begebenheiten wollen, aber der doch nicht eindringt in die eigentliche Tiefe psychologischer Dichtungen. Er regt keine höhern Interessen an, die das Gemüth erheben und niederdrücken, sondern bewegt sich in der ebenen Bahn des Lebens fort unter anmuthigen Gestalten, welche an der Bildung, an geistiger Beschäftigung mit Vergnügen Theil nehmen, aber nicht das innere dringende Bedürfniß fühlen, in dieser Bildung den Kern des Lebens zu finden. Seine Charaktere sind mit humoristischer Lebendigkeit gezeichnet; man interessirt sich für sie, möchte sie recht gern zu Bekannten auf die ganze Lebenszeit haben, würde aber allein bei ihnen noch keine Befriedigung finden. Es

liest sich anmuthig und wohlgefällig weg; die Bemerkungen erheben sich über das Triviale; sie sind treffend, aus eigner Anschauung geschöpft, aber bringen doch selten tiefer als die Oberfläche unsers edlern geselligen Lebens. In der Leichtigkeit der Anschauung und dem Wiedergeben des Angeschauten erinnert der Verf. an eine Bildung, welche unserm heutigen Deutschland fremd ist und in dem „abgelaufenen" Frankreich seine Quelle findet. In graziösem Tänzerschritt eilt seine Betrachtung und Anschauung über die Gegenstände hin; er verweilt nirgend mit beschreibender Feder, mit dem Decorationsmalerpinsel auf englische, jetzt englisch-deutsche Weise, und dafür ist ihm die Kunst Dank schuldig; er geräth aber auch nicht in Begeisterung und weckt nicht die großartigere Richtung, wogegen ihm, trotz der französischen Weise, deutsche Wärme und Gemüthlichkeit nicht abzusprechen sind.

Ungefähr dasselbe Urtheil paßt auch auf die zweite Abtheilung (die uns noch nicht vollständig vorliegt), auf die „Kritischen und satyrischen Streifzüge im Gebiete der Literatur und des Theaters". Der Angabe nach sind diese von West und dessen Freunden. Entnommen, wie schon bemerkt aus der Zeitschrift das „Sonntagsblatt", welches zu Wien in den Jahren 1807 und 1808 erschien, bilden sie eine Reihe geistreicher Abhandlungen über den damaligen Standpunkt der Literatur und des Theaters in Deutschland. Sämmtlich tragen sie eine Farbe und fechten nach einer Richtung, Etwas, was man heutzutage, wo gegen den Begriff „Schule" der deutsche Unabhängigkeitssinn sich sträubt, nicht mehr leicht in unsern Journalen findet. Billigen wir auch nicht diese Farbe und diese Richtung, so müssen wir doch einräumen, daß der oder die Verfasser mit Umsicht, Kenntnissen und Geist gefochten, daß sie nicht blind verwarfen, daß sie — wenigstens wie uns das „Sonntagsblatt" hier redigirt vorliegt — nicht mit Persönlichkeiten den Kampf ausgefochten haben, wie diese leider heutzutage sich von ähnlichen Streitigkeiten (vgl. das „Mitternachtblatt" unter Müllner) nicht scheinen trennen zu lassen. In der Literatur treten West und seine Freunde als Gegner des durch die Schlegel und ihre Freunde neuerweckten Geistes auf. Sie sind ihres Vortheils immer gewiß, wo sie gegen die Ab- und Ausschweifungen jener jugendlich übermüthigen Streiter, wo sie gegen das Schellengeklingel der Schule fechten. Aber wie nimmt es sich seltsam aus, wenn man heute wieder abgedruckt findet, was, damals entschuldbar, gegen A. W. Schlegel, gegen Friedrich Schlegel, L. Tieck, Novalis, Schelling, Fichte, Görres, Achim v. Arnim, Brentano, Fr. v. Hagen, v. Seckendorf u. s. w. in der Hitze des Parteienkampfes gesprochen und geschrieben wurde. Was soll das heute, wenn wir das Urtheil über die Volksbücher, über die Volkslieder und nun gar über die Nibelungen lesen! Daß die Kämpfer von der andern Seite damals den Mund etwas voll- und in keckem Uebermuthe oder in Verachtung der Gegner es mit dem Ausdruck nicht sehr genau genommen haben, gehört der Zeit an. Jetzt sind die Schlacken längst von dem gewonnenen Erze getrennt, und welcher vernünftige Mann wollte leugnen, daß die Nibelungen in ihrer Composition eines der großartigsten Gedichte sind, die je erschaffen worden, wenngleich ihre Ausführung noch in die rohe Kindheit unserer Sprache fällt; wer leugnen, daß in den deutschen Volksliedern eine Poesie lebt, eine Frische, Heiterkeit der Empfindung, eine ungekünstelte Naivetät des Ausdrucks, die wir allen unsern Liederdichtern (zumal den ächzenden und krächzenden), natürlich cum grano salis, anempfehlen möchten; wer endlich leugnen, daß eben solche Kraft, Innigkeit und reine Begeisterung in den Fabeln der unverfälschten Volksbücher ruht. Und dies Alles erkennen wir an, ohne alles Das, was die Schule damals mit herber Keckheit verwarf, auch zu verwerfen, ohne zu übersehen, daß die Iliade in ihrer Form ein so classisches Werk ist, daß die Nibelungen dagegen zurücktreten müssen; daß Arnim und Brentano sich viele sträfliche Willkürlichkeiten in den Volksliedern ihres „Wunderhorns" erlaubt haben, und auch die Volksbücher nicht Das sind, wozu sie einseitige Schulbegeisterung stempeln wollte.

Bleibender ist die Kritik über das Theater. Auch hier eifert West gegen die Anfoderungen der sogenannten Schlegel'schen Schule; aber eben aus dem Erfolge, der anders als in der Literatur gezeigt, daß zu viel gefodert wurde, ergibt sich die praktischere Richtigkeit seines Standpunktes. Er sagt selbst von sich:

Die Stellung des Verfassers, in Bezug auf das deutsche Theater, das er seit 25 Jahren und drüber in mannichfachen praktischen Verhältnissen kennen gelernt, scheint ihm einiges Recht zu geben, über diesen Gegenstand ein Wort mitzusprechen. Er glaubt, daß es an der Zeit ist, dies jetzt zu thun. Die Klagen über den Verfall unserer Schaubühne werden immer häufiger, und einzelne Stimmen von Ansehen lassen sich vernehmen, welche einen Rückschritt für nöthig halten, wenn das Theater vor dem gänzlichen Untergange bewahrt werden soll. Es ist merkwürdig, daß einige derselben Schriftsteller, welche im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts als die Stifter einer neuen, glänzenden Epoche der schönen Künste auftraten, jetzt eingestehen, daß die Kunst durch alle die Bewegung, welche sie und alle ihre Freunde veranlaßten, um nichts weiter gekommen, ja, daß namentlich die Bühnenkunst, in Vergleichung mit Dem, was sie zu Lessing's, Eckhof's und Schröder's Zeit war, beträchtlich zurückgegangen ist. Der Verf. hat vor 20 Jahren zum großen Aergerniß manchen damaligen Kunstjünger ungefähr Dasselbe gesagt u. s. w.

Vieles von Dem, was er vor diesen 20 Jahren gesagt, bewährt sich noch jetzt als richtig und mag zur Beherzigung dienen, wenn unsere Caffeekritiker (von Kaffe) etwas beherzigen wollen. West sticht nicht verhohlen gegen Tieck aus, wir können ihm die Worte vergeben, da er durch die That bei der trefflichen Verwaltung des Burgtheaters gezeigt, daß es ihm mit Ernst um das Bessere zu thun ist und er unwillkürlich darin häufig mit Tieck zusammenkommt. Trotz seiner Vorliebe für Lessing's Dramen, hat er doch von je dem Shakspeare seine Stelle nicht bestritten, und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß er es war, welcher zum Theil

Calderon und Moreto auf die deutsche Bühne fördern half; er, der in einem Briefe gesagt: „Ich erschrecke vor Dem, was aus unserer Literatur und unserm Theater werden könnte, wenn die Mode, die jetzt den Shakspeare zu ihrem Abgott macht, jemals den Calderon oder einen andern großen Manieristen der Spanier an dessen Stelle setzen sollte". Treffend bleibt, was er über die deutsche Komödie sagt, und die Erörterungen über Aristoteles in den dramaturgischen Briefen zeigen ihn als wohlunterrichteten Kritiker, wenn wir auch nicht überall seinen Auslegungen beistimmen. Auffällig war uns noch, daß er die ganze Polemik jener Tage gegen einen längst abgeschiedenen Ehrenmann, Hrn. v. Collin, wieder mitabdrucken ließ. 20.

Französische Poesie.

1. Les Germains. Essai épique, par *Charles Marcellis*. Paris, 1829.

Der Verf. dieses epischen Versuchs, von welchem blos erst ein Theil erschienen ist, läßt seine Phantasie über den Trümmern der versunkenen nordischen Welt spielen. An ihren gemeinschaftlichen Ursprung will er alle nordische Völkerstämme in Europa erinnern; er will ihnen ein Gemälde von der Größe ihrer Altvordern aufstellen; er will eine treue Zeichnung nordischer Sitten, Gebräuche und Ansichten geben; er will den Reiz und Glanz der Poesie darüber hingießen, und wie einst der Mäonide das hellenische Alterthum bevölkerte, will er gleicherweise der nordischen Geschichte früheste Zeiten durch scharfsinnige Fictionen beleben und bereichern. In der That, ein kühnes Unternehmen, und so nennt er es auch selbst; wir fügen noch hinzu, ein Unternehmen, zu welchem dieses Dichters Kraft schwerlich genügt. Vier Gesänge liegen vor uns, und der erste beginnt mit einem Anruf an die nordischen Musen, Odin's Töchter, deren Harfen in düstern Wäldern und verborgenen Höhlen erklingen:

> Muses du Nord, ô! vous, dont les voix ravissantes
> Se mêlent aux accords des harpes éclatantes;
> Qui célébrez vos choeurs et vos sacrés banquets
> Dans les bois ténébreux, dans les antres secrets,
> Chantez, filles d'Odin, l'antique Germanie.
> Les peuples d'Occident aiment votre harmonie.
> Retracez à leurs yeux les étonnans exploits,
> Qui de l'Europe esclave ont reconquis les droits etc.

Die Handlung fällt in den Beginn des 5. Jahrhunderts, wo Rom zwar noch stand, aber schwachen Tyrannen seufzend gehorchte, wo Arcadius im Osten herrschte und der kriegerische Westen den Launen des feigen Honorius sich fügte.

Auf einem so weiten Felde, welches hier unserer Einbildungskraft dargeboten wird, müssen natürlicherweise gar viele und verschiedene Personen auftreten; in der That stehen hier auch neben den römischen und griechischen Namen, welche die Geschichte nennt, Clodomir, Alboin, Horsa, Hengist, Uldimer, Cariolaid, Dumnorix, Olaf, Divico u. s. w. Außer Jupiter, Hercules, Venus, Apollo und Minerva treten die nordischen Gottheiten auf: Odin, Locke, Thor, Freia, Balder u. s. w. Da die andern Theile erst erwartet werden, so läßt sich noch kein Endurtheil über dieses Gedicht fällen.

2. La vie idéale, ou développemens poétiques de l'ame, par *Camille Turles*. Löwen, 1829.

Die Darstellung und Analyse des jugendlichen Gemüths, das in die Welt geschleudert und unter die Gegenstände, die es da anziehen und berühren, versetzt wird, die Darstellung innerer Seelenkämpfe im Wechsel der Zeit, des Gemüths Weh und Unlust, wenn es die Nichtigkeit blos äußerer, sinnlicher Dinge wahrnimmt, die Wonne desselben im Erschauen und Ergreifen Desjenigen, was über das Zeitliche erhebt, die Gunst und Beständigkeit, mit der es nach dem Ideal, als nach einem sichern, vor allen Stürmen schützenden Hafen strebt, ist der Gegenstand des Werks. Handlung ist freilich nicht viel darin, und dies kann auch nicht gut der Fall sein, da es lyrisch gehalten werden soll. Der 20jährige Jüngling, der hier auftritt, faßt das Leben recht poetisch auf: Erinnerungen an die Kindheit, Liebessehnen, Wünsche, erotische Gemälde, Gram, Freundschaft, Träume, Liebe zum Geheimnißvollen, Reize der Natur, Reisen, Musik, Dichtkunst, Beredtsamkeit, literarischer Ruf, das Ideal, Enthusiasmus, der Genius, Wissenschaft, Philosophie, Gottlosigkeit und Religion finden hier die Leser, und zwar im Gewande jenes Pathos, der den Franzosen eigenthümlich ist. Der Artikel: Gottlosigkeit, ist jedoch so düster gehalten, daß der Abschnitt: Religion, das aufgeregte Gemüth wol kaum zu beruhigen vermag.

3. Poésies. Par *F. Delacroix*. Paris, 1829.

Leichte, aber ganz angenehme Waare, und lobenswerth auch insofern, daß der Dichter sich mit Herausgabe eines Bändchens begnügt. Wir finden zunächst die Geschichte eines reiselustigen, übermüthigen Knaben, der, den mütterlichen Armen entfliehend, zu Schiffe geht:

> Il vole — il part, semblable à la jeune hirondelle;
> Mais, comme elle parti, — reviendra-t-il comme elle?

Die Mutter eilt ihm nach und kommt in dem Augenblick ans Ufer, wo das Schiff absegelt. Das treulose Element zertrümmert das Fahrzeug. Der sinkende Knabe ruft zur heiligen Jungfrau:

> Je veux, à ton saint nom fidèle,
> Sauvé du péril, que je cours,
> Dévotement pendant neuf jours
> Aller prier à ta chapelle.

Ein anderes Segel eilt den Gescheiterten zwar zur Hülfe herbei; aber zu spät; Alles sinkt. Der erste Theil dieses Gedichts hat zur Ueberschrift: „Le départ"; der zweite „Le naufrage", und der dritte „La chapelle". Die Mutter macht nämlich eine fromme Wallfahrt zur Kapelle der heiligen Jungfrau, und indem sie sich in heißen Gebeten für das Seelenheil des verlorenen Sohns niederwirft, hört sie die Stimme des Sohns, der, wunderbar gerettet, hier sein Gelübde löset und in ihre Arme eilt. Ein anderes Gedicht hat zur Ueberschrift „Herminia" und ist eine Episode aus dem „Befreieten Jerusalem". „Camille"; „La mort de Gaston de Foix"; „Le gant"; „A un jeune poëte" sind recht artig; „Les regrets" erinnern doch wol zu stark daran, daß Hr. Delacroix Lamartine's „Méditations poétiques" vielfach gelesen hat, wie sich denn an mehren andern Stellen auch zeigt, daß sich der Verf. mit großer Geschicklichkeit fremden Eigenthums zu bemächtigen wisse. 5.

Norica, das sind nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen. 2 Bändchen. Breslau, Max. 1829. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wer das rege, kräftige, reiche Kunstleben des altberühmten Nürnbergs in seiner Blüte zu Albrecht Dürer's, Pirkheimer's und Hans Sachs' Zeit in einem klaren, gefälligen Bilde in Phantasie und Gedächtniß aufnehmen will, der lese dies freundliche Büchlein. In der Universitätsbibliothek zu Königsberg befindet sich ein von Markgr. Albrecht v. Brandenburg dorthin geschenkter Foliant, worin Albrecht Dürer's Schriften zusammengebunden sind. In diesem nun will der Herausgeber eine alte Handschrift gefunden haben. Sie soll von Jakob Heller, einem Kaufmann aus Frankfurt, herrüh-

ren, der, vielleicht mehr Kunstfreund als Kenner, im Anfange des 16. Jahrh. sich längere Zeit in Nürnberg aufhielt, und was er von den Künstlern und ihren Werken daselbst sah und hörte, umständlich niederschrieb. Unleserlichkeit, Nachlässigkeit und Mangel an Einheit, die in dieser Handschrift obwalten, veranlaßten den Herausgeber, sie nicht in ihrer ursprünglichen, sondern, nur dem Sinne treu, in verbesserter Gestalt herauszugeben. Diese Form aber ist dergestalt modernisirt, daß Ref. geneigt ist, jenen Fund für eine Fiction zu erklären. Wenn ein heutiger reicher, kunstliebender und gebildeter Kaufmann aus Frankfurt am Main nach Rom ginge, dort mit Künstlern in freundliche Verbrüderung, mit einem bildschönen, durch absonderliche Schicksale, reines Gefühl und vornehme Abkunft interessanten Mädchen in ein Liebesverhältniß träte, sie zuletzt nach einigen Hindernissen heimführte, und was er in dieser glücklichen Zeit erlebt, zu Papier brächte, so könnte er nicht anders denken, empfinden und beschreiben, als Herr Jakob Heller. Auch die Künstler, Gelehrten und Bürger von Nürnberg, die neben ihm auftreten, stellen durch Gefühl und Ausdruck sich in der allerneuesten Gestalt unserer Tage dar. Sei dem aber, wie ihm wolle. Das Herz des Menschen war zu allen Zeiten dasselbe, und da das Factische mit dem Gepräge der Wahrheit erscheint, so glauben wir gern den Reden der alten Herren von Nürnberg, wenn sie auch in den neuesten Novellenwendungen stylisirt sind. Herrn August Hagen gebührt darum nicht minder unser Dank. Ref. ist nicht so begierig nach bestäubten Handschriften, um ihn deshalb zu tadeln. Will uns ein Schriftsteller Kunden aus alter Zeit vor Augen stellen, so wollen wir sie nicht in ihrer strengen fremdartigen Form; besser sagen sie uns zu, wenn sie unserer heutigen Betrachtungs- und Empfindungsweise näher gerückt sind. Jede Zeit hat ihre eigenthümliche, auch in der Darstellung herrschende Form; ihr muß der Künstler bei aller Verschiedenheit des Stoffes sich anschmiegen, wenn er seinen Zeitgenossen Genießbares darbieten will. Hat a[illegible] der Herausgeber nicht, wie er behauptet, nach einer alten Handschrift gearbeitet, sondern den Stoff in seinen Einzelheiten aus den Quellen der Welt- und Kunstgeschichte geschöpft, so verdient er um so größern Dank, und erscheint zugleich als fleißiger Forscher und als glücklicher Dichter. Denn wiewol er im Allgemeinen viel Bekanntes gibt, so sind doch auch sehr viele minder bekannte und wissenswerthe Einzelheiten glücklich eingefügt; Alles ist gar sinnig und lehrreich zusammengestellt und das Ganze zu einer angenehmen Form geründet. Den wohlthuenden Eindruck, den seine Novellen zurücklassen, würden sie gewiß verfehlen, wenn er sich bemüht hätte, in Pirkheimer's oder Dürer's Styl zu schreiben, und sie könnten uns dann leicht ebenso anwidern, als die steifen Bilder in Perugino's, Dürer's und Kranach's Manier, zu denen unsere altmodernen Maler ihren Pinsel zwingen. Ref., der dem Buche einige angenehme Stunden verdankt, wünschte wol, daß Hr. Hagen noch mehre alte Handschriften solchen Gehaltes auffände oder zu fingiren sich veranlaßt fände, denn sie würden sehr dazu beitragen, die Kunstgeschichte in weitern Kreisen nützlich zu verbreiten. 87.

Die staatsbürgerlichen Verhältnisse der Juden in den gesammten königl. preuß. Staaten. Nach den bestehenden Gesetzen bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Hoffmann. Berlin, Petri. 1829. 8. 1 Thlr.

Ueber die Emancipation der Söhne Israels ist schon so manches Wort, neuerlich selbst im englischen Parlamente, gesprochen worden, und auch diese Blätter haben manche frühere Schrift über diesen Gegenstand bekanntgemacht; ja, hat doch neulich selbst ein philosophus poplicola für dieselben das Wort geführt! Auf andere Weise als gewöhnlich bethätigt in der eben anzuzeigenden kleinen Schrift ein preußischer Polizeibeamter seine Begeisterung für die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden mit den Christen. Er gibt nämlich einen Abdruck und eine genaue Zusammenstellung der neuern Gesetze Preußens, die bekanntlich den Juden zum größten Theile die Staatsbürgerrechte der Christen einräumen, sodaß das Büchlein nicht blos zur Belehrung der des preußischen Rechts Unkundigen dienen, sondern auch als ein breviarium für die preußischen Israeliten, so zu sagen als ein Judenspiegel betrachtet und benutzt werden kann. Man findet daher zuerst das bekannte Edict vom 11. März 1812 mit erläuternden Anhängen, dann aber als Beilagen die sämmtlichen bestätigenden oder erläuternden Verordnungen und Befehle in Betreff der einzelnen Provinzen oder in Ansehung specieller Punkte, sammt den Schematen zu Abfassung der über die verschiedensten und besondersten Verhältnisse der Judenfamilien in Preußen zu haltenden Verzeichnisse und Listen hier abgedruckt. Jenes Hauptedict spricht bekanntlich sogleich zu Anfange den Grundsatz aus, daß alle in Preußen wohnhaften, mit Generalprivilegien, Naturalisationspatenten, Schutzbriefen und Concessionen versehenen Juden und deren Familien für Inländer und preußische Staatsbürger zu achten seien. In Folge dieses Grundsatzes und der daraus hervorgegangenen Folgesätze hat nun der preußische Jude bereits in den Reihen der Krieger mitgekämpft, sich den Handwerken angeschlossen und hier und da sogar schon die Arbeit des Landmannes verrichtet. Durch diese engere Verbindung mit dem christlichen Bürger hat allerdings wol mancher Israelit, anstatt vom Christenthume Verfolgung und Unterdrückung fürchten zu müssen, die menschenfreundlichen Lehren der Religion der Liebe kennen und achten gelernt. Wir räumen dies dem Verf. gern ein, müssen aber zugleich unsers Orts bekennen, daß wir es immer für das Hauptverdienst dieser humanen Behandlung der Andersdenkenden halten werden, wenn sie Juden zu Christen macht! 70.

Die Geographie der Musenerdkugel u. s. w. *)

nennt sich ein dünnes Duodezbüchlein, welches sich die Gestalt einer witzigen Recension des in Berlin bei Fincke erschienenen Musenalmanachs zu geben sucht, den die jungen Dichter Stieglitz und Werder herausgegeben haben. **) Wegen der wenigen ernsten Worte, die der Verf. am Schlusse sagt, müssen wir ihm glauben, daß sein Wille nicht durch Intentionen befleckt ist, wie sie die neuere Journalistik so oft zu ihrer Entehrung an den Tag gebracht hat; in der That aber spricht der Schein schon arg gegen den Verf. Wodurch er sich übrigens berufen fühlen kann, die sämmtlichen Schriftsteller, die zu jenem, allerdings in mancher Beziehung dem Tadel viele Blößen gebenden Almanach beigetragen haben, so von oben herab zu behandeln, davon gibt der Verf. nichts zu erkennen. Fast niemals ist uns eine gewaltsamere, widerwärtigere, ja gemeinere Art scherzhaft schreiben zu wollen vorgekommen; und dazu ist des Verf. Urtheil beschränkter als billig. Will man von seinem Styl und Geschmack eine Probe haben, so nehme man beliebige 3 Zeilen; z. B.: „Wir Endesverzeichneter Musengott und Extrapostillion Hans Christian Apollo" — jam satis. Wir wollen nicht richten, sondern diese eine Zeile, die eine getreue Probe des Ganzen ist, selbst richten lassen. Strenger könnten wir das Urtheil doch nicht sprechen. 47.

*) Landsberg, Ende. 1830. 12. 8 Gr.
**) Vgl. Nr. 292 u. 293 d. Bl. f. 1829. D. Red.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 84. —— 25. März 1830.

Deutsche poetische Literatur.

Zweiter Artikel. *)

11. C. Weitzmann's sämmtliche Gedichte. Erstes und zweites Bändchen. Gedichte in reindeutscher Mundart. Ludwigsburg, Nast. 1829. Gr. 16. 1 Thlr.

Es ist ein überaus seltenes Talent und eine grosse Kunst, in der Poesie fein zu scherzen. Der Verf. dieser Gedichte ist nicht ohne dies Talent; er versificirt ungemein leicht, seine Bilder sind frisch und lebendig, und die meisten Gedichte sind Kinder der heitersten Laune. Die kleinern mit einer Spitze zeichnen sich zum Theil durch ergötzliche und schlagende Gedanken aus, wie z. B. „Die Somnambule":

> Daß Röschen eine Somnambul gewesen,
> Als sie den reichen Kauz zum Mann erlesen,
> Das unterliegt wol keinen weitern Fragen:
> Sie sah, statt mit den Augen — mit dem Magen.

Aber er scheitert doch auch häufig an der Klippe, die poetischen Scherzmachern gewöhnlich droht: der Plattheit. Oft muß die Geistlichkeit herhalten; oft nimmt er seine Zuflucht zu lateinischen Brocken, oft zur schwäbischen Mundart oder zum jüdischen Dialekt. Daß er aber auch das Ernste und Erhabene gut behandelt und zu gestalten weiß, zeigt sehr ehrend das zweite Gedicht: „Ahnung und Sehnsucht". Von welcher Art seine Einfälle und Darstellungen sind, bezeuge der Anfang des Gedichts: „An Bacchus und Ceres" (S. 66):

> Sag' er, Herr Wirth der Götter und der Engel,
> Herr Bacchus, sag' er an,
> Ob man in seiner Zunft noch einen Bengel,
> Wie er ist, finden kann?
>
> So schultheißmäßig geizt nach Rang und Ehren
> Nicht bald wie er ein Geck,
> Und stößt so ungestüm von den Altären
> Die Kameraden weg.
>
> Er ist der wahre Gott für die Franzosen,
> Ihr einzig höchstes Gut,
> Weil es sich gar zu göttlich ohne Hosen
> An seinem Schenktisch ruht. — —

Ohe, jam satis est! ruft unbezweifelt der Leser, und wir hätten Lust, den Verf. für mehr dergleichen Schwabenverse zu züchtigen, wenn uns nicht eben einfiele, daß ja Schwaben das Vaterland der Wieland und Schiller sei.

12. Immortellenkranz, ein Gedenkbuch für Ehegatten. Berlin, Cosmar und Krause. Ohne Jahreszahl. 16. 16 Gr.

Ein Kalender für alle Tage im Jahr, in Taschenbuchformat. Auf jeder Seite ist das Datum bezeichnet, ein Verslein steht darunter. Der übrige Raum des Blattes ist unbedruckt gelassen zu Notizen für zärtliche Eheleute.

*) Den ersten Artikel siehe in Nr. [illegible] u. [illegible]. D. Red.

13. Berliner Wachskerzchen für wahre Freunde der Literatur. Erstes Halbdutzend. Von Leo Polonus. Berlin, 1828. 8. 4 Gr.

Auf 24 Seiten geißelt der Verf. die Redacteurs unserer jetzigen Journale, die Journale selbst, die literarische Satyre, die literarischen Zwerge und die Lobhudler.

14. Die Buckeliade. Epischer Schwank für erlanger Zeitgenossen aus den Jahren 1820—23. Erlangen, Heyder. 1829. Gr. 8. 20 Gr.

Ein Schwank für Leser aus der Studentenwelt, der da unbezweifelt gefallen wird, indem er überall das Burschenleben in Wort und That darstellt. Der Renommist Buckel in Erlangen ist der Held, von dem hier 6 Schwänke erzählt werden. Der erste heißt in der Ueberschrift „Der Eierfresser". Buckel wettet, ein halb Schock Eier zu essen, und gewinnt die Wette. Wird uns aber Hr. Reimlein (so pseudonymirt sich der Verf.) verzeihen, wenn es uns nicht möglich war, nachher noch etwas zu lesen, da uns die Scene mit gar zu großem Ekel erfüllte und allen Appetit zu fernerm Genuß verdarb?

15. Spiele der Muse von Johann Baptist Rousseau. Nebst einem Vorworte von La Motte-Fouqué. Zweite, stark vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Brönner. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Mechanisch ergriffen wir dies Buch, schlugen es auf und stießen auf S. 32 und lasen:

Gebet am Palmensonntag.

> Vater, der du bist die Liebe, Gott der Liebe, gib mir Gold,
> Aber nicht das Gold der Berge, dem die Welt Verehrung zollt,
> Schenke mir das Gold der Treue, welches glänzt in Sonnenpracht,
> Aus dem Spiegel des Gemüthes, aus des Herzens tiefem Schacht.
>
> Gott des Lichtes, gib mir Silber, nicht das Silber, das man gräbt,
> Nein, den Silberton der Seele, der sich leise hebt und bebt,
> Säubre sie von allen Schlacken in dem Tiegel Erdenschmerz,
> Bis sie, abgekühlt und leuchtend, frei sich schwinget himmelwärts.
>
> Gott des Mitleids, gib mir Perlen, nicht, wie sie das Meer erzeugt,
> Laß in meinem eignen Auge sie sich reihen hell und leicht,
> Laß sie schimmern, wenn des Lebens trüber Gram mich überhäuft,
> Laß sie fließen, wenn der Sehnsucht herber Schauer mich ergreift.
>
> Gott der Kinder, gib mir Blumen, aber keine, welche glühn
> Sinnbetäubend auf den Beeten, laß sie mir im Innern blühn,
> Schütze sie vor jeden Stürmen, zwei vor allen hege treu,
> Meiner Kinderliebe Blume, meiner Lieder Blumenmai.
>
> Gott der Demuth, gib mir Kronen, aber keine, die das Haupt,
> Daß sie decken, reich verzieren; meine Krone, dornumlaubt,
> Drücke sich in meine Schläfe, bis sich dort kein Puls mehr regt,
> Bis man auf das Dornenlager in der Erde Schoß mich legt.

Vater, der du bist die Liebe, schenke mir der Liebe Trost,
Nicht die Lieb' von dieser Erde, die allein im Blute tost,
Hebe sie in deine Arme, mach' sie heilig, mach' sie rein,
Daß dein Kind mit der Geliebten unter Engeln Engel sein.

Ein glückliches Ungefähr, meinten wir, habe uns zu dieser lieblich duftenden Blume auf diesem Beete geführt, und wir blätterten weiter. Immer wärmer und wärmer wurde es uns ums Herz, immer schönere Bilder wurden der Phantasie vorgeführt, immer lieber gewannen wir diese „Spiele der Muse", immer inniger drückten wir in Gedanken dem Sänger die Dichterhand; denn seine Gesinnung ist so warm, wie sein ganzes Gemüth reich ist, seine Phantasie so blühend und keusch, wie sein Geist edel und vielseitig, und wir beklagen nur, daß uns nicht vergönnt ist, diese Gedichte weitläufiger zu besprechen. Für jedes dieser Lieder schafft sich der Sänger seine eigne Weise; viele klingen, ohne in Musik gesetzt zu sein, als Melodie in jedes empfindende Gemüth, und wenn man zuweilen unwillkürlich an Göthe erinnert wird, so soll das dem Verf. auch nicht zum geringsten Vorwurf gereichen. Seine Gedichte empfehlen sich selbst, und es hätte nicht des Fouqué'schen Vorworts bedurft, um sie ins Publicum einzuführen. „Durch! (sagt der Vorredner) hieß des seligen Theodor Körner's Wahlspruch, und das Sinnbild dazu war ein Pfeil, eine Wolke durchdringend". Dies Wort paßt ganz auf diesen J. B. Rousseau, der übrigens gar wenig Aehnlichkeit mit seinem französischen Namensverwandten hat; und zwar paßt es nicht blos insofern, daß er, seinen eignen Weg einschlagend, das Gebell der Kritikaster verlachen kann, sondern auch insofern, daß durchgängig ein Geist in diesen Liedern herrscht, und zwar ein recht inniger, heiliger, reiner. Man lese (um nur Einiges von dem vielen Trefflichen herauszuheben und bemerkbar zu machen) S. 11: „Stiller Friede"; S. 36: „Zueignung einer Sammlung von Marienliedern"; S. 51: „Sternschnuppen"; S. 52: „Das Pfirsichbäumchen"; S. 62: „Stumme Liebe"; S. 74: „Blumenandacht"; S. 108: „Die Gegensätze, ein Gesellschaftslied"; S. 116: „Zweifle nicht"; S. 121: „Letzter Trost"; vor Allem S. 135—149: „Bilder und Bildchen" (überaus lieblich, geistreich, wahr); S. 154: „Jeremiade", die wir den Poeten neuer und neuester Zeit angelegentlichst zur Beherzigung empfehlen; S. 224: „An meine Lieder". Da der Dichter noch Jüngling zu sein scheint, — was wird er uns als Mann bieten!

16. Gedichte und Erzählungen. Von Claire Schertle. Wien, Tendler. 1830. 8. 12 Gr.

Bei aller Schonung, mit der sonst das schöne dichtende Geschlecht von uns behandelt wird, und bei allen patriotischen Gesinnungen gegen ihren Kaiser, müssen wir doch die Gedichte dieser Dame mittelmäßig, ja, schlecht nennen. Die Erzählungen sind besser; sie verrathen wenigstens Erfindungsgabe und Phantasie.

17. L. C. E. H. F. von Wildungen's Forst- und Jagdgedichte. Aus seinem Nachlasse gesammelt und mit seiner Biographie begleitet von einem Freunde und Verehrer des Verewigten. Hersfeld, Industriecomptoir. 1829. 8. 16 Gr.

Eine hübsche Lecture für solche Weidmänner, die nicht blos mit der Büchse im Walde umherziehen, oder Forstvermessungen vornehmen, sondern auch dann und wann einmal zu einem Buche greifen. Was den ästhetischen Werth der Lieder betrifft, so brauchen sie sich gar nicht zu schämen, mit ähnlichen Erzeugnissen in die Reihe zu treten. Wohlgemuth und keck treten sie auf, bei vieler Gemüthlichkeit sind sie nicht ohne Geist, und wir fanden keine stehenden Jägerliederredensarten, wie in manchen ähnlichen Erzeugnissen.

18. Himfy's auserlesene Liebeslieder, übersetzt von Johann Grafen Mailáth. Pesth, Wigand. 1829. 16. 18 Gr.

Alexander Kisfaludi ließ unter dem Namen „Himfy" im Jahre 1802 „Lieder der klagenden Liebe" in magyarischer Sprache erscheinen. Der Beifall, mit dem sie aufgenommen wurden, war allgemein, außerordentlich und verdient und wurde noch gesteigert, als 5 Jahre später die „Lieder der glücklichen Liebe" folgten. Die Uebersetzungen, welche der geistreiche, in diesen Blättern schon einigemal erwähnte Graf Mailáth hier bietet, sind meist schon einzeln gedruckt. Er gesteht, daß er bei aller Sorgfalt das Original an manchen Orten nicht erreicht habe (und welcher Uebersetzer versteht diese Kunst?); aber er hofft, daß dieser liebeduftende Strauß aus einem reichblühenden Dichtergarten nicht unwillkommen sein werde. Er ist uns auch in der That willkommen. Jedes Gedichtlein, in vierfüßigen gereimten Jamben geschrieben, hat 12 Verse. Die klagende Liebe zählt 176 solcher Seufzer, und die glückliche 200. Der magyarische Originaltext steht der Uebersetzung gegenüber, wahrscheinlich zur Prüfung derselben für die des Magyarischen kundigen Leser, zu denen wir uns nicht zählen können.

19. Stammbuch der eisernen Hand des Götz von Berlichingen. In Druck gegeben von Freiherrn von Hallberg. München, Michaelis. 1828. 12. 6 Gr.

Die eiserne Hand des Götz von Berlichingen kam vormals durch Heirath an die Familie von Staufenberg und von dieser 1789 an den k. k. Obersten und Commandanten der Festung Comorn, Emanuel von Berlichingen, dessen Gattin Franziska, eine geborene Gräfin von Habik, als Witwe zu Wien lebte. Diese kam auf den glücklichen Gedanken, dazu ein Stammbuch zu machen, in das sich Kaiser Franz, die Erzherzoge Anton Victor, Johann Baptist, Rainer, Ludwig, Rudolf, dann Marie Therese de France, ferner Kaunitz, Cobenzl, Colloredo, Loudon und viele bekannte Gelehrte einschrieben. Franziska ließ durch den preußischen Hofrath Christian von Mechel die Hand sowol in ihrer natürlichen Größe als auch zerlegt nach jedem Theile ihres innern Mechanismus zeichnen. Mechel gab darauf 1815 die Abbildungen davon und Erklärung des Mechanismus der eisernen Hand in einer Prachtausgabe in Großfolio bei Georg Decker in Berlin heraus, fügte noch Götzens Bild und die Zeichnung der Burg Jagsthausen bei und widmete sein Werk den damals zu Wien anwesend gewesenen 3 Monarchen, Kaiser Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm von Preußen. Dies Werk ist schnell vergriffen worden. Jetzt befindet sich die eiserne Hand bei dem Senior der Familie Joseph Grafen von Berlichingen, auf dem Rittergute Jagsthausen in Würtemberg. Zum Theil berühmte und bekannte Namen sind es, die sich in diesem Stammbuch befinden, als Brockmann, Kotzebue, Pfeffel, Blumauer, Mastalier, von Beroldingen, Graf von Bellegarde, Karoline von Greiner, Alxinger, Creutzer, Schink, Haug, Jünger, Rezer u. s. w. Viele Verse sind geistreich; nur sind die wol minder willkommen, die mehr Complimente für die vormalige Besitzerin des Stammbuchs enthalten, als Götzens Eisenhand betreffen. Die Inschrift des geistreichen Prinzen von Ligne möge hier stehen:

Puisse-je ainsi que ce héros
Perdre une main, au sein de la victoire:
Et ne jouir d'un agréable repos,
Qu'après avoir vécu dans les bras de la gloire.

20. Lindenknospen von Sophie. Strasburg, 1827. 8. 3 Gr.

Nie trat eine Dame äußerlich in schlichterm Gewande auf als diese Sophie. Die 44 Seiten ihres Büchleins haben nicht einmal eine bunte Schale, und ihre Gaben selbst — ei nun! — wir wollen mit Stephan Schütze, der sie mit einer Begrüßung dem Publicum vorstellt, sagen:

So mag auch hier ein kleines Obdach ragen,
Ein Hüttchen, das die Freundschaft hat erbaut;
Mehr darf sie zwar nicht zum Empfange sagen,
Als: „Kommt herein!" Nichts Köstliches erschaut

> Das Auge hier; doch ists nach heißen Tagen
> Ein Ruhesitz, Geliebten hold und traut,
> Ein Baum, ein Quell bei gutgemeinten Scherzen,
> Ein leicht Gespräch, ein Wort aus treuem Herzen.

21. Erinnerungen an Pulawy. Mit 12 Ansichten. Leipzig, Kummer. 1829. 8. 1 Thlr.

Pulawy ist die gewöhnliche Residenz der Fürsten Czartoryski und liegt an der großen Heerstraße von Warschau nach Lublin. Der Verf., der sich unter der Dedication an Elisabeth Fürstin Czartoryska und Maria Anna, Herzogin von Würtemberg, geb. Czartoryska, C. Frh. v. G. unterschreibt, besingt Pulawy's Reize in 26 rhapsodischen Ergüssen und setzt über jeden dieser Ergüsse ein Motto von einem Dichter in deutscher, französischer, englischer, italienischer oder selbst arabischer Sprache. Druck und Papier sind der Gabe an die genannten Fürstinnen würdig, niedliche Vignetten zieren das Buch, und die Verse — genügen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Ommaijaden in Spanien, nebst einer Darstellung des Entstehens der spanischen christlichen Reiche. Von Joseph Aschbach. Erster und zweiter Theil. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1829—30. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Ungeachtet des angestrengten Fleißes, welcher, besonders seit den letzten Jahrzehnden, auf die Geschichte des Mittelalters gewandt worden ist, sind doch viele und wichtige Theile derselben noch nicht auf befriedigende Weise bearbeitet worden. Zu diesen gehört auch die Geschichte der Araber. Wenn die arabischen Staaten Asiens und Afrikas nur wenige Forscher und Darsteller fanden, so erklärt sich dies zum Theil aus der durch sie alle hindurchgehenden ermüdenden Einförmigkeit, aus der geringen Verbindung, in welcher sie mit unserm Erdtheile standen, aus der Schwierigkeit, des Materials habhaft zu werden. Auffallender war es dagegen, daß auch die Geschichte der spanischen Araber noch nicht gründlich erforscht und beschrieben wurde, ungeachtet dieselbe in die Geschichte des westlichen Europa, in die Culturgeschichte des europäischen Mittelalters eingreift. Das Bedürfniß darnach wurde schon lange gefühlt; seine Befriedigung wurde im höhern Grade möglich gemacht, als der Spanier Conde in seiner „Geschichte der Herrschaft der Araber in Spanien" durch zuverlässige Uebersetzung arabischer Geschichtswerke ein reichhältigeres Material zugänglich machte, und auf eine sehr ausgezeichnete Weise ist durch das vorliegende Buch das Verlangen nach einer solchen Befriedigung erfüllt worden. Der Verf., bekannt durch eine höchst gelungene „Geschichte der Westgothen", ist wahrscheinlich durch die dazu gemachten Studien veranlaßt worden, weiter in die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel einzugehen und dieselbe vom Untergange des westgothischen Reichs bis zum Ende der Herrschaft der Ommaijaden zu beschreiben. Abweichend von dem bisherigen, aus mangelhafter und getrübter historischer Ansicht hervorgegangenen Verfahren der spanischen Geschichtschreiber stellt er das Wichtigere, das in sich Vollendete in den Vorgrund seiner Darstellung und knüpft demselben das erst Entstehende und nur in späterer Zeit Ueberwiegende an, ohne jedoch deshalb dem letztern geringere Sorgfalt zu widmen. Diese Sorgfalt ist vornehmlich kritischer Art, da, bei dem Mangel an genügenden Vorarbeiten, erst das Material gesichtet und manche bisher unbezweifelte Annahmen als irrig zurückgewiesen werden mußten. Mit einer Gewissenhaftigkeit, wie des Verfs. früheres Werk sie erwarten ließ, hat derselbe der Pflicht des kritischen Forschers Genüge gethan; zunächst in der Vorrede, in welcher er den Werth der von ihm benutzten Quellen prüft und das Maß ihrer Zuverlässigkeit bestimmt, und in zahlreichen, die Beweise für das im Text Gesagte enthaltenden Anmerkungen, welche durchweg den besonnenen Forscher zeigen; außerdem erkennen wir diesen besonders auch in der Weise, in welcher die sehr dunkle Entstehung der christlichen Staaten auf der Halbinsel dargestellt ist. Aber nicht allein auf die Forschung beschränkt sich das Verdienst des trefflichen Werkes, es zeichnet sich auch durch eine schlichte und ungekünstelte, aber zugleich ernste und würdige Darstellung aus. Die Eintheilung in 7 Bücher begründet sich in den Begebenheiten selbst: die ersten Zeiten der arabischen Herrschaft in Spanien, Gründung, Befestigung, vorübergehende Zerrüttung, Blüte, Verfall und Untergang der Ommaijadenherrschaft in diesem Lande bilden den Inhalt; ein dem 2. Theile beigegebener Anhang enthält die Culturgeschichte der spanischen Araber, insoweit dieselbe nicht schon der Darstellung der Begebenheiten eingefügt war. Zu einer solchen Einschaltung zeigte sich eine besonders passende Veranlassung bei der Geschichte des Khalifen Hakem II., zu dessen Zeit mehr als zu irgend einer andern Gelehrsamkeit und Poesie im arabischen Spanien blühte und die ommaijadische Herrschaft ihren höchsten Gipfel erreichte. Wir entlehnen aus dem Ende des Capitels, welches eine Schilderung des Zustandes der Künste und Wissenschaften in Spanien zu jenes Khalifen Zeit enthält, eine Stelle als Probe der Darstellung: „Daß Hakem's Verbreitung der geistigen Cultur keine Ueberbildung und Verschlechterung der Sitten unter seinen Unterthanen hervorgebracht habe, kann nachgewiesen und zugleich dargethan werden, wie er sich bestrebte, die Friedenszeit dazu zu benutzen, sein Volk zu sittigen, und nichts vergaß, was den innern Wohlstand fördern konnte. Er traf in allen Provinzen treffliche Einrichtungen, ließ Moscheen erbauen oder herstellen, Menzillen (öffentliche Herbergen) einrichten, Brunnen in den Städten und an den Heerstraßen graben und Brücken und Wasserleitungen erbauen. Vor allen Dingen aber suchte er den Ackerbau emporzubringen; daher wurden überall in den Ebenen Wasserleitungen und Wasserfälle angelegt und nach dem Boden und Klima die verschiedenartigsten Pflanzungen cultivirt. Da die Ritter sahen, wie selbst der Khalif große Sorge für den Landbau trug, so setzten sie, während des langen Friedens mit den Christen, eine Ehre darein, mit eigner Hand ihre Gärten zu bearbeiten, und die Kadis und Alfaquis beschäftigten sich gern mit ihren Baumpflanzungen. Es war Sitte geworden, daß die meisten Städtebewohner, entweder im Frühling oder im Herbst, sich auf das Land auf ihre Güter begaben und hier das Feld bebauen oder ihre Früchte einsammeln halfen. — Hakem gehört zu den seltenen großen Fürsten, die ihre Zufriedenheit und ihren Ehrgeiz allein in dem Glücke und in dem Wohlstande ihrer Völker fanden und zugleich nicht blos Freunde und Beförderer der Wissenschaften waren, sondern auch selbst dieselben pflegten durch eigne Productionen. Unter seiner Regierung hatte die Ommaijadenherrschaft ihre höchste Spitze erreicht; die christlichen Staaten Spaniens waren gedemüthigt; mit Haß und Feindschaft gegeneinander erfüllt, mußten sie es als ein Glück betrachten, daß ihnen von dem Khalifen Friede bewilligt wurde; in Afrika war Mauritanien ganz den Ommaijaden unterworfen, und der letzte Beherrscher davon, aus dem Hause Edris, lebte in Aegypten als ein Verbannter aus seinem eignen Reiche. Die spanischen Moslems lebten damals im größten Wohlstande, der Handel, die Gewerbe, die Künste und Wissenschaften waren im höchsten Flor; jedoch, kein großes Glück pflegt von langer Dauer zu sein, das Ungewitter zieht schnell heran und zertrümmert das Gebäude in wenigen Jahren, woran über 2 Jahrhunderte mit aller Anstrengung war gebaut worden". 23.

In Sachen des Cölibats.

Wir haben in d. Bl. (1829. Nr. 300) des Schriftchens des Prof. Krug über den Cölibat (1829) gedacht. Gegen dasselbe ist nun von einem Protestanten eine „Beleuchtung" (Dresden, Walther, 1830, 8., 4 Gr.) erschienen, worin der Verf. die

in jener Schrift aufgestellten Gründe gegen die religiöse, sittliche und rechtliche Möglichkeit des Cölibats der katholischen Geistlichkeit (wie es im Vorworte heißt) als unhaltbar darzustellen sucht. Darauf, ob der Verf. wirklich ein Protestant sei und als solchen hier durchgängig sich zu erkennen gebe, ob nicht hier und da seine Ansichten etwas nach Rom und päpstlicher Curie riechen, kann im Allgemeinen etwas nicht ankommen; aber als ganz unbefangen stellt sich weder die Beleuchtung noch der Beleuchtende dar. Das schon nach einzelnen Aeußerungen, die hier nicht in dem bei wissenschaftlichen Prüfungen nothwendigen ruhigen Tone des unparteiischen Forschers ausgesprochen worden! Aber auch in der Sache selbst scheint die Beleuchtung nicht immer so unbefangen zu sein und nicht durchaus auf richtigen Gründen zu beruhen, daß man die gegen Krug aufgestellten Gründe als haltbar anerkennen könnte. Oder, um nur Einiges anzuführen, wäre es denn kein Zwang, der der katholischen Geistlichkeit dadurch, daß ihr, als einem ganzen Stande, die Ehelosigkeit geboten ist, auferlegt wird, weil jeder Katholik diesen Zwang kennt, ehe er sich in den Stand aufnehmen läßt? Wäre es wirklich die wahre Freiheit, die der Einzelne genießt, indem er vor seiner Aufnahme in den Stand das freiwillige Gelübde der Keuschheit ablegt? (S. 6, 7.) Und wäre es, weil die Ehe von Jedem als Pflicht nicht gefodert werden kann, etwa darum auch nicht unrecht, die Ehelosigkeit als Pflicht zu fodern? (S. 5, 6.) Was aber die unsittlichen Folgen des Cölibats anlangt, so kann hierbei darauf nichts ankommen, weder, daß nicht alle im Cölibate lebende katholische Geistliche unsittlich seien (S. 13), noch, ob der Cölibat der einzige Grund der uns bekannten Laster katholischer Geistlichen sei, oder nicht (S. 9). Vielmehr beruht diesfalls wol Alles nur auf der Frage, inwiefern der Cölibat im Allgemeinen und seinem eigensten Wesen nach jene Unsittlichkeit befördere. — Krug hat übrigens nur kurz (in andern ausführlichern Werken ist es ausführlicher geschehen) die Gründe für die Unstatthaftigkeit des Cölibats darthun wollen, und darauf hat er dann, wenn Rom die Aufhebung dieses Instituts nicht bewirken wolle, das Recht der Staatsgewalt dazu gegründet. Denn ungerechte und unsittliche Institute soll diese nicht dulden. Besser ist es freilich, die Kirche, unmittelbar oder mittelbar, wirkte bei jener Aufhebung mit; aber ihre Renitenz würde doch wol nicht im Stande sein, die Staatsgewalt von der Ausübung des Rechts, für allseitige Entwickelung des Rechts- und Sittengesetzes nach Kräften zu wachen, zu dispensiren. Wir müssen sehr zweifeln, ob der Verf. seinen Zweck erreicht habe. Videant alii! 29.

Bemerkungen von einem Leser dieser Blätter.

1.

In der „Leipziger Literaturzeitung" heißt es über die „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich" (Leipzig, Brockhaus), daß in diesem Buche im Ganzen mehr die aristokratische als die volksthümliche Farbe vorherrsche. Hier möchten wir um eine Aufklärung bitten; soll das Volksthümliche hier dem Demokratischen gleichbedeutend sein? oder soll dies heißen, daß der Verf. mehr auf das Interesse der Vornehmen und des Adels als des ganzen Volks oder des Staats Rücksicht nehme?

2.

„Wir glauben oft das Wahre gefunden zu haben und es für immer festhalten zu können", heißt es in den Aphorismen aus dem ungedruckten 2. Bande der „Geheimen Papiere" des Dr. F. L. Lindner in diesen Blättern (Nr. 153 f. 1828), „aber die Welt ändert sich täglich und zeigt uns das Verhältniß der Dinge, d. i. die Wahrheit, in anderer Gestalt". Wenn die Wahrheit das Verhältniß der Dinge ist, und die Dinge in der Welt mit der Welt selbst sich verändern, so gibt es nur eine veränderliche Wahrheit. Und mit einer solchen sophistischen Wahrheit glaubt Hr. Lindner einen großen Denker meistern zu können! Wenn das Sprichwort wahr ist: ex ungue leonem, so rathen wir ihm, seine ungedruckten Papiere ungedruckt zu lassen.

3.

Ein Liebhaber der Philosophie, dem mehre Aeußerungen und Bemerkungen in der Beilage Nr. 9 d. Blätter auffallend und nicht gehörig begründet geschienen, bittet die Nummer 26 um einige Belehrungen; und er darf hoffen, dadurch allen Lesern jener Anzeige einen Dienst zu leisten.

Er wünscht nachgewiesen: 1) daß Xenophanes behauptet habe, „Alles, was ist, muß von jeher gewesen sein", da unterzeichnete Nummer bisher immer geglaubt, Xenophanes habe, statt die Unvergänglichkeit aller Dinge zu behaupten, ein ewiges Sein oder die Gottheit behauptet und die Wahrheit der vergänglichen Dinge geleugnet; 2) daß diese behauptete Behauptung des X. aus Thales' oder seines Zuhörers (auch dafür wünscht man den Beweis) Lehre entstanden sei; 3) daß wir dem Sokrates (doch wol nicht unmittelbar?) ein System der allgemeinen Sittenlehre und die Untersuchung der Endursachen der natürlichen Dinge mit Zuziehung der Mathematik zu verdanken haben. Der Schreiber dieses glaubte, die *teleologische* Betrachtung der natürlichen Dinge komme zuerst *bei Anaxagoras* vor; Sokrates aber sei theoretischen Untersuchungen der Art weniger geneigt gewesen. In der angeführten Stelle des Xenoph. („Memorab. Socr.", IV, 7), welche Nr. 26 anführt, fand Schreiber dieses den Beweis nicht; er bittet also den Beurtheiler, die dabei mitcitirte Anmerkung von Hindenburg mitzutheilen, ob darin vielleicht der Beweis enthalten sei. 4) Mit Recht tadelt wol Nr. 26 den rohen Ausdruck des Diogenes L., daß Plato eine Mischung Heraklitischer, Pythagoräischer und Sokratischer Lehren angenommen habe, und sucht zu zeigen, daß man umgekehrt das Platonische erst in das Pythagoräische aufgenommen habe. Aber Schreiber dieses glaubt, daß Diogenes damit eine Stelle des Aristoteles nur misgedeutet habe, der allerdings auch Pythagoräische Bestandtheile in Plato's System anerkennt. Aristoteles sagt „Met." I, 6: „Auf die genannten Philosophien (unmittelbar vorher ist die Rede von der Pythagoräischen) folgte die Lehre des Plato, welche sich zwar in Vielem denselben anschloß (*τα μεν πολλα τουτοις ακολουθουσα*), aber auch Eigenthümliches außer der italischen Philosophie hat" (*τα δε ιδια παρα την των Ιταλικων εχουσα φιλοσοφιαν*) — und dann spricht er von dem Einflusse des Heraklit und Sokrates auf Plato. 5) Nr. 26 findet die Bemerkung neu, daß die Seele, nach den Stoikern, eine körperliche Substanz, und daß die praktische Richtung bei den Stoikern hervorgetreten sei. Schreiber dieses möchte wissen, was der Beurtheiler dagegen zu sagen hat; denn Belege der gegentheiligen Meinung findet er nicht; dagegen findet er in Krug's „Philosoph. Wörterbuche", welches ihm eben zur Hand ist, unter Chrysipp die Worte: „Die Seele selbst aber hielt er für ein körperliches Ding, weil er meinte, daß alles Wirkende körperlich sei, oder daß nur Körper auf einander wirken können" (Diog. L. VII, 55, 56; Nemes. „Nat. hom." p. 81, ed. Matth.). Ein Beweis, daß wenigstens die Meinung, die Seele der Stoiker sei etwas Körperliches, doch nicht so neu ist als Nr. 26 glaubt. Daß übrigens die strenge Moral der Stoiker fast zum Sprichwort geworden, ist so allgemein bekannt, daß Schreiber dieses sich gleichfalls wundert, wie Nr. 26 bis jetzt geglaubt hat, daß dem Praktischen nichts mehr gegenüberstehe (soll wol heißen: entgegengesetzt sei) als gerade die stoische Philosophie. 85.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 85. — 26. März 1830.

Ulrich Hegner's gesammelte Schriften. Erster bis vierter Band. Berlin, Reimer. 1828. 8. Preis für 5 Bände 6 Thlr.

Gewisse geräuschlose Erscheinungen der Literatur, die bei ihrem ersten Auftreten weder mit dem Modeton übereinstimmten, noch sonst eine allgemein hörbare und durchdringende Saite anschlugen, führen oft ein einsames Leben ohne Beachtung und Anerkennung, wenn es nicht ihrem Verfasser gelingt, sich nach und nach in seiner persönlichen Eigenthümlichkeit so geltendzumachen, daß seine Werke, wie vereinzelt und zerstreut sie auch umherliegen mögen, in Bezug auf ihn selbst zur Begründung seines das Interesse in Anspruch nehmenden literarischen und ethischen Charakters, an Bedeutung gewinnen und so aus ihrer Vereinzelung in der Bücherwelt nun erst zu einem eigentlichen Dasein in der Literatur erhoben werden. So dürfen die jetzt gesammelt erscheinenden Schriften Ulrich Hegner's, die vor mehren Jahren einzeln herausgekommen, wenig beachtet, fast vergessen, und nur hier und da, wo man das Verdienst einer anspruchlosen Eigenthümlichkeit in seiner stillen Anmuth und Würde gern anerkennt, noch in gutem Andenken bewahrt sind, das Interesse des Publicums um so mehr wieder auf sich lenken, da sie bei ihrer erneuten Mittheilung im Zusammenhang mit der vollständig dargelegten Persönlichkeit dieses Schriftstellers auftreten und nun das Gesammtbild eines in sich vollendeten poetischen Charakters gewähren, der, wie geräuschlos er sich auch verkündigen mag, doch immer für eine, seiner Individualität nach, höchst eigenthümliche und beachtungswerthe Erscheinung der Literatur gelten kann und muß. Man darf in ihm weder einen Parteiführer noch Parteigänger neuerer ästhetischer Schulen und Richtungen vermuthen: zu dem Einen hat er es zu wenig darauf angelegt, eine sogenannte Rolle in der literarischen Welt zu spielen; zu dem Andern ist er zu selbständig und mit seiner Poesie zu sehr in sich selbst und in seine eigne, in sich abgeschlossene Individualität versenkt. Auch wollen wir, wenn unserer Kritik das wohlthätige Geschäft zu Theil werden soll, den Hegner'schen Schriften ausgedehntere Anerkennung und Eingang zu verschaffen, als sie bisher gefunden haben, doch keineswegs von ihnen versprechen, daß man darin von großen geistigen Aufregungen, von neueröffneten Aussichten in die Tiefen des Lebens und der Kunst hingerissen werden könne. Im Gegentheil, wer das einfache, bescheiden verborgene Alpenblümchen nicht ebenso wol mit einem Gefühl der Andacht oder einem Gedanken der Naturerkenntniß zu betrachten vermag, als die ins Unermeßliche gelagerten, mit allen Stufen und Formen der Vegetation begabten Alpen selbst, der wird auch an einer Erscheinung wie Hegner nicht sehr viel Bedeutsames zu finden wissen, denn seine Poesie ist, in Vergleich mit jenen in überschwenglicher Productionsfülle hervorragenden Heroengestalten der Literatur, nur ein solches Alpenblümchen, das sein duftiges Leben in Bescheidenheit verhaucht. Aber die rechte Kunstkritik ist eben dieser ästhetische Epikureismus, daß sie, wie sie Alles, was dem Begriff und Genuß des Schönen widerstrebt, von sich und Andern abzuweisen die Kraft haben soll, so auch alles wahrhaft Schöne, an wie bescheidener und verborgener Stätte es auch im Hain der Musen gepflanzt sein mag, aufzusuchen und zu genießen im Stande ist.

Ein enger Kreis ist es, innerhalb dessen sich Hegner's Schriften bewegen, und alle Richtungen, die er im Dichten und Darstellen, im Denken und Betrachten nimmt, führen ihn selten über die Grenzen seiner Heimath, die Schweiz, hinaus; aber in dieser Beschränkung entwickelt er einen solchen Reichthum tüchtiger Bildung, frischer Gesundheit und zarter Gemüthlichkeit, daß darin eben die Eigenthümlichkeit seines poetischen Charakters anzuerkennen ist. Wie in Deutschland Alles einmal Mode gewesen, so war auch eine Zeitlang eine gewisse Schweizerempfindsamkeit in Romanen und auf dem Theater ein beliebtes Thema; Alpenthäler, Sennenhütten, der Kuhreigen und das Heimweh gaben in Operetten und Singspielen zu der größten Rührung Anlaß; und wie gern folgte man, indem man dabei zugleich die vermeintliche Ueberfeinerung des eignen Culturzustandes zu bejammern nicht aufhören konnte, dem Romanpoeten unter das niedrige Dach einer Schweizerhütte, um dort die idyllische Unschuld und die wahre Treue in Gestalt eines Hirtenmädchens wiederzufinden, welches denn freilich in seiner lieben Natürlichkeit und

naiven Einfalt so reizend geschildert wurde, daß der Leser es dem über seinen Culturzustand desperaten Romanhelden dann auch nicht zu sehr verargen mochte, wenn er mit der lieben Unschuld nicht gar idyllisch verfuhr, denn eine solche empfindelnde Sentimentalität ist und war immer zugleich von geheimer Frivolität nicht sehr fern. An Hegner aber haben wir einen echten und geborenen Schweizerdichter, der, zum Theil selbst in die neuere politische Bewegung seines Vaterlandes verflochten gewesen, die ganze Eigenthümlichkeit desselben in einem naturkräftigen, unverbildeten, aller Empfindelei abholden Sinne in sich bewahrt und in den meisten seiner literarischen Mittheilungen, vornehmlich in den beiden novellenartigen Darstellungen: „Saly's Revolutionstage" und „Die Molkenkur", heimathliche Localität, Landessitte und Geschichte seines Volkes ohne alle idealisirende Auffassung zu seinem Gegenstande gemacht hat. Wie es aber den Standpunkt der Schweiz in der Geschichte charakterisirt, daß sie, hinter ihren Bergen verschlossen, eine durch Herkommen und Gewohnheit strengabgegrenzte, fast trotzige Selbständigkeit sich erhielt und aus ihrer in sich abgeschlossenen, nach außenhin gleichgültigen Ruhe nur dann im Kampf heraustrat, um an einzelnen Bewegungen der Weltgeschichte Theil zu nehmen, wenn es sich für sie eben um den Verlust dieser ihrer individuellen Selbständigkeit handelte: so sehen wir auch Hegner, wo er sich zu Gegenständen der Kunst und des Lebens betrachtend oder beurtheilend nach Außen wendet, diesem vaterländischen Charakter gewissermaßen getreu bleiben, insofern er da nur seine Individualität als Kriterium geltendmacht und alle Eindrücke einer ihm fremden Aeußerlichkeit, sei es in Kunst, Wissenschaft oder Leben, die mit seiner persönlichen Eigenthümlichkeit nicht harmoniren mögen, mit einer gewissen treuherzigen Strenge von sich abweist.

Eine solche in der Individualität abgeschlossene Bildung zeigt sich besonders in seiner pariser Reise, welche den 1. Band der gegenwärtigen Sammlung einnimmt und deshalb sehr passend den Titel: „Auch ich war in Paris", führt, weil die nie aus sich herausgehende Subjectivität des Beschauers in seiner Darstellung und Auffassung der fremden die mannichfaltigsten Eindrücke und Gesichtspunkte bietenden Welt das Hauptinteresse und die eigentliche Perspective des Gemäldes ausmacht. „Le *je* et le *moi* sont à chaque ligne" ist daher sowol für Hegner's Schriften überhaupt, als für diese Reise insbesondere ein sehr treffend gewähltes Motto. In dieser Hinsicht vertritt zugleich die Reise gewissermaßen die Stelle einer Biographie unsers Autors, wenigstens insoweit sie manches Charakteristische seiner Persönlichkeit enthüllt, das man freilich bei gesammelten Schriften, wo man sich für ein vollständig entwickeltes Leben des Verfs. interessirt, gern in einer mehr oder weniger biographischen Ausführung dargelegt findet.

In jener verwirrungsvollen Zeit der Schweiz, welche die nächste Folge ihrer Revolutionnirung war, machte sich Hegner auf, um dem trüben und in sich zu keiner Befriedigung gelangenden Zustande seines Vaterlandes auf eine Zeitlang zu entfliehen und in der Betrachtung großer Werke alter und neuer Kunst — dem Hauptgegenstande seiner Reise — von der Politik der Gegenwart sich zu erholen. So ging es der Residenzstadt der neuen Weltepoche zu, welche damals unter dem ersten Consulat Napoleons sich eine stumme Ruhe erschwungen hatte, und wo sich zu dieser Zeit die eroberten Kunstschätze aller Völker und Länder, vornehmlich Roms, zusammengehäuft befanden. Für einen Kleinstädter ist es gewiß ein bedeutsamerer Moment, als Viele verstehen mögen, wenn er sich aus beschränkterm und abgeschlossenerm Kreise plötzlich in eine wahrhaft große Stadt versetzt sieht, wo das Leben nach allen seinen Richtungen hin wirklich en gros getrieben wird und Jedes zu einer freiern Entwickelung gedeihen kann. Und wenn er sich auch Anfangs in die ihn umgebende und fortreißende Flut von Menschen nur ängstlich, mit den Händen in den Taschen, wagt, weil er fürchten könnte, im Gedränge so vieler Unbekannten bestohlen zu werden, so wird doch, wer so guten Humor, tüchtigen Sinn und glückliche Ironie besitzt, wie unser Hegner, die Gefahr, vor der Macht der Eindrücke seine Selbständigkeit zu verlieren, bald überwinden und in der fremden Welt ein neues, beziehungsreiches und den Geist erweiterndes Leben aufzufassen im Stande sein. Hierin bewährt aber H. die Eigenthümlichkeit seines Charakters, daß er, wie offen er sich auch dem Eindruck alles wahrhaft Großen und Schönen zeigt, sich doch nie mit Empfindungen betrügt, wo er keine haben kann, und es selbst bei einem allgemein gefeierten Gegenstand, den er nicht mit seiner Individualität, seinem innersten Kriterium, in Uebereinstimmung zu bringen vermag, lieber ehrlich und gutmüthig heraussagt, oder sich mit einem naiven Witz durchhilft, wenn er unbewegt geblieben, als daß er sich einer vornehmlich in der Kunstwelt herrschenden Gefühlsheuchelei und Selbsttäuschung überlassen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche poetische Literatur.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 84.)

22. Aachens Liederkranz und Sagenwelt. Herausgegeben von Alfred Reumont. Aachen, Mayer. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein Buch, welches auf 372 Seiten Aachens Ruhm und Herrlichkeit feiert. Hören wir, was es enthält. Zuerst „Leben und Thaten Karls des Großen", ein geschichtlicher Ueberblick, der für die Bewohner Aachens, wo Karl geboren ward und starb, nicht ohne Interesse sein kann und überhaupt nicht ohne Werth ist. Ueber den Sagenkreis Karls des Großen handelt Dr. Ernst Weyden in einem Anhange zu dieser Biographie, in welchem er über die dahin einschlagenden Gedichte und Romane in deutscher, altfranzösischer, italienischer und spanischer Sprache schätzbare Notizen gibt. Ein zweiter Anhang vom Herausgeber gibt historisch-literarische Nachweisungen über das Leben Karls, die gleichen Werth zu haben scheinen. Dann finden wir zweitens eine „Chronologische Ueber-

ficht der Geschichte Aachens", in Form der Chroniken geschrieben; drittens folgt ein „Liederkranz", d. i. gesammelte Gedichte, welche Aachen betreffen, von verschiedenen Verfassern, z. B. von Fr. Oebeke, Friedrich von Schlegel, Helmina von Chezy, Wilhelm Müller, Langbein, Schiller, Rautert, Ludwig Uhland, Schier, Hamacher, A. Bercht, Max von Schenkendorf, Friedrich Rückert, J. B. Rousseau, der auch einen poetischen Prolog zum Buche geschrieben, Wilhelm Smets, Peregrinus und einige lateinische Dichter, als Konrad Celtes und Poeta Saxo. Viertens „Geschichten, Sagen, Legenden" in ungebundener Rede, theils eigentliche Geschichte, theils Volksmärchen von verschiedenen Verfassern. Den Beschluß machen mit vielem Fleiß ausgearbeitete „Bemerkungen über die aachener Mundart", wobei besonders auf Etymologie Rücksicht genommen ist.

23. Gedichte von F. C. G. Langbecker. Zweite Sammlung. Berlin, 1829. 8. 1 Thlr.

Der fromme Verf. dieser Gedichte kannte das Publicum, für welches er sie schrieb; das beweist das Subscribentenverzeichniß und die Aeußerung in der Vorrede, daß Viele seiner christlichen Freunde gewünscht hätten, er möge eine zweite Sammlung seiner Poesien veranstalten. Von der ersten Sammlung sagt er, der Herr habe den Versuchen seinen Segen verliehen, und manches Erzeugniß in derselben sei würdig erfunden, Trost und Erhebung in manche gebeugte, trauernde Gemüther zu bringen. Wir zweifeln auch keinen Augenblick, daß diese Gedichte in dem Kreise, für welchen sie geschrieben wurden, ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Bescheiden sagt der Verf., er gebe seine Versuche nicht für gelungene Werke aus und wolle sich noch weniger einen Namen durch dieselben erwerben. Indem wir diese Bescheidenheit loben und überhaupt den frommen Sinn und das edle Streben des Dichters nicht im mindesten bezweifeln, müssen wir jedoch die Bemerkung machen, daß der in ihnen herrschende Geist einen großen Theil des Gedichte lesenden Publicums nicht wohlthätig anwehen wird; man erkennt in ihnen eine einseitige, religiöse Richtung, die von einer Schule kommt und zu einer Schule hingeht. Sie tragen außerdem zwar den Stempel von Sionq's weicher Liebesmilde und Hingebung, aber nicht das Siegel ihrer Kraft, ihres Aufschwungs, ihrer Erhabenheit. Wir finden 3 Abschnitte. Erstens: „Geistliche Lieder". Zweitens: „Gedichte vermischten Inhalts", worunter besonders Gelegenheitsgedichte, die sämmtlich einen religiösen Anflug haber. Drittens: „Prosaische Aufsätze", unter denen wir einen erwähnen, überschrieben: „Nicht mehr vorhandene Inschriften an öffentlichen und Privatgebäuden in Berlin", die kaum des Aufbewahrens werth sind.

24. Blumen und Früchte. Eine Auswahl vermischter Gedichte, und Breisachs Befreiung, historisch-dramatisches Gedicht in 4 Handlungen, von Möllenbeck. Berlin, Natorff und Comp. 1828. 8. 20 Gr.

„Bei der Ueberfülle von sogenannten schöngeistigen Erzeugnissen jeder Art (sagt der Verf. in einem Nachwort), wie unsere Zeit sie bietet, würd' ich vielleicht nie im Ernst daran gedacht haben, noch einige Tropfen in diese Ueberschwemmung zu gießen, sondern diese Kinder meines Gemüths in Frieden da gelassen haben, wo sie großentheils seit mehren Jahren ruheten, wenn nicht ein Gedanke an die Möglichkeit, daß sie durch einen Ausflug in die Welt ihrem Vater die Folgen früher ihn betroffener Misgeschicke einigermaßen verwischen helfen könnten, zu ihrer Aussendung mich veranlaßt hätte". Wir bedauern im Allgemeinen die Veranlassung der Erscheinung dieser Gedichte und noch persönlich den Verf., der durch ungenügende Unterschriftensammlung seinen Zweck, durch seine Gedichte etwas zu gewinnen, nicht erreichte. Was diese Gedichte anbelangt, so schwimmen sie in der breiten Zeitgedichtflut so mit; ihrem Verf. gelingt bisweilen die Schilderung des Erhabenen, und ein Gedicht ist darunter, was poetischen Geist bekundet. Wir meinen S. 47: „Hoffnung". Von eben diesem Gedichte lesen wir am Ende des Buchs in einer Anmerkung, ein Freund, dem es mitgetheilt ward, habe, tiefer in dasselbe eingehend, es weiter ausgeführt, und diese Ausführung findet sich denn auch hier. Aber wie ist Möllenbeck's artige Taube hier jämmerlich zerrupft, wie sind die Bilder entstellt, wie ist das Feuer gedämpft! Gott bewahre alle christliche Dichter vor solchen ausführenden, tiefer eingehenden Freunden! Das Drama: „Breisachs Befreiung", ist nach einer Erzählung ähnlichen Titels von Friedrich Laun bearbeitet.

25. Klänge der Erinnerung von Leopold Bornitz. Breslau, Aderholz. 1829. Gr. 16. 12 Gr.

Es herrscht in den Gedichten dieses wahrscheinlich noch jungen Sängers eine — wir haben keinen bezeichnendern Ausdruck — sentimentale Reflexion, die einen nicht unangenehmen Eindruck zurückläßt. Besonders wohlgerathen ist der 1. Abschnitt, „Bilder" genannt, die wol richtiger Reisebilder heißen könnten, weil sie die Früchte einer Musenreise zu sein scheinen. Sie erinnern hin und wieder an Wilhelm Müller; doch sind wir überzeugt, der Verf. ahnt selbst von dieser Aehnlichkeit nichts. Die hin und wieder noch auftauchende Burschikosität ist gemüthlich und schmeckt durchaus nicht nach dem Gemeinen. Eine Romanze (S. 115) ist wohl gelungen, und wenn der Verf. (S. 88) in einem Liede an die Sänger der Mitwelt diese bittet, ihn in ihre Zahl aufzunehmen, und hinzufügt, daß, wenn sein erstes Lied auch schwach sei, doch wol bessere nachfolgen könnten, so brauchen sich die Sänger unserer Zeit gar nicht zu schämen, den jungen Dichter aus Opitz's Vaterlande als einen Bruder in Apoll zu betrachten.

26. Jugendgedichte von Siegmar Freund. Berlin, Reimer. 1829. 16. 12 Gr.

Jugendgedichte? Um das zu sein, sind sie zu reif, zu gefeilt; vielleicht empfangen in dem frischen Lenze des Lebens, aber späterhin geglättet oder beschnitten und ausgeputzt. So scheint es uns; denn, wenn wir dem Verf. auch nicht gerade Das zurufen möchten, was vor 40 Jahren Gottfried August Bürger August Wilhelm Schlegel zurief:

> Junger Aar! Dein königlicher Flug
> Wird den Druck der Wolken überwinden,
> Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
> Oder Phöbus' Wort in mir ist Lug, —

so ist in diesen Poesien doch oft ein so kühner und gehaltener Flug, daß man oft unwillkürlich mitaufsteigt. Nirgends finden sich Reminiscenzen, nirgends, selbst in Sonetten nicht einmal, müssige Worte und Tiraden. Die Formen sind eigenthümlich und für jeden besungenen Gegenstand passend gewählt. Mit einem verständigen Patriotismus wechselt feiner Scherz und Hauch sinniger Liebe. Manche neugebildete Worte sind nicht übel; nur wegen der Orthographie möchten wir mit dem Verf. rechten. Völlig verunglückt in Form und Geist ist wol nur ein Gedicht: „Die trauernde Najade". Hier ein kleines Gedicht zur Probe (S. 84), überschrieben: „Ihr":

> Wie der Keim, im Grab verschlossen,
> Sich empor zum Lichte sehnt,
> Aus dem dunkeln Schoß die bleichen Sprossen
> Nach der Farbenheimath dehnt, —
>
> Wie der Aar von seiner Kette
> Frei zum freien Aether schweift, —
> Wie der Sünder auf dem Sterbebette
> Nach dem Sacramente greift, —
>
> So erregen und umfangen
> Mich Geheimniß und Begier,
> So entreißt ein namenlos Verlangen,
> Zauberin, mich hin zu Dir. *)

56.

*) Ein dritter Artikel folgt im April. D. Red.

Urtheil eines französischen Kritikers über die beiden ersten Bände der „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande".

Nach einer kurzen Einleitung über die schöne Erscheinung in unserer Zeit, daß die Literatur und Wissenschaft eines Volkes nicht mehr wie sonst in die Grenzen des Landes, wo sie erscheint, eingeschlossen bleiben muß, sondern immer mehr das Gemeingut aller gebildeten Völker wird, und nachdem der Kritiker die großen Schwierigkeiten auseinandergesetzt hat, welche sich Demjenigen entgegenstellen, welcher die Geschichte eines Volkes schreiben will, zu dem er nicht selbst gehört, fährt er also fort:

„In einer Einleitung, in welcher die Kunst sowol als die Mäßigung und Unparteilichkeit des Verf. schon vortheilhaft hervortritt, geht er zu der Grundursache der allgemeinen Bewegung zurück, welche Europa erschütterte, und findet in der Regierung Ludwigs XV., in den neuen philosophischen und moralischen Theorien, in den Werken Voltaire's, Montesquieu's, Rousseau's u. s. w. die vorzüglichsten Anregungen zu der großen politischen Umwandlung, welche er zu schildern sich vorgenommen hat".

„Es ist wahr, er bekämpft diese Philosophie, welcher er einen unberechenbaren, vielleicht etwas zu hoch angeschlagenen Einfluß zuschreibt; aber er thut es mit so großer Mäßigung und Leidenschaftslosigkeit, läßt den genannten Schriftstellern eine solche unparteiliche Anerkennung widerfahren und zeigt sich überhaupt als einen Mann von so trefflichem Charakter, daß selbst Diejenigen, welche seine Ansichten und Meinungen nicht theilen, dem Werke ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden müssen u. s. w. Uebrigens zeichnen sich die beiden vor uns liegenden Bände auch durch einen gebildeten, immer edel gehaltenen Styl sowie durch tiefe Blicke in das politische und moralische Leben aus".

Hierauf folgt eine kurze Inhaltsangabe dieser beiden ersten Bände, und der Verf. der Recension schließt mit folgenden Worten: „Wir wünschen, daß das Werk ohne Unterbrechung erscheinen und bald vollendet, von allen Franzosen aber, welche die Sprache, in welcher es geschrieben ist, verstehen, gelesen und wohl bedacht werden möge. Die, welche des Deutschen unkundig sind, möge bald eine Uebersetzung in den Stand setzen, selbst über die großen Vorzüge eines Werkes zu urtheilen, welches uns noch mehr interessiren muß als seinen Verf."

Diese so vortheilhafte Beurtheilung eines der vorzüglichsten Werke unserer geschichtlichen Literatur findet sich in einer der frühern Nummern des „Universel", der sich durch Gründlichkeit und oft zu große Strenge des Urtheils auszeichnet. 18.

Drei Teufel in einem Leibe.

Im Jahre 1599 trieben die Mönche zu Paris mit einer gewissen Martha Brossier gewaltiges Spektakel. Dieses Weib behauptete besessen zu sein, und 3 Teufel zumal im Leibe zu haben. Der Erzbischof von Paris schickte eine Anzahl von Doctoren der Theologie und Medizin in die Wohnung der Brossier, um ihren Zustand näher zu untersuchen und zu beobachten. Die angeblich Besessene machte nun in Gegenwart dieser Herrn gewaltige Sprünge, bekam Convulsionen, verzerrte die Glieder und sprach in fremden Zungen, die Niemand verstand. Einer von den Theologen, welcher Griechisch verstand, fing nun mit dem Teufel in dieser Sprache zu reden an, bekam aber keine Antwort. Jetzt versuchte es ein Doctor der Medizin, den Satan durch Latein zur Rede zu bringen, allein es folgte abermals keine Antwort. Nun hielten die Doctoren Consilium und wurden des Schlusses einig: Der Teufel spricht alle Sprachen; die Martha Brossier, welche von 3 Teufeln zumal besessen sein will, versteht aber weder Griechisch noch Latein: also ist sie nicht besessen. Dagegen bestand sie eine andere Probe desto besser. Man stach sie mit Nadeln, ohne daß sie das mindeste Zeichen von Schmerz geäußert hätte. Die Commissarien des Erzbischofs zogen nun ab und erstatteten Bericht, wie sie die Sache fänden. Man kam zu keinem Schlusse, und wußte nicht was man denken sollte. Einige Tage darauf war die Brossier in der Genovevenkirche und begann dort ihr Spektakel wieder. Sie machte außerordentliche Sprünge, verdrehte die Glieder und schnitt abscheuliche Gesichter, daß die Leute darüber erschraken. Jetzt machten sich 4 handfeste Kapuziner an die Besessene und begannen die Teufel zu exorcisiren. Allein die Brossier setzte ihre Sprünge und Verzerrungen fort und sie mußten ihre Arbeit aufgeben. Um sich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen und den Spöttern den Mund zu schließen, sagten sie beim Abzuge: sie hätten nur das Ihrige gethan, wer von den Anwesenden es besser zu machen verstehe, möchte es versuchen. Jetzt trat ganz unvermuthet der ebenfalls unter der Menge befindliche Arzt Marescot hervor, legte seine Hand auf den Kopf der Brossier und — siehe da! alle Teufelei hörte plötzlich auf.

Da diese Geschichte großes Aufsehen und viel Gerede in allen Cirkeln der Stadt machte, so kam sie endlich auch dem König zu Ohren. Denn durch den Auftritt in der Genovevenkirche war das Uebel vergrößert worden. Man strömte nun von allen Seiten zu dieser Convulsionnaire, stritt sich über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Besessenwerdens, und vermehrte dadurch das Aufsehen und den Lärmen. Nun befahl der König, die Sache genau zu untersuchen, und übertrug seinem Generalprocurator die Einleitung dazu. Martha Brossier wurde nun aus ihrer Wohnung weggebracht und dem Criminallieutenant übergeben. Dieser gab 4 Aerzten den Auftrag, sie als eine hypochondrische oder nervenkranke Person zu behandeln. Das war wol auch das Vernünftigste, was man thun konnte. Das Volk glaubte damals noch allgemein an Besessene, und in Beziehung auf den wirklichen Fall wurde es sogar noch von einigen Geistlichen in diesem Glauben bestärkt. Unter andern predigte sogar ein Doctor der Sorbonne in der Pfarrkirche St. Benedict, es sei nicht recht geschehen, daß man die Brossier der geistlichen Behandlung entzogen habe. Denn die katholischen Priester verhindern, den Teufel zu beschwören, heiße gerade so viel, als ihnen die Ehre rauben, Wunder zu wirken und dadurch die Ungläubigen und Ketzer zu bekehren. Das Parlament fand jedoch an diesem Sermon des Doctors kein Wohlgefallen und lud ihn vor die Schranken. Da mußte er reumüthig abbitten, was er zur Ungebühr gesagt habe, und wurde hierauf zur heilsamen Buße an die Sorbonne gewiesen. Die Kapuziner, die sich schämten, daß 4 ihres heiligen Ordens über 3 Teufel und ein Weib nicht Meister geworden waren, und darum gern forterorcisirt hätten, um sich und den Exorcismus wieder zu Ehren zu bringen, predigten in ihrer Klosterkirche in gleichem Geiste wie der Doctor der Sorbonne, nur noch toller. Sie meinten, Unsinn und Lügen seien dort gefreiet. Allein das Parlament nahm ebenfalls davon Kenntniß und lud die tollen Prediger zur Verantwortung vor. Diese, um sich der Schande des Widerrufs nicht auszusetzen und den heiligen Orden nicht zu compromittiren, nahmen das Reißaus und erschienen nicht. Das Parlament sprach nun in contumaciam und verurtheilte sie zum Widerrufe. Das Urtheil wurde zum großen Leidwesen aller Patrone der Kapuziner und des Teufels an der Klosterkirche angeschlagen. Die Martha Brossier aber ward durch die ärztliche Behandlung von ihrer teuflischen Einquartirung und damit auch von der bisherigen Celebrität befreit. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 86. —— 27. März 1830.

Ulrich Hegner's gesammelte Schriften. Erster bis vierter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

Vor einem Kunstwerk äußert sich nicht nur der ästhetische Geschmack des Menschen, auch die ganze innerliche Richtung seines Charakters tritt in seinen Mittheilungen über einen empfangenen Eindruck, wenn dieselben wahrhaft und unverfälscht sind, hervor. Der redseligste Kunstrichter ist wol das enthusiastische Gefühl, das wir, wie überhaupt die Gefühlsrichtung bei der Mehrzahl der Menschen die vorherrschende sein mag, am häufigsten vor Kunstgegenständen lautwerden hören, und dem stürmische Vergötterung wie Verdammung gleich leicht zu stehen kommen. Lieber haben wir das gläubige Gemüth, das an einem einmal erkannten Schönen in der Kunst mit stiller Andacht hängt und, ohne in die ihm nicht zugänglichen Tiefen eindringen zu wollen, manche sinnige Bemerkung in seiner Sphäre zu äußern weiß, wie wir dies vornehmlich gebildeten Frauen eigen sehen. Mit den meisten Ansprüchen tritt der kritisirende Verstand vor das Kunstwerk, dessen formelles Leben seinem mit aller Kunstgelehrsamkeit bewaffneten Urtheil anheimfällt, das ihn aber, wo die geistige Freiheit der Production mächtiger wird als die Regel, gar oft verstummen läßt. Wie der Verstand die Gesetze des Kunstwerkes nachsucht, so geht die erkennende Vernunft in die Tiefen seines Lebens ein und betrachtet es, sub specie aeterni, nach seinem eigenthümlichen Zusammenhange, in dem es zu sich selbst und zu dem Allgemeinen der Kunst steht und sich gestaltet hat. Indem wir nun behaupten möchten, daß eine vollkommene darstellende Kritik sich aus allen diesen Richtungen mehr oder weniger bilden und vermitteln, mithin die Beweglichkeit des Gefühls, die Liebe des Gemüthes, die Schärfe des Verstandes und den Tiefblick der Vernunft in sich vereinigen müsse, so wollen wir doch deshalb die Kritik Hegner's, wie sie sich in den Kunstsälen von Paris vor Statuen und Gemälden alter und neuer Zeit äußert, keinem Tadel aussetzen, wenn wir in ihr keine solche erschöpfende, allseitig begründete Beurtheilung finden, sondern vielmehr nur eine subjective Auffassung und Beziehung von einem individuellen Gesichtspunkte der Betrachtung aus. Er will sich eben meist nur einer sinnigen Beschaulichkeit und Selbstbefriedigung hingeben, und in dieser Weise fehlt es denn allerdings nicht an geistreichen Bemerkungen und Reflexionen. Indem er aber vor Kunstwerken von einem gewissen idealen Schwunge, welche sonst die Kritik am meisten begeistert haben, sich weniger verweilt und äußert, wird er ausführlicher und kritischer, wo er auf das Technische und das Material in der Kunst zu sprechen kommt, dessen Kenntniß ihm in der Malerei in einem nicht gewöhnlichen Grade zu Gebote steht und ihn vornehmlich zu einem gründlichen Urtheil über solche Erscheinungen fähig macht, die der Betrachtung des kritischen Verstandes anheimfallen, und in denen mehr das Talent des Pinsels, als die Genialität des productiven Geistes für das Eigenthümliche anzuerkennen ist. Denn wie der Vernunft im Betrachten das Genie im Schaffen entspricht, so erscheint Das, was in der Kritik der Verstand ist, in der productiven Kunst als Talent. Unter den Malern, die in diese Sphäre gehören, liefert er besonders von dem Franzosen Poussin eine ausführliche und charakteristische Darstellung. In dieser Weise sagt er auch über Albrecht Dürer, dessen Schöpfungsgabe ihm ebenfalls nicht über die Grenzen eines regelrecht arbeitenden Talentes hinausgeht, manches treffende Wort. Weniger möchten und können wir jedoch den Ansichten H.'s über Das, was er in der Kunst unter Idealität zu verstehen scheint, beipflichten, wenn auch das Misverständniß vielleicht mehr in dem Worte als in der Sache liegt. Indem er eingesteht, daß die idealischen Bildungen in der Kunst sein Wohlgefallen in geringerm Grade erregen als die, welche einer wirklichen schönen Natur nachgemacht sind, „weil bei jenen sein Erfahrungstakt ihrer zweckmäßigen Einheit widerspricht, und er mehrentheils empfindet, daß diese zusammengeträumten Glieder nicht von einem Geiste belebt werden könnten, und daß ein solches Gebilde, bei allen zierlichen Verhältnissen, doch weder wahrer Gott noch wahrer Mensch sei": so wollen wir doch keineswegs daraus abnehmen, daß H. in einem empirischen Realismus der Kunstanschauung befangen sei, denn jene Idiosynkrasie der Ansicht, wenn wir es so nennen dürfen, führt, auf Kunstwerke selbst angewandt, doch zu keiner weitern Behaup-

tung, als daß er einen nach der Wirklichkeit gestalteten Epaminondas oder Alexander lieber sieht als einen erdichteten Agamemnon oder Achilles, oder lieber „die schöne Ferronière, welche Da Vinci malte, als die Helena, welche Zeuxis aus den 5 Mädchen von Crotona idealisch zusammenstudirte". Nur Das ist einzuwenden, daß hier Ideal und Idealität in jenem schlechten Sinne genommen werden, wonach sie, einer bedeutungsvollen Wirklichkeit gegenüberstehend, nichts als luftige und wesenlose Bilder der dichtenden Phantasie bezeichnen, da sich hingegen in anderer Auffassungsweise wieder sagen läßt, daß alle wahre Kunst ein Idealismus sei, und daß sie selbst die mit der prägnantesten Wirklichkeit angethanen Gegenstände, die sie in ihr Reich erhebt, idealisch gestaltet, d. h., unter künstlerischem Gesichtspunkte concentrirt und zusammenfaßt und ihnen, bei aller Treue der Nachbildung, ein Leben verleiht, das ihrer frühern, unmittelbaren Wirklichkeit gegenüber als verklärtes Dasein erscheinen muß. So werden wir selbst bei den Niederländern, welche die körperlichste und, so zu sagen, bürgerlichste Wirklichkeit malen, und die Hegner in ihrer Manier mit Vorliebe und allerdings treffend geschildert hat, die Idealität der Kunst nicht verkennen dürfen; denn wie treu auch in einem Bauerntanz von Teniers das wirkliche Leben in allen seinen erhaltenen Formen und Geberden wiederspielen mag, dadurch, daß es von der Kunst aufgefaßt und unter den Gesichtspunkt des Schönen gestellt ist, wird der materielle Stoff des Irdischen an ihm gewissermaßen geläutert und verfeinert, und seine Wirklichkeit mithin zu einer idealen umgeschaffen.

Im 2. und 3. Band der Sammlung begegnen wir den beiden productiven Darstellungen: „Die Molkenkur" und „Saly's Revolutionstage", in denen der poetische Charakter Hegner's sich in seiner schönsten Eigenthümlichkeit entfaltet. Das erstere Buch, „Die Molkenkur", hat es zwar der Form nach, die ziemlich auseinanderfällt, zu keiner vollendeten künstlerischen Gestalt gebracht. Die an sich haltungslose und die selbständige Entwickelung der Figuren beeinträchtigende Darstellung des Romans in Briefen gibt demselben immer eine mehr oder weniger kunstlose und willkürlich zusammengeschobene Construction, besonders wenn sie, wie hier, mit der an andern Orten wiederhervortretenden Erzählung des Dichters selbst abwechselt, wodurch alle Symmetrie und nothwendige Einheit der Form, deren der Roman ebensowol fähig ist und sein kann als das abgemessen gebaute Drama, zerstört wird. Schriftstellern, die bei allen Gattungen der Poesie immer mit ihrem Ich in sich selbst bleiben, und denen nicht die Macht gegeben ist, in den verschiedensten und einzelnsten Theilen ihrer Schöpfung dies Ich auszustralen und zu Gestalten hervorzubilden, gewährt auch im Roman die Briefform freilich den subjectiven Vortheil, sich in lyrischen Reflexionen leichter ausschütten zu können: ein Vortheil, den aber Hegner bei diesem Roman nicht nachzusuchen nöthig hatte, da er hier mehr als in seinen übrigen Schriften aus seiner Subjectivität herausgegangen, und es ihm darauf ankam, bewegliche und verschlungene Verhältnisse des geselligen Lebens in Weise des Romans darzustellen. Den Anknüpfungspunkt bildet allerdings auch hier seine Heimath, die Schweiz, als zum Grunde liegende Localität des Romanlebens, indem in dieser Beziehung die mannichfachen, von verschiedenen Seiten der Betrachtung kommenden Ansichten der Natur und Sitte des Alpenlandes in die Verhältnisse und Charaktere der Dichtung interessant verwebt werden. Eine gewisse „Naturempfindungswissenschaft", wie es hier genannt ist, die man als eigenthümliche, heimathliche Landesbeschauung besonders in vielen sentimental-botanisch-geognostischen Schweizerreisen und Alpenwanderungen antrifft, wird im Vorbeigehen gut bezeichnet; dagegen erhält ein anderes, in der Schweiz hervorgetretenes Phänomen der Zeit, die Pestalozzi'sche Pädagogik, die im Verlauf der Verhältnisse nebenher berührt wird, wol eine zu oberflächliche und schwankende Abfertigung. Die Romanverhältnisse selbst, die sich sehr einfach bilden und ebenso wieder auseinandergehen, bewegen sich um das beziehungsreiche Thema von Familienglück und Familienleid, indem sie sich wahlverwandtschaftlich anziehen, abstoßen und verschlingen, aber ohne jenen herben und tragischen Schluß, welchen der Göthe'sche Roman über die sich suchenden Wahlverwandtschaften des Lebens verhängt, sondern zu einer endlichen, gemüthvollen Lösung und Befriedigung. Der Einfluß des Göthe'schen Romanstyls, der durch künstlerische Darlegung und Entwickelung geselliger Lebensverhältnisse eigentlich die Urtypen der Dichtungsart aufgestellt und begründet hat, ist auch hier wol in manchen Partien und Gruppen nicht zu verkennen. Bemerkenswerth scheint uns noch an dieser Dichtung Hegner's eine gewisse Fülle sentimentaler Empfindung, die besonders in den letzten Theilen derselben fast thränenweich hervortritt und diesem Schriftsteller sonst nichts weniger als eigenthümlich ist, da er sich vielmehr anderweitig gegen alle Sentimentalität im Leben wie in der Kunst selbst durch scharfen und polemischen Witz entschieden erklärt hat. Dennoch macht sich auch bei ihm jene Sentimentalität geltend, die wir, der krankhaften gegenüber, als gesunde bezeichnen möchten; denn es gibt auch, dünkt uns, eine gesunde Sentimentalität, wie es eine kräftige Wehmuth gibt, die ebensowol ein starkes Gemüth, das sein Unendliches im Widerspruch mit dem Endlichen schmerzlich empfindet, durchziehen kann, als jene in unbestimmter Sehnsüchtigkeit zerrinnende Sentimentalität einer nervenkranken und abgespannten Zeit angehörte, und es deshalb charakteristisch ist, daß sie sich vornehmlich zuerst in den revolutionnairen achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigte, wo, im Hinstreben der ganzen Zeit zur Auflösung in der Revolution, die größte Spannung und Reizung der Nerven vorherrschte. Man könnte sie daher mit Recht die französische Sentimentalität nennen, wie sie in Göthe's „Stella" ihren Gipfel erreicht hat.

Göthe hat diese Periode bald in sich überwunden, aber der Hauch dichterischer Wehmuth, jene wahrhafte Sentimentalität, welche die überschwengliche Poesie des Schmerzes ist, zieht sich noch durch manche tiefbewegte Greisesgedichte seiner spätesten Blütenzeit.

(Der Beschluß folgt.)

Freimüthige Worte eines schwedischen Bischofs über den Zeitgeist und die Ebenbürtigkeit.

Die kräftigen Söhne des rauhen Nordens sind treu dem Lutherthum, aber nicht eben Sklaven der Vorurtheile des Alterthums. Man weiß, wie die Bauern auf dem Reichstage Rede stehen. Man höre den Bischof Tegnér zu Werid, von dessen in Lund gehaltenen „Reden" Mohnike in Stralsund einige übersetzt und 1829 herausgegeben hat (Stralsund, Trinius, 8., 12 Gr.). Wir wollen etliche Stellen aus den Reden, die er 1817 zur Jubelfeier und 1823 am Oskarstage vortrug, mittheilen, um damit zum Lesen des Buches einzuladen.

Geist der Zeit.

Der Zeitgeist verfährt wie große Feldherren: er manoevrirt, um irrezumachen; es ist nicht leicht, zu errathen, was er eigentlich beabsichtigt. Alles ist Partei für oder gegen; es ist schwer, zu urtheilen ohne Lieb' und Haß. Nothwendig indeß ist ein solches Urtheil für einen Jeden, der sein Zeitalter nicht verschlafen will. Auf dem Meere nimmt man die Sonnenhöhe, um zu wissen, wo man ist, und lenkt darnach seine Fahrt. Auf dem Lande müssen wir dasselbe thun und auf die Zeichen der Zeit achten, wenn die Zeit auf uns achten soll.

Daß die Welt sich gegenwärtig in einem entscheidenden Durchbruch zum Leben oder zum Tode, zum Licht oder zur Finsterniß befindet; daß wir auf einem Wendepunkt der Geschichte stehen; daß wir mit Einem Wort auf einem Vulkan bauen, der unter uns gährt, davon überzeugt uns die flüchtigste Aufmerksamkeit und der Ausbruch des Vulkans, den wir zu einem Theile überlebt haben. Doch diese Revolution ist sowie die Reformation ihrem innersten Wesen nach geistig; sie beabsichtigt eine Umwälzung in der Denkart, in der Wissenschaft, in der Kunst. Doch auf der andern Seite ist es der Geist, welcher die Welt lenkt, und die Denkart nimmt stets, früher oder später, Mannheit an und geht in That über.

Man spricht von Zeichen der Zeit im Süden; man fürchtet oder scheint sich wenigstens zu fürchten vor Jesuitismus und Papstgewalt; man weissagt uns eitel Finsterniß und Barbarei für die Zukunft. Ich liebe diese Nachtwächterrufe am hellen Mittage nicht; woher sollte denn wol die Papstgewalt kommen? Sie ist todt, sie ist schon längst todt gewesen, und in ihrer einbalsamirten Mumie, die noch dasteht, lebt kein Geist. Den Todten weckt Keiner, bevor er zum Gericht geweckt wird. Die lächerlichen Versuche, ihren Schatten hervorzurufen, wenn sie auch hier und da noch mit Ernst betrieben werden, müssen eher unser Mitleid als unsere Besorgniß wecken. Die Zeit ist wirklich ein für allemal der Papstgewalt entwachsen. Die Bäume, die man in unsern Tagen fällt, taugen nicht zu Religionsscheiterhaufen; das Holz ist zu naß, und die Flamme zündet nicht. Es ist einfältig, nicht einsehen zu können, daß das Mittelalter, das man uns zurückprophezeit, offenbar eine Zeit von einer ganz andern Richtung, einer ganz andern historischen Bedeutung war als die gegenwärtige. Es ist einfältig, nicht einsehen zu können, daß das ganze Bildungssystem des gegenwärtigen Europa ganz gerade der Gegensatz des hierarchischen ist. Die Hierarchie kann nicht wiederkommen. Die Ursachen, die sie nothwendig machten, machten sie für ihre Zeit auch möglich; aber diese finden sich jetzt nicht mehr; sie haben sich seit langer Zeit nicht mehr gefunden. Die Denkweisen, die sie voraussetzte, sind schon längst verdrängt. Sie ist ein Kronprätendent der, sowie der Prätendent von England, ins Kloster gegangen ist. Die katholische Kirche steht noch; aber eigentlich wohnt doch ein ganz anderer Geist in ihr. Von dem alten papistischen Spuk hat Europa ebenso wenig zu fürchten, als die Insurgenten in Amerika von dem todten heil. Ignatius zu fürchten haben dürften, den ein gewisser katholischer König jüngst zum Feldmarschall ernannt haben soll.

So laßt uns denn den Geist der Zeit nicht härter beurtheilen, als er es verdient. Laßt uns gegen seine Ausschweifungen eifern, aber darum das Gute nicht verkennen, das ihnen zum Grunde liegt. Die neue Zeit ist noch ein Jüngling, und alle Jugendkraft ist gewöhnlich übermüthig; sie liebt die Uebertreibung und beginnt gern damit, sich Platz zu machen. Wir müssen auch nicht vergessen, daß die Einseitigkeit der frühern Zeit die der gegenwärtigen geweckt und gereizt hat. Wir müssen nicht vergessen, daß die neue Zeit wie ein Arzt gekommen ist, und daß die Krankheit, welche geheilt werden sollte, gefährlich und tief eingewurzelt war. Laßt uns daher den Arzt nicht tadeln, wenn er strenge ist, wenn er tief in die Brust der Zeit schneidet; denn es ist ein Krebsschaden, den er wegschneiden muß. Unsere Zeit ist wie Luther's Zeit eine Zeit der Unruhe und des Kampfes; aber ich meines Theils bin überzeugt, daß aus dem Streit der kämpfenden Elemente eine bessere, eine schönere Schöpfung hervorgehen wird; denn der ordnende Geist schwebt schon über der Tiefe. Laß sie brausen, laß sie ihren Schaum werfen! Aber das Licht wird noch einmal sich scheiden von der Finsterniß, und wenn Alles vollendet ist, wird eine veredelte Menschheit hervorgehen; aufgerichtet wird sie sich hinstellen mitten in der neuen Schöpfung und mit dem Sterngewölbe sich krönen.

Am Oskarstage 1823.

Glücklich sind Diejenigen von den Mächtigen der Erde, welche, wie der Oskar des Nordens, bei einer Einzigen Alles vereint finden, was das Herz und die Politik fodern, Alles, was der Liebhaber und der Fürst sich wünschen können. Was das Erstere betrifft, so gibt es nur eine Stimme im Lande; denn die Schönheit macht sich geltend, wohin sie kommt; die Anmuth erobert die Herzen, und Güte und Unschuld bewahren sie. Aber betrachten wir nun auch das Letztere, so zweifele ich, daß es in Europa möglich gewesen wäre, eine glücklichere Wahl zu treffen, nämlich in Hinsicht unsers Landes und unsers Zeitalters. Denn in ihrer Geburt vereinigt die Prinzessin Josephine gerade die beiden streitenden Elemente, welche jetzt um die Welt kämpfen, sie verbindet die alte und die neue Zeit. Ihr fürstlicher Vater ist wie mancher andere ausgezeichnete Mann der Sohn seiner eignen Thaten; sein Stammbaum wächst auf seinem Schwert, und seine Verdienste sind seine Ahnen. Aber von mütterlicher Seite stammt sie aus einem der ältesten Fürstenhäuser Europas, welches dazu seinen Ursprung aus der gemeinsamen Wiege, aus dem alten Norden herleitet. Durch ihre Abstammung versöhnt sie mithin die Ansprüche der Geburt und des Verdienstes, die Foderungen der Fürsten und der Völker, den Stolz der alten und die Heischungen der neuern Zeit. Wir leben in Zeiten, in welchen eine Zufälligkeit wie diese nicht als gleichgültig angesehen werden kann. Es ist auch, wie ich dafürhalte, dieser Umstand es recht eigentlich, welcher der Feier dieses Tages eine eigne Bedeutung gibt; er ist es, wodurch dieser Tag sich bestimmt von vielen andern seiner Art unterscheidet. Die Weltgeschichte ist voll symbolischer Begebenheiten, und die Verbindung, deren Feier wir jetzt begehen, ist, nach meiner Ansicht, eine solche. Sie ist das Symbol einer Versöhnung zwischen feindlichen Kräften, die auch für unser Land und noch mehr für andere mit jedem Tage nothwendiger wird; sie ist das Sinnbild des Friedens,

sie ist, was der Regenbogen war für Noah, da die Flut verronnen war.

Was der geistvolle Bischof sonst noch auf den 1819 verstorbenen Grafen Oxenstierna, was er über verunglückte, a priori, ohne auf Geschichte und Volksthümlichkeit Rücksicht zu nehmen, erbaute Constitutionen und sonst noch Alles zeitgemäß sagt, verdient die sorgsamste Beherzigung. 30.

Vorschule der deutschen Grammatik, für Studirende und obere Gymnasialclassen. Ein Versuch zu einer philosophisch-kritischen Einleitung in das Sprachstudium, von K. Rosenberg. Berlin, Duncker und Humblot. 1828. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Sprache, Verkörperung des Gedankens, ist den Denkgesetzen unterworfen. Sie entstand aus dem Bedürfniß innerer und äußerer Mittheilung, und einige Achtsamkeit überzeugt uns, daß wir gar nicht fähig sein würden, Wahrnehmungen zu verbinden, zu sondern, festzuhalten und zurückzurufen, wenn uns versagt wäre, bleibende Bezeichnungen dafür zu gewinnen. Dadurch vorzüglich unterscheidet sich das Menschenthier von den sprachlosen, die jenes sonst an Lebhaftigkeit, Schnelle und Schärfe der Sinne, an mancher Fertigkeit, ihren Trieben zu genügen, augenscheinlich übertreffen. Was ihm Herrschaft über sie und die Naturkräfte der Erde erworben hat, und zu vermehren fortfährt, ist mehr oder weniger an Besitz und Gebrauch des Sprachvermögens gebunden, und es kann Niemandem gleichgültig sein, den ihm erreichbarsten Grad der Anwendung einer so wohlthätigen und unentbehrlichen Fähigkeit zu erlangen. Keine Sprache der Erde ohne Vernunft, keine irdische Vernunft ohne Sprache. Darum haben sich von jeher die geistreichsten Völkerschaften durch Ausbildung der ihrigen ausgezeichnet, und mit Recht ward sie ein Hauptgegenstand alles Schulunterrichts. Aber indem man sich begnügte, ihre herkömmlichen Vorschriften einzuschärfen und zu handhaben, ohne die Gründe und Veranlassungen derselben aus Vernunftgesetzen darzulegen, schwächte man die Theilnahme der Lehrlinge, benahm ihnen Sinn und Lust, dem Gedächtniß einzuprägen und zu befolgen, was ihnen so schwer gemacht ward zu begreifen. Sie verweigerten der Willkür, was sie der Ueberzeugung dankbar eingeräumt hätten. Ganz im Gegentheil ist nicht blos Studirenden und Gelehrten, sondern jedem Sprecher und Schreiber angenehm, zu erkennen, was unerläßliche Bedingnisse aller mündlichen und schriftlichen Aeußerungen sind, worauf die Verständlichkeit der Mittheilung beruht, wonach er in der Sprache zu suchen hat, die ihm nicht fremd bleiben soll. Den Zweck erfüllt das vorliegende Buch. Es entspricht seinem Titel und gewährt auf 30 Bogen eine Belehrung, die keine in die Philosophie der Sprache gehörige Frage unberücksichtigt läßt, und bei keiner länger oder kürzer verweilt, als die Wichtigkeit des Gegenstandes erfodert. Vertraut und befreundet mit den Sprachen des classischen Alterthums, empfänglich für jedes glückliche Ergebniß der Vernunft und des Wohllauts, mit ältern und neuern Forschern wohlbekannt und ihre Verdienste nicht verhehlend, gerecht gegen Vergangenheit und Fremde, ohne der Gegenwart und Heimath etwas zu vergeben, treu der Geschichte, so weit sie reicht, der Vermuthung, wenn sie ihre Lücken ausfüllen muß, dieses Recht einräumend, ohne sie für unumstößliche Gewißheit auszugeben, hat der Verf. seine Aufgabe meisterhaft gelöst und darf auf ungleich mehr Beifall rechnen, als seine unverkennbare Bescheidenheit in Anspruch nimmt. Ein zugängliches Werk so reichen, gediegenen und anziehenden Inhaltes, das manches Räthsel entziffert, welches der Nichtunterrichtete für unerklärlich hält und wol auch dem Unterrichteten zu schaffen macht, muß jedem Gebildeten willkommen sein und die Verbreitung des Wissens wesentlich fördern. Daß der Verf. sich aller gehässigen, zum Theil nicht unverschuldeten, oft naheliegenden Seitenblicke auf seine Vorgänger und Mitwerber enthält, ist eine zu seltene Erscheinung, um nicht ausdrücklich bemerkt zu werden. Voraussetzen ließ sich, er wisse, was er so wohl verstanden, auch verständlich auszudrücken; und in der That wird der aufmerksame Leser auf keine Schwierigkeit des Vortrags stoßen. Sollte indessen, wie sehr zu hoffen und aus unbefangener Ergebenheit für die gute Sache sehnlich zu wünschen ist, das Publicum Selbstliebe genug besitzen, um bald eine neue Auflage des gelungenen Werks zu fodern, so findet dessen verdienter Urheber vielleicht, daß hier und da ein einzelner Satz, eine wichtige Lehre noch faßlicher erläutert, noch anschaulicher ausgedrückt werden könne, ohne der Gründlichkeit, Tiefe und Gedrängtheit seines Vortrags Eintrag zu thun. Möge ihm dann auch gefallen, die Schriften der Gewährsmänner, auf die er sich gern beruft und deren Ansichten er theilt, nach ihrem Titel und vorzüglichen Ausgaben dem Unkundigen nachzuweisen! Das wird den Raum nicht bedeutend anschwellen und die allgemeine Brauchbarkeit des schätzbaren Handbuchs noch vermehren. 42.

Notiz.

Was Rußland die Bewachung der Presse kostet.

Laut eines Artikels in der „Revue encyclopédique“ ordnete der verstorbene Kaiser Alexander, auf den Rath des Ministers des Unterrichts, Peter Zavadowski, eine Censurcommission in Petersburg an, die 1804 ins Leben trat und aus 3 Censoren bestand, von denen jeder einen Jahrgehalt von 1200 Rub. bekam; ferner aus einem Secretair mit 750 R. Gehalt. Außerdem wurden noch 1000 R. zu den Kosten des Bureau u. s. w. angewiesen, sodaß sich das Ganze auf eine Summe von 5350 R. belief, welche auf die für die Universität in Petersburg bestimmten Fonds angewiesen war. Zwanzig Jahre später stand die Sache jedoch bereits ganz anders, und die Censuranstalt kostete dem Lande damals schon nicht weniger als 90,150 R., nämlich 48,000 R. die Censurcomité in Petersburg, und jede der ähnlichen Anstalten in Moskau, Dorpat und Wilna 14,050. Ungefähr 2 Jahre später (1828) erschien ein neues Reglement, welches diese Kosten bis zu der Summe von 113,700 R. brachte, die folgendermaßen verwendet sind: die Generaldirection 10,000, die Censurcomité in Petersburg 18,500, die Censur fremder Schriften 38,000, die Censurcomité in Moskau 12,000, in Dorpat und Wilna 15,000, in Charkow und Kasan 7200, in Riga, Odessa, Reval und Mitau 13,000. Unter der besondern Specification der Ausgaben findet man einzelne Personen mit einem bis 3000 R. steigenden Gehalt, eine Summe, die bedeutend in einem Lande erscheint, wo die Angestellten im Ganzen nicht außerordentlich bezahlt sind. Der Chef der Censur für fremde Bücher erhält 3000 R. Tafelgelder, und die beiden ersten Censoren jeder 1000 R. Logisgeld. Das im J. 1804 erschienene Censurreglement bestand aus 47 Art., abgetheilt in 3 Capitel; das 1826 publicirte (ein Werk des Ministers des öffentlichen Unterrichts, Alexander Tschitschakoff) besteht in 19 Capiteln, enthaltend 230 Artikel, und das 1828 ausgegebene in 158 Art., die in 4 Hauptabtheilungen und 17 Cap. zerfallen. Als Anhang findet sich noch ein Reglement in 18 Art. in Betreff der Rechte der Autoren in Rußland. *) 9.

*) In Nr. 156—157 d. Bl. f. 1829 haben wir ausführlich über das neueste russische Censurgesetz berichtet. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 87. — 28. März 1830.

Ulrich Hegner's gesammelte Schriften. Erster bis vierter Band.

(Beschluß aus Nr. 86.)

Am bekanntesten und beliebtesten ist bisher unter Hegner's Schriften die Geschichte von „Saly's Revolutionstagen" geworden, die besonders von Tieck in einem Briefe an Solger und in einem Aufsatz in der dresdner „Morgenzeitung" eine ehrenvolle Erwähnung gefunden hat. Die anmuthigste, gebildetste Form verbindet sich hier mit der originellsten Gesinnung und einer Frische, Einfachheit und Naivetät, die uns oft vergessen lassen könnte, daß wir das Buch eines modernen deutschen Schriftstellers, bei dem wir, wenn er von einiger Bedeutung ist, immer eine mehr oder weniger aufgeregte und sich geltendmachende Innerlichkeit im Hintergrunde erblicken, vor uns haben, indem diese hellen, unverkümmerten Schweizergebilde eine ähnliche Erquickung wie die naturkräftigen Gestalten Homer's gewähren. Diese Einfalt tüchtiger Gesinnung, die besonders im Charakter des Saly, der Hauptfigur dieser Erzählung, hervortritt, bildet aber hier eben den Gegensatz zu der düstern und verwirrungsvollen Zeit der Schweizerrevolution, welche den Grund und Boden der Dichtung ausmacht, und in deren Mitte auch für den Verfasser die Entstehung seines Buches fällt. Er sagt darüber in dem allgemeinen Vorwort zu diesen gesammelten Schriften: „Meine älteste Schrift von einigem Umfang waren Saly's Revolutionstage, denn sie entstand schon 1798, als ich in der Hauptstadt des Cantons im täglichen Umgange mit bedeutenden Feinden und Freunden der Revolution ein lebhaftes Bild von beiden und ihrem Thun und Treiben aufgefaßt hatte, ein Bild, das sich mir beständig vor Augen drängte und um so wahrer sein konnte, weil ich keiner Partei besonders huldigte, eben weil Alles Partei war". In dieser Weise, wie H. hier seinen Standpunkt zur Revolution bezeichnet, bewegt sich auch Saly in der Dichtung, inmitten der allgemein unsicher und wankend gewordenen Verhältnisse der Zeit, in die er unwillkürlich mit hineingerissen worden, mehr in einer beschaulichen als thätigen Theilnahme, indem er aus dem Sturm der aufrührerischen Parteien, von denen ihm wider seinen Willen eine Rolle aufgenöthigt ist, unaufhörlich zurückstrebt in die Stille seines friedlich geborgenen Familienkreises. Er gehört eben zu den Naturen, deren sich der Geist der Weltgeschichte zur Vollbringung seiner Thaten nicht zu bedienen pflegt, sondern denen es von einem milden Geschick meist vergönnt ist, sich in stiller Duldung und in einem frommen Glauben an die Vorsehung in ihr Inneres zurückzuziehen und den qualvollen Kampf des nach neuer Gestaltung ringenden Völkerlebens draußen vorbeirauschen zu lassen, wenn nicht der in solchen Epochen der Geschichte mächtig werdende Dämon der Zerstörung auch den von der That Ferngebliebenen in den allgemeinen Untergang begräbt. Es liegt daher nicht im Plan dieser Dichtung, die Schweizerrevolution in ihrem eigentlichen historischen Verlauf darin aufzufassen, sondern nur im Bezug und Verhältniß zu einer solchen Individualität, wie sie im Charakter des Saly mit vorherrschend subjectivem Interesse des Dichters selbst geschildert ist, und die Darstellung bricht da ab, wo „die grelle Wirklichkeit der Zeit" wie sich der Verf. im Vorwort darüber ausdrückt, „auch mit den mildesten Farben nicht zu decken gewesen wäre". Dem düstern Hintergrund des Gemäldes gegenüber zeigen sich neben Saly noch manche andere wohlgelungene Bilder einer solchen still in sich ruhenden, von dem wilden Streit der Kräfte sich abwendenden Gemüthlichkeit, vornehmlich in seelenvoller Weiblichkeit die zarte Gestalt der Klara, die den frischen Blütenhauch eines Schweizerfrühlings durch das ganze Gedicht verbreitet. Die Kunst, welche der Verf. bei der Darstellung solcher und ähnlicher Figuren und Gruppen, die ihm ganz eigenthümlich angehören, geübt hat, könnte fast in ihrem Verdienst übersehen werden, da wir mit diesen Charakteren, die in ihrer Natürlichkeit zugleich in einer so klaren und entschiedenen Form vor uns hintreten, wie mit wirklichen, uns liebgewordenen Personen umgehen, und ihre Begebnisse, wie sehr sie auch zuweilen ein unscheinbares Kleinleben berühren, mit der vollen Gewalt der Wirklichkeit so ergreifen, daß wir es oft vergessen, einen Roman gelesen zu haben. Der Mangel eines befriedigenden Zusammenschlusses des Buches, das in seiner ersten Ausgabe (Winterthur, 1814) in dieser Hinsicht nur abgebrochen erschien, ist in dieser erneuten, auch sonst hin und wieder zweckmäßig ver-

besserten Gestalt durch Hinzufügung eines gefälligern Schlusses gehoben worden.

Der 4. Band von H.'s Schriften enthält kleinere, vermischte Reiseskizzen, die theils wieder in Beschauung heimathlicher Localität verweilen, theils auf Betrachtung von Kunstgegenständen und vornehmlich der besonders von ihm begünstigten Malerei sich richten, ganz in der Weise und Eigenthümlichkeit, die wir oben näher zu charakterisiren gesucht haben, zumeist schon ältern, aber nichtsdestoweniger frischen, und heiterer, empfänglicher Betrachtung geöffneten Lebensjahren des Verfs. angehörend. Es sind: „Briefe aus dem bernerischen Oberlande, 1804"; „Tagebuch einer Reise nach München, im J. 1816"; und eine „Schweizerische Berg-, Land- und Seereise vom J. 1817". Diese Aufsätze haben so sehr das Anziehende einer geselligen Mittheilung und machen, unbeschadet ihrer ausgebildeten Form, so wenig Anspruch auf irgend ein literarisches Verdienst, daß uns bei ihnen einfällt, was der Verf. in dem allgemeinen Vorwort zu seiner Sammlung über sich bemerkt, „daß er es eigentlich nie darauf angelegt, ein Schriftsteller zu werden, obwol er Manches aufgezeichnet habe". Wenn wir es auch mit einem solchen Geständniß, dem wir billig kein großes Gewicht beilegen, nicht allzu genau nehmen, so gehört doch H. allerdings, was auch sonst seiner Individualität entspricht, nicht zu den Schriftstellern, die mit voller Rüstung ausziehen, sich einen Platz in der Literatur zu erobern, und wie Themistokles, der wegen der Trophäen des Miltiades nicht schlafen konnte, rastlos eine Heldenrolle in der Zeit spielen *wollen*. Ein heiteres Streben, sich zu bilden und im künstlerischen Schaffen und Mittheilen eignen Genuß und neue, innere Anregung zu finden, zieht sich mehr oder weniger durch alle seine Schriften, die so von jedem krampfhaften und überreizten Ringen, das so viele literarische Erscheinungen der Zeit charakterisirt, ferngeblieben, das Bild eines gefälligen und eigenthümlichen Einzellebens uns gewähren. Wie wenig auch ein solcher Charakter an gewissen Entwickelungskrankheiten des Lebens in Reflexion oder Speculation Theil genommen zu haben scheint, so ist es um so erfreulicher, an ihm zu bemerken, wie er in seiner Weise zu einer ebenso tüchtigen und in wahrer Erkenntniß des Menschlichen und Göttlichen ruhenden Bildung ohne verwirrungsvollen Kampf gelangt ist. In dieser Hinsicht bieten seine Schriften, voll gesunder Schweizerluft, naivem Witz und treuherziger Gesinnung, einen kräftigen und erquickenden Gegensatz zu mancher Verworrenheit, innerlicher Siechheit und verzweiflungsvoller Ironie neuerer literarischer Erscheinungen dar. Ein fünfter Band derselben, den wir noch erwarten, soll, der Ankündigung nach, Gedichte enthalten.

55.

Mérimée.

Es lebt jetzt in Frankreich ein junger Schriftsteller, dessen Talent charakteristischer ist als irgend eines. Ich meine Mérimée, den Verf. des „Théâtre de Clara Gazul", der „Jacquerie" und der „Chronik Karls IX." Er trat in dem Augenblicke in Frankreichs literarische Welt, wo ein dunkler und blinder Instinkt sie zu einer Umgestaltung und zu neuen Theorien trieb, wodurch die Grenzen der Kunst erweitert werden konnten, wo aber Niemand wußte, wo man sich eigentlich hinwenden solle. Mérimée schlug gleich den rechten Weg ein; denn er folgte der Einfalt, der Natur und der Wahrheit. Er verwarf die poetische Ueberschwängerung, die weibische Gesuchtheit und die verliebte Zärtlichkeit der Sprache, die ihr bis auf den heutigen Tag einen glänzenden und riechenden Firniß geben. Das größte Verdienst an einem Schriftsteller liegt gewiß darin, daß er in seinem Buche nicht hervortritt, und daß sich sein Schatten nicht zwischen den Leser und das Buch drängt. Mérimée verschwindet ganz in seinen Schriften, sodaß ihr Leser volle Illusion hat und eher im Theater, als in einem Buche zu sein wähnt. So ist es mir wenigstens, wenn ich Mérimée's Schriften lese. Auf der andern Seite bin ich aber auch manchmal recht übler Laune geworden, wenn ich sein „Théâtre de Clara Gazul" gelesen und am Ende eines Stückes gefunden habe, daß sich der Verf. über sein Buch und über den Leser lustig macht. Dies kommt mir immer vor, wie ein närrischer Maler, der ein gutes Gemälde vollendet hat und einen gewaltigen Strich mit schwarzer Farbe durchmacht, wenn er sieht, daß es den Leuten gefällt.

So stößt man auch in der „Chronik Karls IX." auf ein Capitel, wo der Verf. auf einmal den Faden der Erzählung abreißt und die erstaunten Leser um seinen Schreibtisch versammelt, um ihnen auf die längste und unnöthigste Weise von der Welt, jedoch verblümt zu erklären: Ich bin nun eures Beifalls gewiß; wenn ihr in meiner „Chronik" einen Kram bedeutender historischer Namen à la Walter Scott erwartet, so habt ihr euch gewaltig verrechnet. Darauf macht er sich über die Marktschreierei mit pompösen Namen, brillanten Beschreibungen und Hofsceneń lustig, die sich ein Schriftsteller, der für die Nation schreibt, nicht erlauben sollte. Nach dieser unangenehmen Episode kehrt Mérimée gleichsam mit verhängtem Zügel zu Karl IX. und seiner Zeit zurück und vollendet sein meisterliches Gemälde.

Nimmt man diese Mängel aus — denn ein Fehler ist es, wenn ein Schriftsteller auf Originalität Jagd macht und die gewohnte Straße verläßt, um auf dem Seil zu tanzen —, so zeigt sich in Mérimée ein großer Fortschritt und ein Streben aufwärts. Er beherrscht seinen Gegenstand, er beherrscht sich auch selbst und läßt sich nicht zu so breitem und langem Flusse der Beschreibung herab, wie Walter Scott. Fern von der pittoresken Weitläufigkeit des schottischen Dichters, weiß er doch den Leser mitten in die Scene zu versetzen und ihm Alles zu zeigen, was er sehen soll. Dazu genügen ihm aber nur einige gedrängte, aber klare Worte, 2 oder 3, die aber eindringen und sich ins Gemüth graben. Seine Beschreibungen sind in großen Zügen, seine Farben lebendig, aber ohne Gefallsucht, seine Erzählungen ganz einfach und ohne Wortschwall. Es liegt ihm mehr daran, den Helden, als die Scenen eines Dramas darzustellen, er will keine Vorlesung über Poesie, sondern über das menschliche Herz halten. Daher kommt es auch, daß die lesenden Frauen behaupten, Mérimée habe kein Gemüth und Gefühl, und er komme ihnen vor wie eine Art Mephistopheles, der auf Gräbern sitzt und über den Tod lacht. Es ist allerdings nicht zu leugnen, in seiner Darstellung liegt etwas, das zur Verzweifelung bringt, wie die Fatalität, etwas so Unbeugsames wie das Schicksal selbst. Bei ihm ist nicht an die französischen sich immer wiederholenden Lieblingsideen von Liebe, Ruhm, Ehre, Glück und Tugend zu denken. Alles dies ist ihm zu weit ausgeholt und zu gesucht. Auf dem Grund seiner Ideen liegt etwas Verzweifelndes; denn ihm ist der Mensch ein gefallener Erzengel, eine Mischung von Dreck und Gold, ein elender Stoff,

durch den ein göttlicher Stral bringt, zu gleichen Theilen aus Gutem und Bösem geknetet. Ihm nach soll man keine Tugend zu sehr bewundern, weil ihr Berechnung, man soll aber auch kein Verbrechen zu unbedingt verdammen, weil ihm bisweilen Edelsinn und Großmuth zum Grunde liegt. So macht er den Leser fast jeden Augenblick in seinen Gedanken, in seinem Urtheil irre. Er veranlaßt ewigen Kampf, unvorhergesehene Gegensätze und Widersprüche; denn bei ihm ist, wie im Leben, nichts Fixes und Vollständiges, nichts durchaus Reines und durchaus Unreines; er zerlegt mit kaltem Blut das menschliche Herz und bringt alle seine Kammern und Fasern ans helle Tageslicht.

Man lese die „Jacquerie", da wird das Gefühl jeden Augenblick irregeführt. Sehe nur Einer den ehrwürdigen Pater Jean, diesen Mann voll Geist, Kraft und Muth an. Mit Eifer stellt er sich an die Spitze der unglücklichen unterdrückten Bauern, die unter dem feudalen Druck schmachten und von ihren Zwingherren gemishandelt werden. Er ist der Bauern Freund, Arzt, Tröster und Vater. Dabei handelt er ganz nach seinem Herzen und nach seinem Sinn wohlzuthun. Aber Rache mischt sich in seine Handlungen, er ist bei der letzten Wahl nicht zum Abt seines Klosters erwählt worden, man hat ihm einen dummen Menschen von altem Adel, den Bruder des Barons, vorgezogen, der in der Gegend herrscht. Freilich wäre dieser Jean ein trefflicher Abt gewesen und würde das Glück seiner Klosterleute gemacht haben, wenn er die Stelle erhalten hätte, die dem Verdienst und den guten Eigenschaften nach kein anderer Klosterbruder erhalten durfte. Nun aber bekam er sie nicht, ward darüber erboßt und gegen die Familie des Barons aufgebracht. Indem er sich an die Spitze der aufrührerischen Bauern stellte, konnte er sich am empfindlichsten an derselben rächen. So kommt also sein Zorn seiner Menschenliebe trefflich zustatten, und er kann sich zu gleicher Zeit an den Mönchen rächen, die ihn nicht zum Abt gewählt hatten. Ein anderer Schriftsteller soll diesen Charakter behandeln, und man wird sehen, wie er seine Wahrheit und Schärfe verliert. Er wird Uebergänge, Halbtinten, geschickte Entschuldigungen, rechtfertigende Ereignisse anbringen, und dadurch wird Jean aus einem Widerspruch in den andern verfallen. Der Autor wird sich unsägliche Mühe geben, um rechtes Licht in seinen Gegenstand zu bringen; oder er verfällt vielleicht ganz in einen andern, ganz fremden Charakter. Dahin bringt das Streben nach Einheit, wo die Natur keine kennt. Aber nicht nur Menschen und Charaktere stellt Mérimée mit überraschender Wahrheit dar, sondern auch Ereignisse. Wer da Glück und Freude durchaus zum Schluß eines Dramas oder eines Romans haben will, muß nicht zu Mérimée kommen. Elendiglich und gerade sowie im Leben läßt er junge, schöne Frauen und liebende Jünglinge umkommen. Darauf geht er seines Weges, als wenn nichts geschehen wäre. Er macht es wie wir, er vergißt und beschreibt etwas Anderes. So ist es in der Welt, so ist es in der Wirklichkeit. Nur in den abgezirkelten, von aller Wahrheit entfernten Dramen gibt es Helden, deren Seele mit Keilen an den Körper festgemacht ist.

Mérimée nähert sich weniger dem Drama und dem Roman als der Geschichte. Ja, er geht noch weiter! Da, wo Froissart's „Chronik" nichts von der „Jacquerie", d. h. von dem Aufstand unterdrückter Bauern gegen den unmenschlichen Adel im 14. Jahrhundert sagt, weil sie sich nur mit Rittern und ritterlichen Dingen beschäftigt und sich nicht um das Volk, sein Thun, Leiden und Hoffen kümmert, in diesem Dunkel der französischen Geschichte erräth er eine ganze Epoche, die kein Historiker beschrieben hat, und seine Einbildungskraft füllt die Lücke so meisterlich aus, als sei er in der Zeit gegenwärtig gewesen. So gibt er den Traum seines Gemüths über ein Ereigniß, das einseitige und kurzsichtige Chronikenschreiber nicht besprochen haben, weil ihr Gesichtskreis allzu eng war und sich nicht über Ritterburgen und Königsresidenzen erheben konnte. Mérimée gibt aber keine dürftige Erzählung, sondern das Resultat wahrer geistiger Forschung. Seine „Jacquerie" ist ein ganzes Geschichtsbuch, das nach den Analogien der Zeit in andern Ländern geschrieben wurde.

Uebrigens kann Mérimée nicht, wie er will. Ihm fällt es nicht ein, ein Drama nach dem Geschmacke vieler Leute einzuleiten, nach Regeln zuzuschneiden und abzuspinnen. Er bekümmert sich nicht darum, was Aristoteles, Horaz und die Neuern gesagt haben. Wie er schreibt, so stand es vor seinen offenen Augen. Er hat die Welt und ihre Gesetze recht angeschaut, er hat gesehen, daß sich die Ereignisse oft widersprechen, durchkreuzen und bekämpfen, und daß sie sich selten um den Willen und die Wünsche der Menschen kümmern. Mit großer Aufmerksamkeit hat er die menschliche Natur, ihr Schwanken, ihr Herrschen und Dienen, ihren seltenen Sieg und ihr häufiges Unterliegen betrachtet. Er bekümmert sich nicht um die alten und neuen Vorschriften der Literatur. Keck greift er ins Leben und malt es mit seinen Kämpfen und seinem Todesringen. Er ist nur Maler und will nichts weiter sein. Alles Uebrige kümmert ihn nicht.

Darum wäre es auch unnütz und thöricht, wenn man ihm rathen wollte, seine Begeisterung zu mäßigen und hier und da Fesseln anzulegen, diese oder jene Farbe zu vermeiden, eine andere zu gebrauchen. Wollte er es auch, er könnte es nicht. Was der bessere Schriftsteller in seiner Einbildungskraft sieht und niederschreibt, das sieht er wirklich. Seine Leute stehen vor ihm, er sieht sie handeln und hört sie reden. Mit einem Wort, er ist nur Abschreiber des großen Dramas, das, sozusagen, ohne seinen Willen und unabhängig von ihm spielt. 17.

Theorie der Politik, oder Untersuchung der zukünftigen Verhältnisse der Staaten des alten Continents, von J. W. Schmitz. Berlin, Krause. 1829. Gr. 8. 20 Gr.

Die Politik ist in der neusten Zeit so weit vorgeschritten, daß sie sogar die Ereignisse der Zukunft aus den Conjuncturen der Gegenwart wie ein arithmetisches Exempel auszurechnen gelernt hat. Ob mit arithmetischer Gewißheit? das ist eine andere Frage. Allein zu leugnen ist nicht, daß das oben angezeigte Schriftchen in dieser Art der politischen Combination wirklich Ausgezeichnetes leistet, indem es, von den geläutertsten und moralischsten Grundsätzen ausgehend, mit wahrhaft mathematischer Consequenz die politischen Hauptaxiome auf die gegenwärtigen Verhältnisse der Staaten und Mächte anwendet und daraus ein Tertium für die Zukunft gewinnt, das ebenso sehr das Interesse des Staatsmannes erregt, als es mit dem politischen Gemeingefühl übereinstimmt. Wir geben daher die Hauptresultate der Schrift, welche übrigens ähnliche Bearbeitungen anderer philosophischer Disciplinen verspricht, in einer gedrängten Zusammenstellung, die jedoch die eigentlichen Exempel nicht aufnehmen, sondern nur das Facit derselben darstellen kann.

Freiheit, sagt der Verf., liegt allein in der Gerechtigkeit; nur wer gut ist, ist frei. Die Aufklärung führt zur Freiheit, weil sie den Menschen veredelt und dadurch gerecht macht. Die Geschichte der Völker fodert Vereinigung derselben; darum wird namentlich Europa, das bisher noch zwischen den Extremen des Despotismus und der Freiheit schwebte, während Asien den vollendeten Despotismus und Amerika die vollendete theoretische und praktische Freiheit darstellt, nur in große Massen geschieden bestehen können. Rußland, Deutschland und Frankreich sind solche Hauptmassen. Deutschland wird sich jedoch zu hüten haben, daß es

nicht aus der Reihe der Länder gestrichen werde, wie fast schon unter Napoleon! Vielleicht wird der ganze Continent sich zu Einem großen Reiche vereinigen. Doch ist zu erwarten, daß Frankreich, Rußland und China sich immer in ihrer Freiheit und Untheilbarkeit erhalten werden. Das Mittel der Macht sind heutzutage die Finanzen und die Nationalgewerbsamkeit; sie machen allein die Macht aus. (Dies wird sogar durch eine Tabelle anschaulich gemacht.) Es ist also auch der auswärtige Handel der einzige Vermehrer des Wohlstandes und der Macht der Länder, er allein ist es, der die Weltherrschaft begründet. Dieser Handel ist daher allgemein freizugeben. Wo jedoch Prohibitionen stattfinden, da müssen sie auch gegenseitig ausgeübt werden. Bei Erschöpfung des Bodens eines Landes ist Anlegung von Colonien nöthig; wo diese nicht geschehen kann, da wandere man aufs Gerathewohl aus, wie es die Griechen und Römer thaten. Kriege müssen nicht gegen cultivirte, sondern blos gegen rohe und nicht civilisirte Nationen, von denen Vortheile zu hoffen sind, unternommen werden, ja selbst der Eroberungskrieg rechtfertigt sich durch diese Ansicht, sowie durch den Zweck der Verhinderung militairischer Verschwörungen im Innern. (Das ist echt jesuitisch!) Die Basis der Macht, bestehend in Fruchtbarkeit des Bodens und Aufklärung des Volks, wechselt stets in den einzelnen Ländern; so wechselt auch stets die Macht selbst. Wo aber Fruchtbarkeit und Aufklärung nicht im Steigen begriffen sind, da steht die wirkliche Macht still, und wo diese stillsteht, da ist die politische Macht rückgängig. (Auch dies wird durch eine Tabelle anschaulich gemacht, in welcher Rußland als der am meisten und durchgängig im Vorschreiten begriffene Staat sich darstellt.) Gleichheit der Kräfte einzelner Staaten wird am meisten durch Thätigkeit dieser Kräfte zur Ungleichheit. Das politische Gleichgewicht ist ein leerer, rein illusorischer Begriff; denn das ganze politische Dasein ist nur ein immerwährendes Steigen und Sinken. England spricht freilich von diesem Gleichgewicht unaufhörlich; allein in der That meint es damit sein Uebergewicht über die anderen Staaten. Das politische Gleichgewicht ist für England das politische divide et impera. Frankreich hat sich, durch sein Benehmen nach der Revolution und in der neuesten Zeit gegen England in Betreff der russisch-türkischen Sache, selbst um seine politischen Triumphe gebracht. Frankreich darf sich nicht von England abhängig machen, dessen Macht auf der Ausschließung, d. h. auf der Hintertreibung fremder Eroberungen beruht; es muß sich vielmehr an den Norden, dessen hohe Culturstufe und Macht es anzuerkennen genöthigt ist, gegen England anschließen. England, so unverhältnißmäßig gegen seine Zahlmacht es auch durch Industrie, politisches Ausschließungssystem, beträchtliche Anleihen, reiche Colonien und Seehandel an politischer Macht groß ist, verhält sich doch in der Gegenwart meist stillstehend, in vieler Hinsicht sogar gänzlich zurückgegangen, daher ist seine politische Macht durchaus — sinkend. Deutschland, obschon es das aufgeklärteste, gesittetste, gutmüthigste und fleißigste Volk umfaßt, ist politisch am meisten gemishandelt worden. Die Hansestädte schaden sich und Deutschland durch ihr System der freien Einfuhr, das England willkommen ist. Oestreich ist durchgängig stillstehend, also politisch rückgängig. Preußen, ein Land voll von Aufklärung und Wissenschaften, ist nur durch seine geographische Lage von allen Seiten gefährdet; auch muß es vermöge seiner bedeutenden Regsamkeit, trotz aller moralischen Kraft, mehr als ein anderer Staat dem schnellen Steigen oder Sinken unterliegen. Es muß sich daher unbedingt an einen Mächtigern anschließen; und hier ist nur — Rußland übrig. Ja, ganz Deutschland muß Rußlands Emporkommen wünschen, weil Frankreichs, Englands und der Seeräuber Macht, die allein Deutschland schadet, durch Rußland vernichtet wird. Die Auflösung des türkischen Reichs ist nothwendig, unvermeidlich. Rußland wird dies große Werk früher oder später vollbringen; ganz Europa (außer England) muß es wünschen, daß dies geschehe. Rußland, die größte der europäischen Mächte, an Fruchtbarkeit und Aufklärung steigend, sich nothwendig immer vergrößernd, und zwar mit einer Ruhe, welche Ausdauer der Größe verspricht, und begünstigt durch die Fortschritte einer höchst gebildeten Zeit, übt wirklich schon stillschweigend die Obergewalt und Schiedsmacht über alle andere europäische Mächte aus. Diese schiedsrichterliche Obergewalt Rußlands ist aber ein Glück für die Menschheit; denn nur durch sie kann Friede, hierdurch aber Cultur und das Streben in Masse zur Gerechtigkeit bewirkt und erhalten werden. Continentalkrieg (entstehend aus allgemeiner Völkerunabhängigkeit) ist ebenso barbarisch, wie Bürgerkrieg unter den Einzelnen. Die Schiedsmacht übrigens, wenn ihr nur Recht über Gewalt geht, ist gesetzmäßige Regierung, während Universalmonarchie unumschränkte ist. Die Freiheit, Aufklärung und Civilisation, die selbst Napoleons Genie nicht aufhalten konnte, schreiten unaufhaltsam fort und fodern jene unvermeidliche Völkervereinigung zu größeren Massen, die sie auch mit ruhigem, sicherem Gange herbeiführen werden.

Dies die politischen Prophezeiungen und Multiplicationen des Verfassers. Ob sie alle, wie Preziosa's Zigeunermärchen, in den Sternen geschrieben stehen mögen, lassen wir unentschieden, und bemerken nur noch, daß der Verfasser seinem Buche eine Nachschrift über und gegen einen ähnlichen namhaften politischen Astrologen, den Herrn de Pradt, beigefügt hat. Bekanntlich sprach de Pradt in einer Flugschrift den eclatanten Satz aus: der Besitz der Welt sei zwischen England und Rußland getheilt: England, die Seemacht, sei unbezwingbar; allein gegen Rußland, die Landmacht, sei eine allgemeine Coalition dringend und ausführbar. Dagegen schreibt denn unser Verfasser mit Recht. Indessen wird wol überhaupt, trotz de Pradt, Schmitz und wie die Politiker alle heißen, — Jupiter nach seinem Willen donnern! 70.

Notizen.

Unterricht in Frankreich.

In welchem traurigen Zustande sich der Unterricht und die Schulen in Frankreich befinden, davon gibt die folgende Tabelle einen treffenden Beweis. Von den im Jahre 1827 ausgehobenen 283,822 Rekruten

konnten lesen und schreiben	100,787,
„ „ blos lesen	13,794,
„ „ weder lesen noch schreiben	157,510,
hatten durchaus gar keinen Unterricht genossen	11,731,
	283,822.

Auffoderung an alle Freunde und Beförderer der Künste und Wissenschaften.

Der Professor Rafn, Secretair der Gesellschaft der nordischen Alterthumsfreunde zu Kopenhagen, unter dessen Leitung bereits 2 öffentliche Bibliotheken in Island und eine dritte auf einer der Faroerinseln gegründet worden sind, hat die Absicht, eine vierte in Grönland zu stiften und damit ein naturhistorisches Museum zu verbinden, was gewiß viel zur Verbreitung des Lichtes in diesem hohen Norden beitragen wird. Er fodert nun alle Diejenigen, welche Künste und Wissenschaften fördern können und wollen, öffentlich auf, sein edles Unternehmen durch Beiträge — an Büchern oder Geld — zu unterstützen, und wir machen unsere deutschen Literaturfreunde auf diese Gelegenheit, ein gutes Werk fördern zu helfen, hiermit aufmerksam. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 88. — 29. März 1830.

Der französische Historiker Thierry.

Wie ein tüchtiger Feldherr es nicht ungern mit einem tapfern Gegner zu thun hat, ebenso und noch lieber lassen sich die bedeutenden Schriftsteller in Streit mit andern ein, welche ebenfalls bedeutend sind oder dafür gelten. Es gibt sogar unbedeutende Schriftsteller, welche sich einbilden, daß sie selber groß erscheinen, wenn sie allem Großen den Krieg erklären. Diese Leute irren sich; aber es ist nicht zu leugnen, daß sie durch ihre Angriffe gegen gute Schriftsteller eine ephemere Aufmerksamkeit gewinnen.

Gar traurig ist es nun, wenn ein Kritiker große Schriftsteller angreifen möchte und keine Fehler in ihnen entdecken kann. Doch ist auch für dies Leidwesen schon gesorgt. Wenn man am Bedeutenden keine Fehler findet, so läßt man sich in Streit gegen das Mittelmäßige ein und sucht vor Allem zu beweisen, daß dieses Mittelmäßige — bedeutend sei.

Sogar der Historiker Augustin Thierry, von welchem man es nicht erwartet hätte, gibt ein auffallendes Beispiel jener List, und da sein Kunstgriff, den er in den „Lettres sur l'histoire de France" („pour servir d'introduction à l'étude de cette histoire", Paris, 1827) gebrauchte, bisher weder in französischen noch in deutschen Zeitschriften erwähnt oder gerügt worden ist, so darf ich wol auf dieses Werk zurückkommen, welches vor 2 Jahren, und zum Theil schon vor 10 Jahren erschienen ist.

Thierry ertheilt, wenn nicht zuerst, doch nicht zu spät den Rath: „Glaube Niemandem aufs Wort; untersuche selber. Auch die besten Schriftsteller erkenne nicht geradezu als Autorität; im Gegentheil, je größer der Schriftsteller, desto mehr kann ich mich ärgern, wenn ich ihm eine Zeitlang auf das Wort geglaubt habe".

Dieses Rathes eingedenk, habe ich untersucht, ob Thierry mit Recht behauptet, die Geschichtschreiber Velly, Anquetil, Mably u. dgl. m. hätten bis zur neuesten Zeit in Frankreich als treffliche Schriftsteller, zum Theil als Muster gegolten; ob er ein Recht hat, in einem Werke, welches die bisherigen Methoden der Geschichtschreibung angreift, Velly, Anquetil und Mably als Männer hinzustellen, deren Methode noch heutzutage dem Gedeihen der Geschichtschreibung im Wege steht; und ob nicht vielmehr Thierry jenen beinahe vergessenen Leuten wieder einen Namen gemacht hat, um auf dem Denkmale, welches er ihnen errichtet, eine zu stolze Trophäe aufzupflanzen.

Für den furchtbarsten seiner Gegner erkennt er offenbar Velly an; sein erster Angriff ist, der Zeitfolge zuwider, gegen Velly gerichtet, und gern ergreift er die Gelegenheit, den besiegten Velly von Neuem zu besiegen. Man könne ihn, gibt er zu, einen kurzweiligen, galanten Geschichtschreiber von gutem Tone nennen, der feine Welt kenne; daß man ihm aber den Titel Nationalhistoriker gebe, sei unerhört. Im Gegentheil, seine größte Sorgfalt sei, die populaire Farbe zu tilgen und der Geschichte ein höfisches Ansehen zu geben. Sein Talent sei eine bejammernswerthe Leichtigkeit; er lege den Firniß moderner Grazie auf das Rohe der alten Zeit. Er sei angenehm zu lesen; erzähle sehr delicat, wie Königin Basina dem Könige Childerich einen Besuch abstatte, und wie die französischen Schönheiten für die Reize dieses Fürsten nicht fühllos waren; rede in der Geschichte Childerich's von dem coeur trop tendre de ce prince, finde in den alten Volksversammlungen ein parlement ambulatoire und obendrein une partie des amusemens de nos roi. Man muß den dritten und vierten Brief Thierry's durchlesen, um zu sehen, welche Wichtigkeit er auf diese Angriffe gegen einen verschollenen Geschichtschreiber legt, und man sollte glauben, Thierry sei der Erste, welcher in der Seichtigkeit, der Ungenauigkeit und dem höfischen Wesen Velly's etwas Anstößiges gefunden.

Dem ist aber nicht so. Es gibt ein franz. Büchlein: „Supplément à la manière d'écrire l'histoire", worin bereits dieselbe Kritik gegen Velly entwickelt ist, und sie stimmt mit dem Urtheile Thierry's so sehr überein, daß man ein Plagiat vermuthen würde, wenn nicht der Charakter Thierry's und die in seinen Schriften vorherrschende Wahrheit eine solche Annahme unmöglich machte. Jenes Büchlein, zu Kehl im J. 1784 von dem Dichter und Geschichtschreiber*) Paul Philipp Gudin

*) Er hat eine Geschichte Frankreichs geschrieben; sie reicht bis zum Tode Ludwigs XIV. und ist noch ungedruckt in

de la Brenellerie herausgegeben, ist eine Kritik gegen die „Manière d'écrire l'histoire" von Mably, einem andern Heroen, gegen welchen Thierry aufzutreten für nothwendig hält. „Der Abt Velly", sagt Gudin S. 95, „war nicht gelehrt, er nahm die Leichtigkeit seines Styls für Grazie; er kannte die Welt ein wenig und glaubte, er werde die Leute von Welt befriedigen. Daran zweifelten die Buchhändler nicht. Man machte sein Geschichtswerk zum Geschäft und gab es in einzelnen Lieferungen heraus... Somit mußte jeder Stand geschont werden; man mußte fürchten, den Fürsten, den Ministern, ihren Commis, den Parlamenten, der Geistlichkeit, den Finanzleuten zu misfallen, wie auch den Privatleuten von Credit, den weiblichen Lieblingen, die in der Mode waren; denn hätte zufällig die Geliebte eines Günstlings an Schoßhündchen Gefallen gefunden, so würde der Censor Alles, was in der franz. Geschichte auf Schoßhündchen Bezug hatte, unbarmherzig gestrichen haben... Das Werk trug viel Geld ein". Diese Kritik gegen Velly ist über 40 Jahr alt und ebenso bestimmt und herbe als die von Thierry.

Darüber ist Thierry am meisten aufgebracht, daß man Velly historien national nenne. Aber wer hat ihm diesen Titel verliehen? — Die Verleger einer neuen Auflage in dem Prospectus, und die Journale in den annonces de complaisance (es sind Thierry's eigne Worte). Mich dünkt, es sei gewagt, in dem Prospectus und den Intelligenzblättern — dies Wort wird offenbar nur in ironischem Sinne gebraucht — das Urtheil unserer Zeit zu erkennen. Wenn die besten Historiker sich die Mühe geben, ganze Bände gegen die Quellen zu schreiben, die es an Wichtigkeit mit den Verlagsanzeigen aufnehmen, wie viele Muße bleibt ihnen zu ihren andern Forschungen übrig?

Wie mit dem Briefe gegen Velly, so verhält es sich mit dem gegen Mézeray, Daniel und Anquetil. Vor Allem erkennt Thierry dem Geschichtschreiber Daniel einen zu großen Ruhm zu, um ihn mit desto größerer Ehre zu besiegen. Fast geht er so weit, ihn einen Nationalhistoriker zu nennen: il a *obtenu l'honneur d'un succès populaire.**) Das Wort populaire ist schlecht gewählt, denn Daniel schmeichelte dem Hofe, erhielt eine Pension und wurde königl. Historiograph; „seine lange, diffuse, langweilige, matte, wortreiche Geschichte", bemerkt Gudin vor 45 Jahren, „fut *toujours* insoutenable pour la plupart des lecteurs" (S. 89); mit den droits du peuple gab er sich nicht ab: Grund genug, daß sein Werk nie populair war.

Die Angriffe Thierry's gegen Daniel waren schon von Gudin besprochen. G. sagt (S. 89) il s'occupa des intérêts de son ordre, und T. (S. 34) il se laissa surprendre *à son insu* (? unrichtig oder pleonastisch) par l'esprit de son ordre. G. geht sogar in seiner Kritik weiter als T. und wirft Daniel bedeutende Anachronismen vor, von welchen ihn T. freisprechen möchte.

den Händen seiner Familie. Man sagt, sie würde 35 Octavbände füllen.

*) „In seiner Zeit" fügt er hinzu; aber eben aus diesem Grunde war der Angriff nicht nöthig.

Thierry gibt zu: „Daniel lehrte zuerst die wahre Geschichtsmethode in Frankreich, wiewol er sie nicht durchgängig in Anwendung brachte; dies ist ein Ruhm, der ihm gehört und den wenige Leute ihm vergönnen". Zu diesen Wenigen gehörte nicht Gudin vor 45 Jahren; denn gleich nach der Kritik fügt derselbe folgende Anerkennung von Daniel's Verdienst hinzu: „Diese große verfehlte Unternehmung hatte jedoch einen großen Nutzen, welchen die Kritik hätte bemerken sollen, sie zeigte, daß Chroniken und Kriegsmemoiren nicht hinreichten".

Eine wo möglich noch größere Uebereinstimmung findet sich in dem angeblich neuen Urtheil des Hrn. Thierry über Mézeray und dem Urtheil Gudin's. Beide vergessen nicht, daß Mézeray aus Wahrheitsliebe seine Pension verlor und sich durch seine „Histoire de la maltôte" rächte (man warf sie nach dem Tode Mézeray's ins Feuer). „Er strebte nicht nach Tiefe und geschichtlicher Genauigkeit", sagt Thierry, „sein Jahrhundert verlangte diese Eigenschaften nicht", wie denn schon Gudin bemerkt hatte: „Die Fehler dieses Geschichtschreibers gehören eher seinem Jahrhundert als ihm selbst; zu unserer Zeit würde er eine treffliche Geschichte verfaßt haben".

Hr. Thierry rühmt sich in seinem Avertissement: „Ich habe Alles zu vergessen gesucht, was man mich gelehrt hatte; ich bin gegen meine Lehrer in Rebellion getreten, habe die Geschichten gelassen und aus den Quellen geschöpft". Dies ist sehr löblich. Wie aber jeder Autodidakt Resultate zu entdecken glaubt, die man längst gefunden oder gar widerlegt hatte, so auch Thierry. Er hält für neu, was bereits Gudin ausgedacht oder vielleicht selbst zum Theil abgeschrieben hatte; er kritisirt Schriften, die man vor 45 Jahren theils gewürdigt, theils unter aller Kritik gefunden hatte. Ja, sein Urtheil stimmt so genau mit dem von Gudin de la Brenellerie überein, daß man glauben sollte, es sei abgeschrieben; und der Beifall, welchen Thierry's Angriffe beim Publicum fanden, war so groß, daß man dasselbe beschuldigen möchte: il encourage, par son assentiment, les écrivains à se copier l'un l'autre.

Wer aber diesen Satz, diese Waffe, womit Thierry Andere angreift, gegen ihn selbst wendet, darf darum die Verdienste dieses Historikers nicht verkennen. Sind Velly und Consorten nicht mehr einer sehr weitläufigen Kritik würdig, so gebührt sie doch Hrn. Thierry. Er hat den Willen, der franz. Geschichtschreibung einen neuen Schwung zu geben; daß es ihm nicht an Kraft gebreche, zu diesem Zwecke mitzuwirken, zeigen seine „Conquêtes des Normands". Um neue Systeme zu bauen, mußte er Altes umstürzen. Aber nicht die Systeme Velly's oder Mably's brauchen heutzutage gestürzt zu werden, mögen immerhin Schriften, die es an Intelligenz mit den annonces de complaisance aufnehmen, die alte Partei ergreifen. Die Geschichtschrei-

bung, welcher jetzt oder wenigstens 1820 der letzte Stoß gegeben werden mußte, möchte vielmehr die Voltaire'sche sein. Es ist Zeit, daß die Franzosen der Wahrheit einigen Scharfsinn, dem Gedanken einige stylistische Künste opfern. Die Geschichte sei ihnen nicht ferner Mittel (für ephemeren politischen Streit, für Unterhaltung u. dgl. m.), sie erscheine als Zweck. Noch nennt man Voltaire's Geschichtschreibung in Frankreich ein geschichtliches Tribunal; es ist Zeit, zu erkennen, daß seine Decrete, trotz ihrem Witz, Scharfsinn und Styl, einseitig, also nicht philosophisch, und nicht immer gerecht waren. Aber Thierry konnte sich nicht entschließen, einen Namen anzufeinden, für welchen ihm seine eignen freisinnigen Ansichten so große Verehrung einflößten. Dies wollen wir ihm nicht verdenken. Seitdem Voltaire todt ist und nicht mehr antworten kann, wagt Jedermann, ihn anzugreifen; Thierry, welcher ein Recht dazu gehabt hätte, opfert es großmüthig auf. Ich sehe freilich keinen Grund, warum man Voltaire nicht widersprechen dürfe, wo es der Mühe werth ist; *wenn* der Mann, welcher, so zu sagen, die wirkliche Geschichte für Frankreich vorbereitete, in geschriebenen Geschichtswerken kein vollkommenes Muster war, thut es ja doch seinem Ruhme wenig Eintrag. Will aber Thierry den Namen Voltaire nicht mit Tadel anführen, so spreche er im Allgemeinen von der Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts, von der Tribunalgeschichte, wie sich Hr. Jouy ausdrücken würde, oder von der vermeintlichen Tribunalgeschichte; nur möge er nicht glauben, daß aus seinen Angriffen gegen Velly, Anquetil, oder auch gegen Daniel und Mézeray jeder Leser seinen Entschluß erkenne, er wolle eigentlich gegen — Voltaire sprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Buch für jeden Stand oder Etwas für Alle, von P. Abraham a Sancta Clara. Zur kurzweiligen und nützlichen Unterhaltung aufs Neue ans Licht gebracht von Dr. Heinmar. 2 Bändchen. Frankfurt a. M., H. Wilmans. 1829. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Welcher deutsche Literaturfreund kennt nicht Abraham a Sancta Clara? eigentlich: Ulrich Megerle, geb. 1642, gest. 1709. Er ist der Humorist seiner Zeit und, wol nicht zu viel gesagt, auch der unsers Vaterlands. Als Prediger könnte man ihn den Stifter einer besondern Classe, der jovialischen, nennen. Er ist Original. Der einzige Humorist, der die Vergleichung mit ihm aushalten möchte und dessen Genius mit dem seinigen dem Ref. verwandt zu sein scheint, ist in mancher Hinsicht v. Hippel. Wer weiß, ob dieser nicht bei Abr. a Sta. Clara in die Schule gegangen und von ihm geweckt worden ist! Nannte v. Hippel Jean Paul bei dessen erstem Erscheinen „seinen Sohn in der Schriftstellerei", so möchte ihn selbst vielleicht Abr. a Sta. Clara seinen Vater nennen, wodurch weder Vater noch Sohn in ihren Ehren geschmälert würden. Trifft man auch hier und da auf falschen, verfehlten Witz (welcher geübte und gewandte Schütze schösse in seinem Leben nicht zuweilen fehl?), so wird doch um so öfter und in der Regel nicht blos ins Schwarze, sondern, um in der Metapher zu bleiben, Nagel geschossen.

Dieser Reichthum an Gedanken und an neuen überraschenden Gedanken; diese überall zu Gebote stehende Geschichtskunde bis ins kleinste Detail, und ihre so passende Anführung bei dem besondern Falle; diese gründliche, ja, wunderbare Einsicht in die Fächer aller bürgerlichen Gewerbe und die Aufdeckung ihrer verborgenen Schlupf- und Schleichwege, ihrer Kniffe und Pfiffe, um sich unerlaubten Gewinn zu sichern; die Leiden und Freuden eines jeden Standes, vom höchsten bis zum niedrigsten; diese Unerschrockenheit, selbst den Göttern der Erde die Wahrheit zu sagen, ohne die ihnen gebührende Ehrfurcht zu verletzen, welche Freimüthigkeit an jenen essenisch-strengen Johannissinn erinnert, der, unbesorgt um Freiheit und Leben, es geradezu aussprach: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast! kurz, Alles, was den Schriftsteller von Geist und Gemüth charakterisirt und was nur vereinzelt hier und da gefunden wird, das kommt dem Leser bei Abr. a Sta. Clara in jedem Abschnitte, in jedem Satze, ja, oft in einer Zeile entgegen. Wie von dem kleinsten Schriftchen unsers Luthers sein eignes Wort gilt: vivit! es lebt! so weht auch des Geistes und des Herzens Leben in jeder Zeile, in jedem Capitel dieses „Etwas für Alle". Man kann nicht lesen, ohne erheitert und belehrt zu werden; und so entspricht der Inhalt dieser 2 Bändchen ganz der Angabe auf dem Titel: „zur kurzweiligen und nützlichen Unterhaltung aufs Neue ans Licht gestellt".

Es ist eine Moral für alle Stände, aber keine in trockener, kalter, systematischer Form, sondern in lachender, lebendiger, ergreifender Sprachweise — oft sanft, öfter unsanft berührend, doch auch heilend für einen Jeden, der Ohren hat zu hören, oder, wie der alte griechische Philosoph sagt, der kein Bauch ohne Ohren ist. Mit Wahrheit sagt er von seinen Sittenlehren (S. 47):

> Meine Worte treffen gut.
> Sind sie Manchem eine Ruth,
> So wird Niemand doch beschädigt.

Gutmüthig setzt er hinzu:

> Folgt den Worten, die ich lehr',
> Und ruft mir auch zu Gehör:
> Wohl, wer selbst thut, was er predigt!

Beiläufig sei es hier berührt: die meisten dieser Schlußverse sind kein leeres Wortgeklingel, sondern goldene Aepfel in silbernen Schalen, und würden dem besten didaktischen Dichter unserer Zeit Ehre machen.

Soll aber nun dieses „Etwas für Alle" Allen gefallen, Alle aufheitern und belehren, so darf man diese 2 Bändchen nicht in Einem fort wie einen Roman lesen, sondern nur stückweise, jenachdem das eigne Bedürfniß oder die Gesellschaft, der man vorliest, die Wahl leitet. Ref. hat dies an sich selbst und an seinen Freunden erprobt, die er damit regalirte. Der zwar etwas modernisirte, aber mit Recht nicht ganz verwischte alterthümliche Styl (der jedoch eben in seiner Alterthümlichkeit auch wieder seine besondern Reize hat) begünstigt durchaus nicht eine anhaltende, sondern nur fragmentarische Lecture. Das: Ne quid nimis! ist hier an seiner Stelle. Wer ißt Gewürze aus Schüsseln?

Gern gäbe Ref. zum Schlusse dieser Anzeige mehre Pröbchen von Dem, was sich die Leser hier zu versprechen haben; er muß sich aber nur auf einige beschränken, um sein günstiges Urtheil zu belegen und die Leser mit sich im Danke gegen den Hrn. Dr. H., den Herausgeber, zu vereinigen.

Den 1. Abschnitt, „Der Regent" überschrieben, eröffnet der kurze Prolog:

> Zähmt des Herzens Rebellen,
> Die täglich euch nachstellen!

„Was unter dem Gestirn die Sonne, was unter den Vögeln der Adler, was unter den Thieren der Löw', was unter den Steinen der Diamant, was unter den Metallen das

Gold, was unter den Blumen die Rose, das ist unter den Menschen der Landesfürst und Regent u. s. w." „Es sollen aber", fährt er fort, „dergleichen Häupter nicht anders beschaffen sein als wie das Haupt an dem Bildniß des Nebukadnezar's, welches von purem und feinstem Gold gewesen; und gleichwie sie allen vorgehen an Hoheit, Gewalt und Würde, also sollen sie nicht weniger vorleuchten in Tugenden und Vollkommenheiten, sonst wird der Titel „Durchleucht" und „Durchleuchtigst" mit einer finstern Wolke überzogen". — Nun gibt der unerschrockene Abr. a Sta. Clara in dem güldnen ABC einen trefflichen Fürstenspiegel, der sich in seiner Tendenz wenigstens mit dem von Engel aufgestellten wol messen darf; misverstanden, wie der von Macchiavell, kann er wegen seiner hohen Popularität und Klarheit nimmer werden. — A. Andächtig. „Je größer das Haupt, je größer soll sein der Schein. Große Regenten sollen nicht allein haben eine große Obacht, sondern auch eine große Andacht. Corona heißt auf Deutsch eine Kron', womit große Häupter prangen; es heißt aber auch zugleich ein Rosenkranz (man muß diesen Gedanken und die Legenden dem Katholiken verzeihen, der aber manchen protestantischen Grundsatz in diesem „Etwas" anwinkt): also soll Kron' ohne Religion, Gebiet ohne Gebet, Altezza ohne Altar nicht sein". — B. „Barmherzig. Die Bienen oder Immen, obschon schwache Creaturen, haben einen sehr großen Zorn und sind absonderlich rachgierige Thierl; hingegen aber ist der König unter ihnen ohne Stachel und Waffen. Königen und hohen Regenten ist nichts besser anständig als die Clemenz und Güte. Kaiser Friedrich pflegte zu sagen: wann ich bete, so begehre ich von Gott Barmherzigkeit und nicht die Gerechtigkeit; warum soll ich mich gegen meine Untergebenen nicht gnädig erzeigen? Nach Aristoteles ist der einzige Delphin ohne Galle, und eben darum ist er ein wahrer Entwurf eines lobwürdigen Fürsten, bei dem mehr Süß als Spieß, mehr Zucker als Drucker, mehr Milde als Wilde soll gefunden werden".

Bei dem Buchstaben E. Ernsthaft heißt es sehr paradox: „Eines Landesfürsten größtes Glück hangt am Galgen; wann dieser mit Dieben voll ist, so ist das Land mit Diebstücken leer; bringen also die Strick' ein Glück. Des Zepters Segen kann nicht sein ohne Degen; Thron und Drohn stehen wohl beisammen. Alles Schenken, niemals henken, thut sehr verändern Land und Stand". So geht es durch das ganze Alphabet durch in seiner wahrhaft ergötzlichen und belehrenden Weise. — In Nr. 10: „Der Poet" mit dem herrlichen Motto: „Die Anmuth lacht, wo Orpheus wacht", erscheinen nach einem angeblich alten Gedichte die 12 Monate vor Jupiter und sagen an, wie in ihnen die Zeit von den Menschen zugebracht werde. Ref. wählt den Monat März: „Ew. Majestät, die Welt bringt in diesem Monat die Zeit meistens mit Buhlen zu; die Begierlichkeiten spielen den Meister; Venus, Cupido und Bacchus bekommen die besten Opfer, sonst gedenkt man an keinen Gott. Die Bäume, Reben, Samen, Zwirbeln werden lebendig, aber der Teufel ledig, welcher mit dem Unkraut auch das Getrid ausrupft. Es ist keine Furcht, keine Lieb', keine Dankbarkeit auf der Welt zu finden. Sie wissen zwar, daß der Winter gewichen und der Frühling wieder angekommen, glauben aber nicht an eine Auferstehung und ewiges Leben, sondern sagen, der Mensch sterbe wie Hund und Katzen. Sie loben und lieben allein die lügenschmiedischen und epikurischen Lehrsätze: ede u. s. w., d. i.:

> Friß, sauf', wohlauf und spiel'!
> Was willst dich kränken viel?
> Genieße doch die Zeit,
> Und glaub', daß nach dem Tod
> Kein Teufel sei, noch Gott:
> Drum vivat Lustbarkeit!"

Schlußrefrain bei jedem Monate: „Wie aber sich Ew. Maj. dieses werden gefallen lassen, ist mir unbewußt".

Ref. kann kaum der Versuchung widerstehen, solcher derben und schlagenden Moralien mehre auszuziehen, und so vom Regenten bis zum Todtengräber (deren erster Adam war, und so fort bis zum Joseph von Arimathia, wobei der sonst Alles reinausbeutelnde Abr. a Sta. Clara im A. T. Gott den Herrn, der Mosen begrub, anzuführen vergessen hat) die Quintessenz von 76 Nummern den Lesern zum Besten zu geben. Doch, das zum Lobe des Buches Gesagte reicht schon hin, es den Liebhabern solcher Gerichte zu empfehlen; nur die Versicherung sei ihm noch verstattet, daß sie, die alterthümliche Zubereitung abgerechnet, in diesen 2 Bändchen mehr kräftige Speisen aufgetragen finden als in 30 Bänden fader Romane, selbst die mit historischem Hintergrunde nicht ausgenommen. Die Marter des Durchlesens, die bei ehrlichen Referenten doch der Relation immer vorausgehen muß, dessen Resultat sehr oft aber kein anderes ist, als: Carolus Quintus, nil intus! kann nur durch derlei in ihrer Art classische Werke ausgeglichen und verschmerzt werden.

Uebrigens ist das Werkchen von der Verlagshandlung gefällig ausgestattet und durchaus correct gedruckt worden. Nur ein einziger Fehler, und zwar gleich in der ersten Zeile des 1. Bandes, ist dem Ref. vorgekommen, wo der Sonn' statt die Sonne steht. Beim ersten Anblick *glaubte Ref.*, der gute Abr. a Sta. Clara wollte in seiner Eigenheit die Sonne zum Manne und den Mond zur Frau machen, wie es in allen übrigen Sprachen geschieht; aber S. 16 zeigte schon den wirklichen Fehler, denn da tritt die Sonne 2 Mal nach einander in ihrer ursprünglichen deutschen Weiblichkeit auf.

82.

Notizen.

Die Revue encyclopédique über die Gedichte des Königs von Baiern.

Ueber die von einem Hrn. William Dunkett in das Französische übersetzten Gedichte des Königs von Baiern sagt die „Revue encyclopédique" u. A.: „Man bemerkt leicht, daß sich der Verf. die kleinern Gedichte Schiller's (?) zum Vorbilde nahm, doch hat er nicht dessen Originalität und Energie; seine Gedichte kann man einem Bach vergleichen, der zwar immer klar, aber dafür auch nicht tief ist. Als Dichter besitzt König Ludwig mehr Eleganz als Kraft und gehört in dieser Hinsicht zu der Schule von Wieland (?), oder vielmehr zu der von Jacobi (?), welcher letztere, genährt mit der Lecture der Alten und der französischen Schriftsteller, häufige Nachahmungen der gewählten Vorbilder bietet".

Galante Abenteuer der Könige von Frankreich.

Unter dem Titel: „Amours et galanteries des rois de France depuis le commencement de la monarchie jusqu'au règne de Charles X, par *Saint-Edme*", ist neuerdings in Paris ein dickleibiges Werk in 2 Bänden erschienen, das mit einer pedantischen Genauigkeit die Namen, Vornamen, Wohnungen, Genealogie, das Aussehen und die Tracht aller Frauen schildert, welche von den Herrschern Frankreichs, von Pharamund an bis auf Ludwig XVIII., mit Vertraulichkeiten beglückt wurden. So ist das Ganze eine ziemlich scandalöse, aber dabei so bleiche und matte Galerie, daß sie nicht einmal das Verdienst, unterhaltend zu sein, hat, und die wenigen, allenfalls noch interessantern Anekdoten unter einem Haufen langweiliger Angaben verloren gehen. Wundern muß man sich, daß ein Mann wie Hr. Edme, der nicht ohne Gelehrsamkeit zu sein scheint, seine Zeit mit dergleichen Dingen verlieren kann.

9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 89. — 30. März 1830.

Der französische Historiker Thierry.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Frankreich besaß bis zur neuesten Zeit keinen Historiker erster Größe. Wie man gern Alles erklärt, was vorhanden ist, so wollte man auch jenen Mangel erklären. Es fehlt den Franzosen an Ernst und Gründlichkeit, die Wahrheit zu erforschen, meinte der Eine; der Andere sagte, die Censur erlaubte ihnen nicht, die Wahrheit auszusprechen. Die französische Sprache ist nicht zur geschichtlichen Erzählung gemacht, war ein dritter Grund, welcher am meisten Beifall fand. Die Franzosen selbst stimmten mit der Zeit in diese Beweisführung ein, und ein neuer pariser Kritiker behauptet, es fehle in Frankreich an trefflichen Geschichtswerken, weil — die 3. Person des défini, deren man sich in der Erzählung bedienen müsse, auf das Ohr einen übeln Eindruck mache.

Manchen Hauptgrund hat man nicht erwähnt oder nicht hervorgehoben. Die französischen Historiker haben größtentheils mehr für den Zeitgeschmack geschrieben als für die Zukunft. Sie erreichten ihren Zweck, gefielen der Masse zur Zeit ihres Auftretens, verloren aber ihren Namen ebenso schnell, als sie ihn gewannen. Das Publicum war nicht vielseitig genug gebildet, um mehr als Unterhaltung von ihnen zu verlangen, und die Schriftsteller selbst waren nicht bekannt genug mit der Fremde, um ihren Blick an das Auffassen der verschiedenartigen, örtlichen und zeitlichen Länder- und Völkercharaktere zu gewöhnen.

Als man in Frankreich anfing, Geschichte zu schreiben (die Chroniken waren blos für ein kleines, locales Publicum bestimmt), fanden die Franzosen Vergnügen an Abenteuern; auch gibt es nichts Abenteuerlicheres als die französischen Geschichtsbücher des 15. und 16. Jahrhunderts. Der trésors, miroirs, jardins des histoires wurde man endlich überdrüßig; man las lieber die Uebersetzungen der griechischen und römischen Historiker, und die französischen Geschichtschreiber beeilten sich, diesen Letztern nachzuahmen. Daher die pomphafte Erzählung, die zierlichen Reden und Charakterschilderungen, womit im 17. Jahrhundert die französischen Geschichtschreiber in immer überhandnehmenden schlechten Nachahmungen das Publicum zu befriedigen suchten. Immer blieb die Geschichtschreibung, ob sie sich nun in märchenhaften, darauf pompösen Schildereien in engem Kreise um den Thron und einige Helden drehte, oder ob sie, wie die raisonnirende Manier des vorigen Jahrhunderts, zur Unterhaltung und Aufregung der Leser überall Reflexionen und Parallelen von Regierungsformen und Sitten einstreute, immer blieb sie Sklavin des augenblicklichen Geschmacks ihres Publicums.

Nicht zufrieden, einem Geschmacke zu fröhnen, welchen zu läutern ihr Beruf sein sollte, benutzten die französischen Historiker die Unwissenheit, welche ebenfalls bis zur neuesten Zeit unter dem größten Theil der französischen Nation herrschte. Der gesunde Menschenverstand, womit der Franzose seit Jahrhunderten eine reinliterarische Schrift abwägt, reicht zur Würdigung eines Geschichtswerkes nicht hin; gründliche Kenntnisse und Kritik sind hierzu nothwendig. Beides fehlte den Lesern, und die Historiker misbrauchten ihre Unkunde. Wie sie Ludwig IX. den Titel Majestät gaben (erst Ludwig XII. wurde Majestät genannt); wie sie bei Karl IX. von Regimentern, bei Franz I. von Colonels, wie sie von Wappen unter den Fürsten der 1. und 2. Race sprachen u. s. w., ebenso ungenau waren sie in der Erzählung wichtiger Begebenheiten.

Die geistige Umwälzung, welche endlich in Frankreich eingetreten ist und besonders auf die Geschichtschreibung wirkte, gehört, neben der neuen Verfassung des Landes, zu den bedeutenden Folgen der französischen Revolution. Durch den Contact mit den meisten Ländern Europas und durch den Wechsel ihrer eignen Regierungen lernten die Franzosen besser als aus den Quellen und ihrer Verfälschung mancherlei Staatsformen kennen und wurden in viele Geheimnisse des Staatshaushalts und der Diplomatik eingeweiht, die früher Kasten angehörten und über den Horizont des Bürgers hinauslagen. Ein Mann oder ein Volk, welches die Regierung der Bourbons, darauf alle Wechsel der Revolution, die Herrschaft des Kaisers, die zwiefache Restauration und eine mehr oder minder constitutionnelle Verwaltung erlebt hat, mußte größere Einsicht in die geschichtlichen Begebenheiten gewinnen als der

Mann oder das Volk, welches nur Ein Land, nur Eine Regierungsform kennt. Auch trägt die Regsamkeit und Mannichfaltigkeit, welche sich jetzt in der französischen Geschichtschreibung zeigt, nicht blos das Gepräge der verschiedenen politischen Ansichten, sie bewährt ebenso sehr die mannichfaltige Geistesrichtung, welche die Franzosen durch Thätigkeit im In- und Auslande errangen. Die, wenn nicht universelle, doch vielseitige Geistesrichtung kam noch mehr von dem Auslande als von Frankreichs innern Verhältnissen her; sie ist der letzte Tribut, welchen dies Land aus der Fremde bezog, und der einzige, den man ihm willig entrichtete.

Thierry's Bestrebungen trugen viel dazu bei, jene friedliche Eroberung festzuhalten. Er wirkte besonders durch Rath. Er drang auf geschichtliche Wahrheit, Auffassen der Physiognomie jeglicher Zeit, gründliche Forschung und das Hervorheben der Hauptmomente. Er zeigte, daß bei Hume sogar die Einnahme Englands durch die Normannen wie eine gewöhnliche Eroberung unserer Zeit dasteht, wie ein Zank zwischen Kronprätendenten; er stellt seinerseits diese Begebenheit als eine solche dar, wodurch ein ganzes Volk, durch Fremde seines Besitzes beraubt, unterjocht wurde. Er will, daß man nicht Familienstämme gebe, wo es auf Geschichte des Volks ankommt. In Deutschland waren allerdings solche Regeln längst bekannt, auch zum Theil benutzt, weniger in Frankreich. Dort schied man nicht in der altfranzösischen Geschichte die einzelnen Völkerschaften, wie deutscher Fleiß die Grenzen und Charaktere der Ländereien und Völkerschaften schied; dort hatte man nicht, neben der Genealogie der Fürsten, eine Nationalgenealogie. Auch in den Einzelheiten, oder besonders in diesen Einzelheiten erschien Thierry mit Recht die Geschichte von falschen Ansichten und irrigen Wiederholungen nicht hinlänglich gereinigt. Karl Martell war einseitig geschildert; die alten Titel, Königstitel u. a. waren gemisbraucht worden; der Merowinger Race hatte man eine falsche Ausdehnung gegeben, und selbst die Charte irrt sich in der unumwundenen Erklärung: Ludwig der Dicke habe die Communen Frankreichs freigemacht. Nach der übrigens gerechten Kritik, welche ich mir gegen Thierry erlaubte, kann ich nicht genug die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn rühmen, womit derselbe Schriftsteller in den „Lettres sur l'histoire de France" die erwähnten und viele andere Aufklärungen über französische Geschichte gegeben hat, besonders im 5. und 15. Briefe. Auf die Gestaltung der französischen Nation und die Communalumwälzung wirft er ein neues, überraschendes Licht, und einzelne Versuche, die in dem Werke zerstreut sind, bieten, wenn nicht Muster geschichtlicher Erzählung, doch von Geist und Genauigkeit. Die Klarheit dieser Erzählung würde ich rühmen, wenn nicht Klarheit des Ausdrucks in französischen Werken so gewöhnlich wäre; und fast zur Vollkommenheit würden jene Versuche gediehen sein, wären sie nicht in der Form nur gutgeordnete Materialien, welchen die letzte Hand des Bearbeiters fehlt. Beiläufig müssen wir, als Deutsche, Thierry auch deswegen loben, daß er sich nicht scheut, die geschichtliche Wahrheit der Erzählung, dem Ohre des französischen Lesers zum Trotz, bis auf die Eigennamen auszudehnen; und wenn auch seine Namen: Clodwechus, Hlodi, Hilde-behrt, Thiodo-rik, Hilpe-rik den wahren Laut der alten Aussprache nicht völlig wiedergeben, so spricht er doch ohne Umstände von Karl, von den West-Goths u. dgl. m., setzt ganze deutsche Verse in die Noten, und mit einem solchen Anfang ist schon viel gewonnen.

Der Rath und mehre gelungene Versuche Augustin Thierry's haben gefruchtet. Auf verschiedenem Wege benutzten Guizot, Barante und Sismondi in den Schriften, welche sie später als Thierry seine Briefe im „Courrier français" (1820) herausgaben, die darin enthaltenen Winke. Thierry freut sich dieses Erfolgs; er rühmt die wissenschaftliche Behandlung der Thatsachen bei Sismondi, den umfassenden und genauen geschichtlichen Blick Guizot's, die wahre Erzählung Barante's. Ihnen überläßt er die Ehre, die neue Bahn eröffnet zu haben, und er gibt den Rath, d'y marcher à leur suite. Dies geschah vielleicht aus Höflichkeit; denn besser, als ihnen zu folgen, ist es wol, ihre Methoden zu vereinigen, damit die specielle Geistesrichtung nicht in Manier ausarte. Den Versuch dieser Vereinigung der Methoden machte neulich Capefigue in seiner „Histoire de Philippe Auguste", auf welche Schrift ich vielleicht zurückkomme.

Bei der Vergleichung von Thierry's Werk mit dem „Supplément à la manière d'écrire l'histoire" haben wir schon lange genug verweilt. Zwar stimmt auch seine Zusammenstellung von Hume und Rapin von Thoyras und noch manches Andere gar sehr mit Gudin de la Brenellerie überein, aber es steht ja in so vielen Büchern, was schon in andern gestanden hat. Vielleicht schöpften Beide aus gleichen Hülfsquellen. Der Fehler Thierry's ist nur, daß er auch das Alte für neu ausgeben möchte, und dies Versehen ist um so auffallender, als er ohne fremde Beihülfe viel Neues geleistet hat. Von seinem Eifer für die Wissenschaft bietet das jetzige Frankreich wenige Beispiele. Er hat durch anhaltendes Arbeiten das Gesicht verloren, setzt aber so viel als möglich seine Studien fort; und wenn die Académie des belles-lettres ihn, wie es heißt, bei erster Gelegenheit in ihre Mitte aufnimmt, so wird diese Wahl ihr ebenso sehr als Hrn. Thierry zur Ehre gereichen.

65.

Romanenliteratur.

1. Resignation. Ein Roman von Karoline Baronin de la Motte-Fouqué. 2 Theile. Frankfurt a. M., F. Wilmans. 8. 4 Thlr.

Selten hat wol ein Buch dessen Beurtheiler so in Verlegenheit gesetzt, als dieser Roman in Briefen! Soll er schelten oder loben, oder Beides thun, und zwar recht aus dem Grunde? Das Rathsamste möchte sein, diese Resignation wie ein optisches Gemälde zu betrachten, das 2 ganz verschiedene Vor-

stellungen zeigt, je nach der Seite, von welcher man es betrachtet. Sieht man hier die tiefen Blicke in das menschliche Herz, das klare Erkennen, wie Verhältnisse und Gemüthsstimmung auf Ereignisse und Charakterentwickelung einwirken, so wird man über das Talent der Verfn. erstaunen, es bewundern, wie sie in schwungvoller Rede mit einem Sehergeist die wichtigsten Aufschlüsse über die Geheimnisse der menschlichen Seele gab, wie sie das Besondere und das Allgemeine, den kategorischen Imperativ und die freie Willkür, die Gedanken in ihren Ursachen und Wirkungen, kurz, Alles, was den Menschen als intellectuelles Wesen, als Gattung und Art bestätigt, vor unsere Augen schöpferisch hinstellt und die verwickeltsten psychologischen Räthsel löst.

Betrachtet man aber den Roman als solchen, die andere Seite des Bildes, so gibts einen häßlichen Anblick: kein Plan noch Zusammenhang, keine Zeichnung; Mann und Weib, das Alter wie die Jugend, hat den gleichen Styl, die gleichen Lebensansichten, Erfahrungen und Reflexionen. Nur etliche frivole Nebenpersonen und eine schlichte Landedelfrau schreiben anders; der einzig individualisirte Charakter ist der eines jungen Weltgeistlichen, der in einen Anfall von Wahnsinn verfällt, weil er, durch irrige Begriffe von seinem Beruf gemisleitet, dadurch seine Leidenschaft zu zügeln und abzubüßen meint, wenn er den Gegenstand derselben zeitlich verdirbt, um ihn ewig zu retten. Auf das Resigniren ist männiglich erpicht; eigentlich thuts Niemand, oder auf die ungeschickteste Weise. Der Eine spricht davon, der Zweite bildet sichs ein, der Dritte thuts ohne Ursache, der Vierte vergißts jeden Augenblick. Sogar Emma, die Gattin des Helden, mit der er, man weiß nicht warum, verbunden ward, die das Titelwort noch am meisten übt, fällt aus der Rolle; sans rime et sans raison reist sie, die dem Gemahl für todt gelten will, nach dessen Schloß, spielt Gespensts und Versteckens, recht um sich haschen zu lassen.

Der Leser vergesse den Roman und halte sich an die Maxime, und ihm ist geistige Nahrung gewiß.

2. Auswahl romantischer Erzählungen. Von Fr. Pitt. Berlin, Schüppel. 1829. 8. 1 Thlr.

3. Kleine historische Romane. Von Fr. Pitt. Berlin, Schüppel. 1829. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wieland machte man einmal den Vorwurf, daß die kleinen Erzählungen in seinem „Deutschen Merkur" allzu häufig lose Speise seien, die er nicht aufnehmen dürfe. Er meinte dagegen, daß die vortrefflichen Aufsätze auch vortreffliche Leser erfodern, die brächten Ehre, jedoch das gute, mittelmäßige, große Publicum Geld, und dessen Geschmack müsse ein mercantilischer Herausgeber besonders befriedigen. Wie willkommen hätten ihm als Beiträge obige Schriften sein müssen! Die Romantik ist nur titular, es erfodert auch nicht den Aufwand Eines poetischen Gedankens, um diese Erzählungen zu lesen. Die historischen Romane tröpfeln behutsam wie einem Säuglinge Arznei ein Stückchen Geschichte ein, die gern und willig vergönnt, daß die Leute sich verlieben, desperat werden und nicht, wie jene englischen Landjunker, in schlechten Versen, sondern in langen Tiraden sich ergießen und alles Das thun, was die Personen der Erzählungen auch vornehmen, mit dem einzigen Unterschiede, daß diese keine bekannten Namen führen. Sogar der Teufel mischt sich in das Personal und will einen tapfern Krieger aus Kaiser Leopolds Heere durchaus in seine Krallen packen. Da dem Versuchten jedoch ein verkappter Engel, oder was die geheimnißvolle Zigeunerin sonst sein mag, beisteht, muß der schwarze Herr, der aus bloßer Laune den jungen Freiherrn fangen will, unverrichteter Sache abziehen, diesmal ohne Gestank; nur die Langeweile nimmt er nicht mit sich. Erbschaften aus Ost- und Westindien sind just kein neuer Romanenfund, aber der Schluß ist es; Erbschaft, Heirathsjagd, Zweikampf, Alles war Traum, der Referendar erwacht, vielleicht auch der Leser, der dann und wann ein bischen einnickte, wie man sichs bei alten Bekannten commode macht und es sich nicht verübelt, wenn Einen solche menschliche Schwachheit anwandelt.

4. Novellen von Daniel Leßmann. Dritter Theil. Berlin, Haude und Spener. 1829. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die erste Erzählung: „François de Civile", historischer Roman der besten Art, verstanden im Wesen, ohne das Kleinliche der Manier. Die unruhigen Zeiten der Religionskriege in Frankreich, noch vor der Bartholomäusnacht, werden uns vorgetragen und in diesen Rahmen eine Familiengruppe eingefaßt, noch interessanter durch ihre Schicksale, als durch ihre Individualität. Guter Wein braucht kein Aushängeschild, das weiß der Verf., sonst hätte er seinem François auf dem Titel den Zunamen des 3 Mal Gestorbenen und doch Lebenden gegeben, um Neugierige anzulocken. „Der Gesellschafter" ist ein muthwilliger, graziöser Scherz, in dem der Kammerherr mit seinem Steckenpferd, dem Interesse an dem Morgenlande, die anmuthigste Person ist. „Der Schützentag", erste, „Das Carneval der Thiere", zweite Beilage; jenes tragisch buchstäbliche Erfüllung einer Wahrsagung und Enthüllen eines Verbrechens, dieses Satyre auf Dichter und Recensenten, Hofleute und Minister, elegante Damen und Herren u. s. w. ist witzig, jedoch nicht in jeder Beziehung verständlich. Dabei merkt man die Absicht, boshafte Hiebe auszutheilen, und man ist verstimmt.

5. Novellen von Leopold Schefer. Vierter Band: Die Osternacht; Der Waldbrand; Der Kuß des Engels. Fünfter Band: Die Perserin; Der heimliche König der Armenier. Leipzig, Voß. 1829. Gr. 12. 3 Thlr. 18 Gr.

Unser Novellist verleugnet auch hier seine Byronsnatur nicht, wenngleich sie nicht so zur Schau gelegt wird, wie es der edle Lord an der Art hatte. Das Tragische des Briten wie des Deutschen entbehrt der Versöhnung, des Schmerzes, der rührt und erhebt, der in Ergebung, nicht in Verzweiflung sich auflöst. Vorsehung und Naturereignisse, und vor Allem die Menschen geben unserm geistreichen Schriftsteller Anlaß zum Misvergnügen; die Erzählungen von ihm sind selten, wo nicht irgend eine Nachtseite der menschlichen Seele, oder geselliger und gesetzlicher Einrichtungen schonungslos aufgedeckt würde. Hier findet sich keine Novelle, ohne irgend ein schlimmes Unrecht; sogar in der „Osternacht", die allein einen beruhigenden Ausgang hat und durch ihre schöne Innigkeit und Natürlichkeit die anziehendste von allen ist, müssen die wackern Landleute Wassersnoth und schreiende Ungerechtigkeit feiler Richter und nichtswürdiger Bevorrechteten erdulden, ehe sie nach bitterm Jammer auf eine behagliche Existenz hoffen dürfen. So Gott vertrauend, so ergeben in ihr Geschick wie diese Deutschen, sind jene nordamerikanischen Ansiedler im „Waldbrand" nicht; es gibt Lagen, die einen Casuisten in Bedrängniß sehen könnten, und die nicht ohne herben Verlust auszugleichen sind. Die Wilde ist ganz zärtliche Mutter, der gesittigte Mann läßt nur Das an dem Weibe gelten, er ist Despot, mehr als die Wilden, die nicht so bilderreich in der Rede, so schlau und ceremoniös im Betragen wie die von Cooper, und bei weitem nicht mit so festen Umrissen gezeichnet sind, wie das erhaben schreckliche Schauspiel des Brandes eines Urwaldes. Im „Kuß des Engels" soll unverschuldetes Unglück durch Schuld gesühnt werden, und als die Sündige erfährt, daß das Unglück blos ein eingebildetes war, wandelt sich der Trotz in Trauer, die bald der Tod endet. Für eine Erzählung ist die Geschichte zu unwahrscheinlich.

Die Verkehrtheit des Helden in der „Perserin" stürzt so ziemlich Alles, was sich ihm naht, ins Verderben. Er nennt Liebe, was Hang zu kecken Wagnissen, zu dem Absonderlichen ist. Seine Neigung erkaltet, als er die Schöne sich erbeutet und er erfährt, daß sie nicht persischer, sondern griechischer Abstammung ist. Ungeregelte Leidenschaftlichkeit bringt auch im „Heimlichen König der Armenier" Kummer und Pein die Fülle, und wer nicht mit untergeht, trägt doch eine Wunde davon, die nicht vernarbt.

So ungesühnt, ja so trostlos auch meistens diese Novellen sind, so bizarr häufig ihre Schreibart ist, ist das Vortreffliche darin doch so überwiegend, daß wir einem Manne, der so herrlich zu beschreiben, die geheimsten Tiefen des Herzens zu erschließen weiß, jene Eigenthümlichkeit nicht vorwerfen können, eher ihn beklagen müssen, daß seine Phantasie am liebsten in den schwarzen Farbentopf greift und über die heitersten Naturgemälde den verdüsternden grauen Schleier zieht. 84.

Denkwürdigkeiten von Sir Hudson Lowe, Gouverneur von St.-Helena, über Napoleons Gefangenschaft und Tod. 2 Bände. Stuttgart, Hoffmann. 1830. 8. 3 Thlr.

Ref. kann nicht umhin, sein Befremden über die Kurzsichtigkeit derjenigen Redactionen auszusprechen, welche Fragmente aus dieser Schrift mittheilen, ohne auch nur den mindesten Zweifel an ihrer Echtheit zu hegen; für Jeden, der nur einigen Takt hat, war die Erklärung des General Lowe völlig überflüssig, denn man braucht kaum 2 Blätter zu lesen, um genau zu wissen, woran man ist. — Diese Denkwürdigkeiten sind nämlich eine plumpe Mystification des Publicums, jedenfalls von einem Franzosen unternommen, der, außer dem Gelderwerbe, noch den Zweck hat, den Gouverneur von St.-Helena, die englische Regierung und nebenbei auch deren Verbündete im möglichst ungünstigen Lichte darzustellen. Trotz dem könnte das Buch immer noch einiges Interesse haben, dazu fehlt es aber dem Verf. ebenso sehr an Kenntniß, wie an Geist; sein Product ist nichts als ein Auszug aus Las Cases, O'Meara und Antomarchi; was außer den Schriften dieser Männer liegt, ist ihm fremd, und selbst das Zusammenstellen der abgeschriebenen Notizen hat er reinmechanisch, ohne alle Geistesanstrengung bewerkstelligt.

Die eigenthümlich unangenehme Lage des Sir Hudson Lowe hat ihn übrigens zu einem willkommenen Gegenstande gemacht, an welchem jeder literarische Schächer zum Ritter zu werden sich getraut, und es ist nicht zu leugnen, daß wir auch in Deutschland viele solche Ritter besitzen. Da der General sich in den Jahren 1813 u. 1814 in Dienstgeschäften auf dem Festlande aufhielt, so haben besonders deutsche Militairs Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, und schwerlich findet sich einer unter ihnen, welcher Anstand nimmt, ihn für einen durchaus rechtlichen und anständigen Mann zu erklären. Was das Bezeigen Napoleons gegen ihn betrifft, so fällt die Würdigung desselben mit dem Urtheile über das ganze berechnete Verfahren des Exkaisers auf St.-Helena zusammen; von Einzelnen wird dieses schon richtig durchschaut, und da die Wahrheit sich immer Bahn bricht, so wird ihre Ansicht mit der Zeit sicher auch Eingang bei der Masse finden, wenigstens in Deutschland. 14.

Anekdoten.

Luigi Alamanni.

Der Dichter Luigi Alamanni (geb. zu Florenz 1495) zog sich nach Frankreich an den Hof Franz I. zurück, als die Mediceer die Herrschaft der Republik Florenz ansichrissen. Als ein Anhänger Frankreichs und Freund Karls V. schrieb er einen sehr satyrischen Dialog gegen den Kaiser, in welchem sich der Adler mit dem Hahn unterredet und unter andern auch folgende Stelle vorkommt:

— — L'aquila grifagna
Che per più divorar duoi capi porta.

Nach hergestelltem Frieden wurde Alamanni als Gesandter von Florenz an den Kaiser geschickt und hielt eine stattliche Rede an denselben, in welcher er besonders die großen, wunderbaren Eigenschaften des Adlers, nach den Begriffen seiner Zeit, hervorhob, um dem Kaiser dadurch zu schmeicheln. Da er, der Beschaffenheit seiner Rede nach, das Wort aquila oft wiederholte, so antwortete ihm Karl, nach geendigter Rede, ganz ernsthaft:

L'aquila grifagna
Che per più divorar duoi rostri porta!

Alamanni ward durch diese unerwartete Replik betroffen, aber keineswegs irre. Mit großer Geistesgegenwart erwiderte er: „Erhabner Fürst! damals sprach ich als Dichter, dem erlaubt ist, zu erfinden. Jetzt redete ich als Gesandter, der nur Wahrheit sprechen darf". („Magnanimo principe, allora io ragionava come gli poeti, a' quali è lecito di favoleggiare. Io ragiono in questo discorso come un Ambasciatore che non deve fingere".) Alamanni hatte sich früher mit so ausgezeichnetem Erfolge den Wissenschaften gewidmet, daß er allgemeine Bewunderung erregte und eins der ausgezeichnetsten Mitglieder der Academia Platonica wurde, die ihren Vereinigungspunkt in den Gärten des Bernardo Ruccellai hatte. Im J. 1522 kam er wegen einer Verschwörung gegen das Leben des Cardinals Julian von Medici in Lebensgefahr und mußte heimlich entfliehen. Er hielt sich verschiedentlich bald in Venedig, bald zu Genua, bald in Frankreich auf. Als die Partei der Medici 1527 unterlag, wurde er zurückberufen. Man verwendete ihn jetzt zu den wichtigsten Staatsgeschäften und übertrug ihm mehre Gesandtschaften. Im J. 1530 wurden die Medici wieder in den Besitz von Florenz gesetzt und Alamanni auf 3 Jahre in die Provence exilirt, später aber vom Großherzog Alexander, den er durch sehr beißende Schriften beleidigt hatte, als Staatsverbrecher geächtet.

Nun zog er sich gänzlich nach Frankreich zurück, wo ihn Franz I. mit Achtung behandelte und die Königin Katharina von Medici zu ihrem Obersthofmeister ernannte. Im J. 1544 wurde er als des Königs Gesandter zu Karl V. geschickt, wo denn die erzählte Anekdote sich ereignete. Karl war über Alamanni's Besonnenheit so vergnügt, daß er ihn reichlich beschenkte. Der König Franz I. verlieh Alamanni's Sohn Baptist 1545 die Würde eines Ordensbailli von Belville und ernannte ihn später zum Bischof von Macon. Franzens Nachfolger, Heinrich II., beschenkte Alamanni den Vater im J. 1547 mit einer großen goldenen Lilie und schickte ihn 1551 als Gesandten nach Genua. Er starb endlich zu Amboise, wo sich eben damals der Hof aufhielt, im J. 1556. Alamanni schrieb nichts in Prosa. In seinen Gedichten aber herrscht eine solche Eleganz und Anmuth der Sprache, daß er mit Recht für einen der besten Dichter Italiens gilt. Sein Talent für die Dichtkunst war so ausgezeichnet, daß er Stanzen und Sonette aus dem Stegreif mit bewundernswerther Leichtigkeit dictirte. Den größten Ruhm erwarb er sich aber durch sein Gedicht: „La coltivazione". Es wurde zum ersten Male bei Robert Stephanus zu Paris im J. 1546 gedruckt. Es ist in reimfreien Versen (versi sciolti) geschrieben und hat wenige seines Gleichen in Italien. Alamanni war auch der erste Italiener, der Epigramme in der Muttersprache schrieb. Viele seiner Schriften sind theils verloren gegangen, theils noch ungedruckt.

Der Dichter Waller.

Von dem englischen Dichter Waller erzählt man eine ähnliche Anekdote, als die von Alamanni und Karl V. ist. Er hatte Cromwell's Panegyrikus geschrieben. Als Karl II. zur Regierung kam, schrieb Waller auch dessen Lobrede. Als er eines Tages bei Hofe erschien, dankte der König, bemerkte aber zugleich, daß er gefunden habe, Cromwell's Panegyrikus sei besser gelungen als der für ihn geschriebene. „Das rührt daher", erwiderte Waller, „weil Dichtern die Fiction besser gelingt als die Wahrheit". Der König war mit dieser schmeichelhaften, besonnenen Antwort Waller's zufrieden. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 90. —— 31. März 1830.

1. Axel, eine Romanze, von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen von G. Ch. F. Mohnike. Stuttgart, Cotta. 1829. 8. 8 Gr.
2. Der Auerhahn, von Esaias Tegnér und G. Ch. F. Mohnike. Stralsund, Trinius. 1828. 8. 12 Gr.

Mit der Anzeige dieser beiden lieblichen Dichtungen des trefflichen schwedischen Dichters verbindet sich ein so reines und ungestörtes Vergnügen, wie es einem Recensenten selten zu Theil wird. Beide in ihrer Gattung eigenthümlich und meisterhaft, haben einen ebenso meisterhaften Uebersetzer gefunden, und das Geschäft der Kritik wird diesmal zum Ausdruck der Bewunderung und der innigsten Freude.

Zuerst „Axel". Dies reizende Gedicht ist schon seit geraumer Zeit auch unter uns bekannt; in Schweden hat es schon 1822 die zweite Auflage erlebt, und die Uebersetzungen W. v. Souhr's und L. Schley's sind vom Jahr 1824 u. 1825. Die jetzige kommt daher eigentlich spät; allein, sie ist dafür auch eine vollkommen ausgereifte Frucht. Wir glauben nicht, daß es möglich ist, würdiger und befriedigender zu übersetzen, und meinen, daß ein sehr bedeutendes Talent sich in dieser und der folgenden Arbeit kundgibt. Dasselbe Lob verdienen die Anmerkungen des Bearbeiters. Wir erfahren aus ihnen, daß der Stoff dieser lieblichen Romanze auf einer geschichtlichen Thatsache beruht, daß der Held dieses Gedicht jedoch nicht mit dem Pagen Karl XII., Axel Roos, den er sehr liebte, zu verwechseln sei. Die Einfachheit des Stoffs rief zur Behandlung als Ballade oder Romanze auf. Axel, einer der Trabanten des Königs zu Bender, wird von diesem mit Depeschen nach Schweden geschickt. Unterwegs schlägt ihn die Liebe in Fesseln; er reißt sich los; im Vaterland angekommen, gibt ihm der russische Ueberfall die Waffen in die Hand; Marie, die Geliebte, ist dem Angriffsheer gefolgt, um ihrem Axel nahe zu sein. Bei Sotaskär wird gestritten, und nach dem Siege trifft Axel auf die sterbende Geliebte. Der Wahnsinn ergreift ihn. — Dieser einfache Stoff hat zu den rührendsten und lieblichsten Bildern, sowie zu Versen voll Kraft und männlicher Schönheit ausgereicht. Tegnér ist sich immer gleich; die tiefsten Falten der Seele öffnen sich seinem Blick und er schöpft hohe Ideen aus dem geringsten Gegenstand. Seine Poesie ist eine wesentlich reflectirende, wie Schiller's, mit dem er unter den deutschen Dichtern die meiste Seelenverwandtschaft zeigt; allein, an Extensivität scheint er diesen Meister noch zu überragen. An Herrschaft über seinen Stoff gleicht er Göthe, und an Beweglichkeit in allen Formen kommt er diesem und Schlegel gleich. Zugleich aber ist der Ton dieser Romanze wieder ein so inniger und eigenthümlicher, daß er mehr an Ariosto als an irgend einen deutschen Dichter erinnert, und doch waltet ein nordisches Element erkennbar darin vor. Die Vaterlandsliebe spricht, aber wie lieblich sie spricht, beweisen die Verse 612—620; und wie der Dichter malt oder wie er reflectirt, davon mag folgendes Bruchstück zur Probe dienen:

> Schon lag, dem satten Raubthier gleich,
> Die Schlacht und schlief auf blutgem Grunde,
> Es schien der Mond vom Himmelsrunde
> Herab auf der Verwüstung Reich.
> Am Strande nun, dem purpurrothen,
> Geht Axel seufzend unter Todten.
> Da liegen Paar bei Paar sie hoch;
> Wie hart umschlingen sie sich noch!
> Willst fest Umschlungne du erblicken,
> Dahin nicht geh', wo voll Entzücken
> Zwei Liebende, sich haltend, stehn;
> Nein, auf ein Schlachtfeld mußt du gehn,
> Wo Ingrimm selbst im Todesschmerze
> Noch fest den Gegner drückt ans Herze.
> „Ach, Liebesrausch und Freude sind
> So flüchtig wie ein Frühlingswind;
> Doch Haß und Noth, und Schmerz und Kummer
> Sind treu auch noch im Todesschlummer!"
> So seufzt er u. s. w.

Hierin hat der Leser zugleich eine Probe von der Kunst des Uebersetzers dieses trefflichen Gedichts, dessen Reiz eine schöne Dedication an den schwedischen Dichternestor Leopold erhöht, indem sie die Bescheidenheit des liebenswürdigen Dichters der „Frithiofs-Sage" malt.

Von einem andern Charakter als diese Romanze ist das zweite der angezeigten Gedichte: „Der Auerhahn". Hier hat der Dichter aus einem geringfügigen Stoff: der Auerhahnpfalz, den Anlaß zu köstlichen Versen hergenommen. Wir haben einige ähnliche Poe-

sten im Deutschen, namentlich: „Die Auerhahnspfalze", von Wildungen, und Bornemann's „Anstand auf den Auerhahn". Allein, nicht mit diesen ist das vorliegende Gedicht zu vergleichen. Wir möchten es eher unserer „Glocke" an die Seite setzen. Sowie dort, dient auch hier der materielle Stoff nur zum Träger schöner und erhabener poetischer Gedanken. Eine leise Allegorie schlingt sich durch das ganze Gedicht: der Vogel ist der Sänger, der Dichter; sein Tod folgt seiner Liebe, ja, er wird durch diese herbeigeführt; das ungefähr ist der versteckte Grundgedanke dieser kleinen, aber köstlichen Dichtung. Sie ist, gleich nach ihrem Erscheinen, von Crusell, dem Componisten der 12 Gesänge der „Frithiofs-Sage", in Musik gesetzt, und so unter dem Titel: „Fågelleken", bekanntgemacht. In der vorliegenden Ausgabe erhalten wir, der Uebersetzung gegenübergedruckt, das Original, und einen reichen, erklärenden und die Naturgeschichte des Helden dieser Dichtung erzählenden Anhang. Wie trefflich der Uebersetzer auch hier Ton und Geist des Originals wiedergegeben, davon mögen die Sachkundigen sich aus der einleitenden Strophe überzeugen:

Ladda ditt rör,
Grönklädde jägar!
Bergets vägar
Smyg utför
Ner til mossen.
An är det tid; de nattliga blossen
Blicka på jorden, som kärleksvarm
Slumrar vid vårens barm.

Lade dein Rohr,
Jäger, nur munter!
Schleich hinunter,
Wo das Moor
Dicht und dichter.
Noch ist es Zeit; die flimmernden Lichter
Glühn auf der Erde, die liebewarm
Schläft in des Frühlings Arm.

Gern führen wir so fort, die schönen Stellen dieser wunderlieblichen Dichtung unsern Lesern vorzuführen; doch der Raum erlaubt uns nur höchstens noch ein Bruchstück. Die Wahl ist schwer, folgendes mag es sein:

Vernimm des Herzens alte Sage
Von der ew'gen Lieb' und Lust,
Von der Glut in treuer Brust!
Was die Sehnsucht Süßes träget,
Was die Hoffnung Frohes heget,
Seufzer und Jubellaut
Schallt für die Braut.
Keiner höhne
Mir der Waldessänger Töne.
Ewige Natur,
Deine Stimme ist es nur!
Flamme, du reine,
Wechselnd beständig und doch die eine!
Lebens Schöpferwort,
Der Wesen Herz,
Höchste Freud' und höchster Schmerz,
Auf der Erd', im Himmel dort,
Liebe, Liebe, Mutter der Gesänge!

Diese Probe reicht aus, zu zeigen, daß die Begeisterung des Dichters auch seinen Uebersetzer zum Dichter erhoben hat; und in der That ist die Treue zu bewundern, mit der er Klang und Maß jedes einzelnen Verses wiedergegeben hat. Aber freilich klingen diese Verse in dem vocalreichern, hellern und von Zischlauten freiern schwedischen Idiom noch ungleich reizender und kräftiger. Wer daran zweifelt, findet hier Gelegenheit, zu vergleichen:

Högsta fröjd och högsta smärta,
Uti himmel och på jord,
Kärlek, kärlek, sjung du fritt och svärma!

Der Anhang ist, obgleich dem Gegenstand ziemlich fremd, doch dankenswerth, und zeigt die Gelehrsamkeit und die classische Belesenheit des Uebersetzers, von dem wir wünschen, bald noch mehre Uebertragungen aus der jungen, jetzt so blütenreichen schwedischen Literatur zu erhalten.

25.

Kirchengeschichte.

1. Die christliche Kirche in alter und neuer Zeit. Für denkende Freunde des Christenthums in allen Confessionen. Von Joh. G. Dav. Ehrhardt. Ulm, Wohler. 1829. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Ein Werk, das von dem Fleiße des Verfs., von seiner Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte, von Belesenheit, geläuterten Ansichten und einer gemäßigten Art zu urtheilen allenthalben Beweise enthält, aber seinen Zweck nicht ganz erreichen wird. Dem mit seinem Fache vertrauten Religionslehrer genügt es nicht, indem es nicht tief eindringt, viel Allbekanntes, besonders in dem 1. Abschnitte, zu weitläufig vorträgt und zu viel Gewicht auf fremde Urtheile legt. Aber doch sind in der spätern Geschichte auch oft nur Andeutungen, die dem wißbegierigen Laien dunkel und unbefriedigend erscheinen müssen, da sie näherer Erörterungen des Entstehens einer Erscheinung, ihres Zusammenhanges mit vorangegangenen oder gleichzeitigen Ereignissen bedürfen, die man selten voraussetzen kann. Was kann sich ein gewöhnlicher, wenn auch denkender Leser dabei vorstellen, wenn es sogleich im 1. Abschnitte, §. 1, in der Anmerkung zu dem Satze: „Gott war in Christo" u. s. w. heißt: „Wir haben absichtlich alle Unterscheidungen zwischen Rationalismus und Supranaturalismus u. s. w. — die denn doch zuletzt nur in den Worten, nicht aber in der Sache vorhanden sind — umgangen". Beide Ansichten waren wol erst zu erklären, und der nicht leichte Beweis, daß sie nur in den Worten vorhanden sind, vorzulegen. Doch das bedeutendere Uebel ist die schwerfällige Darstellung. Wollten wir nur die seitenlangen Perioden der Vorrede, S. XI, XII, oder die S. 6, die durch die 11 Gedankenstriche nicht lesbarer wird, abschreiben, so würden wir dies hinreichend erwiesen haben. Die Vorschläge und Wünsche des Verfs. über die neuesten kirchlichen Angelegenheiten sind beachtungswerth.

2. Pinel, Priester der vormaligen Congregation des Oratoriums in Frankreich: Ueber den Primat des römischen Papstes. Frei aus dem Lateinischen übersetzt, mit einer Einleitung u. s. w. von K. E. B. Breidenstein. Tübingen, Cotta. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wie der Katholik Carové das Prädicat, „die alleinseligmachende Kirche", als die nothwendige Quelle aller Anmaßungen, aller Intoleranz und Verfolgungssucht der römisch-katholischen Kirche sehr richtig betrachtet, so sieht unser Verf. und mit ihm der Uebersetzer, „die Meinung von dem Ansehen des Papstes (S. V), welche in den Jahrhunderten der Un-

wissenheit sich der Geister bemächtigt hat, als die Ursache der Verwirrung an, in welche die Kirche versetzt worden ist". Dieses Ansehen scheint jedoch mehr das Hinderniß geworden zu sein, gründlich zu reformiren, wodurch man denn prüfend und forschend wol recht bald würde eingesehen haben, was es mit jenen Anmaßungen und mit dem Begriff: alleinseligmachend, für eine Bewandniß habe. Der Verf. schreibt, bei dem Anscheine, daß Papstwesen und Jesuitismus wieder das Haupt erheben wollen, besonders für Frankreich, das ja wol vorzüglich Ursache hat, jetzt über seine religiöse Freiheit zu wachen. Er zeigt, daß der Primat des heil. Petrus nicht gegründet sei, und erklärt die Bibelstellen, die hierher Bezug haben; er findet jenen Primat auch nicht in den Kirchenvätern und Conciliensbeschlüssen, hält die Idee eines sichtbaren Mittelpunktes in der Kirche für unstatthaft, behauptet vielmehr eine Gleichheit aller Apostel; und hätte auch Petrus vor ihnen einen Vorrang, so gehöre er doch Rom keineswegs, „denn Petrus hat diese Kirche nicht gestiftet und war nicht Bischof in Rom". Alle Bischöfe sind einander in Ansehung der Gewalt, die von Gott herrührt, gleich, das sieht man aus den Kirchenvätern, Concilien und Titulationen der Bischöfe, die sie von Concilien erhalten, wobei die Einwürfe beantwortet werden. Nachtheile der Behauptung eines römischen Primats. Die Schlußbetrachtungen beschäftigen sich mit Ideen über Religion und Kirche. Der Verf. hat den Gegenstand von der richtigen Seite angefaßt, und sollte auch die Zahl der blinden Anhänger der Hierarchie auf einige Zeit zunehmen, die hellsehenden, wackern Katholiken vermehren sich im Stillen nicht weniger. Wären nur mit der Anhänglichkeit an dieses Papalwesen nicht so viele irdische Rücksichten verbunden, so würden wir wol noch andere Bekenntnisse vernehmen.

3. **Gedanken und Urtheile Clemens XIV. über die wichtigsten Gegenstände des Lebens. Nebst den von demselben erlassenen Breven und Circularschreiben, die Aufhebung des Jesuitenordens betreffend. Ein Weihgeschenk zum Geburtstage dieses und jedes neuen Papstes, dargebracht von Schröder. Leipzig, Wienbrack. 1829. Gr. 12. 1 Thlr.**

Es sind unter dem Namen dieses trefflichen Papstes 3 Duodezbände von „Lettres intéressantes du pape Clement XIV, traduites de l'italien et du latin" (2. Ausg., Paris, 1776, und deutsch übersetzt, Leipzig, 1777, mit einem Ergänzungsbande) erschienen. Indeß, verschiedene Umstände, z. B. daß die Originalien nicht herausgegeben worden sind, haben Zweifel veranlaßt, ob die Briefe wirklich alle oder auch nur zum Theil von ihm sind. Hr. S. hat sich auf dies Alles nicht eingelassen. Indeß sind die Gedanken und Urtheile eines solchen Papstes würdig; sie verbreiten sich über Kirche und Staat, über häusliches und öffentliches Leben, und wenngleich auch Clemens wünscht, daß die Protestanten in seine Kirche zurückkehren möchten, so spricht er doch sehr freimüthig über die Gebrechen in dem Katholicismus, z. B. über Reliquien: „Wenn man alle den Reliquien Glauben beimessen sollte, welche man allenthalben zeigt, so müßte man auch oft glauben, daß ein Heiliger 10 Köpfe oder 10 Arme gehabt hätte". „Wir werden nicht als Mönche, wol aber als Bürger geboren". „Wenn man ein wahres Mitglied der katholischen Kirche ist, so hat man wirklich 2 Klippen zu vermeiden, die, daß man nicht zu viel, und die, daß man nicht zu wenig glaube". Doch wenn auch diese und andere Gedanken, die insgesammt von vieler Menschenkenntniß zeugen, dem Protestanten nicht neu sind, so könnten sie doch als Weihgeschenk dem jetzigen Papste nicht undienlich sein. Denn die Aeußerung von Hrn. S. (S. VIII): „echt christlich muß der Papst und seine Kirche werden, dies ist die Mahnung und der Ruf des evangelischen Zeitgeistes!" möchte wol von allen verständigen Katholiken unterschrieben werden.

4. **Die hundert Beschwerden der gesammten deutschen Nation, dem römischen Stuhle übergeben 1523. Ihrer Wichtigkeit wegen in Erinnerung gebracht und mit Anmerkungen begleitet von G. M. Weber. Erlangen, Palm u. Enke. 1829. 8. 12 Gr.**

Wir wollen nur 3 Bemerkungen zu diesem wichtigen Denkmale jener Zeit hinzufügen. Erstlich: es ist unglaublich, wieweit die blinde Ehrfurcht, die allmälige Angewöhnung und, um nur ein Land zu erwähnen, die deutsche Gutmüthigkeit und Schwäche gegangen ist, ehe man auch nur recht ernstliche Worte gegen unerhörte Misbräuche sprach und statt, wie hier billig, mit der Execution den Prozeß anzufangen, die Geldflüsse nach Rom sogleich abzudämmen, lange klagte und sich immer wieder durch Versprechungen äffen ließ. Zweitens: Ihr Alle, die ihr den Reformatoren und den Fürsten die unreinsten, ja schändliche Triebfedern zu reformiren beimeßt, leset nur diese Beschwerden, sie kommen von der ganzen deutschen Nation, von Katholiken ebensowol wie von Protestanten. Drittens: Möchte man doch in unsern geldarmen Zeiten jedes Bächlein, das Gold und Silber etwa noch dahinführt, wohin es nicht gehört, ableiten, daß es zu den sich täglich mehrenden Armen flösse, die darauf die ersten Ansprüche haben. Das Dispensationswesen will ohnehin dem gesunden Verstande nicht zusagen; wie, wenn der ehrliche Deutsche sich auch noch immer in reinmenschlichen und bürgerlichen Dingen nach Rom wenden soll? Unsere Fürsten und Minister wissen ja auch, was Recht, Zucht und Ordnung fodern! 30.

Architectural antiquities of Great Britain. By *John Britton*. 5 Bände. London, 1805—29.

Dieses Prachtwerk enthält 364 Kupferplatten. Die ersten 4 Bände kosten 20 Guineen. Der 5., der das Entstehen, den Fortschritt und die Vervollkommnung der christlichen Baukunst nachweist, kostet 6 Pf. 12 Sch. und kann besonders gekauft werden. Wir erinnern hierbei, daß auch über die Kirchen und Dome zu Gloucester, Peterborough, Exeter, Wells, Bath, Redcliffe, Canterbury, Oxford, Lichfield, York, Winchester, Norwich, Salisbury und Bristol ähnliche Schriften bei Longman in London erschienen sind; sowie auch „Picturesque antiquities of the english cities". Die Kupferblätter sind von Le Keux, Barral, Redaway, Sands u. A. nach Zeichnungen von Bartlett, Hacker, Clarke, Mackenzie, Blore, Cresy, Taylor u. A.

Das Resultat der so zahl- wie kampfreichen Forschungen besonders über Das, was man gothische Bauart zu nennen pflegt, aber wol bezeichnender, wenn auch nicht wohlklingender, spitzbogige nennen würde, scheint dermalen folgendes zu sein: Den Ursprung der gothischen (spitzbogigen) Bauart findet man am sichersten und natürlichsten in dem Style, welcher jener Bauart unmittelbar vorausging. Zur Vollkommenheit aber gelangte sie nicht etwa (wie Einige träumen) durch irgend eine plötzliche Entdeckung, sondern vielmehr durch eine geschmackvolle und allmälig fortschreitende Verbindung der Zierathen, Erfindungen oder Schönheiten, welche, anfänglich noch von einander getrennt, hervorgetreten waren. Griechen und Römer hatten herrliche Muster erhabener Gebäude, hatten auch Reihen von Bögen und Fensteröffnungen an ihren Wasserleitungen und Bühnen hinterlassen. Die Durchschneidung des Cirkelbogens, auf welche man, wie es sich nachweisen läßt, Anfangs wol nur als auf eine zufällige Verschönerung, zuweilen auch als auf ein Erzeugniß dringender Umstände kam, schuf den Spitzbogen. Die Zusammenstellung mehrer enger oder loser verbundener Säulen hatte anfänglich (wie sich es gleichfalls nachweisen läßt) wol nur die Verstärkung der Stütze zum Zweck, in der Folge aber auch die Ver-

schönerung, wie denn nachmals, je nachdem der Genius der Baumeister sich entfaltete, immer neue Zierathen erfunden und, in einem Zeitalter, wo der Reichthum in den Händen einiger Wenigen war, auch es nur wenige Mittel, ihn anzuwenden, gab, dann auch ins Werk gestellt wurden, bis endlich die stattlichen und imposanten Säulen des prachtvollen gothischen Styls über die mehr massive Größe der Muster des classischen Alterthums den Sieg davontrugen. So viel ist durch Thatsachen (s. „Edinb. review", Nr. 98, S. 420—439) erweisbar, daß die ursprüngliche Architektur eines sogenannten gothischen Palastes oder Domes sich durch halbcirkelförmige Bögen und ganz runde massive Säulen auszeichnete, und daß die hinzukommenden Bereicherungen sämmtlich von einander unabhängige und einander allgemach folgende Erfindungen waren, bis endlich der ganze schöne Reichthum dieser prächtigen imposanten Bauart sich den bewundernden Beschauern darstellte. 6.

Nordische mythologische Forschungen.

Mit dem Aufleben der sich nach und nach zur Wissenschaft gestaltenden allgemeinen Mythologie warfen Gelehrte dieses Fachs ihren Blick nach allen Seiten und erkannten die Fäden, die der Glaube ans Uebersinnliche und Göttliche um alle Völker der Erde gezogen. Die Spuren des urweltlichen Glaubens suchen sie auf, vereinen sie miteinander, und bilden (wie dieses bei der Annahme eines in jedem Menschengeiste ruhenden Gefühls natürlich ist) eine Urreligion, die sich in besondern Formen; nach der von Zeit, Klima, Bildung abhängigen Erkenntnißstufe ausprägt. Das sind jetzt nur Vorarbeiten, deren Benutzung künftig die Grundlage einer allgemeinen Religion bestimmen läßt, sowie die Grundsätze, nach denen die Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion zusammengestellt, beurtheilt und gedeutet werden, und, wenn jene als die richtigen anerkannt sind, vollkommenes Licht erhalten. Später als die Religion der Griechen und Römer ist die der Germanen erforscht und ihre Begriffe von Gott und Verehrung gewürdigt worden. Lebendiger als irgendwo trieb man dieses Studium in Dänemark, wo man die ältesten Quellenschriften benutzen konnte. Finn Magnusen, Nyerup, Grundtwig u. A. weckten ihm auch Freunde unter den Deutschen, und neuerdings ist durch Legis und Studach die „Edda" verdeutscht worden. Daß man sich nun auch über die Principien, nach welchen die von Manchen hoch erhobenen, von Andern scharf getadelten Mythen behandelt und gedeutet werden, verständige, ist nah, und nur freuen kann man sich, wenn Eingeweihete darüber sich aussprechen, wie Constant Dirckinck-Holmfeld in einem kleinen Werkchen: „Ueber den geistigen Gehalt der alten Religionen und Mythen. Als Einleitung zur Erklärung der nordischen Mythen". (Kopenhagen, Gyldendal. 1828. Gr. 8. 23 Gr.) Aus dem Titel erhellt, von wo der Verf. ausgeht, um der Erklärung der nordischen Mythen feste Grundsätze zu gewinnen. Im Ganzen stimmen auch wir bei. Wir leugnen den Verband der Völker in Hinsicht ihres religiösen Glaubens nicht, müssen aber seine minder oder mehr sichtbare Verschiedenheit nicht vergessen und auf Zeit ꝛc., wie oben bemerkt, Rücksicht nehmen. Nicht Alles reift zu gleicher Zeit allenthalben, Vieles nur hier, dort nie. Wer mag entscheiden, was einheimisch oder fremd eingeführt und Beides von einander untrüglich trennen? So viel ist entschieden, daß die Mythologie der Griechen sich mehr in Sagen bewegt, die des Nordens in rauhem Symbolismus, und, wenn sie in Mythen sich erklärt, die Zartheit und Sinnigkeit nicht kennt, welche man in der griechischen bewundert. Doch können wir hier nicht ausführlicher sprechen und nur dem Verf. für seine freundliche Gabe danken. Er forsche weiter und schenke uns bald das versprochene Wörterbuch, welches neben Legis zu erwartender „Alruna" noch Platz findet. Daß Beide da, wo es nöthig ist, auch die Quellen nennen, aus denen sie schöpften, läßt sich erwarten. 11.

Bemerkungen auf einer Reise durch Schlesien, Böhmen und einen Theil von Oestreich und Salzburg, von einem Ostpreußen. Gumbinnen, 1829. 8. 1 Thlr.

Der ungenannte Verf. hat dies Büchelchen in Commission bei den Gebrüdern Bornträger in Königsberg gegeben, den Selbstverlag aber durch Subscribenten (vorgedruckt, etwa 180 an der Zahl) möglichst gedeckt. Diese Vorsicht war löblich, denn obgleich die Schrift lobenswerth ist und manches Gute und Merkwürdige berichtet, so ist es doch selten, daß dergleichen Bücher, außer in dem nähern Kreise „der lieben Landsleute", denen es gewidmet, gekauft werden. Denn, meine Leser, das wissen Sie! lesen und kaufen ist ein Unterschied. — Vorliegende Reise wurde im Sommer gemacht und enthält vorzugsweise Schilderungen der gesehenen Natur. Gewiß sind es die Gegenden, die der Herausgeber sah, werth, beschrieben zu werden. Wenn dies nun auch wirklich früher bereits geschah, so kann man doch diese Beschreibung nicht weniger benutzen, besonders weil sich in ihr die Anleitung findet, wie ein Reisender aus den nördlichen Gegenden, namentlich Ostpreußen, es am besten anfangen dürfte, sich — wenn Zeit und Geldbeutel den wichtigern Ausflug in die Schweiz nicht erlauben — in den herrlichen Gegenden an der Donau, am Inn und der Salzach umzusehen. Man bedarf, wie hier gezeigt wird, aus Lithauen bis an die Donau, mit eignem Fuhrwerk, nur 20 Tage; ebenso viel sind hinreichend, die hauptsächlichsten Gegenstände dort herum zu beschauen, und in gleicher Tagezahl macht man den Rückweg, wobei noch das Riesengebirge mitgenommen werden kann; dergestalt, daß in 2 Monaten Alles leicht beendigt ist. 49.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 91. —— 1. April 1830.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer, außer den Beilagen, von denen wöchentlich wenigstens eine geliefert werden soll, und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Die Redaction hofft durch die Vermehrung des Raums in Stand gesetzt zu werden, über Alles schneller und über das Wichtige und Interessante ausführlicher berichten zu können als es ihr in der letzten Zeit, wo der Stoff bisweilen gar zu reichlich sich darbot, möglich war. Es ist ihr unablässiges Bestreben, die Blätter für literarische Unterhaltung in der Achtung des Publicums zu erhalten, den Lesern eine möglichst vollständige Uebersicht der Literatur des In- und Auslandes, inwiefern sie die gebildeten Stände interessiren kann, zu geben und in ihren Mittheilungen Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden.

Romanenliteratur.

1. Die Ehelosen. Von Therese Huber. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus. 1829. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Eine üble Gewohnheit vieler Leser und vor allen der Leserinnen, die Vorreden nicht zu lesen, ist hier fast anzuempfehlen. Nicht als wenn die Vorrede zu diesem Buche verwerflich oder seicht wäre, vielmehr ist sie gedankenreich und spricht über die Ehelosigkeit der Frauen, die bei dem jetzigen Zustand der Gesellschaft immer im Steigen begriffen ist, gewichtige Worte und beurtheilt sie ohne Schärfe und Einseitigkeit; aber bei allen den Vorzügen erhält man dennoch durch diese Einleitung einen irrigen Begriff von der Tendenz des Buches. Ohne sie würde man sich getrost dem sanften Strom trefflicher Gedanken und edler Beredsamkeit überlassen und der reinen, unverkennbar erhabenen Richtung des Geistes folgen, welcher vom Anfang bis zum Ende das Buch zu einem der bedeutendsten Werke deutscher Schriftstellerinnen erhebt — nun macht den Einen und den Andern getäuschte Erwartung — in diesem Fall mischt sich ein Stückchen verletzte Eitelkeit mit ein — ungerecht gegen das Buch; man findet es weniger gut, weil es nicht ganz so ist, wie man sich einbildete. Absichtslos wurde die Absicht durch die Eigenthümlichkeit der Verfasserin undeutlich und zu einem verschiedenen Zweck umgewandelt.

Die zartfühlende Frau hatte sehr bestimmt eine der falschen Ansichten des Geschlechts oder der Welt überhaupt begriffen, und fand sich stark genug, dem mächtigsten aller Vorurtheile die Stirn zu bieten und zu zeigen, daß ehelose Frauen nicht unbedingt unglücklich oder nutzlos, daß alte Mädchen nicht nothwendig lächerlich, lieblos und ungeliebt sein müssen. Von diesem Gesichtspunkt aus ließ sich die Darstellung verschiedener Charaktere, verschiedener Schicksale erwarten; man konnte hoffen, die Licht- und Schattenseite des ehelosen und ehelichen Lebens, die Bedingungen, unter welchen die Frauen den einen und den andern Weg einschlagen dürfen, deutlich und auf eine geistreiche, tiefergreifende Weise dargestellt zu sehen, und das wurde doch nur mit einem gewissen Vorbehalt erfüllt. Wol sehen wir das ehelose wie das eheliche Leben mit Scharfsinn und Klarheit betrachtet; wir lernen eine ehelose Dame kennen, die, bei manchen guten Eigenschaften des Herzens und Verstandes, doch jede gehässige Eigenheit alter Jungfern besitzt, und die jedes Verhältniß durch Selbstsucht, Kurzsichtigkeit und Rechthaberei versäuert haben würde. Wir ehren eine Zweite, eine schöne Seele im vollen Umfang des Worts, die durch eigne Verwickelung der Umstände und weil sie keinen Mann gefunden, den sie zu lieben vermocht, ledig blieb; wir bedauern, daß die Schicksale einer Dritten sich nicht so von jedem Makel rein erhielten, daß wir über sie mit unsern Töchtern unverhohlen reden möchten; wir wundern uns über eine Vierte, die mehr aus Laune als aus irgend einem triftigen Beweggrund unverehelicht blieb; und wir billigen es, daß die Verfas-

serin keine Ehelose aufstellte, die es nur deshalb wurde, weil sich kein Freier fand.

Ebenso lobenswerth ist ihre Darstellung des ehelichen Verhältnisses, Wahrheit, ohne durch Lage oder Persönlichkeit etwas auf die Spitze zu stellen. Wo die Ehen, von denen wir in dem Buche erfahren, unglücklich werden, geschieht es öfter durch die Schuld der Frau als des Mannes; nicht Bösartigkeit, sondern Verschiebung der Stellung des Mannes zum Weibe, schiefe Richtungen, Unfähigkeit, der Einsicht auch das Thun anzupassen, und beschränkter Eigensinn stören häusliches Glück. Am ausgeführtesten ist die eine Ehe, die von Holm und Marien, gezeichnet, in der die Herzen sich wol nicht misverstehen, wo jedoch der Frau befangene Einseitigkeit keine wirkliche Zufriedenheit gedeihen läßt. Der Mann hat kein anderes Unrecht, als daß er die Grundsätze einer starken Seele auch von einer schwachen wähnte fodern zu können. Dieser Holm ist einer der edelsten, reinsten und liebenswürdigsten Charaktere nicht nur im Buche, sondern überhaupt, und vielleicht ist eine so schöne, im Leben seltner zu findende, männliche Eigenthümlichkeit noch nie von einer Schriftstellerin so meisterlich vorgestellt worden, als es hier der Fall ist.

Aber das Alles hindert nicht den Widerspruch zwischen Vorrede und Inhalt des Buchs. Die Lebendigkeit der Verfasserin, das bestimmt ausgeprägte Wesen ihrer eigenthümlichen, vielseitigen Natur, hat aus dem Gegenstand, den sie sich gewählt, ein allgemeines großes Bild verschiedener Charaktere im Familienleben hingestellt und die Ehelosigkeit dem untergeordnet. So angesehen, muß vorliegendes Werk jeden Menschenkenner, Jeden, der sein eignes Herz empfunden, ohne Widerstand anziehen und fesseln.

Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, etwas zu berühren, das des Beachtens nicht unwerth ist. Es scheint nämlich, daß die Kritik sich in neuerer Zeit ein eignes Feld aufgepflügt habe, nämlich schonungslos gegen die Tendenz der Entsagung und Resignation in den Werken schriftstellerischer Damen loszuziehen. Gestatten wir nun einmal den Frauen, die Feder zu führen, so ist nicht einzusehen, warum sie nicht gerade Das bearbeiten sollen, was ihr eigentlicher Acker und Pflug, oder besser, die eigentliche Bestimmung ihres Lebens ist. Entsagung, Selbstverleugnung, nur in Andern sich wiederfinden und nichts für sich zu begehren, dies ist das Loos der Frauen sowol in der Ehe als im Cölibat, geliebt oder ungeliebt, anerkannt oder unbeachtet; es gibt für die Erste wie für die Letzte unter ihnen nur diesen Einen Weg. Die Kritiker sollten diese Einsicht mehr erleichtern, klarer und bestimmter noch die Richtung angeben, welche die Schriftstellerinnen ihren Mitschwestern zeigen und sie zu verfolgen ermahnen möchten, und nur der falschen Empfindsamkeit, der armseligen, coquettirenden Resignation den Krieg erklären, dagegen das echte Wesen weiblicher Empfindungen, das wirkliche, religiöse Entsagen und Entbehren einer redlichen Frauenseele hinstellen, wie es unausgesetzt in den „Ehelosen", dem letzten Werke der verewigten Huber, geschehen ist, welches anzuerkennen kein Leser von Gefühl und gutem Willen unterlassen wird.

2. Selbstopfer. Von Leontine Romainville. Leipzig, Brockhaus. 1829. 8. 2 Thlr.

Was wäre auf Erden nicht bedingungsweise zu verstehen! So ist das Lob, einer Schriftstellerin beigelegt, nicht weniger zweideutig als die Bemerkung: man erkenne in jeder Zeile das Geschlecht des Autors. Das charakteristische Weibliche darf der Frau, sei sie Schriftstellerin oder nicht, durchaus nicht fehlen, sie läuft sonst Gefahr, etwas Wesentliches aufzugeben, um ein Gut zu erjagen, das nimmer und nimmer von ihr sich ergreifen läßt, es müßte denn als form- und farbloser Schatten sein. Allein, angewöhnte Eigenheiten kann das Weib abstreifen, einer gewissen Frauenhaftigkeit in der Darstellung die Schriftstellerin sich entäußern, ohne darum ihre Weiblichkeit aufzugeben, und das geschah mit Erfolg im vorliegenden Roman. Die Schreibart ist kernig, leicht und elegant, die Charaktere, zwar nur flüchtig angegeben, schwanken nicht unbestimmt von einem Aeußersten zum andern, noch fallen sie plötzlich aus der Rolle; das Entsagen und Aufopfern wird nicht fabrikmäßig, als Preisbewerbung betrieben, wie es die Schriftstellerinnen in ihren Romanen an der Art haben, und nur der Tod, einigermaßen aus heiler Haut, der liebenswürdigsten weiblichen Hauptfigur erinnert allenfalls in solchen abzulegenden ungenatischen Kennzeichen an eine Verfasserin.

Zwei junge Männer, wovon der eine seine Abstammung nicht kennt und von einem freundlichen Manne, der sich von der Welt abgeschlossen, erzogen wird, besuchen zu ihrer weitern Ausbildung Paris, verlieben sich in 2 Schwestern, wovon die eine ernst und sinnig, die zweite, jüngere, lebensfroh und harmlos ist. Ein älterer Bruder scheint eine sträfliche Neigung für die hochbegabte Schwester zu empfinden, die sie nicht theilt, obgleich ihr kundgeworden, daß sie, der Familie fremd, ein aufgefundenes Kind ist. Manches Geheimniß scheint auf dem Hause zu ruhen, das sich allmälig mehr verwickelt, ausdehnt, Personen mit hineinzieht, die man ganz gesondert davon meinte, was ihr Erscheinen motivirt und den Plan zusammenhält, und nach vielen Verschlingungen die Katastrophe herbeiführt, die indeß milder hätte sein können. Die freie Erfindung streift mitunter ins Gebiet des Abenteuerlichen, doch nie in das Unnatürliche, und auch das Sonderbare, Auffallende hat sein Warum, seinen Zusammenhang und seine logisch richtige Folge. Von den Aeltern der Liebenden war nun einmal ein tragisches Schicksal nicht abzuwenden; allein, von ihnen hätte das eine Paar nicht vorzugsweise begünstigt werden sollen. Otto's Aeltern waren nicht zu erwecken, aber die gemüthvolle Adeline konnte ihren Vater, Otto's Erzieher, sowie dieser dem Mann ihrer Wahl ein süßes Dasein bereiten, woran sie der Tod zur unrechten Zeit hinderte, der vermeinte Bruder mochte sich immer-

ihn der entehrenden Liebschaft und seiner Spielsucht schämen und die Verführerin ein Gleiches thun; aber statt sich zu ermorden, wäre es besser gewesen, diese im Kloster Buße thun zu lassen und jenen auf Reisen zu schicken, um beim Auffinden der Quellen des Rigeus, der Metalladern in Rußland ihm seine phantastische Liebe und wilde Begier vergessen zu machen. Die Berichtigung geographischer Karten hätte ihm Coeur Dame und die heillosen Würfel aus dem Sinn gebracht; statt Pulver und Kugel sich ins Herz zu schießen, konnte er es gebrauchen, einen Türkenschädel zu zerschmettern; die Verwandten freuten sich des angehenden Helden; er kam geheilt und gebessert zurück, währenddem Otto und Adeline in aller Vergnüglichkeit in Deutschland hausten. Die Hartherzigkeit der Verfasserin gegen sie läßt auf ein jugendliches Alter derselben schließen, wo man tragische Momente und Schicksale mit vollen Händen ausstreut, ohne sich viel um innere Nothwendigkeit zu kümmern.

Dagegen weisen die Urtheile über Paris und seine Bewohner auf reifere Jahre und auf einen vielseitig gebildeten, man möchte fast sagen, männlichen Geist. Schon als bloße Beschreibung sind diese Bilder von der ungeheuern Stadt sehr ehrenwerth, nicht übertrieben, anschaulich, nicht kalt, breit, noch schwülstig. Jedem Gegenstand ist sein Recht geschehen, sei es nun Kunst, Theater, Umgegend, oder die Stadt als solche selbst. Wie wahr ist die Volksthümlichkeit aufgegriffen und wie billig auch in Vergleich mit Deutschland und den Deutschen, die ebenso wenig wie die Franzosen über- und unterschätzt sind. Läßt sich am Roman Einiges erinnern, an der Ortsbeschreibung gewiß nicht, sodaß man wünschen muß, es hätte der Verf. beliebt, nicht blos Paris, sondern auch Frankreich darzustellen und Deutschlands Hauptstädte so zu beleuchten, wie es mit der Hauptstadt des großen Nachbarstaats geschah. 88.

Meine Reise nach Grusien im Jahre 1827. Von F. Ch. W. Vetter. St.-Petersburg, 1829. Gr. 12. 12 Gr.

Der Verf. dieses in vieler Beziehung nicht unwillkommenen Reiseberichts bemüht sich ein neuer Thümmel zu sein, ein Bestreben, das ihm gänzlich misglückt. Er will der deutschen Literatur, woran sie sehr Mangel hat, eine humoristische Reise liefern; aber seine Geschmacklosigkeit und seine dürre, plumpe und unbeholfene Sprache entfernen ihn von diesem Ziel beständig in eben dem Maße, wie er sich es zu erreichen bestrebt. Er mischt Prosa und Verse, nach Art seines Vorbildes, aber auf eine höchst unglückliche Weise; seine Prosa ist zurückschreckend und seine Verse sind unlesbar. Kurz, es fehlt ihm Alles, was den Schriftsteller macht; und dennoch ist sein Reisebericht, weil er wenig gekannte Länder berührt, ein dankenswerther. Hätte der Verf., ohne dem Ruhm eines Schöngeistes nachzujagen, sich begnügt, ruhig und genau zu schildern, was seine Reise nach Tiflis, durch den Kaukasus und durch Grusien ihm darbot, wir würden ihm um so viel mehr Dank für seine Arbeit wissen, und der Tadel einer falschen Richtung, der ihn jetzt trifft, fiele weg.

Der Reisebericht selbst beginnt von Charkow aus, welches der Verf. als Handels- und als Universitätsstadt [illegible]. Er tadelt den geringen Eifer, mit dem hier die Humaniora betrieben werden, den Mangel an Lehrstühlen für classische Poesie, Aesthetik, Geschichte, Statistik, welche alle von Kathedern für Hydraulik, Mechanik, Fortification, Baukunst u. s. w. verdrängt werden. Es ist bekannt, daß die classischen Sprachen, so gut wie die Philosophie, wenig Boden in Rußland finden; Jurisprudenz und Medizin werden auch ziemlich als Nebensachen behandelt, und die Theologie gehört vollends gar nicht in den Kreis der Universitätsstudien. Die Reise nach Isum führt den Berichterstatter an den petschenegischen Dörfern vorüber, welche jetzt von Russen bewohnt werden, und deren Name allein von diesem nun verschwundenen Volke noch übriggeblieben ist.

Wir treffen den Verf. gern bei solchen Bemerkungen, wie er sie in dem nächsten Abschnitt, welcher die Reise von Isum nach Iwanowka, und von hier nach Neu-Tscherkask, Stabropol, durch die Steppen und endlich nach Georgiewsk umfaßt, beibringt; denn leider ist er im Allgemeinen nur allzu sehr mit seinen kleinen Reiseabenteuern und mit unbedeutenden persönlichen Begegnissen beschäftigt und behält sich wenig Raum zur Schilderung des Landes oder seiner Bevölkerung vor. Dabei ist sein Styl von der Art, daß er einem Schüler von Schulpforta und einem russischen Advokaten (denn ein solcher ist der Verf.) gleich wenig zur Ehre gereicht, und die Häufung der Flickwörter, „wie gleichsam, so zu sagen, im ganzen Sinne des Worts" ist oft wahrhaft spaßhaft. Nur eine einzige Periode zur Probe: „Denn sowie nicht zu leugnen, daß die Station von Kasbek bis nach Kobi zu einer der durch Naturschönheiten ausgezeichnetsten Gegenden gehört, so schien sothanes animal wie gleichsam bisweilen (und insofern hätte ich es fast für das heilige Pferd des Mohammed, wenn mich auch selbst nicht für den Propheten halten mögen) davon ergriffen zu sein. Denn wenn bisweilen die von der Sonne vergoldeten flüchtigen Wolken wie gleichsam in tanzender Bewegung, d. h. also im Takt der Naturharmonie" rc. Soll das Humor sein, nun so ist es der unglücklichste von der Welt. — Doch zurück zu des Verfs. Reisebemerkungen, insofern sie uns etwas Wissenswürdiges darbieten. Hinter Iwanowka beginnt der Süden. Hier blüht der Seidenbau; Maulbeerpflanzungen bedecken die Gegend; die Landschaft um Neu-Tscherkask am Don blüht unter dem fleißigen Anbau der saporoger Kosaken, Alles hat hier noch einen europäischen Anstrich, indeß jenseits des Dons Asien im vollen Wortverstande beginnt: Steppen voll wilder Pferde, Karavanenzüge, Filzhütten, Nomadenstämme, asiatische Sitte. Stabropol ist 300 Werst weiter gegen Süden. Die Stadt liegt sehr schön, eine 400 Werst lange Steppe dehnt sich von hier bis zum Kaukasus hin; doch erscheint bereits die Schneespitze des Elbruz (Elborus), der höchste (16,000 Fuß messende) Gipfel des Kaukasus. Bis Georgiewsk, sonst der Hauptstadt Georgiens (Grusien, Gurgistans), sind 176 Werst; das Klima ist hier höchst ungesund; allein in seiner Nähe sprudeln die berühmten kaukasischen Heilquellen, für deren Aufblühen die Regierung mit so großer Freigebigkeit gesorgt hat. Die Trümmer einer alten Madgiarenstadt sind 80 Werst davon, die der Verf. jedoch nicht besucht. Achtzig Werst südlich erreicht er Jekaterinogrod am Malka, von Potemkin erbaut, aber jetzt im Verfall. Jenseits des Malka machen die räuberischen Tscherkassen die Reise gefahrvoll; doch unser Verf. sieht zu viel Gefahr, als daß man ihm immer glauben sollte. Ein starker Convoi beruhigt sein furchtsames Gemüth. Eine Linie von Festungen folgt jetzt: Prirej, Uruch, Minaret, Ardon, im Lande der räuberischen Tschetschengen; bei Wladiskawkas zeigen sich endlich die Vorberge des Kaukasus in der Nähe; die Ansicht der panoramisch aufgestellten Gebirgsmassen ist von hier entzückend, und besonders scheint das Haus des Commandanten für den Kaukasus Das zu sein, was für die Hochalpen das Plateau von Bern und für die Pyrenäen die

Terrasse von St.-Gaudens oder die von Pau ist. Die Reisenden in dieser Gegend finden überall Wohnung und Aufnahme in den Casernen und Militairquartierhäusern; die Poststationen sind mit Pferden gut versorgt. Grusische Bauern drängen sich, wie am Vesuv, herbei, die Reisenden mit Pack- und Reitpferden zur Ueberschreitung des Gebirges, oder mit Führern und Ciceroni zu versehen. — Nun beginnt die Reise über den Kaukasus; es ist im Anfang Februars, und zu einer solchen Zeit mag der Uebergang über das Hochgebirge, dessen höchster Paß über 12,000 Fuß hoch liegt, allerdings nicht ohne Gefahr und Beschwerde sein. Der Verf. schildert diese Fährlichkeiten in seinem bekannten widerwärtigen Styl; doch das Interesse der Sache läßt uns selbst einem solchen Führer mit Theilnahme folgen. Die erste Station geht bis Lars über die Vorberge hinweg. Kleine Dörfer der Osseten unterhalten hier und da einen geringen Anbau. Die Viehzucht blüht hier. Das Wetter war rauh, doch nicht streng winterlich. Der Weg geht am Felsufer des Terek entlang; die Grasbrände auf den Höhen erleuchten die Nacht und man erreicht mühsam das 12 Werst entfernte Lars. Noch sind die Berge niedrig und mit Vegetation bis in die Gipfel hinauf bedeckt; der Weg bis Kasbek ist gut, und die Kosackenpferde sind zuverlässig. Der folgende Reisetag führt um das Gebirge von Kasbek herum, sein Gipfel liegt 14,000 Fuß hoch; die Reisenden erreichten eine Höhe von 12,000 Fuß, noch 1000 Fuß höher liegt eine kleine Kirche, vielleicht die höchste christliche Kirche auf der Erde. Der Gipfel ist fabelhaft, 2 Mönche sollen ihn erstiegen und ein Kloster und Goldminen dort gefunden haben. Endlich wird, in einem tiefen Bergkessel, Kobi erreicht; die Gegend scheint dem Tartarus entnommen. Noch sind bis Douchetti, dem Ausgangspunkt des Gebirges, wie Wladiskawkas der Eingangspunkt war, 80 Werst, und diese sind die schlimmsten des Weges; von Kobi aber bis Tiflis sind 150 Werst (20 deutsche Meilen). Funfzig Soldaten ebenen den schmalen Fußweg und reinigen ihn von Schnee; die ganze Gesellschaft folgt zu Fuß, Tritt in Tritt und mit Handschlitten für das Gepäck. Natürlich geht die Reise, von Abgründen und Lawinen bedroht, langsam. Eine Einsiedlerhütte und ein steinernes Kreuz bezeichnen den höchsten Punkt des Passes; endlich wird dieser erreicht; ein Ossete wohnt in der Hütte. Von nun an geht es mühsam bergab; spät gelangt man nach Kaitshaour, der ersten Station jenseits des höchsten Bergkammes. Stündlich wird die Luft nun milder, die Vegetation reicher; noch hat man 5° Kälte, aber in Tiflis blühen die Blumen. Hinter Kaitshaour stürzt der Weg steil ab. Bäume, Gesträuche, Bäche und Mühlen erscheinen; Reben folgen und der Verf. rühmt den grusischen Wein als einen wahren Nektar. Kirchen und Kapellen werden sichtbar und man erreicht Passanour, eine Kaserne, 19 Werst von Kaitshaour. Dann folgt Ananour, 22 Werst weiter, und die Gebirge werden niedriger, die Vegetation vollständiger; bis Douchetti sind noch 11 Werst. Hier beginnt ein Eden; das Gebirge weicht zurück; der ganze Bergübergang beträgt etwa 110 Werst (16 deutsche Meilen). Der schönste Frühling umfängt die Reisenden (am 8. Februar), die Gegend ist hochromantisch; zur Linken schäumt der Arakui, rechts blühende Wälder, ein wahrer Zaubergarten bis Tiraskalla, 24 Werst von Douchetti. Hier beginnt das alte Kolchis; der Verf. trifft hier auf einen jungen deutschen Prediger und seine Braut, welche Blumen suchen. Von Tiraskalla bis Tiflis sind noch 40 Werst quer durch das Gebiet der verrufenen Lesghier; die Räuberei ist bei ihnen Ehrensache und Staatsangelegenheit; die Ueberfälle werden in den Moscheen verabredet, und besonders gefährlich ist die letzte Station von Mskheta bis Tiflis. Ein Bergpaß bei diesem Ort ist die gefährlichste Stelle. Mskheta liegt am Kur und hat eine Brücke aus Pompejus' Zeit; die Gegend ist zauberisch. Nach 9 Werst verlieren sich die Berge ganz in die Ebene und alle Gefahr ist überstanden. Wenige Werst von Tiflis wird der Weg noch einmal gefährlich; die Straße am Kur ist nur einige Fuß breit. Die Bemerkungen über die Lesghier sind lesenswerth. — Endlich erscheint Tiflis. Die Stadt, unter dem 42° 45′ d. Br. und 62° 40′ d. Länge, liegt entzückend; im Innern ist sie nicht schön; der grusische Adel wohnt in festungsartigen Thürmen; die Bazars sind glänzend; ein neues Viertel im europäischen Geschmack ist, von Graf Yermoloff angelegt, im Entstehen; die übrigen Häuser sind rohe Steinhaufen; die Stadt hat deren 4000 und 20,000 Einwohner; das mercantilische Gewühl belebt den Ort; Büffel und Kameele in Karavanen durchziehen ihn beständig; der Seidenbau blüht umher. Tiflis hat 20 griechische und 15 armenische Kirchen, eine Universität ist im Plan, der grusische Adel zeigt Sinn für europäische Bildung; die Landessprache wird von der gebildetern persischen verdrängt; doch schreitet die Literatur, deren Blüte unter Zar Tamar (1171—98) fällt, neuerdings fort, und der Katholikos Anton hat römische und deutsche Werke (Wolf's „Physik" z. B.) ins Grusische übersetzt. Die Sitten sind halb orientalisch geblieben; der feine Ton von Ispahan ist noch immer das Vorbild der Grusier. Nach 14tägigem Aufenthalt verläßt der Verf. Tiflis, von wo man den Kasbek deutlich sieht, auf demselben mühevollen Wege wieder. Einige Bemerkungen über die kaukasischen Volksstämme, nach Brömsen, machen den Beschluß. Die Tscherkessen (Cirkassier, Kabardiner) die sich selbst Adila nennen, und Sunniten, oft ohne Priester, sind; die Lesghier (Leki, Lesghinzi), Ureinwohner des Kaukasus, die noch ganz so sind, wie Herodot sie schildert, und dem finnischen Volksstamme angehören; die Tshaer, Räuber wie jene nach spartanischen Grundsätzen; die Duscheten; die Kubaschen am Koisu, ein betriebsames, liebenswürdiges Volk; die Osseten, ziemlich gebildet und gewerbfleißig; die Iwerier (Grusier, Gurschi, Georgier), etwa 220,000 Seelen in Unter- und 400,000 Seelen in Ober-Iwerien, seit 1752 unter russischer Schutzherrschaft und seit Alexander Unterthanen der russischen Krone — werden uns ziemlich gut geschildert, und so schließt dies Buch, durch Das, was es liefert, beachtungswerth, und widerwärtig durch die fade und geschmacklose Art, wie es diese anziehenden Resultate darstellt. 25.

Notiz.

Irrenhäuser und Verhältniß der Heilungen in verschiedenen Ländern. *)

In den Staaten Neuyork, Pennsylvanien und Connecticut befinden sich 5 Irrenanstalten, in welchen man zu Neuyork auf 100 solcher Unglücklichen zwischen 40 und 44 rechnen kann, die wieder geheilt werden; in Pennsylvanien jedoch nur zwischen 33 und 35, in Connecticut ungefähr 50. In Frankreich rechnet man in den Anstalten gleicher Art auf 100 zwischen 44 und 45, in England etwa 37, in Irland 52, in Mailand 58. Wahnsinnige kann man in Schottland 1 auf 400 Einwohner, in Paris auf 350, in London auf 600, in England und Wales auf 2000, im Staate Neuyork auf 819 rechnen; doch scheint uns diese Angabe in mehren Punkten nicht mit den bisherigen Erfahrungen übereinzustimmen, und namentlich das Verhältniß zwischen Paris, London und England überhaupt unrichtig zu sein. Beachtenswerth ist aber gewiß, daß, nach des Arztes Halliday Beobachtungen, die Zahl solcher ihres Verstandes beraubter Unglücklichen in neuerer Zeit in mehren Ländern auffallend zugenommen haben soll, und daß namentlich in England in den ackerbautreibenden Gegenden das Verhältniß um ¼ übler sich zeigt, als in jenen Districten, wo Schifffahrt die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist. 9.

*) Vgl. Nr. 14 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 92. — 2. April 1830.

Aegyptische Alterthümer.

Während Champollion's hieroglyphisches System durch Klaproth's scharfsinnige und leider kaum widerlegbare Einwürfe (in dem Werke: „Collection d'antiquités égyptiennes recueillies par le chevalier de Palin, publiées par Mrs. *Dorow* et *Klaproth*", Paris, 1829, 1 Bd., Fol.) in der Meinung der besonnenern europäischen Forscher an Grund und Boden verliert, gewinnt es im alten Heimathlande der Hieroglyphen Gläubige und eifrige Anhänger. Dr. Acerbi, der k. k. Generalconsul in Alexandrien, erzählt im Novemberheft der „Biblioteca italiana" von 1829 von Engländern, die in Kairo in der Druckerei von Bulak lithographirte Hefte mit Hieroglyphen haben erscheinen lassen, welche alle im unbedingten Glauben an Champollion's Behauptungen zusammengetragen sind. Das erste Werkchen, von Burdon, führt den Titel „Excerpta" und umfaßt auf 100 Blättern in Querquarttafeln Namenschilde (cartouches), Obelisken, Weihungen, Inschriften, Schlachten, Aufzüge u. s. w., den Denkmälern zwischen Tanis und Wadihalfa entnommen. Freilich gibt Hr. Champollion dem Zeichner Ungenauigkeit in den Hieroglyphen Schuld; aber manche Leser entsinnen sich, daß Hr. Champollion überall, wo er in der von Bankes bekanntgemachten Tafel von Abydos nicht fortkonnte, auch solche Irrthümer zu gewahren glaubte und dann frischweg corrigirte. Hr. Burdon möchte jetzt vielleicht ein Gleiches gegen Hrn. Champollion einwenden.

Ein anderes Werk über die chronologische Folge der ägyptischen Dynastien erschien gleichfalls zu Bulak in 4. und gibt auf Steindruckblättern (auch die Erklärung ist Steindruck) die Namenschilder der 17. Dynastie an, bis auf die Lagiden und sogar bis auf die römischen Kaiser einschließlich. Eine vorausgeschickte Tafel stellt das phonetische Alphabet und eine Erklärung der hauptsächlichen Zeichen auf, welche Königstitel ausdrücken. Auch er fand symbolische, figurative und phonetische Charaktere in diesen Cartouchen vereinigt, was doch begreiflich das Verständniß sehr erschweren muß. Die Tafel von Abydos, als der codex diplomaticus für die angenommenen Dynastien, ist vorausgeschickt; aber zur Beglaubigung seiner Reihenfolge ist aus den Grotten von Beni-Hassan, aus dem Memnonium, aus einem Grabe von Gurna und dem Palaste von Medinet-Abu beigebracht, was sie zu bestätigen scheint. Vorzügliche Schwierigkeiten für die Erklärung machte immer Rhamses II., von dem man doppelte Vornamen annahm, um die Verwirrungen der Chronisten zu heben. Champollion fand aber statt des einen Rhamses, mit doppeltem Vornamen, 2 Brüder Rhamses, die beide herrschten, beide Söhne und Töchter hatten, beide Söhne der Ostreer, die in den Denkmälern Menephta heißen. Den Schluß der Lagidendynastie macht Cäsarion, Cäsar's und Kleopatra's Sohn, und die Reihe der römischen Kaiser schließt Commodus.

Weit reichere Aufschlüsse als die genannten beiden Werke versprechen die Sammlungen des Hrn. Wilkinson, der durch die zusammengebrachte Masse der Hieroglyphen, der Skulpturen und Basreliefs im Lande selbst, neben den Schätzen, Bewunderung erregen soll. Seine Ausdauer und sein Muth war über das gewöhnliche Maß. Hr. Wilkinson bringt nach Europa 1) ein ägyptisches Pantheon, das aber von dem durch Champollion bekanntgemachten wesentlich abweicht; 2) eine Zeitfolge der Könige, mit den mancherlei Vor- und Zunamen, ihrer Verwandtschaft u. s. w. Dieses Werk ist eben in Malta unter der Presse. 3) Eine Sammlung von Zeichnungen, Künstler und Handwerker darstellend, mit Beifügung der ihnen zukommenden koptischen Namen, in Hieroglyphen geschrieben; 4) ein koptisch-englisches Wörterbuch. Kehrt Hr. Wilkinson nicht nach Frankreich oder England zurück, so bleibt dieser reiche Schatz wahrscheinlich stets ein ungehobener, weil die Mühseligkeit in Kairo, Araber zum Lithographiren und zum Drucken abzurichten, doch seine Ausdauer zu überwiegen schien.

Wollte Champollion etwas leisten, das neben diesen Sammlungen noch der Nennung werth wäre, so mußte er eilen, an Ort und Stelle sich einzufinden. Nach Acerbi's Versicherung hat er durch die Mittel, die ihm zu Gebote standen, durch seine Thätigkeit und den Eifer der ihn begleitenden Künstler, namentlich durch die Unterstützung des Prof. Rosellini, des geschicktesten der Aegyptologen aus Champollion's Schule, doch noch seine Vorgänger übertroffen; denn alle Hie-

roglyphen, von Memphis an bis nach Wadihalfa, folglich die von ganz Aegypten und dem untern Nubien, hat er in etwa 2500 größere und kleinere Zeichnungen zusammengebracht. Die Königsgräber von Biban-el-Moluk boten so viel dar, daß 2 große Quartanten es nicht würden fassen können. Eine dickleibige Mappe voll Hieroglyphenzeichnungen, eigenhändige Arbeiten der Herren Champollion und Rosellini, scheint in den frühern Angaben gar nicht mitbegriffen.

Der Gewinn für die Kenntniß der alten Sprache durch diese Zeichnungen würde vielleicht nicht unbedeutend sein, weil oftmals über den Gegenständen, namentlich in den Privatgräbern, der Name derselben, nach Champollion's Angabe, durch ein mit Hieroglyphen geschriebenes koptisches Wort angegeben ist, z. B. über dem Bilde eines Pferdes steht: Pferd, über dem eines Dreschenden: Drescher u. s. w. Aber dieses Koptische ist doch durchaus nur ein Schlüssel ohne Bart. Von der altägyptischen Sprache enthält es nur Trümmer; und da das Koptische selbst nicht mehr gesprochen wird, so muß man sich zu seiner Erlernung an die geschriebenen Denkmäler, an eine unvollständige Bibelübersetzung und einige liturgische und ascetische Schriften halten, die im Ganzen denselben engen Kreis von Vorstellungen und Begriffen umfassen. Wäre jedoch die dort geschriebene Sprache rein, so würde man mit mehr Zuversicht sich dieser Hülfe vertrauen dürfen. Unglücklicherweise ist aber durch den griechischen Einfall in Aegypten mehr als ein Drittel griechischer Worte, durch die arabische Eroberung mehr als ein Viertel arabischer Ausdrücke in das Koptische gekommen, sodaß die Anzahl der reinägyptischen Worte dadurch sehr beschränkt ist. Sorgfältig haben die christlich gewordenen Kopten aus ihren religiösen Schriften alle nach Heidenthum schmeckende Worte verbannt und durch griechische Ausdrücke sie ersetzt. Aber gerade sie wären es begreiflich, die für die Erklärung der Wandbilder und der Denkmäler des alten Aegyptens überhaupt von vorzüglicher Wichtigkeit sein müßten. Dann lebt man in dem Irrthume, als ob die Sprache der Kopten, wenn wir sie einmal als gleichgeltend mit der ägyptischen ansehen, Tausende von Jahren hindurch sich auf demselben Punkte habe erhalten können. Zugegeben, daß das Koptische, wie wir es kennen, ausreiche, die Sprache Aegyptens zur Zeit der Lagiden zu erklären — was nach dem Obigen doch nimmermehr zugegeben werden kann —, so kann es doch nimmermehr ausreichen, das Aegyptische zur Zeit der Sesostris und Rhamses zu deuten.

So gewichtige Bedenken, die Klaproth mit aller Schärfe seiner Polemik vorgebracht hat, mindern freilich den Glauben an die Ergebnisse einer Reise, die gewiß mit aller Schön- und Großsprecherei unserer Nachbarn wird gepriesen werden. Indessen sei hier erzählt, was man uns von ihr verkündigt. Nichts weniger als eine ägyptische Ikonographie. Von der 18. Dynastie ab, die nach Vertreibung der Hirten die Herrschaft in Aegypten herstellte und befestigte, bis zur 30., die den Persern erlag, finden sich Bilder und Namenschilder, die Manetha bestätigen. Auch die 32. Dynastie, die der Lagiden, ist durch Cartouchen und Monumente nachweislich (Alexanders des Großen Name ward jedoch noch nicht gefunden); in Beziehung auf die Bildnisse gesteht jedoch Hr. Acerbi, daß er die Uebereinstimmung mit den vielen griechischen Denkmälern noch nicht habe herausfinden können. Trefflich scheint es zu stimmen, daß die Monumente zwischen Philä und Dakkeh, also in Nubien, meistens nur Neubaue, den Ptolemäern angehören, die ihre Frömmigkeit durch Herstellung der von den Persern zerstörten Gebäude zu bewähren suchten. Fragmente älterer Zeit, die in das Neue aufgenommen wurden, scheinen diese Ansicht zu bestätigen. Gleiches gilt auch von den Römern, deren Namen (nicht ihre Bilder) bis auf Caracalla und Geta ebenso angebracht vorkommen. Später verschwand mit dem Christenthume der Gebrauch der Hieroglyphen. Roms Herrschaft hat sich durch die Herstellung einiger großen Bauten, namentlich den Tempel zu Denderah, den Bogen der Arsinoe und mehre andere bemerklich gemacht; aber noch hat man nirgends die Namen des Vitellius, des Pertinax und des Albinus gefunden. Alle Darstellungen tragen, nach Champollion's Bekenntniß, denselben wiederkehrenden Charakter, immer die gleichartige Form der Wagen, der Sieger, der Besiegten bis auf die Beugung der Füße. Champollion nennt dieses den monumentalen Styl, der darum nach seiner Ansicht auch auf Fürsten übergetragen werden durfte, die auf die Verherrlichungen desselben keinen Anspruch hatten. Acerbi meint jedoch, mehr strengen Mechanismus und Dürftigkeit der Erfindung darin zu erkennen. Bedeutender sind die Aufschlüsse, die Champollion über das mythische System verheißt. Ein großer Theil seines ägyptischen Pantheons dürfte freilich große Abänderungen erfahren; aber die Zweifel gegen die Nachweislichkeit seines jetzt vorgetragenen Systems, wo er eine Dreiheit (Ammone, Muth, Kons) aus der göttlichen Einheit ableitet, und aus dieser Dreiheit, immer abwärts gehend, zuletzt Osiris, Isis und Horus hervorgehen läßt, wird doch bei der Zweifelsucht unserer Zeit mancherlei Fragen veranlassen. Die Mappen mit Zeichnungen, denen die Tempelwände so reichlichen Stoff boten, bald Anbetungs-, bald Darbringungs-, bald Reinigungs-, bald Darstellungsscenen, versprechen dafür die Belege, und nach der Versicherung Derer, die in sie blicken durften, wird für vergleichende Liturgik ein fast unerschöpflicher Stoff in ihnen zu Tage kommen. Hauptperson dieser Darstellungen ist stets ein König oder eine Königin; selbst die Priester sind nur Dienende, und von dem Volke zeigt sich keine Spur der Theilnahme. Das Leben des Volkes zeigt sich dafür in den Gräbern, und reiche Sammlungen nach den Darstellungen, die sie zeigen, finden sich in den Mappen dieser gelehrten Gesellschaft. Alle Beschäftigungen des Ackerbaues hat man dort in Bildern dargestellt angetroffen, und ein kleineres, welches das Ausdreschen durch Stiere abbildet, wird Hrn. Klap-

roth besonders wichtig werden, weil es beweist, bis zu welchem Grade diese französischen Gelehrten Fortschritte im Lesen der Hieroglyphen gemacht haben. Dieses Bildchen zeigt nämlich einen Stier, der bis an den Bauch in den Aehren (des Hybiscus esculentus) steht. Ein Landmann treibt ihn mit dem Stachel, und darüber findet sich eine hieroglyphische Legende, die aussagt: „Das ist das Dreschen der Aehren und das der Gesang, den der Landmann singt". Der daneben stehende Gesang heißt nun wörtlich so: „Drescht, drescht gut, ihr Stiere! ein Maß des Korns wird für euch sein, das Uebrige für den Herrn!" Wie glatt fliest das hin, und wie bestimmt scheint das Hrn. Klaproth's Versicherung in dem oben angeführten Werke zu widerlegen, der durch seine Untersuchungen über die von Champollion erklärte Tafel von Abydos und die Inschrift von Rosette dahin gekommen war, auszusprechen: daß man mit dem Koptischen bei den Hieroglyphen nichts ausrichten könne; „daß die hieroglyphische Schrift nicht die Versinnlichung der gesprochenen Landessprache war, sondern wahrscheinlich nur die Darstellung eines alten oder räthselhaften Dialekts, von den Priestern erfunden, ebensowie die Hieroglyphen selbst, um ihre angeblichen Geheimnisse den Augen des Volks zu verbergen". Wie ganz anders muß nunmehr, nach Hrn. Champollion's Erklärungen ganzer Volksgesänge, Hrn. Klaproth's Folgerung klingen, auf die er durch des französischen Aegyptologen frühere Arbeiten glaubte geführt worden zu sein! Mit Recht hat man es auffallend gefunden, daß in diesen Darstellungen aus dem täglichen Leben keine Wasserräder vorkommen, jetzt die Hauptgegenstände in dem Staats- und bürgerlichen Haushalte der Aegypter und der andern Nilanwohner bis zu den äußersten Punkten, wohin Dr. Rüppell ihm folgte; und daß weder Büffel noch Kameele abgebildet erscheinen, obgleich der innere Handel nach Afrika und nach Indien ohne Kameele kaum gedenkbar erscheint. Schweine können nicht zu den unreinen und verbotenen Thieren unbedingt gehört haben, da ein Hirt mit einer Schweineheerde sich irgendwo fand. Ueberhaupt darf man von dem Theil, der die Pflege der Hausthiere behandelt, sich vielfache Unterhaltung versprechen, da die Naivetät der Darstellung oft die hieroglyphischen Ueberschriften reichlich ersetzt. Daß Gazellen und Störche zu den Hausthieren gehörten, scheint auch aus dieser Sammlung hervorzugehen. Die oft aufgeworfene Frage, ob die Aegypter vor der Lagidenzeit Münze gehabt hätten, weiß auch Hr. Champollion nicht durch seine Sammlungen zu beantworten. Wie vor ihm Andere schon gemeint haben, sieht auch er in den Skarabäen, die in so großer Menge vorkommen, ein Tauschzeichen, meint aber noch ein anderes in Gold- und Silberringen gefunden zu haben, die häufig auf Balkenwagen gegen Stiere u. s. w. abgewogen werden.

Aus den andern Monumenten, welche an dem Innern des häuslichen Lebens, an der Hauszucht (einer sehr strengen), an den Spielen, den Kriegsübungen, dem Tanz und Gesang, an der Schifffahrt, der Jagd und dem Fischfang uns Antheil nehmen lassen, scheint Hrn. Acerbi hervorzugehen: daß viele der im täglichen Leben gebräuchlichen Weisen, die wir für neue Verbesserungen halten, schon seit Jahrhunderten da sind; und dann auch, daß die alten Aegypter schon Diebe waren, wie es die heutigen sind. Ein Bild sagt das aus, und noch deutlicher eine hieroglyphische Inschrift, die mit derselben richterlichen Kürze sich ausspricht wie heutzutage ein Kadi. Auch eine Art Staffettenreiterei, die Strabo schon von Aegypten erwähnt (40 Stationen zwischen Theben und Memphis), fand Hr. Champollion durch diese Denkmäler bestätigt; aber es ist zu hoffen für das gesellige Glück der alten Aegypter, daß nicht manche Einrichtungen ebenso willkürlich erfunden sein wie einzelne Darstellungen nach der umgebenden Natur. Das jetzt so willkürlich behandelte Land (man lese nur Rüppell's so gehaltreiche Reise) hätte dann wenigstens eine Zeit gehabt, wo es des Segens seiner Natur froh wurde.

35.

Die Zeitrechnung des menschlichen Lebens. Am 3. August 1829 in der öffentlichen Versammlung der königlichen deutschen Gesellschaft (zu Königsberg) vorgetragen von **Karl Friedrich Burdach**. Leipzig, Voß. 1829. 8. 6 Gr.

Kaum daß uns gegenwärtige kleine Broschüre zur Hand kommt, tritt uns auch schon, unter dem Namen „Biotomie des Menschen", ein völlig den nämlichen Gegenstand behandelnder Aufsatz des Hrn. Dr. W. Butte *) entgegen, in welchem leider das Finale anders lautet als in jenem. Und noch merkwürdiger: während Hr. Burdach den seinigen in Königsberg vortrug, las zur nämlichen Zeit Hr. Butte den seinigen am andern Ufer deutscher Zunge, zu Heidelberg, in der Versammlung der Naturforscher und Aerzte. Da indeß die ganze Differenz des Resultats nicht viel über 4½ Jahr beträgt (obwol wir ungefähr Dasselbe auch vorher schon wußten oder zu wissen geglaubt haben), so wollen wir darin vielmehr ein Zeichen interessanter Uebereinstimmung sehen. Indeß ist Hr. Burdach zu sehr als gründlicher und gelehrter Anatom und Physiolog bekannt, als daß wir ihm nicht den höhern Platz einräumen sollten. Hrn. Butte's frühere Werke — und der genannte Aufsatz zeigt den Verf. noch unverändert ebenso — haben uns dagegen nie munden wollen, da sie aus einer uns bis jetzt unbekannten Originalansicht entspringen. Wir lassen ihn daher rechnen und werden nur schließlich sagen, welches Facit er gefunden; dagegen theilen wir unsern Lesern, deren jeden diesmal die Sache persönlich angeht, Hrn. Burdach's Ideengang, Resultate und Gründe mit.

„Die empirischen Thatsachen zur Ausmittelung der normalen Lebensdauer", sagt derselbe, „können nur in sorgfältig geführten Sterbelisten gesucht werden. Diese sind indeß noch lange nicht vollkommen. Allein es läßt sich doch auch durch sie schon der normale Zeitpunkt des Todes durch Combinationen errathen, oder nach dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit bestimmen. Diesem nach ist die absolute Größe der Sterblichkeit am bedeutendsten in der frühesten Zeit des Lebens; denn von 100,000 Kindern sterben im 1. Lebensjahre 22—23,000, im 2. 8—9000, im 3. 4—5000, im 4. 2—3000, im 5. 1500—2000, im 6. 1000—1100. In keinem der

*) Vgl. „Froriep's Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde" Nr. 561.

nächsten Jahre erreicht sie eine gleiche Zahl, sie nimmt vom 11.—12. Jahre an ab; dann steigt sie wieder allmälig und erreicht ihr Maximum gegen das 70.—73. Jahr, wo von 100,000 gleichzeitig geborenen Menschen 1000 sterben, und in diese Zahl dürfte nach diesem Maßstabe der normale Tod fallen. Dann nimmt die Zahl der Todesfälle ab, aber blos darum, weil weniger Menschen jetzt noch am Leben sind". Weit über diesen Termin hinausgehende Alter sieht der Verf. als ausnahmsweise begünstigte an.

Nach progressiven Reihen aber, die wir aus Mangel am Raum hier nicht mittheilen können, springt das etwas abweichende Resultat hervor, daß der normale Tod zwischen das 73. und 78. Jahr fällt, also weiland König David's Ausspruch sich auch hier wieder bestätigt.

Nun aber forscht der geistreiche Verf. nach dem physiologischen Grunde dieses Verhältnisses. Im Kosmischen kann er nicht liegen; was hier trifft, z. B. ein Jahr des Uranus, ist zufällig. Der Grund muß im Innern des Menschenlebens selbst gesucht werden, und hier kann der Zeitmesser nur ein Lebensabschnitt selbst sein, der durch Vervielfältigung eine gewisse Lebensdauer ausdrückt. Der Verf. sagt hierüber Folgendes:

„Wir pflegen, indem wir unsere Lebenstage von der Geburt an zählen, uns für jünger auszugeben, als wir wirklich sind; das Fruchtleben gehört mit zum Leben. Dieses aber eignet sich zum Chronometer des ganzen Lebenslaufes um so schöner, als es von äußern Störungen am allerunabhängigsten ist und zugleich in seinem Verlaufe den allerbestimmtesten Typus behauptet. Wie sehr auch die Zeitverhältnisse des Zahnens, der Geschlechtsreife u. s. w. auf Erden variiren, die Dauer der Schwangerschaft ist in jedem Klima, bei jeder Menschenrace genau dieselbe. Sie ist eine normale Dauer von 40 Wochen. Man pflegt diesen Zeitraum auf 10 Mondsmonate festzusetzen; dies ist aber nicht ganz richtig und geht auch daraus hervor, daß die normale Geburtszeit nicht auf den 296. oder 274. Tag, als das Ende des synodischen oder siderischen Mondsmonates, sondern auf den 280. Tag fällt. Der Mensch folgt genau dem Typus von 28 Tagen, welches der wahre menschliche Monat ist".

Wir haben also im Fruchtleben den Zeitraum von 4 Wochen als unveränderliche Größe, welche während des ganzen Lebens sich erhält, und einen Multiplicator 10, der dem Fruchtleben anheimfällt und durch seine Multiplication mit sich selbst das Zahlverhältniß des übrigen Lebens gibt. Da jedoch das Leben nach der Geburt zu reich ist, um durch die nächste Potenzirung des Multiplicators des Fruchtlebens erschöpft zu werden, so kann dies nur durch eine höhere Potenzirung erfolgen. Also $10^3 \times 4$ Wochen muß die normale Lebensdauer umfassen, oder diese muß 76 Jahre 34 Wochen 3 Tage sein.

Hierauf nimmt der Verf. noch Zeiträume oder Abschnitte des Lebens an, wovon einer $10^2 \times 4$ Wochen oder 400 Wochen betragen soll, die etwa $7\frac{2}{3}$ Jahre ausmachen. Wir gestehen aber, daß uns die damit verbunden sein sollenden natürlichen Veränderungen, z. B. Ende des Wachsthums im 23. Jahre, ebenso willkürlich oder, wenn man will, gezwungen erscheinen, als bei andern Deutungen der Art der Fall ist.

Hr. Butte dagegen, der die numerischen Verhältnisse des Lebens „Taktschläge des Wechselspiels der Zeitformen desselben" nennt, bezieht dieselben auf gewisse Serien von Sonnenjahren. „Das menschliche Gattungsleben vollende", sagt er, „den Normalplan seiner 3 Perioden in $3^2 = 9$ Stufen, deren jede 3^2 Sonnenjahre enthält, sodaß der marasmus senilis normalmäßig fällt in $3^4 = 81$ Jahr. Jede einzelne Menschengeburt aber ist gleich zu achten einem Wechsel (sic), den die Natur, ausgestellt auf sich selbst, mit nicht weniger als $\frac{1}{3}$ dieser Lebenszeit, mit wenigstens 27 Jahren, im Ganzen zu honoriren verspricht".

Er greift hierauf noch weiter um sich, behauptet, daß dieser Zeitraum von 81 Sonnenjahren gerade ein physikalischer Grad des großen Platonischen Jahres sei, und reducirt das einzelne Leben auf den Cyklus des allgemeinen. Mögen Hrn. Butte's Ideen auch noch schwunghafter sein als Hrn. Burdach's; wir halten es mit Letzterm, der Grund und Boden nicht verläßt und, wenn er auch hier und da seinen Rechnungen noch zu viel vertraut, sich doch auf einfache, zusammenhängende Sätze gründet. 46.

Der Türkenkrieg. Von dem Generallieutenant Freiherrn von Valentini. Zweite Auflage. Berlin, Voike. 1829. Gr. 8. 4 Thlr.

Für die Mehrzahl der Leser unserer Blätter möchte der historische Theil des anzuzeigenden Buches bei weitem der anziehendste sein, und wir heben ihn deshalb vorzugsweise heraus. Die 1. im J. 1822 erschienene Auflage lieferte bereits eine Skizze der Feldzüge in den Jahren 1809—12, wo der Verf. zum Theil als Augenzeuge erzählte, und diese Skizze mußte um so größeres Interesse erregen, als man damals den Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und der Pforte mit jedem Tage erwartete. Jetzt ist die Darstellung der Feldzüge von 1828 u. 1829 hinzugekommen, welcher man es ansieht, daß sie nicht aus dürftigen Zeitungsnotizen zusammengetragen ist, sondern auf Mittheilungen von Augenzeugen beruht, die zu sehen verstanden; sie wird durch mehre Pläne erläutert, von denen wir besonders den von der Belagerung von Braïlow erwähnen, weil er die Geschichte des mislungenen Sturmes, welche bisher in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllt war, ziemlich deutlich erkennen läßt. Es wird wahrscheinlich lange währen, bis wir etwas Besseres über diese vielfach merkwürdigen Feldzüge erhalten, und schon deshalb kann man die hier gelieferte Darstellung Allen, welche sich für jene Ereignisse interessiren, nicht genug empfehlen. Das Buch ist übrigens „den siegreichen russischen Heeren im Türkenkriege" gewidmet, und schön sagt der Verf. in der Vorrede: „Im Gefühl herzerhebender Erinnerungen widme ich mein Buch den siegreichen russischen Heeren im Türkenkriege. Früher so glücklich, auf eben diesem Schauplatze in ihren Reihen zu fechten, finde ich jetzt eine Genugthuung darin, ihre Thaten zu beschreiben und ihnen damit meine waffenbrüderliche Huldigung zu bringen". Einem solchen Manne gegenüber werden sich die überspannten Griechenfreunde etwas in Verlegenheit befinden, wenn sie im 68. Paragraph lesen, wie er sich, etwas wegwerfend, aber gewiß treffend, über das angebliche Heldenthum der modernen Hellenen äußert: eine Ansicht, die man vor einiger Zeit gar nicht laut werden lassen durfte, ohne Verunglimpfungen oder wenigstens schlechte Späße aufsichzuziehen.

Die Art, wie nach des Generals Meinung der Krieg gegen die Türken zu führen sei, kann in diesen Blättern nicht füglich Gegenstand der Erörterung sein. Er wurde über das deshalb Mitgetheilte früherhin von einem Orte her angefeindet, wo man es freilich gern sehen mochte, wenn die alte Meinung über die Widerstandsfähigkeit der Türken in voller Kraft bliebe; dafür ist ihm aber eine Satisfaction geworden wie selten einem Schriftsteller, indem General Diebitsch, in solchem Geiste operirend, nach Adrianopel kam. Wir sind weit entfernt, zu glauben, daß der russische Feldherr, mit dem „Türkenkriege" in der Hand, über den Balkan marschirt sei, denn es läßt sich sehr wohl annehmen, daß 2 geistreiche, kriegserfahrene und der Verhältnisse kundige Militairs von selbst auf denselben Weg gerathen; darin liegt aber schon hinlängliche Genugthuung für Den, welcher ihn zuerst angegeben. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 93. —— 3. April 1830.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Zweite Lieferung. 2 Bände, enthaltend: Geschichte der Deutschen, von J. C. Pfister. Zweiter Band: Geschichte der italienischen Staaten, von H. Leo. Dritter Band. Hamburg, Perthes. 1829. Gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Wir haben von dem Anfange, dem Geiste und Zwecke dieses großen literarischen Unternehmens in Nr. 120, 121, 135, 136 d. Bl. f. 1829 Meldung gethan. Wenn wir es nun nicht nach Art der Thürsteher in den englischen großen Gesellschaften oder routs mit einem bloßen Hineinrufen des Namens in die literarische Gesellschaft bewenden lassen, sondern auch, unsern Gast gleichsam begleitend, auf die Fortsetzungen unsern Blick richten, so tragen wir damit eine Schuld gegen das gebildete Publicum ab, welches diese Zeitschrift sich längst gewonnen hat.

Mit Freude hören wir aus guter Quelle, daß diese Unternehmung verdienten Beifall findet, und hören ihr auch in unserm engern Kreise manches herzliche Glückauf zurufen. Es bestätigt sich damit, woran wenigstens wir nicht gezweifelt, daß gehaltreiche wissenschaftliche Werke, selbst solchen Umfanges, durch jene wunderlichen Zwitter aus Roman und Geschichte, welche seit Jahrzehnten unsern literarischen Markt überschwemmen, noch nicht ganz aus ihrer Achtung und Währung gekommen sind.

Bei bändereichen Werken ist es nicht immer der Fall, daß das im ersten Band erregte Interesse sich auch beim folgenden gleichbleibt. Bei Pfister's Werke aber gestehen wir, fern von aller Parteilichkeit, ein, daß die Theilnahme und Zuneigung noch erhöhet worden ist. Selbst die strenge stylistische Nüchternheit hat hin und wieder einer größern Wärme der Darstellung nachgegeben, und neben dem trockenen Verstande spricht mancher Ton auch das Gemüth des Lesers an, wenngleich dies nie auf dem unhistorischen Wege der Sentimentalität versucht worden ist. Zum Theil schreiben wir es aber auch dem steigenden Interesse des Gegenstandes und, in Beziehung auf uns selbst, dem Umstande zu, daß die in neuerer Zeit so oft bearbeitete Ur- und ältere Geschichte der Deutschen unmerklich bei Dem, der so Vieles davon lesen mußte, eine Art von Abspannung erregte. Dieses 2. Buch dagegen (Bücher- und Bändezahl geht gleichen Schritt) hebt von der merkwürdigen Zeit an, wo der fast tausendjährige Vereinigungsproceß von mehr als 50 kleinen deutschen Völkerschaften oder Stämmen in Völkervereine, und dieser in Ein Reich bereits geschehen ist, und schildert nun die rege und höchst lebendige Zeit des alten König- und Kaiserreichs der Deutschen von 911—1273, also durch die merkwürdigen Dynastien der Sachsen, Franken und Hohenstaufen hindurch. Allerdings sind gerade in diesen 362 Jahren 2 schwere und feste Bande um Nation und Staat herumgezogen; allerdings schnüren Hierarchie und Feudalsystem die freie volks-, staats- und kirchenthümliche Entwickelung oft unleidlich ein; aber man wird auch fast zu der Ueberzeugung gebracht, daß gerade diese Bande es waren, die ein völliges Auseinanderfallen des Ganzen verhinderten und Deutschland mit dem übrigen germanischen Europa in einem gleichmäßigen Entwickelungsschritte hielten. Wir wollen einen von Vielen verketzerten Gedanken gelassen aussprechen: Hierarchie und Feudalsystem erscheinen uns noch immer als die großen und fast unentbehrlichen Gängelbänder, an welchen die europäische Menschheit des Mittelalters bis zur Mündigkeit oder Selbständigkeit heranreifte; wo diese erreicht wurde, fallen jene Bande; wer nicht Kraft hatte, sie abzustreifen, ist auch denselben schwerlich schon entwachsen gewesen. Deutschland zeigt sich in dieser Zeit als der Mittelpunkt und vorherrschende Staat der Christenheit, erlebt die größte Ausdehnung seines Gebietes durch Eroberungen und Colonien im Süd und Nordost. Alle 3 Dynastien machen den Versuch, das Wahlreich in Erbmonarchie zu verwandeln, finden aber die doppelte Opposition der Fürsten und der Kirche. Durch die vollkommene Ausbildung des Lehnwesens wird ganz Deutschland eine große Gefolgeschaft, und endlich lösen sich die Völker in Stände auf. Dies sind die Haupterscheinungen, welche der Verf. als diese 362 Jahre vorzugsweise bezeichnend zum Voraus hervorhebt.

Das ganze Buch zerfällt Hr. Pfister wieder in 4 Zeiträume: die Periode des Königreiches unter Franken und Sachsen von 911—955; dann das Kaiserreich unter dem sächsischen Hause, 961—1024; dann Zu-

nahme und Beschränkung der Kaisergewalt unter der fränkischen Dynastie, 1024—1125; endlich des großen Kaiserreiches Macht und Sturz unter dem hohenstaufischen Hause, 1125—1273. Wie sich aber der Verf. mit der Masse des für einen dritten Band noch übrigbleibenden Stoffes abfinden wird, muss dieser selbst lehren. Auf jeden Fall liegt der Schlüssel dazu in dem Unterschiede, der dann zwischen der Geschichte der Deutschen, des deutschen Volkes und des deutschen Reiches sichtbarer wird, während noch im gegenwärtigen Bande alle 3 so ziemlich zusammenfallen. So künstlich indessen, wie S. 671 zwischen den beiden ersten ein Unterschied angedeutet wird, dürfte er sich in der Ausführung selbst kaum durchführen lassen.

Der ruhigen und besonnenen Weise, wie der Verf. sich in seine Zeit, welche er zu schildern hat, hineinzudenken weiss, verdankt auch dieser Band manche neue und wahre Bemerkung. Gegen Diejenigen z. B., welche behaupten, Deutschland würde ohne die vielen Kriege, die es im Innern und nach Außen zu führen hatte, weiter gewesen sein, erweist der Verf., daß eben die fremden Völker durch ihre fortwährenden Angriffe den innern Zerfall verhütet, und daß eben die sogenannten Fürstenkriege das Mittel gewesen sind, die noch unbestimmte Verfassung gesetzlich zu begründen, besonders das Verhältniß zwischen dem Könige und den Herzogen, die Grundlage der Vereinigung. Sehr richtig ist bemerkt, daß gar kein ausdrückliches Gesetz über die Zusammensetzung des Staates und über die Art der Verwaltung vorhanden war. „Aber der Sinn dafür lag in der Nation, Erinnerung an die ursprünglichen Verhältnisse, Ueberlieferung der Bruchstücke des Bisherigen, vor Allem aber ein gewisses Gefühl Dessen, was nach den Umständen das Schicklichste sein mochte, hat geleitet; so ist endlich aus langen und vielfachen Erfahrungen die Theorie entstanden".

Wir überspringen Vieles, was wir als Beweis von dem eigenthümlichen Denken und Forschen des Verfassers uns angemerkt hatten, und eilen zu der verhängnißvollen Zeit Gregors VII. (Hildebrand's, der Sohn eines Grobschmiedes zu Rom war, obgleich auch auf seinen deutschen Namen aufmerksam gemacht wird) und Heinrichs IV. Von der toscanischen Mathilde heißt es (S. 245):

An Einsicht und gelehrter Kenntniß, an umfassender Thätigkeit und Ausdauer leuchtet sie vor allen Fürsten und Fürstinnen ihrer Zeit hervor. In dem allgemeinen Kampfe über die Grenzen der geistlichen und weltlichen Macht ergriff sie die strengere kirchliche Partei. Sie hatte, wie die fromme Kaiserin Agnes, eine unbedingte Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl. Gregors Geist ergriff den ihrigen; erhaben über das Geschlechtsverhältniß, trat sie mit ihm in vertraute Freundschaft, die nur das höhere Ziel seiner Entwürfe vor Augen behielt.

Das so höchst verschieden beurtheilte Verhältniß zwischen jenem Papst und Kaiser findet hier eine treffliche Würdigung aus einem wahrhaft europäischen Standpunkte. Es wird gezeigt, worin jeder der beiden Gegner zu weit gegangen. Das Unmoralische jener furchtbaren Abendmahlsprobe, die Gregor mit Heinrich zu Canossa anstellt, fällt allein auf den Ersten zurück. Dabei wird aber auch gezeigt, was Gregor auf Deutschland wirkte: daß die Sachsen und demnach auch die andern Provinzen mit der beabsichtigten Wegräumung der Zwischenmacht, oder der Herzoge, nicht unterlagen, also die Freiheit der Fürsten und Völker nicht gefährdet und kein Erbreich möglich wurde. Mit der Reichsfreiheit würde auch die Kirchenfreiheit untergelegen sein. Wir haben bei der Anzeige der ersten Lieferung eine Stelle aus Leo's „Geschichte der italienischen Staaten" über Heinrich IV. ausgehoben. Weit milder behandelt ihn Hr. Pfister, und wir führen nur den Schluß Dessen an, was er über ihn sagt (S. 280):

Im Kampfe gegen den Papst war Heinrich IV., bei allen Beugungen, doch in der Hauptsache glücklicher; er erzwang die Kaiserkrönung und gab die Investitur nicht auf. An seiner unendlichen Wandelbarkeit oder Leichtfertigkeit mußte selbst Gregors felsenfester Angriff erliegen; wenn er ihn schon in der Falle glaubte, entschlüpfte er wieder wie ein Aal. Doch seine Verachtung aller Verträge wurde ihm theuer eingebracht. Nach Ludwig dem Frommen hat kein deutscher König solche Beugungen erfahren wie er; die Buße zu Canossa war nur der Anfang. Wie oft sah er sich von seinen Freunden, zuletzt von seinen eignen Söhnen verrathen, von dem jüngern sogar gefangen, verhöhnt, zum Tode getrieben! Er konnte nicht mehr, als er sah, was er hätte sollen. Vertrieben, endigte er wie Gregor VII., doch war sein Ende anders als bei diesem. Indessen gilt Beiden: wer noch einen Freund hat, ist nicht unglücklich. Auch Heinrich IV. behielt deren bis an seinen Tod, nicht von gemeinen Parteimenschen, sondern von wahrhaft edeln Männern, wie Bischof Otto von Bamberg war. Nach seiner Geisteskraft, auch nach seinen Gemüthsanlagen konnte er ein ausgezeichneter Fürst werden. Warum ers nicht wurde, das mögen die Rathgeber der Könige sagen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, im März 1830.

„Hernani" wird noch immer fast jeden Abend ausgepocht und aufs lärmendste bewundert und vergöttert. Die heftige und herrische Verachtung, mit welcher die Freunde V. Hugo's jede Aeußerung des Misfallens bei den ersten Vorstellungen zurückstießen, hat eine ebenso zornige und hartnäckige Reaction veranlaßt; neulich soll es sogar zu thätlichen Argumentationen gekommen sein, und es würde uns nicht wundern, wenn am Ende aus diesem wunderlichen Streite Duelle entständen. Auch die Polizei hat sich hineingemischt. Da, trotz der wiederholten Befehle des Polizeipräfecten, Mlle. Mars mehre Male nach dem Stücke sich dem Publicum gezeigt, so schrieb Hr. Mangin an die Theaterdirection, daß, wenn diese Schauspielerin sich noch einmal unterstünde, auf solche Art der bestehenden Verordnung zuwiderzuhandeln, er sich genöthigt sähe, die fernere Aufführung „Hernani's" zu untersagen. Im Théâtre italien hat man die Sontag nie im Genusse eines solchen ihr häufig zu Theil gewordenen Triumphs gestört, und Madame Malibran wird noch täglich mit derselben parteiischen Nachsicht behandelt; die Dilettanti gehören meistens zur höhern Aristokratie, welche man nicht vor den Kopf zu stoßen wagt. Die Journale beurtheilen „Hernani" verschieden, nach Verschiedenheit ihrer Lehren. Der „Corsaire" schimpft, wie gewöhnlich. Bei Seeleuten pflegt sich sonst wol unter

einer rauhen Hülle eine derbe Biederkeit zu finden; dieser literarische Corsar ist aber zugleich flegelhaft und maliciös; seine Kritik ist ebenso grob als giftig. Das „Journal des débats“ bleibt nun einmal bei seinen Classificationen: Corneille, Racine, Voltaire sind die Typen, von denen es bei allen seinen Urtheilen über die Tragödie ausgeht. Eine eigentliche Polemik entspann sich blos zwischen „Le globe“ und „Le national“. Dieser behauptete, daß in einem Jahrhunderte, welches unter dem überwiegenden Einflusse einer weit vorgeschrittenen Civilisation stände, dem dramatischen Dichter weiter nichts übrig bleibe, als zu einer frühern Epoche zurückzugehen, um ihr etwas von ihrer incorrecten Energie zu entlehnen, und die angekündigte Entdeckung des Dramas des 19. Jahrhunderts bestehe lediglich darin, daß man eine abgenutzte Grundlage durch eine reiche und energische Diction wiederaufzufrischen suche. Mit so vieler Schonung auch dieses Urtheil ausgesprochen, so fein es auch mit der Recension des Stückes in Verbindung gebracht war, so reizte es dennoch den Unmuth der Globisten, die sich bisher mit keinem Blatte in eine directe Fehde eingelassen. Sie antworteten dem „National“, V. Hugo habe allerdings eine neue Gattung in Frankreich geschaffen, die sie „le drame d'imagination“ nennen. Die 3 großen franz. Tragiker nähmen lediglich den Verstand, den Geist und das Gemüth in Anspruch, wirkten aber weniger auf die Phantasie, und das Neue und Originelle „Hernani's“ sei besonders darin zu suchen, daß dieses Trauerspiel zunächst die Imagination anrege. Uebrigens begriffen sie nicht, was man mit einem sogenannten Drame du dix-neuvième siècle wolle; sie könnten sich nicht überzeugen, daß es für jedes Jahrhundert eine besondere dramatische Form gäbe. Die Bemerkungen, welche hierauf der „National“ der übrigens sehr bescheiden und ruhig abgefaßten Antwort seiner Gegner entgegenstellte, waren etwas bitter und heftig; unterdessen wurden aber die Kammern eröffnet, und einstweilen ist Waffenstillstand. Wir haben nun auch das seit einigen Tagen im Drucke erschienene Drama des Hrn. Hugo gelesen und müssen unser Urtheil über dasselbe insofern modificiren, als wir glauben, zu weit gegangen zu sein, wenn wir die hier und da zu rügenden Mängel Unsinn genannt haben. Die Anlage des Stückes betreffend, so bleibt uns der Contract, den Hernani mit seinem Nebenbuhler schließt, unbegreiflich, und die Grausamkeit, mit welcher der Herzog Don Silva auf die Erfüllung desselben dringt, scheint uns nach wie vor empörend. Dieser kaltblütige, unbarmherzige Mörder ist eine verfehlte Personificirung des Schicksals. Fünf Parodien sind angekündigt; eine davon ist bereits auf dem Théâtre de la porte St.-Martin gegeben worden unter dem Titel: „N. i. Ni. C'est fini, ou la contrainte par cor, traduit du Goth (d'Hugo) par un Vandal, musique d'un Hun“. Ehe der Vorhang aufgezogen wird, vernimmt man von der Bühne herab die Töne eines Waldhorns, hierauf spielt das Orchester die bekannte Stelle aus „La dame blanche“: „Je n'y peux rien comprendre“. N. i. Ni ist ein mauvais sujet, der aus dem Bettelbepot entflohen, welches Hr. Debelleyme gegründet, und das zu mancherlei Verhandlungen in den Blättern Anlaß gegeben hat. Dona Sol ist in Madame Parasol verwandelt; Charles-Quint ist Arlequin-Pathos geworden, fabricant de blanc d'Espagne à Madrid près Boulogne (bei Paris). Der bekannte Vers:

J'écraserais dans l'oeuf ton aigle impériale,

lautet in der Parodie:

Je pourrais t'écraser comme l'oeuf d'une poule,
Tu n'es qu'un *hommelet.*

Nach dem 4. Akte, in welchem die beiden Liebenden vereint werden, sodaß man glauben sollte, das Stück sei zu Ende, erscheint der Regisseur und ladet die Zuschauer ein, noch nicht wegzugehen, indem noch ein Aufzug folge. In diesem vergiftet sich N. i. Ni, indem er spricht:

Mourons comme Juliette et comme Roméo.
Grands Dieux! Que c'est mauvais!

Hierauf erwidert der Alte, ein Garkoch, wenn wir nicht irren:

C'est moitié rhum et eau (Roméo).

Am Ende stehen die beiden Vergifteten auf und tanzen im Ballette mit.

Die „Mémoires de Robespierre“ erscheinen nun wirklich. Der Herausgeber versichert, daß man aus der Vorrede ersehen werde, durch welche Verkettung von Umständen diese wichtige Schrift in den Besitz des Buchhändlers Moreau-Rosier gekommen sei. Man habe demnach vergebens gesucht, deren Echtheit verdächtig zu machen, welche hinlänglich durch autographische Belege dargethan werde, die sich in den Händen des Buchhändlers befinden. Vorläufig können wir allen diesen Versicherungen und Betheurungen noch keinen Glauben beimessen und wollen fürs Erste weitere Erkundigung einziehen, bevor wir uns in einen nähern Bericht darüber einlassen. Die Memoiren der Gräfin Dubarry haben uns behutsam gemacht. Dem Beifalle, mit welchem die Memoiren von St.-Simon aufgenommen worden, haben wir die vollständige Ausgabe der Memoiren von Dangeau zu verdanken. In diesem Tagebuche über die Regierung Ludwigs XIV. und die Regentschaft des Herzogs von Orleans werden die hervorstechenden Züge dieser Epoche treffend charakterisirt. Der Marquis de Dangeau war gewöhnlich Zeuge der Begebenheiten, die er erzählt, oft nahm er selbst thätigen Antheil daran. Es sind flüchtig hingeworfene Notizen, die er Tag für Tag aufzeichnete, ohne irgend eine systematische Ordnung, daher sie sich auch eher zum Nachschlagen als zur fortlaufenden Lecture eignen. Die bisher erschienenen Ausgaben von Voltaire, Frau von Genlis und selbst die von Lemontey waren unvollständig. Die gegenwärtige ist nach dem Manuscripte abgedruckt, welches aus der Bibliothek der Frau von Pompadour in die Bibliothek des Arsenals gekommen, deren Conservator es dem Herausgeber mitgetheilt. Uebrigens sind uns die Memoiren theilweise ziemlich langweilig vorgekommen. Alle Augenblicke heißt es: „Der König war verstopft, der König hat Arznei genommen, der König ist nach Marly gefahren, Monseigneur und Dauphin waren zu St.-Cloud u. s. w.“ Sehr oft liest auch der Monarch seinen Höflingen den Text über die Nachlässigkeit, mit welcher sie ihre christlichen Pflichten erfüllen. Dem Marquis de Givres wird tüchtig der Kopf gewaschen, weil er nicht in die Messe geht. Ja, der gottesfürchtige Despot läßt sich so weit herab, daß er seinen Höflingen zu erkennen gibt, er würde es ihnen Dank wissen, wenn sie ihre Ostern hielten. In Betreff der Hofetiquette und Genealogie sind übrigens die Denkwürdigkeiten Dangeau's von großem Werthe, nämlich für Die, für welche solche Wissenschaften überhaupt Werth haben können.

(Der Beschluß folgt.)

Brasilien die neue Welt, in topographischer, geognostischer, bergmännischer, naturhistorischer, politischer und statistischer Hinsicht, während eines 11jährigen Aufenthalts von 1810—21, mit Hinweisung auf die neuern Begebenheiten, beobachtet von L. W. von Eschwege. 2 Theile. Mit Kupfern. Braunschweig, Vieweg. Gr. 8. 1830. 1 Thlr. 16 Gr.

Wenn auch dem Geschichtsforscher viele Quellen eröffnet sind, aus denen er Nachrichten schöpfen kann, wie und unter welchen Vorzeichen Staaten sich auflösen, so verliert sich dagegen die Kunde von dem Entstehen derselben meistens in den Mythenkreis, und es ist mehr Sache der Speculation als des Wissens, den Uebergang von Verbindungen einzelner Stämme oder Familien in ein geregeltes Staatsverhältniß uns zu ver-

sinnlichen. Colonien, welche vom Mutterlande sich losrissen, bildeten zwar wol in politischer Hinsicht neue Staaten, aber keine neuen Nationen, und seit der Begründung Frankreichs und Englands, wo verschiedene Volksstämme ineinander verschmolzen, um eine eigne Nation zu bilden, sahen wir keine solche Erscheinung. Es war der neuern Zeit vorbehalten, uns in der christlichen Negerrepublik von Haiti, welche, obschon mit bedeutend schwärzerm Teint als die Venus Anadyomene gleichsam aus dem Ozean emportauchte, das Entstehen eines eignen Staates und eines neuen Volkes zu zeigen, und wir glauben vermuthen zu dürfen, daß die politische Umgestaltung Südamerikas umfassend wirken und eine weder spanische noch portugiesische, sondern südamerikanische Nationalität hervorrufen müsse. Wir sehen ein ungeheures Land vor uns liegen, ausgestattet mit allen Erfodernissen zu einem gewaltigen politischen Dasein, die aber in so wenig geordneter Masse aufgehäuft sind, daß sie fast dem unentwickelten Chaos gleichen, bevor es der Eros der Metamorphose liebend lichtete. Beschreibende Werke über diese neue Welt sind daher der Betrachtung einer uns unbekannten Pflanze ähnlich, aus deren uns vor Augen liegenden Eigenthümlichkeit wir die einstige Blüte derselben zu erschließen suchen.

Vorliegendes Werk über einen der größten Theile des südlichen Amerika ist eine um so angenehmere Erscheinung, als es nicht nur den gegenwärtigen unentwickelten Zustand Brasiliens, sondern auch die diesem Lande von der Natur gegebenen Hülfsquellen mit Sachkenntniß darstellt, und gewinnt für uns noch dadurch, daß der Verf., welcher ein Deutscher ist, die an unserer Nation oft gerühmten Eigenschaften der treuen Mittheilung und nüchternen Beobachtung vereint. Mehre zu verschiedenen Zeiten in das Innere des Landes gemachte Reisen sind in statistischer, topographischer, hydrographischer, technischer, besonders geologischer Hinsicht belehrend entworfen, aber von der aus sehr gemischtem Blute bestehenden, durchaus kein Ganzes bildenden Nation, von ihrem Verhältniß zur Regierung und dem nicht im Abnehmen begriffenen Sklavenhandel kein erfreuliches Bild. Ueber die Entdeckung und die Gewinnung der Diamanten enthält das Buch viel Neues, und es wäre gerade jetzt sehr interessant, die Ansicht des Verfs., daß der Brauneisenstein das wesentlichste Muttergestein, die zweite Urbildung, die Schöpferin der Diamanten sei, mit dem neuentdeckten Vorkommen derselben im Uralgebirge prüfend zu vergleichen. Durch die Beschreibung einer mit ganz enormer Schnelligkeit vordringenden, von der gewöhnlichen sehr verschiedenen, obschon auch wesentlich durch den Mond bedingten Flut, welches Phänomen die Eingeborenen Pororoka nennen, liefert das Werk einen Zuwachs für die Physik, und wäre diese Erscheinung eine Aufgabe für den astronomisch-mathematischen Theil derselben. 53.

Literarische Notizen aus Rußland.

Vom Staatsrath v. Adelung, Director des orientalischen Instituts bei dem k. R. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ist erschienen: „Versuch einer Literatur der Sanskritsprache" (St.-Petersburg, 1829, 8.). Nach dem Vorbericht ist es nur ein kleiner Theil eines größern vom Verf. beabsichtigten Werkes, das die Literatur aller bekannten Sprachen umfassen sollte. Dienstverhältnisse und andere literarische Beschäftigungen haben ihn veranlaßt, jenes kolossale Unternehmen aufzugeben und nur das obengenannte Werk auszuarbeiten. „Die Zusammenstellung", sagt er, „der reichen Literatur einer der ältesten und merkwürdigsten Sprachen und die Uebersicht des Eifers und des Erfolgs, mit welchem Engländer, Franzosen und Deutsche sie seit Kurzem zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht haben, wird gewiß von jedem Freunde der Sprachenkunde und Geschichte mit billiger Nachsicht aufgenommen werden, und sicher wird man nicht ohne Ueberraschung sehen, daß in dem kurzen Zeitraume von höchstens 30 Jahren über eine Sprache, mit welcher sich in ganz Europa nicht 100 Gelehrte beschäftigen, und die bestimmt nicht funfzigen unter ihnen genauer bekannt ist, bereits gegen 700 Schriften erschienen sind und ihre Literatur mit einer so großen Vorliebe bearbeitet worden ist".

Der Mönch Hyacinthus, von dem hier schon die Rede gewesen ist, hat wiederum ein Werklein über China oder aus China auf den europäischen literarischen Markt gesandt. Es heißt nach dem chinesisch-russischen Titel: „San-Tzy-Tzin ili troeslowije", d. i. „San-Tsy-Tsin oder die Trilogie", mit dem lithographirten chinesischen Originaltext zur Seite. Aus dem Chinesischen übersetzt. (St.-Petersburg, 1829, 4.) „San-Tsy-Tsin", so drückt sich der Uebersetzer in der Vorrede aus, „will sagen: das heilige Buch der 3 Worte, weil jeder Vers in demselben 3 Worte enthält, die durch ihre Zusammenstellung einen in sich abgeschlossenen und auf dieselben sich beziehenden Denkspruch bilden. Dies Werklein ist bereits im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von einem gelehrten Chinesen, Namens Van-boch-chsu, verfaßt worden und wird seit der Zeit als Lehrbuch der Jugend gebraucht. Zuerst handelt der Verf. darin von den 4 Elementen und den 4 Jahreszeiten, sodann erklärt er die 3 Einheiten und die 5 Haupttugenden in der Handlungsweise der Menschen, gibt eine kurze Uebersicht der Reichsgeschichte, erzählt den Ursprung der heiligen Bücher und schließt mit Klugheitsregeln, die er der Jugend anempfiehlt. Das Buch ist, so zu sagen, ein kurzer Inbegriff der chinesischen Weltweisheit, in einer Weise vorgetragen, die dem Europäer fremd und sonderbar erscheint". Der lithographirte Abdruck des Originaltextes ist unter der Aufsicht des Baron Schilling von Canstatt besorgt und steht, wie der Uebersetzer behauptet, dem Stereotypendruck der Hofdruckerei in Peking nicht nach. Hier sind 2 der Dreiwortsprüche nach der russischen Uebersetzung:

Der Hund wacht in der Nacht,
Der Hahn weckt am Morgen,
Der Mensch der lerne,
Sonst ist er nicht Mensch.

Der Seidenwurm spinnt Seide,
Die Biene sammelt Honig,
Der Mensch erlange Wissenschaft,
Sonst ist er geringer als ein Thier.

58.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 94. — 4. April 1830.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Zweite Lieferung. 2 Bände.

(Beschluß aus Nr. 93.)

Eine der gefeiertsten Perioden des deutschen Mittelalters ist unstreitig der hohenstaufische Zeitraum. Daß bei ihm Raumer's Werk, wie bei dem fränkischen das von Stenzel, benutzt wurde, wird Niemand tadeln, der jene, wenngleich unter sich so verschiedenartigen Werke kennt. Daß aber auch die Quellen selbst zur Hand waren, davon hat sich Ref., der sich auch mehrfacher Anführung in diesem Band erfreut, genugsam überzeugt. Hat nun auch die Schilderung dieser Zeit nicht das lebhafte Colorit, womit der ebengenannte Geschichtschreiber der Hohenstaufen so oft zu bestechen weiß, so wird man doch durch die umsichtige und gediegene Behandlung und Haltung des Gegenstandes reichlich entschädigt. Wie kräftig und kerndeutsch steht der Barbarossa da, und doch nicht auf Kosten seines welfischen Gegners. Dasselbe gilt von dem würdigsten seiner Nachkommen, dem edeln gleichnamigen Enkel, Friedrich II. Wenig Fürstenleben möchten von der Geburtsstunde an so wunderbar über die Bühne der Geschichte gehen. In Gegenwart von 15 Bischöfen und Cardinälen geboren, muß seine Mutter seine Echtheit mit einem Eid bekräftigen. Das Unerhörte geschieht, als der Papst selbst ihm, dem Hohenstaufen, einen Welfen in Deutschland entgegenstellt; er findet hier eine übermächtige Aristokratie, im obern Italien eine übermächtige Demokratie, und bald in Rom eine übermächtige Hierarchie, und doch vereinigt er endlich 7 Kronen auf seinem Haupt und erwirbt im Banne der Kirche Jerusalem, welches früher die 3 größten Fürsten ihrer Zeit dem edeln Saladin nicht wieder abzunehmen vermochten. Gegen 3 der größten Päpste kämpfte er an; als er die beiden ersten aufs Aeußerste gebracht hatte, starben sie; als er im Begriffe war, den dritten aus dem römischen Reiche zu verjagen, starb er selbst. Die Zeiten des unglücklichen Konrad IV. und seines Nachfolgers Wilhelms (des Wasserkönigs, wie ihn Karl von Anjou nannte), der Versteigerung der deutschen Krone an Ausländer und des ganzen Interregnums; der völlige Untergang der Hohenstaufen mit Konradin; die Auflösung des eigentlichen großen Kaiserreiches und eine sehr gediegene Darstellung der Fortschritte deutscher Cultur im Nordosten, wo besonders des deutschen Ordens in den Ländern an der Ostsee gedacht ist, dann eine Uebersicht des ganzen schwäbischen Zeitraumes beschließen diesen Theil. Deutschlands Schicksal war dahin entschieden, daß es nun keine Monarchie mehr werden konnte. Den Hohenstaufen, mit ihrer geistigen Kraft, hätte es gelingen können, hätten sie an Italien nicht ihre Macht zersplittert. Das war die Löwenhöhle, in welche so viele Fußstapfen hinein-, aus welcher so wenige herausführten.

Als Ref. den 3. Band von Leo's „Geschichte der italienischen Staaten", zu dem wir nun übergehen, gelesen hatte, ist er recht herzlich froh gewesen, dem lieben deutschen Vaterlande anzugehören, was der für Italien, wie es scheint, sehr eingenommene Verf. schwerlich bezwecken wollte. In Deutschland ist der Deutsche doch etwas durch sich selbst, oder kann es werden, wenn er seinen Platz ausfüllt; in Italien gilt der Einzelne nichts, sondern nur die Faction. Man ruht unter Lorber und Orange, und Skorpion und Tarantel kriecht daneben. Es ist das Land, wo alle Leidenschaften ihren Kampfplatz aufgeschlagen zu haben scheinen, und diese füllen auch diesen Band mit ihren Greuelscenen aus. Was können wir dafür, daß uns die alte Vergleichung Italiens mit einem von Teufeln bewohnten Paradiese wieder eingefallen ist? Aber was kann auch der Verf. dafür, daß er mit historischer Treue ein so wirres und trostloses Gemälde vor dem Leser copiren muß?

Doch, wir wollen damit Niemandem den Geschmack an Italien (es ist ja ohnehin hier nur von dem längst vergangenen die Rede, dem jetzigen sind größerntheils bleierne Flügel angesetzt) rauben, noch weniger den Geschmack am Buche, welches durch Quellengelehrsamkeit, kunstmäßige Gruppirung der Hauptpartien, ergreifende Schilderungen im Einzelnen und schöne Uebersichten über das Ganze geschilderter Zeiträume seinen Platz rühmlich behauptet, wenn auch nicht jeder denkende und prüfende Leser mit jeder einzelnen Ansicht wird einver-

standen sein wollen; z. B. gleich mit der Bemerkung auf der ersten Seite, die jeder freien Staatenentwickelung entgegenzutreten scheint:

In der That können die Anfänge eines Staates, wie Venedig, gleichgültig genannt werden; wenn durch den Strich des Geigenbogens an der Glasscheibe die auf derselben befindlichen Sandkörner in eine regelmäßige Figur geschichtet worden sind, weiß Jedermann, daß dieselbe Figur erfolgt sein würde, die Sandkörner mochten vorher eine zufällige Stellung und Lage zu einander einnehmen, welche sie wollten. Ein Staat, dessen Charakter durch Weltverhältnisse gebildet wird, erhebt sich immer diesen conform, mag das Fundament seines Gebäudes sein, welches es will.

Doch nun zum Inhalte des Buches selbst und der nothwendig gewordenen neuen Form der Anordnung.

In den ersten beiden Bänden konnte der Verf. noch Italien als ein Ganzes übersehen und behandeln, und hatte es als solches nach den jedes Mal vorherrschenden Völkern, und seit der Frankenherrschaft nach deren einzelnen Dynastien bis zu dem Untergange des hohenstaufischen Hauses in 4 Büchern geschildert. Die sich bildenden einzelnen Staaten waren diesem allgemeinen Gesichtspunkt untergeordnet und zur schicklichen Zeit erwähnt worden. Das Anordnungs- und Theilungsprincip kam also von Außen. Aber der so durch viele Bäche entstandene Strom theilt sich jetzt in mehre Arme, die nicht mehr unter einer Totalansicht vereinigt, sondern nur einzeln mit ihren Nebengewässern verfolgt werden können. Darum behandeln nun die 2 Bücher (5, 6) dieses Bandes nicht mehr das Ganze, sondern nur einzelne Gruppen, zuerst die Geschichte Venedigs von 1192 an, und der nachbarlich seiner Politik verbundenen Staaten bis 1492, und dann ebenso die Geschichte Mailands von 1250—1492. Dieses Buch enthält dann noch die Geschichte Genuas von 1250—1458, und endlich die Geschichte der Grafen von Montferrat und der ihnen benachbarten Dynasten des nordwestlichen Italiens vom Untergange der Hohenstaufen (das Frühere war schon gelegentlich im vorigen Bande beigebracht worden) bis zum Jahr 1492.

Venedig hatte 2 welthistorische Merkwürdigkeiten, seine Verfassung und seinen Handel. Die erstere löste bekanntlich die seltsame Aufgabe, Despotie mit Vielherrschaft zu vereinigen. Jahrhunderte lang ist an dieser Verpfahlung gebaut und geändert worden, bis ein wahres Monstrum ohne andern Halt als den des Schreckens und der eigennützigsten Gewalt zu Stande gekommen war. Doge, Signorie, Quarantie, consiglio dei pregadi, consiglio maggiore, Staatsinquisition, Volksversammlung, und was sich sonst noch Alles durchgebildet hatte zur Verknechtung des Einzelnen, sind jetzt bis auf wenige, kaum erkennbare Ueberreste zusammengebrochen und galten früher als das Palladium des Staates. Es wird nicht leicht eine wunderlichere Wahlform geben als die S. 36 angeführte des Doge Lorenzo Tiepolo. Sehr richtig wird bemerkt, daß durch auswärtige Colonien und Besitzungen die Aristokratie Venedigs sich noch weit mehr ausbilden mußte. Indessen zeigt sich immer noch eine tüchtige Energie in Erringung und Behauptung solcher Colonien, wie in der Erwerbung eines Principates auf dem Festlande von Italien, und im J. 1423 beliefen sich die reinen Einkünfte der Republik auf 996,290 Dukaten, die Zahl der Schiffe und Fahrzeuge auf 3345, und der Handel nach der Lombardei, mit Ausnahme des Salzes, brachte nach Daru (II, S. 188) jährlich 2,789,000 Dukaten nach Venedig. Dabei verschmähte man auch nicht, mit Sklaven nach der Lombardei zu handeln. Aber wer sich nun durch diese Jahrhunderte der eigennützigsten, auch wol höchst blutigen Krämerpolitik, durch diese innern Reactionen Unzufriedener, durch die Rachekriege der Großen untereinander, durch den Kampf um leidige Geldmassen durchgelesen hat, sehnt sich endlich hinweg um in andern Staaten Italiens und in großartigern Bestrebungen Ersatz zu finden.

Der Leser flüchtet sich nach Mailand. Aber er kommt aus einem Handelsstaat in einen Kriegerstaat. Dort galt es dem Geld-, hier dem Landbesitz. Eine kriegerische Republik ist die geborene und geschworene Feindin aller Nachbarstaaten, ein ewig um sich fressendes Ungethüm, bis es selbst wieder gefressen wird. Das Geld verwandelt sich in Soldaten, der Markt zum Schlachtfeld, des Staates Größe steht auf den Reihenhügeln Erschlagener. Ob die Torre, Visconti, Sforza herrschen, gleichviel. Militairdespotismus, Condottierenrotten halten das Ganze. Welche Macht auf diese Weise Mailand zusammengebracht hat, sieht man aus dem Testamente Giovan Galeazzo's, der 1402 seinen Söhnen außer Mailand noch Como, Lodi, Cremona, Piacenza, Parma, Reggio, Bergamo, Brescia, Bologna, Siena, Perugia, Pavia, Novara, Vercelli, Tortona, Alessandria, Verona, Vicenza, Feltre, Belluno, Bassano, die Riviera di Trento, Crema und Pisa vererben konnte. Schade, daß gerade die Geschichte bei dem berühmten Ludwig Moro, den der Verf. den Mohr nennt, abbrechen muß. So muß der Leser die Nemesis, die Staat und Fürstenhaus ereilt, erst im folgenden Band erharren. „Es ist ein Staat", schließt unser Verf. (S. 436), „wie ihn außerdem das christliche Mittelalter selten, das mohammedanische fast überall dem Historiker darbietet".

Ueber Genua sagt der Verf. selbst:

Ich kenne in der ganzen Geschichte kein Volk, wo Menschenverachtung und daraus hervorgehende Treulosigkeit, Verhöhnung, Grausamkeit, Streitlust so alle Einzelne durchdrungen hat, wie es im Mittelalter bei den Genuesern der Fall ist. Es ist in dem Genueser ein Wesen, das nirgends eine Stätte kennt, da es ruhen möchte, weshalb ich die Genueser, wenn man das Wort nicht misverstände, ein unstatthaftes Volk nennen würde.

Fürwahr, da bleibt uns nichts übrig, als hinauf zum Montferrat und zu den Savoyarden zu fliehen, wo wenigstens die Sage die Fürsten zu Deutschen macht. Wir beneiden die Italiener so wenig um ihre Geschichte als um ihre Marmorpaläste, von denen Graf Platen in dem diesem Bande vorgesetzten Motto sagt:

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben? 41.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 96.)

Die „Révélations importantes sur l'assassinat du duc de Berri", durch welche mehre bedeutende Namen compromittirt sein sollen, haben wir uns noch nicht verschaffen können. — Ein Hr. Morin, exchef de la première division de la police générale du royaume en 1816, hat eine nicht uninteressante Schrift herausgegeben unter folgendem mächtig langen Titel, der eine wahre Inhaltsanzeige ist: „Révélations de faits importantes qui ont amené et suivi les restaurations de 1814 et 1815, et considérations sommaires sur leurs marches et déviations jusqu'a ce jour par L. M. chargé lors des deux restaurations de pouvoirs, missions et mandats au nom de S. A. R. Monsieur et de S. M. Louis XVIII." Der Verf. behauptet, die wahren Ursachen, welche die Restauration herbeigeführt, seien zum Theil gänzlich unbekannt geblieben. Die darüber erschienenen Nachweisungen seien theils erdichtet, theils gewagte Conjecturen. Bekanntlich waren selbst gegen das Ende des Feldzugs von 1814 die alliirten Mächte eben nicht sehr günstig für die Bourbonen gestimmt, die sich aber dadurch nicht abhalten ließen, eine royalistische Reaction in Paris vorzubereiten. Zur Zeit, wo einige Individuen, welche „Vive le roi!" gerufen hatten, zu Dijon von den Oestreichern waren festgenommen worden, wagte es Graf Sémallé, mit einer von einem der königlichen Prinzen ratificirten Vollmacht nach Paris zu gehen, wo er bald mit Hrn. Morin in Verbindung gesetzt wurde. Auf sein Geheiß übernahm es der Chef der ersten Polizeidivision, auf die Mittelclasse und den Plebs zu wirken. Der Herr Graf behielt sich vor, die militairischen, richterlichen und administrativen Behörden und den Adel zu bearbeiten. Man hat es schon mehre Male für einen großen Misgriff von Seiten der Kaiserin Marie Louise erklärt, daß sie damals Paris verlassen, und dies findet sich hier vollkommen bestätigt. Die kaiserliche Herrschaft stand noch so fest in der Hauptstadt, daß die Gegenwart dieser Fürstin alle Umtriebe der bourbonischen Agenten würde vereitelt haben, wie Hr. Morin ausdrücklich versichert. Die royalistische Explosion, welche am 31. März beim Einzuge der Alliirten zu Paris ausbrach, war erkünstelt, aber so geschickt angelegt, daß die Monarchen in derselben die wirklichen Gesinnungen der Mehrzahl zu erkennen glaubten, und noch an demselben Tage erklärten, sie würden weder mit Bonaparte noch mit einem Mitgliede seiner Familie unterhandeln. Nichtsdestoweniger wurde Hr. Morin von einer Patrouille festgenommen, im Augenblicke, wo er weiße Cocarden austheilte. Durch Verwendung eines mächtigen Freundes erlangte er die Freiheit wieder, und beeilte sich am 31. die Hauptredactoren der politischen Blätter durch royalistisch-gesinnte Männer zu ersetzen, denen er die Weisung gab, den andern Tag den Sturz Bonaparte's zu verkünden. Wir werden das Weitere in einem folgenden Schreiben mittheilen.

Ein schändliches Libell: „Mémoire présenté au conseil du Roi", hat dieser Tage großes Scandal erregt. Es ist eine Art Factum der Ueberspanntesten unter der royalistischen und pfäffischen Partei, in welcher sie unverholen die feindliche Tendenz gegen die bestehenden Institutionen aussprechen, welche ihr die Liberalen so oft vorgeworfen und die sie immer verleugnet. Auch jetzt noch will es weder die „Gazette de France", noch selbst der „Drapeau blanc", der sich seit einiger Zeit durch eine ziemlich beredte Frechheit auszeichnet, anerkennen; Hr. Polignac, dem die Schrift zugeeignet, hat sogar im „Moniteur", freilich indirecterweise, erklärt, daß er diese Zueignung nicht angenommen. Ja, der Graf Boubiers, der Graf Achille de Jouffroy und Andere, die dieses Werk der Lüge und des Trugs und der Finsterniß durch Beisetzung ihrer Unterschrift gutgeheißen, nehmen sämmtlich ihre Billigung unter allerlei Vorwänden wieder zurück. Der Eine gibt vor, er habe es nicht ganz gelesen; der Andere, er habe seine Zustimmung nur unter gewissen Bedingungen gegeben; der Dritte, man habe ihn misverstanden; kurz, kein Mensch will mehr etwas davon wissen. Diese Manoeuvres führen aber Niemand irre; was in dem „Mémoire au conseil du Roi" mit einer unvorsichtigen Zuversicht ausgesprochen wird, das predigt die gewandte, arglistige „Gazette de France" alle Tage, oder vielmehr alle Abende, denn sie erscheint mit dem Anbruche der Nacht, Finsterniß und Grauen verbreitend und zum Bösen anreizend wie diese. Aber ihre Sophistereien tragen den Schein der Gesetzmäßigkeit: rohe Gewalt will sie nicht, sondern einen auf dem Rechte begründeten Despotismus, einen auf Aufklärung sich stützenden Aberglauben, ungefähr wie Lamennais, der den menschlichen Geist an den päpstlichen Stuhl bindet, und ihn hinterher überreden will, daß er ihn durch dieses Joch befreiet habe. Daß das Ministerium mit dem Verf. des „Mémoire" nichts gemein zu haben scheinen will, beweiset eben seine Schwäche und das Precaire seiner Lage: es wagt nicht einmal die Grundsätze, nach denen es regieren muß, öffentlich anzuerkennen. Hätte Hr. Madrolle seine Schrift vor 6 Wochen bekanntgemacht, so würden ihm Pensionen und Ordensbänder und alle übrigen Bezeigungen der ministeriellen Gunst reichlich zugeflossen sein; damals war die Kammer noch weit entfernt, und schien klein und nichtig in der Entfernung. Allein diese optische Täuschung ist jetzt vorüber. Eine furchtbare Majorität liegt nun den Machthabern gegenübergelagert, und bereits ist der Kampf eröffnet worden, unter sehr ungünstigen Vorbedeutungen für die Regierung.

Die Verhandlungen des Prozesses gegen „Le national" haben ihren Anfang genommen. Dieses Blatt muß, nebst „Le globe", wie wir bereits bemerkt zu haben glauben, als das Organ der jüngern Generation betrachtet werden, die, seltsam genug, den gemäßigtern Theil der Nation ausmacht. Der politische Haß, den ihre Vorgänger aus den blutigen Parteikämpfen der Revolution mitgebracht, ist für sie blos ein historisches Element, ein Gegenstand des Wissens. Frei von Verbrechen, fühlt sie nicht das Bedürfniß, eine irrige Ansicht zu vertheidigen, um ihr Gewissen zu beruhigen, und kann sich ungestört ihrer innern Ueberzeugung hingeben. Wenn sie die Nationalfreiheiten mit einer verwundenden Schärfe aus dem Grundgesetze entwickelt und mit der dem jugendlichen Gemüthe eignen Wärme vertheidigt, so spricht sich in ihren Erörterungen unverkennbar aus, daß ihre Ansichten das Ergebniß redlicher, ernsthafter Studien und keinesweges ehrgeiziger und politischer Leidenschaften sind. Die kühne Offenheit, mit welcher sie der Regierung entgegentritt, bürgt für die Aufrichtigkeit der Achtung, welche sie für die constitutionnelle Monarchie an den Tag legt. Wir können jedoch nicht Alles billigen, was der „National" in den angeschuldigten Artikeln vom 18. u. 19. Februar sagt; ebenso wenig scheinen uns alle Bemerkungen des königl. Procurators gegründet. Ein Hauptpunkt, über welchen die Parteien sich nicht verständigen wollen, ist die Frage, ob die Charte gegeben oder dem Könige zur Bedingung gemacht wurde, als er den erledigten Thron Frankreichs wiederbestieg. Es ist aber notorisch, daß, als Frankreich einerseits mit den Alliirten, die blos Napoleon stürzen wollten, andererseits mit den Bourbonen capitulirte, der Senat und der gesetzgebende Körper Ludwig XVIII. unter dieser Bedingung anerkannten. Dieses leugnet Hr. Levavasseur auch nicht, aber er will nichtsdestoweniger, daß der König auch ohne die Annahme dieser Bedingung Regent war, indem er sich fortwährend König von Frankreich unterzeichnet habe. Dies erinnert uns an ein Handbuch der französischen Geschichte, das zum Schulunter-

richte bestimmt ist, und in welchem es unter Anderm heißt: „Napoléon Bonaparte, lieutenant-général des armées de sa Majesté Louis XVIII, fit son entrée à Vienne à la tête de son armée victorieuse". Die Debatten sind noch nicht zu Ende, wir werden nächstens darauf zurückkommen. 76.

Vergleichendes Wörterbuch der alten, mittlern und neuen Geographie. Von Fr. H. Th. Bischoff und J. H. Möller. Gotha, Becker. 1829. Gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Ein Unternehmen, so zeitgemäß, daß nun, da wir es vollendet vor uns sehen, wir uns verwundert fragen, wie wir, bei der täglich wachsenden Kenntniß des Alterthums und während immer mehre der einst so berühmten Orte aus der Dunkelheit hervortreten, die sie Jahrhunderte hindurch bedeckte, mit den bisherigen Hülfsmitteln uns haben behelfen können; denn vom Kaukasus bis zum Ozean, wie von der Eider bis zum persischen Meerbusen wollen wir den Schauplatz jener versunkenen Herrlichkeiten aufgedeckt sehen, und ganz neuerlich, ja, noch nach dem Erscheinen des Werkes, ist das Interesse durch Rußlands Siege auf jenen Boden neu hingeleitet worden, dem Cyrus und Alexander, Griechenland und die gewaltige Roma den Stempel classischen Alterthums unvergänglich aufgedrückt haben, und der nun der Civilisation, wenn auch nicht zurückgegeben, doch zugänglich geworden ist.

So erscheint denn eine durchgehende neue Bearbeitung der alten Geographie als dringendes Bedürfniß, und dazu die vorliegende alphabetische Namenaufstellung die zweckgemäßeste Vorarbeit.

Viele Jahre hindurch hatte Herr Bischoff die Materialien dazu gesammelt und geordnet; er war damit so weit vorgerückt, daß schon der Buchstabe M unter der Presse war; und, im Vorgefühl der herannahenden Vollendung des mühevollen Werkes, glaubte er den erfreulichsten Theil desselben, die Vorrede, sonst mit Recht das letzte Wort eines denkenden Schriftstellers, niederschreiben zu dürfen.

„Daß eine solche Arbeit", heißt es S. IV, „Unvollkommenheiten mancher Art an sich habe, liegt in der Natur der Sache; daß ich aber Mühe und Fleiß nie gespart, eifrigst nach dem Ziele gestrebt habe, das ist es, was ich wol versichern kann; und so mag diese Schrift, anspruchslos wie ihr Verf., in ihren Wirkungskreis treten; möge sie dem Leser lateinischer Schriften und auch den Lateinschreibenden nicht ganz unbefriedigt lassen; möge sie vorzüglich der studirende Jüngling mit vielem Nutzen gebrauchen können! Reicher Lohn für mich, wenn einsichtsvolle Beurtheiler mein Bestreben nicht als verfehlt ansehen werden".

Aber die Vollendung wurde nur ihm selbst, die seines Werkes erlebte er nicht mehr, er erlag den Anstrengungen einer Arbeit, die ihm fort und fort unter den Händen wuchs (so lesen wir S. V), und so mag die Vorrede des Dahingeschiedenen als rührender Nachruf und Anerkennung des bescheidenen Verdienstes hier aufbewahrt werden.

Wol längere Zeit würde das Werk unvollendet geblieben sein, hätte nicht Herr Bibliothekar Möller sich der Fortsetzung unterzogen; ein neues, ermuthigendes Beispiel, daß unter den Gelehrten Deutschlands das tröstende „non deficit alter" im besten Sinne auch heute noch gelte, und auch bei dem mühevollsten Unternehmen irgend ein anderer tüchtiger Arbeiter sich gedrungen fühlt, für den Abgerufenen in die Reihe zu treten.

Beider Männer vereinte Bemühungen haben nun ein, nicht etwa nur dem Bedürfniß des Augenblicks entsprechendes Werk, nein, einen Thesaurus haben sie gegründet, wie in den vergangenen Jahrhunderten die bessern Literatoren ihn, je aus ihrem Fache, für den Gebrauch künftiger Generationen zu sammeln, für Pflicht gehalten haben.

Weder das Ausland, das diese Arbeit wol zu benutzen wissen wird, noch auch unsere Literatur besitzt ein Aehnliches über diesen Gegenstand. Wir bewundern die Aemsigkeit, freuen uns der Kritik, mit der 28,000 Namen hier zusammengetragen und commentirt sind; andere 16,000 enthält das angehängte vergleichende Verzeichniß der neuen mit den ältern geographischen Namen.

In dem Systeme der Auswahl ist indeß durch den Abgang des Hrn. B. insoweit einige Verschiedenheit eingetreten, daß während dieser auch die mittlere Geographie in den Bereich seines Werkes gezogen, Herr M. dasselbe so zu sagen classischer gehalten und in der Regel nur solche Namen aufgenommen hat, deren die Alten selbst erwähnt haben; ebenso ist die erstere Hälfte bedeutend reicher an Citaten, deren Hr. M. nur so viele beigefügt hat, als erfoderlich waren, um das Vorkommen in den alten Schriftstellern außer Zweifel zu setzen.

Ref. kann die sehr leicht zu erachtenden Beweggründe dieser Abweichung nicht tadeln, bedauert aber dennoch, daß das Unternehmen nicht ganz gleichmäßig hat durchgeführt werden können; denn, zu geschweigen, daß der Titel des Buches ausdrücklich der mittern Geographie erwähnt, so scheint es, daß eben die neuesten Zeitereignisse diese Lücke werden fühlbar machen; auch im Aeußern gibt sich diese Ungleichartigkeit allerdings kund, denn, während die ersten 12 Buchstaben von A—M 49 Bogen füllen, haben die, freilich an sich ärmern, folgenden 12 nur 15 Bogen ausgefüllt. Ref. verkennt jedoch nicht, daß in der letzten Hälfte eine unverkennbar schärfere Kritik vorwalte, und glaubt, daß bei einer gewiß bevorstehenden 2. Auflage der ersten mehr abzunehmen, als der andern hinzuzusetzen sein dürfte.

Für bessere Benutzung der trefflichen d'Anville'schen und Reichart'schen Karten ist, bei den sorgfältigen Ortsbestimmungen, durch dieses Wörterbuch sehr viel geschehen. 13.

Notiz.

Der spanische Dichter Gongora.

Die Spanier nennen den Dichter Don Luis de Gongora y Argote den Wunderbaren. Ich möchte lieber sagen: den Abenteuerlichen. Denn er ist voll Schwulst und monströser Metaphern. Der aus Italien zuerst durch Tibaldeo und Cornazaro, dann aber durch Marini, Preti und Achilini nach Spanien verpflanzte verdorbene Geschmack in der Poesie hatte auch Gongora angesteckt. Wenn daher auch einige seiner kleinern Gedichte mit Natürlichkeit, Reinheit und Präcision geschrieben sind, so sind doch die andern beinahe durchgehends voll abenteuerlicher Bilder und Phrasen. In einer seiner Oden nennt er den Manzanares, ein Flüßchen, das Madrid bewässert, den Herzog der Bäche und Vicomte der Flüsse:

Mançanares, Mançanares
Osque en todo el aqualismo
Estois Duque de arroyos
Y Visconde de los ryos.

Dieser Manzanares aber gleicht, nach Quevedo's Bemerkung, im Sommer dem Reichen in der Hölle, der um Wasser schreit. Philipp II. ließ über diesen Bach eine prächtige Brücke bauen, die über eine Million kostete. Ein Spanier, der eines Tages trockenen Fußes durch diesen Bach ging, bemerkte daher ebenso witzig als wahr:

Es menester vender la puente
Per comprar aqua.

Man möchte die Brücke verkaufen und Wasser dafür anschaffen. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 95. —— 5. April 1830.

Journal of a passage from the Pacific to the Atlantic, crossing the Andes in the northern provinces of Peru, and descending the river Marañon, or Amazon. By *Henry Lister Maw*, Lieut. R. N. London, 1829.

Die politischen Ereignisse, welche im Laufe unsers Jahrhunderts die Emancipation des bedeutendsten Theiles der neuen Welt herbeigeführt haben, die noch vorhandene Gährung, der Ruhm einzelner hervorragender Männer und die Entfernung des Schauplatzes sind nicht die einzigen Gründe, welche unsern Blick auf Südamerika heften. Was uns von dort am meisten anzieht, ist, daß jenes ganze ungeheure Land, daß alle seine Verhältnisse noch jetzt im Werden begriffen sind. Dabei verbreitet das Dunkel, welches über dem Boden seines Binnenlandes schwebt, die trübe Nachricht von ungemessenen Stromgebieten, welche die Keime zu dem großartigsten Verkehr mitschführen, von dem üppigen Pflanzenwuchse, von Naturseltenheiten oder Naturwundern einen so eigenthümlichen Schleier und Reiz über jene Länder, daß im Vergleich mit jenen die noch so großartigen politischen Begebenheiten der letzten Zeit fast kleinlich erscheinen.

Gerade das Hauptphänomen des südlichen Amerikas, das Gebiet des Amazonenstroms, der den Aequator entlang in einer Länge von beinahe 30 Graden den fast breitesten Theil der neuen Welt durchfließt, ist bisher am unbekanntesten geblieben, während Colombia und das mittäglichere Brasilien, meist durch englische Reisende, Caldcleugh, Cochrane u. A., in der letzten Zeit immer näher bekannt wurden. Zwar sind deutsche (also wissenschaftliche) Reisende sogar an Nebenströmen des Marañons oder Amazonenstroms hinaufgereist, bis wohin weder Briten noch gebildete Südamerikaner vordrangen; aber auch die Reisen von Spix und Martius klären nur ein verhältnißmäßig kleines Feld des ungeheuren Binnenlandes auf, und nach den vorläufigen Nachrichten Lacondamine's (1745) ist Maw's Reisebericht das erste glaubwürdige Werk, welches über das Stromsystem des Marañons umfassenden Aufschluß gibt. Nach einer beschwerlichen Landreise von Lima aus über die Andes von Peru, befuhr der englische Schiffslieutenant Maw den Strom in einer nicht sehr großen Entfernung von seinem Entstehen bis zur Mündung ins atlantische Meer unweit der brasilischen Stadt Para; und welcher Art auch die Resultate der Untersuchung über die wissenschaftlichen Verdienste des Reisenden sein mögen, so gehört jedenfalls das Ausführen eines so kühnen Plans zu den Unternehmungen, welche in der Geschichte der neuesten Erdkunde Epoche machen.

Man hat es bereits mit Recht den englischen Reisenden zum Vorwurfe gemacht, daß sie meist ohne hinlängliche Vorbereitung die Welt durchwandern. Sie sind die Vorposten des geographischen Heers, aber die Vorposten sind bis jetzt zahlreicher als das Hauptcorps. Es fehlt ihnen keineswegs an Takt zum Nachforschen, sie fragen und berichten vielmehr über Alles; es geht ihnen aber wie jenen Leuten, die vielerlei treiben, z. B. Kunst, Naturwissenschaft und Philologie, und die für Kunstforscher gelten, wenn sie mit Naturforschern reden, für Naturforscher in ihren philologischen oder Kunstarbeiten.

Ein anderer Fehler der englischen Reisenden ist, daß sie mit Vorliebe von sich selber sprechen, ihre Bilder gerne vor das Titelblatt stellen und sich einbilden, dem Leser sei es ebenso sehr darum zu thun, alle Eigenheiten des Wanderers kennen zu lernen, als die Eigenheiten des Landes, welches er durchwanderte. Diesen letzten Fehler besonders theilt Maw mit seinen Landsleuten; und eben weil es an ihm, der sonst ein guter Schriftsteller ist, sehr auffällt, rügen wir hier eine britische Besonderheit, die bei einem unbedeutenden Reiseberichte ebenso wenig Erwähnung verdienen würde als der Bericht selbst. Wenn er von seinem wichtigen Vorhaben spricht, vom stillen Ozean über das Festland nach dem atlantischen zu reisen, so ist es, dünkt mich, gleichgültig, daß er an einem Sonntag Abends den Plan faßte, und daß er die Nacht hindurch darüber nachdachte, was allerdings löblich ist; sogar die Paßangelegenheiten sind uns meist gleichgültig, zumal die bekannten Paßformeln: directions given to such official persons as I might meet to afford me every facility. Gut, daß er uns mit dem Signalement verschont, was nicht alle englische Reisende thun; wiewol nicht mit der Reisekleidung. Nun kommen die Adieus, darauf reiten Hr. Macpherson und er selbst bergauf in der Kühle des Abends. Von den Nächten wird berichtet, nach der Art der ehemaligen londoner Nachtwächter, ob sie starlight (sternhell) waren; natürlich auch jedesmal, wie er geschlafen, daß er nicht schlafen konnte, ob er müde war, daß er eine Cigarre rauchte, Chocolade trank. Nehmen die Frühstücke keinen Druckbogen ein, so thun es doch die Einladungen und die Aufnahme, die Besuche und Gegenbesuche, das Gesundheittrinken: lauter Vorfälle, welche eine Reise angenehm machen, aber nicht den Bericht. War Hr. Maw bei einer Familie eingeladen, so lernen wir ihren ganzen Familienstamm kennen: the gentleman was glad to see us... der Hausherr entschuldigt sich, daß es in seiner Wohnung so verwirrt aussehe... die Hausfrau war hübsch gewesen, ist noch hübsch and appeared much attached to her husband... es ist eine ledige Schwester da... man setzt sich zu Tische, und trinkt auf die Gesundheit S. M. Georgs IV., oder S. königl. Hoh. des Lord High Admiral, oder des Kaisers von Brasilien, an ally of his majesty the king of England... der Reisende schreibt seine Bemerkungen auf, während das Feuer leuchtet und das Essen gekocht wird... Da läuft man Gefahr, den Amazonenstrom aus dem Gesichte zu verlieren; wenigstens ist es recht traurig, daß die Gelehrten, welche das Buch kaufen, jene Einladungen und Gastmahle mitbezahlen müssen.

Auch diejenigen Leser, welche einem Reisenden zumuthen, blos ihrer Unterhaltung halber die jähen Andespässe und

alle Gewässer, Tiger und Indianer Amerikas nicht zu scheuen, dürfen meine Ansicht theilen; denn die schlichte Beschreibung des Neuen, welches sich in entfernten Ländern darbietet, ist weit unterhaltender als Episoden über die allerwege langweilige Convenienz. Ganz unwillkürlich ist Maw auf den Abweg gerathen; es scheint ihm weit mehr daran gelegen zu haben, durch genaue Angaben und Schilderungen die Achtung seiner Leser zu gewinnen. Zur Genauigkeit waren vor Allem Werkzeuge zum Messen der Breite, Länge und Höhe nothwendig; ohne solche Bestimmungen bleiben die meisten andern Erfahrungen vereinzelt und sind mithin weniger fruchtbar. Was Maw betrifft, so nahm er ein Chronometer mit, dessen Viele wegen der Theure entbehren müssen *); aber kaum war er ein Stück Wegs geritten, so blieb die theure Uhr stehen; die peruanischen Uhrmacher wußten nicht einmal, was ein Chronometer sei, und Maw konnte keine Länge bestimmen, wäre aber, wenn ihm damals guter Rath zu Gebote gestanden hätte, nochmals nach der Küste zurückgereist. Immerhin blieb ihm sein Thermometer, welches die Ehre gehabt hatte, mit Capitain Parry den Nordpol aufzusuchen. Ein peruanischer Geistlicher fragte ihn, ob man mit dem Thermometer die Breite mäße, und ob er sich nicht unter 60° Br. befände, da das Quecksilber ungefähr 60° zeigte: Fragen, dergleichen auch in Europa vorkommen könnten. Da der Reisende übrigens die Breite maß und seinen Kompaß fleißig zu Rathe zog, so war er im Stande, den Lauf des Flusses und die Entfernung der Orte nicht sehr von der Wahrheit abweichend anzugeben.

Diese Sorgfalt ist nicht das Einzige, woran man den wissenschaftlich gebildeten Mann erkennt. Es scheint, daß Maw persönlich weder in der Botanik noch in der Zoologie sehr bewandert ist; wo es aber thunlich war, ließ er sich von den Beamten und Geistlichen Berichte über Erzeugnisse, Naturseltenheiten, Ortsentfernungen aufschreiben, welche halbofficielle Stücke er in englischer Uebersetzung mittheilt. Er kümmert sich freilich nicht darum, daß in einem solchen Berichte, wie S. 62 fg. Tigerkatzen und schwarze Bären unter die Rubrik der Früchte eingetragen sind; aber dies geschieht wol nach Art unserer deutschen Handbücher, welche die peruanische Vegetation wenigstens so bunt durcheinandermengen (Chinabäume ... Wein ... Getreide ... Fächerpalmen ... Kartoffeln, Stein S. 707); auch enthalten die Berichte manchen Namen, den Maw schwerlich versteht, und darin werden ihm unsere Handbücher nachahmen.

Schlimm genug, daß Maw in Peru nicht spanisch, in Brasilien nicht portugiesisch verstand, der indianischen Mundarten nicht zu gedenken. Er engagirte zwar einen Engländer, Namens Hinde, welcher die Reise mit ihm zurücklegte und ihm große Dienste leistete, mußte aber doch oft mit den Leuten in eine „telegraphische Communication" treten oder stillschweigen, wo er keine Landsleute traf, und diese waren blos in der Nähe der Küste zu finden. Der Verf. gesteht seine geringe philologische Kenntniß, den Lesern aber traut er eine viel bedeutendere zu; denn es stehen nicht blos unerklärte spanische und indianische Wörter im Buche, sondern auch Sätze wie: „even those who had *ranchos* in the *pueblo* were often at their *chacras*", und mitunter ganze spanische Seiten.

Ehe wir also zu den Resultaten der Reise übergehen, möchte sich aus Obigem ergeben, daß sie viel wichtiger ausfallen würden, wenn eine Regierung eine kleine Schar vorbereiteter Gelehrter den Marañon hinabreisen ließe, welche zusammengenommen gut spanisch und portugiesisch, etwas indianisch und die Naturwissenschaften verstünden und ein Chronometer mitnähmen, welches nicht beim ersten Ritt auf einem Maulthiere zu Schanden würde. Wir wollen nicht geradezu erheischen, daß die kleine wandernde Akademie vereint so vorbereitet sei, wie es Humboldt war — die Reisen vieler seiner Nachfolger lehren Genügsamkeit —; man erwartet nur einen Cuvier für die Zoologie des Amazonenlandes, einen Duponceau für das Indianische; aber ja keinen Bory St.-Vincent für die Ethnographie, weil er sonst das Paradies nach dem Marañon verlegen würde; ja keinen Hrn. v. S. für die Entomologie, weil er nur Reiserouten geben würde; auch braucht man keine Landschaftsmaler, welche von wiener Künstlern Skizzen verlangen und durch Tirol reisen, um in Paris brasilische Landschaften lithographirt herauszugeben. Dies ist nämlich vorgefallen, hat uns aber schon zu weit geführt.

Wer unterdessen eine deutsche Uebersetzung des Maw'schen Werkes ausarbeitet, kann, wie sich ebenfalls schon aus Obigem ergibt, manches Unerhebliche weglassen. Dazu gehören die Stellen, wo er sagt, die Gegend, die grandeur sei „nicht zu beschreiben"; denn mit solchen Worten zeichnet der Verf. weniger die Gegend als sich selbst. Ferner sehe ich nicht ein, warum in einem und demselben Bande dieselben Sachen und Sätze 2 Mal stehen sollen. In Lima, heißt es S. 14, sei man sonst bigott gewesen, jetzt irreligiös; S. 429 erfährt man, Lima sei jetzt irreligiös, ehemals sei es bigott gewesen. Solche Wiederholungen stehen zuweilen brüderlich nebeneinander, wie S. 394: „the Baron de Baje intended to apply himself.. to keep all parties at a distance"; und S. 395: „the Baron de Baje.. appeared determined to keep all parties at a distance"; zuweilen kehren sie nach langen Intervallen wieder, sowie man über ein und dasselbe Gift hören muß: S. 84. „Its effects are rather stupifying than convulsive. Salt and sugar are both considered remedies"; und S. 228: „Its effects are rather stupifying than convulsive. Salt and sugar are both considered remedies".

Bei so beschaffener Redaction haben einige französische Zeitschriften Unrecht, daß sie in ihren bereits begonnenen Anzeigen von Maw's Bericht bloße Uebersetzungen liefern. Man braucht nur die Thatsachen, welche er enthält, anders zu ordnen, sodaß keine Seite neben der andern bleibt, alles Zufällige abzuscheiden und die dauernden oder einflußreichen Verhältnisse herauszusuchen, um einen Schatz von Wissenswerthem über Erdkunde und Politik aufzugraben. Nur ein Schatzkästlein daraus kann in diesen Blättern dargeboten werden, und der Leser wird erlauben, daß ich den Raum von Dem, was Maw angehört, durch etliche eigne Zuthaten einenge.

Beginnen wir mit der Erdkunde, so gebührt dem großen Strom die erste Rücksicht. Der Anblick bewaffneter Indianerinnen, die darauf fuhren, verschaffte ihm den Namen Amazonenstrom; nach einem Reisenden nannte man ihn zuweilen Orellana; der gebräuchlichste Name ist Marañon geblieben, und er ist der passendste, wenn er von seiner Aehnlichkeit mit dem Meere (mare an non) hergeleitet ist.

Er entsteht bekanntlich nahe dem stillen Meere, ist gleichsam zu einem kurzen Lebenslauf bestimmt, sucht aber eine weite Laufbahn. So wird er zur größten Handels- und Culturstraße Südamerikas, um so leichter, da keine Katarakte, keine Barre dem bei Weitem bedeutendsten Theile seines Stromes im Wege stehen. Jene eigenthümliche Laufbahn der Gewässer ist das Charakteristische der neuen Welt im Vergleich mit Asien und Afrika, wenn sich in letzterm Welttheil der Eintritt des Dscholiba in den Meerbusen von Guinea nicht bestätigen sollte. Bedingt ist die Erscheinung durch die im äußersten Westen der neuen Welt vorgelagerten Gebirge. Ohne diese Eigenthümlichkeit wäre der Erdtheil eine Wüstenei.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In Paris kauft man für 1500 Fr. nur ein schlechtes Chronometer, gute kosten ungefähr 4000.

Blätter der Liebe, von Anastasius Grün. Stuttgart, Franckh. 1830. 8. 21 Gr.

Wir müssen mit dem Verf. der vorliegenden Dichtungen vorerst über den Titel seines Buchs rechten. Er gab uns nicht Blätter, sondern Blüten der Liebe und des Gesanges, welche Jedem, der sie gewahr wird, ein freundliches Willkommen abgewinnen werden. Kaum ist es freilich zu hoffen, daß unter dem Sturm, mit welchem die Romanen- und Novellenliteratur alle Zeit und Lust der heutigen Leser einnimmt, bei dem Misbehagen, mit dem neuerdings lyrische Productionen aufgenommen werden, sodaß außer jungen Liebenden, alten und jungen Recensenten und lyrischen Poeten selbst beinahe Niemand mit solcher Lecture sich beschäftigt — kaum ist unter solchen Umständen zu hoffen, daß reine, zarte, echte Klänge den Weg zu der ihnen gebührenden Anerkennung und Liebe des Publicums finden werden. Ist es sogar noch eine zweifelhafte Frage, welchen Beifall und Fortgang die durch Verbrüderung der Lyriker entstandenen neuen Musenalmanache gewinnen, ob diese Cohorten die wohlverwahrte Festung des Zeitgeschmacks wiedereinnehmen und, falls dies geschähe, ihren Besitz festhalten werden: so gehört auf der andern Seite ein starkes Vertrauen auf Glück dazu, wenn ein junger Lyriker einzeln mit einer Sammlung von Gedichten hervortritt. Wir freuen uns, daß Hr. Anastasius Grün sich nicht hat entmuthigen lassen, mit seinen Klängen vor der Welt zu erscheinen. Den Freunden der lyrischen Dichtkunst — und gäbe es deren auch nur noch wenige — kommt hier ein frisches, kräftiges und selbständiges Talent entgegen, dessen nähere Bezeichnung wir im Folgenden versuchen und dabei ebenso wenig bei den Mängeln wie bei den Vorzügen des allem Anschein nach jungen dichterischen Geistes den Beruf der wahren Kritik und die Pflicht aufrichtiger Achtung des neuen Bürgers der deutschen Dichterrepublik verleugnen werden.

Der Gegenstand dieser Dichtungen ist, wie schon die Aufschrift sagt, die Liebe. Von allen Seiten, in allen Beziehungen, unter den verschiedensten Verhältnissen empfindet, gesteht, schildert der Dichter die Liebe, wie wir solches von den jungen Lyrikern gewohnt sind. Darin aber drückt sich in unserm Verf. ein Charakter, zumal der jüngsten Lyrik, aus, daß seine Empfindungen sich meist auf die Seite des Schmerzes neigen, und seine Lieder mehr den Kummer und Verlust als den Genuß und die Seligkeit der Liebe, oder am liebsten die letztere als ein Product, als einen Theil des erstern schildern. Auch der Patriotismus knüpft sich an die Liebe; eine politische Begeisterung, welche, da vielleicht des Dichters heimische Verhältnisse ihm dazu keine Veranlassung geben, der Sache des hellenischen Freiheitskampfes geweiht ist, sodaß er griechisches Blut in seinen Adern rollen, der Leser hellenischen Geist aus seinen Gesängen athmen fühlt. Der erste Vorzug der vorliegenden Dichtungen ist ihre Frische. Ein gesundes poetisches Leben spricht aus ihnen. Wir finden nichts, was an die matten Pflanzen, die der Thee begossen und eine kranke Einbildung hervorgetrieben hat, erinnert. Diese Frische des Lebens äußert sich in dem ganzen Ton und in der Sprache der Lieder, sogar in den Nachlässigkeiten der Rede und des Reimes; und wir gestehen offen, daß wir formelle Unebenheiten dieser Art gern in den Kauf nehmen, wenn eine lebendige Quelle der Dichtung uns entgegenfließt, und daß alle Correctheit, wie sie ein Gries und Neuffer besitzen, und alle Kunst der Worte und Töne, die den Vers drechselt und biegt in allen Wendungen und zum süßesten Wohllaut, wie sie z. B. in Schenk zu einer seltenen Ausbildung gelangt ist, den kräftigen und naturgemäßen Klang solcher Lieder nicht aufwiegen. Mit der Frische geht die Natürlichkeit und Wahrheit Hand in Hand. Es zeigen sich keine erzwungene Empfindungen, keine an den Haaren herbeigezogene Gedanken; Alles quillt und sprudelt einfach und wohlthuend für natürliche Gemüther aus dem Gemüthe des Sängers hervor. Um so schätzbarer ist diese Eigenschaft der Natürlichkeit, als der Dichter bei seiner individuellen Richtung und Gemüthsart der Klippe der Affectation und Uebertreibung so nahe steht. Ihm ist nämlich ein überaus zarter Sinn für das Gefühl, den Gegenstand und alle Verhältnisse der Liebe verliehen. Aber wohl ist es ihm gelungen, das Weiche seiner Empfindungen vor Weichlichkeit zu bewahren, das Sanfte und Rührende nicht ins Fratzenhafte ausarten zu lassen. Weniger scheint die Ironie im Gebiete seiner Poesie zu liegen. Wenigstens schien es uns, daß er gerade von dieser Seite — solcher humoristischen Gedichte sind es übrigens nur wenige — die mindeste Eigenthümlichkeit besitze und sich mehr nur von beliebten Vorgängern habe leiten lassen, wie S. 87 das „Schatz, Sie befinden sich — ?" nur allzu deutlich an die für uns höchst widerliche Manier Heine's erinnert.

Das frische, natürliche, zarte Gemüth des Dichters wird ferner von einer lebendigen und glücklichen Phantasie begleitet. Es ist schwer, in unsern Tagen, wo die Liebe, das Vaterland, der Wein u. s. f. in tausend und aber tausend Weisen schon abgeleiert worden sind, noch originelle und anziehende Gedanken hervorzurufen und das Alte in neuen und nicht blos frappanten, sondern einfach zarten Situationen einzuführen. Dafür gibt aber schon die Widmung der Gedichtsammlung an die Mutter des Dichters einen lieblichen Beleg, daß seine Muse eigenthümlich schafft und bildet:

Rasch springt der Seemann aus des Schiffes Mitte,
Das ihn zur Heimath trug vom Inderlande,
Kniet freudethränend erst am Heimathstrande,
Dann eilt er schnell zu seiner Mutter Hütte.
Ein Blumenstrauß allein, im Ost gezogen,
Aus fernem glühndem Boden aufgekeimet,
Vom fernen, blauern Himmel mild umsäumet,
Getränket von des Ganges lichtern Wogen,
Blieb als Erinnrung ihm an schönre Auen;
Doch den selbst legt er ihr zu Füßen nieder.
Bald scheidet er, bald auf dem Meere wieder
Treibt er durch Sturm und Nacht und Wettergrauen.
Doch oft vor'm Strauß sieht man die Mutter stehen,
Ihn sorgsam pflegend, wähnt sie jene Auen
Mit seltnen Blüten vollgeschmückt zu schauen,
Und sieht den Sohn fern durch die Blumen gehen.

Nach einem Eiland trieb's mich immer wieder,
Wo ich einst Blumen pflückt' im Jugendtriebe,
Und jenes Land heißt sonst das Land der Liebe,
Und meine Blumen nennt man bei uns Lieder.
Zwar jenes Eiland seh' ich nimmer wieder,
Wo ich so sanft auf üppig Grün gebettet;
Doch jenen Strauß hab' ich im Sturm gerettet,
Vor Dir, o Mutter, leg' ich jetzt ihn nieder.
Die Blumen sind entblühet schönrem Boden:
Der Theuren Angesicht, als Morgenröthe,
Umglühte einstens ihre stillen Beete,
Sanft als Zephyr umhauchte sie ihr Odem;
Und auf die Blumen glänzten ihre Augen,
Und jene blickten sehnend stets zu ihnen,
Des Tags: weil sie ein blauer Himmel schienen;
Des Nachts: weil Sterne, draus sie Glanz entsaugen.
Wie Sonnenfäden in des Aethers Auen,
So hielt ihr Haar die Blumen goldumschlungen,
Rings häuft der Küsse Schar als Gärtnerjungen,
Auch fehlten Thränen nicht, sie zu bethauen.
Was Wunder, daß bei solcher Pfleg' und Erden
So schnell gesproßt, geknospt, geblüht die Keime? —
Du füllst mit Blumen gern der Fenster Räume,
So mög' auch meinem Strauß ein Ruhplatz werden;
Dann, wenn sich Winterstürme draußen ballen,
Wird er im Haus ein Stückchen Lenz Dir zeigen,
Empor wird Dir das schöne Eiland steigen,
Des Haine ich einst liebte zu durchwallen.

Doch auch im Meeressturm wirst Du mich sehen
Mein Aug' vertrauend, dankend aufwärts wenden,
Das deutungsvolle Sträußchen fest in Händen,
Auf meines Schiffs zerschellten Trümmern stehen.

Mit solch einem reichen, schöpferischen Gemüthe betrachtet und stellt der Sänger die Liebe und seine Liebe dar. Er spricht von den „Wundern" der Liebe S. 27, die das Feindseligste zu paaren, das Unähnliche ineinander zu verschmelzen wisse; von dem Geheimnißvollen und Räthselhaften, was die Liebe insichtrage, sodaß man nicht wisse, ob sie „Glück oder Unglück" (S. 18) sei; daß sie gemieden und gesucht werden müsse („Dir allein!" S. 17), daß durch sie Leben und Seligkeit erst entstehe („Der Liebesgarten", S. 36, „Unterschied", S. 22); daß aber doch so ungewiß ihre Erscheinung und ihr Ende sei (S. 59). Zu dem Schönsten gehört in dieser Beziehung „Die Brücke" (S. 39), welche wir, sowie mehres Andere aus dieser Sammlung, früher schon in der „Damenzeitung" von Spindler gelesen zu haben uns erinnern, und „Der Besuch" (S. 24):

Oft des Tags und oft des Abends
Wall' ich an das Ziel der Sehnsucht,
Aus der Stadt durchtobten Straßen
In der Vorstadt stillre Welt.

Ueber unsres Stromes Brücke
Zieh' ich hin mit raschem Schritte,
Wie ein Geist, so still und schweigsam,
Durch den lärmend lauten Schwarm.

Und dann rechts! — ach nein, zur Linken!
Seht, kaum weiß ich mehr es selber;
Dann grad fort? — ach nein, zur Rechten,
Um die Ecke rasch gewandt!

Seltsam! Ging ich nie doch irre
Auf der schönen heil'gen Wallfahrt;
Dennoch, Freunde, kann ich nimmer
Künden euch den Weg dahin.

Kann dein Häuschen an der Straße
Zeichnen euch mit sichern Händen. —
Also kennt man wol die Sterne,
Aber nicht den Weg dahin!

Mannichfaltiger noch ist des Dichters Muse in Empfindungen des Schmerzes der Liebe und in Betrachtungen über den Ernst und die Gefahren derselben. Dahin gehören „Das frohe Lied" (S. 44), „Die Verlobten" (S. 46), „Die Haarlocke" (S. 47), „Das Vermächtniß" (S. 48) und das ganze 3. Buch dieser Sammlung mit der Aufschrift: „Der Liebe Verlust", wo der Tod der Geliebten beklagt ist. Ueber die „Zweite Liebe" gibt der Dichter eine schöne Regel (S. 57):

Warum auch zweite Liebe
Noch stets mit bangem Muth,
Mit Angst uns füllt und Zweifeln,
Wie's kaum die erste thut? —

Seht! Ein ergrauter Bergmann
Fährt in der Grube Nacht,
Und alle Weg' und Tritte
Kennt er im weiten Schacht.

Er, dem wie seine Hütte
Bekannt der Schacht längst ward,
Bekreuzt sich doch und betet,
Bevor er wagt die Fahrt.

Leider müssen wir es uns versagen, von den größern, das patriotische und poetische Element umfassenden Gedichten, z. B. „Die Farben" (S. 105), „Das Land der Freiheit" (S. 110), „Ein Traum" (S. 119), Mittheilungen hier zu geben, weil Einzelnes, aus dem Zusammenhange gerissen, den wahren Genuß vorenthält, die ganzen Dichtungen aber zu vielen Raum wegnehmen würden. Ebenso geht es uns mit den romanzenartigen Liedern, „Elfenliebe" (S. 97), „Elfenkönig O'Donoghue" (S. 99), „Blume, Bild und Lied" (S. 103), „Die beiden Sängerheere" (S. 124), „Der Ausgeschlossene" (S. 96), „Die Deutung" (S. 93). Wir nennen diese letztern Dichtungen deshalb nur romanzenartig, weil in ihnen das lyrische Element über den eigentlichen Romanzenton und die ruhige epische Haltung vorherrschend ist. Ueberaus schön sind dagegen die Lieder, welche mehr eine allgemeinere Bedeutung haben und das menschliche Leben und Loos überhaupt angehen, wie „Eins und Zwei" (S. 30), „Welt und Geliebte" (S. 31) u. a. m., besonders aber S. 29:

Das Morgenroth.

Jüngst stand ich früh am Fenster.
Vorüber trugen schwarze Männer ernst
Im Morgenzwielicht einen offnen Sarg.

Da flammt empor das Frühroth.
Der Leiche Antlitz glomm nun rosigroth,
Als sei nach kurzer Wandrung rückgekehrt
Das Leben ins vorschnell verlaßne Haus.

Kalt strich des Frühroths Odem.
Da hüllten sich, von Kälte leichenblaß,
Die Männer in die schwarzen Mäntel tief,
Als wickle sie der Tod ins Leichentuch.

O wundervolles Frühroth!
Dem Tode hauchst du Glut ins welke Antlitz,
Dem Leben hauchst du Eis in glühnde Pulse!

O wundervolle Liebe!
Eis hauchst du um die wunde Stirn des Lebens,
Daß es vor Frost zur Leiche möcht' erstarren. —
Dein schönstes Diadem schmückt oft erst Leichen,
Dein wärmster Kuß schwelgt auf des Todes Lippen!

Wir glauben, der Ehre des Dichters nicht den geringsten Vorzug zu entheilen, wenn wir zuletzt noch die edle Gesinnung und reine Phantasie rühmen, die er bei solcher natürlichen Fülle und solcher jugendlichen Wärme sich bewahrt. Diese Anerkennung der sittlichen Schönheit seiner Dichtungen muß um so nachdrücklicher hervorgehoben werden, je gefälliger so Manchem die Meinung ist, daß die ästhetische Schönheit der moralischen entbehren könne, und je glänzender in der jüngsten Zeit am poetischen Horizonte solche Erscheinungen aufgetaucht sind, die nur allzu gern in die Nebelflecken der Frivolität sich hüllen. Indem wir aber dem jungen Dichter, dessen Bekanntschaft wir recht vielen Herzen wünschen, unsere Anerkennung und Verehrung aussprechen, fodern wir ihn auf, bei künftigen Mittheilungen auch der Form mehr Meister zu werden, ohne den Geist ermatten zu lassen. Er hat namentlich den Rhythmus strenger zu beobachten, damit nicht, wie in einem der von uns ausgezogenen Lieder, lange Sylben auf eine störende Weise kurz genommen werden:

Bekannt der Schacht lắngst ward.

Auch bedarf er es, auf den Reim aufmerksamer zu werden, damit nicht ziehn und hin, Freude und Leute, Spiel und still sich paaren müssen; und suche endlich den Hiatus öfter zu entfernen. An solches Alles gewöhnt sich durch Uebung das Ohr, und wir zweifeln nicht, daß ein so ausgezeichnetes Talent, wie das des Hrn. Anastasius Grün, bei ernstem Willen die formalen Schwierigkeiten und Bedingungen eines schönen Liedes bald überwunden haben wird. Ueber den Inhalt seiner Lieder hätten wir nur noch Weniges rügend beizusetzen. S. 85 scheint uns das schöne Lied über die Grabrose einen zu allgemeinen und dem Gegenstande des Liedes fremdliegenden Schluß zu haben. Auch klingen die Worte etwas trivial, wie in einem gewöhnlichen Kirchenliede. In andern Liedern dünkt uns zu wenig Klarheit und Zweck, wie (S. 43) „Böser Streich", (S. 55) „Ein Pilger zog nach Jerusalem". Auch sind des Dichters Hauptwörter und Epitheta hier und dort prosaisch.

12.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 96. —— 6. April 1830.

Journal of a passage from the Pacific to the Atlantis etc. By *H. L. Maw.*

(Fortsetzung aus Nr. 95.)

Dagegen wird durch den Marañon, den La Plata-Strom und ihre Zuflüsse Südamerika ein Bereich größtmöglicher Communication. Sie bewährt sich wol auch in den noch unvollständig bekannten Mundarten der Indianer. Maw vermuthet z. B., Para sei der eigentliche Name des Marañon und überhaupt eines jeden Flusses im Indianischen; zum Beleg führt er Parana und Paraguay an, und dazu hätte er aus irgend einem geographischen Verzeichniß hinzufügen können: Paraiba, Paramaribo, Parima, Parana pitinca, Paranagua, theils Flüsse, theils an Flüssen gelegen.

Die bedeutende Wasserfülle, welche der Marañon von den Andes mitbringt, gießt sich Anfangs in Katarakten und durch enge Thäler 5 Längengrade weit von Süd nach Nord zwischen 2 Andesreihen, und diese Strecke kennt Maw großentheils nur nach Hörensagen und den Missionspapieren, welche ihm die peruanische Regierung mittheilte. Er selbst reist südlich von dem nach jenem nördlichen Laufe ostwärts gerichteten Strom, also zwischen diesem und seinem ersten Hauptzufluß, dem Guallaga. Das Zwischenland bildet auf seiner Karte ein Delta, dessen Spitze nach Mittag gerichtet. Dies ganze Bergdelta scheint, so viel man aus der von Maw durchzogenen Linie schließen kann, von reißenden, unausgebildeten Bergwasserketten erfüllt zu sein, die sich meist in den Guallaga leeren. Schon ihre Namen, z. B. Tigerwasser, möchten die Natur derselben andeuten, erführe man nicht ausdrücklich, daß in den wenigen Fuhrten Menschen und Thiere in der größten Gefahr schweben. Hier und da führt die bunte Mannichfaltigkeit des Bodens die fließenden Wasser in labyrinthischen Wegen, und der Reisende muß darauf gefaßt sein, einen und denselben Fluß ein halbdutzend Mal zu durchwaten; aber selbst diese Bergwasser mit verhältnißmäßig geringem Gefälle werden in der Regenzeit reißend. Noch bleibt die Gegend wenig bekannt. Den obern Lauf des Guallaga zeichnet Maw anders, als er im Buche beschrieben wird. Von dem zweiten südlichen Hauptzufluß, dem Ucayali, wissen die Peruaner und Maw sehr wenig; mehr wissen darüber die Indianer und eins unserer Handbücher, welches unbedenklich erklärt, er ziehe alle Gewässer der Cordillere an sich. *) Nahe dem Eintritt des Guallaga in den Marañon (von hier an fährt Maw auf dem Strome) ist letzterer 100 engl. Ellen bis 1 engl. Meile **) breit, 1—7½ Faden tief, und mit Inseln besäet. Schon ziemlich weit aufwärts soll er fahrbar sein, und vom Ausfluß ins atlantische Meer bis zum Eintritt des Ucayali kann man mit Schiffen fahren, die 5—6 Faden unter Wasser gehen. Ueberdies urtheilt Maw nach der trockenen Jahreszeit. Aus den Tabellen, welche er entwirft, ergibt sich, daß der Strom bald nach der Vereinigung mit dem Ucayali oft 12 Faden tief ist und mehr, und 4 engl. Meilen in einer Stunde strömt. Von der brasilischen Grenze an war die Aufsicht zu stark, als daß Maw Alles aufzeichnen konnte. Hier wird also die Längenbestimmung auf seiner Karte sehr unbestimmt, zumal da er mit der Zeitberechnung in Verwirrung gerieth; er glaubte einst, es sei Sonntag, und es war Sonnabend: „wir hatten gewissermaßen einen Tag verloren". Noch weniger konnte er aufzeichnen, als seine indianischen Schiffer ihn im Stiche ließen. Doch erfuhr er Manches, was unsere Geographen in Verlegenheit setzen könnte. Ueber den Nebenfluß Iça z. B. haben diese sehr bestimmte Nachrichten, sie rechnen ihn zu den bedeutendsten tributpflichtigen des Marañon, und unsere Karten geben ihm mit sicherer Zeichnung einen sehr langen Lauf; Maw aber erfuhr, der Iça sei ein Flüßlein, ein „Igarape". Ebenso vergleichen unsere Geographen andere Nebenflüsse geradezu mit der Donau, während Maw beichtet: they are mostly almost unknown, einige derselben seien fast ebenso unbekannt als „die Flüsse der Planeten". Unsere Erde ist übrigens auch ein Planet.

In der Mitte seines Laufs (von Fonteboa an) wird der Strom insofern seeähnlich, als man selten beide Ufer zugleich sieht. Die Eilande, welche durch den Wasserandrang wechseln, verschwinden, oder sich auf Unkosten anderer vergrößern, könnte man schwimmende Inseln nennen. Drei Strömungen zeichnen den Marañon aus: eine an jeglichem Ufer, eine andere in der Mitte. Wie die Eilande, so stürzen die Ufer ein oder häufen sich an. Das Land zu beiden Seiten ist eben und senkt sich auf unmerkliche Weise nach dem atlantischen Meere; Maw sah die Ufer mehre Fuß über dem Niveau erhaben. Zahlreiche Seen stehen durch enge Canäle mit dem Marañon und seinen Nebenflüssen in Verbindung. Es scheint, daß diese Zuflüsse immer bedeutender werden, auch die Inseln nehmen an Größe zu, der Pflanzenwuchs an Stärke: man sieht Giftbäume, 14½ engl. Fuß im Umfang, sehr hoch und mit fast zolldicker Rinde. Das Flußdelta endlich, welches Maw mit dem des Irawaddy vergleicht, ist durch nichtgezählte Canäle gespalten, die Ebbe und Flut nimmt immer mehr an Bedeutung zu. Die Uferbewohner sind mit dem Strome vertraut: nahe dem Meer sah unser Reisender einen Mann über dem Wasser in einer Hangematte auf einem Baume schlafen, an welchen er seinen Kahn gebunden hatte; wäre dieser Kahn weggetrieben worden, so hätte sich der arme Mann wenigstens in ebenso großer Verlegenheit befunden als einst Ulyß bei der Charybdis.

Zwischen dem Rio Negro und dem Orinoco soll eine Communication vorhanden sein, eine andere zwischen letzterm und dem Marañon. Dies scheint uns gleichwichtig

*) Wenn dem so wäre, so könnte man den Ucayali für den Hauptstrom halten, aber Maw stimmt dieser Ansicht nicht bei, S. 450. Nach den Papieren der peruanischen Regierung tritt er 4° 14′ S. L. und 305° 25′ von Ferro in den Marañon S. 472.

**) Das Verhältniß der englischen zur deutschen geogr. Meile ist bekanntlich 15 zu 60, [12].

für Brasilien, Colombia und Peru. Günstige Folgen der Verbindung werden um so schneller eintreten, als schon jetzt Handelsschiffe viel weiter als bis zum Eintritt des Rio Negro hinauf, nämlich bis Egas, den Marañon befahren; sie können den Weg von der Küste aus 2 Mal im Jahre machen (hin und zurück?). Wie erst, wenn hier Dampfschiffe eingeführt werden! Der Augenblick, wo diese Anstalt getroffen wird, scheint nicht fern; schon verspüren die Einwohner das Bedürfniß, sich derselben zu bedienen. „Ich denke mir", sagt Maw, „wenn einmal die Dampfschifffahrt auf dem Marañon und seinen tributpflichtigen Flüssen beginnt, so wird der Erfolg wie magisch sein; ich denke mir, 10 Jahre nach dem Beginnen einer solchen Schifffahrt wird der Reisende kaum das Land wiedererkennen, welches zu beschreiben ich mich bemüht habe". Selbst beim Abwärtsfahren sind Dampfschiffe wegen des Gegenwindes fast unentbehrlich; gelingen wird die Unternehmung, wenn man sie im Kleinen anfängt, denn jetzt ist bei der geringen Anzahl der Uferbewohner der Verkehr unbedeutend, und einer der hauptsächlichen Vortheile wird der sein, daß die Regierung schneller und wirksamer ihren Einfluß auf das Binnenland äußern, und daß man der Indianerarme entbehren können wird, die bisher, trotz aller Edicte, Sklavendienst verrichten müssen.

Niemand hat zur Kenntniß des Weges, den wir zurückgelegt haben, so viel beigetragen als Maw. Er darf nicht mit John Mawe verwechselt werden, der eine Reise in das Innere von Brasilien geschrieben hat. Ein Franzose, du Bayle, war kurz vor Maw's Reise den Marañon hinaufgewandert, hatte aber nichts aufgezeichnet. Die Berichte der Missionnaire Sobreviella und Girbal über einen Theil des Weges sollen nicht genau sein. Eingeborene reisen zuweilen quer durch das Land von Colombia nach Peru, den Napo herab. Maw endlich gibt uns ein ausführliches und glaubwürdiges Itinerarium, welches dadurch gewinnen mußte, daß Southey, Verfasser der brasilischen Geschichte, es fleißig durchsah. Die Karten werden nun ein anderes Ansehen bekommen, denn auch die, welche man in Maw's Gegenwart zu Para ausarbeitete, beruhen auf unzuverlässigen Hülfsmitteln; immerhin kann man unserm Reisenden weniger in Bezug auf die Nebenländer und Flüsse folgen, als in der von ihm gesehenen Linie.

Diese Länder sind noch weniger bekannt als die Flüsse. Die peruanische Regierung kennt ihr Binnenland sehr wenig, und die Spanier ließen nichts darüber verlauten. Daher dürfte hier eine kurze Zusammenstellung nicht unwillkommen sein, und es versteht sich, daß von keinen civilisirten, polirten Ländern die Rede ist. Schon nahe der Küste Perus waren weder Messer und Gabeln noch Teller zu finden, und die schweren silbernen Löffel waren weniger polirt als eiserne. Die Wagenräder hören auf, zirkelförmig zu sein. Die Gouverneurs sind nicht auf Besuche gefaßt und sitzen vor ihren Häusern auf der Bank, ohne ihre Jacke anzuziehen. Es ist keine Post mehr zu finden, die Frauenzimmer müssen die Briefchen an ihre Freunde durch Mauleseltreiber besorgen lassen, und auch diese postillons d'amour kann man nicht jeden Tag haben. Dagegen sind die Leute recht patriarchalisch gastfreundlich; sie räumen den Fremden ohne Umstände mitten in der Nacht ihre Betten ein, wo sie welche haben. Weiter landeinwärts schlafen Knaben unter freiem Himmel mit ihrem Hund, ohne sich vor den Tigern zu fürchten. Läuft einmal ein indianischer Führer davon, so läßt er wenigstens das Gepäck zurück und obendrein die vorauserhaltene Bezahlung. Die Leute machen sich Vergnügen nach ihrer Art, selbst die Frauen betrinken sich; ihr Lieblingsgericht besteht aus gedörrten Affen. Im Centrum, wo kein vorwitziges Auge es sieht, gehen die Sklavinnen noch einfacher gekleidet als unsere Urältern im Paradies.

Von dem Topographischen theilen wir nur einiges Allgemeine mit. Peru zerfällt nach Maw in 3 von der Natur getrennte Provinzen: der Minenbezirk reicht von der Küste bis über die erste Cordillere hinaus; von da bis zur Waldung im Osten der Andes (Montaña) reicht der ehemals sehr bevölkerte Ackerbaudistrict, und dann bis zur Grenze findet man viel „Gummi, Balsam, Färbekräuter, Heilpflanzen", unter den tropischen Gewächsen „Cacao, Spezereien"; ebendaselbst könnte man „Flachs, Hanf, Baumwolle, Kaffee, Zucker, Reis" ziehen. Die Küste von Peru und Chile besteht größtentheils aus Fels, Sand und Salpeter, die Unfruchtbarkeit rührt besonders vom Regenmangel her, und dieser vom Ostwind, der die Wolken an den Andes bricht. Das Land ist weder zu großem Handel noch zu einer bedeutenden Volkszahl geeignet. Dazu kam, daß die spanische Verwaltung die Indianer von der zweiten Cordillere nach den Minen trieb, und hierdurch soll, was vielleicht übertrieben ist, die Bevölkerung von 10 auf 2 Millionen herabgekommen sein. An der Küste können die Indianer hier nicht leben, sie ist zu ungesund.

Klimatologen können in ihre Tabellen eintragen, daß das Fahr. Thermometer auf dem ganzen Wege ungefähr 80° zeigte (vom November 1827 bis zum Mai 1828).

Von Statistik kann in den Ländern, um die es sich handelt, kaum die Rede sein. In Maw's Angaben finde ich nirgends einen bedeutenden Unterschied zwischen der Anzahl der beiden Geschlechter. In den Küstenstädten, Para besonders, hätte er sich nach der Einwohnerzahl erkundigen sollen. Im Binnenlande hängt die Volkszahl der kleinen Orte sehr von der Politik des Augenblicks ab.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Romane und kleinen Poesien des Orients.

Nichts ist auffallender als das lebhafte Interesse, das wir Europäer an den Religionen, den Sitten und den Volkscharakteren des Orients nehmen, während alle Asiaten gegen unsere europäischen Literaturen, unsere gesellschaftlichen Institutionen, unsere Gelehrsamkeit, unsere Künste und unsere Industrie höchst gleichgültig sind und sich durchaus nicht darum bekümmern. Wir Europäer thun es nun einmal nicht ohne Sammeln, Borgen und Nachahmung der Andern. Die Asiaten hingegen sind sich selbst genug. Wir Europäer, die wir so stolz sind und uns so viel zu Gute thun auf die Fortschritte unserer Cultur seit 300 Jahren, bekümmern uns doch immer eifrig darum, wie die Orientalen in allen Dingen handeln und denken, über die wir uns sehr erheben. Sie aber fragen nichts darnach, wie wir denken, oder ob es überhaupt Europäer gibt.

In Paris, London, Wien und Berlin beschäftigt man sich eifrig mit der orientalischen Literatur. In Teheran und in Peking wissen aber nur sehr Wenige, daß es eine gibt. Von der europäischen Civilisation kennen und verlangen die Asiaten nichts anders als unser gemünztes Gold und Silber auf den Märkten zu Buchis, Achem und Canton. Die Asiaten lassen es sich nicht einfallen, uns unsere intellectuelle Ueberlegenheit streitig zu machen, sie wissen eigentlich auch nichts davon und bekümmern sich nicht darum. Wäre nun unser Bemühen um die Kenntniß und Würdigung alles Fremden nicht der augenscheinlichste Beweis unserer geistigen Ueberlegenheit, die nicht bei Andern forscht, damit sie wieder bei uns forschen, sondern um die Summe unsers Kennens und Wissens zu erhöhen, so wäre die Gleichgültigkeit der Asiaten gegen uns sehr demüthigend. So aber ist sie nur ganz gleichgültig und beweist nur, daß alle diese Völker geistig sehr beschränkt sind.

Diese Beschränktheit und die Unkenntniß Europas ist auch den Asiaten oft sehr nachtheilig gewesen. Portugiesen, Holländer und Engländer haben sie nacheinander benutzt, während ihre eignen Kenntnisse ihre Unternehmungen, ihren Handel und ihre Eroberungen sehr begünstigt haben. Die wissen-

schaftliche und philosophische Wißbegierde wurde vom Handelsinteresse, und die Gewinnsucht von dem Streben nach Wahrheit unterstützt.

Anfangs studirte man die orientalischen Sprachen, um den Quellen des Christenthums näher zu kommen und um sie an Ort und Stelle bewahrheiten zu können. Später wurden die eifrigen Missionnaire zu Schülern bei den Völkern, die sie zu bekehren suchten. Sie begnügten sich nicht mit der aus Mangel aller Vorarbeiten sehr schwierigen Erlernung der asiatischen Sprachen, um sich den Völkern, zu denen sie kamen, verständlich zu machen. Sie bekümmerten sich auch um ihre Gesetze und Sitten.

Nach ihnen kamen die Gelehrten, die bei der Benutzung von Vorarbeiten ein viel leichteres Spiel hatten. Ueberall nahmen sie die kühnen, muthigen, unermüdlichen Missionnaire zu Führern.

Seit 100 Jahren hat der Handel seine Apostel ausgeschickt. Ihnen hat die Kenntniß der orientalischen Literatur nicht weniger zu verdanken als Erdkunde, Schifffahrt und Naturgeschichte.

Der Eifer, durch den 60 Mill. Hindus mit ihrem 90,000 Quadratmeilen großen Lande unter großbritannischen Zepter gebracht worden sind, ist gewiß weniger löblich und verdienstlich als der Eifer Franz Xaver's und Matthias Ricci's. Darauf kommt es aber jetzt nicht an. Die Wissenschaft zieht aus Allem Nutzen, selbst aus Dem, was der Menschheit eben keine Ehre macht, und worüber sie sich nicht zu freuen hat. Wenn ein Land erobernd vom Feinde überzogen wird, und seine Einwohner unter den fremden Waffen seufzen, so berechnet die Wissenschaft, welchen Vortheil sie daraus ziehen kann. Demnach wird auch nichts den Zustand des schönsten Theils von Asien im Alterthume und in neuerer Zeit so ins Klare setzen als die statistischen Untersuchungen, die topographischen Aufnahmen und die Operationen des Steuerkatasters, die der ostindischen Compagnie unentbehrlich sind, um das Land von den Beamten so ganz benutzen zu können, wie sie es im Sinne hat.

Es soll hier nicht untersucht werden, wie sehr und in welcher Beziehung das Studium der orientalischen Sprachen und Literaturen nützlich ist, und was sich Alles noch Geschichte, Alterthümer und Philosophie daraus versprechen können. Hier wollen wir nur einige Ideen über die orientalischen Romane und kleinen Poesien niederlegen. Ihrer Natur nach sind sie für ein zahlreiches Publicum, denn sie wollen gefallen. Ob es ihnen aber damit gelingt, ist eine andere Frage.

So lange die Gelehrten nur gelehrt sprechen und durch Wissenschaft nützen wollen, können sie verlangen, daß nur Ebenbürtige über sie urtheilen. Legen sie es aber darauf an, zu unterhalten und zu gefallen, so hat auch der geringste Leser das Recht, seine Meinung zu sagen, wie jener Bauer, der nach einem Lustspiele gestand, daß es ihm gar nicht gefallen habe.

Auch Kleinigkeiten verdienen Aufmerksamkeit. Eine Literatur kann vor einem strengen Richterstuhle frivol, mancher Geschmack schlecht und ungebildet genannt werden. Dessenungeachtet können sie beweisen, daß das Volk, dem sie angehören, auf eine gewisse Stufe intellectueller Cultur, ungewöhnlicher Bildung und verfeinerter Sitte gelangt ist. So ist es mit den Orientalen. Jemehr man sie und ihre Werke studirt, desto mehr muß man sich für sie interessiren. Schon längst wußten wir, daß sie Geschichtschreiber, Rechtsgelehrte, Philosophen und Dichter hatten. Wir wußten, daß die Inder Theaterstücke von 7 Akten und 200,000 Versen haben. Aber erst ganz neuerdings ist uns kund geworden, daß diese weisen Männer in ihren müßigen Augenblicken auch zweideutige Gedichte und Epigramme in Martialischem Geschmack machten, daß Confucius' Schüler Zeitungen lasen und kleine Singstücke aufführten, ja daß diese strengen Moralisten schlüpfrige Endreime, Wortspiele u. dgl. machten.

Außer den großen asiatischen Nationen, deren Name unzertrennlich von der Idee an Macht, Glanz und Herrlichkeit ist, haben wir kleine Völkerstämme näher kennen lernen, die man früher in die Nacht der Barbarei versunken glaubte; Inselbewohner, deren Namen noch vor 20 Jahren unbekannt waren, ziehen nun unsere Aufmerksamkeit auf sich. So haben wir 100 neue Sprachen und Literaturen in den Provinzen des Moguls und auf den Inseln entdeckt, wo die Holländer lange nichts als Muskat-, Zimmet- und Pfefferbäume sahen. Die Malayen, dieses Seeräubervolk, die man sich gewöhnlich nicht anders denkt, als mit ihren zackigen Dolchen, ihren vergifteten Pfeilen und ihrem Opiumrausch, diese Malayen haben moralische, beschreibende und didaktische Gedichte. Auf der Insel Macassar wurden nicht weniger denn 53 Volkschroniken in Versen gefunden. Eine davon ist in einer der 6 Sprachen abgefaßt, die noch jetzt auf den Philippinen gesprochen werden. Diese Sprache soll mysteriös sein wie das Hebräische, ausdrucksvoll wie das Griechische, reich und geschmackvoll wie das Lateinische, und für Umgang und Geschäfte tauglich wie das Italienische. Ja, sogar Sonette hat man dort gemacht. Die Battas auf Sumatra, die ihre Kriegsgefangenen, ihre zum Tode Verurtheilten und ihre alt und schwach gewordenen Aeltern fressen, sollen doch sehr hübsche Sammlungen von Gedichten besitzen. Der Drang, Bücher zu schreiben, muß auch bei ihnen gewaltig dringend sein, weil er mit den zur Leibes Nahrung und Nothdurft nöthigsten Beschäftigungen und Arbeiten Hand in Hand geht. Man denkt gewiß nicht an Büchersammlungen und angenehme Gedichte bei Leuten, die keine Häuser haben, oder an Minnesänger mitten unter Menschenfressern.

Von so vielen fremden und fremdartigen Erzeugnissen, deren Dasein selbst ein Wunder ist, die in den verschiedensten Zonen entstanden sind, so abweichenden Sitten und Gebräuchen angehören und durch alles Dies unsere Neugierde verdienen, von alle diesen Erzeugnissen sind nur erst sehr wenige nach Europa gekommen. Nur sehr wenige sind übersetzt worden, und nur eine einzige dieser Schriften hat allgemeinen Beifall in dem gebildeten Europa gefunden und ist da sozusagen eingebürgert. Ihr verdanken wir auch ursprünglich die meisten Kenntnisse, die wir vom Orient haben. Dies begünstigte und privilegirte Werk ist weder eine moralische Abhandlung noch ein philosophischer Traktat, weder ein historisches Buch noch ein Drama, weder ein Heldengedicht noch ein Gesetzbuch, und auch keine geographische Beschreibung, sondern nichts mehr und nichts weniger als eine Sammlung Märchen voll unglaublicher Dinge und wunderlicher Begebenheiten, aber reich an Sittenbeobachtungen, anziehenden Einzelheiten, sinnreichen Bemerkungen, interessanten Particularitäten; besonders aber ist die Kunst zu erzählen darin zu solcher Vollendung gebracht, daß sich wol sagen läßt, in keiner Sprache ist je so etwas Reizendes und Vollendetes geschrieben worden.

Wir meinen „Tausend und Eine Nacht". Was ist denn aber daran so anziehend? Nicht darum liest man dies Werk mit immer neuem Vergnügen, weil darin Erzählungen von Geistern und Ungethümen, von versteinerten Städten und von Menschen vorkommen, die in Thiere verwandelt sind, wiewol in diesen Märchen alles Schöne und Unschöne des orientalischen Gemüths vorkommt; nein, nicht darum, sondern weil die Geister und Ungethüme mit der Wahrheit und Unbefangenheit sprechen, die ganz in ihrem Charakter und ihrer Situation liegt, weil in dieser unsäglichen Menge mannichfaltiger, immer wechselnder Nebenpunkte die Aufmerksamkeit und Neugier immer rege erhalten und dadurch ein Sittengemälde voll überraschender Wahrheit aufgestellt wird, dazu Auftritte, reich an echt komischem Reiz, und die Kunst, unzählige Erzählungen immer an einem Faden zu halten, und nie den Hauptgegenstand, den Knoten des Interesses, aus den Augen zu verlieren, endlich ein lebendiges und treffendes

Gemälde menschlicher Verkehrtheiten! Mit einem Wort, ein Muster für Lafontaine, Rabelais, Cervantes, Ariosto, Fischart, Abraham a Santa Clara und Grimm.

In Frankreich ist die arabische „Tausend und Eine Nacht" unzählige Male nachgeahmt worden, aber immer sehr unglücklich. An der Stelle dieser leichten, duftig gehaltenen Märchen finden wir breite Erzählungen, in denen Wunder auf Wunder gehäuft werden, aber Alles gar hölzern und papiern. Gibt es etwas Kälteres und Abgeschmackteres als alle diese plötzlichen Erscheinungen, die wieder verschwinden, und diese Verwandlungen ohne Ende. Bei dem arabischen Dichter quillt Alles frei aus seiner Natur hervor, er erzählt nicht nur Wunderbares, er glaubt es auch. Die Nachahmer zerreißen sich im Leib, um einfach und lieblich zu erzählen. Ueberall aber sieht man den Haarbeutel oder das traurige dichtungslose Wesen unserer Zeit. 17.

Die Rechte der Schriftsteller und Verleger. Ein Versuch von Wilhelm August Kramer. Heidelberg, Winter. 1827. Gr. 8. 21 Gr.

Der Gegenstand dieser (freilich noch ins vorige Decennium gehörenden) Schrift ist jener vielbesprochene und immer wieder aufs Neue angeregte: der Büchernachdruck. Es ist nicht allein in allen Naturrechtssystemen dieser interessante Punkt ein stehender Artikel geworden, sondern auch eine Masse geistreicher Monographien hat sich, besonders in der letzten Zeit, über denselben speciell hören lassen. Die Hauptstimme ist, von Luther an bis auf Hegel, Gott sei Dank! gegen das Unwesen der Büchernachdrucker gewesen, und alle Staaten (mit einziger Ausnahme Würtembergs, das wenigstens bis dato noch nicht bestimmt gegen jenen buchhändlerischen Diebstahl, wie Luther und Calderon ihn nennt, aufgetreten ist) haben mehr oder weniger strenge Verbote der betrügerischen Plusmacherei dieser Art entgegengesetzt. Namentlich dürfen wir Sachsen es rühmen, daß unsere weise Regierung die frühesten Verordnungen unter allen deutschen Staaten zum Schutz der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck erließ; aber auch selbst das jugendlich kraftvoll aufstrebende Rußland hat bekanntlich vor Kurzem treffliche Verfügungen über diesen Punkt hervorgebracht. Unser Verf. tritt mit rühmlicher Gründlichkeit in die Reihen der Kämpfer gegen die Unbill, die doch hier und da einen advocatus diaboli (wie Schmid in seiner classischen Schrift sich ausdrückt), z. B. früher den Hrn. v. Trattner und neuerdings den Dr. Griesinger, gefunden hat, ein; und, obschon wir zu unserm Theil bekennen müssen, daß wir die bereits 1823 erschienene Schrift von Dr. K. E. Schmid: „Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und der Politik", unbedingt für das Geistvollste, Treffendste und Gründlichste halten, was die Literatur über diesen Gegenstand aufzuweisen hat, so können wir doch nicht ganz dem verdienstvollen Prof. Dr. Elvers in seinem Urtheile über das Wesen gegenwärtiger Schrift beitreten, indem er sie offenbar zu wenig beachtungswerth findet. Elvers nämlich (der neueste Bearbeiter dieses juridischen locus communis) sagt in seiner „Themis, oder Zeitschrift für prakt. Rechtsw.", Band 1, Heft 2, Nr. 10 („Ueber die in der deutschen Bundesacte zugesicherte Bundesgesetzgebung" u. s. w.), S. 269 und 296, nachdem er Kramer's Schrift angeführt hat, theils im Allgemeinen, es sei das juridische Princip dieser Lehre noch nicht gefunden, theils insbesondere, Kramer habe zwar mit rühmlichem Fleiße die im buchhändlerischen Verkehr geltenden Grundsätze geschildert, allein den Hauptpunkt lasse er in dubio. Wir sind nicht ganz dieser Ansicht.

Allerdings hat Kramer seine Arbeit mit großer Bescheidenheit nur einen Versuch genannt, nur für seine wissenschaftliche Meinung ausgegeben. Allein wir halten dafür, daß er die objective Wahrheit erreicht, den rechten Punkt getroffen hat, indem er die Widerrechtlichkeit des Nachdrucks aus dem unverletzlichen Rechte des Producenten auf den Fruchtgenuß herleitete, was freilich auch schon Andere vor ihm gethan haben. Besonders verdienstlich ist aber das gründliche und gelehrte Eingehen unsers Verfs. auf die bisher gegen den Büchernachdruckzunfug in Schlachtordnung aufgestellten Gründe der Männer vom Fach, wo denn nicht leicht etwas unbeleuchtet oder unberichtigt bleibt. Trotz dieser Gelehrsamkeit hat das Buch vermöge seines reinen, deutlichen Styls auch für Männer von allgemeiner Bildung Verständlichkeit und Interesse.

Es steht zu hoffen, daß bald keine Regierung mehr den rechtlichen Standpunkt in dieser so wichtigen Angelegenheit der Cultur und der Menschheit überhaupt verkennen werde. Nun, dann sind die geistvollen Schriften über dieselbe auch praktisch nicht überflüssig gewesen, wie sie es theoretisch nie sein werden. 70.

Versuch einer Zusammenstellung der Materialien für das Forschen der Geschichte des Revolutionskrieges vom Jahre 1792—1815, von einem ehemaligen Generalstabsoffizier. Erster Band. Mit 3 Karten. Mainz, 1828. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Geschichtsfreund kann es nur beklagen, daß die Talente des ungenannten Verfs. nicht seinem guten Willen und Fleiß sowie seiner Ausdauer gleichkommen. Wer diesen 53 Bogen starken Band durchgearbeitet hat, wird von ganzem Herzen in diese Klage einstimmen. Höchst wahrscheinlich beabsichtigte der Verf. ursprünglich eine historische Darstellung der Kriege seit dem J. 1792, kam davon ab, kam wieder darauf zurück, wollte aber auch eine Menge Vorarbeiten mittheilen, und so entstand die ungeordnete Masse, über welche wir zu berichten haben. Der 1. Abschnitt enthält in 4 Capiteln eine Schilderung Frankreichs, der Ursachen der Revolution, ihres Fortganges bis zum Schlusse des J. 1795 und der Stellung Frankreichs gegen das Ausland, sowie der Streitkräfte der kriegenden Mächte. Also die politische Partie; sonderbarerweise wird die militairische als Anhang gegeben. Hier findet sich Folgendes: 1. Stellungen und Streitkräfte der Franzosen und Alliirten in den Jahren 1792 und 1793; 2. Entwickelung der Streitkräfte der italienischen Staaten von 1792—95; 3. Feldzüge in den Westpyrenäen von 1793—95; 4. Feldzüge des J. 1792; 5. Namentlicher Ausweis der Truppen der Verbündeten; 6. Ausführliche Erörterung der Stärke der Armeen in den verschiedenen Epochen des J. 1792, verglichen mit jener der Stärke und des Zustandes der französischen Armeen. Man sieht leicht, daß Nr. 1, 2, 5, 6 nur Vorarbeiten sind, welche in die Geschichte verwebt werden mußten, nicht aber in ihrer bedeutenden Ausdehnung abgedruckt werden durften. Die eigentliche Geschichtsdarstellung in Nr. 3, 4 erhebt sich nirgends über das Gewöhnliche, besonders übel ist aber der Feldzug in der Champagne ausgefallen, indem der Verf. nicht allein plötzlich bei der Kanonade von Valmy wieder von vorn anfängt und alle Veranlassungen zum Kriege nach den „Mémoires d'un homme d'état" erzählt, sondern auch diese Memoiren, deren Authenticität mehr als zweifelhaft ist, fürder zu seinem Leitfaden in der Geschichte wählt und deshalb Dinge erzählt, welche ihm Niemand glauben wird. Der Band schließt mit einer beträchtlichen Menge von Beilagen, deren Mehrzahl hier ohne allen denkbaren Zweck figurirt und das Volumen höchst unnöthigerweise über die Gebühr anschwellt. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 97. —— 7. April 1830.

Journal of a passage from the Pacific to the Atlantic etc. By *H. L. Maw.*

(Beschluß aus Nr. 96.)

Die reingeschichtlichen Thatsachen, von denen Maw spricht, kennt man aus den Zeitungen, weniger die Politik oder Unpolitik, die mehr in Brasilien als in Peru hoch in den Verhältnissen zu den Indianern vorwaltet. Wir wußten hierüber nicht mehr als die Leute in Mittelamerika über die europäischen Verhältnisse: dort fragte man unsern Reisenden in allem Ernst, ob nicht die Spanier Gibraltar eingenommen hätten. Ihrerseits reden unsere Compendien von den Missionen in Laguna, wohin längst nur selten ein Pater kommt. Mit den Missionen sind in Peru auch die Schrecknisse der Inquisition verschwunden, aber im innern Lande ist ihre Abwesenheit zu betrauern. Die Indianer kehren wieder in ihre Wildnisse zurück, und wenn sie nichts Anderes zu essen finden, fressen sie einander auf, selbst ihre Aeltern, und nach Maw zu schließen nicht erst nach deren Tod. Die Brancos, d. h. die Europäer, oder die von ihnen abstammen, spielen am Marañon die Herren, sie brauchen Hände und rotten sich zu diesem Zwecke zusammen, um längs den Nebenflüssen Indianer zu fangen. Der zuerst gefangene wird gezwungen, seine Brüder zu verrathen; sie werden gefesselt stromabwärts gefahren, und, was unerklärlich ist, die Brancos haben ihnen so große Furcht eingeflößt, daß Hunderte sich dem kleinsten Häuflein ergeben. Das Einzige, was sie den Weißen in den Weg legen, sind vergiftete Fallen. Kann man die Indianer nicht besiegen, so kauft man Gefangene von den Häuptlingen, bei welchen sie sonst aufgefressen würden. Die Gesetze sind zwar diesem Verfahren zuwider, aber Niemand hat die Kraft, sie auszuüben. Es wäre zu wünschen, daß der Kaiser von Brasilien, welchen die französischen Blätter „den constitutionnellsten Fürsten der Erde“ nennen, jenen Misbräuchen ein Ende zu machen suchte. Sie erstrecken sich bis in die Nähe der Küste; die Weißen bringen, nach Maw's Ausdruck, die Gänse ums Leben, um die Eier auf einmal zu bekommen, und machen sich Geld, um nach Portugal zurückzukehren. Der Kaiser ist der constitutionnelle, ein Branco der absolute Herr seiner freien Indianer, und so lange die Communication mit dem Binnenlande nicht befördert wird, so lange die Nachrichten vom westlichsten Brasilien den Weg um das Cap Horn oder über Europa machen müssen, um nach Rio Janeiro zu gelangen, wird der scheußliche Unfug der Brancos fortdauern und das Kannibalenleben der Indianer zunehmen.

Die Indianer sind in Peru, wie in Brasilien, zum Theil unabhängig. Bei Truxillo, am stillen Meere, führt der Weg durch die Ruinen der altindianischen Stadt Chimu, deren Häuptlinge früher von den Inkas unabhängig gewesen sein sollen. Es stehen noch mehre Gebäude und Reste großer Huchas, aus welchen die Spanier viel Gold genommen haben. Die Indianer dieser Gegend scheinen Maw von einem andern Stamme zu sein, als die übrigen in Peru. Sie zahlten den Spaniern keinen Tribut, und auch die gegenwärtige Regierung hatte bis zu Maw's Anwesenheit keine Auflage bei ihnen erhoben.

Ob diese Peruaner eine besondere Race ausmachen oder blos durch lange Trennung von den verwandten Stämmen den Vorfahren ähnlicher bleiben, müssen wir dahingestellt sein lassen, denn auf Ethnographie versteht sich Maw nicht besonders. Er ist sogar auf den Gedanken gekommen, die Yaguas, ein Stamm im mittlern Südamerika, könnten wol von den persischen Feueranbetern, den Parsis, abstammen (er schließt aus der Farbe), und so möchte sich der Sonnendienst der Inkas erklären. Dies durchzuführen, wendet er leider viel Raum und Gelehrsamkeit an. Er hat in Bombay Parsis gesehen, welche dahin vom persischen Meerbusen aus gelangten; von da konnten sie „bei schönem Wetter“ von Insel zu Insel nach Peru und über die Andes nach dem Binnenlande gekommen sein. Auch diese Meinung wird Anhänger finden. Es handelt sich ja nur um eine Fahrt durch den stillen Ozean gegen die Hauptströmung und um den Weg über die Andes, die ganze Entfernung beträgt 220 Breitengrade. Der einzige Einwurf, den sich der Reisende macht, ist: daß die Parsis, so viel er sich erinnert, Adlernasen haben, die Yaguas nicht. Verharrt er bei seiner Ansicht, so rathen wir ihm, die Feueranbeter lieber die Reise von Ost nach West über Afrika machen zu lassen, denn nach O'Hier de Grandpré hing ja Afrika vor nicht sehr langer Zeit mit Amerika zusammen!

Viel unterhaltender als die ethnographischen Ansichten Maw's sind seine treuen Berichte über die Sitten und Gebräuche. Gleich in Lima ist es anziehend zu sehen, welche Freude die Damen an neuen glänzenden Schuhen finden; jeden Sonntag Morgen ein neues Paar; am Samstag Abend ziehen sie sämmtlich in eine Straße nahe beim Palast, um ein paar Schuhe für den Sonntag einzukaufen. Es ist nicht die erste merkwürdige Nachricht, die wir über den amerikanischen Fuß erhalten: in Nordamerika gibt es einen Ort, dessen Bewohner nichts als Schuhe machen, und so wohlfeil, daß ich unternehmenden Schuhmachern rathe, eine ganze Ladung von dort nach Deutschland zu holen. Man lebt in Amerika wohlfeiler auf gutem Fuße als in Europa.

In Truxillo, nördlich von Lima, haben die Leute, wie in Peru überhaupt, kein Kupfergeld. Gehen sie nun auf den Markt und wollen nicht für jeden Artikel einen Real ausgeben, or perhaps not having, fügt Maw ironisch hinzu, a real to expend for every article, so kaufen sie für einen Real — Eier. Für ein Ei kaufen sie Grünes, für andere Eier andere Sachen, und bleiben Eier übrig, so finden sie sich mit Kauflustigen ab. Wie, wenn man Kupfermünzen nach Peru brächte, und Schuhe dagegen eintauschte?

Wenn die Indianer einen Affen mit vergifteten Pfeilen schießen (das Fleisch wird dadurch nicht unschädlich, wie es scheint), so ist das Erste, was der Affe thut, daß er den Pfeil aus der Wunde zieht. Daher denn die Indianer bei solcher

Gelegenheit den Pfeil an der Spitze mit Fischzähnen spalten, welche am Köcher angebracht sind; der Affe zerrt, und der Pfeil zerbricht.

In Peru, jenseits der Andes, tanzt man den Fandango. Die Männer tragen bei dem Ball Jacken. Von den Damen haben die wenigsten lange Röcke an wie bei französischen Bällen; sondern sie tragen meist ein glattes oder gesticktes Hemd und einen kurzen Rock mit langer Taille. Manche tanzen ohne Schuh und Strümpfe, aber fast alle tragen goldene Ketten, Ohrringe u. dgl., darunter sehr gewichtige. Hr. Maw wurde von einer alten Dame zum Tanz aufgefodert, nahm es auch an, suchte aber bei erster Gelegenheit eine anziehendere Tänzerin. Sein Begleiter, Hr. Hinde, erregte Aufsehen; Dies im Hause. Draußen führen unterdessen die minder Vornehmen den alten Inkatanz auf. Nun kommen auch die [illegible] heraus, es wird ein [illegible] gebildet, und die stärksten Indianer ringen: sie binden ein starkes Baumwollenband um Schultern und Rücken, fassen sich am Band hinter den Achseln, und wenn sie ausgerungen haben, werden einige Bursche vermählt, und man bricht auf, begleitet von benebelten Indianern, ihrer lauten Vocal- und Instrumentalmusik. Während des Balls wird Aquadiente, Punsch und ein gegohrenes Getränk Guarapo vollauf den Damen umhergereicht.

Bei den Tabitinga-Indianern in der Mitte des Festlandes ist es Mode, Arme und Beine unter den Knien und Ellbogen so fest zu schnüren, daß der Blutumlauf fast ganz eingehalten wird; dadurch schwellen die Gelenke, und beinahe alles Fleisch schwindet von den Knochen weg.

In Tabitinga hörte Maw folgende sonderbare Nachricht von einer Tigerjagd (Tiger oder Onca nennt man dort verschiedene Thiere von der Größe einer Hauskatze bis zum Umfang eines Ochsen). Der Mann, welcher die Heldenthat verrichtet hat und erzählt, sieht eines Tags auf seinem Grund und Boden einen Tiger, und nach peruanischer oder auch eigner Manier redet er ihn an: „Hoho! Freund, du bist es, bist du es? Hab dich lange gesucht, haben was abzurechnen. Wart, bis ich meine Waffen hole, will gleich wieder bei dir sein". Nach seinen nicht-geflügelten Worten geht er ins Haus, holt Pucuna und Pfeile und kommt zurück. An der Seite pflegen diese Leute ein langes Messer in lederner Scheide zu tragen. Nun denkt der Tiger, es sei Zeit, und macht sich davon. Die Jagd beginnt und der Mann setzt seine Conversation fort: „Was? jetzt bist du weg? bist du es? sollst aber nicht so leicht davon kommen; wir müssen noch ein Wörtchen miteinander sprechen, ehe wir abziehen". Der Tiger springt unterdessen auf einen Baum, wohin ihm vergiftete Pfeile folgen, die ihn aber nur ennuyiren. Dem wegrennenden Thier tritt der Mann in den Weg, das Thier macht sich zur Wehr bereit, und der Verfolger greift nach seinem Messer... es ist aber nicht an seiner Seite. Nun wird der Tiger zum angreifenden Theil; der Mann schlägt ihm mit der Faust auf die Nase und setzt seine Unterhaltung fort: „Ich bin ohne Waffen, aber geschlagen bin ich darum nicht". Der Tiger macht einen zweiten Sprung, wieder zum Nachtheil seiner Nase, die Conversation und der Kampf dauern fort, und der Tiger sinnt auf neue Manoeuver. Einmal packt er des Mannes linken Arm und hätte ihn ganz durchbissen, wäre nicht seine Nase unterdeß verletzt worden; darauf faßt er den starken Gegner beim Kopf (die Merkmale waren noch traurig anzusehen) und hätte ihn zerfleischt, wäre ihm nicht in demselben Augenblick der Speer von des Mannes Bruder, welcher zur Hülfe eilte, durch den Leib gedrungen.

In Egas (bis dahin fahren jetzt die Handelsschiffe den Strom hinauf) fand Maw einen alten Indianer, der sich anbot, mit ihm bis ans Ende der Welt zu gehen. Der Alte hatte, nach eigner Ansicht, bedeutende Fortschritte zur Cultur gemacht. Er hielt es für seine Pflicht, unsere Reisenden zu begleiten. Sie seien nämlich, argumentirte er, Offiziere des Königs von England, und der König von England regle ein wenig in Brasilien. Das thue er nicht, meinte Hr. Hinde. Der Indianer aber bestand darauf, denn der König von Portugal, oder der Kaiser, was für ihn einerlei war, regle in Brasilien, und der König von Portugal und der König von England sind Freunde, wenn daher der König von Portugal etwas zu thun vorhat, so sagt er zum König von England: „Ich denke, ich thue Das und Jenes", und der König von England sagt: „So denke ich auch, oder ich denke anders", deswegen regelt der König von England ein wenig in Brasilien. „Dies war gewiß logisch", setzt Maw hinzu, „aber der Endzweck des Alten war, etwas geistiges Getränk zu erhalten, man gab ihm welches und er ging, zufrieden mit Hrn. Hinde und sich selber".

[illegible] grüne Papagei, der erstaunlich gut sprechen lernt. Schreit ein Kind, gleich stimmt ein halb Dutzend solcher Thierchen dasselbe Klaggeschrei an und ruft mit jammererregender Stimme die Mutter. Das nimmt kein Ende, wenn man den Urheber des Lärms nicht zum Schweigen bringt. Man glaubt, die Papageien seien zuweilen humoristisch; so oft Jemand etwas mit witzigem Ton vorträgt, stimmen sie einen witzigen Chor an; es ist schwer, die Nachahmung von der Stimme zu unterscheiden. Sie sind possenhafter als Affen, und Maw kann sich nicht genug wundern, daß man ihnen so wenig Fähigkeit zutraut.

Eine weit wichtigere Merkwürdigkeit ist das Kraut Camara, welches Maw in Egas fand. Im Thee und äußerlich im Dampfbad soll es von der Wassersucht heilen; auch in andern Theilen Brasiliens soll es zu finden sein und dort Cruzeiro heißen. Von S. 282 an findet man noch andere Heilmittel. Die Camara, welche er nach England mitnehmen wollte, verlor sich unterwegs, dagegen brachte er der zoologischen und andern londoner Gesellschaften sonstige Seltenheiten mit, die zum Theil schon in seinem Werke beschrieben sind, darunter einen Tapir.

Die Reise war mit großen Beschwerden verknüpft. Auf der ganzen Strecke, welche Maw durchzog, war man nicht gewohnt, Engländer zu sehen: hier nahm man ihn für einen Priester, dort für ein Wunderthier, einmal für einen Spion oder verdächtigen Menschen. Im innern Peru schon wissen die Wenigsten, was ein Engländer ist; was aber bemerkt werden muß, die britischen Hunde in Peru erkennen gleich jeden Engländer und laufen ihm lieber nach als ihren Herren. Abgesehen davon, daß Maw zuweilen auf den Andes die Nacht unter freiem Himmel zubrachte, daß er auf schlechten Wegen so reiten mußte, als ob sein Thier schwämme, und daß er einmal im Sturz Gefahr lief, umzukommen, verbanden sich Musquitos und ein noch ärgeres Insekt: Pium, Schlangen, Alligators, Tiger und Indianer gegen den kühnen Wanderer. Die Letztern entsprangen eines Tags aus seinem Fahrzeug, und wäre Maw nicht ein geschickter Seemann, was sein ganzes Werk bewährt, so würde er schwerlich ungestraft den Marañon eine lange Strecke ohne Hülfe der Eingeborenen befahren haben. Die größten Drangsale jedoch bestürmten ihn unweit des atlantischen Meeres, in Santarem: der dortige commandante militar machte ihm die größten Schwierigkeiten, ließ ihn mehrmals gefangen nehmen, vielleicht aus Unkunde mit der Geographie, denn er konnte nicht begreifen, woher Maw käme. Die Klage darüber ist bereits dem Cabinete von St.-James eingereicht, und man hegt noch einige Hoffnung, daß sie keine Seeschlacht zwischen der britischen und brasilischen Marine nachsichziehen werde. Der commandante militar hat seine Stelle dabei eingebüßt.

Erlaubte es der Raum, so müßten wir weitläufig gegen den Verf. eifern, daß er außer seiner Karte keine Zeichnungen mitgetheilt hat, wiewol er zeichnete, und daß auf der Karte die Namen nicht immer geschrieben sind wie im Werke;

wir müssten aber auch auseinandersetzen, zu welchen interessanten Untersuchungen er den Weg zeigte; besonders über das Bauwesen der Indianer, worüber man mehr in nördlichen Theilen Amerikas nachgeforscht hat als längs dem Maranon. Der Hauptzweck dieses Aufsatzes kann nur der sein, darzuthun, mit welcher Kühnheit und Aufopferung Lieutenant Maw dem Verkehr und der Wissenschaft neue Pfade eröffnet hat, und es gebührt ihm die aufrichtigste Achtung für den Eifer, mit welchem er das Loos der unglücklichen Indianer der Sorgfalt ihrer Regierungen und der Verwendung aller Menschenfreunde empfiehlt. 65.

Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter des 15.—18. Jahrhunderts, sammt metrischer Uebersetzung ihrer besten Gedichte, beigefügtem Originaltexte und den nöthigen Erläuterungen. Von P. A. Budik. 3 Bände. Wien, Wallishausser. 1828. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Ein seltsames Geschick waltet über die Werke römischer Zunge. Daß die, welche in Schulen täglich gebraucht und aufgerieben werden, am häufigsten neue Auflagen und Bearbeitungen erhalten, ist, wie es sein soll. Auch erwarben die Gelehrten großes Verdienst, die sich vereinigten, in Zweibrücken eine vollständige Sammlung aller geretteten Schätze der Römerzeit in anständiger, gepflegter und nicht übertheuerter Erscheinung zu veranstalten und gemeinnützig zu machen, was in den theils kostbaren, theils überladenen oder vergriffenen Erzeugnissen der holländischen Pressen den meisten und wißbegierigsten Literaturfreunden in Deutschland unerreichbar war. Die Schule kann in ihren beschränkten Kreis nicht Alles aufnehmen und muß erweckter Fortschreitung Vieles überlassen. Sie ist befugt, ausschließlich den fleckenlosesten Mustern zu huldigen, und schon in sittlicher Rücksicht verbunden, selbst bei Grazien nicht zu verweilen, die des Schleiers entbehren, den der Sohn des Sophroniskus über die seinigen verbreiten wollen. Wem unter verständiger Anleitung gelang, einige der vorzüglichsten Prosaiker und Dichter mit Theilnahme und Vergnügen zu lesen, ist vorbereitet genug, um ohne Führer auch die Bekanntschaft ihrer glücklichen Mitwerber und Nachahmer zu machen, und hat sich selbst anzuklagen, wenn er dieses Genusses entbehrt. Warum aber die Schar rüstiger Uebersetzer immer von Neuem die nämlichen Schriftsteller heimsucht, immer strebt Uebertragungen zu verdrängen, die im Ganzen vollkommen genügend, zum Theil schwer zu erreichen, noch weniger zu übertreffen sind, ist nicht leicht zu begreifen. Der Lesewelt bieten sie nichts Neues. Die Sprache des alten Roms hat Eigenthümlichkeiten, die in dieser Zaubermacht keiner andern beiwohnen; und wer sie aus dem Munde ihrer Sprecher und Sänger vernimmt, ob er auch unfähig sein sollte, alle ihre Feinheiten aufzufassen, erntet dennoch, was ihm der meisterhafteste Uebersetzer nie gewährt. Fehlt ihm die leichterworbene Kenntniß — und das Machtgebot des Tages sorgt wol dafür, daß sie täglich seltener werden muß —, so ist er gern zufrieden, wenn ihm Sinn und Geist, Ton und Gestaltung des versagten Meisterwerks in seiner Muttersprache so treu und anschaulich gegeben wird, daß er vollkommen begreift, warum es den Beifall seiner Zeitgenossen erwerben und durch Jahrtausende festhalten können. Dazu ist jedoch unentbehrlich, daß deutschgewordene Rede auch deutschem Ohre faßlich, angenehm und willkommen bleibe. Eine Wortstellung, wol gar Wortschaffung, die der Richtung seiner Muttersprache widerstrebt, eine Gedrängtheit oder Verschränkung, die den Gedanken verfinstert, eine ängstliche Zuzählung der Sylben oder Zeilen wird nicht Treue, sondern Entstellung und täuscht die Erwartung, der sie Räthsel zuführt, wo ihr Aufschluß, Geschämmer, wo ihr Wohlklang versprochen war. Unterziehen sich Meister dem ungeheißenen Kunststück, so bewundert man nicht selten, daß ihnen so Schweres gelungen, daß sie die Schmiegsamkeit unserer Sprache so geschickt gehandhabt, daß sie solche durch einige Wendungen und Ausdrücke bewährt haben, um die wir das Ausland nicht länger beneiden dürfen. Arbeiten, welche der allgemeinen Theilnahme verfehlten, belohnen als Sprachübungen das Studium des Lehrbegierigen. Aber die Nachahmung solchen Beispiels sollte dem Publicum nicht aufgedrungen, am wenigsten auf prosaische Schriftsteller angewendet werden, denen erzwungene Wortfügungen, Ausdrücke, die stutzen machen, noch weniger zustehen. Uebersetzer, die sich wol getrauen dürfen, im Einzelnen ihre Vorgänger zu übertreffen, könnten sich ein willkommenes Verdienst um die deutsche Lesewelt erwerben, wenn sie ihr zuführten, was sie nur darum nicht schätzt, weil sie es nicht kennt. Der entzückende Silius Italicus, der Dichter der „Thebais", die an glücklicher Wahl und Anordnung des Stoffes keinem Epos nachsteht, der herzliche und unterhaltende Valerius Flaccus würden freundlicher Aufnahme nicht verfehlen. Von den mit Unrecht vernachlässigten Prosaikern ist, wo nicht Alles, doch Manches der Kundmachung werth, und nicht der Inhalt, der in verständiger Uebersetzung nie verloren gehen kann, sondern die geringere Ausbildung der Sprache und des Vortrags hat sie um die Lobeserhebungen eigensinniger Grammatiker gebracht. Gibt es denn, selbst unter den vielgelesenen Mémoires Frankreichs, einen unterhaltendern Spiegel verhängnißschwerer Zeit als die Scriptores historiae Augustae? Es spricht nicht für die Belesenheit der Verbreiter bösen Leumunds, daß sie den nicht häufig zu Markte gebracht. Hier winkt ein reiches und unbenutztes Feld der Bearbeitung, die sich sogar getrauen darf, die Urschrift zu verbessern und von Deutschen lieber gelesen zu werden. Denn die Sprache des Nordens, wie sehr sie der südlichen an Wohlklang, Glätte und beliebiger Wortstellung weichen muß, besitzt dagegen einen angeborenen Ausdruck der Treuherzigkeit und Naivetät, der wenigstens den deutschen Leser lebendiger ergreift als die Rede der Fremden. Noch unbilliger, zu eignem Nachtheil, verfährt man gegen die lateinischen Dichter späterer Zeiten, und Hr. B. erwirbt sich gerechte Ansprüche auf die Erkenntlichkeit des Publicums, daß er die Kunde ihrer unsterblichen Verdienste von Neuem auffrischt. Mit dem Erwachen der Wissenschaften im 15. Jahrhundert traten Sänger auf, von echter Begeisterung ergriffen, die den classischen Mustern des goldenen Zeitalters, deren unablässiges Studium ihre einzige Richtschnur war, wenig nachstanden, manche des silbernen übertrafen. In der lyrischen Dichtart, der Elegie, dem Lehrgedicht und dem Epigramm haben sie aufgestellt, was ihre Zeitgenossen bewunderten, was keine Nachwelt vernachlässigen darf, der um Erhaltung des Guten und Schönen zu thun ist. Doch sind sie, wenigstens in Deutschland, nur noch gelehrten Kennern bekannt und selbst von diesen minder gelesen und erwähnt, als Recht ist. Hr. B. hat aufgeführt, die ihm die vorzüglichsten schienen, und keinen Unwürdigen aufgenommen. B. I: Polizian, Sannazar, Janus Pannonius, Sarbiewsky, Yriarte, Johannes Secundus; B. II: Klotz, Molza, Flaminio, Fracastor, Buchanan, Dorat, Grotius; B. III: Bembo, Cotta, Lobkowitz, Cayado, Fürstenberg, Owen, Lotichius, Navagero. Ihre Biographien, nach den besten, sorgfältig angegebenen Quellen bearbeitet, die dem Bibliothekar des Lyceums in Klagenfurt zu Gebot standen, sind lehrreich und unterhaltend. Zuweilen erkennt man den Anhänger der römisch-katholischen Kirche, nie vermißt man den duldsamen und gemäßigten Erzähler. Daß er die Dichter aus allen Theilen des gebildeten Europa, selbst des nordöstlichen, nicht der Zeitordnung gemäß aufeinander hat folgen lassen, vielmehr Freunde und Verbündete von einander trennen wollen, hemmt die unwillkürliche Beobachtung der Fortschritte des Zeitgeistes und der Verhältnisse, welcher gerade in Dichterwerken am

unverkennbarsten hervortritt. Der vorangeschickte, sonst wohlgelungene kurze Umriß der Wiederherstellung der classischen Literatur hilft dem Verstoß nicht ab, um so weniger, da er sich nur bis auf die Neige des 16. Jahrhunderts erstreckt. Auch scheint ihn der Verf. später als die Biographien entworfen und diese nicht immer damit verglichen zu haben; sonst hätte er sich schwerlich erlaubt, zu berichten, Sannazar sei dem päpstlichen Stuhl und besonders Leo X. so abgeneigt gewesen, daß er sich geweigert, diesem sein berühmtes Gedicht: „De partu virginis“, zu widmen, da doch die Lebensbeschreibung unwiderlegliche Thatsachen für das Gegentheil anführt. Uebrigens ist gegen die Darstellung im Ganzen nichts Erhebliches einzuwenden, und mit dem Freunde der lateinischen Wohlredenheit nicht zu rechten, daß er auch dem Kunstrichter Klotz mehr Verdienst einräumt, als ihm andere Stimmbefugte zugestehen. Nur hat er über diesen seinen Schützling ungewöhnlich flüchtig und nachlässig berichtet und B. II, S. 6, 7, sogar in nahestehenden Zeilen, sich selbst widersprochen. Den Lebensbeschreibungen, von schätzbaren bibliographischen Nachrichten begleitet, sind Dichterproben beigefügt, deren Auswahl Billigung verdient und deren Uebersetzung nicht zu verwerfen ist, obgleich sie angemessenen und empfänglichen Lesern überflüssig scheinen darf. Druck und Papier sind zu loben. Eingeschlichene Fehler im lateinischen Text werden bei der Entfernung des Verfs. vom Druckort verzeihlich und können den Unterrichteten nicht irreführen. Nur einer (B. I, S. 86), wo den pennis ein n geraubt worden, dürfte, wenn die Uebersetzung nicht gegenüberstände, verleiten, an den Namen zu denken, mit welchem August seinen Flaccus im Scherz zu belegen pflegte. Möchte das vorliegende Werk einen geschmackvollen Philologen, dem eine vollständige Büchersammlung nicht fern steht, veranlassen, in einer kleinen Reihe gefälliger Bändchen zu vereinigen, was der allgemeinen Kunde ewig jung und zugänglich bleiben sollte! 42.

Don Pedro de Salazar vom schmalkaldischen Kriege.

Don Pedro de Salazar, welcher im Heere Karls V. den Feldzug gegen den schmalkaldischen Bund mitgemacht hatte, schrieb eine Geschichte dieses Krieges unter dem Titel: „Historia de los successos de la guerra che Sa magestad del invitissimo Don Carlos Quinto Emperador de los Germanos, y Rey de España y Alemaña yzo contra los principes, y ciudades rebeldes de Alemaña, y del fin que tuvo. Compuesta por Pedro de Salazar vizino de la villa de Madrid“. (Neapel, 1548, 4.) Eine zweite Ausgabe dieser Geschichte unter einem etwas veränderten Titel erschien zu Sevilla im Jahr 1552 in Folio. Dieses Buch enthält viel Sonderbares, wie man es von einem Spanier zu jener Zeit nicht wohl anders erwarten kann. Allein man findet auch viele interessante Details über einzelne Vorfälle, und besonders sehr anziehende Gemälde des damaligen wilden Kriegs- und Lagerlebens und der Nationalverschiedenheiten. Als Augenzeuge beobachtete der Verf. ziemlich genau; als Spanier aber sind seine Urtheile über gewisse Materien höchst einseitig und befangen. Ich besitze leider nur den 1. Theil dieses interessanten Buches, der die Ereignisse des Kriegs bis zum Rückzug der schmalkaldischen Bundesgenossen von Ingolstadt und die Ereignisse des Krieges in Schwaben und in den Gegenden von Augsburg, Ulm und Lauingen enthält.

Wie der Spanier unsere deutschen Reiter beschreibt, davon mag Nachstehendes zeugen: „Die deutschen Reiter gewähren einen außerordentlichen Anblick. Sie haben schwarze Küraffe, schwarze Lanzen und schwarze Gesichter. Denn von dem Augenblicke an, da sie ihre Heimath verlassen, bis sie wieder zurückkommen, waschen sie sich nicht mehr. Darum sehen sie denn auch aus wie Teufel, oder wenigstens wie unsere Kohlenbrenner in den Wäldern von Cuellar“. (Ver la mañera de la cavalleria alemaña es cosa estrana, porque traen negras las armas, negras las lanças, negras las caras: que quando salen de sus casas a guerra hasen provision de no lavarse el rostro hasta que vuelvan a sus tierras: y en sus gestos pareçen demonios, o por lo menos carboneros que hasen carbon en los pinares de Cuellar.)

Eine sonderbare Nachricht über Luther mag noch hier stehen, weil, wenn sie auch falsch ist, sie doch Luther Leo X. gegenüber in einem schönen Lichte zeigt und ein Beweis ist, daß selbst dem Feinde der Wahrheit manchmal ein Zeugniß für sie entwischt.

„Im Königreich Deutschland, in der Provinz Sachsen ist eine Stadt von ungefähr 4000 Einwohnern, wo Münze geprägt wird, die Eisleben heißt. Sie gehört dem Herzog Johann Friedrich, der ein Fürst des Reichs und Wahlherr ist. Dort lebte Johann Luther und zeugte mit einer ehrbaren Frau, Namens Margareth, einen Sohn, Namens Martin, der am 10. November 1483 Morgens 3 Uhr geboren wurde. Da dieses Kind von Jugend auf große Lust zum Lernen zeigte, und die Aeltern ihn nach dem Rathe achtbarer Leute zu allem Guten erziehen lassen wollten, so gaben sie ihn in die allgemeine Schule. Als er älter geworden war, schickten sie ihn auf die Universitäten Bologna und Erfurt und andere, wo er fleißig studirte, große Kenntnisse erwarb und Doctor der Theologie wurde“.

„Um sich aber emporzuschwingen und eine hohe Kirchenwürde zu erhalten, begab sich Luther nach Rom, wo er den Papst Leo X. kennen lernte. Dieser, der ihn für einen gelehrten, belesenen Mann hielt, gab ihm einen gewissen, besondern Auftrag nach Deutschland und versprach ihm den Cardinalshut, wenn er sich desselben gut entledigen würde. Um dem Papst gefällig zu sein, übernahm Luther den Auftrag, erledigte ihn nach Wunsch und foderte nun die versprochene Belohnung. Allein der Papst befürchtete, es möchte ihm übel gedeutet werden, wenn er eines seine Privatangelegenheit betreffenden Geschäfts wegen einen Cardinalshut verliehe, zog sein Wort zurück und suchte Luther damit zu befriedigen, daß er ihm eine Abtei von jährlichen 8000 Dukaten verlieh und ihn mit schönen Worten zu deren Annahme zu bereden suchte. Allein Luther wollte die Abtei nicht annehmen und der Papst den Cardinalshut nicht geben. Ersterer schied demnach sehr misvergnügt von Rom und ging nach Bologna zurück, wo er bereits Collegial gewesen war, und verweilte noch 3 Jahre lang daselbst, während welcher ihn Niemand lachen sah“ (donde no se hallo le huviesse visto reir en todos ellos). 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 98. — 8. April 1830.

Fontainebleau. 2 Theile. Bremen, Heyse. 1829. 8. 4 Thlr.

Fontainebleau! — Was heißt Fontainebleau? Wir haben jetzt so viel Nothwendiges zu lesen, und unter Dem, was wir zu unserm Vergnügen lesen wollen, eine so unendliche Auswahl, daß wir ein Buch sicher nicht anrühren, wenn uns der Titel nicht wenigstens im Allgemeinen seinen Inhalt ankündigt. Ref. würde sich wol gehütet haben, sich auf des Verf. 1031 enggedruckte Seiten einzulassen, wenn nicht Recensentenpflicht es heischte. Ernste Historiker und Geographen, die eine genaue Geschichte und Beschreibung jenes merkwürdigen Schlosses erwarteten, sollten vielleicht geneckt werden. Haben sie nur erst einige Seiten gelesen, dachte der Verf., so wird das Interesse an dem anziehenden Stoffe sie schon festhalten, und sie sollen mir sobald nicht wieder zu ihren Folianten und Karten zurückkehren. Solche Männer müssen gewarnt werden, und Ref. ist verpflichtet, ihnen zu sagen, daß sie, wenn das Glück gut ist, nichts als einen historischen Roman zu erwarten haben. Diesmal ist aber das Glück nicht gut gewesen, denn das Buch ist körperlich zwar zum vollen normalen Maß eines Romans herangewachsen, geistig aber ein unausgebildetes Kind geblieben, das nach einigen Richtungen hin recht gute Anlagen zeigt.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1539 durch Frankreich nach Gent reiste, um den dort ausgebrochenen Aufruhr zu stillen, war ihm König Franz I. nach Chatelherault entgegengegangen, um von dort aus gemeinschaftlich mit ihm in Paris einzuziehen. Die Königin von Navarra, seine Schwester, die in Fontainebleau mit ihnen zusammentreffen wollte, hatte 2 zu ihrem Hofe gehörige und sehr von ihr geliebte junge Fräulein, die Töchter des bei Pavia gebliebenen Ritters Ludwig d'Ars, unter dem Schutze des Ritters de Lorges dorthin vorausgesandt. Dieser verliebt sich, wie natürlich, — doch in nicht beide? So scheint es allerdings, denn daß er eigentlich Aimée, die jüngste kranke, höchst nervenschwache, empfindsame, sich selbst dem Kloster bestimmende Schwester meint, die dieses Vorhaben erst, nachdem sie ihn kennen gelernt, mit großer Erschütterung ihres Gewissens aufgibt, dies erkennt er selbst und der Leser, ja, wie wir glauben, auch der Verf. erst gegen das Ende des Buchs. Daß beide Fräulein den Ritter lieben, glaubt Ref. auf eigne Gefahr annehmen zu dürfen, denn der Verf. geht mit seinem Leser so zart um, wie die Personen seines Romans untereinander. Nichts wird gerade herausgesagt, Alles muß aus feinen Zügen und delicaten Wendungen errathen werden. Die jüngere liebt ihn, das wird durch ihren Tod gewiß, und wenn die ältere ihn auch liebt, so mag sie sehen, wie sie mit ihren Gefühlen fertig wird: unser Verf. kümmert sich nicht weiter um das arme Wesen. Zweifel, Mistrauen, spinnwebfeine Zartheiten, Unentschlossenheit und Zwischenfälle mancher Art verhindern eine Erklärung zwischen den Liebenden. Der Ritter, der die Fräulein in Fontainebleau, wo der Hof einige Tage verweilt, glücklich abgeliefert hat, wird durch eine zornige Aeußerung des Königs veranlaßt, diesen Ort schleunig in der Nacht zu verlassen. Unterwegs aber, noch in derselben Nacht, besinnt er sich eines Bessern, entschließt sich zu dem Fräulein zurückzukehren, seine Liebe zu gestehen und um sie zu werben. Ein vertrauter Freund, den er voraussendet, soll sie auf diese Wendung vorbereiten. Zu spät! Als dieser ankommt, ist die leib- und seelensieche durch seine plötzliche Entfernung zu sehr Erschütterte bereits gestorben. Dies ist der wesentliche Inhalt des Buchs, so weit es als Roman auftritt, und so einfach er ist, so hätte er doch durch scharfe, kräftige Zeichnung und lebendige Bewegung der Hauptpersonen einerseits und andererseits durch Erfindung von Zwischenereignissen und bedeutenden Nebenpersonen sich zu einem artigen romantischen Gemälde gestalten können. Jenes ist dem Verf. nicht gelungen; seine liebende Reisegesellschaft ist schwächlich und unthätig. An diesem aber hat es der Verf. zwar nicht fehlen lassen; statt daß aber seine Begebenheiten und Personen mitten in der Fabel stehen und zu ihrer fortschreitenden Entwickelung mitwirken sollten, schleichen sie schwerfällig und hemmend nebenher und hindern alle Theilnahme. Das Höchste, was sie erregen, ist Neugierde und auch diese bleibt unbefriedigt, ja es begegnet dem Verf., die ältere Schwester entführen und durch den Ritter retten zu lassen, was zu einer recht lebendig und wirksam gezeichneten Nachtscene Veranlassung gibt, ohne daß der

Leser jemals erfährt, wer der Urheber dieser Entführung und was sein Zweck gewesen sei, sowie denn auch eine Schar von Bösewichtern und Intriganten auftritt, die beständig drohen, nachstellen, lauern und machiniren, ohne daß der Leser über ihre Absichten auch nur zu der entferntesten Muthmaßung gelangen kann. Das Historische des Buches umfaßt einen zu geringen Zeitraum und einen zu unwichtigen Geschichtsmoment, um interessant zu sein. Der Hof der beiden Monarchen, ihre Umgebungen, politischen Verhältnisse und einige Begebenheiten dieser merkwürdigen Reise werden, wennschon höchst weitläufig, doch nicht ohne Talent und Erfolg geschildert; allein sie stehen mit dem Schicksal der Liebenden in dem losesten völlig äußerlichen Zusammenhange, sodaß aus dem unendlichen Gewühle der Figuren durchaus keine Hauptgruppe hervortritt und weder ein Vor- noch ein Hintergrund sich absondert. Karl V. wird seinem Charakter zuwider einigemal sehr schwatzhaft. Walter Scott ist offenbar das Vorbild dieser misglückten Nachahmung, aber leider ist nur die äußerste Oberfläche, sind nur die Fehler seiner Manier darein übergegangen. Breite Beschreibungen von Personen, Kleidungen, Häusern u. s. w., so unnütz als langweilig, unendliche Gespräche, Monologen und Reflexionen machen das Ganze zu einer ermüdenden Lecture, und wenn hin und wieder einiger Witz und Humor, einige originelle und gut gezeichnete Charaktere, einige lebendige Bilder und Scenen hervortreten, so bedauern wir nur um so mehr, daß der Verf. sein nicht gewöhnliches Talent in einer so übelgeordneten Masse untergehen ließ. Hätte er die eine Hälfte seines Buchs gestrichen und die andere besser verarbeitet, so hätte er Glück machen können. Aber so weit geht der Haß unserer Schriftsteller gegen die Censur, daß sie sich selbst verabscheuen würden, wenn sie in ihren Arbeiten auch nur eine Zeile mit eigner Feder strichen. Der anonyme Autor kennt und beschreibt übrigens kein Ding so genau und gründlich als das Pferd und Alles, was zu dessen Führung und Behandlung gehört, weshalb Ref. ihn für einen Cavalerieoffizier zu halten veranlaßt wird. Um so mehr mußten einige sehr liberale und sogar antimonarchische Aeußerungen desselben auffallen. So läßt er z. B. einen Höfling sagen: „Ist es doch beinahe nothwendig geworden, einen doppelten Eid einzuführen, — den zweiten, daß man den ersten halten und sich nicht davon dispensiren lassen wolle. Man könnte diese neue Einrichtung gleich mit dem Krönungseide beginnen, sodaß jeder König schwören müßte, niemals sein Gewissen erweitern zu lassen. Vielleicht wäre es nicht einmal überflüssig, sich erst durch einen Eid zu versichern, daß der zu Salbende nicht schon eine Dispensation für künftige Eidbrüche in der Tasche hat". — Ei, Ei! schleicht sich das Gift des Liberalismus auch schon in unsere Romane ein? Doch, nur ruhig, ihr Wächter der Throne, von so homöopathischen Giftmischern, wie dieser, ist nicht viel zu fürchten. 87.

Dramatische Kunst in China.

In Nr. 190 dieser Blätter für 1829 ist von den Fortschritten unserer Kenntniß der orientalischen Literatur seit 1784 geredet und besonders auch das große Unternehmen, eine erklärende Uebersetzung sämmtlicher ausgezeichneten wissenschaftlicher Werke des Orients zu veranstalten, gebührend gepriesen worden. Es hat die britische Uebersetzungsgesellschaft binnen einem Jahre bereits 5 bedeutende Werke herausgegeben, noch mehre befinden sich unter der Presse, und die Liste derer, welche zum Druck vorbereitet werden, ist ziemlich lang. Unter den bereits erschienenen zeichnen sich aus: Die Reisen Ibn Batuta's, den man einen Marco Polo des Orients nennen könnte; und die Selbstbiographie des berühmten Schah Jehangir's (ein Seitenstück zum Sultan Baber). Dazu kommt nun jetzt, als eine Probe dramatischer Kunst der Chinesen, das Trauerspiel: „Hān koong Tsew, or the sorrows of Han; translated from the original, with notes. By *John Francis Davis*". (London, 1829.) Sie ist aus den 100 Dramas des Yuen genommen. Der Reichthum des chinesischen Theaters erhellt auch wol schon daraus, daß 200 Bände Schauspiele auf der Liste stehen, die Davis der Vorrede zu den obengenannten „Leiden des Kaisers Hān" angefügt hat. Was für das leichtbewegliche, römische Volk panis et circenses waren, das sind auch für das chinesische Reis und Schauspiele.

Der Dialog ist Prosa, aber hin und wieder mit lyrischen Stellen durchwoben, die von Musik begleitet werden. Die bekannten Melodien sind darüber angemerkt.

In der vorliegenden Tragödie „Die Leiden Hān's" wird man die Einheit der Handlung vollkommen, die der Zeit und des Orts meistentheils beobachtet finden. Die Größe und der Ernst des Gegenstandes, der Rang und die Würde der Personen, die tragische Katastrophe, die strenge Beobachtung der poetischen Gerechtigkeit könnten selbst den strengsten Bewunderer der griechischen Vorschriften befriedigen. Der Stoff ist historisch und bezieht sich auf die interessante Periode der Jahrbücher Chinas, wo die abnehmende Macht der regierenden Dynastie die benachbarten Tataren zu jenen bekannten Angriffen auf das chinesische Reich lockte, welche zwar eine Zeitlang durch unpolitische Vermählungen und Geschenke beschwichtigt wurden, dann aber den Umsturz des alten Thrones herbeiführten, auf dessen Trümmern die Mongolen den jetzigen erbaut haben. Die Tragödie hat 5 Akte. Zuerst tritt der Tatarkhan mit einem Monolog in Versen auf:

Wild braust der Herbstwind durch die dürre Haide,
Durch unsre wollnen Zelte; und der Mond beleuchtet
Herab vom Abendhimmel düstre Hütten.
Zahllose Heere mit gespanntem Bogen
Gehorchen mir, dem Führer. Unsre Stämme
Sind freundlich gegen Han's Geschlecht gesinnt.

Er erzählt dann weiter, wie er südwärts sich der Grenze Chinas genähert habe, um eine Vermählung mit dem kaiserlichen Hause einzuleiten.

Darnach versetzt uns der Dichter an den chinesischen Hof. Der vertraute, aber verrätherische Minister des Kaisers läßt sich so vernehmen:

Der Mann, er habe eines Geiers Herz und Adlers Krallen;
Betrüge seine Obern, unterdrücke Niedre;
Er nehme Schmeicheln, Geiz, Verrätherei in Sold!
So hat er treue Hülf' an ihnen lebenslang.

Er rühmt dann ferner seine Künste, wodurch er den Kaiser getäuscht und dessen einziger Vertrauter und Rathgeber geworden. Sein Hauptkunststück sei aber dieses gewesen, daß er den Kaiser beschwatzt habe, weise Rathgeber von sich zu entfernen und sein einziges Vergnügen unter den Weibern seines Palastes zu suchen. Indem er noch so redet, tritt der Kaiser selbst, begleitet von Weibern und Eunuchen, ein, preiset in Versen den Glanz und die Macht seines Reichs, die

Sicherheit der Grenzen und den ruhigen Schlummer auf welchen Polstern. Er kommt dann bald mit seinem vortrefflichen Minister darin überein, daß diese schöne Friedenszeit nicht besser benutzt werden könne, als wenn der Kaiser seinen Harem durch eine Zahl neuer und frischer Schönheiten bereichere, und der Minister erhält demnach nun den Auftrag, das Reich zu durchreisen, alle schönen Mädchen zwischen 15 und 20 Jahren zu beäugeln und von den schönsten Bildnisse einzusenden. Hiermit schließt der erste Akt.

Der Minister begibt sich nun auf die Reise. Aber nicht die Schönsten sucht er für den Harem seines Herrn aus, sondern denen, die ihm das meiste Gold zahlen, gibt er den Vorzug.

Endlich jedoch begegnet er einer Jungfrau von überirdischer Schönheit, deren Blicke, wie Pfeile, das Herz durchdringen. Aber der Vater, ein Landmann, hat nur ein mittelmäßiges Vermögen, kann dem habsüchtigen Minister die 100 Unzen Gold, wofür er des Kaisers Wahl auf diese Jungfrau zu lenken verspricht, nicht zahlen, und will es auch nicht, indem solche Schönheit alles Gold der Erde überwiege. Der Minister, höchst entrüstet, will nun schon weiter reisen, als ihm plötzlich ein schändlicher Racheplan in den Kopf schießt. „Ich will", spricht er, „das Bild der Dirne auf eine solche Weise entstellen, daß dem Kaiser gewiß nie ein Lüstchen anwandeln soll, sie zu sehen. Traurige Abgeschiedenheit im Palast soll ihr künftiges Loos sein. Ha! ein jämmerlicher Gesell, den nicht die Rache entzückt!" Der Minister führt seinen Plan aus; und wir erblicken nun die schöne, in einen abgelegenen Winkel des Palastes verwiesene Jungfrau, wie sie einsam im nächtlichen Schatten umherwandert, ihr trauriges Loos beklagt und, um den Schmerz zu stillen, ein Lied zur Laute singt. In diesem Augenblicke aber nähert sich der Kaiser, begleitet von einem Eunuch, der eine Fackel trägt. Er klagt: „Unter allen den Schönen, die, meinen Palast zu schmücken, ausgewählt worden, habe ich noch immer keine entdecken können, die es verdiente, sie den übrigen vorzuziehen. Unbehaglich, übelgelaunt habe ich nun wieder diesen langweiligen Tag in vergeblichem Suchen nach der, die meine Wahl bestimmen möchte, hingebracht. (Er hört die Laute.) Ist das einer Jungfrau Saitenspiel?"

Der Eunuch. Ja! so ists. Ich eile, ihr zu melden, daß Ew. Majestät sich nähert.

Kaiser. Nein! halt! Ersuche sie, zu mir zu kommen; doch hüte Dich, daß Du sie nicht erschreckst.

Eunuch. (Dem Schall der Laute folgend.) Wer rührt hier dieses sanfte Saitenspiel? Der Kaiser kommt. Tritt näher, schöne Dame! (Sie nähert sich.)

Kaiser. Wächter des gelben Thors, laß heller deine Fackel leuchten und halte sie mir näher.

Die Jungfrau. Hätt' Eure Magd gewußt, daß sich der Herrscher nähere, sie würde nicht gezögert haben. Vergebt ihr diese Säumniß!

Kaiser. Fürwahr! das ist vollkommne Schönheit! In welcher Landschaft sind so hohe Reize uns erblüht?

Die weitere Unterredung enthüllt nun das Geheimniß. Entrüstet über des Ministers Treulosigkeit und Ränke, gibt der Kaiser sogleich Befehl, den Bösewicht zu verhaften und zu enthaupten; aber dieser gewinnt noch Zeit, zu entwischen, und flieht nun zum Tatarkhan, an der Grenze. Rache brütend, auf neues Unheil sinnend, überreicht er dem Barbaren das wahre Bildniß der schönen Jungfrau, und überredet ihn leicht, gerade diese, die jetzt durch die Liebe des entzückten Kaisers zum Range einer Prinzessin erhoben ist, sich zur Gemahlin auszubitten. Der verliebte Tatar sendet sogleich eine Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof und wirbt um die Prinzessin, die Drohung hinzufügend, daß, wenn man sie ihm verweigere, er stracks die Grenze durchbrechen und Chinas Hügel und Thäler der Verheerung preisgeben werde. Des unglücklichen Kaisers Zärtlichkeit ist unterdessen stets gewachsen und des tatarischen Gesandten Botschaft erfüllt ihn mit Verzweiflung. Er versammelt seine Räthe, um ihm aus der Noth zu helfen. Aber alle beweinen die Schwäche des Reichs und schildern die Nothwendigkeit des Opfers. Nach heftigem Kampfe fügt sich der Kaiser in sein hartes Geschick. Die Abschiedsstunde schlägt. Der Kaiser hat die Geliebte eine Strecke Weges begleitet.

Der Gesandte. Prinzessin, laß uns eilen. Der Himmel verdunkelt sich. Die Nacht bricht ein.

Prinzessin. Ach! wann soll ich meinen Geliebten wiedersehen? Heute noch weilte ich im Palast Hän's, morgen die Gattin eines Fremden! Hinweg von mir, ihr glänzenden Gewande; ihr sollt nicht länger meine Schönheit vor der Männer Augen schmücken.

Gesandte. Wir müssen die Reise beschleunigen. Schon zu lange haben wir gesäumt.

Kaiser. Es ist geschehen! Und bist Du nun geschieden, so laß Deine Gedanken, die traurigen, gefühlvollen, bei uns bleiben. (Die Abreisenden sind aus den Augen geschwunden. Ihnen nachblickend.) Und bin ich denn wirklich der große Monarch vom Geschlecht des Hän?

Ein Höfling. O weilet doch nicht mit solchem Schmerz bei dieser Dame!

Kaiser. Sie ist dahin! Umsonst habe ich jene Helden in Waffen an meines Landes Grenze aufgestellt. Erwähne nur Jemand der Schwerter und Speere, und sie zittern im Herzen, wie junge Rehe. Die Jungfrau hat heute vollbracht, was jenen Helden geziemt hätte: sie hat das Reich gerettet. Und doch wollen jene Memmen für Männer gehalten sein!

Höfling. Kehre Ew. Majestät in den Palast zurück und weile nicht mit so herbem Schmerz bei dem Andenken jener Dame. Laßt sie reisen!

Kaiser. Dächte ich nicht an sie, so hätte ich ein Herz von Eisen — ein Herz von Eisen. Die Thränen meines Schmerzes ergießen sich in tausend Strömen. Noch diesen Abend soll ihr Bild in meinem Palast aufgestellt werden und ich will ihm Opfer darbringen, und Fackeln sollen mit silbernem Licht ihre Kammer erleuchten.

Nun folgt die Katastrophe. Das Heer der Tataren zieht mit seiner schönen Beute nach Norden ab. Es langt am Gestade des Amur oder Saghalin, der sich in den See von Ochotsk ergießt, an.

Prinzessin. Was für ein Fluß ist dies?

Gesandte. Es ist der Fluß des schwarzen Drachen, die Grenze des tatarischen Gebiets und des Reichs China. Dies südliche Gestade ist des Kaisers; am nördlichen hebt das unsere an.

Prinzessin. (Zum Khan.) O großer König! ich nehme diesen Becher Wein und gieße opfernd ihn gen Süden aus; mein letztes Lebewohl dem Kaiser. (Sie gießt den Becher aus.) O Kaiser vom Geschlechte Hän! dies Leben ist zu Ende; im nächsten harr ich Deiner. (Sie stürzt sich in den Strom und versinkt.)

Die entseelte Jungfrau wird aus dem Strome gezogen. Der tiefbetrübte Khan errichtet ihr einen Grabhügel am Gestade, der noch jetzt unter dem Namen des grünen Grabes bekannt ist und aus der versengten, dürren Wüste lieblich hervorragt. Der Tatarfürst beschließt dann, den Bösewicht, der all dies Unheil angerichtet hat, dem Kaiser auszuliefern.

Der letzte Akt zeigt uns den Kaiser noch immer im bittersten Schmerz über seinen Verlust. Da erscheint ihm die Geliebte.

Kaiser. Das öde Schweigen der Nacht vermehrt meinen Trübsinn. O Bild der Schönsten, du gewährest nur geringen Trost in meiner Pein. Hüter des gelben Thors, der Weihrauch in deiner Schale ist verdampft; eile, neuen hinzuzuschütten. Zwar können wir die Schönste nicht sehen; doch wollen wir diesen ihren Schatten bei uns zurückbehalten und, so lange das Leben dauert, ihr Andenken ehren. Aber er-

schöpft und ermattet will ich jetzt ein wenig ruhen. (Er sinkt nieder und entschlummert.)

Jetzt beginnt die Erscheinung.

Prinzessin. Dahingegeben als Gefangene, die Barbaren zu besänftigen — entführt gen Norden — hab ich sie getäuscht, und bin entwischt. Ist dieses nicht der Kaiser, mein Gebieter? Betrachte mich! Zurückgegeben bin ich Dir. (Ein tatarischer Krieger erscheint.)

Krieger. Als meiner sich der Schlaf bemächtigte, ist die Gefangene, die schöne Jungfrau, mir entflohen. Ist sie dies nicht? (Er führt sie hinweg.)

Kaiser. (Aus dem Schlafe auftaumelnd.) Eben sah ich die Geliebte zurückgekehrt. Aber wie schnell ist sie wieder entschwunden! Am hellen Tage erwiderte sie mein Rufen nicht; aber als unruhiger Morgenschlummer mich befing, erschien sie mir an dieser Stelle. (Man hört Geschrei wilder Gänse, Symbol der Treue für Liebende und Neuvermählte.) Horch! — Ach! wer ist an Trost so arm, wie ich! (Das Geschrei wiederholt sich.) Vielleicht entkräftet und ermattet, verhungert, abgemagert jammern die Fliehenden über die breiten Netze des Südens und die gespannten Bogen des Nords. (Zum dritten Mal Geschrei.) Wie mehret dies Geschrei noch meine Traurigkeit!

Höfling. Laßt diesen Gram doch fahren, erhabener Herrscher, und bedenket Euer heilige Person.

Kaiser. Mein Schmerz ist nicht zu messen. Tadelt nicht diesen Sturm des Gefühls, denn ja auch ihr Alle unterworfen seid. Jenes klagende Geschrei ist nicht das Zwitschern der Schwalben an schöngeschnitztem Gebälk, nicht der Gesang des bunten Vogels im Blütenbaum. Die Geliebte ist aus der Heimath verscheucht. Wißt ihr, wo sie weilt in ihrem Schmerz?

Präsident. (Tritt ein.) Ein fremder Abgesandter kommt und überliefert den Verräther Mugenscho in Fesseln. Er meldet, daß der Bösewicht, der Landesverräther, zu dem Bruch des Waffenstillstandes den Khan verleitet und all dies Unheil angerichtet habe. Die Prinzessin ist nicht mehr. Der Khan wünscht Herstellung des Friedens und der Freundschaft. Der Gesandte erwartet ehrfurchtsvoll Eure kaiserliche Entscheidung.

Kaiser. Schlagt dem Verräther das Haupt vom Rumpf. Bringt es dem Schatten der Prinzessin zum Opfer dar. Und für den Gesandten bereitet ein glänzendes Fest, ihn, vor seiner Rückreise, wie sichs geziemt, zu bewirthen.

> Als welke Blätter niedersanken und Geschrei
> Der wilden Gans im öden Palast ward gehört,
> Besuchten düstre Träume mein einsames Lager.
> Ich dachte nur an sie in stiller Nacht, an sie.
> Ihr grünes Grab, es bleibt! Wo aber sollen wir
> Sie suchen? Ha! treuloser Maler, nun bezahle
> Dein Haupt für jene Schönheit, die du kränktest.

Auch für diese Tragödie, die für keine unvortheilhafte Probe der dramatischen Kunst und überhaupt des Geschmacks der Chinesen gelten dürfte, eignete sich wol die Ueberschrift: „Das Bild". Bekanntlich wählte auch Voltaire für eines seiner beliebtesten Trauerspiele „L'orpheline de la Chine", den Stoff aus den 100 Dramen des Yuen.

Der Raum gestattet es nicht, hier noch mehr über die Poesie der Chinesen zu sagen. Eine reiche Mythologie kommt derselben sehr zustatten. Auch eine Probe romantischer Dichtung dürfen wir nächstens von der sehr thätigen Uebersetzungsgesellschaft (Oriental translation committee) erwarten. Der Titel ist „Die glückliche Vereinigung". Die Form dieses Romans ist durchweg dialogisch. Der Inhalt der Capitel wird jedesmal durch einige Verse angedeutet. 6.

Notice sur l'époque de l'établissement des Juifs dans l'Abyssinie, par *L. Marcus*. Paris, 1829.

Die letzten Schicksale des Meroestaates waren bisher in ein fast ebenso tiefes Dunkel gehüllt als die Geschichte seines Entstehens. Ein in Paris lebender deutscher Gelehrter hat den Schleier, welcher über den letzten Tagen von Meroe lag, zu lüften gesucht in einem Werke, welches unter dem Titel: „Geschichte der Colonien, welche sich seit 643 vor bis 300 nach C. G. in Abyssinien und Sennaar niedergelassen, nebst Abhandlungen über den Culturzustand der Völker des Südens zur Zeit der alten Aethiopier oder Meroer, der Aegypter, Karthager, Griechen und Römer, und über den Verkehr und Handel dieser Nationen mit den Negern", nächstens in französischer Sprache erscheinen wird. Die in dem „Journal asiatique" und dem „Bulletin de la société de géographie" bis jetzt bekannt gewordenen Bruchstücke haben uns auf diese Schrift aufmerksam gemacht und uns veranlaßt, aus der eben angezeigten Notiz, welche der Verf. besonders hat abdrucken lassen, Einiges hier mitzutheilen.

Ueber die Einwanderung der Juden in Abyssinien herrschen bekanntlich mehre Sagen, sowol bei den heutzutage daselbst lebenden Abkömmlingen, als auch bei den ägyptischen und asiatischen Juden. Erstere behaupten, ihre Vorfahren seien schon zu Salomo's Zeiten von dem israelitischen Gefolge der Königin Saba zum Judenthum bekehrt worden; den Ueberlieferungen der asiatischen Juden zufolge wären zur Zeit der Entstehung der Reiche Israel und Juda die Stämme Dan, Gad und Naphthali in Habesch eingewandert. Hr. Marcus erweist die Unhaltbarkeit dieser und anderer Sagen vor dem Forum der historischen Kritik und geht sodann zum Hauptzweck seiner Broschüre über, indem er darzuthun sucht, daß vor der Zerstörung des ersten hierosolymitischen Tempels kein Jude in Abyssinien gewesen, und daß diejenigen, deren Nachkommen heutzutage in diesem Lande wohnen, spätestens zu Alexanders des Großen Zeiten dahingekommen sind. Wir können unmöglich dem Verf. in seinen weitläufigen historischen und philologischen, auf eine Menge von Citaten sich stützenden Untersuchungen folgen, und bemerken blos, daß er, unserer Ansicht nach, den zweiten Theil seiner Aufgabe befriedigend gelöst. Als Beleg des ersten Punktes führt Hr. Marcus nur 2 Beweisgründe an, nämlich eine Stelle des Aristäus, in welcher er heißt, daß es zu Psammetich's Zeiten noch keine Juden in Aegypten gab, und den allerdings ziemlich entscheidenden Umstand, daß die Abyssinier das Mosaische Gesetz in ihrer Schriftsprache nicht wie die Juden Torah, sondern wie die Syrier und Talmudisten Oraity oder Oraytâ nennen. Aus der Stelle des Aristäus folgert Hr. Marcus, daß es zu Psammetich's Zeiten auch keine Juden in Habesch gab, weil es sehr wahrscheinlich sei, daß die Juden früher in das nähere Aegypten als in jenes entferntere Land gekommen. Das Nichtvorkommen des Wortes Torah ist Hrn. M. ein Beweis, daß die abyssinischen Juden es auch bei ihrer Ankunft in dieses Land nicht kannten, sonst wäre es wol ebenso wie der syrische oder talmudische Name Oraity oder Oraytâ in das Gyzische übergegangen und ihm geblieben. Wenn aber die Juden bei ihrer Auswanderung von Palästina nach Abyssinien die hebräische Benennung des Pentateuch nicht mehr kannten, so müssen sie lange nach Zerstörung des ersten Tempels ihr Vaterland verlassen haben; denn der Prophet Jeremias hielt zur Zeit dieser Zerstörung seine Reden an das jüdische Volk noch in reinem Hebräisch. Im Uebrigen verweist der Verf. auf sein größeres Werk, dessen baldiges Erscheinen von allen Gelehrten, die sich für dergleichen historisch-kritische Untersuchungen interessiren, sehnlichst erwartet wird. 76.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 99. —— 9. April 1830.

Bericht über die Ständeversammlung des Königreichs Baiern vom 17. November 1827 bis 18. August 1828, erstattet an seine Committentin, die bairische Nation, von dem Abgeordneten Graf Christian Ernst von Bentzel-Sternau. Zürich, Trachsler. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. *)

Die Volksdeputirten in den landständischen Kammern sind nach den Bestimmungen der meisten Constitutionsurkunden unverantwortlich, d. h. sie sind für ihr Wirken und Abstimmen blos an ihre freie Ueberzeugung — an Gott und Gewissen — gewiesen. Ungeachtet dieser Freisprechung, unterstehen sie nach dem Urtheil der Verständigen einer hochwichtigen Verantwortlichkeit vor dem Tribunal der Ehre, der moralischen Pflicht und auch des Rechts — insofern von dem rein vernünftigen oder idealen, wenn auch der Handhabung durch die Staatsgewalt sich nicht erfreuenden geredet wird —, sie unterstehen ihr gegen ihre unmittelbaren Committenten, gegen ihr gesammtes Vaterland, gegen Mitwelt und Nachwelt. Dieses fühlend, hat der Verf. der vorliegenden Blätter eine Rechenschaft über sein Betragen bei der bairischen Ständeversammlung, verbunden mit einer allgemeinen Darstellung der dort stattgefundenen Verhandlungen, dem Publicum übergeben, für welche er den Dank nicht nur des bairischen, sondern jedes deutschen Patrioten, überhaupt jedes der heutigen Zeit Zugebildeten in hohem Maße verdient. Es wäre sehr zu wünschen, daß von allen Ständeversammlungen ähnliche Berichte durch kundige, wahrheitliebende und freimüthige Abgeordnete erstattet und dadurch diejenige Publicität den ständischen Verhandlungen verliehen würde, ohne welche sie bald alles edlern Lebens ermangeln und zu werthlosem Formenwerk herabsinken.

Der Verf. hat die Beweggründe, die ihn zu seiner Arbeit bestimmten, in diesem Sinne mit Klarheit und Nachdruck entwickelt; er hat die Unzulänglichkeit der aus dem freien Zutritt der Zuhörer in den jedenfalls beschränkten und nur den in der Hauptstadt Anwesenden zugänglichen Raum des Sitzungssaales, aus den nur langsam im Drucke erscheinenden und dabei durch Weitschweifigkeit ermüdenden Protokollen, und endlich aus fragmentarischen oder einseitigen Mittheilungen von Tagesblättern hervorgehenden Oeffentlichkeit dargethan, und somit die Nothwendigkeit bewiesen, daß, zumal bei dem Abgang einer wohleingerichteten Landtagszeitung zur Ergänzung solcher Lücken oder zur Ersatzleistung für solche Mängel getreue und gründliche, doch zusammengedrängte Uebersichten und Kritiken der landständischen Arbeiten von Theilnehmern derselben, welchen sonach ihre innere Geschichte nicht minder als die äußere bekannt ist, entworfen und dadurch dem Interesse der Staatsangehörigen an öffentlichen Angelegenheiten, d. h. also dem öffentlichen Geist, die heilsame Nahrung, den Deputirten Ermunterung, Lohn oder Rüge, und den Wählern für künftige Landtage die Kenntniß der von ihren Abgeordneten eingehaltenen Richtung verliehen werde. Wenn jedoch solche Darstellungen Vertrauen erwecken sollen, so dürfen sie nicht wol anonym erscheinen. Und deshalb hat der Verf. sehr wohl daran gethan, seinen Namen zu nennen, wodurch er nämlich für die Wahrhaftigkeit der Erzählung und die Aufrichtigkeit des Urtheils eine mit Recht gefoderte Bürgschaft gibt und den etwa Gekränkten oder auch nur Andersdenkenden zum offenen und redlichen Gegenkampfe sich darstellt.

Der Geschichte der jüngsten Landtagsversammlung geht als Einleitung ein geistvoller Rückblick auf den Beginn des constitutionnellen Lebens in Baiern und auf dessen allgemeinen Charakter voraus. Sehr wahr und nicht minder für den Geist der meisten andern deutschen Ständeversammlungen bezeichnend als für jenen der bairischen wird von ihrer Opposition gesagt: „Es befestigte sich in uns der Plan rechtlicher Besonnenheit, mit der Regierung Hand in Hand vom Guten zum Bessern fortzugehen und keine Opposition, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, das ist, nur aus Streitbedürfniß oder Parteigeist, zu bilden. Die Einstimmigkeit des Throns und der Stände beruhte auf Gleichheit der Gesinnung; die Regierung hatte kein abgesondertes Interesse im schneidenden Contrast mit dem Interesse der Nation; der Parteigeist fand demnach keine Auffoderung im guten

*) Mit dem Motto: „Unser Ziel sei Baierns, des von Mir so innig geliebten Baierns, Wohl!" K. Ludwigs Thronrede.

Sinne, und im schlimmen war er uns jederzeit fremd geblieben. Dieselbe rechtliche Besonnenheit foderte uns auf, ohne Menschenfurcht und unzeitige Zurückhaltung dann von der Regierung abzuweichen, wann sie, unserer Ueberzeugung zufolge, das Recht nicht auf ihrer Seite haben sollte. Alle Bestandtheile einer Sachopposition lagen in unserer Mitte keimbereit; keine Persönlichkeitsrücksicht herrschte vor".

Eine von so edelm Geist beseelte Ständeversammlung berechtigte zu hohen Erwartungen. Warum gingen diese nicht in Erfüllung? — Der Verf. enthüllt uns die wol auch schon von Andern erkannten, wenn auch nicht so unumwunden ausgesprochenen Ursachen. Zuvörderst die Mängel der dem bairischen Landtag eignen Geschäftsordnung, welche freilich, verglichen mit den übrigen süddeutschen, zumal mit der badischen Geschäftsordnung, in unermeßlichem Nachtheil steht und jeden Vaterlands- und Constitutionsfreund zum Verlangen der Verbesserung auffodert. Nur in einem Punkt möchten wir den von dem Verf. hier vorgetragenen Wünschen widersprechen, nämlich seinem Verlangen, daß der Ruf *la clôture* den Deputirten und der wirkliche Schluß der Discussion der Kammer jeden Augenblick erlaubt sei. Bei einer in der Mehrheit verständigen und wohlgesinnten Kammer zwar möchte diese französische Uebung ganz unbedenklich und selbst zum großen Vortheil stattfinden; bei einer vom Factionsgeist beherrschten oder auch in der Mehrzahl aus Serviles bestehenden Kammer dagegen würde sie dahin führen, dem unterdrückten Volksrecht und Interesse alles Wort der Vertheidigung und noch den Trost des Seufzens zu rauben.

Eine weitere Ursache der zumal bei den spätern Versammlungen erschienenen Lähmung ist die Beschaffenheit des Wahlgesetzes und noch mehr die von der Regierung ausgehende mannichfaltige Beschränkung der Wahlfreiheit. Der Verf. hat zwar diese Beschränkung, welche von Vielen als beifallswürdige politische Kunst geachtet, von den Patrioten dagegen als entschiedenste Verhöhnung der Volksrechte beseufzt wird, minder umfassend und gründlich behandelt, als solches von Behr in seiner neuesten Schrift: „Bedürfnisse und Wünsche der Baiern &c."*) geschehen ist; aber auch das Wenige, was er davon andeutet, genügt zur Feststellung des Urtheils.

Die dritte und am schwersten heilbare Ursache des Scheiterns von Baierns Hoffnungen ist das Widerstreben der Reichsräthe oder der ersten Kammer gegen die Tendenzen der zweiten, und selbst gegen jene der Regierung, wo immer diese dem Zeitgeist huldigende Vorschläge macht oder Zwecke verkündet. Man muß dieses beim Verf. selbst nachlesen, denn die Aufzählung der einzelnen reichsräthischen Entschließungen über Verwerfung, Modification oder wie sonst bewirkende Vereitlung der von den Volksrepräsentanten gefaßten Beschlüsse würde für diese Anzeige zu weitläufig sein.

Bei Betrachtung der von der Kammer der Reichsräthe jedesmal erhobenen Bedenklichkeiten oder gemachten Verbesserungsvorschläge zu den Anträgen oder Beschlüssen der zweiten Kammer gewinnt man freilich vom allgemeinen Geist des Zweikammersystems keine günstige Ansicht. Aber noch betrübender wirkt auf den freigesinnten Leser die von unserm Verf. in einfacher Erzählung dargestellte äußerste Nachgiebigkeit der zweiten Kammer gegen die Foderungen der ersten. Von dieser Seite machen die Verhandlungen der bairischen Wahlkammer einen niederschlagenden Eindruck.

Unser Verf. übrigens hebt auch die gute Seite dieser Verhandlungen liebend heraus und spendet auch gelegentlich den Koryphäen der Kammer, den beredten Wortführern für die Interessen des Rechts und des Vaterlandes, den gebührenden Weihrauch.

(Der Beschluß folgt.)

*) Hierüber werden wir bald ausführlicher berichten.
D. Red.

Le couvent de Baïano, chronique du seizième siècle, extraite des archives de Naples, et traduite littéralement de l'italien par M. *J. C..o*, précedée de rechercher sur les couvents du seizième siècle par M. *P. L. Jacob*, bibliophile. Paris, 1829.

Treten wir gleich mitten in das Buch hinein, und hören wir, was diese Chronik erzählt. Gegen 1577 lebten als herzliche und vertraute Freundinnen Giulia und Agnese in dem Kloster Baïano. Beide waren aus vornehmen neapolitanischen Familien, beide hatten ihre Familien gegen ihren Willen ins Kloster gethan. Ihre Reinheit und Freundschaft ward durch 2 andere Nonnen, Euphrasia und Clara, vergiftet, deren Leben außer dem Kloster nichts weniger als rein und unbescholten genannt werden konnte. Giulia war bei der Aebtissin verleumdet worden. Sie vermuthete, daß Euphrasia und Clara daran Schuld seien, und als echte Italienerin beschloß sie, sich an ihnen zu rächen. Sie gewann daher ihre Dienerin und erfuhr von ihr, daß die beiden Nonnen am folgenden Morgen um 4 Uhr mit ihren Liebhabern im Klostergarten zusammenkommen wollten, wie sie schon früher oft gethan, gleich andern Nonnen. Nun fällt Jacob, der Herausgeber aus der vorgeblichen neapolitanischen Chronik, in den französischen Anstand. Denn er sagt nichts von diesen heimlichen Zusammenkünften, sondern schützt vor: „Man erlaube mir, aus Achtung für die Sittlichkeit nicht mehr zu sagen". Wozu doch diese französische Redensart? Das Originalmanuscript der Urkunde soll voll zu italienischer Einzelnheiten and Darstellungen sein. Deshalb will der Uebersetzer, der viel von der Keuschheit (!) der französischen Sprache rühmt, einen durchsichtigen Schleier über diese Nuditäten werfen. Gerade diese Durchsichtigkeit aber zwingt uns in Deutschland und für deutsche Leser, die französische Erzählung abzubrechen. Wir können sie nur in folgende Bemerkungen zusammenfassen. Vor 300 Jahren sind in einem neapolitanischen Kloster nach einer Menge Unsittlichkeiten und erotischer Gräuel 12 Nonnen vergiftet oder erdolcht worden — um den Anstand und die Sitten zu retten. Sonderbar ist es, daß diese Sprachzimmermetzelei gar nichts Anziehendes und Ergreifendes hat. Man sollte glauben, diese Gemälde hätten etwas Schreckenerregendes. Dem ist aber nicht so. Dies

kommt wol daher, weil in der Erzählung nichts Zusammenhängendes, Vorbereitetes ist, und alle darin vorkommenden Personen ohne alle Charakterzeichnung gelassen wurden. Die Ereignisse sind überdies unordentlich aufgehäuft, und die grellen Farben schaden dem Effect; denn der Verf. hat sie alle dick und schreiend über und neben einander aufgetragen.

In der Einleitung werden die gründlichen und tiefen historischen Forschungen und die Gelehrsamkeit des Hrn. Jacob gerühmt. Damit steht es aber scheu aus. Ein gewissenhafter Gelehrter, der den Zustand der Klöster im 16. Jahrhundert darzustellen hätte, finge doch wol damit an, daß er in den Archiven, in den Klosterurkunden und Pergamenten selbst, desgleichen in allen Schriften über geistliche Institutionen der damaligen Zeit nachsuchte, daß er die Zahl der Klöster, ihre Regeln, Ordnungen und Statuten, ihren Ursprung, ihre Veränderungen und Umgestaltungen, sowie vorher den Zweck ihrer Gründung und ihre Verdienste in der Vorzeit angäbe, daß er nicht Mönchsorden mit einander verwechselte, sondern jeden an seine rechte Stelle setzte. Vor dem gerechten Tadel der Misbräuche, die sich in die Klöster wie in alle menschlichen Anstalten eingeschlichen haben, wäre ihm der Zustand der Gesellschaft im 16. Jahrhundert im Allgemeinen und in Neapel insbesondere nicht entgangen. Denn dieser — aus den politischen und bürgerlichen Kriegen hervorgegangen — erklärt gar Vieles in dem Klosterleben der damaligen Zeit, woran die Klöster als solche nicht Schuld waren. Von diesem Allen ist in der Chronik und bei deren Herausgeber nicht das Geringste zu finden. Alle Klöster, Mönche und Nonnen werden in eine Masse geworfen und verdammt; die Klöster waren und sind nichts als große Anstalten für Heuchelei, politische Umtriebe, Ausschweifung und Verbrechen. Dies Verfahren ist freilich leicht, aber auch sehr einseitig. Man kann die klösterlichen Anordnungen im 16. Jahrhundert bitter tadeln und misbilligen, ohne zu übersehen, wie sie gekommen sind, und daß in früherer Zeit die Grundsätze, Regeln, Ordnungen und Leistungen dieser Vereine sehr wohlthätig waren; daß sie sich aber nicht rein und unberührt erhalten konnten, als mit den Kriegen und Unruhen Laster und Sittenverderb in alle Länder kamen. Ich möchte doch wissen, ob die Klöster im 15. und 16. Jahrhundert rein bleiben konnten, während man um sie her sengte und brannte, und Männer, Frauen und Kinder des Landes und aller Stände in scheußliche Sittenverderbniß versunken waren und sich allen Excessen hingaben? Ich bezweifele es. Jene Verderbniß und Laster waren ein Uebel der Zeit, und es ist unbillig, hart und verdammend, darüber zu urtheilen, nachdem man sie aus dem Zusammenhang mit den Umständen und Verhältnissen gerissen hat, die einem Lande und einer Zeit ihren eigenthümlichen Charakter und ihre Farbe geben. So sollte man denn auch neapolitanische Frauenklöster des 16. Jahrhunderts darstellen und beurtheilen.

Es ist aber bei einer Partei in Frankreich Sitte, alles Gute, was die Klöster haben, zu übersehen und ihre Bewohner nur als Egoisten zu betrachten, die von nichts lebten als von Müssiggang, Almosen, mechanischem Beten und heimlichen Lastern. Dieser Partei könnten wir wol zu Gemüth führen, was ein geistreicher Mann vor nicht langer Zeit gesagt hat:

„Es gibt Leute, die, sei es aus Unwissenheit oder aus Vorurtheil, die Ordnung und Regeln verachten, unter denen unzählige Mönche seit Jahrhunderten gelebt haben. Dies ist gewiß nicht philosophisch, am wenigsten in einer Zeit, wo man behauptet, die menschliche Natur zu erforschen... Es ist viel gegen die Mönchsgelübde auf Lebenszeit gesprochen und geschrieben worden. Vielleicht aber ließen sich doch in der Natur der Dinge und in den Bedürfnissen unserer Seele Gründe dafür auffinden... Ich fühle, es gehört ein ganz anderes Talent denn das meinige dazu, um würdig und erschöpfend über einen so schwierigen und vielseitigen Gegenstand, wie das Klosterleben, zu sprechen. Es ist viel leichter, es zu tadeln und zu verdammen, als es richtig aufzufassen. Sein bestes Lob wäre wol ein Verzeichniß Dessen, was die Mönche für die Menschen gethan haben". Und wer sagt dies, wer spricht sich so besonnen aus? Châteaubriand in seinem „Génie du christianisme".

Ich will aber noch einen Augenblick zu unserm Kloster Baïano zurückkehren. Es läßt sich fast mit Gewißheit sagen, daß dem Ganzen keine alte Handschrift zum Grunde liegt, sondern daß es, wie so viele Memoiren, ein Erzeugniß unserer Zeit ist, in Paris empfangen, in Paris geboren. Dies läßt sich aus vielen Stellen der „Chronik" darthun, denen durchaus die Haltung und die Farbe der Zeit abgeht. Zwar wird in der Einleitung viel von der Echtheit des Buches gesagt, aber ohne alle nähere Bezeichnung. Es soll in dem neapolitanischen Archiv liegen, gerade sowie mehre neuere Memoiren bei Notarien verwahrt wurden.

Die gräßlichen Klostergeschichten sind in Deutschland wie in Frankreich sehr übertrieben worden. Darüber äußerte ein Mann unsers Jahrhunderts, dem man eben nicht Schuld geben kann, daß er Klöstern und Mönchen allzu sehr ergeben gewesen:

„Melanie", eine ähnliche Nonnengeschichte von La Harpe, ist ein aufgedunsenes Gewäsch voll Declamation im Geist der Zeit. Ihm liegen nur modisch gewordene Verleumdungen und absurde Irrthümer zum Grunde. Ein Vater hätte seine Tochter wol nicht zwingen können, Nonne zu werden. Denn dazu hätte keine Autorität die Hand bieten wollen. Gewalt konnte also nicht angewendet werden... Ehe eine Novize wirklich eingekleidet wurde, kam sie von den Nonnen zur Superiorin, zum Director des Klosters, zum Bischof, zum Civilbeamten und zuletzt vor die Zuschauer. Wir hätten Alle zu einem Verbrechen mitwirken sollen?"

Diese Aeußerung that zwar Napoleon im Juli 1816 auf St.-Helena, wie uns das „Mémorial" berichtet; es ist aber eben nicht das Klügste, was ihn sein Panegyrist sagen läßt. An indirecten Zwang, Ueberredung, Bitten, frommen Betrug, wozu Alle mit den Aeltern einverstanden waren, scheint N. gar nicht gedacht zu haben, und doch wurde er fast immer angewandt, wenn Mädchen ins Kloster gethan wurden, ohne daß sie es wünschten, — und wie wenige haben es gewünscht! 17.

Ironie des Lebens in zwanglosen Heften von zwanglosen Leuten. Erster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1830. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Dies ohne Namen des Verfs. (denn daß dieser Einer und nicht mehre seien, wird dem Leser bald einleuchten) erschienene Buch macht Anspruch auf eine verdiente Theilnahme unter uns. Humor, Satyre und Ironie sind in Deutschland so seltene Erscheinungen, daß man mit Fingern auf sie weisen muß, wo sie nur irgend sichtbar werden; hier ist von ihnen allein ein nicht verächtliches Maß ausgegossen, und ein Buch mit so lebenanfrischendem Inhalte verdient der Vergessenheit zu entrinnen, welche das Misverhältniß zwischen der lesenden und der schreibenden Welt unter uns jetzt beinahe zum Gesetz erhoben hat.

Der Verf. macht die Prätension, die Ironie auf den Thron der Welt zu erheben, und zeigt in einer geistreichen Nachschrift, wie eben sie das einzige, allgemeingeltende Band sei, das in unserm zerrissenen Vaterlande die Geister noch zu verbinden vermöge. Das Buch hat denselben Zweck und einige Aehnlichkeit mit dem geistreichen „Taschenbuch ohne Titel"; wie dieses, schwingt es die Geißel des Witzes über fast alle Verhältnisse des heutigen Gesellschaftlebens, und geschieht dies auch hier mit ungleich geringerm Maße von Laune und Geschmack, so geschieht es

doch immer noch auf eine anziehende und für die Persönlichkeit des Verfs. Antheil erregende Weise. Offenbar durchzieht irgend ein wahrer und tiefer Schmerz die Gedankenreihe des Autors, es ist keine unruhige und sich selbst unklare Tadelsucht, sondern eine wirkliche Ueberzeugung von der Richtigkeit des Lebens und von seinen Verkehrtheiten, die ihm die Feder in die Hand gibt. Wer das Leben verachtet, der findet seine Freuden, das ist der Grundgedanke des Autors, und ein vielfältig richtiger. Dabei ist er, wie seine Poesien ausweisen, ein tiefempfindender Dichter, dem es nur hier und da an Geschmack und an Freiheit fehlt, um noch bedeutender zu erscheinen. Im Ganzen genommen, ist seine Poesie allzu schwermüthig, um immer ironisch zu sein; der Schmerz, der ihn beständig aus den Hallen der Freude verscheucht, macht sich zu vernehmlich, um ihn nicht zuweilen zur Ungerechtigkeit zu verleiten. Seine politischen Täuschungen scheinen bitterer Art gewesen zu sein. — Die Dedication an sein Selbst und die Bemerkungen dazu sind kühn und heftig geschrieben; sehr anziehend ist das prosaische Vorwort, welches Deutschlands politisch-sittlichen Zustand grell, aber treffend malt, und das endlich in eine höchst witzige Analyse von Wackerbarth's famöser „Geschichte der großen Teutonen" übergeht. Schon hier verkündet sich die nicht geringe Fülle von Witz und Kenntniß, die dem Verf. beiwohnt. Etwas weniger hämisch und bitter, und er würde omne punctum davontragen. Die „Prosaische Beschreibung des jetzigen Jahrhunderts" hat es mit den Verkehrtheiten unsers Erziehungswesens zu thun; der Verf. bezeichnet diese scharf und gut und beginnt mit einer anziehenden Erzählung, deren Fortsetzung er im nächsten Hefte verspricht. Als Gegenbild hierzu liefert er dann einen Auszug aus dem „Elève de la nature", wohlgeschrieben und passend. Nun folgen Poesien, die ein großes Interesse für den Verf. erwecken. Der Schmerz um ein geliebtes Leben malt sich hier treu, wahr und kräftig; vieles Einzelne ist hochpoetisch, wie der „Schwanengesang":

> Erde, ich hab' dich so lieb!
> Blumen des Frühlings blühn,
> Fröhliche Schwalben ziehn u. s. w.

„Der Morgen" und „An die Nachtigall". „Das goldene Zeitalter", Faschingsphantasie, ist voll geistreicher Satyre. Unter andern Visionen kommt auch folgende vor:

> Rückert reimt nun keine Rosen,
> Raßmann schmiedet kein Gedicht,
> Auffenberg nie Trauerspiele,
> Clauren kein Vergißmeinnicht.

In andern Poesien herrscht eine tiefe Schwermuth vor, wie in „Innen und Außen", im „Wiegenlied":

> Weh dem, der diese Welt betritt,
> Denn Schmerz und Kummer bringt er mit,
> Und Alles, was er sieht und hört,
> Ist nicht des schweren Kommens werth.

im „Hochzeitlied am Sarge", im „Griechenlied" u. s. w. Das „Schicksal eines Manuscripts" ist gegen den Buchhandel gerichtet. Nun folgen „Bruchstücke aus den Papieren eines Unerfahrenen": „Nachtphantasien", „Cypressenkränze", gefühl- und geistvolle Klagen über den Schmerz des Daseins, und die Täuschungen der Begeisterung. Das Intermezzo „Der Prädicant in D." und „Die Abendgesellschaft" sind wahrhaft Jean-Paul'sche Aufsätze, voll gesunder und lebenskräftiger Ironie. Berlin, die Hegel'sche Philosophie, Halle als Universität, Schauspiel und Sängerwesen sind die Gegenstände, über welche der Verf. seine Geißel weiterhin ergötzlich genug schwingt. Die „Zuschrift des Einsenders" zeugt von seinen Kenntnissen in beinahe allen Disciplinen und seiner Entschlossenheit, keine Verkehrtheit ungezüchtigt zu lassen. Die Schilderung des deutschen Universitätswesens in Knittelversen ist einseitig, aber ergötzlich, und das „Nachwort" endlich fodert Alle, welche das Wesen und die Bedeutung des Wortes: Lebensironie begriffen haben, dazu auf, ihre Beiträge an Gottfried Leyter aus Mörlitz einzusenden. — Im Ganzen genommen, erwirbt der Verf. dieses Buches unsere Achtung und unsere Theilnahme in hohem Maße. Kommt er auch dem Frater Simplicius im „Taschenbuch ohne Titel" weder an Geist und Witz, noch an Klarheit des Kopfes und Umfang des Wissens gleich, so ist er doch ein diesem sehr verwandter Geist, und es müßte ergötzlich sein, diese beiden sich verbunden und die satyrische Geißel mit vereinten Kräften über unser gutes Deutschland schwingen zu sehen. Aus der Erscheinung zweier solcher Bücher aber, wie diese „Ironie des Lebens" und jenes Taschenbuch, in einem Jahre ziehen wir den erfreulichen Schluß, daß dem Humor und der geistreichen Satyre in Deutschland eine neue Aera zu blühen beginnt. Und so wünschen wir denn diesen zwanglosen Heften von Herzen eine baldige Fortsetzung. 25.

Die Alpenreise. Ein humoristisches Gemälde einer Reise durch die Schweiz, gewidmet seinen schätzbaren Freunden von Karl Kellermann. Augsburg, 1828. 8. 16 Gr.

Humoristisch! dachte Ref. und legte das Buch sachte bei Seite, bis etwa der böse Spleen ihn einmal ergreifen sollte, wo er schnell mit diesem Heilmittel sich Humor wiederherzuzaubern gedachte. Und siehe da! wie gedacht, so geschehen! Mürrisch und mislaunig greift er eines Tags zu diesem Buche. Kaum das Subscribentenverzeichniß aufgeschlagen, und plötzlich fängt seine Stirn an, sich zu erheitern. Da liest er unter vielen hohen Titulaturen: H. B., Inhaber eines Bräuhauses; Hr. C., Privatier; Mademoiselle D. Nannette; Frau Holzapfel, von; Hr. N., Reisender; Hr. S., Verwalter im Versetzamte; Hr. K., Scribent; Hr. P., Cooperator. Weiter hinein entdeckt er, daß der Verf. ein dem Mercur entlaufener Poet sei, der sich noch nicht recht in seine neue Condition hat finden können. Glorios schildert er seine frühe Sehnsucht nach dem Schweizerland, welches die Phantasie ihm „mit rosigem Lichte umtünchte", läßt den Kaufmann, der „mit aufgeblähten Segeln in die Goldgruben von Peru und Chile segelt", hinter sich; spricht von freundlich schmunzelnden Gestalten und wirft die Sorge weg, so lange der Rebensaft aus dem Fläschchen gluckt. Duftend athmen ihm die fetten Gräser auf dem Rigi, und anderswo saugt er Schneewasser mit mehr Behagen, „als manches Fettbäuchchen eine Bouteille Rheinwein in die staubige Kehle rinnen läßt". Ja, wir werden mit ihm zur Wonne entzückt, wenn er uns das Vieh schildert, welches wiederkauend in den fetten Gräsern ruht und weidend die flimmernden Silberfäden von dem Safte der herrlichen Kräuter sich aus der Gesche spinnt!

Nachdem der Verf. also seinen Zweck mit uns erreicht, was sollen wir noch sagen? Nichts, als daß es eine ganz gemeine Schweizerreise ist, in der die gesammte Gelehrsamkeit von den Führern und Lohnbedienten stammt. Zuletzt sind die Herzensergießungen in Form von Versen gedruckt. Aus Mangel an Raum heben wir nur Folgendes aus: S. 227:

> Auf den zitternden Wellen steht es mit Demant geschrieben.

S. 233:

> Brrr! Schon hielten die schäumenden Rosse, die wirthliche Pforte
> Nahm gastfreundlich uns auf —

S. 240:

> Winkt auch ein einziger Stral süßer Hoffnung,
> Hascht er auch gierig den flimmernden Stern;
> Husch! Schon entschwindet der Stern, eitle Hoffnung
> Winkt wieder fern.

46.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 100. —— 10. April 1830.

Bericht über die Ständeversammlung des Königreichs Baiern xc., von C. E. von Bentzel-Sternau.

(Beschluß aus Nr. 99.)

In die Einzelheiten aller Berathungsgegenstände nach deren Hauptclassen, der Gesetzvorschläge, der Petitionen und der Motionen dem Verf. zu folgen, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht. Nur ein paar Bemerkungen seien uns noch verstattet.

Nicht selten ist der Verf. unklar, indem er nämlich die nähere Kenntniß, z. B. von dem Inhalt discutirter Gesetzvorschläge, welche die Leser, zumal die auswärtigen, mit Recht von ihm zu erhalten wünschen, schon voraussetzt, mitunter wol auch absichtlich darüber flüchtig hinausgeht, um — was er nicht gern zu thun scheint — die Kammer durch Vergleichung ihrer Beschlüsse mit den Vorschlägen nicht in ein ungünstiges Licht zu stellen, oder überhaupt um die schwächern Partien ihrer Arbeiten zu verhüllen. Dagegen wird ihr, wo immer dazu ein Anlaß zu gewinnen ist, ein fast exaltirtes Lob ertheilt, am allereifrigsten bei einem Gegenstand, von welchem zum Ruhm des Verf. zu wünschen gewesen wäre, daß er ihn minder feurig ergriffen, minder begeistert dargestellt und überhaupt nur minder ausführlich (verglichen mit andern wichtigern und doch kürzer abgethanen Gegenständen) behandelt hätte.

Es ist solches der Streit über die angeblich durch Regierungsdecrete verfassungswidrig geschmälerte Patrimonialgerichtsbarkeit der adeligen Gutsbesitzer. Der unmittelbare Anlaß bestand in einer an die Kammer der Reichsräthe gelangten und von dieser unter eigner Beitrittserklärung an die zweite Kammer gesandten Beschwerde des Appellationsraths von Barth auf Eurasburg über nachstehenden Vorgang.

Das ehemalige Kloster Beuerberg hatte 18, und das aufgehobene Kloster Benedictbeuern 3 Grundholden in dem Erbgericht Eurasburg. Der Gutsherr (Appellationsrath von Barth) wurde indessen nicht früher als am 2. Dezember 1826 durch die Kreisregierung des Isarkreises aufgefodert, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit über diese vormals klösterlichen Grundholden an das königliche Landgericht Wolfrathshausen abzugeben; denn, nach Staatsrathsbeschluß vom 12. Oktober 1826, sei der Staat berechtigt, alle gutsherrliche Gerichtsbarkeit über incamerirte (d. i. nunmehr der Regierung eindienende) Klostergrundholden, welche diese Eigenschaft im J. 1806 gehabt hätten, ohne Entschädigung einzuziehen. Die Vorstellungen des Hrn. von Barth wurden abgewiesen, und die 21 Klostergrundholden mit Gewalt eingezogen. Eine weitere Beschwerde bei dem k. Finanzministerium blieb ohne andere als abschlägliche Wirkung. Daher der Recurs über Verletzung verfassungsmäßiger Rechte an die Stände des Reichs. Ihm schlossen sich mehre ebenso betroffene Gutsbesitzer an.

Ein zeitgemäßes Interesse erregt diese Bittschrift allerdings nicht. Aber der Verf., der Graf von Bentzel-Sternau, wendet ihr seine innigste Theilnahme zu und überhäuft die Vertheidiger der Petition mit Lobsprüchen, wie sie nur Männern vom Schlag der Algernon Sydney, Washington, Franklin oder Royer-Collard gebühren. Wir heben einige Stellen aus: „Lassen Sie uns, Baiern! einem andern, tief rechtskundigen, scharf rechtsgreifenden, gediegen gelehrten, hinreißend klar abstimmenden und anspruchlos freimüthigen Abgeordneten denselben lauten Beifall, denselben warmen Dank zurufen! wenn er, auch dießmal alle ebengenannte Eigenschaften bewährend, mit kurzem Hinblicke auf die herbeigeführte Verwirrung der Sache, folgendermaßen spricht".

Nach Anführung einiger Hauptsätze der fraglichen Rede, fährt der Verf. fort: „Mit dem Alterthum sind die Bürgerkronen verschwunden, aber öffentliche Meinung und öffentliches Ehr- und Dankgefühl können sie auch heute noch geben. So lassen Sie also, Baiern! von solchen die Bürgerkrone ihrem freimüthigen Abgeordneten von Dresch zuerkennen! denn er sprach so, sich zur Ehre und uns zum Frommen". Und in demselben Tone werden nach einander noch die Wortführer der Gutsbesitzer, ein Graf Sainsheim, ein Graf Taufkirch, ein Bürgermeister Klar, ein Dr. Rudhart redend eingeführt und preisend in Himmel erhoben, während der damals abwesende Verf. innig beklagt, „durch unumgängliche Pflicht des Hausvaters der Theilnahme an diesen schönen Tagen bairischer Parlamentarweihe verlustig geworden zu sein".

Aber auch damit ist dieser Gegenstand noch nicht erledigt. Es folgen noch andere ähnliche Petitionen,

und die Wärme des Verf. bleibt sich dabei immer gleich. Fast ein Sechstheil seines Buches ist den Discussionen über die angeblich gekränkten historischen Rechte der Gutsherren geweiht! (von S. 165—187 und sodann wieder von S. 217—230 dauert die Hauptverhandlung) — und der Schlußsatz ist eine Apotheose des Grafen von Arco, der da in der Kammer der Reichsräthe einen Antrag auf Behauptung der historischen Besitzrechte der Gutsherren — d. h. allernächst auf Behauptung seiner eignen Besitzrechte — gestellt hatte. „In dem edelmüthigen und dankbaren Andenken der Nation wird nie der Name des würdigen Antragstellers zur Ruhe gehen; er wird die kleinen Umtriebe der Zeit, wie die großen Kämpfe der Leidenschaft überleben, und mit dem Dichter des Alterthums lassen Sie uns ausrufen, würdige und verehrte Amtsgenossen, biedere und reinherzige Baiern: Der Sieg bekränzt, doch das Bewußtsein belohnt! („Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni".)

Wenn wir hier unser Misfallen über den aristokratischen Eifer des edeln Grafen freimüthig ausdrückten, so zollen wir dagegen nicht minder aufrichtig das größte Lob seiner patriotischen Wärme in Vertheidigung wahrhaft vernunftrechtlicher und constitutionneller Interessen, zumal jener der Wahlfreiheit, der Preßfreiheit, der landständischen Berathungsfreiheit u. a. m. Als Beispiel führen wir seine gleich gründliche als lebenswarme Auflehnung gegen die Dictatur des Petitionsausschusses (S. 204 fg.) an, welche jedem Unbefangenen die Augen öffnen muß über die Heillosigkeit der die Wirksamkeit jenes Ausschusses regelnden Gesetze.

Neben dem allgemeinen Interesse der Darstellung sprechen uns auch viele vereinzelte Züge an, welche zur Charakteristik mehr als einer landständischen Versammlung dienen. Dahin gehört (S. 63) das naive Wort eines Abgeordneten, welcher seine Verwerfung der Classensteuer lediglich damit motivirt, „daß er davon gar nichts hören wolle"; sodann (S. 202) der fast lauter Nonsens enthaltende Bericht des sechsten Ausschusses über eine hochwichtige Verfassungsangelegenheit; die erbärmliche Beschwerde einer Anzahl Adeliger (S. 156) über die ihnen zugemuthete Abnahme mehrer Exemplare der Gesetz-, Regierungs- und Kreisintelligenzblätter bei gemeinsam verwalteten Gerichten, u. m. a.

Wir schließen diese Anzeige mit Anführung noch einiger vortrefflichen Stellen des im Ganzen des größten Lobes würdigen Berichts. „Ganz frei, wie bis jetzt die Discussion, gestalte sich auch die Opposition! Dies hängt nur von unserer eignen Kraft, unserm eignen Muth ab, o! meine Amtsgenossen! Einer freisinnigen, aufgeklärten, geistvollen und patriotischen Regierung gegenüber, darf ich an das Riesenwort eines großen Briten erinnern: „Gäbe es keine Opposition, so müßte die Regierung selbst sie ins Leben rufen!" Der Bürgerkrieg, sonst allenthalben ein Verbrechen, ist binnen der Mauern des Ständehauses Tugend; unsere Zwietracht wird im Dienste der Wahrheit Eintracht; und der Zwist, nur der Sache Feind, der Person Freund, zum Segen! So lassen Sie uns denn alle Waffen benutzen, welche der Geist gewährt und die Rechtlichkeit nicht verwirft! Je mehr Reibung, um so mehr Stralen! Je mehr Stralen, um so mehr Licht! Je mehr Licht, um so hellere Einsicht und Wahrheit!" Und dann am Ende noch die der Beherzigung aller Wahlmänner in allen constitutionnellen Staaten höchst werthen Worte (S. 256): „Nur ihrer Ueberzeugung folge die Nation bei der Wahl ihrer Abgeordneten! — Die Bestimmung des Abgeordneten ist schön, aber auch schwer. Herz, Kopf und Wille müssen in der innigsten Verbindung stehen, sie zu erfüllen; Sach- und Ortskenntniß muß diesen treuen Bund begleiten; auf die Kunst der Rede kommt weit weniger an, Baiern! als auf den Muth zu reden. Wo die Kraft ist, da ist auch das Wort; oft genügt ein gediegenes. Aber auch ohne Worte ist der Abgeordnete ehrwürdig und der Bruder meiner Wahl, der, aller Eitelkeit fremd, sein Schweigen für gewissenhafte Aufmerksamkeit verwendet, Für und Wider im Stillen abwägt, seinen Entschluß rechtlich und klüglich faßt, und dann, wann der entscheidende Augenblick der Abstimmung kommt, seinem aufgerufenen ehrlichen Namen ohne Zagen und Scheu fest und laut das Einverstanden oder Nichteinverstanden seiner Ueberzeugung folgen läßt. Solche Männer erwählen Sie vorzugsweise, Baiern! ihres Berufs würdig, wie Ihrer, biedere Baiern! ihrer selbst gewiß, wie Ihrer, feste Baiern!"

Für diese und viele andere, dem reinsten constitutionnellen Sinne entflossene Stellen schuldet das Vaterland dem edeln Berichterstatter den innigsten Dank. Möge es die von ihm kraftvoll ausgesprochenen Lehren beherzigen und standhaft in Ausübung bringen! 91.

Versuch über den Glauben von Thomas Erskine, Esq. Nebst einer Vorrede der Herzogin v. Broglio. Aus dem Französischen übersetzt von Gustav Krüger. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von August Hahn. Leipzig, Reclam. 1829. Gr. 12. 9 Gr.

Wir finden auch hier Herrn Dr. H. in der lehrreichen Vorrede (I—XXXXV) so billig und milde wie in der Vorrede zu seinem eines ernsten Studiums werthen „Lehrbuch des christlichen Glaubens", sodaß wir uns mit vielen Andern freuen, ihn von einer andern Seite kennen zu lernen als bei seinem ersten Erscheinen in Leipzig. Denn so wehe es ihm und gewiß noch sehr vielen Freunden eines vernünftigen Offenbarungsglaubens thun mußte, wenn nicht Rationalismus, sondern Rationalisterei exegisirte und sich über alle Gesetze der Exegese hinwegsetzte; von einem Christenthum sprach, aber die christliche Geschichte zu einer Mythologie machte, und von dem Stifter dieser Religion auf eine unwürdige Weise sprach: so mußte es doch auch die hochgeachteten Männer sehr verletzen, die vor der evangelischen Kirche Deutschlands der Irrlehren angeklagt und damit Regenten, Zuhörern und Gemeinden verdächtig gemacht wurden. Die Talente, die Kenntnisse, der rechtliche Charakter, der redliche Eifer der Angegriffenen wird von Tausenden, die ohne Unbescheidenheit sagen dürfen. Wir

glauben doch auch Gottes Geist zu besitzen, anerkannt, selbst wenn sie nicht durchgängig mit den Ansichten jener Männer übereinstimmen. Man lernt oder erbauet sich aus ihren Schriften oder Vorträgen, läßt ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren, ohne, was sie gar nicht verlangen, ihnen blindlings beizupflichten. Es ist Hrn. Dr. H. nachgewiesen, daß es auch ihm nicht gelungen ist, das alte Gebäude in allen seinen Theilen zu vertheidigen und zu unterstützen, aber er wird denn doch auch finden, daß die Röhr'sche „Bibliothek“ nicht etwa ganz grundlose, ungereimte und unschickliche Behauptungen über die Geschichte und Person Jesu beifällig in Schutz nimmt; und daß Schuderoff es misbilligte, als ein Mitarbeiter an seinen „Jahrbüchern“ die Auferstehung Jesu als Mythe darstellte. Die Vorrede zu der wohlgerathenen Uebersetzung des vorliegenden Buchs ist lesenswerth; aber, wie das ganze Buch — mit Prüfung. Hr. Dr. H. meint: daß es „höchst erfreulich sei, wenn gebildete Männer die christliche Religion gegen die Angriffe des Zeitgeistes zu vertheidigen und ihren Einfluß in allen Verhältnissen des Lebens wieder geltendzumachen suchen“. Rec. fodert dabei nur Dreierlei: Erstlich, daß solche Schriftsteller oder Schriftstellerinnen auch hinreichende Kenntnisse sowol von dem Wesen der Religion überhaupt, als der christlichen insbesondere haben. Zweitens, daß sie unbefangen genug sind, Lieblingsmeinungen, die sie durch Gemüthsstimmung, Erziehung, Umgang und einseitige Lecture sich eigengemacht haben, aufzugeben, wenn ihre Forschung auf andere Resultate leitet. Was haben wir doch schon für Erscheinungen gehabt! „Die Stunden der Andacht“, von denen 1824 schon 40,000 Exemplare verkauft waren, werden verketzert; und was folgt daraus anders, als daß die Leser, die sich darin erbaut fühlten, entweder für einfältige oder für verstockte Christen erklärt werden? Was dafür aus dem Wupperthale, aus Basel und andern Quellen überall hingeschickt, auf den Straßen ausgeworfen wird, möchte das Hr. H. dafür empfehlen? oder Reichmeister's „Jesus auf Golgatha“, Krummacher's „Predigten über das Hohelied“? Drittens möchten wir vorzüglich noch fodern, daß man sich sorgfältig und bestimmt über die Begriffe von Religion, Glauben u. s. w. erklärte, nicht Eins in das Andere würfe, nicht hier den Glauben für Religion überhaupt und einige Zeilen darauf für den Glauben an die stellvertretende Genugthuung annehme; nicht Unerwiesenes voraussetzte und darauf als auf etwas Ausgemachtes baute; nicht Sprünge machte, statt Schritt vor Schritt zu gehen; daß man die Prämissen genau sichtete und nicht mehr folgerte, als recht ist. Das Alles ist aber eben die schwere Wiedergeburt, Das, was wir mit der Muttermilch gleichsam eingesogen, was mit uns herangewachsen, was uns so theuer geworden ist, daß wir uns einbilden, es könne und dürfe gar nicht anders sein, doch einer Revision zu unterwerfen, die Zweifel dagegen aufkommen und gelten zu lassen, wenn sie sich unwiderstehlich aufdringen, und dagegen Das in uns aufzunehmen, was uns erst fremd oder zuwider war, dessen Wahrheit wir aber nicht leugnen können. Wir machen diese Foderungen gar nicht an Solche, welche, wohlunterrichtet, ihres frommen Glaubens in der Stille leben; sie sollen denken, aber sich nicht in das Meer der Zweifel und Grübeleien hineinstürzen und etwa untergehen. Nein, Millionen von Christen haben ihr System auf Katechismus und Bibel gegründet, bauen darauf mit religiösem Zutrauen in ihren häuslichen und öffentlichen Andachtsübungen fort und thun, was sie glauben vor Gott verantworten zu können. Aber wer Andere belehren will, muß selbst im Klaren und Reinen sein; wer über den Glauben für Andere schreibt, muß den vieldeutigen, vielumfassenden und gewichtvollen Sinn des Wortes von allen Seiten kennen; muß, ehe er die Tausende, die nicht seinen Glauben haben, für Ungläubige erklärt, lieber in sich, als Einzelnen, einiges Mistrauen setzen, als jene sogleich zu einer Sekte machen. Wahr ist es (S. xxxx), „das Vorurtheil ist nicht ganz gewichen, daß der Theolog, wenn er die Sache des Evangeliums vertheidigt, die Sache, gleichsam das Interesse seines Standes vertheidige“. Sei es, daß es auch jetzt nicht an Theologen fehlt, die ihre Sache nicht immer von der Sache der Religion unterscheiden. Allein, Hr. Dr. H. wird selbst wissen, was es ihm für Nachdenken, Forschen, Erwägen, für innern Kampf gekostet hat, ehe er mit sich selbst einig wurde, und es wird nicht fehlen, daß ihm bei seinem Geiste und Herzen und in seinen Umgebungen nach einigen Jahren doch Manches anders erscheint als jetzt. Welche Nichttheologen, Rechtsgelehrte, Aerzte, Philosophen und Fürsten können und mögen wol auf das Studium der Theologie und der damit verbundenen Wissenschaften, oder auf das Forschen über die letzten und tiefsten Grundlagen der Religion so viele Zeit und Kraft verwenden, um den jetzigen Foderungen zu genügen, wenn sie das verachtete (S. xxxx) Wort „göttlicher Offenbarung gegen Misgriffe und grundlose Angriffe vertheidigen“ wollen? Wie leicht auch sonst sehr achtungswerthe Rechtsgelehrte dahin kommen, in den biblischen und symbolischen Büchern Vorschriften stabiler Institutionen und Pandekten zu sehen, und daher die buchstäbliche Beibehaltung der theologischen wie der juristischen Decisionen für gleich nothwendig erachten; — wohin Aerzte gerathen, wenn sie mit ihren Hypothesen über das Materielle und Geistige, über die Augustinische Prädestination und Erbsünde zu speculiren anfangen; — was die Philosophen, die nicht wie Krug auch mit der Theologie fortschreiten, Alles in der Bibel gefunden haben, selbst in Act. 17, 28 den Pantheismus, — muß ja wol dem Vorredner bekannt genug sein! Es ist ihm eine Freude, wenn sogar „Fürsten“ als Vertheidiger des Evangeliums auftreten. Uns nicht. Sie haben erstlich dazu durchaus keine Zeit. Jakob I. in England schrieb und ließ schreiben für Das, was er als das Evangelium ansah; aber was war er für ein kläglicher Regent! Heinrich VIII. schrieb gegen Luther; was war es für ein Machwerk! Oder soll ein Regent etwa blos den Namen hergeben und hinter den Schirm die Leute stellen, welche dictiren, was ihnen Evangelium heißt, und es alsdann als des Regenten ernsten Willen und Meinung publiciren? Oder hat Hr. Dr. H. es nicht im Andenken, welch ein kläglicher Zustand es war, als sich die Kaiser in die religiösen Angelegenheiten mischten; wie sich die Hofleute nach der Hofluft richteten, die das Jahr Athanasianisch, das folgende Arianisch brausete; wie der eine Kaiser die Homousianer, der andere die Homöusianer, der dritte die Anomäer fortjagte, und keine Gemeinde wußte, woran sie war und mit wem sie es halten, kein Lehrer, wie er es dem Kaiser recht machen sollte? Ein Fürst sei christlich fromm, er ehre die segensreiche Anstalt Gottes durch Christum durch andachtsvolles öffentliches Bekenntniß und bleibe treu seiner Kirche, wie sein Gewissen es fodert! Aber er muß in Absicht seines Unterrichts eine Stufe der Erkenntniß erreichen, auf welcher er einsieht, was das Wesentliche aller Religion sei. Er ist Stellvertreter Gottes; wie diesem, so muß auch ihm jeder angenehm sein, „wer Gott fürchtet und recht thut“. Er sei nicht Indifferentist, aber er suche das Reich der Wahrheit durch Förderung guter Lehranstalten in allem Wissenswerthen zu erweitern und zu befestigen und besonders durch tüchtige, redliche Lehrer, und er besetze und entsetze nicht nach Dem, was die Schreier loben oder verwerfen. Er misbillige das Schmähen, aber er zittere nicht und mische sich nicht ein, wenn ein paar Theologen oder Philosophen streiten. Ein Thomasius, ein Wolf, ein Spener, ein Franke sind unsterbliche Zeugen, was das Geschrei der Zionswächter vermochte. Ehre und Achtung daher unsern Regenten, einem Nikolaus, Franz, Anton, Ludwig ebensowol als einem Friedrich Wilhelm und Andern. Sie sind ihren Kirchen ergeben, unter ihren Fittigen bewegen sich frei und freudig Millionen Christen, die nicht zu ihrer Kirche und deren Symbolen gehören, sie erbauen sich in ihren Heiligthümern und beten für ihre Landesväter und lieben und ehren sie und sind bereit, mit

Hab und Gut, Leib und Leben dem Fürsten und Vaterlande zu dienen. Es wohnen friedlich Mennoniten, Quäker und evangelische Brüder, Katholiken, Griechen und Protestanten nebeneinander. Es blühen die wissenschaftlichen Anstalten, man streitet, zuweilen etwas unsanft; aber noch ist Niemand tödtlich verletzt, und wer sich verläuft, wird mit Güte, oder, wenn er es nicht besser haben will, mit Nachdruck zurückgewiesen. Die Zeiten sind mit grossen Uebeln und Lasten beschwert; aber man hat das Vertrauen zu den Regenten, daß sie verbessern, was sie vermögen; und was sich nicht ändern läßt, das empfiehlt mit ihnen der Unterthan dem grossen Hausvater, duldet und harret, bis die Hülfe vom Herrn kommt. Dabei wollen wir es lassen, wünschen, daß auch Fürsten fortschreiten in allerlei nützlicher Erkenntniß; aber ihre Religiosität offenbare sich besonders im weisen Regiment. Vor dem Gelüsten, schriftlich Apologeten der christlichen Religion, zumal in unsern Zeiten, zu werden, bewahre sie der Herr unser Gott; sie möchten in der allerbesten Absicht als Väter ihren Kindern für ein Ei einen Skorpion bieten!

Damit wollen wir nun nicht sagen, daß Lord Erskine und die Herzogin von Broglio geradezu einen Fehlgriff gethan. Sie hatten Beide Zeit, ein solches Buch zu liefern und zu verbreiten. Auch wollen wir es nicht misbilligen, daß Hr. Dr. H. und Hr. M. K. es auf deutschen Grund und Boden verpflanzt haben. Es gehört nicht zu den mystischen Tändeleien unserer Tage. Es ist mit Ernst und Würde geschrieben und sucht den religiösen Sinn zu beleben und zu erheben. Allein, wir gestehen dabei, daß unsere 3 obigen Foderungen auch hier nicht erfüllt worden sind. Der Raum gestattet nicht, es ausführlich zu beweisen; nur einige Punkte. Der Vorredner sagt z. B.: „Der Glaube geht dem Wissen voran und soll es vorbereiten. Der Knabe glaubt dem Vater, wenn er ihn belehrt, ihm gebietet, auch wenn er das Wie und Warum noch nicht einsieht, nicht einsehen soll". Ist denn das kein Wissen, das dem Glauben vorangeht, daß das Kind vorher weiß, aus vieler Erfahrung weiß: Das ist dein guter Vater, der Vertrauen verdient? Ist es nicht ebenso bei dem Kranken? bei dem Reisenden? müssen sie nicht erst wissen, wem sie glauben und vertrauen? und wird ein Kind, ein Reisender u. s. w. bei allem Zutrauen glauben, wenn ihm z. B. gelehrt wird 3 = 1 und 1 = 3? Unvermerkt wird aber auch dem religiösen Glauben (S. XX—XXI) überhaupt „der Glaube an Jesum und seine Person" (S. XXIV—XXVI) untergeschoben. Ist man denn aber darum schon irreligiös, ungläubig, wenn man von der Person Jesu nicht so denkt wie Athanasius? Ueberhaupt möchte es wol schwer sein, des Vorredners Ansicht von dem Glauben hier ganz klar zu vernehmen. Mit der Frau Herzogin Vorrede geht es wenigstens Ref. nicht besser. Aus dem Kreise, den sie S. 18 selbst zugesteht, wie sie sich in demselben herumdreht, wird sie durch ihre Gleichnisse S. 19 nimmermehr herauskommen. Z. B. S. 8.: „Wenn das Herz in der rechten Verfassung ist, wird auch die Lehre des Christenthums leicht angenommen". Wir kehren den Satz um: Wenn das Christenthum gehörig angenommen ist, so wird auch das Herz leicht in die rechte Verfassung kommen. Ist das nicht auch wahr? Und muß nicht, nach der Lehre des Buchs, der Mensch von der gänzlichen Verderbtheit seiner Natur erst ganz überzeugt, muß nicht der seligmachende Glaube erst festgegründet sein, ehe „die drei Hauptgesinnungen: Demuth, Haß gegen das Böse und Vertrauen zu Gott" in uns nur entstehen können? Und doch sollen die Glaubenslehren und Wahrheiten desto leichter Eingang in unser Herz finden, je mehr jene Stimmungen in uns rege und lauter sind? Heißt das nicht nach dem System die Sache umkehren, die Früchte suchen, ehe der Baum gepflanzt ist? S. 20 heißt es: „Man finde bei allen Menschen, wie bei allen Nationen eine dunkle Ahnung, daß das begangene Böse einer Sühne bedürfe". Aber folgt denn daraus die Lehre von der Versöhnung im orthodoxen Sinn? Sind die kindischen Vorstellungen von der Unversöhnlichkeit der Gottheit ohne ein Opfer auch die wahren und richtigen? Dieser Fragen haben wir uns nicht erwehren können; manche wollen wir bei anderer Gelegenheit noch vorlegen. 30.

Runen von Karl August Nicander. Aus dem Schwedischen, von Gottlob Christian Friedrich Mohnike. Stuttgart, Cotta. 1829. 8. 12 Gr.

Hr. Nicander, jetzt schon durch mehre poetische Arbeiten als schwedischer Dichter bekannt, hatte diese 16 Gedichte, die gewissermaßen als Erläuterungen oder Symbole der 16 Runen gelten sollen, zuerst einzeln in der schwedischen Zeitschrift „Iduna" und unter dem gewählten Pseudonamen „Norna Gast", nach einem alten Skalden, herausgegeben. Im Jahre 1825 erschienen sie abgesondert in einer Prachtausgabe in Großquart, begleitet von 16 vortrefflichen lithographirten Zeichnungen dazu, welche des Dichters Freund Hugo aus der schwedischen Branche der Hamilton entworfen hatte. Langlumy in Paris hatte sie lithographirt. Nach dieser Ausgabe, welche in Schweden die größte Theilnahme erregte, hat Hr. Mohnike uns die 16 Runen übersetzt und mit Anmerkungen, theils denen des Dichters, theils eignen erläuternden, herausgegeben. Sehr richtig bemerkt er, daß diese Runenlieder sowol in historischer als in localer Beziehung einer dem deutschen Leser mehr oder weniger fremden Sphäre angehören und überhaupt für Deutschland den Charakter des Volksthümlichen verlieren müßten, und mehr als eine interessante und geistvolle Erscheinung in der allgemeinen und namentlich der nordischen Geschichte der Poesie auftreten dürften. Und deshalb hat er sich um so minder gescheut, einen gelehrten Charakter den Anmerkungen zu geben; diese sind gewiß von Belehrung und Interesse. Allein, aus eben den Gründen des Uebersetzers zweifeln wir, daß gerade eine Uebersetzung der Gedichte selbst zweckmäßig war. Der Dichter sagt: „Ich habe in diesen Gedichten eine Art von nordischem Panorama aufstellen wollen, eine Sammlung von Gemälden über vaterländische Natur und Geschichte, und habe den Kranz der Runen als einen gemeinsamen, altmodischen, aber kostbaren Rahmen für diese meine Gemälde benutzt". Die Form, wenn er sich auch nicht sklavisch vom Buchstaben binden ließ, blieb immer eine beengende. Auch der geistige Gehalt besteht nicht aus einer Fülle von eigenthümlich verarbeitetem Stoff, sondern aus Erinnerungen, aus Anklängen an etwas, das bei seinen schwedischen Lesern bekannt ist! Er brauchte nur zu berühren, anzutippen, und sie wissen, was er meint. Gedichte dieser Art, die entweder ein Kunststück in der Form aufstellen, oder Reminiscenzen aneinanderreihen, eignen sich am wenigsten, auch wenn die Lyrik des Dichters darin bedeutend wird, zur Uebersetzung, und selbst sehr gelungene Uebertragungen genügen hier nicht.

Was Hr. Mohnike zum Schluß seines Vorworts über die neuerwachte Kraft und Frische der skandinavisch-schwedischen Poesie sagt, ist ebenso treffend als die Warnung, die er den schwedischen Dichtern gibt, sich nicht allzu sehr von dem lyrischen Hange, eigenthümlich ihrem Geburtslande, fortreißen zu lassen, auch sich vor dem mystischen Hange zu wehren. Er führt deshalb Tegnér's treffliche Worte an und citirt einen Vers desselben, der auch bei uns dann und wann beherzigt zu werden verdient:

> Glaubt nicht, es sei bedeutungsvoll das Dunkle;
> Nein, das Bedeutungsvolle ist das Klare.
> Dem Spiegelbilde gleichet die Bedeutung,
> Es ist nicht da, wenn Niemand es erblickt.

20.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 101. — 11. April 1830.

Masaniello und der Herzog von Guise.

Diese beiden Namen könnten füglichst den Titel eines der historischen Romane abgeben, wie sie in beträchtlicher Anzahl aus der Feder des Mannes aus Abbotsford am Tweed geflossen sind; denn beide Individuen sind durch die Ereignisse ihrer Zeit, durch ihre Thaten und ihre Persönlichkeit so anziehend, daß es nur weniger Zierathen aus der phantastischen Rüstkammer eines Novellisten bedarf, um sie als ein paar ungewöhnliche, ausgezeichnete Figuren im Reich der Phantasie aufzustellen und sie in die Lesezimmer der Damen oder in die Leihbibliotheken einzuführen. Nähere Kunde über Beide verdanken wir 2 Schriften, beide in Paris erschienen. Die erste heißt: „Mémoires du comte de Modène sur la révolution de Naples de 1647. Troisième edition. Publiée par *J. B. Mieille*". (2 Bände, 8., 1827.) Die andere, denselben Gegenstand betreffend, führt den Titel: „Le duc de Guise à Naples, ou mémoires sur les révolutions de ce royaume en 1647 et 1648. Deuxième edition". (1828.) *) Der Graf von Modène, ein Begleiter des Herzogs nach Neapel, scheint mit demselben in vertrauten Verhältnissen gelebt zu haben, und konnte bis zu der Zeit, wo er sich die Ungnade desselben zuzog, wol genaue Kunde von Dem haben, was der Herzog that und was sich ereignete. Das von Mieille herausgegebene Werk schildert lebhaft Ereignisse und Personen und soll den Marquis von Pastoret zum Verf. haben. Neapels Verhältnisse, der Charakter des Volks und einzelne Scenen sind mit vielem Geiste gezeichnet. Der Graf von Modène ist ein Anatom, der die Motive seiner abenteuerlichen Helden zergliedert, während der Verf. von Nr. 2 einem Maler gleicht, der in einer historischen Scenerei die Hauptfiguren in helles Licht bringt und alles Uebrige in Schatten stellt. Wir geben hier den Inhalt beider Bücher; aber der enge Raum dieser Blätter verlangt gebieterisch, in unserer Darstellung rasch zu sein, wie das Verhängniß, welches den unglücklichen Masaniello ereilte.

*) Nach den hier genannten Schriften ist bearbeitet: „Masaniello oder der Volksaufstand zu Neapel 1647. (Geschichtliches Factum, welches Scribe's Oper: „Die Stumme von Portici", zum Grunde liegt.) Frei nach dem Französischen von August Diezmann". Leipzig, Baumgärtner. 1830. 8. 9 Gr. D. Red.

Im Jahre 1505 kam die Souverainität von Neapel und Sicilien durch Eroberungen und Tractaten an Ferdinand von Aragonien, König von Spanien, Gemahl der Isabella, unter welchem das Reich von Delegaten unter dem Namen von Vicekönigen 200 Jahre lang verwaltet wurde. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Stellung derselben höchst intricat sein mußte. Sie durften es nicht mit ihrem Souverain, noch mit dem Volke in einem Königreiche verderben, das, wie Giannone sagt, in seinen Innern mehr Flammen und Feuerbrände nährte als der furchtbare Berg in seinem Gebiete. Philipp II., III. und IV. hatten ihre Schatzkammer durch ihre Kriege erschöpft. Neapel sollte den Verlust ersetzen. Der reiche Boden und das glückliche Klima des schönen Landes ließen das auch zu, und das Volk, mit Wenigem zufrieden, gab lange Zeit gern und willig, ohne über schwere Auflagen zu murren. Aber Neapels Volk ist auch, wie sein Boden, reich an Erzeugnissen, willig und gutherzig gebend, und dann plötzlich in finsteres Wüthen ausbrechend wie sein Vulkan. Im Jahre 1646 war Juan Alfonso Henriquez, Admiral von Castilien, Vicekönig von Neapel, ein Mann von milder Gesinnung. Der Krieg, den Frankreich damals, oder vielmehr der Cardinal Mazarin, gegen Philipp IV. führte, indem es die catalonischen Insurgenten unterstützte, kostete spanischer Seits viel Geld, und Henriquez erhielt Befehl, durch neue Auflagen solches herbeizuschaffen. Das Volk von Neapel stellte dem Vicekönig die Unmöglichkeit vor, in die Wünsche seines Souverains einzugehen, und nachdem dieser seinen Herrn von der Erschöpfung des Landes unterrichtet hatte, erhielt er peremtorische Befehle, auf seinen Foderungen zu beharren. Da legte der wackere Mann seine Stelle nieder und wich dem Herzoge von Arcos, einem hochmüthigen, finstern und hartnäckigen Spanier, der seine Rachsucht so lange tückisch verbergen konnte, bis der günstige Moment erschien, wo er ihr zu genügen vermochte. Sein erstes Amtsgeschäft war, eine Million Dukaten in Form einer außerordentlichen Steuer aufzubringen. Andrea Naucierio, der Eletto del Popolo, schlug vor, alle zum

Markte von Neapel kommende Vegetabilien zu besteuern, und den 3. Januar 1647 erschien das Edict, welches dem Volk diese abermalige Auflage bekanntmachte. Ein tiefes Gemurmel erhob sich. Aus Murren ward Drohung, aus Drohung Gewaltthätigkeit. Zahlreiche Volkshaufen, die Abschaffung der Gemüsetaxe verlangend, umgaben den Wagen des Vicekönigs, so oft er ausfuhr; Straßenanschläge schilderten die Ungerechtigkeit der Regierung, und in der Nacht brannte man die Bude nieder, wo die Taxe erhoben ward. Die Gährung ward bedenklicher. Es fehlte nicht an Leuten, die Oel in die Flamme gossen. Unter diesen waren 2 Priester, Julio Genuino und F. Savino, ein Rabulist Cieco d'Arpapa und ein Büchsenschmied Gennaro Annese. Den 12. Mai ward die spanische Flotille, die 300,000 Dukaten am Bord hatte, aufgebrannt, und der Vicekönig verbot, um Volksexcessen vorzubeugen, die jährliche Procession am St.-Johannistage.

Unter dem Pöbel war ein junger Fischer, dessen Frau eine Kleinigkeit eingeschmuggelt hatte, und welcher, nachdem sie ins Gefängniß gesetzt war, sie mit einer Summe Geldes loskaufen mußte. Er schwur insgeheim Rache und fand bald Gelegenheit dazu. Sein Name war Tommaso Aniello, aus Amalfi, gewöhnlich Masaniello genannt. Er war mittlerer Größe, hatte ein hübsches Gesicht mit lebhaften schwarzen Augen und Lockenhaar, zeichnete sich durch Geschicklichkeit und Behendigkeit aus, und war erst 24 Jahr alt. Er trug ein blaues Fischerjäckchen, weite leinene Pantalons, eine Matrosenmütze von rother Wolle und ging barfuß. Bei Gelegenheit der Feier eines Marienfestes brach die Flamme der Volksempörung aus. Eine Menge Volks war auf dem Platze, wo die Taxbude stand, versammelt. Es erhob sich ein Streit zwischen einem Verwandten Masaniello's, einem Bauer aus Puzzuoli, und dem Eletto del Popolo, dem schon genannten Nauclerio, und der Erste nahm den Korb mit Feigen, der den Streit veranlaßt hatte, streute dessen Inhalt weit umher und rief dabei: „Das sollt Ihr haben, meine Freunde; unsere Tyrannen sollen nicht das Geringste davon genießen". — „Etwas können sie doch davon haben", sprach der an seiner Seite stehende Masaniello, nahm einen Feigenbaumzweig und schlug damit Nauclerio über das Angesicht. Das war das Signal zu allgemeiner Wuth und Gewaltthätigkeit. Die Taxbuden wurden zertrümmert, die Häuser der Steuereinnehmer geplündert, der Haufe der Aufrührer wuchs gleich einem Schneeball; sie bewaffneten sich in aller Eile mit allerlei stechenden und schneidenden Instrumenten; der Prinz von Bissignano, ein neapolitanischer Edelmann, ward gezwungen, des Volkes Anführer zu werden, und vor des Vicekönigs Palast ward mit wüthendem Ungestüm die Abschaffung der Gemüsetaxe verlangt. Der Vicekönig warf sich in seinen Wagen, und auf seiner Flucht nach Castello nuovo ward er vom Volke gröblich insultirt. Einmüthig stellte ihn dieses unter Masaniello's Commando, der zum „Generalcapitain des allergetreusten neapolitanischen Volkes" ernannt wurde. Am Thurm der Carmeliter schlug er sein Hauptquartier auf. In finsterer Wuth saß er während der Nacht vor einem Kohlenbecken, und man konnte nur die Worte von ihm erpressen: „Ein glühendes Bleigewicht liegt in meinem Haupte; aber die Jungfrau und die Heiligen erscheinen mir jede Nacht und verheißen mir ihren Schutz. Ich habe dem Volke Freiheit versprochen, und die soll es erhalten". Auf seinen Befehl wurden die Gefängnisse geöffnet und die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Jeder Widerstand ward mit dem Tode bestraft, und ein Haus, wo zufällig Schießpulver entdeckt wurde, rissen sie nieder, wobei 87 Personen ihr Leben verloren. Dies war den 7. Juli geschehen. Den 8. wurden des Vicekönigs spanische und deutsche Söldner von den Insurgenten geschlagen. Der Vicekönig sandte einen neapolitanischen Edelmann, den Herzog von Matalone ab, um mit den Insurgenten zu unterhandeln. Diese verlangten nicht blos die Abschaffung der Steuern, sondern auch die Wiederherstellung aller ihnen durch Ferdinand den Katholischen und seinen Nachfolger Karl V. *bewilligten* Privilegien. Matalone ward insultirt und ins Gefängniß gesetzt. Hunderte flohen, wenn Einer von Masaniello's Lazzaroni erschien. Die Weiber bewaffneten sich und ihre Kinder und brannten Matalone's Haus nieder. Den 9. ähnliche Auftritte, Mordscenen und Läuten der Sturmglocke. Der Vicekönig sandte den Erzbischof von Neapel, Cardinal Filomarino, zur Unterhandlung mit dem Volke ab, der ihm Alles auszuwirken versprach, was es verlangte. Den 10. Zahlreiche Banditenhaufen erscheinen in Neapel. Ein Vertrauter Masaniello's aus den Reihen derselben, Namens Perrone, erhielt die Aufsicht über die Gefangenen; Matalone gewann ihn und einen Andern, Namens Pepe Palombe, den Masaniello gegen eine Belohnung von 12,000 Dukaten zu ermorden, und Beide ließen ihn entfliehen. Masaniello hielt eine Volksversammlung und befahl den Banditen, abzusteigen. Anstatt zu gehorchen, feuerten sie mit ihren Büchsen auf ihn, sodaß die Kugeln sein Hemd streiften; aber keine tödtete ihn. Das wüthende Volk feuerte jetzt auf die Banditen und tödtete 30 derselben. Der Rest floh in eine Kirche. Die Heiligkeit des Orts schützte sie nicht, und der Hochaltar schwamm in ihrem Blute. Einige bekannten noch vor ihrem Ende das Complott gegen Masaniello's Leben. Der Bruder des entflohenen Herzogs von Matalone, Don Josef Caraffa, ward vor Masaniello geführt. Doch ehe dieser das Verhör begann, spaltete schon ein Fleischer Caraffa's Haupt. Masaniello verbot das Tragen eines langen Gewandes bei Todesstrafe, aus Besorgniß, es möge Jemand, gleich den gefallenen Banditen, Waffen unter demselben verbergen. Den 11. Neue Unterhandlungen mit dem Vicekönig. Masaniello legte sein Fischercostum ab und vertauschte es mit einem prachtvollen Gewande, bestieg einen Zelter und begab sich zum Vicekönig, der ihn mit Ehrerbietung empfing und Gelegenheit hatte, die wunderbare Autorität zu gewahren, die der Fischer

über das ganze Volk hatte. Er war mit dem Cardinal und dem Vicekönig in einem Cabinet des Letztern, und da die Unterredung lange währte, zeigte das vor dem Fenster in Haufen versammelte Volk Ungeduld und murrte. Ein Wink von der Hand des Capo del Popolo — und es herrschte augenblicklich Todtenstille. Ein anderer Wink, und die Sturmglocke ertönte; ein dritter, und sie verstummte. Der Vicekönig und seine Umgebung sahen sich erstaunt an. Die Conferenz schloß damit, daß der Vicekönig dem Fischer eigenhändig eine goldene Kette um den Hals schlang und ihn mit dem Titel: Herzog von St.-Georg begrüßte. Der 12. Juli zeigte klar, daß der Volkssturm noch nicht beschworen war. Masaniello ertheilte jetzt, anstatt wie früher auf öffentlichem Markte, am Fenster seiner Hütte Audienz. Er war im Fischercostum. Einige Secretairs expedirten. Tausende kamen mit Bittschriften und mündlichen Vorträgen. Man erzählt einen Vorgang, den wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen können. Eine weibliche Maske näherte sich Masaniello und flüsterte ihm zu: „Masaniello, wir haben das Ziel erreicht; eine Krone wird für Deine Stirn bereit gehalten". — „Für meine?" war seine Antwort; „ich verlange nur den grünen Kranz, mit welchem wir unsere liebe Frau beim Septemberfest schmücken. Sobald ich mein Vaterland befreit haben werde, nehme ich meine Netze wieder". — „Du findest sie nicht mehr; eine Empörung darf nie angezettelt werden, ohne daß sie zu einem Ziel führe". — „Ich werde meine Netze wieder nehmen", sagte standhaft Masaniello. — „Du wirst sie nicht wiederfinden", sprach kalt und fest die Maske. „Und was werde ich denn finden?" — „Den Tod!" flüsterte die Gestalt und verschwand unter dem Haufen. Schon am folgenden Tage, den 13. zeigte Masaniello Spuren von Wahnsinn. In der Kathedrale fand nämlich eine feierliche Handlung statt. Nach der Messe stellten sich der Vicekönig und der Erzbischof vor Masaniello, der in der Rechten ein bloßes Schwert, in der Linken die Charte Karls V. hielt, und der Vicekönig legte einen Eid vor dem Capo del Popolo ab, die zwischen ihm und dem Volke von Neapel stipulirten Artikel zu befolgen und zu halten. Masaniello unterbrach die Ceremonie mit wunderlichen und läppischen Bemerkungen, und man hatte Mühe, ihn von dem Vorhaben abzuhalten, in Gegenwart der Versammlung seine neue Generalskleidung mit dem Fischerwamms zu vertauschen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Maria Leszinska, Gemahlin Ludwigs XV., und ihre Umgebung vor und nach ihrer Erhebung auf den französischen Thron. Ein biographischer Versuch von Karoline Stille. Nebst einigen Erzählungen aus früherer Zeit. Hamburg, Herold. 1829. 8. 1 Thlr.

Rinnt die Erfindungsgabe nur sparsam, ist der Verstand nicht sowol glänzend und witzsprühend, als gesund, wohlgeordnet und mit gutem Geschmack gepaart, so thut der Romanenschriftsteller wohl, die ihm von der Natur angewiesene Bahn nicht zu überschreiten und fest an dem Glauben zu halten, nur darin das Bedeutendere leisten zu können. Aus gegebenen Einzelheiten mit sinnigem Urtheil ein Ganzes erbauen, das Ungefäge ausscheiden, das Unzusammenhängende, ja Widersprechende zu gutem Einklang verbinden und so gleichsam von Neuem erschaffen, sei das Bestreben eines also Begabten; es werden dann so hübsche Biographien entstehen wie die der Maria Leszinska, die ernste Wahrheit in anmuthiges Gewand hüllt, weder schleppt, noch zur Ungebühr verziert und den übrigen kleinen Erzählungen gewöhnlichen Schlags sehr überlegen ist. Das Allbekannte so aufzustutzen, daß es frisch erscheint, braucht es ein nicht unbedeutendes Maß von Heiterkeit, Laune, Witz und philosophischem Geist: Eigenschaften, die nicht die hervorstralendsten der achtbaren Verf. sind. Hier wird sie selten sich über das Mittelmäßige erheben, und doch vermag sie das Gute, wenn sie will, zu leisten.

2. Sammlung neuer Schriften von Alexander Bronikowski. Erster bis dritter Theil. Darstellungen aus vergangener Zeit. Erster Band: Ehrenpunkt. Das Hospitium des Bernhardsberges. Zweiter Band: Pleurs, Die Prätendenten. Dritter Band: Der Wahltag. Die Grube von Höckendorf. Halberstadt, Brüggemann. 1829. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Gibt man auch Kennern der polnischen Geschichte, die in Chroniken und Handschriften sich umgesehen, unbedingt zu, daß der talentvolle Bronikowski ein ebenso getreues als lebensfrisches Bild uns von seinem Vaterlande, zu verschiedenen Zeiten betrachtet, entworfen, und daß ihn historische und poetische Wahrheit nicht so unablässig begleite, wenn er seine Erzählungen in andere Gegenden versetzt, so muß man nicht ungerecht gegen das Außersarmatische werden, sich nicht zu dem befangenen Urtheil hinreißen lassen, seine übrigen Geschichten seien weniger verdienstlich. Erscheint uns im „Wahltag" der ehedem für den Begriff von Zwiespalt und Verwirrung sprichwörtlich angewandte polnische Reichstag, im anschaulichsten Licht, pikant, aber nicht daß man sich sehnte, dabei gewesen zu sein; lernen wir wichtige Männer, wie Johann Sobiesky, den erwählten König Michael, die ränkesüchtigen, einflußreichen Frauen kennen, so gebührt der historischen Skizze nicht zum Nachtheil der andern der Vorzug. „Die Prätendenten", von so abwechselnder Laune wie ein Tag des Aprils oder das Menschenleben, führt uns auf den strasburger Münster, in die Gesellschaft des wohlwollenden, fröhlichen, abgesetzten Polenkönigs Leszinsky, seiner Tochter, des Prinzen Jakob Sobiesky grämlichen Andenkens und seiner von ihm tyrannisirten Töchter. Nicht besser sind diese Sarmaten portraitirt als der Ritter St.-George, der Prätendent der grossbritannischen Krone, und die französischen Herren. Verwickelung gibt es in der Geschichte nicht und nur so viel Erzählung, als es zum Verknüpfen des Dialogs braucht, und das ist als Beiwerk der Portraitgruppe vollkommen ausreichend. „Der Ehrenpunkt" behandelt edel und fein einen kitzlichen Gegenstand, hat Bewegung, obgleich die innere Stimmung und Denkweise mehr als Umstände und Zufälle die äußere Handlungsweise bedingen. Warum der Verf. das Versteckespiel kleiner Kinder, die, sich hinter der Schürze der Mutter verbergend, glauben, ungesehen zu sein, hier den größern, den Lesern, vormachte, ist nicht zu begreifen. Er beschreibt Petersburg und Moskau, daß man es mit Händen fassen kann, und doch zwingt er sich, beide Orte nicht zu nennen, und, vermuthlich dem Einfall zu Liebe, germanisirt er russische Familien und Ortsnamen; da heißen die Leute Neuweiler, Raimdorf, Peters Sohn statt Petrowitsch u. s. w.

Dieselbe Incognitospielerei geht auch im „Hospitium" vor sich; Spanien und der Friedensfürst wird nicht genannt; ein Räthsel kann es nur für Jemand sein, der nicht weiter

als gestern zurückdenkt. Die Schuld gräbt sich das eigne Grab; aber sie zieht auch die Unschuld mit hinab, und nur der Hauptfrevler, der freilich in keiner menschlichen Regung anzutasten war, geht leer aus. Daß fromme Einfalt ein reines Herz sicherer gegen Arglist schütze als Klugheit und Wissen, ist eine Lehre, die in dieser Erzählung uns überzeugend bewiesen wird. In „Pleurs" und der „Grube" üben Naturereignisse die poetische Gerechtigkeit; in letztere schildert eine alte Sage ein, und selbst Radicale werden eingestehen müssen, daß in unsern Tagen solches Verhöhnen der Gesetze, Unterdrückung des Gemeinen von dem Bevorrechteten gar nicht mehr möglich ist, wie um die Mitte des 16. Jahrhunderts es in Sachsen, in der Nähe von Dresden, geschah.

3. Die letzten Johanniter auf Rhodus, oder die Belagerung dieser Ordensinsel durch die Türken im Jahr 1522. Ein historisches Gemälde mit Noten von A. Freiherrn von Oefele. 2 Theile. Mit Villier's Bildniß. Leipzig, Kollmann. 1829. 8. 3 Thlr.

Alles Nichthistorische daraus weggestrichen, und es wäre ein schätzbares Buch, wodurch eine welthistorische Begebenheit in ihrem Entstehen, Fortschreiten und Ausgang mit allen bedingenden Ursachen, die Verrätherei des Ordenskanzlers Amaral, dessen Ehrgeiz ob der verfehlten Großmeisterwürde gekränkt wurde, vor uns sich aufrollte. Die Zusätze wird der Geschichtsforscher als aufhaltend, romanhaft verwerfen, der poetisch Gesinnte sie matt und trivial finden, und Der, welcher blos leichte Unterhaltung liebt und ernste Lecture scheut, nicht meinen, daß ihre Frische und zierliche Einflechtung von der Wirksamkeit wäre, den trockenen Inhalt annehmlicher zu machen.

Für Scenenmaler mit Feder und Pinsel, für Alle, welche Rhodiser und Türken um jene Zeit darstellen wollen, ja selbst für Costumiers ist aus dem Buche viel zu lernen.

4. Sagen und romantische Erzählungen von Ludwig Rellstab. Drittes Bändchen. Berlin, Laue. 1829. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

„Meister Martin und seine Gesellen" von Hoffmann reproduciren sich auf eine andere, sehr angenehme Weise im „Goldschmied von Augsburg", bei dem man auch, trotz dem, daß er ein feiner, gesitteter Mann ist, an eine ziemlich ungeschlachte Erzählung aus den „Sagen der Vorzeit" erinnert wird, aus welcher das Ritterstück, „Liebhaber und Nebenbuhler in Einer Person", zurechtgeschnitten wurde, das, so roh und trivial es auch ist, ein ziemlich beliebtes Lustspiel war, wie Theaterbesucher von ehedem wol noch wissen werden.

Die musikalische Novelle: „Julius", berichtet von einem jungen Schwärmer, der, von seinem Enthusiasmus für Mozart hingerissen, eine reizende, talentvolle Sängerin aufgibt, weil sie diesen Componisten nicht würdigt und nur den Virtuosencomponist für den Gesang, Rossini, gelten läßt und seine Compositionen mit der größten Kehlenfertigkeit, dem zierlichsten Geschmack zu singen versteht. Es entdeckt sich, daß es eine Prüfung war, vom alten Kapellmeister über die Freier seiner Tochter verhängt, daß der Italiener die Musik seiner ältern Landsleute und die von Mozart, Beethoven und Haydn selbst über die der neuern italienischen Componisten stellt, und daß das Mädchen jene so singt, daß der wunderliche Julius Sphärenmusik zu hören meint. In der Geschichte ist manches Unwahrscheinliche, in den musikalischen Gesprächen Einiges, was die Rossinisten als zu hart tadeln könnten; indeß scheint es mehr, als daß es wirklich so wäre; Rossini wird als der Componist der Salons, der Concerte, als ein glänzendes musikalisches Talent anerkannt, und nicht Alles, was der Kapellmeister über deutsche Musik und namentlich über Don Juan sagt, ist ironisch zu verstehen.

„Edmund", eine musikalische Skizze, bettet sanft einen Jüngling, der für das rauhe Leben zu weich war, aus den Armen der Liebe in die des Todes. Die Rhapsodie über Mozart's Requiem möchte das Gediegenste der Skizze sein. Die Betrachtung ist so tief und gründlich, so warm und empfunden, daß sie Kenner und Enthusiasten gleich sehr befriedigen muß. 84.

Notiz.

Schulwesen in Dänemark.

Wie in so mancher Hinsicht mit trefflichen Einrichtungen, gewährt auch im Fache des Volksschulwesens Dänemark einen sehr erfreulichen Anblick. Jede Commune in der ganzen Ausdehnung des Landes hat ihre eigne Unterrichtscommission. Diese besteht aus dem Pfarrer des Orts und 4 der achtbarsten Einwohner. Ihre Obliegenheit ist, darüber zu wachen, daß in den Städten die Kinder vom 6., auf dem Lande vom 7. Jahre an regelmäßig die Schulen besuchen; ferner wacht sie über die Erhaltung und gehörige Verwendung der zum Unterhalte der Schulen bestimmten Gelder, sowie sie auch das Betragen der Lehrer und Alles, was deren Functionen anlangt, im Auge hält. Alle Aeltern sind gesetzlich verbunden, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken, im Fall sie nicht dieselben durch Hauslehrer unterrichten lassen wollen, wo dann die Commission auch über diese Hauslehrer wacht. Alle Wochen muß der Pfarrer eine Schulinspection vornehmen, theils sich von dem Gange des Unterrichts und den Fortschritten der Kinder zu überzeugen, theils auch zu prüfen, ob Diejenigen der Zöglinge, welche das 14. Jahr erreicht haben, hinreichend befähigt sind, den gesetzmäßig anbefohlenen besondern Unterricht zur Vorbereitung auf die Confirmation zu empfangen. Jede Propstei hat wieder ihre Oberschulcommission, die aus dem vornehmsten Ortsvorstande und dem Propst besteht. Durch diese werden die mehrsten Landschullehrerstellen besetzt, und wenn eine Gemeinde durch Anwachs eine Erweiterung oder Vermehrung ihrer Schulanstalten bedarf, so untersucht zuerst die Obercommission die deshalb erlassene Eingabe der Ortscommission und legt dieselbe dann der königl. Kanzlei vor, welche in letzter Instanz über derlei Dinge entscheidet. Jede Schule besteht übrigens aus 2 Classen. In der untern wird Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Religion, und in mehren auch Zeichnen gelehrt, Alles dies meist nach der Methode des wechselseitigen Unterrichts. In der 2. Classe wird mit diesem Unterricht fortgefahren, und noch die Elemente der Grammatik und Naturgeschichte hinzugefügt. Auf Kopfrechnen wird vorzüglich gehalten. In der obern Classe findet der Simultanunterricht statt. Die, wie bekannt, seit kurzer Zeit für alle Schulen gesetzlich eingeführten gymnastischen Uebungen werden in beiden Classen betrieben. Uebrigens ist Dänemark vielleicht das einzige Land, in welchem die Nationalgeographie in allen Primairschulen gelehrt wird. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 102. — 12. April 1830.

Masaniello und der Herzog von Guise.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Den 14. Juli zeigten sich mehr Spuren von Geisteszerrüttung bei Masaniello. Er unterbrach seine richterlichen und administrativen Morgenbeschäftigungen, indem er sich plötzlich aufs Pferd warf und den Vicekönig zu sich zu Tisch bat. Er trank 12 Pokale voll Lacrimae Christiwein aus und fiel nach manchen Ausschweifungen in einen tiefen Schlaf. Man glaubt, er sei durch eine Flüssigkeit vergiftet worden, die das Gehirn allein angreift. Den 15. Juli gingen seine Wunderlichkeiten so weit, daß man den Wunsch äußerte, den neuen Capo del Popolo los zu sein, und es bildete sich eine Verschwörung, ihn zu ermorden. So nahete der zehnte und letzte Tag von Masaniello's Laufbahn, der 16. Juli. Er entwich seinen Wächtern und eilte in die Kirche del Carmine, wo ein Marienfest gefeiert ward. Der Cardinal Filomarino las die Messe. Hierauf redete Masaniello mit einem Crucifix in der Hand das Volk an. Er erregte Lachen und man sah sich genöthigt, ihn vom Altar wegzuziehen. Eingeschüchtert, versprach er dem Cardinal, alle seine Gewalt in des Vicekönigs Hände zu legen. Dieser aber ermahnte ihn, in das nahe Kloster zu gehen und zu beten. Während der Unglückliche hier betete, brachen seine Mörder mit dem Geschrei: „Es lebe der König von Spanien; Tod dem Masaniello!" zu ihm ein. „Sucht mich mein Volk", sprach er, „hier bin ich!" — Als er sich umwandte, empfing er 4 Musketenkugeln, die ihn auf der Stelle tödteten, indem die Worte: „O ihr undankbaren Verräther!" ihm auf den Lippen erstarben. Er war in der Volksgunst so tief gefallen, daß die in der Kirche del Carmine versammelten Haufen ohne die geringste Bewegung die Kunde seines Endes vernahmen. Sein Haupt ward dem Vicekönig überreicht, und sein Leichnam, den eine Menge Straßenjungen, vom Adel durch Geldspenden angefeuert, durch die Straßen schleppten, zuletzt in den Stadtgraben geworfen. Doch war die Flamme noch nicht erloschen. Die Horde, welche die Lictoren und Wache des Generalcapitains gebildet hatte, holte dessen Reste aus dem Graben und begruben sie in der Kathedrale, nachdem sie den entstellten Körper mit Königskleidern geschmückt und ihm königliche Ehren erwiesen hatten. Der Mangel an treuen Führern und würdigen Rathgebern war Masaniello's Verderben gewesen. Julio Genuino hatte früher einen Subalternposten bei einer städtischen Behörde bekleidet und sich so betragen, daß er gebrandmarkt und zu den Galeeren verdammt wurde; durch Masaniello's Einfluß ward er Eletto del Popolo. Cieco d'Arpaya war früher ein ganz gemeiner Rabulist, der auch schon auf den Galeeren gewesen war, und ward Capo del Popolo. Seine militairischen Assistenten waren nicht besser gewählt. Dominico Perrone war früher Häscher und dann Banditencapitain, und wurde M.'s Lieutenant. Gennaro Annese war ein geiziger, grausamer, kenntnißloser und feiger Büchsenschmied, und ihm ward eines der bedeutendsten Stadtviertel anvertraut. Alle 4 hatten Masaniello verlassen und sein Zutrauen mit schwarzem Undank gelohnt.

Vier Tage nach Masaniello's Tode erhob das Volk Neapels neue Beschwerden gegen den Herzog von Arcos, indem es ihn beschuldigte, bei Abfassung des Vertrags mit Masaniello nicht redlich gewesen zu sein. An Masaniello's Stelle wählte das Volk einen Edelmann aus spanischem Geblüt, Don Francisco Toralto, der das Amt nicht ohne Besorgniß übernahm. Der Herzog von Arcos suchte Ausflüchte bei den Unterhandlungen mit dem Volk, bis am 1. Oktober eine spanische Flotte von 35 Segeln in den Hafen von Neapel einlief, die von Philipps natürlichem Sohn, Don Juan von Oestreich, befehligt wurde. Das Volk hoffte, durch ihn die Ratification seiner vorgeschlagenen Verträge zu erhalten, aber es irrte; die Stadt ward im Gegentheil von den spanischen Truppen beschossen und angegriffen; aber das erbitterte Volk schlug den Angriff zurück, und nannte den Herzog von Arcos laut als Urheber dieser Verrätherei. Toralto fiel beim Tumult auf den bloßen Verdacht, er sei mit Arcos im Complott, indem ihn Gennaro Annese enthauptete, der jetzt vom Volke zum Generalcapitain gemacht wurde. Gennaro Annese fühlte gar wohl, daß er mit dem Volke den Spaniern unterliegen werde, wenn man sich nicht nach auswärtigem Beistand umsehe. Dies brachte neue Spieler in die Scene.

Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise, war

einer der merkwürdigsten Männer am französischen Hofe. Er vereinte in seiner Person die Eigenschaften romantischer Ritterhelden der Vorzeit und die eines feinen Weltmanns unter Richelieu's Einfluß und Wesen. Jung, schön, in allen Geschicklichkeiten des Körpers gewandt, witzig und angenehm wie Grammont, verliebt wie Amadis, unbeständig wie dessen Bruder Don Galaor, ward er vom schönen Geschlecht für unwiderstehlich gehalten. Mit Bayard's Kriegertalent verband er den Ehrgeiz der Guisen, und sein Scharfblick war so groß wie seine Beredtsamkeit. Er spielte einen abenteuerlichen Liebesroman mit Anne von Gonzaga, der jüngsten Tochter des Herzogs von Nevers und Mantua. Als Theilnehmer an der Verschwörung des Grafen von Soissons gegen Richelieu, mußte er fliehen. Die Geliebte vertheidigt ihn in Paris, eilt ihm in männlicher Tracht nach und findet ihn in Flandern in den Armen einer neuen Geliebten. Erzürnt verläßt sie ihn, um ihn nie wiederzusehen. Die neue Geliebte, der er sich auch vermählte, war Honorine von Glimes, Witwe des Grafen von Bossu. Nach 3 Jahren zerriß der Flüchtling auch diese Bande. Nach Richelieu's und Ludwigs XIII. Tode verließ er heimlich Brüssel und seine Gemahlin, deren Vermögen er verschwendet hatte, und zeigte sich wieder in Frankreichs Hauptstadt, wo er sich die Gnade der neuen Königin, Anna von Oestreich, zu gewinnen wußte. Er ward jetzt der Cavalier der Frau von Monbazon, die wegen eines billet doux mit Frau von Longueville in Streit gerieth. Der Graf von Coligni ward der Letztern Champion, aber von Guise im Zweikampf entwaffnet und getödtet. Die Ahnen beider Männer kämpften hundert und einige Jahre früher um das Heiligste des Menschen, die Religion; diese um ein billet doux. Mit der Monbazon Verweisung endete das Liebesverhältniß. Er verliebte sich in Fräulein von Pons, die aber ihn nur unter der Bedingung erhören wollte, wenn er sich scheiden ließe und ihr seine Hand vor dem Altar reichte. Er eilte nach Rom, um bei Innocenz X. die Ehescheidung nachzusuchen, und spielte tausend Intriguen, um seinen Endzweck zu erreichen. Gerade während seines Aufenthalts in Rom zogen die Vorfälle in Neapel seine Aufmerksamkeit an, und der Gedanke, Fräulein von Pons zu Neapels Königin zu machen, fiel wie ein zündender Funke in seine Seele. Er forschte bei neapolitanischen Seeleuten nach Nachrichten aus ihrer Heimath, schmeichelte ihnen und überhäufte sie mit Geschenken. Gennaro Annese und Vincenzo Andrea, die Häupter des Volks von Neapel, wurden aufmerksam auf Guise und erhielten die Erlaubniß, ihn nach Neapel, welches sie eine Republik nannten, einzuladen, ihre Truppen unter sein Commando zu stellen und ihn dieselbe Autorität genießen zu lassen, die der Prinz von Oranien in den Niederlanden genoß. Verständige Männer baten Guise, den Vorschlag zu prüfen, ehe er ihn annähme, aber seine Phantasie war zu lebhaft mit den Bildern königlicher Pracht und Herrlichkeit beschäftigt, als daß er hätte widerstehen können. Mit 14 Personen, unter denen nur 2 Franzosen waren, schiffte sich Guise ein. Der bedeutendste der beiden Franzosen, die seine Gefahren theilen wollten, war Esprit de Raimond, Graf von Modène, Verfasser der vor uns liegenden Memoiren. Er war 1608 geboren, hatte Monsieur, Bruder Ludwigs XIII., als Page gedient, war nicht ohne Scharfsinn und militairische Talente. Die Freundschaft, in der er mit Guise lebte, ward oft zur Mentorschaft, und diese, da der Graf mit astrologischen Grillen dem Herzog oft zusetzte, dem Letztern mitunter sehr beschwerlich. Der andere Franzose war M. de Cerisantes, nicht ohne poetisches Talent und gelehrte Kenntnisse, brav, thätig, aber oft muthwillig und ehrgeizig. Er war beauftragt, die geheime Correspondenz in Chiffern mit der französischen Regierung zu führen. Eine kleine Zahl Felucken brachte den Herzog und seine Begleiter nach Neapel, nachdem sie den spanischen Galeeren und einem Seesturm entgangen waren. Man führte ihn wie im Triumph zu Gennaro Annese, und die Memoiren geben ein höchst anschauliches Bild von dieser Zusammenkunft. Der Herzog fand nicht ohne Besorgniß, daß die Flut der frühern Volkswuth gegen Spanien zur Ebbe geworden, und Gennaro Annese schwach und veränderlich war. Höchst ergötzlich ist die Beschreibung, wie Guise in des Büchsenschmiedes Hauswirthschaft eingeführt und bewirthet wurde und sich sogar gezwungen sah, nächtlich dessen Lager zu theilen. Was den allgemeinen Zustand des Königreichs anlangt, so fand ihn der Herzog eben nicht wünschenswerth. In den 3 Castells und 10 andern Verschanzungen lag die spanische Armee, die freilich zur Zeit des ersten Aufloderns der Empörungsflamme zu schwach war, um eine so große Stadt wie Neapel zu erobern und zum Gehorsam zu bringen, aber bei der jetzigen Volksstimmung nicht mehr so machtlos erscheinen mußte. Einige neapolitanische Plätze hatten sich unter den Schutz von Räubern und Banditen begeben, die sich den ehrenvollen Namen Volkssoldaten beilegten. Das offene Land begünstigte die Revolution auch nicht mehr wie früher, und das Schlimmste war, daß Neapels Bewohner selbst untereinander uneinig waren. Der Adel hielt es mehr mit den Spaniern; die gewerbtreibende Classe sah die fernere Störung des Handels sehr ungern, und nur der Pöbel suchte noch das Feuer der Empörung zu schüren, um im Trüben zu fischen. Die Spanier arbeiteten Guise's Plänen mit vieler Geschicklichkeit entgegen. Sie gewannen Augustino Mollo, einen gewandten Advokaten, der sich in Guise's Gunst einzuschleichen wußte, und da der Graf von Modène die Truppen vor der Stadt commandirte, so konnte er dem Herzog nicht mit seiner Vorsicht und seinem Rath zur Seite stehen. Es ward nöthig die Communication zwischen Stadt und Land herzustellen, damit der erstern die nöthigen Lebensbedürfnisse zugeführt werden konnten. Der Herzog schlug bei Aversa deshalb mit ritterlicher Tapferkeit die spanische und Aristokratenarmee, die diese

Communication bisher gehemmt hatte. Demüthigend war es für ihn, daß die französische Regierung, die endlich 2000 Mann zur Unterstützung sandte, diese Truppen unter das Commando des Gennaro Annese, als Generalissimus der neapolitanischen Armee, stellte. Dennoch gelang es ihm, daß den 21. Dezember er, Heinrich von Lothringen, als Herzog der Republik, Protector der Freiheit und Generalissimus der Armeen von Neapel förmlich anerkannt wurde, und die vor uns liegenden Memoiren geben eine anziehende Schilderung der Ceremonie. Als nächste Folge dieser Handlung zog sich jedoch die französische Flotte mit ihrer Mannschaft zurück, was freilich den neuen Herzog der Republik in nicht geringe Verlegenheit setzte. Dennoch blieb er unerschrocken und nichts beugte seinen Muth. Jeder Tag brachte ihm neue Gefahren, und jeden Tag war er bereit und willig, sie zu beseitigen. Er unterdrückte Empörungen, bestrafte die Rädelsführer, stillte das Murren der Truppen und tödtete eigenhändig die Widerspenstigen. Er entging der meuchlerischen Erdolchung und dem ihm bereiteten Gift, und als ehrender Zug in seinem Charakter werde angeführt, daß, als Augustino Mollo ihm zusagte, er wollte Gennaro Annese heimlich bei Seite schaffen, der Herzog diesen Vorschlag mit Unwillen zurückwies. Recht übel war es, daß er sich mit dem Grafen von Modène überwarf, den er nebst 3 Offizieren der Armee von Aversa und seinem eignen Beichtvater ins Gefängniß setzen ließ. Doch dachte er darauf, ihn nach Frankreich zurückzusenden, als das Schicksal seinen eignen Fall beschleunigte. Die Franzosen hatten ihn verlassen, der Adel Neapels hatte sich von ihm abgewandt, die ihm ergebenen Banditen brüteten Meuterei, und seine besten Rathgeber fehlten. Dazu kam, daß Gennaro Annese, der in seiner selbstgeschaffenen Festung nicht zu überwinden noch zu gewinnen war, die Absicht zeigte, sich den Spaniern zu ergeben. Diese aber entfernten den Herzog von Arcos und setzten an seine Stelle Don Juan von Oestreich. Dieser erhielt als Rath und Mitverweser den spanischen Grafen von Oñata (Ongata), einen ebenso gewandten als gutgesinnten Staatsmann, der die Versöhnung zwischen Spanien und Neapel zu Stande zu bringen suchte. Ein Geschichtschreiber erzählt, Guise habe in derselben Zeit, wo seine Verhältnisse so übel standen, ein Verständniß mit einer Neapolitanerin gehabt, die ihn den Spaniern verkaufte. Es wäre ein Meisterstück der Mazarin'schen Politik gewesen, Neapel von Spanien loszureißen und es mit Frankreich zu vereinigen; Guise's Liebesabenteuer machte den kühnen Plan scheitern. Cucurullo, ein italienischer Astrolog, verlangte Pässe von ihm, um Neapel verlassen zu können, weil, wie er sagte, das Glück sich vom Herzog ab zu den Spaniern gewendet habe. Guise ertheilte sie ihm lächelnd, weil er mehr als je seinem Stern vertraute, und dachte darauf eine Expedition gegen die kleine Nisita, Pausilippo gegenüber, zu machen. Obwol gewarnt, in Neapel zu bleiben, führte er diesen Vorsatz aus. Während dieser Zeit (es war der 6. April 1648) machten die Spanier unter Don Juan und dem Grafen von Oñata einen allgemeinen und kühnen Angriff auf die Stadt, nahmen sie und wurden mit dem tausendstimmigen Ruf empfangen: Lange lebe Spanien! Guise machte zwar einen Versuch der Wiedereroberung; aber er misglückte. Er zog sich in Calabriens Gebirge zurück, um von dort den Angriff zu erneuern, hatte aber das Unglück gefangen zu werden. Er ward nun nach Spanien gesandt, wo er bis zum Jahr 1652 blieb. Dem Prinzen von Condé gelang es, ihm die Freiheit wieder zu verschaffen. Er ging nach Frankreich, machte einen neuen Angriff auf Neapel, der fast wie der Joachim Murat's ausgefallen wäre. Er endete als Kammerherr Ludwig XIV. nach manchem Liebesabenteuer im Jahr 1664 als der Letzte des furchtbaren Namens, dessen Klang dann und wann den Thron der französischen Könige erschütterte.

5.

On the practicability of an invasion of British India; and on the commercial and financial prospects and resources of the empire. By Lieut.-Col. *Evans.* London, 1829.

Schon in einer frühern Schrift („On the designs of Russia“) hatte Evans seine Landsleute auf die Absichten Rußlands und die Gefahren aufmerksam gemacht, welche, nach ihm, die britische Herrschaft in Ostindien bedrohen. Wie aber zu erwarten stand, er fand bei den Meisten kein Gehör, von Vielen sogar theils spöttelnde theils ernstliche Widerlegungen. Zu den letztern gehörte die anonyme Schrift: „A few words on our relations with Russia etc. By a Non-alarmist“, worin die Militairmacht und der finanzielle Zustand Rußlands so schwach, die Hindernisse aber, die sich diesem Staate entgegenstellen würden, wenn er wirklich wagen wollte, die Engländer aus ihren ostindischen Besitzungen zu vertreiben oder nur sich den Handel mit dem Osten anzueignen, so groß und unüberwindlich dargestellt wurden als nur immer möglich. *) Diese Schrift nun hat den Obersten Evans veranlaßt, sein früheres Werk zu vervollständigen, die dort ausgesprochenen Andeutungen näher zu entwickeln und zu beweisen, daß es möglich sei, England von Ostindien aus anzugreifen, ja daß Rußland in der That lange mit dem Plane zu diesem Angriffe umgegangen sei. Er stützt sich dabei auf den russischen Obersten Muraview, den Baron Meyendorf, den Obersten Mac Donald Kinneir, der gegenwärtig britischer Gesandter am persischen Hofe ist, Lord Minto, Wellesley und John Malcolm, und man muß wirklich gestehen, daß er Stellen aus den Schriften und Berichten dieser Männer anführt, welche seinen Behauptungen großes Gewicht geben und nicht leicht widerlegt oder anders gedeutet werden können.

Daß Rußland Gesandtschaften in den Jahren 1819 und 1820 nach Bokhara, Pekin, Khiwa, an die Turkomanen (Turkmenen, Truchmenen) und nach Khokand geschickt hat, ist bekannt, nicht so aber, was die Abgesandten über ihre Reisen berichtet haben.

Der Oberst Muraview, der die Gesandtschaft nach Khiwa führte, spricht unter Anderm: „Trotz allen Hindernissen blüht gegenwärtig Khiwas Handel, aber er würde sich noch um Vieles heben, wenn das Land unter einer weisen Regierung stände. Diese Gegenden würden dann zu hohem Glanze gelangen, der

---

*) Vgl. Nr. [illegible], 181 u. 240 d. Bl. f. [illegible]. D. Red.

ganze Handel des Ostens und Indiens würde sich an die nordwestliche Küste des caspischen Meeres ziehen, und so die Ausfuhrwaare Asiens über Rußland nach dem Westen gehen. Welch weites Feld öffnet dieser Gedanke der Phantasie! — Nach der Kunde, welche wir jetzt von der Ortsbeschaffenheit Khiwas haben, könnte man das Gelingen einer solchen Unternehmung (der Besitznahme Khiwas) fast verbürgen. Ein Corps von 3000 Russen würde unter der Anführung eines entschlossenen und uneigennützigen Befehlshabers zur Eroberung und Erhaltung dieser Gegend hinreichend sein, was für Rußland, wegen der wichtigen Handelsverbindung mit Asien, äußerst vortheilhaft werden müßte. Die Turkmenen sind uns zugethan, und sie würden, wenn wir sie mit Getreide versähen, das sie vortheilhafter von uns als von Khiwa beziehen könnten, gern und bald mit uns gemeinschaftliche Sache machen. In Khiwa selbst könnten sich unsere Truppen durch die dortigen 3000 russischen und 30,000 persischen Sklaven, die der Bedrückung ebenso überdrüßig sind als die Russen, verstärken. Die einzige Schwierigkeit, welche sich dem Unternehmen entgegenzustellen scheint, könnte die Khiwä umgebende Steppe bieten; doch auch sie würde leicht überwunden werden. Der Weg von dem kaspischen Meere bis Khiwa ist uns genau bekannt, und die Nahrungsmittel könnte Khiwa selbst geben. Zum Transport könnten wir uns der Kameele der Turkomanen an der Küste des kaspischen Meeres bedienen, die sich ohne Zweifel sogleich mit uns verbinden würden; die Turkomanen der Steppen würden uns auch mit Pferden versehen. Uebrigens darf man sich nur erinnern, daß Mohammed Rahim 1813 mit 20,000 Mann Cavalerie bis zur Küste des kaspischen Meeres drang, und man wird die Möglichkeit, mit weniger Infanterie nach Khiwa kommen zu können, zugeben".

Wenn Rußland einmal im Besitz von Khiwa wäre, so würde sich nach Muraview bald eine Handelsstraße vom Indus und Oxus (Amu) nach jenem Lande bilden, und dadurch der schon von Peter dem Großen gepflegte Plan verwirklicht werden. Ebenso wäre es dann nicht schwer noch andere Staaten zu überwältigen, mit einem Worte, Muraview sieht Khiwa für den Schlüssel zum nördlichen Asien und für den Punkt an, „von dem aus die Handelsobergewalt der Beherrscher der Meere nach dem Mittelpunkte Indiens hingedrängt werden könne".

Die Wegnahme Khiwas und der 5 vorzüglichern Städte hält der erwähnte russische Oberst für leicht, da sie nur mit niedrigen Mauern von Erde umschlossen sind, und weder Befestigungswerke noch Graben haben; er glaubt sogar, daß eine solche Stadt sich nicht 2 Stunden gegen 50 Mann halten könne.

Der Baron Meyendorf stimmt ganz mit Muraview überein und schildert den Besitz von Khiwa ebenso vortheilhaft als die Eroberung leicht.

Mac Donald Kinneir, der die Gegend genau kennt, gibt ebenfalls die Möglichkeit und Ausführbarkeit eines Angriffs Ostindiens zu und meint überdies, die Perser würden einen Vorschlag, sich zu diesem Unternehmen mit Rußland zu verbinden, begierig annehmen, und zwar wegen ihrer Liebe zu Raub und Plünderung, weil sie die englischen Besitzungen für unermeßlich reich und schwach hielten, und endlich weil sie das Beispiel des Schahs Nadir vor sich hätten. Er behauptet ferner, daß im Jahre 1791, als man einen Bruch zwischen Rußland und England vermuthete, der Kaiserin Katharina II. ein Plan zum Angriffe Indiens vom Prinzen von Nassau vorgelegt worden sei. Dieser soll von dem berühmten St.-Genie entworfen worden sein und dahin gelautet haben, daß die Armee entweder die Wolgaebene hinuntergehe und über das kaspische Meer segele, oder durch Buchara nach dem Indus vordringe.

Am vortheilhaftesten wäre es wahrscheinlich, wenn die russische Armee über das kaspische Meer setzte und dann den Oxus hinaufsegelte, der bis 3 oder 4 Tagereisen vor Balch schiffbar ist.

Daß die Kaiserin wirklich den Plan hatte, die Engländer aus Indien zu vertreiben, wird durch folgende Worte Eton's bestätigt, der im Anfange Consul in der Türkei, dann mehre Jahre Secretair bei der englischen Gesandtschaft in Petersburg und endlich in Diensten des Premierministers Potemkin war. Er sagt: „Welches Ende der Krieg (1791) genommen haben würde, ist schwer vorauszusehen, gewiß ist es aber, daß die Kaiserin fest entschlossen war, wo möglich eine Armee durch die Bucharei nach Kaschmir zu senden, um den Mogul auf den Thron von Indien zu setzen und die Engländer aus ihren Besitzungen zu vertreiben. Es befanden sich Franzosen in Rußland, die im Auftrage des Herrn v. Vergennes in jenen Gegenden gewesen waren und sich als Führer anboten. Man erwartete keine große Schwierigkeiten von dem Marsche durch die Bucharei, man hoffte sogar, daß die dortigen Völker, wenn sie unsere Absicht, einen Fürsten ihres Glaubens auf den indischen Thron zu setzen, erführen, sich unserm Unternehmen anschließen und es auf alle mögliche Weise fördern würden".

Wie alle Reisende, auch solche, die nicht mit russischen Augen sahen, versichern, ist die Militairmacht, die Kriegs- und Befestigungskunst aller der Völker, die sich Rußland auf seinem Wege nach Ostindien unterwerfen müßte, so unbedeutend, daß nichts von ihnen zu befürchten wäre.

Evans hat in seiner Schrift hinreichend bewiesen, daß ein Angriff Ostindiens von russischer Seite wol im Bereiche der Möglichkeit liegt; wir glauben aber nicht, daß Nikolaus, der seine Liebe zum Frieden erst im vergangenen Jahre so glänzend offenbart hat, wie die Sachen jetzt stehen, den Plan der Kaiserin Katharina aufnehmen werde. 8.

Bemerkungen.

Jugend und Alter.

Die Jugend strebt zu erwerben, das Alter strebt zu erhalten, und weil letzteres viel schwerer ist als jenes, so lebt das Alter voll Sorge. Junge Feldherren und Schriftsteller treten kühn in den Kampf, wollen gewinnen, denken an keinen Verlust; sie sind zum Streiten gern bereit, weil es Geschrei und Wunden dabei gibt. Aeltere Feldherren und Schriftsteller meiden lieber das Schlachtfeld, sie kennen die Unsicherheit des Erfolgs, und wenn ihre Vernunft sich hoch genug emporschwingt, halten sie den Glanz der Siege und des Bücherruhms für so eitel als die übrige Welt.

Lebensbemerkung.

Gleichwie Sonnenstralen, wenn sie durch Wolken und Dünste zur Erde dringen, Wärme erzeugen, so muß der reichfühlende Mensch seine lichtesten Gefühle mit Schleier und Decken verhängen, um nicht unter seines Gleichen zu frieren. Mäßige Freundschaft und Liebe schätzt ein Jeder und befindet sich wohl dabei; ihr voller Sonnenglanz hingegen erkältet die Nebenmenschen. Es ist schwerer, als man glaubt, hiefür die nöthigen Nebelvorhänge und Wolken zu finden, und darum lebt Derjenige am besten, dessen natürliches Dasein wenig Lichthelle besitzt und, schon von selber gedämpft und schwach, jene mäßige Wärme Andern kundgibt, an welcher sie einzig bleibendes Gefallen haben. Er spricht und fühlt alsdann in der Sprache der Welt, wird allgemein verstanden, während außerdem Misverständnisse eintreten und die Herzen trennen.

Eine Französin sagte: „Seinen Freund zu heirathen, ist überflüssig, und man thut besser, seinen Liebhaber nicht zu heirathen". Also wen? 10.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 103. —— 13. April 1830.

Dramatische Bücherschau.

Dritter Artikel.*)

21. Der Paria. Trauerspiel in 1 Aufzug von Michael Beer. Stuttgart, Cotta. 1829. 8. 9 Gr.

So wenig diese Arbeit auch neu ist, so wenig verdient sie doch in diejenige Vergessenheit zu verfallen, welche jetzt freilich das Loos beinahe aller dramatischen Bestrebungen ist. Wer spricht jetzt noch von einem vor 7 Jahren geschriebenen Drama? „Der Paria" ist ein so gerundetes, mit so schöner Individualität ausgestattetes, so local und so anziehend gehaltenes Drama als irgend eines. Der Stoff ist glücklich gewählt, die Entwickelung natürlich, die Theilnahme für die Seelenleiden des unglücklichen Paria kunstreich unterhaltend, und die Sprache dichterisch und rein. Das Stück ist viel gelobt worden und mit Recht, wenngleich das widerstandlose Erliegen Gadhi's der tragischen Wirkung eher hinderlich als förderlich ist.

22. Bosculo von Barcelona und Greif von Kasan, oder die beiden Taschenspieler. Quodlibet in 1 Akt. Berlin, Cosmar und Krause. 1828. 16. 6 Gr.

So klein und gering im Gehalt wie im Format der Erscheinung! Die Eifersüchteleien und Rodomontaden zweier berühmten Tausendkünstler und die etwas schwachköpfige Bewunderung des Publicums für ihre feinen Listen bildet den Stoff dieses Satyrspiels, das nicht ohne Witz geschrieben ist. Das Beste darin ist jedoch die Vorrede, worin ein bedeutender Gegenstand geistvoll und würdig behandelt wird. Es ist eine launige Rhapsode über die Stellung des komischen Dichters zur Welt, und über seine Befugniß, sich Masken aus seinem Publicum zu wählen. Die Engherzigkeit unserer Sitten, die in jeder komischen Maske gleich einen Angriff auf die Person, ja auf die öffentliche Moralität selbst sieht, ist in diesem Aufsatz geistreich gezüchtigt. Diese Abhandlung ist es, die diese kleine Erscheinung empfiehlt; ihr Verf. ist ein denkender und zugleich ein witziger Kopf.

23. Almanach dramatischer Spiele u. s. w. Begründet von A. v. Kotzebue. Achtundzwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von C. Lebrun. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1830. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese vierte Fortsetzung des „Almanachs dramatischer Spiele" ist nicht minder reich an Unterhaltung, als es die vorhergehenden waren. Das Alter ist an einem Almanach eine so gute Empfehlung wie am Wein, und der Inhalt des vorliegenden macht dieser Empfehlung Ehre. Von den 5 Lustspielen, die er liefert, möchte jedoch leicht das erste das ergötzlichste sein. „Der Platzregen als Eheprocurator", dramatisirte Anekdote in 2 Akten von Raupach, ist voll echten Humors, der freilich etwas in das Possenhafte überspielt; allein für eine Komödie, im höhern Wortverstande, wird das Stück auch nicht gegeben. Der alte David ist eine köstlich ausgestattete Figur und auf der Bühne gewiß stets von der größten Wirkung. Nach solchen Leistungen muß man Raupach ebenso viel Beruf für die Posse wie für das echte Lustspiel zuerkennen; die Sprache beherrscht er wie Wenige neben ihm. Bärmann's „Einer für Drei" liest sich angenehm, allein die Schlagkraft des Witzes fehlt darin, der Verf. bereitet zu viel vor. „Die Helden" sind ein allerliebstes kleines Lustspiel für Liebhabertheater, von W. Marsano. Der Alexandriner ist nicht übel, und die Erfindung, welche 2 junge Damen zu Husaren und Grenadieren macht, löblich; nur die Lösung des Knotens läßt zu wünschen übrig. „Mutter und Tochter", von St. Schütz, ist originell und neu erfaßt, allein unklarer und mühsamer entwickelt, als so kleine Stücke es sein dürfen. Die Sprache sagt dem Lustspiel wenig zu, so sehr Plan und Anlage auch von Nachdenken zeigen. „Der Vatersegen", Drama in 1 Akt von August Lewald. Rührend und doch zugleich eine lebendige Persiflage der Rührung, der Gedanke ist originell; Pollert, der immer Weinende, ist eine treffliche Bühnengestalt; der Fritz hätte würdiger gehalten werden können; in der Zeichnung des alten Leiermanns zeigt sich viel Talent; das Ganze regt lebhaft an. Aus solchen Elementen zusammengesetzt, wird dieser Almanach sich noch lange der Theilnahme der Lesewelt zu erfreuen haben.

24. Neue Bühnenspiele nach dem Englischen, Französischen und Italienischen. Für das deutsche Theater frei bearbeitet von C. Blum. Berlin, Enslin. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Rohe Schülerarbeit, ohne Geschmack weder in der Wahl, noch in der Form. Morton's „Stadt und Land" ist ein gutes Schauspiel, allein die unglückliche, steife und unbeholfene Sprache des Bearbeiters, in der auch nicht ein Fünkchen freien Humors wieder zu finden ist, nimmt dem Stück allen und jeden Reiz. Nicht einmal richtiges Deutsch, geschweige denn eine Sprache, wie die Bühne sie verlangt, steht ihm zu Gebot. „Die Mäntel oder der Schneider in Lissabon", sind wol eines der fadesten und geschmackwidrigsten Erzeugnisse der Feder des unerschöpflichen Scribe: diese Uebersetzung verschlimmert das Uebel noch durch Breite und Schwerfälligkeit. „Herr von Ich" ist etwas erträglicher übersetzt; allein Goldoni's „Locandiera", hier unter dem Namen „Mirandolina", Lustspiel in 3 Akten, gegeben, ist wieder unglaublich hölzern und effectlos verdeutscht. Wie finden bei der Menge des Guten, das wir besitzen, solche Schreibereien nur ihre Verleger und ihre Käufer!

25. Desertfrüchte, allen Freunden einer heitern Lecture gewidmet von F. A. Mussik. Erster Band. Prag, Enders, 1829. 8. 20 Gr.

Obgleich nur zu einem Drittel löblich und schmackhaft, sind diese „Desertfrüchte" doch eine erfreuliche Kost nach ei-

*) Den ersten und zweiten Artikel siehe in Nr. 48, 74 und 75 d. Bl. D. Red.

nem so salzlosen Gericht, wie das vorhergehende war. Der Verf. ist wenigstens auf einem Gebiet der dramatischen Muse sehr zu Hause: das dramatisirte Idyll ist sein Feld. „Die große Bärenmütze" ist ein gar liebliches Stück dieser Art, in dem sich eine ganz ungewöhnliche Kunst, mit wenig Personen viel auszurichten, verräth; es ist ein Muster in seiner Gattung, natürlich, ungekünstelt und doch von dramatischer Wirkung, ein Stück, das nicht mißfallen kann. „Der Seiltänzer und der schwarze Prinz" soll ein Lustspiel in 3 Akten sein; allein es ist dies nicht. Alles ist brockenhaft, keine durchgehende Intrigue wird erkennbar, der Witz ist niedrig, kurz, die ganze Arbeit ist verfehlt in Anlage und Ausführung. „Die Geisterüberfuhr" ist eine von jenen allegorischen Satyren, die in Wien gern gesehen werden, aber nirgend anderswo in Deutschland beliebt sind; hier ist einiger guter Witz wieder zu finden. Allein, was dem Verf. ganz abzugehen scheint, ist die Kunst, eine Intrigue anzulegen, die die auseinanderfallenden Theile seiner Dramen verbände und zu einem Ganzen verknüpfte. Alles erscheint locker und ohne innere Nothwendigkeit willkürlich aneinandergereiht. Diese Kunst muß er erst erlernen, ehe er wieder ein regelmäßiges Drama zu schreiben unternimmt. Seine Sprache ist nicht ohne Humor.

26. Neueste Schauspiele von Johanna Franul v. Weißenthurn. Zwölfter Band, oder neue Folge vierter Band. Wien, Wallishausser. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Frau v. Weißenthurn und Therese v. Artner sind die einzigen deutschen Schriftstellerinnen, welche der dramatischen Muse mit Glück gehuldigt haben. Die Letzte hat eine höhere, schwungvollere, die Erste eine gebildetere, heiterere Phantasie; im Vermögen der Sprache sind beide Damen sich etwa gleich; die Diction der Frau von Weißenthurn ist feiner, geschmackvoller, die ihrer Nebenbuhlerin männlicher, dichterischer; merkwürdig aber ist, daß beide Damen Oestreicherinnen sind, und daß keine andere Provinz Deutschlands ihnen eine „Dritte im Bunde" erzeugt hat. Die Schauspiele der Verfasserin dieser Dramen sind sehr bekannt und auf der Bühne beliebt; es fehlt ihr an keiner Gabe, um ein gutes Schauspiel zu liefern. Ihre Erfindung ermangelt gewöhnlich weder des Interesses noch eines poetischen Grundgedankens, die Anlage ist meistens gut und die Sprache rein und entsprechend. So auch in den vorliegenden 3 Dramen aus verschiedenen Gebieten des Bühnenreichs. „Die Pilgerin", Lustspiel in 4 Aufzügen und in Versen, ist ein zart und anziehend erfundenes Stück von der Gattung des heitern Schauspiels. Lust, Witz und Humor sind untergeordnete Bestandtheile darin; das Interesse beruht auf einer Ueberraschung, die eine herzogliche Braut ihrem Bräutigam dadurch bereitet, daß sie als Pilgerin erscheint und an den Vorbereitungen zu ihrem Empfang Theil nimmt. In dieser Gattung ist Frau v. W. ausgezeichnet; der Knoten schürzt und löst sich leicht und gefällig, und die Charaktermasken der betrogenen und unruhigen Höflinge, besonders die des alten Schwätzers Dondola, sind ihr wohl gelungen. Das Stück verdient ein beifälliges Lächeln, das es zu gewinnen beabsichtigt. „Die Burg Gölding", romantisches Schauspiel in 5 Akten, gehört einer geringern und unter uns jetzt fast verachteten Gattung an. Es ist ein Ritter- und Rettungsschauspiel, voll Kampf, Trotz, Humpen und Schwerter; die Mutterliebe und eines Sohnes Vertauschung sind die moralischen Hebel darin. Indeß ist das Ganze nicht ohne Wirkung und kommt an Verdienst wol dem „Wald von Hermannstadt" gleich, mit dem es einige Familienähnlichkeit hat. Die Sprache ist meistens gut. Das Vorspiel: „So lohnt sich Kunst", ist ein gut erfundenes und beredt geschriebenes Gelegenheitsstück, in gereimten Trochäen; das Lob des Fürsten ist poetisch eingewebt und das Ganze gereicht dem Geschmack wie der Denkart der Verfasserin zur Ehre.

27. Schauspiele von D. Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von J. D. Gries. Siebenter Band. Berlin, Nicolai. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Fleiß, Talent und Kunst dieses Uebersetzers des unsterblichen Calderon sind zur Genüge anerkannt; sein doppeltes sprachliches Verdienst hat die Arbeiten seiner Nebenbuhler in demselben Bestreben verdunkelt, und von der Uebersetzung selbst ist kaum etwas Anderes als Lobendes zu sagen. Nichtsdestoweniger sind wir der Meinung, daß der große spanische Barde uns noch auf andere Art zugänglicher zu machen sei. Es hat sich ein Uebersetzer des Shakspeare gefunden, der nur den Gedanken aus seinem Original nahm und die Form des Ausdrucks willkürlich behandelte. Dies Verfahren war bei Shakspeare schlecht angebracht und fiel um so unglücklicher aus, als es dem Bearbeiter an Talent dazu fehlte. Eine Bearbeitung des Calderon nach denselben Grundsätzen könnte ein glücklicheres Resultat liefern; denn Calderon besitzt in der That diejenige Neigung zu lyrischer Abschweifung und zu spitzfindiger Dialektik, welche des Zügels und der Schere bedarf, um dramatisch wirksam zu bleiben, während im Shakspeare eigentlich kein Wort zu viel oder entbehrlich erscheint. Welch ein kostbares dramatisches Juwel hat uns z. B. Raupach an seiner auf diese Art umgedichteten, im vorigen Artikel besprochenen „Tochter der Luft" geliefert! Eine solche Bearbeitung des Calderon, mit dem Talent Raupach's durchgeführt, könnte die erfreulichsten Resultate liefern. Dennoch bleibt auch dieser strengen und wortgetreuen Uebertragung ihr unbestreitbares Verdienst; eine solche Arbeit muß der von uns gewünschten vorhergehen. Zwei Stücke werden uns hier geliefert: das Trauerspiel „Die Locken Absalons", und das Lustspiel „Der Verschlag", beide in ihrer Art unvergleichlich und ihres großen Urhebers würdig. Eine kritische Würdigung derselben ist hier nicht an ihrer Stelle; wir haben es nur mit der Arbeit des Uebersetzers zu thun. Diese aber verkündet denselben ausdauernden und rühmlichen Fleiß und dasselbe Verständniß seines Dichters, den die vorangehenden Theile kundthaten. Nur selten treffen wir auf Verse, die einer Verbesserung bedürftig wären; desto häufiger aber sind die schroffsten Klippen und die drohendsten Untiefen des Originals mit großer Kunst glücklich umschifft. Der Ton ist im Allgemeinen wohl getroffen, und besonders „Der Verschlag" wieder ganz so befriedigend übertragen, wie die frühern Stücke heiterer Gattung es waren. In der Tragödie dagegen vermißt man zuweilen den Pomp der Sprache, der Calderon eigenthümlich ist. Die Fortsetzung dieser verdienstvollen Arbeit wird mit Recht ersehnt.

28. Dramatisches Sträußchen für das Jahr 1829. Von J. F. Castelli. Vierzehnter Jahrgang. Wien, Wallishausser. 1829. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieser Jahresgabe macht sich die Arbeit seit einiger Zeit äußerst leicht; er ist unglücklich in der Wahl seiner Uebertragungen, und auf unstatthafte Weise nachlässig in der Uebersetzung selbst. Castelli vermag viel Besseres zu liefern, als die hier gebotene „Helva, oder die russische Waise", nach Scribe, oder „Die zänkischen Brüder" nach Harleville sind. Das erste Stück geht noch an; allein das zweite ist kaum zu durchlesen. Die Fabel selbst ist albern, ihre Führung unsäglich geschmacklos, und die Sprache so schlecht als möglich, steif, unbeholfen, undeutsch und unerträglich. Etwas besser ist „Lully und Quinault, oder der Künstler in Verlegenheit"; wenigstens erhebt der Vers die Sprache in etwas. Allein, wie hat der Sträußchenwinder nicht bessere Blumen für seine Gabe auszuwählen verstanden?

29. Lustspiele oder dramatischer Almanach für das Jahr 1830. Von F. A. Kurländer. Zwanzigster Jahrgang. Mit 6 Kupfern. Leipzig, Baumgärtner. 1830. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Mit der vorigen verglichen, ist diese Gabe in der That köstlich. Geschmack in der Auswahl der fremden Blumen, welche dies Bouquet bilden, eine echte und belebte Bühnensprache und eine Menge eigner glücklichen Einfälle machen

es zu einer sehr gefälligen Erscheinung. „Die Heirath aus Neigung", Schauspiel in 3 Akten, nach Scribe's „Malvina", gilt für eine der gelungensten Arbeiten dieses dramatischen Walter Scott. Die Bearbeitung ist befriedigend und, die Abänderungen gegen das Original zeugen von Geschmack. „Vier Jahre danach", nach Dartois, eine Fortsetzung der „Vernunftheirath", entspricht unsern Bühnenfoderungen weniger. „Der aufrichtigste Freund", Lustspiel in 1 Akt, straft die Coquetterie des Alters auf eine recht sinnreiche und ergötzliche Weise. „Die Leiden und Freuden eines Kranken" sind allzu sehr französisch, um durchweg zu gefallen; allein eine wahrhafte kleine Perle von Lustspiel ist: „Der geheime Briefwechsel", durch Erfindung, rasche Verwickelung und Sprache gleich anziehend. Einem solchen dramatischen Blütenstraus wünschen wir eine lange Blüte; dem Sammler desselben fehlt nichts, ihn duftend und wohlgefällig zusammenzustellen, und die Herren Blum und Castelli können immerhin von ihm lernen, wie man französische Blümchen dieser Art auf deutschen Boden zu verpflanzen hat.

30. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von Karl v. Holtei. Neunter Jahrgang, für 1830. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Für alle Repertoirs eine willkommene Erscheinung. Zwar wird unter allen hier gelieferten Dramen wol nur das erste: „Der Mann von 50 Jahren", zweiaktiges Lustspiel von P. A. Wolff, die strengere Kritik zu ertragen im Stande sein, vor deren Richterstuhl diese feine, witzige und lebenvolle Arbeit unter den übrigen den Preis gewinnen möchte; allein, auch Anderes wird auf der Bühne wenigstens sich halten. Des Herausgebers Beitrag: „Der Dichter im Versammlungszimmer oder das phantastische Lustspiel", in 1 Akt, leidet zwar an den gewöhnlichen Schwächen Holtei'scher Stücke und scheint überhaupt kaum zur Darstellung bestimmt; allein das Lustspiel: „Der Bär", von Chr. Oeser, ist gut angelegt und unterhält. Individueller und witziger ist die berliner Localposse: „Die Localposse", in 1 Akt, wiewol Rahmen, Stoff und Gewebe fast verbraucht sind. „Die Macht der Töne", von Leopold Bartsch, ist für eine dramatische Scene, deren Zweck Erheiterung ist, fast zu ernst und ergreifend; allein die Motive sind gut. „Des Sohnes Rache", metrisches Trauerspiel in 1 Akt, von Karl v. Holtei, ist eine gewöhnliche Vergiftungsgeschichte, welche den Fleiß, der auf das Metrum verwandt ist, nur schlecht belohnt. „Sechsunddreißig Jahre aus dem Leben zweier Liebenden", Drama mit Musik und Gesang, in einem kurzen und einem langen Akte, ist in Anlage und Erfindung gut, aber viel zu lang. Die Parodie erlaubt eine solche Breite nicht, wie die zu der Herbert's Rolle ausgesponnen ist. Dennoch zeigt sich hier ein gutes Talent, Witz und satyrisches Vermögen.

31. Hermes, oder Stimmen aus Elysium über die gegenwärtige Zeit auf Erden. Leipzig, Klein. 1829. 8. 10 Gr.

Metrische Todiengespräche von wohlmeinendem Inhalt. Die dramatische Verknüpfung ist unbedeutend; der Zweck dieser Scenen zwischen einem alten Griechen, dem letzten Kaiser von Byzanz, Markos Bozzaris, Cato, Agricola, Napoleon, einem Banditen, einem Carbonaro und Fanchon ist, die Sache der Griechen zu verfechten. Der Schatten aus Helena beendet das Ganze mit einer langen Weissagung über Europa, und wir können gelten lassen, was der Prophet verkündet. Das poetische Verdienst dieser Arbeit ist gering: es fehlt nicht an stylistischen Anstößen; dennoch liest die Composition sich gut und ist nicht ohne politischen Scharfblick verfaßt. Die sonderbare Zusammenstellung der handelnden oder vielmehr redenden Personen zeugt jedoch von geringem Geschmack.

32. Brutus, Trauerspiel in 5 Handlungen von Voltaire, metrisch übersetzt von A. Lembert. Neustadt a. d. H., Christmann. 1829. Gr. 12. 12 Gr.

Die Uebersetzung ist recht sehr gut; das metrische Element ist mit vieler Sorgfalt behandelt, die Sprache, concis und stark, verbessert sogar häufig die Breiten und Längen des Originals. Allein, was sollen und was wollen in unserer Zeit Uebersetzungen alt-französischer Tragödien? Für uns sind sie Antiquitäten ohne Werth. Die glückliche Zeit ist vorbei, wo Schiller mit einem „Macbeth", Göthe mit einem „Tankred" oder „Mahomet" Ruhm gewinnen, Aufsehen machen konnten. Deutschland hat es aufgegeben, vom Auslande etwas lernen zu wollen, wäre es auch weiter nichts, als die Ruhe und Besonnenheit, welche Werken der Kunst überall so wohl anstehen: Eigenschaften aber, die man unter uns (mit welchem Recht mag Apollo wissen!) der Kunstschöpfung dermalen für hinderlich hält.

33. Tell, heroisch-romantische Oper in 4 Akten nach Jouy und Bis, Frei bearbeitet von Theodor v. Haupt. Mainz, Schott. 1830. Gr. 8. 8 Gr.

Ein französischer Operntext, ziemlich mittelmäßig verdeutscht, was ist da viel zu sagen? Man ist bei solchen Arbeiten so sehr an alle mögliche logische und sprachliche Licenzen gewöhnt, daß Rec. nichts zu tadeln weiß. Ueberdies ist es seine schwache Seite, alle Operntexte zu loben, um seinen Brüdern in Apollo wo möglich dadurch Muth zu machen, einen guten deutschen Operntext zu schreiben. Die Mühe einer solchen Arbeit wird meistens schlecht belohnt; ereiferte die Kritik sich nun noch gegen sie, so würde bald Niemand mehr diese Mühe übernehmen wollen, als, wer nichts Besseres kann. Und daran sollen diese Blätter wenigstens keine Schuld haben. *) 75.

Ueber die Richtung der Zeit nach Amerika, oder Untersuchung der Fragen: Sollen wir auswandern? Wer namentlich soll auswandern? Wohin sollen wir wandern? Und mit welchen Vorsichtsmaßregeln sollen wir wandern? Ein Fingerzeig für Alle, die Europa verlassen wollen, von Alexander Lips. Marburg, Krieger. 1829. Gr. 8. 20 Gr.

Ehe wir über diese so recht eigentlich vor das Forum der gegenwärtigen Zeitschrift gehörende interessante Schrift nähern Bericht erstatten, sei es uns vergönnt, die Hauptfrage derselben: „Sollen wir auswandern?" auf unsere eigne Weise und nach unserer Ansicht zu beantworten. Denn es liegt hierin ein Präjudicialpunkt (wie die Juristen, diese geistigen Formenschneider, sich sehr treffend auszudrücken pflegen), d. h. ein Punkt, der vorher erst abgemacht sein muß, ehe sich überhaupt ein Urtheil über das Ganze fällen läßt. Wir müssen nun aber obige Frage sogleich hier für eine solche erklären, die sich, streng genommen, gar nicht aufwerfen läßt. Das Auswandern nämlich ist nicht eine Sache der Willkür, sondern der Nothwendigkeit. Ob wir auswandern sollen oder nicht, kann immerhin unentschieden bleiben, und wird es auch, da, nach verschiedenen Gesichtspunkten das Verlassen des vaterländischen Bodens und Welttheils gebilligt und gemisbilligt werden kann. Allein, das ist eine andere Frage: ob wir nicht werden auswandern müssen? Und hier lehrt allerdings die Geschichte (eine bessere Rathgeberin gegen die Furcht vor Uebervölkerung, als weiland jener Professor Halensis, daß wir wol, namentlich wenn noch dazu erobernde Völker bei uns einbrechen sollten, theils einzeln, theils auch in Masse werden auswandern müssen, wo dann Niemand nach dem Sollen oder Nichtsollen zu fragen Zeit haben wird. Nach dieser höhern weltgeschichtlichen Auffassung der Sache würde mithin die angezeigte Schrift in ihrem Haupttheile als ganz überflüssig erscheinen.

Allein, Hr. Prof. Lips (bereits bekannt durch seine „Sta-

---

*) Ein vierter und letzter Artikel folgt im Monat Mai. D. Red.

tistik von Amerika", Frankfurt a. M., 1828) hat mit obiger Schrift etwas ganz Anderes vorgehabt. Keineswegs nämlich ist es seine Absicht gewesen, tiefe wissenschaftliche Forschungen ans Licht treten zu lassen, oder durch stupende Gelehrsamkeit seinem alten Namensvetter Justus Lipsius noch im Grabe einen Festtag zu bereiten; nein! er wollte nur den Glücksrittern und Avanturiers, den Speculanten und Nimmersatten, den Unglücklichen, die überall, wo sie sich nur nicht mit ihrem Kummer heimathlich wiederfinden, ein Paradies wähnen, überhaupt den einzelnen Wanderlustigen den Weg weisen. Er wollte die zu großen Erwartungen von der neuen Welt jenseits des Meeres zu einer richtigen Ansicht von derselben herabstimmen, die vielen Irrthümer, die noch in dieser Hinsicht obwalten, zerstreuen, indem er den himmelweiten Unterschied des Klimas, des Bodens, der Menschen, der geselligen Bildung und Industrie, der Erwerbszweige, des Handels und der Moralität in den südlichen und nördlichen Theilen Amerikas und wieder in jeder einzelnen Provinz genau und unparteiisch darstellte. Dabei erklärt er sich zu Ende der Vorrede ausdrücklich dahin: er habe hauptsächlich auch den Zweck „der Unterhaltung" vor Augen gehabt, und zwar einer solidern als der aus der endlosen Romanen- und Novellenliteratur, und nun vollends gar aus dem Theaterwesen zu gewinnenden. Dieser Seitenhieb auf die Poesie nimmt sich deshalb etwas komisch aus, weil es aussieht, als glaube der Verf., dem Hange nach poetischen Genüssen durch sein Wanderbüchlein steuern zu können; denn er bedient sich folgender Satzstellung: „Damit nun nicht ewig Täuschung und Dichtung u. s. w. unsere Zeit ausfülle, so haben wir versucht, hier eine kräftige und gesunde Nahrung darzubieten". Auch daß er keineswegs nach tiefer Schulweisheit gegraben habe, spricht er unverholen aus mit der Zuversicht, daß noch viele andere Leute, außer den Zart- und Feinschmeckern unsers Volkes, auf dem Markte stehen, denen doch vielleicht Einiges von dem Gebrachten behagen werde. Also — literarische Unterhaltung! — Nun, da wären wir ja mit diesem Werkchen hier ganz auf unserm Platze.

Wir können uns deshalb unmöglich enthalten, Einiges aus dem Eingeweide des angezeigten literarischen Unterhaltungsbuches hier mitzutheilen. Der sehr freisinnige Verf. (als solchen bewährt er sich schon in der Vorrede und auf jeder Seite des Buches selbst) beginnt sogleich mit dem Satze: „In dem Convolut der Begebenheiten unserer Tage erblickt das Auge nur 3 wahrhaft welthistorische Ereignisse: die französische Revolution mit ihren Folgen, das Aufringen des alten Griechenlands zur Freiheit und Civilisation und die Emancipation-Amerikas". Die letzte von diesen 3 Weltbegebenheiten wird nun als die wichtigste und am meisten in sich abgeschlossene dargestellt und so der Uebergang auf die allgemeine Richtung der Zeit nach Amerika bereitet. Die auf dem Titel schon aufgestellten Fragen werden nun der Reihe nach ausführlich beantwortet. Wir geben aber anstatt eines magern Inhaltsauszugs folgende Stellen als Probe: „Das Sprichwort in Amerika sagt: Gott selbst sei nur ein Handwerker. Demnach sollen Personen aus höhern Ständen durchaus nicht nach Amerika gehen, es wäre denn, daß sie ihr Vermögen geltend und sich verdient machen wollten durch Cultur und Anbau des Bodens, durch Begründung industrieller Etablissements, oder daß sie anspruchslos, von den Renten ihres Vermögens lebend, in den Armen einer schönen Natur und einer freien Verfassung ruhen wollten, oder daß sie sonst ein Herz voll Enthusiasmus im Busen trügen wie die Lafayette, Montgomery, Kosciuszko, Moreau, Pulawsky, Kalb u. s. w. Allein, wie selten sind solche Enthusiasten gerade in den höhern Ständen! Wer daher behaglich in Europa lebt von Pfründen und Geburtsrechten, der soll dies Paradies der Privilegirten, wo ihn der Zufall über so viele seiner Mitmenschen erhebt, ja nicht verlassen und ein Land betreten, wo alle diese Vorrechte wegfallen" (§. 45). Ferner: „So wenig als im Civil-, ist auch im Militairfach ein Unterkommen zu finden. Es sind in den letzten Jahrzehenden viele Militaire nach Amerika, besonders nach Columbien gegangen, um hier ihr Glück zu machen, und einigen Wenigen, die mit dem Leben davonkamen, ist dies auch gelungen. Allein, es ist hier jetzt, namentlich in Nordamerika, kein Boden für sie; denn es gibt hier keine stehenden Heere. Man betrachtet den Krieg als einen außerordentlichen, fieberhaften Zustand des Landes, dem man so schnell als möglich ein Ende machen müsse. Ist daher der Friede wiederhergestellt und somit die Gefahr vorüber, so sucht man Die zu entfernen, die den Krieg führten; die ganze Armee wird aufgelöst und entlassen, womit denn auch die Offizierstellen aufhören, die nur für die Dauer des Krieges errichtet sind, und so hat denn die ganze Herrlichkeit ein Ende" (§. 50). Sodann: „Ein ähnlicher Fall, wie mit den Geistlichen ist es mit dem Schulstande. In Amerika steht sich der Schullehrer bei weitem geringer als in Deutschland. Das Schulgeld beträgt nur 1—2 Dollars vierteljährlich. Aber dies geringe Einkommen ist noch nicht das Schlimmste von der Sache, sondern die unsichere, precaire Lage der Lehrer. Diese werden nämlich, wie die Prediger, von den Gemeinden ohne alle Mitwirkung irgend einer Behörde nur auf gewisse Zeit angenommen und nach Gutbefinden nach Ablauf dieser Zeit, vielleicht nach einem Jahre, schon wieder entlassen, ohne sich des mindesten Schutzes des Staates zur Behauptung ihrer Stelle erfreuen zu können" (§. 56). Ferner: „Der gewöhnliche Weg, in Amerika sein Glück zu machen, war sonst der Handel. Dieser Weg ist auch noch geöffnet; indeß, bei der großen Concurrenz der Engländer und Nordamerikaner wird er immer ausgetretener und schwieriger" (§. 39). Endlich: „Bei der großen Verschiedenheit von Amerika (soll heißen: von den einzelnen Theilen Amerikas) und dessen eigenthümlichen Bedürfnissen, muß man vor Allem, vor Fassung seines Entschlusses, wohl und ernst überlegen: erstens, ob man für dieses Land geeignet sei, und zweitens, wohin man sich bestimmt begeben wolle. Hat man den Punkt der Niederlassung vorläufig und mit Umsicht bestimmt, so darf man dennoch nun nicht aufs Gerathewohl zuschreiten, sondern muß mit aller möglichen Vorsicht zu Werke gehen; es sind hinsichtlich der Ueberfahrt, der Ankunft und ersten Niederlassung daselbst große Vorkehrungen nöthig, ohne deren Berücksichtigung der ganze Zweck des Unternehmens scheitern würde. (Welche Leiden in dieser Hinsicht den leichtsinnigen und unvorsichtigen Auswanderer erwarten, davon gibt die Geschichte der in den Theuerungsjahren 1817 und 1818 nach Amerika Ausgewanderten ein schauderhaftes Beispiel! —) Auch wollen die Amerikaner selbst keine unglückliche, verzweifelte, getäuschte und misvergnügte, sondern muthige, kräftige und zum Werk entschlossene und besonnene Menschen" (§. 107). Man sieht aus allen diesen Stellen schon, was der Verf. auch S. v ausdrücklich erklärt, daß es weniger sein Zweck war, zur Auswanderung nach Amerika anzureizen, als die unberufenen Wanderlustigen zu warnen. Und allerdings hätte der gute Horaz auch singen können: Dulce est in patria mori! wie unser Schiller singt: „Ach! schwer ists in der Fremde sterben unbeweint!"

70.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 104. —— 14. April 1830.

Lehrbuch der Literaturgeschichte, von Ludwig Wachler. Leipzig, Barth. 1827. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Gr.

Ein Werk mit Wachler's Namen an der Spitze bedarf keiner Empfehlung, und von dem vorliegenden, das bereits seit 3 Jahren in den Händen aller Freunde der Wissenschaft ist, Kunde zu geben, würde überflüssig sein, wenn es diese Blätter sich versagen dürften, mit gebührender Anerkennung, wenn auch allzu spät, einer Erscheinung zu gedenken, die durch das von ihr Geleistete ebensowie durch den geehrten Namen ihres Urhebers den bedeutendern der letzten Zeit angehört. *)

Wem daran gelegen ist, sich an der Hand eines treuen und bewährten Führers in den Labyrinthen der Literaturgeschichte zurechtzufinden, an wen möchte ein Solcher sich vertrauensvoller anschließen als an den Mann, dem an freiem historischen Ueberblicke, in gründlicher Forschung und kräftig-gediegener Darstellung Wenige sich vergleichen dürfen, und der durch seine „Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur", insbesondere aber auch durch sein ausgeführteres „Handbuch der Geschichte der Literatur", lange vor Erscheinung des vorliegenden Lehrbuchs sich als umfassenden Literator dem In- und Auslande bethätigt hat. In der That ward durch das ebengenannte größere Werk, insbesondere in seiner zweiten Umarbeitung, eine Lücke ausgefüllt, die, selbst nach Eichhorn's verdienstlichen Leistungen, immer noch fühlbar genug war. Es ist unter den Kennern nur Eine Stimme, daß dasselbe an welthistorischem Blick, kritisch-genauer Sichtung der Materialien, an vorurtheilsfreier Würdigung jedes Verdienstes, wie an möglichster Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der Angaben jeden frühern Versuch der Art weit überrage. Allein, dasselbe war dennoch bei seinem Umfange und seinem die Kräfte der Meisten übersteigenden Preise mehr nur für das Bedürfniß entschiedener Literatoren berechnet. Noch fehlte es an einem nach gleichen Grundsätzen ausgearbeiteten Leitfaden für akademische Vorträge, der zugleich vollständig genug gewesen wäre, um dem jüngern Freunde der Literaturgeschichte bei seinem Selbststudium als Wegweiser zu dienen. Daß der ehrwürdige Verf. dies Bedürfniß erkannte und befriedigte, dafür danken wir ihm im Namen der Vielen, denen er dadurch die schwierige Orientirung auf dem Felde einer Wissenschaft erleichtert hat, auf dem es ohne einen solchen Führer an Verirrungen mannichfaltiger Art nicht fehlen kann.

Je mehr von Jahr zu Jahr die Masse des literarischen Stoffes anwächst, je leichter im Andrange neuer Erscheinungen das werthvolle und bewährte Alte übersehen und vergessen wird, und je schwieriger es im Fortgange der Zeit werden muß, sich auf dem weiten und immer mehr sich erweiternden Gebiete zurechtzufinden, um so nöthiger wird es, den geschichtlichen Faden festzuhalten, um, von ihm geleitet, jeder Erscheinung nicht blos in ihrer Bedeutung an sich, sondern auch in Beziehung auf die Zeit, aus der sie hervorgegangen, ihr Recht widerfahren zu lassen. Es kann hier nicht der Ort sein, ausführlich zu zeigen, wie die Literaturgeschichte, indem sie die Ausbeute des geistigen Gesammtlebens aller gebildeten Völker hervorhebt und würdigt, durch Betrachtung der edelsten Bestrebungen den Geist kräftigt und anregt, wie sie in der scheinbaren Verwirrung Ordnung und Zusammenhang, in Dem, was die oberflächliche Ansicht als Willkür und Zufall dahinnimmt, die ewigen Gesetze des Menschengeistes, in den Zeiten der Verfinsterung und des Zurücksinkens neue Morgenröthen und die Keime neuer erhöhter Thätigkeit nachweist, wie sie von den wechselnden äußern Erscheinungen den Blick auf das einzig Dauernde lenkt und den Glauben an das rastlose Fortschreiten unsers Geschlechts auf die würdigste Art belebt und unterhält. Wer möchte aber dem Verf. nicht beistimmen, wenn er in der Vorrede sagt: „Es ist Pflicht, daß im Jugendunterrichte, sobald die gehörige Vorbereitung vorhanden zu sein scheint, der Literaturgeschichte eine Stelle angewiesen werde, damit das Geistige, dessen Pflege edler Beruf der Gebildetern ist, in seiner geschichtlichen Bedeutung und Wirksamkeit aufgefaßt und liebgewonnen und die eigenthümliche Gestaltung und Verbindung der höhern Güter des irdischen Lebens, ihr Wachsthum und Gedeihen, ihre Hemmung oder Gefährdung, und was zu ihrer Erhaltung und Vervollkommnung nothwendig

*) Es ist uns bereits die zweite verbesserte Auflage des Wachler'schen Werkes zugekommen. (Leipzig, Barth. 1830. Gr. 8. 2 Thlr.) D. Red.

ist, aus Erfahrungen erkannt und beherziget werde". Dazu soll denn dieses Lehrbuch, das keineswegs blos Auszug aus dem größern Werke ist, vielmehr einzelne Abschnitte, wie die Geschichte der mittelalterlichen Literatur, in ganz neuer Bearbeitung und zweckmäßigerer Anordnung liefert, mitwirken. Ueber die Aufgabe, die sich der Verf. zu dem Ende gestellt hat, spricht er sich selbst in der Vorrede also aus: „In der Ausführung wurde bündige Kürze, angemessen strenge Auswahl, faßliche Anordnung und lichtvolle Darstellung erstrebt. Mit gewohnter Geradheit ist Achtung für Das, was Ueberzeugung durch erkannte Wahrheit heißen darf, und Widerwillen gegen verschuldeten Irrthum und schlau berechnetes Vorurtheil ausgesprochen worden. Der Grundsatz, daß alle geschichtliche Lehrbücher keinen höhern Zweck haben sollen, als Selbstthätigkeit im Untersuchen und Prüfen, Bescheidenheit im Urtheilen zu fördern, wurde immer im Auge behalten".

Man sieht, der ehrwürdige Verf. hatte sich keine kleine Aufgabe gestellt; aber er hat sie, setzen wir als Ausdruck unserer vollsten Ueberzeugung hinzu, mit seltener Gewandtheit und mit einer Gewissenhaftigkeit, die bis auf die kleinsten Einzelheiten in Namen, Titelbezeichnungen und Zahlen sich erstreckt, gelöst. Daß freilich hier, wo für die erstrebte Vollständigkeit durch gedrängtestes Zusammenfassen Raum gewonnen werden mußte, nicht Alles in bequemer Leichtigkeit, wie sie der Menge zusagt, dahinfließen könne, versteht sich von selbst, und wir würden dessen gar nicht erwähnen, wenn nicht gerade in dieser Beziehung, die allerdings der oberflächlichen Betrachtung zunächst sich aufdrängt, voreiliger Tadel laut geworden wäre. Man hätte bedenken sollen, daß es dem Verf. nicht um die flüchtige Belehrung der größern Lesewelt zu thun war, sondern daß er hauptsächlich für wissenschaftlich vorbereitete und an ernsteres Studium gewöhnte Jünglinge schrieb, denen es Freude machen wird, dem gedankenreichen Vortrage des kundigen Lehrers auch da zu folgen, wo derselbe ein angestrengteres Nachdenken in Anspruch nimmt. Eher ließe sich fragen, ob nicht vielleicht durch Abtheilung der 3 Hauptperioden (alte Zeit, Mittelalter und neuere Zeit) in untergeordnete Zeiträume, ohne Beeinträchtigung der vorgesetzten Kürze, die Uebersicht hätte erleichtert werden können. Insbesondere gilt dies von dem letzten Hauptabschnitte, in welchem die sich drängenden Massen literarisch-merkwürdiger Thatsachen und Namen die Auffassung erschweren, und wo, unsers Bedünkens, der westfälische Friede einen willkommenen Trennungspunkt geliefert haben würde. Wir geben dies als unsere Ansicht, überzeugt, daß der Alles mit Umsicht erwägende Verf. gewiß auch für das entgegengesetzte Verfahren seine Gründe gehabt habe.

Es würde uns für den Zweck dieser Blätter zu weit führen, wenn wir das Verhältniß des Lehrbuchs zu dem größern Handbuche auseinandersetzen oder uns auf Einzelheiten einlassen wollten, für die sich wol anderwärts eher Raum findet. Nur des Einen werde hier gleich gedacht, wie der Verf. die glückliche Mitte zwischen 2 entgegengesetzten literarhistorischen Darstellungsweisen getroffen, von denen die eine — fast wie die ältern Staatengeschichten, die nur Regentengeschichten waren — die Schriftsteller als Hauptsache in den Vordergrund stellt und so zur bloßen Gelehrtengeschichte herabsinkt, die andere aber fast einzig den Entwickelungsgang der literarischen Bildung im Ganzen und in ihren einzelnen Zweigen, mit minderer Beachtung ihrer Pfleger, ins Auge faßt. Wir erkennen die Vorzüge dieser wie jener; daß aber ein Lehrbuch der allgemeinen Literaturgeschichte beide Bestrebungen vereinigen müsse, liegt, wie uns dünkt, am Tage. Was der Verf. in dieser Beziehung geleistet, kann hier nicht erörtert werden; wir müssen auf das Buch selbst, namentlich auf die inhaltschweren allgemeinen Einleitungen zu jedem Abschnitte, die über die Fülle des daran sich schließenden Einzelnen das willkommenste Licht verbreiten und dann eben wieder auf den Reichthum des mitgetheilten literarischen Details verweisen. Wem des Letztern zu viel scheinen sollte, der denke an den Zweck eines Compendiums, das zugleich die Grundlage für ein weiteres Studium sein soll, und er wird vielmehr die weise Sparsamkeit des Verfs. loben, als dessen Uebermaß im Geben zu tadeln wagen. — Daß übrigens bei dem fortschreitenden wissenschaftlichen Leben in und außer Deutschland ein solches Werk nicht in allen seinen Theilen auf immer gültige Autorität Anspruch machen könne, darf nicht erst bemerkt werden; und schon jetzt möchte sich Manches — so in dem Abschnitte über die Sanskritliteratur und, nach H. Ritter's Untersuchungen, in der Darstellung der altgriechischen Philosophie, selbst, nach den neuesten Forschungen von Diez, Einzelnes in Dem, was über die provençalische Literatur beigebracht ist — anders gestalten, und selbst aus den letzten Jahren wird der Leser, der die Zeichen der Zeit beachtet und versteht, Fortschritte und Verirrungen, wol auch entschiedene Rückschritte nachzutragen finden.

59.

Memoirs of Lady Fanshawe, wife of the R. H. Sir Richard Fanshawe, Bart., Ambassador from Charles II. to the court of Madrid in 1665. Written by herself. London, 1829.

Ein höchst anziehendes Seitenstück aus älterer Zeit zu der bekannten „Berufsreise der Generalin v. Riedesel" aus neuerer Zeit. Auch dort wie hier eine Gattin, welche die Liebe zum Gatten zur Heldin macht, die jedes Opfer mit Freuden darbringt. Auch dort wie hier wichtige Angelegenheiten der Zeit, in welche die besondern des ehelichen Lebens verflochten sind. Daß eine Selbstbiographie dieser Art durch die darein verwebten weltgeschichtlichen Fäden uns weit mehr unterhält, als wenn uns ein unbetheiligter Geschichtschreiber die Thatsachen meldet, liegt wol mit darin, daß der Selbstbiograph uns zugleich seine eignen, lebhaftern Gefühle kundthut und, indem er hierdurch ähnliche in uns erweckt, uns stärker mit sich fortreißt. Ist Derjenige, dessen besonderes Geschick in das größere und öffentliche verflochten worden, herzhaft, so bewundern wir ihn; ist er tugendhaft, so lieben

wir ihn; ist er unglücklich, so leiden wir mit. Auch noch dadurch gewinnt die Selbstbiographie einen starken Reiz, daß, wenn sich nicht gar zu deutliche Zeichen vom Gegentheil hervorthun, wir am ersten von dem Augenzeugen die Wahrheit zu vernehmen hoffen. Und jene „Denkwürdigkeiten der Lady Fanshawe" tragen in jeder Zeile die innern Zeugnisse der Wahrhaftigkeit. Daneben aber ist dieses Buch, wie das der Generalin Riedesel, ein Tugendspiegel für Töchter und Gattinnen wie für Söhne. Und für einen einzigen, geliebten Sohn hat die Lady es einst geschrieben, um, wie sie sagt, ihn mit den Begebenheiten und Thaten seiner Familie überhaupt, aber seines vortrefflichen Vaters insonderheit bekanntzumachen. „Diesen Beispielen mögest Du nun nachahmen, so weit es in Deiner Lage künftig wird geschehen können, und mögest versuchen, den Trübsalen, durch welche wir gegangen sind, auszuweichen, wenn es Gott beliebt". Das Gemüth und die Schreibart der liebenswürdigen, einfachen, treuherzigen Lady kennen zu lernen, werden einige wenige Bruchstücke dienen. Von ihrer Mutter, die mit ihr am 25. März 1625 zu London niederkam, berichtet sie folgendes so merkwürdige als warnende Ereigniß. „Als meine liebe Mutter am 20. Juli 1640 hingeschieden war, erzählte Dr. Howlsworth, der die Leichenrede hielt, vor vielen Hunderten von Zuhörern, es sei meine Mutter 3 Monat nach meiner Geburt am Kindbetterinnenfieber erblichen, wenigstens wie Alle es geglaubt hätten. So habe sie nun 2 Tage und 1 Nacht als Leiche dagelegen, als Dr. Winston, der Arzt, gekommen sei, um meinen Vater zu trösten. Der Doctor habe der Erblichenen recht scharf ins Gesicht geschaut und ausgerufen: „O! sie sieht doch noch gar zu schön, gar zu lieblich aus. Ich kann es mir nicht denken, daß sie wirklich todt sei". Damit habe er eine Lanzette aus der Tasche gezogen und damit die Fußsohle geritzt, worauf sogleich rothes, warmes Blut hervorgequollen. Darnach habe er sogleich befohlen, sie ins Bett zu bringen und zu reiben, und habe noch andere zweckdienliche Mittel angewandt. Meine Mutter habe nach einer kleinen Weile die Augen geöffnet und zu 2 Freundinnen, die in weißen Kleidern mit schwarzen Schleifen neben ihr gestanden, gesagt: „Aber verspracht Ihr es mir denn wirklich, daß ich nun noch 15 Jahre leben soll, und seid Ihr noch einmal zu mir hierher gekommen?" Da die Freundinnen nicht wußten, was sie hiermit meine, baten sie die Schwache, sich jetzt noch ruhig zu verhalten. Nachher aber, als sie sich mehr erholt hatte, wünschte sie mit meinem Vater und ihm (Dr. Howlsworth) allein zu reden, und erzählte ihnen nun Folgendes: „Ich muß Euch sagen, daß ich, während ich in der Verzückung war, mich in unbeschreiblicher Ruhe, aber an einem Orte, den ich weder recht unterscheiden, noch Euch schildern kann, befand. Nur das Eine, daß ich mein liebstes Töchterchen verlassen sollte, beunruhigte mich doch wieder. Plötzlich aber sah ich Zwei bei mir in langen, weißen Kleidern, und sie fragten mich: „Wie ich doch in dieser großen Glückseligkeit mich noch so beunruhigen könne?" Ich erwiderte: „O gewährt mir dieselbe Huld wie dem Hesekiah, daß ich noch 15 Jahr leben möge, um meine Tochter erwachsen zu sehen. Sie antworteten: Es geschehe! Und in dem Augenblick erwachte ich von meiner Verzückung". Dr. Howlsworth bezeugte darnach in seiner obenerwähnten Leichenrede, daß gerade 15 Jahre nach diesem Augenblicke die Lady nun wirklich hingeschieden sei".

Die gefährlichen Reisen und andern mannichfachen Trübsale, welche die Lady während der Bedrängnisse Karls II. durch Cromwell erdulden mußte, die merkwürdigen Ereignisse dieser heftigbewegten Zeit und eine Menge anziehender Anekdoten machen das Buch durchweg ungemein unterhaltend.

Als Cromwell der Lady die Rückkehr nach London erlaubt hatte, um ihre Familienangelegenheiten zu besorgen, und sie den unglücklichen Karl I., der damals schon in die Gewalt seiner Feinde gerathen war, besuchte, mit Thränen von ihm Abschied nahm und ausrief: „Gott möge Ew. Majestät bei langem Leben und zu glücklichen Jahren erhalten!" streichelte der König ihr die Wange und sagte: „Mein Kind, wenn es Gott gefällt, wird es geschehen; aber Du und ich, wir müssen uns dem Willen Gottes unterwerfen; und Du weißt, in welchen Händen ich hier bin".

Wie übel aber Karl mit manchen seiner Diener berathen war, sodaß seine Sache dadurch sehr verschlimmert werden mußte, zeigt folgende Anekdote. Marquis Worcester hatte für 8000 Pf. St. Juwelen in Händen, um bei Kaufleuten zu Galway darauf eine gleiche Summe für den König zu borgen. Er erhielt das Geld und übergab eine versiegelte Büchse, worin das besagte Unterpfand enthalten sein sollte. Als nach Verlauf eines Jahres die Kaufleute die Summe zurückfoderten, aber der Marquis ihnen keine Antwort ertheilte, erbrachen sie endlich die Büchse und fanden darin — Lumpen und Kiesel.

Auf der Seefahrt von Galway nach Malaga wurde das Schiff jenseits Gibraltar von einem türkischen Corsaren bedroht. Fanshawe befahl, daß sich alle Frauen verstecken sollten, damit der Corsar das Schiff für ein Kriegsschiff halten möchte. „Aber", erzählt die Lady, „ich klopfte so lange an die Thür der Kajüte, bis der Kajütenjunge sie öffnete. Ich, ganz in Thränen, bat ihn, so gut zu sein und mir seine Kappe und seinen schmuzigen Kittel zu geben, was er denn auch that und wofür ich ihm eine halbe Krone schenkte. Ich legte diese Kleidung an, kroch leise aufs Verdeck und stellte mich daselbst neben meinen Gemahl, ganz furchtlos, wie ich es ehrlich versichern kann; aber es war die Wirkung jener Leidenschaft, die ich nie habe bemeistern können. (Die Lady war nämlich von Jugend auf sehr lebhaft und muthig und hatte immer an männlichen Thätigkeiten mehr Gefallen gehabt als an weiblichen.) Der Türke zog endlich, weil er den Kampf denn doch für zu bedenklich halten mochte, sich wieder zurück, und als Fanshawe mich nun neben sich erblickte, wünschte er sich selbst Glück und schloß mich in die Arme und rief: „Guter Gott, welche Wunder vermag doch die Liebe zu bewirken!" Und ob er gleich dann ein wenig mit mir keifen wollte, so mußte er doch nachher jedesmal lachen, so oft er sich an jenes Abenteuer erinnerte".

In der Folge hatte Fanshawe das Unglück, in der Schlacht von Worcester gefangen und in die Kerker von Whitehall geschleppt zu werden. Ueberdies litt er sehr am Scorbut. Die treue Gattin eilte zu ihm, verpflegte ihn aufs sorgsamste und versuchte es, ob sie nicht von Cromwell (der Fanshawe gern in seine Dienste gezogen hätte) die Erlaubniß, den Kranken in eine bequeme Herberge bringen zu dürfen, erbitten könnte. Sie trug diese Bitte in der Rathsversammlung persönlich vor. Aber viele sprachen dawider; vorzüglich der grimmige Bane, der sich vermaß, er wollte all die Gefangenen, wenn es ihm verstattet würde, lieber kurzweg aufknüpfen lassen. Doch Cromwell antwortete: daß dieses ein Mittel gegen den Scorbut sei, habe ich bisher noch nicht gewußt! Und dieses Wort des Generals hatte die gute Wirkung, daß Fanshawe auf Bürgschaft entlassen wurde.

Neben dem obenerwähnten Marquis von Worcester erscheinen auch die Lords Clarendon und Shaftesbury in diesen Denkwürdigkeiten in einem sehr unvortheilhaften Lichte. 6.

Göthe dedicirend.

Göthe hat gewiß in seinem ganzen Leben es nie auf Rührung angelegt; aber er hat die höchste erreicht, ohne es zu wollen, durch seine letzte Schrift von 2 Blättern, ich meine durch die Dedication seines Briefwechsels mit Schiller an den König von Baiern. Er gibt dem verehrten Fürsten das Schönste, was er ihm bringen konnte: das Denkmal einer Freundschaft, welche die beiden größten Dichter Europas verknüpfte, einer Freundschaft, aus welcher sich Schrif-

ten erzeugten, die wir als Thaten und zwar als ewige Thaten zu betrachten haben. Jene Dedication hat Göthe in seinem 81. Lebensjahre geschrieben, das heißt, in jenem wunderbaren Alter, das schon über die biblische Angabe der Lebensjahre der Menschen hinausgeht. Es ist schwer, das Gefühl auszudrücken, das uns bei dieser Weihung ergreift. Der Dichter, der ja, nach dem Ausspruche des geschiedenen großen Freundes, „mit dem Könige gehen soll", spricht hier zu einem dichterischen, künstlerisch gebildeten Könige, der in jenem Freunde das Herrlichste fand, was das Jahrhundert gegeben. Daher durfte Göthe mit der vollen Gewalt seiner Sprache den ganzen Schmerz über den Verlust andeuten, den er und die Welt durch Schiller's Tod erfahren; aber jene Zartheit der Gesinnung, die wir stets in Göthe bemerken, jene Zartheit, die den zu laut ausgesprochenen Jammer „haßt", läßt ihn auch hier nur die sanftesten und mildesten Worte wählen, damit der Tod nicht etwa triumphirend ins Leben trete. Es ist jedoch möglich, daß der echt hyperboreische Wunsch mancher Leser, erschüttert und gequetscht zu werden, durch die Nichterfüllung den heillosen Tadel hervorbringe, Göthe spreche hier doch ein wenig kühl. Man vergesse aber nicht, daß hier doch auch der Privatmann zu dem Könige spricht, und zwar ein Privatmann, der stets, als edler, reiner Royalist, selbst in die bloßen Formen der Verhältnisse, sowie in die Sprache derselben einen schönen Sinn hineingelegt hat. Es gibt allerdings einen Kanzleistyl, über den wir seit Jahrhunderten mit Recht klagen, aber es gibt doch auch einen, aus dem selbst Luther Einiges lernen konnte und nur zu gern lernte. So finden wir hier einen Göthe'schen Kanzleistyl, über den wir wenigstens nicht eher klagen sollten, als bis wir versucht haben, ihn aus den höhern Principien abzuleiten, die ihn mögen veranlaßt haben. Ich selbst vermisse in demselben, wie er sich hier in der Dedication äußert, nicht jene edle Künstlerhand, die wir Alle kennen oder doch kennen sollten; aber ich sehe hier auch die fast ein wenig zitternde Greisenhand, ein Gedanke, der wol selbst den Fühllosen zu einer gewissen Andacht stimmen könnte.

Ueber den 6. Theil der Briefe selbst vielleicht ein andermal. Sie sind die höchste Blüte des ganzen Briefwechsels nicht deswegen, als wären hier die geistreichst analysirenden Briefe zu finden — die sind vielmehr in den ersten Theilen enthalten — sondern weil jene scharf- und tiefsinnigen Auseinandersetzungen bei dem vollendeten Freundschaftsverhältnisse jetzt nicht mehr vonnöthen waren. Es bedarf jetzt nur des leisesten und einfachsten Worts, und beide Männer verstehen sich ganz und wissen wechselseitig ineinander so sehr Bescheid, daß ihre Freundschaft zu einem ununterbrochenen und nie getrübten Genusse wird. Wer ihnen hat folgen können, wird sie nunmehr ganz begreifen und ihren Genuß zu dem seinigen machen können.

Franz Horn.

Miszellen.

Auch eine Stimme gegen den Cölibat.

Da jetzt von allen Seiten so sehr gegen die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen gekämpft wird, so können wir nicht umhin, hier einer Stimme gegen ihn zu gedenken, die von einem Katholiken bereits vor fast 30 Jahren im Tone der beißendsten Persiflage sprach. Wir meinen Giambattista Casti. Wie Boccaccio und Ariosto, geißelt er am liebsten die Ausschweifungen des geistlichen Standes. Besonders geschieht dies auch in seiner fünften Novella galante, S. 72 fg. der Taschenausgabe (Berlin, G. Fincke, 1829) in seinem „Monsignor Fabrizio". Die ersten 4 Stanzen derselben bringen mit wenigen Worten Alles vor, was sich gegen den Cölibat sagen läßt. Casti bemerkt zuerst, daß die Kirche Anfangs den Geistlichen die Ehe,

> colle sue funzioni conjugali,

gestattet habe, daß weder Concilien, noch Kirchengesetze, noch päpstliche Befehle

> — estinguano i moti naturali;

daß Petrus und seine nächsten Nachfolger verheirathet gewesen wären. Allerdings habe Paulus dem ehelosen Stande vor dem ehelichen den Vorzug, aber hierbei nur einen Rath, nicht eine Vorschrift gegeben, und sollte es buchstäblich genommen werden:

> — — — al detto di San Pavolo
> In breve tempo il mondo andrebbe al diavolo.

Deshalb wären auch in allen reformirten Kirchen die Geistlichen verheirathet und

> — — il *gran* reformator la tonaca
> Lasciò di frate e poi sposò una monaca.

Nur das heilige Rom habe es seinen Priestern verboten, ein Weib zu nehmen. Aber die Frucht davon sei, daß sie, trotz ihrer Gelübde, das Versprochene nicht halten könnten. Daraus nun folgten jene bekannten Ausschweifungen, und die Bischöfe.

> — — ben *spesso*,
> Altre volte con scandalo patente
> *Concubine tenean pubblicamente.*

Wir meinen, daß sich über den Cölibat viel weitläufiger und gelehrter schreiben, aber in der Hauptsache nichts weiter ausführen lasse, als was Casti hier in 4 Stanzen, jede von 8 Zeilen, zusammendrängte.

Die ersten guten naturhistorischen Abbildungen finden sich in Aegypten. Der Gebrauch, heilige Thiere in den Tempeln zu nähren, mag dort zuerst auf genaue Beobachtung und Abbildung derselben hingeleitet haben. Die Giraffe, die Antilope, der langohrige Hase, der Sperber, der Geier, die Gans u. s. w. sind auf den alten thebaischen Monumenten aufs treueste dargestellt. Gau hat in seinem Prachtwerke den Triumphzug eines Königs, dem die überwundenen Völker die Thiere ihres Landes als Tribut bringen, und unter ihnen erkennt man jedes, sogar Fische und Insekten. Der Fische finden sich wol 25 Arten vor. Zum Theil stößt man sogar auf äußerst seltene, uns erst seit etwa 30 Jahren bekannte Thiere, z. B. den Jägertiger.

Das Spital und die Arzneischule in Kairo.

Eins der merkwürdigsten Institute des sich neugestaltenden Aegyptens ist die mit dem Hospital *) zu Abuzabel **) verbundene Arzneischule. Das Spital und die letztere ist von einem Franzosen, Dr. Clot, organisirt. Das Spital ist ein großes Viereck, einen weiten Hof enthaltend, in dessen Raume sich Bäder, Küchen, Apotheke und anatomisches Theater vorfinden. Es faßt gegen 1200 Betten und darüber. Alles ist nach dem französischen Militairspitalreglement eingerichtet. Der Oberarzt hat monatlich 933 Francs, der Oberwundarzt 383, der erste Apotheker 216 Francs. Die damit verbundene Arzneischule zählt 110 arabische Zöglinge, denen französische Sprache, Anatomie, Geschichte der Arzneimittel, Chemie, Botanik, Diätetik, Pathologie, Klinik und Operationslehre von 6 verschiedenen Professoren vorgetragen werden, die als solche einen Zuschuß von 500 Piastern (etwa 100 Francs) zu ihren Stellen am Spitale haben. Der Cursus ist auf 3 Jahre bestimmt, wo die Studirenden dann als Unterwundärzte bei den Regimentern angestellt werden. Die meiste Mühe machte es, das Studium der Anatomie einzuführen; aber alle Schüler sind eidlich verpflichtet, von Dem, was im Spitale vorgeht, nichts laut werden zu lassen, und sobald sie einmal überzeugt waren, daß auch Avicenna ein guter Arzt und Anatom und rechtgläubiger Muselmann gewesen sei, war das Haupthinderniß überwunden.

90.

*) Spédalia, Guésohlei.

**) Bei Kairo.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 105. —— 15. April 1830.

Letters and journals of Lord Byron; with notices of his life. By *Thomas Moore*. In 4 Bänden. Erster und zweiter Band. London, 1830. *)

Wir begrüßen dieses Werk als eine der erfreulichsten literarischen Erscheinungen neuerer Zeit. Die Welt hat sich ein so abenteuerliches Bild von Lord Byron's Persönlichkeit geschaffen, die Beschränktheit und Kleinstädterei seinen Lebenswandel, seine Grundsätze so verrucht, gottlos und satanisch dargestellt, und die Feinde und Neider des edeln Todten wußten Vieles in seinem Lebensverlaufe, das Niemand zu entschuldigen wagen wird, auf eine so christlich abschreckende Weise darzustellen, daß man sich nur freuen kann, die Stimme eines wahren Gentleman über Byron zu hören. Niemand war geeigneter, einer gleichen Pflicht an dem Andenken des Dichters und den Foderungen der Mit- und Nachwelt genugzuthun, als Thomas Moore. Abgesehen von seinen erhabenen Geistesgaben, welche ihm einen so hohen Rang in der Literatur Englands verschaffen, sind der Adel, die Unabhängigkeit seines Charakters und seiner Denkweise, die Offenheit und Herzlichkeit seines Wesens, seine ausgedehnte Welterfahrung und Menschenkenntniß und der Umstand, daß er unter allen literarischen Freunden Byron's Derjenige war, an den er sich am offensten und traulichsten anschloß, vor dem er kein Geheimniß hatte, bei dem er vor Allen ein gerades ungeschminktes Urtheil suchte und fand, und mit dem er folglich, ganz seinem Charakter gemäß, am häufigsten und liebsten seit der Zeit ihrer Bekanntschaft (1811) verkehrte — ohne Zweifel sichere Bürgen für seine Befähigung zu einem Werke wie das vorliegende.

Was wir bisher über Byron erfuhren, ist nicht aus den lautersten Quellen geflossen. Der ungenannte Verf. des 1825 in 3 Bänden erschienenen Werkes: „The life, writings etc. of Lord Byron", worin sich auch Erinnerungen der vielbesprochenen „Memoirs" finden, die man vernichtete, ist ein seichter Kopf; Medwin, Parry und Stanhope geben nur ein einseitiges Bild des Dichters; Dallas' Notizen sind noch das Beste, d. h. Glaubwürdigste, was wir haben, und besonders in Bezug auf B.'s religiöse Ansichten in einer gewissen Periode höchst merkwürdig; im Uebrigen war Dallas (zudringlich, breit und geschwätzig, wie er war) kein Geist, der einen Byron zu fassen im Stande gewesen wäre, oder der eine Sympathie mit dem unsers Dichters hätte rechtfertigen können; Leigh Hunt's biographisch-literarische Skizze ist eher geistreich und in mancher Hinsicht interessant als gründlich, erschöpfend und treu gehalten; ärmliche Persönlichkeiten verrücken hier überall den rechten Gesichtspunkt. Somit darf man denn Moore's Werk als das erste willkommen heißen, in dem sich die Materialien zu einer allseitigen, gründlichen und wahren Charakteristik des Dichters zusammenfinden.

Der Titel von Moore's Buch besagt schon hinreichend, daß er nicht die Absicht hatte, eine durchgearbeitete Biographie seines Freundes zu liefern; er will die Mittel zu einer solchen liefern; er will es verständigen Lesern überlassen, überall den tiefern Faden zu verfolgen und selbstthätig die Ausarbeitung des Bildes zu vollenden; er will Lord Byron durch sich selbst, durch seine Briefe und Tagebücher schildern; nur da und dort, wo irrige Ansichten zu beseitigen, falsche Folgerungen abzuweisen, die Uebergänge zu vermitteln sind u. s. w., nimmt er selbst das Wort.

Die 2 ersten vor uns liegenden Bände umfassen Lord Byron's Lebensgeschichte bis zu dem Augenblicke, wo er (am 25. April 1816) sein Vaterland zum zweiten und letzten Mal verließ. Moore verweilt mit großer Innigkeit bei den Kinderjahren seines Freundes. Wir treffen hier sogleich auf anziehende Details. Man erinnert sich, daß ein französisches Werk, „Erinnerungen eines Greises" betitelt, von einer M... D... spricht, für welche Byron in seinem 9. Jahre Liebe gefühlt und die ersten Verse geschrieben haben soll. Die Sache wurde in Abrede gestellt; indessen erfahren wir durch M. den wahren Hergang der Sache. Byron war nicht völlig 8 Jahre alt, erzählt M., als ein Gefühl, das der Liebe näher kam, als man bei einem solchen Kinde für möglich hält, seine Gedanken ausschließlich beschäftigte und zeigte, wie früh in dieser, sowie in andern Leidenschaften die Empfänglichkeit seiner Natur geweckt wurde. Der Name des Gegenstandes seiner Zuneigung war Mary Duff; und folgende Stelle aus einem Tagebuch,

*) Vgl. eine vorläufige Anzeige in Nr. 73 d. Bl. D. Red.

das er 1813 schrieb, beweisen, wie frisch nach einem Zwischenraum von 17 Jahren alles auf diese erste Liebe Bezügliche in seinem Gedächtniß lebte.

Ich habe (schreibt Byron hier) in der neuern Zeit vielfach an Mary Duff gedacht. Wie sonderbar, daß ich in einem Alter, wo ich weder eine Leidenschaft fühlen noch die Bedeutung dieses Wortes zu kennen vermochte, so durchaus, so innig an diesem Mädchen hing. Und die Wirkung: — meine Mutter pflegte mich stets mit dieser kindischen Liebe zu necken, und viele Jahre hernach, als ich 16 Jahre alt war, sagte sie mir eines Tages: Byron, ich habe einen Brief von Edinburg, von Miß Abercromby erhalten und dein altes Liebchen Mary Duff ist an einen Hrn. Co—e verheirathet. Und meine Antwort? Ich kann die Gefühle jenes Augenblicks weder auseinandersetzen noch davon Rechenschaft geben; aber sie zogen mir beinahe Krämpfe zu und erschreckten meine Mutter so sehr, daß sie, als ich hergestellt war, den Gegenstand in meiner Gegenwart gewöhnlich vermied und sich begnügte, es allen ihren Bekannten zu erzählen. Was konnte dies nur sein? Ich hatte sie nicht gesehen, seit ein faux pas ihrer Mutter ihre Entfernung von Aberdeen nothwendig gemacht und sie sich zu ihrer Großmutter nach Banff begeben hatte; wir waren Beide nichts als Kinder. Ich habe mich seitdem 50 Mal gefesselt gefühlt; dennoch erinnere ich mich noch alles Dessen, was wir uns sagten, unserer Liebkosungen, ihrer Gesichtszüge, meiner Unruhe, Schlaflosigkeit, der Qual, welche ich der Magd meiner Mutter anthat, um sie zu bewegen, für mich zu schreiben, was sie zuletzt, mich zu beruhigen, that. So gedenke ich noch unserer Spaziergänge und des Glückes, bei Mary in der Kinderstube, in ihrem Hause zu Aberdeen zu sitzen, während ihre jüngere Schwester Helen mit der Puppe spielte, und wir ernsthaft dasaßen und auf unsere Weise zärtlich thaten. Wie hat sich dies so früh ereignen können? Woher entsprang es? Sinnliche Begierden waren mir noch nach Jahren fremd; und doch war mein Schmerz um dieses Mädchen, meine Liebe zu ihm so groß, daß ich zuweilen zweifle, ob ich seitdem wirklich jemals geliebt habe. Dem sei wie ihm wolle — als ich viele Jahre später von ihrer Verheirathung hörte, war ich wie vom Blitz getroffen —, es erstickte mich fast — zum Schrecken meiner Mutter und dem Erstaunen von Jedermann. Es ist dies eine Erscheinung in meinem Leben, die mir unerklärlich war und es bleiben wird bis zu seiner letzten Stunde; in der letzten Zeit überkam mich, ich weiß nicht wie, die Erinnerung (nicht die Zuneigung) so heftig wie jemals. Ich möchte wissen, ob sie irgend eine Erinnerung davon oder von mir bewahrt hat? ob sie gedenkt, wie sie ihre Schwester Helen bemitleidete, weil sie nicht auch einen Bewunderer hatte? Wie lieblich steht ihr vollendetes Bild in meinem Gedächtniß! — ihr braunes, dunkles Haar, ihre nußbraunen Augen, sogar ihr Kleid! Ich würde sehr bekümmert sein, wenn ich sie jetzt sähe; die Wirklichkeit, wie schön auch, würde die Züge der lieblichen Peri, die sie damals war und als welche sie noch in meiner Phantasie, nach mehr denn 16 Jahren, lebt, zerstören oder wenigstens verwirren.

Das Tagebuch, aus welchem wir diese Mittheilung entlehnt haben, gehört zu dem Interessantesten, was M.'s Werk bietet, da es uns den Dichter ganz und gar zeigt wie er ist. Man muß dabei nur bedauern, daß M., durch vielfache Rücksichten genöthigt, Manches wegließ, das das Bild ohne Frage noch mehr in das eigentliche Licht gestellt und uns einen noch tiefern Blick in sein Inneres gewährt hätte. Dieses „Journal" wurde am 14. Nov. 1813 begonnen; es hebt so an:

Wenn dieses vor 10 Jahren angefangen und treu fortgeführt worden wäre!!! — ach weh! es gibt zu viele Dinge, von denen ich wünschen muß, daß sie unerinnert bleiben! Gut! ich habe meinen Theil an Dem gehabt, was man die Freuden des Lebens nennt, und ich habe von der europäischen und asiatischen Welt mehr gesehen, als das Gesehene gut angewendet. Man sagt, die Tugend trage ihren Lohn in sich; sie sollte ohne Frage für die Noth, welche sie verursacht, gut belohnt werden. Man sollte, wenn man 25 Jahre alt und der bessere Theil des Lebens vorüber ist, etwas sein; und was bin ich? — nichts als 25 Jahr und einige Monate alt. Was habe ich gesehen? denselben Menschen überall in der Welt, Mann, wie Weib. Gebt mir einen Mussulman, der nie fragt, und eine Sie derselben Race, die Einen der Mühe des Fragens überhebt. Wäre diese Pest nicht — das gelbe Fieber — und die Newsteadverzögerung *), ich würde jetzt zum zweiten Male dem Turin nahe sein. Wenn ich mit Letzterm fertig werden kann, frage ich nach der Pest weniger, und in jedem Fall soll mich der Frühling dort sehen, vorausgesetzt, daß ich mich inzwischen nicht verehelichte oder Jemand entehelichte. Ich wünschte, Jemand wäre — ich weiß selbst nicht, was ich wünsche. Es ist seltsam, daß ich nie etwas ernsthaft wünsche, ohne es zu erlangen — und zu bereuen. Ich fange an, mit den guten Magiern zu glauben, daß man nur für die Nation und nicht für das Individuum beten sollte; nach meiner Ansicht wäre dies jedoch nicht sehr patriotisch.

Keine Betrachtungen mehr! Laß sehen — in der vergangenen Nacht vollendete ich „Zuleika" **), meine zweite türkische Erzählung. Ich glaube, diese Arbeit hat mich erhalten, denn sie wurde unternommen, meine Gedanken zu entziehen der Erinnerung des

Liebheil'gen Namens, stets bleib' unenthüllt.

Mindestens würde meine Hand selbst hier zittern, ihn niederzuschreiben. Diesen Nachmittag habe ich die Scenen meiner angefangenen Komödie verbrannt. Ich habe im Sinn, mich in einem Roman, oder vielmehr einer Erzählung in Prosa zu ergießen; aber welcher Roman kommt den Begebenheiten gleich, quae ipse .. vidi et quorum pars magna fui?

Heute war Henry Byron mit meiner kleinen Base Elisa bei mir. Sie wird, eine Schönheit und eine Plage, aufwachsen; mittlerweile ist sie jedoch das hübscheste Kind; dunkle Augen und Wimpern, schwarz und lang wie Rabenflügel. Ich glaube, sie ist noch schöner als meine Nichte Georgina; doch möchte ich dies auch wieder nicht gern glauben, und, obgleich älter, ist sie nicht so liebenswürdig.

Dallas meldete sich, bevor ich aufgestanden, und so trafen wir uns nicht. So Lewis, dem Alles nicht recht zu sein scheint. Was kann er haben? er ist unverheirathet. Hat er seine eigne Geliebte oder eines andern Mannes Weib verloren? Auch Hodgson kam. Er ist im Begriff, sich zu verheirathen und gehört zu der Art Leute, die nur glücklicher dadurch werden. Er hat Talent, Frohsinn, Alles, was ihn zu einem angenehmen Gefährten machen kann; und seine Braut ist schön, jung und all Das. Aber ich sehe niemals Einen, den das Heirathen sehr beglückt. Alle meine Jugendgenossen sind kahl und misvergnügt. W. und S. haben ihr Haar und ihre gute Laune verloren, und der Letztere hatte viel zu verlieren. Aber das will nicht viel sagen, was in einer solchen Lage von eines Mannes Haupt abfällt.

Memorand. Ich muß morgen Spielzeug für Elisa kaufen ... die Stael und Lady Holland besuchen; ebenso **, der mir rieth, „Zuleika" (die er, nebenher bemerkt, nicht gesehen hat) nicht drucken zu lassen; ich glaube, er hat Recht; aber die Erfahrung sollte ihn gelehrt haben, daß das Nicht-

---

*) Die Schwierigkeiten, welche mit dem Verkauf dieses seines Stammsitzes verbunden waren.

**) Hernach „Braut von Abydos" betitelt.

drucken physisch unmöglich ist. Nur Hobgson und Gifford haben sie gesehen. Ich habe nie Jemand eine meiner Arbeiten vorgelesen als Hodgson, da er mich in gleicher Münze bezahlt. Es ist etwas Schauderhaftes, dergleichen zu oft zu thun; man läßt es besser drucken, und wem es gefällt, mag's lesen, und wenn es nicht gefällt, so weiß man doch, daß die Leute das Recht, dies zu sagen, gekauft haben.

Ich habe es abgelehnt, die Debtor's Petition zu übergeben, da ich der parlamentarischen Mummereien müde bin. Ich habe 3 Mal gesprochen, ich zweifle aber, daß ich je ein Redner werde. Meine erste Rede gefiel, die zweite und dritte — ich weiß nicht, ob sie Glück machten oder nicht. Ich bin nie con amore daran gegangen; man muß sich doch vor sich selbst entschuldigen wegen Faulheit oder Unfähigkeit, oder beiden, und dies ist meine Ausrede. Gesellschaft, schlechte Gesellschaft hat mich verdorben, und dann habe ich Tränke getrunken, nicht um Andere zu lieben, aber gewiß genug, um mich selbst zu hassen.

Vor 2 Nächten sah ich die Tiger in Exeter Change soupiren. Veli Pascha's Löwen in Morea ausgenommen, der dem arabischen Wärter wie ein Hund nachlief, hat mich die Zärtlichkeit der Hyäne für den Wärter am meisten unterhalten. Welch eine conversazione! Das Nilpferd hatte ein Gesicht wie Lord L-l.... Ich möchte keine Antilope hier sehen; der Anblick des Kameels erweckte das Verlangen nach Kleinasien. O quando te adspiciam?

(Der Beschluß folgt.)

Die Nonne-Fähnrich, oder Geschichte der Donna Catalina de Erauso, von ihr selbst geschrieben, herausgegeben von **Don Joaquin de Ferrer** und ins Deutsche übersetzt vom Obersten **von Schepeler**. Aachen, Mayer. 1830. 8. 1 Thlr. 8 Gr. *)

Die Selbstbiographin, welche sich Donna Catalina de Erauso nennt, erzählt von ihrem allerdings ungewöhnlichen und keiner Nachahmung zu empfehlenden Thun und Treiben kürzlich Folgendes.

Im Jahr 1585 zu S.-Sebastian geboren, wird Donna Catalina seit dem Jahr 1589 in dem Kloster der Dominicanerinnen erzogen und entflieht aus demselben im Jahr 1600. In männlicher Kleidung tritt sie in allerlei Dienste, bis sie auf dem Schiff eines ihr unbekannten Oheims Eguino nach Nombre de Dios in Amerika gelangt, wo sie, während das Schiff zur Rückkehr nach Europa befrachtet wird, ihren Oheim bestiehlt und in die Dienste eines Kaufmanns in Sanna geht, bei einer im Schauspiel ihr zugefügten Beleidigung ihrem Gegner das Gesicht zerschneidet, dessen Begleiter niedersticht und sich durch die Flucht in eine Kirche rettet. Mit Mühe entgeht sie der Zumuthung, die Geliebte ihres Herrn zu heirathen, ohne die raison suffisante oder vielmehr insuffisante zu erklären, und besorgt dessen Geschäfte in Truxillo, wo sie einen ihrer Feinde aus Sanna tödtet, durch die Flucht in eine Kirche entkommt und nach Lima gelangt. Von einem Kaufmann daselbst, dessen Schwägerin eine Neigung für den Ankömmling zeigt, entlassen, wird sie unter dem Namen Ramirez de Gusman Soldat und bei der Compagnie ihres sie nicht kennenden Bruders Miguel de Erauso angestellt, in dessen Hause sie 3 Jahre bleibt, bis sie seine Eifersucht reizt, mit ihm in Händel kommt und nach Paicadi geschickt wird, wo sie 3 Jahre verweilt. Wegen tapfern Benehmens im Krieg gegen die Indier zum Fähnrich ernannt, welche Stelle sie 5 Jahre bekleidete, erhielt Donna Catalina die Compagnie nicht, weil sie einen gefangenen Anführer der Indier aus eigner Machtvollkommenheit hatte hängen lassen. Beim Spiel in Händel gerathen, ersticht sie einen Fähnrich und einen Auditor, findet ein Asyl in einer Kirche, welches sie verläßt, um in der Nacht einem Freund in einem Zweikampf beizustehen, in welchem verflochten, sie im Dunkeln ihren Bruder tödtet und nach großen Mühseligkeiten, einige Damen courtoisirend und betrügend, auch Räuber besiegend, nach Potosi entkommt, wo sie wegen bewiesener Tapferkeit bei einer Meuterei als Adjutant angestellt wird, bald aber nach einigen Gefechten gegen die Chaucos die Armee verläßt. Im Hause einer vornehmen Witwe zu la Plata dienend, welche einer andern Dame aus Rache meuchlerischerweise das Gesicht entzweischneiden läßt, kommt sie in Untersuchung, wird gefoltert und freigesprochen. Zu Charcas in Oberperu Getreide- und Viehhandel treibend, ersticht Donna Catalina einen Kaufmann im Streit beim Spiel und aus gleicher Ursache einen Portugiesen, wofür sie zum Galgen condemnirt, aber im letzten Augenblick, schon den Strick um den Hals, begnadigt wird. Auf der Rückkehr nach la Plata befreit sie eine Frau von ihrem sie mishandelnden Gatten und verwundet diesen schwer, worauf die Regierung diese würdige Person aussieht, um in der Provinz Recht zu sprechen, wo sie ihrer Neigung, aufhängen zu lassen, Genüge leistet. In der Stadt la Paz tödtet sie einen Diener des Corregidors, wofür sie zum Tod verurtheilt, abermals durch die Unverletzbarkeit einer Kirche gerettet wird, nach mehren Abenteuern Cuzco erreicht, wo sie, wie gewöhnlich, im Spiel Händel hat, ihren Gegner ersticht, nach Guamanga flieht und verfolgt sich dem Bischof entdeckt, dem sie ihr ganzes Leben erzählt. Der Bischof übergab sie einem Nonnenkloster zur Verwahrung und setzte sie, nachdem er Sicherheit erlangt hatte, Donna Catalina de Erauso sei vor abgelegtem Gelübde, als Novize, aus dem Kloster geflohen, mit großen Ehrenbezeigungen in Freiheit. Im Jahr 1625 nach Spanien zurückgekehrt, erhält sie zum Lohn eine Pension und in Rom den Segen des Papstes!

Daß ein solcher weiblicher Fähnrich nicht nur die erwähnten Kriegsthaten vollbrachte, sondern auch nach dem Jahre 1626, wo die Biographie schließt, förmlich als Fähnrich vom König bestätigt, im Jahr 1630 wieder nach Amerika kam, um neue Lorbern zu sammeln, ist durch authentische Belege außer allen Zweifel gestellt, sowie die große Aufmerksamkeit, welche diese sonderbare Erscheinung erregte, durch mehre von dem Herausgeber allegirte Stellen spanischer Schriftsteller und ihr von Pacheco im Jahr 1630 gemaltes Bild erwiesen. Um so auffallender ist es, daß nach dem vom Herausgeber aus S.-Sebastian erlangten Taufschein Catalina de Erauso erst im Jahr 1592 geboren ist und als Novize im Jahr 1607 entsprang, wo unsere Heldin bereits in Amerika mordete. Es ist aus diesen und aus mehren andern Umständen sehr wahrscheinlich, daß die Amazone eine wirklich aus einem Kloster entsprungene Nonne war, welche wohl wußte, daß sie an dem Bischof von Guamanga einen sehr milden Richter in Bezug auf alle weltliche Verbrechen, aber einen unerbittlichen Rächer geistlicher Vergehungen finden würde, ihm völliges Vertrauen schenkte, insofern es erstere betraf, ihm aber ihren wahren Namen verbarg und den der Donna Catalina de Erauso annahm, von welcher sie während des dreijährigen Aufenthalts bei deren Bruder alle Particularitäten erfahren hatte und mit Sicherheit wußte, daß diese vor Ablegung des Gelübdes als Novize entflohen war. Daß sie weniger wagt, dem heiligen Mann einen fingirten Brudermord als ein gebrochenes Gelübde zu bekennen, konnte ihr aus ihren Erfahrungen, wo die Kirche ihr stets eine Zuflucht anbot, leicht klar sein. Das im vorliegenden Fall der Lösung eines Räthsels nicht unähnliche Criterium, das wirkliche Geburtsjahr der kriegerischen Donna festzustellen, bietet daher dem Scharfsinn des Lesers eine Aufgabe, während das Buch selbst die Sitten der damaligen Zeit auf eine originelle Art schildert. 53.

*) Vgl. hierüber Nr. 73. D. Red.

Aus Italien.

Seit dem Jahre 1763 stellt man auf der k. k. Sternwarte zu Mailand Witterungsbeobachtungen an, bei denen man dasselbe Instrument, wie am ersten Tage, und sonach auch dasselbe System der Berechnung in Anwendung bringt. Das Thermometer, das man gebraucht, gehörte, als es neu war, zu den besten, die man zu machen verstand. Seine Réaumur'sche Scala ist in Grade und Viertelgrade abgetheilt; und jeder Grad nimmt einen Raum von 1, 19 Linien ein. Es hängt an einer äußern Mauer, nahe bei einem nach Norden gerichteten, auf einen kleinen Hof gehenden Fenster, ungefähr 35 Fuß über dem Boden und 430 über dem Spiegel des Meeres. Jeden Tag bei Sonnenaufgang und um 3 Uhr Nachmittag wird sein Stand aufgeschrieben. Das Verfahren verdient also alles Vertrauen, und doch ergaben sich, wie auch anderwärts bemerkt worden ist, während der strengen Kälte im verflossenen Januar Abweichungen von einem halben, auch wol von einem ganzen Grade gegen ein anderes Instrument auf der Spitze der Sternwarte, das immer höhern Kältegrad nachwies, sodaß Zweifler Bedenken gegen die Zuverlässigkeit beider Instrumente erhoben. Diese Letztern vergaßen, daß die Angaben der Temperatur, die uns das Thermometer zeigt, von so vielen und so mannichfaltigen Umständen abhängen, daß es kein leichtes Unternehmen ist, diese einzeln andeuten und abschätzen zu wollen. Zwar ist man über einige Punkte übereingekommen, um die zu verschiedener Zeit und an verschiedenen Orten gemachten Beobachtungen unter sich in Uebereinstimmung zu bringen, aber über andere ist man noch uneinig. Unter die letztern gehört die Höhe, in der man das Instrument anbringen soll. Agronomen, die den Luftwärmegrad als eins der Hauptelemente für die Entwickelung der Agricultur ansehen, behaupten, man müsse das Thermometer nur wenige Fuß über dem mit Pflanzenwuchs bedeckten Boden anbringen; Andere, welche die Luftwärme von Seiten ihres Einflusses auf das Wohlsein und das Behagen oder Misbehagen, das es auf den Menschen hervorbringt, betrachten, stellen ihr Thermometer gewöhnlich in der halben Höhe ihrer Wohnungen auf; Die endlich, welche die Einwirkung der Luftwärme auf die andern Witterungserscheinungen erforschen wollen, müssen es in beträchtlicher Höhe, außerhalb der Luftschicht, anbringen, welche von der Eigenthümlichkeit des Bodens und den Abänderungen abhängig ist, die unter ihr die Thätigkeit und schon das Wohnen der Menschen hervorbringt. Welche von diesen 3 Beobachterclassen hat nun am meisten Anspruch an unsern Glauben? Wir antworten Jeder, wenn er seine Betrachtungen nur regelmäßig und ohne Unterbrechung in einem langen Zeitraume fortgesetzt hat. Viele fodern, daß, wenn einmal der äusserste Kältegrad angegeben werden soll, man in der Aufstellung des Thermometers Alles vereinigen müsse, was zur Vermehrung der Kälte beitragen kann; aber weil dann im Sommer, um Gleichmäßigkeit herauszubringen, auch ein Standort gewählt werden müßte, der zur Beobachtung des höchsten Hitzegrades sich eignete, so würde dies wenigstens halbjährige Versetzungen nothwendig machen, die wesentlich die Beobachtung stören müßten; abgesehen davon, daß man in den Zwischenzeiten vollends mit der Wahl des Aufstellungspunktes noch mehr in Verlegenheit gerathen möchte. Wo die Meinungen folglich so sich widersprechen, ist es das Beste, den längst angenommenen Gang der Beobachtung so wenig als möglich abzuändern; denn wenn auf diese Art das absolute Maß der Erscheinungen nicht festgesetzt werden kann, so gelangt man doch wenigstens dahin, das relative mit einiger Sicherheit kennen zu lernen. Achtundsechzigjährige Beobachtungen, an einem und demselben Orte angestellt, werden eine sichere Andeutung hergeben, wie die Strenge der Winter in jenen Gegenden während dieses langen Zeitraums sich verhielt. Aus ihnen geht hervor, daß zu Mailand nur 13 Winter einen Kältegrad von mehr als —9° Réaumur hatten; der kälteste unter diesen allen war der Winter von 1767, wo das Thermometer 12° unter dem Eispunkte, der nächstkalte der von 1800, wo es 11, 8 zeigte; der diesjährige Winter gab nur 11, 5 am Thermometer der Brera. Dieser Zusammenstellung nach war im Laufe von 68 Jahren zu Mailand der diesjährige Winter an Strenge der dritte. Aber, zählt man, um die Dauer des Frostes in Rechnung zu bringen, die Tage des Januars während der 68 Jahre zusammen, wo das Thermometer unter —1 fiel, die höchsten und die niedrigsten Temperaturen jedes Tages gegeneinander ausgeglichen, so wird der diesjährige Winter in Rücksicht des ausdauernden Frostes der zweite, und nur der Winter von 1767 überbietet ihn. Damals gab die mittlere Luftwärme für den Januar —3, 76 Réaum.; dieses Mal —3, 23; 1795 —3, 15. In Paris war während des gegebnen Zeitraums die heftigste Kälte im J. 1795. Sie betrug —18, 8. Die diesjährige, im Januar, nur —13, 5. Höhere Grade des Frostes zeigten 1799, 1776, 1784, 1789. Doch begründet dieses noch keinen Schluß, daß dann folglich die Kälte für die Empfindung peinlicher gewesen sein müsse. Dieser Eindruck hängt von der größern oder geringern Feuchtigkeit oder von der Bewegung der Luft ab; und ist ebenso ohne Beziehung auf den Stand des Thermometers als der Preis des Getreides unabhängig von der Strenge des Winters ist, wie genaue *tabellarische* Angaben in der „Biblioteca italiana" (Dezemberheft, 1829) erweisen. 35.

Bemerkungen.

Benjamin Constant sagt irgendwo: „Ich wundere mich nicht, daß der Mensch ein Bedürfniß der Religion hat, aber ich staune, daß er sich je für so stark und vor Unglück gesichert hält, um irgend eine zu verwerfen. Er müßte, wie mir däucht, in seiner Schwäche stets geneigt sein, alle anzurufen".

Mit diesen Worten ist in der That die Quelle des Aberglaubens, Vielglaubens, der Priesterinstitute angedeutet.

Luther schreibt an Melanchthon, als dieser zaghaft war in Augsburg (1530) bei Uebergabe der Confession: „Deine eitlen Sorgen stammen daher, daß Du Dir allein glaubst, mir und Andern nicht glaubst, zu Deinem Unheil. Ich war in größern Bedrängnissen, als Du hoffentlich je sein wirst, und ich Niemandem wünsche, selbst nicht meinen wüthenden und erboßten Feinden. Und doch ward ich in solchem Unglück oft erleichtert durch das Wort eines Bruders, durch Deins, des Jonas und Anderer. Warum hörst Du denn jetzt uns nicht, die wir doch nichts Fleischliches und Weltliches, sondern Göttliches durch den heiligen Geist reden? Sind wir gleich gering, so ist doch Der nicht gering, der durch uns spricht. Soll's denn erlogen sein, daß Gott seinen Sohn für uns gegeben hat, so sei der Teufel an meiner Statt ein Mensch oder eine seiner Creaturen. Ist's aber wahr, was machen wir denn mit unserm leidigen Fürchten, Sorgen und Trauren? — Im häuslichen Schmerz bin ich schwächer, Du bist stärker, im öffentlichen bin ich, wie Du bist im häuslichen, wenn ich anders häuslich nennen darf, was zwischen mir und dem Satan vorfällt. Denn Du achtest Dein Leben geringe, fürchtest für die öffentliche Sache, ich aber bin über das Oeffentliche guten Muths und getrost, weil ich weiß, die Sache sei gerecht und wahr, ja, die Sache Christi und Gottes, welche nicht über Sündenschuld erbleichen kann, wie ich armer Heiliger erbleichen und zittern muß".

Lerne hieraus Jeder, wie verschieden sich der Muth des Menschen gestaltet, und daß vielleicht Niemand unter allen Umständen gleich muthig erfunden wird. 10.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 106. —— 16. April 1830.

Letters and journals of Lord Byron; with notices of his life. By *T. Moore*. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 105.)

Der Reichthum des Stoffes, der sich zu einer nähern Charakteristik des Moore'schen Werkes bietet, ist so groß, daß sich Ref. auf Das beschränken muß, was zunächst als literarische Unterhaltung gelten kann, d. h. auf Einzelnes, das mit den (vor 1816 erschienenen) poetischen Arbeiten Byron's im Zusammenhang steht.

Im J. 1806 entschloß sich Byron, eine Sammlung seiner Gedichte drucken zu lassen. Ridge, Buchhändler zu Newark, übernahm den Druck, und im November erhielten die Freunde und Freundinnen des Dichters seine Gabe. Man hat in England nur 2, höchstens 3 Exemplare dieser Ausgabe, die aus wenigen Quartbogen bestand. Der Tadel, den er wegen eines zu üppig ausgemalten Gedichtes von einem Freunde (Becher) erfuhr, veranlaßte ihn, sämmtliche Exemplare zurückzunehmen; im Januar 1807 war eine neue verbesserte Auflage in den Händen der Freunde. Die 100 Exemplare, welche er abziehen ließ, waren kaum aus seinen Händen, als er, einen weitern Kreis von Lesern wünschend, die „Hours of idleness" drucken ließ, das erste Werk, mit dem er vor das große Publicum trat. Die Tageblätter und Monatsschriften spendeten dieser nicht viel versprechenden Sammlung das größte Lob, das der junge Dichter, wie es scheint, nicht gleichgültig hinnahm.

Crosby, mein londner Verleger (schreibt er am 2. Aug. 1807 an eine Freundin), hat seine zweite Sendung abgesetzt und eine dritte bei Ridge verlangt, wenigstens sagt er so. In jedes Buchhändlers Fenster sah ich meinen eignen Namen und sage nichts, sondern freue mich meines Ruhmes im Stillen. Mein letzter Reviewer ersucht mich freundlich, meinem Entschluß, nichts mehr zu schreiben, zu entsagen, und „ein Freund der Sache der Literatur" bittet mich, das Publicum „zu einer nicht fernen Zeit" wieder mit einem neuen Werke zu erfreuen. Wer möchte nicht ein Dichter sein? d. h., wenn alle Recensenten so höflich wären. Aber die andern werden mich schon, ich zweifle nicht daran, für diese freundlichen Ermunterungen hernehmen.

Die Ahnung traf ein. Im Frühling 1808 erschien im „Edinburgh review" die berüchtigte Kritik der „Hours of idleness", von der man behaupten kann, daß sie den Genius des Dichters, den sie zertreten wollte, geweckt, ihn mit seiner Kraft bekannt und zu einer Berühmtheit erhoben hat, welche er sich selbst nicht weissagte. Der erste Augenblick der Erregung, nachdem er die Kritik gelesen, war fürchterlich. Ein Freund, erzählt M., fand ihn so außer sich, daß er fragte, ob er eine Ausfoderung erhalten habe? da er den grimmigen Trotz seiner Blicke nicht anders deuten konnte.

Es würde (fährt M. fort) für einen Bildhauer oder Maler schwer sein, sich einen Gegenstand von fürchterlicherer Schönheit zu denken, als das schöne Gesicht des jungen Dichters in der gesammelten Kraft dieser Krisis dargeboten haben mag; sein Stolz war auf das empfindlichste verwundet, sein Ehrgeiz gebeugt; aber dieses Gefühl der Demüthigung währte nur einen Augenblick. Eben die Reaction seines Geistes gegen den Angriff erhob ihn zu dem vollen Bewußtsein seiner eignen Kräfte, und der Schmerz, die Scham, mit welcher die Beleidigung ihn erfüllte, wurde vergessen in der stolzen Gewißheit, sich gerächt zu sehen.

Byron erzählt in dem obengenannten Tagebuch, er habe an dem Tage, wo er die Kritik gelesen, 3 Flaschen Claret nach dem Mittagsessen getrunken, aber sich dadurch nichts erleichtert gefühlt, bis er seinem Unwillen gegen Alles und Alle in Versen Luft gemacht, wo er sich dann beträchtlich besser gefühlt habe. Bekanntlich ist die Satyre: „English bards and scotch reviewers", die in der Mitte des März 1809 erschien, der Erguß seines gekränkten Gefühls; schon Ende Aprils war eine neue Auflage nothwendig, wo bedeutende Zusätze gemacht wurden. Im Juni trat er seine erste Reise an, deren Frucht wir in den ersten Gesängen von „Childe Harold" bewundern. Bei seiner Rückkehr nach England wurde die Satyre zum vierten, und im Anfange des Jahres 1812 zum fünften Male aufgelegt; der erste und zweite Gesang von „Childe Harold", von dem er wegwerfend sprach, während er auf eine sehr mittelmäßige Arbeit: „Hints from Horace", das größte Gewicht zu legen schien, und „Curse of Minerva" traten an das Licht. Moore sagt in Bezug auf die Erscheinung von „Childe Harold":

Die Wirkung war elektrisch; Lord Byron's Ruhm brauchte nicht auf eine der gewöhnlichen Stufenfolgen zu warten, sondern schien wie der Palast eines Feenmärchens

in einer Nacht emporzusteigen. „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt", sagt Byron selbst lakonisch in seinem Tagebuch. Die erste Ausgabe war augenblicklich vergriffen; „Childe Harold" und Lord B. waren das Thema einer jeden Zunge. Die ersten Männer des Tages — viele, die er in seiner Satyre beleidigt hatte und die ihren Groll in edler Bewunderung vergaßen, gaben Karten bei ihm ab. Vom Morgen bis in die Nacht häuften sich auf seinem Tische die schmeichelhaftesten Beweise allgemeiner Bewunderung, vom ernsten Tribut des Staatsmannes und Philosophen bis zu dem (für ihn noch schmeichelhaftern) romantischen Billet einer incognita u. s. w.

Der „Gjaour" erschien im Mai 1813. Es ist anziehend zu lesen, wie sorgfältig der Dichter diese in der ersten Glut hingeworfene herrliche Schöpfung ausfeilte und vollendete. Ein Brief von Lord Sligo, welcher mit Byron in Athen gewesen war, unterrichtet uns des Nähern, wie die Erzählung auf einem Vorfall beruhte, bei welchem der Dichter selbst die Rolle des Helden gespielt hatte. Der Raum verbietet uns, diesen interessanten Brief mitzutheilen. Es ist mit dem Stoffe, aus welchem der „Gjaour" hervorging, wie mit vielen andern, die Byron behandelt hat; er bedurfte eines Gegebenen, welches mit ihm in irgend einer Beziehung stand, dann floß die dichterische Ader unaufhaltsam. M. bemerkt jedoch richtig, es sei etwas gewagt, die Verbindung zwischen seinem und seiner Helden Schicksal überall genau nachweisen zu wollen, da sie oft nur in seiner Phantasie bestanden habe, obgleich er gewiß oft seine eignen Gefühle schildere. Gelegenheitlich, fügt M. hinzu, habe Byron den Glauben an solche Verbindungen allerdings durch seine Aussagen oder Andeutungen bestärkt. Von der „Braut von Abydos", welche, der Hauptsache nach, am 13. Nov. 1813 fertig wurde, haben wir bereits gesprochen. Am 16. Nov. schrieb er in sein Tagebuch:

Die „Braut" wurde in 4 Nächten geschrieben, um meine Träume von ** loszureißen. Ohne diesen Umstand würde sie nie gedichtet worden sein; hätte ich zu dieser Zeit nicht irgend etwas gethan, ich hätte wahnsinnig werden und mein eignes Herz essen müssen — eine bittere Kost.... Murray hat mir 1000 Guineen für den „Gjaour" und die „Braut von Abydos" geboten. Ich wills nicht — es ist zu viel, obgleich ich nicht wenig dazu versucht bin, blos wegen des Redens davon. Kein schlechtes Geld für eine zweiwöchentliche — was? der Himmel weiß es — es sollte Poesie genannt werden.... Ich bin dieser „Braut von Abydos" mehr Dank schuldig als dem gefälligsten Leser; sie hat meine Gedanken aus der Wirklichkeit in das Reich der Einbildungskraft gebracht — aus selbstischem Gram in lebendige Erinnerungen — und mich in ein Land zurückgerufen, das voll ist der glänzendsten und düstersten, immer aber der lebendigsten Farben, die mein Gedächtniß bewahrt.

Am 18. Febr. bemerkte Lord Byron in sein Tagebuch:

„Der Corsar" ist, seitdem ich dieses Tagebuch begann (s. oben), erfunden, niedergeschrieben, gedruckt u. s. w. worden. Man sagt, er finde großen Beifall; er wurde con amore und großentheils nach dem Leben gearbeitet. Murray ist zufrieden mit dem Absatz, und wenn es die Leser auch sind, so sind wir fertig.

Am 6. Jan. 1814 schrieb der Dichter an Moore:

Ich habe einen Teufel von einer langen Geschichte in die Presse gegeben, sie ist „Der Corsar" betitelt und im regelmäßigen heroischen Versmaß geschrieben. Es ist eine Seeräuberinsel, mit meinen eignen Geschöpfen bevölkert, und Ihr denkt Euch leicht, daß sie die 3 Gesänge hindurch eine Menge Unheil anstellen.

„Lara" wurde im Frühling 1814 gedichtet. Lord B. ist sehr lakonisch in Bezug auf dieses Gedicht; am 21. Juni 1814 schrieb er an Murray:

Ich glaube, „Lara" ist zum Teufel gegangen — was nicht viel zu sagen hat; schreibt mir nur, damit ich der Mühe, das Uebrige abzuschreiben, überhoben bin und den ersten Theil ins Feuer werfe.

In einem andern Briefe wünscht er, daß „Lara" der „Braut von Abydos" und dem „Corsar", als die Reihenfolge beschließend, beigedruckt werde. Die „Ode an Napoleon" und die „Hebräischen Gesänge" entstanden gleichfalls in diesem Jahre. Am Ende des Jahres 1815 trug Lord B. seinem Verleger „Die Belagerung von Korinth" und „Parisina" an; Murray bot 1000 Guineen Honorar; Lord B. blieb jedoch seinem Grundsatze, für seine Werke kein Honorar anzunehmen, noch treu und wies die Summe zurück, obgleich er damals in sehr bedrängten Umständen war und die Gerichtsdiener mehrmals Beschlag auf seine Habe gelegt hatten.

Folgender Auszug aus einem Briefe an Murray (20. Febr. 1816) ist charakteristisch:

Was die Bemerkungen über Sorglosigkeit u. s. w. betrifft, so denke ich, mit aller gebührenden Unterwürfigkeit, daß der freundliche Leser eine etwas ungewöhnliche und absichtlich regellose Versification für Eile und Nachlässigkeit genommen hat. Das Versmaß ist nicht das von irgend einem andern meiner Gedichte, welche (wie ich glaube) für ziemlich correct gehalten wurden, nach Bysshe (Shelley) und den Fingern — oder Ohren — zu schließen, nach welchen Barden schreiben und Leser zählen. Ein großer Theil der „Belagerung" ist (wie ich glaube) in dem Versmaße geschrieben, das die Gelehrten Anapäste nennen (obgleich ich dessen nicht gewiß bin, da ich meine Metrik und meinen Gradus schmählich vergessen habe), und manche Verse sind absichtlich länger oder kürzer als die ihnen entsprechenden Reimzeilen, und der Reim kömmt in größern oder kleinern Zwischenräumen vor, wie Laune oder Bequemlichkeit es mitsichbrachte. Ich will nicht sagen, daß dies recht oder gut sei, sondern blos, daß ich weniger hart hätte sein können, wenn es mir vortheilhaft geschienen hätte, und daß ich die Abweichung wohl bemerkt hatte, obgleich es mir jetzt leid thut, da ich gewiß lieber gefalle als misfalle. Mein Wunsch war, etwas von meinen frühern Bemühungen Verschiedenes zu versuchen, wie ich bestrebt war, jene mannichfaltig zu gestalten. Die Versification des „Corsar" ist nicht die „Lara's", noch die des „Gjaour" die der „Braut"; „Childe Harold" unterscheidet sich wieder von diesen, und ich bemühte mich, das letzte Gedicht von allen andern verschieden zu bilden.

Ref. überläßt es verständigen Lesern, ihre Bemerkungen an diese Stellen anzuknüpfen, welche zugleich für Uebersetzer Byron'scher Dichtungen einen wichtigen Fingerzeig abgeben. Die Form war ihm blos — Form; Gedanke, Gefühl das Erste und Letzte, und sein Dichterruhm wird ihm bleiben, wenn ihm auch ein Pedant nachweist, daß er den Amphibrachys u. dgl. mit dem Anapäst verwechselte oder seine Verszeilen allzu sorglos scandirte, wie z. B. in den beiden „Foscari":

Foscari, now let us go and leave this felon (Act. III.)
oder:

Ah, the devil, come to insult the dead! Avaunt!
(Act. IV.)

Ref. hofft, den Lesern bald von den beiden letzten Bänden des Moore'schen Werkes Rechenschaft geben zu können. 92.

Grave Ruodolf, herausgegeben von W. Grimm. Göttingen, Dieterich. 1828. Gr. 4. 12 Gr.

Zehn alte halbzerstörte Pergamentblätter haben glücklicherweise etwa 1000 Verse eines ausgezeichneten, bisher unbekannten epischen Gedichts des 12. Jahrhunderts aufbewahrt und zu noch größerm Glück einen Herausgeber und Erklärer gefunden, wie er allen Schätzen der Sprache und Dichtung zu wünschen wäre, wenn selbst der Wunsch sich erlauben dürfte, höchste Seltenheiten zu begehren. So viel besonnene Kritik, so umfassende grammatische und historische Kunde, mit so zartem Sinn für dichterische Schönheit, mit so glücklicher Gabe der Enträthselung und Ergänzung verbunden, gibt den vorliegenden 7 Bogen einen Werth, mit dem manches bändereiche, keineswegs unverdienstliche Werk des Auslandes nicht wetteifern darf. Was der Vergessenheit entrissen worden, sind leider nur 5 Bruchstücke, ohne Zusammenhang, ohne Anfang und Ende, aber ihr Retter und Bekanntmacher hat mit schöpferischer Hand ihrer Erläuterung Vermuthungen hinzugefügt, die dem Leser erlauben, ein schönes und beruhigendes Ganzes zu ahnen und von einer Novelle zu träumen, der wenige zu vergleichen sind. Diesen Fund ihm nachzuweisen, zu diesem belohnenden Genuß ihn einzuladen, ist der Zweck dieser Anzeige, die sich an Freunde reizender Phantasiegebilde richtet, denen Forschungen strengwissenschaftlicher Art ein unbetretenes Gebiet bleiben. Gelehrte und lehrbegierige Sprachkenner bedürfen des Zurufs nicht, um jedes Werk, das Hrn. G.'s Namen trägt, mit großen Erwartungen zur Hand zu nehmen und diese Erwartungen übertroffen zu sehen. Auch die hier gegebenen Aufschlüsse werden der Benutzung nicht verfehlen und in kritischen Blättern die Würdigung erhalten, welcher vorzugreifen Ref. sich nicht vermißt. Nur so viel muß er sagen, daß die Faßlichkeit der Erklärung auch dem Laien nicht schwer macht, das Vorhandene zu verstehen und mit ungestörtem Vergnügen zu lesen. Die Reimzeilen wurden damals noch nicht abgesetzt, doch verrathen sie sich leicht dem Ohr, auch sind einige, wiewol sparsam eingestreute Assonanzen unverkennbar. Mancher Ausdruck, manche Wendung ist überaus sprachgerecht und empfiehlt sich der Wiederaufnahme. Einiges trägt niederdeutsches Gepräge. Die Reime sind viel reiner als bei den Pfaffen Konrad und Wernher und nähern sich schon der Glätte Hartmanns und Konrads von Würzburg. Gezählt wurden die Sylben noch nicht, aber die Kürze oder Länge der Zeilen paßt sich wohl zu ihrem Inhalte. Merkwürdig ist der sehr genau beobachtete, erst im 12. Jahrhundert ausgebildete Unterschied des Ihr und Du. Nur Gleiche duzten sich, nur Untergebene wurden von ihren Obern geduzt, und gaben ihnen, wie selbst Kaiser und Fürsten allen Geistlichen ohne Ausnahme, das Ihr zurück. Erst in aufgereizter Stimmung wagte Kaiser Friedrich I. des Papstes Du zu erwidern. Daß in den Nibelungen und im Rother beides verwirrt wird, zeugt für deren ältere Grundlage. Das Gedicht beginnt im heiligen Lande. Gilot, König von Jerusalem, tritt darin auf. Für ihn streitet der Hauptheld der Erzählung, Graf Rudolf, wahrscheinlich ein Lehnsträger des deutschen Kaisers, der allen Fürsten der Erde vorgezogen wird. Ein heidnischer König, Girabote, wird in Askalon belagert. Schon hat er alle seine Mannen eingebüßt, als er Weiber in kriegerischer Rüstung auf die Zinnen treten, gleich frischangekommenen jugendlichen Kämpfern erscheinen läßt und durch diese Kriegslist Frieden erwirbt. In dem verlorenen Theile des Gedichts muß Graf Rudolf mit dem christlichen Könige zerfallen sein, denn wir finden ihn im nächsten Bruchstücke bei dem heidnischen Halap, im glücklichen Liebesgenusse seiner schönen Tochter, und der König von Jerusalem begehrt von dem Helden, er solle ihm den Grafen mit gebundenen Händen ausliefern, weil er ihm einen Herzog und dessen Sohn entführt habe. Dessen weigert sich Halap in fürstlich-ritterlicher Aeußerung, die vermuthlich Krieg herbeiführt, während dessen der Graf von seinem Schutzherrn zur Vertheidigung einer am Meere gelegenen, von Christen hartbedrängten Stadt entlassen und sein jugendlicher Vetter, Bonifait, zum geheimen Kämmerer der Königstochter bestellt wird. Rudolf erreicht seinen Zweck, Halap und sein Heer eilen ihm zu Hülfe; Rudolf kämpft siegreich, doch mit flachem Schwert, gegen die Christen, Gilot besteht nicht gegen die Streiche Girabote's. Eine bedauernswerthe Lücke zerreißt abermals den Faden der Begebenheiten. Der Schauplatz eröffnet sich von Neuem in der Nähe von Konstantinopel. Rudolf ist gefangen, von der Dame seines Herzens getrennt und gilt für todt. Seine Geliebte will nicht daran glauben und ihm treu bleiben. Halap ist allem Ansehen nach gestorben, denn seiner wird nicht weiter gedacht und die Tochter von nun an Königin genannt. Der König des Landes, dem der Dichter, der nur einen Gott und nur einen Kaiser anerkennt, den Kaisertitel nicht beilegt, wirbt um ihre Hand. Sie dankt ihm mit großer Freundlichkeit und süßen Worten, aber sein Erbieten nimmt sie nicht an, hingegen bittet sie um die christliche Taufe, die ihr gern bewilligt, mit großer Pracht und vornehmen Pathen vollzogen wird und ihr den Namen Irmengard erwirbt. Mittlerweile hat sich Rudolf mit Gefahr und neuer Verwundung aus dem Kerker gerettet, bei Tage unter Dornenhecken verborgen, bei Nacht kümmerlich fortgeschleppt. Auf dieser Pilgerschaft bewahrt ihn vor dem Hungertode das weggeworfene Brot eines vorüberreitenden Junkers aus dem Gefolge eines stattlichen Abts, stärkt ihn der Labetrunk eines mitleidigen Wanderers, der nicht mehr für ihn thun kann. Die rührende Erzählung erinnert an die Parabel des Samariters. Im letzten Bruchstücke ist Rudolf in Konstantinopel eingetroffen, wird von seinem Vetter Bonifait erkannt und bei nächtlicher Weile heimlich zu seiner Königin geleitet. Ein Bett umfängt die Liebenden. Sie nähmen das große Königreich nicht für diese Nacht und wünschten, sie wäre 3 Jahre lang, aber sie vergeht schnell; doch die mitleidige Zofe Beatrise, von jeher die Vertraute ihrer Liebe, erlaubt dem Tage nicht, sie zu trennen. Rudolf entflieht mit der Königin und ihren reichen Schätzen der Heimath zu, Beatrise und Bonifait sind ihre Begleiter. Nachdem sie Nacht und Tag viele Meilen geritten, begehrt die ermüdete Fürstin, auf dem Blumenrasen eines Waldes zu ruhen. Das läßt sich nicht abschlagen, und nachdem sich die Reisenden durch Speise und Trank erquickt, bewacht Bonifait seine schlafenden Gefährten. Da nahen sich ihnen 12 Räuber, von denen Bonifait 5 erschlägt. Die übrigen fallen unter dem Schwerte des erwachten Rudolf; aber auch Bonifait ist ein Opfer des Todes geworden, und Rudolf schließt ihn lautjammernd in seine Arme. Damit endet der erhaltene Theil des Gedichts, dessen Hauptpersonen Hr. G. eine beseligende Zukunft andeutet, und es ist ein angenehmes Bedürfniß, dieser Weissagung zu trauen. Das ungern entbehrte Ganze enthielt ohne Zweifel eine lebendige Schilderung des Zustandes von Palästina, als das seltsame Königreich Jerusalem noch im Flor stand, denn die erhaltenen Charakterzüge der Christen und Heiden sind Spiegelbilder der Wirklichkeit. Nur die erzählte Handlung war wenigstens großentheils erdichtet, obgleich sich aus bloßen Bruchstücken nicht beurtheilen läßt, inwiefern ihr Hauptheld der Geschichte angehöre. Unverkennbare Erfahrung und Anschauung lassen vermuthen, der Dich-

ter sei Augenzeuge der Verhältnisse gewesen, die er so treffend darstellt. Die Belagerung von Askalon scheint die wenig bekannte von 1145, von welcher Niclas von Amiens berichtet, sie wäre durch eine Kriegslist aufgehoben, deren Beschaffenheit er nicht näher angibt. Mit scharfsinnigen, unwiderleglichen historisch-kritischen Gründen bestimmt Hr. G. die Abfassung des Gedichts um das Jahr 1170. Die nichtmorgenländischen Namen: Girabote, Gilot, Beatrise u. s. w. verrathen französischen Ursprung, doch sprechen andere, besonders Irmengard, und was sonst den Deutschen kundgibt, für dessen dichterischfreie Bearbeitung. „Gedanke und Ausdruck sind lebendig und warm; die Fabel, selbst in diesen wenigen Bruchstücken, glücklich benutzt. Es fehlt nicht an neuen, anziehenden Bildern eigenthümlicher Innigkeit und wechselseitiger herzlicher Treue. Der Fluß der Rede ist natürlich, gewandt, mitunter kühn. Der Dichter steht über Zeitgenossen, denen poetische Gaben nicht abzusprechen sind. Es offenbart sich in seiner Einfachheit wahre Begeisterung unerborgten, unverkünstelten Gefühls, die nicht wählt und sucht, sondern der das rechte Wort von selbst zufällt. Er bewährt ein schönes Maß im Verweilen und Fortschreiten, Unbefangenheit und natürliches Geschick im Anknüpfen und Verbinden und geht nicht in jene Redseligkeit über, die man den besten Dichtern des 13. Jahrhunderts, Wolfram von Eschenbach ausgenommen, manchmal vorwerfen muß". Das ist das gediegene Urtheil eines Richters vom ersten Range, dem kein Leser von Gefühl widersprechen, dem Jeder danken wird, daß er nicht ermüdet, zu fördern, zu läutern und zu würdigen, wie nur dem Meister gelingen kann. 42.

Bilder aus dem hellenischen Freiheitskampfe, von Eduard Farnow. Mit 12 illuminirten Kupfern, von Heideloff. Geb. in allegor. Umschlag. Reutlingen, 1829. 8.

In Jugendschriften glaubt man gewöhnlich in Styl, Darstellung und Erfindung allen möglichen Unfug treiben zu dürfen, ohne zu bedenken, welchen nachtheiligen Einfluß solche schiefe, ungeregelte Producte auf die jungen Leser ausüben. Eine um so erfreulichere Erscheinung in der Jugendwelt ist die genannte Schrift, die nicht nur durch das Interesse ihres Inhalts, sondern auch durch eine Reinheit und Gediegenheit des Styls, wie man sie in Jugendschriften selten findet, sich auf das vortheilhafteste auszeichnet. Sie entrollt in einer Reihe anziehender Erzählungen das Gemälde des griechischen Freiheitskampfes, von dem sie einzelne Scenen mit großer Lebendigkeit, Wahrheit und oft mit wahrhaft großartigen und prachtvollen Pinselstrichen darstellt. Das Historische, das Wahre, das überall zum Grunde liegt, und die edle Form, in der es gegeben ist, machen das schöne Buch für die Jugend zum passendsten Geschenk; aber durch die liebliche Erfindungsgabe des Verfs. und seine vertraute Bekanntschaft mit den Localitäten und der Natur Griechenlands und den Thatsachen seiner neuesten Geschichte gewinnt es auch für den Erwachsenen Interesse.

Auch die äußere Ausstattung des Buches ist zu loben, und das Ganze macht dem sonst so verrufenen reutlinger Buchhandel in der That Ehre. Möge der Verf., der ein junger badischer Baron sein soll, mit dem Talent zu größern Erzählungen, das aus diesen kleinen hervorblickt, bald auch das erwachsene Publicum erfreuen! 93.

Notizen.

Der Hennegau.

In einem kleinen Werk: „Exposé de la situation de la province de Hainaut" (1828), finden sich mehre interessante statistische Angaben über dieses Land. Die Bevölkerung beträgt ungefähr 576,000 Seelen. Auf dem Lande fanden sich 3480 Ehen, in den Städten 928 geschlossen und nur eine einzige Scheidung. Das Contingent der Provinz zum Kriegsdienst besteht aus 1417 Mann. Im ganzen Lande gab es Ende 1828: 39 Hospitäler und Armenhäuser mit einem jährlichen Einkommen von 299,480 Fl. Verpflegt wurden darin 3602 Personen. In den beiden Waisen- und Findelhäusern zu Mons und Tournay befanden sich im erstern 1207 Findlinge und 123 verlassene Kinder, im letztern 587 Findlinge und 68 verlassene. Auf den höhern Schulen zu Chimay, Binche, Tournay, Ath, Enghien, Mons, Thuin, Soignies und Charleroy zählte man 1212 Eleven. Ausgeführt wurden im Jahre 1828: 4,714,043 Pf. Weizen; 87,410 Pf. Roggen; 66,600 Pf. Hafer; 132,400 Pf. Gerste; eingeführt nur 180 Pf. Käse.

Blicke auf die Constitution der Vereinigten Staaten.

Unter dem Titel: „A view of the constitution of the United States", ist in Philadelphia bereits in zweiter Auflage ein Werk, verfaßt von William Rawle, erschienen, reich an interessanten Nachrichten über die legislativen Verhältnisse in der Union. Ein Rückblick auf diese Verhältnisse vor der Trennung von dem Mutterlande wird nicht ohne Interesse sein. Damals fanden sich in dieser Colonie zweierlei Arten von Provinzialregierungen: die königliche, deren ausübende Macht die Krone ernannte, und die gesetzgebende, ausgeübt vom Volke unter der Controle des königlichen Raths. Die Mitglieder des Tribunals der Viceadmiralität wurden gleichfalls von der Krone ernannt, der auch das Recht der Erhebung der Zölle zustand. Die Colonien konnten nur mit den englischen Besitzungen Verkehr treiben, und die dieserhalb von England gegebenen Gesetze, waren durchaus nur günstig für dieses. So drückend dies für die Bewohner der Colonien war, so unterwarfen sie sich doch und leisteten dem Mutterlande selbst bedeutende Geldhülfen, bis es zuletzt auch dem englischen Ministerium einfiel, gegen den Buchstaben der Gesetze die Finanzspeculationen noch weiter auszudehnen. Es kam die Stempelauflage, deren Ungerechtigkeit und Härte jedoch durch den einstimmigen Beschluß der Amerikaner, sich des Gebrauches aller der Stempeltaxe unterworfenen Gegenstände zu enthalten, abgewendet wurde (1765). Beschwerden, dieserhalb in London angebracht, fruchteten wenig; zwar wurde das Gesetz zurückgenommen, indeß bald darauf ein neuer Impost auf Thee, Glaswaaren u. a. in Amerika eingeführte Gegenstände gelegt. Neue Klagen erfolgten; die Minister beharrten aber bei ihrem Entschluß und sandten Truppen in das Land; und als nun eine nach London gerichtete Reclamation ohne allen Erfolg blieb, da erklärte endlich das in einen Congreß vereinte Amerika, am 4. Juli 1776, seine Unabhängigkeit. So wurde der Provinzialcongreß Souverain über eine Bevölkerung von ungefähr damals 2½ Millionen Menschen. Bald bestimmte man die Macht dieser Versammlung, und im Jahr 1779 wurde die Föderationsacte publicirt. Dem Congresse stand die Macht zu, Krieg und Frieden zu schließen, Geld zu schlagen, Bankzettel auszugeben, den Admiralitätshof einzusetzen, Schiffe zu bauen und auszurüsten, das Landheer zu reguliren, Posten zu errichten und Alles, was den Handel und die Verhältnisse mit den eingeborenen Völkerstämmen betraf, zu ordnen. So lange der Krieg dauerte, erlitt dies Alles keine Veränderung; nach dem Frieden 1783 fühlte man jedoch die Mängel dieses Föderativsystems, und um ihnen abzuhelfen, ernannten die einzelnen Staaten Abgeordnete zu einem Convent, der sich 1787 zu Philadelphia versammelte und das Jahr darauf seine Arbeiten beendigte, über deren Resultate nun das oben erwähnte Werk in speciellen Ausführungen die nähern Aufschlüsse gibt. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 107. —— 17. April 1830.

Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten, von Friedrich August von Stägemann. Berlin, Reimer. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese kräftigen Gedichte, die den Titel: „Historische Erinnerungen" führen, verdienen den Namen Erinnerungen auch in einem andern Sinne. Sie mahnen uns nämlich, ohne Reminiscenzen zu sein, an eine ganz andere Periode unserer poetischen Literatur. Dem Verf. ist die romantische Bildung unserer Sprache und Nationalpoesie, selbst wenn man jenes Wort im weitesten Sinne nimmt, so gut als fremd geblieben. Seine Dichtungen reihen sich durchaus den Gesängen jener frühern Zeit an, in welcher sich die kaum erneute deutsche Sprache noch nicht zum Werkzeuge kühnen Phantasiespiels und der unmittelbarsten Empfindung eignete, sondern den Dichter gewissermaßen nöthigte, nicht vom Bild und Gefühl, sondern vom Gedanken auszugehen und über diese Brücke den Weg ins Reich der Poesie zu suchen. Zwar fand auch das reine Lied seine Bearbeiter; aber leider waren dieses die seichtern Köpfe, die mit dem trivialen Ausdrucke für die nächsten Anschauungen und Gefühle, wie ihn der damalige Sprachvorrath an die Hand gab, alsbald zufrieden waren und daher auch nur etwas Alltägliches lieferten, das schon die nächstfolgende Periode gänzlich verwischte. Denn die tiefern Sänger suchten für Bild und Empfindung eine Stütze im Gedankenreichthum der Sprache und in fremden imponirenden Formen. Die letztern wurden entweder mit strengster Anschmiegung an das römische Alterthum, welche selbst auf den Inhalt nachwirkte, angewandt, wie von Ramler, oder sie mußten sich, ohne den Reiz der fremden Aeußerlichkeit zu verlieren, mehr in die Originalität deutscher Denkweise fügen, wie bei Klopstock; sie gewannen dadurch an Tiefe, aber sie verloren an Deutlichkeit.

Ramler und Klopstock scheinen nun auch die Vorbilder gewesen zu sein, nach welchen sich die Muse des Verfs. vorliegender Gedichte gebildet hat und zwar so, daß er durch den Stoff dem Erstern dieser Dichter, durch den Geist und die tiefere Behandlungsweise dem Zweiten verwandter erscheint. Wie Ramler der siebenjährige Krieg, so hat unsern Dichter der Kampf der Deutschen gegen Frankreich, in seiner besondern Beziehung auf Preußen, sein nächstes Vaterland, begeistert, und nicht leicht hat er einen großen Moment des großartigen Kampfes, dem ein parteiloses, von der Leidenschaft des Augenblicks nicht mehr getrübtes Urtheil der Folgezeit seine wahre Geltung gewiß zuerkennen wird, unbesungen gelassen.

Glücklichen und unglücklichen Ereignissen zahlt das Saitenspiel des Dichters seinen Tribut. „Die Schlacht bei Jena" (S. 8); „Der Tod des Herzogs von Braunschweig" (S. 10); „Der tilsiter Friede" (S. 35); „Tirols Aufstand" (S. 56); „Schill" (in einem Cyklus von Gedichten, S. 61—78); „Der Tod der Königin" (S. 91); „Preußens gezwungene Allianz mit Frankreich" (S. 104, 107); „Moskaus Brand" (S. 109) werden ebensowol mit Leierklang, trauerndem oder zürnendem, begleitet, als mit theils wehmüthig frohem, theils jubelndem „Körner" (S. 127); „Blücher" (S. 129), „York" (S. 132), „Moreau" (S. 121); „Die Siege" (S. 207—259) und „Siegeszüge der Preußen" (S. 123, 135, 138, 141, 144); „Paris im J. 1814 (S. 156) und 1815" (S. 194); „Berlin" (S. 169—176) und „Wien" (S. 178—183). Diese historischen Lieder haben noch, außer der größern Erhabenheit des Stoffs, den Vorzug vor den Ramler'schen, daß sie, wie der Dichter selbst in der Vorrede sagt, im Geräusch der Feldlager geschaffen sind und daß ihnen nur die technische Feile am Gelehrtenpulte zu Theil geworden ist. Manche dieser Oden erinnern wirklich, nach Inhalt und Form, lebhaft an die Ramler'sche Poesie, nur daß der Verf. unendlich weit über seinem Vorbilde steht, was die metrische Vollendung betrifft, in welcher Hinsicht diese Gedichte wirklich meisterhaft genannt zu werden verdienen.

Wir heben, ohne lange zu wählen, folgendes Bruchstück aus der Ode: „An das preußische Heer", im Mai 1807 (S. 25), aus:

Unsterblich Heer, das Friedrichs Namen trägt,
So lang' er selbst, ein hoher Orion, ruhm-
Bekränzter Feldherrn Fackelreihen
Durch der Geschichte gestirnte Nacht führt!
Auf! großer Nam' erinnert an große Schuld.
Die Wunde nur wäscht Wunden der Ehre rein,
Die Tode nur auf Feindesnacken
Tödten die Schmach, so der Ferse nachkreucht.

. . . .

Wie? hat die Zeit des Corsen erstarrend Haupt
In ihren Heerschild gräßlich geschmiedet? greift
Nach eurem Schwert, dem alten, guten!
Nicht mit Gestalten der Fabel kämpft ihr,
Ein starker Arm trägt, aber ein sterblicher,
Die Oriflamme, schwer von der Schlachten Staub.
Der Schiffer Sidon's schlug aus Frankreichs
Kieseln die Funken der Kunst promethisch.
Doch Männern stehn auch Männer entgegen u. s. w.

Hier, wie in vielen andern Stellen, zeigt sich der Dichter durch seine vielfach angebrachte Gelehrsamkeit, seine neuen Wortbeugungen und Zusammensetzungen ganz als Ramler's Nebenbuhler. Ebenso stellt er sich ihm durch seine Nachahmung der Horazischen Muse an die Seite, in welcher er nicht weniger ins Einzelne geht als einst Ramler gethan hat. Hier ein solches Beispiel aus dem Gedicht: „Als die Friedensunterhandlungen in Chatillon abgebrochen wurden" (S. 153):

Bisher, Genossen fröhlicher Tafel! ward
Der Wein gemisbraucht, ward der Gesang entweiht,
So lang', ein Weltmeer, das der Länder
Segnende Ströme gewaltig einschluckt,
Napoleons Begierd', unersättiget,
Den dunkeln Abgrund noch mit verblutenden
Schlachtfeldern anfüllt, noch nach Königs-
Kronen die lechzenden Zungen ausstreckt.

Wer hört aus diesen Versen nicht die Horazischen heraus:

Antehac nefas depromere Caecubum
Cellis avitis, dum Capitolio
Regina dementes ruinas,
Funus et imperio parabat u. s. w.

Doch ist Hr. v. Stägemann viel freierer Nachbildner des römischen Lautenschlägers; er verhält sich zu Horaz wie dieser zu Alcäus, und die angeführten Verse sind dem Original so frei nachgeschaffen, als das römische nunc est bibendum etc. dem νῦν χρὴ μεθύσκειν des Griechen, das wir leider nur noch als Fragment besitzen, nachgebildet gewesen sein mag.

Die Mehrzahl der Stägemann'schen Oden schließt sich jedoch, ihrem Gehalt und Ausdrucke nach, viel mehr an Klopstock an als an Ramler. Es ist in ihnen dasselbe Ringen nach Tiefsinn, dasselbe mächtige Streben des Gedankens ins Gefühl und Bild hinein, dieselbe Lust an Vergleichungen aus der übersinnlichen Welt und dem Gebiete des Abstracten, kurz, Alles, was unsere ersten Odendichter bald so erhaben, bald so dunkel, zuweilen so schwerfällig macht. Fast jede Seite bietet uns Beispiele für diese Behauptung an; hier abermals eines von hunderten („Todtenfeier", London, 1814, S. 166):

Des Heldenkampfs olympische Bahn umwehn
Cypressen auch. In Dankes Gebeten weint
Die Mutter, und der Witwe Schleier
Wallt um eroberte Fahnen, schmerzreich.
Ach! Gräber sind Fußtapfen des würgenden
Cherub der Zeit; die Psyche des Augenblicks
Heißt Tod, ihr Flügelstaub, verwehend
Leben, erglänzt von den Sonnen jenseit.
Doch, wenn der Freiheit brünstiges Banner braust,
Des Ruhmes Herold, Klang der Posaune, dann
Das Thal hinab, hinauf den Hügel
Klang der Posaune versammelnd hinfliegt;
Wenn jede Brust auf Leben und Tod Entschluß,
Jedwedes Aug' entscheidende Flamme wird;
Wenn Winkelriede, wenn die Feldherrn
Decier sind, und der Knab' ein Sparter:
Dann sproßt der Boden, heiß von dem Heldentritte,
Mit Blut gefärbt, ein heiliges Vaterland,
Und neben Heldenurnen weissagt
Künftige Wunder ein säuselnd Palmlaub.

Wenn es der Raum erlaubte, so würden wir, als das echte Lied eines zweiten Klopstock, unsern Lesern die „Ode auf Scharnhorst's und Bülow's Bildsäulen" (S. 302) mittheilen, und die „Ode auf Bonaparte's Tod" (S. 294) wenigstens auszugsweise anführen, um zu beweisen, daß Hr. v. St. nicht nur im Tiefsinne, sondern zuweilen auch in der Dunkelheit und Schwierigkeit der Constructionen mit jenem Heros unserer ältern lyrischen Poesie wetteifert. Hier nur eine kleine Probe:

Vom Tage Winfelds, roth von der Römerschlacht,
Zum Tage Leipzigs gingen, dem rötheren,
Jahrtausend' unter. Heil dir, Urwald,
Der, der gewaltigen Zweige Moosgrün
Bluttreu verflechtend, auf dem unsterblichen,
Dem Boden Teut's, Geschlecht zu Geschlechte sproßt,
Aus dem der Drache Roms, die Wolfsbrut
Galliens floh, da der Löw' emporfuhr.

Der Verf. wäre überhaupt vielleicht freier und deutlicher in seinem Vortrage geworden, wenn er, was die antiken Formen betrifft, sich nicht ganz und gar auf die alcäische Ode beschränkt hätte, wo ihn vielleicht das Streben, Eintönigkeit zu vermeiden, hier und da zur Dunkelheit und Unbeholfenheit führte.

Noch auffallender ist es, daß in den gereimten Kriegsgesängen, in welchen er ebenfalls jener alten Zeit von 1750—70 angehört, und worin Gleim und Weise seine Vorbilder zu sein scheinen, der Verf. so ganz und gar bei der bekannten preußischen Grenadiersmelodie stehen bleibt, wodurch nicht nur dieselben Wendungen, Fragen, Ausrufungen, sondern sogar dieselben Gedanken und Bilderarten wiederkehren. Diese Gattung von Gedichten ist die wenigst originelle; der Ton ist gar zu abgenutzt, den solche Lieder anstimmen, wie z. B.:

Die Weichsel schäumt, dem Ebro graust,
Der ferne Don erschrickt,
So lange Bonapartens Faust
Noch Schwert und Zepter zückt.
Drum gen Paris! und zeichne Blut
Den Pfad auf jedem Schritt!
Dort schärft' er in der Hölle Glut
Den Stahl, der uns zerschnitt u. s. w.

Noch kommen Octaven, Sonette und einige andere moderne Formen vor; die Art aber, wie sie angewendet werden, bestätigt nur das Urtheil, das wir im Anfange dieser Anzeige gefällt haben: daß die Poesie des Verfs. der neuern Schule nicht angehöre; daß wir ihr darum die gebührende Anerkennung keineswegs versagen und überhaupt damit nichts weniger als einen absoluten Tadel aussprechen wollen, muß unsere weitere Beurtheilung gezeigt haben. Uebrigens ist von uns nur über das ästhetische Verhältniß dieser Gedichte gesprochen worden; für Preußen müssen dieselben als poe-

tische Fasten der Nation noch einen ganz eigenthümlichen Werth haben, und der Dichter hat in dieser Hinsicht einen großen Vortheil vor Klopstock gehabt: er hat ein Vaterland vorgefunden, während jener sich fast immer eines nur erträumen mußte. 2.

Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, von Karl Türk. Erstes und zweites Heft. Mit einer lithographirten Abbildung. Rostock, Stiller. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Das 1. der beiden uns vorliegenden Hefte dieser Forschungen enthält eine Abhandlung über das westgothische Gesetzbuch, deren 1. Abschnitt die Handschriften und Ausgaben der westgothischen Gesetze, der 2. die gothischen Gesetzgeber von 100 v. Chr. bis 700 n. Chr. nachweist und von den Schicksalen desselben berichtet, sowie die Quelle, Gültigkeit und den Charakter des westg. Gesetzbuchs kritisch beurtheilt. Die Würdigung dieser Abhandlung ist kein Gegenstand der Conversation und bleibt, wie billig, den Rechtsgelehrten überlassen; hier darf nur angedeutet werden, daß der genaue Zusammenhang des Feudalwesens, der Ordalien und anderer Einrichtungen des Mittelalters mit diesem Gesetzbuche, sowie die Unabhängigkeit desselben von allen fremden Elementen als Resultate der Untersuchung des Verfs. hervorgehen, und daß auch der Historiker zahlreiche, ihm willkommene Nachweisungen finden wird.

Das 2. Heft bietet eine größere Mannichfaltigkeit als das 1. dar. Der 1. Aufsatz: Altburgund und sein Volksrecht, beschäftigt sich in dem 1. Abschnitt mit der ältesten burgundischen Geschichte und mit den Untersuchungen über die frühern Wohnsitze der Burgunder. Der Verf. erklärt sich gegen die Glaubwürdigkeit der Ptolemäischen Geographie, die doch von den neuern Bearbeitern der alten Erdkunde, von Mannert und Kruse, auch von mehren Geschichtsforschern, als Luden, Voigt u. A., in Schutz genommen wird, und will ebenso wenig von den einstigen Wohnsitzen der Burgunder an der Weichsel als von ihrer Identität mit den von den römischen Geschichtschreibern genannten Phregundionen wissen. Dagegen findet er es nicht unwahrscheinlich, daß bei den 400 Jahr vor Christi Geburt in Italien eingedrungenen Baiern sich stammverwandte Burgunder gefunden hätten, die mit den Etruskern unterjocht und allmälig mit den Römern verschmolzen sind. Doch bei dergleichen Untersuchungen sind die Ergebnisse selten von der Art, daß dadurch die verschiedenen Meinungen befriedigend vereinigt würden, daher wäre auch hier eine nähere Erörterung dieser Meinung nicht an ihrer Stelle. Der 2. Abschnitt untersucht und würdigt das burgundische Volksrecht und weist dessen Eigenthümlichkeiten nach, die unter Anderm auch darin bestehen, daß in ihm die Keime wahrnehmbar sind, aus welchen sich das gesellschaftliche Leben der kommenden Geschlechter bei den deutschen Völkern entwickelt hat. — Der 2. Aufsatz (S. 46), Studium und Quellen der deutschen Geschichte betreffend, ist zwar nur ein Bruchstück, hat aber bei großer Kürze eine solche Gediegenheit, daß er angehenden Geschichtsforschern zur genauen Beherzigung nicht dringend genug empfohlen werden kann. Es heißt darin unter Anderm (S. 63—64):

„Philosophie und Geschichte müssen dem Menschen den Weg zeigen, den er wandeln soll; sie sind die beiden Hauptbildungsmittel und stehen mit einander in wechselseitiger Beziehung. Jene stellt das Ideal auf, welches der Mensch und durch ihn die Gesammtheit erreichen soll, diese zeigt die Versuche und die Schritte, welche zur Erreichung desselben schon gethan worden. Das Studium der Geschichte ist, nach Augustin's schöner Idee, ein Erziehungsmittel für das gesellschaftliche Leben und Wirken; sie ist didaktisch, wiewol Kreuzer diesen Zweck gänzlich ausschließt, indem wir sehen, wie Menschen zu aller Zeit handelten und dachten, indem sie zeigt, worin wir der Vorzeit treu geblieben sind, worin wir von ihr abgehen; sie ist ethisch und als solche die aufrichtigste Freundin der Religion, indem sie Belohnung guter und Bestrafung böser Handlungen darstellt. So steht sie über der reichsten Erfahrung, so wird sie Beförderin aller Tugenden und von Diodor in diesem Sinne die Gehülfin der Vorsehung genannt: eine Ansicht, die um so richtiger ist, als der Gedanke sich aufdringt, daß die Welt nach einem großen Plane sich fortbilden und entwickeln solle, daß sie unter höherer Leitung stehe und gleichsam erzogen werde. Ein oberster Grundsatz also, eine höchste Idee leitet die Geschichte nicht, jene ist abhängig von der wechselnden Bildung des menschlichen Geistes, und nur die eigne Betrachtung wird nach Maßgabe höherer oder niederer Individualität größern oder geringern Gewinn für sich davontragen. Eben daher gewährt die Geschichte der Jugend durch ihre Mannichfaltigkeit, ihre wie in einem Drama vorüberschwebenden Erscheinungen und ihren Reichthum an Begebenheiten, neben einer nothwendigen Ausbeute an positiven Kenntnissen, die edelste Unterhaltung, weckt den Geist und erregt das schlummernde Bewußtsein, während sie dem reifern Alter, wie es Novalis tief in seinem Gemüthe erfaßte, eine himmlische, tröstende und erbauende Freundin wird, die dasselbe durch ihre weisen Gespräche sanft zu einer höhern, umfassendern Laufbahn vorbereitet".

Mit großem Recht behauptet der Verf., daß in den Nachrichten der ältern griechischen Schriftsteller über die Hyperboreer, Kelten und Galater eine Reihe unverfälschter Urkunden über die älteste deutsche Geschichte vorhanden sind. Er wünscht, daß die eigenthümliche Weise einheimischer Schriftsteller zu denken und darzustellen einer Untersuchung unterworfen werden möchte; dann macht er auf die Wichtigkeit der Dichtungen des Mittelalters für den Geschichtschreiber aufmerksam und hegt die Hoffnung, daß aus diesen Quellen die Geschichte des Mittelalters noch manche erhellende Beiträge zu erwarten habe. — Der 3. Aufsatz enthält 6 Briefe aus dem Leben des Verfs., in welchen er einen Abriß seiner Jugendschicksale und den Gang seiner Studien bis zur Annahme seines Lehramts einfach, doch würdig und das Gefühl des Lesers ergreifend darstellt. Ref. gesteht, daß ihm das wiederholte Durchlesen dieser Briefe einen hohen Genuß gewährt und eine innige Theilnahme für den Verf. erregt hat, der ohne Anmaßung mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit seine besonnene, zweckmäßige und darum auch fruchtbare Thätigkeit darlegt und seine Denk- und Handlungsweise offen zeigt. Er eröffnete sein Universitätsstudium im J. 1818 in Breslau, setzte es in Bonn fort und beendigte es in Rostock. Von den Bewegungen der damaligen Zeit unter den Studirenden blieb er nicht unberührt, doch wurde er in keine Untersuchung verwickelt. Er machte die Bekanntschaft vieler unserer gefeiertesten Gelehrten, und mehre davon waren seine Lehrer. Unter sehr drangvollen Verhältnissen gelangte er endlich zum Lehrstuhl. Sicher wird kein Leser diese kleine, aber gehaltvolle Skizze aus der Hand legen, ohne den Verf. innig zu achten. 31.

Briefe über einen Theil von Croatien und Italien. An Karoline Pichler von Therese von Artner. Pesth, Wigand. 1830. 12. 1 Thlr. 14 Gr.

Nach dem Motto des Titels: „Auch ich war in Arkadien!" sollte man eine empfindsame und von den Schönheiten Italiens entzückte Reisebeschreibung erwarten, deren Art und Kunst reisende Frauen sehr geneigt sind, und an einigen Stellen schimmert Einiges davon durch, z. B. als die Verf. bei dem Anblick der ersten Pinie laut aufjauchzte. Im Gan-

zen geht aber Alles viel besser, und wenig Entzückungen oder Ausrufungen stören den einfachen Vortrag. In Agram hat die Reisende, wie sie angibt, ihren nomadischen Wohnsitz aufgeschlagen, macht von dort Ausflüge und besucht ihrer Gesundheit wegen das obere Italien. Was sie gesehen, ist schon oft beschrieben, sie ist aber nicht ausführlich in ihren Beschreibungen und erzählt doch allerlei vom neuen Zustande des Landes, besonders von Vicenza, wo sie am längsten sich aufgehalten. Nach Szisseg an der Save in Croatien kommen wol wenig Reisende gleich ihr. Es mag ein Besuch der Gegend nicht sonderlich anziehend sein, weil an den Türkengrenzen flüchtige Räuberbanden schweifen, die bald auf diesem, bald auf jenem Gebiet ihre Schlupfwinkel finden. Schon Kinder tragen geladene Gewehre und erschießen sich bei ihren Spielen mit Pistolen. Die Grenzbewachung, besonders auch gegen Pestansteckung, kostet Oestreich ungeheure Summen, doch ist der Grenzer allgemein und gern Soldat. Auch wird auf die Persönlichkeit der Befehlshaber besondere Rücksicht genommen, und bei der Regimentsbibliothek fehlen Schiller, Wieland und Göthe nicht. „In diesem Kleeblatt", sagt die Verf., „haben wir Moses und die Propheten. Schiller ist der Atlas, auf dessen Schultern die ästhetische Cultur in manchen Provinzen Oestreichs ruht!!" Ihr gefällt es sehr wohl unter den Umgebungen, und sie findet auch Römerspuren. Nach Italien führt die schöne Louisenstraße, die aber weniger, als sie sollte, von Güterfuhren besucht wird.

Ueber Fiume wird nach Triest und von dort mit dem Dampfschiff nach Venedig gereist. Letztere Stadt überrascht unsere Reisende wenig, sie bleibt auch nur einige Tage und geht weiter nach Padua und Vicenza, wo die Lage, Palladio's Gebäude und die herrlichen Villen umher sie des Namens der **schönen** würdig machen. Am meisten hat uns die Schilderung dortiger Lebensart angezogen, welche wir für das Beste des Buches halten.

Der Italiener findet wenig Vergnügen am Spazierengehen, Reisen, fröhlicher Geselligkeit, Gastfreundschaft, sondern liebt Corsofahren, Reiten, Musik, Besuch öffentlicher Orte, Spiel und besonders Theater. Man reist von Rom nach Mailand und von Florenz nach Venedig, um der ersten Vorstellung einer gepriesenen Oper beizuwohnen. Keine Kosten werden für dieselbe gescheut, man erscheint im ausgesuchtesten Putz, nach dem Ende derselben, um 2 Uhr Nachts, besucht man erst Kaffeehäuser und Casinen. Nur dauert die Herrlichkeit wenige Wochen. Sehr beliebt ist gegenwärtig auch das Schauspiel in der Art von Kotzebue und Scribe. Selbst die Farce wird dadurch vom Tagstheater verdrängt, und die italienischen Charaktermasken sind gar nicht mehr sie selber. Ein widersinniger Gebrauch ist, die Akte zweier verschiedenen Opern zu geben und mit dem zweiten anzufangen. Vicenza hat einen herrlichen Corso, worauf die Italienerinnen im Wagen mit dem größten Putz sich zur Schau stellen und nach der ausschweifendsten pariser Mode sich kleiden. Man steigt nicht aus, man spricht nicht mit einander. In den Casinen versammelt man sich des Abends, bleibt bis 2 oder 3 Uhr beisammen, langweilt sich, damit es nur spät werde. In dem Carneval ist wöchentlich Tanz, doch findet man wenig leidenschaftliche Tänzer und Tänzerinnen sowol unter der vornehmern als der geringern Classe. In der Nacht sind alle Kaufläden offen und erleuchtet, die während des Tages verschlossen oder leer sind. Weil die Bürgerclassen nur das Tagstheater besuchen, werden sie jetzt statt der Harlekinaden mit Sittenspiegeln von Tugend und Sentimentalität bedient. Die Stände unterscheiden sich durch ihre Kleidung, Säuglinge werden festgewickelt wie eine Mumie, die Verf. fand viel krankaussehende und verkrüppelte Kinder, welches sie dieser Ursache zuschreibt. Manche Kinder werden gleich nach der Geburt aufs Land gegeben und kommen erst später ins älterliche Haus zurück. Das Cicisbeat ist, wenigstens in seinen äußern empörenden Formen, ganz verschwunden, deutsche Sitten und Gesetze haben auf die Nation eingewirkt. Die Verf. will keinem einzigen Frauenzimmer begegnet sein, das man eine frappante Schönheit hätte nennen können, woran die Provinzen Oestreichs und Ungarns so reich sind. Das Municipalwesen und die bürgerlichen Einrichtungen werden sehr gerühmt, ein ineinandergreifendes Getriebe von controlirenden, ehrenwerthen, ansässigen Männern ist von der trefflichsten Wirkung; Straßen, Brücken, Dämme, Canäle, Straßenpflaster sind im besten Zustande, die Gemeingüter und frommen Stiftungen werden mit Redlichkeit verwaltet, die Steuern nach Billigkeit vertheilt. Die öffentliche Sicherheit ist im gebirgigen, waldigen Theile Italiens noch wol zuweilen durch Räuberbanden gefährdet, aber in Städten ist keine Spur mehr von Banditen. Auch das Morden aus Jähzorn hat aufgehört, weil das Führen spitzer Messer noch jetzt auf das strengste bestraft wird. Der Adel hat vor den Bürgern kein Vorrecht, die Stände vermischen sich durch Heirathen mehr als anderwärts. Einer Gleichstellung erwähnt die Reisende, welche ihr als Deutschen auffiel. Bei einem reichen Grundbesitzer auf dem Lande ward das gewöhnliche gesellschaftliche Lottospiel vorgenommen. Kaum war es begonnen, so reihten sich die Domestiken hinten um den Tisch, und endlich erschienen auch mehre Colonis. Jeder erhielt seine Karte, setzte und spielte mit auf Gewinn und Verlust wie die Gäste, und erst als das Spiel zu Ende war empfahlen sich die Colonis, und die Dienerschaft trat wieder an ihren Platz.

Wir scheiden von der Verf. mit der Versicherung, daß ihr Buch Unterhaltung gewährt, aber auch mit dem Ausruf: Schönes Vicenza, wie viel fehlt dir, um ein Arkadien zu sein!

10.

L i t e r a r i s c h e   N o t i z.

Von den liberalen Zeitschriften Englands ist gegenwärtig keine so ausgezeichnet als das „Westminster review". Es erscheint in vierteljährigen Heften, jedes gegen 18 Großoctavbogen stark, von denen 22 vor uns liegen, und ist in überaus anständiger Sprache, aber so kühner Foderung geschrieben, daß selbst das „Edinburgh review", welches gewiß des Servilismus nicht beschuldigt werden kann, für nöthig gefunden hat, als Gegner desselben aufzutreten. Die Absicht seiner Unternehmer und Mitarbeiter, an deren Spitze der von allen Parteien geehrte Bentham zu stehen scheint, ist nicht auf Gelderwerb, sondern auf Geltendmachung und Verbreitung ihrer Grundsätze gerichtet. Dadurch eignet es sich, von Allen gelesen und geprüft zu werden, denen die Geistesrichtung der Zeit nicht gleichgültig ist; und da es keine wichtige Frage unberücksichtigt läßt, mit deren Auflösung sich die britische Staatsverwaltung beschäftigt, so gehört es allerdings zu den schätzbarsten Aufklärungen über dessen Verhältnisse. Es beschränkt sich aber nicht blos auf Das, was mehr oder weniger mit dem weitverbreiteten Gebiet der Politik in Verbindung steht, sondern auf jede bedeutende Erscheinung in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht, und vielleicht werden die kritischen Aufsätze solcher Art Unbefangenen noch mehr zusagen als die ersterwähnten. Auch das Ausland bleibt davon nicht ausgeschlossen und wird nicht mit Abneigung oder ungerechtem Nationalvorurtheil behandelt. So ist z. B. im letzten Heft Niebuhr's „Römische Geschichte" von einem sehr unterrichteten Kunstrichter mit ehrenvoller Anerkennung gewürdigt, und einige Bedenklichkeiten, die ein solcher nicht unterdrücken konnte, verdienen wol erwogen zu werden, ehe man für Gewißheit annimmt, was bis jetzt noch auf einen so stolzen Namen keinen Anspruch machen darf. *)

92.

*) Vgl. Nr. 8 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 108. — 18. April 1830.

Geschichte der bairischen Landstände und ihrer Verhandlungen, von Max Freiherrn von Freyberg. 2 Bände. Sulzbach, Seidel. 1828—29. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Wenn es erlaubt ist, den constitutionnellen Staat mit einem Uhrwerk zu vergleichen, so müssen die Stände desselben die Unruhe sein, d. h., Gang und Leben des Ganzen richten und erhalten. Auch die Stände in Baiern sind nicht von gestern und sind es eigentlich in keinem deutschen Staate, wo man den Uhrpendel nicht absichtlich aufgehalten hat. Sie sind mit dem Volke jung geworden und zum Theil auch alt, wenn nicht zeitgemäße Verjüngungen vorgenommen wurden. Es ist ein Verdienst des auch durch andere Schriften rühmlich bekannten Freiherrn, Dies aus manchen bisher minder bekannten, ihm als Vorstande des königlichen Archives sich aber von selbst darbietenden Quellen mit Gelehrsamkeit und Ausführlichkeit gethan zu haben. Allerdings könnten Manche ihm vorwerfen, die Ausführlichkeit gehe zu weit, indem auch ein großer Theil der allgemeinen deutschen Geschichte mit hereingezogen und in 2 starken Bänden von fast 1200 Seiten nicht einmal die ganze Ständegeschichte Baierns, sondern nur bis zum J. 1593 oder 1594 behandelt worden sei; allein, der Verf. wird wol bemerkt haben, daß nach einer Menge kleinerer Schriften über die Stände Baierns der Drang der Masse nach Aufklärung über diesen Gegenstand eigentlich schon befriedigt sei, er es also zunächst mit einem gelehrten Publicum zu thun haben werde, welches dann gewöhnlich nichts gründlich und umfassend genug bekommen könne. Hat der Hr. Verf. diesen Vorwurf wirklich gefürchtet, so hat er ihm auch hinlänglich begegnet und sich damit und durch Bekanntmachung oder Ausziehung vieler Aktenstücke Dank erworben. Andere dagegen werden vom viser au volume, von Breite und Weitschweifigkeit sprechen und einwenden, daß Dr. Ignatz Rudhart's „Geschichte der Landstände in Baiern" (Heidelberg, 1816) in 2 kleinen Bändchen sich weit geistreicher, wenigstens unterhaltender und vor Allem completer lesen lasse, da sie bis aufs 19. Jahrhundert gehe. Wir wissen nicht, ob der Verf., der keine Vorrede gegeben, es bei diesen 2 Bänden bewenden lassen wird; wäre es aber, so würde jedes der genannten Werke das andere ergänzen. Auch gestehen wir gern, nicht recht einzusehen, warum Hr. v. F. gerade 1594 abbricht; denn 1594 regierte noch nicht einmal Maximilian I., sondern erst 1598; und wenn auch wirklich seit jener Zeit die Stände nur noch etwa 3 Mal zusammengerufen wurden, so würde selbst das Aufhören des ständischen Lebens (oder wie Rudhart seine beiden letzten Bücher von 1508—50 und 1550—1808 überschreibt), so würde der Landstände Verderben und Untergang noch ein höchst lehrreiches und selbst warnendes Bild gegeben haben. Oder war wirklich jene allmälig eintretende sogenannte Landesverordnung, trotz des Adels der Mitglieder, so einseitig, so kläglich und knechtisch (s. Zschokke), daß ohne Schmach vor der Nachwelt etwa der Jammer sich nicht aufdecken ließ?

Manchem wird wol der Verf. etwas zu weit auszuholen scheinen, nicht darum, daß er den Anlauf von der Wichtigkeit der Geschichte überhaupt nimmt, sondern daß er sich zu der Partei Derer bekennt, welche jene seit den ältesten Zeiten erscheinenden privilegirten Classen des Volks, die einen wirksamen Antheil an den Landesgeschäften wirklich behaupteten, als Landstände gelten lassen wollen, während Andere sie erst von dem Zeitpunkte an datiren, wo sie als eine geschlossene, auf Urkunden beruhende Körperschaft auftreten, welche Ansicht, erinnern wir uns anders recht, da das Buch uns nicht mehr zur Hand ist, Hr. v. Lang in seinem auch hier öfters citirten „Ludwig dem Gebarteten von Ingolstadt" (einer trefflichen Biographie) begünstigt.

Wir übergehen Dasjenige, was nach des Verfs. Ansicht bei allen deutschen Stämmen als eine volksthümliche Anlage zu künftigen Ständen gelten konnte, nämlich den Standesunterschied der alten Deutschen, den Gauding, wo die ganze Volksgemeinde der Freien sich berieth, und das dem Adel zukommende Recht der Vorberathung über Gegenstände, die vor das Volk kommen sollten, das nachherige in christlicher Zeit so einflußreiche Hinzutreten der Geistlichkeit, die Comitatsversammlungen nach Auflösung der Gauverfassung; übergehen die allgemeinern Excurse über Ritterschaft und Städte, über Abgaben, Grade der Freiheit, Rechte und Gerichte, weil alles Dies, mit wenigen Abweichungen,

nicht Baiern allein angeht, und wenden uns sogleich zu dem 2. Abschnitt (S. 155), wo nun der Gegenstand von der Mitte des 13. Jahrhunderts an näher ins Auge gefaßt wird. Es war das verhängnißvolle Jahr 1255, wo die Haupttheilung in Pfalz und Baiern, und dieses wieder in Ober- und Niederbaiern vorsichging. Die Rheinpfalz, die unter sehr veränderten Umständen erst nach 522 Jahren wieder mit Baiern zusammenfiel, ist ganz aus dem Spiel gelassen worden. Was auf die ganze bairische Geschichte (freilich auch auf die der meisten andern bedeutenden deutschen Staaten) bei dem Studium derselben störend einwirkt, sind eben die Theilungen in Linien, die eine kräftigere Entwickelung im Innern allerdings begünstigen, aber der nachdrücklichen Haltung nach Außen gewiß nicht vortheilhaft gewesen sind. An diese Linien knüpft sich bis 1508 die Geschichte der Stände an. Es würde außer den Grenzen einer Mittheilung in diesen Blättern liegen, wenn wir in das Einzelne eingehen und den ganzen Gang ständischer Entwickelung verfolgen wollten; es scheint uns mehr auf einzelne Hauptsachen und dann auf einige Bemerkungen anzukommen, die im Stande sind, unsere Leser mit Geist und Form des Buches bekannter zu machen.

Zuerst zeigt sich auch hier die mehrfach vorkommende Erfahrung, daß, je schärfer sich der Begriff der Landeshoheit der Fürsten ausbildete, die privilegirten Classen des Volkes der Ausübung derselben mit ihren alten, unvergessenen und durch Gewohnheit erworbenen Rechten entgegentreten. Noch mehr geschieht dies (und dies hätte als eigentlicher Ursprung der Stände im neuern Sinne des Wortes noch mehr hervorgehoben werden können), als nun auch die Finanzen der Fürsten mit ins Spiel kommen, da die gewöhnlichen Steuern und der Domainenertrag nicht mehr ausreichen wollen, außerordentliche Steuern aber nur unter freiwilliger Zustimmung erhoben werden können. Dies zieht allmälig auch die Städte, deren vollen Schatzkammern am meisten zugemuthet werden mußte, weil Adel und Ritter sich hinter Edelmannsfreiheit und Personalkriegsdienst, die Geistlichkeit aber sich hinter ihren Immunitäten und Exemtionen verschanzten in den ständischen Verein; und so traten seit dem 14. Jahrhundert die verschiedenen Classen der Landeseinsassen, wie sich der Verf. ausdrückt, dem Landesherrn gegenüber, in ein näheres Verhältniß unter sich, fingen an, sich als Genossen einer Landesgemeine (gemeine Landschaft) zu betrachten, erwarben gemeinschaftliche Rechte und erhielten dadurch das gemeinschaftliche Interesse, sich ihre Rechte zu sichern und zu verstärken, traten, als Corporation selbständig handelnd, als Landstände auf. Die Verwilligungen außerordentlicher Beihülfen, die entweder mit einer einzelnen oder mit allen Classen, die zur Landschaft gehörten, verhandelt wurden, geschahen aber auch meist nur unter der Bedingung, daß der Herzog die Einigungen der Stände anerkenne, ihre alten Rechte und Freiheiten bestätige und denselben das Recht zugestehen müsse, sich den Verletzungen dieser Rechte mit Gewalt zu widersetzen. Dafür wurde die übernommene Last von dem Ritter auf seine Hintersassen, von den Stadtdeputirten durch Umlagen erhoben, während die Prälaten ihre im Ganzen bewilligte Summe gleichfalls auf ihre Leute vertheilten.

Doch war die Geldverwilligung keineswegs das einzige Geschäft der Landstände. Sehr häufig galt es auch, den Privat- und öffentlichen Frieden, den Rechtszustand und die innere Ordnung zu erhalten, Streitigkeiten im Fürstenhause selbst oder zwischen dem Herzog und einzelnen Classen der Landschaft zu vermitteln, auf die Untheilbarkeit des Landes zu sehen, zu Bündnissen, Krieg und Frieden zu rathen, bei der Gesetzgebung, besonders bei der administrativen, und bei Abfassung der Gerichtsordnungen mitzuwirken, oder in einzelnen Fällen die gesammte Landesregierung zu vertreten. Die Verträge, Zusicherungen, Privilegien, welche die Stände als Körperschaften von dem Landesherrn erwarben, die Freiheits- und Schadlosbriefe, die vertragsweisen Zusicherungen über Abstellung angebrachter Beschwerden gewährten nun den Landständen eine Masse höchst wichtiger Rechte, die so lange als Palladium der Landesfreiheit betrachtet werden konnten, als die Landschaft selbst wirklich diese ihrem eignen persönlichen Vortheil voranstellte, sich nicht trennen oder gar endlich in einen dürftigen stehenden Ausschuß verwandeln ließ, der, wie es zuletzt in Baiern der Fall war, nur seine eignen persönlichen Rechte oder seine Edelmannsfreiheit vertrat und den Fürsten mit dem Lande schalten und walten ließ wie er wollte. Da wurde der sogenannten Landschaft Freiheit des Landes Knechtschaft!

Daß die ständischen Verhandlungen in Baiern zu verschiedenen Zeiten ein verschiedenes Colorit annehmen mußten, lag in der so verschiedenartigen ständischen Thätigkeit oder in Impulsen von Außen, wie die Türkennoth, die Reichskriege u. a. waren. Besonders interessant werden sie, als die Sehnsucht nach der Reformation sich auch in Baiern laut aussprach und Gegenstand mancher Verhandlung wurde. Die Gründe, warum in Baiern die Kirchenverbesserung nicht durchdringen konnte, entwickelt der Verf. nicht. Der Jesuiten wird nur höchst sparsam gedacht, obgleich, nach einer frühern Aeußerung, der Verf. wol mehr über sie hatte sagen wollen. II, 411, weigern sich die Stände, zum Bau der Jesuitenkirche beizutragen, aber der Herzog setzt es endlich doch durch: „die Gesellschaft verdiene alle Förderung wegen des Nutzens, den sie dem Gottesdienst und der Erziehung gewähre". Den Nutzen hat Baiern schrecklich empfinden müssen! Als 1556 auf einem münchner Landtage die Religionssache wieder zur Sprache kam, obgleich auf einem frühern Landtage 1553 der Herzog zwar versichert, daß an eine Inquisition nicht zu denken sei, daß er aber auch mit solchen Dingen, die nicht in seiner Macht lägen (er verwies auf ein allgemeines Concilium), weiter nicht behelligt zu werden wünsche, trennten sich die Prälaten von den

beiden andern Ständen und verließen das Rathhaus. Die Petition der beiden andern Stände (II, 323) verdient aber auch hier ihren Platz:

Wenn man sich gleich des fürstlichen Abschiedes zu Landshut erinnere, so sei man doch, in Betracht, daß von dem Concilium wenig Erörterung zu erwarten, um die Gewissen vor Verzweiflung zu bewahren, gedrungen, die frühern Bitten zu wiederholen und fürs erste zu bitten, daß Se. Gnaden Fürsehung treffen, daß die Kanzeln mit gottesfürchtigen Seelsorgern, die das Wort Gottes nach biblischer Lehre rein verkünden, dazu, der Keuschheit oder ehelichem Stande nach, je nach der eignen Gnade, ein Spiegel der Zucht seien, versehen würden; daß ferner gegen aufgestellte Lehrer nicht gleich mit Gewalt verfahren, sondern solche zur Verantwortung gelassen werden; daß ferner gnädig geduldet werde (bei so theuern Zeiten, und da Alles, was mit Danksagung und Mäßigkeit genossen wird, die Seele nicht beflecken kann), daß sich jene, die hierzu nothwendige Ursachen haben, in ihren Häusern an Fischtagen des Fleisches zu gebrauchen; daß endlich allen Jenen, welche ihr Gewissen dazu dringet, gestattet werde, ohne Gefahr vor Strafe oder Ungnade das hochwürdige Sacrament des Altares unter beiden Gestalten zu genießen.

Der Erfolg war freilich unbedeutend. Auch in politischen Dingen ermangelten sie der Freimüthigkeit nicht: so bitten sie (II, 403) 1579 den Herzog um Verringerung seiner Ausgaben, sprechen gegen die übermäßigen Besoldungen der Ausländer bei der Kapelle (Cantorei), gegen die zu große Zahl der Garden, des Jagdpersonals, der Hofschneiderei, gegen den Aufwand bei Lust- und andern unnöthigen Gebäuden, gegen die verderblichen Schenkungen an die Ausländer, und daß alle Hülfe fruchtlos sei, wenn solche überflüssige Ausgaben nicht abgestellt würden u. s. w. Aus den zahlreichen Rechnungs- und Etatsbeilagen sieht man freilich nicht, wie viel damals die theuern Italiener erhielten.

Daß der Hr. Verf. meistens aus Urkunden geschöpft (obgleich die schon gedruckten nicht immer genau nachgewiesen werden), sieht man auch aus einer Menge veralteter Ausdrücke, die vielleicht wider sein Wissen in seinen eignen Styl oft bis zur Undeutlichkeit übergegangen sind, z. B.: die Länder herdieshalb der Donau; der K. pactirt mit rc.; es erübrigt eine Urkunde; Heinrich belendete sich auf die Vortheile; die sich zu Ingolstadt versammelten Stände; dem Handel wurde bis auf weiteres ein Aufschlag gemacht; Ersteigerung des Landes; oder (II, 59): die Botschaft hatte den Auftrag, den Herzog zu vermögen in einen unbedingten Hintergang an den Kaiser zu willigen, seine Reise an dessen Hoflager wendig zu machen und einen Instand der Waffen zu vermitteln.

41.

Die Domkirche zu Bremen.

Die Geschichte einer Kirche in des Wortes doppelter Beziehung zu schreiben und dem Publicum vorzulegen, scheint ein für den Verfasser so unverfängliches, ja, löbliches und für die Glieder derselben ein so willkommenes und erfreuliches Werk, daß irgend ein Zweifel oder eine Ahnung, dadurch anstößig zu werden, mit Recht befremden muß. Und doch äußert Dr. Rotermund in der Vorrede zu seiner eben erschienenen „Geschichte der Domkirche St.-Petri zu Bremen und des damit verbundenen Waisenhauses und der ehemaligen Domschule, von ihrem Ursprunge und mancherlei Schicksalen bis zum Jahre 1828" (mit 2 Abbildungen der Kirche im Jahre 1532 und 1829; Bremen, Kaiser, 1829, gr. 8., 2 Thlr.), daß er nicht ohne große Bedenklichkeiten diese nur zu seinem Gebrauche, und da er nur noch der Einzige sei, der die ehemalige Verfassung der Kirche kenne, für seine Nachfolger über diese Kirche gesammelten Nachrichten veröffentliche. Allerdings können die zwischen den reformirten und lutherischen Confessionsverwandten im Jahre 1803 entstandenen und oft durch Bitterkeit und Heftigkeit sehr lebhaft geführten Streitigkeiten den Gedanken wecken: ob nicht durch Herausgabe dieser Schrift, wenn sie auch nur, der Wahrheit treu, historisch von jenen berichte, der blinde Parteigeist wieder erwache. Wir verargen diese Bedenklichkeit dem Verf. nicht und loben sowol die Art und Weise, wie er ihr entgegenkommt, als die Ausführung eines Entschlusses, der ohne Ansehen der Person und Confession der Wahrheit die Ehre gibt. Gewiß darf seine Geschichte bei Allen eine freundliche Aufnahme erwarten, wie schon das zahlreiche Subscribentenverzeichniß hoffen läßt, wie sie auch gelesen zu werden verdient, damit beide Confessionsverwandte in dem Erzählten sich spiegeln, dem Confessionshasse entsagen und als Christen einander lieben, wenn sie auch auf verschiedenem Wege nach der Kirche gehen. Das ist des Verfs. einziger Wunsch; und doch ist das Buch — den sämmtlichen Mitgliedern der evangelisch-lutherischen Domgemeinde zu St.-Petri in Bremen gewidmet. Warum diesen nur?

Der Zweck dieser Anzeige heischt keinen Auszug aus dem reichhaltigen Werke, nicht eine kritische Untersuchung der historischen Angaben, sondern nur eine Auswahl des Wichtigern und Anziehendern, was etwa beim Lesen desselben uns entgegengekommen. In den frühesten Zeiten wohnten Chauken oder Chauzen in der Gegend um Bremen, die, von den Römern oft besiegt und in Zaum gehalten, im 3. Jahrhundert mit den Sachsen verbunden waren, befreundet durch Sprache und Sitte den Angelsachsen und Friesen. Diese empfingen den ersten christlichen Unterricht am Ende des 7. Jahrhunderts von Willebrod, und am Ende des 8. Jahrhunderts die Sachsen, welche von Karl dem Großen besiegt wurden. Der bekannte Willehad war ihr erster Lehrer, der sie, auf Befehl des mächtigen Karl, taufte. Alle von diesem Karl ausgegangene kirchliche Anordnungen bekunden den großen Geist des Mannes und den Geist der Zeit. Strenge und Gewalt geboten der Rohheit; aber immer drangen sie auf Achtung gegen Gott, Gotteshäuser und heilige kirchliche Handlungen, zu welchen man auch den Eid zählte. Dieser sollte stets in der Kirche abgelegt werden. Willehad's Wirksamkeit, unterbrochen durch Krieg und Unruhen, hatte schon einen guten Grund zur Stiftung einer Gemeinde gelegt, und Karl der Große beschloß 788, eine Kirche und Schule auch in Bremen zu bauen. Zur Erhaltung derselben bestimmte er den mitternächtlichen Theil des Bisthums Bremen und weihete ihn dem Apostel Petrus. Willehad bauete als erster Bischof eine kleine hölzerne, die erste bischöfliche oder Domkirche, und widmete sie ebenfalls dem Apostel Petrus. Willerich und Leuderich waren seine nächsten Amtsnachfolger. Unter dem Letztern flüchtete Anscharius von Hamburg als Vertriebener nach Bremen, ward aber nicht geduldet; später, 847, bekleidete er das Bischofsamt von Bremen und Hamburg. Mit der geistlichen Macht wußten die Bischöfe, später Erzbischöfe, auch die weltliche an sich zu bringen. Neunundvierzig derselben übten beide unter mancherlei äußern Schicksalen, bis 1648 das Gebiet des Erzbisthums, mit andern Ländern vereinigt, in Folge des westfälischen Friedens, unter dem Namen eines Herzogthums, an die Krone Schweden kam. Neben den Erzbischöfen besorgten Stiftsherren die geistlichen Angelegenheiten, oder sie sollten es. Einst feierten sie Ostern 4 Wochen früher, am Sonntage Oculi, und dieser unkirchliche Sinn ist in folgenden lateinischen Zeilen ausgedrückt:

Asini Bremenses cantaverunt Resurrexi
Cum populus dei cantavit: Oculi mei.

Heinrich von Zütphen, Schüler Luther's, predigte zuerst 1522 das Evangelium nach Luther's Unterricht und übernahm das Predigeramt an der Anschariuskirche. Nach 2 Jahren überließ er Andern das Gute, was er hier gestiftet, ging nach Dithmarsen und ward am 11. Dezember 1524 als Ketzer verbrannt. Das Jahr 1525 ist für Bremen das eigentliche Reformationsjahr. Am spätesten fand die Reformation in die Domkirche Eingang, aus welcher erst 1532 die katholischen Geistlichen vertrieben, 1547 der erste Domprediger, Dr. Albert Hardenberg, in dieselbe eingeführt und nach 14 Jahren verwiesen wurde. Von 1561 — 1639 war sie, weil man sich über die Wahl eines neuen Predigers nicht einigen konnte, geschlossen. Der reformirt gesinnte Senat verbot den Bürgern, die lutherische Kirche zu besuchen, ja er wollte es ihnen mit Gewalt, durch militairische Wachen, wehren, bis 1639 ein Vergleich zwischen dem Erzbischof Friedrich und der Stadt Bremen diesem Unwesen ein Ende machte. Nachdem die Kirche, unter dem Schutze Schwedens, Dänemarks und Hanovers, mancherlei Veränderungen sich gefallen lassen mußte, an Zahl der Glieder und Vermögen bald gewann, bald verlor, wurde ihr Verhältniß sicherer und ruhiger, 1802, unter dem Schutze des bremischen Senats.

Aus dem Kleinen erwächst das Große. Dies bewährt sich bei allen wohlthätigen Stiftungen der alten wohlhabenden und wohlthätigen Zeit. Einhundert Thaler Ueberschuß in der Domkirchencasse weckte den Gedanken, ein Waisenhaus zu eröffnen, wie die reformirte Kirche deren schon 2 besaß. Man dachte auf Ersparnisse, auf Vermehrung jener Summe. Sie stieg bis zu 1000 Thalern. Der Wunsch der damaligen Prediger ging durch Karls XI. Milde in Erfüllung. Man gründete eine Waisenanstalt, man fand Mittel, sie zu erweitern und so den armen Waisen noch heute einen Zufluchtsort für ihre Ernährung und geistige Bildung anzubieten. Die Geschichte der bremischen Schulen und der Abdruck des Registers der Einkünfte der Propstei zu Bremen, mitgetheilt von J. M. Lappenberg, Doctor zu Hamburg, aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts in der hamburgischen Stadtbibliothek, füllen die letzten Bogen. Ueber Einzelnes, z. B. den Bleikeller unter der Domkirche und das Glockenlehn, berichtet das Buch S. 33, 34 und 118 das Nöthige.

Ueber die neuern Confessionsstreitigkeiten und den verunglückten Unionsversuch sind wir absichtlich mit Stillschweigen hingegangen. Hier, wie dort, ist oft das Kirchenvermögen der Grund, der die äußere Vereinigung hindert. Sollte nicht auch hier möglich sein und werden, was anderwärts wie hier so lange verschoben ward? 11.

Miszellen.

Zucker.

Das Zuckerrohr ist in Indien schon in den ältesten Zeiten gebaut worden. Der Name von Gaur, der alten Hauptstadt von Bengalen, die in der indischen Geschichte einen so großen Namen hat, soll von dem Worte Gur abgeleitet sein, das im Alt- und Neuindischen Zucker bedeutet. Ueber das Alter des Zuckers, als Handelsartikel, beruft man sich unter Anderm auch auf Jesaias 43, 24 und Jeremias 6, 20. Luther übersetzte jedoch dort das Wort, das Zucker bedeuten soll, durch Kalmus, und hier durch Zimmtrinde. Im Periplus wird der Zucker beschrieben als: *Μελι καλαμινον το λεγομενον σακχαρι*, Rohrhonig, Sachari genannt. Plinius sagt: „Arabien bringt Sakkaron hervor, den besten aber liefert Indien. Es ist ein Honig, aus Rohren gesammelt, eine Art von weißem Gummi, der zwischen den Zähnen bricht. Er kommt nur in Stücken von der Größe einer Haselnuß vor und wird nur als Arznei gebraucht („Saccaron et Arabia fert, sed laudatius India. Est autem mel in arundinibus collectum, gummium modo candidum, dentibus fragile. Amplissimum nucis avellanae magnitudine ad medicinae tantum usum", l. 12, c. 8). In der Sanskritsprache heißt Zucker Sarkara oder Sakara. Nach de Vincent's Behauptung in den „Asiatic researches" ist aus dem Worte ichshu casa der Sanskrit, nach Hinwegwerfung der 1. und 4. Sylbe, von den Arabern das noch gebräuchliche Wort Scahu für Zucker gebildet worden. Man nimmt wenigstens an, daß das Wort Zucker aus dem Arabischen abstamme, indem die Saracenen und Araber während ihrer Eroberungen den Bau des Zuckerrohres verbreiteten. Aus Aegypten kam es nach Sicilien, von wo aus im 12. Jahrhundert ein großer Theil von Europa mit Zucker versehen wurde. Wahrscheinlich wurde aus Sicilien das Zuckerrohr westlich nach Spanien, auf die canarischen Inseln, nach Hispaniola und Brasilien verpflanzt. Der Name Shekar kommt in der Schrift 19 Mal vor und wird stets durch starkes Getränk, zum Unterschied von Wein, übersetzt. Es ist möglich, daß die Hebräer gewisse Arten von gegohrenen, geistigen Getränken darunter verstanden; allein, es bleibt doch nicht unmöglich, daß man damals schon ein geistiges Getränke aus dem Syrup des Zuckerrohrs zu bereiten verstand, das den Namen Shekar erhielt, woraus später das Wort Shakar gemacht wurde. Das griechische *σικερα* und das lateinische sicera haben wol ein und dieselbe Etymologie, und vielleicht heißt auch die Feige im Griechischen darum *συκον*, weil sie zuckerhaltig ist. *)

Bibamus papaliter!

Dieses alte Sprichwort kommt von dem Papst Benedict XII. her, der im Jahr 1334 zu Avignon erwählt wurde. Er war von Geburt ein Franzose, von Savardan, aus der Gegend von Toulouse, und ein Mitglied des Cistercienserordens. Sein Biograph bei Baluce sagt von ihm, daß er den Plan gehabt habe, die Weltgeistlichen und Mönchsorden zu reformiren, oder, meint er, vielmehr zu infirmiren („Huic Domino Benedicto maxime insitum corde fuit, clericos et religiosorum ordinum professores et status reformare et, ut dicatur verius, infirmare"). Er habe die Geistlichkeit beinahe ohne Ausnahme für ausgeartet, verdorben erklärt und darum auch nur sehr selten einen zu höhern Würden befördert. Die Cardinäle hielt er, nach seines Biographen Bericht, ohne Ausnahme für Heuchler und Betrüger, und die Bettelmönche haßte er über Alles und gab das öffentlich zu erkennen. Possen und Zoten habe er geliebt und gewaltig viel Wein gesoffen und sich gewöhnlich des Ausdrucks bedient: „Bibamus papaliter". Dieser Ausdruck sei denn auch zum Sprichwort geworden („In propositionibus turpibus et inhonestis plus quam in virtuosis habere complacentiam ex risibus et motibus, aliis omnibus notum erat. Potator vini maximus ab omnibus curialibus dicebatur, adeo ut versum sit in proverbium consuetum, dici: bibamus papaliter"). Da dieser Papst selbst ein Mönch gewesen war, so mochte er wol seine Brüder am besten kennen. Seine strengen Grundsätze hinsichtlich der Geistlichen, seine Verachtung der Bettelmönche, und sein Mistrauen gegen die Cardinäle, deren Instrument er nicht sein wollte, haben ihm das harte Urtheil der Geistlichen zugezogen. Nur Einer, wahrscheinlich ein Bettelmönch, legte ihm die übertriebene Liebe des Weins zur Last. Er lebte sonst untadelhaft. Als er 1342 starb, machten seine Feinde ihm folgende Grabschrift:

Iste fuit Nero, laicis mors, vipera clero,
Devius a vero, cuppa repleta mero.

36.

*) „The modern traveller". London, 1828.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 109. —— 19. April 1830.

Mystik.

1. Ueber die mystischen Tendenzen unserer Zeit. Zwei Vorlesungen von W. E. Weber. (Aus der „Allgemeinen Kirchenzeitung" abgedruckt.) Darmstadt, Leske. 1829. Gr. 8. 8 Gr.

2. Gethsemane und Golgatha, oder Jesus der Hohepriester. Von Karl August Böttiger, genannt von Reichmeister. Leipzig, Kummer. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

1. Der unvergeßliche Dalberg stiftete unter andern schönen Denkmälern seines herrlichen Geistes und Herzens auch das Museum in Frankfurt a. M., das abwechselnder Unterhaltung durch Lehrreichanziehendes aus Wissenschaft und Kunst gewidmet ist. Während des Winterhalbjahres versammelt sich von 14 zu 14 Tagen, jedesmal an einem Freitagabend, ein zahlreicher Kreis aus beiden Geschlechtern, ohne Rücksicht des besondern christlichen Glaubensbekenntnisses, indem jetzt Katholiken und Protestanten in dem Vorstande sind, zu Vorlesungen aller Art und aus allen Gebieten des Wissenswürdigen, mit Ausnahme der Politik und Religion, zu Unterhaltungen durch Musik und andere reiche Kunstgenüsse. Der würdige Verf. versuchte nun auch den obigen, dem Zeitinteresse so angemessenen Gegenstand auf eine für diesen Kreis passende Art zu bearbeiten und vorzutragen. Mit großem Vergnügen hat Ref. die ihm schon aus der „Allgemeinen Kirchenzeitung" bekannten Abhandlungen aufs Neue gelesen. Hr. W. ist nicht ein trockener, einseitiger Wortphilolog, er ist auch mit Dem innig vertraut, was jetzt die religiöse Welt, namentlich in Deutschland, so sehr bewegt; aber sein durch die alten Classiker gebildeter Geist spricht sich auch durch feine Benutzung griechischer und römischer Weisheit, die zuletzt mit der christlichen aus einer Urquelle, aus Gott und der den Sterblichen aller Zonen verliehenen Vernunft fließt, wahr, kräftig und anziehend aus. Wer diese Vorträge noch nicht kennt, wer vielleicht eine Versammlung denkender Männer, denen nicht leere politische Kannegießerei, oder ärmliche Theaterkritik, oder das unnütze Durchblättern von Scharen wässeriger Zeit- und Flugschriften, oder das Wein- und Bierglas mit Knasters Reise in die Luft und dem beliebten Kartenspiel die höchsten Güter des Daseins sind, oder wer einen Kreis geistreicher Frauen, die, bei treuer Erfüllung hausmütterlicher Pflichten, zwar nicht als gelehrte Damen über alles Wissenschaftliche mitkritteln, aber, statt die Zeit vergeuden zu wollen, lieber an Dem, was den Geist aufklärt und dem frommen Gemüthe wohlthut, Theil zu nehmen wünschen — wer einen solchen Kreis über eine so merkwürdige Erscheinung unserer Tage lehrreich unterhalten will, dem empfehlen wir diese wenigen Bogen. Ihr Verf. bekennt selbst, daß er für dieses Publicum nicht in alle Tiefen der Sache habe eingehen, sich nicht über alle Zweige dieses mystischen Wesens habe einlassen können. Ref. wünschte vorzüglich, den Unterschied mehr hervorgehoben zu sehen, der sich in dem mehr stillen, ruhigen Mysticismus eines Tauler, Thomas a Kempis, Franz von Sales, eines Fénélon u. A., und den lärmenden Mystikern unserer Tage zeigt, die sich, wie Krummacher, wieder mit dem Hohenliede so einlassen, daß selbst die „Evangelische Kirchenzeitung" es doch zu arg findet. Vorzüglich aber sollte auch etwas mehr darüber gesagt sein, wie der Mysticismus in dem Idealismus und in Lehrbüchern erscheint, die ganz orthodox scheinen, aber, indem sie von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, von der Erbsünde und Rechtfertigung ganz symbolisch reden, ein, um es kurz zu sagen, X für ein U hinstellen. Aber treffliche Worte sind es, welche Hr. W. mittheilt. Einen räthselhaften Dämon nennt der Verf. den Mysticismus, den man von allen Seiten her nennen hört; eine krankhafte Richtung der Zeit, so nennt ihn die allgemeine Verurtheilung. Eigentlich will Niemand ein Mystiker heißen; aber selbst die Angst treibt Manchen hin, „lieber anzubeten, als ein Zeter zu rufen; ja, die Alles möglichmachende Politik lehrt Viele dieser Zeit ein schönes Modeliedlein pfeifen, bei dem es ihnen zu Sinne ist wie der Hyäne, welche das Gewinsel der Kinder nachahmt, um gutmüthig zu Hülfe Eilende zu verschlingen". Der Verf. sucht die Ursache jenes Hanges „in der geistigen Erschlaffung. Die Spannungen und Krämpfe in der furchtbaren Zeit haben Abspannung herbeigeführt; man will den Frieden und seine Früchte recht mit Behagen genießen, wie verwöhnte Schüler das Glück der ersehnten Ferien durch langes Schlafen".

Schlaf und Ruhe möchten wir es nicht nennen, denn Unruhe und Bewegung gibt es überall genug; aber es ist ein Abmühen, wobei man sichs jedoch, wie der Verf. richtig sagt, recht bequem machen möchte; ein geschäftiges Müßiggehen; ein leichtes Zubereiten und Genießen leichter Speise in Journalen und Broschüren; ein oft recht heftiges Streiten über Ziegenwolle; ein Aufwärmen und Widerlegen erstorbener Irrthümer; ein Hin- und Hertragen von Anekdoten, Klätschereien, Kritteleien, die ein brotloses oder eitles, unruhiges Männchen in ein stechendes Blatt einschickt, es dann widerlegen läßt, berichtigt, einige Kreuzer dabei verdient und Schwätzern Stoff gibt, in dem Klub oder in der Theegesellschaft darüber zu plaidiren und sich und Andern die Zeit zu verderben. Man wird endlich doch der Unruhe müde; man wird alt, man gibt nicht viel mehr, man hört auf zu gefallen und zu sündigen und fängt an zu — beten; das ernste Denken war eine widrige Sache, am leichtesten ist es nun, dahin zu flüchten, wo die Vernunft verschmäht, das Denken und Fragen verpönt, die böse Welt verrufen wird und dem Menschen in der größten Passivität von selbst Alles zufließt. Für Leute, welche die Frömmelei, die der Päpstelei so ähnlich ist, lieben, diene S. 36: „Thürmen schon sich keine Scheiterhaufen auf, ruft auch kein Fiscal mehr Acht und Bann gegen den freien Denker zu Hülfe: es gibt eine feinere Proscription; sie bedarf keiner Flammen, ihr genügt das gelind, aber sicher wirkende Gift der geheimen Einflüsterungen in einer organisirten Klätscherei über Alles, was man versteht und nicht versteht, die offenes Gehör nicht verfehlt". Wie Mancher ist schon — wenigstens zurückgesetzt worden, weil er nicht mystisch-geschwätzig war. Leute, die in der besten Absicht den trefflichen Spener zurückwünschen, so unähnlich sie ihm sind, werden auch auf die Schattenseite jener Zeit zurückgewiesen, und sehr wahr heißt für Diejenigen, welche als Individuen in Durchsetzung ihrer individuellen Ansicht das Heil der Welt suchen: „Wiederbelebung der Vergangenheit scheint nun einmal, es sei im Guten oder im Bösen, den Sterblichen nicht gestattet zu sein. Der Himmel mag wol seine guten Ursachen haben, daß eine jede Generation das ihr Dienliche aus eignen Mitteln zu Tage fördere und nicht blos von den Capitalien der Vergangenheit zehre. Nicht was einst gut gewesen, kommt bei den Bedürfnissen des Tages zur Frage, sondern was jetzt gedeihlich und fruchtbar sein kann zur wahren Förderung menschlicher Glückseligkeit".

2. Nach dieser nüchternen Beleuchtung des Mysticismus wollen wir ihnen nun das stärkste Gegenstück, das uns je vorgekommen ist, anzeigen; sie mögen sehen, wohin sich ein gewesener Superintendent in Odessa, der in Leipzig durch Vorlesungen belehren und bekehren wollte, verlaufen hat. Sein Buch, gleichsam ein Vermächtniß für die Stadt, wo es nicht ging, wie es gehen sollte und weswegen der Verf. den Staub von den Füßen schüttelte, ist eigentlich nur für die ersten und tüchtigsten Dunkelmänner und mystischen Schwärmer ganz genießbar; aber unsere Leser mögen ein- für allemal sehen, was solche Superintendenten für Kindlein gebären, was wir für Geistesnahrung zu hoffen haben, wenn wir uns an solche Quellen weisen lassen; was solche Oberhirten unter ihren Untergebenen und Collegen für einen Sinn zu verbreiten suchen. Schauet, was Hr. v. R. darbietet.

Zwar bittet Hr. v. R. (S. v), „das Urtheil über den Schreiber noch aufzuschieben; denn so lange der Geist im Leibe, und er mit diesem wieder in tausenderlei Erdenverhüllungen verborgen ist, kann man füglich kein richtiges, sondern nur ein zu frühzeitiges Urtheil über einen Lebenden fällen". Nun, Das darf man doch nacherzählen, was ein Mensch von sich selbst sagt, wofür er sich ausgibt, was er ist oder nicht ist; was er leisten will, ob sich Alles so verhält und zu welchem Präjudiz er selbst Veranlassung gibt. Die Person des Verfs. und seine beabsichtigten Leistungen anlangend, hat weder das Publicum mit seinen Vorlesungen, noch die Polizei mit seinen Aussagen, noch haben die Gelehrten mit seinen Grundsätzen sich befreunden können. Trotz aller Empfehlungen, die er mitbrachte, sind wir von Krug und durch öffentliche Blätter eines Bessern über ihn belehrt. Ueber das Weitere spricht nun die Vorrede dunkel, doch, wie es scheint, nicht ganz unverständlich, „daß zu vorläufiger Andeutung einer künftigen Berichtigung von mancherlei Verhältnissen, über die jetzt nur das Allgemeinste gesagt werden kann, folgende Stellen und Gemeinplätze noch eingeschaltet werden". Dies sind denn lauter Bibelsprüche zu dem Hauptsatz: „Welchen der Herr lieb hat, Den züchtiget und strafet er". „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet". Atqui — ergo — ist wol Alles leicht zu verstehen. „Zum Stäupen und Schlagen (S. ix) braucht oft der Vater den niedrigsten und schlechtesten Knecht, den er dingt. Der Knecht bleibt aber immer ein Fremder und zieht ab, wenn der Herr seiner satt ist; auch wird die Ruthe, mit welcher der Sohn gezüchtigt wurde, als nutzlos ins Feuer geworfen. Der Sohn aber bleibt dem Vater theuer und im Hause. Satans Engel darf nur Den mit Fäusten schlagen, der sich hoher Offenbarungen rühmen will". Das wäre wirklich heutzutage eine rechte Wohlthat für viele Leute, die ihre Einfälle für unmittelbare Eingebungen Gottes halten oder gar Wunderthäter sein wollen. Deshalb bleibt aber Der, so mit Fäusten schlägt, immer „Satansengel". Merkt es euch Alle, namentlich Polizeibehörden, wenn euer Unglaube Hrn. v. R. etwa Noth gemacht hat. Uebrigens klingen die Worte des Verfs. sehr bescheiden, „er behaupt; keineswegs, nur, was er darstelle, sei das Richtige"; aber das Recht, sagen zu dürfen, „in welcher Gestaltung ihm das Betrachtete erscheine, stehe auch ihm zu; da der Mund der Lästerung sich unangefochten hierüber aufthun durfte, der wolfenbüttelsche Fragmentist, Horue u. A." Allerdings, aber diese Schriften sind längst gerichtet, widerlegt und größtentheils vergessen worden, ohne der christlichen Kirche auch nur einen Pfeiler un-

tergraben zu haben. Der Verf. weiß doch wol, daß in dem protestantischen Deutschland, so lange es diesen Beinamen behält und verdient, jeder Schriftsteller seine Ansicht von dem Christenthum darlegen und, mit Gründen freilich, vertheidigen darf, sich aber auch Prüfung, Berichtigung oder Widerlegung seiner Ideen gefallen lassen muß; v. R. brauchte also nicht jene Widersacher unsers Christenglaubens zu erwähnen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende März 1830.

Die politische Krisis, welcher man mit einer so bangen Besorgniß entgegensah, ist endlich eingetreten, und nichts hat sich zugetragen, was unsern mehrmals ausgesprochenen Ansichten widerstritte. Daß der Widerstand der Liberalen weder dem Thron noch dem größern Theil der Aristokratie gelte, hat die Pairskammer durch ihre gemäßigte, aber dem Ministerium keineswegs günstige Antwort auf die Rede der Krone sattsam dargethan. Die Deputirtenkammer hat das Gewebe der Hofintriguen zerrissen; sie hat sich dem Triumphwagen der Camarilla entgegengestellt, der die Nationalfreiheiten und deren Vertheidiger zu zermalmen drohte, und dessen Sturz in der Ferne für das Brausen des übergetretenen Stromes der Demokratie gehalten wird. Daß man übrigens im Auslande ängstlich nach der Zukunft blickt und deren Wolken als flammende Rauchsäulen eines allgemeinen politischen Brandes erscheinen; daß man, zumal nach den jüngsten Ereignissen, fürchtet, die Fischweiber machen schon ihre Spieße zurecht, die Göttin der Vernunft ihre rothe Mütze und der Henker schicke sich an, als Repräsentant des Fatums die Katastrophe des Dramas herbeizuführen: dies nimmt uns keineswegs Wunder. Es ist ein großes Vorrecht, welches die Deputirten in Anspruch genommen; es ist ein imposantes, für Manchen schreckenerregendes Schauspiel, eine Nation von 30 Millionen Menschen zu sehen, die in der Person ihrer Stellvertreter vor den Thron ihres Monarchen tritt und im Namen der Ehre und der ihm geschworenen Treue erklärt, die constitutionnelle Eintracht der Staatsgewalten sei gestört, und ihn so dringend als ehrfurchtsvoll ersucht, das zur Stärke des Thrones sowol als zum Glücke des Landes erfoderliche Vertrauen wiederherzustellen. Wer aber die Deputirtenkammer deshalb für Rebellen erklärt, zeigt ebenso viel Einsicht in das Wesen einer repräsentativen Monarchie, als wer den Monarchen des Despotismus zeihen wollte, weil er sich für sein Ministerium und gegen die Stellvertreter seines Volkes erklärt. Auf beiden Seiten ist innerhalb der Schranken des Gesetzes gehandelt worden. Freilich mag die Adresse das Herz des Königs verwundet haben. Die Wahrheit schmeckt bitter, wie fast alle Heilmittel! Und daß es Wahrheit war, was die Adresse ausgesprochen, wird sich aus den nächsten Wahlen ergeben. Die Kammer ist nur deshalb vorläufig prorogirt, weil die Minister Zeit gewinnen wollen, um ihre Maßregeln zu treffen. Wenn die Auflösung am 16. März stattgefunden, so hätte 3 Monate nachher eine neue Kammer berufen werden müssen. Die gegenwärtige wird nun wahrscheinlich am 1. September aufgelöst, und somit hat das Ministerium 9 Monate vor sich, um die Wahlcollegien zu bearbeiten und Stimmen für seine Leute zu werben. Die Entscheidung des Kampfes ist also vorläufig aufgeschoben; siegt Hr. von Polignac, verkaufen die Wahlcollegien die Freiheit ihrer Committenten, so bleibt diesen nichts übrig, als den Augenblick abzuwarten, wo die Faction der Ultra so weit geht, daß die Regierung sich selbst ihrer zu entledigen suchen muß, wie denn dieses schon der Fall gewesen ist. Einstweilen herrscht auf den augenblicklichen Sturm eine große Windstille, und überhaupt hat sich während dieser lebhaften Debatten die öffentliche Meinung auf eine zwar kühne und derbe, aber keineswegs beunruhigende Weise ausgesprochen. Am Tage, wo die Prorogation sollte bekanntgemacht werden, waren die Zugänge des Palais Bourbon mit einer solchen Menge Menschen besetzt, daß die Wachen den Deputirten mit Gewalt den Weg bahnen mußten; aber nicht ein Laut erhob sich aus diesem Gewühle, der die Absicht verkündet hätte, lärmende Auftritte herbeizuführen. Als der Präsident die Prorogation bekanntgemacht, erhob sich die rechte Seite mit stürmischem Jubel und rief: „Vive le roi!“ Auf der linken Seite ließ man die Charte leben. Von der öffentlichen Tribune rief eine Stimme, daß der Saal davon erschallte: „Vive le roi et la charte!“ Hr. de Lépine, ein Deputirter von der rechten Seite, schrie: „A bas la tribune!“ nämlich die Rednerbühne. Allmälig verlor sich die Versammlung, und Alles blieb so ruhig und friedlich, als käme man aus dem Theater oder von einem Balle. Wir haben Grund, zu glauben, daß manche Royalisten das Gegentheil gewünscht. Sagte doch neulich der „Drapeau blanc“: „Les cartouches sont constitutionnelles“, in Erwiderung auf Das, was früher das „Journal des débats“ gesagt: „Les bayonnettes sont intelligentes“. Auf solche Ausfoderungen antworten die Liberalen mit Späßen und Caricaturen. So sieht man jetzt an den Fenstern der Kunsthändler eine Lithographie, welche Hrn. von Polignac vorstellt. Er ist in Jagdkleidern, statt der Jagdflinte trägt er eine ungeheure Kanone unter dem linken Arme und führt eine englische Dogge, auf welcher ein Papagei sitzt, an einem Stricke nach. Sein Gesicht scheint von reichlich genossenem Burgunder zu glühen; die ganze Haltung des Körpers verbindet einen lächerlichen Stolz und eine mehr komische und selbst gutmüthige als beleidigende suffisance. Unten steht: „Allons, pour cette fois il n'y a plus à réculer!“ — Broschüren und Pamphlets müssen bei der täglich wachsenden Anzahl der Journale natürlicherweise immer weniger gesucht und folglich geschrieben werden. Unter den wenigen, die uns zu Gesicht gekommen, bemerken wir fürs Erste: „Deux mois de la vie de M. de Polignac et des siens, petite esquisse contemporaine, par M. Alex. Bret“. Wir haben darin allerlei gefunden, aber nicht, was der Titel verheißt. Das Werkchen ist Hrn. Châteaubriand gewidmet, der hier wegen seines Unbestandes in Ansichten und Meinungen gerechtfertigt werden soll. Fürwahr ein misliches Geschäft! Der edle Pair fing seine literarische Laufbahn mit einem Versuche über die Revolutionen an, der ganz im Geiste Rousseau's und Voltaire's geschrieben war. Späterhin, da er sah — so geben wenigstens seine Feinde an —, daß die Philosophie nicht mehr recht gäng und gäbe sei, daß sie die Buchhändler nicht mehr so leicht absetzen konnten, wie früher, da lieferte er ihnen Religion, Christenthum. Als College Villèle's donnerte er gegen die Liberalen, in deren Arme er sich warf, als man ihn aus dem Ministerrathe vertrieb. Es ist in diesen Vorwürfen Manches gegründet, und die verschmitzte „Gazette de France“ sucht zu Zeiten seine frühern Artikel aus dem „Conservateur“ hervor und hält sie ihm unter die Nase, wenn er, wie neulich, bei der Discussion über die Adresse in der Pairskammer, als Apostel des Liberalismus auftritt. Doch, wir dürfen Hrn. v. Polignac nicht aus den Augen lassen. Dieser ist die politische Sonne des Tages, nach welcher sich alle Köpfe drehen, Einige, um zu preisen und zu segnen, Viele, um zu schimpfen, die Meisten, um zu schauen und zu lachen. In dem ihn betreffenden biographischen Sector haben wir, wie gesagt, mancherlei gefunden, ausgenommen das Biographische selbst. Was der Verf. darunter versteht, scheint die bekannte Zwistigkeit zu sein, die sich zwischen Wellington und dem Könige von England wegen

einer berüchtigten Marquise und einer Actrice am Coventgarden erhoben, und die beinahe den Sturz Wellington's und eben dadurch des Fürsten Polignac nachsichgezogen hätte. Uebrigens gesteht diesem Hr. Bret einen hohen, biedern Sinn und tüchtigen Verstand zu: ein Lob, das uns in dem Munde eines Feindes ebenso lobenswerth als unverdächtig erscheint. Diese Eigenschaften reichen aber in der Politik nicht hin, zumal an einem hohen Posten; von seiner Beredtsamkeit hat der Hr. Premierminister bei der Discussion über die Adresse eben keine sonderlichen Proben abgelegt, und dann wissen wir uns zu erinnern, daß er bei den Verhandlungen über das Gesetz du droit d'ainesse folgende, echt Machiavellistische Worte sprach: „Le peuple veut tout ce qu'on veut fortement pour lui": ein Grundsatz, nach welchem man einen repräsentativen Staat wie ein Paschalik regieren könnte, mit dem Unterschied, daß man den geschundenen Unterthanen noch dabei bewiese, sie wollten geschunden sein. Nächst Hrn. Polignac nimmt der Verf. einige der Bedeutendern unter seinen Trabanten und Helfershelfern vor, Cornet d'Incourt, Dudon, Berryer, den Sohn, einen der besten Redner von der rechten Seite, von welchem Royer-Collard soll gesagt haben: „C'est plus qu'un beau talent, c'est une puissance".

(Der Beschluß folgt.)

Aufforderung
an alle Menschenfreunde.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien, am Stephansplatze, an der linken Ecke der Goldschmiedgasse Nr. 625,
ist eine Pränumeration eröffnet
auf ein nächstens erscheinendes Werk
unter dem Titel:

Wiens Tage der Gefahr
und
die Retter aus der Noth.

Eine authentische, aus den sichersten Quellen geschöpfte Beschreibung der unerhörten Ueberschwemmung der Vorstädte Wiens, als der Leopoldstadt, Jägerzeile, Roßau, Thury, Lichtenthal, Althann, Alservorstadt, unter den Weißgärbern und Erdberg, und des flachen an der Donau gelegenen Landes;
sowie eine wahrheitgemäße Schilderung der außerordentlichen Rettungsanstalten, Hülfeleistungen und thätigen Nächstenliebe, wodurch sich die erhabenen Glieder unsers Kaiserhauses, der hohe Adel, das Militair, sowie die Behörden, kurz, die Wiener überhaupt zu dieser Zeit um den Dank ihrer bedrängten Mitbürger verdient gemacht haben.

Von
Dr. Franz Sartori,
k. k. Regierungssecretair, Vorsteher des Central-Bücher-Revisions-Amtes, Curator der ersten östr. Sparcasse und damit vereinigten allgemeinen Versorgungsanstalt, und mehrer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Unerhört in den Jahrbüchern Wiens ist das furchtbare Ereigniß der Wassersnoth am 1. März. Nie geahnet die Höhe der Fluten der Donau, wodurch die blühendsten Vorstädte Wiens überschwemmt wurden.

Kein Jahrhundert weist in der Chronik von Wien auf solche Wuth der Elemente hin.

Menschen und Thiere, Häuser und Hausgeräthe wurden eine Beute der verheerenden Fluten, das Elend ist groß — die Prüfung schwer!

Aber groß und engelgleich auch die Milde des angebeteten Monarchen, der mit tief verwundetem Herzen seine Söhne und Brüder, die durchlauchtigsten Erzherzoge zur schnellen Rettung aussandte. Ewig werden im Volke die Erzählungen der großherzigen Thaten fortleben, wodurch sich die Erzherzoge von Oestreich, Brüder und Söhne Sr. glorreich regierenden Majestät, um die Menschheit und das Vaterland die unverwelklichsten Lorbern erworben haben.

Hochherzige aus dem hohen Adel, das Militair, die Behörden, Beamte und Bürger, Private und Dienstleute, sowie Menschen jedes Standes und Alters waren bemüht, Geld, Lebensmittel, Kleidung und Wäsche auszutheilen, Gefährdete in Sicherheit zu bringen, Kranke zu verpflegen, verwaiste Kinder ertrunkener Aeltern an Kindesstatt anzunehmen und so das Elend mildern zu helfen.

Solche Züge sind kostbare Perlen in dem Kranze der Humanität unserer Residenzstadt — sie sind es werth, für fernere Jahrhunderte als Muster reiner Menschlichkeit zu dienen.

Der Verf. dieser Schrift (wohnhaft in der Leopoldstadt, Sperlgasse Nr. 246), der selbst das Schicksal der Ueberschwemmten theilte, ist in die günstige Lage gesetzt, die vollständigsten und verläßlichsten Nachrichten über diese Schreckensscene zu sammeln; der ihm allein und allen ähnlichen Unternehmungen ausschließend eröffnete Zutritt zu den Erhebungen setzt ihn in den Stand, eine vollkommen genaue, actenmäßige, erschöpfende und wahrhaftige Darstellung nicht blos der wiener Ueberschwemmung, sondern auch der Verwüstungen auf dem Lande zu liefern.

(Jedermann wird um beglaubigte Mittheilung der ihm bekannt gewordenen edeln Thaten und merkwürdigen Ereignisse ersucht.)

Der Ertrag dieses Buches ist einzig diesen Verunglückten in Wien und in den nächsten Umgebungen der Kaiserstadt gewidmet.

Damit aber der Aushülfsfonds nicht erst auf die eingehenden Pränumerationsgelder vertröstet wird, so wurde von dem Herausgeber und Verleger dieses Werkes gleich im Voraus der von Sr. Majestät aufgestellten Commission in Ueberschwemmungsangelegenheiten die Summe von tausend Gulden Conventionsmünze mit der Bitte überreicht, solche als einstweilige Gabe für die Unglücklichen verwenden zu wollen.

Die Namen der Pränumeranten, welche man rein und deutlich geschrieben mitzutheilen bittet, werden dem Werke zu immerwährendem Andenken beigedruckt.

Das Werk wird 10 — 12 Bogen betragen und längstens in 8 — 10 Wochen erscheinen.

Zwei möglichst getreue Abbildungen der überschwemmten Leopoldstadt und Roßau, die dem Werke beigebunden werden, versinnlichen den schrecklichen Anblick.

Alle Buchhandlungen in den Provinzen sowol, als im Auslande nehmen Pränumeration an. Der Termin bleibt des Auslandes wegen bis zur Erscheinung des Werkes offen; doch beliebe man schnell zu pränumeriren, weil die Größe der Auflage bald bestimmt werden muß.

Die Pränumeration wird angenommen in der Karl Gerold'schen Buchhandlung, am Stephansplatze, an der linken Ecke der Goldschmiedgasse Nr. 625, auf ein in Umschlag, geheftetes Exemplar
auf schönem Druckpapier mit 1 Thlr. Sächs.
auf Velinpapier mit 2 Thlr. Sächs.

Mit Vergnügen erbiete ich mich Pränumeration auf obige Schrift anzunehmen.

Leipzig, den 14. April 1830.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 110. — 20. April 1830.

Mystik.

1. Ueber die mystischen Tendenzen unserer Zeit rc. Von W. E. Weber.
2. Gethsemane und Golgatha rc. Von K. A. Böttiger, genannt v. Reichmeister.

(Beschluß aus Nr. 109.)

Doch, was gibt er uns nun in seinem Buche? Es ist, um es kurz zu sagen, die ärgste Bluttheologie, wie sie Zinzendorf nur in seinen Wunden- und Schrundengemälden und -Gedichten aussprechen konnte. Wer auch nur in Sachsen die Vorträge eines Reinhard und v. Ammon, eines Seltenreich, Schmalz, eines Großmann, Rosenmüller, Tzschirner angehört hat oder zum Theil noch anhört, und eine solche Erbauungsschrift, wie die angezeigte, zur Hand nimmt: Gott, was sollte aus der gesunden Vernunft, aus unserer Religionslehre, aus unsern Kirchen und Schulen werden, wenn diese Ansichten die herrschenden würden? Unsere Leser kennen gewiß alle die Lieblingssprache der in so vieler Hinsicht achtungswerthen Brüdergemeinde; wissen, was ihr theils über manche, die Gottheit zu menschlich darstellende Lehren, wie die von der Versöhnung, theils über die spielenden Tändeleien von den Höhlen und Felslöchlein der Wunden Jesu u. dgl. für Vorwürfe gemacht worden sind; daß sie durch würdige Lehrer Manches verbessert hat und höchst unzufrieden ist, wenn man noch jetzt von herrnhutisch-pietistischen und methodistischen Mysticismus spricht. Aber was soll man sagen, wenn unter ihren Genossen wieder Predigten heraus- und in Umlauf kommen, wie die von Krummacher in Gemarke über das Hohelied, die wirklich auch ein unschuldiges, keusches Gemüth durch ihr Allegorisiren beleidigen? was zu dessen geschmackloser „Zionsharfe", wo es z. B. in Nr. 247 unter der Ueberschrift: „Schutz und Trutz", V. 1, heißt: „Sie ist mir lieb die werthe Magd, Und kann ihr nie vergessen; Lob, Ehr und Zucht man von ihr sagt, Sie hat mein Herz besessen; Ich bin ihr hold, Und wenn ich sollt' Groß Unglück han, Da liegt nichts dran, Sie will mich deß ergötzen Mit ihrer Lieb und Treu an mir, Die sie zu mir will setzen, Und thun all' mein Begier". Oder daß, 1827, Waltersdorf's „Liederpsalmen" wiedererscheinen mit ganz sonderbaren Liedern, z. B.: „Von den verschiedenen Religionen": „Die Reformirten sind vom Papstthum ganz geschieden, Doch haben sie und wir noch nicht vollkommnen Frieden. Theils ist uns ihr Begriff vom Abendmahl zu schlecht, Theils lehren Etliche die Gnadenwahl nicht recht". — „Die Zeugung und Empfängniß ist vom Sündengift bedeckt; Allein, da du beschnitten bist, ist Alles zugedeckt". Ja, man muß bei der Begünstigung solcher Menschen, bei der Verwirrung und dem Mistrauen, das sie in Gemeinden stiften, beten: Bleibe, Herr, bei uns, es will Abend werden! Wer evangelisch sein will, sei es ein Fürst, eine Gemeinde, eine Kirche, eine Zeitung, sollte wol bedenken, wohin ein solches angebliches Christenthum führe. Die Leiden und Uebel der Zeit sind ohnehin schwer; düstere Mystik richtet nicht auf, gibt nicht Muth und Vertrauen. Unser Hr. v. R. treibt es in der Orthodoxie so weit, daß wir ihn wol so mancher Ketzerei anklagen könnten, wenn er z. B. (S. 352) zu den Worten: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen", ausruft: „Es kann kein gräßlicheres Wort geben in der ganzen Schöpfung als: Gott ist von Gott verlassen. O welche Pein!" Wir möchten ausrufen: O welcher Unsinn! Doch wahrhaft schauderhaft sind manche Schilderungen von Jesu Leiden. S. 351 heißt es von der dritten Stunde des Leidens: „Sein verlöschendes Auge sieht durch die Abgründe der zerfleischenden Verzweiflung, der zähnefletschenden, gierig-nagenden Reue, des eisigen, zähneklappernden, heulenden Todhasses, der durch finstere Zorngluten züngelnden Rache. Er sahe in bodenloser Geistergährung das lechzende, gierige Wirbeln aller ungestillten Leidenschaft, sah Qual hinter Qual, durch Ewigkeiten sich windende Drachen und Molche der Peinigungen an myriadenmal Myriaden verfluchten Geistern und ... alle Pein stürzte auf ihn! Da blickte der grause Mörder durch die Nacht und spannete, ob des Menschensohn nicht zagete und verzagete!" Bei dem Kampfe in Gethsemane (S. 114) heißt es: „O armes, armes Jesuherz, o wie war dir da! Niemand war im All, das durch dich geschaffen war, an den du dich wenden konntest, auch nur an einem Blicke des Trostes dich zu erquicken!" (Wo war denn Gott? Wer war denn der Vater, zu dem Jesus betete: Ueberhebe mich dieses Kelchs?) „Ach dein lieber Vater, die Erbarmung selbst,

er war dir in einen Grausamen verwandelt, Er war dein gerechter Richter!" Nach der Stärkung durch den Engel (S. 117) „wurde Jesus wieder in schwarze Glutnacht gestoßen. Denn Satanas foderte mit frecherer Lache von der ewigen Gerechtigkeit Gericht über die Frevler und ein Urtheil über den Menschensohn, der für sie sich stellte. Satanas starrte lauernd auf das Antlitz Jesu, als ihm wieder gestattet ward, des Menschen Sohn zu schauen. Er argwöhnte zwar, daß eine himmlische Erquickung ihm zu Theil geworden sei, aber doch sah er zugleich voll tückischer, ingrimmiger Lust, daß die Seele des Menschensohnes weit ermatteter aus dieser Nacht kam". — „Jesus hatte zwar alle diese Leiden vorausgesehen, nach der unzertrennlichen Inwohnung Gottes in ihm, von der er aber als Menschensohn nie Gebrauch machte noch Gebrauch machen durfte (!?). Er wußte alle diese Schmerzen voraus, denn es waren ja die Beschlüsse des dreieinigen Gottes von Ewigkeiten her, und er hatte sie durch seine Bevollmächtigten vorausverkündigen lassen; aber als die Stunde der Verwirklichung schlug, o da schauderte die schwache Menschennatur in namenloser Angst. Satanas erlauerte mit höllischer Schadenfreude diese innere namenlose Betrübniß des Sühnens; er jauchzte, der Unsäglichruchlose, daß er die Verdammten noch unerhörter foltern könnte. Darum foderte Satanas mit frecherer Lache von der ewigen Gerechtigkeit Gericht über die Frevler und ein Urtheil über den Menschensohn, der sich für sie stellte. Und der ernste Blick der ewigen Gerechtigkeit brannte heißer und heißer in der Seele des ewigen Bürgen. Da zerfloß die Seele des Erlösers in unaussprechlichem Schmerz, denn sein Blick las das Urtheil der ewigen Gerechtigkeit: Es sterbe die Frevlerschar des ewigen Todes. Der Spruch werde am Bürgen vollzogen. Da verhülleten mit schwärzester Wolke die Scharen der Himmlischen ihre unsägliche Trauer; denn des Menschen Sohn, Jesus, war der Macht der Finsterniß anheimgefallen. Jesus lag erbleicht und glühend im Staube. Da entbrannte je ruchloser der eisgraue Arge und seine sämmtliche Rotte. Es kam für ihn der Augenblick, vor dem er so lange gezittert und nach dem er seit der Taufe Jesu gelechzet hatte. Der Erlöser war da nur seiner Gewalt übergeben; er durfte den Richterspruch der ewigen Gerechtigkeit an ihm vollziehen. Wie leicht mußte er wähnen, diesen schon halbtodtgeängstigten Menschen gänzlich zu morden. Da brachte sein uralter Grimm gegen die Menschen, die nach seiner Verstoßung in sein Fürstenthum gesetzt worden waren, die grausesten Schrecken über Jesum, die Schrecken des ewigen Todes, nicht eben wie ihn ein Frevler ewig fortstirbt, nein, die Schrecken des Todes aller, aller Frevler". (Man merke auf, worin sie bestehen!) Sie enthalten: „Den scheußlichen Grimm des ewighungernden und dürstenden und lechzenden Nichts und die Wuth des ewigen Fehlens, wenn es nach Wesen schnappt; die nie endende Qual des ewigsterbenden Ringens nach Dasein, den fortstechenden Schmerz der fressenden, mit Geierklaue die Seele zerwühlenden Reue; die fortlästernde Verfluchung der Gefolterten; die Verfluchung des Schöpfers und des Verlockers, und scheußlich-gräßliche Verfluchung ihres Peinigers, des eiskalten, im Todeskrampf lächelnden Mörders vom Anfang und den Schmerz des durch Ewigkeiten und Unermeßlichkeiten fortbrüllenden Geheuls der Verdammten in unerlöschlicher Qual, in ewiger Beraubung der Gottheit und ihres Wonnelebens. Diese Schrecken und ihre Ewigkeiten gedrängt in Augenblicke brachte Satanas wesentlich über des Menschen Sohn und dräuete, die reine Seele Jesu darein zu schleudern, denn er hatte deß Macht. O da bangete und lechzte das Herz des Erbarmers, der kein Erbarmen fand. Und hatte er die Schrecken überstanden, so brachte der Gewaltige neue kochende Angstgluten in neugefundenen Schrecken der Qualen und goß sie über Jesum und lauerte nach jedem Aufguß grimmig, ob er Gott gesegne und des ewigen Todes stürbe". Nun wahrlich, vor einem dreieinigen Gott, der von allen Ewigkeiten das gräßliche Elend sieht und es nicht abwendet, sondern einen Gott sendet, das Alles zu übernehmen; vor einem Satan, der Gott so trotzen und herausfodern und mit einem Gott so verfahren kann; vor solchem unbiblischen, unvernünftigen Geschwätz steht der menschliche Verstand stille. Dem Dichter des „Messias" sieht man dichterische Ausschmückungen nach; aber wer christlich belehren und erbauen will, wie kann er solche Dinge vortragen? Denn es ist dem Verf. barer Ernst, daß das Erlösungswerk auf solchen Ideen beruhe. Ihr guten Gemeinden in Odessa und Saratow, was werden euch die beiden Superintendenten Feßler und Böttiger Alles vorerzählt haben! Ihr armen Heiden, was müßt ihr für einen Begriff von dem Gott des Christenthums bekommen, wenn solche Lehrer euch bekehren! Wir wollen den Lesern nie wieder etwas Aehnliches vorlegen; aber die Zeichen der Zeit lerne Jeder auch in dieser Hinsicht kennen.

36.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 109.)

Zuletzt trifft die Reihe auch den Appellationsrath Cottu, bei dem wir etwas länger verweilen müssen. Hr. Cottu war vor den Wahlen von 1827 ein überspannter Liberaler, der gegen Villèle und die Pfaffen ganz entsetzlich loszog, in der Hoffnung, Deputirter von Paris zu werden. Da aber nichts daraus wurde, so sattelte der getäuschte Hr. Rath um und ging zum Feinde über. Seitdem ist er rein toll, und es thut uns sehr leid, nicht einige seiner Broschüren zur Hand zu haben, um den Leser damit ein paar Augenblicke ergötzen zu können. Bei gegenwärtiger Krisis dürfte dieser politische Don Quixote nicht ausbleiben, obgleich sich, wie es scheint, die Ultras ebenso wenig um ihn bekümmern als früher die Liberalen. Man frägt ihn zwar um Rath, man sagt ihm, er möge seine Ideen zu Papier bringen. Aber diese sind so übertrieben, er drückt sie mit einer so lächerlichen Heftigkeit aus, daß man ihn wieder laufen läßt, und die „Gazette de France" selbst wagt es kaum dann und wann,

ihn durch einige ermuthigende lobende Worte für seine schlaflosen Nächte und den Spott der kleinen Blätter zu entschädigen. In seinem neuesten Pamphlete: „De la nécessité d'une dictature", will er nichts Geringeres als die Wiederherstellung der Feudalherrschaft. Fünfsechstel der Wahlmänner sollen aus dem alten Adel genommen werden oder aus der Classe der großen Güterbesitzer, für die man Majorate errichten muß, um das aristokratische Princip in seiner ganzen Reinheit zu erhalten. Zuletzt sagt er: „Ein König von Frankreich muß der Revolution ins Angesicht schauen; wenn die Zeit gekommen ist, wenn er seinem Untergange nicht entgehen kann, so falle er wenigstens unter Donner und Blitz!" Man würde übrigens sehr ungerecht sein, wenn man Herrn Cottu Energie und einiges Darstellungstalent absprechen wollte. Es geht ihm wie Allen, die eine Sache gegen ihre innere Ueberzeugung vertheidigen. Sie fürchten immer, ihre wahren Grundsätze möchten wider ihren Willen durchleuchten; sie fürchten zu wenig zu thun, und thun deswegen zu viel. Minder kriegerisch gesinnt als Hr. Cottu, eine kalte tückische Festigkeit mit einer fanatischen Ueberzeugung paarend, hat Hr. Madrolle ebenso wenig Glück gemacht als Jener. Ja, man hat ihn sogar den Verfolgungen der Staatsprocuratur preisgegeben, die ihn vor das Zuchtpolizeigericht geladen. Er wird nun hoffentlich mit den Herren vom Parquet besser zufrieden sein, die er in seinem „Mémoire au Conseil du roi" der Fahrlässigkeit im Verfolgen der Preßvergehen zeiht. Wenn wir ihm friedlichere Gesinnungen als Hrn. Cottu zuschreiben, so soll das blos heißen, daß er nicht zu Pferde steigen und von Leder ziehen will, wie der kampflustige Herr Appellationsrath; sonst scheint er sehr zu gewaltsamen Maßregeln geneigt. Er möchte aber, ohne seine Haut zu Markt zu tragen, die Liberalen so ganz gemächlich von seinem Lehnsessel und Schreibtische herab mit dem Arme des Gesetzes treffen; die Presse ist ihm ein Greuel. Alle Verbrechen, alle Schandthaten, alles Unheil, das seit 300 Jahren über die Menschheit gekommen, hat man der Preßfreiheit zu verdanken! Dies hat die Erfahrung in England, Frankreich und Deutschland gelehrt. Täglich wächst die Frechheit der Journale: der „Constitutionnel", der früher das „Journal des débats" überboten, ist selbst vom „Courrier" überflügelt worden, der jetzt durch „Le tems", „Le messager" und „Le national" verdunkelt wird; „Le globe" übertrifft sie alle an revolutionnairer Unverschämtheit. Und von den unzähligen Preßvergehen, die seit dem 8. August das Herz der Royalisten mit Schmerz und Abscheu erfüllt haben, sind nur 162 zur gerichtlichen Verantwortung gezogen und 72 Angeklagte freigesprochen worden. Besonders scheint Hrn. Madrolle die Lossprechung des „Journal des débats" durch den Appellationshof von Paris aufs tiefste verwundet zu haben. Er nennt dieses Gericht: une Convention au petit pied (ein Nationalconvent im verjüngten Maßstabe). Mehre Gerichte in der Provinz, namentlich die Cour royale zu Metz haben, so meint unser Hr. M., Urtheile gefällt, die an Frechheit und Dummheit jenes des pariser Appellationshofes noch überträfen. Und nachdem er sich nun satt geschimpft, alle Leidenschaften hat aufzuregen gesucht, alle Mittel aufgezählt, durch die man sich an den politischen Ketzern rächen sollte, ruft er aus in frommer Ergebung, überströmend von christlicher Liebe: „Les vengeances de nos adversaires n'égaleront jamais nos pardons!" Das Werk selbst (bis hierher waren wir blos in der Einleitung) dreht sich um das Wahlgesetz und die Wähler. Es ist zunächst gegen diejenigen unter ihnen gerichtet, welche der Philosophismus verdorben hat, welche der Journalismus in den ungerechtesten Vorurtheilen, in den gröbsten Irrthümern unterhält. Er setzt den kleinen Majoritäten die große Majorität des Königs entgegen; er vertheidigt die Sache des Spiritualismus und der Monarchie gegen die Ignoranz, die Dummheit, den Ehrgeiz, den Materialismus und Gott weiß gegen was Alles noch. In jeder menschlichen Gesellschaft ist Das, was er les populations nennt, und was doch am Ende die Gesellschaft selbst ist, knabenhaft, blind, egoistisch, boshaft, grausam; die Demokratien sind, wenn sie einen König haben, und eben weil sie einen haben, der Anarchie preisgegeben. Doch lange genug hat uns dieser politische Tartuffe gesessen; sehen wir uns nach besserer Gesellschaft um. Mag doch seine eigne Partei nichts mit ihm zu schaffen haben; wenigstens wagt sie nicht den Anschein zu haben, als stehe sie mit ihm im Einverständnisse. Auch werden wir bei Verhandlung des Prozesses Gelegenheit haben, ihn nochmals zu produciren, hoffentlich in Begleitung einiger Gensdarmen und Zuchtmeister, die er mit größerm Rechte verdient, als irgend ein Schriftsteller, der je die Preßfreiheit gemisbraucht hat.

Der 6. Band der „Mémoires d'une femme de qualité", umfaßt die Begebenheiten, welche sich vom Sturze des Ministeriums Villèle bis auf die neuesten Zeiten zugetragen. Wir finden hier dieselbe Laune, denselben feinen, oft beißenden, nie unanständigen Witz, denselben Reichthum an Anekdoten, welche die frühern Lieferungen auszeichnen. Besonders anziehend ist, was sie über die Bildung des jetzigen Ministeriums sagt. Als Hr. Polignac kurz vor dem 8. August abermals und vorläufig zum letzten Male nach Paris kam, hatte der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Hr. Portalis, große Lust, ihm die Erlaubniß zur Reise zu versagen. Indessen würde das wenig gefruchtet haben, indem Hr. Polignac eine schriftliche Autorisation vom Könige hatte, so oft seinen Posten zu verlassen, als es ihm gut dünken würde. Man sieht daraus, daß der Hof schon von lange her an einer Veränderung der Verwaltung arbeitete. Bei der Bildung des Ministeriums setzte die Hartnäckigkeit, mit welcher die Camarilla auf den Eintritt des Cardinals de Latil in das Conseil bestand, den Fürsten in keine geringe Verlegenheit, indem Wellington durchaus dagegen war. Es wurde demnach ein Jesuit an den Erzbischof abgesendet, um ihn auf andere Gesinnungen zu bringen. Seine Eminenz wollte aber Anfangs durchaus nicht nachgeben; „Guerre ou finances, il me faut un porte-feuille", sagte der ehrgeizige Priester zum ehrwürdigen Pater, der ihn aber am Ende doch vorplauderte und zu bewegen wußte, allen Ansprüchen zu entsagen, gegen das feierliche Versprechen des Premierministers, ihm stets mit alle seinem Einflusse zu Diensten stehen und keine Bitte abschlagen zu wollen. Während man mit Labourdonnaye unterhandelte, wurden Commissarien an eine politische Coterie abgesendet, an deren Spitze sich der Herzog von Broglio, Guizot und Royer-Collard befanden, und zu welcher die ehemaligen Zöglinge der Normalschule gehören. „Diese Coterie", sagt die maliciöse femme de qualité, „mächtiger durch das Talent als durch die Zahl ihrer Mitglieder, glaubte sich berufen, nachdem sie Frankreich eine Zeitlang auf ihre Weise in einem Journale („Le globe") regiert, es in der Wirklichkeit zu beherrschen. Während diese Herren, durch Labourdonnaye getäuscht, wähnten, der Augenblick sei für sie gekommen, aus der Sorbonne in den Ministerrath zu treten, und Plato triumphirte, indem er sich schon anschickte, sich in die Simarre des Garde des sceaux zu hüllen (wahrscheinlich ist hier unter Plato Royer-Collard zu verstehen), berathschlagte man, ob man das porte-feuille der Justiz nicht an Plato oder Kant, sondern an Hrn. Ravez oder Hrn. Courvoisier geben würde; da es der Erstere ausschlug, so fiel es natürlicherweise diesem zu. Hr. P. hatte doch einigen Scrupel: „Courvoisier ist gemäßigter; wie es heißt soll er alle 5 Jahre seine Meinung ändern. Er ist 1823 zu den royalistischen Lehren zurückgekehrt; wenn ich also recht rechne, so steht er jetzt auf dem Punkte, wieder liberal zu werden". Derselbe Jesuit half aber Hrn. Courvoisier aus Dankbarkeit durch: er war nämlich Regent im Jesuitercollegium zu Freiburg gewesen, zur Zeit, wo Courvoisier seinen Sohn, der aus demselben entsprungen war, wieder dahin zurückbrachte

u. s. w. Dann geht es über Chauvelin und Boyer d'Argenson her, welche der Kammer schrieben, die Sache der Liberalen bedürfe mehr als je energischer Vertheidiger, und zugleich ihre Dimission gaben; und dann kommen Rossini, V. Hugo, Emile Deschamps, und wer sonst noch in den letzten Zeiten einiges Aufsehen erregt hat, an die Reihe. Wenn auch nicht Alles authentisch in diesen Mémoires ist, so gewähren sie doch immer Unterhaltung, und haben als gleichzeitiges Sittengemälde sogar historischen Werth.

Der Prozeß gegen „Le national", „Le globe" ist heute (den 1. April) abermals vorgenommen worden; über das erstere Blatt wird das Urtheil künftigen Sonnabend gesprochen werden. Die Plaidoirien des Hrn. Mauguin, wie auch die Rede des Gérant des „National", Hrn. Sautelet, sind wichtige Aktenstücke; wir werden nächstens darauf zurückkommen. Nicht mindere Sensation hat der Prozeß gegen den vorgeblichen Baron von St.-Clair gemacht. Wir glauben schon in unserm letzten Schreiben gemeldet zu haben, daß dieser Herr Baron eine Broschüre hat drucken lassen, in welches er den vormaligen Minister Decazes als den Haupturheber des an dem Herzoge von Berry verübten Mordes angibt, und den Herzog de Maillé, die Grafen Lamotte, Clermont-Lodère, d'Escar als Mitschuldige bezeichnet. Alle seine Aussagen und Angaben tragen den Stempel der Lüge und des Betrugs. Er gibt sich für einen Abkömmling der ehemaligen Herzoge von der Normandie und der Grafen des Orcades et Olmodes aus; er behauptet, in Landau in Rheinbaiern geboren zu sein; unter seinen Papieren befanden sich einige vortheilhafte, vom General Diebitsch unterzeichnete Certificate. Man hat in Landau Erkundigungen eingezogen; Niemand will da etwas von einem St.-Clair wissen. Man hat auf diplomatischen Wegen die Unterschrift des General Diebitsch verificiren lassen und sie wurde für falsch erklärt. Der Graf Noe erkennt den Angeschuldigten für einen gewissen Mac-Leane, den er in Colombo (Ceylon) gekannt; andere Zeugen erkennen ihn ebenfalls für Mac-Leane. Zu seinem großen Unglücke befindet sich der wirkliche Baron St.-Clair in Paris und ist mit ihm confrontirt worden. Die Thatsachen und Belege, auf welche er seine Anklage zu stützen sucht, sind so absurd, daß es kaum der Mühe lohnt, sie anzuführen. So gibt er vor, die Verschworenen hätten sich in dem bekannten Hôtel Meurice versammelt; ein hôtel-garni ist der rechte Ort für ein Complott dieser Art! Decazes habe beim ersten Interrogatorium Louvel's diesem etwas ins Ohr gesagt, ihn den ganzen Tag nicht aus den Augen gelassen; als der Unglückliche seinen Beichtvater verlassen und sich dem Henker überliefert, habe er ausgerufen: „Ich hätte doch nicht gedacht, daß sie mich würden stecken lassen!" Was in aller Welt konnte Louvel verhindern, die Verschwörung zu verrathen, da er nichts mehr zu verlieren hatte, da er im Gegentheile durch ein Geständniß hoffen konnte, Gnade oder doch Milderung seiner Strafe zu erlangen? Das Auffallendste dabei ist, daß Mac-Leane, kurz nach dem Zeitpunkte, wo ihm, nach seiner eignen Aussage, ein gewisser Buïema die Verschwörung entdeckt, dem Herzoge Decazes geschrieben, um ihm für seine Güte, für die ihm geleisteten Dienste zu danken. Als dieser Brief dem Angeklagten vorgehalten wurde, sagte er ganz kaltblütig, er müsse sich im Datum geirrt haben. Ueberhaupt hat er während der Debatten eine unverschämte Ruhe gezeigt und scheint auf das Schlimmste gefaßt zu sein. Die Entscheidung des Gerichts ist bis jetzt noch nicht erfolgt.

Wir kehren nun versprochenermaßen zu dem in unserm letzten Schreiben abgebrochenen Berichte über die Revelation des Hrn. Morin, die Restauration der Bourbonen betreffend, zurück. In der Nacht des 31. Märzes, an welchem, wie bereits gesagt worden, die royalistische Bewegung ausgebrochen war, begab sich Talleyrand zum Kaiser Alexander und wußte ihn zu bewegen, das Elysée-Bourbon gegen sein Hotel in der rue St.-Florentin zu vertauschen. Hier wurde die provisorische Regierung organisirt, welche, sowie mehre der einflußreichsten Marschälle, für die Regentschaft der Kaiserin Maria Louise gestimmt war. Der Herzog von Rovigo bekennt in seinen Memoiren, daß es ihm höchst befrembet habe, als er den 1. April die Mauern von Paris mit Proclamationen im Namen Ludwigs XVIII. beklebt gesehen und in den Journalen die Erhebung der Bourbonen auf den Thron angekündigt gefunden. Inzwischen verließ das Armeecorps, welches den Kaiser zu Essonne deckte, in Folge einer zwischen Schwarzenberg und Marmont abgeschlossenen Capitulation seinen Posten, und das Schicksal des Kaisers war entschieden. Es scheint überhaupt, daß die Bonapartisten durchaus den Kopf verloren hatten und den kühnen, wohlberechneten Anordnungen der königl. Commissarien keinen geregelten, berechneten Widerstand leisteten. Diese setzten ihre Projecte mit unaufhaltsamer, eigenmächtiger Raschheit durch. Es war äußerst wichtig für sie, daß bei dem Te Deum, welches am 9. April auf dem Platze Louis XV. (jetzt Louis XVI.) sollte abgesungen werden, die Truppen und das Volk mit der weißen Cocarde erschienen; die provisorische Regierung war dagegen, selbst die Alliirten, Graf Nesselrode gab dieses dem Hrn. Morin im Beisein des Fürsten Talleyrand zu erkennen. Indessen war Marschall Jourdan zum König übergegangen. Die königl. Commissarien ließen, der provisorischen Regierung und den Alliirten zum Trotz, die Proclamation bekanntmachen und luden die Nationalgarde und die Einwohner ein, die weiße Fahne aufzustecken. Nichtsdestoweniger wehte am 12. April beim Einzuge des Grafen von Artois die dreifarbige Fahne noch auf den Tuilerien. Nach der ersten Restauration, für die Hr. Morin so viele Opfer gebracht, ward er bei Seite geschoben. Während der 100 Tage erinnerte man sich seiner frühern Dienste, da man seiner wieder bedurfte. Er ließ sich noch einmal bereden und hatte nach der zweiten Restauration dasselbe Schicksal. Was er über diese letzte Begebenheit berichtet, hat uns weniger erheblich geschienen; seine Bemerkungen über den Gang der Regierung u. s. w. findet man alle Morgen in 5 oder 6 Journalen.

Heute wird Lamartine in die Académie française aufgenommen; man ist sehr gespannt auf seine Antrittsrede. Wir werden darüber nächstens berichten, sowie auch über eine sehr merkwürdige Sammlung von Gedichten: „Consolations" von Hr. Ste.-Beuve, dem Verfasser der „Poesies" des pseudonymen Delorme. Gestern Abend ist „Christine, ou Stockholm, Fontainebleau et Rome", eine Trilogie von Al. Dumas, dem Verf. von „Henri III.", ausgezischt und beklatscht worden, wie „Hernani". Das Stück ist in Versen geschrieben, hat nebst 5 Aufzügen einen Prolog und einen Epilog. Nächstens ein Mehres. 76.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 111. — 21. April 1830.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Georg Canning's. Aus dem Englischen des Dr. Styles, von C. W. Asher. 2 Bände. Berlin, Reimer. 1828—29. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Es erhöht die Glaubwürdigkeit der vorliegenden Schrift, daß ihr Verf., mehr Whig als Canning, und bei weitem weniger unparteiisch als er sich denkt, dennoch dem großen und guten Staatsmanne und Menschen ein so ehrenwerthes Denkmal errichten müssen; und der geschickte und glückliche Uebersetzer hat sich das Verdienst erworben, durch kurze und immer treffende Anmerkungen die geschichtlichen Irrthümer der Urschrift zu berichtigen und deutsche Leser vor deren Annahme zu bewahren. Eine einzige (II, S. 524) bedarf selbst einer kleinen Berichtigung. Der Wentworth, den der unterrichtete Mann vergebens in der Geschichte sucht, ist unter diesem Namen in ihr nicht zu finden, sondern in einem neuern englischen Roman: „De Vere", dessen Urheber keinen andern dadurch schildern hat wollen als gerade den Helden dieser Denkwürdigkeiten. Ueber Canning, den Menschen und Schriftsteller, sagt St. im Wesentlichen und Bleibenden nichts Besseres und Treffenderes als Mackintosh, dessen gedrängten Aufsatz Nr. 139—141 d. Bl. f. 1829 bereits mitgetheilt haben. Desto reichhaltiger, erschöpfender und zuverlässiger ist seine Darstellung des Staatsmannes, da er die unübertreffliche Weise befolgt, Canning's Gesinnungen mit Canning's eignen Worten wiederzugeben, mithin unmöglich macht, daran zu zweifeln. Da nun der Verstorbene seit 1794 an allen wichtigen Angelegenheiten seines Landes Theil genommen und damit bis an seinen Tod fortgefahren, so gewährt das Werk in der That einen Aufschluß, dessen sich vielleicht kein ähnliches rühmen kann, und muß von Allen gelesen und für jede Folgezeit zu Rathe gezogen werden, die über die Geschichte dieser verhängnißvollen Jahre eine Meinung in sich ausbilden oder geltendmachen wollen. In dieser Rücksicht gibt es kein merkwürdigeres Buch und kann nie eins geben, so lange die Allwissenheit nicht selbst zur Schriftstellerin wird. Nicht was jedem einzelnen Leser am meisten ansprechen muß, vermißt sich der Schreiber dieser Zeilen anzudeuten, nicht einmal was ihn selbst am meisten angesprochen hat, sondern Einiges, wovon er wünscht, daß es Keinem unbekannt bleibe.

Canning ward am 11. April 1770 in London geboren. Seine Familie stammt aus Warwickshire. Sein Vater Georg verscherzte die Liebe des seinigen, weil er ein unbescholtenes aber unbegütertes Mädchen heirathete, ward von seiner Familie verstoßen, mit einer kärglichen Unterstützung von 150 Pfund jährlich abgefunden, nährte sich Anfangs von juristischer Praxis, späterhin von unbedeutendem Weinhandel, war der Genosse und Freund Whitehead's, Churchill's, Lloyd's, Colman's und Wilkes' und starb bereits 1771 am Geburtstage seines Sohnes. Seine hülflose Witwe sah sich genöthigt, ihr Glück auf der Bühne zu versuchen, trat als Jane Shore in Garrick's „Lord Hastings" auf, gefiel sich in London nicht lange, ging in die Provinz, heirathete einen Schauspieler und befand sich seit Jahren in Bath, als ihr Sohn starb. Schön und geistreich in ihrer Jugend, tugendhaft und ehrwürdig in jeglichem Alter, genoß sie der treuen und wohlverdienten Liebe ihres Sohnes bis an seinen Tod. Des vaterlosen Kindes erbarmte sich endlich sein Oheim, ein begüterter Kaufmann, und schickte den Knaben in die Schule von Eaton. Schon im 15. Jahre zeichnete sich Canning dort aus; Wellesley, Grey und Charles Jenkinson, nachmals Lord Liverpool, waren seine Schulgenossen, und an den Letztern band ihn unverbrüchliche Freundschaft. Mit Glück versuchte er sich in englischen und lateinischen Gedichten und vereinigte sich mit einigen talentvollen Mitschülern zu einer Wochenschrift im Geschmack des „Zuschauers": „Die kleine Welt" („Microcosmus"), die selbst von Männern reifern Alters und Kennern nicht blos mit Nachsicht, sondern gern gelesen ward. Was St. daraus mittheilt, zeugt von unleugbarem Witze und Beobachtungsgeiste des jugendlichen Schriftstellers, und es ist merkwürdig, daß gerade sein erstes Gedicht die Sklaverei Griechenlands betrauert. 1787 verließ er Eaton und trat in das Christchurchcollegium zu Oxford. Auch dort gewann er mehrmals den Preis für lateinische Ausarbeitungen, und seine Reden erregten Aufmerksamkeit. Niemand zweifelte, er könne sich in jedem Fache zur höchsten Stufe emporschwingen; Jedermann wußte, es müsse ihm nur durch seine Talente gelingen. Die Unterstützung seines Liverpool war ihm dabei freilich gesichert, aber Liverpool vermochte nichts, so lange Canning dem angeerbten Ultra-Whigismus anhing, welchen unglücklicherweise auch sein Oheim theilte. Von Oxford begab er sich nach Lincolns-Inn in London, wo ihm die gerichtliche Praxis nicht zusagte, hingegen die englischen Debattenclubs, ein Vorspiel der parlamentarischen. Schon in ihnen erwarb er sich den Beifall des einsichtsvollen Lord Lansdown, und Bentham prophezeihte in ihm den künftigen ersten Minister Englands. Burke rieth ihm, die Gerichtsbank zu verlassen und sich der Staatsverwaltung zu widmen, und als Liverpool mit großem und gerechtem Beifall seine erste Rede (maiden speech) im Parlament hielt, konnte sich Sheridan nicht enthalten, zu äußern, ein künftiger Sprecher seiner Partei, Canning, werde diesen Ruhm bald mehr als verdunkeln. Es ist jedoch klar, was auch die Whigs dagegen sagen mögen, daß nicht blos Ehrgeiz und Eigennutz — beide hätte die Opposition ebenso hinreichend, vielleicht früher befriedigen können — sondern Ueberzeugung des Verstandes und Herzens den jugendlichen Canning vermochten, sich der Partei zu entziehen, die seiner harrte, und die Grundsätze des großen und guten Staatsmannes anzunehmen, dem er von nun an durch That und Wort als Lehrer und Vorbild huldigte, sobald er sie, sicherlich nicht ohne Liverpool's Vermittelung, erkannte. Diese Grundsätze können mit Canning's eignen Ausdrücken wiedergegeben werden (II, S. 346), die aus einer im Jahre 1820

zu Liverpool gehaltenen Rede genommen sind und nichts enthalten, was Pitt nicht mehr als 30 Jahre früher aussprechen dürfen, da er sie, nach Canning's unverdächtigem Geständnisse, in dessen empfängliche Seele gelegt hat. „England ist eine Monarchie, beschränkt durch 2 Gesellschaften: eine erbliche, unabhängig von der Krone wie vom Volk; eine zweite, durch und für das Volk erwählt, um das Verfahren der Regierung zu bewachen, nicht um selbst zu regieren. Der Irrthum ihrer Gegner besteht darin, daß sie annehmen, die Verfassung des Landes müsse zur allgemeinen unbedingten Demokratie werden, mit einem Adelstande verziert und, so lange sie es dulden wollen, mit einer Krone geschmückt. Sagen sie, daß für eine solche Verfassung, für eine unbeschränkte Demokratie der gegenwärtige Zustand der Dinge nicht volksthümlich genug sei, so haben sie Recht; aber eine solche Verfassung ist weder die, welche wir besitzen, noch die, welche wir wünschen. Wir sind unter einer Monarchie geboren, deren Erhaltung unsere Pflicht ist, weil sie unser Glück befördert, das ohne allen Zweifel durch vorschnelle Veränderungen zerstört werden müßte. Ich liebe die Monarchie, weil, beschränkt, wie sie in unserer glücklichen Verfassung ist, ich sie nicht nur für die sicherste Bewahrerin der Macht, sondern auch für die sicherste Hüterin der Freiheit halte. Ich liebe das System der Volksrepräsentation. Wer kann mehr Gründe haben, sie hochzuschätzen, als sich mir aufdrängen, wenn ich bedenke, was mir durch sie möglich geworden? Aber ich glaube, die bisherige Volksrepräsentation ist genügend für jeden Zweck einer beständigen, mäßigenden und wirksamen Aufsicht über die Handlungen der monarchischen Gewalt, die, zur Erhaltung der Sicherheit und des Friedens des Staats, Einer heilig geachteten Familie in die Hand gegeben ist, um zu erben vom Vater auf Sohn. Sagt Jemand, die Volksvertretung des Hauses sei nicht stark genug zu wirksamer Aufsicht, nicht umfassend genug für den Antheil des Volkes, so berufe ich mich auf den ganzen Kreis der Verhandlungen eines gefahrvollen Krieges und fodere, daß man mir Beispiele nenne, wo das Haus der Gemeinen verfehlt hat, die reiflich überdachte und entschiedene Ansicht der Nation auszusprechen, oder sie der Krone vorzulegen. Aber ich warne Diejenigen, die es unternehmen, vorgebliche Beispiele anzuführen, ihre eigne Ansicht, wie sie fast immer thun, der Nation unterzuschieben, und sich dann zu beklagen, die habe das Haus der Gemeinen nicht ausgesprochen. Will man dagegen nun behaupten, das Haus der Gemeinen umfasse nicht die ganze Landesregierung, was der Fall sein müßte, wenn alle Gewalt nicht nur für das Volk, sondern auch vom Volk ausgeübt, und dieses demgemäß vertreten würde, so antworte ich: Gott sei gedankt, daß dem nicht also ist! Gott verhüte, daß es jemals streben sollte, dahin zu gelangen! Wer ein Haus der Gemeinen zu bilden trachtet, das mehr als ein Drittheil der Gesetzgebung ausmacht, das gesetzgebende und vollziehende Gewalt in sich vereinigt, dem praktisch nichts widerstehen kann, führt unmittelbar zur Anarchie, mittelbar zum Militairdespotismus. Meines politischen Strebens Zweck ist immer der gewesen, die Nation vielmehr mit dem Loose zu versöhnen, das ihr geworden ist — gewiß einem großen und gesegneten! — als unheilbare Mängel schlimmer darzustellen als sie sind und der Einbildungskraft unerreichbare Vollkommenheiten vorzuspiegeln. Glänzendere Verfassungsgebäude können ersonnen werden, aber es ist schwer, eins aufzuführen, in welchem alle gute Eigenschaften der menschlichen Natur zweckmäßiger in Thätigkeit gesetzt sind; in welchem neben so vieler Ordnung so viel Freiheit herrscht; in welchem Vermögen, das erhaltende Triebrad der Gesellschaft, so angemessen wirkt, mit nicht übermäßigem Gewicht; in welchem Gewerbfleiß seines Lohnes, Talente ihres Einflusses, Tugend der allgemeinen Werthschätzung so sicher sind. Die Theorien übernatürlicher Vollkommenheit sind darauf berechnet, alle herkömmlichen Verhältnisse bei Seite zu schaffen, alle Bande zu zerbrechen, welche die Gesellschaft zusammenhalten. In ihrer Umgebung soll dem Vermögen kein Einfluß, dem Talent keine Achtung, der Tugend keine Ehrenbezeigung gestattet werden. Ein solches, auf bloße Speculation gegründetes System kann keinen Tag vorhalten; mit dem Morgennebel steigt es auf, vor der Mittagssonne zerfließt es". Wie man auch über diese Grundsätze und die damit verwandten nähern und entferntern Maßregeln urtheilen mag: so viel ist klar, die Rechtschaffenheit Dessen darf nicht verdächtig gemacht werden, der sich von ihnen überzeugt und bis an seinen Tod nach dieser Ueberzeugung handelt. Sie ergriff den 23jährigen Canning; den Entschluß, sobald er in seiner Seele gereift war, entdeckte er seinem Freunde Sheridan, der ihn mit Lächeln aufnahm, sogar billigte und seine persönliche Zuneigung gegen Canning so wenig dadurch erschüttern ließ, daß sie sich gegenseitig, selbst im Parlament, als Freunde bekannten, so oft auch Einer von ihnen dem Andern widersprach. Pitt beförderte seinen redlich erworbenen Anhänger auf der Stelle zum Parlamentsgliede für Newport auf der Insel Wight, und dieser hielt seine erste Rede, am 31. Januar 1794, zur Empfehlung der Subsidien an Sardinien gegen Frankreich. Sie ward mit einstimmigem Beifall aufgenommen und erhielt Lobsprüche von allen Parteien. Seit der Zeit blieb Canning Pitt's treuester Gehülfe und beredtester Vertheidiger, ward im Parlament von 1796 zum Mitgliede von Wendower in Buckinghamshire erwählt und vom Könige zum Unterstaatssecretair ernannt. 1799 vermählte er sich mit der Tochter des Generals Scott und erlangte durch diese wohlgetroffene Verbindung das höchste und bleibendste Glück seines Lebens, den Besitz einer tugendhaften, theilnehmenden und liebenswürdigen Gattin, deren Vermögen seinen genügsamen Sinn über alle Nahrungssorgen erhob, seine Unabhängigkeit sicherte und ihm obendrein die Theilnahme einer der ersten und ehrenwerthesten Familien des Landes erwarb, weil er der Schwager des jetzigen Herzogs von Portland ward. Seine Stelle im Ministerium gab er auf, als Pitt 1801 die seinige niederlegte, da der König ihm nicht erlauben wollte, die Emancipation der Katholiken in Irland von Amtswegen in Vorschlag zu bringen. Daß Pitt es mit dieser Emancipation ernstlich gemeint habe, ist keinem Zweifel ausgesetzt; sie gegen den Willen des Königs durchzusetzen, erlaubte die englische Verfassung dem Minister nicht, und die Zeit hat bewiesen, wie viel Jahre erfoderlich waren, um die Krone, wie die Mehrheit des Parlaments und das Volk für eine Maßregel zu gewinnen, die endlich nicht durch den vollständigen Sieg religiöser Aufklärung, sondern durch den Drang politischer Nothwendigkeit errungen ward und Pitt und Canning versagt blieb. Es ist unbegreiflich, wie St. die Möglichkeit annehmen kann, Pitt habe den Irländern versprochen, die Emancipation zu verwirklichen. Er konnte ja nicht versprechen, was kein Irländer geglaubt haben würde, da es die Macht der Krone und des Ministeriums übertraf. Daß er ihr das Wort geredet, daß er Georg III. in die unangenehme Nothwendigkeit gesetzt habe, entweder dem geliebtesten und unentbehrlichsten seiner Diener, oder der Verweigerung einer Maßregel zu entsagen, die seinem Gewissen widersprach, liegt am Tage und ist von dem unterrichteten Deutschen (I, S. 169) urkundlich nachgewiesen. Ebenso erwiesen ist, daß der König nicht von persönlichem Widerwillen gegen die Katholiken, sondern von dem Vorurtheile geleitet ward, deren Begünstigung streite gegen seinen Königseid. Canning bekämpfte Lord Sidmouth's Ministerium, das auf Pitt folgte, viel unversöhnlicher als der stets gemäßigte Pitt, nicht blos im Parlament, sondern in einer sogenannten antijakobinischen Zeitschrift. Als nach dem 1802 nicht glorreich geschlossenen Frieden von Amiens Bonaparte's unbegreiflich falsche Politik, die weder den britischen Volkscharakter noch die unvermeidlichen Schritte seiner Machthaber je begreifen können, unablässig Gelegenheiten schuf und benutzte, um England zu kränken, zu mishandeln, der Verachtung und dem Hohn der Welt preiszugeben; als er

einen so drückenden Friedenszustand gefährlicher, wenigstens peinlicher empfinden ließ, wie die verderblichste Fehde jemals werden konnte, die am Ende doch die Hoffnung nicht untersagte, mit Ehren unterzugehen, und dadurch den Krieg in jeder britischen Brust unendlich annehmlicher machte, als alle Vernunftgründe und die beredtesten Ergießungen vaterländischer Sprecher je vermocht hätten, — konnte Pitt sich nicht verhehlen, das bestehende, dem Friedenszustande wohlgewachsene Ministerium besitze weder Kraft, noch Entschlossenheit, noch Einsicht, noch Ansehen genug, um einen Kampf zu bestehen, in welchem nicht weniger als Alles auf dem Spiele stand: da überwand er jede kleinliche Empfindlichkeit, da erkannte er in der allgemeinen Volksstimme die Stimme Gottes, da fühlte er sich den größern Sohn eines großen Vaters, da entschloß er sich, das Schiff des Staates zwischen Klippen und Strudel zu lenken und der Steuermann zu werden, der den Sturm aushauerte, obgleich ihm die Mannschaft und ihre Befehlshaber nicht erlaubten, Alles zu thun, worauf sein Herz und Verstand unendlichen Werth legten. So trat er im Mai 1804 wieder an die Leitung der Geschäfte, und es war weder seine Schuld noch die des hochherzigen Fox, sondern des Königs, daß beide Staatsmänner nicht vereinigt an der Spitze der Verwaltung standen. Mit seinem Freunde und Muster kehrte auch Canning als Schatzmeister der Marine ins Ministerium zurück. Um diese Zeit entströmte seiner Begeisterung das unsterbliche Volkslied, dessen Zeilen:

Der Steuermann, walte in stürmischer Zeit!

von allen Lippen widerhallten, und es ist unverzeihlich, daß der befangene St., der andere versificirte Erzeugnisse Canning's von ungleich minderer Wirksamkeit und Dauer aufgenommen, es seinen Denkwürdigkeiten nicht einverleibt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Castilianer. Aus dem Englischen des Telesforo de Trueba y Cosio, Verf. des Gomez Arias, von **t. 3 Bände. Leipzig, Wienbrack. 1829. 8. 4 Thlr.

Dieser interessante Roman hat die Merkwürdigkeit, von seinem Verf., einem ausgewanderten Spanier, in England in englischer Sprache geschrieben worden zu sein, wie es derselbe Fall mit dem früher von Telesforo herausgegebenen Romane: „Gomez Arias", war. Auch dieser „Castilianer" bewegt sich auf historischem Grunde; es ist das Zeitalter Don Pedros des Grausamen, welches hier vorübergeführt wird. Spaniens damalige Sitten, des Volkes Charakter, die Einrichtungen, Gebräuche, Verhältnisse, Ansichten und Meinungen jener Nation zeigen sich in treffenden Bildern in der Darstellung der mannichfach verschlungenen Begebenheiten; und da nirgends das Princip der Stabilität mehr herrscht als auf der iberischen Halbinsel, so ist Das, was der Leser in diesem Castilianer findet, größtentheils auch wahr und wirklich. Die Übersetzung des Romans ist lobenswerth, die äußere Ausstattung gut; das Buch läßt sich auch noch einem andern als dem gewöhnlichen Kreise der Leser solcher Art Werke empfehlen.

2. Die Schleichhändler. Novelle von J. v. S. Berlin, Duncker und Humblot. 1829. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die nicht übel ersonnene Fabel dieser Novelle würde sich angenehmer und besser lesen lassen, wenn der Verf. nicht zu sehr auf den Athem seiner Leser rechnete, und nebenbei die Sucht so Vielen seines Gleichen ablegte, nutzlose Beschreibungen zu geben, die weder poetisch noch neu sind. Von Beidem mag die Eingangsperiode des 5. Capitels den Beweis liefern. „Eine wilde, schaurige Waldgegend in dem Gürtel der rauhen karpathischen Gebirgszüge, durch welche nur wenige unbesuchte Fahrstraßen und noch weniger bekannte Fußwege führen, die den unerfahrenen Wanderer nicht selten irren, an jähe Schlünde und finstere Abgründe lassen, entfaltet sich jetzt vor unserm Auge als das reizlose Bild einer der starresten Einöden, welche, von schroffen Felswänden umgeben, nur durch das dumpfe Brausen eines entfernten Wassersturzes, das Knarren des Spechts, oder den jähen Aufflug eines gestörten Adlers belebt wird, der, einen Feind in der Nähe des verlassenen Horstes erblickend, rauschend über die Gipfel der Bäume fährt".

3. Lebensbilder. Novellen und Erzählungen von G. Reinbeck. 3 Bände. Essen, Bädeker. 1829. 8. 4 Thlr.

Diese 3 Bände enthalten zusammen 7 Erzählungen oder Novellen, wie es jetzt heißt, die größtentheils, wenn auch nicht neu in Erfindung, doch interessant angelegt und gut und unterhaltend ausgeführt sind. Ein kleines Vorwort belehrt den Leser, daß es 21 Jahre her sind, seit der Verf. als Erzähler (und so viel von seinen Gaben in den Kreis unsers Wissens kam, immer mit Beifall) auftrat, und daß Alles, was er seit jener Zeit in dieser Art gab, Original ist, ein Vorzug, den Mancher nicht mit ihm theilt, obschon es oft auf dem Titel: Originalerzählungen, heißt. Exempla sunt odiosa; sonst könnten wir bemerkenswerthe Beispiele schriftstellerischer Marktschreiereien aufführen. Doch rühren die allerdings nicht von literarischen Ehrenmännern wie Hr. Reinbeck her, dessen Muse, wenn auch keinen ausgezeichneten Schwung, doch immer den Vorzug hat, daß sie sich in guter Gesellschaft mit Ehren produciren kann.

4. Eckbert der Einäugige, oder die Ermordung der braunschweiger Bürgermeister. Historisch-romantisches Gemälde des 15. Jahrhunderts von August Leibrock. 2 Theile. Mit einem (illuminirten, schlechten) Titelkupfer. Leipzig, Kollmann. 1829. 8. 2 Thlr. 3 Gr.

Ein wenig erfreuliches Erzeugniß der Mode, welche historische Romane verlangt wie Mäntel à la Walter Scott und Hüte à la Codrington. Wenn man die Flut der historischen Romane betrachtet, die in fabrikmäßiger Nachtreterei Scott's Talent und Glück seit Jahren hervorrief, dann möchte man mit Schiller's „Wallenstein" sagen: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären". Scott entstellt in seinen Werken die Geschichte geistreich, genial; man kann es ihm immer noch verzeihen, die ernste, strenge, richtende Klio mit dem bunten Theaterputz romantischer Lappen ausgeputzt zu haben, denn ihre angeborene Würde, ihre eigenthümliche Größe schimmert dennoch stets überall unter dem fremdartigen Umhange hervor, und die Zeit und Ort angemessene und treue Wahl desselben trägt selbst durch die detaillirte Ausführlichkeit, der sich der Brite hierbei befleißigt, zuweilen, ja sogar nicht selten dazu mit bei, der Menge einen deutlichen Begriff von dem Leben vergangener Jahrhunderte in diesem oder jenem Lande, diesem oder jenem Stande oder Volke zu geben. Was gewähren dagegen die romantisirten Darstellungen der ämsigen Nachmacher? vorzüglich jener, die, wie der Verf. des obigen Werkes, nicht einmal dem Meister die Kunst abgeguckt haben, wie er sich räuspert und spuckt? Ein Bild der Ereignisse, des Lebens, Treibens, der Charaktere und Sitten entlegener Tage soll durch Aufstellung eines einzelnen Vorganges gegeben werden; aber sind das nicht alles Figuren, wie der Tag sie alle Tage noch zeigt? abgegriffene Groschen, bei denen das Kupfer kläglich durchschimmert, schlecht verdeckt von der schwachen und werthlosen Legirung derber Redensarten einer rohern Zeit? Wie viel tiefer und charakteristischer wußten Cramer, Spieß u. s. w. zu ihrer Zeit die Gestalten hinzustellen, die sie hinter Humpen oder unter Schwertklirren handeln ließen, und mit einer wie weit größern richtigen Auffassung brachten sie die Eigenthümlichkeit einer Periode zur Anschauung, deren verworren ungeschlachtes Treiben, unerfreulich in sich, der Phantasie einen weiten Spielraum zu Ausmalungen bietet! — Was Hr. A. Leibrock, ein fruchtbarer Mann, hier bringt, mag genügen, zu unterhalten, wer auf niederer Stufe geistiger Ausbildung steht; einem etwas gereinigten Geschmack kann

unmöglich eine solche Mahler, geschichtliche Facta zu einem Romanragout zu verarbeiten, zusagen. Es ist das gemeine Leben ohne Poesie, was man hier sieht; braucht man aber, dies zu schauen, sich die Mühe zu geben, ein Buch durchzulesen? Ein Blick aus dem Fenster auf die Alltagsgestalten des Marktlebens, höchstens ein Blick in irgend eine Schenk- oder andere Stube reicht dazu vollkommen aus, und so viel Phantasie wird ja wol Keinem fehlen, um sich dabei nach Braunschweig, oder wo der Verf. sonst hin will, zu denken.

5. Bibliothek historischer Romane und Erzählungen, in Originalwerken der vorzüglichsten vaterländischen Schriftsteller. Erster und zweiter Band. Das Opfer, historisch-romantisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert. Von A. v. Tromlitz. Leipzig, Focke. 1828. Gr. 12. 3 Thlr.

„Das Opfer", welches Hr. v. Tromlitz hier in 2 Bänden bringt, ist, es kurz zu sagen, ein recht hübsches Opfer in Tromlitz'scher, folglich wohlbekannter Manier, was wieder so viel sagen will, als: der Leser findet da, neben lebendiger Ausmalung einzelner Scenen, die benöthigte Portion Sentimentalität umgerührt, und eine hinreichende Masse martialischer Entschlossenheit, um, so weit als für einen Romanleser nöthig, heroisch erhoben zu werden. Setzen wir noch hinzu, daß der historische Stoff, entnommen den Kämpfen in Italien zur Zeit Franz I. von Frankreich, gut und geschickt genug vom Verf. benutzt wurde, um die Freunde solcher Geschichtsverführungen zu befriedigen, so haben wir gewissenhaft Alles berichtet, was sich über das Buch sagen läßt, und mag es gern Jedem überlassen bleiben, sich weiter im Werke selbst nach Belieben umzusehen. 95.

Auszug eines Briefes aus Paris über einige Nachbildungen der Madonna von Rafael aus dem Hause Colonna.

Im Jahre 1827 erschien in Rom von Luigi Barocci ein Kupferstich der Madonna von Rafael, welche früher eine Zierde im Hause Colonna war und jetzt die königl. Gemäldegalerie in Berlin schmückt, wohin sie durch Kauf gekommen ist.

Der Kupferstich ist nach einer Zeichnung der Gebrüder Riepenhausen in Rom mit Talent ausgeführt und läßt uns auf Trefflicheres von dem jungen Künstler hoffen; auf Treue war um so mehr zu zählen, als die Herren Riepenhausen das Bild calquirt haben und als tüchtige Künstler bekannt sind; Luigi Barocci hat ohnedies, wie wir gehört, unter der speciellen Leitung des ältern Riepenhausen gearbeitet. Zugleich nahmen die auch als Kunstschriftsteller bekannten Maler Riepenhausen Gelegenheit, über dieses Gemälde einen zu ihrer eignen Charakteristik interessanten Brief zu schreiben, den sie durch Hrn. Hofrath Böttiger in Dresden zur Oeffentlichkeit brachten, indem berliner Kunsturtheile diese Madonna als ein Werk aus Rafael's Kinderjahren bezeichnen wollten.

Dieser Brief steht in den artistischen Kunstblättern, die in Dresden erscheinen; und da derselbe viele merkwürdige Details über dieses Meisterwerk des großen Künstlers enthält, so verdient er stets noch alle Aufmerksamkeit.

Die Beurtheilung der deutschen Kupferstecher in dem Schreiben der Gebrüder Riepenhausen ist hart und erhebt wol zu sehr die italienischen Arbeiten dieser Art auf Kosten jener, besonders die des Luigi Barocci. Die Riepenhausen scheinen bei ihrem Tadel bestimmte Künstler im Auge gehabt zu haben; wir behalten es uns vor, auf die schriftstellerischen Arbeiten dieser Künstler später zurückzukommen, wozu sich nun nach Erscheinung des 2. Heftes ihres Polygnot volle Gelegenheit finden wird, und werden dann auch gedachten Brief näher beleuchten, ein Brief, der uns auf lauter Persönlichkeiten zu beruhen scheint, wie solches ein großer Fehler unserer Zeit ist, in der man die Sache von der Person selten zu trennen versteht oder es auch wol nicht thun will. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß hier von Trolvaux eine Lithographie dieser Madonna nächstens erscheinen wird. Dieser ausgezeichnete Künstler hat sich den im Auslande wenig bekannten Kupferstich des Luigi Barocci zu verschaffen gewußt *) und nach demselben die Lithographie begonnen. Nach dem Anfange der Arbeit zu urtheilen, die wir zu sehen Gelegenheit gehabt, wird sie unstreitig zu den sehr gelungenen Arbeiten dieser Art zu zählen sein und in mancher Hinsicht den Vorzug vor dem Kupferstich des Barocci verdienen. Außer diesem Kupferstich hat der Künstler auch noch eine brave Zeichnung nach dem Gemälde zur Benutzung, und wir fanden bei Vergleichung der Lithographie mit dem Kupferstich, daß jene viel bestimmter und Rafael's Charakter angemessener ist, namentlich im Munde der Madonna, den Händen und Füßen des Christkindes, und besonders in dem im Kupferstich durchaus verfehlten rechten Arm der Madonna, welcher in diesem kürzer und kleiner erscheint als der Arm des Christkindes. Trotz dieser größern Bestimmtheit in den Umrissen, wurde die Lithographie mit Zartheit und Weiche behandelt. Auch hier sind wir auf den Kupferstich sehr gespannt, welcher von Caspar in Berlin schon längst begonnen und hoffentlich nun bald vollendet sein wird. 98.

Notizen.

Am 3. Februar 1830 las Thomas Phillips in der Royal society of literature zu London eine Abhandlung über eine merkwürdige bronzene Figur, die in Mignan's „Reisen in Chaldäa" abgebildet ist, vor. Die Figur ward vom Capitain Mignan an einem Akerku genannten Orte gefunden, und, da sie eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen hat, welche man häufig in Schweden findet, so findet Sir Thomas darin einen neuen Bestätigungsgrund der Meinung, daß die skandinavischen Völker aus dem Osten stammen.

Urtheil eines Franzosen über Johanna Schopenhauer.

Die „Nouvelle revue germanique" fällt bei Gelegenheit der Uebersetzung der Novelle: „Des Adlers Horst", von Joh. Schopenhauer, folgendes Urtheil über diese Schriftstellerin: „Der Name dieser liebenswürdigen, geistvollen Schriftstellerin ist bereits in Frankreich bekannt, wo ihr Roman „Die Tante" in der gewandten Uebersetzung von der Frau von Montolieu gerechten Beifall gefunden hat. Man hat darin Alles gefunden, was einen französischen Leser anziehen kann: Geist und Gefühl, Pathos und ansprechenden Scherz, eine seltene Kenntniß der Gesellschaft, gut gezeichnete und ebenso durchgeführte Charaktere und einen belebten, farbenreichen Styl: die Vorzüge, welche im Allgemeinen Mad. Schopenhauer auszeichnen. Es schien sich aber auch bei ihr Alles zu vereinigen, um den Keim ihrer Geistesanlagen zu entwickeln: eine ausgezeichnete Erziehung, leidenschaftliche Liebe der schönen Künste, mehre in der Jugend unternommene Reisen nach den meisten Ländern Europas, deren Beschreibung sie später herausgab; ein längerer Aufenthalt in Frankreich und England bereiteten sie nach und nach für die schriftstellerische Laufbahn vor, in welche sie ihre Neigung führte. Der schnelle Tod ihres Gatten brachte sie 1806 nach Weimar, das von da an ihr zweites Vaterland wurde, und wo sie unter der Gesellschaft ausgezeichneter Gelehrten und Schriftsteller, die hier lebten, einen hohen Rang zu erwerben und sich zu erhalten verstand". 18.

*) Beim Erhalten und Hinsenden von Kunst- und Literaturerzeugnissen liegt Italien für das übrige Europa entfernter und unzugänglicher als Afrika.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 112. —— 22. April 1830.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben G. Canning's. Aus dem Englischen von C. W. Asher. 2 Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

Pitt, der nie den geringsten Aufwand gemacht hatte, dem alle Schätze Britanniens zur Verfügung standen, starb im 47. Jahre seines Alters am 23. Januar 1806 in völliger Armuth, und am 1. Februar bewilligte das Parlament die Bezahlung seiner Schulden. Dieses unerwartete Ereigniß war ein Donnerschlag für die ganze Nation. Alle Parteien trauerten um ihn; und der Mann, den während seiner Lebenszeit die wüthendsten Angriffe der Opposition verfolgten, hatte nach seinem Tode nicht einen Feind, der gewagt hätte, seinen reinen Namen anzutasten. For war der einzige Mensch auf der Welt, den der König zu seinem Nachfolger berufen, der einzige, der sich getrauen durfte, den Ruf anzunehmen. Gleichwol handelte Pitt's vorzüglichster Gehülfe durchaus folgerichtig und ehrenwerth, als er sich nicht entschießen konnte, den neuen Premierminister zu unterstützen. Denn dieser seltene Mann, der den Adelsbrief der Menschheit unmittelbar aus der Hand der Natur erhalten hatte, war für die oberste Leitung der Staatsgeschäfte um einen nicht seltenen Fehler zu arm. Sein jegliche Tugend der Staatskunst umfassender Sinn konnte kein Mistrauen in sich verwalten lassen, sobald das Ideal seines Strebens, das Zauberbild der Freiheit und des Friedens ihm entgegengehalten ward. Dadurch ging der treuherzige Brite, dessen Seherblick nichts Geringeres zu täuschen vermocht hätte, blindlings in die Falle, die man ihm gleich in der ersten Woche seines Ministeriums legte. Ein unbekannter Franzos aus der niedrigsten Volksclasse, der Guillet de la Grevillière heißen und sein Vaterland vor Kurzem verlassen haben wollte, drängte sich unbeglaubigt und ohne alle Empfehlung zu dem Premierminister Englands, um sich zum Meuchelmörder Bonaparte's anzubieten. Der Betrug war so plump, daß jeder Besonnene auf den ersten Blick den Polizeispion erkannt haben würde, dessen Spießgesell, wenn nicht gar er selbst, Bonaparte und Montgelas gedient hatte, den britischen Geschäftsträger aus München zu entfernen und die englische Regierung anzuschwärzen. Aber For unterdrückte gewaltsam den auch in ihm aufkeimenden Verdacht, benachrichtigte Talleyrand auf der Stelle von dem empörenden Vorfalle, hielt den vorgeblichen Meuchler für einen wirklich entschlossenen, und da ihm die Gesetze Englands nicht erlaubten, den Abenteurer zu bestrafen oder lange festzuhalten, ließ er ihn wenigstens auf eine Weile verhaften, damit in Frankreich Maßregeln gegen ihn getroffen werden konnten, und darauf in einem möglichst entfernten Hafen des Festlandes aussetzen. Das französische Cabinet, unerschöpflich an Kunstgriffen zusammenhängender Hinterlist, fand sich schnell in das Mislingen beabsichtigter Wirkung; Bonaparte dankte so kalt für die Anzeige, als ob er sie erwartet hätte, und gab durch einen der Kriegsgefangenschaft entlassenen vornehmen Engländer unter der Hand zu verstehen, er sei geneigt, das eroberte, trüglich an Preußen verschenkte Hanover dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückzustellen, Siciliens König ferner nicht zu befehden und das Bündniß Rußlands mit England nicht zu erschweren. Von allen diesen Versprechungen ward keine einzige erfüllt, vielmehr mit Hohngelächter abgeleugnet, als auf diese Grundlage Verhandlungen mit Frankreich angeknüpft wurden; unterdessen aber ging jede Möglichkeit für England verloren, sich mit Preußen zu rechter Zeit auszusöhnen und Unfällen vorzubeugen, die, menschlichem Ansehen nach, dessen Untergang unvermeidlich machten. For erlebte diese bittere Erfahrung nicht mehr, denn er starb an der Wassersucht im 57. Jahre seines Alters am 13. Sptbr. 1806 zu Chiswick, einem Landsitze des Herzogs von Devonshire. Dessen höchst talentvolle Gehülfen, von nun an die Grenville'sche Partei genannt, blieben seinen Grundsätzen und Maßregeln zu treu, um Bonaparte's kühnen und sieggekrönten Fortschritten den kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, welchen die laute Stimme des englischen Volks begehrte. Als vollends gegen die Warnungen und Bitten ihrer eignen Freunde, selbst des klugen Sheridan, die Minderbeliebten darauf bestanden, dem König, der nur seinem Gewissen nicht einreden ließ, zwischen der Emancipation der irländischen Katholiken, die er seinem Pitt abgeschlagen, oder ihrer Entlassung die Wahl zu lassen, wählte Georg III. die letzte und ernannte im April 1807 ein Ministerium, dessen scheinbares Oberhaupt der verstorbene Herzog von Portland, Burke's Busenfreund, dessen Seele Lord Liverpool, Canning und Perceval waren. Canning ward Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten und unstreitig der beredteste Vertheidiger des Ministeriums gegen eine so bedeutende Opposition, als jemals stattgefunden. Es gereicht ihm und seinen Freunden zu unvergänglichem Ruhme, daß ihnen möglich war, sich zu halten, daß sie Fähigkeiten entwickelten, die in diesem Glanze, in dieser Größe Niemand erwartet hatte. In seiner von allen Parteien bewunderten Vertheidigung der Expedition gegen Kopenhagen erwähnt Canning eine Thatsache, die auf dem Festlande wenig bekannt geworden. Als Murat Lübeck eroberte, geriethen 2000 Schweden in seine Gefangenschaft, deren Befehlshaber, ehrenvoll behandelt, seinem Könige sogleich zurückgeschickt ward, um ihn zu überreden, er solle sich mit Frankreich verbinden und zum Lohn dafür Norwegen in Besitz nehmen. Gustav IV. verwarf den Vorschlag mit Unwillen, säumte nicht, ihn dem Kronprinzen von Dänemark anzuzeigen, und erbot sich zu einer innigen Verbindung mit ihm und zur Stellung eines Hülfsheeres von 20,000 Mann, welches die dänische Regierung ablehnte. Ob das französische Cabinet bei seiner anlockenden Verheißung mehr gedacht als bei irgend einer, die sie jemals einer ausländischen Macht vorspiegeln wollen, mag unentschieden bleiben; so viel ist einleuchtend, der jetzige König von Schweden, der an der Unterhandlung Theil nahm, verlor sie nie wieder aus seinem Gedächtnisse, bis er sie end-

lich zur Ausführung brachte. Durch wen das britische Ministerium so schnell und zuverlässig von der geheimen Bedingung des tilsiter Friedensschlusses unterrichtet ward, der die Wegnahme der dänischen Flotte bezweckte, welcher England zuvorkam, ist jetzt kein Geheimniß mehr. Graf von Antraigues, ein ausgezeichneter Staatsmann und Schriftsteller, Canning's nahmhafter Freund, Vertrauter und mehrjähriger Rathgeber, säumte keinen Augenblick, damit nach England zu eilen, wo er sich sicher glaubte. Aber die Rache seiner Feinde verfolgte ihn auch dort, und erreichte ihn endlich im Jahre 1812, indem sie ihn durch seinen treulosen Diener ermorden ließ. Als bei Gelegenheit vieler heftigen und empörenden Schmähschriften gegen den Herzog von York die Preßfreiheit überhaupt zur Sprache kam, erörterte Canning den vielbesprochenen Gegenstand in einer lichtvollen Rede, die zu dem Treffendsten gehört, was jemals darüber gesagt worden, und bekannte seine Ueberzeugung, „daß gute Menschen wol zweifelhaft werden dürften, ob nicht die Preßfrechheit größere Nachtheile verursache, als ihre Freiheit jemals hervorgebracht habe; der Zweifel könne jedoch nicht lange vorwalten, denn die Segnungen der Preßfreiheit wären so einleuchtend und wohlbestätigt, daß sie die Nachtheile des Misbrauchs überwiegen müßten; das Uebel vorübergehend, das Gute unsterblich". Schon der britische Nationalcharakter mit seinen Tugenden und Fehlern, natürliche und erworbene Verhältnisse, vor Allem aber eine mehr als 100jährige Gewöhnung an Preßfreiheit, benimmt ihren verderblichen Wirkungen einen großen Theil des Einflusses, den sie besitzen, wo die Erscheinung neu ist. Nicht blos die Verständigen im Volk, die überall wissen, was auf menschliche Meinungen und Aussagen zu geben ist, sondern auch die große Mehrheit wenigunterrichteter Leser setzen der Spitze und Schneide schriftstellerischen Waffen eine abgehärtete Hornhaut entgegen. Es geht den geistigen Bannstralen wie den geistlichen; sie können in einzelnen Fällen vollkommen gerecht sein, aber sie sind zu häufig verschwendet, um nicht allgemeinem Mißtrauen zu begegnen. Selbst das Geschwornengericht, welches den Angeklagten gern verschont, wenn sein Verbrechen nicht gar zu handgreiflich ist, gibt in der Regel mehr dem Mitleid Raum als der wirklichen Billigung und Achtung. Auch dieses Mitleid will der öffentlichen Sicherheit nichts vergeben. Wer die Thronrechte des Hauses Hanover angriff, war durch keine Berufung auf seine gewissenhafte Ueberzeugung und Befugniß, sie zu äußern, vor der Strafe des Hochverraths geschützt, und die Verfasser lästernder Gassenhauer lohnte der Pranger. Zwar verweilt man bei Zerrbildern der Zeichnung und Schrift, lacht über die possenhafte Uebertreibung wirklicher Züge, und würde gar nicht darüber lachen, wenn die Aehnlichkeit ganz verleugnet wäre; aber man weiß sehr wohl, daß Entstellung nichts weniger ist als Wahrheit. Zudem ist die Freiheit der Presse durch kein Staatsgesetz verbürgt, sondern nur nicht verboten, und der Gesetzgebung bleibt Macht und Pflicht unbestritten, in Tagen der Gefahr von Innen und Außen den Gebrauch einer Freiheit zu beschränken, die sich mit der Sicherheit des Staats nicht länger verträgt. Es ist klar, daß, wo sich alle diese Bedingungen nicht vereinigen, oder wie in Nordamerika fast noch günstigere hinzukommen, weder Englands noch Nordamerikas Beispiel als Muster geltendgemacht werden dürfen. — Canning's Zweikampf mit Castlereagh am 21. Febr. 1809, in welchem glücklicherweise der Erste nicht tödtlich verwundet, doch das Leben zweier unentbehrlicher Staatsmänner gefährdet ward, ist aus Gründen der Sittenlehre allerdings verwerflich. So lange jedoch Männer von Stande sich diesem grausamen Vorurtheil nicht entziehen können, ohne allem Ansehen, mithin aller Wirksamkeit, in der großen Welt zu entsagen, waren Beide wol entschuldigt, fast gerechtfertigt, ihm zu fröhnen. Aus den hier mitgetheilten Aktenstücken liegt vor Augen, daß Beide von ihren eignen Freunden in diese unangenehme Nothwendigkeit versetzt wurden. Canning war gewissenhaft überzeugt, Castlereagh, dessen übrigens schätzbare Eigenschaften er willig anerkannte, den er keineswegs außer Thätigkeit gesetzt zu sehen wünschte, tauge nicht zum Kriegsminister, und erklärte daher dem Herzoge von Portland, er könne sich nicht entschließen, im Ministerium zu bleiben, wenn Jener nicht veranlaßt werde, den Zweig der Kriegsverwaltung mit einem angemessenen zu vertauschen. Dies versprach der Herzog von Portland einzuleiten und den Lord Castlereagh dazu durch gemeinschaftliche Freunde zu überreden. Er unterließ es aus Ursachen, die er mit in sein Grab genommen, obgleich er mit dem Könige darüber sprach und dessen Bewilligung erhielt. Castlereagh erfuhr die Sache ungleich später, bestritt Canning's Recht nicht, seine Ansicht geltendzumachen, konnte jedoch nicht umhin, zu glauben, dieser habe auf geheimen, hinterlistigen Wegen betrieben, was durch offene, unverholene Erklärung hätte zur Sprache gebracht werden sollen. Wie sehr Beide sich persönlich achteten, hat ihre nachherige Freundschaft und gemeinschaftliche Wirksamkeit bewiesen, und Castlereagh's beispiellos kluges und vermittelndes Benehmen als britischer Bevollmächtigter bei den Heeren und Verhandlungen der europäischen Verbündeten gegen Bonaparte, seine entscheidende Stimme für den kühnen Zug nach Paris, der allein im Stande war, den Riesen zu überwältigen, welcher sich nach jeder augenblicklichen Niederlage mit erneuter Kraft erhob, sollte wol hinreichen, Talente über alle Verleumdung zu erheben, denen Canning ungeheuchelte Bewunderung gewährte. Die erste unglückliche Folge des Zweikampfs war, daß beide Gegner aus dem Ministerium traten, und mit ihnen der Herzog von Portland, der bald darauf starb. Perceval übernahm dessen Stelle, Marquis Wellesley Canning's, Liverpool Castlereagh's. Mit dem 10. Jan. 1811 begann die Regentschaft des damaligen Prinzen von Wales, welche Canning berechtigte, der katholischen Emancipation bei jeder Gelegenheit das laute Wort zu reden. Am 21. Mai 1812 fiel der redliche, allgemein geachtete Perceval von der Hand eines unbeleidigten Mörders. Im Oktober 1812 wandte sich die Mehrheit der angesehensten Bürger Liverpools nach London, der ersten Handelsstadt Englands, ohne alle Vermittelung Canning's, mit dem Gesuch an ihn, daß er sie im Parlament vertreten möge. Er ehrte die Aufforderung, seine Wahl ward gegen bedeutende Mitwerber durchgesetzt, er erhielt sich 10 Jahre auf diesem Posten, den er nur aufgab, als er glaubte, seinem Vaterlande in großer Entfernung dienen zu müssen, und bewahrte die Liebe solcher Wahlherren bis zum letzten Hauche seines Lebens. Die Reden, die er in Liverpool gehalten, sind für die Geschichte von unschätzbarem Werth, weil er dort seine Gesinnungen am freimüthigsten und einfachsten aussprechen durfte, ohne durch parlamentarische und ministerielle Rücksichten gebunden zu sein. Als Canning im J. 1813 sich entschloß, nach Portugal zu reisen, um das letzte von Aerzten empfohlene Mittel zur Herstellung eines hoffnungsvollen Sohnes zu ergreifen, welches leider die erwünschte Absicht täuschte, trug ihm der Prinz von Wales, aus eigner Bewegung, die Stelle eines dortigen Gesandten an, und das großmüthige Erbieten war ohne Beleidigung nicht abzulehnen. Canning's jährliche Einnahme war in der That um 6000 Pf. geringer als die seines unmittelbaren Vorgängers, und selbst diese bezog er freiwillig nur während 11 Monaten, so lange der König von Portugal im Lande blieb, und lebte ein halbes Jahr hindurch als Privatmann auf eigne Kosten. Er hat dort viel Gutes gestiftet, und die Gemüther der Portugiesen sowol als der Briten, die sich oft verkannten, zu gegenseitiger Verträglichkeit gelenkt. Im J. 1816 gab er endlich den unablässigen Vorstellungen des Ministeriums nach, und übernahm die Stelle eines Präsidenten im Regierungscollegium für die ostindischen Angelegenheiten, die er gewissenhaft und zur Zufriedenheit der mächtigen Handelsgesellschaft verwaltete, der er nicht erlauben durfte, ihre gesetzlichen Vorrechte zu überschreiten. Am 29. Jan. 1820 starb Georg III. und dessen

Sohn folgte ihm als König. Im Juli desselben Jahres kehrte die Gemahlin des Königs, gegen den Wunsch ihrer wahren Freunde und strengen Gegner, aus Italien zurück. Die Folgen dieses nicht wohlüberlegten Schrittes sind bekannt. Canning, dem sie ihre Freundschaft aufgedrungen, enthielt sich aus Zartgefühl aller Theilnahme an dem Verfahren gegen sie; St. behauptet, weil er ihr den verderblichen Rath gegeben, sich aus England zu entfernen. Viel wahrscheinlicher ist, daß Canning ihr nur nicht widerrathen, einen solchen Entschluß auszuführen. Die unglückliche Frau hatte seit ihrer Vermählung nichts unterlassen, um Verdacht gegen sich zu erregen, und dieser Verdacht war aus der Seele ihrer tugendhaften Schwiegermutter und ihres eignen Gemahls nicht wieder zu verbannen. Möglich, daß die unangenehmen Verhältnisse, in welche sie dadurch gerieth, ihr eine Entfernung von England wünschenswerth machten; aber gewiß, daß ihr Canning nie den Rath ertheilen können, durch fortgesetzte Unvorsichtigkeiten im Auslande alle Lästerzungen Europas gegen sich zu bewaffnen. Wollte sie durchaus dem gefährlichen Beispiele der Tochter des großen Gustav folgen und keinen Richter ihrer Handlungen erkennen als eigne Willkür, so mußte sie auch den heldenmüthigen Entschluß Christinens festhalten, nie forthin als Königin des Landes zu erscheinen, dessen Vorurtheile sie unheilbar verletzt hatte. Ihres Gemahls Nachgiebigkeit, scheinbare Fühllosigkeit gegen ehrenrührige Gerüchte würde ihn um die Achtung der Edelsten im Volke, bald sogar des nämlichen Pöbels gebracht haben, der auch jetzt gegen ihn aufgeregt ward, dem aber böswillige Unruhestifter viel schimpflichere Vorwürfe geläufig gemacht haben würden, wenn sie dazu einen Vorwand hätten auftreiben können. Die Hand einer höhern Macht zerhieb den Knoten, dessen besänftigende Lösung menschlichem Scharfblicke zu verwickelt war. Der König hatte Canning erlaubt, sich mit dieser Angelegenheit gar nicht zu beschäftigen und sogar seinen ausdrücklichen Befehl dafür anzuführen, doch ließ sich dieser nicht bewegen, seine Stelle als Präsident des Board of controul zu behalten und im Ministerium zu bleiben. Die ostindische Gesellschaft verlor seine wohlthätige Theilnahme so ungern, daß sie ihn im März 1822 zum Generalgouverneur ihrer Besitzungen berief, dem einträglichsten Posten, welchen ein Britte bekleiden kann. Es fiel ihm schwer, sich von seinem Vaterlande, von der Vertretung seines geliebten und erkenntlichen Liverpools zu trennen, aber die Aussicht war zu glänzend, das Verdienst, welches er sich auch dort erwerben konnte, zu unbezweifelt, um das Anerbieten auszuschlagen. Im Begriff, den Himmel Englands mit dem indischen zu vertauschen, überraschte ihn der freiwillige Tod Castlereagh's. Es ist unbillig, ungereimt sogar, diesen einem andern Bewegungsgrunde zuzuschreiben, als dem Lebensüberdrusse, welchem der Britte zu leicht nachgibt. Woher sollte dem unbescholtenen, keiner Nahrungssorge oder Standeserniedrigung ausgesetzten Manne, der sich bewußt war, nie gegen seine Ueberzeugung gehandelt, nie übertreten zu haben, was er als Pflicht erkannte, und der unmittelbare und thätigste Vermittler eines glänzenden und unerwarteten Erfolgs gewesen zu sein, Verlegenheit, Reue und Verzweiflung anwandeln, so lange er den Verstand nicht verlor? Fehlte es ihm jemals an gleichgesinnten Freunden, zu denen freilich St. nicht gehört, mit dessen einseitigen Ansichten Canning's wiederholte Aeußerungen im schneidenden Widerspruche stehen; und wußte Castlereagh nicht so gut wie jeder Schulknabe, daß die größten Wohlthäter der Menschheit und ihres Volks es niemals Allen, oft nicht einmal der Mehrheit zu Danke machen können? Seine Zeitgenossen und Gegner, Whitbread und Sir Samuel Romilly, waren durch die nämliche Pforte aus dem Leben gegangen, ohne daß Jemand ihnen Gewissensbisse Schuld gegeben. Aber es ist durchaus folgerichtig, und der Anschürer und Erhalter der Unzufriedenheit und des Unheils vollkommen würdig, die unübertroffensten Beförderer des Friedens und der Beruhigung auch im Grabe zu verleumden. Georg IV. säumte keinen Augenblick, den tauglichsten Staatsmann seines Landes zum erledigten Posten eines Secretairs der auswärtigen Angelegenheiten zu berufen, und Canning besaß Uneigennützigkeit genug, sich die Wahl gefallen zu lassen. Was Großes er geleistet, wie viel Gutes er vorbereitet, wie Hand in Hand er mit seinem Liverpool gegangen, wie Beide durch ihre glückliche Vereinbarung sich gegenseitig unterstützt und gezügelt, um nichts unerreicht zu lassen, was verantwortliche Staatsmänner unter den Umständen der Zeit und des Landes erreichen können, ist in frischer Erinnerung. Den Bemerkungen, welche St. sich dagegen erlaubt, geht es wie dem Sinnspruche, den er seinem Werke vorgesetzt: „Welche Schatten wir sind, und welche Schatten wir verfolgen!“ Der beste Mensch ist allerdings nie mehr als ein vorübergehender Schatten Gottes auf Erden; aber was sanft unter diesem Schatten ruht, wird ihm danken und der Gottheit, die ihn sandte.

(Der Beschluß folgt.)

Das Heldenbuch und die Nibelungen. Grundriß zu Vorlesungen von C. Rosenkranz. Halle, Anton. 1829. Gr. 8. 10 Gr.

Diese Arbeit gehört zu denen, von welcher es schwer ist, in derjenigen Kürze Rechenschaft zu geben, welche d. Bl. verlangen. Der Verfasser hat bereits durch mehre gehaltvolle Schriften seinen Beruf zu Arbeiten dieser Art an den Tag gelegt; in der gegenwärtigen behandelt er in 3 Abschnitten das Wesen der skandinavischen Sage, den deutschen Sagenkreis des Heldenbuchs und das Epos der Nibelungen insbesondere. Die Schärfe seines Blicks und die reiche Wissenschaft, die ihm über diese Gegenstände beiwohnt, erlaubt ihm eine Reihe neuer Ansichten über das Wesen des Mythus und der Sage, ihren Ursprung, ihre Verbindung mit der Geschichte und ihren Uebergang in das Lied zu entwickeln, welche ebenso durchdacht, als scharf und wohl dargestellt erscheinen. Die Vorstellung, welche jedes Volk vom Göttlichen faßt, als etwas Geschehenes dargestellt, ist sein Mythus; das Menschlichgeistige darin wird zur Sage, welche einerseits auf dem Mythus, andererseits auf der Geschichte basirt. Nach dieser Einleitung hat es der erste Abschnitt mit der Einheit des germanischen Volks, der religiösen Weltvorstellung desselben, der nordischen Gestaltung der deutschen Sage und ihrem äußern und innern Leben zu thun. Vor allen anziehend ist hier die nordische Form unserer Nibelungensage, wie sie die jüngere „Edda“ (in der Niflunga- und Wilkinasaga) enthält, dargestellt; sehr übersichtlich und gut ist auch der Abschnitt über die religiöse Weltvorstellung des Nordens. Der 2. Abschnitt behandelt den Ursprung der deutschen Sage aus der Völkerwanderung, die Kunst der Darstellung im deutschen Epos, dem griechischen gegenüber, und die Eintheilung der Lieder unsers cyklischen Epos. Die ältern Eintheilungen nach den äußerlichen Richtungen dieser Lieder genügen dem Verf. nicht; er nimmt einen neuen Eintheilungsgrund aus der Stammverschiedenheit selbst her, weist dem gothischen Stamm die Lieder: Drachenkampf, Sigenot und Ecken Ausfahrt, Dietrich's Ahnen und Flucht, Etzel's Hofhalt, das Hildebrandslied, Alphart's Tod, und die Schlacht von Raben zu; dem burgundisch-gothischen Stamm: das Rosengartenlied, Walter, Biterolf und Dietlieb, die Nibelungen, die Klage; den Sachsen: Chaudrun, und den Kampf der Deutschen mit dem Morgenlande, den König Rother, Otnit, Hug und Wolfdietrich — doch so, daß das Nibelungenlied gewissermaßen der Fokus und Einigungspunkt aller dieser verschiedenen Sagen bleibt. Dieser Eintheilungsversuch ist ein glücklicher zu nennen; wenigstens befriedigt er mehr, als die Abtheilung nach Brautfahrt, Kampf und Hochzeit, die man versucht hat.

Der 3. Abschnitt hat es ausschließlich mit dem Nibelungenliede zu thun. Abfassung, Handschriften, Ausgaben und Bearbeitungen, geographischer Schauplatz, Beurtheilungen und Entwickelung des Inhalts des Epos bilden die Unterabtheilungen, und Bemerkungen über das Metrum und die allgemeine Literatur des „Heldenbuchs“ machen den Beschluß. Der Verf. verwirft die sehr beliebte Vorstellung von der rhapsodischen Entstehung des Gedichts; „Die Klage“, abgerechnet, ist Alles das Product eines Dichtergeistes, nur jene gehört einer ganz andern Zeit, einer andern Weltansicht an. Allein die Frage nach dem Sänger selbst behandelt er als eine müßige: es ist weder Bodmer's Marner, noch Adelung's Konrad von Würzburg, weder Müller's Wolfram von Eschenbach, noch Schlegel's Heinrich von Ofterdingen, am wenigsten aber Zeune's Klingsohr oder Schubart's Mönch. Die 1. Ausgabe (unvollständig genug) verdanken wir Bodmer 1757. Das Ganze zuerst Müller 1782; Lachmann's kritische Ausgabe wird gewürdigt. Sehr lobenswerth ist das Bild des geographischen Schauplatzes unsers Epos, S. 53 fg.; es ist vollständig und mit vieler Kritik entworfen. Ueber die Beurtheilungen und Ansichten, das Verständniß, sowol das äußere, historische, als das innere, künstlerische ist der Verf. trefflich. Grimm's, Görres', Schlegel's, Göttling's Verdienste und des Letztern Verirrungen werden gewürdigt, Hagen, Mone und Lachmann belobt. Die Entwickelung des Inhalts ist dem Verf. sehr gelungen; als bedeutendes Element darin hebt er besonders das Vasallenverhältniß und die Lehnstreue hervor. Ebenso löblich, als dieser Abschnitt, sind die Schlußbemerkungen über das Metrum und die Geschlechtstafeln der Franken, Gothen, Sachsen und Hunnen oder Riesen; Urtheil und Gelehrsamkeit zeichnen diese Arbeit in gleichem Maße aus; und stimmen wir auch nicht mit jeder einzelnen seiner Ansichten völlig überein, so muß die Unbefangenheit und die Schärfe seines Urtheils, sowie seine umfassende Sachkenntniß doch seiner Arbeit die Theilnahme jedes Freundes unserer alten Nationalpoesie gewinnen. Zum ersten Studium derselben leitet kein anderes uns bekanntes Werk so gut ein, als diese fleißige und durchaus lobenswerthe Schrift. 47.

Correspondenznachrichten.

Wien, April 1830.

Das Dezemberheft der „Jahrbücher der Literatur“ ist gedrängt voll von gediegenen philologischen Aufsätzen und einem Meisterworte des Freiherrn von Zedlitz über Grillparzer's dramatische Werke, über welche sonderbar genug die „Jahrbücher der Literatur“ unter allen vorigen Redactionen tiefes Stillschweigen beobachtet; es ist das letzte, von Kopitar herausgegebene Heft, und desto mehr muß es Wunder nehmen, daß der Redacteur, der die frühern unter seiner Leitung erschienenen Hefte von allem obscurantischen Unsinn reingehalten, in diesem solches Zeug aufgenommen als des Hrn. v. Buchholz Proben seiner „Geschichte Ferdinands I.“; als bloße Proben gehörte dieses Bruchstück nicht einmal unter die Artikel einer kritischen Zeitschrift, sondern höchstens ins Intelligenzblatt, und etwas Aehnliches durfte sich nur Adam Müller sophistischen Angedenkens unter der Redaction seines Famulus Hülsemann erlauben. Sollte diese Probe etwa dazu dienen, dem Hrn. v. Buchholz Abnehmer und Leser seiner jesuitischen Ferdinandias zu verschaffen, so ist der Zweck gewiß verfehlt; denn dieses verworrene Geflecht von Betrachtungen bei dem Uebergange der Geschichte aus dem Mittelalter in die neuere Geschichte ist ein wahrer Weichselzopf eines confusen Kopfes voll intoleranten Katholicismus und Priesterhierarchie. In dem Geiste von Buchholz schreibt auch Csaplovicz in der unter aller Kritik schlechten Fortsetzung des Hormayr'schen Archivs zu Gunsten der Vorurtheile als erklärter Gegner der Aufklärung. Schon im vorigen Jahrgange war das Archiv zur Mumie eingeschrumpft, nun ist es aber ganz und gar unter hohlem Geschwätz und Mühlengeklapper in Verwesung übergegangen. 101.

Notiz.

Ein Werk für Damen.

Von dem Hofrath Dr. Heimann in Petersburg ist in französischer Sprache ein „Avis aux dames, ou recherches sur les causes de l'affaiblissement de leur santé, et sur les moyens d'y remédier“, erschienen, der seines nützlichen Inhalts wegen Empfehlung verdient. Eine lange Erfahrung hat Hrn. Heimann gezeigt, daß in den vornehmern Ständen die Zahl der von chronischen Uebeln heimgesuchten Frauenzimmer sich zu der der Männer wie 6 zu 1 verhält, und daß es ein Irrthum sein würde, wolle man den Grund dieses Misverhältnisses in den dem weiblichen Körper periodisch eigenthümlichen Ursachen suchen. Die wahren Veranlassungen findet Hr. H. vielmehr theils in der ursprünglich zärtern Organisation des Weibes und in der außerordentlichen Reizbarkeit ihres Nervensystems, Dinge, die noch erstens durch die fehlerhafte Erziehung der Mädchen in den höhern Classen, und zweitens durch die Art zu leben vermehrt werden, welche die Frauenzimmer in diesem Stande in erwachsenern Jahren führen. Hierzu, bei dem Letztern stehen zu bleiben, rechnet der Verf. den viel zu häufigen Genuß warmer und aromatischer Getränke, starkgewürzter und gezuckerter Früchte, zu vielen Schlaf, in der Jugend eine zu gezeitigte und strenge geistige Erziehung, während die moralische öfters vernachlässigt wird, den Gebrauch der Schnürleiber, das Blosgehen mit den Armen, Schultern und der Brust, spätes Aufbleiben, zu häufigen und anreizenden Genuß des Tanzes und des Schauspiels, und zu wenige Einathmung einer frischen und gesunden Luft, sowie ebenfalls Mangel an Bewegung im Freien. Das Werk enthält viele gute und höchst vernünftige Rathschläge, und verdient deshalb auch unter uns eine weitere Verbreitung. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 113. — 23. April 1830.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben G. Canning's. Aus dem Englischen von C. W. Asher. 2 Bände.

(Beschluß aus Nr. 112.)

Nie hat, so lange das britische Parlament besteht, eine Rede auf alle Parteien, bei allen Lesern, solche Wirkung hervorgebracht als die Rede Canning's über die Verbindlichkeit, Portugal gegen äußere Angriffe zu schützen, ohne sich in dessen innere Verhältnisse zu mischen. Es war eine der spätesten Aufloderungen einer Flamme, die sich dem Erlöschen nahte, aber der Geist Chatam's kam über ihn und in stralenderem Glanze. Als er die einfachen, centnerschweren Worte sprach, die Pitt wol gedacht und ausgeführt, aber sich nie getraut haben würde zu äußern: „Ich blickte auf Spanien in Amerika, und rief eine Macht der neuern Welt ins Dasein, um das Gleichgewicht in der alten wiederherzustellen!" war der Eindruck fürchterlich erhaben. Alle Zuhörer wurden erschüttert, alle blieben eine Zeitlang gefesselt und erstarrt. Der Redner schien vor ihren Augen zu wachsen, seine Haltung ward majestätisch, er erhob den linken Arm, seine Brust regte sich sichtbarlich, ein edler Stolz schwellte seine Lippen ein wenig auf, Alter und Kränklichkeit verschwanden vor der Glut des jugendlichen Geistes, und übermenschliche Verklärung ruhte auf seiner Stirn. Das war der glorreichste Abend seines ruhmbedeckten Lebens. Der geistige Tod seines durch unheilbare Krankheit gelähmten unverbrüchlichen Freundes Liverpool, der am 17. Jan. 1827 erfolgte, sollte Canning's letzte Tage verbittern und hat diese ohne Zweifel abgekürzt; denn was die Seele verwundet, kann nicht umhin, auch die Kräfte des Körpers zu schwächen und die Bemühungen der Aerzte zu vereiteln. Darf blindes Ungefähr gescholten werden, daß die Geistesentwickelung wie die Thätigkeit beider unzertrennlichen Freunde gleichzeitig begann, gleichzeitig endete? Scheint es doch, sie sollten nicht lange ohne einander bestehen! Am 12. April ward bekannt, daß Canning zum ersten Commissair des Schatzamts, das heißt in der Sprache des Festlandes, zum Premierminister ernannt sei. Am 8. August 1827 starb er an einer Entzündung der Eingeweide auf dem Landsitze des Herzogs von Devonshire, eines nahen Verwandten des Herzogs von Portland, zu Chiswick, wohin er sich zur Herstellung seiner Gesundheit begeben hatte, in dem nämlichen Lebensalter, in demselben Zimmer und Bett, in welchem 21 Jahre vor ihm Fox verschieden war. Sein Tod war überaus peinlich und martervoll, sein Gemüth blieb unerschüttert. Seiner Leiche folgten die Ersten des Landes von allen Parteien, selbst die heftigsten seiner Widersacher, und des Königs Brüder, die Herzoge von Clarence und Sussex ehrten den Abgeschiedenen und sich selbst und führten seinen untröstlichen 13jährigen, aus Etons Schule herbeigerufenen Sohn, dessen etwas älterer Bruder sich indessen als Capitain eines englischen Kriegsschiffes auf dem schwarzen Meere befand. Die Bestattung geschah ohne alles Gepränge. Die Vornehmsten und Mächtigsten des Landes hatten sich jedes äußern Schmuckes enthalten und ihren andern Mitbürgern gleichgestellt. Canning ward in der Westminsterabtei beigesetzt, in einem engen Gewölbe, kaum groß genug für einen Sarg, aber zu den Füßen seines Pitt, von dem ihn kaum eine schmale Wand scheidet. Außer den erwähnten Söhnen überlebt ihn eine Witwe, mit der er 28 Jahre in niegestörter Eintracht verbrachte, und eine Tochter, die seit 1825 an den Marquis von Clanricarde verheirathet ist. Seine ihn gleichfalls überlebende Mutter besuchte er sehr oft zu Bath und schrieb ihr an jedem Sonntage. Nach seinem Tode ergab sich, daß, unerachtet er seine standesmäßigen Ausgaben immer nur auf das Unentbehrlichste beschränkt hatte, das mit seiner Gattin erworbene beträchtliche Vermögen bis auf etwa 5000 Pf. eingeschmolzen sei, und das Parlament fand sich bewogen, den Hinterbliebenen einen Gnadengehalt von 3000 Pf. zu bewilligen. Denn in England besitzen nur große Landeigenthümer ererbte Schätze, und nur Handelsleute und Gewerbetreibende erwerben dergleichen. Staatsbeamte beziehen einen verhältnißmäßig geringen Sold, Parlamentsglieder und andere Verwalter bürgerlicher Angelegenheiten gar keinen. Sinecuren, einträgliche Stellen, vormals mit vielen Geschäften, jetzt mit wenigen oder gar keinen verbunden, die man der britischen Staatsverwaltung so oft und bitter zum Vorwurf macht, sind in der That nichts weiter als Entschädigungen für geleistete Dienste, und wohlerwogen den Gnadengehalten vorzuziehen, weil sie, einmal ertheilt, nicht wieder zurückgenommen werden können, folglich den Empfänger ungleich minder abhängig von dem Geber machen, als eine Pension, die von der Willkür des Letztern abhängt. Tägliche Erfahrung lehrt, daß die Besitzer jener sich keinen Augenblick bedenken, den Anträgen des zeitigen Ministeriums zu widersprechen, wenn sie mit ihrer Ueberzeugung nicht übereinstimmen; sowie die Möglichkeit, über die Vertretung vormals bedeutender, jetzt verfallener Ortschaften (rotten boroughs) zu schalten, allen Parteien Gelegenheit gibt, talentvolle Männer ins Unterhaus zu bringen, welche die unvermeidlichen Wahlkosten einer bedeutenden Stadt nicht bestreiten können, oder Verkannte, die für den Augenblick den Beifall der wandelbaren Menge nicht besitzen, im hohen Rath der Nation zu erhalten. Jedermann weiß, daß rotten boroughs keine blühenden Handels- und Gewerbstädte sind, aber Jedermann weiß auch, daß Handel und Gewerbe in jeder britischen Brust willige Begünstigung finden; ob jedoch gerathen sei, ihre unverkennbar vorwaltende Stimme zur einzigen zu machen, die zu Worte kommen soll, daran dürfen vaterlandsliebende Männer zweifeln, ohne Verstand und Gewissen zu verleugnen. Tories und Whigs, wenn man mit diesen veralteten Namen gemäßigte Staatsmänner belegt, weichen in ihrem praktischen Verfahren so wenig voneinander ab, daß es schwer hält, sie zu unterscheiden. Das ist kein bloßes Ergebniß unserer Tage, sondern schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts nach-

zuweisen. Bolingbroke, vielvermögend, ehe das Haus Hanover zur Regierung kam, galt für den ersten und bedeutendsten Tory des Landes und schlug die Benennung nicht aus. Seine Schriften sind Jedem zugänglich, Jeder kann sich mit eignen Augen überzeugen, ob er dem unbedingten Einfluß der Krone und ihrer Diener, des Richteramts, der Kirche und selbst der Religion irgendwo das Wort redet. [illegible] haben sehr entschiedene Whigs ihm vorgeworfen, die Freiheit und Unabhängigkeit, die er begehrt, müsse unvermeidliche Uebel herbeiführen. Es ist klar, daß nur die angewandten Grundsätze und Maßregeln des Mannes über seine Gesinnungen entscheiden, nicht bloße Speculationen der Schule, von denen er nicht mehr annimmt, als sich mit seinem Bewußtsein verträgt, oder ganz andere Folgerungen ableitet als man ihm vorschreiben will. Darüber kann unendlicher Streit erhoben und nie geschlichtet werden. Er muß sich schon darein ergeben, mit einem Namen belegt zu sein, der seinen Begriffen widerstreitet; denn jeder Andere, den er fodern könnte, würde ihn nicht geringern Misverständnissen aussetzen. Burke, dessen Tugenden nicht in wenig Worte zu fassen sind, strenger noch in seinen Grundsätzen als in seinen Handlungen, unerschütterlich überzeugt, die Vorsehung müsse das Recht in Schutz nehmen, ebenso unwandelbar in seiner Anhänglichkeit an die Verfassung Altenglands, von der er weder sich noch Andern ein Haarbreit zur Rechten oder zur Linken abzuweichen erlaubte, unversöhnlich gegen ihre Feinde, gleich abhold dem Uebermaße der einköpfigen und der vielköpfigen Gewalt, der classischgelehrteste, philosophischste Staatsmann Englands, unveränderlich in der Richtung seines Catonischen Geistes, hielt sich bis zum letzten Athemzuge für einen Whig von altem Schrot und Korn, und vieljährige Freunde, von denen er mit blutendem Herzen sich lossagte, für Abtrünnige. Fox, als Tory erzogen und gebildet, durch Burke zum Whigism bekehrt, trug von jeher die Flamme der Geistesfreiheit in seiner Brust und ward, was nur er werden konnte, für jeden Parteinamen zu groß. Lord Liverpool blieb ein unerschütterlicher Tory vom ersten bis zum letzten Augenblicke seines Bewußtseins, und nie hat irgend ein Staatsmann die Grenzen der Tugend und Mäßigung unverkennbarer bewahrt. Lord Byron hielt sich für einen Ultrawhig, galt dafür und war ein arger Tory in seinem Haus. Graf Chatham, der glänzendste aller Whigs, trug kein Bedenken, in entscheidenden Stunden so eigenmächtig, so rasch, so durchgreifend zu verfahren, als der entschlossenste Tory nicht gewagt haben würde. Pitt und Canning hatten die Grundsätze der Whigs geerbt, haben sie in ihrem Verstande und Gefühl nie verleugnet, aber erkannten, wie unverantwortlich und hochverrätherisch es sein würde, ihnen eine Ausdehnung zu geben, die sich mit den Verhältnissen ihres Landes und ihrer Zeit nicht vertrug. Vergleichungen sind immer unvollkommen und nie über allen Einwurf erhaben; doch kann sich der menschliche Verstand kaum erwehren, das eigenthümliche Verdienst Gleichgesinnter und in manchen ihrer Vorzüge durchaus Aehnlicher gegeneinander abzuwägen. Als Finanzverständiger war Pitt nicht zu übertreffen. Was man in England Mittel und Wege nennt, die schwere Kunst untrüglicher Berechnung erforderlicher Staatsausgaben und der anwendbarsten Maßregeln, sie zu decken, hat Niemand vollkommener besessen und einleuchtender darzustellen gewußt. Es war unmöglich, ihn zu hören und nicht auf der Stelle zu begreifen. Diese Beredtsamkeit des Verstandes, die jeden ungehörigen Schmuck verschmähte und die Einbildungskraft nie in Anspruch nahm, war einzig und beispiellos. Auf dem weiten Rund der Erde gab es keinen aufrichtigern Freund ehrenvollen und sichern Friedens; denn Keiner kannte und scheute die verderblichen Folgen des Krieges mit so inniger Ueberzeugung. Auch der glücklichste und siegreichste führt immer die Kreise des Archimedes, und alle Verhältnisse Englands treffen zusammen, um für dieses Land den Krieg kostspieliger und auf die Dauer unerträglicher zu machen als für jedes andere, mit welcher, nur zu bald vorübergehenden Begeisterung er auch unternommen wird. Daher ist der unwidersprechlichste Beweis seiner Selbstüberwindung, daß er der vorherrschenden Neigung seiner Seele nie so viel Gewalt über sich einräumte, in einen Frieden zu willigen, der seinem Vaterlande nachtheiliger sein müsse als der gefahrvollste und erschöpfendste Krieg. Diese Selbstbeherrschung bewog ihn auch, nie eine Maßregel in Vorschlag zu bringen oder zu genehmigen, die ihm unzeitig schien, und, anspruchsloser als sein Vater, seinen Gegnern das Verdienst zu überlassen, mit allem Glanze der Beredtsamkeit und Aufklärung Das auszuschmücken, was ihm wenigstens ebenso sicher und wünschenswerth für die Zukunft, aber in der Gegenwart nicht anzuwenden war; während er das Vorurtheil ertrug, als gebreche ihm Hochherzigkeit der Gesinnung. Denn es liegt in den Verhältnissen der britischen Verfassung, daß die Opposition, der es nicht ganz an Geisteskräften fehlt, Unbetheiligten immer geistreicher und menschenfreundlicher scheinen muß als das bestehende Ministerium. Jene darf sich den kühnsten und unbedingtesten Foderungen und Ideen der Vernunft ohne Rückhalt überlassen, alle Leidenschaften aufregen, die ihr gefallen, keine schonen, die ihr widerstreben, mit dem Strome der Zeit schwimmen, der nicht immer in sichern Hafen führt, und ist nur ihrem Geiste, keiner andern menschlichen Behörde verantwortlich, wenn das Schiff des Staates dadurch scheitert. Die Minister sind verantwortlich, nicht blos gegen Gott und sich, nicht blos gegen die Weisesten im Volke, sondern gegen den entschiedenen Sinn der Mehrheit, den sie auf ihrer Seite haben, oder auf alle Wirksamkeit verzichten müssen. Dadurch sind sie in die Nothwendigkeit gesetzt, nicht blos zu untersuchen, was ihnen das Beste dünkt, sondern bedachtsam zu prüfen, ob dieses Beste der Mehrheit zusagen und nicht unmittelbar größeres Ungemach herbeiführen werde, als sie abzuwenden wünschen. Was sie vorfinden, was gesetzmäßig besteht, kommt nicht auf ihre Rechnung; darüber mögen ihre Gegner mit der Weisheit der Vorfahren hadern. Uebereilen sich aber die Minister jemals in dessen Abstellung, so werden sie nicht blos ihre jetzigen Gegner, die ihnen das Steuerruder zu entwinden streben, sondern auch einen großen Theil ihrer bisherigen Freunde und Gehülfen wider sich haben, welche aus ehrenwerthen oder verwerflichen Gründen die Fortdauer des bisherigen Zustandes wünschen. Die Gunst der Mehrheit ist dem Ministerium unentbehrlich, und der König kann den verständigsten Minister nicht gebrauchen, der diese nicht für sich hat, oder den sie verläßt. Darum mußte Georg II. den einsichtsvollen Walpole aufgeben, welcher den Preis jedes Mannes in England kannte. Darum durfte der Prinz-Regent den geliebtesten seiner Gesellschafter und Rathgeber, Sheridan, dem unheilbare Verschwendungssucht das Vertrauen aller Parteien entzogen hatte, nicht an die Spitze der Staatsleitung stellen. Darum sah Georg III. sich genöthigt, Lord North zu entlassen und Fox zu seinem Nachfolger zu berufen, und die nachherige aufrichtige und herzliche Versöhnung beider ausgezeichneten Staatsmänner vermochte so wenig den Zwiespalt ihrer bisherigen Anhänger zu unterdrücken, daß er vielmehr gerade dadurch in lichte Flammen ausbrach, und die verbündeten Häupter weniger Einfluß hatten, als jeder Einzelne von ihnen, so lange sie sich befehdeten. Diese immer wiederkehrende Erfahrung verhindert die englischen Staatsverwalter, die aufgeklärten wie die beschränkten, ihren Bundesgenossen im Auslande Maßregeln oder Diener zu empfehlen, die ihrem Volke nicht zusagen. Allerdings muß ihnen daran liegen, daß die fremde Regierung freundschaftlich gegen sie gesinnt sei, aber die freundschaftlichste wird ihnen überlästig, wenn sie nicht die Stimme ihrer Nation für sich hat. Ein ohnmächtiger, voreiliger, zudringlicher Bundesgenosse ist ihnen beschwerlicher als ein offener Feind; jenen dürfen sie ja nicht bekämpfen, gegen diesen ist Alles erlaubt, wozu der Augenblick sie berech-

ligt. An Uneigennützigkeit und heißer Vaterlandsliebe waren Pitt und Canning einander gleich; an classischer Gelehrsamkeit, an Belesenheit, an schicklicher Anwendung derselben, an körperlicher Beredtsamkeit, an ungesuchtem, überraschendem Witz, an Anmuth des Vortrags, vielleicht einem Erbtheil seiner Mutter, stand Canning über Pitt. Beide wurden von ihren Freunden sehr geliebt: zur Erheiterung seiner Freunde, zur geselligen Unterhaltung trug Canning unstreitig mehr bei, und die Gabe, dem Volke faßlich zu bleiben, indem er den Gebildeten bezauberte, besaß er im höhern Grade. Er war durch und durch fromm, ein gläubiger, herzlicher Bekenner des protestantischen Christenthums und Beobachter seiner Gebräuche, ohne gegen andere Religionsverwandten unduldsam zu sein. Von Pitt und Canning läßt sich behaupten, daß, wie große und glänzende Erfolge sie auch herbeigeführt, diese doch unendlich unter Dem zurückbleiben, was sie dem Vaterlande und der Welt erwiesen haben würden, wenn das Schicksal, welches sie zu Rettern der Menschheit bestimmte, ihnen erlaubt hätte, in ungestörter Friedenszeit ihre Ideen geltend zu machen. Das liegt außer allen Grenzen bescheidener Berechnung! Ungern versagt sich Ref., aus diesem unerschöpflichen Schatze des Wissens und Witzes von Letzterm wenigstens das (II, S. 429) meisterhaft eingeflochtene Geschichtchen vom rothen Löwen mitzutheilen; aber einige Goldkörner des Ernstes glaubt er aufnehmen zu müssen, nicht weil sie die gediegensten und glänzendsten sind, sondern weil sie die Tagesordnung berühren: „Der Türk ist ein Mohammedaner, sagt man, und deshalb kein schicklicher Bundesgenosse für Christen. Ich weiß doch nicht, ob ein Bündniß mit ihm nicht ebenso gut sein sollte als mit einem, der keinen Gott glaubt oder dessen Gebote übertritt; ob nicht die Zusage seiner Verpflichtungen ebenso heilig, die Erfüllung ihrer Bedingungen ebenso zuverlässig sein würde. Aber er ist ein träger Türk, langsam zum Zorn und schwer in Bewegung zu bringen. Ist das der Stempel seiner Natur, wie dringend müssen die Veranlassungen gewesen sein, die ihn aufgeregt haben! — Die Gefahren und Bedrängnisse der jetzigen Zeit rühren von Feinden her, die das Tageslicht scheuen, und selbst ein erkämpfter Sieg über sie gewährt keine Freude, weil er über Diejenigen gewonnen wird, die nie etwas Anderes als Freunde hätten sein sollen. Der Geist, gegen den wir kämpfen müssen, ist vernünftiger Freiheit zuwider, ist feindselig gegen die Ruhe der Nation, strebt den geselligen Zustand zu vernichten; indem er die Grundtheile trennt, die diesen bilden, und gegeneinander bewaffnet. Wer die Lehren vernimmt, mit denen man die Landesverfassung bestürmt, die Majestät des Thrones beschimpft, die Rechte der Volksclassen einer wilden, Alles dem Boden gleichmachenden Gesetzlosigkeit opfern will: kann der zweifeln, ob Die, welche solche Sprache führen, die Absicht hegen, alles Ansehen in den Staub zu treten, alle Einrichtungen zu vernichten, alle geordneten Stufen zu zertrümmern, wodurch ein Volk zur Nation wird? Solche Zeiten lassen keine Neutralität zu. Wo die heiligsten Einrichtungen des Reiches mit der entschiedensten Feindschaft angegriffen werden, da sind Die, die nicht für sie sind, wider sie! — Der nächste Krieg in Europa, sobald er über die engen Grenzen von Portugal und Spanien hinausgeht, wird ein Krieg der schrecklichsten Art sein, weil er ein Krieg der Meinungen werden muß. Sollte Pflicht und Ehre England nöthigen, Theil daran zu nehmen, obgleich mit dem festen Vorsatze, mehr zu besänftigen als aufzureizen, mit Waffen zu kämpfen, nicht mit Meinungen, so wird es dennoch nicht verhindern können, alle Unruhigen, alle Unzufriedenen jedes Landes, mit dem es Krieg führt, mit oder ohne Ursache, unter seine Fahnen sich flüchten zu sehen. Die Kenntniß dieses Umstandes, das Bewußtsein einer so furchtbaren Macht, das Gegentheil der Feigheit, das Gegentheil der Schwäche, muß England bewegen, den Eintritt eines solchen Krieges zu scheuen. Werden alle Leidenschaften losgelassen, die jetzt gefesselt sind, so können sie ein Schauspiel der Zerrüttung eröffnen, das Niemand ohne Schauder nur einen Augenblick sich denken kann. Darum muß England viel ertragen, lange schonen, sich Alles gefallen lassen, was seine Nationaltreue und Nationalehre nicht antastet, ehe es die Furien des Krieges losläßt, so lange es sie zu zügeln vermag, da es nicht wissen kann, wen sie treffen, nicht ahnen, wo die Zerstörung endet". — Jedem besonnenen Leser des Buches werden einige Fragen sich aufdrängen, die glücklicherweise mit kurzen Worten zu erledigen sind. Ist Alles in England, wie es sein sollte? Gewiß nicht. Ist die englische Verfassung, sind seine Einrichtungen, Werke der Zeit und der Gewöhnung, Ländern zu empfehlen, deren innere und äußere Verhältnisse von ganz verschiedener Art sind? Noch tausendmal weniger. Können Gebrechen des englischen Staats, ursprünglich fehlerhaft oder fehlerhaft geworden und daher den verständigen Vaterlandsfreunden anstößig, auf verfassungsmäßigem, ruhigem Wege beseitigt werden? So scheint es. Hat England seine Macht nie zum Nachtheile anderer Staaten gemisbraucht? Fast schonender und seltener als viele, von denen die Geschichte zeugt. Bricht früher oder später, nach dem Laufe aller menschlichen Dinge, auch für diesen scheinbarlich blühenden Staat der Tag des Verderbens herein; sind Pfeiler, die das Ansehen der Stärke haben, in ihren innern Bestandtheilen von einem fressenden Wurme zernagt; lösen sich die Bände, die das Ganze naturgemäß oder künstlich zusammenhalten, und stürzt es, unter dem Jubel der Hölle und seiner Erdenbürger, ohne Rettung zusammen, weil es der Erschütterung von Innen und dem Sturme von Außen nicht länger widerstehen kann: wird das ein Unheil herbeiführen, dessen unmittelbare und mittelbare Folgen die spätesten Zeiten zu beklagen haben? Für England, für Europa, für die Welt! 42.

Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und die Kunst, von J. G. v. Quandt. Erste Abtheilung. Gera, Heinsius. 1830. 8. Preis für 2 Abtheilungen 2 Thlr. 12 Gr.

Aus dem Lande der reichen Anschauung schöner Gegenstände, aus Italien, richtet der Verf. seine Briefe nach Deutschland, um seine Gedanken über Schönheit zu entwickeln, nicht eben in einem strengen Systeme, sondern hervorgegangen aus Eingebungen des Augenblicks, welche ihm für die Entwickelung des Aesthetischen förderlich scheinen. Er hat wol Recht in seiner Behauptung, daß die sinnliche Wahrnehmung die überzeugendste, ja die einzige Demonstration der Schönheit ist, in der Wahrnehmung aber zugleich eine intellectuelle Bestätigung unserer Sinne gegeben wird. Das Vernehmende und Bestätigende, oder Verneinende, Billigende oder Verwerfende in uns ist die Vernunft, die, auf Objecte gerichtet, Urtheilskraft genannt wird und in ihrer Productivität als Phantasie sich verherrlicht und verkündet. Es gibt im Gemüthe ein Urbildliches, mit welchem wir alle Wahrnehmung vergleichen, und welches über Einheit, Wesenheit, Beziehung und Wirklichkeit in weit höherm Grade und vollständiger entscheidet, als die Formen des Verstandes, welche sich nicht unmittelbar auf die Dinge selbst, sondern auf das Vorstellen und Denken beziehen. Was auf solche Weise durch Uebereinstimmung der erscheinenden Dinge mit den Urbildern in uns Wohlgefallen erweckt, und ohne Beweis für unmittelbar gewiß angenommen wird, ist immer eine Voraussetzung und bleibt, insofern es unerklärlich ist, ein Geheimnißvolles. Hierdurch rechtfertigt der Verf. den Titel seiner Schrift, und wir müssen ihm um so mehr beistimmen, da allen abweichenden Urtheilen über das Schöne eigentlich eine verschiedene unmittelbare Voraussetzung im Schönheitsgefühl zum Grunde liegt, weswegen die Streitenden alsdann durch alle Wort- und Begriffsentwickelungen nicht einig werden; wogegen Diejenigen, in deren Gemüth dasselbe unmittel-

bare Wohlgefallen sich verkündet, von selber in ihrem ästhetischen Urtheil einig sind.

Die weitere scharfsinnige Durchführung dieses Grundgedankens würde den meisten unserer Leser ermüdend dünken. Daher sei hier nur Einiges erwähnt, was den Freund solcher Untersuchungen zum Nachdenken auffodern kann. Momente der Entzückung, des höchsten Wohlgefallens sind ein gänzliches Vergessen des Ichs in der Anschauung eines Gegenstandes, oder kürzer, ein Zusammenlaufen der Objectivität und Subjectivität, wo das Geheimniß der Schönheit zu suchen ist. Die Definitionen der Schönheit, sie sei das durch sich selbst Gefallende, das Vollkommene, die Einheit einer Mannichfaltigkeit, haben mehr oder weniger Mängel. Am besten liese sich sagen: Die Schönheit ist das Vernunftgemäße in sinnenfälliger Form. Ist sie dieses, so muß sie von allen vernünftigen Wesen anerkannt werden, und wer sie leugnete, würde entweder seine Vernunft oder sein Wahrnehmungsvermögen leugnen. Daher kann ein Naturproduct wol ein wissenschaftliches Interesse erregen, als Mittel zum Sinnengenuß ein bedingtes Wohlgefallen einflößen, aber kein ästhetisches, wofür der äußere Gegenstand im Gemüth aufgenommen, in ein inneres Bild verwandelt sein muß. Wie aber wird das Vernunftgemäße sinnlich anschaulich? Hier liegt das Geheimnißvolle; das Schöne antwortet unmittelbar darauf nur durch sein Dasein.

Das Schönheitsgefühl ist mit dem Erhabenen verwandt, Erhabenheit ist das freudige Gefühl intellectueller Ueberlegenheit, entsteht dadurch, wenn eine Kraft mit der andern gemessen, eine Größe mit der andern verglichen wird. Was die Seele zum Bewußtwerden ihrer geistigen Ueberlegenheit bringt, ist nicht selbst erhaben, sondern großartig, auch ein Held in seinen sittlichen Thaten. Alle objective Größe ist nur der Anfangspunkt zu dem Gefühl der Erhebung. Auch das Rührende verbindet sich mit dem Schönen, besonders in der Poesie, dann das Tragische, wobei das Schöne und das Erhabene gleichsam die Pole des intellectuellen Wohlgefallens bilden. Das Angenehme ist wie das Reizende nur von unbestimmtem Charakter und einer unentschiedenen Wirkung. Das Hübsche ist ein individuell Wohlgefälliges, das Niedliche gehört dem Kleinen, das Zierliche bezeichnet eine fremde Zuthat. Das Komische ist das unschädlich Thörichte, eine Inconsequenz des Willens. Liegt die Thorheit tiefer und versteckter, so heißt es fein komisch; bei dem Tragischkomischeh dient das Komische dem Tragischen zum Contrast und erhöht so die Wirkung von diesem. Das Vergnügen am Komischen äußert sich durch Lachen, daher heißt das Komische auch das Lächerliche.

Bei der gewöhnlichen Eintheilung der Künste in tonische, plastische und mimische ist zu wenig Rücksicht auf ihre Wesenheit genommen. Sie lassen sich nach der Verschiedenheit der Materie, worin sie bilden, betrachten: ganz geistig in der Sprache, geistig materiell im Ton, materiell geistig im Licht, ganz materiell im Raum ausfüllenden Körper. Einen andern Grund der Eintheilung gibt die Erkenntnißform, also gäbe es Künste, welche im Raume, und solche, welche in der Zeit innere Anschauungen darstellen. Zwischen Baukunst und Musik wie zwischen romantischer Dichtung und Malerei, findet der Verf. Verwandtschaft und Aehnlichkeit. Zum Schlusse erinnert er: „Das Wesen der Schönheit kann wol a priori erklärt, das Schöne aber nicht erkannt werden; wir gelangen vermittelst der Vernunft zu dieser Erklärung, diese Definition der Schönheit gibt uns nicht die praktische Regel und kein objectives Princip, nach welchem etwas Schönes producirt wird, sondern dieses wird einzig und allein, wenn wir das Vernunftgemäße sinnlich wahrnehmen, wenn es in einer sinnenfälligen Erscheinung ausgeprägt, in Raum und Zeit vergegenwärtigt ist, erkannt und vom Kunstsinn producirt. Dieses Produciren des Schönen ist die Obliegenheit der Kunst und in ihr allein möglich, nicht aber die Pflicht der Philosophie, der es zukommt, die Doppelnatur der Schönheit darzuthun und getrennt die sinnliche und geistige Seite der Schönheit zu erörtern".

Hieraus folgt zugleich, wie alle ästhetische Wissenschaft nur die Begleiterin des lebendigen Schönheitsgefühls und der schaffenden Kunst sein kann und ohne deren Wirklichkeiten und Gaben nichts zu erklären und zu erörtern hätte. Darum bestimmen nicht die Philosophen, sondern die schöpferischen Geister in Poesie und in andern Kunstzweigen den Kreis der Erkenntniß des Schönen für die einzelnen Zeitalter. 10.

Notizen.

Fossile Knochenlager auf Amerikas Nordküsten.

Die von dem Capitain Beechey bei der letzten Nordpolexpedition gemachten Entdeckungen an den Küsten der Beringstraße verdienen die ganze Aufmerksamkeit der Geologen. Der Seefahrer fand daselbst in der Bai von Escholz, unter dem 60° der Breite, unfern der Beringstraße ungeheure Lager fossiler Knochen. Da die Mannschaft hier auf einem mit Rasen bedeckten Vorgebirge ein Lager aufgeschlagen hatte, so war es leicht Nachsuchungen anzustellen, wobei man denn fand, daß dieses Cap ein ungefähr 100 Fuß hoher Eisberg war, über welchen sich ein Erdlager gebreitet hatte, aus welchem jetzt die Vegetation hervorkeimte. Mit Erstaunen erblickte man hier beim Nachgraben ein ungeheures Lager von Mammuthsknochen und -Zähnen, die sämmtlich, bis auf wenige Ausnahmen, sich im völlig natürlichen Zustande befanden und von denen nur einige versteinert waren. An manchen Orten stieg bei den Ausgrabungen aus diesen Grüften noch ein animalischer Geruch empor. Durch den Prof. Jameson sind der edinburger Universität 2 große, von Capitain Beechey mitgebrachte Hauzähne überreicht worden, die vollkommen gut erhalten sind. Der kleinere ist 9 Fuß 9 Zoll lang, der andere 12 Fuß, doch ist dieser an der Spitze abgebrochen. Eine wellenförmige Spirallinie umgibt beide. Jameson nimmt an, daß die Thiere, denen diese Zähne einst gehörten, mindestens eine Höhe von 15—16 Fuß gehabt haben müssen und folglich größer als der Elefant waren.

Taschenbücher in Amerika.

Auch Nordamerika beginnt jetzt seine Taschenbücher zu haben, und es ist daselbst für dieses Jahr unter mehren andern eins unter dem Titel: „The token", zu Boston erschienen, das sich hinsichtlich seiner äußern Ausstattung, sowol in Betreff des Drucks als der Kupfer, recht wohl mit seinen Brüdern in England messen kann und, das Innere anlangend, durch Mannichfaltigkeit der Gaben in Versen und Prosa auszeichnet und einen Beweis gibt, daß die Musen jenseits des Ozeans nicht schlechter singen als diesseits.

Englische Volkssagen.

Unter dem Titel: „Traditions of Lancashire", ist zu London bei Longman eine Sammlung von Volkssagen aus der Grafschaft Lancaster in einem ansprechenden poetischen Gewande erschienen, welche der Verf., ein Herr Roby, mit interessanten Blicken auf die Lage und Veränderungen in jenen Gegenden begleitet hat. Das Ganze umfaßt 2 Bände, und bietet eine recht unterhaltende Lecture.

Theaterjournal in Italien.

Unter dem Titel: „Il censore universale dei teatri", kommt seit 1829 in Mailand eine Art allgemeiner Theaterzeitung für Italien heraus. Auswärtige Blätter rühmen die Kenntnisse, Umsicht und Unparteilichkeit der Redaction sowol als deren Correspondenten. Die Kritik soll sich in diesem Phönix von Theaterjournal durch merkwürdigen Mangel an beleidigender Persönlichkeit, durch gründliche Kenntniß der Sache und große Belesenheit und Geschliffenheit des Styls auszeichnen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 114. — 24. April 1830.

Andeutungen über Ludwig Tieck und seine neuern Novellen.

Immerhin mag man es Grübelei oder Chimäre nennen, oder wie man sonst will: den vollen Genuß poetischer Kunstwerke habe ich immer erst dann zu empfinden, dann erst sie rein in mich aufgenommen und ganz verstanden zu haben geglaubt, wenn sie mir in Beziehung auf den Dichter klar wurden, wenn ich herauszufühlen glaubte, wie sie aus seinem geistigen Leben, aus der Entwickelung und Fortbildung seines poetischen Charakters nothwendig hervorgegangen. Diese genetische Betrachtungsweise der Poesie mag nun die rechte sein oder nicht, sie hat immer den Vortheil für mich gehabt, daß ich selbst mittelmäßige und schlechte poetische Producte nicht ohne Interesse betrachtete, indem ich mir das Wesen des Autors und dessen Zusammenhang mit seinem Werke daraus zu entwickeln suchte. Bei der echten Poesie aber kann sie den Genuß nur erhöhen, denn das Schöne offenbart sich als solches schon von seiner Wurzel aus. Kein reiner intellectueller Genuß ist denkbar ohne vollständiges Bewußtsein, ohne klare Erkenntniß bis in die erste Faser des Keims, und je dunkler und unverstandener ein Gefühl ist, desto näher grenzt es an das blos irdische, reinanimalische Leben. Auch haben große Dichter dies Bedürfniß gefühlt und sind, wie Göthe, dem Wunsch der Mitwelt entgegengekommen, indem sie ihr Leben und wie sich ihre Werke daraus erzeugten, mithin sich selbst als ihr eigenstes, freiestes Kunstwerk darstellten. Die Theilnahme, mit welcher die brieflichen Mittheilungen bedeutender Schriftsteller aufgenommen werden, beweist nicht minder, daß ein solches Bedürfniß naturgemäß und wirklich vorhanden ist. So habe ich denn auch die poetische Wirksamkeit unsers Tieck, dessen hoher Werth erst wenn das Geschrei der Parteien einst verschollen ist ganz erkannt werden wird, von früher Jugend an mit aufmerksamer Liebe begleitet und gebe das Folgende nicht als Resultate gründlicher Forschung, sondern nur als Blicke und Andeutungen, wie man sie in der Conversation sich mittheilt. Was sich Tieck's poetischer Anschauung zuerst aufdrang, war die innere Werkstatt der Leidenschaften. Mit scharfem Auge faßte er ihren Gährungsprozeß im menschlichen Gemüthe auf, betrachtete ihn in seinen Metamorphosen und stellte ihn in einem wilden, lebhaften Bilde im „William Lowell" auf. Wie viele Dichter können sich eines Jugendwerkes von solcher Kraft und Gestaltung rühmen? Wer hat den innern Seelenkampf, die Dialektik und Sophistik der Begierden und Sünden so objectiv zergliedert, so keck und ergreifend hingestellt? Mit Unrecht hat man dies frühe Werk des Dichters gemisachtet und vergessen; mir scheint es nicht nur als ein Moment seiner Entwickelungsgeschichte, sondern auch an sich von hoher Bedeutung, und könnte neben vielen gepriesenen Moderomanen des In- und Auslandes, die seitdem verschlungen worden sind, mit unverdunkeltem Glanze dastehen, wenn die Deutschen ihren Reichthum kennen und genießen wollten; wenn sie nicht gewohnt wären, wie reiche Adelige ihre Güter zu vernachlässigen und in fremden Hauptstädten von geborgtem Gelde zu leben. Eine andere Geistesrichtung des Dichters zeigte sich im „Peter Lebrecht". Er faßt das Triviale des gewöhnlichen deutschen Lebens von seiner lächerlichen Seite ironisch auf und schafft durch die einfache Nachbildung des Armseligen und Nüchternen in treuherziger Naivetät ein satyrisches Bild von bester Wirkung. Einzelne Scenen aus dem gemeinen Land- und Bürgerleben bekunden den Pinsel des geborenen Menschenmalers schon in seinen frühesten Uebungen. Ob die Verbindung mit den Gebrüdern Schlegel vortheilhaft auf Tieck gewirkt habe, kann hier nicht entschieden werden. Dem Genie schlägt endlich Alles zum Vortheil aus; der Wirkung Tieck's auf seine Zeit aber hat sie gewiß geschadet. Sie stellte ihn in die Mitte einer Partei und verschloß ihm dadurch den Eingang bei einem großen Theile der literarischen Mitwelt. Der Dichter gehört nicht in das Gewühl der Schulen und Parteien; er soll sich nicht nach einer gegebenen, sondern nach einer genommenen, innerlich nothwendigen Richtung entwickeln. Wir wissen nicht, inwieweit die seinige den Impuls von jener Schule hernahm, aber Alles, was von ihr Befreundeten erschien, betrachtete man damals solidarisch als ihr Product, wobei Tieck nicht anders als verlieren konnte. Daß diese Schule durch ihre etwas burschikose Kritik zur Wegschaffung von Vorurtheilen, zur Umstürzung schlechtbe-

gründeter Renommeen und schwächlicher Ansichten, zum würdigen, verständigern Studium älterer Meisterwerke des Auslandes, zur treuern Nachbildung derselben und dadurch zur Bildung und Bereicherung der Sprache beigetragen habe, ist nicht zu leugnen. Fragt man aber, was sie zur Bereicherung der deutschen Literatur durch eigne Kunstwerke gewirkt, so kann man zur Antwort immer nur auf die damaligen Werke Tieck's hinweisen. Dieser aber war schon vorher da und würde ohne sie vielleicht auf noch eignere, unbefangnere Weise, frei vom Widerspruch gereizter Gegner und erhöht durch allgemeinere Anerkennung, gewirkt haben. Dieses dahingestellt, finden wir Tieck um diese Zeit in einer zweiten Entwickelungsperiode, wo sich in ihm die Poesie in ihrer Entzweiung mit der zeitigen Wirklichkeit, deren Unpoesie und Afterpoesie, also in der Gestalt des Kampfes offenbarte. Dieser Richtung seines Genius verdanken wir „Zerbino", den „Gestiefelten Kater", „Die verkehrte Welt", den „Kleinen Däumling" u. a., wo, in fast bis zum Eigensinn gesteigerter Freiheit der Form und mit polemisch endender Verwerfung alles Herkömmlichen und Bestehenden, die Geistesarmseligkeit und prosaische Pedanterie der damaligen literarischen Gewerksmeister in genialen Zügen mit unnachahmlicher Laune und Wahrheit lächerlich gemacht wird. Die Figuren, die er hier mit leichter Feder umrissen hat, werden für alle Zeiten als komische Masken einer zunftmäßigen Literaturbildung dastehen, und aus ihnen wird ein künftiger Geschichtschreiber deutscher Literatur die treffendsten Züge und Nachrichten schöpfen können. Während er hier das Negative der Poesie im Wege der Komik verfolgt, zeigt sich andererseits die positive Seite seines Dichtergeistes in der „Genovefa", dem „Fortunat" und „Kaiser Octavian". Den großen episch-romantischen Stoffen, die ihm hier gegeben sind, gibt er sich mit jugendlicher Liebe hin. So schön und ergreifend aber diese Werke auch sind, so zeugt doch die Gestaltung derselben mehr von der Tiefe und Fülle seiner Begeisterung, von der Richtigkeit und Reinheit seines Gefühls und von seiner Gewandtheit in der Behandlung des Verses und der Sprache als von einer sichern Herrschaft über die Form. Es offenbart sich darin mehr die Wirkung des Stoffes auf den Dichter, als die seinige auf den Stoff, weshalb er die Gestalten denn auch dramatisch, sowie sie vor seinem geistigen Auge sich bewegten, wieder hinstellt. Die Grundsätze der neuen Schule begünstigten eine unbeschränkte Freiheit der Form, welcher der jugendliche Dichtergenius so gern sich hingibt. Das Element des Dichters ist nun zwar allerdings die Freiheit, allein, diese selbst ist nichts Anderes als das Erkennen der Nothwendigkeit, und vornehmlich der dramatische Dichter muß seine Freiheit selbst beschränken und mit den Foderungen des Zeitgeistes zu vereinigen wissen. Er ist gleichsam ein constitutioneller Dichterkönig, der vorschlagen und leiten, doch nicht nach eigner Willkür herrschen kann. Während der lyrische und der epische Dichter ihre Leser bei sich erwarten, um sie mit ihren Gaben zu erfreuen, muß der dramatische die seinigen in den Schauspielsaal bringen, wo er die Zuschauer schon versammelt findet. Gesetze und Bedingungen sind gegeben, und nur so weit, als er diese erfüllt, darf er Gehör und Beifall erwarten. An dieser Beschränkung sind die begabtesten Genien gescheitert, und Tieck's freier Dichterflug hat es nicht vermocht, sich ihr zu fügen. Dagegen hat er sich in der lyrischen und epischen Form unvergängliche Kränze errungen. Von seiner lyrischen Muse spreche ich hier nicht; sie hat ihn auf allen Wegen seines Lebens wie eine innere Musik begleitet, und was er in diesen Tönen sang, war mir immer, als wäre es nur der natürliche, kunstlose Laut seiner eignen Seelenstimme. In seinen epischen Erzeugnissen aber, in seinen Novellen (denn Roman und Novelle sind nun einmal das Epos des modernen Zeitalters) tritt seine dichterische Erfindungs- und Bildungskraft, tritt seine Kunst am deutlichsten hervor, und dies ist die Region, in der wenige Deutsche ihm nahe kommen, vielleicht nur einer ihm gleichzustellen ist. Schon in den frühern Novellen, deren Stoff aus der romantischen Sagenwelt entnommen ist, der „Melusina", dem „Getreuen Eckhart", dem „Blonden Ekbert" u. a., die noch in die soeben angedeutete Periode fallen, entwickelte er eine so eigenthümliche Kunst, so tiefen Sinn und reizende Anmuth, daß sie allgemeine Anerkennung finden und auch die erklärtesten Widersacher der neuen Schule sie von der allgemeinen Verdammniß lossprechen mußten.

(Der Beschluß folgt.)

Les Bagnes de Rochefort, par M. *Maurice Alhoy*. Erster Band. Paris, 1829. *)

Seit einigen Jahren kann man in Frankreich von einem neuen Zweig der Literatur sprechen, einer Literatur, die, so lange sie neu und modisch ist, ihre Anhänger und Freunde findet wie jede andere. Ich meine die Bagnoliteratur. Nicht blos die, welche in zahlreichen Memoiren, Melodramen und Vaudevillen die scheußlichen, empörenden und jammervollen Scenen des Lebens im Bagno darstellt und ausmalt, sondern auch die würdigere, welche zur nähern Kenntniß und Verbesserung dieser fürchterlichen Anstalten dient und den Franzosen zeigt, daß mitten in ihrem civilisirten Lande der unglückliche Verbrecher auf eine empörende Weise behandelt wird, die es ihm ganz unmöglich macht, je wieder in die menschliche Gesellschaft zurückzukehren, wäre er auch in seiner Strafzeit rein und vorwurfsfrei geworden.

Wer zum erstenmal eins der Galeerenhäuser in den Kriegshäfen Frankreichs besucht, wird lebhaft an jene Stelle Virgil's erinnert, worin der Dichter den Tartarus malt. Es ist nicht zu leugnen, sie haben in Deutschland nichts Aehnliches, selbst nicht in ihren schlechtesten Zuchthäusern, von denen mir einige bekannt sind. Preußen, Oestreich und Baiern aber können in dieser Beziehung Frankreich zum Muster dienen. Die phantastischste Imagination findet hier ihre Bilder übertroffen; den kühnsten und entschlossensten Bösewicht packt Angst und Niedergeschlagenheit, wenn er in diese stinkenden Behälter tritt, wo 600 rothgekleidete, häßliche und

*) Mit dem Motto aus Virgil's „Aeneis":
Hinc exaudiri gemitus, et saeva sonare
Verbera, tum stridor ferri tractaeque catenae.

schmuzige Verbrecher, mit geschorenem Kopf, immer 2 und 2 an einander und an ein langes hölzernes Feldbett gekettet sind, bis sie die mit Waffen und Peitschen versehenen Wächter wie lasttragende oder wilde Thiere zur anstrengenden Arbeit treiben.

Es ist wol nicht nöthig, hier zu wiederholen, was so viele publicistische Schriftsteller sonnenklar entwickelt haben, daß eine so unmenschliche Bestrafung keine andere Folge herbeiführen kann, als den Schuldigen moralisch auf das Tiefste zu erniedrigen und für alles Bessere stumpf zu machen, sein Gemüth an Grausamkeit zu gewöhnen und in ihm neue Keime des Verbrechens zu entwickeln, die bei der nächsten Gelegenheit in Kraft und Wirkung treten werden. Daher ist auch in Frankreich die Zahl der durch freigelassene Züchtlinge begangenen Verbrechen und Unthaten so groß. Das Gesetz trifft und straft diese Unglücklichen im Namen der bürgerlichen Gesellschaft, sie erleiden jahrelang diese Strafe, dann aber werden sie aus dem Bagno entlassen, bleiben jedoch von dem menschlichen Verein ausgestoßen und aller seiner Rechte verlustig, auch nach der nun ausgestandenen langen Sklaverei bleibt ihnen das Brandmal auf dem Rücken, und Jedermann scheut sich vor ihnen wie vor Pestkranken. Hiernach ist es gewiß nicht zu verwundern, wenn sie, in offenem Kriegszustand mit dem Gesetz und der bürgerlichen Gesellschaft, nach ihrer Entlassung aus dem Bagno zu den furchtbarsten Verbrechen wie zu Repressalien schreiten.

Die Galeerenstrafe oder die Strafe des Bagno ist ein Ueberbleibsel aus den Jahrhunderten der Unwissenheit und Rohheit, und man kann ihr nachsagen, daß sie so unverständig als gehässig ist. Denkt man an ihren Ursprung, so überzeugt man sich, daß, bestünde sie nicht, Niemand wagen würde, sie jetzt in Vorschlag zu bringen. In der Zeit, wo man sich großer Ruderschiffe bediente, mußte man Ruderer oder Galeerenknechte haben. Darum wurden Verbrecher an die Ruderbänke gekettet, und sie mußten da die Schiffe fortbewegen wie heutzutage der Wind die Segel und der Dampf. Es ist ganz begreiflich, daß im Mittelalter Menschen zu dieser Arbeit gebraucht wurden; es läßt sich auch leicht einsehen, daß eine solche Schiffsmannschaft von 150—200 Ruderern mit Ketten festgehalten und mit Peitschen angetrieben werden mußten, wenn die Galeeren im Kampf begriffen und dabei schnelle Bewegungen und Wendungen nöthig waren. Jetzt gibt es keine Schifffahrt mit großen Ruderfahrzeugen mehr. Dessenungeachtet haben wir noch Galeerensklaven, Ketten, Stöcke, Peitschen, Ober- und Untergaleerenknechte u. s. w. Namen und Einrichtung sind in dieser Beziehung ganz so geblieben wie in dem mittelalterlichen Seewesen. Nun heißt es zwar: die Verbrecher werden zu Arbeiten in den Kriegshäfen gebraucht; man muß aber dabei nicht übersehen, daß ihre Arbeit nicht das Drittheil eines Arbeiters in Freiheit beträgt, weil die Kette, womit immer 2 und 2 mit einander verbunden sind, die freie Entwickelung ihrer Kraft hindert, und weil eben wegen dieser Zusammenkettung 2 Männer gebraucht werden müssen, wo sonst ein Einziger hinreichte. Dies genügt, um darzuthun, daß das heutige System unserer Zwangsarbeit so unverständig als barbarisch ist.

Oft und mit den trefflichsten Gründen ist auf Abschaffung des Bagno gedrungen worden, bisher aber immer umsonst. Es ist auch schwer, dem Uebelstand abzuhelfen, so lange die so unverständige und blutige peinliche Gesetzgebung aus der Kaiserzeit herrscht. Hoffen wir, daß endlich einmal ein Justizminister und Siegelbewahrer eine Ehre darin sucht, daß eine der schönsten Verbesserungen und Schöpfungen der Civilisation an seinen Namen geknüpft ist. Bisher geizte Keiner nach dieser Ehre, und es wurde immer das Herkommen als Grund für das Fortbestehen des Bagno angeführt. Nur der vorige Marineminister, Hyde de Neuville, unternahm es, in ihrer innern Einrichtung eine Verbesserung vorzunehmen, indem er die Züchtlinge nach Maßgabe ihrer Schuld und Strafe in Classen theilte, was früher nicht der Fall war. Seitdem lebt doch der junge Mensch, der ein Vergehen aus Eifersucht beging, nicht mehr mit dem alten Straßenräuber und Mörder, voll Laster, zusammen, der hier sein Leben zuzubringen hat, oder durchbricht, um neue scheußliche Verbrechen zu begehen. Welcher Unsinn, welche Grausamkeit, die Strafe der Zwangsarbeit im Bagno nicht nur schweren Verbrechern auf Lebenszeit, sondern auch Andern auf einige Jahre zuzuerkennen! Aus dieser unverständig angeordneten Gemeinschaft entstehen die traurigsten Folgen für Letztere. Denn wenn auch das Gesetz eines solchen Strafzeit beschränkt, so hat sie doch für sein ganzes übriges Leben keine Grenzen, die Infamie haftet für immer an ihm, möge auch sein künftiger Wandel noch so rein und makellos sein. Die öffentliche Meinung in ganz Frankreich ist nun einmal heftig gegen Galeerenstrafe und gegen Die eingenommen, welche sie trifft, und es ist umsonst, der Menge über den Unterschied zwischen dieser Strafe auf Lebenszeit und auf einige Jahre vorzureden. Sie sieht nichts als die Greuel des Bagno und hat Recht, und ein Uebelthäter, der nur ein Jahr in dieser Hölle gewesen, scheint ihr ebenso verworfen wie der, welcher sein ganzes Leben darin zuzubringen hat. Ganz anders ist man gegen Diejenigen gesinnt, die 10—15 Jahre Gefängniß ausgestanden haben. Sie werden mit Milde und Nachsicht aufgenommen, und man sucht ihnen ihr neues Leben zu erleichtern. Aus alle dem geht hervor, daß das Gesetz größtentheils an der öffentlichen Meinung und an den wiederholten Verbrechen der Galeerenzüchtlinge Schuld ist. Es muß geändert werden, und nicht blos die innere Einrichtung der Bagnen.

Gewiß hat die Verurtheilung zu öffentlichen, dem Gemeinwesen nützlichen Zwangsarbeiten an sich nichts Tadelnswürdiges, und es ist gar nicht abzusehen, warum sie die Menschen moralisch verderben soll. Die schweren Dienste beim Seewesen, das Hanfspinnen zu Schiffstauen, das Erlernen des Segelwesens, das Herbeischaffen des zum Schiffsbau nöthigen Holzes u. s. w. sind lauter Arbeiten, welche die menschliche Natur nicht erniedrigen; denn dieselben Arbeiten werden täglich von freien Arbeitern verrichtet. Indem man sie nun Verbrechern aufträgt, erhebt man diese gleichsam zum Rang fleißiger Arbeiter. Aber die Ketten, die Peitsche, der Stock, die Bastonnade, die Gewohnheit, jede Klage, jeden Ausdruck des Schmerzes für Empörung zu erklären, das Zusammenschmieden der Verbrecher, ihre Ankettung ans Bett, das Verbot, in den Ruhestunden ihre Kleider abzulegen, die Hammerschläge, womit die Ketten des Züchtlings untersucht werden, selbst wenn er schläft und von seiner Anstrengung ausruht, die brutale Wildheit der Schiurmen oder Wächter, die drohenden Laster der alten Verbrecher, die Nachsicht der Schiurmen gegen sie und hundert andere Qualen, die sich stündlich erneuern — Alles dies zusammengenommen bringt die Galeerenzüchtlinge zur Verzweifelung und erregt eine stille Wuth in ihnen, die bei ihrer Entlassung aus dem Bagno gewöhnlich furchtbar und unaufhaltsam hervorbricht. Wäre die Arbeit nicht ein mächtiges moralisches Hülfsmittel zur Besserung der Verbrecher, so möchte ich ihr die gezwungene Einsamkeit, das Confinement solitary der Engländer und Nordamerikaner als Strafe weit vorziehen. Es darf dagegen nicht angeführt werden, daß durch das Aufhören der Bagnen die Hafen- und Marinearbeiten sehr leiden würden. Denn nicht nur die öffentliche Moral fodert ihre Abschaffung, sondern auch das Interesse des Marinewesens selbst. Das Beispiel, der Anblick dieser Strafe hat keinerlei Einfluß auf die Bewohner der Seehäfen; denn sie sind daran gewöhnt. Im Innern des Landes aber machen Zwangsarbeiten einen weit größern Eindruck. Uebrigens ist die große Zahl dieser Leute ein Hauptgrund ihres moralischen Verderbens; ja, ihre unvermeidliche Berührung mit den freien Arbeitern in den Häfen und Schiffs-

werften, hat auch auf diese einen sehr nachtheiligen Einfluß. Da die Galeerenzüchtlinge außerhalb des Bagno im Freien arbeiten, so werden dadurch zahlreiche Wächter nothwendig, die das Marineministerium bezahlen muß. Sie können überdies nur zu groben Arbeiten verwendet werden. Dazu aber wäre es wohlfeiler, Tagelöhner zu nehmen, da diese bei ihren freien Bewegungen 3 Mal mehr arbeiten als die Bagnozüchtlinge. Der ganze Betrag ihrer Arbeit erreicht nicht den achten Theil der sämmtlichen Bagnokosten.

Die Hospitäler dienen zur Heilung physischer Uebel und Krankheiten. Gefängnisse müssen als moralische Hospitäler betrachtet werden, und alles Streben muß fast religiös dahin gehen, ihre Gebrechen zu heilen und die Unglücklichen geheilt der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben. Nun sind aber die Bagnos in einem so scheußlichen und verworfenen Zustand, daß ein Mensch, der nur einige Zeit dort aushalten soll, nicht allein nicht genesen und moralisch besser werden, sondern auch kein tieferes Versinken in Lastern nicht hindern kann. Das heißt mit andern Worten, einen Fieberkranken in ein Pesthospital werfen und ihm zurufen: werde gesund! Durch ein Wunder kann er freilich der Ansteckung entgehen; das Gesetz hat aber Alles gethan, um ihn moralisch und physisch sterben zu lassen.

17.

Carlo Goldoni, Carlo Gozzi, Alberto Nota und Giov. Giraud.

Dies sind die Namen von 4 italienischen Bühnendichtern; sie sind zwar von ungleichem Werthe, aber keiner ist ohne Werth. Des Erstgenannten Werke sind neuerlich wieder zu Lucca in 33 Bänden erschienen, unter dem Titel: „Opere teatrali e memorie per servir alla vita di C. G.“; des Zweiten „Opere“ zu Venedig in 10 Octavbänden; die „Commedie dell' avvocato Alberto Nota“ füllen 5 Bände (Florenz), und des Letztgenannten ebenfalls zu Florenz erschienene „Commedie“ nehmen 6 Bände ein. Goldoni und Gozzi sind im Auslande ziemlich bekannt und wir wollen daher hier nur einige Worte über Nota und Giraud sagen.

Alberto Nota gehört unserer Zeit an. Seine dramatischen Compositionen sind mit vielem Beifalle vom Publicum aufgenommen worden. Seine Personen sind weniger unzart und minder schwankend in Wort und Handlung als die, welche früherhin auf die Bühne geführt wurden; seine Diction ist regelrichtiger als die Goldoni's und Giraud's, doch stehen diese Beiden durch Lebhaftigkeit, Witz, muntere Laune und leichte Anmuth weit über ihm. Er ist zierlicher in seinen Dialogen als Jene; doch ist diese Zierlichkeit zu gesucht, um erquickend zu sein. Seine sprechenden Personen, mit denen aus dem wirklichen Leben verglichen, sind Menuettentänzern gleich; während andere in minder steifen Wendungen sich bewegen. Ebenso steht er hinsichtlich der Erfindung, der Charakterzeichnung und der vis comica tief unter Goldoni. Viele seiner Stücke verlieren auch, wenn man sie im Lichte der Moral betrachtet; namentlich ist dies der Fall mit seinem „Il filosofo celebe“, dessen Sujet er aus des Spaniers Moratin „El si de las niñas“ nahm. Dieselbe Bemerkung läßt sich bei seinem „Vero amico“ machen, bei welchem sich überdies leicht beweisen läßt, wie sehr er Goldoni benutzt habe.

Was Giraud anbelangt, so ist auch er in Goldoni's Schule gebildet und gehört wie Nota zu den noch lebenden Bühnendichtern. Er hat eine große Anzahl von Stücken geschrieben, in denen Neuheit der Erfindung und gute Charakterzeichnung zu loben ist. Er ist geistreich, aber kein Genie. Seine Charaktere überraschen zuweilen durch schlagende Züge; aber keiner dieser Züge ist von der Art, daß man sagen könnte, sie seien der Aufmerksamkeit anderer Menschenkenner entgangen. In seinen Arbeiten erkennen wir die Menschen mehr durch die Quantität als durch die Qualität ihrer Worte und Handlungen; er hat eine richtige, aber nicht tiefeindringende Menschenkenntniß; er hat nicht Goldoni's Meisterhand, welche die tiefsten Geheimnisse des Menschenherzens leicht hervorzieht. Die ängstliche Bemühung, sorgfältig berechnete Bewegungen, Worte und Handlungen darzustellen, macht ihn affectirt und stört die Illusion. Ueberdies hat er den vielen andern Dramatikern eigenthümlichen Fehler, alle Kraft und Sorgfalt auf den Hauptcharakter zu wenden und die übrigen zu vernachlässigen. Seine Dialoge, denen es nicht an Witz und Lebhaftigkeit fehlt, sind anständiger und feiner als die Dialogen Goldoni's; aber sie sind voll toscanischer Provinzialwörter. Zu seinen besten Stücken gehören „Don Desiderio disperato per eccesso di buon cuore“ und „L'ajo nell imbarazzo“, welches auch ins Französische übersetzt ist.

5.

Neuere, vielleicht neueste Handschriftenschändung.

Hr. Zacharias Konrad von Uffenbach hat auf seinen Reisen durch Niedersachsen, Holland und England und in deren Beschreibung über die Verstümmelungen geklagt, welche an Bücherhandschriften, bald aus Geringschätzung derselben als solcher, bald aus Aerger über anzügliche bildliche Darstellungen in den Verzierungen, bald auch aus besonderer Liebhaberei und aus Gewinnsucht verübt worden sind. Lebte und reiste der alte Herr noch, so könnte er bei uns nicht nur Schicksalsgenossen des A. Gellius Codex, welchen er in der Pembrockscollegebibliothek 1710 gesehen, und woraus ein loser Vogel alle goldene Initialbuchstaben geschnitten („Merkw. Reisen“, III, 59), sondern auch eine nicht unbedeutende Anfangsbuchstaben-Sammlung finden, bei deren Anblick er sich schwerlich einer Ausrufung, ähnlich dem über einen aus Gewinnsucht handschriftschänderischen Bibliothekar des Vaticans von sich gegebenen: Abeat ad malam crucem talis bibliothecarius! (a. a. O. 60) würde enthalten haben. Fragte er nach Zeit und Grund der Entstehung oder Vermehrung dieser Sammlung, so würde er hören, daß eine oder die andere in die von uns erlebte Zeit der Auflösung der Stifts- und Klosterbibliotheken (1803 fg.) falle, und daß ein Sammelgeist, welchem das Horazische: „Est modus in rebus etc.“, und selbst ein besonderes Absehen, z. B. auf Folgen kleiner Kunstdenkmäler zur Zeit- und Sittenkunde oder zur Kunde verzierter Schriftcharaktere aus verschiedenen Jahrhunderten und Sprachen, fremd gewesen ist, die ausschneidende Hand dabei geführt habe, bis ihr durch ein amtliches Veto Einhalt geschehen sei. Der Name des bereits verstorbenen Kunstsammlers würde ihm nicht verschwiegen werden können.

Würzburg. Goldmayer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 115. —— 25. April 1830.

Andeutungen über Ludwig Tieck und seine neuern Novellen.

(Beschluß aus Nr. 114.)

Einige andere im „Phantasus" aufbewahrte Novellen bilden gleichsam den Uebergang zu der Kunstweise, welcher Tieck sich etwa seit 10 Jahren zugewandt hat. In dieser letztern Periode nun zeigt sich der Dichter in der vollen Kraft und Gewandtheit seines Genius, er ist Herr geworden über seine Stoffe und behandelt sie mit der Sicherheit und Ruhe der zur unbedingten Freiheit erhobenen Meisterschaft. Seine Novellen aus dieser Zeit sind echte classische Kunstwerke, und wenn dem Mitlebenden in Sachen der Kunst eine Prophezeihung erlaubt wäre, so würde ich behaupten, daß sie auch den kommenden Zeiten als solche gelten werden. Hier gibt der gereifte Dichter die reiche Ernte einer lange fortgesetzten, ernsten Beobachtung der Welt und des Lebens im heitersten Gewande und in den mannichfaltigsten Formen. Die Philosophie erscheint als Poesie, und tiefe Lebensweisheit nimmt die Gestalt der leichtesten Erzählung an; der Dichter ist nicht mehr, wie er es früher war, Organ der Poesie, sondern sie ist das seinige geworden. So schwebt er über der Zeit, aus ihr entnimmt er seinen Stoff, ordnet, belebt ihn und verwandelt die flüchtige Wirklichkeit in festes, poetisches Leben. Hierin nun ist sein Verfahren dem Göthe'schen entgegengesetzt, da dieser Meister die Gestalten zuerst in seiner Phantasie erschafft und dann zur lebendigen Wirklichkeit hinüberführt. Jede der zu dieser Reihe gehörenden Tieck'schen Novellen ist ein magisches Spiegelbild aus unserm heutigen geselligen Leben in seinen tiefsten Beziehungen. Die Gesinnungen und Ansichten, die Denk- und Gefühlsweise der Zeitgenossen über bestimmte Regionen der Sittlichkeit, Religion und Kunst, wie sie in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft walten und sich in mannichfachen Richtungen kundgeben, werden dargestellt. Als Repräsentanten derselben treten seine Personen auf, nicht so jedoch, daß diese nur leere Schattenbilder der Abstraction oder personificirte Denkarten wären, vielmehr sind sie wahrhafte Charaktere, an deren wirkliches Leben der Leser zu glauben gezwungen wird, und überall wird es klar, wie die ausgesprochenen Ansichten und Gesinnungen aus ihrer Natur hervorgehen. Das Ganze wird zusammengehalten durch eine oft sehr einfache, doch stets originelle Fabel, verklärt durch den Zauber des anmuthigsten Styls, der so leicht und luftig scheint und doch so kunstvoll ist, und belebt durch heitere Laune und glänzenden Witz. So ist nun in den „Gemälden" die Malerei Gegenstand der Novelle. Die verschiedenen Bestrebungen, Irrthümer und Ansichten der Künstler, Kenner, Liebhaber und Sammler, ihre Neigungen, Leidenschaften, Kunstgriffe, ihre Freuden und Leiden, Alles, was ihr Leben ausfüllt, wird in dem klaren Bilde poetisch vorgestellt. Wir sehen den alten, gewandten, schalkhaften und lebensklugen Practicus im Gegensatz mit dem jungen überschwenglichen, deutschfrommen und ungeschickten Kunstjünger, den reichen Kunsthändler, den verbissenen Sammler, den fürstlichen Kunstliebhaber und den kunstverachtenden Millionnair in vielfachen Beziehungen und Verhältnissen einander gegenübergestellt und zur Anknüpfung und Lösung der anmuthigen Fabel thätig, die sich in ruhiger Harmonie allmälig entfaltet und mit einer trefflichen Episode über den Genuß und die Wirkungen des Weins geschmückt ist. In der „Verlobung" ist die Denkweise der Zeit über Religion und das Unwesen, das mit der affectirten Frömmigkeit leider jetzt schon in einem höhern Grade als zur Zeit, da diese Novelle erschien, getrieben wird, in einem lebendigen Bilde abgespiegelt. Auch hier zeigt es sich deutlich, daß bei Tieck die klare innere Ueberzeugung, die vollkommene Durchdringung der Idee in die Stelle der frühern, mehr im Gefühl gegründeten Auffassung getreten ist. In den „Reisenden" erscheint der Wahnsinn mehr in seinen verschiedenartigen äußern Erscheinungen als in Beziehung auf seinen innern Ursprung aufgefaßt. Doch wird auch dieser im Vorübergehen berührt und namentlich der leise Uebergang aus dem Zustande des freien vernunftmäßigen Denkens in den des willenlosen Gedankenstrudels mit Geschick und Wahrheit gezeigt, und erscheint als ein unwiderstehliches Gelüste, den Geist von den festen Denkregeln und der Nothwendigkeit der objectiven Anschauung zu befreien, ein Gelüste, dem reizbare und weichliche Gemüther aus Weichlichkeit und Mangel an Willenskraft nachgeben und so stufenweise in den Abgrund des Wahn-

sinns verlockt werden. Dem bunten und durch die Verschränkung mehrer Fabeln etwas verworrenen Bilde fehlt es zwar nicht an Interesse, doch ist dieses zu sehr vereinzelt und der Gegenstand selbst von der Art, daß man einige Scheu empfindet, sich dem darin herrschenden Humor ganz unbefangen hinzugeben. Die Wirkung des Ganzen ist daher weniger rein und ergreifend als in den übrigen Tieck'schen Novellen, wiewol man im Einzelnen die Hand des Meisters zu erkennen wol genöthigt ist. In dem „Alten vom Berge" ist die sittliche Gewalt des irdischen Reichthums auf Menschen von verschiedenen Classen und Charakteren, wie er ihnen bald Mittel, bald Zweck wird, sie gleichsam dämonisch umgestaltet und beherrscht und wechselnd sie erniedrigt und erhebt, in einer sinnreichen Erzählung vortrefflich dargestellt. „Die Gesellschaft auf dem Lande" gibt uns ein durchaus eigenthümliches Bild preußischen Landlebens. Der innere Geist, der die durch den weiten Raum deutscher Länder und Volksstämme verbreiteten Preußen zu einem besondern Volke macht und fest zusammenhält, ist mit so viel Geist und Tiefe und zugleich so belustigend wol niemals dargestellt worden, und wer vermöchte dies wie Tieck! Auch wie sich dieser Geist in den verschiedenen Ständen verhält und heraustritt, ist in meisterhafter Entwickelung der Charaktere hervorgehoben. *) Dagegen zeigt sich in dem „Gelehrten" das wissenschaftliche Leben, wie es sich in der wunderlichen Isolirung gestaltet, die in Deutschland so gewöhnlich ist. Sein Verhältniß zum Familienleben und wie es in diesem seine nothwendige Ergänzung finden muß, ist mit einer ruhigen Anmuth und Klarheit gezeichnet, die den durch die Kunst der Darstellung wie magisch festgehaltenen Leser vollkommen befriedigt entläßt. Das neueste Geschenk, womit uns Tieck in dieser Gattung erfreut hat, ist die in der „Urania" für 1830 abgedruckte Novelle: „Das Zauberschloß". Wie oft ist der Zerstreute schon der Gegenstand poetischer Schilderung gewesen, und wie ist doch Freimund unter der Hand des Meisters zu einer so neuen eigenthümlichen Gestalt geworden. Nicht blos einzelne komische Züge sind es, die uns hier ergötzen, sondern es ist gleichsam der Witz der Zerstreuung, der einen sonst tüchtigen Mann und seinen Familienkreis in die wunderlichsten Irrsale verwickelt, die nur durch die dreiste, heitere Thatkraft des Generals wieder gelöst werden. Jeder Auftretende hat sein eignes lebenswahres Gepräge, und während wir sie alle als längst bekannte und vertraute Personen begrüßen möchten, müssen wir sie dennoch wie Portraits eines genialen Meisters, als seine Werke, als solche erkennen, die durch ihn aus der Wirklichkeit in die Poesie hinübergeführt und dadurch erst poetisch geschaffen sind. Wer wollte nicht schwören, den mürrischen Schwieger, den humoristischen Mansfeld, die lg-zutrauliche Dichterin schon gekannt zu haben, so stimmt und lebendig stehen sie vor uns, während wir den Nebelgestalten anderer Novellenschreiber entweder gar keinen oder nach Belieben tausend verschiedene Menschen unterlegen können. Hier ist nun die Art, wie in unsern Tagen Spuk- und Zauber-, die Schicksals- und Geisterwelt in modischer Weise gedacht und empfunden wird, mit Ironie und Laune eingewebt, und das Ganze mit so viel Witz und einer komischen Kraft durchgeführt, die uns nicht aus dem Lachen kommen läßt. Die Fabel selbst scheint auf der lockersten Grundlage gewöhnlicher Romanenverhältnisse mit beinahe muthwilliger Willkür angelegt und ist dennoch so künstlich und eigen verknüpft, daß wir über der Genialität der Erfindung die Unwahrscheinlichkeit gänzlich vergessen und uns mit dem leisesten Schimmer der Möglichkeit gern zufriedenstellen lassen. Die eingelegte Novelle beruht auf der Darstellung einer durch isolirte Ausbildung einer Seite des weiblichen Charakters zum Sonderling gewordenen Engländerin und ist um so pikanter, je mehr man in einer so wunderlich abnorm erscheinenden Persönlichkeit die innere Wahrheit doch erkennen muß.

Einer unserer vielgelesenen und gepriesenen Schriftsteller behauptet, wir Deutsche könnten keine Romane haben, weil uns nichts Merkwürdiges begegne; weil wir nie den Stand verlassen, in welchem die Wiege unserer Aeltern gestanden; weil wir kein Klima, keine Volksgeselligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Herd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt — und was weiß ich Alles nicht hätten, kurz, weil wir zu klein wären, um Großes zu erleben und darzustellen. Als Beispiel hält er uns, nachdem er Walter Scott zuvörderst paradiren lassen, die breiten Romane von Cooper triumphirend entgegen und will uns damit beschämen, daß selbst die Amerikaner, ein noch so junges Volk, es in dieser Kunst uns schon zuvorgethan hätten. Für Denjenigen, der Tieck gelesen hat, bedarf dieser confuse Tadel weiter keiner Widerlegung. Als Bilder unsers geselligen Zustandes haben seine Novellen einen der Hauptvorzüge der Werke Walter Scott's, und als Dichter steht er unendlich höher als dieser, denn er schafft, wo dieser copirt.

Auf einzelne Schönheiten dieser Werke aufmerksam zu machen, wäre bei der Fülle derselben leicht, wenn der Raum es gestattete; doch kann ich der Versuchung nicht widerstehen, folgendes so wahre als tiefe Wort über den Adel hier auszuheben. „Es bleibt aber immer eine merkwürdige Anstalt um diesen Adel. Ein ganzes großes Institut, unzählige Menschen, die an einer firen Idee leiden, und die doch eben nicht gefährlich werden oder in das eigentliche Rasen verfallen, weil die Gesunden so halb und halb in ihre Ideen einzugehen scheinen, ja, sich zuweilen Dieser und Jener mit freiem Entschlusse in die nämliche Anstalt aufnehmen läßt". Auf jeder Seite begegnet man solchen Zügen, einem glänzenden Witz, einer feinen Bemerkung, einer kunstreichen Wendung, einer lebendigen Schilderung, und

*) Die hier erwähnten 2 Novellen: „Der Alte vom Berge" und „Die Gesellschaft auf dem Lande", bilden den 5. Band von Tieck's Novellen. (Breslau, Max. 1828. 8. 2 Thlr. 8 Gr.) D. Red.

diese Fülle der Schönheiten lebt in einem harmonischen Ganzen. Ja, wahrlich, wir haben Dichter, aber leider auch Patrioten, die uns mit einem Cooper beschämen wollen. 87.

---

1. Taschenbuch für Reisende, von den Quellen des Rheins bis Mainz, von Aloys Schreiber. Nebst einer ausführlichen Beschreibung des Elsasses, von J. F. Aufschlager. Mit einer Karte. Heidelberg, Engelmann. 1828. 16. 2 Thlr. 12 Gr.
2. Vorzeit und Gegenwart auf der Bergstraße, dem Neckar, und im Odenwalde, von A. L. Grimm. Erinnerungsblätter für Freunde dieser Gegenden. Mit 36 Kupfertafeln. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Darmstadt, Leske. 1829. 12. 2 Thlr. 8 Gr.

Beide Schriften eignen sich zu einer gemeinschaftlichen Anzeige; sie berühren einen und denselben Gegenstand, und ergänzen einander durch ihre Beilagen; beide gehen auf den historischen Gesichtspunkt zurück, stehen auf der höhern Stufe, die unsere Zeit von topographischer Schilderung mit Recht fodert, und geben das lebendigste Bild des schönsten Theils unsers Vaterlandes.

Nr. 1 führt uns zuerst zu den, mit geheimem Grausen umgebenen, hoch über den Wolken lagernden Quellen des Rheins, der 12,000 Flüsse und Bäche in sich aufnehmen soll, bis er, nach einem Lauf von 400 Stunden, im Sande verrinnt.

Diese ganze Schilderung ist durchaus meisterhaft, dabei im höchsten Grade anschaulich und gewinnt an Interesse, wenn wir sehen, wie eben diese von der Natur angedeuteten Völkerscheiden zum Verbindungspunkt des lebhaftesten Verkehrs umgeschaffen worden. 25,000 Saumrosse beladen diese Straßenzüge, kühne und fleißige Menschen wohnen gedrängt auf Höhen, wo der Adler horstet. Napoleon's Riesenwerke und die der unbekannten Altvordern stehen nicht mehr allein; Oestreich, Sardinien, die freie Schweiz wetteifern Aehnliches, wenn nicht Größeres zu schaffen, überall werden Felsen durchbohrt, Abgründe durch Brücken verbunden. Wahrlich der Mensch ist groß in seinen Werken und um so größer, wenn sie würdigem Zwecke geweiht sind. Wie kleinlich erscheinen jene Denkmale der Eitelkeit, von den Sklavenhänden unterjochter Völker erbaut, Aegyptens Pyramiden, gegen Das, was unsere Zeit in wenig Decennien geschaffen hat und der Nachwelt hinterläßt.

Wir steigen nun mit dem Verf. die nördliche Abdachung hinab, durch das alte, handelsberühmte Chur, über die prächtigen neuen Straßen Graubündtens, über Chiavenna, Feldkirch, Bregenz, an den herrlichen Bodensee, nach Konstanz, das, als sollte Huß's Asche gesühnt werden, nun eine evangelische Kirche hegt, und nach Schaffhausen.

Ueberall finden wir die anziehendsten Natur- und Kunstschilderungen, neben statistischen und geschichtlichen Notizen; auch die Benennung der besten Gasthöfe dient dem Vortheil des Reisenden.

Auf gleiche Weise begleitet uns der Verf. in fernern Abschnitten von Schaffhausen nach Basel, Freiburg, Strasburg; in das Kinzigthal und bis an die Donau; ferner in das romantische Renchthal, auf den Kniebis; nach Baden und in das liebliche Murgthal, endlich nach Manheim, Heidelberg bis Frankfurt.

Auf diesem letzten Abschnitt treffen wir mit Nr. 2 zusammen.

Es war nur lobenswerth, daß Hr. Hofrath Schreiber die, großentheils sehr gut gerathenen, auch noch, mit geringer Ausnahme, wohl erhaltenen Kupfer der frühern Jahrgänge des „Rheinischen Taschenbuchs“, nebst deren Beschreibungen hier zusammengestellt hat. Gewiß, wer dies Paradies Deutschlands nicht selbst gesehen hat, muß sich dahin gezogen fühlen, und wer es sah, Den werden wie Ref. die süßesten Erinnerungen beglücken. Die Bergstraße, mit vollem Recht die Pfaffenstraße genannt, der schon der alte Zeiler nachrühmte, „sie sei gleichsam ein Obstgarten, darin oben das Gebirg, voll stattliches Holz, voll Vögeln, Schnabelweide; bald darunter, an den Bergen, auserlesener Weinwachs, und besser hinab, die schönsten Obstgärten; in den Gründen, die vielen Krebsgründeln und Forellenbächlein, auch andere Fische; in den Thälern, eine herrliche Viehweide und Zucht; ganz aber darunter auf der Ebene, zu beiden Seiten, ein auserlesenes Fruchtland und Wald, darin auch sehr viel Schwarz- und Rothwildpret, dazu gesund und frisch Wasser und Luft, und zwischen diesem allen, mitten hindurch, die Landstraße nach Frankfurt“.

Berge und Burgen predigen hier die große Vergangenheit, wir armen Norddeutschen aber wühlen und kratzen in unsern Sandhügeln umher, und wenn wir einen alten Topf gefunden haben, rufen wir „Holla!“ bilden ihn ab in Erz, Holz und Stein, und füllen ihn an mit Gelehrsamkeit und Hypothesen, zum Ueberlaufen. Als Lichtpunkte des Gemäldes treten der Melibocus, Auerbach, Neckar-Gmünd, Weinheim, vor allem Heidelberg, Hornberg, Ehrenberg und in der Mitte das schön aufblühende Darmstadt hervor.

Der Menschenfreund aber möchte den innern Blick abwenden von den Greueln, die diese von der Natur so reich gesegnete, aber von Geschlecht zu Geschlecht mit Blut getränkte Erde gesehen hat. Freund und Feind, und ärger als beide, wütheten Ludwig des Großen Mordbrenner; es war recht schön, daß man Melac's fluchbeladenen Namen den Hatzhunden beizulegen pflegte; auch Turenne hat, als Mensch und Feldherr, sich erniedrigt, da er eine 24 Stunden breite Wüste zu seiner Vertheidigung nahm, und es ist ein Pfand einer herangereiften bessern Zeit, daß 20 Jahre der letzten Revolutionskriege nichts dem Aehnliches darbieten.

Jetzt aber lebt hier, wenn auch schwer tragend an dem Druck der Vergangenheit ein friedliches Volk, in stillem Fleiß und dem Genuß einer Sicherheit und bürgerlichen Freiheit, von der ihre Vorfahren keine Ahnung hatten; und ganz neuerlich hat freier Verkehr mit mehr als 18 Millionen Deutschen sich ihnen geöffnet. Doch genug für den Raum d. Bl., um die Aufmerksamkeit eines Jeden auf den Werth dieser beiden Schriften zu lenken, der die schönsten Gegenden Deutschlands zu kennen wünscht; nur der Rhein bis Bonn und Weniges in Sachsen und Schlesien möchten in Vergleich treten können.

Es verdient aber noch die historisch-topographische und statistische Beschreibung des Elsasses besondere Anerkennung. Hier einiges Wenige daraus.

Wie in ganz Europa, so auch in Strasburg, verfolgte man die Juden, als Urheber der in den Jahren 1347 fg. aus dem Orient herübergekommenen Pest, des sogenannten schwarzen Todes; 900 dieser Unglücklichen wurden dort auf einem öffentlichen Platze lebendig verbrannt; die Zünfte theilten sich in ihre Güter, und bis 1789, der Anerkennung der Menschenrechte, durfte kein Israelit in Strasburg übernachten. Im Schleglerkriege 1385—99 wurden 150 Dörfer ein Raub der Flammen, und Räuberbanden, unter dem Namen Engländer, verheerten die Provinz. Im Bauernkrieg 1525 kamen 25,000 elsasser Landleute durch das Schwert um. Fast 800 Jahre war Elsaß mit Deutschland verbunden, dann kam das Land im westfälischen Frieden, und 30 Jahr später, durch Verrath des Magistrats, auch Strasburg an Frankreich; anfangs sehr gegen den Willen der Bewohner, die aber doch bald fühlten, daß ein mächtiger Monarch sie besser schützen könne, als das Oberhaupt des zersplitterten Deutschlands es je gethan. Damals hatte Elsaß nur noch 250,000, 1827

944,208 Einwohner, die Abgaben aber sind von 99,000 auf 9 Millionen Livres gestiegen. Die ersten Kriege Napoleons und seiner Herrschaft bereicherten den Elsaß, denn mit reicher Beute beladene französische Heere hatten dort ihre Durchzüge; später jedoch — cetera quis nescit? Jetzt blühen Gewerbe, vorzüglich aber Ackerbau und Viehzucht. Im Anfange der Revolution retteten die schnell organisirten Nationalgarden das Land vor der Wuth des Pöbels. 13.

Beschreibung des strasburger Münsters. Neue, völlig umgearbeitete Auflage, besorgt von Th. Schuler. Strasburg, 1828. 8. 10 Gr.

Wer die alte, ausführliche Beschreibung des Schadäus besitzt, wird mit dieser neuen kürzern nicht ganz zufrieden sein. Inzwischen hat die Neugierde der meisten Reisenden ihr Maß; dieser Auszug ist mit Verstand abgefaßt, das Neuere ist zweckmäßig beigefügt. Doch vermissen wir unter dem Neuen die Freiheitsmütze von bemaltem Blech, welche der Thurm in der Revolutionszeit getragen, welche ihn gegen den Beschluß der Gleichheitsmänner schützte, die ihn wegen seiner Ueberlegenheit gegen alle andere Thürme abtragen lassen wollten. Vor einigen Jahren wurde diese schützende Mütze in einem Gebäude, nahe der Bibliothek, aufbewahrt, sowie die abgeschlagenen Heiligenbilder, welche jetzt wieder an ihre Stellen gebracht sind, während die alten metallenen Thüren des Hauptportals, welche damals in die Münze kamen, noch jetzt vermißt werden. Der Münster hatte, außer den Revolutionsmännern, noch 2 gefährliche Feinde, Erdbeben und Gewitter, die ihm wiederholt großen Schaden zufügten, große Kosten zur Wiederherstellung nothwendig machten. Dennoch wurden die nöthigen Anstalten jedesmal ungesäumt mit Sorgfalt und Einsicht verwendet. Vielleicht gebührt dem Freimaurerorden in seiner technischen Entstehung bei der Vollendung des Thurms (da hier die Haupthütte bei diesem neuen Salomonischen Tempel Meister Dotzinger aus Worms, seit 1449 Baumeister am Münster, als erster Großmeister des Ordens, aufstellte) das Verdienst dieser aufmerksamen Erhaltung, da Stiftungen für Kirchen, Baumeister von fester Anstellung auch bei andern Kirchen sich vorfinden, ohne je diesen Zweck so vollständig erreicht zu haben. Da vielleicht nicht allen Lesern die Geschichte dieser strasburger Haupthütte oder Loge bekannt ist, so tragen wir hier aus vorliegendem Werke nach, daß jenem Dotzinger in seiner Würde Johann Hammerer, Jakob von Landshut, dann Konrad Wagt gefolgt sei, welchem letztern Kaiser Maximilian I. durch ein Diplom aus Strasburg vom 3. Okt. 1498 die Bestätigung des Ordens und seiner Statuten ertheilte. Karl V., Ferdinand I. und ihre Nachfolger erneuerten diese Privilegien. Lehrlinge, Gesellen und Meister wurden mit geheimnißvollen Ceremonien in diesen Bund aufgenommen, nachdem ihre Sitten geprüft worden. Den Eid der Verschwiegenheit und des Gehorsams mußte Jeder leisten; auch erkannten alle Verbündete einander an besondern Zeichen und Worten, Gruß, Wortzeichen und Handschlag; arme und kranke Brüder wurden unterstützt u. s. w. Diese Verbrüderung übte eine von allen andern Maurerinnungen unabhängige Gerichtsbarkeit. Die Haupthütte in Strasburg sprach nach den Gesetzen des Ordens und in sogenannten Hüttenbriefen nahe und weit verehrte Urtheile aus; 22 Logen in Deutschland, der Schweiz und bis an die Grenzen Italiens hin gehorchten derselben, und in Strasburg waren sie in Allem, was das Bauwesen betraf, sogar für Profane gültig, kraft obrigkeitlichen Befehls, der bei 200 Jahre vollzogen wurde. In Strasburg hatte sie ihr Tribunal im Maurerhof, gewöhnlich Steinhütte genannt, zu welchem auch eine Thüre des Münsters führt. Als eine Seltsamkeit muß angeführt werden, daß, ungeachtet der vielen Blitzschläge, denen dieser Thurm als höchster Punkt in der weiten Ebene vorzüglich ausgesetzt ist, noch bis jetzt keine Blitzableitung eingerichtet worden, welche schon 1780 von einem Franzosen, Barbier, vorgeschlagen wurde. Woher es kommt, daß in neuerer Zeit dergleichen Blitzschläge nicht erfolgten, verdiente einer genauern Untersuchung, denn der vom Verf. angegebene Grund, daß man das Läuten während des Gewitters abgeschafft, scheint unzulänglich, vielmehr möchten wir vermuthen, daß sich bei den mancherlei Metallverbindungen im Thurme irgend eine Blitzableitung gebildet hat, die dem Zwecke genügt.

Als ein Zeichen, wie Deutsche noch immer aus Unkunde ihren großen Landsleuten begegnen, mag hier noch erwähnt werden, daß der Verf. (S. 98) von dem trefflichen Johann Fischart sagt, daß er zu jener Zeit der strasburger ziemlich magere Stadtpoet scheine gewesen zu sein. Also in der eignen Vaterstadt genießt der treffliche Geist keines bessern Andenkens, er genießt keiner andern Abschätzung wie eine Gans zur Leberpastete, ob sie nämlich hinlänglich fett oder ziemlich mager sei. Ein wahres Glück, daß solche literarische Pastetenmacher vom deutschen Vaterlande getrennt sind; und doch bewegt es uns schmerzlich im Innersten, wenn wir jener Gegenden, der Stadt Strasburg und vieler braven Deutschen, die da wohnen, gedenken. Der unselige dreißigjährige Krieg hat sie uns entrissen; und den erregten die Jesuiten mit ihrer geistlichen Ritterschaft. 80.

Literarische Notiz.

Unter dem Titel: „Nordiske fordits Sagaer", ist zu Kopenhagen von dem Professor Rafn eine Uebersetzung alter nordischer Sagen nach isländischen Originalen in dänischer Sprache erschienen, die ein großes Interesse bieten. Früher schon gedachten wir einigemal des großen nordischen Sagenwerks, welches die Gesellschaft der Alterthumsforscher in Kopenhagen in isländischer, dänischer und lateinischer Sprache herauszugeben begonnen hat. Das obenerwähnte Werk, welches 3 Bände umfassen wird, enthält die vorzüglichsten Sagen, deren Gegenstände sich auf Ereignisse beziehen, welche vor der Gründung einer Colonie in Island im 9. Jahrhundert und folglich auch vor der Zeit sich zugetragen haben sollen, wo die nordische Geschichte Gewißheit erlangte. Was dies Werk demnach bringt, ist also nicht sowol historisch als romantisch zu nennen und verdient mehr unter dem Gesichtspunkt der Imagination als der Wahrheit Beachtung. „Während einem ganzen Jahrtausend", sagt Prof. Rafn u. A., „unterhielten und vergnügten diese jetzt hier in dänischer Sprache gegebenen Ueberlieferungen das Volk und gingen von Mund zu Mund bis ins 12. und 14. Jahrhundert, wo sie zuerst niedergeschrieben wurden". Wie damals gewähren sie aber noch jetzt denselben Genuß, und Jugend und Alter, das stärkere und das schwächere Geschlecht erfreuen sich an den wunderbaren, kraftvollen, heroischen Gebilden, die sie aufstellen. Allerdings sind historische Ueberlieferungen unterrichtender für Die, welche die alte Geschichte des Nordens kennen lernen wollen, indeß auch selbst für diese sind die romantischen Sagen keineswegs ohne allen Nutzen. Wenn auch die darin erzählten Abenteuer nimmer einem Einzelnen begegneten, und hier sich blos oder doch vorzüglich Riesen, Zwerge und Geister aller Art bewegen, so liegen doch stets allen diesen Gebilden mythologische Ideen und Schilderungen der Sitten, Gebräuche, Vorurtheile und des abenteuernden Lebens der alten Skandinavier zum Grunde, und es rinnt in ihnen eine, so oft sie auch schon benutzt wurde, immer neue und unvergängliche Quelle von Poesie, nicht minder als in dem Sagenkreise südlicher Völker, dem die neuere Literatur schon so manche schöne Blüte verdankt. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 116. — 26. April 1830.

Der Freiheitskampf in Südamerika. Nach den Memoiren des Generals Miller und andern zuverlässigen Quellen, historisch dargestellt von C. N. Röding. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es gehört unter die mannichfachen Unbegreiflichkeiten unserer gegenwärtigen Zeit, daß wir über die wichtigste Begebenheit des Jahrhunderts, die Befreiung von Südamerika, eines Landstrichs von mehr als 300,000 Quadratmeilen, um die Hälfte größer als Europa, welcher von der Natur Alles erhielt, um herrlich und mächtig zu sein, von dessen üppiger Lieblichkeit und imposanter Majestät Humboldt so reizende Schilderungen entwirft, nur fragmentarische Notizen besitzen, während die unbedeutendsten, kleinlichsten Ereignisse: ein mislungener Gesang, ein verunglücktes Schauspiel, ein herüber oder hinüber gerathener Katholik oder Protestant, eine durch das Auftreten eines Affen entweihte Bühne u. dgl. als Gegenstände der höchsten Wichtigkeit behandelt werden und alle Federn in Bewegung setzen. Seit der Schlacht von Ayacucho, welche am 9. Dezember 1824 die Trennung Amerikas von Spanien vollendete, sind 5 Jahre verflossen, die Republiken Mexico, Centro-Amerika, Colombia, Peru, Chile, Bolivia, Rio de la Plata, nebst dem wunderlichen Staat Paraguay, sind aus den ehemaligen spanischen Vicekönigreichen und Generalcapitanien vor unsern Augen entstanden, und noch fehlen uns fast alle Beschreibungen der auf einem ungeheuern Kriegstheater von kleinen Heeren mit unglaublicher Anstrengung herbeigeführten Resultate. Vielleicht liegt die Gleichgültigkeit gegen die Entwickelung von Südamerika in den nicht befriedigten Erwartungen Derjenigen, welche glaubten, die ebenbefreiten Staaten würden, gleich einer behelmt und bepanzert erzeugten Minerva, sich sofort als ein Eldorado bewähren, die vortrefflichsten Constitutionen und Institutionen zu Tage fördern, und nun sehr überrascht sind, daß das mit verschwenderischer Freigebigkeit seit Jahrhunderten ausgesäete Unkraut der Unterdrückungssucht, der Geldgier und des Fanatismus nicht wie anderer Nebel durch die eben aufgegangene Sonne der Freiheit sofort niedergedrückt werde, welches offenbar um so unbilliger ist, als in dem restaurirten Altspanien, dessen Organisation die cultivirtesten Regierungen Europas mit so regem diplomatischen Eifer betrieben, dennoch nicht alles Unmenschliche völlig verbannt ist, indem unter Anderm in der neuesten Zeit sogar Bäre und Wölfe es wagen durften, sich ungestraft der Hauptstadt und den königlichen Lustschlössern zu nähern und loyale Unterthanen aufzuessen. Dem sei nun, wie ihm wolle, so verdient der Hr. Dr. Röding gewiß Dank, daß er aus den einzelnen fragmentarischen Erzählungen, besonders aus dem im J. 1828 in London erschienenen Werke: „Memoirs of General Miller in the service of the Republick Peru, by *John Miller*“, eine chronologisch fortlaufende Geschichte dieses Befreiungskrieges lieferte und uns dadurch in die Lage setzt, die politischen und kriegerischen Begebenheiten Südamerikas, welche der Parteigeist uns oft so contradictorisch schilderte, in ihrem Zusammenhang zu erblicken. Nach einer kurzen, zur Vergleichung der alten und neuen Verhältnisse dienenden geographischen Uebersicht schildert der Verf. den politischen Zustand von Südamerika und zeigt sehr richtig, wie fehlerhaft es sei, denselben mit dem von Nordamerika nach dessen Trennung von England vergleichen zu wollen. Hierauf beschreibt er die Entwickelungsperiode von Buenos-Ayres, wo bereits am 25. Mai 1810 eine Junta errichtet, der Vicekönig Cisneros abgesetzt und nach vielfachem Glücks- und Regierungswechsel, unter fortwährenden innern Zwistigkeiten, der wahrhaft große Entschluß gefaßt wurde, im J. 1817 den General San-Martin zur Befreiung von Chile abzusenden. Historisch und noch mehr psychologisch interessant ist es, daß der später das Princip der Legitimität mit kalter Grausamkeit in Portugal aufrechterhaltende Lord Beresford im J. 1806, als England mit Spanien in Krieg verwickelt war, die spanischen Colonien zur Empörung aufreizte und die durch starren Absolutismus so bekannte verst. Königin Mutter von Portugal ebenfalls auf die Gefangenschaft ihres Bruders, des Königs von Spanien, selbstsüchtige Pläne baute. Sehr belustigend ist eine Expedition des Generals Belgrano von Buenos-Ayres gegen Paraguay, wo der Dr. Francia bereits eine Rolle spielte. Belgrano drang ohne allen Widerstand vor und war im Begriff, in die Hauptstadt S.-Assencion ein-

zurücken, als er sich plötzlich von großer Uebermacht umringt und sicherm Untergang preisgegeben sah, in welcher verzweiflungsvollen Lage eine ausnehmend höfliche Gesandtschaft vom Dr. Francia ihn angenehm überraschte, welche ihn bat, gefälligst umzukehren, sich auf seinem Rückmarsch als Gast tractiren zu lassen, aber künftig nicht in die innern Angelegenheiten von Paraguay sich zu mischen. San-Martin trat im Januar 1817 mit 4000 Mann den Zug über die Anden nach Chile an, gegen dessen Mühseligkeiten, bei einer 15,000 Fuß über der Meeresfläche erhabenen Gebirgskette, unsere bewunderten Alpenübergänge in Nichts verschwinden. In Chile hatten bereits im J. 1810 die Brüder Carrera eine Revolution begonnen, aber, mehr von egoistischen als patriotischen Gefühlen geleitet, bald das Zutrauen verloren und waren, obgleich von dem tapfern O'Higgins unterstützt, von den unter Gainza gelandeten spanischen Truppen durch den General Osorio im J. 1814 besiegt, worauf Chile, der unmenschlichen Grausamkeit unter Osorio und Marco del Ponte preisgegeben, verlangend einer Befreiung entgegensah. Es gelang San-Martin, welcher die Klugheit hatte, die dem Volk verhaßten Carreras von sich zu entfernen, während er sich mit O'Higgins verband, die Spanier unter Marco del Ponte am 12. Februar 1817 bei Chacabuco zu besiegen und die von Callao aus gelandeten Truppen, welche Osorio befehligte, am 5. April 1818 bei Maypu, unter Mitwirkung des Admirals Cochrane, zu besiegen, wodurch die Befreiung von Chile vollendet ward. San-Martin, wegen des fortwährenden Regierungswechsels in Buenos-Ayres sich ganz als Feldherrn von Chile betrachtend, faßte, vom Lord Cochrane angefeuert, den Plan, Peru zu befreien, schiffte am 1. August 1820 sich mit 4500 Mann ein und rückte am 28. Juli 1821 in Lima ein, welches der Vicekönig La Serna verließ, um sich in den innern Gebirgsgegenden zu verstärken. Lord Cochrane, welcher durch sein Geschwader den günstigen Erfolg wesentlich herbeigeführt hatte, wünschte seine Lorbern möglichst zu vergolden, machte große Ansprüche wegen Prisengelder, bemächtigte sich des bei einer Annäherung der Royalisten geflüchteten Schatzes und ging in kaiserlich brasilische Dienste. Auch San-Martin, steter Händel überdrüssig, legte sein Commando nieder, übergab in einer Zusammenkunft zu Guayaquil, am 26. Juli 1822, das weitere Befreiungsgeschäft an Bolivar, den Helden Colombias, und trat, einen reinen Ruf bewahrend, vom Schauplatz ab.

Durch das übermüthige Benehmen des Vicekönigs Amar von Neugranada und des Generalcapitains Emparan von Venezuela, besonders aber durch den Hohn und die Verachtung, womit die Regentschaft von Cadix die Colonien behandelte, brachen im J. 1810 in den Hauptstädten Bogota und Caracas Unruhen aus. Nach vielen Kämpfen, mit innern Zwistigkeiten verbunden, landete im Juli 1815 Morillo, General des absoluten Königs, mit 10,000 Spaniern, einen Vernichtungskrieg führend, und eroberte Bogota. Nach vielen Wechselfällen des Glücks überstieg der Feldherr Bolivar die 11,000 Fuß hohen Gebirge von Pispo und befreite Bogota durch die am 7. August 1819 gewonnene Schlacht bei Bojaca, worauf Neugranada und Venezuela sich am 17. Dezember 1819 als Republik Colombia constituirten. Die in Spanien ausgebrochene Insurrection führte Annäherung; dann einen Waffenstillstand und Morillo's Entfernung, überhaupt aber größere Lauheit von Seiten der Spanier herbei. Doch auch die constitutionellen Cortes waren den Freiheitswünschen Amerikas ebenso wenig hold als der souveraine König, und der Krieg entbrannte aufs Neue, bis Bolivar durch den Sieg bei Carabobo am 24. Juni 1821 über Morales und La Torre Caracas, sowie durch die am 24. Mai 1822 am Vulkan Pichincha gewonnene Schlacht Quito und somit ganz Colombia befreite.

Bolivar sandte den General Sucre als diplomatischen Agenten nach Peru, wo seit dem Abgange San-Martin's Alles in Unordnung gekommen und im Begriff war, den überlegenen Streitkräften der Spanier zu unterliegen, welche unter Canterac bereits Lima genommen hatten, während Valdez eine nach Oberperu unter Alvarado abgesandte peruanische Expedition von 4000 Mann vernichtete, und eine andere unter Santa-Cruz ebenfalls dahin geschickte Armee von 5000 Mann sich mit gleichem Schicksal bedroht sah, obschon letztere durch colombische Truppen verstärkt war. Zwar gelang es Sucre, Lima zu befreien, wo Bolivar am 1. September 1823 einzog, aber die allgemeine Verwirrung war so beispiellos, daß noch am 7. Februar 1824 Callao durch eine Meuterei der Truppen wegen rückständigen Soldes von 50,000 Piaster in spanische Hände kam. Bolivar, am 10. Februar 1824 zum Dictator ernannt, bildete eine Armee von 9000 Mann, ging, unter Schwierigkeiten, welche an das Unglaubliche grenzen, über die Anden, siegte am 1. August 1824 in einem Reitergefecht bei Junin über Canterac und ging, den Oberbefehl Sucre überlassend, nach Lima zurück, um Verstärkungen herbeizuführen.

Schwerlich wäre das ganze Unternehmen Colombias gegen Peru möglich gewesen, wenn die royalistische Armee nicht in einen innern Krieg verwickelt gewesen wäre. Der Vicekönig La Serna, die Generale Canterac und Valdez hatten die spanische Constitution angenommen und wurden von dem in Oberperu südlich von Potosi mit 6000 Mann stehenden Ultraroyalisten Olaneta für Freimaurer und Rebellen erklärt, weshalb Valdez gegen ihn entsandt war. La Serna eilte, Valdez zurückzurufen und drang, mit ihm vereint, wodurch seine Armee auf 13,000 Mann wuchs, gegen die Patrioten vor, welche, auf unwegsamem Terrain zu einem Rückzug genöthigt, ihre Artillerie bis auf eine Kanone, nebst dem ganzen Train, verloren. In dieser verzweiflungsvollen Lage wurde die auf 6000 Mann geschmolzene patriotische Armee zu einer Schlacht genöthigt, und Sucre erfocht, wider jegliche Erwartung, am 9. Dezember 1824 den Sieg von Ayacucho, in deren

Folge sämmtliche Royalisten capitulirten und freien Abzug nach Spanien erhielten.

Obgleich Niemand der royalistischen Sache so viel geschadet hatte als Olaneta, blieb er doch seinen starren Grundsätzen treu und hielt Oberperu (Bolivia) in strenger Unterwürfigkeit, bis er seinen oft geäußerten Lieblingswunsch, für seinen souverainen König zu sterben, bei einer Meuterei erfüllt sah.

Möge diese Skizze des Befreiungskriegrs von Südamerika beitragen, die Bearbeitung des Hrn. Dr. Röding dankbar anzuerkennen und zugleich auf die Lücke unserer Literatur, in Bezug auf Südamerika, aufmerksam zu machen, wo über die Kriege in Mexico, die in dem Befreiungskampf angewandten, von der unserigen so verschiedenen Taktik und die innern Verhältnisse der neuentstandenen Staaten so viel Belehrendes und Interessantes noch zu hoffen ist. Auch scheint mir die Lebensbeschreibung des Generals Miller, womit das Buch schließt, sehr geeignet, den Wunsch zu erregen, daß auch über andere zum Theil höchst ungewöhnliche Männer, welche in dieser denkwürdigen Epoche auftreten, biographische Nachrichten zu allgemeiner Kunde gelangen möchten. 53.

Romanenliteratur.

1. Emil Dhun, der Falschmünzer und Die Kartenschlägerin. Romantische Erzählungen, aus dem Englischen übersetzt von A. Kaiser. 2 Bände. Leipzig, Lehnhold. 1829. 8. 2 Thlr.

Hier ist Irland, die vielgedrückte, vielbesprochene und endlich in unsern Tagen aus schmählicher Knechtschaft wenigstens einigermaßen emancipirte Insel, der Boden, auf welchem die Handlung der beiden Erzählungen bewegt, von denen der Titel spricht. Das Werk macht den Leser mit den Sitten der Bewohner Irlands bekannt. Der Gegenstand ist jedenfalls interessant, wenn auch eben nicht erfreulich: ein Volk, niedergedrückt in Armuth und Elend, geistreich und lebhaft von Natur, unruhig, aufbrausend, durch trübe Verhältnisse in falsche Richtungen geworfen — ein solcher Anblick ist unterrichtend, während er zugleich schmerzt, anziehend und auf der andern Seite doch auch wieder fast abstoßend. — Die erste Erzählung füllt den 1. und einen Theil des 2. Bandes; den Rest nimmt „Die Kartenschlägerin" ein. Am anziehendsten durch Charakterschilderung erschien uns die erstere; beide geben aber treue Bilder eines Volkslebens, dem echte Originalität nicht abzusprechen ist.

2. Muscheln, gesammelt am Strande der Ostsee von E. Werner. Zweite Sammlung. Köslin, 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir kennen die 1. Sammlung dieser „Muscheln" nicht; ein sogenanntes, hoffentlich, trotz der Bemerkung: „von dem Herausgeber", nicht von demselben geschriebenes Vorwort zu dieser 2. Sammlung belehrt uns jedoch, daß erstens die 1. Sammlung eine beifällige Kritik in der hall. „Lit.-Ztg." erhielt und zweitens die 4 Gaben dieser 2. Sammlung noch besser seien als die der frühern, indem der Verf. hier, dem Rathe jener gelehrten Zeitschrift gemäß, mehr nach Neuheit der Erfindung und Genialität (?) gestrebt, in Nr. 1: „Die Romanze, oder der Vaterfluch", „des Lasters Schreckensgestalt und Strafe" mit „grellen Zügen" dargestellt und durch „den Freiheitssinn und die Freundschaft zweier edeln Jünglinge" „hochherzige Gefühle" zu wecken sich schmeichle; in Nr. 2: „Der arme Jakob", das Unheil zeige, welches „Uebereilung der Eifersucht" bringe, wobei „die Vergleichung der Geliebten mit der schönsten Blume des Gartens" (wie neu!) und „die Schilderung der sie bedrohenden Nachstellungen jedem gemüthlichen Leser wahrhaft dichterisch (?) erscheinen" dürfte; in Nr. 3 und 4: „Der geheimnißvolle Thurm" und „Die verkaufte Braut", der Scherz aber vorwalte, und dort die Schilderung, wie eine alte, mit vielen Hunden und Schachteln reisende Dame (abermals welch neuer, nie dagewesener Gegenstand!) von 2 vornehmen Militairs des vorigen Jahrhunderts begrüßt wird; hier, in dem Gemälde der Kleinstädterei, der Charakter eines alten Husaren besonders „anziehend gezeichnet" sei u. s. w., — woraus denn unser geneigter Leser zugleich ersehen kann, was Alles ihm hier geboten wird und welche Genüsse durch Genialität und Neuheit der Erfindung der gütige Verf. ihm bereitet. — Sich so in einem Vorwort selbst zu lobhudeln, dürfte in der That noch nicht dagewesen sein, so oft es auch wol schon in anonymen Selbstkritiken geschah; deswegen glauben wir auch, wie gesagt, nicht, daß Hr. Werner dieses Präambulum eigenhändig verfaßte, daß er es aber verfassen und seinen „Muscheln" als Schaumgoldeinfassung vordrucken und dabei noch, als habe er es selbst gethan, seinen Namen misbrauchen ließ, beweist jedenfalls mindestens einen hohen Grad jener Duldsamkeit, die sich wie ein gutes Hausthier resignirend Sack auf Sack aufpacken läßt, um die Bürde bedächtig nach dem Speicher oder in die Mühle zu schleppen. Sollten wir uns jedoch irren und Hr. Werner seinen „Muscheln" selbst diesen vorwortlichen Gevatterbrief ausgearbeitet h[illegible]en, dann müssen wir ihm allerdings das Lob zollen, durch Genialität und Neuheit der Erfindung, freilich auf eine eigne Art und nur auf den ersten 4 Seiten seines Buches, zu überraschen; denn was die andern Seiten bringen, erhebt sich in keiner Hinsicht über das sehr Gewöhnliche in diesem Fache und reiht sich durch und durch der breiten Flut an, die alljährlich 2 Mal, nur leider! minder befruchtend als der Nil, die Sandebenen der Unterhaltungsliteratur überschwemmt.

3. Die Grafen von Schärding, Vornbach und Neuburg am Inn. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit. Nach geschichtlichen Quellen und Volkssagen bearbeitet von Joseph Lenz. Passau, Ambroß. 1828. 8. 10 Gr.

Wir haben es hier nicht mit einem Selbstenkomiasten oder einem passiven Lastträger für Anderer Sünden, sondern mit einem Manne zu thun, der freilich kein Romancier, aber ein achtbarer Forscher alterthümlicher Geschichte ist und auf 13 Bogen eine Menge interessante Data aus den Ereignissen der alten Provinzen Vindelicien und Noricum, in der Periode des Mittelalters, bringt. Gewöhnlichen Romanlesern wird das Ganze kaum sonderlich munden: es ist hier mehr als die gäng und gebe Platirung mit dem historischen Hintergrunde; wer dagegen eine ernstere und belehrende Unterhaltung liebt, dem können wir das kleine Werk eher anempfehlen, und mag sich ein solcher durch den abgegriffenen Beisatz auf dem Titel: „romantisch", nicht zurückschrecken lassen, das Buch in die Hand zu nehmen.

4. Der natürliche Sohn. Roman von Ferdinand Asch. 2 Theile. Berlin, Naterff. 1829. 8. 2 Thlr.

Nach aufgegebenen Capitelüberschriften einen Roman ausarbeiten zu müssen, mag eine schwere Aufgabe sein; es ist Pegasus im Joche, und ein Joch bleibt immer ein Joch, selbst wenn es auch die schöne Hand eines „hübschgelockten Mädchens mit reizenden Augen" auflegt. Dies Schicksal widerfuhr dem Verf., laut Vorwort, in Folge einer durch Regenströme venäßten Wasserpartie, deren Anregung die gebadete Gesellschaft ihm Schuld gab, und die Art und Weise, wie er sich aus dem Handel zog und, dem Befehle gemäß, seinen vorliegenden Roman, aus resp. 180 und 192 S. bestehend, verfertigte, zeigt wenigstens, daß es ihm nicht durchaus an

Talent des Erzählens fehlt, wenn schon das veranlassende Element (das Wasser) der Dichtung keineswegs fremd blieb; womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß dieser „Natürliche Sohn" seinen Platz in Leihbibliotheken nicht so gut verdient als manches andere mit den barmherzigen 9 Schwestern erzeugte Kind.

5. Klara Coudray. Roman nach dem Französischen des Delvallé-Boissière von H. Glover. Leer, 1829. 8. 21 Gr.

Aeußere Ausstattung und Inneres kommen sich hier ziemlich gleich. Graues Papier und wenig gewandte Handhabung der Sprache. Ausdrücke wie: er gab oft Gastmähler, oder: das Gefahre einer Menge Wagen, zeigen wenigstens nicht von sonderlicher Macht über die Redeform. Ob das Ganze Uebersetzung oder Bearbeitung des franz. Originals ist, vermögen wir, bei der Unbekanntschaft mit dem letztern, nicht zu entscheiden; verloren würde die deutsche Bücherwelt nichts haben, wenn sich Hr. Glover die Mühe seiner Arbeit gespart hätte, denn der in dem Buche herrschende Ton geschraubter Sentimentalität dürfte es nur Wenigen noch als eine angenehme Geisteskost erscheinen lassen.

6. Das Raubschloß auf dem Oybin. Romantische Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert von Eduard Wehrmann. Berlin, Lüderitz. 1829. 8. 1 Thlr.

Ein Spätling aus der verschollenen Periode der Haudegen à la Hasper a Spada u. dgl., zum Glück jedoch nicht so wohlbeleibt an Bogenzahl, aber auch nicht so unterhaltend. Es wird gezecht, gerauft, geraubt u. s. w. und am Ende Gerechtigkeit geübt, wie gewöhnlich. Wenn es noch ein Publicum gibt, das an dergleichen Dingen Wohlgefallen findet, so empfehlen wir ihm dieses „Raubschloß". 95.

Ueber die Nothwendigkeit der Reorganisation des Corpus Evangelicorum auf dem Bundestage der Deutschen. Von Alexander Müller. Leipzig, Hartmann'sche Buchh. 1830. Gr. 8. 8 Gr.

Schon Andere haben die nach den Bedürfnissen der Zeit zu bewirkende Errichtung des Corpus Evangelicorum zum Schutze der evangelischen Kirche in Deutschland für rathsam und sogar nothwendig erklärt, und wenn auch hier und da Stimmen dagegen laut geworden sind, so ist doch die Ansicht von der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit eines neuen C. Ev. durchaus nicht im Geringsten widerlegt worden. Die Geschichte einerseits und die in der Gegenwart sich von Neuem kundgebende feindselige Stellung Roms gegen die evangelische Kirche auf der andern Seite, mit der freilich der im Schoße der evang. Kirche zum Nachtheile derselben sich oft gar zu laut aussprechende Indifferentismus leider auch nur allzu glücklich harmonirt, zeugen deutlich genug für jene Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit. In der vorliegenden Broschüre unternimmt es ein Katholik — derselbe ist aber hinlänglich als ein sehr aufgeklärter, wahrhaft protestantisch denkender Katholik bekannt — jene Ansicht von der Nothwendigkeit der Reorganisation des Corpus Evangelicorum zum erstenmal in einer selbständigen und ausführlichern Darstellung gehörig zu begründen, und man sollte meinen, daß es ihm auch gelungen sei. Freilich darf man, um jene Ansicht und die hier gegebene und mit Gründen motivirte Darlegung derselben wahrhaft würdigen zu können, theils die Schutzlosigkeit der evangelischen Kirchen (eine evang. Kirche in dieser äußern Einheit, wie die römisch-katholische, gibt es gar nicht), theils die Stellung Roms an und für sich, jener gegenüber, und in der Art und Weise, wie Rom diese Stellung neuerdings wider sie eingenommen hat, wohl zu beachten und zu erwägen nicht unterlassen, und ebenso muß man, des Geistes der evangelischen Kirche sich bewußt, sowol von übertriebener Toleranz, als von leidigem Indifferentismus frei sein; beide sind wahrlich schlimmer als geradezu sich offenbarende Ignoranz! In dieser Hinsicht nun ist es besonders erfreulich, einen Katholiken die vorliegende Untersuchung führen zu sehen, wenngleich auch auf der andern Seite und in gewisser Hinsicht wenigstens beschämend für die evangelische Kirche Deutschlands, daß sie selbst Dessen, was ihr fromme und wahrhaft noth sei, so gar wenig sich bewußt ist. Möge nur auch diese Schrift dazu beitragen, daß Diejenigen, welche als die Repräsentanten jener Kirche anzusehen sind, Das, was ihr fromme und noth sei, einsehen und Demjenigen, was die Sorge für sie nöthig macht, auch wirklich genügen! Mögen sich besonders die evangelischen Fürsten Deutschlands davon überzeugen, daß sie in Betreff ihrer Kirche — und eigentlich einer jeden Kirche! — nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten haben, und daß die erste Pflicht derselben die heilige Pflicht des Schutzes und Schirmes ihrer Kirche sei; denn ohne Sicherung ihrer Existenz gegen äußere und innere Feinde kann sie sich auch nicht frei und selbständig nach den in ihr liegenden Zwecken bewegen. Und wo bleibt außerdem die der evang. Kirche, wie früher, z. B. im Religionsfrieden und dem westfälischen Frieden, so auch, virtualiter wenigstens, in der Stiftungsurkunde der heil. Alliance und im 16. Artikel der deutschen Bundesacte zugesicherte Gewähr und Anerkennung? — Wir haben durch das Gesagte auf die vorliegende Broschüre aufmerksam machen wollen. Ihre Tendenz ergibt sich aus der Aufschrift, und den Gang der Untersuchung haben wir wenigstens oberflächlich angedeutet. Nur das wollen wir hier noch besonders ausheben, daß der Verf. S. 7 fg. die Ansicht, als sei mit der Auflösung des deutschen Reichs im J. 1806 auch das Corpus Evangelicorum aufgelöst worden, als eine irrige Ansicht darzustellen sucht, und daß er, auf den Fall wirklich eintretender Reorganisation des Corpus Evangelicorum, das Präsidium nicht wie früher an Sachsen, sondern, wie auch schon Andere vorgeschlagen haben, an Preußen übertragen zu sehen wünscht. Möge die Schrift nicht spurlos vorübergehen! Möchte vor Allem der echtevangelische König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., sie der besondern Beachtung werth halten, und auch der deutsche Bundestag sie nicht unberücksichtigt lassen! Aber, wie diesem auch sei, immer hat der achtungswerthe Verf. dafür, daß er uns seine Ansichten also wie hier geschehen mitgetheilt hat, auf den Dank eines jeden, des Geistes seiner Kirche sich innig bewußten, wahren evangelischen Christen gegründete Ansprüche! 29.

Notizen.

Die französischen Gefängnisse.

Nach dem letzten Berichte der Gesellschaft für Verbesserung der Gefängnisse in Frankreich übertraf die Anzahl der Gefangenen im Jahre 1829 die von 1828 um 3700. 15,000 der Gefangenen verdienten im vorigen Jahre durch ihre Arbeiten 1,480,000 Francs, wovon 585,000 Fr. unter sie vertheilt wurden. Das Uebrige hat man zurückgelegt, um sie nach ihrem Austritte aus dem Gefängnisse, bis sie Beschäftigung und Brot gefunden haben, damit unterstützen zu können. In den Gefängnissen selbst, der Vertheilung der Gefangenen darin u. s. w. soll schon sehr viel verbessert worden sein.

Statistik.

Die in Neapel erscheinende Zeitschrift: „Echo der Wahrheit", schätzt die gegenwärtige Bevölkerung der Erde auf 632 Millionen, nämlich die von Europa auf 172, von Asien 330, von Afrika 70, von Amerika 40, von Australien 20. Nach derselben Autorität werden auf unserm Planeten jährlich 23,407,410 Kinder geboren, und sterben 18,588,235 Personen, sodaß auf jede Minute 44 Geburten und 35 Todesfälle kämen. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 117. — 27. April 1830.

Hahn und Henne. Liebesgeschichte zweier Thiere. Von Karl Herloßsohn. Leipzig, Nauck. 1830. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Hr. Herloßsohn gibt sich zwar auf dem Titel als Biograph des Hühnerpaars zu erkennen, kann jedoch nicht als der eigentliche Verfasser des Buches gelten, denn er erzählt nur die sehr einfache Veranlassung desselben, nämlich die romantische Liebe der beiden Federhelden, durch welche sie bewogen werden, eine Reise durch das menschliche Leben zu machen. Die Begebenheiten dieser Reise theilen sich die liebenden Hühner in einer Reihe von Briefen mit. Hr. H. ist also eigentlich nur Herausgeber und hat sich hierdurch allerdings das Verdienst erworben, die in vieler Hinsicht merkwürdigen Ansichten dieser Thiere über den Menschen bekanntgemacht zu haben. Ihm hat also die Kritik in Beziehung auf dieses Buch nichts vorzuwerfen, sie trifft als wahre Verfasser desselben allein das schreibende Vieh, und da dessen Autorsünden reinthierische sind, so wäre es nicht menschlich, sie den Herausgeber entgelten zu lassen. Hahn und Henne begegnen sich an der Ecke eines Bauerhofes. Sich sehen und lieben ist eins. Sie hätten sich auch sofort heirathen können, was bei den Hühnern bekanntlich wenig Schwierigkeiten hat; aber dazu ist dies Vögelpaar zu großartig. Sie wollen sich zuvor noch bilden und reinigen; sie wollen einander verdienen, und dazu ist es nothwendig, daß sie einige Jahre als Menschen leben und leiden. Base Schlange, die Zauberin, gibt ihnen eine Wundersalbe, mit deren Hülfe sie sich nach ihrer Wahl in Menschen jeden Standes verwandeln und nach Belieben die Hühnergestalt wieder annehmen können. Diese Einmischung der Schlange ist wol nicht ohne Bedeutung, sie tritt an vielen Stellen des Buches nur allzu sichtbar hervor. Nachdem die Hühner in mannichfacher Gestalt das Menschenleben durchgekostet und sich mit genugsamem Ekel dagegen erfüllt haben, treten sie in ihren Naturzustand zurück und genießen im Hühnerstall das reinste thierische Glück. Dies die Fabel. Fabel? Nein, diese Geschichte muß wahr sein, denn für die Erfindung eines Dichters wäre sie zu armselig und zu verbraucht. Haben wir nicht schon die Geschichte eines Sophas, eines Shawls, eines Guldens, die, mit Erkenntniß und Sprache begabt, von Hand zu Hand gehen und die geheimen Sünden ihrer Besitzer offenbaren; und sind diese Erzählungen nicht bei Weitem geistreicher und unterhaltender als die langweiligen Mittheilungen dieses sentimentalen Federviehs? Gewiß, diese Vögel sind wahrhafte lebendige Hühner, sie piepen, gackern und krähen so natürlich, ihre Empfindungen und Gesinnungen sind der thierischen Natur so angemessen, sie leiden so stark an dem Pips der Gemeinheit, sie sind so jämmerliche Spaßvögel, daß sie als Geschöpfe der Poesie nicht auftreten können. Hahn und Henne sind zu gebildet, um nicht Schriftsteller, und zu schlechte Schriftsteller, um nicht Thiere zu sein.

In jedem Buche kann der aufmerksame Leser irgend eine Stelle finden, die seine Tendenz, seinen geistigen Gehalt ausspricht und gleichsam die Wurzel seiner Existenz ist, und so kräht denn auch der Hahn als Mitverfasser des vorliegenden Buches das Wesen desselben gar deutlich und klar in folgenden Worten aus: „O meine Geliebte! das Schlechte hat auch sein Gutes. Wenn es nicht wäre, wie vieler Stoff ginge doch verloren, worüber man sprechen und schreiben kann. Viele Poeten leben blos davon, daß sie über das Schlechte schreiben, was die Leute auch interessirt". Zu dieser Classe gehören unsere Hühner, und die angeführte Stelle ist der Schlüssel zu ihrem Buche. Wenn man das gewöhnliche alltägliche Treiben der Masse, den gemeinen Verkehr der verschiedenen Menschenclassen in seinen Einzelheiten betrachtet, so wird dem Beobachter natürlich Gutes und Schlechtes aufstoßen. Je nachdem ihn nun die eigne Natur und Stimmung leitet, je nachdem mehr die guten oder die schlimmen Züge des Lebens auf ihn wirken und bei ihm haften, wird er geneigt sein, die Menschen im Ganzen gut oder schlecht zu finden. Nichts ist leichter, als aus solchen einzelnen Zügen ein Bild des Lebens zu entwerfen und es in diesem Bilde nach Willkür gut oder schlecht, erhaben oder niedrig erscheinen zu lassen. Aus einem solchen Bilde aber den wahren Werth des Lebens beurtheilen zu wollen, wäre thöricht, da das Bild ja eben nur aus einzelnen willkürlich herausgehobenen Zügen bestehen kann und also nothwendig einseitig sein muß. Nichts kann man dar-

aus erkennen als nur des Darstellers eigenthümliche Anschauungsweise. Das Leben ist nicht, wie der Betrachtende es anschaut, sondern dieser ist so, wie er das Leben anschaut. Wenn nun aber unsere Hühner dasselbe als einen Abgrund aller Unvernunft, Verworfenheit und Gemeinheit betrachten und sonach die Schlechtigkeit als das positive Princip der Menschheit aufstellen, so sind sie darum nicht zu verdammen, denn daran ist Niemand Schuld als die Schlange mit ihrer Wundersalbe. So oft sich die armen Thiere in Menschen verwandeln, werden sie gerade in die Hefen aller menschlichen Verhältnisse und Stände hineingeschickt. Wo es ein schlechtes Exemplar der Gattung gibt, müssen sie seine Caricatur als Gestalt annehmen, und wo es kein solches gibt, wird es expreß für sie geschaffen. Sie fühlen sich unglücklich, gekränkt, und da sie die Begebenheiten, die sie erleben, mit dummen Hühneraugen ansehen, so werden diese von ihnen übertrieben, verzerrt, entstellt, verschoben, mit sentimentalem Wortglanz überfirnißt, und das thierische Bild der Menschheit ist fertig. Ihr Widerwille gegen die Schlechtigkeit der Menschen ist natürlich und ungeheuchelt, die Schlange aber hat ihre Lust daran und verletzt ingrimmig mit ihrem Giftzahn die Personen, unter deren Gestalt und Namen sie ihre Hühner auftreten läßt. Nebenher ist sie aber auch habsüchtig. Sie speculirt auf das Wohlgefallen des gemeinen Lesepöbels am Skandal und bösen Leumund und denkt mit Hülfe der Hühner ein bedeutendes Honorar in ihre Höhle zu schleppen. Darum verleitet sie das arme Vieh zur Schriftstellerei, stellt sich aber ganz unschuldig dabei und legt ihnen das Motto in den Mund:

> Ich bitt' euch doch um Gottes willen,
> Macht mir aus den Thieren nicht etwa Leute,
> Und wenn ich von Schafen und Eseln sprech';
> Sagt nicht, daß es Euch oder Andre bedeute.

Das ist aber lauter Heuchelei. Ref. ist mit den Klatschereien der Literatur und des öffentlichen Lebens sehr wenig bekannt und daher nicht im Stande, überall genau zu erkennen, auf welche Personen und Begebenheiten das gefiederte Paar in seinen Zerrbildern hindeutet; es ist aber dennoch nur zu augenscheinlich, daß es wirkliche Geschichten und lebende Menschen in Nebelbildern des Skandals dem Leser vor Augen stellen will. Einige der aufgestellten Verhältnisse sind so bekannt, daß auch dem unbefangensten Leser über die niedrigen Absichten der Schlange kein Zweifel übrigbleiben kann, und Namen wie: Henn'riette, Weinhahn, Festhahn, Hahnenfrank (die Druckfehleranzeige täuscht nicht), Vogthenne und viele andere sind in diesem Sinne erfunden und deuten auf Personen, von denen einige auf irgend eine Weise sich den Unwillen der Schlange zugezogen haben müssen, und mit denen sie nun im eigentlichsten Sinne ein Hühnchen pflücken will. Der Buchhändler Hahnenfrank z. B. ist nach seiner persönlichen Erscheinung, Dialekt und äußern Verhältnissen sorgsam portraitirt und carikirt; wenn aber die angeblich von ihm gedrückten und tyrannisirten Autoren ihm keine bessern literarischen Eier legen als diese Hühner, so kann ihm nur vorgeworfen werden, daß er ihnen noch zu viel gibt. Für solche Handwerker ist jeder Lohn zu hoch, und ihre Handlangerei würde in jedem andern Gewerbe nützlicher sein als in der Büchermanufactur.

Der Hahn, der zuerst als Diplomat am „Bundescongreß" auftritt, greift mit unverständigem Tadel eine Behörde als unthätig, langsam und bedeutungslos an, deren eigentlichen Zweck er völlig verkennt. Wenn dieser kein anderer ist als Schutz nach Außen und Erhaltung des Friedens im Innern, so sollte das Federvieh nicht vergessen, daß ein thätiges Eingreifen dieser Versammlung nur unter Umständen erfolgen kann, die für das Land ein Unglück sein würden. Als Schauspieler, als Minister, Geistlicher, Kaufmann, Advocat und Wucherer fällt der Hahn eigentlich ganz aus seiner Rolle, indem er hier als wiederkäuendes Thier auftritt. Die Fehler und Laster, die diesen Ständen millionen Mal vorgeworfen worden sind, werden in langweiligen pathetischen Tiraden abermals durchgekäut, und so läßt sich denn auch die Henne als Sängerin Henn'riette durch Alles, was über den durch die berühmte Künstlerin erregten überspannten Enthusiasmus im Guten und Bösen geistreich und flach nun endlich so oft wiederholt ist, daß die bloße Erwähnung davon schon den tiefsten Ekel erregen muß, keineswegs abhalten, dasselbe Thema in aberwitziger Weitschweifigkeit nochmals abzuleiern. Als Kaufmann Rothhahn gibt der Hahn seinen Wunsch nach Reichthum nicht undeutlich zu erkennen, und der Stand des Millionnairs scheint ihm endlich doch der wünschenswertheste zu sein. Ref. gönnt ihm solchen von Herzen, denn wäre dieser in der Realität für ihn erreichbar, so wäre das Publicum sicher, daß er keine Zeile mehr schreiben würde. Als Arzt heißt der Hahn Doctor Hahnenfuß und macht die Homöopathie in seiner flachen Manier zur Fratze. Ein Doctor Festhahn (nach der Druckfehleranzeige Pesthahn) wird von 2 einander anfeindenden Regierungen in ihre gegenseitigen Gebiete hin und wieder geschickt, um sich durch Entvölkerung zu schaden. Auf diesen Hühnerwitz ist eine Masse des ermüdendsten Unsinns gepfropft. Als Philolog Hahnelius scheint wieder ein bestimmter Gelehrter gemeint zu werden, der in die Kenntniß der Accente den höchsten Werth der Wissenschaft legen und Jeden, dem diese Kenntniß abgeht, tief verachten soll. Als Modestutzer ist der Hahn auf herkömmliche Weise fade und albern, als Soldat gemein, als Bauer dumm, als Dichter erbärmlich. In der letztern Eigenschaft schildert er die Noth, d. i. die Geldnoth der Poeten im jämmerlichsten Tone. Der Herzog von Sachsen-Meiningen ist der einzige Fürst, von dem der Hahn weiß, daß er einem Dichter einen Jahrgehalt ohne Hof- und Kanzleidienst ausgesetzt hat. Man sieht, wie genau sich das Thier in der heutigen Literaturwelt umgesehen hat. Dieses Capitel schließt mit einigen Versen, die hinreichend sind, die deutschen Fürsten zu rechtfertigen, daß sie den Dich-

ter Hahn mit keiner Pension bedacht haben. Als Schulmeister wird ihm ein Braten vorgesetzt. O Schrecken! sein Blut geramn, sein Athem stockte u. s. w. Es war ein Hühnerbraten. Mit diesem Schlußwitz sagt er dem Menschenleben Ade und zieht sich in sein stilles Hühnerglück zurück. Die Henne gibt als adeliges Fräulein noch das beste Capitel; denn wenn auch die Verachtung des Bürgerstandes im wirklichen Leben niemals so schroff und bizarr hervortritt, als sie in der beliebten Uebertreibungsmanier der Hühnerpoesie geschildert wird, so muß doch die in unsern geselligen Verhältnissen gewissermaßen verdeckte und verkleidete innere Absurdität solcher Standesunterscheidungen, wenn man sie sich in einem ungebildeten oder verbildeten Gemüth als folgerecht gesteigert denkt, nothwendig zu Resultaten führen, die den hier ausgesprochenen an Tollheit nahe kommen. Auch als Gouvernante sagt die Henne manches Wahre, doch freilich ohne Geist und Witz. Beide fehlen dem Buche gänzlich; eine ähnliche Sterilität bei der höchsten Anstrengung der Kräfte ist Ref. niemals vorgekommen. Auf 321 Seiten kein einziger Einfall, über den man lachen könnte, kein treffender Vergleich, kein frappanter Gedanke. Die ganze Substanz ist lauwarme Hühnerbrühe in endloser Verdünnung. Dieses Hühnerpaar hat seine Bestimmung sehr schlecht erfüllt. Der Hahn, der die Menschheit erwecken sollte, schläfert sie ein und erweckt nichts als Langeweile und Ekel; die Henne, die nahrhafte Eier legen sollte, producirt nur Windeier. Beide lamentiren endlos über die Schlechtigkeit der Menschen und retten sich aus ihr nur dadurch, daß sie wieder Thiere werden. Wie sind sie doch so glücklich! Hätte ein Mensch, ein lebendiger Autor, diese trostlose Ansicht des Lebens, was könnte ihn bewegen, in einem solchen Hospital der Unheilbaren auch nur noch eine Stunde zu weilen; wäre er einen Schuß Pulver werth, so müßte er ihn an sich wenden, denn die Pforte in die unschuldige Thierwelt steht ihm nicht offen.

Genug von diesem Buche; es ist schlecht, aber merkwürdig für die Kunde der Thierwelt in moralischer und psychologischer Beziehung. Hrn. Herloßsohn gebührt das Lob, die Urschrift aus dem Thierischen vortrefflich und mit höchster Treue ins Deutsche übersetzt zu haben, und da, wo er selbst spricht, hat er die Sprache der Hühner sehr glücklich nachgeahmt. 103.

Aus Italien.

Die Laurenzianische Bibliothek zu Florenz besitzt einen bisher handschriftlichen Commentar der „Göttlichen Komödie" des Dante, der von den Herausgebern des Wörterbuchs der Crusca häufig benutzt und stets mit der Bezeichnung des buono, oder ottimo, oder antico angeführt wurde. Auch die Herausgeber der 1573 zu Florenz erschienenen Ausgabe des „Decameron" des Boccaccio, die auf Befehl des römischen Hofes von allen Anstößigkeiten gesäubert sein sollte (die Besorger waren aus der Mitte der Crusca ausgewählt, und die Ausgabe heißt daher „Edizione dei deputati"), hatten von dem Commentar des ottimo über Dante Kenntniß und empfahlen ihn wegen seiner Sprache und Sachkenntniß, wozu sie hinzufügten, daß Benvenuto von Imola ihn oft wörtlich benutzt habe. Durch diese und ähnliche Bezeichnungen erhielt sich das Andenken eines Werkes, das doch wol noch ungedruckt geblieben wäre, machte die Liebe zu dem unsterblichen Werke, a cui pose man e ciel e terra, nicht jedes Hülfsmittel willkommen, das zur Verständigung seiner Dunkelheit beitragen könnte. Endlich ist es unter dem Titel: „L'ottimo commento della divina commedia, testo inedito d'un contemporaneo di Dante, citato dagli accademici della Crusca" (Pisa, Capurro, 1827—29, 3 Bände, 8., 36 Francs) erschienen, zwar zunächst nach der Handschrift der Lorenzobibliothek, die diesen Commentar allein schon vollständig enthält, doch mit den nothwendigen Verbesserungen, welche die Nachlässigkeit, häufig die Unverständlichkeit dieses Manuscripts nothwendig machte. Die gewissenhafteste Sorgfalt ist angewandt worden, um übrigens diplomatische Genauigkeit zu erringen. Den Commentar selbst schrieben Einige dem Jacopo della Lana zu; Andere widersprachen dieser Meinung. Daß der Verf. aber ein toscanischer Ghibelline und wahrscheinlich Dominicanermönch war, ergibt sich, wie den Herausgebern vorkommt, aus den Noten, in denen sie auch Spuren finden wollen, daß der Verf. ein Zeitgenosse des Dichters war. Dionisi, der durch seine Ausgabe des Dante bekannt genug ist, fand diesen „besten" Commentator übrigens unendlich lang und breit. Der Verf. der Einleitung zur vorliegenden Ausgabe, Alessandro Torri, will das nicht finden, da Francesco da Buti und Benvenuto da Imola noch viel breiter wären. Ein für die Leser nicht eben beruhigender Schluß! Dem 1. Theile des gutgedruckten Werkes ist ein Bildniß des Dante, ein Stich nach dem angeblichen Bilde des Orgagna und eine Ansicht des Hungerthurms in Pisa beigegeben.

Landbau, als das erste Element des Nationalwohlstandes, findet jetzt in Italien immer allgemeinere Aufmunterung. Zu der Gesellschaft der Georgofili zu Florenz, die allen andern ein Muster wurde und durch Thätigkeit sich die Theilnahme sichert (der 6. Band ihrer Akten, mit sehr gehaltreichen Beiträgen, erschien 1828, 8.), ist seit dem 31. Jan. 1829 eine Accademia agraria zu Pesaro hinzugekommen, die für die reichen Gegenden der Mark von der wohlthätigsten Wirksamkeit zu werden verspricht. Sie hat durch „Esercitazioni dell' Accademia agraria di Pesaro, 1829" (Jahrg. 1) auch dem größern Publicum von ihrer Thätigkeit Zeugniß gegeben. An diese amtlichen Berichte schließt sich der „Guida per istruire gli agricoltori del Litorale sugli ingrassi e sui foraggi, compilata per ordine superiore dell' I. R. Società agraria di Gorizia" (Udine, 1829), der auch einen nützlichen Verein in seiner eingreifenden Theilnahme an dem Gesammtwohle kennen lehrt. Welcher Segen durch diese menschlichste Thätigkeit herbeigeführt werden könnte, beweist das Chianathal im Großherzogthum Toscana, ein Strich von 604 Quadratmiglien und von 109,510 Einwohnern bewohnt, der, wie das Linthtal in der Schweiz, ehe Escher es dem Strome abgewann, vor wenigen Jahren noch durch jährlich wiederkehrende Krankheiten mit endlicher Verödung bedroht war. Aber der Mensch hat in diesem reizenden Thale, wo 13° Réaumur die mittlere Temperatur sind, den wilden Naturkräften eine sichere Stätte abgewonnen, 15 Gemeinden erfreuen sich durch die Anstalten einer weisen Regierung in ihm einer gesündern Luft und sehen ihren Fleiß selbst auf den Bergen durch 4½ fürs Hundert ihrer Aussaaten, durch 7½ auf den Hügeln, durch 17 im Thale belohnt. Genaue Aufschlüsse über die Erfolge der bisherigen Bemühungen verdankt man einem durch seine Angaben sehr empfehlenswerthen Werke des Prof. der Naturgeschichte zu Siena, Joseph Giuli, der in seiner „Statistica agraria della valle di Chiane" (Pisa, 1828, 8.) die Ergebnisse 18jähriger Beobachtungen niedergelegt hat. Auch Piemont und Savoyen schließt sich an die Bemühungen der andern hesperischen Länder an, den Acker-

bau in Aufnahme zu bringen. Ein Professor an der Militairakademie zu Turin, Rocco Ragazzoni, gibt schon seit 1828 ein „Repertorio d'agricoltura pratica e d'economia domestica coll' aggiunta d'un bollettino tecnologico" heraus (Turin, Alliani, jährlich 12 Hefte), das gerade dadurch in seinem nächsten Kreise sehr nützlich wird, weil es durch nur erprobte Vorschläge den Vortheil der wissenschaftlichen Forschung darthut und den Vorwurf fortwährender Projectmacherei abwehrt. 35.

Urtheil eines Franzosen über das Werk: „Die Seherin von Prevorst". *)

Es wird nicht ohne Interesse sein, zu hören, wie das Urtheil in einem der besten literarischen Journale in Frankreich über ein Werk ausgefallen ist, welches unlängst unter uns erschien und leider ein neues Zeugniß gegeben hat, wie weit Eingenommenheit für eine Sache und einseitige Auffassung eines Gegenstandes achtbare Männer und Gelehrte irrezuführen vermag.

„Wir haben es hier", sagt der französische Beurtheiler des Kerner'schen Werkes in der „Revue encyclopédique", „mit 3 Visionnairen zu thun; der Heldin des Buchs, dem Herausgeber, welcher ein geachteter Dichter ist und in diesem Werke wahrhafte Prosa zu geben behauptet, und endlich dem Prof. Eschenmayer, welcher es sich nach besten Kräften angelegen sein läßt, uns zu überreden, daß es Gespenster gibt, oder daß die Geister aus der andern Welt mit den Menschen hier unten verkehren. Seit Jahren schon hat man uns sehr außerordentliche Dinge über die Wirkungen des Magnetismus und Somnambulismus erzählt, die Seherin von Prevorst übertrifft aber alle ihre Mitbewerberinnen. Sie war eine junge, zartgebaute Witwe, gebürtig aus dem Dorfe Prevorst in Würtemberg und begabt mit einer solchen Reizbarkeit, daß es hinreichte, ihr die Medicamente nur zu nähern, um dieselben die gleiche Wirkung auf sie hervorbringen zu lassen, als wenn sie sie genommen hätte. Der Dr. und Poet Kerner begann nun diese Person zu magnetisiren; zwar gelang es ihm nicht, sie dadurch zu heilen; im Gegentheil, sie starb; allein, in der Zeit zwischen Leben und Sterben fand ein Zwischenzustand, voll der merkwürdigsten Erscheinungen, bei ihr statt. Sie war nicht allein vollkommen über den Zustand und über den jedesmaligen Grad der Abnahme ihrer Kräfte im Klaren, was nicht schwer war, da sie in der Gegend des Magens einen Sonnen- und einen Lebenskreis hatte, auf welchem sich in fremdartigen Charakteren die ganze Geschichte ihres Lebens verzeichnet fand, sondern sie verkehrte auch mit den Geistern der andern Welt, von denen einige mindestens ein Jahrhundert zählten. In dieser Hinsicht vernimmt man zugleich, daß die Geister ebenfalls älter werden, und daß, wer z. B. hier als Kind starb, in der andern Welt erwachsen ist. Andere Personen haben ebenfalls nach Dr. Kerner's Versicherung diese Geister gesehen; man bemerkt sie mit den geistigen Augen, welche sich hinter den materiellen Augen befinden. Indeß scheint dieser Doppel- oder Hinterblick sich zu verändern; denn Alle, die diese Geister sahen, sahen sie nicht auf dieselbe Art. Ferner belehrt uns dies Buch, daß die Geister au courant der Angelegenheiten hier unten, selbst im Punkte der Literatur, sind; denn sie haben der Frau Hauffe (so nannte sich die Visionnaire) Bücher citirt, welche erst nach dem leiblichen Tode dieser erschienenen Wesen herausgekommen sind. Um uns jedoch völlig außer allen Zweifel über die Eigenschaften dieser in den Visionen der Seherin von Prevorst eine so große Rolle spielenden Geister zu setzen, versichert uns der Dr. und Poet Kerner, daß dieselben weder Engel noch Teufel, sondern eine Art von Mittelgeister und wegen ihres Mangels an Glauben an Jesus Christus Bewohner jenes Raumes im Himmel sind, den alte dogmatische Grübler den Seelen der Patriarchen vor der Geburt Christi sowie den Manen der vor der Taufe abgeschiedener Kinder einst anwiesen. Frau Hauffe war übrigens glücklich genug, ein halbes Dutzend dieser Mittelgeister zu bekehren, die nun auch ihren bisherigen Aufenthaltsort verlassen und in das Reich der Herrlichkeit eingegangen sind, was unstreitig das Beste gewesen ist, was die Seherin während ihrer Krankheit zu thun vermochte; aber die übrigen müssen nun freilich warten, bis ihnen eine neue Visionnaire einen gleichen Liebesdienst erweist. Sollte dies jedoch vorläufig sobald nicht geschehen können, so ist dies gewiß nicht die Schuld weder des Dr. Kerner noch des Prof. Eschenmayer; denn Beide lassen es sich wirklich recht ernstlich angelegen sein, uns zu überreden, daß in der That nichts wahrer sei als der Verkehr der Frau Hauffe mit der Geisterwelt. Sieht man aber ein solches Werk, wie das hier genannte, mitten unter so vielen tiefsinnigen Forschungen erscheinen und liest auf dem Titel desselben die Namen zweier geachteter Schriftsteller, dann ist man in Wahrheit versucht, über die Verirrungen des menschlichen Geistes zu seufzen, und bleibt verwundert bei dem Anblick einer solchen Durcheinandermengung von Licht und Finsterniß, Vernunft und Abgeschmacktheit stehen. Im 19. Jahrh. in die Träumereien des 16. zurückzusinken, ist ein trauriges Zeichen der Fortschritte der menschlichen Vernunft, und Hr. Kerner wird viel gute Verse machen müssen, um die lächerliche Prosa dieser „Seherin von Prevorst" vergessen zu machen". 9.

*) Vgl. Nr. 80—82 d. Bl. D. Red.

Merkwürdige Prophezeiung.

Der 1588 verstorbene Kanzler in Naumburg, Dr. Georg Arnold, hatte eine lateinische Lebensbeschreibung vom Kurfürst Moritz hinterlassen, von der Dav. Schirmer, Bibliothekar in Dresden, auf Veranlassung Kurfürst Christians II. 1601 eine deutsche Uebersetzung lieferte. *) Diese Uebersetzung gab Imman. Weber 1719 in Gießen heraus, und später Menken in „Script. rer. Germ." II, 1151 fg., wieder in einer guten lateinischen Uebersetzung. In einem dem Einsender vorliegenden gleichzeitigen Manuscript der Schirmer'schen Uebersetzung wird von Moritzens Feldzug, den er nach dem Abschluß des passauer Vertrags gegen die damals in Ungarn befindlichen Türken thut, erzählt, daß diese, als sie Moritzens Ankunft erfuhren, das Feld verlassen hätten und von den ungarischen Reitern verfolgt worden wären. „Damals", fährt alsdann der Geschichtschreiber fort, „ist auch Einer, der bei den Türken in großem Ansehen gewesen, von ihnen gefangen worden. Als dieser vor Kurfürst Moritz gebracht und mit ihm durch einen Dolmetscher geredet wurde, verzählte er sehr viel von der Türken Furcht; denn sie hätten eine Weissagung unter ihnen, derselbigen glaubten sie gewiß: daß ihnen nämlich dermaleins von einem Fürsten von Sachsen ein sehr großer Schade sollte zugefügt werden. Demnach er nun umb eine gewiße Summe Geldes losgelaßen wurde, kehrete er sich zu denen damals Anwesenden und sprach: er wollte nicht so viel Geld, als er ihnen auszahlen müßte, dafür nehmen, daß er diesen schwartzen Fürsten nicht sollte gesehen haben (denn also nenneten ihn die Türken wegen seiner schwarzen Rüstung)". Ob übrigens diese Thatsache wahr oder von Moritzens sehr lobendem Biographen zur Ausschmückung dieses übrigens unbedeutenden Feldzugs hinzugesetzt ist, ist wol schwer zu bestimmen. Jedenfalls aber gewinnt diese Erzählung jetzt einiges Interesse. 100.

*) Weinart in s. „Lit. d. sächs. Geschichte", II, 835, gibt fälschlich an, daß dies 1670 auf Befehl Johann Georgs II. geschehen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 118. — 28. April 1830.

Reformation in Italien.

In manchem Freunde des Protestantismus ist wol schon der Wunsch lebendig geworden, daß die Umbildung der religiösen Ideen und kirchlichen Formen, welche in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland ihren Anfang genommen hat, jenseits der Alpen im Schoß der römischen Hierarchie selbst von einem Heros der Wahrheit und des geistigen Rechtes ausgegangen sein sollte. Daran knüpft sich so leicht der sanguinische Gedanke, daß alsdann in einem größern Umfang und wol auch mit raschern Erfolge die ohnehin in der Natur des geistigen Lebens und im Wesen des Christenthums begründete Sache der Reformation sich entwickelt haben würde, wenn beim schnellen Aufglimmen des göttlichen Funkens in ihrer Nähe die gegnerische Hauptmacht überrascht, erschreckt und bei der getheilten Ansicht ihrer Umgebungen des zur Flamme angefachten Funkens nimmer Meisterin geworden wäre. Hingegen bedarf es wol nur einer Hinweisung auf die Bestrebungen und Schicksale des Savonarola im 15. Jahrhundert, der, unfern dem römischen Stuhle, zu Florenz, gegen die Verunstaltung des kirchlichen Lebens und gegen das despotische Princip der Kirchenverfassung aufgetreten war, und der seine feurigen Reden, seine uneigennützigen Absichten und Wünsche mit dem Feuertode büßen mußte. Hier zeigt sich die Wachsamkeit der Curie, die, wie von einem bösen Gewissen zur ununterbrochenen Furcht und zu argwöhnischem Lauern gereizt, alle Spuren des Abfalls von den Meinungen und Anstalten ihres Systems wahrzunehmen, die leiseste Opposition gegen ihren unbedingten Willen und ihre weltliche Alleinherrschaft grausam zu rächen wußte. Nehmen wir dazu das beinahe durchgängige Schweigen der Geschichte, so weit ihre Quellen bisher dem gebildeten Publicum zugänglich gemacht worden sind, über reformatorische Pläne und Bewegungen in Italien während der Zeit, die in dem europäischen Norden das Licht nicht allein der Wissenschaften und Künste, sondern auch der geläuterten Religionsansicht und des veredelten kirchlichen Zustandes aufsteckte: so ist man versucht, den Sieg des hierarchischen Princips in Italien durch Herbeiführung einer vollständigen Gebundenheit der Geister für jene Periode zuzugeben; wie denn alte und neue Zeugnisse der Geschichte Italiens dahin leiten, daß eine religiöse Apathie, eine auf Unglaube und Skepticismus bei den Einen, auf Aberglauben und dumpfem Knechtssinn bei den Andern ruhende Gleichgültigkeit gegen den Geist der Religiosität und des Christenthums seit Jahrhunderten in dem durch die Natur so reich gesegneten Lande, zunächst in den Mauern und in den nächsten Umgebungen der in der vollsten Bedeutung sogenannten Weltstadt Rom, sich festgesetzt habe. Um so schmerzlicher ist diese Erfahrung als ein Zeugniß von der zerstörenden Gewalt des Bösen, der das Licht erstickenden Finsterniß, je herrlicher aus der frühern Geschichte der freie Sinn, die selbständige Kraft und der helle Blick ganzer Gesellschaften und Staaten, wie einzelner Individuen, in Italien hervorleuchten. Wie sehr contrastirt gegen die kräftige Stellung der mailändischen Kirche bis ins 11. Jahrhundert herab, und gegen die bis zum Untergange und zur Vertreibung bewahrte Opposition der Waldenser das absolute System, dem sich später Italien, wie die übrige Christenheit des Abendlandes, unterwarf; — gegen die derben Lieder der Troubadours, welche den gesunkenen Zustand der Kirche und des Klerus mit beißender Zunge schildern, gegen die Satyren eines Boccaccio, gegen die aufgeklärten Urtheile Petrarca's, gegen das tragische Weltgericht Dante's in seiner „Göttlichen Komödie", jenes stumme Zuschauen der Gelehrten und Gebildeten, wie des Volkes in Italien, bei den stürmischen Bewegungen der Kirche im Auslande, welchen die Autorität des Papstes, die Weisheit und Beredtsamkeit der Bischöfe, Priester und Mönche, die gesammte Waffenmacht der katholischen Fürsten nicht gewachsen war, um sie zu vernichten und Alles in den vorigen alten Zustand zurückzudrängen! Diese Theilnahmlosigkeit erscheint in keinem bessern Lichte, wenn nachgewiesen wird, daß sie mit äußerm Interesse des Gewinnes und der Ehre zusammenhing; daß mancher edlere Gedanke und manche heilige Ueberzeugung dem Vortheil, welchen die päpstliche Hofhaltung dem umherwohnenden Volke brachte, und dem Stolze, das Oberhaupt der Kirche, den Herrn der Welt, zu dem Alles demüthig kommen, auf den Aller Augen sehen, von dem Aller

Schicksale ausgehen müssen, in seiner Mitte zu beherbergen, geopfert worden war.

Zur Ehre der Menschheit ist dagegen die Entdeckung gemacht, daß Italien nicht blos kalte und blöde Zuschauerin der kirchlichen Reformation des 16. Jahrhunderts gewesen. Die römisch-katholischen Schriftsteller scheinen frühzeitig übereingekommen zu sein, über einen zugleich undankbaren und gefährlichen Gegenstand hinwegzuschlüpfen, oder wenn sie ihn ja berühren, so stellen sie jede vorgefallene Bewegung als außerordentlich geringfügig und vorübergehend und als das Werk einiger wenigen bedeutungslosen Individuen dar, welche sich durch Neuerungssucht hätten verleiten lassen. Thatsachen in Werken, die zur Zeit des reformatorischen Kampfes geschrieben worden waren, wurden sorgfältig unterdrückt, Stellen alter Bücher ausgemerzt oder verändert in spätern Ausgaben u. s. w. Aber noch jetzt findet der unermüdete Forscher der Geschichte in den ältesten Ausgaben die ursprünglichen Notizen, er sammelt in den Briefen, Denkwürdigkeiten, Zueignungsschriften, Büchervorreden der verschiedensten Personen jener Periode die erfreulichsten Data über den Antheil, den Italien am Reformationswerke genommen; Data, die freilich ebenso betrübend auf der andern Seite beim Blick auf die furchtbaren Maßregeln und Thatsachen zur Unterdrückung der neuen Lehren und zur Ausrottung der bis nach Rom hin verbreiteten protestantischen Gemeinden sind. Wären die Inquisitionsarchive Italiens zur Benutzung geöffnet, wie sie es in Spanien für die Bearbeitung der dortigen Kirchengeschichte eine Zeitlang waren, so hätte die Untersuchung allerdings weniger Mühe. Aber Dank sei es dem schottischen Gelehrten, Thomas M'Crie, welcher die zum Gewinn eines sichern Resultats erfoderliche Anstrengung nicht scheute und mit gewissenhafter Benutzung der Vorarbeiten Schelhorn's, da Porta's, Sismondi's u. A., doch ohne zuerst noch das verwandte Werk von Daniel Gerdes („Specimen Italiae reformatae", 1765) zu kennen, zu Aufschlüssen gelangte, welche das gelehrte Buch von Gerdes theils bestätigt, theils berichtigt haben. Diese neue höchst wichtige Arbeit liegt in einer deutschen Uebersetzung vor uns, deren Titel ist: „Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im 16. Jahrhundert, nebst einem Abrisse der Reformation in Graubünden. Aus dem Englischen des Thomas M'Crie, herausgegeben, mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet von G. Friederich" (Leipzig, Hinrichs, 1829, gr. 8., 1 Thlr. 21 Gr.).

Wir können uns hier nicht damit aufhalten, das Unbehülfliche und Schwerfällige der Uebersetzung an mehren Punkten, namentlich in der zweiten Hälfte des Buches, sowie die großen Unrichtigkeiten des Druckes zu rügen. Ein solches Werk verdiente in der That die höchste Aufmerksamkeit in der Uebertragung und in der typographischen Treue. Auch wäre, so wohlgemeint die Worte der Vorrede und die Anmerkungen des Herrn Pastors Friederich in Frankfurt sind, dennoch zu wünschen gewesen, daß ein eigentlicher deutscher Kirchengeschichtsforscher sich der Sache angenommen und aus den Documenten deutscher Bibliotheken theils Berichtigungen theils Erläuterungen und weitere Thatsachen beigebracht hätte. Indeß sind wir dem eifrigen Redacteur des „Protestanten" für seine Absicht, das englische Werk in das deutsche Publicum einzuführen, allen Dank schuldig.

In 5 Capiteln wird die Geschichte der Reformation in Italien von M'Crie abgehandelt. Das 1. Capitel schildert den Zustand der Religion in Italien vor dem Zeitpunkte der Reformation. Neben dem freien Sinne, welcher im 9. Jahrhundert den Bischof Claudius von Turin, bis ins 11. die mailändischen Bischöfe, vom 12. an die Waldenser bis zu ihrer Austreibung beseelte, neben den Liedern der Troubadours und anderer italienischen Dichter, neben den freisinnigen Studien eines Laurentius Valla, Poggio Bracciolini, Battista u. A., neben dem Aufwachen der griechischen Literatur und anderer, namentlich speculativen Wissenschaften, deren Beförderer zwar unmittelbar keine religiöse Bedürfnisse zu einer Reformation der Kirche fühlten, nichtsdestoweniger jedoch ihrem Anbruch vorarbeiteten: neben diesen Erscheinungen ist besonders merkwürdig eine protestantische Gemeinde, welche sich seit 1370 in Calabrien befand und, erst durch ihre Berührung mit den Reformirten des 16. Jahrhunderts bekannt geworden, den grausamsten Untergang erfuhr. Von den vertriebenen Waldensern hatten nämlich einige sich wieder nach Italien auf den Weg gemacht, um in dem alten geliebten Vaterlande sich nach einer bequemen Niederlassung umzusehen. Da sie in Calabrien einen unbebauten und dünn bevölkerten District entdeckt hatten, so handelten sie mit den Eigenthümern des Bodens, worauf eine große Anzahl der Ihrigen aus den Thälern von Pragela dorthin wanderte. Das Gedeihen der neuen Ansiedler erregte den Neid der benachbarten Landbewohner, welche darüber aufgebracht waren, daß sie sich von ihnen absonderten und an ihren Gelagen und Zerstreuungen nicht Theil nehmen wollten. Da die Priester fanden, daß sie von ihnen nichts als den Zehenten erhielten, den sie jedoch nach den mit den Eigenthümern eingegangenen Verbindlichkeiten regelmäßig entrichteten, und wahrnahmen, daß sie ihre Todten nicht mit den gewöhnlichen Ceremonien begruben, in ihren Capellen keine Heiligenbilder hatten, nicht nach geheiligten Orten wallfahrteten und ihre Kinder durch fremde Lehrer erziehen ließen, so erhoben sie ein Geschrei der Ketzerei gegen diese einfachen und arglosen Fremdlinge. Allein, die Gutsbesitzer, vergnügt, ihre Güter so sehr verbessert und von Dem, was ihnen vorher nichts eingetragen hatte, reichliche Renten eingehen zu sehen, verwendeten sich zu Gunsten ihrer Pächter; und da überdies die Geistlichen ihre Zehenten jährlich vermehrt sahen, so beschlossen sie klüglich, stille zu schweigen. Die Colonie erhielt Zuwachs aus Frankreich und Piemont und blühte, als die Reformation in Italien zu

dämmern anfing (S. 8, 9). Sie war ein Heiligthum christlicher Tugend und Frömmigkeit, während ringsumher in der Halbinsel ein dem Geiste der Religion fremder Prunk den Gottesdienst repräsentirte, und vom Throne bis in die Hütten der evangelische Unterricht und eine lebendige Kirchenzucht verschwunden war.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Écarté, or, the Salons of Paris. 3 Bände. London, 1829.
2. Life in the West, or, the curtain drawn. A novel. Containing sketches, scenes, conversations and anecdotes of the last importances to families and men of rank, fashion and fortune. Founded on facts. By a flat enlightened. 2 Bände. London, 1828.

Beide Schriften erwerben ihren menschenfreundlichen Verfassern den Ruhm, die Syrenen der Spielwuth entlarvt und das namenlose Unheil, was sie stiften, kundbar gemacht zu haben. Wir heben einige Hauptgedanken und Hauptthatsachen aus. Die Mehrzahl der Spieler (es ist hier stets vom Hazardspiel die Rede) sind — Verlierer. Wer im Spiele verliert, verliert nicht blos sein Geld, sondern auch seine Zeit und seine sonstigen Gewohnheiten einer regelmäßigen Lebensordnung in Bezug auf Betriebsamkeit, Aufmerksamkeit und Ausdauer für Alles, was nicht jenen Alles verschlingenden Gegenstand, das Spiel, betrifft. Und mit jenen schönen Gewohnheiten verliert er zugleich die Mittel, das verlorene Geld auf eine ehrliche und erfolgreiche Weise wiederzugewinnen. So schabet er sich selbst und zugleich auch der menschlichen Gesellschaft und wird nicht nur ein unglücklicher Mensch, sondern auch ein schlechter Bürger.

Für die Gesetzgebung treten 3 Erwägungen hervor: 1) Ob unter gewissen Bedingungen, z. B. nach gewissen Vorschriften und für eine jährliche Abgabe Spielhäuser unter Aufsicht der Polizei stattfinden sollen wie in Frankreich; oder 2) ob Spielhäuser gänzlich verboten sein sollen wie in England; oder 3) ob man ihnen wie jedem andern Geschäftszweige freien Lauf lassen soll. Was den ersten Fall, der in Frankreich gilt, betrifft, so möchte es doch sehr mislich sein, einer an sich verderblichen Sache durch gesetzliche Gestattung ein öffentliches Ansehen zu ertheilen, wodurch es in den Augen der Menge als etwas Ordnungsmäßiges und Beifallswerthes erscheint. Deshalb werden denn auch in Frankreich die Spielhäuser von allen Ständen wie jeder andere öffentliche Vergnügungsort besucht. Die Spielhäuser vom ersten Range sind der Salon und Frascati. Diese sind glänzend ausgestattet und der Aristokratie gewidmet. Die Spielhäuser vom zweiten Range umschließt das Palais Royal. Sie werden ebenso regelmäßig zu bestimmten Stunden geöffnet wie die Bureaux. In den Spielhäusern vom ersten Range fehlt es weder an Pracht noch an irgend einer Art von Lockspeise für reiche Lüstlinge. Dahin gehörten bisher besonders „Buhlerinnen von der reizendsten Außenseite". Sie nahmen, wie es schien, nur am Spieltische Theil, betrieben aber eigentlich manche andere Geschäfte. Was ihre Theilnahme am Spiele betrifft, so verloren sie (zum Besten der Unternehmer des Spielhauses) beträchtliche Summen, wo denn ihre Anbeter nicht umhinkonnten, ihnen immer von Neuem die schönen Hände zu füllen. Und fehlte es nun endlich auch wol diesen freigebigen Liebhabern an Geld, nun! so waren immer Wucherer bei der Hand, die, auf Fürsprache jener Damen, die mit den Finanzen der Anbeter sich bekanntzumachen gesucht hatten, Vorschüsse leisteten; und das verpflichtete denn zu neuen Erkenntlichkeiten. Gewöhnlich hatten diese Damen ihre insgeheim begünstigten Freunde, welche sich an unbesonnene Fremdlinge anschlossen und selbige in das Netz jener Syrenen lockten (s. „Écarté", II, S. 250). In den Spielhäusern vom ersten Range steigt der Satz von 5 Fr. bis zu 12,000. Höher darf Niemand setzen. Diese Anordnung kommt den Bankhaltern zu gute, indem sie nun auch jeden kleinern Gewinn mitnehmen, aber doch nicht plötzlich gesprengt werden können. Durch die kleinern Einsätze geht eine Menge junger Leute, besonders Studenten, zu Grunde. Die Spielhäuser vom zweiten Range öffnen sich besonders den Handwerkern, Kramern u. dgl. Und nur zu oft geht der Weg von da schnurstracks in — die Seine. Deshalb ruft mit Recht der Verf. aus: „Mögen die Lilien Frankreichs noch bleicher werden als sie es schon sind! Denn es ladet das Unglück und die Entsittlichung seiner Kinder auf sein eignes schuldvolles Haupt. Dem scheußlichen Laster des Spiels, von der Regierung selbst genährt und aufgemuntert, muß man die abscheulichsten Verbrechen zuschreiben. Von der Verarmung, welche die Verstattung des Spiels veranlaßt, wird jener revolutionnaire Geist ausgebrütet, der durch alle Classen der franz. Bevölkerung schleicht. Menschen, deren Glück zerstört ist, suchen nun in einer Veränderung der Dynastie und der Ereignisse eigentlich nur eine Veränderung ihrer eignen Umstände und ihrer Stellung in der Gesellschaft, und kümmern sich nicht darum, durch welcherlei Mittel sie solches bewirken mögen. Stets sind sie bereit, dem ersten Demagogen, der die schwarze Fahne erhebt, zu folgen". — Besonders noch stellt die franz. Regierung sich aber dadurch in ein höchst widerwärtiges Licht, daß sie auf der einen Seite Spielhäuser verstattet, wenn — diese sie selbst an dem Raube Theil nehmen lassen; aber auf der andern Seite es unter schweren Strafen verbietet, Spielhäuser auf eigne Rechnung, ohne Abgabe an den Staat, zu halten. Einen starken Zuwachs erhält jenes widerwärtige Licht dadurch, daß die franz. Regierung durch jene Verstattung von Spielhäusern, die doch schon eine sehr hohe Steuer zahlen, obenein nicht sowol darauf auszugehen scheint, auf Kosten des Beutels, der Zeit, der Sittlichkeit und des Glücks ihrer eignen Unterthanen ein Profitchen zu machen, sondern daß sie vorzugsweise den Ausländern die Taschen zu leeren sucht. Denn den eingeborenen Franzosen dürfen die Wucherer, die in den Spielhäusern stets zur Hand sind, nicht wohl bedeutende Vorschüsse zu machen wagen, weil, nach den franz. Gesetzen, ein franz. Schuldner in einer Zeit, die nicht 5 Jahre übersteigen darf, jede Schuld absitzen kann und darnach von aller Verfolgung frei ist, der Ausländer aber lebenslang verfolgt werden und schwerlich aus Frankreich entweichen kann, weil sein Name u. s. w. in die Polizeilisten eingetragen wird, wo dann die Polizeiofficianten für eine Erkenntlichkeit es gern übernehmen, den Gläubigern einen Wink zu geben, wenn etwa ein Zugvogel, der aber ohne Paß nicht von der Stelle kann, die Fittige rührt, um davonzufliegen.

Was die englischen Spielhäuser betrifft, so sind sie bei scharfer Strafe verboten. Da ihnen hiermit der Schandfleck der Gesetzwidrigkeit aufgedrückt wird, so hat dieses die Folge, daß die öffentliche Meinung wider sie ist, und daß Diejenigen, welche sie besuchen, Ruf und Vertrauen zu verlieren fürchten müssen. Unter diesen Umständen werden denn nun die Spielhäuser nur noch von 2 Classen besucht, nämlich 1) von solchen Personen, welche über einer Berücksichtigung des Rufs stehen, und 2) von solchen, welche tief unter derselben stehen. Zu der ersten Classe gehören die Aristokraten, die Reichen, die Vornehmen, der Adel; zu der zweiten Diejenigen, welche von den Untugenden jener ersten Classe leben, nämlich: Kuppler, Schmarotzer, Beutelschneider, Raufbolde u. dgl. Beide oben bezeichnete Classen abhorriren Alles, was einer regelmäßigen und ehrenwerthen Thätigkeit ähnlich sieht. Lediglich Dem, was für sie ein Zeitvertreib und eine Lust ist, jagen sie nach. Hazardspiel ist zwar weder eine ehrenwerthe noch nützliche und erfolgreiche Anwendung der Zeit; aber eben darum ist es, nach

den Begriffen jener Classe, eine aristokratische, eine vornehme Beschäftigung. Ernste, anhaltende, mühevolle Thätigkeit des Körpers oder der Seele ist, wie Jene meinen, das schmuzige Loos des gemeinen Menschen.

Nun noch ein Wort von der Beschaffenheit der britischen Spielhäuser! Da sie verboten sind, verstecken sie sich hinter den unverdächtigen Namen Club. Gemeinhin aber nennt man sie sehr bezeichnend Höllen. Die vornehmste derselben (Fischhändlershalle) kostete bei der ersten Einrichtung 40,000 Pf. St. Auch ist es in der That das von Außen und Innen glänzendste Haus in der ganzen Nachbarschaft. Die Unternehmer lassen Einladungen zu einem Mittagsmahle an die Liebhaber ergehen. Es wird köstlich gespeist. Es fehlt an nichts, am wenigsten aber an berauschenden Weinen. Wenn dann die Augen trübe und die leeren Köpfe mit Dunst gefüllt sind, geht es in ein Nebenzimmer an die Spieltafel. Da wagt man von 10,000 bis 30,000 Pf. hinauf. Das Meiste geht, wie sich von selbst versteht, verloren. Die Unternehmer eines solchen Spielhauses (Kuppler, verdorbene Spieler, Oekonomen, Kaufleute, Kabulisten, Roßkämme, Lakaien x.) gewinnen im Jahre öfters 150,000 Pf. Ansehnlich muß der Gewinn aber auch sein, denn die Kosten der Unterhaltung sind nicht gering. Die Helfershelfer am Spieltische, die Aufwärter, die Thürsteher, die Aufpasser und Schildwachen (gegen Polizeiüberfälle), die Bestechungen der Polizei selbst erfodern bedeutende Summen. Die Ausgaben in der Haupthölle belaufen sich wöchentlich auf 1000 Pf. St. Die Thüren, welche in das Pandämonium führen, sind stark mit Eisenblech beschlagen; eine unten an der Treppe, eine zweite oben, eine dritte am Spielzimmer selbst. In jeder befindet sich ein kleines, rundes Glas, wodurch der Thürsteher Diejenigen, welche Einlaß begehren, zuvor sorgfältig aufs Korn nimmt. Die Schande, welche in England diese Höllen umgibt, wirkt denn aber doch so viel, daß der wahrhaft ehrenwerthe, fleißige, rechtliche Theil der Gesellschaft sich von solchen Tummelplätzen der Niederträchtigkeit entfernt hält. In Frankreich hingegen, wo sie für gesetzliche Vergnügungsörter gelten, sieht man nicht blos den vor Langweile gähnenden Adel, sondern auch öffentliche Beamte und sonst ganz achtbare Geschäftsmänner daselbst ein- und ausgehen, ohne daß Ruf und Vertrauen dadurch merkbar leiden.

Daß da, wo die Gesetzgebung die Spielhäuser weder verbietet noch privilegirt, sondern ihnen nur wie andern Geschäftszweigen freien Lauf läßt, sie häufiger besucht werden als da, wo sie gesetzlich verboten und hierdurch mit einem Schandfleck bezeichnet sind, bedarf keiner weitern Beweise. 6.

Denkwürdigkeiten eines jungen Adjutanten Napoleon Bonaparte's, niedergeschrieben von dessen Kammerdiener. Frei nach dem Französischen bearbeitet. Herausgegeben von L. Kruse. 2 Bände. Hamburg, Herold. 1829. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Herausgeber Hr. Kruse bemerkt in einem Vorwort, daß das Buch nicht von ihm selbst, sondern von einer Dame aus dem Französischen übersetzt sei und nur unter seinen Auspicien erscheine, wonach also ein falscher Verf. auf dem Titel angeführt, und der Theil des Publicums, welcher ein von Hrn. Kruse verfaßtes, nicht blos von ihm begünstigtes Werk sich anzuschaffen glaubte, offenbar getäuscht wird. Noch mehr irrt man sich, wenn man aus dem Titel auf Nachrichten aus dem Leben Napoleons zu schließen meint. Das Buch enthält durchaus weiter nichts als die unbedeutenden Liebesgeschichten eines unbedeutenden jungen Franzosen, worein einige Notizen über das gesellige Leben zur Zeit des Directoriums, welche höchstens ein Localinteresse haben, verwebt sind, während der italienische Feldzug nur deshalb eingeflochten ist, um einige längst bekannte historische Facta zu erzählen und dem Helden des Buchs Gelegenheit zu geben, einer reizbaren Italienerin eine solche Neigung einzuflößen, daß eine Unhöflichkeit von ihm sie zu dem Entschluß bringt, sich zu vergiften. Eine häufige Erwähnung der „Héloise“ von Rousseau ist eine wahre Entweihung jenes ebenso tief gefühlten als gedachten Meisterwerks und läßt das bekannte, dem großen Dichter und Denker von einer geistreichen Frau zugeflüsterte Wort: „Jean Jaques, on ne t'entendra pas“, als eine noch über das Grab hinausgehende Prophezeiung erscheinen. Unter den mannichfachen Uebersetzungsfehlern, welche jedoch zum Theil Druckfehler sein können, ist besonders die Stelle (S. 204) sinnentstellend, wo Napoleon im italienischen Feldzug 1796 Orden vertheilt, welche Decorationen zwar später das Kaiserthum, nicht aber die Republik kannte, und offenbar hat im Original der Feldherr Befehle (ordres), nicht aber Orden ertheilt. Da die französische Sprache den Vorzug hat, daß Oberflächlichkeiten schneller und daher weniger störend an dem Leser vorbeigleiten als in unserer ernstern Sprache, so scheint mir das vorliegende Buch überhaupt nicht zu einer Uebersetzung sich zu eignen, und ich vermag nicht, gleich dem Herausgeber, es einem Schmetterling zu vergleichen, da dieses Bild auf ein erfreuliches Farbenspiel hinweist, welches ganz fehlt, noch mehr aber die damit verbundene Ahnung einer schwebenden Psyche völlig unanwendbar ist. 53.

Bilder für die Jugend, herausgegeben von E. von Houwald. Zweiter Band. Mit 12 Kupfern. Leipzig, Göschen. 1830. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Der 2. Jahrgang einer schätzbaren Sammlung anschaulicher Darstellungen weicht an Schönheit und Güte dem 1. nicht und übertrifft ihn vielleicht. Der Jugend gewidmet, ihr zugänglich und gewiß ebenso heilsam als erfreulich, nimmt er auch das reifere Alter in Anspruch und kann in seiner Gediegenheit nur von diesem geschätzt werden. Das Märchen: „Die Bärenburg“, gründet sich auf eine Sage, die in allen Provinzen Deutschlands Heimathsrecht erworben hat, und wovon in alten Familien Erinnerungszeichen aufbewahrt werden; nur weiß ihr dieser Sokratische Erzähler einen Sinn abzugewinnen, den Gläubige und Ungläubige reines Herzens willig mit ihm theilen. Zwei andere Erzählungen: „Sieg und Segen“ und „Richtet nicht“, gehören der Frau von Stümmer und sind der ehrenvollen Aufnahme werth. Das kleine, versificirte Drama: „Die Versöhnung“, kann für ein Meisterstück gelten und muß, wie im Lesen, so auf großen und kleinen Bühnen Glück machen. Es berührt ein überaus zartes Verhältniß, dessen Entwickelung man vor dem Schluß nicht durchschaut, obgleich man den Charakterzügen der handelnden Personen erst bei gern wiederholter Ansicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt; auch fehlt es nicht an feinkomischen Zügen, die der Herzlichkeit des Ganzen das Siegel der Wahrheit aufdrücken. Dem eigentlichen, entschiedenen Lustspiel gehört „Vielliebchen“, das daher auch von Rechtswegen in Prosa geschrieben ist und bei der Vorstellung noch mehr als im Zimmer gewinnen kann. Den Schluß machen Erinnerungen an ausgezeichnete Menschen, Cicero, Albrecht Dürer, Iffland, Penn und Washington. Die historischen und landschaftlichen Kupfer befriedigen das Auge und versinnlichen den Vortrag. Druck und Papier sind dem Vertrauen angemessen, das man zu dieser Verlagshandlung hegt. Inneres und Aeußeres, Gedanken und Einkleidung, redende und zeichnende Kunst vereinigen sich, der willkommenen Erscheinung einen Werth zu ertheilen, der den wechselnden Geschmack flüchtiger Zeit überleben wird. 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 119. — 29. April 1830.

Reformation in Italien.

(Beschluß aus Nr. 118.)

Die ersten Funken der Reformation weckte im übrigen Italien die protestantische Literatur aus Deutschland und der Schweiz. Trotz dem Schrecken der päpstlichen Bullen und trotz der Thätigkeit Derjenigen, welche über ihre Ausführung wachten, wurden die Schriften Luther's, Melanchthon's, Zwingli's und Bucer's in Umlauf gesetzt und überall mit Begierde und Vergnügen gelesen. Einige derselben waren in das Italienische übersetzt, und, um der Wachsamkeit der Inquisitoren zu entgehen, unter entstellten oder erdichteten Namen herausgegeben worden, durch welches Mittel sie ihren Weg bis nach Rom und selbst bis in den vaticanischen Palast fanden, sodaß die Bischöfe und Cardinäle bisweilen, ohne daß sie es wußten, Werke mit Beifall lasen, die sie nach Entdeckung der wahren Verf. genöthigt waren als gefährlich und ketzerisch zu verwerfen (S. 36 fg.). Durch das Studium der biblischen Urkunden und durch die Uebersetzung des Neuen Testaments ins Italienische von Antonio Brucioli aus Florenz, die dem Geiste und Geschmacke der Zeit näher stand als eine frühere von Malermi aus dem 15. Jahrhundert, wurde die allgemeinere Begünstigung der Reformation gefördert. Dazu wirkten ferner die Reisen junger Deutschen und Schweizer, um auf italienischen Universitäten ihre Studien zu machen, Briefwechsel zwischen Italien und dem Norden, und namentlich die Heereszüge Karls V. in Italien. Die deutschen Soldaten, die unter dem Herzog von Bourbon Rom eingenommen hatten und das Castell S.-Angelo belagerten, trieben freien Scherz mit Allem, was bis dahin hoch und heilig war gehalten worden. Sie führten sogar unter den Fenstern des im Castell eingeschlossenen Papstes ein Possenspiel auf, wobei Einer von ihnen den Papst darstellte, unter Trompeten- und Paukenschall, von seinen Cardinälen begleitet, die Aufhebung der in Schlamm und Verderben gesunkenen Kirche verkündigte, die Schandthaten der Päpste herzählte und die umherstehende Schar auffoderte, mit ihm den Doctor Luther zu bitten, daß er St.-Peters Schiff wieder in guten Stand setzen wolle; worauf der ganze Trupp Soldaten die Hände in die Höhe streckte und ausrief: „Lange lebe Papst Luther! Lange lebe Papst Luther!" Die Hauptsachen dieser Erzählung werden von den papistischen Schriftstellern Cochläus und Spondanus bestätigt.

Die wichtigsten Punkte Italiens, auf welchen die Reformation Wurzel gefaßt hat, sind Ferrara, Modena, Bologna, Venedig, Mailand, Neapel, Lucca, Siena. Zur Aufnahme freierer Ideen über Glauben und Kirchenwesen trugen besonders Vieles die blühenden Akademien bei, auf welchen die geistreichsten Männer des Landes ihre Kräfte entfalteten und ihren Ansichten den Weg ins Publicum bahnten. In Modena war es vornehmlich der Sicilier Paolo Ricci, welcher die protestantischen Vorstellungen in Umlauf setzte und es dahin brachte, daß die neuen Prediger sogar die Kanzel bestiegen; von dem schnellen Aufschwunge der Reformation in Modena kam bald das Gerücht nach Deutschland und veranlaßte hier ein glückwünschendes und zugleich berathendes Schreiben Bucer's an die junge Gemeinde, welches wir noch besitzen. In Ferrara fand die neue Lehre einen willkommenen Halt am Hofe in der Herzogin Renée, Gemahlin Herkules II. von Este, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich. Sie hatte bei ihrer Mutter Margaretha von Navarra die Neigung zum Protestantismus eingesogen und zog die denkenden Köpfe und gebildeten Geister Italiens in ihre Nähe, indem sie still und sorgsam die Entwickelung der Reformation beachtete, sich in der evangelischen Lehre befestigte und viele Bekenner derselben theils unter ihren Schutz nahm, theils auf andere Weise unterstützte. Calvin kam nach Ferrara und hielt sich unter dem angenommenen Namen von Charles Heppeville einige Monate daselbst am herzoglichen Hofe auf. Er wurde von Renée mit der größten Auszeichnung aufgenommen und sie durch seinen Unterricht in dem protestantischen Glauben bestärkt. Während hier in Mailand, in Bologna und Modena, sowie im südlichern Italien die Reformation mehr durch schweizerische Lehrer und Schriften Eingang fand, gingen die protestantischen Gemeinden in Venedig und in dessen Gebiet vorzugsweise von den Schriften Luther's, Melanchthon's und ihrer Freunde aus. Es kam hier, trotz päpstlichen Bullen, nahe dazu, daß die Gemeinden sich öffentlich gestaltet hätten, da in Venedig mehre Mitglieder des Senats die religiösen Bewegungen gut-

hießen und auf dem Lande die Localbehörden die Ausführung der inquisitorischen Gebote erschwerten oder hintertrieben. „Wäre", sagt M'Crie (S. 95), „Venedig von dem römischen Hofe zu damaliger Zeit auf dieselbe Weise behandelt worden, wie es im Anfange des 17. Jahrhunderts geschah, so würde sich die Republik höchst wahrscheinlich zu Gunsten der Reformation erklärt haben, in welchem Falle sie ihre politische Unabhängigkeit wol bis auf diesen Tag erhalten haben möchte, wenn sie auch nicht wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangt wäre". In Neapel verdankte die Reformation ihr Aufkommen weniger den deutschen Soldaten Karls V., noch den in ihren calabrischen Thälern eingeschlossenen Waldensern, als dem aufgeklärten Geiste eines Spaniers, Juan Valdez, der, nach Caraccioli, „eine weit größere Niederlage unter den Seelen anrichtete, als jene Tausende von ketzerischen Soldaten vermocht hatten". Als Secretair des Vicekönigs, fand er überall Zutritt. Gebildet am Geist und von einnehmenden Sitten, gewann er Aller Herzen. Durch Privatbelehrung brachte er Viele der angesehensten Laien zum evangelischen Glauben. Vornehmlich aber erzog er 2 Jünglinge zu Predigern der biblischen Lehre, welche nachher der Reformation nicht blos in Italien, sondern nach ihrer Flucht aus dem Vaterlande auch in andern Ländern, namentlich in der Schweiz, große Dienste geleistet haben, Bernardino Ochino oder Ocello von Siena, und Peter Martyr Vermigli aus Florenz. Diese beiden Letztern waren katholische Priester und Mönche. Nicht aber blos Priester, sondern auch Bischöfe bekehrten sich zum neuen Glauben, und sogar mehre Cardinäle hatte man im Verdacht, das Gift der Neuerungen eingesogen zu haben. Namentlich ist lesenswerth, was von den beiden Brüdern Vergerio, Bischöfen zu Capo d'Istria und Polo, erzählt wird, daß sie, mit einer gelehrten Widerlegung des Protestantismus beschäftigt, die Unwiderlegbarkeit der evangelischen Grundsätze einsahen und sich zu denselben bekannten.

So war der Same aufgegangen. Der Anblick davon erhob Manchen zu den kühnsten Hoffnungen des vollständigen Sieges. Aber der Sieg war einer spätern Zeit, die auch für uns noch Zukunft ist, aufbehalten. Die schöne Pflanzschule des 16. Jahrhunderts sollte ausgereutet werden. Doch nicht allein die Bemühungen der römischen Partei untergruben das Fortbestehen protestantischer Gemeinden in Italien. An der Auflösung derselben waren großentheils die unter den Mitgliedern selbst ausgebrochenen Streitigkeiten Schuld. Hierher gehört namentlich der leidige deutsche Abendmahlsstreit, in welchem zwar Bucer mit der ihm eignen Milde und Friedfertigkeit die Gemüther der italienischen Protestanten zu beruhigen und in gegenseitiger Liebe zu erhalten suchte, Luther dagegen in einem Antwortschreiben an die Venezianer mit gewohnter Heftigkeit seinen Unwillen über die Schweizer aussprach und sich nicht scheute hinzuzufügen, daß „die päpstliche Lehre von der Transsubstantiation annehmbarer wie jene von Zwingli" sei. Natürlich kam dadurch Verwirrung in die Köpfe, Zwietracht in die Herzen. Uebrigens, so groß der Fehler und die Verblendung Luther's bei diesem Verfahren sein mag, so beurtheilt ihn doch M'Crie aus einem falschen und unwürdigen Gesichtspunkte, wenn er ihn der Eitelkeit beschuldigt und zum kleinlichen Parteiführer herabsetzt. Luther's Seele war zu groß für Eitelkeit und Glanzsucht.

Es zieht sich zwar durch die Kirchengeschichte der letzten 4 Jahrhunderte die Meinung hindurch, daß die Inquisition in Italien einen weit mildern Charakter habe als in Spanien. Wie diese gerühmte Milde nur Maske und Form gewesen sei, zeigt der Verf. nachdrücklich. Wenn auch die Inquisition in Italien nicht den schroffen Gegensatz gegen die weltliche Macht bildete wie in Spanien; und wenngleich die Politik der Italiener, und so auch der Päpste, immer Alles schlauer zu ihrem Vortheil sie einrichten ließ, so lag doch der Hauptunterschied zwischen italienischer und spanischer Inquisition einzig in der Art und Weise der Bestrafung. Die letztere suchte durch das feierliche Schauspiel einer Handlung der Gerechtigkeit, bei welcher das Schaffot mit Verbrechern angefüllt war, Schrecken einzuflößen, während die italienische gewöhnlich alle unnöthige Oeffentlichkeit und alles Aufsehen vermied. Die Ketzer wurden meistens in der Stille aus dem Leben geschafft (S. 259). Doch wurde auch eine Art Auto da Fé an den unglücklichen Waldensern in Calabrien vorgenommen, deren Ausrottung und langsame Hinschlachtung auf öffentlichem Platze zu Montalto, sowie ihre hinterlistige Gefangennehmung auch rohe Gemüther empören muß. Erhebende Scenen des Märtyrerthums zeigen sich aber in dieser Verfolgungsgeschichte; so bei der Verurtheilung des Mollio von Bologna, der als ein zweiter Stephanus vor dem Gerichte stand, u. A. Es gelang den Katholiken, die protestantischen Gemeinden in Italien auszurotten. Unzählige flohen nach dem Norden. Die ganze protestantische Einwohnerschaft von Locarno mußte im strengen Winter nach den Alpen auswandern, und aus dem schweizerischen Gebiete wurden von Zeit zu Zeit protestantische Individuen, namentlich Prediger, gewaltsam aufgehoben und fortgeschleppt. Hierin zeigte sich die Frömmigkeit des heiligen Karl Borromäus besonders eifrig.

Da die Reformationsgeschichte von Graubündten mit dem Schicksale der dahin ausgewanderten italienischen Protestanten innig verwebt ist, so hat in einem 6. Capitel M'Crie auch diese Geschichte auseinandergesetzt und die Erfahrungen der zersprengten italienischen Gemeinden in Zürich, Basel, Strasburg und an andern Orten erzählt. Das Buch ist außerdem reich an biographischen Notizen der ausgezeichnetsten Anhänger der Reformation in Italien. Mit besonderer Aufmerksamkeit und Liebe verweilt hier der Leser bei der Aufführung edler und gebildeter Frauen, welche das protestantische Christenthum pflegten und demselben mit Gefahr ihres Lebens treu blieben. Mit Schaudern erfüllt ihn

aber unter Anderm die Kunde von den tückischen und teuflischen Plänen, wodurch der Papst und seine Diener die so fromme als geistreiche Herzogin Renée von Ferrara von ihrem Glauben abzubringen und zur Abschwörung des protestantischen Bekenntnisses zu zwingen gesucht haben. Wer wollte den Stab brechen über diesem edeln Herzen, welches, durch die Entfernung ihrer Kinder und durch liebloses Benehmen ihres Gemahls mehr als durch die harten Drohungen der Kirche und des Königs von Frankreich im Tiefsten gekränkt, zuletzt um des Friedens in ihrem Hause und des Wiederbesitzes ihrer Kinder willen wenigstens in einzelnen Stücken nachgab? Aber nach dem Tode ihres Gemahls nach Frankreich zurückgekehrt, bekannte sie sich laut zur evangelischen Religion und ließ den verfolgten Protestanten ihren Schutz angedeihen. 12.

Romanenliteratur.

1. Don Fernando von Toledo. Doppelnovelle. Mit einem Vorworte begleitet vom Verf. des „Don Enrique v. Toledo". 2 Theile. Halle, Reinicke. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine hübsche und erfreuliche Gabe aus dem Gebiete des in neuerer Zeit etwas vernachlässigten Märchens, die durch lebhafte Darstellung interessirt und durch den Reiz südlicher Localität und bunter Charakteristik anzieht. Warum das Ganze so enge gedruckt worden ist, sehen wir nicht ein. Ein Paar Bogen mehr daran gewendet, hätten ein bequemeres Ansehen verliehen. Das witzelnde, im Eingange auf Saphir's Manier wortspielende Vorwort des Herausgebers und Verfs. der zweiten Novelle: „Don Fernando u. s. w." (wo nicht auch der ersten), Hrn. Genthe in Halle, ist Das, was am wenigsten im Buche gefallen dürfte, obschon einige sehr richtige Ansichten über dramatische Literatur und manche von deren Pfleger(innen) darin angedeutet sind.

2. Die Geusen, oder die niederländischen Patrioten vom Jahre 1566. Historische Novelle, aus dem Französischen übersetzt von A. Kaiser. 2 Bände. Leipzig, Weygand. 1829. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Vor längerer Zeit gedachten diese Blätter in einer Notiz schon einmal des Originalwerkes bald nach seinem Erscheinen in Frankreich. Das Buch machte, als eine geistreiche Darstellung der Kämpfe in den Niederlanden im 16. Jahrhundert, verdientes Glück in seiner Heimath; seine Uebertragung in unsere Sprache ist daher nicht unverdienstlich, besonders da der in demselben behandelte geschichtliche Stoff unter uns noch nicht so ausgetreten wie mancher andere ist und sicher vielen Lesern des Neuen mancherlei bietet.

3. Ausgewählte kleine Originalromane der beliebtesten deutschen Erzähler und Erzählerinnen. 3 Theile. Leipzig, Focke. 1828. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Die beliebtesten deutschen Erzähler, deren ausgewählte Sachen Hr. Focke hier in 3 Theilen dem Publicum bietet, sind, außer der talentvollen Friederike Lohmann und dem durch einige frühere Schriften nicht unrühmlich bekannten Kruse, die Herren Gustav Sellen und Karl Herloßsohn. Erstere und Letzterer steuerten am mehrsten zu diesem Unternehmen bei. „Base Schlick aus Glogau", von F. Lohmann, ist eine hübsche, gemüthliche Erzählung; ein Gleiches kann man von der „Gräfin Puttlitz" und dem „Trauerritter", von derselben Verf., sagen. Von Hrn. Kruse findet sich nur ein Beitrag vor: „Das Märchen", eine Novelle, die, sowie noch einiges Andere dieser Sammlung, bereits in der endlich zu Grabe gegangenen Saphir'schen „Schnellpost" stand. Von G. Sellen ist ebenfalls nur ein Beitrag, eine matte, wässerige Erzählung: „D'Aubigné", und, dem Titel der Sammlung ungeachtet, allem Anscheine nach nur Bearbeitung eines fremden Originals. Drei andere Erzählungen: „Albert", „Vergißmeinnicht" und „Der Freischütz im Riesengebirge", sind von Herloßsohn. Sie erheben sich in nichts über das ganz Gewöhnliche.

4. Die Geweihten, oder der Cantor aus Fichtenhagen. Humoreske in 2 Theilen. Herausgegeben von Gustav Nicolai. Berlin, Schlesinger. 1829. 8. 3 Thlr.

Ein sonderbares Erzeugniß, in welchem die Musik eine Hauptrolle spielt. Humor ist schon, nach dem Titel, im Buche zu finden, nur ist es mit dem Humor doch ein eigen Ding. Wo er so recht echt ist, da ist er gleichsam unbewußt, sodaß er von sich selbst kaum weiß und sich keinenfalls im Worte spreizt. Hier sieht man dagegen offenbar, daß der Verf. launig sein will; zuweilen ist er es auch allerdings, oft aber bleibt es beim Wollen, und das ist schlimm, zumal wenn mitunter Caricatur statt launiger Darstellung einer komischen Situation gegeben wird. Dies ist z. B. der Fall in der Scene, wo eine alte, heirathssüchtige Person ziemlich gemeiner Art den Hrn. Graupel mit ihrer Liebe in die Enge treibt, ihn auf ihr Kämmerlein nöthigt, um ihm ihre Schätze — einen Topf mit Geld — zu zeigen und gleichsam Sturm auf den Traualtar läuft. Wenn solche und ähnliche Schilderungen mit Feinheit behandelt werden, können sie sehr ergötzlich sein; im Gegentheil werden sie oft noch schlimmer als langweilig.

5. Die Felsen von Nivrobongk. Ein Roman von Karl Norden. 2 Theile. Greifswald, Mauritius. 1828. 8. 2 Thlr.

Eine in Erfindung und Darstellung sich nicht über das Gewöhnliche erhebende Erzählung von allerlei Abenteuern und Ereignissen, die sich in den „schönen, romantischen Gegenden Siebenbürgens" mit Personen verschiedener Art — Dichtergebilden, ohne Gebilde der Dichtung zu sein — zugetragen haben sollen; unterhaltend für den gewöhnlichen Romanleser, das Gegentheil für Den, der mehr von einem Dichterwerke verlangt als Worte. Daß der Verf. auch Verse machen kann, hat er durch gereimte Ueberschriften über den einzelnen Büchern oder Capiteln zu erweisen sich bemüht. Hier eine Probe davon:

> Auf dem unbekannten Wege
> Gehts durch Nacht und Nebel fort,
> Bis die rasch betretnen Stege
> Führen sie zum sichern Ort,
> Wo den Müden Ruhe labt.
> Wo — aber horch! — was kommt? — was naht? —
> Ruschelts (so?) nicht durch Zweig und Laub heran? —
> Weh! — sie sind es! — rasch den Baum hinan!

Wenn wir dem Verf. bei fernern Exercitien dieser Art die Anmuthung stellen, ein Paar Werke über Prosodie und Metrik, ingl. den Adelung oder Campe zur Durchsicht sich zuzulegen, so wird man uns gewiß nicht vorwerfen können, daß wir einen übeln Rath ertheilt.

6. Don Carlos de Castro, oder die Schrecken der Vergeltung. Eine spanische Inquisitionsgeschichte vom Verf. des „Konrad von Worms". Manheim, Löffler. 1829. 8. 1 Thlr.

Boshafte Pfaffen, gedrückte Unschuld und treue Liebe treiben hier ein buntes Spiel, bei welchem es nicht an Edelmuth, Tugend und ausgezeichneter Schlechtigkeit mangelt und Schrecken und Angst genugsam vorhanden sind, um ein empfindsames Herz gebührend zu rühren. Am Ende wird jedoch Alles gut, und die Tugend setzt sich triumphirend an den Tisch, während sich das Laster von rechtswegen erbricht. Für Leihbibliotheken ist das Ganze gewiß ein willkommenes Futter.

7. Die Brüder des Todes. Historisch-romantische Erzählung aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, von Eduard Wehrmann. Berlin, Lüderitz. 1828. 8. 18 Gr.

Auf den 18¼ Bogen, die das Ganze umfaßt, steht wenig, dies Wort in seiner vollen Bedeutung genommen, und doch inso-

fern auch wieder viel, als sich Mord und Brand, Blut und Rache u. dgl. genug da finden. Da ein geschichtlicher Hintergrund dabei mitvorhanden ist, so wird übrigens die Sache wol munden. 95.

Eiflia illustrata, oder geographische und historische Beschreibung der Eifel, von Johann Friedrich Schannat. Aus dem lateinischen Manuscripte übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen bereichert, nebst vielen Abbildungen von Alterthümern, Sigillen und Wappen, herausgegeben von Georg Bärsch. Erster Band und zweiten Bandes erste Abtheilung. Aachen, Mayer. 1824—29. Gr. 8. 6 Thlr. 8 Gr.

Es war den Geschichtsforschern längst bekannt, daß der gelehrte Schannat (geb. den 25. Juli 1683 in Luxemburg und gest. den 6. März 1739 zu Heidelberg) auch ein Werk unter dem Titel: „Eiflia illustrata“, geschrieben habe; es konnte aber bis jetzt nicht aufgefunden werden und galt für verloren. Durch Zufall erfuhr endlich der Herausgeber des vorliegenden Werkes, der sich lange vergeblich darum bemüht hatte, daß sich die gesuchte Handschrift in der Bibliothek eines großen deutschen Fürsten befinde, und dieser erlaubte ihm, eine Abschrift davon nehmen zu lassen. Bei genauerer Ansicht fand er jedoch das Werk dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft nach keineswegs für zulänglich, in vielen Stücken vielmehr unklar, mangelhaft und falsch, und er entschloß sich deshalb, dasselbe, so viel in seinen Kräften stehe, zu berichtigen und zu vervollständigen. So entstand das vorliegende bedeutende Werk, das zwar nicht für Solche, welche in der Geschichte neben Belehrung auch Unterhaltung suchen, interessant, wol aber für den tiefer eindringenden Geschichtsforscher, besonders den, der sich mit rheinischer Geschichte beschäftigt, von Werth und Wichtigkeit ist. Da eine tiefeingehende, strenggelehrte Recension dieser Schrift hier nicht an ihrem Platze sein würde, so begnügen wir uns, mit kurzen Worten den reichen Inhalt anzugeben und sie allen Denen, welchen sie nützen kann, zu empfehlen.

Die heutige Eifel begreift einen Raum von mehr als 50 □Meilen, ist 7 M. breit und 8 M. lang, liegt zwischen dem 49° 58′ bis 50° 35′ der Breite und dem 23° 40′ und 34° 55′ der Länge und begreift die Kreise Rheinbach (Regierungsbezirk Köln), Gemünd, Montjoie, Malmedy (Regierungsbezirk Aachen), Prüm, Bittburg, Wittlich, Daun (Regierungsbezirk Trier), Kochem, Maien, Adenau und Ohrweiler (Regierungsbezirk Koblenz).

Zuerst wird von der Eifel unter den römischen Kaisern der 5 ersten christlichen Jahrhunderte und unter den ersten Königen der Franken gehandelt; dann werden die Dynasten in der Eifel besprochen, und zwar: 1. die Grafen von Aar und Hochstaden; 2. die Herzoge von Aremberg; 3. die Dynasten in Bettingen; 4. die Grafen von Blankenheim (vorzüglich durch die Zusätze des Herausgebers sehr ausführlich in allen ihren Verzweigungen); 5. die Dynasten in Bruch; 6. in Kroneburg; 7. in Daun (ebenfalls mit sehr vielen Zusätzen, Berichtigungen und nähern Nachrichten vom Herausgeber); 8. in Dollendorf; 9. in Dudeldorf; 10. in Esch; 11. in Kerpen; 12. in Malberg; 13. in Manderscheid (sehr wichtig und reichhaltig); 14. in Montjoie; 15. die Grafen von Mulbach; 16. die Dynasten in Nurburg; 17. in Reiferscheit; 18. in Saffenburg; 19. in Schönecken; 20. in Schleiden; 21. in Stein; 22. die Grafen von Virneburg; 23. die Dynasten in Ulmen und 24. in Wildenburg. Hierauf folgen Zusätze des Herausgebers, von denen besonders die zu Dem, was Schannat über die Dynasten von Manderscheid gesagt hat, zahlreich (sie füllen 6 Bogen) und lehrreich sind; endlich die Erklärung der Abbildungen und einunddreißig Seiten Druckfehler, worin aber noch lange nicht alle aufgeführt sind.

Die 1. Abtheilung des 2. Bandes enthält die alphabetisch geordnete Abhandlung der ritterlichen Geschlechter in der Eifel von Schannat (bis zum L), der sie aber sehr mangelhaft aufzählte, indem er nur 40 erwähnte, sodaß der Herausgeber wieder viel zu vervollständigen hatte. Dies hat er nun mit einer bei der Trockenheit des Gegenstandes wirklich bewundernswerthen Mühe und Ausdauer gethan und so jene 40 Geschlechter auf 134 vermehrt.

Gegen die Schreibart des Herausgebers, die an unendlicher Weitschweifigkeit und steifer Ungelenkigkeit leidet, wäre Vieles zu erinnern; da er sich jedoch deshalb durch seinen geringen und seltenen Umgang mit der Feder entschuldigt, so übergehen wir es und wünschen seinem redlichen Streben Ausdauer und die verdiente Belohnung. 32.

Notiz.

Conclave.

Das Conclave vor der Wahl Benedicts XIV. währte von der Hälfte Februars 1740 bis in den Monat August. Nach Cardinal Querini's Bemerkung sind die von Rom entfernt, besonders an den Bischofssitzen wohnenden Cardinalbischöfe nicht verbunden, zum Conclave nach Rom zu reisen. Urban VIII. erlaubte es blos, vorgeschrieben war es nie. Durch diese Einrichtung ist die Ernennung eines Papstes in die Hände jener Cardinäle gegeben, welche geborene Römer oder aus dem Gebiete von Rom und beständig in der Stadt sind. Man erzählt, daß zur Zeit Alexanders VII. ein deutscher Edelmann und Neffe des Erzbischofs von Mainz in Rom gewesen sei und bei der Abschiedsaudienz dem Papst auf die Frage, ob er alle Merkwürdigkeiten gesehen habe, die Antwort ertheilte: er habe alles Merkwürdige gesehen, blos kein Conclave, das er auch noch zu sehen wünschte. Wer Lust hat, zu lernen, zu was ein Conclave gut sei, der mag das Buch des Cardinals Valerio „De utilitate ex conclavi capienda“ lesen. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 120. —— 30. April 1830.

Deutsche poetische Literatur.

Dritter Artikel.*)

27. Gedichte. Von Joseph Theophil Demel. Wien, Sollinger. 1829. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir dürfen an diese Gedichte nicht den Maßstab gewöhnlicher Kritik legen. Ihr Verf. steht zu hoch und scheint zu fühlen, daß es in seinem Donnergebraus und Stromesmurmeln nicht darauf ankommen könne, ob hier und da ein Vers nicht richtig gemessen sei, ob er hier und da gegen den Rhythmus anstoße, ob er hier und da Provinzialworte einflechte, hier und dort harte Reime zusammenstelle, oder ob hier und dort ein Hiatus sich eingeschlichen habe. Kraus und keck schreitet er einher, keiner Vorrede würdigt er den Leser; denn er mag denken, die Sachen mögen sich selbst rechtfertigen, und das thun sie. Wir legen hier den Anfang eines Gedichts zur Probe vor, welcher unser Urtheil belegt und am geeignetsten zu sein scheint, die ganze Persönlichkeit dieses kühnen und trefflichen Sängers klar vor die Seele zu führen. S. 46:

Das Schicksal.

Es steht, wie wilde Feinde auf der Lauer
Und würget unsre schönsten Hoffnungen,
Mich überfällt ein kalter Rieselschauer,
Ich will es nicht und muß es immer sehn.

Wenn Königseichen prasselnd niederkrachen
Und Woge sich am Felsgezacke bricht,
Da schießt's einher mit Blutschaum schnaubenden Drachen,
Und wie das fürchterliche Weltgericht.

Und Feuermassen trägt es, gleich Gebirgen,
In der erbarmungslosen Rächerfaust,
Und wie's mit Graun einherzieht, seh' ich's würgen,
Daß himmelan der tose Blutbach braust.

Die Jungfrau steht, das Haar in frischen Blumen,
Den schönen Leib umweht vor Liebescham,
Umfassend den von Seligkeiten stummen,
Unnennbar holden, lieben Bräutigam.

Da wogt's einher, wie Pestilenz, wie Seuche,
Das Aug' umzischelt von Medusenhaar,
Und macht die Jungfrau (Tod und Höll'!) zur Leiche,
Und streckt sie nieder kalt am Brautaltar.

Die Mutter schlingt mit liebevollen Ketten
An ihre Brust das zarte, süße Kind;
Sie hat's getragen, sie gebar's in Nöthen,
Und singt's in Schlaf so liebbesorgt, so lind.

Es ist die einz'ge, einz'ge Freud' der Mütter,
Ihr Leben, ihre Wonne, ihre Lust.
Da braust's einher, den Säugling holt's zum Futter,
Mit Einem meuchelt es zweefach die Brust.

Hier offenbaren sich alle obengerügte Fehler gegen Diction und Foderungen der Poetik; aber der Geist der Kraft belebt und durchdringt das Ganze wie eine Flamme. Will aber ein Leser noch bessere Blüten brechen, der sehe S. 74, „Der Einsame"; S. 76, „An meinem Geburtstage"; S. 91, „Die Ruhe des Weisen"; S. 108, „Muth"; S. 121, „Schwermuth des Mannes"; S. 128, „Ahnung"; S. 130, „Lebensweisheit"; S. 140, „Schiller" und S. 156, „Am Allerseligentage" in Terzinen. Den Beschluß machen Gnomen und epigrammatische Ergüsse, von denen keines matt und leer ist, wol aber „Der Tod", „Größe des Dichters" und „Vergangenes Glück" herrlich hervorleuchten. Nie braucht man hier zu sagen: Quandoque bonus dormitat Homerus.

28. Flinserln. Oest'reichischi Gschbanz'ln, Gsang'ln und Gschichtl'n. 2 Heftchen. Von Johann Gabriel Seidl. Wien, Sollinger. 1828—29. 16. 16 Gr.

Flinserln nennt der Oestreicher jene Gattung leichten Metallschmucks, welche der Hochdeutsche Flitterchen zu nennen pflegt. Die Anwendung dieses Ausdrucks auf eine Sammlung kleiner Gedichte in Oestreichs Mundart bedarf keiner Erklärung weiter. Gschbanz'ln, Gsetz'ln, Schnadahipf'ln sind sämmtlich Bezeichnungen für lyrische Ausbrüche, scherzhafte Stegreifler, ungekünstelte Naturlaute der Liebe, der Lebenslust, des Uebermuths, der selbstbewußten Ungeschwächtheit, wie auch dann und wann des Unmuths, der Ironie, des Aergers u. dgl., welche epigrammatische Kürze mit singbarer Weichheit verbinden. Oft sind, wie bei allen Volksliedern, die einzelnen Strophentheile alles logischen Zusammenhanges baar, ein bloßes Reimspiel; doch hat der Sänger diese, der Stegreifdichtung so wohl lassende Freiheit nicht benutzt, sondern auch in der Reihenfolge der Strophentheile selbst einen Ideengang beobachtet, aus dem sich des Lesers Phantasie gar leicht das Verhältniß entwickeln kann, dessen Entstehen, Verlauf und Auflösung er vor Augen hatte. Die Bezeichnung Schnadahipf'ln ist vorzugsweise für Steiermark; für Oestreich ist das Wort Gsetz'ln; Gschbanz'ln ist seltener, doch schien es dem Verf. bezeichnend. Bei einer Musterung dieser Flittern fanden wir, daß es den Sachsen sehr schwer fällt, ein Urtheil über sie zu fällen, da er den Dialekt nicht kennt; die angehängten Worterklärungen, bei denen man Licht und Trost suchen könnte, berühren nur die fremdartigern, dem Hochdeutschen theils unbekannten, theils nur in dieser ihrer dialektischen Form unkennbaren Wörter, und der Dichter wollte nur erklären, aber weder untersuchen noch belehren, wie es sich hier auch ziemt. Aber gefallen haben diese Lieder in ihrem Kreise, wie sich erwarten ließ, und, wie das Vorwort des zweiten Heftchens auch verkündet, hat sich die Stimme der Kritik vortheilhaft über sie ausgesprochen. Nach Dem zu schließen, was Hr. Seidl, den wir schon früher in d. Bl. mit Freude und Hochachtung begrüßt haben, in der Lyrik leistete, hat gewiß jene Stimme richtig entschieden.

*) Den ersten und zweiten Art. siehe in Nr. 53, 54, 84, 85. D. Red.

29. Die Jahreszeiten. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht von Friedrich Schmitthenner. Erste Abtheilung: Der Frühling. Gießen, Heyer. 1829. 12. 8 Gr.

Wir kennen Herrn Schmitthenner als wackern Sprachforscher und Verbreiter des Guten; hier tritt er auch als Priester des Schönen auf. Gelingt ihm das Opfer? Wir müssen diese Frage mit Ja beantworten. In 292 Stanzen, die jedoch der Form nach keine Octaven sind, wenn auch jede aus 8 Versen besteht, rinnt ein sanfter, klarer Guß der Gedanken, eine gewisse Meisterschaft im Gebrauch des Worts, die den Kenner verräth, und die Reinheit des Reims spricht durchgängig den Verwöhntesten wohlthätig an. Es ist das Bruchstück eines größern Gedichts, das die Reflexionen seiner einsamen Stunden enthält, das Erzeugniß seiner frühern Jugend, welches er der Presse übergibt, weniger um ihn ins größere Publicum zu bringen, als um in den Kreisen seiner Freunde und Schüler, denen ihn die wechselnden Verhältnisse des Lebens entrissen, sein Andenken zu erneuern. Auf den Namen eines vollendeten Kunstwerks soll die Gabe keinen Anspruch machen, und das kann sie auch nicht. Daß der Verf. oft den Choriambus im Anfange des Verses für den Dijambus hinstellt, ist Plan und Absicht, wie er denn überhaupt im Versbau den Regeln gefolgt ist, die er in seiner „Ausführlichen deutschen Sprachlehre", einem Werke, das seinen Namen länger erhalten wird als gegenwärtiges Gedicht, aufgestellt hat.

30. Feldzüge ins Land der Reime. Von Ludwig Christian Leopold Zschiegner. Erster Zug: Der Bratwurstinspector von Jena, oder der Raub der Kindtaufswürste. Zweite, sehr verdickte Ausgabe.*) Heidelberg, Gutmann. 1828. 8. 6 Gr.

Schließen sich Geist und Inhalt nach an die unter Nr. 14 genannte und kurz besprochene „Buckeliade", indem auch hier, verbrämt und aufgestutzt mit der ganzen Burschenterminologie, der Schwank erzählt wird, wie ein Jenaer Student einen Bauer um Bratwürste prellt. Dedicirt ist der Schwank allen fidelen Häusern, welche Kuß und Becher nicht verschmähen, absonderlich seinen vielen Neffen zu Heidelberg und Jena ex speciali gratia. Das Buch hat nach seines Schreibers Absicht blos den unschuldigen Zweck, einige noch nicht überrostete Gemüther an die saturnische Zeit des akademischen Lebens, insbesondere an Jenas Paradies zu erinnern. Die zweite Auflage beweist, daß es von vielen noch nicht überrosteten Gemüthern aus der Burschenwelt und aus dem Philisterium mit Freuden gelesen sein mag.

31. Sammlung einiger Gedichte und Anekdoten. Herausgegeben von August Walsleben. Hamburg, 1829. 8. 8 Gr.

Diese Gedichte charakterisiren eine gemüthliche Heiterkeit, oft Herzlichkeit und Innigkeit, Gewandtheit im Ausdruck und die versificirten Anekdoten sind gut erzählt. Die angehängten Anekdoten dagegen sind ziemlich alle bekannt, auch nicht gut gewählt und gehören eigentlich nicht in die Reihe dieser Gedichte, von denen einige, wie das erste: „Der kleine Savoyard am letzten Dezember", allerliebst sind.

32. Des Lebens Quodlibet, oder die Dinge scheinen, die Menschen meinen. Eine Neujahrsbetrachtung von Max Porzer. Landshut, 1829. Gr. 4. 2 Gr.

Ein ironischer Blick auf das Leben, ohne Geniusblitze.

33. Gedanken in Reimen für Gebildete aller Religionsparteien. Ein Beitrag zur Erkenntniß der wahren Christreligion und Vereinigung ihrer Bekenner. Von J. F. G. Hamburg, 1828. 8. 7 Gr.

Wir schlugen auf und lasen S. 8:

So erscholl die Lehr' in den Symbolen
Jeder neuen christlichen Partei.
Adams Sünde brennt, wie glühnde Kohlen,
Aber Christi Blut macht davon frei.

Dies nun ist der Grundstein der Systeme,
Deren Zahl jetzt kaum zu zählen ist;
Manche Bauherrn fielen in Extreme,
Weil sie nicht erkannten Jesum Christ.

Wir schlagen wiederum auf und lesen S. 24:

Auch Zwingli und Calvin, die Professoren
Im Schweizerlande waren alliirt,
Doch Treue ist bei Allianz verloren,
Schon oft im Feld', sie wurden reformirt.

Der Leser weiß nun, was das Buch in Geist und Form gibt. O des Jammers!

34. Ewald und Bertha. Idyllisches Epos in 6 Gesängen. Von August Kahlert. Leipzig, Kollmann. 1829. 16. 16 Gr.

Ein Gedicht, welches wir sinnigen Frauen und gemüthlichen Lesern überhaupt empfehlen. In ruhiger Anmuth schreitet es vor, zeigt freundliche Bilder, und nur der Eigensinn kann daran kritteln. Wir wünschten jedoch den Hexameter S. 90 heraus:

Während der Graf sein eau de mille fleurs dienstfertig herbeibringt.

35. Blumen von der Saale. Episches und Lyrisches. Von Friedrich Begemann. Jena, 1828. 8. 15 Gr.

Wahrlich nicht ohne Farbe und ohne Duft. Zuerst ein Märchen, in 5 Büchern: „Der gesegnete Vaterfluch", in Reimen, welches leider unvollendet ist, aber vollendet werden soll. Es unterhält, spannt und der Erzähler erreicht völlig die Absicht des Märchenerzählers, die Phantasie anzuregen und angenehm zu beschäftigen. Möge er bald Fingerlin, den Schneider, aus dem Rachen des Riesen, aus den zertrampelnden Füßen des Einhorns, aus den Tatzen des Löwen ziehen und uns auch von Kunold und Albrecht bald mehr wissen lassen. Die lyrische Zugabe, 3 lieben, aber verschollenen Freunden gewidmet, Uebersetztes zum Theil mit enthaltend, schließt sich würdig an das Epische an.

36. Blüten von J. M. Hutterus. Bonn. 16. 16 Gr.

Unter der Vorrede steht Kosegarten's Wort: „Ein Jüngling, näher dem Knaben, sang diese Lieder. Die ihr ihn liebt, empfangt in Liebe die dürftige Gabe". Dieses Motto sowol, als auch die Worte der Vorrede: „Schüchtern trete ich hier mit den ersten Kindern meiner Muse auf, schüchtern; denn ich weiß wol, daß solche Erstgeborene selten bei Allen eine freundliche Aufnahme finden", sowie die letzten Worte derselben: „Ich schicke zur Bildung diese Kleinen hinaus, denen die Jugend eine Entschuldigung für ihre Schwächen sein mag", entwaffnen die geharnischte Kritik. Wir finden 2 Abtheilungen: erstens vermischte Gedichte, worunter einige wenige Blüten, die auf Früchte schließen lassen; zweitens „Das Mädchen von Luingor", ein dramatisches Gedicht, dessen Anlage nicht übel ist; und finden sich auch hin und wieder verdeckte Reminiscenzen, und ist es hin und wieder noch etwas breit, so ragt es doch weit über jene Gedichte hervor und verräth Talent für das Dramatische. Warum aber mißt der junge Verfasser die Verse zuweilen so schlecht, und warum dehnt er die Worte unserer schon gedehnten Sprache bis ins häßlich Breite? Z. B. schreibt und mißt er: lächelen, forderen, schimmeren u. s. w.

37. Tegernsee. Hexametrische Landschafts- und Charakterzeichnung. Von Ferdinand Joseph Gruber. Regensburg, 1829. Gr. 4. 16 Gr.

Eine wohlklingende Schilderung des lachenden Schlosses, von dem auch eine Ansicht beiliegt, den Manen Maximilians geweiht. Das Aeußere ist des Buches Bestimmung würdig, und die sachdienlichen Noten am Ende des Ganzen zweckmäßig.

38. Gedichte von Hermann Waldow. Köslin, 1828. 8. 1 Thlr.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe wir bei der Durchsicht dieser ziemlich reichen Liedersammlung in unserm Urtheil über diesen Dichter zu einem Resultat kommen konnten; und dies

*) Doch glücklicher Weise nur 47 Seiten.

mag in der Ungleichheit des Gebotenen selbst liegen, denn wir finden hier wahre Dichterbilder und Gefühle neben Alltäglichem, Unbedeutendem und Unerquicklichem, reine Klänge und unauflösbare Dissonanzen, kräftige Baumblütenschosse und verkrüppelte Stämme mit krankenden Blüten. Wir glauben jedoch ein Endurtheil gefunden zu haben. Hermann Waldow ist von einem regen Streben für die Darstellung inniger Gefühle, lebhafter Bilder und guter Gedanken beseelt; aber es geht ihm, wie den meisten Dichtern, die nicht zur Meisterschaft kommen: er ist zu schwach, das Gefühl so darzustellen, wie es in ihm sich regt, das Bild so auszumalen, wie es in seinem Innern in Farbenpracht schimmert, den Gedanken so auszudrücken, daß er den Lesern klar und eindringlich werde. So geht viel Schönes auf dem Wege aus dem Herzen zum Finger verloren; viele Kinder sterben an Geburtswehen, oder kommen verkrüppelt zur Welt. Das fühlt er auch selbst, spricht es recht wohlklingend und fließend in der Zueignung aus, und es ist ein gutes, sehr gutes Zeichen, daß er es fühlt. Das religiöse Gefühl ist bei ihm am meisten ausgebildet; daher hat die 1. Abtheilung: „Gedichte religiösen Inhalts", den größten poetischen Werth, und da entfalten sich am sichtbarsten die Keime, die er auszubilden zu schwach ist. Man lese z. B. S. 25, „Unvergänglichkeit des wahren Glücks"; S. 49, „Klage" und S. 53, „Gebet" (nach dem Französischen), welches sich anfängt: „Gib mir Perlen, Vater, doch nicht jene" u. s. w., und welches dem Inhalte nach dasselbe ist, was wir Nr. 15 unter Rousseau's Gedichten abdrucken ließen, und der Leser wird unsere Ansicht bestätigt finden. Die 2. Abtheilung: „Gedichte vermischten Inhalts", trägt äußerst selten Spuren von Genialität, und selbst die „Skizzen aus dem Wanderbuche", bei denen wir Besseres vermutheten, bieten nur Gewöhnliches, Gereimtes und Dagewesenes. Ebenso in der 3. Abtheilung, die „Gelegenheitsgedichte", unter denen wir auch ämsig nach Weizenkörnern in der Spreu suchten, ämsig, aber — vergeblich.

39. Neue Schwänke zur Polterabendfeier von **Eduard Wehrmann**. Frankfurt a. d. O., Tempel. 1829. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

In vielen Provinzen Deutschlands herrscht der Brauch, am Vorabend der Verbindungsfeier verlobter Personen mit der alten und allgemeinen Sitte des Entzweiwerfens von Töpfen oder Polterns einen Scherz zu verbinden, welcher darin besteht, daß travestirte Freunde oder Verwandte ihre Hochzeitgeschenke den Verlobten auf eine sinnige oder herzliche Weise überreichen. Diesen Brauch hat Hr. Wehrmann benutzt und Solchen, welche Lust und Zeit haben, am sogenannten Polterabend die Braut und den Bräutigam zu überraschen und zu ergötzen, hier Stoff zu passenden Worten und Travestirungen gegeben und damit gewiß Manchem einen rechten Gefallen erwiesen. Wir fürchteten, als wir das Buch zur Hand nahmen, in demselben auf solche Scherze zu stoßen, durch welche sich sonst die alten Oheims und Vettern am Hochzeittische unterhalten und das Zwerchfell erschüttern; aber dies ist nicht der Fall. Der Scherz bleibt immer in den Grenzen des Anständigen, und die 20 dazu gegebenen, illuminirten carikirten Kupfer sind den Feiernden gewiß eine willkommene, das Ganze erläuternde Zugabe. Das Buch ist zugleich ideenarmen Poeten zu empfehlen, bei denen Polterabendsgedichte bestellt werden.

40. Feodor, oder der russische Freiheitskampf. Ein episches Gedicht. Von **Gustav Callenius**. Arnstadt, Mirus. 1829. 8. 6 Gr.

Erzählt den Feldzug Napoleons und den Untergang seines Heeres in Rußland, in vierfüßigen Jamben, manchmal auch in Trochäen, was sich der Verf. nicht übel nimmt, welcher „Löwen" und „erheben", auch

Als nun in solchen fürchterlichen
Erwartungen der Tag verstrichen

bonnement hinreimt.

41. Erinnerungen aus dem Leben und für das Leben. In 110 Strophen. Von **Wilhelm Gehring**. Halle, Ruff. 1829. 8. 6 Gr.

Reflexionen, in Rhythmus und Reim geflochten, Gedanken mit einer Spitze, die an das griechische Epigramm erinnern, und Aphorismen, theils geistreich, theils auch gewöhnlich, theilen diese 63 Seiten mit. Manche sind schwer zu verstehen.

42. Lyrische Gedichte von **Karl Eduard Brauns**. Kassel, Bohné. 1829. 8. 16 Gr.

Ein recht lebendiges poetisches Leben regt sich in der Brust dieses Sängers noch nicht. Es ist hin und wieder ein wohlthuender Glanz in den Bildern, in denen sich sein Gemüth abspiegelt, aber die Gedichte erheben sich durchaus nicht über die, deren Zahl jetzt Legion ist, und die auf dem breiten Strome der Versewuth unserer Zeit in den Ozean der Vergessenheit schwimmen.

43. Scherzhafte Gedichte für Freunde heiterer Laune und gesitteter Fröhlichkeit. Von **Johann Caspar v. Wörndle**. Augsburg, Kranzfelder. 1828. 12. 5 Gr.

Schon früher bemerkten wir, daß der reinpoetische Humor selten gefunden wird; doch gibt es eine noch immer angenehme Art des Witzes, der, entfernt von Unanständigkeit und Uebertreibung, ergötzen kann; indessen ist dieser Witz auch nicht einmal ganz rein in vorliegender kleinen Sammlung zu finden, die übrigens ihr Publicum finden wird. Das erste Gedicht: „Der verliebte Mathematiker", ist, wie sehr Vieles im Buche, ein schon oft dagewesener, also verbrauchter Witz, auch kommt darin der Sprachfehler vor S. 7: im **Herz**, statt im Herzen; das zweite: „Die Tabackspfeife", gibt auch nur Alltägliches, und die Reime: **sanft** und **dampft** beleidigen Aug und Ohr; das dritte: „Lob der Schmiede", ist trivial; das vierte: „Verzweiflung eines Friseurs", geht an; das fünfte: „Die Kindesmörderin", ist ebenfalls verbraucht und das sechste: „Pachomius und der Teufel", ist von solcher Beschaffenheit, daß alle Musen und Grazien sich Ohren und Augen zuhalten und schreiend entfliehen.

44. Johannis Angeli Silesii Cherubinischer Wandersmann, oder Geistreiche Sinn- und Schlußreime, zur Göttlichen Beschaulichkeit anleitende. Sulzbach, Seidel. 1829. Gr. 16. 12 Gr.

Dies Büchlein gehört zu denen, die man bei einem bloßen Streifzug durch das Gebiet der poetischen deutschen Literatur nicht hinlänglich beaugen und würdigen kann. Dieser Angelus Silesius hat ein Gemüth, das vom Strome der Mystik ganz durchdrungen ist, und zeigt sich dabei als einen Dichter, wie ihn (in seiner einseitigen Richtung wenigstens) heutzutage kein Land aufzuweisen hat. In einer Reihe der vor uns liegenden mehr als anderthalbtausend Epigramme liegt eine so überschwengliche Fülle mystisch-poetischer Gedanken, daß das Buch füglich eine Rüstkammer, ein Proviantbaus, ein Arsenal für dichtende Mystiker unserer Tage werden kann. Den „Cherubinischen Wandersmann" hat er Niemand anders als Gott selbst dedicirt, und das kann nur Den befremden, der noch nichts von dem frommen Taulerus und Rusbroch, oder von den frühern Bernhard von Clairvaux und Bonaventura u. s. w. gelesen hat. Auf diese, wie auf Herphius, dem Urheber der „Theologia Teutonica", auf Max. Sandäus' „Societatis Jesu" und auf das „Leben der ehrwürdigen Jungfrau Maria von Escobar" verweist er selbst in seiner „Erinnerungsvorrede" an den gottesbegierigen Leser. Das Buch schrieb er zur Vermehrung heiliger Liebesbegierden und einer glückseligen Entzündung des Herzens in göttlicher Liebe, und es sollte sich anschließen an ein früher von ihm verfaßtes Buch, genannt: „Der seraphinische Begierer", welches im Jahre 1826 bei Michael Lindauer aufs Neue unter dem Titel ans Licht getreten ist: „Heilige Seelenlust, oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche", gesungen von **Johann Angelo Silesio**. Wollen wir die

Himmelslust des müßigen Beschauens Gottes, die Versenkung in Gott und Verschmelzung mit ihm, die glühende Sehnsucht Psyches nach dem Kusse ihres Bräutigams und überhaupt die lautere, stille von der Creaturliebe geheilte und gereinigte Seele in ihrem ganzen mystischen Costum, in ihrer ganzen namenlosen Seligkeit kennen lernen, so müssen wir hören, was uns dieser „Cherubinische Wandersmann" in Liebe, Milde, Andacht und Entzücken zuruft. Neben Stellen, die wir S. 84 fg. finden, wie:

Die selige Ueberformung.
Ich rathe dir, verformt ins Jesulein zu werden,
Weil du begehrst zu sein erlöset von Beschwerden.
Wenn Jesus helfen soll vom Teufel, Tod und Pein:
Der muß wahrhaftig auch ganz eingejeset sein.

Grabschrift der h. Mechtild.
Hier liegt die Jungfrau Gott's die blühende Mechtild,
In welches Vater, Sohn und Geist verliebet sind.

finden wir später S. 241:

Die Kinder weinen um die Tocken.
Du lachest, wenn das Kind um seine Tocken weint;
Um die du dich betrübst, sag, ob's nicht Tocken seind?

Dem Weisen nimmt man nichts als Tocken.
Der Weise lacht dazu, wenn man ihm All's genommen;
Warum? Er ist um nichts als nur um Tocken kommen.

Ja, wir finden sogar epigrammatische Klingreime oder Sonette im Anfang des 6. Buchs, und wie rein poetisch und klingend. Man höre das erste:

Wie Gott in der heiligen Seele.
Fragst du, wie Gott, das Wort, in einer Seele wohne?
So wisse, wie das Licht der Sonnen in der Welt,
Und wie ein Bräut'gam sich in seiner Kammer hält:
Und wie ein König sitzt in seinem Reich und Throne:
Ein Lehrer in der Schul', ein Vater bei dem Sohne:
Und wie ein theurer Schatz in einem Ackerfeld:
Und wie ein lieber Gast in einem schönen Zelt:
Und wie ein Kleinod ist in einer goldnen Krone:
Wie eine Lilie in einem Blumenthal:
Und wie ein Saitenspiel bei einem Abendmahl:
Und wie ein Zimmetöl in einer Lamp' entzunden:
Und wie das Himmelbrod in einem reinen Schrein
Und wie ein Gartenbrunn, und wie ein kühler Wein.
Sag, ob er anderswo so schöne wird gefunden?

In der That sind wir dem ungenannten Herausgeber dieses Werks Dank schuldig, daß er diesen Meister in der göttlichen Wissenschaft, der durchaus nicht von dem religiösen Standpunkte, auf welchem wir gegenwärtig stehen, beurtheilt sein will, der hier mit einer Tiefe und Klarheit der Gedanken, in einer Fülle und Mannichfaltigkeit der Bilder, und mit einer Gewandtheit und Präcision im Ausdruck spricht, die man nicht in der Mitte des 17. Jahrhunderts und am wenigsten bei einem Mystiker suchen sollte, bei uns eingeführt hat. Veranstaltet ist diese Ausgabe nach der editio princeps.

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Leben und Schicksale des ehemaligen kais. russischen Rittmeisters, nachherigen königl. niederländischen Hauptmanns Johann Gottlob Vogt, von ihm selbst beschrieben und als Andenken an seine Freunde dem Druck übergeben. Erster Theil. Naumburg, 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn auch dieses Buch schon seinem Titel nach nur für die Freunde des Hrn. Vogt bestimmt ist, und nur für diese die Jugendgeschichte des Verfs., seine mercantilischen Unglücks- und Glücksfälle, seine persönlichen Abenteuer überhaupt einen besondern Werth haben, so glaubt Rec., daß derselbe dennoch kein kleines Publicum finden werde: denn der Glaube an die Rechtlichkeit seiner Contrahenten, die Bereitwilligkeit gegen Bekannte, die Aufopferung für Freunde hat Hrn. Vogt zwar manchen pecuniairen Nachtheil zugezogen, aber doch auch hoffentlich manche dankbare Erinnerung erworben. Rec. hat im Banner der freiwilligen Sachsen den geehrten Hrn. Verf. persönlich kennen gelernt, und wie der schwedische Hauptmann von Max Piccolomini sagt, „seiner Sitten Freundlichkeit erfahren", weshalb es ihm ein besonderes Vergnügen gewährt, versichern zu können, daß die auf dem dieser Schrift beigefügten Portrait desselben befindlichen Eindrücke keine Runzeln, sondern Grotten sind, in denen Komus und alle Götter der Freude sich bergen. Für den mit dem Verf. unbekannten Leser wird die einfache Darstellungsart mindestens nicht lästig, mehre Anekdoten und Erzählungen von treuer, auf ungewöhnliche Art beglückter Liebe wirklich interessant, sowie die Notizen über viele mercantilische Verhältnisse, welche der Verf. durch seine Reisen nach Amerika, England und Rußland während des Continentalsystems zu sammeln Gelegenheit hatte, belehrend sein. 53.

Literarische Neuigkeiten aus England.

Wir glauben vielen Freunden der englischen Literatur einen Gefallen zu erweisen, wenn wir sie in diesen Blättern von Zeit zu Zeit auf die allerneuesten vorzüglichern literarischen Erscheinungen in der Kürze aufmerksam machen. Von neuen Reisewerken, bekanntlich ein Hauptzweig der englischen Literatur, sind soeben erschienen, oder werden nächstens ausgegeben: 1. „Reisen in Rußland und Aufenthalt in Petersburg und Odessa in den Jahren 1827, 1828 und 1829", von Edward Morton; 2. „Reise nach dem stillen Meere und der Behringsstraße"; von Capit. F. W. Beechey (vorzüglich belehrend über die Inseln Pitkairn, Taheiti, Kamtschatka, Loo Choo u. s. w.; 3. „Reisen unter den Beduinen und Wechabiten", von J. Lud. Burckhard; 4. „Reisen in verschiedenen Theilen von Peru", von Edmund Temple; 5. „Reisen in Polen, der Krim und verschiedenen Theilen des türkischen Reichs", von James Webster; 6. „Bemerkungen über Haiti während eines Aufenthalts in dieser Republik", von Charles Mackenzie (Generalconsul in Haiti); 7. „Vier Jahre in Westindien", von F. W. H. Bayley; 8. „Bemerkungen über Brasilien von R. Walsh in den Jahren 1828 und 1829". — Neue Geschichtswerke sind: 1. „Geschichte von Neugriechenland", von James Emerson; 2. „Der Umsturz der Constitution in Portugal durch Don Miguel", von Lord Porchester. — Die biographische Literatur ist besonders reichlich bedacht; so wird z. B. Lardner in seiner „Encyklopädie" Lebensbeschreibungen der vorzüglichsten Gelehrten u. s. w. seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa bis auf die neueste Zeit geben; Moore schreibt das Leben Petrarca's, Southey das der vorzüglichsten Seehelden, und Gleig das ausgezeichneter Militairs. Außerdem wird die Biographie Sir Thomas Lawrence's von T. Campbell, das Leben Tizian's von Northcote, das Leben Füseli's von Knowles erwartet. — Von neuen Romanen können wir blos 2 erwähnen; Horace Smith beschäftigt sich nämlich mit: „Walter Colyton, Erzählung von dem Hofe Jakobs II.", und erschienen ist soeben: „The barony", von Miß A. M. Porter. Zu erwähnen dürfte noch sein das interessante Werk: „Versuch über den Aberglauben, eine Untersuchung über die Wirkung physischer Einflüsse auf den Geist, auf die Erzeugung der Träume, Visionen, Geister und anderer übernatürlicher Erscheinungen", von W. Newnham. Dies empfehlen wir Denen zum Lesen, welche eben Kerner's „Seherin von Prevorst" studirt haben. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 121. — 1. Mai 1830.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer, außer den Beilagen, von denen wöchentlich wenigstens eine geliefert werden soll, und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Die Redaction hofft durch die Vermehrung des Raums in Stand gesetzt zu werden, über Alles schneller und über das Wichtige und Interessante ausführlicher berichten zu können als es ihr in der letzten Zeit, wo der Stoff bisweilen gar zu reichlich sich darbot, möglich war. Es ist ihr unablässiges Bestreben, die Blätter für literarische Unterhaltung in der Achtung des Publicums zu erhalten, den Lesern eine möglichst vollständige Uebersicht der Literatur des In- und Auslandes, inwiefern sie die gebildeten Stände interessiren kann, zu geben und in ihren Mittheilungen Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden.

Ferdinand Wallraf.

Von Johanna Schopenhauer. *)

Der Name Wallraf ist seit einigen Jahren bekannt genug, und doch weiß die Welt wenig von seinem eigentlichen Wesen. Mir aber führte ein glückliches Ungefähr einen seiner vertrauten Jugendfreunde zu, der mit warmem Enthusiasmus an dem Andenken des ihm vorangegangenen Freundes hing, wie Alle, welchen das Glück vergönnt ward, ihm näher zu stehen. Von diesem habe ich manchen Zug aus Wallraf's Leben erfahren, der sehr genau den Gang bezeichnet, welchen das Geschick mit ihm nahm, um ihn zu dem Punkte zu führen, an welchem er zuletzt stand, und der mir nicht unwerth dünkt, hier mitgetheilt zu werden.

Ferdinand Wallraf wurde in dem nämlichen Jahre wie Göthe und nur einen Monat früher als dieser geboren. Ein besonders günstiger Stern muß den Kindern des Sommers im Jahre 1749 geleuchtet haben, denn auch Wallraf kam mit den glücklichsten Anlagen reich begabt zur Welt, welche während seines Heranwachsens so schnell und kräftig sich entwickelten, daß er schon in seinem 21. Jahre als Lehrer bei dem sehr reich dotirten Montanergymnasium in seiner Vaterstadt Köln angestellt werden konnte. Sowol seine sehr ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse als sein Betragen erwarben ihm Gunst und Achtung seiner Vorgesetzten, sein milder, sanfter Charakter, seine bei Anderer Schwächen unermüdliche Geduld verschafften ihm die innigste Anhänglichkeit und Liebe bei der jungen Welt, die ihn umgab. Die Anzahl der Studirenden bei diesem Gymnasium war damals bis auf 900 gestiegen; überhaupt muß Köln in jener Zeit für einen Hauptsitz aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit gegolten haben, denn die Zahl der Studenten in diesem und den beiden andern Gymnasien ging weit über 2000 hinaus.

Wallraf's Jünglingsjahre waren sehr glücklich. Seine Existenz war sorgenfrei; er liebte die ihm auferlegte Pflicht und erfüllte sie treulich, aber sie ließ ihm Muße genug, um auch für die höhere Ausbildung seines Geistes und seiner Talente leben zu können. Naturkunde, Botanik, musikalische Uebungen füllten seine Erholungsstunden aus; auch beschäftigte er sich gern mit mathematischen Studien, aber vor Allem zog das Studium der Alten ihn an. Innigst vertraut mit dem Geiste der alten griechischen und römischen Dichter, fühlte er schon früh sich eingebürgert in die längst versunkene größere Welt, der sie Unsterblichkeit gegeben, und vergaß darüber oft die, in welcher er lebte, sammt ihrem kleinlichen Treiben. Mit wahrhaft antikem Patriotismus hing er an seiner Vaterstadt, aber sein Geist, seine Gedanken, sein ganzes inneres Wesen waren mehr in Rom und Athen daheim als in Köln. Auch eine

*) Wir entlehnen diese interessante Biographie aus einer Schrift der Verfasserin, die unter nachfolgendem Titel zur Ostermesse in 2 Theilen in der Verlagshandlung d. Bl. erscheinen wird: „Reise durch Holland und die Niederlande im J. 1828". D. Red.

Freundin war ihm geworden, die sich seiner Jugend annahm und mit mütterlicher Liebe für ihn sorgte: die Gattin des damals in Köln sehr berühmten Arztes Mendt, eine seltene, liebenswürdige Frau, die, als solche, allgemein verehrt und geliebt wurde und deren Andenken noch jetzt, lange nach ihrem Tode, unvergessen bleibt. Ihre günstige Stellung im Leben, ihr reines Gemüth, die höhere Bildung ihres Geistes, welche über ihre Zeitgenossinnen sie weit erhob, eigneten sie ganz dazu, die Führerin und Beschützerin ihres jungen Freundes zu werden und auch in geselliger Hinsicht höchst vortheilhaft auf seine Sitten und sein Betragen einzuwirken. Zu ihr flüchtete Wallraf mit seinen Plänen, seinen Wünschen, mit seiner Freude an der Natur, an der Kunst, an den Alten, die sie redlich mit ihm theilte. Sie war die Vertraute aller seiner Gedanken; und auch im spätesten Alter hat er den Schmerz, sie verloren zu haben, nicht überwinden können.

Einige Jahre vergingen unserm Freunde in dieser für ihn sehr glücklichen Gestaltung seines Lebens. Poesie und bildende Kunst sind zu enge miteinander verbunden, als daß sein von dem Geiste der alten Poeten durchdrungenes Gemüth sich nicht auch letzterer hätte zuwenden sollen. Er sah in seiner alten ehrwürdigen Vaterstadt von zahllosen Kunstwerken sich umgeben, die theils in Kirchen und Klöstern fast unbeachtet zerstreut waren, theils in den Händen von Privateigenthümern, die meistens den Werth derselben wenig erkannten. Er fing an, den Schätzen, die von allen Seiten ihn umgaben, mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als bisher geschehen, und nun ging eine neue Welt ihm auf, eine lichthelle, glanzvolle Welt, die sich unwiderstehlich seiner bemächtigte. Der lange in seinem Gemüthe schlummernde Funke hatte gezündet, um nie wieder zu erlöschen; die in ihm erwachte Kunstliebe stieg gar bald bis zur Leidenschaft und machte von nun an das Glück, aber auch zugleich, im gewöhnlichern Sinne des Wortes, das Unglück seines ganzen künftigen Lebens.

Kein Liebender hat jemals inniger, treuer an der Geliebten gehangen als Wallraf an der Kunst, keiner ihr je schwerere Opfer gebracht als er dieser Göttin seines Lebens bis an das Ende desselben. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging von nun an nur darauf hinaus, zu sammeln, zu retten, zu bewahren, was unerkannt und unbenutzt im Staube unterzugehen drohte. Er versagte sich nicht nur jede Bequemlichkeit, sondern auch jedes nicht durchaus unentbehrliche Bedürfniß des Lebens: im Winter blieb sein Zimmer unerwärmt, er hungerte, er fror im eigentlichsten Sinne des Wortes, aber er kaufte Handzeichnungen, Kupferstiche, alte Gemälde, geschnittene Steine von dem auf diese Weise ersparten Gelde und fühlte keinen Mangel.

Seine Freundin konnte nur mit bänglicher Sorge diesem seinen Treiben zusehen. Sie versuchte, ihm das Gefährliche desselben deutlich zu machen, ihm vorzustellen, wie er auf diese Weise sich selbst in jeder Hinsicht zu Grunde richten müsse; aber ein von Enthusiasmus entflammtes, von Leidenschaft tief erfülltes Gemüth gab noch nie Vernunftgründen nach. Und so blieb denn der edeln Frau nichts weiter für ihren Freund zu thun übrig, als ihm den Weg, von dem er nun einmal nicht abweichen wollte, so viel möglich, zu ebnen und zu erleichtern. Ihr in Köln in großem Ansehen stehender Gatte brachte, auf ihr Bitten, durch Fürsprache bei seinen Freunden es dahin, daß Wallraf bei der schon im 14. Jahrhundert in Köln gegründeten Universität zum Professor der Botanik ernannt wurde. Eine Präbende bei dem Damenstift zu St.-Maria vom Capitol, die wenigstens 1000 Thaler jährlich einbrachte, war mit dieser Stelle verbunden: ein Einkommen, das in jener Zeit weit beträchtlicher war als es jetzt uns scheinen mag, und Frau Mendt durfte mit Recht für ihren Freund von dieser günstigen Veränderung seiner ökonomischen Umstände das Beste hoffen. Wallraf war kein Jüngling mehr; er hatte das 33. Jahr erreicht, und in diesem Alter hört man doch gewöhnlich auf, sich rücksichtslos dem Antriebe des Augenblicks zu überlassen.

Aber die gute verständige Frau sah ihre Erwartungen nicht erfüllt; mit den Mitteln, sie zu befriedigen, waren auch Wallraf's Wünsche gewachsen. Er fuhr fort, zu darben, zu hungern, zu frieren, sich in seiner Kleidung nur auf das Unentbehrlichste zu beschränken, um Kunstsachen zu kaufen, die ihm jetzt, da er als sammelnder Kunstfreund bekannt geworden war, von allen Seiten zuströmten, und mußte dabei den Schmerz empfinden, das Unzulängliche aller dieser Opfer einzusehen. Der Entschluß, eine Kunstsammlung für seine Vaterstadt zu begründen, hätte schon damals mit Riesengewalt ihn ergriffen und mit allen seinen Gedanken, Gefühlen und Plänen sich dermaßen fest verzweigt, daß es ihm unmöglich war, von ihm abzulassen. Daß er mit den pecuniairen Mitteln, die zu der Ausführung desselben ihm zu Gebote standen, auch bei der kärglichsten Lebensweise unmöglich ausreichen könne, war ihm nur zu klar geworden; im peinlichen Nachsinnen darüber kam er endlich auf den Gedanken, durch eine Art von Tauschhandel sein patriotisches Streben sich zu erleichtern, und der Plan glückte weit über sein Hoffen hinaus. Er fing an, wo sich nur irgend die Gelegenheit dazu bot, um geringen Preis allerlei kleinere Kunstartikel zu kaufen, wie sie eben dem Geschmack seiner Mitbürger in der damaligen Zeit zusagten; Heiligenbilder und Scenen aus der Geschichte derselben, oft sehr vorzüglich in Kupfer gestochen, Gypsbüsten, geistliche Bücher, geschnittene Steine und Pasten, Doubletten von Mineralien und andern naturhistorischen Gegenständen. Alles dieses suchte er, oft mit großem Gelingen, gegen Gemälde und andere Werke alter Kunst zu vertauschen, die oft in unzugänglichen Winkeln vergessen und unbeachtet im Staube moderten und von ihren Besitzern weder erkannt noch geschätzt wurden. Und so gelang es ihm, für verhältnißmäßig wenig Geld, das er aber fortwährend unter unglaublichen Entbehrungen sich absparte, nach und nach die große Anzahl merkwür-

diger und zum Theil vortrefflicher Gemälde sich anzueignen, welche das Museum schmücken, das seinen Namen trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Herzogs von Sully Verdienste um das französische Finanzwesen. Gesammelt und erläutert von Eduard Baumstark. Ein Theil einer von der philosophischen Facultät an der Universität zu Heidelberg gekrönten Preisschrift. Manheim, 1828. 8. 16 Gr.

Was doch nicht Alles gedruckt und der Lesewelt aufgedrungen wird! Hier haben wir eine zur Befriedigung der philosophischen Facultät in Heidelberg von einem ihrer Studirenden ausgearbeitete, vom Standpunkt eines ersten Versuchs oder einer über Fleiß und Eifer abzulegenden Schülerprobe etwa zu billigende und auch wirklich gekrönte Preisschrift vor uns, welche etwa den Freunden und Verwandten oder den Schulgenossen u. s. w. des Verfs. gedruckt in die Hand zu geben erlaubt sein mochte, aber dem größern und dem das Buch blos nach dem Inhalt, nicht nach dem Verfasser würdigenden Publicum vorzulegen, nur Unkunde der solchem Publicum gegen die Schriftsteller zustehenden Foderungen sich erlauben konnte.

Freilich nimmt der Verf. in der Vorrede die Nachsicht der Leser in Anspruch, weil die Schrift seine „allererste literarische Production" sei; allein, er hätte wissen sollen, daß zwar die Lehrer mit dem Prüfling billige Nachsicht zu tragen haben, zumal wenn sie eine das natürliche Kräftemaß desselben übersteigende Aufgabe ihm vorlegten, nicht aber das Publicum, welches nämlich blos den Titel des Buches, d. h., das Versprechen der Leistung mit dem wirklich Geleisteten vergleicht und Denjenigen, die solche Vergleichung nicht aushalten können, zuruft: „Schreibet nicht, oder laßt es wenigstens nicht drucken!"

Wir wollen schweigen von der schwerfälligen, incorrecten, verworrenen, durchaus ungenießbaren Schreibart des Verfs., für welche etwa ein Ersatz in dem sachlichen Inhalt der Schrift könnte gefunden werden. Aber gerade dieser Inhalt ist so äußerst dürftig, daß jeder Leser die Zeit bereuen wird, die er damit zubrachte. Durch das ganze Buch läuft unabgebrochen eine solche Vermischung allgemeiner doctrineller Ansichten und historischer Daten, daß der nicht schon früher mit Sully vertraute Leser nie recht unterscheiden kann, was eigentlich Sully's System und was des Verfs. Theorie sei, wenn man anders Theorie heißen kann, was nur oberflächliches, verworrenes, ideenarmes Gerede ist. Gar oft auch passen die vorgebrachten allgemeinen Grundsätze durchaus nicht auf Sully's Administration, d. h. auf die Verhältnisse seiner Zeit und seines Landes, oder auf das damals Räthliche und Erreichbare. Mitunter sind Kleinigkeiten, wie z. B. (S. 39 fg.) der Streit über die Erhaltung der Brücke von Avignon ganz weitläufig behandelt, während der Verf. uns über die allerwichtigsten Sachen im Dunkeln läßt. Die Abhandlung ist in Paragraphen (an Zahl 98) abgetheilt, von welchen keiner eine Ueberschrift hat und die sicherlich aus gar keiner andern Ursache dastehen, als weil der Verf. gewohnt war, seine Collegienhefte nach Paragraphen zu schreiben, und als ein anständiges Längenmaß eines Paragraphen 1½ Seiten annahm. Ueberhaupt scheint er von seiner Aufgabe nicht einmal einen Begriff gehabt zu haben, und es bleibt dem Leser, wenn er vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben ein an belehrenden oder erquickenden Stellen durchaus leeres Buch durchlas, nur noch das Erstaunen übrig, wie diese Schrift von der philosophischen Facultät in Heidelberg konnte gekrönt werden! Zur Rechtfertigung unsers hartklingenden (vielleicht auch durch den Unwillen über den durch die Lesung des Buchs erlittenen Zeitverlust etwas verschärften) Urtheils wollen wir nur auf Gerathewohl ein paar Stellen ausheben, woran unsere Leser sich in Betreff des Inhalts, wie der Sprache, erbauen mögen. S. 36, wo vom Aemterverkauf die Rede ist, läßt der Verf. sich folgendergestalt vernehmen: „Fragen wir nun, welche in blos finanzieller Hinsicht für die Regierung die vortheilhafteste Benutzungsart sei, so möchte sich die Antwort der ersten in Frankreich eingeführten Benutzungsart günstig zeigen, und dies besonders in Zeiten, wo sich die Regierung im Bedrängnisse befindet und ihre Geschäfte nicht ihren regelmäßigen Gang gehen, denn ist die Regierung der Sportelverrechnungsgeschäfte los und erhält ihre nach mehrjährigen Erfahrungen berechnete Durchschnittssumme als Kaufpreis, welche sie für sich wieder vortheilhaft einrichten kann. Dagegen aber wird das Staatsrecht seinerseits Einwendungen geltendmachen, wodurch diese erstere Benutzungsart, trotz aller dabei angewendeten Controle, überwogen wird, denn es treten sich hier die Regierung und das Volk mit ihren wechselseitigen Rechtsansprüchen mit Nachdruck entgegen, sodaß die Entscheidung für die letztere Art ausfallen wird, wozu die Gründe anderwärts erörtert werden müssen als an diesem Orte. Ebenso gehört auch die Frage über die Gültigkeit des Rechts der Regierung, neue Aemter zur Hülfe in bedrängten Lagen zu errichten, nicht hierher. Sie fällt vielmehr mit der Untersuchung zusammen, ob und inwiefern die Regierung überhaupt das Recht habe, Aemter zu errichten". S. 46. 47 lesen wir über das Salzregal Folgendes: „Die Vertheilung des gewonnenen Salzes unterliegt unmittelbar der Sorge der Regierung. Sie ist es in Frankreich auch schon unter Sully gewesen, welche in diesem Verwaltungszweige die gehörige Ordnung schuf; sie bestellte in bestimmten Kreisen die Haupt- und für diese untergeordnete kleinere Salzmagazine. Hierzu kamen noch die im ganzen Lande zerstreuten Beamten und Diener, welche für den Verkauf des Salzes zu dem festgesetzten Preise zu sorgen und über die dazu gehörenden Gebäude selbst die nöthige Aufsicht zu führen hatten. Daß hierdurch die Salzpreise bis zum Orte seiner Bestimmung sich weit höher belaufen, als auf eine andere Art das Salz zu vertheilen; daß die Geschäfte, ungeachtet ihres regelmäßigen Ganges, der Regierung viele Mühe verursachen, wird man nicht bezweifeln, und es scheint uns daher auch ebenso gewiß, daß diese Art der Salzvertheilung für Länder von großem Umfange und großer Volksmenge, und für solche, die an Quellen, aus denen sie viel Salz schöpfen können, Ueberfluß haben, allein anwendbar sein wird, weil sich dann der Preis des Salzes unter die Menge der Köpfe leichter vertheilt und das Salz verhältnißmäßig wohlfeiler wird. In andern Ländern, welche nicht diese Eigenschaften besitzen, würde der Preis des Salzes leicht eine Höhe erreichen, die dem untern Stande lästig würde, und der Gebrauch desselben zu technischen und landwirthschaftlichen Zwecken könnte trotz der angewandten unschädlichen Zusätze dadurch sehr beschränkt werden".

Weiter unten (S. 100) stehen über den nämlichen Gegenstand die wohlgesetzten Worte: „Unter Heinrich IV. mußten nun im Jahre 1596 die Streitigkeiten zwischen den Salineneigenthümern von Peccais und den Pächtern der gabelles über den Salzpreis geschlichtet werden, und dieser wurde gesetzt auf 30 livres par gros muid garni en police, nachdem er schon im Jahre 1594 den Erstern den Genuß dieses droit zugesichert und verordnet hatte, daß er von den Pächtern, welche das Salz beziehen aus jenen Salinen, sogleich bei der Fassung desselben bezahlt werden müsse. Diese Einrichtung kann für die Zeit, wo sie momentan Dienste leisten soll, nicht viel gegen sich haben, denn es war da vor allem Andern um Ordnung zu thun: diese wurde erreicht; und später sind in Betreff dieser Steuer auch nach den obwaltenden Umständen gute Maßregeln getroffen worden".

In dieser Weise ungefähr ist das ganze Buch geschrieben, welches wir demnach, ungeachtet der beträchtlichen Zahl von Citaten, die ihm ein gelehrtes Aussehen geben sollen, für eine, selbst als bloße Compilation betrachtet, durchaus werthlose Arbeit erklären. 91.

Neue polnische Romane.

Nicht allein Alexander Bronikowski schildert in historischen auswärts und deutsch geschriebenen Romanen die verschiedenen Epochen polnischer Geschichte, auch im Lande selbst entstehen in ziemlicher Zahl ähnliche Bücher. Ein solches liegt hier vor uns und führt den Titel: „Wladyslaw Lokietek czyli Polska" u. s. w., d. i. „Wladyslaw der Kleine, oder Polen im 13. Jahrhundert" (3 Thle., Warschau, 1828). Dieser Titel, auf dem der Verf. sich blos mit den Buchstaben F. W. bezeichnet hat, gibt den Inhalt des Romans an. Um den thätigen, im Felde glücklichen, daheim weisen König Wladyslaw steht eine Reihe historischer Bilder, welche die damalige Zeit vergegenwärtigen sollen. Aus dieser Galerie heben wir in treuer deutscher Copie eine Skizze heraus, die ein altes Turnier vorstellen soll: „Kaum war die feierliche Messe beendet, kaum schwiegen die frommen Gesänge der Priester, als alle Anwesende in dichtem Gedränge auf den Burghof eilten. Jenseits des westlichen Flügels des Schlosses zu Kalisch befand sich ein geräumiger Platz, welcher zu ritterlichen Uebungen und Einreiten der Rosse bestimmt war. Zwei Zugänge führten auf denselben. Der eine von der Stadt aus über eine Brücke, und der andere über den Hof, an welchem die Kapelle stand, durch ein gewölbtes Thor. Diesem zunächst waren 3 Zelte für die Ritter aufgeschlagen, die zum Kampf herausfodern würden; über die Brücke hingegen sollten diejenigen heranreiten, die mit ihnen den Kampf bestehen wollten. An der linken Seite des Platzes, auf einem 3 Stufen hohen Gerüste, standen 3 mit Teppichen überdeckte Stühle für die Kampfrichter und Vorstände des Turniers. Als solche, waren für den Tag erwählt worden: Boleslaw, Fürst von Kalisch, mit der Befugniß, jeden Kampf zu beenden, wenn derselbe die Grenzen eines bloßen Wettstreites überschreiten sollte, Konrad von Thierberg, Comthur von Marienburg, und Przedpelko, Wojewode von Posen. Vor ihnen wurden auf einen mit scharlachrothem Tuche bedeckten Tisch die Preise hingelegt, welche die Sieger erhalten sollten. In geringer Entfernung von diesem Platze erhob sich ein hölzerner bedeckter Gang; auf demselben hatte die Fürstin von Kalisch mit ihren Töchtern und den vornehmsten Frauen Platz genommen. Das neugierig gaffende Volk, welches auf dem ihm angewiesenen Raume zu sehr beengt war, hielt die Dächer der umliegenden Gebäude besetzt. Von der Seite der Stadt umschlossen mächtige, von Eichenholz gezimmerte Schranken den Turnierplatz, in welchen 2 Eingänge führten. An demselben standen 2 Wärter, mit silbernen Schildchen und dem Wappen der Fürsten von Kalisch auf der Brust. Die Turniermarschälle befanden sich am Eingange der Schranken, mit weißen Stäben in der Hand; sie wachten über die Aufrechthaltung der Ordnung. Als nun Zuschauer und Kampfrichter ihre Plätze eingenommen hatten, ward der Gegenstand des Turniers, die Gesetze desselben und die Namen zweier Kämpfer laut verkündet. Der erste war Konrad, Fürst von Masowien, der andere Nikolaus Zaremba, ein wackerer, in ritterlichen Kämpfen wohlgeübter Jüngling, der dritte —" doch die Leser werden vielleicht nicht neugierig sein, den Namen des dritten Kämpfers zu erfahren, und wir schließen hiermit den Bericht über das Turnier zu Kalisch, in der Meinung, daß dies kleine Bruchstück das Ganze einigermaßen beurtheilen läßt und ein ferneres fragmentarisches Ausschreiben keinen Dank verdienen würde. Von demselben Verf. F. W. sind noch andere Romane ähnlicher Art erschienen, auf die wir vielleicht zu einer andern Zeit zurückkommen werden. — Neben dem eben besprochenen nennen wir aber jetzt einen historischen Roman von Bernatowitsch, einem von seinen Landsleuten geschätzten Schriftsteller. Sein Titel ist: „Nalenca, Romans z dziejow Polskich", d. i. „Nalentsch, ein Roman aus der polnischen Geschichte" (3 Thle., Warschau, 1828). Er erzählt die Liebschaften des Königs Kasimir des Großen mit einer schönen Böhmin, Rokitschana, und einer noch schönern Jüdin, Esther, weshalb der König seine Gemahlin Hedwig, Tochter des Landgrafen von Hessen, Heinrichs des Eisernen, verstößt, nachdem er sie 15 Jahre auf einem fernen Schlosse gefangen gehalten hatte. Dieselbe Begebenheit ist auch von Bronikowski in seinem Roman: „Kasimir der Große", behandelt. Wir enthalten uns, in eine nähere, vergleichende Beurtheilung der beiden Romane einzugehen, da sie 2 verschiedenen Literaturen angehören, und begnügen uns, zu bemerken, daß, wenn Bronikowski das Gemälde des ehemaligen Polen mit angenehmen und schimmernden Farben ausmalt, so greift Bernatowitsch noch nach glänzendern Goldfarben, sodaß alles in großer Pracht und Herrlichkeit dasteht. Ueberhaupt drängt sich beim allgemeinen Vergleich der historischen Romane der Polen mit dergleichen Dichtungen der Deutschen die Bemerkung auf, daß die Erstern ihre Vorzeit möglichst schön darzustellen suchen, dagegen die Letztern die ihrige nur zu oft möglichst schlecht, ja verabscheuungswürdig schildern. Hierzu hat Spindler in seinen Romanen einen neuen Beleg geliefert. 58.

Notiz.

Sendschreiben eines Italieners an Washington Irving.

Wegen seines Werkes: „Das Leben und die Reisen von Christoph Colombo", ist an Hrn. Washington Irving ein Sendschreiben von dem Grafen und Ritter Galeani Napione zu Turin erlassen worden, in welchem darzulegen gesucht wird, daß Colombo keineswegs, wie man bisher geglaubt, ein Genueser ist, sondern vielmehr auf dem Schlosse Cucaro in Montferrat geboren wurde. Napione stützt sich dabei auf ein altes in den Archiven von Indien zu Sevilla aufbewahrtes Bildniß des großen Seefahrers, unter welchem sich dessen Name mit der Bemerkung befindet: „De illustre familia de los señores del Castillo de Cucaro". Inwieweit dieses Document unverwerflich erscheint, lassen wir dahingestellt sein, doch mag zu Gunsten der bisherigen Annahme bemerkt werden, daß man vor nicht allzu langer Zeit erst in den Archiven der alten Bank von S. Georg zu Genua einen von Colombo an den Vorsteher dieser Bank gerichteten Brief aufgefunden haben will, in welchem er meldet, daß er in seiner Eigenschaft als Bürger von Genua seinen Sohn Diego bevollmächtigt habe, alljährlich den zehnten Theil seiner Einkünfte zu erheben. Hiernach dürfte Hr. Napione, seiner Meinung alleiniges Gewicht zu verschaffen, vor allen Dingen erst die Authenticität und Gültigkeit dieses, wie man behauptet, Originalbriefes zu widerlegen haben. Bemerken wollen wir noch einen Umstand, den Graf Napione in Betreff der Jugend von Colombo anführt, und der bisher noch nicht bekannt gewesen sein soll. Er versichert nämlich, daß Colombo eine sehr ausgezeichnete Erziehung genossen und, ungefähr 15 Jahre alt, das väterliche Haus verlassen habe, jedoch nicht, wie vielfach gesagt worden, aus demselben entflohen, sondern von seinen Verwandten von Montferrat zur weitern Erziehung nach Genua gesendet worden sei. (Hierdurch dürfte sich denn, wenn dies gegründet ist, die Annahme des Grafen Napione, daß Colombo von Cucaro gebürtig, wol mit dem Umstande vereinen lassen, ihn als Bürger Genuas zu erblicken, indem er, jung dahin gekommen, das Bürgerrecht daselbst erlangt haben kann.) 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 122. —— 2. Mai 1830.

Ferdinand Wallraf.

Von Johanna Schopenhauer.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Die Sache fing allmälig an, unter seinen Mitbürgern Aufsehen zu erregen, die eben nicht Alle ihm wohlwollten. Für einen Thoren hatten schon Viele ihn längst erklärt; jetzt fing man an, auch die Redlichkeit seines Charakters in Frage zu stellen, und selbst seine Freunde wurden einigermaßen irre an ihm; er hatte deren einige, die größtentheils durch ähnliche, wenngleich weniger leidenschaftliche Kunstliebe als die seine ihm verbunden waren, unter denen sich auch der Freund befand, dem ich diese Notizen über Wallraf's Leben verdanke.

Sie waren zugegen, als er einst für einen den heil. Franciscus vorstellenden Kupferstich eine auf Kupfer trefflich gemalte schlummernde Diana ansichbrachte, ein ungefähr 3½ Fuß langes, und etwas über 2 Fuß hohes Bildchen, das, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, für einen echten Correggio galt. Der Kauf schien den Freunden doch ein wenig zu ungleich, und sie konnten sich nicht enthalten, ihm die Gewissensfrage vorzulegen, ob es wol ganz rechtlich wäre, für einen Kupferstich, der ihm 12 Francs koste, ein Gemälde zu nehmen, das kaum mit 200 Karolin für bezahlt zu achten sei? „Kunstwerke haben keinen absoluten Werth", erwiderte Wallraf gelassen, „Alles hängt von Geschmack, Cultur, Zeit, Verhältnissen und sonstigen Umständen dabei ab. Fragt selbst den bisherigen Besitzer dieses Bildes, ob ihm der heil. Franciscus nicht lieber sei als diese Diana?"

„Allerdings", fiel dieser ein, „ist mir das Bild meines heil. Schutzpatrons weit mehr werth als dort die nackte heidnische Göttin. Nun habe ich sie alle drei glücklich beisammen, meinen Schutzpatron, den meiner Frau und den meiner Tochter", setzte er wie triumphirend hinzu und ging, seelenvergnügt über den glücklichen Tausch, mit seinem heil. Franciscus nach Hause.

Lachend gratulirten jetzt die Freunde dem guten Wallraf zu dem Kauf; ihre Zweifel, in Hinsicht der Rechtlichkeit desselben, waren völlig gehoben, sie erboten sich sogar, ihm zu ähnlichen zu verhelfen zu suchen.

„Das kann mit gutem Gewissen auch der Redlichste und Rechtlichste unter Euch", erwiderte Wallraf freundlich, aber ernst. „Nichts von allen den Kunstsachen, die ich zusammenbringe, ist mein Eigenthum, Alles gehört meinen Mitbürgern, meiner Vaterstadt. Ich nehme es nur in einstweilige Bewahrung, damit unkundige Hände es nicht beschädigen oder es endlich gar aus Köln weggeführt werde".

Und er hat redlich Wort gehalten bis an das Ende seines unter unerhörter Anstrengung diesem einzigen Zwecke gewidmeten Lebens.

Im Jahre 1796 wurde Wallraf zum Rector der Universität erwählt und wurde unter der Oberherrschaft der Franzosen 7 Jahre nach einander in dieser akademischen Würde bestätigt. Die Eigenmächtigkeit der fremden Usurpatoren hatte alle bisherige Einrichtungen über den Haufen geworfen, und die Universität war eigentlich froh, in Wallraf einen ebenso gewandten und verständigen als gutgesinnten Vermittler zwischen ihr und der ihr aufgedrungenen neuen Behörde gefunden zu haben. Sie ertheilte ihm zugleich eine freigewordene Präbende von 800 Thalern jährlich, welche sie zu vergeben hatte. Wallraf's Einkommen wurde dadurch bedeutend vermehrt, und er freute sich dessen, ohne in seiner gewohnten ärmlichen Lebensweise deshalb das Mindeste zu verändern.

Bis er zum Rectorat ernannt wurde, hatte er auch als Professor der Botanik die mit seiner ehemaligen Lehrerstelle am Montanergymnasium verbundene Wohnung beibehalten. Sie war groß und geräumig genug, um alle die zahllosen Bücher und Kunstsachen aufzubewahren, die im Laufe der Jahre sich dermaßen chaotisch um ihn angehäuft hatten, daß der genügsame Mann kaum Raum genug für seine persönliche Bequemlichkeit übrig behielt; das Gymnasium konnte ihrer entbehren und ließ ihn ungestört im Besitz. Nun aber wurden Neid, Scheelsucht, kleinliche Nebenabsichten in dem Gemüth seiner ehemaligen Collegen plötzlich rege; man fing an, ihn wiederholentlich zur möglichst schnellen Räumung der Wohnung aufzufodern. Wallraf ergab sich darein, wenngleich ungern; er bat nur um Frist, bis er eine für ihn passende Wohnung gefunden, auch gab er sich Mühe darum und mochte wol dabei oft sorgenvoll an das mühselige und gefährliche

Ausräumen aller seiner unendlichen Habseligkeiten gedenken.

Seinen ehemaligen Herren Collegen verging indessen darüber die Geduld; sie beschlossen, ihm einen Theil der Mühe, vor welcher ihm graute, zu ersparen, und Wallraf fand eines Tages beim Nachhausekommen, zu seinem großen Entsetzen, seine sämmtlichen Mobilien im Hofe unter freiem Himmel, seine Kunstschätze, Gemälde, Bücher, Kupferstiche, geschnittenen Steine längs der Wände des unten aller Welt offenstehenden Corridors unter- und übereinander gehäuft; es war ein Anblick, von welchem man kaum begreift, wie er ihn überleben konnte. Seine Herren Collegen hatten mit Hülfe einer Unzahl dazu angenommener Arbeitsleute dieses große Werk in wenigen Stunden vollbracht, zu dessen Ausführung Wallraf vielleicht Wochen gebraucht haben würde, um es mit aller dabei nöthigen Sorgfalt zu vollbringen.

Wallraf war trostlos, und wer möchte ihm dieses verargen? Mitten in seiner Vaterstadt sah er sich mit Allem, was er für diese durch fortgesetzte schwere Opfer errungen, unter freiem Himmel, ohne Schutz und Obdach. Durch die unbarmherzige Willkür ehemaliger Freunde aus den ihm werth gewordenen 4 Wänden herausgestoßen, ohne zu wissen, wohin er für den Augenblick sich wenden könne, um nur das Liebste, was er besaß, in leibliche Sicherheit zu bringen.

Jetzt aber traten seine über die Mißhandlung, welche er erfahren, empörten Freunde thätig für ihn ein. Wallraf's milder, stets zum Vergeben geneigter Sinn hätte Alles, ohne die Thäter zur Strafe ziehen zu wollen, ertragen, aber seine Freunde handelten für ihn. Auf ihr Verwenden bei den obern Behörden, wurden die Lehrer des Montanergymnasiums für jede Beschädigung verantwortlich gemacht, die Wallraf's Eigenthum durch ihr widerrechtlich-eigennütziges Verfahren erleiden würde, und 2 auf ihre Kosten angestellte Wächter mußten Tag und Nacht es bewachen, um es vor Raub zu bewahren. Der französische Präfect, an welchen Wallraf, von seinen Freunden getrieben, sich persönlich wenden mußte, räumte ihm einstweilen die für eine französische Domaine erklärte leerstehende Dompropstei zur Wohnung und Aufbewahrung seiner Kunstsachen ein, und Napoleon selbst, der während seiner Anwesenheit in Köln Wallraf persönlich kennen gelernt, sicherte ihm in der Folge den freien Gebrauch dieses sehr großen Gebäudes auf seine ganze Lebenszeit zu.

Im Jahre 1798 wurde Wallraf von Paris aus zum Conservateur des arts et des antiquités in Köln und der Umgegend ernannt, was ihm, als höchst förderlich zu seinem Zwecke, allerdings sehr angenehm sein mußte; leider aber raubte ihm der Tod im nämlichen Jahre den Schutzengel seines Lebens, die edle Frau, der er Alles verdankte. Wie ein solcher Verlust auf das Gemüth unsers Freundes wirken mußte, ist leicht zu erachten. Bleich, krank, völlig gebrochenen Muthes, wankte er lange einher; sein Schmerz ergoß sich nicht in Klagen, aber sein ganzes Aeußere verkündete, was er in tiefbetrübter Seele litt.

Um die nämliche Zeit ereignete sich ein Vorfall, der, obgleich man ihm eine gewisse komische Seite nicht absprechen kann, dem armen Wallraf dennoch viel Aerger und Verdruß verursachte.

Die durch ganz Europa auf Raub und Plünderung ausgehenden sogenannten Kunstfreunde in Paris hatten endlich auch von der mit alten herrlichen Kunstwerken überfüllten Stadt Köln Kunde erhalten. Sie hielten untereinander Rath, wie sie sich wenigstens einen Theil derselben aneignen könnten; den gewohnten Weg des Geradezuwegnehmens einzuschlagen, wollten hier die Verhältnisse nicht erlauben, man mußte feiner dabei zu Werke gehen, und die Art und Weise, wie dieses anzufangen sei, wurde bald gefunden.

Eine sehr große Anzahl künstlich ausgestopfter, recht schöner ausländischen Vögel war eben zur Hand, wahrscheinlich Doubletten aus früher geraubten Museen und Naturaliencabineten. Kluge Leute wissen Alles zu gebrauchen: die Vögel wurden zierlich aufgeputzt, sauber eingepackt und kunstverständigen Vertrauten der Gesellschaft übergeben, die sie nach Köln führten. Dort angelangt, zogen nun die neuen Papagenos mit ihren schweigsamen Volieren von Haus zu Haus, um ihre bunte Waare zum Verkauf auszubieten. Die Vögel waren gar zu allerliebst, so bunt, so schön, so niedlich, von so glänzenden Farben; wer sie sah, besonders unter den Leuten des Mittelstandes, konnte sich des Wunsches nicht erwehren, mit einigen dieser hübschen Geschöpfe sein Zimmer auszuschmücken. Sie sollten auch vereinzelt verkauft werden; aber der Preis, welcher dafür gefodert wurde, war hoch und die Zeiten schwer. Die Herren Verkäufer äußerten indessen, daß sie sich wol entschließen könnten, die schönen bunten Vögel gegen verräucherte Bilder und ähnlichen alten unbrauchbaren Plunder einzutauschen, und nun ging es in den Häusern an ein Suchen, ein Poltern, ein Rumoren ohne Gleichen. Vom Speicher, aus Rumpelkammern und Verschlägen wurden alte verstaubte Gemälde an das Tageslicht geschleppt, an die keine lebende Seele seit Jahren gedacht, gemalte Fenster, altes Schnitzwerk, tausenderlei Dinge, die seit undenklicher Zeit unbeachtet aller Welt im Wege gestanden. Der Handel ging vortrefflich, Käufer und Verkäufer waren zufrieden, und ehe Wallraf ein Wort davon erfuhr, waren schon mehre Kisten, vollgepackt mit nie zu ersetzenden Kunstwerken, auf dem Wege nach Paris.

Wallraf wollte darüber verzweifeln; gern hätte er Himmel und Erde bewegt, um diesem Unfug zu steuern. Er wandte sich an die damals in Köln geltenden französischen Behörden und brachte in Paris schriftlich seine Klagen an; aber vergebens, denn, dem alten, etwas ordinairen aber doch als wahr erprobten Sprichwort zufolge, pflegt eine Krähe nicht leicht einer andern die Augen auszuhacken. Seine Klagen fanden kein Gehör, und der Vogelhandel ging nicht nur fort, sondern wurde immer brillanter.

Wallraf's Freunde erinnerten ihn zwar scherzend an seinen eignen ehemaligen Tauschhandel mit Kupferstichen, aber sie nahmen doch seiner wirklich großen Bekümmerniß sich an. Sie vertheilten sich in mehre Straßen der Stadt, gingen von Haus zu Haus, zu Bekannten und Unbekannten, und machten den Leuten begreiflich, wie die Franzosen auf diese Weise die ganze Stadt aller Kunstwerke zu berauben Willens wären, welche seit vielen hundert Jahren der größte Schmuck derselben gewesen sei.

Das Wort: Franzosen, brachte die braven Bürger sogleich wieder zur Besinnung, es war an und für sich ein Argument, gegen welches sich nichts einwenden ließ. Die noch vorhandenen Kunstwerke wurden wieder an ihren Ort gebracht, die Thüren verschlossen, die Vogelhändler fanden keine gutwilligen Käufer mehr. Grimm im Herzen gegen Wallraf, den sie als den Urheber dieser Veränderung betrachteten, zogen sie mit dem Rest ihrer bunten Waare, leider aber auch mit dem Ertrage der früher verkauften, sich nach Paris zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die stille Abtei. Geschichtlicher Roman von J. E. Benno. Köslin, Hendeß. 1829. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Eine wohlgelungene, hübsche Schilderung der Kämpfe zwischen römischer Nacht und evangelischem Licht am Strande der Ostsee, in jener einst mächtigen Abtei, unweit Treptow in Pommern, die im Mittelalter an die Stelle des Heiligthums des alten heidnischen Bialbog trat und nun, längst Ruine, ein kaum noch bemerkbares Denkmal des Sinnes und Treibens entfernter Tage ist. Das kleine Werk ist gut geschrieben; die aufgestellten Ereignisse ziehen an; man durchläuft die wenigen, hübsch gedruckten Bogen gern, und somit ist der Zweck des Ganzen erreicht.

2. Das Milchmädchen von Montfermeil. Launiger Roman aus dem Leben der Gegenwart. Nach dem Französischen des Paul de Kock. 2 Bände. Braunschweig, Meyer. 1829. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Das Dasein ist so ernst, und die Masse der zur Erheiterung oder vielmehr Zerstreuung gebotenen Unterhaltungsschriften so schwerfällig, düster und preziös, daß man gern einmal nach einem Buche greift, welches launige Auffassung der Lebensverhältnisse verspricht, auch kann man dabei sehr wohl ein Auge über manche Scene und Schilderung zudrücken, wenn nur die Sache nicht übertrieben und der Decenz ganz und gar der Kopf abgerissen wird. Der in Paris lebende, durch mehre zum Theil wirkliches Talent verrathende Werke bekannte Verf. dieses Romans gefällt sich vorzüglich in Darstellung von Volksscenen, Schilderungen von Charakteren aus der untern Classe und dem Treiben an öffentlichen Belustigungsorten — alles Dinge, die einem Beobachter allerdings reiche Stoffe bieten; indem er aber dabei lüsterne Sinnlichkeit oft zu sehr hervortreten läßt, werden seine Schilderungen, stellenweise wenigstens, keine Lecture für junge Leute und Frauenzimmer, am wenigsten wenn sie in unsere Sprache übertragen sind, da diese, ihrem ganzen Wesen nach, minder leicht und anmuthig über Dinge wegschlüpft, die, im Französischen gesagt, wenig anstößig erscheinen. Ein Uebertrager der Romane von de Kock muß daher vorzüglich Leichtigkeit des Ausdrucks besitzen; diese vermißt man aber mitunter in diesem verdeutschten „Milchmädchen von Montfermeil“, und das ist doppelt schlimm bei einem Buche, welches einen großen Theil seines Reizes nur der gewandten und lebhaften Sprache verdankt, in welcher sein Erzähler es schrieb.

3. Sagenkreis des Alterthums. Von Friedrich Stahmann. Aschersleben, 1829. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Eine nicht uninteressante Sammlung alter Sagen und Legenden aus dem Kreise der Vorzeit der askanischen Länder in romantischer Einkleidung. Das Ganze umfaßt nur 18—19 Bogen und enthält in 2 Abtheilungen 9 dergleichen Darstellungen und eine einleitende Uebersicht, „Das alte Askanien“ überschrieben. Neben der Unterhaltung, welche man hier findet, trifft man auch noch auf manche hübsche historische Notiz, die das Büchelchen über den Niveau gewöhnlicher sogenannter Unterhaltungsschriften hebt.

4. Das Dorf an der Mosel, und Ein Abend im Bade. Zwei Erzählungen von Karl Norden. Köslin, Hendeß. 1829. 8. 16 Gr.

Bei der erstern dieser Erzählungen ist noch bemerkt: „Eine Rückerinnerung im romantischen Gewande“. Beide sind zwar unbedeutende, jedoch anspruchslose Gaben, die sich nicht übel lesen lassen und allenfalls wol ein Stündchen unthätiger Muße ausfüllen können. Wie man den Beisatz „im romantischen Gewande“ zu nehmen hat, wird weiter keiner Erwähnung bedürfen; es ist die Romantik, welche sich stoßweise in den Repositorien der Leihbibliotheken findet und von hier aus, als eine immer willkommene, trockene Fütterung, Jahr aus Jahr ein den Liebhabern verabreicht wird.

5. Novellen und Erzählungen von Heinrich Stahl. 2 Bände. Hamm, Schulz. 1829. 8. 2 Thlr.

Die Gaben dieses Verfs. nehmen einen etwas höhern Standpunkt ein; sein Talent des Erzählens ist bedeutender. Es sind 7 verschiedene kleine Geschichten, die hier in diesen beiden unter fortlaufender Seitenzahl gedruckten Bändchen gegeben werden: „Der Unterofficier Brüning“; „Der Gefangene“; „Die Verlobten“; „Doctor Basser“; „Der Spieler“; „Leiden der Liebe“; „Die Familie Hebeler“. Schon die Ueberschriften zeigen, daß sich Hr. St. nicht über den Kreis des gewöhnlichen, gemeinhin prosaisch genannten Lebens in seinen Darstellungen verstieg; da er aber diesem Leben hin und wieder mit Glück seine tiefere Seite abzugewinnen wußte und mit Kenntniß die Beziehungen und Regungen des Menschenherzens schildert, so kann man seinen Erzählungen theilweise ein größeres Maß Poesie beimessen als manchen in weiten geschichtlichen Entfernungen und um historische Charaktere sich drehenden Erzeugnissen, die pomphaft mit diesem erborgten Schmuck sich blähen und durch den Flitter tönender Namen, mit Hamlet zu reden, die Bettlerblöße der Erfindung zu bedecken suchen. Angezogen hat uns besonders Nr. 1: „Der Unterofficier Brüning“, durch Natürlichkeit und eine gewisse Innigkeit des Gefühls, die wohlthuend sich durch die ganze Darstellung dieser kleinen Familiengeschichte windet.

6. Die Abenteuer in der Geisterhöhle. Ein Roman, frei nach dem Französischen bearbeitet von Melano. Nürnberg, Zeh. 1829. 8. 18 Gr.

Ein echtes Product für Leihbibliotheken unterer Classe, bei welchem nur das Eine zu loben ist, daß es nicht mehr als $10\frac{1}{2}$ Bogen füllt und somit wol kaum ein Ballen Papier damit verwüstet wurde. Ob Hr. Dr. Melano — vermuthlich ein in rühmlicher Dunkelheit lebender Pseudonym — wirklich hier aus dem Französischen zu bearbeiten die traurige Mühe sich gab, oder ob nicht vielleicht das Ganze, trotz dieser Titelannonce, dennoch Gebild eigner Phantasie ist, mag wissen, der Alles weiß; gewiß bleibt, daß in einem oder anderm Falle das Unverdienst gleich groß ist.

7. Hugo von Adlerfeld und Ida von Wertingen, oder treue Liebe führt zum Ziele. Von Burkhard Cirylius, Verf. des „Corando Corandini“ u. s. w. Mit einem Kupfer. Nürnberg, Zeh. 1829. 8. 1 Thlr.

Wir haben das Vergnügen nicht, den „Corando Corandini“, „Moranzo“ u. s. w. zu kennen; gleichen sie aber die-

sem „Hugo von Ablerfeld“ und seiner Ida von Mertingen, so trösten wir uns sehr gern. Das Ganze reiht sich passend an die vorher erwähnte Geisterhöhle: wie da, dieselben abgegriffenen Gestalten mittelalterlicher eiserner Kampfhähne, tugendsamer Frauen u. dgl., und nirgends etwas, was den Leser über die flache Prosa der leeren Lebensalter dieser Figuren erhebt. Daß zuletzt gefreit wird, versteht sich von selbst.

8. Der Kampf um Mitternacht, oder Schwärmerei und Liebe; Der gefährliche Sturz; Die Nachtigall. Drei Erzählungen von Friedrich Horst. Graudenz, 1829. 8. 16 Gr.

Drei nicht üble Erzählungen, von denen sich jedoch weiter auch gar nichts sagen läßt, als daß sie eben nicht übel sind und nicht mehr als 8½ Bogen füllen, von denen 5½ allein auf Nr. 1 kommen. Der Verf. scheint noch ein junges Gemüth zu sein; in der Jugend schwärmt und phantasirt man gern; da entschuldigt sich denn auch leicht ein kleines Uebermaß in diesen Dingen. Zum Durchblättern in müßigen Stunden sind immer dergleichen Sächelchen, wie hier geboten werden, noch besser als der unholde Ritter- und Gespensterspuk in Büchern wie die beiden vorhergehenden. 95.

Albert Thorwaldsen.

Ueber Thorwaldsen als Künstler spricht und schreibt man viel; daß er der Heros der neuern Kunst sei und mit Recht den ihm öfters schon ertheilten Titel eines Fürsten unter den lebenden Künstlern führe, das ist bekannt und mag vielleicht Ursache geworden sein, daß man über Thorwaldsen als Mensch, als Mitglied der großen römischen Künstlerrepublik noch nie gesprochen hat; um so unbilliger erscheint dieses aber, da er in dieser Beziehung eine sehr, sehr hohe Stelle ausfüllt und eben deshalb in seinem Verhältnisse zu den in Rom lebenden Künstlern stets betrachtet werden sollte.

Thorwaldsen kam vor einigen 30 Jahren als ein armer Jüngling nach Rom und ist jetzt durch sein großes Kunsttalent ein wohlhabender Mann; durch die Art und Weise, wie er diesen Reichthum nun anwendet, wie er seinen großen Einfluß, sein hohes Ansehen für Andere benutzt, hat er sich ein wahrhaftes Denkmal der Liebe und Verehrung gesetzt. Denn abgesehen, daß er mit hoher Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit jedem Künstler mit Rath in der Kunst beisteht, sucht er auch die vielen in Rom oft in höchster Armuth lebenden talentvollen Künstler auf, gibt ihnen Bestellungen, Geldunterstützungen und Aufmunterungen jeder Art, nicht achtend, welcher Nation sie angehören. Daher sieht man seine Wohnzimmer mit ausgezeichneten Bildern jetzt lebender und jüngst verstorbener Meister angefüllt, und die Werke, die man von dieser Art daselbst findet, kann man mit vollem Recht eine bedeutende Sammlung nennen. Nicht Rang, Reichthum und Einfluß oft mittelmäßiger Künstler geben ein Recht, in Thorwaldsen's Stube einen Platz für ihre Werke zu finden, sondern nur das Talent. Gibt es eine bessere Empfehlung, als wenn Thorwaldsen's geistiges Auge sich gern an Bildern unserer jetzigen Künstler, selbst im unermeßlich reichen Rom, erfreut und ihre Werke um sich haben will? Der sammellustige Engländer, Franzose u. s. w. wollen nun auch — und das mit Recht — von solchen Meistern Bilder haben, deren Werke sie bei Thorwaldsen gesehen, und so mancher brave Künstler ist auf diese Art aus seiner Noth gezogen. Auch der Alterthumsfreund findet Schätze griechischer, römischer und ägyptischer Kunst, besonders eine vortreffliche Sammlung geschnittener Steine bei Thorwaldsen, die jedem Künstler so viel wie möglich zur Benutzung frei stehen. Dazu hat er auch für mehre tausend Scudi eine Bibliothek angekauft, mit Werken aller Nationen, mehr bei solchen Ankäufen darauf bedacht, dieselben jungen Künstlern und Gelehrten mittheilen zu können, da Rom in dieser Beziehung sehr arm ist, als für eignen Gebrauch, da Thorwaldsen in seinem reichen Geiste, Gemüth und Phantasie mehr Nahrung findet, als im todten Buchstaben je geschaut und gefunden werden kann.

Doch alle diese mit Schätzen alter und neuer Kunst angefüllten Zimmer runden sich erst zu einem Ganzen, wenn man auf den Mann sieht, der darin lebt. Thorwaldsen's Kopf, der Ausdruck seiner Gesichtsbildung erinnern an den in Paris verstorbenen Grafen Gustav von Schlabrendorf. Die Aehnlichkeit liegt nicht sowol in den Zügen als in dem Geiste, in der Kraft, in dem wohlwollenden Ausdruck des offenen, wahrhaften Menschenfreundes. Das bekannte, von Amsler gestochene Portrait von Thorwaldsen scheint verfehlt; es ist ein süßes, weichliches Lächeln, was als charakteristisch daraus hervortritt, während aus dem Kopfe des seltenen Mannes ein kräftiger, schöpfungsreicher Geist uns anspricht und unser Herz für ihn fesselt.

Wir haben hier nur beginnen wollen, über Thorwaldsen auch in anderer Beziehung zu sprechen und aufmerksam zu machen, daß man das menschlich Gute und Große auch bei dem größten Künstler nicht vergessen sollte; und gerade bei Thorwaldsen ist uns diese Seite höchst interessant, da er unter schwierigen Verhältnissen lebt, der Neid, die Mißgunst auf eine solche großartige Natur gern ihre hämischen Zähne fletschen und sie zu sich und ihren niedern Leidenschaften herabziehen möchten. Wir freuen uns, in dem Besitz vieler, vieler Züge des wahren Edelmuths dieses Mannes zu sein, welche der Mit- und Nachwelt nicht verloren sein sollen; und sowie Thorwaldsen als Künstler den Kranz der Unsterblichkeit um seine Schläfe bereits geflochten sieht, so wird er auch als eine edle Menschennatur im Andenken aller Nationen fortleben. (Aus dem Tagebuch eines Reisenden in Italien 1828.) 98.

Notiz.

Semiramis eine Jüdin.

Am 20. Januar 1830 las Hr. Granville Penn in der Royal society of literature zu London eine Abhandlung über die Semiramis, wovon Folgendes der Hauptinhalt ist: Da die griechischen Schriftsteller die Namen Syrien und Assyrien immer verwechselten, so ist die Wahrheit aus den Sagen und Berichten über die Semiramis sehr schwierig herauszufinden, sowie man über ihren Geburtsort, da sie bald eine Syrerin, bald eine Assyrerin genannt wird, nicht ins Klare kommen kann. Diodorus Siculus, mit dem auch Alexander Polyhistor, Philo und Plinius übereinstimmen, nennt diese große Königin eine Syrerin oder Samariterin von Askalon. Nun enthält das hebräische, griechisch Σαμαρεια geschriebene Wort die Bedeutung servata columba (die durch eine Taube Erhaltene), womit die Sage, Semiramis sei an einem wüsten Ort ausgesetzt und von Tauben erhalten worden, in Verbindung zu stehen scheint, und der Verf. glaubt, die Königin habe ihren Namen von ihrem Vaterlande erhalten, Semiram, griechisch Σεμιραμις. Ihr Leben setzt er in die Mitte des 8. Jahrhunderts vor Chr. Geb., in die Zeit, wo die ganze Bevölkerung von Syrien und Samaria nach Assyrien weggeführt wurde, und sucht zu beweisen, daß die Semiramis mit ihren Landsleuten gefangen genommen worden sei, wie ihre Landsmännin Esther aber durch ihre Reize den König so entzückt habe, daß er sie auf seinen Thron erhob. Diese Meinung würde durch eine Sage unterstützt, welche Marcellinus, der sie geradezu eine Hebräerin nennt, aufbewahrt hat, nämlich, daß sie in ihrer Familie die Sitten und Gebräuche ihres Volkes eingeführt haben soll. Um die Zeit der Ankunft der Semiramis in Assyrien oder kurz vorher verlegten die Könige von Ninive ihre Residenz nach Babylon, und hier führte die Königin das Symbol ihrer Geburtsstadt Askalon, die Taube, ein, die das Merkzeichen ihres Reichs wurde. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 123. — 3. Mai 1830.

Ferdinand Wallraf.
Von Johanna Schopenhauer.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Die großen Räume seiner neuen Wohnung verleiteten indessen den guten Wallraf zu immer bedeutendern Ankäufen, die den Werth seiner Sammlung vermehrten, durch die er aber zugleich in eine drückende Schuldenlast versank. Bei fortgesetzter strenger Sparsamkeit und der frugalsten Lebensweise, reichte dennoch sein Einkommen bei weitem nicht hin, um seiner Lieblingsneigung und zugleich den immer sich steigernden Ansprüchen zu genügen, die von einer andern Seite an ihn gemacht wurden. Wallraf hatte eine einzige früh verwitwete Schwester; als Mutter von 9 lebenden Kindern, bei sehr geringen Vermögensumständen, bedurfte sie seines Beistandes, den er ihr als treuer Bruder von jeher sehr liebevoll gewährte. Er selbst versagte sich Alles, die Schwester aber bewahrte er vor Mangel und Noth, er leitete die Erziehung ihrer Kinder, und als diese heranwuchsen, ließ er 4 ihrer Söhne auf seine Kosten studiren. Er that es gern, mit willigem, freudigem Herzen; aber seine Sorgen wurden dadurch vermehrt, seine Lage immer drückender, und außer der Freude an der Kunst, die ihn nie verließ, hatte er wenig Freude und Frieden mehr in der Welt. Seine Freundin war bei den Todten, und von Seiten seiner Verwandten erntete er späterhin nur Undank und Kummer, wo er Freude und Dank für sein späteres Alter zu gewinnen gehofft hatte.

Die nach Paris zurückgekehrten Vogelhändler hatten indessen ihren Freunden eine höchst lockende Beschreibung von den Schätzen gemacht, welche sie in dem alten düstern Köln, in Klöstern und Kirchen verborgen, hatten zurücklassen müssen. Daß alle geistliche Stiftungen längs dem linken Rheinufer nächstens würden aufgehoben werden, war damals schon so gut als gewiß, und welche reiche Ernte an Gemälden, Manuscripten, gemalten Fenstern u. s. w., mußte den pariser Kunstfreunden dann werden! Wäre nur der eigensinnige Conservateur des antiquités Wallraf aus dem Wege geräumt!

In der festen Ueberzeugung, daß er sich nie dazu verstehen würde, wurde Wallraf auf ihren Antrieb jetzt aufgefodert, als Beamter der französischen Republik, entweder den Bürgereid zu leisten, oder seine Stelle niederzulegen. Man hatte sich in seinen Vermuthungen nicht geirrt, der arme Wallraf gerieth durch diesen Antrag in einen innern Kampf mit sich selbst, in eine an Verzweiflung grenzende Noth, wie er noch nie sie empfunden. Wie konnte, wie sollte er hier entscheiden? Als freier Reichsstädter war er ein geborener Republikaner im edelsten Sinne des Worts, und im steten Umgange mit dem Geiste der alten Römer und Griechen war dieser ihm angeborene Freiheitssinn noch erhöht und gehoben. Er war fest überzeugt, daß ein freies Volk ebenso groß, ebenso glücklich sein könne als ein von einem Könige beherrschtes, und in dem Eide selbst lag nichts, wogegen sein Gefühl von Recht und Unrecht sich empörte. Aber einer der beliebtesten Kanzelredner, ein echter Mann des Volks, den Wallraf selbst achtete und liebte, hatte noch vor dem Einrücken der französischen Armee von der Kanzel herab die Leistung dieses Eides als ein unverzeihliches Vergehen gegen göttliche und menschliche Gesetze geschildert und dadurch das Volk gegen die auf diese Weise Beeidigten furchtbar aufgebracht; er stellte sie mit den pariser Schreckensmännern und Königsmördern in eine Reihe, und Haß, Verachtung, Abscheu folgten ihnen, wo sie sich zeigten. Durfte, konnte Wallraf, als Geistlicher, als Lehrer, als Rector der Universität, einer solchen Unbill sich aussetzen, wenngleich sein Gewissen die That selbst, welche ihn der allgemeinen Verachtung preisgeben mußte, nicht misbilligte? Durfte er die Achtung, die Liebe, das Vertrauen seiner Mitbürger verscherzen, um seine Stelle sich zu erhalten? Und durfte er gerade in diesem Augenblick sie aufgeben, wo er durch sie, bei der sichtlich nahen Aufhebung aller geistlichen Stiftungen, allein in den Stand gesetzt werden konnte, seiner Vaterstadt, der er sein ganzes Leben geopfert, die Kunstschätze von 58 Klöstern zu erhalten? Vergebens quälte er sich ab, um die Lösung dieser Fragen zu finden; tief im Innersten seines Gemüthes zerrissen, härmte er sich und ging bleich wie ein Todter umher, ohne zu einem Entschlusse gelangen zu können.

Der Geistliche, dessen Predigt das Volk so furchtbar gegen den französischen Eid aufgeregt, gerieth indessen mit Wallraf in gleiche Verlegenheit: auch ihm wurde

ein Amt übertragen, in welchem er viel Gutes stiften konnte, bei welchem aber die Leistung jenes verhaßten Eides nicht zu umgehen war. Der geistliche Herr sträubte sich lange und heftig dagegen, mußte aber endlich nachgeben. Er war zu geachtet und zu geliebt in der Stadt, als daß der öffentliche Tadel hätte schwer auf ihm lasten sollen; die Meinungen und Ansichten des Volks wurden milder, und Wallraf durfte jetzt getrosten Muthes dem Beispiel des allgemein verehrten Mannes folgen. Er that es mit einem Widerstreben und duldete es gelassen, durch sein inneres Bewußtsein getröstet, wenn noch lange nachher die Leute auf den Straßen zuweilen mit Fingern auf ihn wiesen und zu einander sagten: „Das ist er, der den Eid geleistet hat".

Im April des Jahres 1802 fiel endlich der lange gefürchtete Schlag. Die geistlichen Stiftungen längs dem linken Rheinufer wurden durch den ersten Consul Bonaparte aufgelöst, ihr Vermögen eingezogen, ihre Besitzungen, welche fast ein Drittel des ganzen Landes ausmachten, für französische Domainen erklärt. Die Mitglieder der reichen Capitel, Abteien und anderer Stiftungen erhielten, ohne Unterschied der Person und des Ranges, eine lebenslängliche Pension von 500 Fr., statt der bisher genossenen reichen Pfründen. Alles übrige Geld ging in französische Hände, der zur Unterhaltung der kirchlichen Gebäude nothwendigen Fonds wurde gar nicht gedacht.

Auch Wallraf verlor seine beiden Präbenden; den eignen Verlust wußte er gelassen zu tragen, aber sein sonst so mildes Gemüth empörte sich über die Ungerechtigkeit, mit welcher die geraubten Güter verwaltet wurden, ohne des eigentlichen Zweckes ihrer Stiftung zum Besten der Armen und der Schulen zu gedenken. Er sprach laut und heftig dagegen; aber Alles blieb wie es einmal war, und seine Stimme verhallte wie in einer Wüste.

Sein Museum wurde indessen durch die Raubsucht der fremden Herrscher unglaublich bereichert. Er sammelte, rettete in diesen trüben Tagen der Verwüstung, so viel er immer konnte. Der Maler Fuchs, und sein würdiger Freund und Schüler de Noël, der jetzt der Ordnung und Erhaltung des von Wallraf gestifteten Museums sich mit lobenswürdigem Eifer annimmt, standen bei der Auswahl der des Aufbewahrens würdigen Gegenstände mit ihrem Rathe ihm bei. Wallraf wurde durch die Menge derselben fast erdrückt, sein großes Haus wurde ihm zu enge, kein freier Tisch, fast kein Stuhl, den er einem Besuchenden hätte anbieten können, war in seinem Wohnzimmer zu finden, sogar sein Bett war mit Gemälden und Kupferstichen beladen. Bei dieser Ueberfülle war an kein Ordnen der verschiedenartigsten Gegenstände zu denken; zahllose Fremde, die nach jener Zeit ihn besuchten und oft, ohne selbst einigen wahren Gewinn davon zu haben, ihn seiner kostbarsten Stunden beraubten, haben seine Sammlung in diesem Zustande gesehen und hinterdrein oft darüber gespottet.

Bei der allgemeinen Zerrüttung alles Langebestehenden, war auch die Universität nicht verschont worden. Eine Centralschule wurde anstatt derselben errichtet, bei welcher Wallraf als Lehrer der Aesthetik mit einem Gehalt von beinahe 1000 Thalern angestellt wurde. Er nahm mit großem Eifer und vielem Gelingen der Bildung seiner Schüler sich an und freute sich der Gelegenheit, auch hier mannichfaltiges Gute zu stiften.

Doch immer schwerer wurde ihm die Schuldenlast, die ihn drückte, von der nicht abzusehen war, wie er sich jemals würde von ihr befreien können. Bei seinem sehr verringerten Einkommen, machte die jährliche Bezahlung der Zinsen schon allein ihm Sorge und Kummer, und nun kam noch von einer Seite, wo er dieses am wenigsten erwarten konnte, eine Vermehrung derselben hinzu, die sein ohnehin wundes Gemüth tief und schmerzlich verletzte.

Die Schwester, der er von jeher mit großen Aufopferungen Gutes gethan, die ihm unsäglich viel zu verdanken hatte, fing an, durch ziemlich laut ausgesprochene Unzufriedenheit ihm das Leben zu erschweren. Sogenannte gute Freunde hatten der beschränkten Frau vorgestellt, wie die Kunstsammlung ihres Bruders wenigstens 1 Million Francs werth wäre, die er im Begriff stehe der Stadt zu schenken, während sie und ihre Kinder, die doch das nächste Anrecht an seinen Nachlaß hätten, nach seinem Tode würden leer ausgehen müssen. Ränkesüchtige Sachwalter mischten sich hinein, fachten den Funken der Zwietracht zur hell lodernden Flamme auf und verleiteten die bethörte Frau zu nicht zu entschuldigenden Vorwürfen gegen ihren tiefgekränkten Bruder. Wallraf war schmerzlich betrübt, aber er zürnte der Schwester nicht; er fuhr sogar fort, ihr regelmäßig das ihr von ihm bestimmte Monatsgeld auszahlen zu lassen, was er, selbst in der größten eignen Bedrängniß, nie unterlassen, und äußerte oft, er könne nur als eine Verblendete sie bedauern.

Der pecuniaire Werth der Wallraf'schen Sammlung war freilich mit 1 Million Francs viel zu hoch angeschlagen, aber daß das Ganze die Hälfte dieser Summe einbringen würde, wenn es nach Wallraf's Tode in London oder Paris öffentlich versteigert werden sollte, ließ mit großer Wahrscheinlichkeit sich im Voraus berechnen, und Wallraf selbst leugnete dieses nicht ab. Außer den Gemälden, den Kupferstichen, Handzeichnungen, werthvollen alten Münzen, antiken Gemmen und andern Gegenständen, enthielt sie noch eine Menge alter seltener Manuscripte und Bücher aus der frühesten Zeit nach Erfindung der Buchdruckerei, sogenannte Inkunabeln, für den Kenner und Liebhaber von unschätzbarem Werth, die besonders in London oft mit schwerem Golde aufgewogen werden. Doch alles Dieses war Wallraf's unbestrittenes selbsterworbenes Eigenthum. Von Patriotismus und leidenschaftlicher Kunstliebe getrieben, hatte er mehr als 40 Jahre seines Lebens in selbstgewählter Armuth und Dürftigkeit hingebracht, um es für seine Vaterstadt zusammenzubringen. Hätte er gelebt wie Andere seines Gleichen, und wie sein Rang, sein Ein-

kommen, sogar seine Gesundheit es eigentlich foderten, so wäre sein Nachlaß nach seinem Tode gewiß nicht von der Bedeutung gewesen, daß darüber unter seinen Erben Streit hätte entstehen können. Wallraf's ganzes Leben war eine Kette von Entbehrungen, aber auch ein überzeugender Beweis, wie viel selbst der arm und hülflos Geborene vermag, wenn er mit festem Muth und unabänderlichem Ernst Alles daran setzt, um ein hohes, sich selbst gestelltes Ziel zu erreichen.

Daß aus Bösem gewöhnlich Gutes entspringt, wenn man nur Geduld hat, es abzuwarten, ist eine alte Behauptung, die öfter ausgesprochen wird als geglaubt. Wallraf aber erfuhr die Wahrheit derselben während seines langen Lebens mehre Male auf recht auffallende Weise. Das eigenmächtige Verfahren seiner ehemaligen Collegen am Montanergymnasium, durch das er mit aller seiner Habe plötzlich unter freien Himmel versetzt wurde, so hart er im ersten Augenblick sich davon getroffen fühlte, verhalf ihm zu einer lebenslänglichen freien Wohnung, die ganz seinen Wünschen entsprach. Die Intrigue der pariser Vogelhändler, durch die sie ihn von seiner Stelle zu vertreiben meinten, bestätigte ihn in derselben, und das harte Verfahren seiner Schwester war die Veranlassung seiner Befreiung von der ihn drückenden Schuldenlast und gewährte ihm ein ruhiges, friedliches Alter, in Ehre und Ansehen bei seinen Mitbürgern.

(Der Beschluß folgt.)

Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung mehrer Gelehrten verfaßt und herausgegeben von Heinrich Berghaus. Erster Band. Erstes, zweites und drittes Stück. Berlin, Reimer. 1830. Gr. 8. Der Jahrgang von 12 Heften 10 Thlr.

Diese Annalen sind an die Stelle der im vorigen Jahre geschlossenen „Hertha" getreten, haben dieselbe Tendenz, nur ist in der Anordnung des Stoffs die Aenderung getroffen worden, daß ein gewisses Fachwerk angenommen worden ist, in welches die betreffenden Verhandlungen eingeschaltet werden. Die frühere „Geographische Zeitung" wird hinführo zu einem Ganzen zusammengehalten und dadurch zu einer vollkommenern Uebersicht geeigneter werden; auch wird sie sich über die Gesellschaften der Erdkunde und beim Abschlusse eines jeden halben Jahres über das Vorzüglichste der ausländischen Journalistik auslassen. Welcher umfassende, reiche, mit einem praktischen Blicke entworfene Plan! Eine Schöpfung, welche den Pölitz'schen werthvollen „Jahrbüchern der Geschichte und Staatenkunde" sich gegenüberstellen läßt, und wodurch sich gewissermaßen Gegenwart und Vergangenheit literarisch die Hand bieten. Seien uns daher diese Annalen recht sehr willkommen; und da zu erwarten steht, daß, außer dem Herausgeber, auch die hochgepriesenen Geographen des In- und Auslandes, welche zuweilen in der „Hertha" ihre Ansichten und Bemerkungen niederlegten, aufzutreten nicht verschmähen werden, so ist einer trefflichen Leistung entgegenzusehen.

Die 3 ersten Hefte liegen nun vor, und es läßt sich wol schon beurtheilen, wie weit der Herausgeber seinen uns angedeuteten Weg verfolgt hat. Den Anfang macht ein in vieler Hinsicht ausgezeichneter Originalaufsatz, betitelt „Bruchstück einer vergleichenden physischen Geographie". Man darf den Verfasser, Professor Schouw in Kopenhagen, nur nennen, um die Aufmerksamkeit aller Erdkundigen darauf zu lenken. Zugleich erhält man hier die Nachricht, daß Professor Schouw im Begriff steht, eine zweite Reise nach Italien vorzunehmen, um seine Arbeit über die klimatischen und vegetabilischen Verhältnisse Italiens zu vollenden. Diesem Aufsatze folgt ein Barometernivellement der Passage über das böhmische Mittelgebirge; an dieses schließt sich ein Verzeichniß von Längen- und Breitenbestimmungen mehrer Oerter der Herrschaft Reichenau und Czernikowitz und andere geognostische Bemerkungen von dem trefflichen Professor Hallaschka in Prag. Den „Mesures barométiques, suivies de quelques observations d'histoire naturelle et de physique, faites dans les Alpes françaises etc., par J. Guerin etc." sind auch einige Notizen gewidmet. Umfassender ist das Barometernivellement einer Linie von der Saale bei Halle über die thüringer Hochfläche u. s. w. bis zur Weser bei Hörter abgehandelt. Viel Neues und Interessantes enthält sowol die Küstenbeschreibung von Martinique, von Monnier, als auch der Aufsatz: „Geognostische Profile von Ostfrankreich und Deutschland", nach eignen Beobachtungen entworfen von Schwerin. Die Fragmente aus dem Briefwechsel des Herrn Dr. Adolf Erman aus Sibirien eröffnen uns manches noch ganz Unbekannte über dieses Riesenland, und den Beschluß dieses Cyklus macht eine Nachricht von Capitain Legoarant's (?) Reise um die Welt. Die Literatur der Länder- und Völkerkunde gibt nur von ausgezeichneten Werken Rechenschaft, und wir heben hier nur die so wichtigen „Beiträge zur Kenntniß des gewerblichen und commerziellen Zustandes der preußischen Monarchie aus amtlichen Quellen", vom königlich preußischen geheimen Oberfinanzrath Ferber, aus. Wie reich und zuverlässig würde die Statistik werden, wenn alle Länder sich dergleichen Werke zu erfreuen hätten! Noch sind angehängt statistische Nachrichten und Einiges zur geographischen Zeitung gehörig.

Das 2. Heft ist nicht minder anziehend. Außer der Fortsetzung des belobten Schouw'schen Aufsatzes, des von Monnier und dem Briefwechsel des Hrn. Dr. Erman, erhalten wir hier noch an Gaben: Eine Betrachtung über den Lauf des großen Stroms von Timbuktu, nach 6 erschienenen verschiedenen genannten Werken; einen Aufsatz über die Ersteigung des höchst merkwürdigen Vulkans Gedé auf Java, und ein Barometernivellement des Fürstenthums Osnabrück, von dem Hrn. Woltman in Osnabrück, aus den Briefen desselben an den Herausgeber. Die Kritik der Literatur bietet auch in diesem Hefte wiederum nur sehr Gutes, wie Ledebour's „Reise durch das Altaigebirge", mit dem man hierdurch sehr gern genauer bekannt wird. In diesem Hefte übersehe man auch nicht die Nachrichten von der wissenschaftlichen Expedition der Franzosen nach Morea, besonders denjenigen Lesern zu empfehlen, die aus dem „Bulletin de la Société de géographie" hierüber nicht unterrichtet sind. Die am Schlusse beigefügten Auszüge aus brieflichen Mittheilungen an den Herausgeber enthalten manche sehr erwünschte Notiz.

Im 3. Hefte befindet sich gleich zu Anfange ein für die höhere Meßkunst sehr wichtiger Aufsatz: „Die geodätischen und astronomischen Operationen in Piemont und Savoien für die Messung eines Bogens im mittlern Parallel mit einer Dreieckskarte"; ferner bezeichnet Ref. in dieser Collation als besonders zu empfehlen: „Schabelski's meteoro-, hydrologische Bemerkungen auf einer Reise nach den russisch-amerikanischen Colonien in den Jahren 1821—23"; die Fortsetzung des mehrgedachten Dr. Erman'schen Briefwechsels, die Mittheilungen aus Burckhard's „Reisen in Arabien", Das, was über den Aufsatz: „Landeskunde von Indien", von unserm berühmten Geographen Dr. Ritter im „Berliner Kalender auf das Jahr 1830", abgedruckt ist, und die Notizen über Texas in den Vereinigten Staaten von Mexico. Der Abschnitt „Staatenkunde" gedenkt des für die Geographie Korsikas wichtigen

Werkes: „Annuaire du département de la Corse pour l'année 1829". Ehe wir diese Anzeige schließen, erlaubt sich Ref., das geographische Publicum auf ein Lehrbuch der Erdbeschreibung aufmerksam zu machen, daß der Herausgeber der vorliegenden Annalen unter der Feder hat. Sein Zweck, seine Eigenthümlichkeiten und die Form, unter der es erscheinen wird, besagt S. 407 u. 408 des 3. Hefts der „Annalen". Wer berücksichtigt, was der Verf. schon seit einer Reihe von Jahren nicht allein in literarischer Hinsicht für Erdkunde gethan hat, sondern wer auch seine ausgezeichneten Kartenleistungen, (man bleibe nur bei der Karte von Afrika stehen) mit in Anschlag bringt, wird mit Verlangen dem Erscheinen dieses gewiß in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werkes entgegensehen. 99.

Die ästhetisch gebildete Dame, oder das für Frauen Wissenswertheste aus dem Gebiete der Aesthetik. Von J. K. Braun von Braunthal. Wien, Gerold. 1830. Gr. 8. 16 Gr.

Man kann den Geist, in dem dies kleine Handbuch der Aesthetik geschrieben ist, einen guten nennen, ohne darum mit allen einzelnen Aufstellungen, die es enthält, einverstanden zu sein. Der Zweck, wie eine etwas seltsame und geschraubte Vorrede ihn uns angibt, ist, eine Vorschule zu dem gegenwärtigen Stande der ästhetischen Wissenschaft für Frauen und classisch nicht Gebildete zu liefern. Hier ist an sich nichts zu tadeln; nur zweifeln wir, ob jener in diesem Buche erreicht werde. Diejenige Klarheit, welche dem zum Denken nicht Gewöhnten einen an sich schwierigen Gegenstand zugänglich machen kann, scheint nicht zu den Besitzthümern des Verfs. zu gehören. Auch ist die ganze Form der Behandlung diesem Zwecke wenig günstig. Ein Lehrbuch schreckt das schöne Geschlecht, und wir könnten ebenso gut Jean Paul's „Vorschule" oder irgend eine Aesthetik demselben in die Hand geben als dieses Lehrbuch. Die Briefform, oder die der Unterhaltung, kurz, ein Buch im Charakter von Fénélon's „Pluralités des mondes" würde uns weit besser diesem Zweck entsprochen zu haben scheinen. Nichtsdestoweniger enthält dies Buch viel Gutes und wird sich da, wo es an gebührender Vorübung zum Denken nicht fehlt, immerhin empfehlen lassen.

Der Verf. theilt seine Arbeit in 2 Bücher, deren 1. in 7 Abtheilungen Begriffserklärungen enthält, während das 2. in 4 Abtheilungen die vorzüglichsten Gattungen der Poesie überblickt, alles Dies mit verständiger Kürze und ohne Weitschweifigkeit. Was ist schön? dies ist die Frage, welche die 1. Abtheilung erörtert. Wir erhalten hier eine Antwort, welche uns so wenig befriedigt wie die tausendundeine Antworten, welche der gegenwärtigen vorhergegangen sind. „Schönheit ist die in endlicher Form angeschaute Befriedigung unserer unendlichen Sehnsucht nach Seligkeit". Wir halten uns nicht damit auf, die Schwächen dieser und anderer Definitionen, wie sie dies Werk liefert, zu zergliedern, um so weniger, als der Verf. wol selbst keinen Anspruch darauf macht, der Gründer eines neuen Systems zu sein. Genie und Talent, Kunst und Kunstprincip bilden den Inhalt der 2. Abtheilung. Die Analyse des Genies hat uns gefallen: „Neuheit der Weltansicht und Freiheit der Kraftäußerung". Dies letzte Element des Genies scheint unserm Schiller abgesprochen zu werden, wogegen sich Manches sagen ließe. Plastik und Antike, Objectivität und Fatum sind die Gegenstände der 3. Abth., Romantik der 4., die neueste Kunst (Uebergewicht des Verstandes) nimmt die 5., Poesie die 6., und die besondern Wirkungen der Kunst, das Erhabene, Pathos, das Tragische, das Komische, Caricatur, Humor, das Groteske die 7. Abth. ein. Das 2. Buch umfaßt die Poetik: 1. Ursprung und Eintheilung, 2. die Lyrik, Wesen derselben und Arten der lyrischen Poesie, Manier, Methode, Styl. In alle Diesem begegnet uns nichts Neues. 3. Abth. das Drama. Die Begriffserklärungen sind faßlich und gut. Etwas tiefer geht der Verf. in der 4. Abth. über Epos, Roman, Novelle und Erzählung ein. Das Unterscheidende der beiden letztern scheint gut aufgefaßt. Walter Scott und Steffens werden getadelt, daß sie ihre Romane Novellen genannt. Aphorismen über Kunst und Wissenschaft und über Lecture machen den Beschluß mit Ansichten, welche zu loben sind.

Ein gedankenreiches Buch wie das vorliegende mit einem Wort zu beurtheilen, hat sein Bedenkliches. Im Ganzen genommen, stimmen wir mit dem Verf. überein, im Einzelnen scheint er uns oft mit sich selbst nicht übereinzustimmen. Doch er hat kein System zu liefern beabsichtigt, und die Aufklärungen, die er über die von ihm berührten Gegenstände gibt, sind nicht zu verwerfen. Seine Arbeit erfüllt eben keine Lücke in unserer Literatur, aber sie kann dazu beitragen, richtige Vorstellungen über das Wesen der Kunst und der Poesie insbesondere zu verbreiten. Er hat sie den Damen gewidmet, und für diesen beschränkten Zweck hat er eher zu viel als zu wenig gethan. 25.

Literarische Notizen und Neuigkeiten.

Alexander Stewart gibt die 2. Abtheilung seiner früher auch in diesen Blättern erwähnten „Sketches from the history of Scotland" heraus, die eine Vergleichung mit Scott's „Tales of a grandfather" gar nicht scheuen dürfen.

Von Walter Scott hat man eine Lebensgeschichte des Grafen von Peterborough, der sich im spanischen Erbfolgekriege auszeichnete, zu erwarten.

Dr. Paris, Verf. des früher auch in diesen Blättern erwähnten Werkes über die Diätetik und einer neuern geistreichen und unterhaltenden Schrift: „Philosophy in sport made science in earnest", ist mit einer Lebensgeschichte des berühmten Chemikers Sir Humphry Davy beschäftigt.

Southey verspricht in der Dedication seines neuesten Werkes: „Colloquies on the progress and prospects of society" (London, 1829, 2 Bände, 8.), eine Geschichte Portugals, wozu er seit 30 Jahren den Stoff gesammelt hat.

William Sotheby arbeitet an einer neuen englischen Uebersetzung Homer's. Das 1. Buch der „Ilias" ist als Probe erschienen. 106.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 124. —— 4. Mai 1830.

Ferdinand Wallraf.
Von Johanna Schopenhauer.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Der Magistrat der von dem Joche der Franzosen endlich wieder frei gewordenen Stadt wurde von der traurigen Lage des patriotisch gesinnten Greises unterrichtet, er trat hülfreich ein, um ihn aus derselben zu ziehen und zugleich der Stadt das mit so großer Aufopferung erworbene Geschenk desselben zu erhalten. Alles, was Wallraf an Kunstsachen gesammelt hatte, wurde von diesem zur Begründung eines städtischen Museums dem Senat feierlich übergeben, blieb aber unter seiner Verwaltung. Die Stadt übernahm dagegen alle seine Schulden und sicherte ihm auf eine, sein muthmaßliches Lebensziel übersteigende Reihe von Jahren eine sehr anständige Pension zu, von welcher nach seinem Tode, bis zum Ablauf der bestimmten Zeit, seine Schwester einen bedeutenden Theil genießen sollte. Diese gab sich damit zufrieden, besonders da Wallraf sogleich Anstalt traf, ihr einen bestimmten Antheil seines Einkommens noch bei seinen Lebzeiten zuzusichern.

Wallraf fühlte durch diese neue Einrichtung sich sehr glücklich. Von drückenden Sorgen befreit, konnte er heitern Muthes dem Spätabende seines Lebens entgegengehen. Er war jetzt ein 68jähriger Greis, lebte aber fast noch sparsamer als zuvor, anstatt sich die Pflege und Bequemlichkeit zu gewähren, die sein höheres Alter erfoderte. Er selbst behauptete, durch die Länge der Jahre dieser frugalen Lebensweise so gewohnt zu sein, daß es ihm schwer fallen würde, von derselben abzugehen; eigentlich aber ging sein ganzes Streben nur darauf aus, die seiner Vaterstadt jetzt angehörende Sammlung durch neue Ankäufe noch zu vermehren.

Keine Bitten, keine Vorstellungen seiner um ihn besorgten Freunde und Freundinnen vermochten, ihn zu einer Abänderung seiner Lebensweise zu vermögen. Durch Uebersendung seinem Alter zuträglicherer, besserer Speisen ihm beizukommen, war unmöglich, jeder Versuch dieser Art würde sein feines Gefühl verletzt haben; ließ er doch Vormittags nie bei seinen wohlhabenden Freunden sich blicken, um nur nicht das Ansehen zu gewinnen, als erwarte er, zu Tische eingeladen zu werden. Sein gewöhnliches Mittagsmahl bestand in einem Teller Kartoffeln oder gelbe Rüben, die er im Winter in seinem Zimmer auf einem dazu eingerichteten eisernen Ofen schmoren ließ. Er lebte mitten in einer neuen Generation, den Söhnen und Töchtern älterer ihm vorangegangener Freunde, die ihm zum Theil ihre Bildung verdankten und ihn wie ihren Vater liebten und ehrten. Die Tochter eines seiner edelsten und vertrautesten Freunde war sein Liebling; als Kind hatte sie ihn umspielt, und mit seinen Lehren war auch seine warme Kunstliebe in ihre junge Seele übergegangen. Als junge Frau sorgte sie mit kindlicher Liebe für ihn und suchte Alles hervor, um ihn zu erfreuen. Diese war bei seinen frugalen Mahlzeiten zuweilen gegenwärtig; dann pflegte er wol aus seinem reichen Schatze eine antike, aus edeln Steinen gebildete Trinkschale herbeizuholen, sie mit seltenem feurigen Weine zu füllen, dem einzigen Geschenke, das seine Freunde ihm darzubringen wagen durften, und indem er sie sich von seiner jungen Freundin kredenzen ließ, fröhlichen Muthes auszurufen: „Jetzt frühstücke ich wie ein alter Römer!"

Unter dem Vorwande, seiner männlichen Unbeholfenheit zu Hülfe zu kommen, durften die Freundinnen es wagen, ihn jeden Winter mit einem stattlichen, warmen und weichen Schlafrock zu versehen; die Männer sorgten dafür, daß es ihm nie an einem großen, weiten Mantel von einem ganz eignen Schnitt fehle, womit er, wenn es in seinem ungeheizten Zimmer kalt war, und indem er einen Zipfel desselben über die Schulter schlug, sich recht malerisch drapirte. Bei seiner hohen, stattlichen Gestalt und den geistreichen, ausdrucksvollen Zügen seines Gesichts, sah er dann in der That einem alten Römer nicht ungleich. Im Jahre 1818 versetzte die unerwartete Ankunft eines mit antik römischen Marmorbildern beladenen Schiffes den armen Wallraf in einen wirklich fieberhaften Zustand. Jugendlich begeistert, gleich einem der Geliebten entgegeneilenden Jünglinge, eilte er an den Rhein, um wenigstens das Verzeichniß der angekommenen Statuen, Büsten, Basreliefs, Sarkophagen zu sehen, deren Erscheinung am vaterländischen Ufer ihm wie ein Wunder vorkam. Er traute seinen Augen kaum, während er die lange Liste plastischer Kunstwerke durchlief, die, alle in oder nahe bei Rom ausgegraben, von bewährten Kennern in jener Stadt für den

verstorbenen König von Würtemberg zusammengebracht worden waren und jetzt, da der Tod desselben die Bestellung ungültig gemacht, einstweilen nach Holland geführt werden sollten, um dort vielleicht Käufer zu finden. Der Eigenthümer derselben ließ sich bewegen, sie auch in Köln auszupacken und öffentlich auszustellen.

Wallraf erblickte die Büsten des Kaisers Germanicus und dessen Tochter Agrippina, der ersten Gründerin von Köln; diese hohen, edeln Ahnenbilder der geliebten Vaterstadt konnte er unmöglich wieder zu den Thoren derselben hinausziehen sehen. Und nun noch dazu diese Meduse in ihrer furchtbaren Herrlichkeit und so viele andere Gebilde antiker Kunst! Er ging wie taumelnd umher, unaufhörlich der Möglichkeit nachsinnend, wenigstens einen Theil aller dieser Herrlichkeiten für Köln zu erwerben. Die Ankunft eines reichen und bedeutenden Kunstfreundes aus einer benachbarten Stadt steigerte sein Gefühl bis zur zitternden Angst. Vier der Büsten, eigentlich die Krone der Sammlung, waren an jenen schon so gut als verkauft; Wallraf eilte zu ihm, um den Kauf wo möglich rückgängig zu machen. Den Erfolg seiner Bemühungen bezeugt folgendes Billet, das Wallraf am nämlichen Tage empfing, und das hier ein Plätzchen finden mag, weil es für Beide, den Schreiber wie den Empfänger, gleich ehrend ist.

„An den Kunstpatriarchen von Köln, den biedern Professor Wallraf. Ich hoffe, Sie haben sich durch das lange Gespräch von diesem Morgen hinlänglich überzeugt, daß ich ein unbestreitbares Recht auf jene 4 Büsten habe, und diese durch Kauf mein Eigenthum sind. Kein Richter könnte sie mir nach den in Händen habenden Beweisen streitig machen. Indessen habe ich gesehen, wie sehr Ihnen, würdiger Herr Professor, die Sache zu Herzen geht, und ich würde mich schämen, wenn ich so hart wäre, Sie in Ihren Freuden stören zu können. Zuerst Sie — dann die Stadt Köln, das sind die Rücksichten, die mich bewogen haben, Ihren friedlichen Erwerb nicht zu stören und Ihnen das Ganze zu überlassen, ohne dem Verkäufer wegen der gegen mich eingegangenen Verbindlichkeiten irgend eine Unannehmlichkeit zu verursachen. Genießen Sie die schönen Sachen ganz! Ich gönne Sie Ihnen gern, doppelt gern, seitdem ich gesehen, was Sie dafür gethan. Wer in der Welt noch nicht Ihr Freund ist, der muß es werden. Ich gehöre und zähle mich zu Ihren wärmsten Verehrern und wünschte, Sie hielten mich werth, Ihr Freund zu sein. Köln, d. 30. Juli 1818".

Entzückt, überselig, eilte Wallraf sogleich, Alles, was er an baarem Gelde besaß, zum Abschluß des Kaufes hinzugeben und dann mit der Bitte um Vorausbezahlung seiner Pension auf 3 Jahre sich an den Stadtrath zu wenden, „um seine zur Ehre der Stadt für den Ankauf eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen und die herrlichen Kunstschätze, ohne Gefahr der Veräußerung, in ihren Mauern zu bewahren". Dies sind seine eignen Worte in der von ihm eingereichten Bittschrift. Er erhielt was er verlangte, aber nichts darüber, und war zufrieden wie immer.

Der Abendhimmel seines sinkenden Lebens wölbte sich von nun an immer heiterer über ihm. Von liebenden Freunden umgeben, von seinen Mitbürgern geachtet und geehrt, sah er still und zufrieden die letzten Tage seines Lebens dahinfließen. Bei ihrer Anwesenheit in Köln besuchten die verbündeten Monarchen ihn mehre Male in seinem Museum und ehrten ihn und sich selbst durch gerechte Anerkennung seines seltenen geistigen Vermögens und seines Verdienstes um die Vaterstadt. Von dem Könige von Preußen, jetzt auch der seinige, erhielt er den rothen Adlerorden, der Kaiser von Oestreich und die übrigen Fürsten und Herren ließen beim Abschiede werthvolle Ringe mit antiken geschnittenen Steinen und Cameen, wie sie den Kunstfreund am meisten erfreuen mußten, ihm zum Andenken zurück.

In ungestörter Heiterkeit des Geistes und, ungeachtet seines zunehmenden Alters, noch immer rüstig und gesund, verlebte er noch einige Jahre. Allmälig aber äußerten sich bei ihm einige beunruhigende Symptome von Brustwassersucht und wurden immer bedenklicher, bis er im Jahre 1823 wirklich sich so krank fühlte, daß er zu ärztlicher Hülfe seine Zuflucht nehmen und einer für seinen Zustand passendern Diät sich unterwerfen mußte.

Im März des folgenden Jahres wurde er bettlägrig, sein Geist aber blieb heiter und hell, und auf seine Veranstaltung waren es auch seine Umgebungen. Er hatte sein Bett in die Mitte eines großen Saales stellen lassen, dessen Wände mit seinen vorzüglichsten Lieblingsgemälden prangten. Seine Freunde nahmen wegen Eintheilung der Tagesstunden genaue Abrede miteinander. Drei derselben waren immer um ihn und wurden aller 2 Stunden von 3 andern abgelöst. Seine körperlichen Leiden waren weder heftig noch anhaltend, sein Zustand keinesweges mit naher Gefahr drohend. Er hatte viele Stunden im Tage, in welchen er auf die absichtlich heiter gewählte Unterhaltung seiner Freunde mit gewohnter Lebhaftigkeit eingehen konnte. Oft aber wandte er das Gespräch auch ernstern Gegenständen zu, und immer, bis zum letzten Hauche seines Lebens, blieb sein Umgang belehrend und erhebend.

Am 16. März verlangte er, bei voller Geisteskraft und aus freiem Entschluß, zufolge des Gebrauches seiner Kirche, die letzte Oelung zu empfangen, und hielt, nach Vollendung der geistlichen Ceremonie, noch dem Kaplan einen recht eindringlichen, derben Sermon über die Eile und wenige Würde, mit der er diese kirchliche Handlung vollbracht hatte. Den Tag und den darauf folgenden brachte er wie gewöhnlich zu, und keiner von Allen, die ihn umgaben, ahnete das nahe Ende seines Lebens.

Am 18. März schlummerte er, von einem Schlagflusse getroffen, schmerzlos und sanft ein, um in einer bessern Welt zu erwachen.

Die Nachricht von Wallraf's Ableben versetzte alle Einwohner der Stadt in tiefe Trauer. Die Exequien des edeln Greises, der mit unerhörter Aufopferung sein ganzes Leben in Armuth und Dürftigkeit hingebracht hatte, wurden mit fast fürstlicher Pracht begangen. Drei

Tage lang blieb seine entseelte Hülle unter würdigen Umgebungen in einem schwarzdrapirten Saale ausgestellt. Der größte Theil der Einwohner von Köln drängte sich herbei, um ihn im Tode zu sehen; und als der Tag des Begräbnisses herankam, war es in der ganzen Stadt, als ob aus jedem Hause ein geliebter Vater zu Grabe getragen werden solle. Der Trauerzug, der unter feierlichem Glockengeläute dem Sarge folgte, war fast unübersehbar, zahllose Fußgänger und alle Wagen und Equipagen in der Stadt schlossen ihm sich an.

Aus einem Briefe.

München, 10. April 1830.

Einem Fremden, der gerade aus Paris nach München kommt, fällt nichts so sehr auf als Das, was man hier öffentliches Leben zu nennen beliebt; er wird zuerst nach den Journalen greifen, um sich zu orientiren, und wird dadurch nur noch mehr verwirrt, wenn nicht ein erfahrener Freund ihm einige Aufschlüsse bietet. In diesen Localblättern wird nicht die öffentliche Meinung verhandelt, denn es gibt vor der Hand noch so wenig eine als ein Publicum, sondern beide sind erst im Werden; mithin ist Baiern nicht praktisch, sondern nur noch erst theoretisch ein constitutionneller Staat, und so viel auch von Oben herab für seine freie und kräftige Ausbildung geschieht, so wenig wissen Die, welche Organe dieser Ausbildung sein sollten, diese Zwecke zu würdigen und zu befördern. Eins der Haupthindernisse ist, meiner Meinung nach, die strenge Absonderung der Politik von der übrigen Journalistik. — Die ganze Richtung der Geselligkeit, die mehr eine öffentliche ist als z. B. in Norddeutschland, gibt indessen Hoffnung, daß die heranwachsende Generation etwas Anderes fodern und mithin erhalten wird, als was die jetzige sich bieten läßt. Häusliche Kreise kennt man hier (im Verhältnisse) fast gar nicht; ich weiß Beispiele, daß Leute sich Jahre lang an öffentlichen Orten zusammenfanden und sich recht gut kannten, ohne daß Einer je den Andern besucht hätte; und hier ist nicht etwa blos von garçons die Rede, sondern von Familienvätern in Amt und Würden. — Die Literatur ist auch überhaupt erst im Aufblühen; ehe Spindler's werthvolle „Damenzeitung" hier war, lag das Feld der Belletristik ganz verödet, und man muß gestehen, sie ist für München bis jetzt immer noch durch ihren ruhigen, würdevollen Gang und durch die durchaus nicht locale Haltung eine so ungewohnte Erscheinung, daß man sie nicht recht versteht und nur die wahrhaft Gebildeten Antheil an ihr nehmen.

Zu Anfange dieses Jahres machte das größte Aufsehen Saphir's „Bazar", weil er in die gewohnte Tendenz einging, aber mit weit überlegenem Geiste und als Opposition; zu Anfange des Märzes erlebte er eine bedeutende Katastrophe: Saphir wurde nämlich mit der nur in Bierländern üblichen Rohheit von Einem, der sich gegen den Witz nicht mit gleichen Waffen zu vertheidigen wußte, auf offener Straße, am hellen Mittage angefallen und gemishandelt. Das Publicum zeigte hier das erste Gefühl von seiner literarischen Souverainetät, es gab dem Beleidigten volle Genugthuung für die von einem Mitbürger ihm angethane Schmach. Daß es übrigens sich von dem leeren Possenreißen Saphir's so ganz hinnehmen läßt, ist nur ein vorübergehendes Fieber; man kann vom ganz Schlechten nicht gleich zum Guten überspringen; der Spaßvogel bietet doch wenigstens geistreiche Scherze und schlägt so, indem er den Münchnern das ganz platte Treiben ihrer Journalisten verleidet, die Brücke zu reifern Ansichten; alle Kunst muß mit dem Hanswurst beginnen, und ohne Saphir's Treiben im Norden in Schutz zu nehmen, muß ich es hier segensreich nennen. Sein Affe, Oettinger, hat seine kurze Laufbahn mit diesem Monat beendet und geht nach Paris, um seine bestrafte Anmaßung wo möglich für ein Märtyrerthum der Freimüthigkeit anzugeben. — Von neuen Kunstwerken hat hier nichts, seit der Vollendung der Fresken in den Arcaden des Hofgartens, so allgemeine Theilnahme erregt als das Grabmonument des unvergeßlichen Herzogs von Leuchtenberg, von Thorwaldsen's Meisterhand ausgeführt. Der Held, in römischer Tracht, ist eine kolossale Figur, zur Rechten sitzt die Muse der Geschichte, links stehen 2 Genien; die Nebenfiguren sind in bedeutend kleinerm Maßstabe und darauf berechnet, die Hauptfigur zu heben. Leider wird dieser Zweck durch die äußerst ungeschickte Aufstellung fast ganz verfehlt, und Th. selbst äußerte die größte Unzufriedenheit darüber; die dabei begangenen Fehler sind so groß, daß man sie nicht anders verbessern könnte, als wenn man den Figuren ein ganz neues Piedestal anwiese und sie von einem andern als von unserm großen Architekten aufstellen ließe, der sein ganzes Leben hindurch lauter Sottisen gegen den guten Geschmack begeht, wie so viele Neubauten beweisen, von denen zu sprechen sich wol noch Zeit und Gelegenheit darbieten werden. In unsere Bauherren ist überhaupt ein heilsamer Schreck gefahren, seit ein in der größten Kälte dieses Winters aufgeführtes Haus zusammenstürzte und ein Dutzend Leute erschlug. Die Wohlthätigkeit des Publicums bewährte sich bei diesem Anlaß auf eine schöne und seltene Weise.

Der hiesige Kunstverein ist eine Anstalt, die zur Beförderung der Malerei redlich das Ihrige thut; und wenn man ihr auch einige Mängel vorwerfen kann, so sind es doch nur solche, die sich wol am Ende abstellen lassen. So ist der Grundsatz, daß man eine bestimmte Anzahl Gemälde in jedem Jahre ankaufen müsse, oft ein Hinderniß, besonders werthvolle Bilder anzuschaffen, weil dadurch der Fonds zu sehr erschöpft würde, und mithin ist die unverhältnißmäßige Anzahl von Landschaften und Genrestücken nicht sowol dem Geschmacke als finanziellen Rücksichten zuzuschreiben.

Im Theater ist seit Anfang März nichts Bedeutendes erschienen; neu waren für unser Publicum „Mirandolina" und „Der Spion"; eben keine besondern Erscheinungen, und überhaupt steht das hiesige Theater in gar keinem Verhältniß zum Kunstleben, das so kräftig erwacht, indeß diese Anstalt nach und nach einschläft. Man hofft auf Besserung, aber man hat eben keine bestimmte Aussicht dazu; und wenn nicht die Oper durch unsere Schechner und Sigl-Vespermann gehalten würde, wäre bald gar nichts mehr da. 107.

Der Cardinal Robert von Genf.

Während Papst Gregor XI. zu Avignon saß, hatten seine Statthalter in Italien die Unterthanen durch unerträgliche Bedrückungen aller Art zur Verzweiflung gebracht und allenthalben Aufstände und Empörungen veranlaßt. Die bedeutendsten Stücke des päpstlichen Gebietes fielen entweder ab oder gaben sich andere Herren. Um die abgefallenen Gebiete wieder zum Gehorsam zu bringen, mußte Gewalt angewendet werden. Der Papst nahm zu dem Ende die zügellosen Banden des Malastretta, eines damaligen berufenen Condottiere, in Sold und schickte den Cardinal Robert von Genf zu diesen Truppen, der Bologna bezwingen sollte, das von Rudolf von Varona tapfer vertheidigt wurde. Dieser Cardinal war ein Bruder des Grafen Amadeus III. von Savoyen, ein Mann von Scharfsinn und Geist, voll Muth und zu allen gefahrvollen Unternehmungen entschlossen, dabei aber unbarmherzig und schonungslos in seinem Grimm und eines unpriesterlichen Wandels.

Ungerührt vernahm er die bittern Klagen der noch treu gebliebenen Städte über die Zügellosigkeit der Soldaten des Malastretta. Besonders litt Cesena unbeschreiblich. Die Bür-

ger dieser Stadt mußten von den räuberischen Soldaten des päpstlichen Heeres unaufhörliche Plackereien erdulden, ihnen geben, was sie foderten, und wenn sie etwas dafür verlangten, sich noch ungestraft mishandeln lassen. Der Cardinal blieb bei allen Bitten und Vorstellungen taub. Endlich zur Verzweiflung gebracht, greifen die Bürger von Cesena zu den Waffen (1377), hauen ungefähr 800 ihrer Peiniger nieder und jagen den Ueberrest aus der Stadt.

Als der Cardinal von diesen Ereignissen Nachricht erhielt, war sein Entschluß sogleich gefaßt. Er sann auf blutige Rache. Gesinnungen des Friedens und der Vermittelung heuchelnd, sandte er Galeotto Malatesta in die Stadt, um mit ihr zu unterhandeln, und gelobte mit einem Eide vollkommne Verzeihung und Vergessenheit des Vorgefallenen, wenn die Bürger ihm die Thore wieder öffnen und sein Kriegsvolk aufnehmen würden. Diesem Schwure trauten die Bürger, öffneten ihre Thore, nahmen Kriegsvolk ein und gingen arglos ihren gewohnten Beschäftigungen nach. Aber plötzlich stürzen auf ein vom Legaten gegebenes Zeichen die Soldaten auf die wehrlosen Bürger und hauen, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, nieder, was ihnen in die Hände fällt. Kein Haus blieb ungeplündert, keine Jungfrau und Matrone ungeschändet, und zarte Kinder wurden sogar an die Hausthüren angenagelt. Fünftausend Bürger von Cesena fielen an diesem Tage unter den Streichen der von dem Cardinal noch zum Würgen aufgemunterten Soldaten Malastretta's. Dieser dachte noch menschlich und wollte, daß die Bürger blos entwaffnet und dann der Gnade des Legaten überlassen werden sollten. Allein, dieser wollte durchaus Rache üben und antwortete Malastretta, der ihn bat, die Folgen zu bedenken, mit Kälte: „Thut, was ich Euch befehle!" *)

Während der Metzelei rief der Cardinal den Soldaten zu: „Nur recht drauf los, gebt ihnen genug!" („Affatto, affatto!") Cesena war zur Zeit dieses Ereignisses eine Stadt von 40,000 Einwohnern. Von diesem Tage an hat es sich nie mehr erholt. Die Chronik von Bologna sagt von diesem schrecklichen Vorfalle: Nero hätte nie eine solche Barbarei verübt, und das gemeine Volk habe allen Glauben an den Papst und die Cardinäle verloren, weil derlei Dinge allen Glauben überstiegen. („Nerone non commise mai una si fatta crudeltà, che quasi la gente non volea più credere in Papa ne in Cardinale, perchè queste eran cose da escir di fede".)

Die Republik Florenz schrieb dieses schrecklichen Ereignisses wegen einen ausführlichen Brief an den damaligen Kaiser Karl IV. Der Cardinal wurde nach Urban VI. Tode Papst und nahm den Namen Clemens VII. an (1380). Von seiner Zeit an datirt eigentlich das große Schisma in der katholischen Hierarchie, das erst durch die Kirchenversammlung von Konstanz sein Ende fand. Robert's schlimmes Gemüth offenbarte ein ungestalteter Körper; er war einäugig und hinkte. Dennoch wurde er zum Papst gewählt: ein Beweis, daß der heil. Geist nicht bei jedem Conclave den Vorsitz habe.

36.

Notizen.

Zur Statistik der Bevölkerung in Frankreich.

In dem von dem Längenbureau in Paris für 1830 herausgegebenen „Annuaire" finden sich folgende bemerkenswerthe Angaben: Während einer Periode von 11 Jahren (von 1817—27) war die mittlere Zahl der jährlichen Geburten 966,957, der Heirathen 231,988, der Todesfälle 774,128, und der Zunahme der Bevölkerung 192,830. Auf ein uneheliches Kind kommen etwas mehr als 13 eheliche. Das Verhältniß der Todesfälle bei dem männlichen Geschlecht ist zu dem bei dem weiblichen wie 47 zu 46. Man kann auf etwas mehr als 131 Menschen den Abschluß einer Ehe und ebenso 4 Kinder auf jede Ehe, desgleichen auf 39 Menschen einen Todesfall und auf 31 eine Geburt rechnen.

Des Herrn von Beaumont Hypothese über das Entstehungsalter der Bergketten.

In demselben „Annuaire" stellt ein junger Gelehrter, Elie de Beaumont, Untersuchungen über das Alter der verschiedenen Bergketten in Europa an. Nach der jetzt ziemlich allgemein angenommenen Meinung, daß die Berge sich durch vulkanische Erhebungen gebildet haben, wirft Hr. Beaumont die Frage auf, ob alle große Bergketten zu einer und derselben Zeit auf diese Weise entstanden seien? und indem er das Alter ihrer Bildung mit den verschiedenen Niederschlägen des Bodens vergleicht, ist er zu folgender sinnreichen, jedoch allerdings noch weiter zu ermittelnden Hypothese gelangt: Das System des Erzgebirges in Sachsen, des Côte-d'Or in Burgund, und des Pilas in Forez ist unter den Gebirgen, mit welchen sich Hr. B. bis jetzt beschäftigte, das älteste, und das der Pyrenäen und Apenninen, obschon größer und ausgedehnter, von einem spätern Datum. Das System der westlichen Alpen, zu welchem der Riese Montblanc gehört, hat sich, nach ihm, später noch als die Kette der Pyrenäen erhoben, und eine vierte noch spätere Erhebung hat die Mittelalpen (den St.-Gotthard), die Berge Ventoux und Leberon bei Avignon und aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Himalayagebirge in Asien und den Atlas in Afrika hervorgebracht. In seinen weitern Forschungen glaubt er ferner die Bemerkung aufstellen zu können: daß die gleichzeitig entstandenen Bergketten *eine parallele Lage* haben; so z. B. das Erzgebirge, die Berge im Dep. Côte-d'Or und der Pilas, welche sich, nach ihm, parallel mit einem großen um den Erdball gezogenen Kreis befinden, der, durch Dijon gehend, mit dem Meridian dieser Stadt einen Winkel von 45° machen würde. Die Bergketten zweiter Bildung, die Pyrenäen, Apenninen und Karpathen, sind ebenfalls einem großen Bogen parallel, welcher durch Natchez und die Mündung des persischen Golfs geht, woraus denn erhellt, daß die Bergketten in Griechenland, nordwärts des Euphrat und des Gades in Indien, sowie das Alleghanigebirge mit den Pyrenäen und Apenninen gleichzeitig entstanden sind. Das dritte Bergsystem, von dem der Montblanc und die westlichen Alpen einen Theil bilden, läuft parallel mit einem großen Kreise, der Marseille und Zürich insichfaßt. Nach Beaumont's Hypothese sind die Norwegen und Schweden trennende Bergkette und die mit ihr parallel laufenden Cordilleren in Brasilien wahrscheinlich zugleich mit dem Montblanc entstanden. Für das vierte und letzte System geht der große vergleichende Kreis durch Marocco und den östlichsten Punkt des Himalaya. Dieses System des Parallelismus ist auf den Bergen Ventoux und Leberon bei Avignon, dem St.-Baume u. a. Bergketten der Provence verificirt worden, sowie auch auf der Kette der Centralalpen von Valais bis Steiermark; und wenn der Parallelismus hier ebenfalls das Anzeichen der Entstehungsperiode gibt, so muß man den Balkan, die Centralkette des Kaukasus, den Himalaya und Atlas ebenfalls in dies System einschließen. Nur eine Bergkette, von ungeheurer Größe und die längste von allen auf Erden, schließt sich dann aber durch ihre Richtung von diesem Systeme aus, nämlich die Andes in Peru und Chile, welche übrigens Hr. v. Beaumont für noch jünger als die andern betrachtet.

9.

---

*) No, disse il Cardinale, sangue, sangue e justizia. Disse messer Jovanni: Pensate al fine. Disse il Cardinale: Io vi commando cosi. (Cronaca Sanese.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 125. —— 5. Mai 1830.

Des Grafen Alexander De Laborde, Deputirten des Seine-Departements, Schrift über die wahren Ursachen des Bruches zwischen Frankreich und Algier, sowie über den bevorstehenden Zug nach Afrika. *)

Der Verf. hat seine Schrift dem Könige und den beiden Kammern gewidmet. Schon darum verdient sie Aufmerksamkeit, noch mehr wegen ihres Inhalts. Ein durch Studien und vielfache Reisen gebildeter Staatsmann, ein durch statistisch-historische Werke ausgezeichneter Schriftsteller, der seiner unabhängigen Grundsätze wegen seine Stelle als Staatsrath, in welcher er unter der kaiserlichen Regierung und unter Ludwig XVIII. viel Nützliches gewirkt, 2 Mal verloren hat, spricht hier seine Ansicht von einer Unternehmung aus, welche an sich schon gefahrvoll, überdies noch für Frankreich selbst unübersehbare Folgen haben kann. Man weiß, daß der unbesonnene, mächtige Buckingham, Jakobs I. und Karls I. unumschränkter Minister, durch seine ebenso unpolitischen als willkürlichen Maßregeln, nachdem die von ihm schlecht geleitete Unternehmung gegen Cadix und der Angriff auf die Insel Rhé gescheitert waren, zuerst das Parlament gegen sich und den König aufreizte, dann aber den unglücklichen Monarchen zu der Auflösung des Parlaments, welches ihn in Anklagestand versetzen wollte, und zu andern gewaltsamen Schritten verleitete, an deren endliche Folgen wir nicht erst unsere Leser erinnern dürfen.

Hr. de Laborde betrachtet seinen Gegenstand zunächst aus dem völker- und staatsrechtlichen Gesichtspunkte; dann beurtheilt er die Zweckmäßigkeit der großen Rüstung gegen Algier. Er geht dabei von Thatsachen aus, die uns zum Theil neu sind, und beruft sich auf Aktenstücke, welche über die Verhältnisse zu Algier viel Licht verbreiten. Mit solchen Waffen in der Hand wagt er es, der öffentlichen Stimme, ja, der Begeisterung eines Theils der Nation für den glorreichen Kampf der Civilisation gegen die Barbarei entgegenzutreten.

Nach seiner Ansicht ist der beschlossene Kriegszug gegen Algier ungerecht in seinem Ursprunge, unklug durch die Uebereilung, womit er unternommen wird, fruchtlos in seinem Erfolge und, seit der Vertagung der Kammern, straffällig in seiner Vollziehung.

Das erste Unrecht, behauptet der Verf., falle dem französischen Consul und seiner Regierung zur Last. Ueber die vielbesprochene Schuldfoderung der Häuser Bacri und Busnack wurde seit 30 Jahren fortwährend von dem Regenten Algiers mit Frankreich verhandelt. Ein beträchtlicher Theil dieser Foderung gehört dem Dey persönlich; auch hat er sich in allen Verträgen seine Ansprüche ausdrücklich vorbehalten. Nach Beseitigung einer Menge von Schwierigkeiten aller Art, schien endlich die französische Regierung der Foderung des Dey nachgeben zu wollen. Eine Liquidationscommission setzte durch gütliche Uebereinkunft den Betrag der schuldigen Foderung auf 7 Millionen Franken fest. Die Kammern bewilligten dazu die nöthigen Fonds. Schon glaubte der Dey, sein Geld zu erhalten; allein, was geschah? Eine bisher reinpolitische Sache wurde wie ein Civilrechtshandel angesehen. Der Staatsschatz erkannte mehre französische Gegenfoderungen, welche zusammen das ganze Capital in Anspruch nehmen, als zulässig an, und der Dey, den Frankreichs eigner Vortheil vor allen Andern zu befriedigen gebot, gerade der Gläubiger, dessen Foderung, wie die Kammern es verstanden hatten, weil es darauf ankam, einen Bruch und einen Krieg zu vermeiden, anerkannt und für dessen Bezahlung der Vergleich abgeschlossen worden war, erhielt nicht einen Pfennig.

Natürlich war der Dey darüber unwillig. Sein Unwille wuchs, als die französische Regierung unklugerweise darauf beharrte, ihren Agenten, dem er den unerwarteten Ausgang der Verhandlung Schuld gab, auf seinem Posten in Algier zu lassen. Noch mehr wurde der Dey durch andere Ursachen gereizt, namentlich durch den wiederholten Misbrauch der französischen Flagge, die man, den ausdrücklichen Verträgen zuwider, auch fremden Schiffen zu führen gestattete. Er schrieb eigen-

*) „Sur les véritables causes de la rupture avec Alger, et sur l'expédition qui se prépare" (Paris, 1830). Dagegen bemerken wir, daß die Thatsachen, den Dey von Algier betreffend, etwas abweichend von Laborde, in der „Gazette", dem halbofficiellen Journale des Ministeriums, zum Theil mit den Worten des Seeministers d'Haussez angeführt werden.

händig an den König von Frankreich; man würdigte ihn keiner Antwort. Da geschah es 3 Monate nachher, daß bei einer feierlichen Gelegenheit, als der Consul seinen Schutz zu Gunsten eines in den Hafen eingelaufenen römischen Schiffes erbat, Hussein's Zorn losbrach: „Alle", sagte der Dey, „Du kommst unaufhörlich, mich wegen Gegenständen zu quälen, welche Frankreich nichts angehen, und Deine Regierung hält es nicht einmal der Mühe für werth, mir auf einen Brief zu antworten, den ich an sie in meiner eignen Angelegenheit geschrieben habe!" „Mein König", antwortete der Consul im vollen Divan, „hat einem Manne, wie Du bist, keine Antwort zu geben". Bei diesen Worten gerieth der Dey außer sich und schlug Hrn. Deval mit seinem Fächer.

„Ohne alle Frage", sagt Hr. de Laborde, „hatte der Dey Unrecht. Bei einer ähnlichen Veranlassung warf Ludwig XIV. seinen Stock zum Fenster hinaus. Darf man aber unter der Sonne von Afrika und an dem Hofe von Algier jene Selbstbeherrschung suchen, die dem Souverain eines großen Volkes so wohl ansteht? Dies ist der Ursprung des Kriegs. Das erste Unrecht unsererseits brachte uns eine Beschimpfung ein".

„Der Zug ist unklug", fährt der Hr. Verf. fort, „so eilfertig wird er unternommen. Hat man einmal den Krieg beschlossen, er sei gerecht oder nicht, so muß man ihn zur rechten Zeit führen; man muß sich auf eine längere Dauer desselben gefaßt machen; man muß lange vorher die örtlichen Hindernisse erforscht, den Angriffsplan wohl vorbereitet und seine Mittel, den Kampf beharrlich fortzusetzen, berechnet haben". Hr. de Laborde sucht zu beweisen, daß dies Alles so gut als nicht geschehen sei. Der Zug habe, obgleich schon längst beschlossen, alle Nachtheile eines improvisirten Krieges. Vor dem 20. Mai d. J. werde die Expedition *) nicht auszulaufen im Stande sein; nun aber könne eine Flotte nur vom 1. April an bis zum 15. Juni an der Küste von Algier sich aufhalten, denn in der übrigen Jahreszeit, und selbst im Sommer, herrschen furchtbare Nord- und Nordwestwinde, insbesondere drohe der von Zeit zu Zeit wehende Südwind, der schreckliche Africus **) der Alten, dessen Einfluß bisweilen sogar tödtlich sei, Schiffen und Menschen die größte Gefahr, wie die Geschichte Karls V. und seines Angriffs auf Algier beweise.

„Was für Vortheile", fragt ferner Hr. de Laborde, „können die ungeheuern Kosten und Opfer einer Unternehmung aufwiegen, die im günstigsten Falle uns nur eine Eroberung verschafft, welche wir nicht behalten können? Im Besitze von Algier, sollen wir es sogleich wieder räumen; wir sollen jene Wälle, deren Einnahme uns vielleicht sehr theuer zu stehen kommt, niederreißen und verlassen *); wir sollen dem einzigen Vortheile dieser kostbaren Unternehmung entsagen, der Gelegenheit, auf die Civilisation jener Völker einen nützlichen Einfluß auszuüben. So will es ja England, dem wir, wie man sagt, nichts abschlagen dürfen. England hat nicht allein von uns das Versprechen verlangt, die Stadt, nachdem wir sie zerstört haben, zu räumen, sondern wir müssen uns noch glücklich schätzen, wenn nicht geheime Umtriebe unserer Unternehmung noch größere Hindernisse in den Weg legen". Hr. de Laborde bemerkt, daß Frankreich bereits für Griechenlands Unabhängigkeit seine Heere, seine Flotten und sein Geld verwendet habe, blos damit ein Fürst nach Großbritanniens Wahl dort regiere, daß die Herstellung der absoluten Monarchie in Spanien der französischen Nation 400 Millionen gekostet und dennoch so wenig Einfluß in jenem Lande verschafft habe, daß die spanische Regierung nicht nur jede Mitwirkung, sondern auch seine Häfen für die Aufnahme französischer Kriegsschiffe verweigere, aus Furcht, der Regierung von Algier zu misfallen. So unternehme jetzt Frankreich allein und ohne Nutzen für sich die von allen Souverainen übernommene Verpflichtung, der Seeräuberei auf immer ein Ende zu machen.

Der letzte Punkt, den Hr. de Laborde berührt, betrifft die verfassungsmäßige Theilnahme der Kammern; ob diese nicht von einer Kriegsrüstung, welche das Budget um 100 Millionen vermehrt, hätten in Kenntniß gesetzt werden sollen? Er deutet auf eine mögliche Anklage der Urheber einer so wenig begründeten und übereilt entworfenen, gefahrvollen Unternehmung hin; denn es sei, wie schon Xenophon gesagt habe, die strafbarste Täuschung, wenn man darauf bestehe, ein Land regieren zu wollen, ohne dazu die Fähigkeit zu besitzen.

Wahrscheinlich erscheint eine Widerlegung der Schrift von de Laborde. Uebrigens schwellt die Tagesliteratur über Algier ziemlich an. Außer mehren Planen und Karten ist bereits ein „Vocabulaire français-algérien" von J. J. Marcel, ehemaligem Director der französischen Druckerei in Aegypten, erschienen, das mehr als 6000 Wörter aus der Sprache des täglichen Lebens enthält. Unter vielen Beschreibungen der Hauptstadt des mächtigsten Staats der Berberei, des alten Icosium, welchem Vespasian das Recht der Civilisation, des jus Latii verlieh, ist die von Hrn. Will. Shaler (seit 1816 Generalconsul der Vereinigten Staaten zu Algier) die vorzüglichste. X. Bianchi hat sie aus dem Englischen übersetzt unter dem Titel: „Etat d'Alger, considéré sous les rapports politique, historique et civil" (Paris, 1830, d. 15. April), mit einem Plane, den ein Offizier, der bei der letzten diplomatischen Sendung nach Algier, bei der des Grafen de Labretonnière, im Juli 1829, sich befand, berichtigt hat. Ein Wink für unsere Uebersetzer! 22.

*) Sie besteht aus 119 Fahrzeugen und aus 30,000 Kampffähigen.

**) Horaz (Od. I, 3) nennt ihn „praecipitem Africum decertantem Aquilonibus" („des Africus stürzenden Tilgungskampf mit dem Aquilo").

*) Die „Gazette" hat dieser Behauptung widersprochen.

Die Geister der Natur, von Rudolf Meyer. Aarau, Sauerländer. 1829. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Des Verfs. Geister sind nichts Anderes als Naturkräfte, deren Wirkungen beschrieben werden, nämlich Naturerscheinungen, und von ihrer Betrachtung ist das Buch voll. Inzwischen unterredet sich der Verf. auch mit seinen Geistern, ruft sie an als persönliche Wesen und erklärt in Anmerkungen, was er meint. So heißt es denn: „Geister! ihr selber, nie erblickt (Anm. Wir sehen nicht die Kräfte selber, nicht das Licht, die Wärme u. s. w., sondern nur die Veränderungen, welche sie in den Körpern hervorbringen), bringt, was ihr erschaffen, was sorgsam ihr verschleiert (Anm. Körper, welche durch Wärme und Licht luftförmig werden und dadurch unsichtbar, erkennen wir wieder durch die Imponderabilien in ihren chemischen Einwirkungen), mir zur Kunde.... Allmächtige Geister, ihr habt die Erde hervorgetragen, von ihr den Schleier gezogen und sie eingeführt in den Kreis der Sterne (die Erde als aus einem Komet entstanden betrachtet). Wie aus trüber Wolke klar und schön geformt der Tropfen, fiel sie aus der Ewigkeit der Nacht ans Licht. Der Schleier zusammengefaltet ward ihr leuchtendes Diadem (der Mond) u. s. w." In einer solchen Art von Dichtung wollte der Verf. das Leben der Natur, besonders der unorganischen, darstellen, das Individuelle auf das Urleben zurückführen, den Banden nachspüren, welche alle Wesen unter einander, das Diesseitige mit dem Jenseitigen vereinen. „Und um sein Wissen, welches aus eigner Anschauung der Natur hervorgegangen, und seinen Glauben, der auf dieses Wissen und auf inneres Ahnen (letzteres als erster Impuls, der zu mancher Wahrheit führte) gestützt, weckend und fortwirkend mitzutheilen, mußte diese Darstellung nothwendig im poetischen Gewande erscheinen; denn das Poetische ist eben das Schöpferische". Recht löblich und erbaulich, nur ist daraus eine poetische Prosa entstanden, die etwas Gesuchtes, Einförmiges zeigt und am Ende langweilt. Wenige möchten aushalten, das ganze Buch zu lesen, und wenn es deswegen als neues Werk, nicht als 2. Ausgabe, wie am Anfange bemerkt wird, erscheint, so können wir es nur Lesern empfehlen, die anders empfinden als unser einer und deshalb die 1. Ausgabe schon liebten, mithin auch das neue Werk. Manches wird vor lauter Poesie ganz unverständlich ohne prosaische Erklärung. So Folgendes: „Die Engelsaugen, die auf mich herniederblicken, Welten sind es, Sonnenheere, die den Quell des Lebens unerschöpflich in sich tragen! Es sind die Opferdüfte (die Milchstraße) Welten, wie Samen ins Feld gestreut; den Schimmer ihres Lebens schmelzen sie in einander. Silberwölkchen (Nebelsterne, welche wahrscheinlich besondere Weltsysteme sind) sind Scharen, die festverschlungen wandeln um ihren unsichtbaren Thron!" In den prosaischen Beilagen, welche über die Hälfte des Bandes ausmachen, entwickelt der Verf. seine Naturkenntnisse, die für den Kundigen nichts Neues enthalten, aber dem Unkundigen manche Belehrung zu geben geeignet sind. 10.

Johann Fischart's, genannt Mentzer, Glückhaftes Schiff von Zürich. In einem treuen Abdruck herausgegeben und erläutert durch K. Halling, und mit einem einleitenden Beitrage zur Geschichte der Freischießen begleitet von L. Uhland. Tübingen, Osiander. 1828. 8. 20 Gr.

Unter allen Breitöpfen, deren stilles Verdienst von jeher willige Anerkennung gefunden, hat nach dem, welcher einem Erzvater für Linsen das Recht der Erstgeburt zuführte, schwerlich einer so bleibende Aufnahme in der Geschichte gewonnen, so viel Schriftstellerfedern beschäftigt als der 120pfündige, der am 20. Junius 1576 auf der Limmath und dem Rhein 30 Meilen, die damals für 4 Tagereisen galten, hinuntergerudert, heiß in Zürich aufgegeben, seinen Hirse noch warm in Straßburg aus dem Schiff trug. Das galt zum Wahrzeichen, die treue Schweizerstadt bedürfe nur eines Tages, um ihrer Verbündeten im Elsaß zu Hülfe zu eilen, und war als solches ehrenwerth. Beispiellos freilich nicht, da schon 1456, mithin 120 Jahre früher, die Altvordern der züricher Argonauten das Nämliche geleistet hatten, ohne so viel Aufsehen dadurch zu erregen, carebant quia vate sacro. Jetzt aber begeisterte die That den etwa 25jährigen Mainzer Fischart, der gerade in Straßburg gegenwärtig war, zu einem Volksgedichte, das ernsten, künstlerischen Werth hat und Strom und Sonne mit lebendigem Bewußtsein das Männerwerk begünstigen läßt. Hr. H. verdient den Dank der Kunstfreunde, daß er das selten gewordene Gedicht in treuem Abdruck wiedergegeben, auch einen Neidischen Schmachspruch dagegen und dessen wohlverdiente Abfertigung, Kehrab genannt, hinzugefügt hat. Kurze grammatische Erläuterungen verscheuchen jede Dunkelheit, und historisch-kritische Nachweisungen über Fischart's Lebensereignisse und Schriften zeugen von Fleiß und Umsicht. Fischart's Tanzliedlein, Die Ehe, im Ton des Allemand d'amour Reigens, wird sich dem Leser empfehlen. — Eine höchst willkommene Einleitung ist Hrn. Uhland's Beitrag zur Geschichte der Freischießen, größtentheils aus einem keineswegs verwerflichen Gedichte des Pritschmeisters Lienhard Flexel entlehnt, der unsern als Dichter beliebten Zeitgenossen auch als Meister der ungebundenen Rede bewährt und mit Recht begierig macht, größere Geschichtswerke von seiner kunstgeübten Hand zu erhalten. Hrn. H.'s Vorbericht verbreitet die erfreuliche Nachricht, Hr. von Meusebach in Berlin beschäftige sich seit 25 Jahren, das Leben des hochverdienten Fischart und eine Gesammtausgabe seiner Werke ans Licht zu stellen. 42.

The prophetic messenger for 1830, or the events, predictions and the weather, that will occur in each month during the year etc., astrological rarities for 1830, viz. Nativity of Charles Francis Napoleon, the ci-devant king of Rome, with various observations on his future destiny etc. The whole beeing calculated to prepare mankind for the coming of Christ's kingdom on earth. With a singulary ominous hieroglyphic for 1830 on a large copperplate, carefully coloured. By *Raphael*, Author of the Astrologer of the nineteenth century, The book of the stars, The royal book of fate, Familiar astrologer etc. The tenth year. Fourth edition. London. 8.

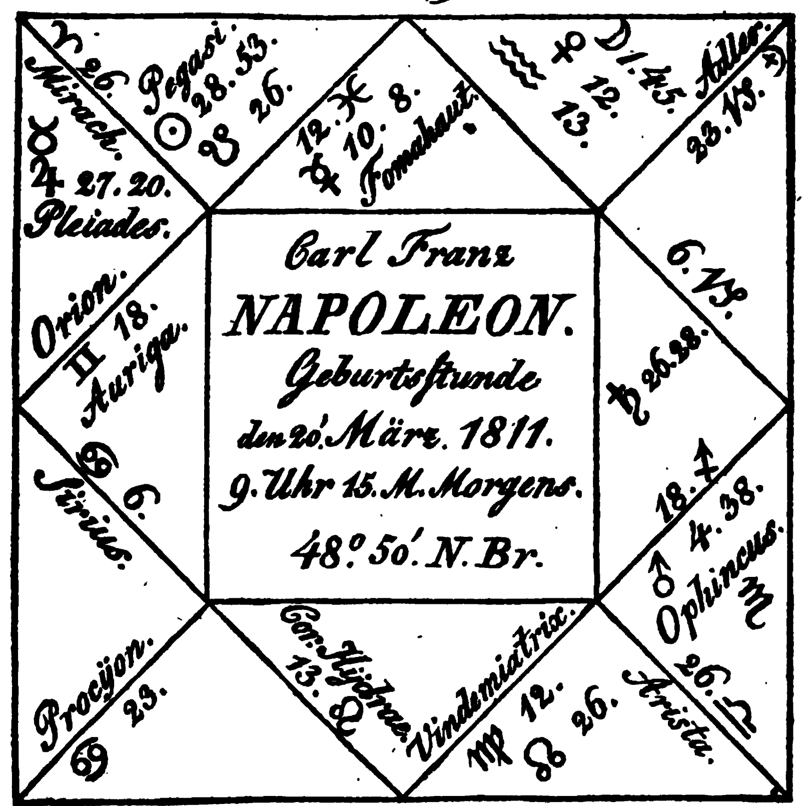
Dieses merkwürdige Product, welches seines Verfassers und seiner Vorhersagungen Unfehlbarkeit fast auf allen 62 enggedruckten Seiten anrühmt, würde schwerlich in Deutschland 4 Auflagen erlebt haben, und zwar nach vorher erschienenen 9 Jahrgängen; es liefert einen schlagenden Beweis, wie viel Freunde die Astrologie und also auch das Nativitätsstellen in dem aufgeklärten Britannien noch haben muß!!

Der Titel selbst gibt den wichtigsten Theil des Inhaltes an, und Ref. liefert hier einige Proben in der Uebersetzung (mit Ausnahme einer vorkommenden poetischen Stelle, welche in der Ursprache geblieben ist), und zuerst aus der Abtheilung „Astrological rarities" (S. 47):

Horoskop des jungen Napoleon.

(Vergrößert der Deutlichkeit halber.)

315°. 29'.



The mildew of time steeps the laurel-bound wreath,
And the war-sword ingloriously rusts in his sheath!
Which burst on the foe, as the bolt from on high,
And sprinkled the blood of revenge to the sky!

The arm is unbraced, and the nerves are unstrung,
Of him who in combat that dark weapon swung;
For the souls of the heroes of loftier days
Kindled high in their glory, have sunk in the blaze!

„Betrachte, o Leser! das Horoskop von Dem, dessen mächtiger Erzeuger die Welt erschütterte! dessen Glücksstern hocherhaben das Schicksal der Nationen, der Reiche und der Herrscher überstralte! dessen „zaubergleiche" Laufbahn und glänzende Schritte ebensowol den Träumen des tiefen Denkers als der Berechnung der Chronologen und des kaltblütigen politischen Theoretikers Hohn sprachen, und der bis zum Verbleichen seines Glanzes als ein feuriges Himmelszeichen aus Nacht und Dunkelheit hervorbrach, um den Erdbewohnern das Strafgericht Gottes vorzuhalten! Obiges waren die Aspecten des gestirnten Himmels, die Stellungen am Firmament und die Vorbedeutungen in die Gestirne selbst gezeichnet bei der Geburt eines Sohnes, in dessen Adern sicherlich das Blut seines Vaters rinnt, und, ach! dennoch diesem seinen Erzeuger so unähnlich! Der Mercurius, in aufsteigender Linie herrschend, ist sein Planet, sein Schicksalsstern im Sinken im gevierten Stande zum Mars; die Sonne steht ungünstig geviert zum Saturn, und letzteres Gestirn im Winkel".

Dieses ist der Unsinn zu der genau copirten astrologischen Figur; und mögen deutsche Astrologen, wo es deren gibt, das Wahre und Richtige dieser Sache ermitteln.

Seite 49 wird eine besondere Erscheinung an der Mondscheibe, welche wahrscheinlich oder vielmehr sicherlich atmosphärischen Ursprunges war, aus der doncaster Zeitung vom 28. Aug. 1829 mit dem Zeugnisse eines Geistlichen von hohem Range angeführt, als bedeutend erklärt und mit Stellen aus dem Propheten Jeremias versehen!

Seite 49 befindet sich ein Aufsatz eines Hrn. W. M. Higgins Esq.: „The world of spirits, containing a spectral dissertation and several legendary narrations of great interest", in welchem die bekannte Geschichte des Marcus Brutus, nach Plutarch, wiedergegeben und der Glaube an Geister ziemlich unzweideutig bekannt wird.

Den Prophezeihungen früherer Jahrgänge der „Prophetic messenger" sind die spätern wirklichen Ereignisse und Vorfälle, so gut es gehen wollte, angepaßt, um Hrn. Raphael's Voraussicht zu documentiren; die Prophezeihungen waren aber in so allgemeinen Ausdrücken, daß sich Alles darauf beziehen ließ. Die große gestochene Hieroglyphe ist eine illuminirte politische Caricatur des bekannten Cruikshank.

Die Wetterprophezeihungen und die Aufzählung der glücklichen und unglücklichen Tage für 1830 gleichen Dem, was sonst die deutschen Volkskalender lieferten.

Dies mag genug sein, um zu zeigen, wie weit die Briten hinter uns zurückgeblieben erscheinen! 97.

*) Zeichen der Jungfrau?

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 126. —— 6. Mai 1830.

Dramatische Bücherschau.
Vierter und letzter Artikel.*)

34. Lustspiele von C. L. Costenoble. Wien, Tendler. 1830. Gr. 12. 1 Thlr.

Eine sehr achtbare Sammlung von Originallustspielen, welche ebenso sehr den guten Geschmack als die schaffende vis comica des Verfs. bekundet. Unter den 6 Stücken dieses Bandes ist kein schlechtes und ein ganz vorzügliches Lustspiel. „Die Testamentsclausel", obgleich in Prosa geschrieben, kann für eins der besten Stücke dieser Gattung gelten, die wir besitzen. Das feine Gewebe der Erfindung, der musterhafte Dialog und die richtige und treue Charakteristik darin erinnern an Sédaine und Beaumarchais und die Heroen einer leider jetzt fast erstorbenen Schule. Ein einziger Akt eines solchen Lustspiels wiegt viele Dutzend gewöhnlicher und sogenannter Komödien auf. „Der todte Onkel", eine wohlerfundene Posse, „Der Schiffbruch", ein dramatisirtes Idyll von unlöblicher Erfindung, und „Die Terne", ein etwas breites und steifes Schauspiel, sind in recht guten Versen geschrieben. Geschmack und Feinheit verkünden sich in allen diesen Arbeiten. „Fehlgegriffen" mag als Posse gelten; wir können die Erfindung hier so wenig loben wie in „Amor hilft", das sich jedoch auch nur für einen Schwank gibt. Diese Bezeichnung ist zu loben; es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen einem Lustspiele wie die „Testamentsclausel" und einer Posse wie „Amor hilft". Die Sprache ist überall rein und gut, und der Verf. berechtigt zu den fröhlichsten Erwartungen, wenn er auf seine erste Anlage eine noch größere Aufmerksamkeit verwenden und barocke Erfindungen lieber ganz verschmähen will.

35. Der steinerne Burggraf in Elbogen. Dramatisches Schauspiel (!!) in 5 Aufzügen, nach Volkssagen für die Bühne bearbeitet von H. Cuno. Karlsbad, Franieck. 1829. Gr. 8. 16 Gr.

Schülerarbeit! Der jetzt verst. Verf. mag in andern Dingen wol geübter gewesen sein als im Ausarbeiten dramatischer Schauspiele! Ein gewisses Interesse knüpft sich zwar an seine Fabel, aber er hat keine Vorstellung davon, wie diese dramatisch zu handhaben sei. Plan, Personen, Verwickelung, Katastrophe — Alles flattert in der Luft. Die Sprache ist mit dem Ganzen im Einklange, niedrig, geschmacklos und von widerwärtiger Breite.

36. Die Gründung Kaiser-Karlsbades. Schauspiel mit Gesang in 5 Aufzügen von H. Cuno. Mit einem Anhange: Vermuthungen u. s. w. Karlsbad, Franieck. 1830. 8. 16 Gr.

Ein Seitenstück zu dem vorhergehenden Opus. Hier kommen sogar Verse und Reime vor, wie sie eines Operntextes würdig sind. Zum Ergötzen der Leser nur ein Paar derselben: Kaiser Karl sagt:

*) Den ersten, zweiten und dritten Artikel siehe in Nr. 48, 74, 75 u. 103. D. Red.

> Will ich Gerechtigkeiten Euch verleihn,
> Begaben mit dem besten Bürgerrechte,
> Denn Zions Wächter müssen Herren sein
> Und deine Knechte! — (Geht rasch ab.)

Das Ganze mag für vaterländische Puppenbühnen gut sein.

37. Das Pasquill. Schauspiel in 4 Akten. Von G. A. Freiherrn von Maltitz. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1829. 8. 20 Gr.

Dies Schauspiel steht in einiger Beziehung zu der in unserm ersten Artikel besprochenen Arbeit des Herrn von Maltitz. Jene war die Ausfoderung; sie wurde durch die unverdiente Verweisung des Verfs. aus seinem bisherigen Wohnsitz erwidert, und dies ist die Duplik auf diese Erwiderung. Das Stück ist für Hamburg gedichtet und entlehnt sein Interesse aus den Verfolgungen, welche ein edelgesinnter Advokat von einem herrschsüchtigen Minister und seinem albernen, tauben und kriechenden Polizeirath zu dulden hat, bis ein edler Fürst die Kabale durchschaut und zerbricht. Die Pfeile eines persönlichen Unwillens sind darin unverkennbar, doch hat — was zu loben ist — der Verf. die Grenzen derjenigen Allgemeinheit, die solchen Arbeiten allein einen künstlerischen Werth erhalten kann, nicht verlassen, und wer seine Schicksale nicht kennt, liest dies Schauspiel ohne Arg. Aesthetisch betrachtet, ist das Gemälde wohlgelungen, der Charakter des Verfolgten ist edel, aber möglich; der Minister ist gut, und der taube, lahme und unaussprechlich alberne Polizeirath ist eine höchst ergötzliche Figur. Es fehlt diesem Schauspiele nicht an vielen guten, beredten und ergreifenden Stellen, zu denen wir die Scenen zwischen Hermann und Marie jedoch nicht rechnen; und die Mystification, zu der der Polizeirath verleitet wird, gewährt dem Ganzen die nöthige Erheiterung. Die Intrigue ist leicht und natürlich erfunden, und die Incidentpunkte, die Verwickelung und die Lösung des dramatischen Knotens sind zu loben; ganz vorzüglich aber ist die Nebengestalt Hutten's, und kurz, das ganze Stück gereicht der Gesinnung wie dem dramatischen Vermögen des Verfs. zur Ehre. Hätte dieser nur nicht so oft mit der Sprache zu kämpfen, und könnte er sich nur entschließen, gewisse unangenehme Manieren der Diction fallen zu lassen!

38. Lustspiele von K. Töpfer. Berlin, Duncker und Humblot. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wie dem Wählenden oft das Beste zuletzt in die Hand fällt, so uns diese Lustspiele, unstreitig die tüchtigsten und geschmackvollsten Früchte aus der diesjährigen Lustspielernte. Die Erfindungen sind nicht blos originell im vaterländischen, sondern auch im künstlerischen Sinne des Wortes; der Dialog ist fein, gewandt und sittsam, die Intriguen natürlich und anziehend, die Tendenz, wie sie im Lustspiele sein soll, sittenreinigend und schwächengeißelnd. In „Der beste Ton" versucht der Verf. die Blößen und Verirrungen des sogenannten Welttons darzustellen. Hier trifft ihn der Vorwurf, seine Farben etwas allzu grell aufgetragen zu haben. Strehlen ist kein

guter Prototyp eines Weltmannes; allein, desto löblicher sind die um ihn her gruppirten Figuren des Onkels, Warren's und Leopoldinens; die Intrigue ist neu und drastisch, und das Gewebe derselben unterhält bis zum Schlusse des 4. Akts. Das einaktige Stück in Versen: „Nehmt ein Exempel dran", ist vorzüglich erfunden, leicht und gut versificirt und voll der launigsten Züge, trotz dem, daß die Form mit der Weise anfangs etwas abentheuerlich erscheint; der Stoff ist nicht neu. Ein großes gesellschaftliches Tableau bietet „Schein und Sein", ein fleißig und besonnen gearbeitetes Lustspiel in 5 Akten (eine Seltenheit in unsern Tagen) dar. Der 1. Akt ist meisterhaft entworfen, die folgenden sind nicht frei von Längen. Die Sprache ist ausgezeichnet; aber der Dichter verliert sich allzu gern in leeren Tiraden; die Lösung der Intrigue hat etwas Gezwungenes; man sieht die Nothwendigkeit nicht ein, daß Auguste die Einfältige spielt. Neu und mit echter vis comica ausgestattete Gestalten sind der alte Ringer mit seiner eingebildeten Prophetengabe und Fräulein Schnedder mit ihrer forcirten Lebendigkeit. Fiedern dagegen ist eine Repitition, in der sich der Verf. gefällt. In allen diesen Lustspielen ist guter Ton, Laune und das rechte Verständniß der Komödie: Eigenschaften, die des Verfs. Beruf zum Lustspieldichter bekunden; er ist dies nicht durch Zufall, wie so mancher Andere, sondern seiner Natur nach und mit Recht.

39. David's und Michal's Leiden. Historisches Trauerspiel in 5 Akten. Von Weißenburg. Norden, 1828. 8. 12 Gr.

Ein Trauerspiel in Prosa, das neben dem guten Willen auch ein gewisses Vermögen, eine Handlung dramatisch auszubilden, ankündigt; doch allzu formlos und roh, um Erwartungen zu erwecken. Der Verf. glaubt, einen völlig neuen Stoff bearbeitet zu haben; er kennt also nicht einmal Alfieri's trefflichen „Saul". Doch hat er Recht darin, daß die Bibel voll der schönsten tragischen Stoffe ist. Der letzte Akt ist meistens jambisch; wir sehen jedoch nicht, daß die Arbeit dadurch gewonnen hätte. Die Prosa ist der wahre Prüfstein der dramatischen Kraft. Einen ersten Versuch, wie der Verf. diese Arbeit selbst nennt, zu analysiren, lohnt der Mühe nicht; wir erwarten ihn mit den versprochenen Trauerspielen „Mariamna" und „Lucinde" in den tragischen Schranken.

40. Almanach fürs aachner Stadttheater auf das Jahr 1829, von Dr. Arendt. Aachen, Mayer. 1829. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Verblasene Kupfer von Theaterheldinnen, Sonette auf diese, eine historische Uebersicht der Bühne von Aachen, ein Gelegenheitsstück und eine Anekdote bilden den Inhalt dieses kleinen Almanachs. Wir haben es hier nur mit dem Vorspiele zu Mozart's Geburtstagsfeier zu thun. Dies ist würdig erfunden und von entsprechender Wirkung. Niemand wird ohne Vergnügen die prophetische Verkündigung von Mozart's Ruhme lesen, wie sie Gluck am Schlusse des Stücks mit edler Begeisterung ausspricht. Auch Mozart's Apotheose der Musik, als Kunst, im Streit mit der Malerei, ist schön gedacht und wohlausgedrückt; kurzum, der Verf. dieses kleinen Stücks, Louis Lax, zeigt sich hier auf einem Gebiete, das ihm eigen zu sein scheint, zu seinem Vortheil. Alles Uebrige in diesem Almanach ist unbedeutend.

41. Sertorius. Tragödie von Georg Lommel. Basel, Schweighauser. 1828. 8. 15 Gr.

Eine Arbeit voll Geist und Gedankentiefe, voll Kühnheit der Erfindung, Humor und Poesie, und doch keine erfreuliche Tragödie. Der Verf., nach Shakspeare'schen Contrasten ringend, hat dem Geschmacke Valet gesagt und, so unverkennbar seine Gaben sind, diesen geschadet, indem er sie durch die grellste Nebeneinanderstellung des Tragischen mit dem Possenhaften in ein helleres Licht zu setzen meinte. Seine Poesie ist umfassend und von einer überraschenden Beweglichkeit und Freiheit, bald lyrisch, bald elegisch, bald echt dramatisch; der Vers ist sorgfältig gebaut, der Reim klingt leicht und gefällig, und das metrische Element hat in diesem Stücke eine vorzügliche Beachtung gefunden; allein, der Humor, dem der Verf. so oft zur Unzeit Einlaß verstattet, hat etwas Gewaltsames und Willkürliches, das die Empfindung, anstatt sie wie bei Shakspeare und Calderon zu mildern, zerreißt und beunruhigt. Wie dem jedoch auch sei, „Sertorius" ist eine bedeutende und beachtenswerthe Tragödie, die lebhaft an Immermann's erste Arbeiten erinnert, und welche schöne Keime von Kraft und Begeisterung, von Mäßigung und von Ironie insichträgt. Die Handlung selbst hat Fehler, welche hier zu zergliedern zu weit führen möchte; es fehlt ihr an Einheit, Zusammenhang und dramatischer Wirksamkeit; die schönen Nebenwerke zerstreuen uns und schaden dem Interesse, der Witz des Halbnarren beängstigt und beklemmt, und die Lyrik Iberias zerschneidet an gefährlichen Stellen den Faden des Dramas.

Alles dies sind Mängel, aber solche, die von Kraft und Ideenreichthum zeugen, und da eben diese sich mit einer großen Leichtigkeit schöner Formgebung, mit einem seltenen metrischen und rhythmischen Talent paaren, so lassen sich gute Vorbedeutungen aus einer Arbeit abnehmen, die, so viel wir wissen, in diesem Gebiete der erste Versuch des Dichters ist. Alles müßte uns täuschen, oder es sind aus dieser Feder noch schönere und befriedigendere Hervorbringungen zu erwarten als dieser „Sertorius" ist.

42. Die Barrikaden, in einer Reihe geschichtlich-wahrer Handlungen aus dem J. 1588. Aus dem Französischen des Louis Vitet von Aug. H. v. Weyrauch. 2 Theile. Leipzig, Weidmann. 1829. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Unsern Lesern ist der Geist bekannt, in dem diese trefflichen „Scènes historiques" geschrieben sind, die, wiewol sie nur dramatisirte Geschichte bieten, doch an dramatischem Interesse die kunstreichste Erfindung hinter sich zurücklassen. Ueber das Original selbst ist nur eine Stimme; doch wir haben es hier mit der Bearbeitung zu thun. Der Herr Uebersetzer hat sich unsere Rügen gegen seine Uebertragung der „Stände von Blois", welche diesen „Barrikaden" vorangingen, nicht zu Herzen genommen. Er hat mit großer Gewandtheit und Sprachkenntniß, allein mit wenigem Geschmack übersetzt. Hr. v. W. findet Vergnügen darin, die kernhaften Ausdrücke des Originals zu übertreiben; er weiß nicht, daß man den Pöbel sprechen lassen kann, ohne pöbelhaft zu sprechen. Er sucht etwas darin, unser Ohr durch Wachstubenausdrücke zu verletzen, zu denen sich im Originale keine Veranlassung findet, und deren Synonyma das feinere französische Ohr überhaupt niemals in einem Werke der Literatur dulden würde. Glaubt er, daß es Geist verräth, wenn man die pöbelhaftesten Schimpfworte niederzuschreiben wagt? In dieser Beziehung sind „Die Barrikaden" einer strengen Revision bedürftig, so viel Talent sich in dieser Uebersetzung sonst auch verkündet. Möge der Bearbeiter sich ernstlich selbst fragen, ob er nicht den Ton des Ganzen um eine volle Octave herabgestimmt hat, und ob er in seinem Original Veranlassung zu so verletzenden Ausdrücken findet, wie sie uns hier nur zu oft begegnen. Die Sprache der königl. Vorzimmer im Louvre muß sich doch auch im J. 1588 von dem Dialekt der Schenkstube des alten Sanchez unterschieden haben. Abgesehen hiervon, liefert dies Werk wieder die schönsten historischen Bilder und die köstlichsten Portraits, die man nur zu sehen wünschen kann, wahr und treffend, und ein neuer und fast unvergleichlicher Genuß bietet sich uns in dieser Lecture dar.

43. Der Landtag der Thiere. Eine politische Fabel von Nezobstop. (Waldburg, bei Reinecke Fuchs.) Nürnberg, Bauer und Raspe. 1829. 12. 6 Gr.

Der Verf. hat wohlgethan, die Anonymität zu suchen. Das Scriptum soll natürlich eine Parodie sein, und vielleicht entdecken Unterrichtetere als Ref. wirklich eine oder die andere Anspielung gegen den letzten bairischen Land-

tag darin; ihm aber dünkt das Ganze so geschmacklos und geistig arm, daß er selbst des verworrenen und undeutschen Styls darüber zu gedenken fast vergessen hätte. Indeß will er nicht leugnen, daß ein Paar glückliche Witzworte ihm ein Lächeln abgewonnen haben.

44. Karl der Kühne, Herzog von Burgund. Drama in 5 Akten von F. Metellus. Berlin, Reimer. 1828. 8. 18 Gr.

Unstreitig eine der achtbarsten dramatischen Arbeiten unter allen in der letzten Olympiade erschienenen. Der Verf. ist ein tüchtiger Charakteristiker und hat sich das Studium seiner historischen Personen nicht leicht gemacht. Die „Form and pressure of the time" ist gut wiedergegeben, die geschichtlichen wie die poetischen Personen seines Schauspiels haben Wahrheit, der Held ist glücklich, fesselnd und in den günstigsten Momenten aufgefaßt, die Nebengestalten sind, was sie sein sollen, Reflectore des Haupthelden, und selbst der Minnesänger Balduin, so verrufen dergleichen Personen auf der deutschen Bühne auch sind, rühmt sich einer Selbständigkeit und Wahrheit, wie sie nicht gewöhnlich sind. Der tragische Hebel stützt sich gegen den Ehrgeiz und den Eroberungstrieb des Helden; die stärkste der menschlichen Leidenschaften, die Liebe, hat keinen Theil an diesem Drama, wiewol Margaretha genug besorgte Gattenliebe und Sanftmuth mitbringt, um der Alles verachtenden Ruhmbegier ihres neuen Alexanders zum Gegensatze zu dienen. Die Fabel selbst, welche mit dem Auszuge von Nancy beginnt und mit der Niederlage bei diesem Orte endet, ist geschickt und glücklich geführt; Karl bleibt durch alle Entwickelungen seines Charakters anziehend und der wahre Focus des tragischen Effects. Das ganze Schauspiel ist mit großer Wärme erfunden, mit löblicher Mäßigung durchgeführt und in der Sprache des Kothurns geschrieben. Wir haben keine Geschmacklosigkeit, wol aber eine Menge von Stellen voller Kraft und andere voll Poesie und Innigkeit auszuzeichnen. Burgund fällt; die Geschichte übernimmt es, die Nemesis für den verwegenen und den Göttern mißfälligen Uebermuth, der jeden andern Rath, als den seiner Leidenschaft, verachtet hat, zu bilden. René, der vertriebene Herzog von Lothringen, siegt mit den Schweizern. Unter biederherzigen Landleuten, gleicht seine Gestalt der Malcolm's im „Macbeth". Die Freunde des Herzogs enden in Gefangenschaft; Margaretha stürzt auf seine Leiche. Der jambische Vers des Dramas (das immerhin eine Tragödie heißen könnte) ist zu loben; er ist kräftig, ohne rauh zu sein, und frei von Verrenkungen. Die Diction ist rein und würdig. S. 162 sagt René:

> Nicht so strebt meine Jugend Kriegsruhm an,
> Und deshalb u. s. w.

(für erstrebt u. s. w.) und S. 169: „Recht, schelte Spielkam'rad" (für schilt). Sonst sind uns wol zuweilen matte Verse und unpoetische Wendungen, aber keine Sprachunrichtigkeiten aufgefallen; desto mehr Spuren eines achtbaren Talentes aber gibt diese Arbeit zu erkennen, von der wir wünschen, daß ihr andere folgen mögen.

75.

Johannes Bugenhagen. Ein biographischer Versuch von J. W. Zietz. Leipzig, Sühring. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Unter den Beweisen für eine höhere Führung des Menschengeschlechts, nicht in einem in sich selbst zurückkehrenden Kreise, sondern in der Richtung nach Vorwärts, nach dem unsichtbaren hehren Ziele, wiewol dem Auge die Spur am Grabe verschwindet, hat für den Ref. immer der ein schweres Gewicht, der in dem gleichzeitigen Zusammentreffen großer Menschen sich ihm in der Culturgeschichte der Menschheit darbietet. Hier ist der Zufall ein — Unding. Der Stifter des Christenthums, ausersehen von der Providenz, eine neue geistige Schöpfung zu begründen und ein neues Leben im Reiche der Wahrheit und Sittlichkeit anzufachen zur Flamme, die sich erleuchtend und wohlthuend über die in Irrthümern und Lasterhaftigkeit erstorbene Welt verbreitete, fand seine Jünger, und unter ihnen namentlich einen Paulus, Johannes, Petrus u. s. w., die nach dem kurzen aber mächtigen Wirken des Meisters eingriffen, wo dieser aufhören mußte, und fortsetzten, wo er stehen geblieben war. Was wäre aus dem Christenthume ohne Paulus und Johannes im Auslande, was ohne Petrus und Jakobus in Judäa geworden? Die Vorsehung gab ihm diese, und gerade diese Gehülfen mit diesen individuellen Geistesanlagen, die zur Vollendung des begonnenen Baues erfoderlich waren. Jesus selbst erkennt dies preisend an in seinem feierlichen Gebete Joh. 17, wo er sagt: „Du, mein Vater, hast sie mir gegeben!" Wiederholt sich nicht dieser Beweis in der Geschichte der Menschheit und auch in der Geschichte der Reformation? Luther, dieser hohe Genius, war allein dem großen Werke nicht gewachsen; das unter Trümmer und Schutt tief versunkene reine Evangelium ans Licht zu fördern, für Eines Menschen Kraft ein Riesenwerk! Gott ließ ihn nicht allein, er fand Gehülfen, wie er sie brauchte und wie sie dem Unternehmen angemessen waren; er fand einen Spalatin, Melanchthon, Justus Jonas, Bucer, einen Bugenhagen u. A. Sie haben gleich ihm gearbeitet, und unermüdlich wie er. Ohne sie, ohne Bugenhagen namentlich, hätte sich die Reformation so schnell und weit, besonders nach dem Norden, verbreitet? Ohne sie — was wäre aus der Bibelübersetzung geworden? Luther, der Held, brach die Bahn, sie ebneten sie. Es ist zu bedauern, daß die Namen dieser Gehülfen, dieser von Luther selbst hochverehrten Gehülfen, in den protestantischen Gemeinden fast verschollene und nur dem Geschichtskundigen noch bekannte und gefeierte Namen sind.

Was nun Bugenhagen's Wirken betrifft, das macht den Inhalt dieser Biographie aus. Sie ist in 3 Abschnitte getheilt. Der erste handelt von seinem frühern Leben bis zu seiner Reise nach Wittenberg; der zweite geht von da bis zu Luther's Tode, und der dritte erzählt B.'s Wirken nach L.'s Tode.

Ref. gibt das Eine und das Andere seinen Lesern auszugsweise, um sie mit dem wohlgerathenen Ganzen näher bekanntzumachen und es Allen zu empfehlen, die sich von solchen Gegenständen angezogen fühlen.

Johannes Bugenhagen, nach der Zeitsitte von seinem Vaterlande Pomeranus genannt (Luther nannte ihn gewöhnlich Dr. Pommer), hat das Schicksal fast aller ausgezeichneten Männer: man kann den Entwickelungsgang seines Geistes nicht genau nachweisen, weil es an genauen Nachrichten über seine erste Jugendzeit fehlt. Wenig mochte die Schule seiner Vaterstadt Wollin, wo er d. 24. Juni 1485 geboren wurde, zur Entfaltung seiner Geistesanlagen beigetragen haben, wenn man die Beschaffenheit der damaligen Schulen kennt. Etwas Grammatik zum Verstehen des Kirchenlateins, etwas Musik und Religionsunterricht, wovon 2 Drittel in todten Schlacken bestand, das waren die Bildungsmittel der Jugend. Aber, der wahre Genius achtet die hindernden und lähmenden Umgebungen nicht; der eminente Kopf wird auf der Trivialschule nicht zum trivialen. Die heilige Schrift, sagt sein Biograph, ward ihm vor Allem lieb und theuer; in ihr suchte und fand er die Vorschrift seines Glaubens und Lebens. Ein heiterer Sinn und ein lebendiges Gefühl zogen ihn zur Musik, auf deren würdige Ausübung in der Kirche später seine Aufmerksamkeit gerichtet war. Seine Liebe zu grammatischen Studien, die er schon auf der Schule faßte, bildete ihn zu dem trefflichen Exegeten, wie er in der Folge bei der Mit- und Nachwelt bekannt ward. Ein kräftiger Körperbau unterstützte ihn zu ausdauernder Thätigkeit, und in dem Kreise einer frommen Familie stärkte sich sein religiöser Sinn und bewahrte ihn vor den Abirrungen seiner Zeit. Ob er später die Schule seiner Vaterstadt mit der zu Stet-

sie vertauscht hat, läßt sich nicht bestimmt angeben; wol aber das Jahr seiner Inscription auf der Universität Greifswald, deren Annalen das Jahr 1502 angeben.

Die Morgenröthe classischer Bildung verbreitete damals schon von Italien aus sich über Deutschland, und alle freigesinnten Geister jener Zeit begrüßten freudig die ersten Strahlen ihres Lichts. Ein Hermann Busch u. A. erhoben ihre Stimme für das Studium der Classiker, und B. war so glücklich, ihn selbst in Greifswald zu hören. Selbstthätig verarbeitete er das aus der Lesung griechischer und römischer Dichter und Prosaiker Gewonnene und versuchte sich selbst in Uebungen der Beredtsamkeit und Dichtkunst. „Klarheit des Geistes“, sagt der Verf., „größere Unbefangenheit des Urtheils und hohe Begeisterung für alles Große und Schöne waren die Früchte dieser Beschäftigungen“.

So gebildet und erstarkt kam er zur Theologie; darf es uns wundern, wenn die Resultate seiner Bibelforschung von den seiner Zeit abwichen?

Wohlthätig war sein Wirken in Treptow, wo wir ihn schon 1505 als Jugendlehrer und zwar als Rector der Stadtschule finden, die durch ihn im Auslande bald Ruf und große Frequenz erhielt, und wo er auch veranlaßt wurde, die Geschichte Pommerns zu schreiben, die, als die erste, noch immer ihren Werth behält, da sie aus den besten Quellen, aus den ihm geöffneten Archiven geschöpft worden ist. Diese wissenschaftlichen Bestrebungen bewahrten ihn vor blindem Glauben und leichtfertigem Unglauben. Die Gebrechen der katholischen Kirche leuchteten ihm ein, und er fand die wahre Religiosität in etwas ganz Anderm als der größte Theil seiner Zeitgenossen. Erasmus wirkte auf ihn, und aus der Lesung seiner Schriften gewann er die Bestätigung seiner Erkenntniß, daß „schauspielartige Pracht, Spektakelstücke in der Kirche nicht wahre Gottesverehrung sind“. B.'s offener Sinn für Wahrheit erhielt bald Gelegenheit, die Wahrheit zu finden, welche frei macht.

Merkwürdig ist es, wie B. für Luther gewonnen wurde und über ihn urtheilte. Luther's neueste Schrift über die babylonische Gefangenschaft war von Leipzig aus dem ersten Geistlichen in Treptow (Otto Slatow) zugesandt worden. Dieser legte sie B. vor, welcher „mit Andern wöchentlich einen Freitisch bei ihm hatte“. B. blättert sie durch und ruft heftig aus: „Schon viele Ketzer haben die Kirche angegriffen und ihr hart zugesetzt, aber noch keiner ist erstanden, der verderblicher wäre als dieser!“ Eine genauere Prüfung bewirkte aber bald eine gänzliche Umwandlung seiner Ansicht. Nach einigen Tagen erklärte er seinen Tischfreunden freimüthig: Was soll ich meine Meinung noch verbergen? die ganze Welt ist blind und wandelt in einer cimmerischen Dunkelheit; Luther allein sieht die Wahrheit! In Treptow ward B. Reformator. Er ging L.'s Buch mit seinen Freunden durch, bewies, wie richtig er das Einzelne gestellt und wie fest das Ganze begründet habe, und wie Alles aufs genaueste mit der Bibel übereinstimme. Seine Collegen im Pastorate und Schulamte, selbst der Abt von Belbock, Johann Boldewan, der ihm das Rectorat verliehen hatte, nebst vielen Mönchen und Zuhörern B.'s bekannten öffentlich die neue Lehre, eiferten gegen den Aberglauben und Menschensatzungen, streng unterscheidend Gesetz und Evangelium. Ein großer Theil des Volks neigte sich bald auf ihre Seite. Luther'n nun persönlich kennen zu lernen und in seinem Umgange seine Kenntnisse zu erweitern und sich in seinem Glauben zu befestigen, war sein innigster Wunsch. Ein Briefwechsel wurde angeknüpft, B. verließ Treptow und kam in den ersten Monaten 1521, kurz vor der Abreise L.'s nach Worms, in Wittenberg an.

Der 2. Abschnitt (v. 1521—46) enthält B.'s glänzendste Periode, seinen Kampf für Licht und Freiheit an L.'s und Melanchthon's Seite; sein Wirken als Schrifterklärer in Vorlesungen über die Psalmen, in welchen Melanchthon selbst sein Zuhörer war, und deren Herausgabe L. mit einer herrlichen hier abgedruckten Vorrede versah, in welcher er neidlos erklärte: „sie sei die erste wirkliche Erklärung und habe seine eigne übertroffen“. „Nimmt man die häufigen polemischen Stellen aus und die zu weit ausgedehnten praktischen Bemerkungen“, sagt der Verf. sehr richtig, „so kann man ein damals ungewöhnlich tieferes Eindringen in den Geist der Sprache und ausgezeichneten Scharfsinn dieser Erklärung nicht absprechen“. Melanchthon's lakonische Kritik über sich selbst und seine Mitarbeiter: „Ego sum logicus, Bugenhagius est grammaticus; Justus Jonas est orator, et Lutherus omnia in omnibus“, verdient hier noch bemerkt zu werden. So auch bei dem ersten Beispiel von der Aufhebung der Priesterehe (von Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen, Propst zu Kemberg) rief B. freudig aus: „Diese Begebenheit wird eine Umgestaltung des innern und äußern Lebens herbeiführen, welche die bisher vorgetragene Lehre nicht bewirkt haben würde!“ Er selbst folgte diesem Beispiele den 13. Oktober 1522, und der Kurfürst verherrlichte auf L.'s Gesuch durch Spalatin das Hochzeitsfest mit einem — Wildpretsbraten. (S. Seckendorf, 1, 128, 4, wo sich Luther's Schreiben findet.)

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Ueber das Vaterland des Pfauen.

Der Pfau gehört Indien an. Man findet ihn dort in den Wäldern und auf den Inseln bis zum 31° 14′. Nach Aelian's Bericht brachten ihn die Barbaren aus Indien nach Griechenland. Ein Paar, nämlich Henne und Hahn, galten in Athen 1000 Drachmen, was ungefähr unsers Geldes 330 Fl. ausmacht. Die Insel Samos mag wol der erste Punkt in Europa gewesen sein, wohin Pfauen gebracht wurden. Man unterhielt sie dort im Tempel der Juno, der sie geweiht waren, wie sie es in Indien noch dem Gotte Kartikayu, Sohn von Shiwa und Durga, sind. Unterdessen wurde auch bald Andern erlaubt, Pfauen zu halten und sich ihrer zu bedienen. Nach Gellius waren die samischen Pfauen besonders gerühmt und ein Leckerbissen für die römischen Gourmands zu Varro's Zeit. Damals waren nach Gellius Bericht von den Leckermäulern gesucht: pavus ex Samo, Phrygia attagena, grues Melicae, haedus ex Ambracia, pelamis Chalcedonia, muraena Tartessia, aselli Pessinuntii, ostrea Tarentina, pectunculus Chius, elops Rhodius, scari Cilices, nuces Thasiae, palma Aegyptia, glans Hiberica (Buch 7, C. 16); d. h. der Pfau aus Samos, das Haselhuhn aus Phrygien, Reiger aus Medien, der Bock von Ambrakia, der Thunfisch von Chalcedon, der Aal von Tartessus, die jungen Esel von Pessinus, die Austern von Tarent, die Kammmuschel von Chios, der Stöhr von Rhodus, die Brachsen aus Cilicien, die Nüsse von Thasus, Palmen aus Aegypten und die iberische Eichel. Kein Wunder, daß Marcus Varro über diese Schwelgerei ungehalten wurde und sie in einer Satyre durchhechelte. Man kann übrigens aus diesem Küchenzettel schließen, daß der Geschmack der Römer von dem unserigen sehr verschieden gewesen sein muß. Die Esel von Pessinus und die Geisböcke von Ambrakia scheinen ihren Ruf ganz verloren zu haben. Uebrigens war der Glanzpunkt dieser Schlemmerei der Römer in den letzten Zeiten der Republik und in den ersten der Imperatoren, wo noch das Geld der geplünderten Welt in den Kasten der reichen Römer lag, und die vorzüglichsten derselben noch unermeßliche Landgüter und Heere von Sklaven besaßen. Später zeigten sich Excesse der Schlemmerei nur bei einzelnen Imperatoren, welche sich durch Unfähigkeit auszeichneten.

36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 127. —— 7. Mai 1830.

Bibliothek der wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes, in Uebersetzungen von einer Gesellschaft deutscher (genannten) Gelehrten unter Redaction des Hofraths und Professors Pölitz zu Leipzig. (Erste Lieferung, enthaltend:) Erster Theil: John Malcolm's (Statthalters in Bombay) Geschichte Persiens, von G. W. Becker. Erster Band. Leipzig, Hartleben's Verlagsexpedition. 1830. Gr. 8. Die Lieferung von 20 Bogen 1 Thlr.

Pflanzen, in einen fremden Boden versetzt, veredeln sich: diese Erfahrung macht jeder verständige Gärtner. Wenn dies aber nicht erreicht werden kann, so wird er das exotische Gewächs wenigstens in dieselbe Fruchterde verpflanzen und ihm als ein weiser Pflegevater des heimathlichen Bodens Licht und Wärme durch die Sorgfalt der Kunst gewähren. So dachten wir, als uns des Hrn. Hofraths Pölitz Plan: die wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes in Uebersetzungen bei uns einzubürgern, bekannt wurde. Die Italiener nennen ihre Uebersetzer Volgarizzatori, ohne dabei an ihren vino volgare zu denken. Wir Deutsche haben das zweideutige Wort nicht, leider aber den Nebenbegriff so oft in der Wirklichkeit, daß ein gutes Wort — Fabrikarbeit — dadurch gleichsam seine Unschuld verloren hat. Hier darf — endlich einmal — Niemand an Fabrikwesen denken: der Meister und seine Mitarbeiter, sowie der Eigenthümer und Pfleger des neuen Gartens für die edlern Gewächse der ausländischen Geschichte führen gar ehrenwerthe Namen in unserer Bücherwelt. Der Ordner des Ganzen gibt in seinem gediegenen Vorworte über das Was und Wie der Verpflanzung befriedigende Auskunft, und was die Hauptsache ist, die erste Lieferung von 20 Bogen entspricht ganz der durch die Ankündigung gespannten Erwartung.

Wol Niemand wird gegen das Unternehmen überhaupt einwenden: Sind die bessern historischen Werke des Auslandes für uns so wichtig, daß wir sie übersetzt in unsere Literatur aufnehmen sollen? Und wenn sie classischen Werth haben, liest der Gebildete sie nicht lieber in der Ursprache? Jenen Einwurf widerlegt das Vorwort. Aus gegenseitiger nähern Bekanntschaft und Achtung der gebildeten europäischen Völker untereinander, namentlich der Deutschen und Franzosen seit dem großen pariser und wiener Versöhnungstage von 1815, entstand ein wissenschaftlicher und literarischer Verkehr zwischen den Deutschen und Franzosen, der nie mit solcher Anerkennung des gegenseitigen Werthes stattgefunden und nie das wahrhaft europäisch gewordene Bedürfniß des gegenseitigen Austausches alles Trefflichen und Nützlichen so zu erkennen gegeben hat als jetzt. Die Franzosen haben nicht nur ihr ehemaliges Vorurtheil gegen unsere Literatur abgelegt; auch die ihrige hat sich mit der jetzigen Generation völlig neugestaltet, und wir dürfen ihnen nicht mehr wie sonst Mangel an geschichtlicher Gründlichkeit und Tiefe vorwerfen. Hr. Hofr. Pölitz beweist dies durch gewichtige Namen, und er erklärt zugleich den Grund jenes tiefer und kräftiger erwachten staatswissenschaftlichen und historisch-politischen Lebens unserer geistreichen Nachbarn. Mit Recht bemerkt dieser Gelehrte — und gerade er ist auch in dieser Hinsicht ein ebenbürtiger Obmann —, daß sie auch in der Form der Abfassung ihrer Schriften unsere Meister gewesen sind; und, mit wenig Ausnahmen, besitzen ihre Historiker noch jetzt die Kunst, für das höhere Leben der Gesellschaft zu schreiben und das überall Zweckmäßige gut vorzutragen.

Dieselbe praktische Gewalt übte seit mehr als 100 Jahren zum Theil noch mächtiger, obwol weniger allgemein, die politisch-historische Literatur der Briten in Europa aus. Ein durch die Oeffentlichkeit des bürgerlichen Gesammtlebens erleuchteter und gereifter Geist, verbunden mit der Kraft einer Ueberzeugung, die sich vollkommen unabhängig ausspricht, stellt ihren Schriften gleichsam eine unsichtbare Macht zur Seite, und der Leser fühlt die Nähe der Wahrheit, selbst wenn diese oft nur die eines Einzelnen sein sollte.

Mit beiden Völkern sind die Deutschen seit 2 Jahrzehnten in die Schranken des Wettkampfes getreten, alle aber dadurch — sagt unser Vorredner (S. x) — „zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie gegenseitig von einander lernen können". — „Was nun im Reiche der Wissenschaft von irgend einem hochgebildeten Volke gewonnen wird, ist ein Gemeingut aller gesitteten

Völker, denn das Reich der Ideen kennt keine Zolllinien, keine diplomatische Eifersüchtelein, selbst keine geographische Abgrenzungen".

Hierauf erklärt sich der Herausgeber über die „Naturalisirung der auswärtigen Geisteserzeugnisse auf dem vaterländischen Boden". Abgesehen von dem hohen Preise ausländischer Werke, die deswegen bei uns nur in wenig Privatbibliotheken angetroffen werden, enthalten dieselben viel, sehr viel, was sich auf örtliche und nationale Verhältnisse bezieht; dieses bedarf keiner Verpflanzung: denn es ist nicht ein Gemeingut der europäischen Bildung. Darum sind Uebersetzungen mit kritischer Auswahl das einzige Mittel, um das Treffliche aus der Literatur des einen Volkes in die des andern einzuführen. Diese Idee ist so wahr und ihre Ausführung so sehr ein Bedürfniß unserer Zeit, daß wir uns über die Ankündigung eines ähnlichen Unternehmens von einem Dritten nicht wundern. Es fragt sich nur, wo mehr Bürgschaften der rechten Ausführung gegeben sind? Nach dem Plane dieser Bibliothek sollen nur genannte und geachtete, der fremden Sprache kundige und der eignen vollkommen mächtige Schriftsteller Werke ihres Faches mit Kritik abkürzend, in Noten berichtigend und stylistisch gut verdeutschen. Erzählende Schriften, die blos durch Darstellung gefallen wollen und keinen geschichtlich-wissenschaftlichen, mithin keinen bleibenden Werth haben, werden nicht in diese Bibliothek aufgenommen. Doch man lese selbst das sachreiche, gründliche Vorwort des Herausgebers.

Die Bibliothek wird mit der „Geschichte Persiens", von Malcolm — Derselbe, welcher kürzlich an A. W. v. Schlegel das Diplom als Mitglied der literarischen Societät zu Bombay übersandte — eröffnet. Das Original hat einen europäischen Ruf, sowol wegen seines innern Gehalts, als auch wegen seines Gegenstandes; denn wer hört nicht mit Theilnahme auf das welthistorische Wort: Persien? Seit Zoroaster, Cyrus und Alexander bis auf den Frieden von Turtenantschai und Chosrew Mirza's Erscheinung in St.-Petersburg, hat Persien Europa vielfach beschäftigt. Johannes v. Müller beginnt seine „24 Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit", mit diesem Lande „von uralter, hoher Cultur, wo Spuren von Zerduscht's reinem Gottesdienste noch kennbar sind"; wo die Trümmern von Dschemschid's Throne (Persepolis) noch zu der Nachwelt sprechen; wo noch jetzt Indien und Europa, wo Rußland und Großbritannien sich in dem Weltverkehre und in ihren stolzesten Entwürfen begegnen. Auch Heeren stellt in seinen „Ideen über die Politik rc." die Perser voran. Und wem ist es unbekannt, daß von den Gebirgsketten herab, welche Iran umgürten, der indopersische (sogenannte) kaukasische Menschenstamm sich verbreitet habe, und daß nach Vieler — von Luden gründlich geprüften — Meinung die Ursitze unserer Stammväter in Persien zu suchen seien? Doch genug, um die allgemeine Bedeutung dieses Gegenstandes zu zeigen.

Der berühmte Verf. hat die Materialien zu seinem Werke in Indien, wo er noch jetzt in einem hohen Posten steht, und in Persien, das er während 15 Jahren 3 Mal in gesandtschaftlichen Verhältnissen besuchte, gesammelt. Er gab uns darauf vor wenigen Jahren die erste, meist aus morgenländischen Geschichtschreibern geschöpfte Geschichte dieses durch mehre Jahrtausende an die Weltgeschichte geknüpften Landes, das seinen uralten Namen 4 Mal verloren und wiedergewonnen hat, jetzt aber zu Rußland in ein ähnliches Verhältniß wie die ehemalige Republik Polen zu treten scheint. Die erste Ausgabe des Werkes von Malcolm wurde gleich ins Französische übersetzt (Paris, 1821, 4 Bände); seitdem ist eine neue verbesserte Ausgabe des Originals (London, 1829, in 2 Bänden) erschienen, welche wir hier mit zweckmäßigen Abkürzungen übersetzt erhalten. Der schon längst als guter Uebersetzer rühmlich bekannte Hr. Dr. Becker hat sich in seiner Nachschrift zur Vorrede des Verfs. über das von ihm bei den Abkürzungen befolgte Verfahren aus Gründen erklärt, die wir nur billigen können. Die vorliegende erste Lieferung seiner Uebersetzung bricht mit Gazan Khan's Uebertritte zum Islam, 1265, und dessen Verbindung mit dem Papste (!) Bonifaz VIII. gegen den Sultan von Aegypten ab. Wir finden die Ausführung ganz dem Zwecke der Bibliothek angemessen; denn der Uebersetzer gibt uns mit sicherm Takte das Wichtigste aus der persisch-orientalischen Sagenwelt, aus der Zeit der Achämeniden u. s. w. durchgängig in einem reinen Deutsch und in einer einfachen Sprachform. Sehr anziehend fanden wir die orientalischen Berichte über den macedonischen Alexander, den die Perser Secunder nennen. Der Verf. hat jedoch nicht des persischen Dichters Nizamy „Iskender Namé" (Alexandreide, die Expedition Alexanders des Großen gegen die Perser betreffend) erwähnt, welches Gedicht im Auszuge, von dem verstorbenen Spitznagel übersetzt, aus dessen Nachlasse vor Kurzem zu St.-Petersburg in Druck erschienen ist. Der Uebersetzer hat hier und dort Noten beigefügt und auf deutsche Schriften verwiesen. An einigen Stellen haben wir seine Anmerkungen vermißt, z. B. warum im Originale Bulk statt Balk, oder Rustum statt Rustam steht? Bei den spätern Dynastien konnten noch die Zeitabschnitte nach der Bestimmung abendländischer Schriftsteller beigefügt werden; doch läßt sich dies bei dem Inhaltsverzeichniß am Schlusse nachholen. Auch das Aeußere dieser Bibliothek ist in Hinsicht auf Papier und (sehr correcten) Druck würdig ausgestattet, wie man dies von der rühmlich bekannten Verlagshandlung erwarten konnte. *)

22.

---

*) Es ist von der „Bibliothek der Geschichtswerke" neuerdings auch die zweite Lieferung erschienen, den 1. Band der „Geschichte des wiener Congresses" von Flassan, übersetzt von Herrmann, enthaltend. Wir behalten uns vor, später wieder auf das Unternehmen zurückzukommen. D. Red.

Johannes Bugenhagen. Von J. W. Zietz.

(Beschluß aus Nr. 126.)

Wie B. sich Karlstadt's tollem Beginnen entgegenstellte und Luther'n (vor seiner Flucht von der Wartburg) vorarbeitete, wie er sich so bescheiden und doch kräftig in dem unseligen Abendmahlsstreite benahm, wie er mit L. und 2 Diakonen beim Ausbruche einer epidemischen Krankheit auf seinem Posten blieb, als die meisten Professoren und Studirenden auswanderten und die Universität nach Jena verlegt wurde, und durch sein kräftiges Wort an heiliger Stätte die gebeugten Gemüther aufrichtete; endlich sein Wirken im Auslande, in Dänemark, wo er die Ehre hatte, den König zu krönen, in Hamburg, Braunschweig, Bremen, Lübek u. s. w. für die Feststellung der Kirchenordnungen, die dem Geiste des Evangeliums entsprachen, damit „die gewonnene Freiheit nicht in regellose Ungebundenheit ausartete": dies Alles muß man bei dem Verf. selbst nachlesen.

Ref. übergeht, als bekannt, den Antheil, welchen B. an den Vorarbeiten zur augsburgischen Confession hatte, und vieles, vieles andere Interessante, um seine Theilnahme an L.'s Bibelübersetzung lobend zu erwähnen. Bei Matthesius (in s. Pred. über Luther die 13.), den der Verf. citirt, heißt es S. 150—152 also: „Als nun erstlich die ganze deutsche Bibel ausgangen war, und ein Tag lehrete immer neben der Anfechtung den andern, nimmet Dr. Luther die Biblia von Anfang wieder für sich mit großem Ernst, Fleiß und Gebete und übersiehet sie durchaus, und weil der Sohn Gottes versprochen hatte, er wolle dabei sein, wo ihr etliche in seinem Namen zusammen kommen und um seinen Geist bitten, verordnet Dr. M. Luther gleich ein eigen Sanhedrim von den besten Leuten, so damals vorhanden, welche wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen in Doctors Kloster zusammen kamen, nämlich Dr. Joh. Bugenhagen, Dr. Justus Jonas, Dr. Cruciger, M. Philipp, Matthäus Aurogallus, dabei M. Georg Rörer, der Corrector, auch war. Oftmals kamen auch fremde Doctores und Gelehrte zu diesem hohen Werke, als Dr. Bernh. Ziegler, Dr. Forstemius. Wann nun der Doctor zuvor (ein Stück) der ausgegangenen Bibel übersehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernet und sich bei alten Deutschen von guten Worten erfraget hatte, kam Dr. Martin in das Consistorium mit seiner alten lateinischen und neuen deutschen Biblien, dabei er auch stetig den hebräischen Text hatte. Hr. Philippus brachte mit sich den griechischen Text, Dr. Cruciger neben der hebräischen die chaldäische Bibel, die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen. Dr. Pommer hatte auch einen lateinischen Text für sich, darin er sehr wohl bekannt war. Zuvor hatte sich ein Jeder auf den Text gerüst, davon man rathschlagen wollte, griechische und lateinische, neben den jüdischen Auslegern, übersehen. Darauf proponirte dieser Präsident einen Text und ließ die Stimmen herum gehen und hörete, was ein Jeder darzu zu reden hatte, nach Eigenschaft der Sprache, oder nach der alten Doctoren Auslegung". B. war von der Uebersetzung so hoch erfreut, daß er jährlich den Tag der Beendigung als einen Festtag mit mehren Freunden in seinem Hause feierte. Dieser Tag hieß Festum translationis.

Zum Schlusse dieser Anzeige nur noch einige Charakterzüge dieses wackern Streiters in dem Herrn. Seines Muthes: Er verließ Wittenberg nicht während der Belagerung, obgleich man ihn durch anonyme Briefe hatte schrecken wollen, nach welchen man den Dr. Pomeranus zerhacken werde, daß man sich mit den Stücken seines Leibes werfen möchte. „Nein, Teufel", sagte er auf der Kanzel, „mit der Weise bringst du mich nicht weg! Diese Sache ist nicht in des Teufels, sondern in Gottes Hand, dem wollen wir es mit unserm Gebete empfehlen". Seiner Uneigennützigkeit: Er schlug 3 Bisthümer aus, reiche Pfründen, deren Annahme seine Armuth gerechtfertigt hätte; aber er wollte sich nicht von seinen gelehrten Arbeiten und seinen lieben Freunden in Wittenberg trennen. Im Vorbeigehen sei es noch bemerkt, daß ihm Kaiser Karl V. nach der Uebergabe der Stadt erlaubte, seine Predigten fortzusetzen, in welchen er gerade den Unterschied des katholischen und protestantischen Lehrbegriffs auseinandersetzte. Wenn B. dies dankbar anerkannte und vor Gott und der Welt rühmte, so war dies keinesweges Schmeichelei, wie seine Feinde es deuteten; wie es auch nur von diesen aus Haß ihm nachgesagt ist, er habe sich undankbar und ohne Zartgefühl gegen den unglücklichen Kurfürsten benommen und sogar einmal auf der Kanzel im Gebete gesagt: „Ich meine nicht den alten Kurfürst, Joh. Friedrich, sondern unsern jetzigen gnädigen Herrn, Herrn Moritzen, der ist ein rechtschaffener, milder und gütiger Herr und hat neulich mir und dem Herrn Philippo, einem Jeden, eine Pumpmütze voller Thaler schenken lassen". Auch Züge des unschuldigen Frohsinnes in Stunden des Wohlseins, wenn diese Männer, Luther, Melanchthon, Camerarius und Bugenhagen beisammen waren, sind von dem Verf. angeführt, die uns einen Blick in sein kindlich fröhliches Gemüth thun lassen.

Eilen wir zu Ende! Mit L.'s Tode erfolgte für B. eine Zeit, die Melanchthon die eherne nannte. Der Krieg in und außer der Kirche trübte die Heiterkeit seines Alters. 1556 beschloß er seine Predigten, erblindete an einem Auge und konnte bald seine Wohnung nicht mehr verlassen. Seit April 1558 war er bettlägerig. Der Tod hatte für diese fromme Seele keine Schrecken. Heiter unterhielt er sich mit den ihn besuchenden Freunden; mit Entzücken sprach er über die Hoffnung der Seligkeit. In der Nacht vom 19. zum 20. April entschlummerte er.

Die Erscheinung dieser Biographie ist der Feier des Jubiläums angemessen, der wir entgegengehen, wiewol Viele nicht für dieselbe sind, wenigstens nicht für die dreitägige Feier, weil ihr Gegenstand doch mit dem des Reformationsjubiläums zusammenfällt, und nicht die Uebergabe der Confession, sondern der Friede 1555 die protestantische Kirche consolidirte. Wie kann man, meinen sie, ein Siegesfest feiern, wenn das Kriegsmanifest publicirt wird? Was versteht auch die Menge von der Sache? Sie kann es nicht begreifen, warum sie so in Bewegung gesetzt wird. Diese Biographie erinnert an Knapp's „Vita Justi Jonae" zum Reformationsjubiläum, und ist kein unwürdiges Gegenstück derselben; der bescheidene Verf. nennt es einen „Versuch", es ist aber eine vollendete Arbeit in ihrer Art. Die Ausstattung an Literatur ist reich, fast überreich, und zeugt von dem großen Fleiße des Verfassers. Der Styl ist correct und bleibt sich durchaus gleich in edler Haltung. Die Schrift besteht von der Vorrede an bis zur letzten Seite aus einem Gusse. Zum Belege dieses Urtheils stehe hier noch eine Uebersicht des Ganzen mit seinen Worten: „Und wer möchte leugnen, daß B. eines solchen Ruhmes sich würdig gezeigt habe? Als Mensch liebenswürdig, bescheiden, freimüthig, war er als Gelehrter klar, scharfsinnig, gediegen, gebildet, als Reformator einsichtig, gemäßigt und kraftvoll".

„Ein König ward von ihm gekrönt; der Bestand vieler Kirchen und Schulen durch ihn gegründet; Licht und Wahrheit durch ihn verbreitet mit Wort und That; für die Pflicht setzte er sein Leben auf das Spiel, und Alles galt ihm Religion, die allen seinen Vorzügen erst den wahren Adel verliehen hatte. Heftig zürnte er daher gegen Die, welche den Menschen dieses Kleinod vorzuenthalten wagten, und seine Schriften geben häufige Belege eines stillen Ingrimms gegen alle mönchische Betrügereien, gegen alle Beförderer der Unwissenheit und des Aberglaubens. Achtung darum auch jetzt diesem trefflichen Mann, Achtung dadurch, daß Alles, was er beginnen und begründen half, mehr und mehr gefördert werde zur Vollkommenheit"! 82.

Dioramen, herausgegeben von Archibald. Magdeburg, Creutz. 1830. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine heitere Sammlung von historischen Novellen, einem Lustspiel, Gedichten u. s. w. von mehren Verfassern, die uns Archibald (wol pseudonym?) bietet. Ein zweiter Titel, der neben dem ersten steht: „Gedenkemein, für 1830", läßt uns vermuthen, daß diese Sammlung eine Fortsetzung des bereits in diesen Blättern (1828, Nr. 300) günstig angezeigten Taschenbuchs: „Gedenkemein", ist, welches für 1829 von demselben Herausgeber in Naumburg bei Wild erschien. Auch das Format bestätigt diese Vermuthung. Der neue Verleger aber, scheint es uns, hat wohl gethan, dasselbe mehr als eine Sammlung Erzählungen, denn als Taschenbuch in die Welt zu schicken, indem auch dieses Jahr die Kupfer fehlen, und das belletristische deutsche Publicum einmal keinen Almanach kauft, der nicht mit Kupfern ausgeschmückt ist, obschon es im letzten Fall oft genug lose Speise statt kräftiger Kost erhält.

Unter den geschichtlichen Erzählungen ist die erste: „Adele von Gontaut", Novelle von Heinrich v. Schwerdtner, die längste und beste. Der historische Rahmen, in den das Gemälde eingespannt ist, ist der französische Hof in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts, als eben Heinrich IV. zur katholischen Religion übergetreten war und der Herzog von Byron Verrath am Könige beabsichtigte. Letzterer und die Liebe des Vidame von Chartres zu Adele von Gontaut, der in heimlicher obschon rechtmäßiger Ehe geborenen Tochter des genannten Herzogs, ist der Gegenstand der Erzählung, die lebhafte, auf genaue Kenntniß der Geschichte gegründete Schilderungen enthält. Nur hätten wir zuweilen etwas weniger Breite gewünscht.

„Dyveke und ihre Mutter Sigbrit", von Mara L., enthält eine in anmuthigem Styl geschriebene, der Geschichte ziemlich treue Erzählung der Liebe des Königs Christian II. von Dänemark zur schönen und sanften Dyveke, eine Holländerin, die sich endlich ihm ergab und seine Maitresse ward, aber später durch Gift umkam, sowie die Unthaten ihrer bösen Mutter Sigbrit. Ob alle Umstände, die bei dem Tod der Dyveke erzählt werden, sich wirklich so zutrugen, wie hier beschrieben, möchten wir bezweifeln; indessen thut dies nichts zur Sache, denn die Novellenschreiber haben das wohlerworbene Privilegium, die Geschichte etwas zu paraphrasiren und in Geheimnisse einzubringen, die bisher kein Historiker noch Criminalinquisitor zu ergründen vermochte. Nur gut und interessant muß bei solchen Umgebungen der Wahrheit die Novelle geschrieben sein, und dies ist „Dyveke" gewiß.

„Boemund II. Fürst von Antiochien", von C. Leyser, schildert die Ankunft dieses Prinzen in Palästina, seine Liebe und seinen Tod aus den Zeiten der Kreuzzüge und hält sich strenger an die Geschichte als die beiden bereits erwähnten Novellen; kaum daß man an der geschmückten blumigen Sprache, an der Einflechtung von Boemund's Liebe zu Cecilie und an dem gänzlichen Mangel der Jahreszahlen erkennt, daß man einen historischen Roman liest.

„Die Geisterbeschwörung", von Gottlob v. Deuern, eine dramatische Posse, behandelt eine sehr bekannte Fabel, indeß ist diese etwas modificirt und die Versification leicht und ansprechend. Doch zweifeln wir, ob diese Posse auf der Bühne Glück machen wird, weil sie, wie gesagt, des Reizes der Neuheit ermangelt und sich nach dem ersten Drittheil des Stücks der Ausgang desselben unschwer errathen läßt. Ob übrigens ein Sohn, der die Liebesverständnisse seiner ihm noch dazu feindlich gesinnten Stiefmutter zufällig entdeckt, ihre Untreue aber seinem Vater nicht verräth, sondern das Entkommen des Galans noch befördert, die Foderungen der strengen Moral erfüllt, möchten wir bezweifeln; doch gehören leider die moralischen Possen unter die ennuyanten.

Die „Kriegsbilder" von Archibald sind offenbar das Gelungenste, was die Dioramen enthalten. In dem ersten derselben: „Das Verhängniß", gibt der Verf. eine lebendige Schilderung seines Eintritts in den (sächsischen) Kriegsdienst und beschreibt das damalige militairische Treiben und das Kamaschenwesen, den Ausmarsch 1805, die Rückkehr in die Garnison, den Wiederausmarsch 1806, und die Schlacht bei Jena treu und interessant. Durch diesen schwer zu behandelnden Stoff zieht sich ein geheimnißvolles Wesen, ein Professor Martin aus der Schweiz, als unheilvolles Princip, das 2 Freunden Archibald's Schauer einflößt und den Tod, den ihnen auch die Schlacht bringt, verkündet. Diese Episode gibt dem Ganzen poetisches Interesse. Das zweite Kriegsbild, welches mit frischen, lebendigen Zügen eine 1812 von 2 Offizieren nach Warschau nach langen Entbehrungen unternommene Erquickungsreise beschreibt, gibt eine ansprechende Schilderung dieser Stadt und des polnischen Lebens. Einige Gedichte von Friedrich Adler und Heinrich v. Schwerdtner haben uns zugesagt. Am gelungensten unter ihnen ist der Romanzencyklus des Letztern, der das Schicksal des Königs Sebastian von Portugal umfaßt.

Möge uns Archibald mit der Fortsetzung der „Dioramen" recht bald erfreuen! 110.

Literarische Notizen und Neuigkeiten.

Dr. Meyrick, bekannt durch sein Werk über die Rüstungen und Waffen des Mittelalters, ist seit einiger Zeit damit beschäftigt gewesen, die reichen Vorräthe im Tower zu London zu ordnen. Er hat bis jetzt die Reiterrüstungen chronologisch geordnet und in einem besondern, dazu angewiesenen Gebäude aufgestellt. Hinter den gerüsteten Rittergestalten sind mehre schöne Kanonen aus dem Zeitraume von Heinrich VI. bis auf Jakob II. zu sehen. Alles, *bis auf* eine nachgemachte Rüstung aus der Zeit Eduards I., *besteht* aus echten Denkmalen des Alterthums.

Lord Nugent gibt eine Biographie des berühmten John Hampden heraus.

G. R. Gleig, ein englischer Pfarrer, der 1813 von der Universität in den spanischen Feldzug ging und unter dem Titel: „The subaltern" (Edinburg, 1825), eine lebendige und geistreiche Erzählung seiner kriegerischen Erlebnisse in den Pyrenäen und Südfrankreich herausgab *), später auch seinen Feldzug in Amerika (1814) beschrieb, hat jetzt bei Colburn eine biblische Geschichte erscheinen lassen. 106.

*) Verdeutscht unter dem Titel: „Soldatenleben", Leipzig, Taubloch, 1830.

Nachtrag zu der Schrift von Laborde über Algier. *)

Nachdem dieser Aufsatz schon abgedruckt war, lesen wir das Manifest der französischen Regierung gegen die Regentschaft von Algier im „Moniteur" vom 20. April. Dieses Aktenstück stellt das staats- und völkerrechtliche Verhältniß zwischen Algier und Frankreich, nach den ältern und neuern, seit 1817 von dem Dey fortwährend verletzten, Verträgen so dar, daß Laborde's Schrift dadurch im Wesentlichen widerlegt wird. Indessen fehlen bei jenem Manifeste die sogenannten Pièces justificatives. Kommt einst der Gegenstand zur parlamentarischen Prüfung in den Kammern, so werden wahrscheinlich alle darauf Bezug habende Staatspapiere, wie dies in England zu geschehen pflegt, von der Regierung den Kammern vorgelegt werden: dann wird man klarer in der Sache sehen. 22.

*) Vgl. Nr. 126 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 128. —— 8. Mai 1830.

Ausstellung und Versammlung des Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staate.

Nachdem die Ausstellung der vom Vereine erkauften Arbeiten preußischer Künstler 8 Tage gewährt und manche willkommene Berührung zwischen vielen einander bis dahin ganz unbekannten Kunstfreunden geschaffen hatte, fanden sich diese zur Verlosung jener Werke wieder ein, um, außer dem Mitgenuß, auch das Glück des Besitzes in Anspruch zu nehmen; mehr aber noch, um den Zustand des Vereins, seine Unternehmungen und Absichten, wie diese sich im Ausschusse der Künstler bilden, aus dem lichtvollen Vortrage des vorsitzenden Wilh. v. Humboldt zu vernehmen. Ungeachtet nun die Versammlung so zahlreich schien, daß unser gewöhnlicher Saal im Gewerbinstitute sie nicht zu fassen vermochte, so erfüllte sie doch nicht die dringende Auffoderung des Vorsitzenden, daß drei Viertel der in Berlin und Umgegend ansässigen Mitglieder zur Aenderung einer Bedingung im Statut erscheinen möchten. Gewiß hatte Niemand gegen diese Aenderung etwas zu erinnern, sie bezieht sich auf ein offenbares Versehen in der ersten Abfassung, nach welcher Ausländer zwar wol mitzahlen, aber nicht mitgewinnen können: eine Unbilligkeit, die wol Jeder gestrichen zu sehen wünschte; aber auch hier zeigte sich wieder, wie in so vielen Fällen, die Zerstreuung einer gewerbthätigen Stadt, wo es fast nur in den Stunden und an Orten des Vergnügens möglich wird, eine bedeutende Zahl zu einem den Meisten entfernt liegenden, obgleich interessanten Geschäfte zu versammeln. Die Versammlung umfaßte nur ein Viertel der Mitglieder, weswegen die gewünschte Aenderung unterbleiben mußte; ich aber hielt es für nützlich, dieses Resultats zu erwähnen, damit nicht ähnliche Schwierigkeiten in den mancherlei sich bildenden Gesellschaften anderer Städte durch jene Abstimmungsmethode sich wiederholen. Besser scheint es, wenn die Vorschläge zu Abänderungen öffentlich bekanntgemacht werden müssen und drei Viertel der zur Abstimmung Versammelten über die Beistimmung oder Verwerfung entscheiden.

Doch muß auch noch eines Umstandes erwähnt werden, der das Interesse für diese Versammlungen mindert. Dieser liegt in ihrer *Seltenheit*, in der daraus entstehenden Unbekanntschaft der Mitglieder miteinander, welche wiederum die Auffoderung des Vorsitzenden, ob Jemand einen Vortrag zum Besten der Gesellschaft zu machen habe, als vergeblich untergehen läßt. Nur ein Mal im Jahre sehen sich sonst die Mitglieder, denn jene achttägige Ausstellung war nur eine Ausnahme von der Gewohnheit; die Deutschen sind aber allzu vorsichtig in ihren Mittheilungen, haben so wenig Gelegenheit, sich der Menge darzustellen und ihr vorzutragen, um an so einem Tage ihren Ruf, ihr bürgerliches Ansehen durch ein beängstigendes Auftreten aufs Spiel zu setzen. Wir können daraus keinem Einzelnen einen Vorwurf machen, nirgends ist eine Gelegenheit zu einer festen Ausbildung in freier Rede, nicht auf Schulen, nicht auf Universitäten, nicht im Kriegsdienst, nicht unter den Juristen, ja, der Geistliche selbst übt meist nur das Gedächtniß; was aber ständische Verhältnisse in dieser Hinsicht leisten könnten, so ist dies in den meisten Gegenden noch zu jung, um auf Viele eine fruchtbare Einwirkung hervorgebracht zu haben. Vor einigen Jahren versuchte es ein geachteter Kammergerichtsrath, die jüngern Männer, welche vom Referiren den Namen tragen, im mündlichen Vortrage und in der mündlichen Erörterung zu üben; aber wie Wenige von diesen, mit Demosthenes aufgefütterten, meist höchst gelehrt Gebildeten konnten auch nur den kleinsten Vorfall ohne Demosthenisches Stammern vortragen! Eine schreckliche Erfahrung, die uns Alle, ungeachtet mancher guten Vorschläge, die zwischen den einzelnen Bekannten summten, zum tiefsten Schweigen verdammte. Doch ließe sich für die große Zahl der Mitglieder manches Angenehme ohne großen Aufwand erringen. Könnte der Kunstverein sich nicht wie der Gewerbverein, wie der Gartenverein monatlich versammeln; könnte er nicht ein angemessenes, eignes Obdach sich erwerben, wo eine immerwährende Ausstellung des Sehenswerthen, was eben hervorgebracht, die Kauflust und Bestellung der Reichen anregte; könnte sich hier nicht der leichteste Verkehr zwischen den Genießenden und Schaffenden eröffnen und die Studien der Künstler, diese reichen Reisebücher, welche so oft im Gedränge der Arbeit für immer vergessen werden, zu einer wirklichen Ausführung reifen; ja, könnten nicht hier manche Künstler von der Reisegier genesen, die so man-

chen in leeren Täuschungen aufzehrt? Unser Verein hat es sich zur Pflicht gemacht, die jungen Künstler in der italienischen Luft zu bedeutenden Arbeiten aufzufodern, sie durch diese länger in der begünstigten Zone zu erhalten. Aber nicht Jedem bekommt Italien, für Viele ward es geistig und körperlich zum Verderben, die angehäufte Masse aller Kunstbestrebungen in der Naturfülle erdrückte ihre eigne Richtung, die Anstrengung ohne Rücksicht auf die unbequemen südlichen klimatischen Verhältnisse ward Andern verderblich. Möchten wir es nicht versuchen, ob es uns gelänge, den Künstlern in unserer Mitte ein angenehmes, anregendes Verhältniß zu bereiten, ihre Bemühungen zu erkennen, statt sie zu kritisiren. Das Alles könnte so ein Kunstverein möglich machen, wenn er das irdische Bedürfniß nicht verschmähte, sondern auch eine Art Schenke oder Gastwirthschaft um sich duldete. Vielleicht würde ein Gegner aufgetreten sein und mir versichert haben, daß es in dieser Stadt 2 Künstlerversammlungen gäbe, ob das nicht genüge? Ich würde mit Nein antworten, weil eben dieses Anhäufen der Gleichbeschäftigten selten frommt, weil ihnen die Berührung mit den Genießenden förderlicher ist. Der Verein mag auch jetzt als Armencasse viel nutzen, aber er vermag noch mehr, er könnte als Bürgerrettungsinstitut die guten Bürger vor dem Untergange in der Alltäglichkeit warnen, auch als Blindenschule die Augen Derer allmälig öffnen, die immer noch von einer ausschließlichen Kunst der Vorzeit fabeln und von der Gegenwart und ihren großen Talenten kaum eine Ahnung haben.

Der geehrte Vorsitzende bemerkte in seiner trefflichen Einleitung, daß Kunstwerke nur durch tägliche Beschauung unter allen Anregungen ganz erkannt würden, weswegen der Besitz so unendlich reize, während dieser Besitz in den Händen des Einzelnen der Welt diesen Genuß auf lange Zeit entziehe, bis vielleicht nach Jahrhunderten eine öffentliche Sammlung die Beschauung wieder Vielen möglich mache. Bliebe ein Werk nun in solcher Kunstherberge, wie ich sie mir denke, während einer gewissen Zeit der täglichen Beschauung Derer eigen, die in einer größern Stadt sich daran zu erfreuen verstehen, so hätte es doch ein Dasein, eine Einwirkung empfangen, ehe es durch den ausschließlichen Besitz eines Einzelnen diesem Einen angeheirathet, für ihn fruchtbar oder unfruchtbar nach des Himmels Willen, sich mit ihm verschließt.

Diese Betrachtung führt zu einer andern: ob nämlich der Zweck, welchen die später geborene düsseldorfer Vereinigung aufgefaßt hat, nämlich öffentliche Orte durch die Kräfte des Vereins mit Kunstwerken zu schmücken und nur einen Theil der erworbenen Werke zu verlosen, nicht auch von uns zu ergreifen sei? Wenn ich nach meinem Gefühl und nach Denen schließen soll, die ich darüber abhören konnte, so würden die Meisten des Gewinnes ferne Hoffnung willig opfern, da ohnehin unter der Zahl erkaufter Werke nicht jedes Allen gefällt, also, wie es sich schon zufällig ein Mal fand, ein Kunstwerk gerade Dem zufallen kann, dem der Besitz desselben gar kein Vergnügen gewährt, der sich vielleicht noch eben feindlich dagegen erklärt hat: ein Zufall, der dem Künstler nicht minder niederbeugend, wie dem Gewinner verdrießlich sein muß. Hätte der Kunstverein eine Herberge, so wäre es zuerst diese, die er mit Kunstwerken schmücken müßte, dann die öffentlichen Gebäude des Landes in angemessenem Verhältnisse, wie sich die Beitragenden in den verschiedenen Provinzen zu einander verhalten. Lobenswerth ist es übrigens und dem Sinne einer Hauptstadt angemessen, daß der Verein, obgleich von jener hauptsächlich getragen, doch nicht weiter nach dem Geburtsorte der Künstler fragte, deren Arbeiten er wählte, sondern nach ihrem Bedürfniß und nach ihrer Würdigkeit, obgleich in Schlesien und am Rheine eigne Vereine für das Fortkommen dortiger Künstler nach Möglichkeit sorgen.

Von den Beobachtungen des Vorsitzenden sei noch mitgetheilt, was vielleicht schon andere Preisaufgaben, besonders in Weimar bewiesen hatten, daß diese Art der Anregung für den Verein bisher keinen lohnenden Erfolg gehabt hat und daher künftig nur selten angewendet werden soll. Dieser Entschluß ist um so mehr zu loben, da der Künstlerausschuß früher eine besondere Vorliebe für diese Art der Kunstzeugung hegte, sich also hier unbefangen von der Erfahrung leiten ließ: wo in öffentlichen Gebäuden Werke auszuführen sind, da möchte zur Bewährung der Billigkeit und Einsicht in der Vertheilung der Aufträge solch ein Wettstreit von Entwürfen anwendbar sein; aber zu einer ganz allgemeinen Einwirkung irgend einen einzelnen Moment herauszuheben, scheint allzu gewagt. Viele werden verleitet, einen oft wenig zusagenden Stoff wegen des zu hoffenden Gewinnes zu bearbeiten. Was endlich geht aus den Skizzen hervor? Höchstens der erste glückliche Griff der Erfindung, den vielleicht der nächste Griff bei der Ausführung verbessert hätte. Wer endlich kann entscheiden, wie weit das innere Leben diese Skizzen durchdringt, ob nicht das Geringgeachtete durch den Geist der Ausführung alle andern überragen könnte? Soll man also ausgeführte Bilder zum Wettstreit fodern, so sind alle übrige verlorene Arbeit gegen das Eine, welches den Preis gewinnt, Niemand mag das Geringste achten oder kaufen, obgleich es viel Schönes enthalten kann. Nach meiner Ueberzeugung paßt solcher Wettkampf nur für die Zeit der jugendlichen Unreife, wo nicht das Werk, sondern nur das Streben darin belohnt und bewährt sein will; nur für die Schulen mag eine solche vergebliche Anstrengung als Prüfungsmittel dienen. Die Arbeit der Kunsterwachsenen muß schon ihre sichere Verwendung finden. Vielleicht können wir sogar noch einen Schritt weiter thun und überhaupt die Idee eines Wettstreits aus den schönen Künsten verbannen, wenn wir auf das Wesen ihrer Erzeugnisse Achtung geben, wie sie, um wirklich etwas zu sein, den Beifall nicht erschmeicheln, sondern ertrotzen müssen, wie aber gerade auf diesem Wege des Wett-

streits die unseligste aller Leidenschaften, die Eitelkeit, die Sucht, den Schiedsrichtern zu gefallen, vor allem Andern aufgeregt wird. So ist es zu erklären, daß die Ausgezeichnetsten sich selten zu einem solchen Wettkampfe bereit finden lassen und gewöhnlich Die den Preis gewinnen, welche die Schwäche und Vorliebe der Kunstrichter für gewisse Manieren der Darstellung kennen und diese zu benutzen sich herablassen.

Neunundvierzig Kunstwerke: Oelbilder, Zeichnungen, ein geschnittener Onyx, Abgüsse in Bronze wurden verlost. Die „Staatszeitung" hat die Gegenstände und die Gewinner genannt; das mag genug sein, da Beschreibungen von Kunstwerken selten etwas gewähren, wovon das „Kunstblatt" uns tägliche Beweise liefert. Viele bekannte Namen hatten sich durch diese Arbeiten neu bewährt; die allgemeinste Anerkennung erwarb sich ein weniger bekannter Landschaftsmaler, Agricola, durch ein reiches Bild, Salzburg, mit seiner herrlichen Umgegend darstellend. Das Glück übergab dieses herrliche Bild der Prinzessin Wilhelm, was wir als ein Geschick ehren können, da es nun in unserer Mitte bleibt und von Vielen noch gesehen werden kann.

Noch muß ich erwähnen, daß der vom verstorbenen Ritterschaftsrath v. Seidlitz ausgesetzte Preis in dieser Versammlung zum ersten Mal vertheilt wurde. Die sämmtlichen Bilder, welche zu dieser Bewerbung eingesandt worden, waren ausgestellt, doch wurde der Name des Malers nur bei Dem genannt, welcher den Preis gewonnen hatte. Hopfgarten erhielt ihn für einen Ritter Georg, der ein gefallenes Kind heilt: ein sehr zierliches, sorgsam ausgeführtes Bild, aber leider, wie dies bei Wundern so oft der Fall, nicht deutlich genug für Den, welcher die Geschichte noch nicht kannte, weswegen die ältere Methode, die Unglücksfälle und daneben auch die Wunderrettung zu malen, in vielen Fällen zweckmäßig erscheint.

Doch wir nahen einer neuen Kunstperiode Berlins, wo doch die größere Zahl dieses Kunstvereins lebt: das neue Museum wird in wenig Monaten eröffnet, steht jetzt schon den Fremden offen; der Andrang der Einheimischen würde die Vollendung der neuern Einrichtungen stören. Also nicht mehr spärlich aus der Fremde holt künftig die Menge ihre Kunstanschauung; diese ganze mannichfaltige Bildung liegt künftig Jedem zum täglichen Genusse ausgebreitet. Mag es Sammlungen geben, welche in der Malerei — denn diese bleibt immer die Kunst der Künste — an großen Werken der ersten Meister das Museum übertreffen; gewiß gibt es keine Sammlung, in welcher der ganze Umfang der Kunst auf allen ihren Stufen so zu überschauen ist, besonders in Hinsicht der verschiedenen Schulen Italiens. Der jüngere Künstler braucht nicht mehr nach jenen Kunstgipfeln hinaufzublicken wie nach unersteiglichen Felsen; der Weg liegt vor ihm, auf welchem sie emporstiegen, die Eindrücke, die Erfahrungen früherer Zeiten; es wird ihm klar, wo noch weiter fortzuschreiten, wo die Mittel erschöpft sind. Namen erscheinen hier in Werken, die sonst nur in den schwarzen Lettern der Kunstbücher uns begegneten, die außer Italien noch nie gesehen und auch da nur in einzelnen Kirchen in wenigen Städten gefunden wurden. Der Zufall hat hier geleistet, was die Absicht schwerlich vollbracht hätte; möge er fortwalten zum Heil dieser herrlichen, gemeinnützigen Sammlung und ihr Das zuführen, was von einzelnen Meistern noch fehlt, was weder Klugheit noch Reichthum unmittelbar erreichen und einhandeln können.

Vielleicht zeigt schon die nächste Versammlung des Vereins die Einwirkung dieser Werke in neuerweckten Talenten. Gebe der Himmel dazu Licht und Frieden! 105.

Romanenliteratur.

1. Herbstrosen. Von A. F. E. Langbein. Berlin, Schüppel. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Daß Herbstblumen weder den aromatischen Duft noch die glänzenden Farben der Frühlingskinder haben, noch haben können, bedarf wol keiner Erörterung, und schmälert man sich nicht selbst durch übertriebene Foderungen den Genuß, so wird man sich an den Spätlingen immer erfreuen, also auch die Bitte des bescheidenen Vorredners erfüllen und die kleinen Erzählungen geneigt und freundlich aufnehmen.

2. Historische Originalromane aus Deutschlands Helden- und Ritterzeiten. Herausgegeben von E. F. Horvath. Erster Theil: Teutobog, oder der Teutonen Heereszug und Kampf gegen die Römer. Historischer Roman von E. F. Horvath. Zweiter Theil: Die Ehresburg, oder der Sachsen Kampf und Bekehrung. Historischer Roman aus den Zeiten König Karls d. G. und Wittekinds, König der Sachsen, in den Jahren 772—824. Von Ernst Schilling. Dritter Theil: Chitava. Zittaus Begründerin, oder der Kampf der Deutschen gegen die Wenden am Wahlenfeld und an der Blutmühle bei Teuschwitz, im Jahre 923. Historischer Roman von C. Dietrich. Mit 3 Abbildungen. Meißen, Gödsche. 1830. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die erste Erzählung fast blos historisch, gründlich, verständig, aber nicht sehr unterhaltend. In der zweiten besteht das Antihistorische größtentheils in der Schilderung Karls und Wittekinds, die gar flaue, matte Gesellen sind und mit Phrasen prunken, trotz einem der Schule zu früh entlaufenen Milchbart, der es annehmlicher findet, Romane dem Publicum zu spenden, als sich von den Professoren ob seiner Stylübungen ausschelten zu lassen. Die dritte Geschichte hat in dem Erfundenen die meisten Ingredienzien klirrender Ritterromane, gräßlicher Zauber- und sentimental-schwülstiger Liebesgeschichten; aber die Bindung ist nicht übel, nicht geschmacklos, das gebrohte Ungeschick bricht nicht aus, man interessirt sich für bekannte und beliebte Orte in der sächsischen Schweiz und dem angrenzenden Böhmen, hört über deren Entstehung und Benennung manches Pikante und trägt die Neigung für die Gegenden auf die Erzählung über, die von ihnen redet, und schätzt sie darum vielleicht höher, als sie es durch eigne Machtvollkommenheit verdient.

3. König Erich XIV. und die Seinen. Historischer Roman von Amalie Schoppe. 2 Theile. Gera, Heinsius. 1830. 12. 3 Thlr. 6 Gr.

Eine oftmals erzählte Geschichte abermals zu erzählen, setzt bei Dem, der es thut, voraus, daß er alle seine Vorgänger zu übertreffen meint, und daß er seine Hörer berechtige, das Ungemeine zu erwarten. Klingt nun das alte Lied in der neuen Composition nicht wohllautender als in der frühern, so verwirft man es wol ganz und gar und erkennt nicht einmal an der Composition, daß sie sich der Schnörkeleien und seltsamen Ausbiegungen enthielt, was doch oft geschieht,

wenn man aus etwas Altem etwas Neues machen will. Das Eigenthümliche der neuen Bearbeitung ist, daß die Männer der Geschichte theils unbedeutend sind, theils wie die Könige, wahnsinnigen Prinzen, undankbaren Krieger, feilen Höflinge, herrsch- und verfolgungssüchtigen Priester gar nichts taugen, dagegen die Frauen rechte Musterbilder der Großmuth, Nachgiebigkeit, Verträglichkeit und fast jeglicher Tugend sind. Um Nacheiferung zu erwecken, wird die aufopfernde Selbstverleugnung der schönen Gunnila auf eine in die Augen springende Weise belohnt. Der aufgedrungene Gemahl, um den sie einem geliebten Jüngling entsagte, bessert sich von Grund aus ihr zu Liebe, was bei einem Tyrannen wie König Johann, im reifsten Mannesalter, wirklich viel sagen will. Die wirkliche Geschichte verstattet der Verfn., ihre Damen zu verklären; warum sollte man ihr die unschuldige Freude misgönnen, da es ohne merkliche Langweile für uns geschehen konnte? Trotz dem oft benutzten Gegenstand, bietet „König Erich" mehr Abwechselung an als

4. Mathilde, oder Liebe über Alles. Ein Roman von derselben Verfasserin. Leipzig, Taubert. 1830. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

In diesem können, auch bei geduldigen Romanenlesern, Maschinen und Hebel, knarrend und halb vermulmt, wie es Sachen geht, die schon lange in der Polterkammer standen, als da sind verheimlichte Heirathen, unbesiegbare Abneigung gegen Misbündnisse u. dgl., den Verdruß nicht aufheben, sich durch einen trüben Absud matter Empfindsamkeit und laxer Moral, Betrachtungen und Gedanken genannt, schlagen zu müssen, um Handlung und Plan herauszufinden. Recht neue Leser schöpfen vielleicht noch daraus das Vergnügen, den eignen Scharfblick bewundern zu können, indem sie sicherlich bald entdecken, daß die hochgepriesene, superfürtreffliche Mathilde einen erzdummen Streich mache, ihren leiblichen Neffen, der 7 Jahre weniger zählt als sie, zu heirathen. Die Dame, obgleich nicht durch Liebe verblendet, gelangt zu spät zu einer recht naheliegenden Einsicht, und um den zartfühlenden Neffen und Gemahl, die ihn liebende und von ihm geliebte Nichte, für ihre Entsagung zu belohnen, spielt sie den schlagenden Großmuthstrumpf aus, sich zu vergiften, was sie, um ihr Licht doch nicht ganz unter den Scheffel zu stellen, dem Vater des Mädchens schriftlich vertraut. Die Verfn. scheint diesen Selbstmord der Ursache wegen nicht allein zu vertheidigen, sondern auch sehr hoch zu stellen: eine Ansicht, in welche eine reine und gesunde Sittenlehre nicht einstimmen möchte. 34.

Bitterkleeblatt für bibliokleptische Institute, und was ihnen anhängig. (Anticyra, Ostern 1829, Lebrecht, Ehrlich u. Comp.) Leipzig, Engelmann. 1829. Gr. 12. 16 Gr.

Der unbekannte Verf. dieses Büchelchens, dessen Geistesverwandtschaft mit dem geistvollen „Taschenbuch ohne Titel" *) nicht verkannt werden kann, zieht auf 3 verschiedenen Heerstraßen gegen den so oft angefochtenen und so oft vertheidigten Nachdruck mit den Waffen des Witzes zu Felde, für deren Gebrauch er sich durch das genannte Taschenbuch als ein Meister bewährt hat. Hr. Ferntreffer hält beim Buchhändlerschmause zu Leipzig eine Rede wider den Bücherdiebstahl, die nicht geistreicher und prägnanter sein kann. Mit gewohnter Kunst treibt er das Ungethüm des Nachdrucks aus einer Höhle nach der andern, zerstört alle seine juridischen Schlupfwinkel, erhellt seine Zufluchtsörter mit theologischer Fackel und stellt endlich sein Interesse selbst ins Bloße. Die Asyle der encyklopädischen Auszüge, der Geistsammlungen, der sogenannten Bibliotheken und Alles, was nur an die Bibliokleptik erinnert, entgehen seinem Auge nicht, und er geißelt mit unparteiischer Hand so Verleger als Schriftner, die an jenem Theil nehmen. Sein Buch macht den Pendant zu Müllner's „Lämmern und seinen Hirten", und beide erläutern und beleuchten sich gegenseitig. Die poetische Epistel an Hrn. Perthes in Hamburg ist ein Seitenstück zu der „Ars critica" in dem „Taschenbuch ohne Titel", ebenso witzsprudelnd, gewandt und treffend als jene und in der Form ihr verwandt. Das Bruchstück der Predigt über den Text: „Du sollst nicht stehlen", erinnert lebhaft an Jean Paul, welchem der Verf. von einer Seite her zu ersetzen verspricht. Wenigstens mischt er Ernst und Scherz, Vers und Prosa, Reflexion und Spiel, Gefühl und Ironie auf eine Weise, die an jenen Genius mahnt, welcher nur allzu früh heimging. Wir empfehlen dies Büchelchen allen Denen, welche für den literarischen Marktverkehr Deutschlands ein Interesse haben, allen Buchhändlern, denen Ehrlichkeit etwas gilt, allen Schriftstellern, die auf Abwegen sind, und endlich allen Denen, welchen eine heitere Stunde, geistreicher Lecture gewidmet, etwas werth ist. 25.

*) Vgl. hierüber Nr. 8. D. Red.

Notizen.

Gelehrte Albernheiten.

Die Sucht, Systeme zu bauen und sich in nutzlose Speculationen zu vertiefen, wird uns Deutschen oft, und zwar nicht immer mit Unrecht, vorgeworfen, indeß sind wir doch nicht die Einzigen, welche auf derlei Dinge verfallen, wie dies neuerdings durch den in Boston erschienenen Auszug eines Werks bewiesen wird, welches früher von dem Spanier Don J. P. v. Erro, herausgegeben wurde, und dessen Titel also lautet: „Das Alphabet der Ursprache Spaniens, und philosophische Untersuchung über das Alterthum und die Civilisation der Basken". Der Seltsamkeit wegen theilen wir einige Ansichten des übergelehrten Don Erro und seines nicht minder tiefsinnigen Uebersetzers Erving mit. Jeder Buchstabe hat seine eigne, gleichsam mystische Bedeutung. Das I z. B. zeigt Durchdringung an, das S *Zusammenziehung*, das B Tiefe, das D Menge, das A Ausdehnung ꝛc. Das Merkwürdigste aber ist, daß alle diese Weisheit dem ersten Erfinder der Sprache bereits klar war, und daß dieser erste Erfinder Niemand anders als der erste Mensch, d. h. Adam war, der nach diesem metaphysischen System auch die Thiere und Alles, was auf Erden ist, auf Gottes Befehl benannte. Die Frage: in welcher Sprache Adam dies nun eigentlich that, und er, Eva und die Schlange sich im Paradiese unterhielten, setzt Hrn. Erro und seinen Uebersetzer keineswegs in Verlegenheit; es ist keine andere als die der alten Basken, und als Beweis dieser merkwürdigen Behauptung führt Hr. Erro die bisher nicht zu enträthseln gewesenen Schriftzüge auf alten spanischen Münzen an; denn man muß wissen, daß Adam in seiner philologischen Weisheit zugleich mit den mystischen Bedeutungen der einzelnen Buchstaben auch diese Schriftzüge erfand, und daß die Phönicier und Griechen ihr Alphabet von dem baskischen oder eigentlich paradiesischen entlehnten. Hiermit noch nicht zufrieden, geht Hr. Erro aber noch weiter und legt den einzelnen Zahlen eine ebenso metaphysische Bedeutung unter wie den einzelnen Buchstaben, wobei natürlich Adam ebenfalls wieder figurirt. Da bedeutet z. B. die 1 Vaterschaft und auch Generation, die 2 Linie oder Länge, die 3 gerade Fortbewegung, die 9 Princip der Schönheit ꝛc. Und alles Dieses hat schon der mit seiner lieben Frau und der Schlange baskisch conversirende Adam gewußt!

Miranda, oder die wüste Insel.

Unter dieser Benennung ist in französischer Sprache zu Brüssel eine sehr hübsche, kleine Dichtung oder Roman, nach Shakspeare's „Sturm" bearbeitet, erschienen, d. h. die Idee des englischen Dichters ist dieser Erzählung zum Grunde gelegt, und das Ganze dabei auf eine so gute und geistreiche Art ausgeführt, daß man stellenweis auf eine sehr günstige Weise an „Atala" und „Paul und Virginia" erinnert wird. Die Verf. ist eine Dem. Guillery. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 129. —— 9. Mai 1830.

Extrait du portefeuille d'un illustre personnage du dix-neuvième siècle. Deux contes, publiés d'après les manuscrits autographes. Leipzig, Zirges. 1829. 12. 9 Gr.

Welcher Liebhaber historischer Neuigkeiten sollte nicht mit Eifer zu dieser Broschüre greifen, wenn er erfährt, daß diese aus der Feder des vormaligen Königs von Schweden herrührt? Das mehr als seltsame Geschick dieses Fürsten gibt ihm ein Recht, auf die Aufmerksamkeit ganz Europas zu rechnen, sobald er öffentlich das Wort nimmt. Allein, dieselbe Täuschung, welche schon so oft das Loos Derer war, die Memoiren der Zeitgenossen mit hohen Erwartungen ergriffen, wird auch dem Leser dieser Broschüre wieder bereitet, zwar nicht so, daß sie nicht einen guten Blick in den Charakter des Verfs. eröffnete, aber doch insofern, als er darin Aufschlüsse über historische Mysterien zu finden gehofft hätte.

Was zuerst die Autorität betrifft, so halten wir diese Schrift für echt. Wir sind so oft durch falsche Memoiren getäuscht worden, daß man Ursache hat, jede Bekanntmachung dieser Art mit kritischem Zweifel in die Hand zu nehmen. Wenn jedoch nicht Alles trügt, so ist dieser hier an unrechter Stelle. Die Wahrheit hat ihren eignen Stempel, und dieser scheint uns in den vorliegenden Bogen unverkennbar, ja, die Verwirrung in den Ideen, die Mangelhaftigkeit des Styls selbst, das Ausländische und Fremdartige in der Diction scheint wesentlich dafür mitzusprechen. Ein Franzose kann dies Buch unmöglich geschrieben haben, ein klarer Kopf auch nicht, ein Speculant würde tiefer eingegangen sein; kurzum, wir wüßten nicht, wer die Täuschung verursacht haben könnte, abgesehen davon, daß einige, wie unbewußt hervorbrechende Familienerinnerungen und manches Andere selbst die Vermuthung eines Betruges ausschließen.

So viel über die äußere Zuverlässigkeit dieser Bogen. Was sollen wir aber von dem Inhalt dieser sonderbaren und seltsamen Bekanntmachung sagen? Die erste Hälfte des Buchs erfüllen „Souvenirs d'un prince exilé de la Chine, dédiés au genre humain". In diesen stellt der Verf. seine Schicksale in einer mystischen, oft hinreichend durchsichtigen, aber stets höchst verworrenen Sprache dar, meldet von seiner Geburt, seiner Erziehung, seinem Verhältniß zu Erziehern und Vormündern, seiner Liebschaft mit einem züchtigen Hoffräulein, seinem Verlöbniß mit einer Prinzessin, die er nie gesehen, seinem Aufenthalt in Petersburg und der Art, wie die dortigen Heirathsverhandlungen scheiterten, seiner Thronbesteigung, und der Willenlosigkeit, in der er verblieb, und endlich von seiner Verbannung, ohne daß wir über alles Dies eigentlich etwas erführen, das der Geschichte anheimfiele. Es ist, als hätte er sich zum Gesetz gemacht, zu reden und doch nichts auszusprechen, und beinahe das einzige historische Factum, das aus diesem Schwall von Worten hervorgeht, ist, daß der Verf. nie mündig wurde, und daß der Bruch in Petersburg nicht, wie man bisher glaubte, sein Werk war. Die ganze Erzählung hindurch erscheint der „Prince exilé" nicht besser als eine Marionette, die an geheimnißvollen Fäden hin und her gezogen wird; keine einzige Thathandlung seines Willens wird erzählt, und er, der die Geschichte so eigensinnig und unlenksam darstellt, tritt hier als der willenloseste aller Sterblichen auf. Die Sache mag wahr sein, aber wo bleibt denn das Urtheil der Geschichte? „Mon éducation était achevée", sagt er, „je devins souverain, mais il ne m'était pas permis de gouverner". Dann nennt er sich „incapable de manquer envers les personnes au-dessus de lui" und preist sich glücklich, seine Kindespflichten streng erfüllt zu haben. „Mon tuteur faisait mes affaires et celles de mon empire", und dabei bleibt es bis ans Ende. „J'étais amoureux. Mon coeur était confisqué dans le grand magazin des marchandes d'amour", sagt er an einer andern Stelle mit einer wunderbaren französischen Wendung, und der „Tuteur" erwidert ihm ebenso unfranzösisch: „Votre Majesté, vous êtes comme ces étalons qui doivent propager leurs races!" Diese Stelle macht uns stutzen. Sollte der Ex-prince einer so sprachwidrigen Wendung fähig sein? Von dem Bruch in Petersburg sagt er: „Ce fut la religion ... dont se servirent les ministres de la grande et puissante princesse, pour rompre des négociations entamées sous les plus favora-

bles auspices". Er reist ab, wird majorenn erklärt und regiert unter der Regierung seines grand-chancelier, dem er das beste Zeugniß gibt. Dennoch ruft er aus: „L'art de gouverner les hommes c'est, de ne pas se laisser gouverner par eux", und versichert, er sei „sans malice", indem er dies behaupte. Die Ursachen seiner Verbannung überläßt er der Geschichte zu erörtern und begnügt sich damit, zu sagen, daß man „satisfait de lui" war, daß, „n'ayant jamais trahi ses dévoirs, sa conscience ne lui reproche rien", und daß die öffentliche Stimme ihm nie dies „calme intérieur, qui est au-dessus du malheur" rauben könne. Und so schließen diese „Souvenirs" mit der Maxime, daß l'amour de Dieu et la crainte de lui déplaire der Anker sei, an dem er halte; „car l'homme en soi-même est trop faible pour valoir quelque chose par lui-même".

Nach diesen Aeußerungen, aus denen wir nichts Neues als das Obenbezeichnete erfahren, folgt in dem zweiten Theil der Broschüre, dem „Roman véridique, ou une leçon pour autrui", eine Geschichte, die wahrhaft erschrecklich ist, wenn sie wahr ist. Es sind die Betrügereien eines achner Freudenmädchens, gegen den Erzähler ausgeübt, die dieser für einen Roman gibt. Ist es wirklich der „Prince exilé", dem diese Geschichte im J. 1823 begegnet ist, und hielt er diese in der That für würdig, der Mitwelt mitgetheilt zu werden, so müssen wir einerseits seinen Kopf bedauern, und wenden uns andererseits mit wehmüthiger Trauer von dem Gemälde einer Crapule ab, in die ein geborener Fürst, ein Enkel des Wasa, versinken konnte. Das Ganze ist beinahe unaussprechlich niedrig und widerwärtig. Die Schwachheit des Erzählers wird von einer fille de joye und ihrer verschmitzten Familie benutzt, um dem verliebten Berichterstatter einige Louisdor abzulocken, und die Geschichte endet damit, daß seine Schöne und ihre Mutter ins Stockhaus wandern, nachdem er ihr den Rath gegeben, die Gnade des Königs für sich anzurufen, sie entführt hat und von ihr verlassen wird. Wir enthalten uns mehr zu sagen, und wollten uns, als treue Anhänger aller Legitimität, von Herzen freuen, wenn uns Jemand bewiese, daß diese schmachvolle Erzählung **unmöglich** aus der Feder eines „Prince exilé" geflossen sein könne. 25.

Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot States of India. By Lieut.-Colonel *Tod.* Erster Band. London, 1829.

Mit voller Ueberzeugung erklären wir das vorliegende Werk für das **wichtigste**, das in neuerer Zeit in irgend einer Sprache über irgend einen Theil Indiens geschrieben worden ist. Freilich begünstigen auch selten einen Geschichtschreiber so viele glückliche Umstände wie den Verf. dieser „Annalen". Bekleidet mit einem officiellen Charakter, vertraut mit der Sprache der Rasputen, aus Neigung sich mit der Literatur derselben beschäftigend, beliebt bei diesem Volke, weil er dem Hauptstaate Mewar zur Zeit der mahrattischen Unterdrückung wesentliche Dienste geleistet hatte, wurden ihm alle Untersuchungen leicht, die unter weniger günstigen Umständen wahrscheinlich unübersteigliche Hindernisse gefunden haben würden.

Rasputana oder das Land der Rasputen ist ein Theil von Indien, der dem Geographen und Geschichtsforscher bisher fast gänzlich fremd geblieben war. Der große Mahrattenkrieg im Jahre 1818, der den britischen Waffen Mittelindien öffnete, brachte die Engländer endlich mit diesem merkwürdigen Volke in Berührung, und John Malcolm gab Europa die erste Kunde von den Rasputenstaaten, schöpfte aber die meisten Nachrichten aus den gesammelten Schätzen Tod's und war auch nicht umfassend genug. Dieser hat von seiner Ankunft als „politischer Agent" (chargé d'affaires) an mit Eifer Alles gesammelt, was Licht auf die Geschichte und Einrichtungen der Rasputen werfen konnte, und theilt nun in dem vorliegenden Werke die Resultate der gelehrten Welt mit.

Es besteht aus mehren Abtheilungen. Die erste umfaßt die Geographie des Landes und ist von einer großen, vom Verf. selbst entworfenen Karte begleitet; dann folgt die Geschichte der Rasputenstämme, eine Abhandlung über das Feudalsystem derselben; die Geschichte von Mewar, mit einer genauen und umständlichen Schilderung des dortigen religiösen Ritus, der Feste und Gebräuche, und die Beschreibung der Reise des Verfs. dahin beschließt es. Die Anhänge bestehen in Urkunden, Facsimiles und mehren vortrefflichen Kupferstichen.

Die Abhandlungen über die Rasputenstämme und das dortige Feudalsystem sind äußerst lehrreich und merkwürdig, doch fodern sie zum vollkommenen Verstehen eine genaue Bekanntschaft mit der Hinduliteratur. In der letztern sucht der Verf. die östliche Abstammung der skandinavischen Völker, die Europa in früher Zeit überschwemmten, zu beweisen, und stützt sich dabei vorzüglich auf die Verwandtschaft ihrer religiösen und militairischen Gebräuche und Einrichtungen mit denen der östlichen Völker. Man muß gestehen, daß diese Behauptung noch nie von schlagendern Beweisen und größerm Scharfsinne unterstützt worden ist.

Die Geschichte Mewars, des Hauptstaates der Rasputen, beginnt wie die aller alten Nationen im Reiche der Sage und Fabel. Die Rasputen betrachten sich selbst als „Söhne von Königen" (Rajaputras); ihre Fürsten lassen sie sogar von der Sonne oder dem Monde, und wenn dies nicht geht, doch wenigstens von einem Dyte (Dämon) abstammen. Nach Tod sind jedoch diese Spielereien neuern Ursprungs, und er setzt die Auswanderung Kenecksens, des Gründers von Mewar, aus der nordöstlichsten Provinz Indiens nach der Halbinsel Saurashtra in das Jahr 145 nach Chr. Geb. Mit Hülfe von Handschriften, alten Inschriften u. s. w. führt er die Geschichte mit großer Gewandtheit durch die finstern Jahrhunderte bis zur Geburt des Helden Bappa Rawul (728 n. Chr.) herab, nach welchem 59 Fürsten, die sämmtlich in gerader Linie von ihm abstammten, auf dem Gadi oder Throne Mewars gesessen haben. Es ist uns unmöglich, auch nur kurz alle Ereignisse dieser 1100 Jahre in diesen Blättern anzugeben. Kriege und Intriguen bilden den Hauptinhalt, worein jedoch Tod biographische Skizzen u. dgl., welche den Charakter der Hindu überhaupt und den der Rasputen insbesondere erläutern, verwebt hat.

Die Regierung Lakumsi's, der 1375 den Thron bestieg, war eine merkwürdige Periode, denn Chitor (die Hauptstadt), die Niederlage alles Dessen, was die Künste Indiens Kostbares erzeugten, ward von Alla-o-din erstürmt, geplündert und mit schonungsloser Grausamkeit behandelt. Die Ursache des Krieges war höchst romantisch. „Alla liebte die ungemein schöne Prinzessin Padmani, die Gemahlin Bhremsi's, des Oheims Lakumsi's, leidenschaftlich. Bhremsi, der Verweser des Kö-

nigreichs während der Minderjährigkeit des Rana*) ward gefangen und sollte nur durch Auslieferung der Pudmani wieder in Freiheit gesetzt werden. Die tapfern Rasputen setzen List der List entgegen. Sie willigen scheinbar ein, und die Fürstin begibt sich mit ihrem Gefolge in 700 Sänften, in deren jeder ein tapferer Raspute sich befindet, in Alla's Lager. Plötzlich stürzen die Krieger hervor, aber Alla war zu gut bewacht. Sie befreien Bhremsi, der glücklich die Stadt erreicht, aber die kleine Schar der Tapfern fällt bei der Deckung seiner Flucht bis auf einen Mann. So nahm der Feind dennoch die Hauptstadt in Besitz, wenn auch nur erst, als der größere Theil der Vertheidiger vor den Mauern geblieben war und die Frauen sich in einer gräßlichen Feier, Johus genannt, vor Gefangenschaft und Schändung durch freiwilligen Flammentod gerettet hatten. Der Scheiterhaufen ward in dem großen unterirdischen Verstecke angezündet, und die Krieger erblickten die Königinnen, ihre eignen Weiber und Töchter unter der Zahl von mehren Tausenden, die sich opferten. Die schöne Pudmani beschloß den Zug. Sie wurden in die Höhle geleitet, dann in derselben eingeschlossen und dem vernichtenden Elemente überlassen".

In einem Zeitraume von 50 Jahren hatte sich Mewar nicht allein wieder erholt, sondern war von Hamir auf eine höhere Stufe des Glanzes erhoben worden. Er rächte das Böse, das seine Ahnen erfahren hatten, an den mohammedanischen Fürsten Indiens und nahm sogar Einige gefangen; ehe er starb, war er fast der einzige Hindufürst von Ansehen und Macht. Zwei Jahrhunderte hintereinander blühte nun Mewar fort, später bestiegen aber schwache Fürsten den Thron, und die Hauptstadt ward zum zweiten und dritten Male zerstört, wobei Tausende der Seesodias (wie der Mewarstamm heißt), Männer und Frauen, auf dem Schlachtfelde und in dem furchtbaren Johus ums Leben kamen.

Pertáp, der Gott der Seesodia-Rasputen, Mewars Held, folgte seinem Vater Udy Sing zu Ende des 16. Jahrhunderts in der schlimmsten Lage des Reichs, denn er mußte mit dem großen Akbar einen Kampf bestehen. Die Geschichte dieses Fürsten ist so abenteuerlich und romantisch, daß wir uns ungern der Mittheilung derselben enthalten. Wir eilen, um diese Anzeige nicht zu weit auszudehnen, zur neuern Zeit herab und geben ein Gemälde von Mewar zur Zeit der Mahrattenherrschaft:

„Als im Frühjahre 1806 die (englische) Gesandtschaft das einst blühende Mewar erreichte, begegneten ihrem Auge nichts als Verwüstung, verlassene Städte, dachlose Häuser und unbebaute Felder. Dem Mahratten folgt die Zerstörung; 24 Stunden reichen ihm hin, die blühendste Gegend in eine Wüste zu verwandeln. Der Vernichtungszug ward noch nach mehren Tagen durch brennende Dörfer und zertretene Ernten bezeichnet. In Mewar selbst war fast alle Spur von Civilisation verschwunden; die Felder lagen öde, die Städte in Trümmern, die Bewohner waren vertrieben, und die königliche Familie entbehrte die geringste Bequemlichkeit".

Dies ist eine Seite, die andere weicht sehr ab. Trotz den zahllosen Hindernissen aller Art, hatte sich 1822 die Bevölkerung fast verdreifacht, die Anzahl der Pflüge mehr als verdreifacht. Nicht weniger als 1000 Städte und Dörfer gehörten dem Rana, der deshalb 1821 ein Einkommen von 1,000,000 Rupien bezog, während er noch 1818 nur 40,000 hatte. Das Einkommen von Handelsgegenständen hatte sich von 1818—22 um 217,000 vermehrt. Am deutlichsten jedoch möchte das Wachsthum des Wohlstandes und der Bevölkerung aus folgender Tabelle der Häuser der vorzüglichsten Städte in den Jahren 1818 und 1822 hervorgehen:

*) Früher hießen die Fürsten Mewars Rawnes, gegenwärtig nennt man sie Ranas.

	1818.	1822.
Udipur (die jetzige Hauptstadt)	3500	10,000
Bhilwara	nicht Eins	2700.
Purh	200	1200
Mandel	80	400
Gesonda	60	350
	3840.	14,650.

Die Beschreibung der Reise des Verfs. ist ein lebenvolles Gemälde des Charakters und der Sitten der Rasputen und voller Anekdoten aus früherer Zeit, wie sie die Sage oder die Barden aufbewahrt haben. Wir schließen diesen Aufsatz mit einer Stelle aus dem gefeierten Barden Chund, dem Homer der Rasputen, dessen Styl eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Ossian's hat. Die Mairs oder Meeras sind tapfere, wilde Bergbewohner, die den Krieg über Alles liebten und aus ihren Bergen häufige Ausfälle thaten. In der Schlacht zwischen den Chohans von Aschmir und den Purihars von Mundor standen 4000 Bogenschützen dieser Bergbewohner im Dienste Nahur Raos und vertheidigten den Bergpaß des Aravulli gegen Pirthiraj. Chund singt nun also: „Da wo die Berge sich an Berge reihen, standen die Mairs und Menas in Haufen; der Feldherr von Mundor befahl, den Paß zu vertheidigen. Viertausend hörten seine Stimme und gehorchten ihr, jeder ein Engel des Todes, Männer, deren Pfeile nie vergebens fliegen, treu ihrem Worte, Erhalter des Landes und der Ehre Mundor's, dessen Städte bis auf diesen Tag nicht überwunden worden sind, die die Beute der Ebene in ihre Wohnungen bringen. Viertausend dieser Tapfern lagen in den dunkeln Schluchten des Gebirges, ihre halbmondförmigen Bogen neben ihnen. Gleich giftigen Schlangen warteten sie auf den Feind. Da ward dem Chohan die Kunde, der tapfere Mene stehe mit dem Bogen in der Hand in des Gebirges Schlucht. Wer wollte kühn genug sein, den Durchgang zu erzwingen? Sein Zorn glich dem hungrigen Löwen, wenn er seine Beute erschaut; er rief den tapfern Kana und trug ihm auf, jene Elenden zu beobachten. Dieser verbeugte sich und ging, fest und stark wie der Felsen, auf dem er wandelte. Die Bergbewohner standen fest wie der Soomair. Ihre Pfeile, Tod verbreitend, fliegen wie Indras Blitze, sie verdunkeln die Sonne. Krieger stürzten von ihren Rennern wie Bäume im Sturmwinde, Kana steigt von seinem Rosse, Hand gegen Hand tritt er dem Feinde entgegen, die gefiederten Pfeile gleichen den Vögeln. Die Lanze dringt durch die Brust und erscheint auf dem Rücken wie ein Fisch, der durch die Maschen des Netzes dringt, die bösen Geister tanzen in dem vergossenen Blute, der Held des Gebirges trifft auf Kana, und sein Hieb bringt ihn zum Wanken, aber schnell wie der Blitz wird er erwidert, und der Gebirgsbewohner fiel, sein Fall glich dem Beben des Soomair. In diesem Augenblicke erschien Nahur, und sein Geschrei war gleich dem des hungerigen Tigers; er foderte laut auf zur Rache ihrers Führers, seines Bruders und goß neue Kraft in ihre Seelen. Als der Chohan den Häuptling des Gebirges fallen sah, ließ er den Siegesgesang anstimmen; die Bergbewohner lauschten, aber neuer Muth schwellte ihr Herz. Noch wüthet die Schlacht, die Elefanten brüllen, die Rosse wiehern, Schrecken herrscht überall. Da kamen Girnar und Sind Mundor zu Hülfe, und sie trugen Banner von jeglicher Farbe, bunt wie die Blumen des Frühlings. Jeder rief seinen Schutzgeist an, Pirthiraj stralte wie Indra, Purihar glänzte wie der Morgenstern, alle standen unbeweglich wie Götter in menschlicher Gestalt. Das Schwert des Chohan sauste auf Purihar nieder, aber als er fiel, richtete sich Nahur auf, und sie stürzten wiederum aufeinander, während die Krieger eine lebendige Feste um ihre Führer bildeten. Dann rückten Pramar's Fahnen vor wie eine dunkle Wolke und Mohuna, der Bruder Mundor's, empfing ihn mit seines Schwertes Blitzen, der Helm Pramar's ward gespalten" u. s. w.

Zur Probe mag dies genügen, und es bleibt uns nur

noch die Versicherung über, daß die Kupferstiche, von Finden's Meisterhand, nichts zu wünschen übrig lassen. 8.

Aus Italien.

Außer den Engländern, ist kaum ein Volk dankbarer gegen die Schriftsteller seiner frühern Jahrhunderte als die Italiener. Jedes Jahr bringt früher gedruckte Dinge, die aus dem Buchhandel verschwunden waren, in neuer Gestalt wieder, und so rückwärtsblickend ist Italiens Literatur, daß die Gegenwart dadurch zuweilen beeinträchtigt scheint. Sammlern mag es von Interesse sein, daß im vorigen Jahre zu Venedig bei Alvisopoli durch „La vita con alcuni scritti di Fra Girolamo Savonarola, scritta da Pacifico Burlamacchi" des schwärmerischen Mannes Andenken, aber unverfälschter als in der Ausgabe von 1566, erneuert ward; daß Cosimo Bartoli's „Leben Friedrich des Rothbartes" („Vita di Federigo Barbarossa, imperatore romano, per M. Cosimo Bartoli, con note di G. H. D. C.", Mailand, 1829, 12.) einen neuen Drucker fand, der sogar Kupfer dazu steuerte, obgleich dieses Werk einer viel zu späten Zeit angehört, um Anspruch auf urkundlichen Werth zu haben. Cosimo Bartoli gehörte zu den Begründern der Akademie der Umidi, die bald als Accademia Fiorentina (seit 1540) zu so großem Ruhme gelangte.

Durch die Niederlassung der mechitaristischen armenischen Mönche auf der St.-Lazarusinsel bei Venedig ist die armenische Literatur dem übrigen Europa wesentlich näher gerückt worden. Ihre fortwährend beschäftigten Pressen führen ihrem Vaterlande die Kenntnisse zu, in denen Europa jenen einst auch literarisch blühenden Ländern vorausgeeilt ist, und zum Danke geben sie dafür alles Das zurück, was bei ihnen sich von den Schätzen griechischer Wissenschaft erhalten hat. 1825 machten die gelehrten Armenier eine Uebersicht der Werke bekannt, die längst schon durch Uebersetzung ein Besitz ihrer Literatur sind, und gleichzeitig kündigten sie eine Literärgeschichte ihres Vaterlandes an, die nunmehr erschienen ist. Unter dem Titel: „Quadro della storia letteraria di Armenia, estesa da Mons. Placido Sukias Somal, Arcivescovo di Siunia ed Abate generale della Congregazione dei Monaci Armeni Mechitaristi di S.-Lazzaro", ist sie im vorigen Jahre in einem Oktavbande zu Venedig aus ihren Pressen hervorgegangen, und eine Menge Aufschlüsse finden die Freunde der asiatischen Literatur darin zusammengestellt. Die Anfänge der armenischen Literatur werden hier um 149 vor der christlichen Zeitrechnung angesetzt; aber trotz dieser langen Reihe von Jahren ihres Bestandes, ist sie doch weniger ergiebig an Werken, weil die barbarischen Verfolgungen bald der Vermehrung der Werke, bald der Benutzung derselben sich widersetzten. Der Begründer der vielen Lehranstalten, welche Europa mit Armenien in so lebhafte literarische Beziehung gebracht haben, der Abt Mechitar de Petro, lebte erst im vorigen Jahrhundert. Er war aus Sebasto gebürtig und vermehrte seine literarischen Verdienste durch ein armenisches Wörterbuch und eine im ganzen Orient hochgehaltene Bibelübersetzung; aber mehr noch hat er für das Heil seines Volkes durch die Anstalten gewirkt, die seinen Namen in Europa erhalten; denn ein Verkehr des geistigen Gebens und Nehmens ist dadurch begründet, der europäischem Wissen, und was mehr werth ist, europäischer Humanität eine unblutige, aber dauernde Herrschaft dort bereitet, wo bis jetzt nur selten ein europäischer Handelsmann hinkam.

In Monza erscheint eine Ausgabe der Werke des seligen Alfonso Maria de Liguori, die blattweise, das Blatt auf gutem geglätteten Papiere zu 12 Centimen, verkauft wird. („Opere del beato Alf. Maria de Liguori", 12.) Das Ganze der bis jetzt erschienenen 41 Bändchen kostet 87 Lire 36 Cent., die „Theologia moralis" nur 45 Lire. Gleichzeitig hat ein Prof. Chirola auch die Italiener mit den Betrachtungen des Prinzen von Hohenlohe versorgt („Meditazioni ed istruzioni divotissime del Principe Aless. di Hohenlohe volte in italiano", Mailand, Bonfanti, 16.), und schon sind sie bei der 2. Auflage. 35.

Archontographie, oder chronologische Reihenfolge aller Päpste, Kaiser, Könige und Kurfürsten der ältern sowol als neuern Geschichte Europas. Nebst kurzer Beschreibung sämmtlicher während diesem Zeitraume gelieferten merkwürdigen Schlachten und Treffen. Von Sigmund von Aman. Linz, Akademische Buchhandlung. 1829. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein solches Buch, wenn es mit der erfoderlichen Genauigkeit abgefaßt worden, hinreichend vollständig ist und eine bequeme Einrichtung erhalten hat, ist ein wahrer Hausbedarf für den Gelehrten wie für den Ungelehrten und erspart in Fällen, wo darauf ankommt, die Regierungsdauer eines Monarchen oder die Zeit einer Schlacht zu wissen, das Nachschlagen in größern Werken. Von diesen 3 Bedingungen besitzt das vorliegende Werk nur die eine, die bequeme Einrichtung, völlig, die allerdings sowol in Hinsicht der Eintheilung als auch des Registers nichts zu wünschen übrig läßt. Von den beiden andern Erfodernissen können wir nicht das Gleiche rühmen; denn es finden sich nicht nur eine große Menge unrichtiger Angaben, sondern es sind auch bei den Schlachten mehre, die das Schicksal ganzer Länder entschieden, übergangen worden. Wir wollen zur Begründung unsers Tadels einige Beweise geben, wie sie uns beim Durchblättern gerade in die Augen fielen. S. 100 ist *die Regierungszeit* des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen von 1733—63 angesetzt, genau die Regierungszeit seines Vaters August III.; S. 101 heißt Otto IV. (VI.) von Brandenburg Kaiser Karls IV. Schwager statt Eidam; S. 112 ist das Jahr der Schlacht bei Tours 726 statt 732 angegeben; die Schlachten Karl des Großen fehlen sämmtlich, ebenso die Heinrichs I. gegen die Ungarn bei Sondershausen und Merseburg im J. 933; S. 129 ist das Jahr der Schlacht bei Tannenberg 1412 statt 1410 genannt. An Druckfehlern ist auch kein Mangel. 31.

Schrift eines Neugriechen über die Aussprache des Altgriechischen.

Der aus Iken's „Leukothea" bekannte gelehrte Neugrieche Konstantinos Oikonomos — derselbe, von dem bei Bestattung des 1821 in Konstantinopel ermordeten Patriarchen Gregorios die Leichenrede gehalten worden — welcher gegenwärtig in Petersburg lebt, beabsichtigt, ein neugriechisch geschriebenes Werk: „*Περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης*", in 3 Abtheilungen: über die rechte Aussprache der griechischen Buchstaben, über die Diphthongen und über die Richtigkeit der altgriechischen Prosodie, zur Widerlegung der von Erasmus und seinen Anhängern geltendgemachten Behauptungen, herauszugeben. Er hält dasselbe nicht nur für das Studium des Altgriechischen, sondern auch für das der neugriechischen Sprache für nützlich, und besonders die deutsche Jugend und die Hellenisten Deutschlands sind es, worauf K. Oikonomos bei Herausgabe jenes Werkes Rücksicht genommen hat. 29.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 130. —— 10. Mai 1830.

Handbuch des Systems der Staatswissenschaften, von J. F. G. Eiselen. Breslau, Max. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die politischen Schriftsteller Frankreichs und Englands gehen gewöhnlich bei ihren Darstellungen von evidenten Voraussetzungen und von möglichst klaren Begriffen aus, geschöpft zum Theil aus den Anerkenntnissen des gesunden allgemeinen Menschenverstandes, zum Theil aus bewährten Erfahrungen oder aus unbestreitbaren wenn auch tiefer liegenden Vernunftwahrheiten. Dabei haben ihre Lehren eine rein praktische Tendenz, sind vom Schulstaub subjectiver Theorien, sowie von Doppelsinn, von eitlem Wortschwall, von gelehrter Affectation frei und der Anwendung aufs wirkliche Leben ohne künstliche Deutung empfänglich. Nicht also die Schriftsteller Deutschlands. Dieselben — freilich nicht ohne Ausnahme, doch nach der vorherrschenden Zahl — haben einen ganz andern Charakter. Um zur Lösung der dem ewigen und allgemeinen Recht angehörigen Fragen, sowie der eine allseitige Verständigung fodernden politischen Probleme zu gelangen, durchwandern sie entweder die dunkeln Irrsale einer abstrusen oder die Traumgebiete einer das Ueberschwengliche verfolgenden Metaphysik, oder sie ergötzen sich an den Spielen einer rein subjectiven, in jedem Kopfe wieder andere Gebilde zeugenden Phantasie, oder sie verhüllen endlich den einfachen Sinn nächstliegender Wahrheiten in seltsam klingende, weithergeholte Phrasen und pretiöse Verkünstelung. In Frankreich und England nämlich schreiben meist nur Staatsmänner, d. h. ins öffentliche Leben durch selbsteigne thätige Theilnahme Eingeweihte, über den Staat. In Deutschland thun es meist die Professoren der Hochschulen, oder auch Candidaten um eine Professur. Der deutsche Professor achtet in der Regel für eine Ehrenpflicht, ein eigned Lehrbuch über das ihm übertragene Fach zu schreiben, wobei man denn natürlich nach Originalität strebt und diese entweder in Aufstellung wirklich eigner, mehr oder minder scharfsinnig, poetisch oder phantastisch erdachter Theorien erscheinen läßt, oder wenigstens in mancherlei Umstaltung, Combinirung und Mischung der bereits von Andern erfonnenen, etwa durch die Autorität großer Namen oder der Mode zum Ansehen gekommenen Principien, mitunter auch nur in gesuchter Neuheit der Anordnung und des Ausdrucks.

Daß der Wissenschaft und der Welt diese Richtung nicht zum Frommen gereichen könne, ist klar. Durch die Menge bunt verschiedener Ansichten wird der Lernende entweder, wenn er Alle zu kennen wünscht, in Verwirrung gesetzt, oder er macht sich, wenn er auf einen Führer sich beschränkt, eben blos die subjective Vorstellungsweise dieses Einen eigen, wird daher nothwendig in Einseitigkeit befangen, ja gar leicht — je nachdem eben der Charakter des Buches war — zur Verkehrtheit oder Träumerei gebracht. So lange diese Richtung fortdauert, d. h. in der Sphäre, worin sie vorherrscht und wirkt, gibt es im Grund noch gar keine Wissenschaft vom Staat, sondern eine bloße Galerie von subjectiven Vorstellungsweisen, von wechselnden Tagestheorien und nimmer zu entwirrenden Meinungsstreit. Auch eine öffentliche Meinung, wenn sie nicht anderswoher als aus der Schulweisheit ihren Ursprung und ihre Nahrung nähme, konnte dergestalt nimmer entstehen oder einen festen Charakter erhalten; es würde die Nation entweder, unwillig über die Danaidenmühe ihrer politischen Weisen, ihren Sinn völlig von politischen Dingen abwenden, oder sie würde die Vielgetheiltheit und Unstätigkeit der Schulen in ihr eignes Leben aufnehmen und nimmer zu einer vorherrschenden oder Gesammtansicht und Ueberzeugung von Demjenigen gelangen, was ihr Noth thut und gebührt.

Freilich wenn die Lehre vom Recht und vom Staat in der That abhängig wäre von den Forschungen der Metaphysik oder von der Natur des Absoluten — dann müßten wir die Hoffnung aufgeben, jemals zum wahren Wissen oder zu einer beharrlichen Erkenntniß darin zu gelangen. In den Gebieten des Ueberschwenglichen findet diese nicht statt. Ahnungen, Poesien, Träume, höchstens noch die Erkenntniß von der Unmöglichkeit des Wissens werden für und für das einzige Ergebniß unserer Forschung bleiben; und mögen wir, angetrieben von einem unwiderstehlichen Hang, zu solchen Forschungen unaufhörlich zurückkehren: wechselseitig zwar werden wir Einer des Andern Traumgebild zerstören, ein haltbares Gebäude aufführen aber nie.

Allein nicht also in Sachen des Rechts und des Staates. Die Principien dieser Wissenschaft müssen, weil sie fürs Handeln und Dulden Aller bestimmend sein soll, auch Allen zugänglich und verständlich sein. Der allgemeine gesunde Menschenverstand muß sie dictiren oder anerkennen, nicht die Metaphysik oder die Träumerei. Was nicht geeignet ist zum Verständniß und zur Anerkennung aller gemein Verständigen und Guten, ist kein Rechtsprincip. Und ist einmal das wahre Rechtsprincip gefunden, so muß es gültig sein für immer. Die auf solches Princip gebaute Theorie fortwährend verbessern, in Klarheit, Lauterkeit und Gründlichkeit weiter führen, vervollständigen, sodann in erweiterten Umlauf setzen und auf etwa neu eintretende Verhältnisse anwenden, nicht aber das Princip selbst jeden Tag gegen ein neues vertauschen, kann dann noch die Aufgabe der Lehrer sein, — vorbehaltlich allerdings der von großen Geistern von Zeit zu Zeit anzustellenden Revision der Grundsätze, welche jedoch unter jener Voraussetzung in der Vernunftrechtslehre und in der allgemeinsten Politik wol so wenig als in der Logik und Arithmetik jemals zu wesentlichen Neuerungen führen wird.

Zu diesen Betrachtungen gibt, neben vielen andern, auch das vorliegende Handbuch Stoff. Die in der Vorrede ausgesprochene Absicht: „die sämmtlichen Staatswissenschaften so aufzufassen, daß sie als die unterschiedenen Erscheinungen der Idee der Gerechtigkeit, wie sie den Staat erfüllt, betrachtet werden könnten", gab zwar dem Ref. ein günstiges Vorurtheil für das Buch. Auch der allgemeine Plan desselben oder die Anordnung der Materien schien ihm beifallswürdig. Es wird nämlich das große Ganze zuvörderst in 2 Haupttheile, die bürgerliche Gesellschaft und den Staat, getheilt, welches wir, zwar nicht nach den vom Verf. darüber aufgestellten Begriffen, wol aber in dem Sinne billigen würden, daß die bürgerliche Gesellschaft das Leben im Staat und der Staat das Staatsleben bezeichnete. Im ersten Haupttheil wird sodann in ebenso vielen Abschnitten gesprochen von der Nationalwirthschaft, von der Wissenschaft und Kunst, von der Religion und Kirche, von den Ständen und Corporationen, von der bürgerlichen und natürlichen Freiheit, von dem Unrecht und dem Verbrechen, von der Heimath und dem Vaterlande, von der Menge und den guten Bürgern. Im zweiten Haupttheil zuvörderst vom Staatsrecht, nach der Unterabtheilung in inneres Staatsrecht (I. Staatsverfassungslehre, A) gesetzgebende Gewalt, B) vollziehende oder Regierungsgewalt, C) subjectiv entscheidende Gewalt; II. Recht der Gesetzgebung) und äußeres Staatsrecht (I. Recht auf Selbständigkeit; II. Recht des Friedens; III. Recht des Kriegs) und sodann von der Politik oder Staatskunst nach der Unterabtheilung in Politik der Gesetzgebung, Politik der Rechtspflege, Polizei, Diplomatie, Staatsvertheidigungslehre, Staatswirthschaftspolitik und endlich Verwaltungs- Organisationspolitik; die meisten noch weiter in zweckmäßig bestimmte Rubriken zerfallend.

Aber bei der Lesung des Buches selbst, ja schon beim ersten §. nimmt man sofort wahr, daß hier von Befriedigung eines rechtlichen Interesses, d. h. vom Bau der Staatswissenschaft auf echte Rechtsgrundsätze die Rede nicht sein werde, sondern nur von poetischer Auffassung und Gestaltung des Staatslebens nach naturphilosophischen, allernächst nach Hegel'schen und Steffens'schen Ansichten, verbunden mit selbsteigner, rein subjectiver, demnach einer allgemeinen Anerkennung durchaus unempfänglicher Anschauungs- oder Vorstellungsweise. Solche Vorstellungsweise wird sodann ohne alle Beweisführung oder Deduction, als auch objectiv gültig vorausgesetzt oder dictatorisch vorgeschrieben, und alle Folgerungen, die davon abfließen — zum Theil ziemlich willkürlich davon abgeleitet werden — als Wahrheiten des ewigen Rechts und der allein echten Politik verkündet. Ein völliges Verschwinden alles wahren Rechts, nach dessen dem juristischen Bedürfniß entsprechendem Begriff, und aller festbegründeten, nach deutlich erkannten Zwecken strebenden Politik ist die Folge solcher naturphilosophisch- poetischen Behandlung. Alle der Freiheit und dem Volkswohl huldigende Lehrsätze, welche hiernach etwa vorgebracht werden, schweben sodann entweder in bloßer Luft, oder sind nur Ausdruck der zufälligen guten Gesinnung eines Schriftstellers. Aber in der Aufstellung und Anwendung herrscht ewig nur die Subjectivität und Willkür, und es gibt keine Ungebühr, keine phantastische und keine tyrannische Einrichtung, welche nicht ebenso gut als eine rechtgemäße und liberale darin ihre Stelle fände.

Ein Eingehen in alles Einzelne des Buches nach solcher allgemeinen Charakterisirung würde zwecklos sein. Ref. müßte fast gegen jeden einzelnen der 650 §§. sich erklären, d. h. ein ganzes Buch dagegen schreiben, und würde dabei in endlose Wiederholungen derselben allgemeinen Verwerfungsgründe gerathen. Er hebt demnach nur beispielsweise zum Belege seines Urtheils einige wenige Punkte aus.

Gleich der §. 1 bezeichnet den Geist des Ganzen.

Die Vernunft, als zu entwickelnder Keim in den einzelnen Menschen vorhanden, stellt sich in ihnen, durch die Individualität und die Nothwendigkeit der Verwirklichung in der Zeit und im Raum bestimmt, als ebenso viele verschiedene Atome desselben dar, muß aber wieder, die Getrenntheit seiner mannichfaltigen Erscheinungen aufhebend, zum Ganzen zu werden suchen, weil sie nur als solches sich zu erkennen und wahrhaft zu sein vermag.

Abgesehen von der Unklarheit, jedenfalls Unerweislichkeit des hier ausgesprochenen Grundprincips, fragen wir einstweilen nur: was ist der Sinn des Wortes „muß", welches wir hier lesen, d. h. was für eine Art der Nothwendigkeit wird dadurch bezeichnet? — Ist es eine unbedingte oder bedingte, eine metaphysische, logische, psychologische, physische, moralische oder rechtliche Nothwendigkeit? — Von der Beantwortung dieser Frage hängt Alles ab. Ist es eine Nothwendigkeit, gegen welche der Wille des Handelnden überhaupt nicht anstreben kann, oder doch mit Wirksamkeit anzustreben

kein Wollender oder Handelnder vermag? oder findet bei Einzelnen oder Vielen solches Gegenstreben allerdings und mit Wirksamkeit statt? Nur im ersten Fall ist es ein wahres „muß", im zweiten würde es besser mit „soll" bezeichnet. In diesem zweiten Sinne genommen, fragt sichs aber weiter: Von wannen kömmt Einem oder Mehren die Befugniß zu, jenes Widerstreben des Andern zu hindern oder aufzuheben? Die Befugniß zu Zwangseinrichtungen aller Art? — Wer hat das Recht, jenem „muß" eine praktische Geltung zu verleihen, Demjenigen, welcher vielleicht aufrichtig es leugnete, oder anders verstände, mit Gewalt es aufzudringen, und auch mit Gültigkeit auszusprechen, was der Inhalt jenes „muß" oder seine Bedeutung in allen vorkommenden Fällen sei? — Wol strebt die Vernunft jedes Einzelnen vermöge ihres innern Wesens nach Harmonie alles Vorstellens, Empfindens und Thuns; aber sie ist darum nicht ein Theil oder „Atom" einer allgemeinen Vernunft, sondern, auch in Allen zusammengenommen, mehr nicht als ein annäherndes Uebereinstimmen, oder eine stets unvollkommene Gemeinschaft der Richtung. Ja, es ist jene allgemeine Vernunft, wenn wir sie nicht etwa als identisch mit Gott betrachten, gar nichts Wirkliches, das da „sich selbst zu erkennen" oder wahrhaft zu „sein" vermöchte, sondern eine bloße Idee oder Abstraction.

„Die Gesellschaft" — also sagt der Verf. weiter (§. 9) — „ist die Aufhebung der isolirten Erscheinung des Vernunftlebens oder seine Ergänzung durch die Verbindung einer Mannichfaltigkeit vernünftiger Individuen". Aber er erklärt den Begriff oder die Natur und Wesenheit solcher Verbindung nicht, und thut hiermit Verzicht auf jede rechtliche Grundlage seines Systems, für welches demnach nur Phantasie und Mystik übrig bleiben. Der §. 15 mag als näherer Beleg dafür dienen.

Die Gesellschaft wird zwar nicht selbst zum Staate, aber sie steht ihm auch nicht rein als ein von ihm Verschiedenes gegenüber, sondern beide sind in einem Höhern Eins, welches sich aber nur als ein Gedanke darzustellen vermag. Dieses Höhere ist nämlich das aus der Vermittelung des Staatsinteresse und des gesellschaftlichen Interesse hervorgehende Gesammtinteresse, durch welches fortwährend der Staat in die bürgerliche Gesellschaft und wiederum diese in jenen wesentlich eintritt, während beide ein der Form nach Geschiedenes bleiben.

Fast alle §§. sind übrigens von ähnlicher Haltung und Farbe. Wir heben aufs Ungefähr den §. 91 aus:

In der Vernunft des Menschen liegt unmittelbar nur die Idee des Ewigen, nicht aber die Vorstellung von der weitern Beziehung des Erscheinenden zum Ewigen. Diese daher ist das weiter zu Entwickelnde, verlangt aber von den Menschen auf eben die unmittelbare Weise wie die Vorstellung von dem Ewigen aufgefaßt zu werden. Da nun dies allein durch die Erleuchtung der Seele vermittelst des Eintrittes der göttlichen Weisheit in sie, oder durch göttliche Offenbarung geschehen kann, und diese nur den Hochbegabten, den Lieblingen Gottes zu Theil wird, so stellt sich der Glaube in seiner weitern Ausbildung immer als ein geoffenbarter und zugleich als ein Autoritätsglaube dar.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Weissagung der Libussa. Historisches Gemälde aus dem neunten Jahrhundert. Von Ludwig Bechstein. 2 Theile. Stuttgart, Franckh. 1829. 12. 3 Thlr.

Nimmt man nicht an, was füglicherweise nicht geschehen kann, daß derselbe Druckfehler sich 6 Mal wiederhole, so führt gleich der Titel einen argen Schnitzer. Die Geschichte trägt sich durch 2 Generationen im 11. Jahrhundert zu, und vom 9. ist weiter keine Rede, als daß das Geschlecht der Wrsch, gegen das bereits Libussa warnte, Libussens Dynastie auszurotten beschloß und solcher viel Unbilden zufügte, was früher und später auch geschah. Die Bosheit, Hinterlist und Grausamkeit der Wrsch, zumal des Kahan, veranlaßt die Begebenheiten der Geschichte, in der die Herrscher nicht immer zu ihrem Vortheile auftreten. Stark- und leichtgläubig, wankelmüthig und fest, mild und hart, sind sie es meistens zur unrechten Zeit, und nur der letzte Herzog aus diesem Stamme, von dem ausführlich gehandelt wird, Bogetislav, zeigt sich der Herrschermacht würdig, sodaß man mit gutem Gewissen den Wrschen es übelnehmen kann, daß sie darauf ausgingen, sie ihm zu entreißen. Die obligaten Figuren historischer Romane, wahrsagende, halb wahnsinnige Hexen, fehlen denn auch nicht, ein derbes Exemplar der Gattung greift in die Handlung ein, die Personen und Leser des Buches glauben ihr, statt daß von den weissagenden Fürstinnen, Libussen nicht ausgenommen, die Gemahle sich unwirsch abwenden. Die böhmische Volksthümlichkeit und Oertlichkeit ist durch Namen, die eine deutsche Zunge nicht auszusprechen vermag, und durch Erinnerung an die Mythologie der böhmischen Slawen gerettet; ein bildungssüchtiger Leser kann sich einreden, daß er etwas im Bereich der Geschichte und Völkerkunde aus dem Romane erlernte, in welchem nur die durchaus schlechten Männer Physiognomie haben und die Frauen nicht ohne Anmuth sind.

2. Otto von Rheinberg. Romantische Erzählung aus der rheinischen Geschichte zur Zeit Kaiser Rudolfs I., von Dr. Rathe. Leipzig, Kollmann. 1830. 8. 21 Gr.

Tapfere und rauflustige, groß- und kleingesinnte, verliebte und gleichgültige Ritter und Mannen, ehrgeizige Bischöfe, fromme Mönche, sittige und schöne Fräulein, die dem schmachtenden Liebhaber mit Gegenliebe lohnen, unterreden sich recht artig, thun Gutes und Böses, und das Ungeheure, einen magern Stoff zu 212 Seiten auszuspinnen, ohne Beihülfe von Ungeschmack und Aufwand von Geist. Vielleicht besteht darin das Romantische der Erzählung, denn vergebens suchte Ref. nach dieser Eigenschaft im Buche, und daß der Verf. gar keinen Begriff damit verbinden sollen, will er nicht glauben.

3. Albert und Klara. Historische Novelle, frei übersetzt nach der französischen noch ungedruckten Urschrift der Frau v. Krüdener. Stuttgart, Hoffmann. 1829. 8. 12 Gr.

Trägt kein Kennzeichen der Schriftstellermanier der berühmten Verfn., weder aus der weltlichen, leidenschaftlichen, wortreich sentimentalen, noch aus der andächtig erleuchteten, bekehrungssüchtigen Epoche. Wenige Bogen erzählen ganz schlicht die Drangsale der Schweiz während des Einfalls der Franzosen im Revolutionskriege, und wie bei einem der Gefechte, in dem der alte Schweizermuth sich kräftig regte, Albert, ein kluger und muthiger Vorfechter, seine Klara verlor, die sich mit in die Reihen der Krieger gestellt, und wie endlich in der Schlacht von Vittoria seine Sehnsucht nach Wiedervereinigung gestillt wurde.

4. Ritter Robert Carre, Günstling des Königs Jakob von England. Eine historisch-romantische Novelle. Von Wilhelmine v. Gersdorf. Berlin, Schüppel. 1828. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

5. Nachtschatten. Vier Erzählungen, von ders. Verf. Berlin, Natorff. 1828. 8. 1 Thlr.

In der ersten Erzählung wird ein sanfter, schwärmerischer Jüngling ein heilloser Wüstling und so ein Stück von

Bösewicht, weil man seine Frühlingsliebe störte, woran pedantische Väter und Vormünder, die grob genug sind, die Schülerliebeleien ihrer Pflegebefohlenen zeitverderbende Narrenspossen zu schelten, ein Exempel sich nehmen können, und den Zögling der Liebe als einen jungen Ehemann auf die Universität zu schicken haben. Der nothgedrungene Roué hat eine noch abscheulichere Halbschwester, die nicht einmal die Prophezeihung eines halb wahnsinnigen alten Weibes zu Greuelthaten zwang, um die Sehergabe jener aufrechtzuhalten; das entmenschte Weib reißt den feilen Fürstenknecht zu Frevel und Sünde fort, endet dafür auch auf dem Schafot, statt daß der Verführte ein ruhmloses, sieches Leben abhaspelt. Mit Carre's Geschichte, der als Rochester und Herzog von Somerset bekannter ist, verband sich nothwendig die etwas anrüchige der Gräfin Essex, aus der das sittliche Zartgefühl der Verf. alles Anstößige schied; wie sie die Gräfin darstellt, ist sie kein buhlerisches, verbrecherisches Weib, dafür aber matt und schal.

Die größte Erzählung von den „Nachtschatten": „Naemi", ist ein sehr gedrängter Auszug der „Olesia" von Mrs. Clark, öfters nur das kahle Geripp, unmotivirt, aus lauter Eifer, ja nicht weitschweifig zu werden, unverständlich. Umständlicher ist die „Perlenstrickerin", eine sentimentale Geschichte, in der, von den herkömmlichen Reden begleitet, das stille Verdienst, die leidende Tugend, die aufopfernde Kindesliebe belohnt wird. „Der Brandbrief" ist eine nicht unmerkwürdige Criminalgeschichte, die auf Thatsachen sich zu gründen scheint. „Das Begräbniß" wirft den höhern Ständen Vergnügungssucht, Leichtfertigkeit und Hartherzigkeit als Kasteneigenschaft vor, und da die Verf. selbst zu dem bevorrechtenden Stande gehört, darf man wenigstens auf keinen Neid schließen, der so manchem Schriftsteller die Vornehmen im gehässigsten Lichte erblicken läßt.

6. Novellen von Elise von Hohenhausen. Drittes Bändchen. Braunschweig, Verlagshandlung. 1829. 8. 1 Thlr.

Nehmen einen höhern Flug als die schlicht vorgetragenen Erzählungen der vorigen Dame. In überzierlichen Worten und Wendungen erfährt man in den „Fremden in Rußland", wie es bei der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II. zugegangen, und, damit doch etwas Neues dabei vorkomme, ist die Kaiserin etwas dämisch, die Fürstin Daschkow eine schwärmerisch Liebende, und ein junger deutscher Malteserritter verliebt sich in ein schönes Hoffräulein, circassischer Abstammung, die elendiglich unter den Jakuten sterben muß; der Ritter kann seine Verzweiflung, ehe es mit ihr zu Ende geht, doch vor den Türken austoben. Wahrhaftig, die Schreiberin hätte gegen ihr Geschlecht nicht so grausam sein und der Circassierin die Genugthuung verschaffen sollen, zur Sittigung der Jakuten beizutragen! — „Germanicus Lucretia", eine Hellseherin und reizende Jungfrau, nimmt sich so hübsch in ihrem umständlich beschriebenen Anzuge aus, daß man ihn der Mode unserer Tage vorzuziehen versucht wird. Durch sie, wie durch die übrigen dargestellten alten Germanen bekommt man eine ganz andere Vorstellung von unsern Vorvätern; dieser Hermann und diese Thusnelda könnten mit der weisen Arinie in der elegantesten Theegesellschaft erscheinen, ohne durch Manieren und Art, sich auszudrücken, aufzufallen; man würde sie für wohlerzogene Herren und Damen halten, die sich zu einer Maskerade verkleideten und die Lobsprüche der gut durchgeführten verdienten, was denn aber auch für den Varus, Lucius u. s. w. gilt, die ihren Römer recht effectvoll spielen und hübsche antiquarische und statistische Kenntnisse dabei an den Tag legen. 34.

Hieronymus Bechietto.

Einer der weniger bekannten Märtyrer und Sonderlinge unter den Gelehrten ist Hieronymus Bechietto aus Florenz. Er ließ 1621 auf seine Kosten in Augsburg ein großes Werk über die älteste Zeitrechnung und die Zeit der Kirchenfeste drucken („De anno primitivo mundi ad annum Julianum accommodato et de sacrorum temporum ratione"), und gleich auf dem Titel zeigte er sich als Sonderling. Es stand nämlich auf demselben: „Mit dem Verbot, es in 10 Jahren nicht nachzudrucken" („Cum vetitu, ne aliquo intra decennium excudatur"). Dergleichen Verbote waren damals, wo es so gut wie jetzt Nachdrucker gab, nichts Seltenes. Sie gingen nur gewöhnlich vom Kaiser aus. Statt dessen glaubte Bechietto selbst Mannes genug zu sein, die Raben abzuhalten. Er appellirte nämlich an die Rechtlichkeit Aller; Jeder sollte in Betracht ziehen, wie es ihm, dem Verf., allein zustehe, über sein Eigenthum zu verfügen. Wer anders handle, möge wissen, daß er schlecht handle und keineswegs den rechtlichen Menschen zugezählt werden dürfe. Auch in 4 Dedicationen, die das Buch hat, bewies er sich als Sonderling. Er hatte es erstens Christus, zweitens der Marie, drittens der Kirche gewidmet, hinter denen viertens Gregor XV., Ferdinand III. und Jakob I. (König von England) kamen. Allein bald sollte er auch Märtyrer seines wunderlichen Buches werden. Christus, behauptete er, habe das Abendmahl nicht den Tag vor dem jüdischen Pascha (und also nicht am sogenannten grünen Donnerstage) gehalten. Dies wollte er ausgerechnet haben. Deshalb packte ihn die Inquisition. Durch Widerruf, Anerkennung des Irrthums hätte er sich vermuthlich retten können. Allein er blieb fest bei seiner Meinung und darum viele Jahre, vermuthlich bis zum Tode, im scheußlichsten Kerker. Das Buch ward verboten und ist jetzt eine sehr große literarische Seltenheit. 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 131. —— 11. Mai 1830.

Handbuch des Systems der Staatswissenschaften, von J. F. G. Eiselen.

(Beschluß aus Nr. 130.)

Aber wir berufen uns zur Rechtfertigung unsers Urtheils ganz vorzüglich auf die fünfte Abtheilung, worin von der bürgerlichen und natürlichen Freiheit gesprochen wird. Auch hier stellen wir die Formalien des Verf. voran, weil bei Sätzen dieser Art nur die urkundliche Genauigkeit für die Treue der Mittheilung bürgen kann.

Die Freiheit subjectiv (also sagt der Verf. §. 134—137), d. h. in Beziehung auf den Willen gedacht, ist dieser in seiner Absolutheit. Nun aber ist der Wille das Vermögen, sich einen Zweck als Inhalt zu setzen; in seiner Absolutheit muß er daher dieses Vermögen durch sich selbst sein, also allen Inhalt, außer dem selbst gesetzten, und allen Bestimmungsgrund außer ihm, als reinem Wollen, verneinen, und mithin ist die Freiheit der sich als reines Wollen bestimmende Wille. Objectiv dagegen ist die Freiheit der in der Erscheinungswelt gewordene freie Wille.

Es kann aber der freie Wille sich nicht objectiviren, wenn er nicht in eine bestimmte Sphäre, sie organisirend, eintritt. Geschieht dies, so erhalten wir den Begriff von Freiheiten, die mithin die Freiheit in ihrer besondern Wirklichkeit sind.

Der freie Wille ist zugleich der vernünftige Wille, indem nach Reinigung des Willens, wie wir ihn von Natur in dem Menschen vorfinden, nur die Vernunft, als sein ewiges Wesen, in ihm zurückbleibt. Wenn daher der freie Wille wird, so ist es die Vernunft, welche sich aus ihm herausentwickelt und uns in den Freiheiten, als vernünftigen Organisationen, entgegentritt.

Das Vernünftige ist aber auch das Rechte, und somit sind auch die Freiheiten und die Rechte nur verschiedene Bezeichnungen desselben Begriffs.

Wir müssen unsern Lesern noch die nächstfolgenden Paragraphen geben, weil man uns sonst eine Lückenhaftigkeit der Darstellung oder ein unredliches Verschweigen des zur Erläuterung Dienenden zur Last legen könnte. Der Verf. sagt also weiter:

In dem Begriffe eines Rechts, bezogen auf ein bestimmtes Subject, liegt die Nothwendigkeit der Ausschließung jedes fremden Subjectes von der durch die Freiheit oder das Recht gesetzten Sphäre, und folglich die ausschließliche Befugniß jenes bestimmten Subjectes, sie als die seinige zu behandeln, als sein Eigenthum zu betrachten. Freiheiten oder Rechte geben daher ein Eigenthum.

Wenden wir nun das hier von der Freiheit überhaupt Gesagte auf die bürgerliche Freiheit an, so ist diese in abstracto: die in der bürgerlichen Gesellschaft zur Erscheinung kommende Vernunft oder das in ihr sich entwickelnde Recht in der Idee aufgefaßt; in concreto aber, als Freiheiten gedacht: der Inbegriff der in der bürgerlichen Gesellschaft wirklich gewordenen vernünftigen Organisationen.

Die bürgerliche Freiheit ertheilt daher jedem Genossen der Gesellschaft, d. h. jedem Bürger, die Befugniß einer in derselben zur Erscheinung kommenden vernünftigen Organisation als Glied anzugehören; sowie eine bürgerliche Freiheit ihn befugt, in einer bestimmten, durch sie bezeichneten Organisation, als seiner Sphäre, wirklich zu sein. Als Bürger gehört daher jeder einem Stande und einer Gemeine an und nennt beide seine rechtlichen Sphären. Aber nicht als Bürger gehört er einer Kirche an; weil diese zwar in der bürgerlichen Gesellschaft ihre äußere Sphäre findet, aber nicht als Element in ihr enthalten ist.

Und nun fragen wir: was ist denn Freiheit und Recht? Wer zeichnet ihre Sphäre, und nach welchen Grundsätzen? Gibt es nur ein positiv gezeichnetes Recht, und ist jedes positiv gezeichnete auch wahres Recht? Was ist denn Bürgerthum oder bürgerliches Recht, und was ist Menschenrecht? was ist Gesellschaft, wie ist sie entstanden, welches ist ihr Rechtsboden oder desselben Umfang, und wie kommt sie zu der Befugniß der Statuirung der für ihre Glieder anzuerkennenden Rechte? Und so lange diese Fragen alle ohne Beantwortung bleiben, wie kann denn von Verfassungs- und Gesetzgebungs- und Verwaltungsgrundsätzen geredet werden? Wahrlich! das Vernunftgemäße kann nicht schlechthin als identisch mit dem Rechte erklärt werden, so lange über jenes noch tausendfach verschiedene Meinungsverschiedenheit herrscht und eine Selbständigkeit der Individuen erkannt wird. Das Recht ist blos eine Seite des Vernunftgesetzes oder vielmehr nur die allgemeine Bedingung seiner vernünftig möglichen Realisirung. Damit nämlich das Streben nach solcher Realisirung (oder auch das von der Macht etwa vorgeschützte Streben darnach) nicht in Unterdrückung aller Persönlichkeit und Freiheit der Einzelnen übergehe, ist eine durch eine eigenthümliche Gesetzgebung zu bestimmende Schranke nothwendig, deren Zeichnung wir eben das Recht heißen, und deren Unverletztheit demnach von der Vernunft zwar gefodert, doch nicht als die Summe ihrer Aufgaben betrachtet wird. Nichts Rechtswidriges also ist vernünftig; aber gar manches Vernünftige kann, unbeschadet dem Recht, nicht zwangsweise, sondern nur durch freie Entfaltung verwirklicht werden, und gar Manches, was

eingesetzt und zwangsweise behauptet wird, ist darum doch nicht vernünftig oder rechtsgemäß.

An seinen Früchten zumal werdet ihr den Baum erkennen, sagt eine heilige Lehre, und wir wollen daher auch einige Früchte oder praktische Ergebnisse von des Verf. System ins Auge fassen. Er sagt §. 143: „Verkehrt würde es sein, behaupten zu wollen, daß jeder unbedingt in der Gesellschaft das Recht der Gedankenmittheilung und der Ergreifung eines jedweden Gewerbes oder Geschäftes habe. Unbeschränkt nur bleiben ihm alle Verträge und Verbindungen, welche außerhalb der Sphäre des besondern (?) seine vernünftige Entwickelung verlangt". Hier wird demnach sogar die heilige Preßfreiheit und die kostbare Gewerbefreiheit aufgeopfert dem angeblichen Recht der Gesellschaft, ohne daß auch nur der rechtliche Ursprung dieser Gesellschaft und der aus ihrem Titel fließende Umfang ihrer Gewalt die mindeste Bestimmung erhalten hätten. Eine bürgerliche Gesellschaft schlechthin wird hingestellt oder angenommen „als ein Inbegriff von Individuen und Familien, welche durch die mannichfaltigsten Zwecke, deren Erreichung ihre wechselsweise Beziehung auf einander allein möglich (ob aber, und wodurch auch zur Rechtsschuldigkeit? — wird nicht gesagt) macht, zusammengehalten würden, die, indem sie die Bedürfnisse des Einen zu befriedigen suchen, von dessen Willen sie abhängig sind, auf die Befriedigung der Bedürfnisse eines fremden Willens gerichtet sein müssen, dessen Thätigkeit sie dadurch für den sie beherrschenden Willen gewinnen". — Wie können nun aus diesem vagen Begriff, und welcher jedenfalls blos ein factisches, kein rechtsverbindliches Verhältniß darstellt, rechtliche Verpflichtungen, besondere (und zwar eigens „bürgerliche") Freiheiten, Standes- und Corporationsrechte, sodann bürgerliche Verbrechen u. s. w. — von welchen Gegenständen allen der Verf. unter der Rubrik „bürgerliche Gesellschaft" handelt — abgeleitet werden, und zwar ohne daß jener Gesellschaft noch der Charakter als „Staat" zukomme? — Denn der Verf. unterscheidet eigens den Staat von der bürgerlichen Gesellschaft, oder stellt beide einander gegenüber (§. 15, 16); wenigstens insofern, daß (was freilich abermal unklar und fast mystisch klingt) „die Gesellschaft zwar nicht selbst zum Staate wird, aber ihm auch nicht rein (?) als ein von ihm Verschiedenes gegenübersteht, sondern daß beide in einem Höhern Eins sind, welches sich aber nur als ein Gedanke darzustellen vermag".

Doch hören wir nun die nähere Erklärung vom Staat. Der Verf. spricht sich darüber §. 182 folgendermaßen aus: „Der Staat ist seiner Form nach die zur Einheit der Organisation erhobene Mannichfaltigkeit der die Gesellschaft bildenden Individuen, seinem Wesen nach aber die sich ihrer bewußte Wirklichkeit der Freiheit. Die Freiheit oder der vernünftige Wille, der sich selbst will, ist aber nur möglich in der Gesellschaft oder den Beziehungen der einzelnen Vernunftwesen zu einander; und wird nun die Freiheit in diesen Beziehungen der sittliche Wille genannt, so ist auch der Staat wesentlich die sich wissende Wirklichkeit des Sittlichen". Fürwahr! Die Aufstellung eines solchen Begriffs vom Staat ist ein völliges Verzichtleisten auf alle Staatswissenschaft und ganz vorzüglich auf alles Staatsrecht. Wir stehen nicht an, Alles, was hier gleichwol von staatsrechtlichen und politischen Sätzen vorkommt, als bloßes Gedankenspiel zu betrachten, welches theils rein willkürlich aus — Alles und Nichts sagenden — Principien abgeleitet, theils, so viel man im Dämmerlicht erkennen mag, mit denselben sogar im Widerstreit, theils endlich, wenn wirklich darin enthalten, durch ihre Verkehrtheit auch die Verkehrtheit der Principien beweisend ist. Unter die letzte Classe rechnen wir beispielsweise den Satz, daß die gesetzgebende Gewalt, welche der Verf. (mit einer fast befremdenden Freigebigkeit) von den Ständen ausgehen läßt (§. 211), nothwendig vertheilt werden müsse unter die „Bessern" und die „Mehrheit" (§. 225), d. h. unter die „großen Grundeigenthümer" als die „beharrlichen Bewahrer der Idee des Staates" (§. 218), und welchen die Läuterung der gesetzlichen Vorschläge, überhaupt die höhere Autorität, dabei nach einem Naturgesetz zukomme, und den kleinen Besitzern oder Erwerbern aller Classen, welche das „bewegliche" Element (§. 216) der Gesellschaft sind, und nur die besondern Interessen, nicht aber die Idee des Staates selbst in sich tragen.

Und nun zum Schluß noch die Darstellung des Fürsten (§. 262):

Dem Staate für sich gegenüber erscheint der Fürst nicht als eine außer ihm vorhandene Potenz, sondern als der alle seine Unterschiede aufhebende, sich in concreter Gestalt darstellende, und sich an diese übergebende und in ihr reflectirende Wille. Mit dem objectiven Willen vermählt sich daher im Fürsten der subjective, und die in der Gesetzgebung und Verwaltung sich rein der Vernunft hingebende, das Gefühl verleugnende Gesellschaft nimmt dieses in dem Fürsten wieder zurück; und wie sie für sich nur die Gerechtigkeit erstreben konnte, so wird sie durch den Fürsten fähig, mit ihr die Gnade zu verbinden, die der Mensch im Einzelnen ebenso heilig bewahren soll als im Allgemeinen die Gerechtigkeit. Der Gesellschaft gegenüber ist der Fürst mithin der persönlich erscheinende Geist der Gnade und Gerechtigkeit; der Geist der Gnade, indem er das menschliche Gefühl, welches die Gesellschaft belebt, in sich aufnimmt und organisirt, und der Geist der Gerechtigkeit, indem er die von der Gesellschaft ausgehenden Gesetze sanctionirt und zur Vollziehung bringt.

Da das bisher Gesagte und Ausgehobene hinreicht, jedem Leser einen Vorgeschmack von Dem zu geben, was er in diesem Buche finden und nicht finden wird, so ist der Zweck unserer Anzeige erfüllt und daher alles Weitere überflüssig.

91.

Correspondenznachrichten.

München, den 23. April 1830.

Nichts kann ermunternder sein als die Art, wie hier Nachrichten aus unserer Stadt, die man in auswärtigen Blättern liest, aufgenommen werden; sind sie durch irgend einen Tadel (er sei gerecht oder ungerecht) gewürzt, so entsteht eine Art von Gährung unter den Lesern, und jeder bemüht sich, nicht etwa das Wahre oder Falsche in den Correspondenzartikeln auszumitteln, sondern — den Verfasser zu errathen und ihn dann als einen unruhigen Kopf, als Revolutionnair, Atheisten,

oder, was noch schlimmer, als Gegner der Altbaiern dem öffentlichen Hasse zu empfehlen. So kann man hier wohlfeilen Kaufs, durch einige Zeilen, in Journalen abgedruckt, berühmt werden, d. h. ins Gerede der Menschen kommen. Ist dies nicht sehr angenehm, besonders für Männer, die gern alle Persönlichkeiten vermeiden, und denen es, wenn sie über öffentliche Gegenstände sprechen, lediglich um die Sache, keineswegs um berühmte oder unberühmte Individuen zu thun ist? Die Sucht, den Verfasser irgend eines Urtheils über München in den fremden Zeitungen zu erforschen, nimmt hier zuweilen eine ganz verkehrte Wendung: hat nämlich irgend einer der rathenden Herren einen Feind, dem er gern eins anhängen möchte, so erklärt er in einem Kaffee- oder Bierhaus, versteht sich ganz im Vertrauen, d. h. laut, der unberufene Tadler unserer Vortrefflichkeiten sei kein Anderer als eben jener Feind, und es sei bereits der Beweis davon durch Nachforschungen der Minister hergestellt. Oft aber bedient sich der Feind derselben List, weiß auch so viel oder mehr als die Minister und schiebt dem Mystiker des Kaffeehauses die große Schuld des Artikels zu. So spielen die Männer der „Eos" und die altbairischen Liberalen Ball mit dem Ruhm oder Schimpf der Artikelmacherei. Niemand wird leugnen, daß solche Manoeuvres einen für das öffentliche Leben reifen Geist beurkunden. Vielleicht erklärt sich übrigens daraus die fast untermenschliche Plattheit in unsern zahl- und namenlosen Journalen, unter denen viele zur Erbauung ihrer feinen Leser den Mangel an Gedanken und Kenntnissen durch persönliche Angriffe und erhabene Klatschereien zu ersetzen suchen. Gott soll mich bewahren, diesen großen Künstlern Anlaß zu neuem Zorn über fremde Zeitschriften zu geben, indem ich über das Weichbild von München hinaus irgend ein freimüthiges Urtheil sendete, das unglücklicherweise gedruckt werden könnte! Als Franke, als Neubaier, muß ich doppelt vorsichtig sein, besonders da ich nicht so glücklich bin, unter meine Abhandlung einen der classischen Namen setzen zu können, deren melodischer Klang eine edle altbairische Seele für den Verfasser bestechen könnte. Denn ich gehöre leider nicht zu den Eberl, Magerl, Wamperl, Gämmerler, Hasenbradel, Haberstumpf, Köppele, Muffel, Oelhafen, Patzenreiter, Sauerzapf, Zaunschliefer und ähnlichen patriotischen Familien, die uns bereits in Zeiten berühmt machten, wo die Welt noch nichts von uns und wir nichts von der Welt wußten. Wie dürfte ich es wagen, mit meinem einfachen Namen, der wie klares Wasser fließt, über Dinge zu urtheilen, die nur ein Eigenthum sein sollen der Autochthonen Bojoariens? Habe ich doch gesehen, welch grausames Schicksal die wahrscheinlichen Nicht-Altbaiern erfahren haben, von denen in französischen Blättern einige Urtheile mitgetheilt wurden! Da man nämlich den wahren Verfasser nicht entdecken konnte, vielleicht weil kein Einzelner, sondern ein ganzes Dutzend die Schuld davon trug, oder auch weil vertrauliche Aeußerungen einer Privatcorrespondenz von indiscreten Freunden in Paris für die öffentlichen Blätter benutzt wurden: so machten großmüthige Patrioten sich es zum Geschäft, bald diesen bald jenen Ehrenmann als den Sünder zu bezeichnen und ihn in unsern nachrichtenden Blättern für vogelfrei zu erklären. Solch Kinderspiel trieben ernsthafte Leute! Das Possirlichste dabei war, daß wenigstens 7 ganz verschiedene Menschen, die wahrscheinlich nichts von einander wissen, als unleugbare Urheber des Frevels angegeben wurden. Endlich verstummten die Anklagen, wie denn Jeder, selbst ein Altbaier, am Ende müde wird, leeres Stroh zu dreschen. Unlängst aber machte ein Aufsatz im „Journal des débats" den alten Geist der Zwietracht wieder rege, weil darin ein nicht in Baiern geborener, hier aber wirkender Künstler sehr gelobt, und weil nebenbei an der bereits reifen Civilisation der Altbaiern ein klein wenig gezweifelt wurde. Ich und viele andere unbefangene Menschen lasen den Aufsatz, ohne etwas Arges darin zu finden; das Lob schien etwas grell aufgetragen; weil jedoch der Gelobte wirklich ein ausgezeichneter Künstler ist, so konnte es nicht befremdend sein, wenn irgend eine befreundete Feder ihn etwas mehr rühmte, als sich vielleicht vertheidigen läßt. Der Tadel oder die Anspielung auf die Altbaiern, auf der andern Seite, war dagegen in so allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, daß er, bei der überall bemerkten Schwäche der menschlichen Natur, ebenso gut auf jedes andere Volk als auf die Altbaiern hätte angewendet werden können. Unsere Patrioten, wenigstens 2, fingen aber Feuer und hielten sich für berufen, die Ehre der großen altbairischen Nation in einigen kleinen, zum Theil neubairischen Zeitschriften zu vertheidigen, wie in der münchner politischen Zeitung und im würzburger Volksblatt das Breitere zu finden und, wenn man mit den Verhältnissen bekannt ist, ganz belustigend zu lesen ist. Diese Herren widerlegen zu wollen, wäre vergebliche Mühe, der ich um so mehr mit gutem Gewissen ausweichen darf, als die Sache mich persönlich nicht angeht, und den Herren es doch nur um Persönlichkeiten zu thun ist; — ich habe nie eine Zeile für französische Zeitungen geschrieben. Ohne allen Bezug auf einen Einzelnen, will ich hier nur bemerken, daß nicht selten der altbairische Patriotismus gar wunderliche Sprünge macht und dadurch sich als ein wahres Original, im französischen Sinn, verräth. Einmal soll nur das Stückchen Land in der breiten Fläche, die man von den münchner Frauenthürmen übersehen kann, für Altbaiern gelten, da denn selbst die so berühmten, geistreichen und feinen Oberpfälzer nur allenfalls als Stiefbrüder anerkannt werden. Ein andermal wird mit einer List, die noch größer ist als jene der Dido durch Zerschneiden der bekannten Haut, die Grenze Baierns von der Nordsee bis nach Toscana ausgedehnt, weil ja die Welfen zugleich Herzoge von Baiern und Sachsen waren und durch die Mathildischen Güter Herren von Toscana wurden. Noch mehr, weil Kaiser Heinrich III. mit bairischen Truppen bis an den Granfluß in Ungarn vordrang, so ist dieses Königreich ebenfalls für einen Theil von Altbaiern anzusehen. Ein anderes Mittel, sich Fremdes anzueignen, besteht darin, daß man alle berühmten Männer, die eine Zeitlang unter uns lebten, in die Liste unserer Notabilitäten aufnimmt, so den Belgier Orlando Lasso, den Elsasser Balde und den Würtemberger Kepler. Als Entschädigung für solche Usurpation, oder auch zum Beweise des eignen Reichthums an berühmten Namen, werden ein ander Mal Leute als historische Personen aufgeführt, von denen die gelehrte Welt noch immer keine Notiz nehmen will, obgleich die Schulmeister in der Vorstadt Au sie vielleicht als die ersten Männer ihres Jahrhunderts anpreisen. Ist dies nicht ein wunderlicher Patriotismus! Dürfte ich die Kühnheit so weit treiben, ein Urtheil über diese patriotischen Manieren auszusprechen, so würde ich bemerken, daß die Geschichte ausweist, wie alle Völker erst dann die Bahn der Civilisation sich eröffneten, als sie aus dem beschränkten Kreise einheimischer Ideen hinaustraten, sich mit fremder Bildung vertraut machten, diese sich aneigneten und der barbarischen Eitelkeit entsagten, die erste Nation der Welt bereits zu sein, und daher das Fremde entbehren zu können. Gott der Herr hat die Gaben wunderbar unter Individuen wie unter Völkern vertheilt. Das abendländische Europa läge noch, wenn auch zur Freude des Herrn Görres, in Barbarei versunken, hätte es sich nicht aus dem Morgenlande die Wiedergeburt der Wissenschaften bringen lassen. Und dann — ist Baiern etwa dadurch in neuern Zeiten groß und ein in der Wagschale Europas gewichtiger Staat geworden, daß es in Franken und Schwaben die Einwohner ausrottete und die verwüsteten Länder mit der eignen Uebervölkerung versah, obgleich das eigne Land arm an Menschen war? oder vielmehr dadurch, daß es blühende Provinzen, geistreiche, verwandte Stämme in sich aufnahm? Werden wir stärker, wenn wir die alte Zersplitterung zu erhalten suchen? oder ist es nicht weiser, die Vereinigung vollständig zu machen? Ueberdem würden sichs die Neubaiern schwerlich gefallen lassen, sich von ihren ältern Brüdern als Parias behandelt zu sehen. Weil jeder Baier ein Deutscher ist, so sollte ihm jeder Deutsche, der dem Vaterlande redlich dient, als Landsmann willkommen sein. Sich als Altbaier für besser als andere Deutsche zu halten, wäre so lächerlich als wenn in unsern Tagen die alten Ansprüche der ausschließenden Aristokratien in der Schweiz oder in Venedig wie-

der geltendgemacht werden möchten. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß hier nur von den Einbildungen schriftstellernder Scribler die Rede ist, und daß keineswegs die Achtung verletzt werden soll, die jeder Gebildete den edeln und geistreichen Männern schuldig ist, an denen Baiern nicht ärmer ist als andere deutsche Länder, und welche selbst die Ersten sind, fremdes Verdienst willig anzuerkennen. Es kann nur Noth thun, die anmaßenden Schwäger bisweilen ein wenig zu geißeln, was, ich gestehe es, ich gern thun möchte, wenn ich nicht die großen, bärtigen und unbärtigen Geister einiger unserer Journale gar zu sehr fürchtete. Darum will ich schweigen von den oben angedeuteten Unarten und von andern, die ich etwa noch anführen könnte. Ich will lieber, zum Schluß dieses Artikels, von einigen erfreulichen Erscheinungen im Gebiete der Kunst sprechen, die werth sind, daß das Ausland auf uns achte, und auf welche es gern achtet, weil es frei ist von dem Ehrgeiz der Philister, der nur das Heimathliche gerühmt wissen will.

Unser prachtvoller Tempel griechischer Kunst, die Glyptothek, wird bis zum Oktoberfeste vollendet sein. Wir haben ein vollgültiges Recht, jeden Ausländer zur Anschauung und zum Studium unsterblicher Kunstwerke zu uns einzuladen; er wird freudig anerkennen, daß hier ein würdiges Denkmal des erhabenen Kunstsinns unsers Königs aufgeführt wurde.

Die Pinakothek, welche auserlesene Gemälde aller Schulen vereinigen wird, rückt im Bau rasch vorwärts; doch scheinen unserer Ungeduld die wenigen Jahre noch lang, ehe es vergönnt sein wird, die neuen reichen Sammlungen zu schauen, die in Italien gekauft wurden und bis jetzt bei uns dem Publicum noch nicht zugänglich waren. Es ist wol mehr als wahrscheinlich, daß der König auf seiner gegenwärtigen Reise diese Sammlungen durch Ankäufe in Neapel, Rom und Florenz noch vermehren werde; man glaubt, daß in dieser Absicht unser würdiger Galeriedirector Dillis Se. Majestät begleiten mußte.

Thorwaldsen beschäftigt sich bereits mit dem Modell der großen Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I., welche auf dem wittelsbacher Platze aufgestellt werden soll.

Eine andere Verschönerung der Hauptstadt ist der Obelisk aus eroberten Kanonen, als Denkmal für die in Rußland rühmlich gefallenen Baiern. Sicherm Vernehmen nach wird dieses schöne Werk bald vollendet sein. Es ist bestimmt, auf dem Odeonsplatze, zwischen dem Odeon, dem Leuchtenberg'schen Palaste und dem Bazar, vor dem Eingange in die prächtige Ludwigsstraße zwischen 2 großen Bassins aufgestellt zu werden.

Der treffliche Rauch ist von Rom wieder zu uns zurückgekehrt und wird hier die Statue unsers unvergeßlichen Königs Max Joseph vollenden, für welche das Fußgestell auf dem Platze vor dem Theater und der neuen Residenz beinahe fertig ist.

Anfangs Juni geht Cornelius mit vielen seiner Schüler nach Rom; dort werden sie an den Cartons zu den großen Frescogemälden arbeiten, mit welchen die neue Ludwigskirche (deren Fundament im vorigen Sommer gelegt wurde) geschmückt werden soll.

In den Arkaden des Bazars werden die Gemälde geschichtlicher Nationalgegenstände fortgesetzt; die bereits fertigen Frescogemälde daselbst sind noch immer von vielen Beschauern besucht. Die Idee, durch die Kunst an die Geschichte des Vaterlandes zu erinnern, hat einen würdigen Commentator gefunden. Ein hiesiges Blatt lieferte bereits vor einigen Monaten höchst interessante historische Erklärungen jener Bilder; sie sind nun, gesammelt und mit vielen Zusätzen bereichert, unter dem Titel: „Die geschichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München, von Joseph Freiherrn von Hormayr", bei Franckh erschienen. Dieses mit typographischer Eleganz gedruckte und mit einem schönen, nach Stieler in Kupfer gestochenen Bildnisse des Königs Ludwig geschmückte Werk ist als ein von kunstgeübter Hand in großen, kühnen Zügen entworfenes Gemälde der bairischen Geschichte anzusehen und hat hier von allen urtheilsfähigen Männern verdiente, dankbare Anerkennung gefunden. Mit lebendigen, nicht selten stralenden Farben werden dort die großen Scenen geschildert, in denen sich bairischer Muth und echtdeutsche Gesinnung der Baiern in der Vorzeit und in der jüngsten Vergangenheit erprobt hatten. Mit einer gewissen Wehmuth, die bisweilen in gerechte Entrüstung übergeht, wird an den Undank erinnert, den Baiern nicht selten für geleistete Dienste, als Freund und Retter in der Noth, von übermüthigen Nachbarn erfahren hat. Kein bairisches, kein deutsches Herz kann kalt bleiben bei diesen, von glühender Liebe zu allem Großen, Guten und Edeln im Vaterlande entworfenen und mit so künstlerischem als patriotischem Geiste ausgeführten Schilderungen. Sie sind ein schönes Denkmal, das sich der Verf. selbst gesetzt hat. Ich spreche hier meine Achtung der geistreichen Arbeit des Freiherrn von Hormayr um so unverhohlener aus, als ich wohl weiß, daß die Herren, welche im Errathen der Verfasser auswärtiger Journalartikel so eifrig als meistentheils unglücklich sind, nicht ermangeln werden, daraus nach ihrer Art bündige Schlüsse zu ziehen. Diese Herren irre zu führen, würde mir einiges Vergnügen gewähren, und ich gestehe, daß ich darnach strebe, mich dieser Schadenfreude schuldig zu machen. 81.

Literarische Notizen und Neuigkeiten.

In den Vereinigten Staaten gibt es jetzt 827 Zeitschriften. Im Jahre 1775 zählte man 37, und 1810 nur erst 358. Pennsylvanien allein ist seit 1775 von 9 auf 185, Neuyork von 4 auf 161, Massachusetts von 7 auf 78 gestiegen. Maine hatte 1810 noch keine Zeitschrift, jetzt 29, Neujersey stieg seit 1810 von 8 auf 22, Ohio von 14 auf 66. Die neuen Staaten, die zum Theil 1810 noch keine Zeitschriften hatten, sind jetzt damit versehen, und selbst die Indianerstämme, die in eine gesellschaftliche Verfassung getreten sind, haben ihre Zeitungen. Florida hat 2, Alabama 10, Mississippi 6, Louisiana 9, Tennessee 8, Indiana 17, Michigan 2, Illinois 4, Missouri 5, Arkansas 1, der Tschirokistamm 1 Zeitung.

Das neulich in London versteigerte Verlagsrecht betraf nicht (wie es irrig in einigen deutschen Blättern hieß) Byron's sämmtliche Gedichte, die meist Murray's Verlag sind, sondern nur 65 kleinere Gedichte. Diese erstand Murray, der Colburn überbot, für die ungeheure Summe von 3700 Guineen. Das Verlagsrecht des „Don Juan" erstanden die Erben für nicht mehr als 310 Guineen. „Doch nicht", fragt eine englische Zeitschrift, „um das Werk zu unterdrücken?"

Ein junger Mann, Robert Montgomery (nicht mit dem rühmlich bekannten frommen Dichter James Montgomery zu verwechseln), hat ein Gedicht unter dem Titel: „Satan", herausgegeben. Man hört hier den Teufel über den Menschen und seine Natur moralisiren, selbst von Erbsünde und Christenthum sprechen, und, wie ein englischer Kritiker sagt, muß der Leser die bald schwülstigen, bald platten Verse mit der Ueberzeugung aus der Hand legen, daß Satan im Ganzen eine sehr achtbare Person sei, die man seither etwas unbillig behandelt habe.

Das „American journal" des gelehrten Professors Silliman in Yale-College hat nicht nur in seiner Heimath, sondern auch in der europäischen Gelehrtenrepublik längst einen Ehrenplatz erlangt. Mit Bedauern hört man, daß diese treffliche Zeitschrift einen unzureichenden Absatz hat. In Amerika kann eine Zeitschrift ohne eine Zahl von 1000 Abnehmern nicht bestehen. Bereits im Jahr 1827 erließ Silliman einen Aufruf an das Publicum, um sein Unternehmen vom Untergange zu retten, und der Erfolg war von der Art, daß er wieder Muth faßte, es fortzusetzen. Vor einiger Zeit aber wendete er sich wieder an die Beförderer der Zeitschrift und bat sie, noch einmal, wie es früher gelungen war, neue Theilnehmer zu werden. 106.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 132. —— 12. Mai 1830.

Ueber eine Recension des Romans: „Die Ehelosen", von Therese Huber, in dem „Literaturblatt zum Morgenblatt". *)

Unsere Absicht ist nicht, eine ausführliche Anzeige des ebengenannten Buches zu geben, die wir einem besser befugten Beurtheiler überlassen, sondern nur dasselbe gegen eine von einem falschen Gesichtspunkte ausgehende Beurtheilung zu rechtfertigen, die, von einer nicht ganz einflußlosen Stimme herrührend, leicht dem wohlthätigen Zwecke des Buches selbst hinderlich sein könnte, indem sie Denjenigen, die dasselbe noch nicht kennen, eine sehr unrichtige Ansicht davon geben muß. Absichtliche Entstellung liegt hier wol nicht zum Grunde, sondern Mangel an eigner Erfahrung, Nachdenken und Klarheit über den Gegenstand und jene Art von Gewissenlosigkeit, die zu sehr an der Tagesordnung ist, als daß man Hrn. Menzel einen besondern Vorwurf daraus machen könnte, daß er ein Buch beurtheilt, ohne es anders als sehr flüchtig gelesen zu haben; vielmehr bedauern wir aufrichtig, daß Hr. Menzel eine Aufgabe übernommen hat, der ein Einzelner, wer er auch sei, durchaus nicht gewachsen ist, wenn er sie nur einigermaßen gewissenhaft durchführen will. Wir bedauern dies, weil die Grundsätze, die Hr. Menzel mit Anfang dieses Jahres für die Fortsetzung des „Literaturblatts" ausgesprochen hat, uns in jeder Hinsicht sehr erfreulich und tüchtig erschienen; aber um ihnen treu zu bleiben, um sie auf die Dauer wirksam ins Leben treten zu lassen, muß er sich Zeit nehmen, die Bücher, die er beurtheilt, auch zu lesen. Auch den sehr weit getriebenen Ton absprechender Anmaßung mögen wir ihm eben nicht sehr verargen; denn einem jungen Kritiker, der an der Spitze einer kritischen Anstalt steht, gleichsam auf seinem eignen Verdeck, besonders wenn er einen so guten Segler führt wie Hr. Menzel, wird es schwer, das rechte Maß zu finden. Wer in solchen Dingen nicht ganz fremd ist, weiß übrigens auch recht gut, daß es so schlimm nicht gemeint ist. Jeder macht sich in dieser Hinsicht eine Art von Politik, und es kommt am Ende hauptsächlich darauf an, ob er ihr gewachsen ist, ob er sie durchführen kann. Von Hrn. Menzel glauben wir wirklich, daß er gute Gründe hat, diesen Ton zu wählen, und wünschen, daß er ihn zu gutem Ziele durchführen möge; doch muß er sich auch darauf gefaßt machen, auf diese Weise manche Blöße zu geben, und wir können nicht umhin, in diesem Falle eine solche aufzudecken, weil uns der Gegenstand allerdings sehr wichtig erscheint.

Hr. Menzel ist sehr übel auf schriftstellerische Damen zu sprechen, und im Allgemeinen müssen wir ihm darin völlig beistimmen, wenn auch von einer sehr verschiedenen Ansicht ausgehend. Hr. Menzel hält die Schriften der Damen für ein Uebel und die Leser für den hauptsächlich leidenden Theil; uns aber scheinen die Schriftstellerinnen selbst am meisten und eigentlich allein zu beklagen. Dies Heraustreten aus dem Kreise der Weiblichkeit ist immer ein Unglück für das Weib, auch da, wo sehr dringende, aus höhern Pflichten hervorgehende Ursachen es rechtfertigen. Diese Ursachen können dazu beitragen, daß das Weib dies Unglück nicht zugleich als ein Unrecht fühle, aber das Gefühl dieses Unglücks wird ihr bleiben, so lange sie überhaupt noch echte Weiblichkeit bewahrt. Was die Producte weiblicher Federn betrifft, so haben wir Männer wahrlich eben kein Recht, sie zu verdammen. Die schlechtesten Romane, die uns die jährliche Sündflut zuführt, sind nicht von Frauen geschrieben, und wenn die besten auch nicht von ihnen sind, so finden sich doch wenige Damenromane, die nicht einige wirklich gute Eigenschaften hätten. Die meisten gehören zur bessern Mittelsorte, und einige verdienten wirklich, von Männern geschrieben zu sein, z. B. von Hrn. Menzel. Es geht eigentlich in dieser Hinsicht den Frauen nicht anders wie uns eben auch. Schreiben sie von Dingen, die sie kennen und wissen, so wird in gewisser Hinsicht immer etwas Gutes daran sein; versteigen sie sich zu Dingen, von denen sie nichts wissen, so kommt Unsinn, Abgeschmacktheit, Plattheit heraus. Mit Wahrheit und Sachkenntniß geschildert, ist kein Lebensverhältniß so klein, kein Winkel, kein Zug, kein Gefühl des Herzens, kein Gedanke des Kopfes so unbedeutend, daß er nicht in dem ganzen Bilde des Menschenlebens, das sich im Romane spiegeln soll, seinen Platz verdiente. Eine solche Wahrheit entspricht aber auch den **dringendsten** Foderun-

*) Vgl. Nr. 91 d. Bl. D. Red.

gen der Aesthetik, und damit sollte diese sich bei Damenromanen billigerweise begnügen lassen und das fernere Richteramt der Moral überlassen. Was nun jenem freilich beschränkten ästhetischen Gesichtspunkt betrifft, so läßt Hr. Menzel den „Ehelosen" einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren und gibt zu, daß darin mehr Wahrheit und Wirklichkeit sei wie in den meisten Damenromanen. Wenn Hr. Menzel selbst einmal älter sein und mehr Lebenserfahrung haben wird — möge ihm seine Kritikeranmaßung darin nicht zu hinderlich und zeitraubend sein —, so wird er diese Vorzüge den „Ehelosen" noch mehr zu würdigen verstehen und zugeben, daß an tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens in diesen ganz aus dem Leben gegriffenen Verhältnissen wenige Romane diesen übertreffen. Hr. Menzel wird sich über diese etwas persönliche Bemerkung sicher nicht beklagen, da der Schluß seiner Recension beweist, daß Persönlichkeiten, auch wo es gar nicht unumgänglich nöthig ist, sie in die Discussion zu ziehen, nicht gegen seine Ansichten und Foderungen von Billigkeit und Delicatesse sind. Jene Schlußbemerkung: „daß nicht die Verfasserin der „Ehelosen", sondern Forster oder Huber entscheiden müßten, ob die Ehemänner schriftstellerischer Damen glücklich sein können", wird vielen Lesern, die Hrn. Menzel's Höhe noch nicht erreicht haben, als eine sehr überflüssige Impertinenz erscheinen; wir aber wollen blos bemerken, daß sie beweist, daß Hr. M. den Theil des Buchs, worauf sie sich bezieht, nicht gelesen oder nicht verstanden hat, oder daß er den Sinn desselben absichtlich entstellt. Wir entscheiden uns, wie schon gesagt, für das Erstere, sowie uns überhaupt Hrn. M.'s Urtheil auch über den moralischen Werth und die Tendenz des Buches lediglich aus Jugend, Mangel an Kenntniß der Menschen und Erfahrung des Lebens entstanden zu sein scheint. Diese Ansicht möge uns auch entschuldigen, wenn wir ein so persönliches Argument wiederholen. Die Verfasserin der „Ehelosen" geht von der ihr in vielfacher, reicher und langer Lebenserfahrung sich aufdrängenden Thatsache aus: daß in den ganz er- und verkünstelten Lebensverhältnissen unserer höhern und mittlern Stände der im Allgemeinen ganz vernunft- und naturgemäße Grundsatz, daß die Ehe die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes ist, eine Quelle vielfacher Uebel werde, indem daraus bei Müttern und Töchtern die Gewohnheit entsteht, das Heirathen als Ziel der Erziehung und des Lebens, und das Nichtheirathen als gänzliches Verfehlen des Lebensziels, als unbedingtes, unersetzliches, ja fast lächerliches Unglück anzusehen; während doch durch die wieder aus jenen Verhältnissen hervorgehende Unmännlichkeit der Männer das Heirathen und noch mehr die Möglichkeit eines würdigen, segenbringenden Glückes in der Ehe immer seltener, unglückliche, verkümmerte, verbitterte alte Jungfern und unwürdige oder unglückliche Ehen dagegen immer häufiger werden. Der Zweck der Verfasserin ist nun, durch ebenfalls aus ihrer Lebenserfahrung gegriffene Züge und Thatsachen zu zeigen, daß die Ehe dem Weibe nicht unumgänglich nothwendig zu einer würdigen, ihrer geistigen Bestimmung entsprechenden Entwickelung sei; daß alte Jungfern (Hr. Menzel tadelt die mildere Benennung der „Ehelosen") nicht nothwendig unglückliche, lächerliche, sich selbst und Andern lästige Geschöpfe zu sein brauchen. Sie räth den Müttern, bei der Erziehung ihrer Töchter ein höheres Ziel im Auge zu haben, dessen Erreichung nicht nur der geringern Zahl, welche Männer kriegen, oder vielmehr der noch geringern, welche männliche Männer kriegen, möglich ist, sondern jedem weiblichen Wesen, dem nur das Grundelement der weiblichen Existenz, Liebe im weitesten, höchsten Sinne, nicht fehlt. Sie ermahnt die Mütter, zu bedenken, daß die Ehe unmöglich das letzte Ziel des weiblichen Geschlechts sein könne, sondern, sofern sie würdig und naturgemäß sei, d. h., sofern der Mann männlich sei, nur der kürzeste, einfachste, naturgemäßeste, beglückendste Weg zu diesem Ziele. Da aber dieser Weg theils durch Sitzenbleiben (um nicht Ehelosigkeit zu sagen, was Hrn. Menzel zu prude scheinen könnte), theils durch Ehen mit unmännlichen Männern den meisten, oder vielen Weibern verschlossen sei, so müsse ihre Erziehung es ihnen möglich machen, jenes Ziel auch auf anderm, wenn auch mühseligerm, freudeloserm Wege zu erreichen; und das um so mehr, da eine Erziehung, die liebenswürdige, glückliche und glücklichmachende alte Jungfern hervorbringt, sicher auch die besten Eheweiber produciren werde, während unsere jetzige Erziehung, die fast ausschließlich darauf berechnet ist, die Mädchen baldmöglichst unter die Haube zu bringen, indem man sie so herausputzt, wie es gerade der Modegeschmack der Männer mitsichbringt, nothwendig und natürlicherweise die schlechtesten Eheweiber hervorbringt.

Hätte nun Hr. Menzel selbst mehr Menschen und besonders mehr Frauen und Mädchen und Ehen zu beobachten Gelegenheit gehabt; hätte er begriffen, daß hier eine Frage bestimmter Erfahrung, nicht allgemeiner Theorie, zu entscheiden sei: so hätte er sich an diese von der Verfasserin als Thatsachen angeführten Sätze gehalten und hätte, wenn seine Erfahrung ihn so belehrte, bewiesen oder doch behauptet, daß sie sich nicht so verhalten, daß diese Uebel nicht vorhanden oder doch ihr Ursprung ein anderer sei. Statt dessen aber gründet er seinen Tadel nur auf den allgemeinen, von keinem vernünftigen Menschen, am wenigsten von der Verfasserin bestrittenen Grundsatz von der Naturgemäßheit der Ehe und geht dann sogleich zu einer Bemerkung über die übertriebene Pruderie unserer Zeit im Gegensatz zu dem schrankenlosen, ästhetischen Cynismus einer frühern Schule und Periode über. Was er darüber sagt, ist, wie von ihm nicht anders zu erwarten, sehr geistreich und im Allgemeinen wahr, hat aber mit dem vorliegenden Werke und der zu beantwortenden Frage sehr wenig zu schaffen; allein, wie könnte ein junger Recensent sich entschließen, eine Parade seiner eignen Weis-

heit aufzuopfern, um von dem Buche zu sprechen, was er gerade beurtheilt.

Hr. Menzel sagt: er würdige das Erziehungssystem (wir können nicht wörtlich citiren), was die Verfasserin aufstelle, keiner Widerlegung. Hr. M. misversteht die Absicht der Verfasserin sehr. Eine 70jährige Matrone, die so viel erzogen worden ist, die so viel erzogen und so viel erziehen gesehen hat, wird schwerlich daran denken, ein Erziehungssystem aufzustellen; am allerwenigsten aber wird sie, wie Hr. M. zu glauben scheint, als Zweck ihres Erziehungssystems die Ehelosigkeit aufstellen, und Hr. M. hat zu viel Verstand und Takt, um nicht zu fühlen, daß ein Kritiker, der seine blutjunge theoretische Weisheit in diesem Tone der 70jährigen Erfahrung einer solchen Frau entgegenstellt, eine ziemlich bedenkliche Figur spielt. Ohne weitere Beziehung auf des Herrn Recensenten Urtheil wollen wir zum Schluß eine Stelle aus der Vorrede dieses Buches hersetzen, in der Hoffnung, daß manche Mutter und manche Tochter dadurch zum Lesen des Buches selbst, jedenfalls zu ernsterm Nachdenken angeregt werde.

Unter den sogenannten gebildeten Ständen, unter denen jetzt das Heirathen am seltensten ist, treten noch andere Ursachen hinzu, welche diese Absicht aufs Heirathen vermehren. Diese liegen in der Entfremdung vom Interesse an Hausverwaltung und täglichen Familienvorgängen, durch zahllose Unterrichtsstunden, oder noch schlimmer durch die Erziehung in einer Pension. Jener Unterricht und diese Bildungsschule fallen gerade in die Jahre, wo das erwachende Nachdenken den guten Gewohnheiten zu Hülfe kommen kann, und wo die Gefühle sich fixiren sollten. In diesen Jahren wird die Zeit des Mädchens durch Lehrstunden so sehr in Anspruch genommen, daß sie sich der Freuden und Leiden der Ihrigen nur historisch und im günstigsten Fall nur in der Empfindung bewußt ist. Die Schul- oder Pensionszeit ist endlich vollendet und die Jungfrau ist nicht mehr heimisch in dem Vaterhause; bringt sie eine Beute von Bildung mit, so ist sie den Aeltern, die an ihrer Erwerbung nicht Theil nahmen, fremd, so paßt sie nicht mehr in das Familienwesen, in dem sich, wie es scheint, diese Kenntnisse nicht erwerben ließen. Die Aeltern können den Bildungserwerb des Mädchens nicht beurtheilen, denken oft nicht einmal daran; aber es kostete Geld und deshalb hat die Tochter eine gewisse Geltung erlangt. Nun führt man sie in die Welt ein; die Mutter begleitet sie in Gesellschaften, welche die häuslichen Freuden gänzlich zu ersticken drohen, die Mittel dazu aufzehren und oft Sorge, ja Entbehrung an ihre Stelle setzen. Und da wäre die Jungfrau wol auf dem Wege, auf welchem die eine früher, die andere später dahingelangt, einen Trost zu bedürfen, den dieses Buch ihnen freilich nicht geben kann, da ich darin blos wage, den Müttern Winke zu geben, um ihren Töchtern diesen peinlichen Zeitpunkt zu ersparen. 21.

Ideen über Völkerglück, eine Reihe staatswirthschaftlicher Betrachtungen. Von Eduard Sulzer. Zürich, Geßner. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn nur die Hälfte von Dem, was über Völkerglück geschrieben und speculirt worden ist, in Ausführung gesetzt wäre, so müßten wir es wenigstens bis zur ewigen Glückseligkeit gebracht haben. Da aber leider guter Rath bei Weitem weniger theuer ist als kräftige That, so sieht es denn unter dem Monde noch immer ganz anders aus als in den Büchern. Eine Menge von Systemen durchkreuzen sich dermaßen, daß man am Ende zu dem Ausspruch der Resignation kommt: „Es ist Alles eins". In diesem vollkommenen Indifferenzpunkte der Leidenschaften und Bestrebungen liegt insofern wenigstens die sicherste Wahrheit, als derselbe das völlige Nichts enthält, aus dem Einen wenigstens nicht irgend etwas verdrängen kann, weil man eben durchaus nichts hat, woraus man verdrängt werden könnte. Allein, wie traurig dieser abstracte Nihilismus ist, liegt wol am Tage; wie sehr man sich damit im Schattenreiche des Todes befindet, wo kein warmes Herz mehr schlägt, wo alle Begeisterung Thorheit, und alle Liebe Einseitigkeit ist, das bedarf nicht erst des Beweises. Immer wollen wir uns daher des jugendlichen Sinnes freuen, der neue Gaben auf dem Altare der Menschenliebe niederlegt, der lieber in heiliger Begeisterung irrt, als sich wie der Dachs in einem finstern Schlupfwinkel festsetzt, in welchem man ihm von keiner Seite beikommen kann.

Darum heißen wir auch unsern Verf. herzlich willkommen, der sich in seinen „Ideen über Völkerglück" nicht blos als einen kenntnißreichen und denkenden, sondern auch als einen für das Besserwerden auf der Welt innig begeisterten Mann zeigt. Zunächst beabsichtigte er für die Schweiz, in welcher er lebt, eine das allgemeine Wohl des Volkes und der Bürger sicherer begründende, zweckmäßigere Handhabung des Finanzwesens und der Staatsökonomie. Allein hierbei verbreitet sich seine Forschung auch über das entfernteste Ausland und über die weiten Gefilde des allgemeinen Stahtslebens. Die Hauptidee des Verfs. in staats- und volkswirthschaftlicher Hinsicht ist die, daß nicht die Größe des Capitals den Reichthum eines Volkes und Staates bildet, sondern die möglichst vortheilhafte und freie Benutzung desselben, die vollkommenste Bearbeitung des Bodens, als der Hauptgrundlage alles Staatsreichthums. Demnach dringt der Verf. auf möglichste Verminderung der Grundsteuern sowie auf möglichste Erhöhung der Gewerbefreiheit. Den Schweizercantons insbesondere gibt der Verf. in mehren Artikeln einen Entwurf zu Verhinderung des arbeitslosen Zustandes einer großen Zahl der Bürger, oder des Armenwesens, welcher Entwurf besonders dahin strebt: 1. ein Mittel zu finden, die Bevölkerung den Fort- und Rückschritten des Nationalwohlstandes anzupassen, 2. mithin zu verhindern, daß es im Staate irgend eine vermögenslose Familie gebe, 3. die gleiche Vermögensvertheilung aus dem circulirenden Nationalcapital zu nehmen, weil sich nur dieses im Kleinen erwerben und zinstragend anlegen läßt, und 4. Almosen an Arbeitsfähige zu verhüten, weil ein edles Selbstgefühl die regste Triebfeder des Fleißes und der Sitten ist. Die Hauptartikel dieses Gesetzentwurfes sind folgende: „Es werden in der Hauptstadt eines jeden Cantons Hauptersparnißcassen von Staats wegen, unter seiner Aufsicht und Dafürhaftung, in allen Oberämtern Filialcassen errichtet, die unter der Hauptersparnißcasse stehen". Ferner: „Es kann Niemand ein Capital von mehr als 300 Gulden für sich und auf seinen Namen in der Ersparnißcasse anliegen haben. Sowie dieser Betrag erreicht ist, werden unerhobene Zinsen nicht mehr zu Capital geschlagen". Sodann: „Jede Ehe ist gesetzlich untersagt, wenn sich die Verlobten nicht bei Pfarrer und Ortsgericht mit dem Ersparnißschein ausweisen, daß sie zusammen die Summe von 300 Gulden in jener Casse besitzen". „Bei jeder Ehe werden diese Scheine gegen einen Matrimonialcapitalschein der Ersparnißcasse von 300 Gulden ausgewechselt. Ein solcher Matrimonialcapitalschein ist unaufkündbar; auf Capital und Zinsen kann kein gerichtlicher Beschlag und keine Steuer gelegt werden". Ferner: „Wenn 2 Verlobte zusammen von 10—15,000 Gulden reines Vermögen besitzen, so sind sie noch außerdem verpflichtet, bei ihrer Verehelichung ein Drittheil Aussteuer oder 100 Gulden in die Ersparnißcasse zu

schenken". Und dies steigt nach Verhältniß des Vermögens. „Diese Einlagen werden sogleich verzinst, und die Gemeinde, aus welcher der Bräutigam seinen Heimathschein hat, hiervon in Kenntniß gesetzt; sofort wird das Sittengericht zusammenberufen. Dieses besteht unter dem Vorsitz des Ortspfarrers, aus dem Gemeindamman und 9 vermögenslosen, rechtschaffenen, von den armen Familienvätern der Gemeinde auf ein Jahr frei hierzu erwählten Männern". (Wie verträgt sich das mit obigem Plane des Verfs., alle Vermögenslosigkeit im Staate aufzuheben?) „Ein jedes Mitglied des Sittengerichts hat das Recht, ein lediges, vermögensloses, gesundes Mädchen von 20—30 Jahren, untadeliger Aufführung, aus der Gemeinde in Vorschlag zu bringen; die relative Stimmenmehrheit entscheidet, welche Jungfrau die in der Ersparnißcasse aus der Heirath eines Mitbürgers erliegende ein Drittel Aussteuer zu erhalten verdiene". Diese Vorschläge des Verfs. werden in einer darauf folgenden „Vertheidigung" durchgegangen und gerechtfertigt.

In der That ist Vieles recht beherzigungswerth, was der soeben angedeutete Gesetzentwurf zur Verhinderung des Armenwesens aufstellt. Nur würde bei der praktischen Handhabung desselben sich allerdings zeigen, daß man leicht auf der einen Seite versieht, was man auf der andern recht gut zu machen dachte, wohin wir namentlich die, obschon politisch sehr weise, doch rechtlich und sittlich sehr gefährliche Beschränkung der Ehe rechnen müssen. Dessenungeachtet ist Zweckmäßigkeit dem Gesetzentwurf des Verfs. im Ganzen nicht abzusprechen.

Allein wir haben es nicht blos mit diesem besondern Theile der Schrift zu thun; deshalb theilen wir unsern Lesern in der Kürze noch den Hauptgang des Ganzen, wie ihn die Vorrede angibt, mit. „Die Verhältnisse (sagt der Verf.), in denen jetzt das Gesammtvermögen der Völker des großen europäischen Staatenbundes sich befindet, mußten in der ersten Betrachtung kurz angedeutet, in der zweiten (mußte) gezeigt werden, wie sogenannte Handelskrisen nie einen nachhaltigen Einfluß auf Nationalwohlfahrt äußern können. Tiefer fließen also die Quellen der offenbar ungünstigen Zeiten, und es war daher unerläßlich, jene Meinungen hierüber zu prüfen, welche meistens Folge und Ursache der Ansichten in politischer Oekonomie sind; der Grundstein jedes folgerechten Systems liegt zuletzt in dem Begriff vom Güterwerth; es war meine Aufgabe, diesen festzusetzen, Ricardo zu widerlegen. Beruht der Werth eines Gutes nicht lediglich in der aufgewandten Arbeit, so hängt auch die Production nicht allein vom circulirenden Capital ab, und die Wichtigkeit der Agriculturbevölkerung (?) steigt im Staatshaushalte; daher die 6. Betrachtung vom Ackerbauer. Kann das größte, das unbewegliche Capital eines Volkes seine Richtung nicht verändern, beruht aber zuletzt die Wohlfahrt des Ganzen auf der Lage dieses Vermögens, so müssen sich hier die ersten Ursachen des Verfalls entwickelt haben. Eine dieser Ursachen ist die Höhe der Abgaben; diese sind größtentheils Folge der ungeheuern öffentlichen Schuld; doch mit den Schulden der Staaten stiegen auch in den Zeiten beschleunigten Umlaufes die Schulden der Bürger; der Weltfriede, die Maßregeln der Regierungen drängten den Verbrauch in seine natürlichen Grenzen zurück, der Güterwerth fiel, Steuern, Zinsen und Bevölkerung blieben gleich, der Verkehr stockte. So weit bis zur 10. Betrachtung die Entwickelung unsers gegenwärtigen Zustandes. Dieser ist also nicht, wie Hr. von Sismondi glaubt, eine Folge der Ueberproduction; daher scheinen mir auch seine Mittel der Abhülfe nicht anwendbar. — Doch welche? Handelsfreiheit, um den Verkehr zu beleben, — Veränderlichkeit der Abgaben, um diese der Zahlungsfähigkeit möglichst anzupassen. — Endlich Armenversorgung. Ansichten von Malthus. Meine Ansichten über die möglichst freie Verfügung auch des unbeweglichen Eigenthums. Ich zeige ferner, wie sich alle Fluctuationen der Bevölkerung endlich nach den Veränderungen in dem Nationalcapital richten, wie ungleich aber die Verhältnisse der Geschwindigkeiten in den möglichen Veränderungen der Population und der Nationaleinkünfte sind, daher die Hülfsbedürftigkeit. Die 17. Betrachtung enthält das Mittel, den Wirkungen dieser ungleichen Verhältnisse vorzubeugen, die 18. die Vertheidigung meines Vorschlags, die Beilage einige Beweismittel". Hierin liegt der ganze Schematismus der Schrift. Daß der Verf. ein Wahrheitsfreund ist, zeigt das herrliche Motto aus Dante:

E, se io al vero son timido amico,
Temo di perder vita tra coloro,
Che questo tempo chiameranno antico.

70.

Notizen.

Sheridan der Grieche.

Lord Belgrave schloß einst im Unterhause seinen Vortrag mit einem gewaltig langen Citat aus einem griechischen Schriftsteller, welches, seiner Meinung nach, seiner Behauptung als Beweis ihrer Richtigkeit dienen sollte. Sheridan nahm unmittelbar darauf das Wort und bemerkte dem edeln Lord, daß sein griechisches Allegat allerdings sehr zu seinen Gunsten spreche; „allein", fuhr er fort, „wenn der edle Lord die Stelle ganz gegeben hätte, so würde er gefunden haben, daß sie gerade das Gegentheil von Dem sage, was er behauptete". Und nun fing er mit gewaltiger Suade an, eine lange, dem Wortlaute nach griechische Tirade, voll ais, os, gus und gos, herzusprechen, sodaß der edle Lord nicht unterlassen konnte, dem gelehrten Gegner ein Compliment über sein treffliches Gedächtniß zu machen und frei zu gestehen, daß der Rest des Allegats allerdings Das besage, was Hr. Sheridan behauptet habe. Nach aufgehobener Sitzung fragte Fox, der sich auf sein Griechisch etwas zugutethat, wie er dazu gekommen sei, sich dieser Stelle so vollkommen zu entsinnen? „Es ist wahrhaftig so, wie Sie sagten", fuhr er fort, „aber ich erinnerte mich derselben lediglich nicht mehr, bevor Sie dieselbe anführten". Fox hatte Recht; denn an Allem, was Sheridan sprach, war kein griechisches Wort, und der witzige Redner wollte vermuthlich seinen Gegner nur auf das Eis führen, der wol selbst kein Wort von der auswendig gelernten Stelle verstand.

Franz Pizzicardi.

Manchmal wirft sich der Aberglaube auch auf Menschen und Dinge, welche ihrer Beschaffenheit wegen Verachtung verdienen. So ging es dem Wucherer Franz Pizzicardi zu Parma erst nach seinem Tode noch, wie er es im Leben verdient hatte. Er starb im Jahr 1478 und wurde im Habit und der Kapuze in der Franciscanerkirche begraben. Gerade damals regnete es beinahe unaufhörlich. Das gemeine Volk schrieb diese Sündflut dem Umstande zu, daß man diesen Wucherer in geweihter Erde begraben habe. Er wurde daher wieder ausgegraben und in den Po geworfen, so sehr der Erzbischof auch es zu verhüten suchte. Allein der wüthende Pöbel schlug die Kirchthüre ein, grub den Leichnam aus und schleppte ihn so an dem Strick, den er um den Leib hatte, bis an den Strom. Als der Pöbel den Leichnam durch die Straßen schleifte, kam ein altes Weib mit einer Stange aus ihrem Hause gesprungen und hieb auf den Todten mit den Worten los: „Gib mir meine Eier wieder". Die Alte hatte von dem Wucherer einen Dukaten geliehen und mußte ihm täglich 2 frische Eier als Zins geben. Der Annalist von Parma, der dieses Ereigniß beschreibt, schließt seine Erzählung mit den Worten: „Et fuit mirabile, quod pluvia illico cessavit". Da hatte freilich der Pöbel Recht, und der Erzbischof Unrecht!

36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 133. — 13. Mai 1830.

Erinnerungen an Gower, Chaucer und Lydgate.

Nach einer Privatvorlesung des Dr. Franz Horn.*)

Schon die schlicht treuherzige und doch anziehende Weise, mit der Shakspeare in seinem „Perikles" den alten Dichter John Gower als Prolog und Choragen auftreten läßt, könnte veranlassen, sich mit demselben näher bekanntzumachen. Fragen wir nun zunächst die englischen Literaturhistoriker über ihn, so wird uns Gower als ein um Sprache und Bildung seines Volkes hochverdienter Mann gepriesen, und wir erfahren, daß ein größeres episches Gedicht von ihm ziemlich das früheste in englischer Sprache verfaßte, wie gedruckte sein mag, wie er denn auch bei den oben gedachten Bemühungen zuerst genannt zu werden verdient. Zwar finden wir in Warton's „Geschichte der englischen Poesie" Chaucer seinem Freunde vorangestellt; doch gibt der Verfasser selbst zu, daß er Gower hauptsächlich mit deshalb später eingeführt habe, weil er, über dessen Geburtsjahr in Unwissenheit, angenommen, daß Gower, als der Ueberlebende, der Jüngere gewesen. Chaucer starb am 25. Oktober 1400 im 73. Lebensjahre, Gower 1402. Dieser aber singt:

> And greete wel Chaucer when ye mete,
> As my disciple and my poet:
> For in the flowers of his youth
> In sundry wise as he well couth,
> Of dites and of songes glade
> The wich he for my sake made.

Deutsch etwa:

> Trefft ihr (die Reime) ihn an, grüßt Chaucern fein
> Als Schüler und den Dichter mein:
> Denn in der Blüte seiner Jahr'
> Voll Weisheit wie voll Weisen war
> An Liedern er und frohem Sang,
> Der mir von ihm zur Ehr' erklang.

Bei Leibe darf man sich also, von der in seinen Gedichten waltenden Treuherzigkeit verführt, keinen Hans Sachs in Gower vorstellen. Vielmehr war er ein Mann von Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Belesenheit **), namentlich auch in der französischen und italienischen Literatur, und so versteht es sich im Geist jener Zeit fast von selbst, daß er auch Lateinisch schrieb und dichtete. Drei Werke sind es, welche Gower's Namen zunächst verewigt haben: „Speculum meditationis, or the mirrour of meditation", ein nie gedrucktes in französischen Reimen in 10 Büchern verfaßtes Manuscript, welches die allgemeinen Begriffe von Tugend und Laster entwickelt, die Glückseligkeit der ehelichen Treue mit Beispielen aus biblischer und profaner Geschichte belegt und den Pfad angibt, welchen die Verirrten zur Wiedererlangung der göttlichen Gnade zu wandeln haben. Das zweite gleichfalls ungedruckte Gedicht Gower's besteht aus 6 Büchern lateinischer Elegien und führt den Titel: „The vox clamantis, or the voice of one crying in the wilderness". Leider hat der Verf. wirklich eine verhallende Stimme in der Wüste erhoben, was bei dem meist rein historischen Inhalt — es soll eine gereimte Chronik der verschiedentlichen Empörungen unter Richard II. enthalten — wahrhaft zu beklagen ist. Ein schönes und wohlerhaltenes Manuscript soll sich im Aller-Seelen-Collegium zu Oxford befinden, welches der Verf. (wie er in der gleichfalls in lateinischen Versen verfaßten Weihe sagt), alt und blind geworden, dem Erzbischof Arundel zueignete. Das bedeutendste Werk endlich unsers Dichters ist sein: „The confessio amantis, or the lover's confession", englisch, in 8 Büchern, welches 1483 zuerst gedruckt ward. Der Prologus einer spätern Ausgabe berichtet, daß Gower mit dem damals noch glücklichen König Richard II. sich bei einer Wasserfahrt auf der Themse getroffen habe, von diesem aus seinem bescheidenen Boot in die königliche Barke geladen und nach mannichfacher gnädiger Unterredung aufgefodert sei: 'mal wieder etwas Neues zu Buche zu bringen („to book some new things"). Das ganze Gedicht besteht aus der

---

*) Vgl. Nr. 117 u. 118 d. Bl. f. 1828 und Nr. 126 u. 127 f. 1829, wo sich Aufsätze über Beaumont und Fletcher und Massinger finden. D. Red.

**) H. Sachs hatte gleichfalls eine sehr ausgebreitete Belesenheit, aber freilich nur in Uebersetzungen. Man könnte jedoch den alten Scherz des Kasperl in dem Puppenspiel „Faust", er verstehe sämmtliche Sprachen, aber alle auf Deutsch, in Beziehung auf unsern lieben Meistersänger in den besten Ernst verwandeln. Er verstand nicht blos alle Sprachen, sondern auch das ganze Leben auf gut Deutsch, er fühlte, dachte, betete, liebte, scherzte, dichtete, Alles, Alles nur Deutsch und auf Deutsch.

Unterredung eines Liebenden mit seinem Beichtvater, welcher jedoch seltsamerweise dem Priesterthume der Venus — bunter Gattung — zugethan ist, sodaß Ovid's „Kunst zu lieben" mit Katechismus und Brevier in naiver Vermischung erscheint. Im Verlauf dieser Beichte kommt denn freilich jede schlimme Neigung des Herzens zur Sprache, welche den Erfolg in der Liebe verhindern und ihren Fortschritt aufhalten kann, wo denn der Dichter nicht allein Gelegenheit findet, viele Beispiele der alten und neuen Zeit in seiner moralisch-lehrhaften Art vorzutragen, sondern auch seine Kenntnisse von der Philosophie, Naturkunde u. s. w. dem Leser mitzutheilen. Nach der Weise mehrer damals gefeierten französischen und italienischen Dichter, z. B. Jean de Meun, Lorris, Colonna u. s. w., welche sich Gower mehr oder minder zum Muster genommen zu haben scheint, hat er auch viel mit allegorischen Personen zu verkehren. Seine Nachahmung wird sowol dem Inhalt als der Form nach leicht schwerfällig, dahingegen erscheint er überall, wo er seine Natur walten läßt, liebenswürdig, und seine aus Chroniken und Sagen schöpfenden Erzählungen haben viel Anziehendes. Bei aller gelehrten Belesenheit scheint unser Gower aber auch die phantastisch gewobenen Klänge der Romanzen wohl gekannt und sich daran erfreut zu haben. Sein Liebhaber erklärt unter Anderm, welcher Vorschub jener zarten Neigung des Herzens durch das Ohr geleistet werde. „Die Geliebte sprechen zu hören, sei ein höherer Schmaus, als irgend ein longobardischer Koch aus den ausgesuchtesten Leckerbischen zu bereiten wisse; — so gar erquicklich seien sie doch nicht u. s. w." Weiter singt er:

> As bin the wordes of hir mouth;
> For as the wyndes of the South
> Ben most of all debonaire,
> So when hir lust to speak me faire,
> The vertue of her goodly speche
> Is verily myne hartes leche.

Deutsch etwa:

> Als ihres Mundes Worte sind:
> Denn wie von heißem Süd der Wind
> Vor allen andern lieblich ist,
> So wenn zu kosen sie erkiest,
> Die Kraft von ihrem edeln Wort
> Wird meines Herzens Arzt sofort.

Weiterhin sagt er: „Sie singen hören Paradies!" und fährt dann fort:

> My ere with a good pitance
> Is fed of redynge of romance
> Of Idoyne and Amadas,
> That whilom were in my cas;
> And eke of other, many a score
> That loved long ere I was bore;
> For when I of her loves rede
> Myn ere with the tale I fede;
> And with the lust of her histoire,
> Sometime I draw into memoire,
> How Sorrowe may not ever last,
> And so hope comith in at last.

Deutsch ungefähr:

> Mein Ohr als Höhl' und Schlund sich weist,
> Ist mit Romanzen gar gespeist
> Von Idoyn' und Amadas,
> Der weiland in meinem Falle was;
> Und der und jener von der Schar
> So liebt', eh' ich geboren war;
> Denn les' ich ihre Liebesmär,
> Mein Ohr daraus ich lab' und nähr'
> Und bei des Hergangs Lust und Scherzen
> Ich auch mitunter fass' zu Herzen:
> Daß Traurigkeit nicht ewig währt,
> Und so wird Hoffnung mir beschert.

Die 3 genannten Werke sind auf Gower's Grabmal in Conventual zu St.-Marien in Southwark abgebildet. Durch seinen Freund Chaucer ist er mit dem Beinamen: The morall Gower auf unsere Zeit gekommen, und das Archiv jener klösterlichen Stiftung bewahrt sein Andenken als das eines frommen Christen und Kunst liebenden und fördernden Mannes. Aus den Akten der Kirche geht hervor, daß unser Dichter täglichen frommen Gesang zur Ruhe seiner Seele verordnet, und daß er noch bei seinen Lebzeiten mit freigebiger Milde zur Wiederherstellung des Gotteshauses und zum Ausbau seines noch jetzt als Denkmal gothischer Baukunst stehenden Doms beigetragen habe.

Auf ähnliche Weise für die Bildung der englischen Sprache bemüht, und noch weit erfolgreicher wirkend als sein Freund Gower ist Geoffrey Chaucer. Dieser mit mannichfachen und bedeutenden Talenten ausgerüstete Dichter war 1328 geboren. Wenngleich Edelmann, hatte sein Vater nicht verschmäht, durch Theilnahme an verschiedenen Handelsunternehmungen ein bedeutendes Vermögen zu sammeln, sodaß der das Leben vielfach beansprechende Sohn sich in keiner Weise gehemmt sah. Noch auf der hohen Schule zu Oxford in seinem 19. Jahre schrieb Chaucer den „Liebeshof", das älteste Gedicht, welches in englischer Sprache noch gedruckt vorhanden ist. Wie der gründliche Warton uns versichert, enthält dieser „Court of love" nur die Gesetze, welche die französischen Gerichtshöfe der Minne vorschrieben, in Reime gebracht. Dennoch erwarb diese Arbeit dem Verf. großen Ruhm, sodaß er sich nach einiger Zeit veranlaßt fühlte, dem Studium der Rechtswissenschaft zu entsagen und sein Glück an dem glänzenden Hofe Eduards III. zu suchen. Seine liebenswürdige Persönlichkeit verschaffte dem jungen Ritter schnell Gönner und Beförderer, und so sehen wir ihn bald als Edeldiener des Königs selbst und erklärten Liebling des Prinzen, seines Sohnes, Johann von Gand, des nachmals berühmten Herzogs von Lancaster. Dieser bediente sich seiner nicht selten als Minnebote, und Chaucer feierte das Vertrauen seines großen Beschützers, indem er dessen Liebe zu seiner schönen Muhme, der Herzogin Blanca, deren Anmuth und Tugend, wie die endliche Vereinigung der mannichfach Geprüften besang. Er erwarb neue Gunst und wurde bald darauf als Brautwerber des Herzogs von Clarence nach Italien geschickt, um die Hand der mailändischen Herzogstochter Violante zu freien. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich

bei Petrarca einführen und machte wahrscheinlich auch Boccaccio's persönliche Bekanntschaft, wie denn auch seine mannichfaltigen bald nach Frankreich, bald nach Italien gerichteten diplomatischen Sendungen, mit denen er späterhin beauftragt ward, stets von Chaucer auf das angelegentlichste benutzt wurden, sich mit der Sprache und Literatur jener Länder aufs innigste vertraut zu machen. Bei seiner Zurückkunft sehen wir unsern Reisenden als Günstling und Anhänger des Herzogs Johann, der als Mitverweser des Reichs und Vormund seines Neffen Richard II. bedeutenden Einfluß hatte, aufs neue bei Hofe eine wichtige Rolle spielen. Alle Schönheit und Tugend der Herzogin Blanca war nicht vermögend gewesen, den Flattersinn ihres Gemahls zu fesseln, welcher in neuer heftiger Leidenschaft für Lady Katharina Swynford entbrannte, mit deren Schwester Philippa — einer Hofdame der Herzogin von Lancaster — sich Chaucer ehelich verbunden hatte. Ein noch tieferes, innigeres Anschließen aber ward, wie wir zur Ehre beider Männer annehmen wollen, dadurch herbeigeführt, daß Chaucer, gleich seinem fürstlichen Beschützer, der Lehre wie der Person des freisinnigen Johann Wiclef eifrig zugethan war. Wie aber auch Staatsgeschäfte, Hofintriguen und theologische Streitfragen den rüstigen Mann in Anspruch nehmen mochten, ließ er seine dichterische Thätigkeit doch keineswegs unterbrechen. Mit Ruhm verdient es anerkannt zu werden, daß Chaucer in seiner Muttersprache dichtete, wie er sich im Verein mit Gower bemühte, derselben Nachdruck und Wohllaut zu geben; sonst ist freilich zu bedauern, daß er eben wie sein obengenannter Freund Franzosen und Italiener zu sehr nachahmte, ja häufig sogar nicht gerade die Trefflichsten zum Muster erwählte.

Wie natürlich, ist auch er in seiner Eigenthümlichkeit, d. h. wo er mit eignen Augen schaut und selbst empfindet, am anziehendsten. Mit der meisten oder doch glücklichsten Neigung widmet er seine Feder der Satyre und einer launigen Darstellung des dermaligen Lebens und seiner Verhältnisse, doch scheint er uns auch gern bei den sanftern Natursceneu zu verweilen. So schildert er z. B. einen Sommermorgen:

> The merry lark, messengre of the day
> Sale with in her song the morrow gray
> And firie Phoebus ryseth up so bright
> That all the orient laugith at the sight
> And with his strimis dryeth in the greves
> The silver dropis hanging in the leves.

Deutsch etwa:

> Die lust'ge Lerch', die Heroldin des Tags,
> Das Graun des Morgens grüßt sie lauten Schlags.
> So glanzvoll auf sich Phöbus Feuer macht,
> Daß all der Ost bei seinem Anblick lacht,
> Und saugt, hinstreifend über Busch und Hain,
> Die Silbertropfen auf den Blättern ein.

Das Bild einer Schönen malt er folgendermaßen:

> Emilia, that fairir was to seen,
> Than is the lillie upon the stalk grene
> And freshir than the May with flouris newe,
> Tor with the rosy colour strove her hewe.

Deutsch ungefähr:

> Emilia, die schöner noch erschien,
> Als Lilie prangt auf schlanken Stammes Grün,
> Und frischer als neu blühnder Mai sich bot;
> Denn ihre Farbe stritt mit Rosenroth.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Doppeleid, oder die Wallfahrt nach Jerusalem. Von J. Satori. 2 Bände. Leipzig, Rein. 8. 1830. 2 Thlr. 16 Gr.

erinnert lebhaft an das vorige Jahrhundert, an die Romane der Radcliff. Schaudervolle Geheimnisse, ein altes, unheimliches Schloß, in dessen unbewohntem Theil es spukt, Personen, die wie der Alte Ueberall und Nirgends allgegenwärtig zu sein scheinen, ein Auflösen des Knotens, wozu es der Beihülfe des zerhauenden Schwertes bedarf, alles Das findet sich, zugleich aber auch ein Anschmiegen an den Zeitgeschmack. Man raisonnirt vielleicht noch mehr als in dem „Abentheuer im Walde", dem „Schlosse Mauzini" u. a. m.; allein, man thut es mit besserm Anstand, zeigt sich sittlicher, stellt die Geistlichen nicht als Heuchler und Schelme dar, hegt frömmere Gesinnungen, überladet nicht die Unwahrscheinlichkeiten, versetzt das Schloß mit seinen natürlichen Spukereien nicht nach vormaliger Sitte nach Südeuropa, sondern nach Polen und läßt glücklich werden, was nur irgend Lebenskraft und ein gutes Gewissen in sich trägt. Freunde des Abenteuerlichen und einer umständlichen Auseinandersetzung werden hier ihre Befriedigung finden.

Ungleich geduldigere Leser fodert:

2. Entsagung. Roman von Regina Frohberg. 2 Bände. Zweite Auflage. Wien, Mayer. 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

in welcher Titeltugend sich Ref. üben mußte, als er das Buch durchblätterte. Allerlei Salonsherren und Damen spinnen unendliche Reden aus, verlieben sich hin und her, bilden sich es noch öfterer ein, verheirathen sich aus dépit oder Grille, und die Entsagung fällt einzig dem Leser anheim, der das Ergebniß gewinnen kann, wie ein Buch, das weder die Sitten, den Staat, die Religion beleidigt, noch Anstand und Convenienz kränkt, so entsetzlich trivial und geistlos ist.

3. Magische Laterne. Kleinere und größere Geschichten und Erzählungen von Friedrich Hopphthalmos. 2 Bände. Brünn, Traßler. 1828. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Bestand die Aufgabe, die der Sammler dieser kleinen Erzählungen, Anekdoten, Auszüge aus Reisebeschreibungen, Tageblättern u. s. w. sich stellte, darin, jeden geistigen Bestandtheil auszuscheiden und nur den todten Niederschlag übrig zu lassen, so muß man bekennen, daß er das Ziel erreichte, ja überschritt. War die Stufe so ergiebig, daß selbst der ungeschickteste chemische Prozeß sie nicht in eine form- und lichtlose Masse verwandeln konnte wie bei einigen Criminalgeschichten und Beiträgen zur Völkerkunde, so misgestaltet sie wieder die Bearbeitung, die von Anglicismen und Gallicismen wimmelt. Wann werden endlich unsere Fabriküber- setzer begreifen lernen, daß zu ihrem Tagewerk 2 Dinge durchaus erfoderlich sind: den Buchstaben und doch einigermaßen den Geist des fremden Idioms zu verstehen und die eigne Sprache richtig zu schreiben, nicht die Wortfügung, den veränderten Gebrauch der Zeitwörter in der fremden auf jene einwirken zu lassen?

4. Erzählungen von Hermann Gottfried Koch. Erstes Bändchen: Die Brautreise. Hersfeld, Industrie-Comptoir. 1829. Gr. 8. 15 Gr.

Platt bis zur Gemeinheit, doch ohne eigentlichen Schmutz.

5. Bunte Bilder, in Erzählungen, Novellen und Balladen, von Manfred. Nürnberg, Zeh. 1830. 8. 2 Thlr.

Ansprechend durch ein herzliches, natürliches Gefühl, durch den bescheidenen Farbenauftrag, der den keuschen Umriß nicht verbirgt. Fehlt den Gruppen, wie der einzelnen Gestalt und der Composition überhaupt, der poetische Aufschwung, das Anziehende erhabener, grosartiger Schönheit und einer beweglichen Einbildungskraft, so fehlt den Bildern (und das gibt einen starken Ueberschlag) dagegen auch die verdrießliche Interessantigkeit, das Haschen nach Effect und Abnormitäten jeglicher Art. Das von Ueberladungen, gräßlichen Ideen und der grellsten Färbung übersättigte, wunde Auge freut sich, bei den freundlichen, mäßig gehaltenen Bildern auszuruhen, und wird mit Vergnügen zu dem erneuten Anblick zurückkehren. Das Urtheil stimmt mit der Neigung des Auges überein und erlaubt sich blos, noch zu sagen, daß ihm der humoristische Theil der am mindest gelungene im Buche dünkt: eine Meinung, die das Nachwort des Herausgebers gewissermaßen bestätigt, indem er versichert, daß die fröhliche Stimmung des Verfs. nur eine erkünstelte war. Unter den Sorgen und Dornen des Lebens erwächst der Humor nur als eine verkrüppelte, verbogene Pflanze, wenn er nicht bitterer und beißiger Natur ist, welche Sorte der wohlgesinnte, gutherzige Schriftsteller sicherlich nicht in seinem Boden wuchern ließ, also mit Art und Abart sich nicht befreunden konnte.

6. Herbstabendunterhaltungen, von dem Verfasser der Memoiren einer Zeitgenossin. Aus dem Französischen von Carlo Minona. Schneeberg, Schumann. 1829. 8. 18 Gr.

Inhalt und Uebersetzung gehen nicht über die Grenzen des Gewöhnlichen, es liest sich glatt weg, man mag nicht darüber nachdenken, woher es komme, daß die recht fließende Uebersetzung, die wenig starke Gallicismen hat, doch nirgends das Ansehen eines Originals bekommt. Einestheils mag es im Buche selbst liegen, zusammengeklaubte Anekdoten, welche die Liebenswürdigkeit, Gutherzigkeit und Tapferkeit Napoleons und seiner Würdenträger verherrlichen, woraus, auch ohne Kenntniß des Originals, sich deutlich erkennen läßt, daß erstens der französische Bombast von dem deutschen sehr verschieden ist, und zweitens, daß der französische Herausgeber von den Siegen seiner Nation wol zu erzählen weiß, aber selbst kein Held auf dem Feld der Literatur ist, nicht den jungen Heroen nacheifert, die den steifen Zwang, der ihre Poesie, ja, ingewissem Sinn ihre Schreibart einschnürte, durchbrachen und sich Lorbern eroberten und verdienten. Solcher kühnen Gesinnung ist unser Autor nicht, er folgt, wenn er etwas von dem Seinigen den Thatsachen hinzuthut, sie erklärt und einleitet, der breiten Spur des Melodrama und weinerlichen Rührspiels, und selbst die guten Wiener, deren Volksthümlichkeit so scharf ausgeprägt ist, reden so sentimental wie ein leidender Edler in einem Criminalstück auf einem der kleinen pariser Theater.

34.

Notizen.

Vom Balken und Splitter.

Die tiefe Lehre, welche die Stelle des Evangeliums enthält, wo des Gleichnisses mit dem Balken im eignen und dem Splitter im fremden Auge gedacht wird, wie so selten wird sie doch beherzigt, und oft gerade von Denen, die sich neuerdings als die rechten und wahren Zionswächter berufen glauben! So erscheint z. B. ein „Homiletisch-liturgisches Correspondenzblatt" von dem Pfarrer Brandt zu Roth bei Nürnberg, in welchem neben den übertriebensten supernaturalistischen Ansichten ein Geist so heftiger Polemik gegen Andersdenkende, ein solcher Zeloteneifer für die einmal erfaßte Meinung herrscht, daß der Unbefangene sich oft voll Unwillen gegen diese in Verketzerungssucht ausartende Härte abwenden muß. Dennoch — es ist merkwürdig! — ertheilt jetzt dasselbe Blatt einem andern Organ der hyperorthodoxeren Partei, dem unter dem seltsamen Titel: „Die Wahrheit zur Gottseligkeit", erscheinenden Journal des Predigers Hasenkamp zu Begesak bei Bremen, den Rath: in seinen Besprechungen „die polemische Härte" zu vermeiden und „dem Wesen des Geistes Raum zu geben, der auf Elias kam in stillem, sanftem Sausen". Schreiber dieses ist die Hasenkamp'sche „Wahrheit zur Gottseligkeit" unbekannt; sie mag aber so derb polemisiren, wie sie will, schwerlich wird sie das „Correspondenzblatt" des eifrigen Hrn. Brandt überbieten können, und hier ist gewiß der Spruch vom Balken und Splitter diesem Kirchenhelden ins Gemüth zu schieben erlaubt, um so mehr, da derselbe in seiner Polemik gegen Paulus, Dinter u. a. verdiente Männer oft genug einen Geist documentirt, nicht wie der „im sanften Sausen" über Elias gekommene, sondern wie der im heulenden Sturmwind über Samuel dahingefahrene, und dies zwar, fragt man warum? blos weil diese Männer nicht die Leuchte der Vernunft auslöschten, wie die kirchlichen Streithähne unter dem Kreuzpanier der Herren Brandt, Hengstenberg u. s. w.

Hört! hört!

Dasselbe Blatt des Hrn. Brandt zu Roth bei Nürnberg fühlte sich kürzlich auch gedrungen, einer vornehmen, sogenannten „gebildeten" Dame (deren Name jedoch verschwiegen wird) ein Compliment darüber zu machen, daß sie lieber an der ihr „nahegelegenen" protestantischen Kirche vorüber in eine entferntere katholische gehe, wenn in der erstern nur Moral gepredigt wird. Hier möchte man doch den Protestanten, welche in Hrn. Brandt und seinen Blatttheilnehmern die rechten und wahren Auskocher des evangelischen Fünftelsaftes zu erkennen glauben, ein: Hört! hört! zurufen; denn abgesehen davon, daß schon an sich die Moralschen unserer Neufrommen als merkwürdig erscheinen und auffallen kann, so muß sich nothwendig durch diese Anpreisung des Besuchs katholischer Kirchen ein Licht über die geheime Tendenz der Leutchen entzünden, welche jetzt mit so lebhaftem Geschrei den verlassenen Schafstall Israels erfüllen und unter dem Vorgeben, allein im Besitz des Mannas der Erkenntniß zu sein, schwenkfeldianisiren, verketzern und toben, daß es eine Art hat.

9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 134. —— 14. Mai 1830.

Erinnerungen an Gower, Chaucer und Lydgate.

Nach einer Privatvorlesung des Dr. Franz Horn.

(Beschluß aus Nr. 133.)

Unter seinen Gedichten nennen wir „Troilus und Kressida", „Das Haus des Ruhms", vorzüglich aber die „Canterbury-tales", welche letztere seinen Ruhm am dauerhaftesten begründet haben. Der Dichter stellt uns in denselben eine Schar Pilgrime dar, welche auf einer Wallfahrt zu den Gebeinen des heiligen Thomas Becket in der Schenke zum Waffenrock zu Southwark zusammentreffen. Bei näherer Bekanntschaft beschließen sie die fromme Wegfahrt gemeinschaftlich zu thun, und ihre Beschwerniß dadurch zu erleichtern, daß jeder Wallfahrer täglich eine Geschichte zum Besten geben soll. Man sieht, wie hier auch die äußere Einkleidung von Boccaccio's „Decameron" entlehnt ist, welcher bekanntlich mehre edle Florentiner und Florentinerinnen, die der Ansteckung des in ihrer Vaterstadt wehenden Pesthauches auf einem anmuthigen Landhause entflohen sind, eine ähnliche Kurzweil ersinnen läßt. Wir müssen gestehen, daß die Art, wie hier mehre jener erzählenden Personen dargestellt sind, und diejenigen Geschichten, welche Chaucer's eigne Erfindung zu sein scheinen, oder doch wenigstens auf englischem Grund und Boden spielen, uns das bei weitem Vorzüglichere in diesem Gedichte zu sein dünken, namentlich ist die Erzählung des Müllers, wie dieser selbst, voll echt komischer Zeichnung. So gibt sich die gezierte Klosterfrau gleichfalls als ein wohlgelungenes sprechendes Portrait, wie überhaupt sämmtliche Pilgrime sich besonders im Eingang mit frischer Lebendigkeit vor uns hinstellen. Die meisten dieser Geschichten sind jedoch Andern, Franzosen oder Italienern, nacherzählt, und der Dichter thut sich mit Recht etwas darauf zu gute, seinen Schreiber sagen lassen zu können, daß er die Historie, welche die Gesellschaft von ihm zu hören bekomme (es ist die von der geduldigen Grissilde), einst aus Petrarca's eignem Munde erfahren habe.

Nun ist zwar jene Geschichte eigentlich in Boccaccio's „Decameron" erzählt, doch mag Chaucer's Angabe dessenungeachtet ihre völlige Richtigkeit haben. In einem Briefe an Boccaccio nämlich spricht Petrarca seine Verwunderung gegen den Freund aus, daß er nach fast 30jähriger Bekanntschaft bis dahin den weltberühmten „Decameron" seines lieben Schülers noch nicht gekannt habe. Indessen sei die Muße seines Aufenthaltes in Arqua (zwischen Padua und Venedig) ihm diesmal für jenen Genuß förderſam gewesen, und er habe sich besonders an der Geschichte von der geduldigen Grissilde so sehr erfreut, daß er dieselbe nicht nur in das Lateinische übersetzt, sondern auch fast jedem ihm begegnenden Bekannten mitgetheilt habe. Er erwähnt ferner der Theilnahme, welcher jener Alles Duldenden überall geworden, und gedenkt besonders eines Paduaners, welcher dabei in Thränen fast zerflossen sei. Dadurch herausgefodert, fährt Petrarca fort, habe ein Veroneser seinen Heroismus prüfen und bewähren wollen, und zu dem Ende jene Blätter mit lauter Stimme Wort für Wort gelesen, ohne die mindeste innere Bewegung zu verrathen; als er ihm jedoch dieselben zurückgegeben, habe er das Geständniß nicht umgehen können, daß er einzig dadurch seine Fassung behalten, indem er an die Unmöglichkeit gedacht habe, daß je solche geduldige Frau gelebt haben solle, mithin also die ganze Geschichte erfongen sei. Wem aber unser Chaucer seine Grissilde verdanken möge, sie trug ihm bei seinen Landsleuten großen Ruhm ein. Leider nur sollte derselbe ihm durch mancherlei politische Begebenheiten verkümmert werden. Wicklef's Anhänger hatten sich lange im Stillen verstärkt und glaubten sich jetzt mächtig genug, die Wahl eines Lord-Mayors von London aus ihrer Partei durchsetzen zu können. Indessen hatte die längst durch sie aufgebrachte Geistlichkeit das Volk wie den Hof für sich einzunehmen gewußt, es kam zu tumultuarischen, ja selbst blutigen Auftritten, welche mit den strengsten Maßregeln gegen die verwegenen Neuerer endeten. Unter diesen Umständen sah sich Chaucer, der als ein persönlicher Freund Wiclef's überdies noch bekannt war, genöthigt aus seinem Vaterlande zu fliehen. Er wählte im Hennegau seinen Zufluchtsort und führte dort, nur mit literarischen Arbeiten beschäftigt, ein eingezogenes und unabhängiges Leben. Vielfach in diplomatischen Angelegenheiten gebraucht, war es ihm schon früher nachgegeben, sein einträglichstes Amt, das eines Zollaufsehers über den Hafen von London, durch einen Stellvertreter versehen zu lassen, und so blieben ihm auch in der freiwilligen Verbannung seine Einkünfte Anfangs ungeschmälert. Aber die Unred-

lichkeit eines Geschäftsträgers brachte Chaucer'n endlich doch in äußere Bedrängniß, sodaß er sich entschloß, seine Rechte persönlich wahrzunehmen. Nach London zurückgekehrt, wurde er jedoch sogleich gefangen gesetzt, und seine Gegner wollen behaupten, daß er Leben und Freiheit nur habe erkaufen können, indem er der Regierung mehre seiner Partei nachtheilige Entdeckungen machte. Auch der Haft entlassen blieb Chaucer jedes Amtes entsetzt, indeß wußte er sich im Umgang mit den Musen darüber zu trösten, und eines seiner um diese Zeit verfaßten Gedichte, „Das Vermächtniß der Liebe", eine Nachahmung von Boethius' Buch „De consolatione", welches er früher schon übersetzt hatte, gewann ihm die verlorene Gunst seines Monarchen insoweit, daß ihm in seiner ländlichen Einsamkeit einige Unterstützungen zu Theil wurden. Bald jedoch sollte Chaucer's Lage sich aufs Neue und zwar glanzvoll verwandeln. Sein Beschützer, der Herzog von Lancaster, welcher, in Hoffnung, dereinst die aragonische Königskrone zu tragen, sich in zweiter Ehe mit Peters des Grausamen Tochter vermählt hatte, kehrte jetzt 1389, zwar in seinen Königshoffnungen getäuscht, aber doch mit fürstlichen Schätzen bereichert nach England zurück. Hier flammte die frühere Leidenschaft für Katharina Swynford wieder auf, und als der Herzog sich nach Verlauf von 4 Jahren abermals verwitwet sah, gab er der Geliebten den Namen und die Rechte seiner Gemahlin und ließ die Kinder ihrer frühern Verbindung freiwillig legitimiren. Auf diese Weise nah mit der königlichen Familie selbst verwandt, sah Chaucer sich wieder von der hohen Flut des äußerlichen Glücks emporgetragen; doch war er nicht zu bewegen, sich noch einmal den hochgetriebenen Wellen der veränderlichen Hofgunst preiszugeben. In der Stille seines Landsitzes zu Dunnington lebte der rüstige Greis einzig mit wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten beschäftigt; welche letztere von ihm immer von neuem sorgfältig um- und überarbeitet wurden. So empfingen z. B. die „Canterbury-Geschichten" hier die Vollendung der letzten Hand, wie die gleichfalls gereimte Erzählung: „Sir Topaz", welche man mit gewissen ruhmredigen englischen Kritikern allerdings den Vorläufer des „Don Quixote" nennen möchte, wenn das unübertroffene Meisterwerk des Cervantes keinen höhern Zweck hätte, als die thörichten Ausartungen des Ritterthums lächerlich zu machen. Zurückgezogen von allem politischen Treiben sehen wir Chaucer auch durch dasselbe unberührt, und weder durch den Tod seines fürstlichen Beschützers und nunmehrigen Schwagers, des Herzogs von Lancaster, noch durch die bald darauf folgende Revolution, die dessen Sohn Heinrich auf den englischen Thron setzte, in seinem friedlichen und harmlosen Umgang mit den Musen gestört oder verkümmert.

Die Zeit wie die Gesinnung des nüchtern staatsklugen nunmehrigen Königs Heinrichs IV. war der Dichtkunst nicht günstig, und die englischen Literaturhistoriker wissen während seiner Regierung nur eines poetischen Uebersetzers zu gedenken. Sein Name ist Johann Walton, er selbst nennt sich John the Caplain, wie er denn ein Geistlicher, und zwar zuletzt Subdiaconus zu York war, und gleich Chaucer den Boethius übersetzte. Dagegen war der fröhliche Heldenkönig Heinrich V. ein großer Freund und Beschützer der Dicht-, und besonders der Sangeskunst, die unter seiner Regierung in England ihre schönsten Blüten getrieben haben soll. So ist uns unter Andern aufbehalten, daß gleich bei seiner Krönung viele Harfner sich eingefunden, und daß der Sieg bei Azincourt in vielfältigen Gesängen also gefeiert worden, daß der bescheidene König ein eignes Verbot ausgehen lassen, künftige Siege zu besingen.

Zu gleicher Zeit finden wir aber unter Heinrichs V. Herrschaft neben dem schwachen Thomas Occleve, von dessen mancherlei Werken kein einziges gedruckt ward, dem gründliche Literaten aber das nicht unbedeutende Verdienst zugestehen, die durch Gower und Chaucer eingeführten Verbesserungen der englischen Grammatik festgehalten zu haben, den wahrhaft bedeutenden Dichter J o h n L y d g a t e. Dieser, ein Benedictinermönch der Abtei Bury in Suffolk, hatte sich vor dem Klostergelübde in Oxford wissenschaftlich gebildet, späterhin im Auftrage seines Ordens vielfach in Italien und Frankreich verkehrt und sich neben seinen geistlichen Geschäften um die Literatur und insonderheit um die klangreiche Poesie jener Länder eifrigst beworben. Leider haben wir auch bei Lydgate die Klage zu wiederholen, daß seine größern Werke Franzosen und Italienern nacherzählt oder mehr oder minder nachgeahmt sind. So z. B. sein „Fall of Princes", „The storrie of Thebes" u. s. w., dennoch weiß Lydgate auch hier sein Eigenthümliches zu behaupten und namentlich die Beschreibungen von ländlichen und Naturscenen mit besonderer Frische oder mit einem gewissen süß elegischen Reiz anzuhauchen. So schildert er das Wehen des Frühlingsodems:

And them, whom winters blastes have shaken bare,
With sote blosomes freshly to repaire.
And the meadows of many a sundry howe,
Tapitid ben with divers floures newe,
Of sundry motless; lusty for to sene
And holsome balm is shed among the green.

Deutsch etwa:

Die kahl geschüttelt sich vor Winters Hauch,
Frisch schwellend, knospend machen ist sein Brauch,
Und Wiesengrund gar manche Farbe trägt,
Aufs Neu' mit Blumenteppich ausgelegt,
Ein lieblich Bund gar lustig anzuschauen,
Heilkräft'ger Duft webt strömend um die Auen.

Einen Sommermorgen beschreibt er:

When Aurora the sylver droppes shene
Her teares had shed upon the freshe grene;
Complaynyng aye, in weping and in sorrowe
Her childrens death on every sommer morrowe,
That is to say, when the dewe so soote
Embawmed hath the floure and the mede
With lusty lycour in Aprill and Maye,
When than the larke, the messenger of daye
Of custom aye Aurora doth salue
With sundry notes her sorrowe to transmue.

Deutsch etwa:

Scheint Morgenröth' auf Silbertropfen Naß,
Wie sie vergossen auf das frische Gras,
Mitleid'gen Auges weinend voller Sorgen
Der Kindlein Tod an jedem Sommermorgen;
So sich begibt, wenn sanften Thaus getränkt
Sich neuer Trieb in Blüt' und Wurzel drängt,
April und Mai, mit lust'gem Lebenssaft,
Und Lerche dann ihr Heroldamt beschafft,
Gewohnten Wehlautgruß Auroren schlagend,
Ihr Leid mit mannichfachem Ton uns sagend.

Wie Lydgate voller Empfindung und Wohllaut ist, wußte er auch mit großer Leichtigkeit seine Harfe zu dem verschiedensten Ton zu stimmen. Der unermüdliche Warton selbst versichert, daß seiner Poesien unzählige seien, und daß er mit gleich glücklichem Erfolg St.-Benedict und König Arthur oder jeden andern Held der Legende wie der Romanze verherrlicht, und Hymne und Schwank, Religiöses wie Romantisches, Historisches und Allegorisches mit derselben Freiheit und Leichtigkeit gesungen habe. Schon die Zusammenstellung verschiedener Werke Lydgate's rechtfertigt diese Behauptung. Wir finden darunter: „Ein Maskenzug vor seiner Majestät zu Eltham"; „Bei der Verkleidung der Goldschmiede"; „Zu einer Mummerei vor dem Lord-Mayor"; „Ein Aprilschwank vor den Sherifs und Aldermen zu London u. s. w.", neben Krönungs- und andern Hymnen, welche den Festen der Kirche geweiht sind. Mehrfach zur Verherrlichung seines Klosters und der Heiligen desselben aufgefodert, erwarb Lydgate besonders großen Ruhm durch seinen Todtentanz, d. h. durch die Reime, womit er eine bildliche Darstellung dieses schauerlichen Reigens ausstattete. Indessen hatte er dieselben nur aus dem Französischen und zwar von den Wänden eines pariser Kirchhofes (der unschuldigen Kindlein) entnommen. Ursprünglich sollen jene Reime deutsch von dem Dichter Exemius Macaber verfaßt und nachmals in das Französische, späterhin lateinisch übersetzt sein. Eine zweite von Peter Desrey besorgte lateinische Ausgabe erschien 1613 zu Hanau. Besonders beachtungswerth scheint uns unter den Werken unsers Dichters auch das von ihm beschriebene Leben der heiligen Jungfrau zu sein. Eine durch Robert Redman besorgte Ausgabe von 1531 wähnt, daß dieses Buch auf Befehl und Verlangen des edeln ruhm- und siegreichen Fürsten Heinrich V. von dem Mönch zu Bury, John Lydgate, verfaßt sei. Im Eingange singt der fromme Dichter sich selbst zu:

O thoughtfull herte, plonged in distresse
With slombre of slouth this long winters night;
Out of the slepe of mortal heavinesse!
Avake anon! and look upon the light
Of thilke sterre, that wich her bamys bright
The shynynge of her stremes merye
Is wont to glad all our hemispherie.

Deutsch ungefähr:

O banges Herz, versenkt in Traurigkeit,
In Spott und Zweifels lange Winternacht,
Auf, auf vom Schlaf der ird'schen Müdigkeit!
Blick auf das Licht und sei fortan erwacht,
Von jenem Stern, des hehren Strales Macht
In Art es hat den Weltkreis zu erfreuen,
Den Schein der Gnade strömend auszustreuen.

Das von der Himmelskönigin ausfließende Licht wird nun mit den allerglänzendsten Sternbildern verglichen und über dieselben erhoben, dann heißt es weiter:

That towarde evyn at midnight and at morrowe
Dowm from hevyn adawith all our sorrowe.

Das gegen Abend, Mitternacht und Morgen
Aus Himmelshöhen zieht all' unsre Sorgen.

Wahrscheinlich wie man von der Sonne sagt, daß sie das Wasser oder vielmehr die feuchten Dünste an sich ziehe, denn gleich darauf spricht der Dichter:

And dryeth up the bytter tery wete.

Und trocknet auf der bittern Thränen Naß.

Weiterhin heißt es:

Now fayre sterre, o sterre of sterrys all
Whose light to see the angels do delyte
So let the gold: dewe of thy grace y fall
Into my sore brest etc. etc.

Nun schöner Stern, du schönster Stern von allen,
Des Licht zu schauen ist der Engel Lust,
Den goldnen Thau von deiner Gnade fallen
Laß, Herrin, ihn in meine wunde Brust.

Uebrigens scheint sich die Verehrung unsers Mönches von der gnadenreichen Himmelskönigin auf das ganze weibliche Geschlecht übertragen zu haben. In seinem dem Colonna nachgebildeten „Troy-booke" hütet er sich sorgfältig dessen häufige Satyren und Ausfälle gegen die Frauen aufzunehmen, und nicht zufrieden, seine Misbilligung über eine solche Miskennung des weiblichen Geschlechts auszusprechen, übernimmt er dessen Vertheidigung und Ehrenrettung und zwar ganz im Sinne eines frommen Klostermannes, indem er nicht sowol die Schönheit und Anmuth der Frauen, sondern vielmehr ihre Gläubigkeit und Glaubensstärke rühmt, die sich außer in vielen andern Tugenden und Versuchungen nicht selten im standhaften Märtyrertode bewährt und verherrlicht haben. In Belegen ist der in Legenden wohl Belesene hier ganz besonders unerschöpflich und, sich keineswegs mit den einzelnen heiligen Frauen und Jungfrauen des Kalenders begnügend, reiht er sie gleich scharenweise und gedenkt mit besonderer Genugthuung namentlich der 11,000 und noch mehr frommen Jungfrauen, welche in Köln mit einem Male das Martyrthum in den Flammen erwählt haben sollen, um ihren Glauben und die Liebe zum himmlischen Bräutigam unbefleckt zu bewahren.

Lydgate's Todesjahr ist uns ebenso wenig als das seiner Geburt aufbehalten, indessen ist gewiß, daß er noch eine geraume Zeit unter der Regierung des schwachen und unglücklichen Heinrich VI. lebte. Wie bei den Zeitgenossen blieben jene 3 Dichter, welche wir in flüchtigen Umrissen haben an uns vorübergehen lassen, auch bei den spätern Landsleuten in großem Ansehen. Namentlich war dies mit Chaucer der Fall, welcher nach der Reformation und durch sie gewissermaßen wieder auflebte. Als ein eifriger Anhänger von Wiclef's freisinniger Lehre finden sich schon in Chaucer's Gedich-

ten häufige Satyren und zum Theil witzige Ausfälle gegen die im kirchlichen Leben waltenden Misbräuche, wie gegen den anstößigen Wandel der Geistlichen. Auf den Lippen des Volkes wieder lebendig geworden, blieben besonders Chaucer's „Canterbury-Geschichten" lange Zeit ein gelesenes Buch, wie überhaupt die Werke unsers Dichters mehrmals von Neuem gedruckt sind.

An den Trümmern eines heiligen Tempels geht Niemand kalt vorüber, aber auch die eines alten ehrwürdigen Bürgerhauses, das seinen Ruhm sich selbst allein verdankt, wird man nicht ohne ernste Rührung betrachten. 89.

Polens ausgezeichnete Männer, biographisch dargestellt von Karl Wunster. Erster Theil. Glogau, Günter. 1829. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wenn Biographien das historische Studium erweitern und für den die in alten Geschichtsbüchern enthaltenen Facta hinlänglich kennenden Leser ein anderes als das gewöhnliche, repetitorische Interesse haben sollen, so dürfen selbige nicht ein bloßer Extract aus historischen Compendien sein, sondern es müssen anderweitig gesammelte Nachrichten aus aufgefundenen Briefen, Memoiren, Familiennachrichten u. dergl., welche ein Licht über die Individualität der Person, deren Leben beschrieben werden soll, geben, mit kritischem Sinn zusammengestellt werden. Sind keine solchen Nachrichten vorhanden, so kann wenigstens dadurch ein belehrender Zweck erreicht werden, wenn der Biograph durch einen mit Sachkenntniß gefertigten Abriß der Verhältnisse, Verfassung und Sitten des Landes, in welchem der Held auftrat, seine Handlungsweise erklärt und den Leser mit dem Schauplatz der Begebenheit vertraut macht. Hierauf scheint mir der Verf. nicht hinlänglich Rücksicht genommen und in den in diesem Buch enthaltenen Biographien des Erzbischofs Olesnicki, des Cardinals Hoszyusz, der Könige Johann Sobiesky und Stanislaus Leszinsky sowie des Fürsten Poniatowsky weder neue noch wenig bekannte Quellen benutzt, vielmehr sich begnügt zu haben, einen reinen Auszug aus allgemein bekannten Begebenheiten zu liefern. Höchst bekannte Sachen, wie die Reformation, die Geburt des Sohns Napoleons, werden weitläufig erörtert, sogar Ausdrücke, wie Cabinet, Allianz, Coalition, erklärt, dagegen das innere Verhältniß Polens, welches durch seine Sonderbarkeit so manche Kraft lähmte und zugleich manchen in jedem andern Lande unmöglichen Erfolg herbeiführte, nur wenig erläuternd berührt. Störend sind die in ganz ungewöhnlicher Quantität enthaltenen Ausrufungszeichen, welche, wie alles in zu großer Menge Angebrachte, den Zweck verfehlen.

Wenn auch mit erwähntem Buch nicht in Verbindung stehend und eigentlich nicht hierher gehörig, wird es manchem Leser vielleicht interessant sein, zu erfahren, wie bei der früher sehr verbreiteten Neigung, aus der Versetzung der einen Namen bildenden Buchstaben sogenannte Anagramme zu erhalten, denen man prophetische Deutung abzugewinnen sich bemühte, der lateinische Name des Hauses Leszinsky zu einem überraschenden Resultat führte. Der Rector Jablonsky zu Lissa ließ in Gegenwart der Leszinsky'schen Familie vor ihrer Erhebung 13 Schüler, welche als Ritter costumirt waren, und von welchen jeder ein Schild mit einem goldnen Buchstaben in der Hand hatte, mehre Ballette aufführen und nach jedem Ballet sich mit vorgehaltenen Schilden in Reihe und Glied stellen, aber stets in veränderter Ordnung, sodaß die 13 Buchstaben immer andere Worte bildeten. So las man nach und nach auf den Schilden: Domus Lescinia (das Haus Leszinsky), Ades incolumis (unverletzt nahst du), Omnis es lucida (glänzendes Licht entstralst du), Mane sidus loci (bleibe das Gestirn des Orts), Sis columna Dei (sei die Säule Gottes), I scande solium (geh und besteige den Thron). 53.

Ob Ugolino seine Kinder gefressen.

Ein italienischer Arzt, dem wahrscheinlich die Kranken Zeit genug zum Schreiben unnützer Abhandlungen übrig lassen, hat Forschungen über Ugolino's Hungertod angestellt, und dieselben in einer Schrift, die vor einiger Zeit zu Livorno bei Glamo Masi unter dem ernsthaften Titel: „Sulla possibilità o impossibilità che 'l conte Ugolino sbramasse il digiuno colle carni de' propri figli morti per esso: Dissamina fisiologico-pathologica, e medico-legale", erschienen ist. Ueber einen Vers im Dante eine physiologisch-pathologische Abhandlung zu schreiben, ist ein sonderbares Unternehmen, zumal wenn der Verf. die Sache ernsthaft nimmt und forscht, als ob er eine wichtige Aufgabe zu lösen habe. Der dunkle Vers im Dante ist dieser:

Poscia più che il dolor potè il digiuno.

Schon haben mehre Commentatoren darüber ihre Meinungen geäußert. Niccolini meint, es folge aus dem Verse, Ugolino sei über seine todten Kinder hergefallen und habe sie gefressen. Carmignani behauptet dasselbe, wogegen Rosini, Pepe, Gafferi und Monti nichts von diesem abscheulichen Gastmale hören wollen. Der professore medico, Verf. der ebenerwähnten Abhandlung, untersucht das Ding von Neuem. Er sowol als einige Commentatoren machen einen gelehrten Unterschied zwischen digiuno und fame, das heißt zwischen Fasten und Hunger. Welches von beiden litt Ugolino? Nach dem professore medico war es ersteres; das Fasten hatte Ugolino's Kräfte geschwächt, aber ihm keinen Heißhunger verursacht, besonders keinen solchen, welcher ihn hätte bewegen können, über die Leichname seiner Kinder, die bereits 3 Tage lang dalagen, herzufallen und sie zur Speise zu nehmen. Folglich hat Ugolino seine Kinder nicht gefressen, quod erat demonstrandum. 104.

Musikalische Literatur in England.

Neue Erzeugnisse im Fach der Tonkunst in Großbritannien: „The musical bijou", für 1830. Außer den prosaischen und poetischen Beiträgen enthält es Musik von Rossini, Bishop, Herz, Smith, Kalkbrenner, Burrowes, Rawlings, Valentine, Holder, Kiallmark, Barnet, Parry, Collis u. s. w., und lithographische Kunstblätter von Childs, Gauci, Haghe u. s. w., nach Zeichnungen von Tomkins, Pyne, Potock, Haghe u. s. w. (Preis 1 Guinee).

Ferner: „Lyra sacra", oder ausgewählte Kirchenmusik der Kirche von England, ein- und mehrstimmig, mit Begleitung der Orgel oder des Pianoforte, von Arnold, Battishall, Blake, Bond, Boyce, Clark, Croft, Farrant, Greene, Kent, King, Mason, Nares, Purcel, Reynolds, Rogers, Weldon, Wesley und Wise. Herausgeber ist J. Jowett. 4. (Preis 1 Pf. 15 Sh.).

Noch ist erschienen: „Devotional harmony", bestehend aus Psalmen und Hymnen von Händel, Luther, Ravens, Croft, Boyce, Clarke und Howard. Für 4 Stimmen und Orgel. Ein 3. Band enthält Vorspiele von Knecht, Häsler, Stanley und Keeble (jeder Band kostet 8 Sh.).

„Musikalische Denkwürdigkeiten", von Parke (geht an von Händel 1684 und reicht bis 1829). 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1830.

Deutschland und die deutsche Literatur.

Die „Nouvelle revue germanique“ eröffnet ihren zweiten Jahrgang (1830) mit einer einleitenden Uebersicht Dessen, was sie im vorigen Jahre geleistet hat und in dem jetzigen zu leisten gedenkt, macht auf die nicht geringen Schwierigkeiten, die ihrem Unternehmen entgegenstehen, aufmerksam und fällt bei dieser Gelegenheit ein Gesammturtheil über Deutschland überhaupt und die deutsche Literatur insbesondere, mit dem wir sehr zufrieden sein können. Da wir nun glauben, jeder unserer Leser wünsche zu wissen, wie das Ausland über unser Vaterland und dessen Literatur denke und urtheile, so heben wir folgende Stellen aus dem erwähnten Aufsatze aus:

Die erste Schwierigkeit ist in dem ganz eigenthümlichen Genius der deutschen Sprache gegründet, der sich so sehr und so wesentlich von dem der französischen unterscheidet, daß es oftmals rein unmöglich ist, die Ausdrücke der einen in gleichen oder nur ähnlichen der andern wiederzugeben. Der Reichthum und die Fülle dieser Sprache ist so groß, die Menge ihrer Wörter und deren Zusammensetzungen, die Mannichfaltigkeit ihrer Wendungen und Drehungen, die Freiheit ihrer Bewegungen so unbeschränkt, so zahllos, daß sie die Ausdrücke und Redensarten aller andern mit Leichtigkeit wiedergeben und nachahmen kann, während sie selbst öfters unübersetzbar wird. Die Freiheit des Ausdrucks ist in Deutschland fast schrankenlos; die literarische Unabhängigkeit grenzt an Anarchie. Dort gibt es kein „Dictionnaire de l'académie“, welches die Wörter, die Bürgerrecht haben, aufzeichnet, keinen literarischen Senat, der sich anmaßt, in Sachen des Geschmacks und der Rede dictatorisch zu entscheiden, und ebenso wenig orthodoxe Lehren und Ketzereien, sondern allein rivalisirende Ansichten und Methoden; die deutsche, in ihrem Vaterlande fern von jedem fremden Einflusse geborene und aufgewachsene Sprache gleicht einem kräftigen kerngesunden Baume, der tiefe, starke Wurzeln in dem heimischen Boden geschlagen hat, Zweige, Blätter und Blüten ins Unendliche treibt, die Cultur zwar nicht verschmäht, aber jeder Richtung, die die Willkür seinem üppigen Wuchse geben möchte, widersteht.

Zu dieser Schwierigkeit der Uebertragung einer so freien, reichen Sprache in eine von so vielen kleinlichen Regeln und engherzigen alterthümlichen Bestimmungen tyrannisirte wie die französische, kommt sehr oft der Mangel an Analogie zwischen den diesseits und jenseits des Rheins geltenden Ansichten in der Philosophie und Religion, wie in der Literatur und Dichtkunst. Den deutschen Geist charakterisirt vorzüglich die Kühnheit, Großartigkeit und Selbständigkeit des Gedankens, die Tiefe, Stärke und Natürlichkeit des Gefühls; aber das Beste und Ausgezeichnetste, was er in diesen beiden Stücken erzeugt, ist, trotz der Wachsamkeit der Censur, oft mit so großer Rücksichtslosigkeit ausgedrückt, daß es, ohne dem in Frankreich herrschenden Geschmack und Urtheil zu nahe zu treten, in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Bedeutung nicht wiedergegeben werden kann.

Die literarischen Doctrinen in Deutschland laufen den in Frankreich herrschenden fast schnurgerade entgegen, und die diesseits des Rheins für neu und gewagt geltenden Ideen sind jenseits gewöhnlich längst veraltet und gemein. Kaum begreift man dort die Wichtigkeit, welche wir auf den Unterschied zwischen Classikern und Romantikern legen. Das tiefste Studium der alten Schriftsteller und des griechischen und römischen Alterthums, eine vollkommene Vertrautheit mit den poetischen Denkmälern des Mittelalters, eine genaue und treffende Würdigung der Verdienste Dante's, Ariosto's, Tasso's, Milton's, Shakspeare's, Calderon's, Corneille's und Racine's, die sämmtlich in metrischen und dennoch fast wortgetreuen Uebersetzungen allgemein bekannt sind, haben eine Universalität des Geschmacks erzeugt, welche, wenn auch nicht jede Vorliebe, doch zum wenigsten jedes enge System und jede einseitige Bewunderung verhindert. Damit soll keineswegs gesagt sein, Deutschland habe keine literarischen Parteien wie die andern Länder; die Parteien stehen einander nur nicht so geradezu entgegen wie in Frankreich.

Seit 50 Jahren hat es nur in Deutschland, wenn man die Condillac'sche in Frankreich ausnimmt, wirkliche philosophische Schulen gegeben; dort allein haben wenigstens diese Schulen, die sämmtlich mehr oder minder auf den Spiritualismus gegründet sind, einen allgemeinen und fühlbaren Einfluß geäußert. Während in Frankreich, seit die Lehren des Descartes und Malebranche vergessen sind, die allgemeine Sprache, die Sprache des Umgangs und der meisten Schriftsteller mehr oder weniger deutlich die Ideen Locke's und Condillac's, d. h. einen mehr oder minder groben Sensualismus verräth, ist in Deutschland die gemeine, gewöhnliche Sprache mit Platonismus, Idealismus durchdrungen und gesättigt, wenn wir uns dieses Wortes bedienen dürfen. Die Dichtkunst, die Religion, Politik, Rechtswissenschaft, Geschichte, selbst die Naturwissenschaften haben den Einfluß Kant'scher, Fichte'scher, Schelling'scher Ideen empfunden; politische und literarische Zeitschriften, Broschüren, Predigten, akademische Reden, Erzählungen und Romane, nichts konnte sich der Herrschaft derselben entziehen.

Und wie sollen wir uns über die religiösen Meinungen in Deutschland aussprechen? In ihnen offenbart sich die größte Verschiedenheit des Geistes der beiden Nationen. Das allen Menschen angeborene religiöse Gefühl ist bei den Deutschen so vorherrschend, daß es gleichsam einen Theil des Nationalcharakters ausmacht und alle ihre Gespräche, alle ihre ernsten Unternehmungen und Erzeugnisse durchdringt. Selbst die Sprache trägt den Stempel des Mysticismus und Spiritualismus an sich. Dieser allgemeine Charakter hat durch

den Protestantismus, der seine Herrschaft selbst bis in den Schooß der katholisch gebliebenen Kirchen erstreckt (?), eine besondere Modification erlitten. Deutschland hat seine Jesuiten, seine Ultramontaner, wie seine Independenten und Deisten, eine Menge religiöser Parteien von allen Nuancen; aber der größere Theil der Schriftsteller, wenn sie echte, wahre Deutsche und nicht besoldete, erkaufte Organe des Auslandes sind, fodert und achtet religiöse Freiheit und unbeschränkte Forschung nach Wahrheit. Das Uebergewicht der protestantischen Schriftsteller (Lessing, Gellert, Wieland, Klopstock, Herder, Göthe, Schiller, die beiden Schlegel, Johannes Müller, Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Alle, die irgend einen Einfluß auf die Literatur und öffentliche Meinung geübt haben oder noch üben, sind in dem Schooße dieser Kirche geboren worden) hat der ganzen Nation dieselbe Richtung gegeben. Alle von ihr anerkannten Organe führen fast die nämliche Sprache. Während diese großen protestantischen Schriftsteller, dem Geiste ihrer Kirche treuer, als es im Anfange scheint, Dem, was der Katholicismus Schönes und Brauchbares hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen, sprechen die bessern katholischen mit Achtung von Luther und Melanchthon und machen von der Freiheit der Forschung in religiösen Sachen häufig Gebrauch.

Wegen des Protestantismus hat der echte Deismus in Deutschland nie festen Fuß fassen können; die religiöse Opposition, durch große Zugeständnisse zufriedengestellt, begnügt sich mit dem Rationalismus, der keineswegs ein dem Christenthum feindseliges System, sondern nur eine theologische und christliche Schule bezeichnet. Der deutsche Rationalismus ist nichts Anderes als das Bestreben, die Rechte und Foderungen der Vernunft mit den positiven Lehren der Religion in Einklang zu bringen, die er nicht verwirft, sondern nur erklärt, modificirt und den ewigen und nicht weniger göttlichen Gesetzen des Verstandes unterzuordnen sucht. In seiner Opposition gegen die Orthodoxie, die man in Deutschland Supranaturalismus nennt, bemüht sich der Rationalismus, mehr oder weniger offen, durch gründliche, scharfsinnige Kritik und Exegese dem Christenthum sein Wunderkleid auszuziehen, immer jedoch in der Absicht, dasselbe auf rein rationnelle Grundlagen zu stützen, keineswegs es umzustürzen.

Auch das Gefühl spricht sich in Deutschland freier und natürlicher aus als bei uns. Der Humor, diese so ganz eigenthümliche Mischung von Enthusiasmus und Philosophie, von Empfindsamkeit und Ironie, von Erhabenheit und Trivialität, von Gutmüthigkeit und Verschmitztheit, wodurch die Engländer Swift und Sterne ausgezeichnet sind, und wofür die Franzosen nicht einmal einen Namen haben*), ist bis zu einem gewissen Punkte der gemeinsame Charakter aller deutschen Dichter und Romanenschriftsteller von Bedeutung, und deshalb bringen oft die interessantesten, die charakteristischsten Stellen den französischen Uebersetzer zur Verzweiflung. Sehr häufig ist der Gedanke, die Empfindung so innig an das Wort gebunden, daß man sie nicht davon trennen kann, ohne sie zu verstümmeln und alles Lebens, aller Wärme zu berauben. Die Deutschen haben eine Vorliebe für das Umständliche, welches selbst die geringfügigsten Kleinigkeiten nicht verschmäht; die in Hofluft gebildeten Sprachen verachten dies und haben endlich die Ausdrücke dafür verlernt. Wenn man den Text des Homer, wir wollen nicht sagen mit den metrischen Uebersetzungen, die man in Frankreich versucht hat, sondern nur mit den prosaischen vergleicht, welcher ungeheure Unterschied! Dieselbe Unzulänglichkeit der französischen Sprache gibt sich deutlich zu erkennen, wenn man, ohne dem Genius der einen oder der andern Sprache nahezutreten, die Werke Bürger's, Klopstock's, Göthe's, Voß's u. s. w. zu übersetzen versucht. Die meisten dieser Dichter charakterisirt ein gewisses Sichgehenlassen, eine „hardiesse vagabonde“, wie sich Frau von Staël ausdrückt, was im Französischen seit Malherbe und Boileau ein großer Fehler sein würde. Der Tadel, den die Verfn. der „Corinne“ gegen Jean Paul ausspricht, er kenne nur das Herz des Kleinstädters und schildere die Sitten für unser Jahrhundert zu unschuldig, kann, wenn es wirklich ein Tadel ist, mit dem nämlichen Rechte auf mehre, ja auf die meisten Schriftsteller Deutschlands ausgedehnt werden.

*) Unter den neuern französischen Schriftstellern hat nur der einzige de Maistre wegen seines „Lepreux de la val d'Aoste“ und seiner „Voyage autour de ma chambre“ Anspruch auf den Namen eines Humoristen.

Die zweite nicht minder große Schwierigkeit, die uns entgegensteht, ist die ungemessene Fülle, der überschwengliche und so zu sagen über ganz Deutschland von dem Ufer des Rheins bis an den Niemen verzettelte Reichthum des Stoffes.

In Großbritannien erscheint Alles in London oder Edinburg, in Frankreich Alles in Paris, oder muß wenigstens, um bemerkt zu werden, von da auszugehen scheinen. In diesen beiden Ländern ist es also sehr leicht, mit allen Erzeugnissen des Tages, mit allen neuen Ideen und Thatsachen Schritt zu halten. Sobald da ein Buch, ein Schauspiel von einigem Interesse erscheint, eine neue Entdeckung, Erfindung, Beobachtung von einiger Wichtigkeit gemacht wird, geben auch die allgemein gelesenen und in Ansehen stehenden Zeitschriften genaue Kunde davon. Alles hat da einen gemeinsamen Mittelpunkt. In Deutschland dagegen gibt es nicht Einen Mittelpunkt, sondern 10, 20; nicht 3 oder 4 literarische Zeitschriften, sondern es hat, außer den großen Haupt- und den Universitätsstädten, fast jede Stadt die ihrige. Wenn diese Menge öffentlicher Organe auch ein Vorzug ist, da die Verbreitung des Lichtes und der Aufklärung dadurch gefördert wird, so erschwert sie auf der andern Seite die allgemeine Uebersicht und die Vereinigung so vieler divergirenden Arbeiten in einem Punkt. In Deutschland hat das Gerücht 100 Münde, sie stimmen aber selten zusammen, sie betäuben mehr als sie belehren und machen nur einen unharmonischen Lärm; der Argus „Journalismus“ schläft oft mit allen Augen auf einmal.

In Deutschland erscheint unaufhörlich so viel, daß es unmöglich ist, Alles auszuzeichnen, geschweige Alles mit Sachkenntniß zu beurtheilen. Dies Land fördert im Durchschnitt jährlich 3 Mal mehr Bücher zu Tage als Frankreich oder England. Dort, wo Jeder, der eine Feder schneiden kann, für das Publicum schreibt, ist es auch kein Wunder, wenn manches brauchbare, wichtige Werk in dieser allgemeinen Sündflut untergeht und es aller Mühe bedarf, an der Oberfläche zu bleiben und bemerkt zu werden.

Uebrigens kann Deutschland, wie es jetzt ist, ohne zu wissen, wie es war, nicht verstanden werden, und diese Kenntniß ist in Frankreich, wir gestehen es offen, trotz alle Dem, was man über die Geschichte der Literatur und Philosophie unserer Nachbarn jenseits des Rheins geschrieben hat, noch sehr mangelhaft. In Deutschland hängt, vielleicht mehr als in einem andern Lande, die Gegenwart sehr enge mit der Vergangenheit zusammen. Man wird kein Werk von Bedeutung über Literatur, Philosophie, Religion, Alterthumskunde u. s. w. verstehen, wenn man die, welche früher über denselben Gegenstand geschrieben worden sind, nicht kennt. Wenn sich irgend eine Schrift, die nicht eine ganz neue Bahn bricht, bemerkbar machen und Ansehen verschaffen will, so muß sie eine Fortsetzung oder Vervollständigung, eine Beurtheilung oder Widerlegung, ein Auszug oder eine Erklärung ihrer Vorgänger sein. So hat sich, um ein Beispiel anzuführen, die Philosophie in Deutschland seit Kant organisch entwickelt und alle Systeme und Lehren, mögen sie noch so widersprechend scheinen, sind, einzeln besehen, so enge unter einander verkettet wie Wirkung und Ursache. Es ist unmöglich, von

Hegel zu sprechen, ohne Schelling zu erwähnen; Schelling kann nicht begriffen werden, wenn man nicht erst mit Fichte vertraut ist, und Fichte wird allen Denen unverständlich bleiben, welche die Kant'schen Lehren nicht kennen. Ebenso sind die gegenwärtig vorherrschenden Ansichten in der Religion noch immer das Resultat der vor 300 Jahren von Luther angeregten Reformation. Die literarischen Doctrinen, die gegenwärtig in Deutschland um die Oberherrschaft kämpfen, sind ebenfalls die Erzeugnisse früherer Kämpfe, zuerst zur Zeit Lessing's und Wieland's zwischen den Nachahmern des Fremden und Denen, die eine Nationalliteratur zu schaffen suchten, dann zur Zeit Göthe's und Schiller's zwischen der Gefühls- und Verstandspoesie, und endlich zu Anfange des Jahrhunderts, bei dem Auftreten der Gebrüder Schlegel, Tieck's und Werner's, zwischen der Poesie des Mittelalters und Alterthums, zwischen der aller Zeiten und aller Länder. 18.

Correspondenznachrichten.

Paris, im April 1830.

In der alten französischen Dichterschule, die sich lediglich mit dem Aeußern der Kunst beschäftigte, wurde jede Periode, jeder Satz, fast jedes Wort nach allen Richtungen hin gedreht und gewendet und mit dem Mikroskop des kleinlichsten, furchtsamsten Geschmackes beschaut und so lange gefeilt und geglättet, bis man mit dem Nagel darüber fahren konnte, ohne anzustoßen: ad unguem. Eine geschickte Wendung, durch die man sich die Idee eines Andern aneignete, wurde fast höher gepriesen als die Idee selbst, und wer ein entlehntes Bild durch eigne Zusätze entstellte, meinte in vollem Ernste Denjenigen verdunkelt zu haben, den er mishandelte und plünderte. So trieb sich die französische Poesie fortwährend in dem engen und einförmigen Kreise der Nachahmung herum, und das hundert Mal Nachgebildete wurde immer wieder von Neuem copirt und, nachdem die Spolien der Alten, die man sich seit Jahrhunderten von Generation zu Generation überliefert hatte, abgenutzt und zerrissen an deren letzten Erben gekommen waren, wußten diese nichts Besseres zu thun, als sie nach Kräften wieder auszubessern und aufzufrischen, und die Kritik ergötzte sich daran, ihre gehorsamen Jünger in dem welken, geflickten Putze paradiren zu sehen, und der französische Parnaß blieb ein öder, unfruchtbarer Schutthaufen, ein gestaltloses Durcheinander von Trümmern der griechischen und römischen Civilisation.

Heutzutage ist man in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Der Styl ist zur Nebensache herabgesunken, von der nur so im Vorbeigehen die Rede ist. Man nimmt einen Unterschied an zwischen der Idee, wie sie sich dem dichtenden Geiste darstellt, und dem Ausdrucke, unter welchem sie nach Außen erscheint, als wenn sie nicht erst durch den Ausdruck würde. Der Styl umschlingt den Gedanken, drückt sich fest an dessen feinste Umrisse an, zeichnet die Schönheit oder das Misverhältniß seiner Proportionen ab, steigt und fällt, glänzt und verdunkelt sich mit ihm. Der Flecken, der die Form entstellt, verkündet den innern Mangel, und wo das Gewebe der Diction zerreißt, da ist die Gedankenkette entzwei; das Wort nimmt an, was man ihm gibt, aber indem es gehorcht, klagt es an; es ist ein Mitschuldiger, gegen dessen Zeugniß sich die Dichter der romantischen Schule vergebens auflehnen. Im Wesentlichen reducirt sich der ganze Streit auf die Form, gegen welche diese Herren dann doch etwas zu keck sündigen. Ueberhaupt, wo ein intellectueller Kampf so lange und hartnäckig fortgeführt wird, da kann man in der Regel annehmen, daß auf beiden Seiten Recht und Unrecht zugleich ist; die Leidenschaften selbst werden eher müde als die rationnelle Ueberzeugung. Wir wollen der neuen Schule gern zugestehen, daß man mit dem Dichter nicht zu rechten hat über die Farben, die er angewendet, sondern blos über die Art, wie er sie gebraucht; daß es im Garten der Poesie keine verbotene Frucht gibt; daß die Grammatik im Gebiete der redenden Künste nur eine untergeordnete Stelle einnimmt; daß Lhomond und Restaut nicht die Flügel des Pegasus sind. Aber wir können nicht zugeben, daß ohne die innere, logische Correctheit ein Kunstwerk auf Vollendung Anspruch machen kann, und diese logische Correctheit vermißt man allzu häufig in manchen der schönsten Strophen der sogenannten romantischen Dichtungen, die oft, voll Kraft und Duft und Unsinn, zugleich entzücken und Widerwillen erregen und jenen Rosenstauden gleichen, die man zuweilen in einem Winkel eines verödeten Parks findet, entstellt durch widrige Insekten und im Schimmer des Abendrothes ihre Blumen über Disteln und Dornen und Nesseln wiegend. Mängel dieser Art haben Lamartine so lange die Thüre der Académie française versperrt. Er selbst fühlt recht gut, wo es ihm fehlt; und wenn ihn Freunde über seine Nachlässigkeit zur Rede stellen und ihn ermahnen, seine Arbeiten fleißiger durchzusehen, so gibt er zur Antwort: Cela me donne des maux de tête. Seitdem indeß V. Hugo, Vigny u. A. noch viel weiter gegangen sind und die Sprache systematisch gemishandelt haben, seitdem ist der Sänger der „Méditations" beinahe unter die classischen gezählt worden. Man will den kühnen Frevlern die Autorität eines so eminenten Talentes nicht lassen. Alle Blätter, die über seine jüngst stattgehabte Aufnahme in die Akademie berichtet, haben sich zum ersten Male zu einem einstimmigen Lobe des so lange verschrienen Dichters vereinigt, Viele ihn sogar un grand poète, un homme de génie genannt: große, vielbedeutende Worte in dem Munde eines französischen Kritikers, mit denen er in der Regel nur die berühmtesten Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts bezeichnet. Wenn Lamartine lange vergebens an den Pforten des lit. Senats geharrt, wenn er so manchen minder Würdigen hat weichen müssen, so ist seine Eigenliebe am Tage seiner Aufnahme reichlich entschädigt worden. Es war eine wahre Apotheose, wie wir sie nur immer den Besten unsers Vaterlandes wünschen mögen: Alles glänzte und schallte von seinem Ruhme wider; nicht allein die elegante Rotunde des Palais des beaux arts, wo sich die schönsten Frauen, die Vornehmsten aus den höchsten Ständen in reichen, prachtvollen Gruppen drängten, sondern alle Salons, alle Promenaden, alle Sammelplätze, wo sich Gebildete einfinden. Die Frauen besonders eilten mit einer so hastigen, ungeduldigen Neugierde herbei, daß eine unter ihnen, welche die Wache nicht durchlassen wollte, ihren prächtigen Federhut, der erst ganz frisch aus den Magazins de la Rue Vivienne gekommen zu sein schien, vom Kopfe riß und unbarmherzig mitten in den Saal warf und sich auf diese Art Platz verschaffte. Lamartine verdankt die hohe Gunst, in welcher er bei den Damen steht, nicht allein seiner gemüthvollen, schwärmerischen Poesie; das schöne Ebenmaß seiner Züge und seiner hohen Gestalt trägt nicht wenig dazu bei, ihn dem schönen Geschlechte zu empfehlen. Seine Antrittsrede war ganz im Tone der „Méditations" gehalten: zart, klagend (seine Mutter war kurz vorher gestorben), leicht und melodisch strömte seine bilderreiche oratorische Prosa dahin und wurde häufig durch den Beifall der Versammlung unterbrochen. Cuvier hat ihm geantwortet. Zum Schlusse las Lebrun, der Uebersetzer der „Maria Stuart", einige Fragmente eines Gedichts über Athen. Von Lamartine werden „Harmonies poétiques et religieuses" angekündigt; das Manuscript soll für 25,000 Fr. verkauft worden sein. Auch heißt es, er werde als Gesandter an den Hof des Fürsten von Griechenland gehen; sein Freund St.-Beuve soll ihn als Gesandtschaftssecretair begleiten. Dieser Herr St.-Beuve nimmt an der lit. Bewegung, die so manches vortreffliche und so manches tolle Zeug hervorgebracht, einen fast ebenso thätigen Antheil als V. Hugo und mit nicht minderm Glücke. Er ist besonders

durch sein Buch über Ronsard, welches wir bereits vor einigen Jahren angezeigt, und seine geistreiche, entschlossene und behende Polemik in „Le globe“ und „La revue de Paris“ bekannt geworden. — Am meisten Aufsehen haben die „Poésies de Joseph Delorme“ und die kürzlich erschienenen „Consolations“ erregt. Wie Lamartine sich nicht so viele Verstöße gegen logische Sprachrichtigkeit hat zu Schulden kommen lassen als seine Nachfolger, so ist er auch in der lichten Region des idealen Schönen stehen geblieben. Die Tendenz der neusten romantischen Producte ist aber keine geringere, als das Häßliche, Ekelhafte in das Kunstgebiet zu ziehen. Delorme ist ein Seitenstück zu René, aber unter ganz andern Verhältnissen lebend, auf einer andern Grundlage ruhend. René ist von guter Herkunft, hat Schloß und Gut; sein aus schlaffer Unthätigkeit entstandener Tiefsinn ergießt sich in vornehmen, feierlichen, blendenden Perioden. Delorme, ein armer Student, schleppt ein jammervolles Leben durch Entbehrungen aller Art dahin, mitten unter den Genüssen der zur Hälfte darbenden, zur Hälfte schwelgenden Hauptstadt. Sein Gemälde charakterisirt das Gemeine, Niedrige, das die Freuden sowol als die Leiden des menschlichen Lebens entstellt. Der Schmerz erscheint darin zerlumpt und hungerig. Das Krankenbett, die Schwindsucht mit der eingesunkenen Brust, der ängstlichen Röthe ihrer welken Wange, mit ihrem pfeifenden, stöhnenden Husten, der gelbe Kerzenschimmer, der das gebrochene Auge eines Sterbenden erleuchtet, der Tod mit den Schrecken und Qualen und schaurigen Visionen, die ihn verkünden, die Verzweiflung endlich, die dem Dichter bei allen seinen gräßlichen Schilderungen zur Seite steht, die immer lebendige, oft bis zur widrigsten Trivialität hinabgedrückte Sprache, alles Dieses bringt eine gewaltsam erschütternde, aber keineswegs befriedigende Wirkung hervor. In „Les consolations“ richtet sich das Gemüth des Dichters wieder auf, ja er hat sich aus der Verzweiflung zur Mystik erhoben oder verhoben. Sehr seltsam klingt, was er zu V. Hugo sagt, dem das Büchlein gewidmet ist: „Quand vous avez en assez pleuré, vous êtes retiré à Pathmos avec votre aigle, et vous avez vu clair dans les plus effrayans symboles“. Dann heißt es in einer dieser Consolations:

> Quand partout trop d'ennui me possède, je cours
> Comme les chiens errans qu'on voit aux carrefours.

Sonst weht durch das Ganze ein Geist der Ruhe, der Hingebung, der auch auf die Form den günstigsten Einfluß hat. Gott, mit allen sich an den Glauben knüpfenden Folgerungen, die Erklärung des Sichtbaren durch das Unsichtbare, das ist der einzige wahre Trost, der die menschliche Seele in allen ihren Leiden und Drangsalen aufrecht halten kann. Wie in „Les poésies de J. Delorme“, geht auch hier wieder der Dichter von häuslichen Scenen aus. Eine Unterredung mit einem Freunde, eine Lecture u. s. w. geben Veranlassung zu seinen poetischen Erzeugnissen, die, wie gesagt, heiter und klar dahinfließen, in den zum Grunde liegenden Ideen aber eben nicht viel Neues enthalten.

(Der Beschluß folgt.)

Hahnemanniana. Berlin, Enslin. 1830. Gr. 8. 12 Gr.

Die neue Lehre der Homöopathie, die ihre Behauptungen in klaren Ausdrücken vorträgt und überall faßlich bleiben will, bietet dem schlichten Menschenverstande so viel Befremdliches, daß er sich berufen finden kann, ihr seinen Glauben zu versagen. Es ist nicht nöthig, ärztliche Kenntnisse zu besitzen, um von der Unmöglichkeit überzeugt zu sein, daß ein Decilliontheilchen (1 mit 60 Nullen) irgend eines Stoffes empfindbare Wirkungen hervorbringen könne. Eine solche Hypothese führt ihre folgerichtigen Anhänger gebahnten Weges zum Hungertode und zur Entsagung aller Sinne und Bedürfnisse des Lebens. Indessen überrascht den Geschichtkenner die Erscheinung nicht, daß eine Aussage oder Erklärung gerade wegen ihrer Unbegreiflichkeit und Unwahrscheinlichkeit Glück macht. Credo, quia absurdum, credo, quia impossibile! war von Alters her das Losungswort hochgeachteter Gewährsmänner, und selbst Kunstrichter und Schulgelehrte unserer Tage wissen eine bescheidene, naturgemäße und aus Erfahrungsgründen nicht zu widerlegende Ansicht kaum schmählicher zu brandmarken und tiefer herabzusetzen, als wenn sie ihr den Namen einer prosaischen beilegen. Wollte Gott, dichterische Einbildungskraft mischte sich nie in Untersuchungen, bei denen es auf genau bestimmte Begriffe und zuverlässige Thatsachen ankommt! Wer sich nicht versteigen mag, soll für einen Maulwurf, wer die Schranken menschlicher Erkenntniß nicht überschreiten will, für oberflächlich gelten. Allerdings läßt sich der Unerreichbarkeit die Höhe, der Bodenlosigkeit die Tiefe, der Unverständlichkeit die Vermeidung des Alltäglichen nicht absprechen; aber welche Früchte trägt solche Saat? Ein praktischer Arzt, sehr belesen in den Schriften der Hahnemänner und sie überall nachweisend, befehdet ihre Heischesätze von grammatischer, logischer, moralischer, theoretischer und praktischer Seite in Epigrammen und sendet treffende Pfeile des Witzes und der Satyre gegen sie, wie einst Apollo's Geschoß das Lager der Achäer heimsuchte. Werden sie aber so wirksam sein? Was wahr ist, muß bestehen, ob es auch der Berichtigung bedürfen und eine Zeitlang verkannt werden sollte, und die homöopathische Schule, wie jede die Aufsehen erregt, im Ganzen nur dazu beitragen, zur Sprache zu bringen, was ohne sie vielleicht vernachlässigt geblieben wäre. Darüber steht dem Zuschauer kein Urtheil zu, dem der Kampf, dessen Ausgang er den Göttern überläßt, ein Gegenstand der Unterhaltung ist, und der wohl begreift, daß der Unwille, wenn er Verse macht, ihren Bau nicht immer sorgfältig abmißt.

42.

Literarische Notizen.

Von Hilpert's Wörterbuche der englischen und deutschen Sprache ist nun endlich der 2. Band angekündigt, nachdem bereits im Sommer 1828 auf sämmtliche 4 Bände der Pränumerationspreis entrichtet worden war. Das Werk ist freilich besser als die übrigen englisch-deutschen Wörterbücher, die wir besitzen; allein, ein mehrjähriger Gebrauch des 1. Bandes hat Ref. von der Armuth in technischen Wörtern und Ausdrücken des Buchs überzeugt, und dies ist ein wesentlicher Mangel an dem Wörterbuche einer Sprache, in der so außerordentlich viel wichtige technische Schriften erscheinen.

Zu Edinburg erscheint seit October v. J. (bei dem Buchhändler Lizars) „The edinburgh journal of natural and geographical science, under the direction of William Ainsworth and Henry Cheek“. Jeden Monat folgt ein Heft von 5 Bogen Text mit 1 oder 2 Kupfertafeln oder Karten, welches 2 Schillinge kostet. Die vor uns liegenden 6 Hefte beweisen, daß es zu den vorzüglichsten Erscheinungen in der Journalliteratur gehört. Beifällige Aufnahme und bedeutender Absatz werden die Redaction gewiß in den Stand setzen, auf dem begonnenen Wege fortzugehen.

Von der „Encyclopaedia britannica“ gibt Prof. Napier in London jetzt die 7. Auflage heraus. — Der Buchhändler Murray in London hat angekündigt: „Consolation in travel, or the last days of a philosopher, by Sir Humphry Davy“. — Ein Prachtwerk ist Brown's „Conchology of Great Britain and Ireland“ (mit 1000 Figuren, Edinburg, Lizars, 4., 50 Thlr.). — Eine der wichtigsten Erscheinungen in der Literatur der Länder- und Völkerkunde ist Hugh Murray's „Historical account of discoveries and travels in North America etc.“ (London, 1829, Longman u. Comp.)

108.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 136. —— 16. Mai 1830.

Zwölf neue Gedenkthaler von Loos.

Die Stempelglyptik, welche in den Jahrhunderten der erwachenden Kunstliebe, im 13. und 14., der Malerei in Flandern und Brabant, in Venedig, Verona und Florenz vorangegangen, welche später in Deutschland verfallen und in Holland entartet war, erhob sich unter uns aufs Neue durch die Künstlerfamilien Abramson und Loos in Berlin. Wer kennt nicht Abramson's, des Vaters, Medaillen auf die Siege Friedrichs II., und Abramson's, des Sohnes, Folge von Denkmünzen auf berühmte Gelehrte? Ihre Kunst huldigte der Zeitgeschichte, und die großen Erinnerungen ihrer Zeitgenossen wurden durch ihren Stahlschnitt den spätesten Enkeln überliefert. Seitdem gründete, durch technische Vorzüge, besonders durch die Methode des Einsenkens ausgezeichnet, Daniel Friedrich Loos den Ruhm seines Namens in der Kunstgeschichte, und die von seinem Sohne, dem königl. Münzwardein und Gegenwardein Ch. Loos, errichtete Medaillenanstalt, von welcher schon das „Kunstblatt“ im J. 1821 mit gerechter Anerkennung gesprochen hat, behauptet fortwährend den Ruhm der deutschen Stempelglyptik auch im Auslande. Denn ihre Denkmünzen sind im Sinne der besten Künstler der alten Welt erfunden; in der Reinheit und Richtigkeit der Zeichnung aber, wie in der Technik der Prägkunst wetteifern sie mit den Münzen der Franzosen, besonders den in Italien geprägten, und übertreffen wol Alles, was England und andere Länder in Medaillenglyptik bis jetzt geliefert haben.

Ein Blick auf die neuesten 12 Denkthaler, welche binnen Jahresfrist aus der berliner Medaillenmünze hervorgegangen sind, während Pistrucci noch immer mit Anfertigung des Stempels für die große Waterloomedaille, die beinahe 4 Zoll im Durchmesser haben soll, beschäftigt ist, wird hier am rechten Orte sein; denn welcher Zweig der Kunstliteratur möchte eine so allgemeine Theilnahme finden als die Medaillenkunde, deren Kunstgaben sich schneller verbreiten, sich leichter mit allen Classen der Gesellschaft, selbst den minder gebildeten, befreunden und das jüngere Geschlecht nicht weniger ansprechen als das ältere? Namentlich sind für die Ermunterung des Fleißes schön ausgeführte historische Medaillen das willkommenste und bildendste Geschenk.

Hr. Loos hat hier sein Kunsttalent vorzugsweise 3 Gegenständen gewidmet: den großen Tagen der Reformation, deren Wiederkehr wir nach 300 Jahren feiern; den glänzenden Thaten der russischen Waffen in dem Jahre 1829, welche nicht in die Geschichte der Eroberungen, sondern in die der Civilisation gehören; und dem ausgezeichneten Verdienste in dem Kreise der Wissenschaft und der Kunst.

Ein Gedenkthaler erinnert an die Protestation zu Speier (19. April 1829). Die 5 protestirenden deutschen Fürsten, Kurfürst Johann von Sachsen in ihrer Mitte, der auf der Hauptseite in halber, und auf der Kehrseite, wo ihnen auch ein Repräsentant der 14 Reichsstädte die Hand reicht, in ganzer Figur, sind charakteristisch gestellt und ausgeführt. Die meisterhafte Technik bedarf nicht unsers Zeugnisses. Dasselbe gilt von den übrigen Denkmünzen. Wir deuten nur den Inhalt an.

An die Uebergabe der evangelischen Confession zu Augsburg (d. 25. Juni 1530) erinnern 2 Medaillen: der sehr schöne Wappenthaler mit 21 Wappenschilden, in der Mitte das kursächsische, welches im obern Halbkreise die Wappen der 9 unterzeichneten Fürsten und Städte, im untern die der übrigen 12 gleichgesinnten Städte umgeben; und ein zweiter, mit Luther und Melanchthon in ganzer Figur vor dem Altar mit der heiligen Schrift, sie rufen uns, jeder in der seinem Charakter aussprechenden Haltung, die glücklich gewählten Worte Jeremias (Cap. 22, V. 29) zu. Die Hauptseite beider Denkmünzen zeigt Karl V., wie er, umgeben von den — leicht erkennbaren — evangelischen Fürsten, die Bekenntnißschrift vom kurfürstl. sächsischen Kanzler, Dr. Bayer, selbst entgegennimmt. Die Gruppirung der 12 Figuren ist ganz der Handlung angemessen und künstlerisch gelungen zu nennen.

Fünf entscheidende Begebenheiten aus der Geschichte des letzten russisch-türkischen Krieges sind auf ebenso vielen Denkmünzen dargestellt: 1) Der Sieg bei Schumla (am 11. Juni 1829). Schumna ist mit Recht statt des militairischen Punktes, des Dorfes Kulewtscha, gesetzt, weil der dem Großvezier abge-

schnittene Rückzug nach Schumna dem Siege die Alles entscheidende Bedeutung gab. 2) Die Einnahme von Silistria (am 30. Juni 1829). Nun erst konnte der Zug über den Balkan mit Sicherheit im Rücken unternommen werden. 3) Die für den Feldzug in Asien entscheidende Einnahme von Erzerum durch den General Paskewitsch am 9. Juli, und des Generals Diebitsch in London und in Konstantinopel für unmöglich gehaltener Uebergang über den Hämus (Balkan), am 20. Juli 1829. So vereinigt eine Münze 2 in der neuen Geschichte noch nie erlebte, fast gleichzeitige Ereignisse, durch welche Mahmud's Stolz gebeugt wurde. Doch zum Nachgeben zwang ihn 4) die Einnahme von Adrianopel. Mit Recht erscheint daher auf der Hauptseite die Idealgestalt des christlichen Helden in gebietender Stellung mit der wehenden Fahne des Kreuzes; die Fahne des Halbmonds sinkt, das Thor der zweiten Hauptstadt des Reichs öffnet sich. Darauf ward der großmüthigste Friede, den die neuere Geschichte kennt, für die höhern Zwecke des Handels und der Civilisation geschlossen, der Friede zu Adrianopel (14. Sept. 1829). Dies ist der Inhalt der fünften Münze. Wie auf den 3 erstgenannten zeigt auch hier die Hauptseite das mit dem Lorberzweige gekrönte Bildniß des Kaisers Nicolaus I. — in Vergleichung mit der russischen Krönungsmedaille, die vor uns liegt, ebenso ähnlich als schön ausgeführt —; auf der Kehrseite aber, welche auf den 4 vorhingenannten Medaillen lateinische Inschriften enthält, die ein an Frucht und Grün symbolisch reicher Lorberkranz umschließt, sehen wir hier den Helden des Sieges, der dem türkischen Krieger, im Angesichte der Hauptstadt, den Oelzweig des Friedens reicht. Die Umschrift sagt: „Pax Data Turcis Petentibus".

In der Reihe der preußischen Feldherren, deren Bildnisse aus Hrn. Loos' Medaillenmünze hervorgegangen sind, zeichnen wir die (höchst ähnliche) Bildnißdenkmünze auf den König Friedrich Wilhelm III. aus. Dieser Monarch hielt bei Kulm das Entscheidungsloos des großen Weltkampfes in fester Hand. Die Alles ausdrückende Kehrseite dieser schönen Medaille ist ebenso einfach als geschmackvoll: des Königs Krone in der Mitte zwischen dem vom Oelzweige umwundenen Szepter und dem schützenden, von Lorbern umschlungenen Schwerte.

Nicht minder ansprechend ist eine Denkmünze (die dritte) aus der Reihe berühmter Naturforscher und Aerzte. Sie zeigt das vorzüglich ausgeführte Bildniß des am 12. Nov. 1813 verstorbenen Dr. Joh. Christian Reil. Die lateinische Inschrift der Kehrseite nennt uns seine unsterblichen Werke. Ebenso einfach und schön ist die kleinere Medaille auf Johann Bugenhagen (geb. 1485, gest. 1558). Dieser berühmte, um das gelehrte Schulwesen in Dänemark, Pommern, Lübeck und Braunschweig höchst verdiente Professor zu Wittenberg, Luther's wackerer Gehülfe im Reformationswerke, hatte in Hamburg das Johanneum gegründet, welche Lehranstalt am 24. Mai 1829 ihr drittes Säcularfest feierte. *) Auf diese Feier hat Loos die schöne Denkmünze mit Bugenhagen's Bildnisse und einer lateinischen Inschrift geprägt. Sie wird in dem weiten Wirkungskreise des gelehrten Pommeraners, besonders in seinem Vaterlande und in Dänemark, das ihn seinen Reformator nennt, gerechte Anerkennung finden.

An Größe und Pracht übertrifft die beiden vorigen Medaillen die Schaumünze auf den berühmten Kapellmeister Spontini. Die Hauptseite zeigt ihn selbst, halb von der Stirnansicht, einen Römerkopf! Die Umschrift sagt, daß der Tonkünstlerverein, welcher am 10. Sept. 1829 das Musikfest zu Halle veranstaltete, ihm, dem ersten Director ihres Tonfestes, die Medaille geweiht habe. Auf der Kehrseite umwindet ein reicher Lorberkranz, an welchem 4 Ordenskreuze hangen, die Werke des Tonsetzers: Vestalis, Cortes(z), Olympia, Nurmahal, Alcidor, Agnes von Stauffen, Milton etc.; die Umschrift lautet so: „Lyricae Tragoediae Principi Germania Meritorum Cultrix". Auch hier ist die Schrift ebenso schön als das Gepräge vortrefflich.

Wir sind überzeugt, daß Hrn. Loos' schöner Kunsteifer, womit er der Geschichtsmuse seinen Grabstichel leiht, um die Namen berühmter Männer in Stahl zu schneiden, dem spätern Sammler und jedem ruhigen Betrachter willkommener sein wird als die Unternehmung eines kostbaren Kupferwerks von Marmorbüsten, für die ein „Walhalla" erbaut werden muß, wenn sie nicht verwittern sollen.

22.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 135.)

An die beiden Schriften des Hrn. H. St.-Beuve schließt sich in mehren Beziehungen: „La confession", von H. Janin, dem Verf. von „L'âne mort ou la femme guillotinée". Seine Darstellungsgabe haben wir bereits bei Gelegenheit dieses Werkchens zu charakterisiren versucht. In gegenwärtigem zeigt sie sich mit denselben Vorzügen, und in dieser Hinsicht finden wir nur zu loben und Manches zu bewundern. Aber fürs Erste muß uns logisch denkenden, aufrichtigen Deutschen die Sucht nach Paradoxen an dem jungen Verf. misfallen. So behauptet er in der Vorrede, man müsse, sobald man erfinden wolle, darauf verzichten, Neues zu Tage zu fördern; nichts zu ersinnen (imaginer), sei das Beste. Demnach bliebe die Form blos übrig; und daß der Verf. seine Ursache hat, die Kunst auf diese zu beschränken, wird sich gleich zeigen. Selbst „Hernani", dieses kühne, von Barbarismen und schönen Versen strotzende Drama, sei im Grunde nach dem alten Muster der alten Tragödie zugeschnitten. Er rechnet es sich zum Verdienste an, nichts erfunden und sein Buch ohne alle Handlung, ohne Intrigue, ohne Leidenschaften, aufs Gerathewohl aus der Feder fließen gelassen zu haben. Sodann stört es den Genuß, daß das Werk eigentlich mehr der Vorrede wegen da ist, als die Vorrede des Werkes wegen; daß dieses blos ein Versuch ist, eine Theorie, eine kritische Ansicht zu rechtfertigen; daß der Verf. den Leser zuerst in seine Werkstätte führt und vor seinen Augen die

*) Man vgl. des Directors Kraft „Disp. de Jo. Bugenhagii in res scholasticas emendatas meritis" (Hamburg, 1829, 4.), und des Prof. Calmberg „Hist. Joannei Hamburg." (deutsch, Hamb., 1829).

Farben zubereitet, sein Gerüst aufschlägt und diese kritische Tendenz fortwährend im Laufe der Erzählung im Auge behielt, sodaß seine Personen blos lebhaft gefärbte Abstractionen sind, Wachsfiguren in Prunkkleidern. Der literarische Zweck der „Beichte" ist, die heutigen Sitten in Crébillon's, des Sohnes, Manier zu schildern. Wie dieser jene Gesellschaft von Sammet, in Spitzenmanschetten, Reifröcken, rosenrothen Gesichtern und Perrücken, die Marquis mit seidenen Degen, die Vicomtes am Stickrahmen, die uns in seinen schlüpfrigen Romanen ergötzen, mit jener so pikanten Nachlässigkeit, einem so anziehenden laissez-aller gemalt, so will Hr. Janin versuchen, die heutige Gesellschaft zu malen. Den hervorstechenden Charakterzug unserer Zeit findet er in der gänzlichen Gleichgültigkeit für Alles, was auf Religion Bezug hat. Selbst die Gotteslästerung macht lächerlich, weil sie noch einen Glauben voraussetzt. Für den rechtlichen Mann (l'honnête homme), der ein Verbrechen begangen, gibt es heutzutage keinen Trost mehr. Was soll ein Unglücklicher am Fuße eines Altars ohne Mysterien, ohne Duft? Der Held des Romans verheirathet sich, um sich die Zeit zu vertreiben, bis er das 40 Jahr erreicht hat, in welchem er die politische Laufbahn antreten, d. h. Deputirter werden kann. In der Brautnacht erdrosselt er seine Frau, weil er sie mit einem jungen Manne hat walzen und sich diesem Vergnügen leidenschaftlich hingeben sehen, und weil sie nach dem Balle müde, mit bleichen Wangen und schweißigen Armen vor ihm gestanden, und weil sie gleichgültig neben ihm eingeschlafen, und aus andern ebenso entscheidenden Gründen; und dieser Anatole ist nichtsdestoweniger ein edler, verständiger, kenntnißreicher junger Mann! Und kein Mensch ahnet die Mordthat; man glaubt, das junge Mädchen sei, wie ihre Mutter, am Schlage gestorben. Und der edle Anatole, in seiner Seelenangst, sieht sich nach einem Beichtiger um, dem er sich anvertrauen kann, um Linderung für seine Gewissensfoltern zu erhalten. Hier entwickelt sich nun die Tendenz des Werks näher. Hier folgt eine Reihe mannichfaltiger aus der vornehmen und niedern Klerisei entlehnter Portraits, die höchst gelungen sind, obgleich er die Farben, nach seiner gewöhnlichen Art, etwas stark aufgetragen. Vom Cardinal an, der in den Ruinen von Pompeji erzogen, in den Manuscripten des Vaticans bewandert ist, bis zum Dorfpfarrer, der mit einer muntern Haushälterin in dem weißen, stillen Häuschen am Kirchhofe wohnt und spazierenreitet um seine Eßlust zu reizen, durchgeht er alle Rangordnungen der katholischen Hierarchie und findet überall Egoismus, Geldgier, die mit Gebeten und Segen Handel treiben. Endlich entdeckt er durch Zufall, daß ein schönes, junges Mädchen einen berühmten Beichtvater kennt, auf den er seine letzte Hoffnung setzt. Es ist ihr aber untersagt, den Namen desselben, wem es auch sei, zu offenbaren. Und der reuige Sünder, um endlich einen seiner würdigen Seelsorger zu finden, verführt und entehrt das Mädchen und entlockt ihr das Geheimniß! Er beichtet, und nach der Beichte müssen ihn seine Verwandten in ein Narrenhaus sperren lassen. Das Buch endet in einer epigrammatischen Spitze: „Heutzutage ist Anatole glücklich. Er singt, er betet, er schläft. Er lebt in Frieden mit sich selbst und mit der Welt. Er hat nur dann Gewissensbisse, wenn er den Fasttag versäumt. Er ist Priester". Geblendet durch den Zauber der Elocution haben die meisten Blätter das Werkchen mit Enthusiasmus aufgenommen. Die „Quotidienne" scheint uns allein eine richtige Ansicht darüber ausgesprochen zu haben, indessen aus ganz andern als literarischen Interessen.

Nun käme eigentlich die Reihe an „Stockholm et Fontainebleau" von Hrn. Dumas, welches Drama noch immer mit großem Beifalle im Odéon gegeben wird. Indeß fürchten wir, den Leser mit allen diesen theoretischen Erörterungen zu ermüden; auch haben wir das Stück weder gesehen noch gelesen, weil es erst vor Kurzem im Druck erschienen ist, und wir die Vorstellung von „Hernani", der wir kürzlich beigewohnt, noch in zu frischem Andenken haben, um uns einem ähnlichen Gedränge und Tumult, einer so erstickenden Atmosphäre, einem so peinlichen, erschöpfenden Genusse so bald wieder auszusetzen. Wir behalten uns einen umständlichen Bericht für unser bald folgendes Schreiben vor. Für heute wollen wir ein wenig im kaiserlichen Palaste ausruhen, wo wir schon manche, vielleicht nicht unangenehme Minute miteinander zugebracht haben. Ein Page Napoleons wird uns dessen Hof mit seinem lärmenden, militairischen Prunk, seine Familie, seine Marschälle u. s. w. vorführen. Dieser Page sagt in der Vorrede seiner Memoiren, als man Talleyrand gefragt, ob er nicht gesonnen sei, seine Memoiren herauszugeben, so habe der Prinz geantwortet, er sei noch nicht dazu entschlossen, er wisse aber, daß sein Koch die seinigen nächstens bekanntmachen würde. Warum er eigentlich dieses Witzwort anführt, sehen wir nicht recht ein, weil es ihn selbst trifft, indem ein Page und ein Koch in dieser Hinsicht so ziemlich auf einer Linie stehen. Er erzählt uns ferner, er habe einst an der Thüre eines Gemaches in den Tuilerien gehorcht, und da sei er von dem Kaiser ertappt worden, der ihm einen derben Tritt vor den Hintern gegeben. Wem dergleichen fatalia zustoßen, der hälts Maul, läßt wenigstens seinen Unfall nicht durch den Druck bekanntmachen. Doch wozu hier alle Umstände anführen, aus denen zu schließen, daß dieser Page kein Page ist, daß diese Memoiren keine Memoiren sind, da man ja nur hier und da zu blättern hat, um den Lügner zu ertappen. Indessen enthalten diese Memoiren doch viel Anziehendes, was theils sehr wahrscheinlich, theils wahr und nicht allgemein bekannt ist, und auch das schon Bekannte ist glücklich benutzt. Lätitia, die Kaiserin Mutter, ist ganz nach dem Leben geschildert. „Je ne suis pas houreuse", sagte sie einst zu dem angeblichen Pagen, „quoique mère d o u quatre rois. L'emp e r o u r me dit toujours: Mama, il faut dépenser de l'argent, il faut donner a m a n g i a r e". Sie war bekanntlich sehr geizig, und Bourrienne berichtet etwas Aehnliches von ihr, wo nicht gar das Nämliche. Der unterhaltendste Abschnitt des Buches ist betitelt: Cancans de cour, und enthält Napoleons galante Abenteuer. In seiner Jugend, d. h. während des Feldzugs von 1806—7 soll er eine gewisse Madame Waleska geliebt und ein Kind mit ihr gezeugt haben. Diese Frau gab ihm stets Beweise der lebhaftesten Zuneigung und begab sich sogar zu ihm auf die Insel Elba, um in seiner Nähe zu bleiben, welches er aber aus Rücksicht für Marie Louise nicht zuließ. Auch Mademoiselle Georges hatte einige Male die Gunst, ihm ihre Gunstbezeigungen zu verkaufen. Als sie sich aber einmal so weit vergaß, ihn um sein Portrait zu bitten, gab er ihr einen Napoleon und sah sie nie wieder. Einst wandelte ihn die Lust an, die Bourgoin zu sehen, die damals berühmt war durch die Zahl ihrer Liebhaber und den unerschöpflichen Reichthum ihrer Zoten und unflätigen Redensarten und Einfälle. Sie hatte dabei ein wahres Madonnengesicht, das nun freilich verzerrt und häßlich ist; wir haben mehrmals Gelegenheit gehabt, sie in „Phèdre" zu sehen als Aricia. Napoleon ließ sie 4 Stunden in seinem Vorzimmer warten, betrachtete sie eine Zeitlang mit aufmerksamem Blick und sagte ganz kalt, indem er ihr auf die Wange klopfte: „Comment, ce n'est que la" — und ließ ihr 500 Franken auszahlen. Die bekannte Sängerin Grazini aus Mailand scheint der Kaiser eine Zeitlang leidenschaftlich geliebt zu haben; indessen betrog sie den Herrn der Welt zu Gunsten eines Virtuosen. Sie benahm sich dabei so unvorsichtig, daß Napoleon ihre Verhältnisse zu Rhode erfuhr und den damaligen Polizeiminister Fouché darüber zu Rede stellte. Dieser gestand, daß man bis dahin seine Wachsamkeit betrogen habe; „aber", setzte er hinzu, „ich weiß jetzt Alles. Ich weiß, daß ein Mann von mittlerm Wuchse, in blauem Ueberrocke und dreieckigem Hute jeden Abend zwischen 8—9 Uhr aus dem Pavillon Marsan geht und sich in

Begleitung eines einzigen Mannes von etwas größerer Statur zur Grazini begibt. Dies sind Sie, Ihr Begleiter ist Lannes". Napoleon pfiff ein italienisches Liedchen und wendete seinem Minister den Rücken. Die Grazini flüchtete sich mit ihrem Geliebten nach Petersburg.

Zu den Lieblingsbelustigungen Josephinens gehörten theatralische Darstellungen, an denen sie oft selbst Theil nahm. Das Personal bestand aus den Hofdamen Regnault de St. Jean d'Angely und Fontanes. Es wurde meist auf dem kleinen Theater zu St.-Cloud unter der Kapelle gespielt. Die Kaiserin trat gewöhnlich in sehr unbedeutenden Rollen, als confidente, soubrette etc., auf. Sie hatte wenig mimisches Talent, sang falsch und wußte nie ihre Rolle. Ihr Gemahl sah es ungern, daß sie sich zu solchen Vergnügungen herabließ. Einst pfiff er sie tüchtig aus und sagte nach dem Stücke: „Il faut convenir que c'est impérialement mal joué". Von dieser Zeit an spielte sie nicht mehr. Ueber das Privatleben Napoleons, sowol an seinem Hofe als im Hauptquartier, die Feste, Bälle, Revuen u. s. w. haben wir gleichfalls recht viel Interessantes gefunden, das wir aber übergehen müssen. Wir bemerken blos, daß bei dem großen Gastmahle, welches am Jahrgedächtniß des Krönungstages im Jahr 1809 in der Galérie de Diane gegeben wurde, Napoleon während der ganzen Mahlzeit seinen Federhut à la Henri IV auf dem Kopfe behielt, daß die Pagen ihre Lust an dem langen Haarzopfe des Königs von S...... hatten, der fast bis an die Erde reichte, sodaß der Monarch, so oft er sein Taschentuch gebraucht hatte und es wieder einsteckte, den Zipfel des Zopfes miteinsteckte, und daß endlich die Großdignitarien des Reichs, die Marschälle und Generäle in einiger Entfernung von der kaiserlichen Tafel standen und nicht wagten, einen Laut von sich zu geben, noch sich zu räuspern, noch selbst Taback zu nehmen.

Longchamps war dieses Jahr am Charfreitage ziemlich besucht, aber meist von Fremden. Unter den Carossen ist besonders die des Friedensfürsten bemerkt worden; sie war mit 4 Grauschimmeln bespannt, die 24,000 Fr. sollen gekostet haben. Der hier gegenwärtig sich aufhaltende Prinz Leopold von Sachsen-Koburg war unter den Zuschauern zu Fuß, im schlichten, bürgerlichen Rocke.

Der Gérant von „Le globe" ist zu 4monatlicher Gefängnißstrafe und 2000 Fr. Geldbuße verurtheilt wegen excitation à la haine et au mépris du gouvernement du roi und attentat à la successibilité au trône. Sautelet, der Gérant des „National", ist mit 3monatlicher Haft und 1000 Fr. Geldstrafe weggekommen, gleichfalls wegen excitation au mépris du gouvernement; keiner von Beiden hat appellirt. Vom Hrn. Jay wird seit einigen Tagen eine Streitbroschüre: „Conversion d'un romantique", angekündigt, über welche nächstens ein Weiteres. 76.

Predigten auf der konstanzer Kirchenversammlung.

Daß die auf dem konstanzer Concilium versammelten Prälaten nicht gerade als fromme, tugendhafte Männer berühmt waren, ist eine hundert Mal gesagte Sache. Indessen merkwürdig ist es, daß sie, die Huß zum Tode verurtheilten, weil er willkürliche Dogmen der Kirche angriff, sich über ihr Leben und ihren Wandel die ärgsten Schmähungen gefallen ließen. Schelhorn theilt in seinen „Amoenit. literar.", III, S. 39 fg., Bruchstücke aus ungedruckten Predigten mit, die 1415 und 1416 während des Conciliums gehalten wurden. Er fand sie auf der Kraft'schen Bibliothek in Ulm, und man staunt über den Mangel an aller Rücksicht, die doch den großen Bischöfen, Cardinälen u. s. w. nach unserer Meinung gebührt hätte. „Jetzt", ruft der Mönch Matthäus, der Kaiser Sigismunds Hofprediger, aus, „wird das Wort des Apostels (Röm. 2.) in Erfüllung bracht. Der Name Gottes wird durch Euch unter den Heiden gelästert! — Das dumpfgewordene Salz dient zu nichts, als daß es mit Füßen getreten werde! Werden wir aber nicht mit Füßen getreten, die wir vor Verachtung strotzen, die wir in allem Volke zum Gelächter und Sprichworte geworden sind, die wir auf den Straßen, in den Herbergen, bei Gelagen und Schwelgereien als die Gottlosesten verspottet und verhöhnt werden? — Wer sah je solche Schändlichkeiten (opprobria)? Wer hörte je von dergleichen? Ihr wißt, hochwürdige Herren, was in Salomo's Sprichwörtern 14. steht: die Sünde macht das Volk unglücklich. Bei der Verbesserung, die auf diesem heiligen Concilium bewirkt werden soll, bessert erst an Euch selbst, und dann an den Geringern, gleichwie Christus empfiehlt!" — Wir könnten noch viel solche Stellen ausheben, thun es aber nicht, um einen Mönch Bernhard zu hören. Er donnert noch eifriger. „Wir sehen", ruft er unter Anderm, „unter den Prälaten, welche auf diesem heiligen Concilium sitzen, das im Namen des heiligen Geistes versammelt ist, wie man alle Tage schreit, leider nur wenige, die fleißig beten, den Zehnten und Almosen geben, den Laien ein frommes Beispiel aufstellen! Wol aber sehen wir desto mehr müßiggehen, schwelgen, eitlem Stolz fröhnen und nur darauf sehen, daß sie den Menschen beiderlei Geschlechts mehr gefallen als Gott!"

Die Unwissenheit dieser Herren wurde von einem andern Prediger nicht minder hart gerügt. „Kaum daß einige den Psalter ohne Fehler lesen können!" ruft er unter Anderm. Noch ein Anderer nennt sie Zöllner und Räuber und Sünder! „Wie kann ich", ruft er ihnen zu, „von Euch anders reden als mit dem Psalmisten: Sie sind Alle abgewichen und unnütz geworden; da ist Keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer! O ihr unnützen Menschen, ihr verlorenen Söhne, ihr Kinder des Verderbens!" — Es geben diese Stellen aufs Neue den Beweis, daß man damals Alles sagen konnte, wenn es nur nicht gegen das bestehende Lehrgebäude der Kirche ging! 90.

Notiz.

Die londoner Universität.

Wo ein Feld, besonders ein neues, bearbeitet wird, erscheinen Früchte. Dahin gehören (nach Anzeige des Universitätsbuchhändlers Taylor):

1. Folgende Handbücher für Studenten: Elemente der Chemie, von Lardner; Figuren zu dessen Euklid; dessen Abhandlungen über plane und sphärische Trigonometrie, Differential- und Integralrechnung; Morgan's Einleitung in die Algebra; Crombie's Etymologie und Syntax der englischen Sprache; Herodot im Auszuge; Aeschylos' „Prometheus" und „Perserinnen"; Cicero's „Rede für das Manilische Gesetz"; Hurwitz's Elemente der hebräischen Sprache; Mühlenfels' Einleitung und Handbuch, deutsche Literatur betreffend; Lessing's Fabeln; Panizzi's Auszüge aus den italienischen Prosaikern; dessen italienische Sprachlehre; Merlet's französische Sprachlehre und besonders deren Schwierigkeiten; Pharmakopöe zum Gebrauch im londoner Krankenhause.

2. Zehn Vorlesungen bei Eröffnung der Universität (in einem Bande oder auch einzeln zu haben, die meisten schon mehre Male aufgelegt): 1. Ueber die Natur und Behandlung der Krankheiten, von Conoly; 2. Ueber vergleichende Anatomie und Zoologie, von Grant; 3. Ueber englische Sprache und Literatur, von Dale; 4. Ueber Philosophie der Natur und Gestirnkunde, von Lardner; 5. Ueber griechische Sprache, Literatur und Alterthümer, von Long; 6. Ueber hebräische Sprache und Literatur, von Hurwitz; 7. Ueber deutsche und nordische Sprache und Literatur, von Mühlenfels; 8. Ueber spanische Sprache und Literatur, von Galiano; 9. Ueber Botanik, von Lindley; 10. Ueber gerichtliche Medizin, von Smith. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 137. —— 17. Mai 1830.

Notizen über Brasilien.

Der Druck von Zeitungen und periodischen Blättern in diesem Lande gewinnt immer mehr an Ausdehnung. Einer der neuesten Reisenden, Dr. Walsh, gibt darüber folgende Mittheilungen.

Im Jahre 1828 wurden in der ganzen Halbinsel 133 periodische Blätter gedruckt, wovon 25 in Brasilien, nämlich 15 in Rio, 3 in Bahia und die übrigen in Pernambuco, St.-Paul's, St.-João d'el Rey und Villa Rica erschienen. Die zu Rio waren das „Imperio do Brazil", das „Diario do Rio Janeiro" und „Journal do commercio" (täglich); „Analista", „Aurora", „Iluminene", „Astréa", „Courrier du Brézil" (französisch), 3 Mal die Woche; „Rio Herald" (englisch), ein Mal die Woche; „Malagueta, diario dos deputados", „D. do senado", „Despertador constitutionale", „Censor Brazilico" (gelegentlich); „Espelho diamantino" (monatlich); „Propagador", oder Annalen der Medizin, Zoologie und Botanik (jährlich).

Malagueta ist der eigentliche Name einer kleinen Art von Capsicum, und wie dies der schärfste und beißendste unter den Pfefferarten, so ist es dieses Blatt unter allen übrigen periodischen Schriften. Es zeichnet sich vorzüglich durch seine bittern Persönlichkeiten aus. Als es zuerst erschien, machte es großes Aufsehen sowol durch seine Darstellungsweise, als durch seine persönlichen Angriffe. Besonders war die Familie Andrada, damals im Zenith der Macht und Gunst, der Gegenstand seiner besondern Bosheit. Damals wurde auch ein Versuch gemacht, den Herausgeber zu ermorden. Er wurde verwundet und kam kaum mit dem Leben davon; nicht allein jene Familie, sondern auch der Kaiser wurde von ihm als Meuchelmörder beschuldigt. Zum Beweis zeigte er ein Taschentuch vor, das einer der Mörder hatte liegen lassen und woran der Eigenthümer erkannt worden war. Der Angeklagte leugnete natürlich die That aufs Aeußerste und machte ihm selbst einen Besuch, während er noch an seinen Wunden lag. Nichts konnte ihm jedoch seinen Argwohn benehmen, und er soll ihn noch bis diese Stunde nähren. Man glaubt, daß seine Vermögensumstände etwas zerrüttet sind. Zwischen dem „Imperio do Brazil", welches das Organ der Regierung ist und in der kaiserlichen Druckerei herauskommt, und der „Malagueta" herrscht beständiger Krieg; und da es zur Freiheit der Presse gehört, den Herausgeber persönlich, und nicht blos seine Zeitung angreifen zu dürfen, so erscheinen fast täglich persönliche Angriffe. In einer Nummer des „Imperio" kam folgende Stelle vor:

In Nr. 86 der „Malagueta", die uns in die Hände gekommen ist, bemerken wir, mit welcher Freude uns Hr. May den Beinamen: Tapel beilegt; da wir aber nicht im Stande sind, das Wort in einem portugiesischen Wörterbuch zu finden, und das Jargon, was er spricht, nicht verstehen, so bitten wir ihn, sich deutlicher auszusprechen, damit wir ihm zu antworten im Stande sind, obgleich uns die Erfahrung gelehrt hat, daß der Herr unter diejenigen Personen gehört, die nie erröthen, wenn man sie auf einer Lüge ertappt.

Der „Courrier du Brézil" ist in französischer Sprache geschrieben und erscheint alle Mittwoch und Sonnabend. Er liefert die beste und beinahe die einzige Uebersicht von alle Dem, was im Innern des Landes vorgeht, sowie er auch die Neuigkeiten aus andern Ländern ausführlicher als alle übrigen gibt; aber er ist ein ministerielles Blatt und deshalb sehr wenig beliebt. Die „Malagueta" gibt ihm Schuld, er sei ein Spion des französischen Gouvernements, bestimmt, das Land für sich zu gewinnen. Der „Farol Paulista", ein Provinzialblatt, hält es für ein unverzeihliches Vergehen, daß der Herausgeber desselben ein Franzos ist, und die „Aurora" denuncirt ihn bei der Polizei. Dergleichen Ansichten sind ein Beleg für die außerordentliche Eifersucht und den Argwohn des Volkes gegen alle Fremde, die sie als Feinde ihrer Unabhängigkeit und Freiheit betrachten. Das „Journal do commercio" und der „Diario" sind auf schlechtes Papier und so schlecht gedruckt, daß man sie kaum lesen kann, obgleich danach mehr Nachfrage ist als nach andern Zeitungen. Die erstere ist fast ganz mit Edicten und Anzeigen angefüllt; jedes Blatt enthält deren 80—100. Unter der Rubrik: „Noticias particulares", wird Jemand benachrichtigt, daß, wenn er die erborgten Bücher nicht zurückbringt, sein Name öffentlich genannt werden solle; ein Anderer, daß ihn eine Privatperson zu sprechen wünscht und ihn warnt, auf seine

Gefahr, nicht zu täuschen; ein Dritter, daß sein stehendes Wasser sehr widrig sei, und daß, wenn er es nicht wegschaffe, ein Nachbar kommen und es ihm ins Zimmer gießen werde. Auch von Frauen kommen sonderbare Notizen vor, z. B.: Der Herr, der in dem Hause der Luiza da Conçeição, in der Straße Livadio Nr. 1 gewesen und von der Senhora gebeten worden ist, etwas zu schreiben, und als er seinen Brief geschrieben, aus ihrem Schiebfach 4 Milreis in Gold, eine Banknote zu 8 Milreis und ein Paar seidene Strümpfe mitgenommen hat, wird ersucht, diese Sachen wiederzubringen, wenn er nicht will, daß sein Name öffentlich genannt werde. Dasselbe bittet man auch den Herrn, der ihren Fächer mitgenommen hat; widrigenfalls auch sein Name bekanntgemacht werden wird. Zuweilen wird mit der Zeitung auch ein bloßes Blatt vertheilt, das „Correspondencia“ genannt wird; es besteht aus einem Brief an den Herausgeber, worin einige Personen angegriffen werden, die mit dem Autor einen Streit gehabt haben, und enthält gewöhnlich die außerordentlichsten Schmähschriften, die je geschrieben worden sind. Der Herausgeber der Zeitung, der die Schmähschrift druckt und verbreitet, ist dafür nicht verantwortlich, wenn er nur auch die schmähsüchtige Antwort aufnimmt und verbreitet. Einige Beispiele mögen hier als Probe stehen:

Wiedergeltung.

Es hat Gott gefallen, den Kaufmann João Pereira Borba von dieser Welt in eine bessere abzurufen; und da er ein Mann von unbescholtenem Wandel war und vor seinem Tode durch ein authentisches Zeugniß zu zeigen wünschte, daß er ein redlicher Mann gewesen ist, dessen Asche in Ehren gehalten werden sollte, so ließ er die folgende Clausel in sein Testament setzen: „Ich erkläre hierdurch, daß ich immer ein Nachbar des Kaufmanns José Laureno Dios, gebürtig von S. João d'el Rey, gewesen bin, mit dem ich in enger Freundschaft gelebt habe, und deshalb erkläre ich ausdrücklich, daß meine Erben von ihm keinen Ersatz für eine bedeutende Schuld verlangen sollen, die er auf meine Kosten gewirkt hat, indem er täglich dem Spund eines Fasses mit catalonischem Wein seine Besuche abstattete; denn es würde mein Gewissen beschweren, wenn man Das von ihm verlangen sollte, was er mir schuldet, da die Nähe meines Weinkellers die wahre und nächste Ursache war, weshalb er sich regelmäßig alle Tage einen Rausch trank und dadurch direct und indirect alle seine Mitbürger beleidigte. Es würde demnach eine offenbare Ungerechtigkeit sein, für Das Geld zu verlangen, was den Kaufmann in den Augen aller Bürger so heruntergesetzt hat. Einer der Beleidigten.

Mein Herr Herausgeber der „Astréa“, ich unterzeichne dies mit meinem Kreuz, weil ich weder lesen noch schreiben kann. Ich lebte friedfertig in dem Stadtviertel von Rezende, wo ein gewisser Simão de Roza mein Gütchen zu besitzen wünschte, und da ich es ihm nicht geben wollte, suchte er durch Personen, die er unter seinem Daumen hat, falsche Anklagen gegen mich erheben zu lassen. Da ist z. B. ein Pater Marriano Jozé de Roza, ein Bruder dieses Simão, der ihm in allen Stücken gleich ist. Ja, dieser Pater oder vielmehr dieses Ungeheuer war es, das mich in seinem eignen Namen denuncirte, indem es vorgab, ich hätte Schmähungen gegen Se. kaiserl. Majestät ausgestoßen, und deshalb wurde ich in Verhaft genommen und unter Bedeckung hierhergeführt.

Nachdem er eine Menge falscher Anklagen, deren sich dieser Priester gegen Andere schuldig gemacht, und mehre Personen angeführt hat, die er meuchelmörderisch angefallen, um sie zu ermorden, indem er, obgleich ein Diener des göttlichen Wortes, bewaffnet herumgehe, fährt er folgendermaßen fort:

Aber ich will die Liederlichkeit dieses Ungeheuers nicht weiter verfolgen, ich will nicht anführen, mit wie vielen unverheiratheten Frauenspersonen er zusammenlebte, nichts sagen von seiner Verbindung mit der Frau des Francisco de Sylva, von seinem schlechten Umgang u. s. w., noch von dem Proceß, den er mit dem armen Francisco unter dem Vorwand anfing, daß er ihm 11 Fuß von einer Kaffeeplantage verbrannt habe. Auch lud das Ungeheuer eine gewisse Anna Ferreira zu sich ein und gab ihr ein Stück Landes in seiner Nähe, wo sie das Unglück hatte, eine Tochter, ein Kind von 11—12 Jahren, mit hin zu bringen u. s. w.

Nachdem er eine Menge ähnlicher Dinge auf die roheste Weise erzählt und in Worten, die sich nicht wiedergeben lassen, angegeben hat, daß man ihn ebenso behandeln sollte, wie er einst einen unglücklichen Mulatten behandelte, von dem er glaubte, er habe ihm seine Hühner gestohlen, schließt er:

Aber ich kann Ihnen in einem Briefe die Abscheulichkeiten nicht alle herzählen, die dieser Priester begangen hat. Er nennt sich einen Diener Gottes, aber, mit Erlaubniß zu sagen, er ist ein wahrer Diener des Teufels.

Joaquim † Joze.

(Der Beschluß folgt.)

Klamer Eberh. K. Schmidt's Leben und auserlesene Werke, herausgegeben von W. W. J. Schmidt und Friedrich Lautsch. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1828. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Referent hat sich über die beiden ersten Bände der vorliegenden Gedichtsammlung bereits früher in diesen Blättern*) mit der Liebe ausgesprochen, die er dem Andenken des als Menschen und Dichter gleich ehrenwerthen Kl. Schmidt schuldig zu sein glaubte. Das dort Gesagte findet auch in Dem, was der hier zu beurtheilende Band gibt, seine Bestätigung. Der Dichter gehörte zu jenen Glücklichen, die, mäßig in ihren Ansprüchen an Welt und Kunst, mit leichtem Segel auf der Oberfläche des Lebens dahinschwimmen, ohne sich viel um Das zu kümmern, was die Tiefe dem flüchtigen Blicke verbirgt. Ein Dichter der Art kann Werke liefern, die bei ihrer Erscheinung behaglich genug ansprechen; aber ihr Ruhm ist in der Regel nur von kurzer Dauer. Weil sie nirgends sich über den Kreis alltäglicher Betrachtungen erheben, sondern nur, wenn es hoch kommt, das Beste, was ihre Zeit dachte, in ansprechender Weise wiederholen, verfallen sie der Vergessenheit, oft ehe noch Der, von dem sie ausgingen, vom Schauplatze abgetreten ist. Dies ist das Schicksal auch der vorliegenden Dichtungen gewesen, und der erneuerte Abdruck derselben würde ein vergebliches Unternehmen heißen müssen, wenn es mit ihm darauf abgesehen wäre, ihnen aufs Neue den Weg zu dem Herzen und dem Munde des Volkes zu bahnen. Aber das wollten wol auch die Herausgeber nicht. Sie versprachen, wie der Titel besagt, vor Allem das Leben des Dichters; und weil ein solches Leben ohne seine Blüten und Früchte nicht begriffen werden kann, ja eben in ihnen besteht und aufgeht, mußten sie darauf denken, mit einer Auswahl derselben ihre biographischen Andeutungen zu belegen

*) Vgl. Nr. 244 f. 1826. D. Red.

und zu ergänzen. Zu diesem Interesse, das auf der liebenswürdigen Individualität des Menschen beruht, kommt noch ein zweites, das historische. Gerade die mittlere Höhe, auf der sich die Gedichte Schmidt's, wie ihr Dichter, in ihrer Begeisterung, ihren Bestrebungen, Wünschen und Hoffnungen sämmtlich halten, macht sie zu unverwerflichen Zeugen ihrer Zeit. Wer die letztere kennen lernen will, fragt nicht nach den gewaltigern Geistern, denen ihre Zeit nur der Boden ist, in dem sie wurzeln, die aber ihre Wipfel dem Himmel entgegen und ihre Zweige in fernere Jahrhunderte hinaustreiben, auch nicht nach jenen winzigen Schlingpflänzchen, die an den Boden sich festklammern und von Dem, was über ihnen in den Räumen des Lichts sprosset und blühet, keine Kunde nehmen, sondern eben nach solchen, die hoch genug stehen, um Luft und Licht und alles Lebendige der Gegenwart auf sich einwirken zu lassen, und deren man nach langer Zeit noch gern gedenkt, nicht um zu sagen: „Der oder Jener spricht also“, sondern um mit einem: „damals hieß es 2c.“, „damals sang man so 2c.“, das Eigenthümliche einer dahingeschwundenen Zeit, freilich oft nothdürftig genug, zu bezeichnen. Ob dies nun — um zu unserm Dichter zurückzukehren — nicht auch erreicht worden wäre, wenn die Herausgeber das „auserlesen“ des Titels strenger festgehalten hätten, ob namentlich die 386 Seiten des vorliegenden letzten Bandes nicht ohne Verlust um die Hälfte und mehr hätte vermindert werden können, ist eine andere Frage, die vielleicht von allen Lesern nur die Herausgeber in ihrer Pietät gegen den Verstorbenen verneinend beantworten möchten.

Dieser 3. Band gibt in 8 Büchern: Oden, Romanzen, Balladen und poetische Erzählungen; Gedichte an Personen (wobei wir nur im Vorbeigehen das Unpassende des Titels rügen, da Vieles auch in den übrigen Büchern zunächst an einzelne Personen gerichtet ist); „Klamersruh“, eine ländlich-malerische Dichtung; Triolette; Sprüche; Räthsel und Charaden, und endlich 3 prosaische Erzählungen. Das älteste dieser Gedichte ist vom J. 1773, das jüngste von 1820; die meiste Ausbeute haben die neunziger Jahre gegeben.

Schon unter den Oden, die zum Theil Horazische Weisen, auch wol, wie Ode 2, blos parodirend nachbilden, fehlt es nicht an Kindern des Augenblicks, die nicht vermißt werden würden, obwol sie meist alle die Gewandtheit des Dichters in Behandlung der Sprache bethätigen. Wie die gewählten Formen, so ist auch der Kreis von Ideen, auf den die meisten sich beschränken, ziemlich derselbe, in dem sich des Dichters Freunde und Vorbilder: Gleim, Kleist und Ramler, bewegten. An den Letztern erinnern, außer ganzen Gedichten, wie „An den Gr. Stolberg nach Erlegung eines Wolfs“ (Ode 36), oder „An Kalliope und Erato“ (Ode 50), auch die zahlreichen mythologischen Anspielungen. Solche Hinneigung zu veralteten Manieren fällt am störendsten da auf, wo, wie in den „Friedensgesängen“ von 1814 und 1816 (Ode 75, 76), Geschichten der neuesten Zeit in Gleim'schen oder Ramler'schen Weisen besungen werden. An die Stelle Friedrichs II. tritt bei Klamer Schmidt Friedrich Wilhelm III.; die französische Revolution bietet reichen Stoff zu emphatischen Verwünschungen und Verheißungen, und die Schutzpockenimpfung wie die Todtenhäuser zur Wiederbelebung Scheintodter finden an dem philanthropischen Dichter ihren mäßig begeisterten Lobredner. Es hätte damals für schmachvoll gegolten, die überaus großen Fortschritte der Menschheit nicht zu preisen; von einem Stabilitätsprincip in der sittlichen Welt war noch keine Kunde erschollen, und der Beginn des neuen Jahrhunderts mußte, wie aller Welt, auch unserm humanen, von frommen Wünschen für das Menschengeschlecht durchdrungenen Dichter als die goldene Pforte eines neuen, glänzenden Tages erscheinen (s. „Säculargesang für die Preußen i. J. 1801“, Ode 53). Das Licht der Aufklärung sollte da möglichst schnell durch alle Stände verbreitet werden. Jeder gabte, was er vermochte; Jeder suchte sich seine Schar, der er mit Fackel und Oellämpchen voranzog; jedes Handwerk, fast bis zum Scherenschleifer herab, bekam seinen Dichter. Der unserige gibt sogar in der ersten seiner Balladen einem Schlotfeger die Amorsfackel in die Hand und behandelt ihn so allgemein-menschlich, daß, 2 Zeilen abgerechnet, jeder Kammerjunker, der ein Liebchen auf dem Lande hat, fröhlich mit einstimmen könnte. Was hier übrigens unter dem Namen Balladen und Romanzen geboten wird, kann nur sehr uneigentlich also heißen. Wer es noch nicht weiß, mag es hier lernen, was man noch im J. 1796 unter diesem Gesammtnamen Alles begriff. Die Romanze „Mellus und Mella“ hebt also an:

> Mellus war ein rascher Knabe,
> Hüpfte schon ins zwölfte Jahr!
> Wenn ichs recht behalten habe,
> Trug er braunes Haar,
> Halmenhütchen auf dem Haar!
>
> Fleißig war er, declinirte
> Puer und Puella schon!
> Ja, schon Amo conjugirte
> Mellulus-Adon,
> Ja, im zwölften Jahre schon —

und spinnt sich so lang und breit durch 19 Strophen fort! Nur in dem „Müller von Frohse“ und „Des Markgrafen Töchterlein“ finden sich leise Anklänge der echten Volksballade. Dagegen hätte „Der Vorschneider“, ein bekanntes, sehr flach wiedererzähltes Schulmeisteranekdötchen, und „Der Spaziergang“, ein nüchternes Töchterchen der Göttin Gelegenheit, füglich der Vergessenheit überlassen werden können. Auch die Mittheilungen des 10. Buches, unter dem Titel: „An Personen“, sind meist Kleinigkeiten ohne dichterischen Gehalt und selbst hier und da in der Form vernachlässigt. Da lesen wir S. 193:

> So, Göttliche, wo du auch seist,
> Komm heut herüber zu Porinden
> Und hilf die Gute mit anbinden u. s. w.

In „Klamersruhe“ spricht dagegen das Bild eines anspruchslos-gemüthlichen, für einfachen Lebensgenuß empfänglichen Menschen recht freundlich an. Die Triolette sind, so lange sie sich auf die Darstellung leichter, heiterer Empfindungen beschränken, in ihrer einfachen Naivetät Alles, was diese kleinen poetischen Spiele sein sollen, fallen aber aus ihrem Charakter, wenn sie, wie „Herbsterinnerung“, einen ernstern Ton anstimmen, oder, wie „An Joh. Abel“, allzu vornehm einherschreiten. Den Sprüchen — einer kleinen Moral in Beispielen, die wir unsern Kinderbuchfabrikanten zur Auswahl empfehlen — fehlt die Tiefe der Weltanschauung; denen, die sich zum Epigramme hinneigen, meist die epigrammatische Spitze, und die alltägliche Ansicht ist keineswegs immer, wie etwa in Nr. 68, durch die Darstellung gehoben. Wie matt ist die Umschreibung des „Propria laus sordet“, S. 275. Auch an Halbwahrem fehlt es nicht; wenige nur gleichen dem schönen: „Verborgene Tugend“, S. 269. Die Räthsel und Charaden mögen in sogenannten fröhlichen Gesellschaften ihre Dienste geleistet haben und ferner leisten. Sie sind ziemlich alle in folgender Art:

> Hell erquickt's;
> Trübe drückt's;
> Dicht erstickt's.
> Es flügelt das Holz und gibt uns Brot;
> Es flügelt das Blei und gibt uns Tod.

Man sieht, sie stellen den Scharfsinn der Leser nicht eben auf die Probe. Von den prosaischen Erzählungen schweigen wir; die bisherigen Bemerkungen mögen genügen, um zu beweisen, daß strengere Auswahl für den Nachruhm des Dichters besser und sicherer gesorgt haben würde. Dennoch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß auch dieser Band Vieles enthalte, was jeden Freund des Schönen zum Danke gegen die Herausgeber verpflichte. Wir rechnen dahin (Ode 9) „An Phädon's Grabe“, in dem ein glücklicher Gedanke elegisch-zart ausgeführt ist;

einige Oden nach Balde; ferner: Ode 45, „Der Zufriedene"; Ode 64, „Fanny" und, außer manchem Andern, das treffliche, idyllisch-heitere, „Die Ueberraschung" (Ode 67). Nur auf einige seltsame Wortbildungen, die auch an die Zeit erinnern, in der der größere Theil dieser Gedichte entstanden ist, wie triumphen, prachten, verprachten st. verglänzen, Abschreck, Abspross, hüttlich, machen wir noch aufmerksam, nicht um mit einer Rüge zu schließen, sondern um jüngere Dichter zu warnen, die auf Autoritäten hin gerade das Auffallendste am liebsten nachahmen. 59.

Ueber die Titulatur: von Gottes Gnaden, und über Rangstreite.

Von Gottes Gnaden schreiben sich in der Regel nur Kaiser und Könige und andere mächtige Fürsten. Manche Reichsstadt, die mächtiger und reicher war als ihr Nachbar von Gottes Gnaden, begnügte sich damit, daß sich ihr Regiment blos den hochedeln und hochweisen Magistrat, oder der regierende Bürgermeister ihre Wohlweisheit tituliren ließ. Allein, keine Regel ohne Ausnahme. Die Reichsstadt Eßlingen schrieb im Jahr 1233 an den Abt zu Bebenhausen und nannte sich auch von Gottes Gnaden („Dei gratia Scultetus in Esslingen et ejusdem civitatis cives jurati, dilecto patri et domino abatti in Bebenhausen et ibidem conventui sacro in perpetuum s. s."). Unterdessen nahmen es die Oberhäupter dieser ehemaligen Republiken mit ihrer Herrlichkeit doch haarscharf. Ich erinnere mich, daß einst, da ein ehrsamer Bürger einer solchen Reichsstadt, mit einem Urtheil nicht zufrieden, erklärte, er wolle an den Kaiser (den Reichshofrath) appelliren, die republikanische Majestät dem Unzufriedenen mit rauher Stimme erwiderte: „Was Kaiser? Hier sitzt der Kaiser!" Ein lustiger Rangstreit erhob sich in der nämlichen Reichsstadt einst zwischen dem regierenden Bürgermeister und einem Oberzunftmeister. Die Stadt hatte nämlich einen Consulenten, der ein Rechtsgelehrter war und gewöhnlich zu den Kreistagen verschickt wurde, wenn die Stadt ihre Stimmführung nicht einer benachbarten Reichsstadt übertrug, oder ein besonderes Anliegen hatte. Den Oberzunftmeister, der sich für eine wichtige Person im Staat und eben darum auch für eine zu den politischen Geschäften taugliche hielt, verdroß es, daß immer nur der Consulent zu den Kreistagen geschickt wurde. Er äußerte sich hierüber einst in Gegenwart des Bürgermeisters und behauptete, daß ihm die Ehre vor dem Consulenten gebühre. Der Bürgermeister widersprach und bemerkte, daß, wenn man den Consulenten nicht schicken wolle, ihm als dem Ersten im Rang diese Ehre gebühre. Nun entbrannte aber der Oberzunftmeister und behauptete, er habe ebenso viel zu bedeuten als der Bürgermeister, ja wol noch mehr, da er, als Vorsteher aller Zünfte, die Wahl der Bürgermeister leite. Dieses Argument beleidigte den Bürgermeister, der mit den Worten herausplatzte: „Wer das sage, sei kein Ehrenmann". Jetzt entstand aus dem Rangstreite noch ein Ehrenhandel, der vor den großen Rath kam und nach langer Ueberlegung so entschieden wurde: „Der Herr Oberzunftmeister sei als ein Ehrenmann zu erklären, habe aber dennoch Unrecht, weil er den Herrn Amtsbürgermeister durch seine übelbegründeten Ansprüche zuerst geärgert und beleidigt habe. Denn ein jeweiliger Bürgermeister habe allerdings den Vorrang vor dem Oberzunftmeister, dieses werde dadurch bewiesen, daß man dem Bürgermeister das Prädicat: Wohlweisheit, gebe!"

Mir fällt hier eine Anekdote von Karl V. ein, die ich mich erinnere in St.-Real's Schriften gelesen zu haben. Während seiner Anwesenheit zu Brüssel entstand zwischen 2 Damen hohen Standes ein heftiger Streit wegen des Vortritts in der Kirche. Der Kaiser gab sich Mühe, die Sache gütlich beizulegen; aber keine der Damen wollte nachgeben. Endlich entschloß sich der Kaiser, den Streit auf die feierlichste Weise selbst zu entscheiden. Die beiden Streitenden mußten in dem großen Gerichtssaal erscheinen, wo Karl, von seinen Großen umgeben, zu Gerichte saß und den Spruch gab: „Die größte Thörin von ihnen beiden sollte den Vortritt haben". Damit war der Rangstreit für immer beigelegt; denn jetzt wollte keine mehr die erste sein. 36.

Notizen.

Rühmliche Erwähnung verdienen besonders 4 neue Unternehmungen im englischen Schriftwesen:

1. „The family classical library" (Colburn und Bentley). Uebersetzungen der griechischen und römischen Classiker, auf 40 Bände berechnet; der Band 4 Sh. 6 P.

2. „The family library" (Murray), eine gesunde, mannichfache und liebliche Kost für Jung und Alt der gebildeten Stände. Erschienen sind bisher Nr. 1, 2, das Leben Nap. Bonaparte's, mit 15 Stahlstichen und Holzschnitten, von Finden und Thompson; die Holzschnitte nach Zeichnungen des berühmten Cruikshank (2. Aufl.). Nr. 3, das Leben Alexanders d. Gr., von J. Williams (2. Aufl.). Nr. 4, Leben der vorzüglichsten englischen Maler, Bildhauer und Baumeister, mit 10 Kupf. Nr. 5, 6, Geschichte der Juden, mit Holzschnitten und Karten, von Milman. Nr. 7, Naturgeschichte der Insekten. Nr. 8, der Hof und das Lager Bonaparte's, mit Bildnissen.

3. Dr. Lardner's „Cabinet cyclopaedie" (Longman und Comp.). Der Plan ist, die vorzüglichsten Schriftsteller zu einem umfassenden Werke zu vereinen, worin die gebildeten Stände Alles finden können, was über die wichtigsten und ansprechendsten Gegenstände der Wissenschaft, Literatur und Kunst mit Kürze, Leichtigkeit, Anmuth und doch Gründlichkeit unterrichtet. Das Ganze ist in folgende 9 *Cabinete* getheilt: 1. Cab. der Naturphilosophie (8 Bde.); 2. Cab. der Künste (10 Bde.); 3. Cab. der Naturgeschichte (12 Bde.); 4. Cab. der Geographie (6 Bde.); 5. Cab. der Philosophie (6 Bde.); 6. Cab. der Literatur (6 Bde.); 7. Cab. der Geschichte (24 Bde.); 8. Cab. der Biographie (24 Bde.); 9. Cab. der Wörterbücher über alle oben abgehandelte Gegenstände (6 Bde.). Monatlich erscheint ein Band, zu 6 Sh. Als Mitarbeiter sind genannt: W. Scott, Mackintosh, Th. Moore, Southey, Herschel, Lindley, Gleigh, Thirlwall, Brewster, Dale, Th. Campbell, Miß Edgeworth, Montgommery, Grattan, Coleridge, Crowe, Long, Rosen (aus Berlin), Berzelius (in Schweden), Bennet, Dollond, Gilbert, Hamilton, Landseer, Pearson, Taylor, Turner, Roscoe u. A. m. (an der Zahl 56); für das Fach der Naturgeschichte allein 15, meistens Mitglieder der Linné'schen und Zoologischen Societäten. Man kann die einzelnen Theile des Werkes ohne das Ganze kaufen. Erschienen sind bereits: Geschichte von Schottland, von W. Scott; Geschichte der Entdeckungen zu Wasser und zu Lande; über Oekonomie; über Mechanik; Geschichte von England, von Mackintosh; Naturgeschichte, von Herschel; Geschichte von Irland, von Th. Moore; Leben berühmter Seebefehlshaber, von Southey; Astronomie, von Herschel; Botanik, von Lindley; Biographien großer Feldherren, von Gleigh; Geschichte Griechenlands, von Thirlwall; Optik, von Brewster; Geschichte Frankreichs; Geographie; heilige Geschichte, von Dale.

4. „Constable's Miscellany of original and selected publications". Umfaßt gleichfalls, wie die obigen, das ganze Gebiet des Nützlichen und Unterhaltenden und wird durch zahlreiche, ausgezeichnete Mitarbeiter in fortwährender Blüte (seit 1827) erhalten. Es sind bereits 33 einzelne Werke (auch einzeln zu kaufen) in 50 Bänden erschienen (der Band 3 Sh. 6 P.). 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 138. — 18. Mai 1830.

Notizen über Brasilien.

(Beschluß aus Nr. 137.)

Diese Schmähschriften machen einen beträchtlichen Theil der literarischen Unterhaltung in Rio aus. Wenn ich des Morgens nach dem Ausgeben der Zeitungen durch die Straßen ging, sah ich immer Gruppen von Menschen in irgend einem Gewölbe versammelt, von denen Einer auf der Tafel saß und den Andern Einiges von dieser Correspondenz vorlas. Es trifft sich häufig, daß die angegriffene Person zu Denjenigen gehört, die keine andern Auskunftsmittel kennen, als auf eine ähnliche grobe Weise zu antworten. Es enthält diese Correspondenz zuweilen ungewöhnliche Züge eines eignen Nationalgefühls über gewisse Punkte und bezeichnet die Achtung, die man auf gewisse Gegenstände legt. Nach dem constitutionnellen Codex kann kein Freigelassener Wahlherr werden. Um nun jede Imputation zu entfernen und sich das Wahlrecht, worauf die Brasilier einen hohen Werth setzen, zu vindiciren, nehmen sie zuweilen zu sonderbaren Certifikaten ihre Zuflucht. Ein Oberst, Joaquin Francisco das Chagas Catetó, war in seiner Provinz Candidat einer solchen Stelle und ein gewisser Manoël de Sousa Silva, ein Krämer, beschuldigte ihn, er sei ein Freigelassener. Dadurch entstand eine lange komische Correspondenz, die die Bewohner von Rio mehre Morgen amusirte und endlich damit endigte, daß der Oberst folgendes Taufzeugniß producirte:

Ich bezeuge hierdurch, daß ich im Jahre 1780 das Kind Joaquim, den unlegitimen Sohn der Francisca das Chagas, einer freien, unverheiratheten, selbst illegitimen, von einem unbekannten Vater gezeugten und in der Parochie S.-João getauften, und damals in dem Hause des hochwürdigen Joachim Gonçalves de Figuerido zu Bairro da Caturra in Diensten stehenden Mulattin getauft und mit heiligem Oele gesalbt habe. Alberto Caetano Alves.

Der Oberst schließt seine siegreiche Widerlegung mit folgender Erklärung:

Ich bin das Haupt meiner Familie; ich bekleidete die hohe Stelle eines Obersten im ersten Linienregiment, und ich bin theils durch die Bande des Blutes, theils durch meine hohe Stellung und meiner Ehre als Offizier wegen verbunden, auf diese Weise die Verleumdungen, die man gegen mich vorgebracht, zu entkräften.

Und dies thut er, indem er beweist, daß er der natürliche Sohn einer Mulattenmagd ist, die selbst die natürliche Tochter eines unbekannten Vaters ist. In Brasilien, wo Mancher, der eine hohe Stelle einnimmt, der Begründer seiner eignen Familie ist, sieht man, mit Ausnahme Weniger, die wirkliche Ansprüche darauf haben, nur wenig auf gute Herkunft. In andern Ländern ist dies freilich anders.

So weit dies Gemälde der Preßfreiheit! Das Folgende ist mehr von allgemeinem Interesse. Die Handelsleute in Rio haben etwas Zurückstoßendes in ihrem Benehmen und machen sich so wenig Sorge, daß der Käufer oft in Versuchung kommt, den Laden zu verlassen, weil man ihn so wenig mit Achtung behandelt. Sie sind außerordentlich erpicht auf das Spiel, besonders Karten und Damenbret, und spielen öfters in ihren Läden. Bisweilen, wenn ich in einen Laden ging, um etwas zu kaufen, fand ich sie so vertieft in das Spiel, daß sie es gar nicht verlassen wollten, um mir nur die Waaren zu zeigen. Dabei sind sie aber ehrlich und genau im Handel und von guter, moralischer Denkungsweise. Ihre Wohlthätigkeit kennt keine Grenze; dies beweisen besonders die Summen, die die bestehenden Brüderschaften bei verschiedenen Gelegenheiten verwenden. Sie sind, so viel mir bekannt, im Allgemeinen gute Väter und Ehemänner, und ihre Erziehung ist streng und verständig. Es sieht komisch aus, wenn man Familien zusammen ausgehen sieht, die corpulenten Aeltern voraus, die Kinder und Domestiquen in gehöriger Ordnung hinterdrein. Die Frauen lieben die schwarze Farbe; sie tragen keine Mützen, sondern einen schwarzen Schleier auf dem bloßen Kopfe, der bis auf den Busen und Rücken herabhängt und gewöhnlich gewirkt und gefleckt ist, sodaß, wenn man ihr Gesicht in einiger Entfernung sieht, es das Ansehen hat, als wäre es mit schwarzen Pfläſterchen bedeckt. Sie tragen stets seidene Schuhe und Strümpfe und sind ganz besonders reinlich und sorgfältig, was die Bekleidung ihrer Füße und Beine betrifft, die in der Regel klein und wohlgebildet sind. Die Jünglinge aus dieser Classe sind ganz besonders artig; wenn ich etwas bei ihnen sah, das meine Neugierde erregte, und ich zeigte den Wunsch, es näher zu betrachten, so drangen sie es mir immer mit vieler Gutmüthigkeit auf und schienen sich

zu freuen, daß sie eine Gelegenheit gefunden hatten, mir einen Gefallen zu erweisen. Wenn die Brasilier ein schwieriges Geschäft vorhaben oder in Gefahr sind, thun sie Gelübde und sichern der Vorsehung aus Dankbarkeit gewisse Handlungen zu, im Fall sie glücklich davonkommen. Diese Gelübde halten sie sehr strenge, obgleich sie sie oft zu großem Unglück führen. Der Patrona oder Herr eines Nachens, in dem ich gewöhnlich in dem Hafen spazierenfuhr, war ein Mann mit einem ganz besonders guten, ehrlichen Gesicht. Einst wurde er an derselben Stelle von einem Sturm überfallen; da gelobte er, daß, wenn er glücklich das Land erreichte, er das erste unverheirathete Frauenzimmer heirathen wollte, die ihm aufstieße. Er hielt auch sein Wort treulich, verband sich mit einer ganz unbekannten Person, die einen schlechten Charakter hatte, und sein häuslicher Friede war für immer untergraben. Die Brasilier haben Sinn für Gastfreundschaft; aber obschon sie Einladungen von Fremden gewöhnlich annehmen, so erwidern sie dieselben doch selten. Dies kommt von ihrem großen Mangel an häuslicher Oekonomie. Ein Brasilier hat nie von Etwas Vorrath in seinem Hause; und selbst Leute vom höchsten Range schicken in einen benachbarten Laden und kaufen Das, was ihnen fehlt, und nur dann, wenn es ihnen fehlt, in der kleinsten Quantität. Nie kaufen sie mehr als eine halbe Bouteille Wein oder einige Unzen Zucker oder Kaffee auf ein Mal; sie thun dies, wie sie vorgeben, weil, wenn sie sich Vorrath anschaffen wollten, sie nie würden verhüten können, daß es ihnen die Sklaven wegnähmen und verzehrten. Wenn der Sklave geht, um etwas dergleichen zu holen, so nimmt er Alles, was er bekommen kann, um es darin zu tragen. Oefters habe ich einen von einem Kaufmannsladen zurückkehren sehen mit einem chinesischen Körbchen voll Holzkohlen unter seinem Arm und eine silberne Schale mit einigen Talglichtern auf dem Kopfe. Einige Gewerke sind auf eine scheinbar ganz unpassende Weise zusammen verbunden. An manchen Kaufläden findet man die Aufschrift: Vidros e xa, Glas und Thee, woraus hervorgeht, daß der Handelsmann ein Glaser und ein Gewürzkrämer zugleich ist. Einige jedoch sind neuerlich auf eine passendere Verbindung gekommen und haben zu dem Glas noch Porzellan hinzugefügt; sie verkaufen demnach Thee und Theetassen. Auch die Barbiere haben verschiedene Nebenbeschäftigungen. Sie verkaufen und bearbeiten Schildkrötenschale, um Kämme daraus zu machen. Sie lassen, wie gewöhnlich, zur Ader und nehmen Zähne aus, und man bedient sich ihrer in dieser Beziehung nur in Dingen, die mit ihrem Beruf als Barbierer und Wundärzte verbunden sind. Aber außerdem beschäftigen sie sich ausschließlich mit dem Ausbessern seidener Strümpfe, die sie ganz besonders zierlich zu besohlen und zu stopfen verstehen. Nie ging ich vor einer Barbierboutique vorüber, ohne daß ich den Herrn, wenn er sonst kein anderes Geschäft hatte, nicht mit einem schwarzen seidenen Strumpf über den Arm und mit Ausbessern desselben beschäftigt gesehen hätte. Außerdem sind sie auch die Musiker des Landes, und bei festlichen Gelegenheiten läßt man sie an den Kirchthüren spielen. Die ganze musikalische Gesellschaft besteht bei solchen Gelegenheiten aus Barbieren. In der Mitte eines jeden Kaufmannsladens befindet sich ein Bogen, an dem die verschiedenen künstlichen Artikel aufgehängt sind. In einer Barbierboutique hängt der Bogen rund herum voll musikalischer Instrumente. Diese Verbindung verschiedener Gewerbe war vormals auch in England gebräuchlich. Man fand da auch Lauten und Cithern in den Barbierboutiquen, um die vornehmern Kunden, die kamen, um sich barbiren zu lassen, zugleich zu amusiren, während man ihnen jetzt die Zeitungen zur Unterhaltung darbietet. Vielleicht that man es auch, um zuweilen die Schmerzen von den Wunden zu besänftigen, die der Barbier, in seiner Function als Wundarzt, sondiren oder verbinden mußte. Die Ueberbleibsel dieser Gewohnheit, die sich in Europa ganz verloren hat, scheinen sich in Amerika unter den Abkömmlingen Derer, die sie dahin verpflanzt haben, immer noch zu erhalten. Sehr rühmlich ist es für die Bewohner von Rio, daß man dort nie eingeborene Bettler in den Straßen sieht. Personen dieser Classe, die ich dort antraf, waren ausländische Matrosen, insbesondere Engländer und Nordamerikaner, die mich öfters anbettelten und sich sehr beklagten, daß sie kein Unterkommen finden könnten; es schienen schlechte, versoffene Bursche zu sein, die an ihrer Armuth selbst Schuld waren. Alle arme Eingeborene werden von den verschiedenen Brüderschaften oder Klöstern unterhalten und gekleidet, und es ist ein angenehmes Schauspiel, wenn man sieht, wie die Treppen der Gotteshäuser zu gewissen Zeiten mit armen Kranken und Greisen angefüllt sind und wie die guten Samariter kommen und Nahrung und Kleider unter sie vertheilen. Auch verdient es eine rühmliche Erwähnung, daß man weder bei Tag noch Nacht liederliche Weibspersonen in den Straßen bemerkt, die als solche bekannt sind. Besonders ist diese Decenz in dieser großen Stadt Denjenigen auffallend, die an die furchtbare Frechheit gewöhnt sind, mit der man in den Straßen und öffentlichen Plätzen von Paris und London verfolgt wird.

109.

Devereux, vom Verf. des „Pelham" und „Verstoßenen". Uebersetzt von K. Richard. 3 Theile. Aachen, Mayer. 1830. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Es ist schon ein unzweideutiges Lob, von einem Buche sagen zu können, es stehe nicht hinter den Erwartungen zurück, die der Name seines Autors davon erregte, und dies Lob kann und will Ref. dem „Devereux" nicht entziehen. Wahr ist es, „Pelham" und „Der Verstoßene" haben größere Einheit im Plan, besseres Festhalten des Mittelpunktes, dafür aber stehen beide an Innigkeit und Zartheit der Empfindung gegen den neuesten Roman des geistvollen Schriftstellers zurück. Selten, vielleicht nie gelang einem Dichter ein so vollendetes Bild weiblicher Huld und Anmuth als jenem in seiner Isaura. Ein Ideal, dem nie

der tragende Boden entgleitet, zeigt sie, welchen Grad der Vortrefflichkeit jungfräuliche Unschuld erreichen kann, und worin die geistige Schönheit des Weibes bestehe, was vor diesem Autor nur Wenige erkannten, beinahe Keiner in Worte zu kleiden vermochte. Sehnsucht, Ahnen, das Bangen, Hoffen und Wähnen der reinsten Liebe fand Ausdrücke; Gefühle, die zu denken man nur die Töne der Musik befähigt glaubte, sprechen Worte aus. Stellen der Art belehren, daß die gebundene Rede keine nothwendige Bedingung der Poesie sei, und daß der Dichter und der Denker sich denn doch zuweilen in derselben Person vereinen.

Der Held der Geschichte, der einen Abriß seines Lebens bis zu seinem 34. Jahre niederlegte, mit dem Vorbehalt, erst nach 100 Jahren, eben jetzt, ihn bekanntzumachen, ist ein katholischer Edelmann, der Neffe und Liebling eines reichen, humoristischen Mannes, dessen Schwächen, Thorheiten und Grillen eine gewichtige Portion Gutmüthigkeit und gesunde Vernunft überwiegen, sodaß man den alten Herrn herzlich liebgewinnt und ihn gar nicht anders haben möchte. Morton lebt mit seinem Zwillingsbruder Gerald in offenbarem Zwiespalt, und auch mit dem träumerischen, selbstquälerischen Bruder Aubry kann er sich nicht befreunden. Ihr Lehrer, Montreuil, ein überaus kluger Jesuit, dem der Orden bedeutende politische Sendungen anvertraut, sucht die jungen Leute zu kirren, einen jeden nach seiner Eigenthümlichkeit; indessen, so anlockend auch Morton die Aetzung von Kriegsruhm und politischer Wirksamkeit dünkt, wittert er dennoch die Hand des Vogelfängers und verfolgt seine Zwecke auf andere Weise. Der Jesuit wird nun sein bitterster Feind, verfälscht des Oheims Testament, veranlaßt Isaurens Mord im Arme des Neuvermählten Devereux, weiß den Verdacht auf Gerald zu schieben und ihn von dem wahren Mörder Aubry zu entfernen, der darüber in Geisteszerrüttung verfällt und sich in einer Einsiedelei in Italien verbirgt. Hier findet ihn Morton, der im Cabinet und Feld währenddem sich Ehre und Gut erworben. Der nach England Heimgekehrte söhnt sich, nach Aubry's Tode, mit dem nun einzigen Bruder aus, der durch des Jesuiten Ränke und die lebenden und todten Werkzeuge, die er selbst zu sträflichen Zwecken benutzte, erliegt; Morton's Hand rächt ihn und sich an dem Urheber dieser Frevel, dem boshaften Montreuil.

Außer dem Roman sollte der Leser eine abschreckende, keineswegs übertriebene Vorstellung von der Natur des Jesuitenordens bekommen und politische Verhältnisse und merkwürdige Personen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts kennen lernen. Trifft man diese nicht in Gesellschaft, im vertrauten Gespräch, so begegnet man ihnen doch auf der Straße, oder hört zum wenigsten von ihnen reden. Der flüchtigen Bekanntschaften und der politischen Verhandlungen könnten weniger sein, man verliert darüber den Helden und das Allgemeinbezügliche aus den Augen. Unter den historischen Portraits und Scenen sind meisterliche, wie Bolingbrocke, für den eine günstige Meinung erregt werden soll, Anton Hamilton, Peter der Große von Rußland, mit Liebe, aber keiner blinden, gewürdigt, der Besuch bei Frau von Maintenon, die Audienz bei Ludwig XIV. u. a. m. Ganz vorzüglich gut ist auch der Herzog von Orleans (Regent) beschrieben, und sogar seine berüchtigten Feste, die der Schleier der sittlichen Grazien, über sie geworfen, nicht total verhüllt, aber mit Anstand Alles bedeckt, was ärgert, lüstelt und ekelt.

Der Uebersetzer hat seine Aufgabe trefflich gelöst und bewiesen, daß er beide Sprachen, dem Geist und der Materie nach, aus dem Grunde verstehe. Nie erinnert eine steife, undeutsche Wendung, ein unbeholfener Ausdruck, daß man ein nicht ursprünglich deutsches Buch lese. Gewagte, neugeschaffene Worte erscheinen Einem nirgends als Nothbehelfe des Uebersetzers, sondern als Ausgiebigkeit des originellen Kopfes, der, weil er die ihm bequeme Münzsorte nicht gleich vorräthig hatte, sich solche auf der Stelle selbst prägte. Auch dann, wo Ref. anders übersetzt hätte, ist er weit entfernt, die Verdeutschung des Uebersetzers antasten zu wollen; es ist, um doch ein Beispiel anzuführen, mehr Geschmacksache, als etwas wesentlich Veränderndes, wenn er the cream, the sparks, the elixier, the wormwood and the dregs of life durch die Blüte, den Schaum, das geistige Wesen, die Arzneien und die Trebern des Lebens wiedergibt, was Ref. bezeichnender däuchte, wenn es hieße: das Mark, der Schimmer, die Essenz oder der Geist, der Wermuth u. s. w. Aber was gegen Regel und Gebrauch der deutschen Sprache ist und bei einem Uebersetzer von solcher Vortrefflichkeit als ein wunderlicher Eigensinn auffallen muß, ist: gewisse Reciproca, als: sich erinnern, sich weigern u. a. m. stets als nicht reciprok zu gebrauchen, sowie auch hier und da den Artikel, das Bindewort fehlen zu lassen, wo es hin gehörte: eine Grille, die denn doch wol sich ab- wie angewöhnen ließe. 34.

Xenophon. Zur Rettung seiner (?) durch Niebuhr gefährdeten Ehre dargestellt von Ferd. Delbrück. Bonn, Marcus. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Zweck d. Bl. erlaubt uns nur einige wenige der wissenschaftlichen Unterhaltung zugehörige Worte über dies interessante Buch. Dem Streite zweier Gelehrten über die Charaktereigenschaften des Schülers und Biographen Sokrates', des Feldherrn, Staatsmannes und Geschichtschreibers Xenophon, verdanken wir eine der anziehendsten Biographien, welche Männern des Alterthums je zu Theil geworden sind. Cicero, mit ähnlichem Recht, hat diese Ehre öfter erfahren; Xenophon, so viel wir wissen, erhält sie hier zum ersten Mal. Niebuhr hatte in einer Abhandlung über Xenophon's „Hellenica“ (s. Niebuhr's „Kleine hist. u. philol. Schriften“, 1. Samml., S. 464—482) Plato's Bürgertugend angegriffen und dabei einiges Herabwürdigende gegen Xenophon geäußert. Ferd. Delbrück übernahm die Rechtfertigung des Philosophen in einer kleinen Schrift („Vertheidigung Platon's gegen u. s. w.“, Bonn, 1828) und widmete diese dem Angreifer als Merkmal seiner Hochachtung. Dies scheint verletzt zu haben, und in der 2. Aufl. der „Kleinen hist. Schriften“ erschien eine leidenschaftliche Nachschrift, in der Xenophon unter Anderm „ein grundschlechter Bürger und auch als Schriftsteller keiner Achtung würdig“ genannt wird, indem der Urtheilende sich zugleich rühmt, der Erste gewesen zu sein, der einem alten Vorurtheil beherzt entgegengetreten. Diese harte Aeußerung ist die Veranlassung der vorliegenden Schrift, in welcher der Verf., neben dem Bekenntniß seiner Hochachtung, ja, seiner Bewunderung für den Gegner, doch bemüht ist, ihn einer großen Uebereilung des Urtheils zu zeihen und darzuthun, daß der vieljährige, vertraute und geliebte Jünger des Vaters der Philosophie kein Taugenichts, sondern ein feiner und braver Ehrenmann gewesen. Ein solcher Streit unter solchen Kämpfern hat, abgesehen von der Sache, die auf dem Spiele steht, sein Anziehendes, besonders wenn der vertheidigende Ritter mit solcher Achtung für seinen Gegner, wie hier vorwaltet, die Schranken betritt. Unserm Urtheil nach, ist es dem Verfechter gelungen, seinen Schützling von jeder Ungebührlichkeit zu reinigen, und die Literatur ist ihm zugleich für seine feine, gelehrte und schöne Lebensschilderung Xenophon's Dank schuldig. Freilich erscheint der Biograph fast durchgehends als Panegyriker; allein, die Form für seine Schutzschrift stand kaum in seiner Wahl; sie war ihm aufgedrungen. Bevor jedoch die Kampfrichter ihr Urtheil auszusprechen vermögen, werden sie erst erwarten müssen, ob und wie dem Gegner auf die Streiche des Verfechters zu antworten gefalle; denn es wäre in der That zu wünschen, daß der Kampf bis zu einem reinen Resultat ausgefochten würde.

Nach diesen Bemerkungen müssen wir uns begnügen, den reichen Inhalt dieser Schrift noch mit Wenigem anzudeuten. Der Lebensschilderung Xenophon's bis S. 49 folgen Bemerkungen zu seinen Werken, unter den Ueberschriften: Angedenken, Gastmahl, Haushaltung, Einkünfte für Reiterober-

sen, Hieron, Reitbuch, Jagdbuch, Sokrates' Rechtfertigung, Gemeinwesen, Agesilaus, Cyropädie, Anabasis, Hellenika und Nachweisungen zu diesem Abschnitt. Der 3. Abschnitt behandelt Xenophon's Denk- und Sinnesart, zu der sein Glaubensbekenntniß die Einleitung bildet; das Schlußcapitel liefert die Widerlegung der Sätze Niebuhr's und einige Erörterungen über die Hauptpunkte der Nachschrift, nebst Bemerkungen über das atheniensische Gemeinwesen und das Verhältniß der berühmtesten Vaterlandsfreunde (Isokrates, Platon, Demosthenes) zu diesem; den Beschluß machen Nachweisungen und Erläuterungen hierzu. Wir gestehen, von dem vielseitigen Interesse dieser Schrift angeregt und zu einer ununterbrochenen Durchlesung derselben hingerissen zu sein. Styl und Darstellung sind würdig, und das feine polemische Element der Schrift gewährt ihr in unsern Augen einen Reiz mehr; die Behandlung gewinnt an Leben und Interesse, und die Diction selbst an Feuer und Anziehungskraft. Ein Urtheil über die verfochtene Sache wäre hier an unrechter Stelle; allein, als ein Buch voll Unterhaltung und Interesse dürfen wir diesen „Xenophon“ dreist allen Lesern d. Bl. empfehlen. 25.

Einige literarische Erzeugnisse Italiens aus neuester Zeit.

Dahin rechnen wir: 1) die Erzählung einer wahren Geschichte: „Felice e Claudina, avvenimento tragico seguito in Milano il Gennajo 1827, colle veridiche lettere di loro corrispondenza, ad alcune poesie scritte su questo soggetto“. (Mailand, 1827); 2) ein in Paris 1829 erschienenes Gedicht: „Il Esule; di R. Gianone“. Das zuerst genannte Werk ist das unbedeutendste. Felice Doria, ein junger Kaufmannsdiener, durch Lesen französischer Dichter überspannt, verliebt sich in Claudina, die Verlobte eines Luigi Mariani, den sie auch heirathet. Er gewinnt der Gattin Liebe, sie schwören sich ewige Treue, und, von der Unmöglichkeit ihres gegenseitigen Besitzes überzeugt, beschließen sie, zu sterben. Der Gatte bekommt durch die unglückliche Claudina den 18. Januar 1827 ein Opiat, und während seines Schlafes erschießen sich Beide. Das Ganze ist schlecht erzählt, mit französischen Versen gespickt und hinterläßt nur widrige Empfindungen. Nummer 2 ist besser erzählt, und die Verse sind gut. Die Scene ist Modena, und die Zeit ist die Periode der letzten politischen Bewegungen Italiens. Dies der Inhalt: Zwei Freunde, Carlo und Edmond, durch ihre Liebe zur Freiheit verdächtig geworden und verfolgt, verbannen sich freiwillig aus Modena. Ihr Trost ist, daß Adolfo, ihr Freund, den gleiche Gesinnungen an sie ketteten, unangegriffen in Modena bleibt. Sie gehen nach Spanien, um an dem Kriege Theil zu nehmen, der so verhängnißvoll für die Freiheit der Halbinsel endete. Carlo wird schwer verwundet und von Edmond an das Ufer eines Flusses unter schattige Bäume getragen. Sie werden hier von 3 Räubern angefallen; Edmond jagt 2 in die Flucht und will den dritten mit dem Schwerte opfern, als er entdeckt, daß es ein Priester sei. Er schenkt ihm das Leben. Carlo stirbt, nachdem er Edmond gebeten, seiner geliebten Therese das letzte Lebewohl und eine Haarlocke, die er einst von ihr erhalten, zu überbringen. Während er sich über den Sterbenden beugt, wird er selbst durch einen Schuß von jenem Räuber verwundet, dem er das Leben schenkte. Der verwundende Schuß macht die Aufmerksamkeit einer in der Nähe befindlichen Dame rege, welche Carlo beerdigen läßt, Edmond in ihr Haus schafft und für ihn Sorge trägt. Nach seiner Wiederherstellung fühlt er einen unwiderstehlichen Drang, nach Italien zurückzukehren, theils um Theresen des sterbenden Freundes letzte Grüße zu bringen, theils um die eigne Geliebte, Emilie, wiederzusehen, mit der er sich eben verbinden wollte, als der Despotismus ihn aus dem Vaterlande jagte. Er kehrt zurück. Ein Fischer, ein alter Diener seines Vaters, nimmt ihn in seine Hütte auf. Von diesem erfährt er, daß Adolfo, in welchen er ein so großes Vertrauen setzte, ein Verräther seines Vaterlandes geworden ist, indem er ein polizeiliches Amt zu Modena angenommen. Edmond eilt nun, nachdem er unzählige Gefahren in den Appenninen glücklich überwunden, nach Modena, betritt Emiliens Wohnung und findet Adolfo in ihrem Zimmer. Er feuert ein Pistol auf den Verräther ab, den man ihm als Emiliens Gatten nennt. Er nimmt die Flucht. Die Gensdarmerie verfolgt ihn. Blutend eilt er in das erste beste offenstehende Haus. Ein junges Mädchen eilt ihm zu Hülfe. Er erkennt in ihr Theresen, Carlos Geliebte. Sie verbirgt ihn in einem Keller und versichert den Soldaten, der Verfolgte habe das Haus durch eine Hinterthür verlassen. Sie setzen ihre fruchtlose Verfolgung fort, und Therese eilt zu ihrem Schützling. Er kann, er will ihr Carlos Schicksal nicht verhehlen. Sie stürzt bewußtlos nieder und endet nach dreien Tagen. Hoffnungslos und mit gebrochenem Herzen kehrt Edmond in die Apenninen zurück und will sein Vaterland für immer verlassen, als er erfährt, der treulose Adolfo sei durch die Hand einer gewissen Alba gefallen, die er früher betrogen und deren Bruder er ermordet hatte. Das Ganze ist treu und mit lebhaften Farben geschildert, die Poesie ist voll Energie und Charakter, und die Episoden sind anziehend. 5.

Notizen.

Walckenaer's Reisewerk.

Von der großen „Histoire générale des voyages, ou nouvelle collection de relations de voyages par terre et par mer“ ist jetzt der 17. Band erschienen, welcher die Reisen von Cornelius de Jong in den Jahren 1791—95, von Percival 1796, von Barrow 1797—99, von Semple 1800 und 1801, von Truter und Somerville 1801 und 1802 und von Lichtenstein 1803—6 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und längs den westlichen und südlichen Küsten von Afrika, vom Cap Negro bis zum Cap Corrientes, und außerdem eine sehr genaue Beschreibung der Capstadt und Beobachtungen über die Buschmänner und Kaffern enthält.

Amerikanische Journalistik.

Die zu Philadelphia erscheinende Zeitschrift: „Traveller, and Monthly gazette“ gibt folgende Uebersicht des ehemaligen und jetzigen Standpunktes der Journalistik in den Vereinigten Staaten. Im Jahr 1775 erschienen in Massachusets 7, in Neuhampshire 1, in Rhode-Island 2, in Connecticut 4, in Neuyork 4, in Pennsylvanien 9, in Maryland 2, in Virginien 2, in Nordcarolina 2, in Südcarolina 3, in Georgia 1 Zeitschrift, also in Allem nur 37. 1810 kamen dagegen schon 358 heraus, und zwar in Massachusets 32, in Neuhampshire 12, in Vermont 14, in Rhode-Island 7, in Connecticut 11, in Neuyork 66, in Neujersey 8, in Pennsylvanien 71, in Delaware 2, in Maryland 21, im District Colombia 6, in Virginia 23, in Nordcarolina 10, in Südcarolina 10, in Georgia 13, in Florida 1, in Mississippi 4, in Louisiana 10, in Tenessee 6, in Kentucky 17, in Ohio 14. Im J. 1820 dagegen 827, und zwar in Maine 29, in Massachusets 78, in Neuhampshire 17, in Vermont 21, in Rhode-Island 11, in Connecticut 28, in Neuyork 161, in Neujersey 22, in Pennsylvanien 185, in Delaware 4, in Maryland 32, im District Colombia 9, in Virginien 43, in Nordcarolina 15, in Südcarolina 16, in Georgia 13, in Florida 2, in Alabama 10, in Mississippi 6, in Louisiana 9, in Tenessee 8, in Kentucky 23, in Ohio 66, in Indiana 17, in Michigan 2, in Illinois 4, in Missouri 5, in Arkansas 1, und im Bezirk des Cherokesenstammes ebenfalls 1 Zeitschrift. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 139. —— 19. Mai 1830.

Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staates, von Wilhelm Wachsmuth. Erster Theil und zweiten Theils erste Abtheilung. Halle, Schwetschke. 1826—29. Gr. 8. 6 Thlr. 12 Gr.

Wer vorliegendes Werk auf eine seinem gelehrten und wissenschaftlichen Werthe angemessene Weise beurtheilen wollte, müßte unstreitig mit demselben so verfahren, wie Wachsmuth selber einst mit Niebuhr's „Römischer Geschichte" verfahren ist: — er müßte über das neue Werk ein zweites schreiben. Hierzu fehlt uns jedoch, obwol wir uns vor einigen Jahren mit ähnlichen Forschungen beschäftigt haben, einerseits der Beruf; und wenn wir uns andererseits etwa herauszunehmen geneigt wären, unser Urtheil in jener, freilich unterhaltenden Manier auszusprechen, welche einst A. W. v. Schlegel mit der liebenswürdigsten Ungezogenheit von der Welt gegen die schon erwähnten Niebuhr'schen Forschungen angewendet, so würde uns zu dergleichen Excursen doch in diesen Blättern der erfoderliche Raum nicht vergönnt sein. So beschränken wir uns denn lieber auf Das, was uns und der literarischen Unterhaltung, einem Werke, wie dieses ist, gegenüber, wol auch am meisten geziemen dürfte, und suchen nur im Allgemeinen anzudeuten, welchen Platz dasselbe in der wissenschaftlichen und insbesondere in der historischen Literatur einzunehmen scheine.

Ohne Zweifel hat der Platz, welcher diesem Werke in der Literatur der Alterthumswissenschaft zukommt, bisher leer gestanden; denn noch ist die hellenische Alterthumskunde nicht aus dem Gesichtspunkte des Staates dargestellt worden. Zwar wird Niemand die Verdienste verkennen, welche sich Hüllmann, Tittmann, Heffter, Kortüm und Böckh durch ihre hierhergehörigen Werke um so unleugbarer erworben haben, als diese gewiß Hrn. Professor Wachsmuth zur bestimmtern, klarern Fassung der Idee seines Werkes hülfreich gewesen sind; aber eben diese Idee einer hellenischen Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staates ist, so viel uns bekannt, noch von Keinem so klar und bestimmt gedacht, noch weniger so umfassend und glücklich ausgeführt worden. Gleichwol darf auch nicht übersehen werden, daß ohne die Tendenz unserer Zeit zur immer klarern Fassung der Staatsidee, ja zur immer vollendetern Realisirung dieser Idee, welche Tendenz sich denn auch schon den meisten neuern Geschichtforschungen und Darstellungen mitgetheilt hat, eine hellenische Alterthumskunde wie die vorliegende kaum erschienen wäre. Unstreitig ist es diese Tendenz, die auch in Hrn. Wachsmuth wirksam gewesen ist und ihn gedrängt hat, derselben die gebührende Anwendung auf die Alterthumskunde zu geben. Denn was derselbe einen innern Drang, eine innere Stimme nennt, die ihn dazu getrieben, ist wol keine andere Stimme, als welche alle ausgezeichneten Männer in Leben und Wissenschaft beseelen, indem sich in ihnen am eminentesten offenbart, wonach ihre ganze Zeit mit größerm oder geringerm Bewußtsein trachtet. Doch es ist Zeit, von dem Allgemeinen, von dem Was zu dem Besondern, zu dem Wie überzugehen. Das ganze Werk zerfällt in 2 Haupttheile, von denen der erste der Darstellung der Verfassung, der zweite jener der Regierung gewidmet ist. Die Darstellung der Verfassung zerfällt wieder in die des persönlichen Standes und Rechtes der Staatsgenossen, in Bezug auf Theilnahme an der höchsten Gewalt, und in die der höchsten Gewalt und der Regierungsbehörde, zu denen sie sich gestaltet. In der Darstellung der Regierung selbst sind wieder die Unterabtheilungen zu machen, je nachdem die Sorge der regierenden Gewalt gerichtet ist: 1) auf physisches Bestehen und Gedeihen des Staates — Staatswirthschaft von der Sorge für Lebensunterhalt und von den einfachen Gewerben an bis zu den kunstvollen Finanzgetrieben des Geld- und Steuerwesens; 2) auf das Bestehen rechtlicher Verbürgung und Befriedung im Innern und äußerer Selbständigkeit — Recht, Polizei, bewaffnete Macht; 3) auf Pflege der Humanität — öffentliche Erziehung, Gesundheit, Kraft, sittliches Verhältniß der Geschlechter zu einander, vernunftgemäßen Gebrauch der Güter der äußern Natur, Wissenschaft, Kunst, moralisches Gefühl, Religion.

Dies ist der Plan des Werkes, wie ihn der Verf. selbst in der Vorrede zum ersten Theile entworfen, und wie er denselben bis jetzt, mit Ausnahme von Nr. 3 der zweiten Abtheilung, ausgeführt hat. Plan und Ausführung sind schon anderwärts des wissenschaftlichen Geistes wegen, der beide beseelt, anerkannt worden; und

wir müßten uns selbst und der Wahrheit untreu werden, wenn wir im Allgemeinen anders urtheilen wollten; nur möchten wir diesen wissenschaftlichen Geist weniger in einem, ohnehin wol nur unwillkürlichen Anklingen einiger Ansichten und Formeln finden, in welchen sich die Hegel'sche Schule ungemein wohlgefällt, als vielmehr gerade darin, daß Hr. Wachsmuth großentheils dem historischen Geist keine Gewalt von dem philosophischen hat anthun lassen, daß er sich namentlich, so viel möglich, vor jenem sogenannten Reproduciren des Geschichtlichgegebenen gehütet hat. Wenigstens ist dies im Fortgang des Werkes, in welchem den Sachen ihr gebührendes Recht widerfährt, immer mehr gelungen, während im Anfange desselben, wo die Dürftigkeit der Nachrichten nur zu leicht dazu verleitet, freilich an die Stelle des Thatsächlichen manches historico-politische Philosophem getreten ist. Wir haben hier nicht die Ansichten im Sinne, die über die pelasgische Zeit geäußert worden, da man, wie Niebuhr schon in seiner „Römischen Geschichte" bemerkt, verzweifeln muß, befriedigende darüber aufzustellen; vielmehr meinen wir die heroische Zeit, von welcher uns Hr. Prof. Wachsmuth wol ein aus etwas allgemeinen und gleichzeitig ebendeshalb zu bestimmten, tiefeingegrabenen Zügen zusammengesetztes Bild entwirft, als daß es historisch wahr sein könnte. Wir wissen wohl, wie dies philosophisch zu rechtfertigen wäre, nicht wie historisch. Wenn z. B. von dem Echtmonarchischen, der Erblichkeit, ja Legitimität des heroischen Fürstenthums gesprochen wird, als von einem Entschieden- und Allgemeingültigen, so läßt sich dies höchstens aus den Homerischen Gesängen, überhaupt aus den poetischen Verherrlichungen des heroischen Zeitalters wahrscheinlich, aber um so weniger gewiß machen, als Thukydides, I, 9, den Stammvater der Atriden, den Atreus selbst, nur durch Wahl, die nicht ohne Volksschmeichelei durchzusetzen war, und mit ausdrücklicher wohlerwogener Genehmigung der Mykenäer an die Stelle des Eurystheus gelangen läßt. Wenn selbst bei den Atriden so wenig Merkmale legitimer Herrschaft festzustellen sind, wie wenig Grund ist da vorhanden, von legitimen Herrschern in der Heroenzeit als von einer Regel zu reden? Freilich ist es gut, die heroischen Herrscher, die allerdings ihres Ansehens, ihrer Macht und auch ihrer Abkunft wegen Anerkennung, aber immerhin freiwillige, fanden, von den spätern Tyrannen zu unterscheiden, deren Herrschaft mehrentheils auf Gewalt, List und Trug gegründet war. Doch wir überlassen die Ausführung dieser und ähnlicher Einwendungen, zu welchen ein so umfassendes Werk seiner Natur nach uns um so eher manche Gelegenheit bieten muß, als viele bisher anders betrachtete Thatsachen, unter einen neuen Gesichtspunkt gestellt, fremd erscheinen und nicht immer richtig angewendet sein können, — solche Einwendungen überlassen wir gern Andern und erfreuen uns lieber in der Betrachtung Dessen, was wir wirklich gewonnen haben. Schon oben ist die historische Haltung des ganzen Werkes als dessen Hauptverdienst erwähnt worden. Hierher gehört z. B. die vortreffliche Einleitung über Land und Volk, aus deren Natur sich der gesellige und politische Zustand, wie die ganze Geschichte der hellenischen Nation, mit einer gewissen geistig-sinnlichen Naturnothwendigkeit entfaltet. Wie von selbst folgt eben hieraus auch das Gesetz für die Behandlung des Ganzen nach zeitlichen und räumlichen Unterschieden. Wie ganz anders sind Staat, Recht, Politik zu Solon's, der Pisistratiden, Perikles', Demosthenes' u. s. w. Zeiten beschaffen; wie ganz anders nicht blos in Sparta und Athen, sondern auch in Theben und Korinth und den vielfach modificirten demokratischen und aristokratischen Staaten im ganzen Griechenlande! Tittmann hat Letzteres zwar nicht übersehen in seinen „Hellenischen Staatsverfassungen"; aber wie wenig genau sind seine Unterscheidungen, und wie flach vor Allen die Charakteristik der verschiedenen Zeiten!

(Der Beschluß folgt.)

Polizeinachrichten aus englischen Zeitungen.

Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege gewinnt in Deutschland immer mehr Fürsprecher. Sie verdient aber auch für die Polizeipflege in Anspruch genommen zu werden. Die hier mitgetheilten Beispiele aus der Rubrik: „Polizeinachrichten" einer englischen Zeitung, können zum Beweise dienen, welcher Umschwung dereinst von dieser Oeffentlichkeit in unserer Literatur zu erwarten sei. Der Novellenstoff fängt an, bei uns seltener zu werden und hat schon öfters *ziemlich weit* hergeholt werden müssen. Künftig werden ihn *unsere Erzähler* und Novellisten ganz nahe vor der Thür finden, wenn ihnen die inländischen Bergwerke nicht blos der Gerichtssäle, sondern auch der Polizeistuben offen stehen. Lassen sich aus letztern auch gerade keine causes célèbres zu Tage fördern, so sind sie doch desto ergiebiger an Genrestücken, die eine schöne Politur annehmen. Unsere Unterhaltungsschriftsteller werden aufhören, Träumer und Phantasten gescholten zu werden, wenn sie die wirkliche Tagesgeschichte bearbeiten und nicht blos wie bisher an dem eignen Fett ihrer Einbildungskraft saugen, oder zu alten Chroniken und Märchen ihre Zuflucht nehmen müssen. Die Romanenleserei in den Leihbibliotheken wird abnehmen und unsere zwerg- und krüppelhaften Zeitungen werden wachsen, wenn auch nicht bis zur Riesengröße der englischen, aber doch so, daß, im Vergleich mit England, der Flächeninhalt der Zeitungen nicht mehr im umgekehrten Verhältniß des Flächeninhalts der Länder steht. Und welche Nahrung für die nachbarliche Neugier oder vielmehr für die christliche Tugend der Nächstenliebe!

„Morning journal", 1830, 15. März. Guildhall.

D i e b s t a h l   k e i n   V e r b r e c h e n. Am Sonnabend wurde Catherine Murphy, ein junges Frauenzimmer, aus einem Kürschnerladen vor den Alderman Winchester gebracht und angeklagt, sie habe versucht, einen hübschen Kater zu burken *), auch wären bei ihr ein Dutzend Felle gefunden worden, die diesen nützlichen Hausthieren und geliebten Schützlingen gesetzterer Frauenzimmer angehören.

Die ganze weibliche Besatzung von Schmidt's Hof in der Brakelystraße war bei dieser Gelegenheit aufmarschirt, und es gehörten die Nerven eines Schinders dazu, um das tödtliche Geschoß der Blicke auszuhalten, die von der wüthenden

---

*) To burk, der bekannte Kunstausdruck für das Handwerk, Lebendige kalt zu machen, um sie als Leichen an die Anatomie zu verkaufen.

Menge auf die Arrestantin geworfen wurden. Frau Steere drängte sich vor die Fronte, stieg auf den Zeugenstuhl und redete den Alderman folgendermaßen an: „Nichts für ungut, gestrenger Herr! Aber wir haben seit Kurzem in unserm Hof ein erschreckliches Leiden gehabt, denn es sind uns fast alle Katzen weggekommen. Meiner eignen armen Creatur ging es nicht besser wie den übrigen, und Ihre Gnaden haben gewiß noch kein so artiges Vieh vor Augen gehabt. Ach Gott! ich möchte weinen, wenn ich daran denke; es war so ein liebes, niedliches Ding und schnurrte, da ich keine Familie habe, vom Morgen bis an den Abend um mich herum; es kannte so gut wie ich den Ausrufer von Katzenfutter und, wenn es ihn hörte, sprang es an mich heran, leckte mir die Hand und zerrte mich an die Thür, um ihm eine halbe Portion Leckerspeise zu holen. Nun geben Sie Acht, gestrenger Herr! Gestern Nacht, wie ich in den Hof gehe und an meine arme verschwundene Jessy denke, sehe ich die garstige Bettel hier auf den Zehen schleichen, und weil ich dachte, das ist gewiß so eine, die mir meine arme Creatur gestohlen hat, so blieb ich auf der Lauer, um zu sehen, was sie thun würde. Und wie ich nun so stehe, so sehe ich sie nach der Mistgrube gehen und einen Haufen Häute hineinwerfen. Mir standen die Haare zu Berge, und ich ging auf sie zu und sagte: Du schändliche, boshafte Canaille, was machst du da mit den Katzenhäuten? Kaum hatte ich das gesagt, gestrenger Herr! so lief sie davon, und ich schrie aus Leibeskräften: Wache! Wache! und der Wächter, der hier steht, lief ihr nach und erwischte sie, mit Frau Wilkins' ihrer schönen, bunten Katze, halb erwürgt, in der Schürze".

Der Wächter war der nächste Zeuge, und er sagte aus, daß er mit dem ganzen weiblichen Haufen, den Frau Steere's Geschrei in Alarm gebracht, die Brakelystraße hinunter nachgesetzt sei, und die Arrestantin, als er sie ergriff, die Katze habe fallen lassen, die er Anfangs für todt aufnahm, die aber bald, nachdem er sich überzeugt, daß sie den ordentlichen Prozeß des Burkens nur zur Hälfte erlitten habe, ins Leben wieder zurückkam.

Horton, der Constable für die Nacht, gab an, die ganze Nachbarschaft habe sich schon seit längerer Zeit über den Verlust ihrer Katzen und mithin über die Zunahme der Ratten und Mäuse beschwert. Weshalb die Katzen abhandengebracht würden, das sei ihm ganz klar, da kaum eine Nacht verginge, wo er nicht den Körper eines oder mehrer dieser unglücklichen Thiere, denen man die Jacke ausgezogen habe, oft selbst noch herumkriechend finde.

„Was machen sie denn mit den Fellen?" fragte der Alderman.

„Sie verkaufen sie an die Kürschner", antwortete Horton, „die sie zu Pelzkragen für die Damen verarbeiten".

„Aber warum tödten die Elenden nicht wenigstens die Katzen, ehe sie ihnen den Balg abstreifen?" fragte der Alderman.

„Die Felle", erwiderte einer der Beamten, „bringen weit mehr, wenn sie warm abgezogen werden, als wenn das Thier schon kalt wäre".

„Welche Grausamkeit!" rief der Alderman aus, und indem er sich an den Justitiarius wandte: „ist da keine Bestrafung zulässig?"

„Keine!" sagte Hr. Beresford, „denn es fehlt an einem Gesetz, das für die Katzen spräche".

Hier bemerkte Jemand, wenn die Katzenfelle für die Arrestantin einen Werth hätten, so müßten sie auch einen für die Eigenthümer der Katzen haben, und also müsse das Stehlen derseben doch strafbar sein.

„Wenn es irgend erwiesen wäre", entgegnete Hr. Beresford, „daß sie blos die Felle gestohlen hätte, so wäre sie eines Verbrechens schuldig; da aber augenscheinlich erhellt, daß sie die Katzen lebendig gestohlen hat, so kann das Gesetz ihr nichts anhaben".

„Wahrhaftig, ein feiner Unterschied!" sagte der Alderman.

Da dies gesetzliche Paradoxon, wonach Jemand unschuldiger wird, je mehr er stiehlt, Jedermann einleuchtete, nur den Damen aus Schmidt's Hof nicht, so wurde die Murphy losgesprochen, nachdem sie gelobt hatte, sich alles fernern Burkens in der dortigen Nachbarschaft zu enthalten. Unstreitig würde sich ein mitleidiges Glied des hochweisen Collegiums der alten Jungfern unsterblich machen, wenn es ein Gesetz zu Gunsten der armen Katzen veranlaßte, wodurch die Wohlthaten der britischen Constitution auch auf diese vogelfreien Bestien ausgedehnt würden.

„Morning journal", 1830, 18. März. Union Hall.

Ein junger Mann, dessen Name hier gleichgültig ist, war in Arrest gebracht worden, beschuldigt von einem der neuen *) Polizeibeamten, er habe,

Wenn die müde Welt in Träumen liegt,

zu viel Weihrauch auf Apollo's Altar gestreut, oder, mit andern Worten, bei nachtschlafender Zeit zu laut auf der Straße gesungen. Das Aeußere des jungen Mannes sprach sehr zu seinem Vortheil und war so, daß Demoisellen aus einer Pensionsanstalt in der Blüte der 16, wenn sie ihm auf einem Spaziergange begegneten, unfehlbar im Stillen ausrufen mußten: Ach, welch allerliebster Junge! Der Herzenräuber war wunderschön angezogen, er trug einen lichtblauen Rock mit dunkelschwarzem Sammetkragen, eine treffliche strohgelbe Weste und ein Paar maulwurfsgraue inexpressibles. (Woher diese raffinirte Benennung für Pumphosen, möchte schwer zu errathen sein; wahrscheinlich danken sie selbe der weiblichen Delicatesse.) Sein Rock war mit stark vergoldeten Knöpfen von eigenthümlicher Form besetzt, unstreitig von birminghamer Fabrik; denn die Herren von feiner Welt sagen einstimmig: „Brummagem **) ist die einzige Tracht". Sein seidenes Halstuch war mit bezaubernder Normalmäßigkeit gebunden, und so, daß der große Brummell, selbst in der Culmination seines aufgehenden Gestirns und als leuchtender arbiter elegantiarum, sich dessen nicht geschämt haben würde, denn dem unerreichten Genius Brummell's verdankt die Welt die Erfindung der gestärkten Halsbinde, die ihn, als er zuerst damit glänzte, zu einem Gegenstand des Neides aller Kleiderhelden der Stadt erhob. Mit der äußersten Anstrengung ihres Nachdenkens waren sie nicht im Stande gewesen, dahinter zu kommen; denn der Stutzer hatte seine Wäscherin durch reichliches Gold und durch einen furchtbaren Eid verstrickt, die unverbrüchliche Verschweigung des großen Geheimnisses anzugeloben, und es wurde nicht eher bekannt, als bis ihm auf dringliche Verwendung einer jetzt sehr hohen Person, die damals sein Dutzbruder war, der lakonische Ausspruch entfuhr: Stärke macht den Mann! Doch, wir kehren zu unserm Brausewind zurück. Seine dunkelbraunen Locken liefen in liebliche Ringel aus, sein Bart à la Caspar ***) war um das Kinn herum nett gestutzt, und der Schnauzbart so kunstvoll aufgewickelt, daß er wie 2 Fühlhörnchen in Miniatur zu beiden Seiten unter der Nase stand. An dem zartesten Finger der linken Hand trug er einen kostbaren Ring, mit meergrünen Steinen besetzt, der in den Stralen der Morgensonne funkelte, wenn er ab und zu, mit artiger nonchalance, sein wohlriechendes battistenes Taschentuch über die Wangen führte. Kurz, das tout-ensemble war das eines Mannes vom feinsten Ton, und die Wirkung wurde noch gesteigert durch den Contrast mit den aschfarbenen Gesichtern der schmuzigen, lumpigen und bettelhaften Kerle, die ihn umgaben.

Ein Polizeidiener trug die Anklage vor, die darin be-

*) Die geneigten Leser werden sich der neuen Stadtpolizei in London erinnern.

**) Brummagem (die gewöhnliche Aussprache von Birmingham) is the only wear.

***) Der Kaspar aus unserm „Freischütz".

stand, daß der junge Herr ungefähr um 4 Uhr Morgens, bei dem Obelisk, sehr laut singend und aus vollem Halse blökend, vor ihm vorbeigegangen sei. Auf seine Ermahnung, keinen solchen Lärm zu machen, habe er nicht die mindeste Rücksicht genommen, sondern seine Lungen nur noch stärker angegriffen, und je mehr er, der Mann mit dem Stabe, Einspruch gethan, je lauter sei der Gesang des jungen Herrn geworden und endlich in solches Brüllen übergegangen, daß er die Siebenschläfer hätte aufwecken können, wenn menschlicher Gewalt so etwas möglich wäre. Der Polizeidiener erklärte ihm darauf, wenn er nicht ruhig wäre, würde er auf die Wache gebracht werden. Auch dies half nicht, und er fuhr fort, desto unziemlicher zu singen. Darüber kam ein anderer Constable hinzu, und als Beide ihn bei der Schulter packten, stieß er, wie der Polizeidiener sagte, sonderbare, kauderwelsche Reden aus und schmiß den einen auf die rechte, den andern auf die linke Seite, sodaß er nicht ohne große Mühe nach der Wache gebracht werden konnte.

Der junge Herr leugnete, sich ungebührlich betragen zu haben. Er sagte, er sei von einem Ball nach Hause gegangen und habe eine Melodie gebrummt, die er gern hätte auswendig behalten wollen, als ihm der Polizeidiener sehr unhöflich in die Quere gekommen sei und dadurch den Spectakel veranlaßt habe. Was das Kauderwelsch betreffe, so erinnere er sich, als die Beiden Hand an ihn legten, gesagt zu haben:

Odi profanum vulgus et arceo,

womit er sie auf die Seite geworfen. Er beschwerte sich bitter, die ganze Nacht in Verwahrung gewesen zu sein, und daß er auf einem feuchten Betttuch hätte schlafen müssen.

Da 2 oder 3 Zeugen die thätliche Widersetzlichkeit beschworen, so wurde er um 40 Schilling gestraft. 96.

Ithaka, oder Versuch einer geographisch-antiquarischen Darstellung der Insel Ithaka nach Homer und den neuern Reisenden, von C. C. E. Schreiber. Mit einer Kupfertafel. Leipzig, Voß. 1829. Gr. 8. 21 Gr.

Mit diesem Versuch eröffnet ein junger Gelehrter seine schriftstellerische Laufbahn und bekundet dadurch seinen Beruf, im Fache der Alterthumskunde thätig zu sein, auf eine befriedigende Weise. Alle Nachrichten, die in den Werken der Alten über den von ihm zur Bearbeitung gewählten Gegenstand enthalten sind, hat der Verf. mit echt deutschem Fleiß gesammelt, zusammengestellt und sie mit den Untersuchungen und Erörterungen der neuern Archäologen verglichen, die Berichte der gelehrten französischen und englischen Reisenden Gell, Dodwell u. A. benutzt und aus diesem reichen Material eine geographische und topographische Darstellung des alten, durch Homer's unsterbliche Gesänge berühmt gewordenen Ithaka geliefert, vermittelst deren jeder aufmerksame Leser auf jener Insel vollkommen so gut zu Hause ist als in den Umgebungen seines Wohnorts. Der Palast des Odysseus ist gleichfalls genau beschrieben, und seine Einrichtung durch den beigefügten Grundriß, der aber von dem Voß'schen völlig verschieden ist, anschaulich gemacht. Der Verf. bewährt sich in dieser kleinen, doch mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Schrift als einen scharfsinnigen und selbständigen Prüfer, der nicht gewohnt ist, in verba magistri zu schwören; dennoch verleugnet er nie die Bescheidenheit, die jungen Schriftstellern so wohlansteht und beinahe immer ein sicheres Zeugniß gediegener Kenntnisse und eines reifen Verstandes ist. Durch ein beigefügtes Namen-, Sach- und Ortsregister und durch ein Register der aus dem Homer angeführten und erläuterten Stellen ist der Gebrauch des Büchleins erleichtert worden. 31.

Entwurf zur Theorie der Statistik, von Christ. Imman. Hogel. Mit einer Tabelle. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1829. Gr. 8. 8 Gr.

Der Verf. kündigt gegenwärtigen „Entwurf der allgemeinen Statistik" als einen Versuch an, die Statistik als Wissenschaft in ihren Grundzügen darzustellen und die Felder ihres Reviers abzustecken, und er zerfällt daher in die Einleitung zur Statistik überhaupt und in eine Tabelle zur ausführenden Darstellung ihres gesammten Gebiets. Ref. hat mit Vergnügen dieser Arbeit die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt; sie deutet auf Alles im gesammten Gebiete der Statistik in logischer Ordnungsfolge hin und bildet dadurch ein sehr zweckmäßiges Fachwerk, in welches der Statistiker seine Materialien einzufügen hat. Die Statistik, nur in einer solchen Ordnungsfolge abgehandelt, gestaltet sich als eine begrenzte Wissenschaft, die auf der einen Seite sowol die Geschichte als auf der andern die Erdkunde außerhalb ihrer Sphären läßt. Was der Verf. über die Quellen der Statistik sagt, ist wohl zu beherzigen und jedem Statistiker bestens zu empfehlen. Die beigefügte Tabelle handelt von sämmtlichen Objecten der Statistik. Der Verf. theilt sie ab: in Grundmacht, als Land, Producte, Einwohner, circulirendes Geld (dieser letztere Gegenstand dürfte auf diesem Platze wol mancher Bedenklichkeit unterworfen sein); in Staatsverfassung, als Staatsform, Regierungsform, Staatsgrundsätze, und in die Staatsverwaltung, als Staatsregierungsgewalt, Regierungsanstalten und Regierungsverfassung. 99.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 140. —— 20. Mai 1830.

Hellenische Alterthumskunde &c., von **W. Wachsmuth.**

(Beschluß aus Nr. 139.)

Mehr Sinn und Scharfsinn bei Auffassung und Darstellung des Organischen in Staats- und Rechtsverhältnissen hat allerdings Kortüm an den Tag gelegt; sein Werk beschränkt sich aber auf die Zeiten des peloponnesischen Krieges. Hüllmann in seinem „Staatsrecht des Alterthums" ist, wie überall, zu theoretisch generalisirend, um historisch entwickelnd zu Werke zu gehen. Wachsmuth dagegen geht immer von einer Charakteristik der äußern Begebenheiten und Zustände aus und dann zu der Entwickelung der innern entsprechenden über. Wie er der Darstellung der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse der heroischen Zeit eine Uebersicht der Entwickelungsmomente dieser Zeit aus den pelasgischen Anfängen und deren Umgestaltung durch hinzukommende Einwanderer, durch emporkommende Heldengeschlechter vorausschickt, so eröffnet er die Schilderung der Verfassung u. s. w. bis gegen die Perserkriege hin mit Anführung der geschichtlichen Hauptergebnisse und Folgen der dorisch-herakleidischen Wanderung, als da sind: völlige Zertrümmerung und Verwirrung aller frühern Verhältnisse, woran sich Tyrannis, Oligarchie, Demokratie u. s. w., fast unvermeidlich anschließen. Dann folgt der große Perserkrieg, der die Demokratie zu dem höchsten Punkt ihrer Blüte zeitigt, dessen nächste aber immer umfassendere und tiefergreifende Folgen jedoch auch den Keim des Verderbens nicht allein in diese Form der griechischen Staats- und Nationalentwickelung, sondern in alles Leben der Griechen legen und wuchern machen, wie denn im peloponnesischen Kriege, diesem 30jährigen Kriege der griechischen Nation, entsetzlich genug zu Tage bricht. Was über Entstehung, Fortgang und Charakter dieses für alle Zeiten und gebildete Nationen so überaus denkwürdigen Krieges zusammengestellt ist, gehört zu dem Vortrefflichsten, was darüber erforscht und gesagt werden kann. Denn obwol hier die Fülle und Gediegenheit Thukydideischer Berichterstattungen, das Geistvolle und Treffende Aristophanischer Anspielungen und Notizen hülfreich zur Seite stehen, so hat doch gerade die Fülle und Gediegenheit jener der Hervorhebung und Gruppirung des Hauptsächlichen bisher bedeutenden Abbruch gethan: die Fülle, weil sie in Jahres-, ja Semesterberichte zersplittert erscheint; die Gediegenheit, weil sie für jeden nicht ebenbürtigen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, wenn er anders Gewissenhaftigkeit besitzt, zu viel Imponirendes hat, um dessen Freiheit nicht zu beschränken. Hier tritt uns — wir glauben nicht zu viel zu sagen — zuerst eine freie und dennoch historischtreue Zusammenstellung, nicht blos der Thukydideischen, sondern aller gewichtigen Nachrichten über den peloponnesischen Krieg entgegen. Diese Freiheit, mit Treue verbunden, ist, wie das Schwerste, so auch das Lobwürdigste für jede historische Arbeit und eben das Charakteristische der vorliegenden, wie wir oben schon mit der nöthigen Modification für Einzelheiten angedeutet haben. Hier knüpfen wir noch die allgemeine Bemerkung daran, daß wir es diesem charakteristischen Vorzuge zu verdanken haben werden, wenn man endlich einmal aufhören wird, das griechische Alterthum zu vergöttern und als ein Theater moralisch-politischer Unübertrefflichkeit anzustaunen. Zwar haben andere Forscher, von Wahrheitsliebe beseelt, z. B. der mit Unrecht vergessene Manso in seinem „Sparta", vor Allem aber auch Böckh in seinem „Staatshaushalt der Athener" jenen Nimbus schon zerstreut, der das griechische Leben so lange umflimmert hat, als man es selbst bei Mitford noch, wie bei Gillies und Goldsmith, wie eine Plutarchische Moral und Politik in Beispielen zu betrachten genöthigt war; aber nirgends ist uns noch diese Wahrheit der griechischen Geschichte, wodurch sie zur moralisch-politischen Warnungstafel geworden, als eine so ungetheilte und in allen ihren Aeußerungen immer sich selbst gleiche erschienen. Eben darum muß aber die bezeichnete Wirkung gegenwärtiger Alterthumskunde eine um so entschiedenere, allgemeinere und nachdrücklichere sein, und sie kann nur noch erhöht werden, wenn man sieht, daß die wirklich glänzenden Seiten des hellenischen Volksthums die gebührende Anerkennung finden, wenngleich auch sie früh anfangen in das Gleißende überzustreifen, bis sie endlich in diesem untergehen. Es ist mit einem Wort gerade die hohe Genialität des griechischen Volks, welche dasselbe, weil sie nur eine poetische, politische und philosophirende, nicht aber auch Genialität des Charakters und der Gottesfurcht war, in das Verderben gestürzt hat. Um von dieser Abschweifung einzu-

lenken, so bemerken wir, daß, nachdem die Gestaltungen durchgegangen worden, welche das hellenische Staatsleben durch den Ausgang des peloponnesischen Krieges, wie während desselben, erfahren, wiederum alle Vorgänge in ihrer politischen Bedeutung zusammengefaßt werden, welche die Befreiung Griechenlands aus spartanischer Hegemonie und das Aufstreben Thebens zum Ziele hatten. Es schließt sich hieran abermals die Schilderung der neugestalteten Verfassungen durch ganz Griechenland an; die Abwandlung spartanischer Oligarchie in jüngere Demokratie oder Tyrannis. Darauf folgt dem bereits sich vollendenden innern Verderben der äußere Umsturz durch Philipp von Macedonien. Auch dieser wird zuvörderst nach seinen äußern politischen Erfolgen erwähnt; worauf das durch diese herbeigeführte klägliche Verhältniß der Staaten geschildert wird; endlich dann auch der nicht minder verzweifelte äußere und innere Bestand und Zustand derselben während der ganzen macedonisch-römischen Zeit. Wie die Perioden der Geschichte beachtet werden, um das zu verschiedenen Zeiten Verschiedengestaltete aufzuweisen, so wird auch die Verschiedenheit nicht außer Acht gelassen, welche Localität und Abstammung zur nothwendigen Folge haben mußten. Bei der Mannichfaltigkeit griechischer Stämme und Staaten war gerade diese Aufgabe, die sich der Verf. gestellt, ebenso wichtig, als zu lösen schwierig. Mit dem gewöhnlichen Gruppiren nach den dorischen und ionischen Stämmen, oder nach dem spartanischen und athenischen Staatsprincip reicht man nicht überall und immer aus, wie fruchtbar und bezeichnend auch in vielen Fällen dieser Eintheilungsgrund sein mag. Im Leben der Menschen und Nationen und deren Entwickelung herrscht neben einer gewissen Naturnothwendigkeit ebenso sehr Freiheit, ja nicht selten Willkür; und hier ist es gerade, wo der Historiker sich dadurch bewährt, daß er sich im Theoretisiren und im geschichtphilosophischen Systematisiren zu beschränken weiß; und Hr. Professor Wachsmuth hat dies gewußt. Er hat oft gezeigt, wie nicht überall Ionismus und Demokratismus, nicht überall Dorismus und Oligarchismus Hand in Hand gehen; wie sie sich vielmehr wechselseitig vermischen, durchkreuzen, ja verdrängen, je nachdem es locale und andere Verhältnisse mitsichbringen, vorzüglich mit und seit dem peloponnesischen Kriege. Vom zweiten Theile haben wir erst die erste Abtheilung lesen können und versparen uns den Bericht über denselben, wenn es nöthig scheinen sollte, auf ein anderes Mal. Die erste Abtheilung handelt von Staatswirthschaft, Rechtspflege und Kriegswesen mit derselben historischen Strenge und Kunst der Anordnung. Wie diese einzelnen Zweige der Verwaltung verschiedenartig behandelt worden in der heroischen Zeit, dann vor und endlich nach den Perserkriegen, wird allen Kategorien gemäß nachgewiesen. Hr. Wachsmuth darf sich mit Recht rühmen, das alte Chaos der hellenischen Alterthumskunde überwunden zu haben; wir unsers Orts halten es für unsere Pflicht, ihm, gewiß im Namen Vieler, für die reiche Belehrung, noch mehr für die vielfältige Aufklärung, die er uns über die wichtigsten Punkte gewährt, zu danken; wie wir denn auch überzeugt sind, daß jetzt erst zu einer befriedigenden Geschichte des alten Griechenlands nach seiner welthistorischen Bedeutung der feste Grund gelegt sei. Freilich werden die mythologischen Kunst- und culturgeschichtlichen Forschungen zuvor nach mancher Läuterung bedürfen, um, soweit es nöthig ist, dafür benutzt werden zu können.

64.

Die Jesuiten in Frankreich, von A. P. N. Birotteau. Aus dem Französischen übersetzt von J. B. F*. Pest, Hartleben. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.**

Der Uebersetzer, Hr. J. B. F***., liefert unter dem oben stehenden Titel eine Uebersetzung des bereits im Jahr 1826 erschienenen Werks: „L'Anti-Montlosier, ou les Jésuites défendus, justifiés et vengés des attaques de leurs ennemis, par A. P. N. Birottéau", und freut sich außerordentlich, dieses schätzbare Buch zu verbreiten. Durch eine besondere Ironie des Zufalls gibt der Titel in dem ohne das sonst gebräuchliche h geschriebenen Verlagsort eine zwar lakonische, doch hinlänglich deutliche Uebersicht des Inhalts; indessen wird der Leser sich überzeugen, daß diese Pest nicht ansteckend sein kann.

Der Verf. kündigt in der Vorrede den Literaten und Philosophen einen Kampf auf Leben und Tod an und belegt diese beiden Classen mit so schmähenden Beiwörtern, daß man allerdings wahrnimmt, wie ernstlich er sich im frommen Sinn bestrebt, den aus dem blinden Heidenthum entsprungenen Dienst der Grazien auszurotten. Hierauf sucht Hr. Birotteau die Unschädlichkeit der Jesuiten darzuthun, worin ich um so vollkommener mit ihm übereinstimme, als eine Verbindung, welche in ganz Europa verbreitet war, die Herzens- und Chatoullenschlüssel der mächtigsten Regenten besaß, in China und Japan den wichtigsten Einfluß hatte und Paraguay ihr Eigenthum nannte, dennoch aber in kurzer Zeit so gänzlich in Nichts versank, daß die von dem Orden nach Europa gebrachten Truthühner die einzigen seinen Ruhm verherrlichenden Stimmen blieben, nothwendig nur höchst bedeutungslos sein kann.

Dagegen erscheint es mir heterodox, daß der Autor die Unfehlbarkeit des die Jesuiten aufhebenden Papstes Clemens XIV. bestreitet und diesen heiligen Vater, gleichsam verachtend, schlechtweg Ganganelli nennt, während er dagegen den die Inquisition und die Jesuiten wiedereinführenden Papst Pius VII. als würdiges Oberhaupt der alleinseligmachenden Kirche gebührend ehrt; denn offenbar verwechselt er hier göttliche und menschliche Regierungen, von denen nur letztere das Schicksal haben können, durch fehlerhafte Statthalter repräsentirt zu werden. Auch ist es von einem Manne, welcher die royalistische Tendenz zur höchsten Triebfeder des menschlichen Daseins macht, ganz gegen die Etiquette, Frau von Pompadour, die Freundin Ludwigs XV., gleich der bekannten Dame aus Babylon zu behandeln, sowie es wider den Beruf eines in einem Lande, wo Gleichheit vor dem Gesetz herrscht, angestellten Advokaten streitet, gegen die Schwächen Ludwigs XV. so intolerant zu sein und zugleich keinen Makel an Ludwig XIV. zu finden; denn daß Ersterer die Jesuiten aufhob, Letzterer dagegen, auf den Rath der Frau von Maintenon und des Paters la Chaise, von einigen kleinen mit Frau von Montespan und anderwärts verübten Sünden sich durch das vergossene Blut seiner protestantischen Unterthanen rein wusch, kann wol dem andächtigen Jesuitenfreund, aber nicht dem Juristen genügen, welcher erst die That selbst zu beurtheilen hat, bevor er die Milderungsgründe aufsucht.

Durch historische Aufzählung mehrer Königsmorde und Empörungen, an denen die Jesuiten keinen Theil hatten, glaubt der Verf. einen Beweis für die Schuldlosigkeit des Ordens in jeglicher Beziehung geliefert zu haben, welches mir logisch unrichtig zu sein scheint; denn es läßt sich aus der Schuldlosigkeit an einer Gattung von Vergehen nicht auf Unschuld in Bezug auf andere Verbrechen schließen, wie es daher in Europa notorisch eine große Zahl überwiesener Verbrecher gibt, von denen kein einziger einen König ermordete. Ebenso falsch ist es, wenn der Autor aus dem gerühmten Eifer der Jesuiten, die Ketzerei auszurotten, auf alle andern Tugenden derselben folgern zu dürfen meint. Dagegen bin ich umgekehrt zweifelhaft, was die Majestät des Throns mehr beflecke, die ruchlose Ermordung eines tugendhaften Fürsten, oder das Bestreben, durch Aufreizung einen guten Fürsten in den Mörder seiner Unterthanen zu verwandeln.

Von dieser Apologie des Ordens geht Hr. Birotteau zu der Behauptung über, daß die Erziehung der Jugend einzig und allein von Jesuiten gut geleitet werden könne. Nun kann ich nicht leugnen, daß ich überhaupt einen Widerwillen gegen zu allgemein ausgesprochene Maximen, ganz besonders aber in Bezug auf Erziehung, habe, wo man, bevor man sich über die Art des Erziehens verständigen kann, nothwendig übereingekommen sein muß, was mit der Erziehung beabsichtigt werden solle. Gesetzt, ich verbinde einer zu erziehenden Creatur die Augen, binde sie auf einen Reif und schaukele sie Tage, Wochen, Monate lang, bis sie ganz confus und verwirrt geworden ist, so kann Niemand meine Methode tadeln, wenn es darauf ankam, einen Falken abzurichten; auch würde ein so behandelter Mensch vielleicht ein recht demüthiger Klosterbruder werden; aber auch nur einen Pudel auf solche Art zu dressiren, würde schwerlich belohnend sein.

Die Aufhebung des Ordens selbst behandelt Hr. Birotteau als eine Verschwörung der Philosophen unter Leitung von Diderot, d'Alembert, Voltaire u. s. w., wobei er bemerkt, daß ihr Haß keineswegs allein gegen die Jesuiten und ihr bekanntes literarisches Feldgeschrei: „Ecrasons l'infame“, auch zum Theil gegen die Jansenisten gerichtet gewesen sei. Hierin theile ich nicht nur ganz seine Meinung, sondern möchte sie sogar noch weiter ausdehnen. Jene Männer wären nicht sie selbst, und namentlich Voltaire nicht Friedrichs II. Freund gewesen, wenn sie hätten fähig sein können, ihr schönes, reichbegabtes Dasein einem so kleinlichen Zweck, als die Bekämpfung der Jesuiten ist, ausschließlich zu widmen. Ihr Motto: „Écrasons l'infame“, oft wiederholt gleich dem Spruch des Cato: „Carthaginem delendam esse censeo“, betraf keine einzelne Sekte; es umfaßte den Fanatismus in der ganzen Ausdehnung des Begriffs und war gerichtet gegen den die gefangenen Feinde seinen Göttern opfernden Wilden so gut als gegen die Henker der Bartholomäusnacht, gegen die blutdürstigen Priester des alten Mexico wie gegen Spaniens die Indier tausende und mordende Horden; es galt der Verbrennung des Servet unter Calvin wie den Autos da Fé in Madrid, dem die Witwe zum Scheiterhaufen führenden Braminen wie dem die Hexen verbrennenden Tribunat, dem die Leichtgläubigen unter die Räder des sie zerschmetternden Wagens der Göttin Bharani stürzenden Fakir gleich dem Jugend, Schönheit und Talent in Klostermauern einsperrenden Europäer, dem einen Paria durchbohrenden Indianer wie dem vor einem Juden sich entsetzenden Christen, der ausgezeichnete Werke verbietenden Sorbonne wie dem die alexandrinische Bibliothek verbrennenden Araber; mit einem Wort, es betrifft das „Écrasons l'infame“ alle Diejenigen, welche die durch den Bau unendlicher Systeme unendlicher Welten, in ihrer Größe, durch den dem Menschen gegebenen denkenden Geist und das ihm ertheilte fühlende Herz in ihrer Milde sich offenbarende Gottheit in den gemeinen Staub irdischer Leidenschaften herabzuziehen suchen.

Uebrigens werden die Franzosen die Tendenz dieses Buchs leicht verzeihen; denn seit 40 Jahren sind sie gewohnt, sich die heterogensten Vorstellungsarten aufdringen zu lassen, aber schwerlich die Langeweile vergeben, welche dieses unglückliche Buch verursachen muß; denn darin ist Paris consequent, daß es amusirt sein will. 53.

Ueber eine mysteriöse Stelle des Dante.

Der höchst sonderbare und mysteriöse Anfang des siebenten Gesanges von Dante's „Inferno“:

Pape Satan, Pape Satan, Aleppe!

(es ist dies nämlich der Ausruf des Plutus oder des Teufels der Habsucht und des Geizes) hat die Köpfe der Ausleger so gewaltig angestrengt, daß es selbst dem geistvollen Uebersetzer Streckfuß besser geschienen hat, auf eine Erklärung dieser Hieroglyphe zu verzichten, als sich an die sonderbaren Auslegungen der Commentatoren, eines Benvenuto Cellini u. s. w. zu halten. Sagt doch selbst Göthe (in seinen Werken Bd. 16, S. 85): „Weiß man doch nicht, was der Schalk eben dabei sich gedacht hat“. Ref. wunderte sich daher, obige Stelle mit aller Unbefangenheit lesend, nicht wenig, daß Niemand (wenigstens so viel ihm bekannt ist — die vortreffliche Uebersetzung des Hrn. Kannegießer ist ihm freilich nicht zur Hand *) —) auf folgende einfache und natürliche Erklärung gefallen ist, die zugleich den Grund dieser mysteriösen Verhüllung des Gedankens insichträgt. Papo also ist die im Mittelalter sehr häufige Schreibart für Papae, dies aber ist der Genitiv von Papa oder Papas, der Papst. Aleppe kann jedenfalls nichts weiter als das hebräische Aleph sein, was, als erster Buchstabe, zugleich den Obersten, das Oberhaupt bedeutet. Der Sinn des Ganzen ist nun offenbar:

Des Papstes Satan, des Papstes Satan, der Oberste!

Der Papst steht hier, nach einer sehr gewöhnlichen Dichtersprachform, als das Concrete für das Abstracte, oder wenn man will, als pars pro toto, als der Einzelne für ein ganzes genus, das er repräsentirt, für das Papstthum, papatus, überhaupt. Die Idee ist also diese: Hier herrscht der Teufel des Reichthums, des Geizes und der Habsucht; das ist der Satan des Papstthums, der oberste aller Satane!

Für diese unsere Auslegung spricht nicht blos die Klarheit und Einfachheit derselben, sondern auch des Dichters eigne Andeutung in demselben Gesange, wo er, obschon bekanntlich zur Guelfenpartei gehörend, V. 46—48 selbst singt:

Wol Pfaffen sind Die mit geschornen Haaren,
Auch gibt's hier manchen Papst und Cardinal,
Der einst des Geizes Uebermacht erfahren.

(Nach der Streckfuß'schen Uebers.)

Daß Dante jenen merkwürdigen Ausruf in kaum verständliche Worte einkleidete, wird nun Niemanden mehr wundern; daß ferner der Habsucht Teufel selbst sich mit den Päpsten, die sich ihm ergaben, als mit den Obersten der Welt, brüstet, ist höchst natürlich; und daß endlich Dante den Teufel des Reichthums, der Habsucht und des Geizes den obersten und teuflischsten aller Teufel nennt, beruht auf psychologischer Wahrheit und läßt sich auch aus den biblischen Stellen: „Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels“; — „eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, ehe ein Reicher ins Himmelreich kommt“, sowie aus andern ähnlichen, leicht erklären. Es

*) Kannegießer gibt den Vers:

Papè, Satan, alepp Satan, papè!

und in dem Commentar bemerkt er: „Unübersetzliche Worte! Pape, vielleicht das griechische παπαι, oder das lateinische papae, ein Empfindungswort der Verwunderung; Aleph oder italienisch aleppe ist der Name des ersten hebräischen Buchstabens. Vermuthlich soll der Vers nur einen sinnlosen und durch die fremden Wörter und den Satan furchtbaren Ausruf bezeichnen“. D. Red.

scheint, als wisse man auf diese Weise doch recht wohl, was der Schalk bei jenen spitzbübischen Worten sich gedacht habe. 70.

Arbeiten von Ludwig Mack, Bildhauer in Stuttgart, in Conturen, gezeichnet von Rudolf Lohbauer, mit Gedichten von Rudolf Magenau, Ludwig Neuffer und Gustav Schwab. Erstes Heft. Stuttgart, 1829.

Ein Unternehmen von eigner Art tritt uns in diesem 1. Heft entgegen. Die Dichtkunst ist mit der plastischen Muse in einem freundlichen Bunde, wie wir dies außer den vergänglichen Almanachsproducten nirgends auf ähnliche Weise angetroffen haben. Der bisher unbekannte Künstler wird bei seinem ersten Auftreten von 3 Dichtern begleitet, die seine Gebilde mit poetischer Deutung ausstatten. War es Gefühl der Bescheidenheit oder Mistrauen in die eigne Kraft und Leistung, was ihn bewog, solches Gefolge herbeizurufen? Des Letztern bedurfte es wol nicht; denn er besitzt so viel Talent, um als Künstler ohne fremde Empfehlung sich eine Bahn zu brechen. Wollte er durch den Reiz der Neuheit in einer von Büchern und Kunstwerken überschwemmten Zeit desto sicherer die Aufmerksamkeit und das Interesse des der Poesie und den bildenden Künsten befreundeten Publicums an sein literarisches Amphibion fesseln? Wir wünschen, daß ihm dies gelingen möge. Aber wir zweifeln, ob nicht durch das unter die Poesien und Zeichnungen getheilte Interesse bei allen ihren Vorzügen doch dem Eindrucke seiner Arbeit Schaden bringen dürfte. Und dies wird er denn doch auch nicht wünschen, daß irgendwer den Hauptwerth auf den poetischen Theil seines Werkes lege.

Dem sei nun, wie ihm wolle, so glauben wir für unsern Theil, daß Kunstfreunde die 6 Blätter dieses Heftes nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen werden. Nr. 1 gibt eine Scene aus der Auferstehung. Zwei Engel schweben auf dem Basrelief mit Kreuz und Posaune, während unter ihnen eine den Himmel erharrende Jungfrau kniet, und ein vom Schuldbewußtsein niedergebeugter Sünder verzweifelnd sich am Grabstein festklammert. Nr. 2 enthält auf einem Basrelief, welches der Künstler in Marmor ausgeführt haben soll, die Psyche, die den schlummernden Amor mit der verhängnißvollen Lampe beleuchtet, um sich seiner Schönheit zu erfreuen. Nr. 3 zeigt die Umrisse einer schönen Gruppe von runden Figuren: die 3 Parzen mit dem Lebensfaden. Die 3 letzten Blätter füllt ein Basrelief, welches die Richter und den Zustand der Seligen und Verdammten in der Unterwelt darstellt. Man sieht, daß der Künstler denkt, und seine Gedanken zeugen mehr von eigner Erfindungslust als von Anschließung an antike Vorbilder. Ueber den weitern künstlerischen Werth der Originale zu urtheilen, ist freilich schwer für Denjenigen, welcher keine nähere Auskunft über das Verhältniß der vorliegenden Zeichnungen zu den Originalen besitzt. Indeß sind diese Zeichnungen mit Geist behandelt. Unter den mitfolgenden Dichtungen, die sich gut lesen lassen, ist eine vorzüglich zu nennen. Wir bezeichnen als solche die Parzen von Gustav Schwab, der eine sinnige Erklärung der weiblichen Gruppe und der sie umgebenden Larven gibt und an die heidnische Idee von Schicksal und Tod das Hoffen des christlichen Glaubens anknüpft. 12.

Notizen.

Unter den 76 neuen Verlagsartikeln für 1830 der Herren Colburn und Bentley zu London zeichnen wir folgende (der Kürze wegen die Titel ins Deutsche übersetzt) aus: Biographie Th. Lawrence's, von Th. Campbell; Reise nach Timbuctu, von Caillé; der Krieg in Deutschland und Frankreich, vom Marq. Londonderry; Garrick's Briefwechsel; Leben Th. Munro's (Gouverneur von Madras), von Gleigh, wichtig, weil Munro von 1779 an in Ostindien von unten auf in kriegerischen und bürgerlichen Aemtern diente, sodaß sein vielbewegtes Leben auch die Kriege mit Hyder Ali, Tippu, den Maratten und Burmesen umfaßt; Reisen durch Peru, von Temple; Erinnerungen aus Clapperton's letzter afrikanischer Reise, von Lander; Der Landprediger, vom Verf. des Subaltern; Beechey's Reise nach dem stillen Meer und der Behringsstraße; Briefe aus Neuschottland, von Moorson; Geheime Geschichte des französischen Cabinets während des Directoriums, des Consulats und der Regierung Napoleons, von Bourrienne; Reise nach Kamtschatka, Sibirien und China, von Dobell; Erinnerungen Heinrich Angelo's (betreffend die neuere Zeit Englands); Reise unter den Beduinen und Wechabiten, von Burckhard; Ralph Esher's Denkwürdigkeiten des Hofes Karls II.; Ueber das Leben und die Regierung Karls I., von d'Israeli; Musikalische Denkwürdigkeiten (1784—1829), von Parke; Skizzen der Zeitgenossen, von Barrington (umfaßt die letzten 50 Jahre); Umsturz der portugiesischen Verfassung durch D. Miguel, vom Lord Porchester; Reise durch Polen, die Krim, Türkei, von Webster; Tagebuch, am wiener Congreß geführt; Bemerkungen über Haiti, von Mackenzie; Geschichte des neuern Griechenlands, von Emerson; Das Leben Tizian's, von Northcote; Geschichten aus alten Chroniken (Holingsheed, Froissart, Hardyng u. s. w.), von Barry St.-Leger; Erzählungen eines englischen Offiziers vom Besetzungsheer in Frankreich; Briefe aus der Schweiz und Italien, von Carne; Denkwürdigkeiten Capit. Cook's, von ihm selbst geschrieben; Leben und Werke Heinrich Füßli's, von Knowles; Denkwürdigkeiten Jakob Campbell's, von ihm selbst; die spanischen Novellisten, von Th. Roscoe; Barrington's geschichtliche Anekdoten von Irland; Die Schönheiten am Hofe Karls II.; Leben Josef Banks.

Locke macht in der londoner Universitätsbuchhandlung bekannt, daß er die vormals in allen öffentlichen Schulen befolgte Methode des Sprachunterrichts wieder ins Leben zurückzurufen wünsche. Zu dem Ende läßt er einen ersten Cursus zwischenzeiliger Uebersetzungen, wo zugleich die Quantität zweifelhafter Vocale bemerklich gemacht ist und erläuternde Anmerkungen unter dem Texte stehen, erscheinen. Für den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache nach obiger Methode hat er mit zwischenzeiliger englischer Uebersetzung erscheinen lassen: 1. Phädrus; 2. Ovid's Metamorphosen, 1. Buch; 3. Virgil's Aeneide, 1. Buch; 4. Cäsar's Einfall in Britannien; 5. Tacitus' Leben des Agricola. Für das Griechische: 1. Ausgewählte Dialoge Lucian's; 2. Ausgewählte Lieder Anakreon's; 3. Homer's Ilias, 1. Buch; 4. Xenophon's Memorabilien, 1. Buch; 5. Ausgewählte Stücke des Herodot. Bei Nr. 1 sollen die Schüler nur erst Worte kennen lernen; bei 2 zu den Redetheilen fortschreiten; bei 3 sich mit den Flexionen bekanntmachen (doch aber schon bei 1—3 auch mit der Wortstellung); bei 4 die Syntax und bei 5 die Composition erlernen (die frühern Uebungen sollen beim Fortschreiten immer wiederholt werden). — Auf ähnliche Weise, mit zwischenzeiliger englischer Uebersetzung, sind nun auch Lessing's Fabeln erschienen; desgleichen ein griechisches Neues Testament mit zwischenzeiliger lateinischer und englischer Uebersetzung.

König Alfreds alte angelsächsische Uebersetzung von Boëthius' „De consolat. philos." erscheint, mit englischer Uebersetzung und Anmerkungen von Cardale, bei Pickering. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 141. —— 21. Mai 1830.

Das dritte Säcularfest der Uebergabe der augsburgischen Confession.

Ein langes Vorwort zu einer kurzen Uebersicht mehrer in Beziehung auf dies Fest erschienenen Schriften.

Es müßte wol nicht uninteressant sein, eine geschichtliche Parallele zwischen den 13 Jahren, die vom 31. Oktober 1517 bis zum 25. Juni 1530 verflossen sind, und demselben Zeitraum, der zwischen 1817 und 1830 in der Mitte liegt, zu ziehen. Eine nicht ganz unfruchtbare Phantasie dürfte es nicht so schwer finden, in einer nunmehr schon ziemlich nahe liegenden Fiction die diesmalige Säcularfeier des bevorstehenden 25. Juni als bereits vollendet sich vorzustellen. Ob sich auf diesem Wege nicht manche bestimmte Aufklärung über den ziemlich ungewissen Begriff einer Säcular- und Jubilarfeier überhaupt ergeben, ob sich nicht am Ende zeigen sollte, daß die Ereignisse in dem bezeichneten Zeitraume des gegenwärtigen Jahrhunderts in vielfacher Beziehung als eine Nachblüte der welthistorischen Vorgänge in dem gleichen Abschnitt des 16. Jahrhunderts anzusehen seien? woraus man dann etwa gar vermuthen könnte, daß, nach einem bisher zu wenig beachteten kosmischen Gesetze, die großen weltgeschichtlichen Ereignisse nach einem 100jährigen Turnus ganz besonders eindrücklich nachtönen und, so zu sagen, in der Zeiten Kreislaufe an diesem Punkte angekommen, eine Art erneuerten Lebens gewinnen. Sei nun dem wie ihm wolle, und möge man die soeben ausgesprochene Aeußerung zu barock finden, als daß man sie für mehr als Anfangsschnörkel und Moreske über der Eingangspforte unserer Untersuchung gelten lassen könnte: auffallend bleibt es denn doch, daß seit der Feier des Reformationsjubelfestes im Jahre 1817 die protestantische Kirche in einer seltsam angeregten Bewegung sich befunden hat, und daß es, wenn ein wenig Spielen nachgelassen werden mag, gar nicht schwer fallen kann, den meisten Hauptpunkten in der Evolution der 13 Jahre im 16. Jahrhundert entsprechende aus der Geschichte derselben Jahre in unserer Aera gegenüberzustellen — zugegeben jedoch, daß die dermaligen Säcularerscheinungen zu denen im 16. Jahrhundert sich wie der Schatten zum Körper, das Bild zum Gegenstand, die matte, kraftlose Nebensonne zur stralenden Hauptsonne verhalten. Der Türkenkrieg hat uns nicht gefehlt, und die Griechen haben uns zwar nicht eine neue Wiederherstellung der Wissenschaften gebracht, dafür aber unsere Beutel und Zungen zum Besten ihrer eignen politischen Wiederherstellung in Bewegung gesetzt. Ein postiche-Luther begrüßte den 31. Oktober 1817 mit 95 Thesen, die viel Redens und Lärmens verursacht, erst neulich in der „Evangelischen Kirchenzeitung" ihre ausführliche Leichenpredigt mit vollständigem Lebenslauf erhalten haben, dennoch aber von dem vollen Tönen der zum Leben weckenden Stimme im 16. Jahrhunderte nur das matte, nichts als einige umherstäubende Schneeflocken von den hohen Gletschern ablösende Echo waren. Kirchenzeitungen, Correspondenzblätter u. s. w., untermischt mit Krug'schen Flugschriften, die den Ulrich von Hutten'schen schmetternden Blitzen sich vergleichen lassen, stehen in ihrer Weise mit den oft genug nur allzu geräuschvollen Sprechsälen, die sie eröffnen, den Religionsgesprächen, Colloquien und Disputationen, wie sie zwischen Wittenberg und Augsburg vor 3 Jahrhunderten gehalten wurden, in einer ähnlichen Bedeutung gegenüber. Und sollen wir nicht mit Ueberraschung wahrnehmen, wie für die Säcularfeier der übergebenen augsburgischen Confession in dem laufenden Jahre die „Evangelische Kirchenzeitung", die im neuen Turnus überhaupt mit einer gar verwunderlich gesteigerten Bitterkeit aufgetreten ist, in ihrer Delation gegen das nachbarliche Halle einen auto santo vorbereitet, dessen Flammen, ihrer Erwartung nach, über der herrlichen Festfeier wirbelnd und prasselnd zusammenschlagen sollen? Doch, wie gesagt, wir wollen unsere vorhin hingeworfene Aeußerung über die Bedeutung der 100jährigen Rückkehr welthistorischer Tage für nichts mehr als für ein unbefangenes Spiel gelten lassen und nicht einmal den Gedanken, als ob eine dritte Säcularerneuerung derselben wegen der Bedeutung der Dreizahl eine vorzügliche Wichtigkeit erlangen müsse, weiter verfolgen. Aber ernsthaft fragen wir nun, was überhaupt Säcularfeier wol sagen wolle?

Es ist eine heilige Pflicht der Nachlebenden, die Thaten und Schicksale der Väter, wo sie mit dem Ganzen der Weltentwickelung in Beziehung standen, in

treuem Gedächtniß zu bewahren, auf sie mit besonnenem Ernst zurückzublicken; und wenn der Ring eines Jahrhunderts als ein großes, wichtiges Glied in der langen Zeitenkette erscheint, um so bedeutender, da in der Regel alle Mitlebende den Schluß desselben mit derselben solennen Formel begrüßen müssen, mit welcher die Römer ihn schon begrüßten: quae nec spectavit quisquam, neque unquam posthac spectaturus est! so mag es ganz in der Ordnung sein, daß einem welthistorischen Ereigniß am Schlusse eines jeden neuen Jahrhunderts, das nach seinem Abschluß erfüllt wird, besondere Aufmerksamkeit sich zuwendet und sein 100jähriger Gedenktag die Feiernden in der ernsten Erinnerung an die große Vergangenheit vereinigt. Ist nun gewiß der innerste und ursprünglichste Zweck einer jeden wahren Feier kein anderer, als ihren würdigen Gegenstand in jene ihm eigenthümliche Beleuchtung zu stellen, bei welcher er am frischesten und freudigsten ins Leben aufgenommen werden kann; ihn mit jener schönen Form zu bekleiden, die ihm einen Zugang in die Gemüther der Menschen eröffnet, bei welchem er erst die recht erwünschten und erfreulichen Früchte tragen wird, so können allerdings Säcularfeiern ganz besonders sich eignen, dem Leben in der Geschichte und durch die Geschichte Des, der sie begeht, die rechten Quellen zu eröffnen und Das, was die Vergangenheit Großes und Herrliches getragen hat, der Gegenwart in jener Form darzureichen, bei welcher die Gemüther am empfänglichsten sind, sowol das Erworbene richtig zu schätzen und es treu zu bewahren, als auch, durch das Beispiel angeregt, den eignen Standpunkt so lebendig und begeistert aufzufassen, wie es zu einer gesegneten Behauptung desselben nothwendig ist. Und wer möchte bezweifeln, daß insofern eine würdige Feier des 3. Jubiläums der übergebenen augsburgischen Confession eine gar fruchtbare werden könnte? Wer möchte bezweifeln, daß eben diese Säcularfeier für uns ganz vorzüglich nöthig sei, um so manche täuschende Schatten, die sich über unsere Ansichten der Geschichte des 16. Jahrhunderts gelegt haben, zu zerstreuen und uns in den rechten Standpunkt zu setzen? — Die welthistorische Bedeutung ihres Gegenstandes ist nicht schwer nachzuweisen. Die Gegenwart bedarf eine kräftige Anregung, um zwischen den Brandungen und Klippen der Zeit die rechte Fahrt zu halten. Und der eigenthümliche Charakter des geschichtlichen Tableaus, das hier zur Beschauung aufgestellt wird, greift vielleicht tiefer in die Tendenzen unsers Jahrhunderts ein als irgend ein anderer Gegenstand. Wir geben insofern mit Freuden unsere Stimme zu einer Feier, die bereits die öffentliche Meinung laut und einmüthig gefodert hat. Aber wir müssen die angeführten Punkte dennoch etwas näher beleuchten und wollen uns auch nicht scheuen, die mancherlei Bedenklichkeiten, die bei genauerer Ansicht sich finden dürften, zu berücksichtigen. Wir fürchten nicht, in das Maßlose uns zu verlieren, und versprechen darum unsern verehrten Lesern und Leserinnen, die Geister, die auf uns allerdings an dieser Stelle mit Gewalt eindringen wollen, mit der goldenen Ruthe des Aeneas möglichst zurückzuhalten.

Billig holen wir zuvörderst nach, was wir vielleicht sofort, als wir der Säcularfeier der augsburgischen Confession gedachten, hätten bemerken sollen, daß das erwartete Fest insofern allerdings ein Particularfest ist, inwiefern es zunächst nur von Protestanten gefeiert werden wird. Es wäre eine überfliegende Zumuthung, von Katholiken oder Griechen und Armeniern fodern wollen, daß sie an der Feier desselben positiv Antheil nehmen möchten. Indeß, wenn wir nur nicht ungebührlich dabei verfahren, so können wir wol billigerweise auch von jenen erwarten, daß sie negativ uns förderlich sein, d. h., uns so wenig die dazu nöthige Ruhe und Stille versagen werden, als etwa in der Brüdergemeinde die Kinder sich erlauben dürfen, das Chorfest der ledigen Brüder oder Schwestern zu stören, da ja auch jene zu seiner Zeit das ihnen bestimmte Fest zu begehen haben. Ob von unserer Seite Alles wird vermieden werden, was namentlich unsere katholischen Mitchristen unfreundlich berühren muß, bezweifle ich allerdings ebenso gut, als ich in der That besorge, daß manches harte Wort von den Letztern gegen uns in der bevorstehenden festlichen Zeit fallen wird. Doch dies Alles, was etwa der Art kommen mag, gehört in die Kategorie des Misbrauchs, der den Gebrauch nicht aufheben soll. Ich trage kein Bedenken, demungeachtet, mit der obenberührten Beschränkung, das Säcularfest der augsburgischen Confession so gut als das der Reformation von 1817 ein allgemeines Fest zu nennen. Der besonnene Katholik wird, sobald er den welthistorischen Begriff des Protestantismus anerkennt, uns gern gewähren lassen; denn in jenem Begriff bezeichnet die Uebergabe der augsburgischen Confession gewiß eine entscheidende Epoche. Unsere protestantischen Brüder aber werden hiermit herzlich und dringend gebeten, doch ja nicht in schlechthin zu misbilligendem Uebermuthe die Grenze der echten Mäßigung zu überschreiten, zufrieden, daß sie die große Erscheinung am Himmel der Geschichte im vollen Lichte sehen, indeß zu jenen andern auf ihrem Standpunkte kaum schwache Schimmer davon den Weg finden.

Wir streiten mit Niemandem über den Namen. Ob es besser sei, von evangelischen, freigläubigen, liberalen als von protestantischen Christen zu reden, das lassen wir auf sich beruhen. Wahrlich, eine Hauptsache ist es dermalen, von aller Wort- und Namenabgötterei sich frei erhalten. Wir finden den Namen: Protestantismus, nun einmal in einem durch lange Verjährung erworbenen Besitz, denken mit Freuden daran, welch ein großer, den evangelischen Fürsten und Ständen wahre Ehre machender Moment jene Protestation war, die sie 1529 auf dem Reichstag zu Speier in einer herrlichen Begeisterung aufstellten, enthalten uns aber geflissentlich aller zweideutigen Spielerei mit den Bedeutungen des juristisch-lateinischen Ausdrucks, und verweilen lieber, die Sache im Auge behaltend, vorerst einige Augenblicke

dabei, um das welthistorische Element im Protestantismus in ganz allgemeinen Umrissen aufzuzeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand par Mr. le général comte *de Ségur*. Braunschweig, Vieweg. 1829. 12. 1 Thlr. 8 Gr.*)

Trifft gleich die Franzosen nicht mehr der alte und abgenutzte Vorwurf, daß ihnen le Nord de l'Europe ebenso unbekannt als etwa das Innere von Afrika sei, so mußte doch zugestanden werden, daß, was das unermeßliche russische Reich insonderheit betrifft, ihre einheimische Literatur, außer Voltaire's ziemlich nachlässig gearbeiteter Biographie Peters des Großen und Rulhière, bisher wenig Bedeutendes zur aufklärenden Kenntniß dieses Riesenstaates aufzuweisen hatte. Gleichwol mußte derselbe gerade in unsern Tagen für Frankreich ebensowol durch Napoleons titanisches Zusammenstoßen mit dieser imponderabeln Masse, als durch deren seitdem erst recht sichtbar gewordene Präponderanz im europäischen Staatensysteme ein sehr nahe gerücktes Interesse gewinnen; und so kann es allerdings für einen glücklichen und zeitgemäßen Gedanken des talentvollen Geschichtsmalers eben jener verhängnißvollen Napoleonischen Katastrophe gelten, daß er in dem vorliegenden Werke seinen Landsleuten im schnellen Ueberblick, wie sie es lieben, eine historisch begründete Entstehungsgeschichte dieser kolossalen Macht, und wie sie es besonders durch Peter den Großen und sein schöpferisches Genie geworden ist, vorführt. Es ist nicht zu verkennen (und vielleicht wäre es ohne einen solchen Führer wie Karamsin unmöglich gewesen), daß es gerade dieser ist, welcher dem Verf. bei seiner genetischen Entwickelung der politischen Verfassung und der wechselnden Volkszustände, seit Rurik bis nahe an Peters Auftreten, den Stoff und die Grundidee geliehen hat; und sonach dürfte wol, wie klar und geistreich auch dies vorgefundene Material von ihm verarbeitet worden, das eigentliche Verdienst einer solchen Darstellung vielmehr dem russischen Reichshistoriographen in Rechnung gebracht werden müssen. Ebendarum enthält sich Ref. (wie sehr auch fast auf jeder Seite die treffenden Bemerkungen dazu einladen) des nähern Eingehens auf diese erste und größere Hälfte des Buches, welche seinem eigentlichen Gegenstande gleichsam nur zur vorbereitenden Erklärung dient. Denn der Leser sollte zuvor auf den Standpunkt gestellt werden, von wo aus er erkennen möchte, wie Peter sein Rußland fand, um es desto begreiflicher zu finden, wie und was es durch ihn geworden.

Offenbar aber war es auch des Verfs. Absicht nicht, eine Biographie des großen Mannes im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu liefern, wie wir Deutsche eine solche von v. Halem in sehr befriedigender Weise besitzen. Vielmehr setzt er wol bei dem Leser die Kenntniß von Peters Leben nach ihren historischen Elementen bereits voraus und deutet nur in flüchtigen Umrissen darauf hin. Dagegen aber stellt er sich die gewiß schwierigere, allein auch verdienstlichere Aufgabe, Schritt für Schritt den Riesengang zu verfolgen, den dieser neue Prometheus einschlug, um Geist, Leben, Cultur, Sitte, Wissenschaft und Kunst in sein rohes Volk als einen, dem civilisirten Europa gleichsam entwandten Himmelsfunken zu übertragen, und dadurch Kräfte zu wecken, welche, nach 25jähriger rastloser Bemühung, bereits zu einer Entwickelung gediehen waren, um selbst den genialen Werkmeister in ein freudiges Erstaunen zu setzen. In dieser beständigen Beziehung zu seinem unternommenen und dem vorleuchtenden Ziele standhaft, ja mit den außerordentlichsten Opfern entgegengeführten Werke ist es, worin uns hier der Heros mit ebenso viel fesselnder Kunst und Geschicklichkeit der Darstellung als trefflicher Benutzung seiner nicht sparsamen geschichtlichen Gewährsmänner (Münnich, Manstein, Stählin, Kamensky, Bruce, Strahlenberg, Coxe, Leclerc, Levesque, Perry, Louville u. A.) vorgeführt wird. Wahr ist es, es konnte nicht leicht einen dankbarern Stoff für einen denkenden Schriftsteller geben als diese Bildungs- und Culturgeschichte, wie Peter dieselbe zuvörderst an sich selber vollzog, um sodann seine ungeschlachten Russen damit zu beschenken; sowie es auch kaum fehlen konnte, daß dieser Stoff unter seiner Hand fast in einen fortlaufenden, begeisterten Panegyrikus verwandelt wurde. Allerdings möchte dies Letztere Tadel verdienen, da es einmal die Pflicht des Historikers ist, ebensowol die schwarzen als die weißen Loose zu vertheilen und auch den misfarbigen Schatten in sein Gemälde aufzunehmen. Allein, der umsichtige Verf. bewahrt auch hier den geschichtlichen Ernst und seine Würde, indem er mit ergreifenden, wahrhaft schauderregenden Zügen auseinandersetzt, was es die Nation an individuellem Glück, an geistiger Freiheit, an Blut, Gut und Vermögen gekostet, um dem eisernen Willen seines Treibers auf dieser neuen, ihr von ihm vorgezeichneten Bahn zu folgen; eine Masse von allgemein lastendem Druck und Elend, wogegen einzelne Greuel des Despoten zu einem Nichts verschwinden; selbst solche, wie S. 267 von der Hinrichtung der empörten Strelitzen erzählt werden. Peter in eigner Person erzwingt ihre Geständnisse durch die Folter und macht sich aus ihrem Richter zu ihrem Henker. Er nöthigt seinen treugebliebenen Adel, die Köpfe der verurtheilten Genossen herunterzuschlagen. Nicht zufrieden, diese Hinrichtungen vor seinem Throne trockenen Auges anzuschauen, verbindet er Freudenfeste mit den Schrecknissen dieser Mordscenen. Berauscht von Wein wie von Blut, in der einen Hand den Pokal, während die andere das Beil erhebt, bezeichnen in einer Stunde nach und nach 20 Libationen den Fall von ebenso viel Köpfen jener moskowitischen Prätorianer, welche, als Proben seiner Geschicklichkeit, zu seinen Füßen niederrollen. In gleicher Weise fielen, ein Jahr darauf, von seiner eignen Faust 80 solcher Unglücklichen unter dem Beile, welche Kopf für Kopf von einem Bojaren über dem Blocke niedergehalten wurden. Solche Züge, wie sehr sie auch für die Energie des Reformators sprechen, lassen es gleichwol ungewiß, ob Bewunderung oder Abscheu in unserer Seele den Sieg davontragen sollen.

Mit Meisterhand ist S. 320 das Bild der schier unbegreiflichen Geistesthätigkeit gezeichnet, in welcher wir diesen außerordentlichen Mann sein ganzes Leben hindurch erblicken. Er zwingt seine Russen, ihr altes Sprüchwort: „Gott ist hoch droben, und der Zar ist weit genug von hier", aufzugeben; denn rührsamer noch als Trajan und Hadrian in den Zügen durch ihre Ländergebiete erscheint Peter den Seinen beinahe als allgegenwärtig. In dem nämlichen Augenblicke, wo sie ihn durch seine Unternehmungen in Moskau angeschmiedet wähnen, beschäftigt als Gesetzgeber, als Reformator, als Sittenverbesserer, als Stifter von Arbeitshäusern, von öffentlichen Unterrichtsanstalten, von Artillerie-, Genie- und mathematischen Schulen, als Gründer von Manufacturen jeder Art, vom groben Geschütz bis zur Stecknadel, sehen sie ihn plötzlich in einer Entfernung von 180 Stunden erscheinen, um mit eigner Hand Canäle abzustecken und zu öffnen, die einst Meere vereinigen, Völker befreunden und unbekannte Erdhälften miteinander verschmelzen sollen. Aus seinen Händen empfangen sie, vom Norden bis zum Süden und auf allen Punkten seines weiten Herrschergebiets, den Compaß, die Feder, das Feuerrohr, die Hacke und das Grabscheit. Fast gleichzeitig sehen sie ihn beschäftigt mit der Aufnahme des Meeres von Archangel und mit der Bezwingung des Meeres von Asow; wie er den Ladogasee mit 100 Fahrzeugen bedeckt, die schwedische Flotte, den Degen in der Hand, mit seiner Landmacht überfällt, ihr den finnischen Meerbusen entreißt und hier, allen Elementen zum Trotz, ebensowol einen mächtigen Waffenplatz als einen Stapelort für den Handel gründet; und nichts desto minder bleibt ihm die Muße, Wasserfälle zu ebenen, Sandbänke in den Flüssen, die ihr Gewässer — hier in das schwarze, dort in das kaspische Meer ergießen, zu vertiefen, und Orlogschiffe von 80 Kanonen mit eignen Händen zu zeichnen, zu bauen und in die Fluten, wo einst Odin und Xerxes herrschten, vom Stapel laufen zu lassen.

*) Es ist über diese Schrift schon früher in unserer pariser Correspondenz die Rede gewesen. D. Red.

Nicht minder bereδt ist S. 315 die Darstellung der Gründe, wodurch der Zar, welcher bereits damals erklärte: Rußland habe des Landes übergenug, und Wasser sei es, wessen es bedürfe, zu seiner Lieblingsschöpfung, der Gründung von St.-Petersburg, bewogen wurde; wobei jedoch vielleicht zu erinnern sein möchte, daß, wenn es ihm so sehr um einen Seeplatz am baltischen Meere zu thun war, ihm damals kaum irgend ein anderer Punkt zur Wahl übrig blieb. Ebenso darf man fragen, ob (ebenfalls S. 315) die Behauptung statthaft gefunden werden könne: Peter habe in dieser von ihm erschaffenen Stadt nur darum keine Brücken über die Newa schlagen wollen, um die neue, aus den innern Provinzen dahin zusammengetriebene Bevölkerung durch Zwang an die Ueberschiffung dieses Gewässers in Segelböten, und damit zugleich, obwol mit Daransetzung ihres Lebens, an die Führung derselben zu gewöhnen. Es sind wol ganz andere, in der Oertlichkeit und dem Klima aufzusuchende Ursachen, welche dort der Erbauung feststehender Brücken noch in diesem Augenblicke entgegenstehen. 73.

Hitzig's Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. Berlin, 1828 u. 1829. 2 Jahrgänge.

Früher schon hat Ref. in diesen Blättern mit verdientem Lobe die Annalen der preußischen Criminalrechtspflege angezeigt, welche Hr. H. im Jahre 1825 begann und mit gleichem Eifer und glücklichem Erfolge herauszugeben fortfährt. Er hat seitdem sein Institut ausgedehnt und, die Grenzen des preußischen Staates überschreitend, angefangen, die interessantesten Beiträge zur Kenntniß der Strafrechtspflege in und außer Deutschland uns mitzutheilen. Acht Hefte, während der beiden letzten Jahre erschienen, liegen uns vor und bezeugen nicht nur den seltenen Fleiß, sondern auch die richtige Einsicht und (sit venia verbo!) den Geschmack des Hrn. Herausgebers. Sie haben gewiß, wie sie verdienen, bereits ein großes Publicum gefunden. Doch hält es Ref. für seine Pflicht, auf ihre Erscheinung ganz besonders in d. Bl. aufmerksam zu machen, deren Haupttendenz ja darin besteht, jeden Fortschritt in Leben, Wissenschaft und Kunst zu beleuchten.

Ref. ist nicht Jurist, allein, auch ohne dies zu sein, kann man vom Standpunkte allgemeiner Bildung aus die Wichtigkeit einer Zeitschrift beurtheilen, welche in viele Fächer der Wissenschaft eingreift und ein hohes, allgemeines Interesse besitzt. Denn, außer der Jurisprudenz, gewährt sie der Philosophie, namentlich der Psychologie und der gerichtlichen Medizin, einen reichen Schatz von Thatsachen, welche zu weiterm Nachdenken anregen und der Wissenschaft noch manchen schätzbaren Gewinn versprechen. Aber auch der blos Unterhaltung suchende Leser wird hier volle Befriedigung finden. Die Freunde des Gräßlichen und Schauerlichen, deren Zahl ja heutzutage so groß ist, werden innewerden, daß die hier erzählten Criminalfälle meistens an Größe alle mühsam ersonnenen Verbrechen überbieten, welche in Schicksalstragödien und Romanen so viele zarte Seelen erschüttern. Wir befinden uns hier wahrhaft auf historischem Boden, und nicht nur unser liebes deutsches Vaterland, sondern auch die übrigen Länder Europas, ja selbst fremde Welttheile geben reichen Stoff zu unserer Belehrung her. Besonders interessant wird daher dem aufmerksamen Leser das Colorit sein, welches, nach den verschiedenen Ländern, theils die Verbrechen, theils die Bestrafung derselben auszeichnet. Für Ref. waren aus diesem Grunde besonders die aus Spanien mitgetheilten Fälle merkwürdig, die durch die darin vorkommenden Personen und das düstere, leidenschaftliche Gepräge der Handlung etwas Romantisches besitzen, welches seine Wirkung auf die Phantasie nicht verfehlt. Wenn in dieser Hinsicht die Vergleichung psychologisch anziehend ist, so ist sie es juristisch noch mehr, da die Beurtheilung der gesetzwidrigen Handlungen und ihre Bestrafung in verschiedenen Ländern häufig verschieden ausfällt und uns zu einem trefflichen Maßstabe dienen kann, die Vorzüge oder Mängel des bei uns gebräuchlichen Verfahrens zu erkennen.

Von den mitgetheilten Fällen, deren Zahl sehr beträchtlich ist, will Ref. vorzugsweise den von Hrn. Präs. v. Feuerbach erzählten: „Tartuffe als Mörder", herausheben, der in der hier aufgestellten Garnitur gefallener Seelen wie ein infernalischer Karfunkel glänzt. Aus Frankreich und England ist viel Tragisches, mitunter auch wol Tragikomisches aufgenommen, und, was vorzüglich bemerkt werden muß, sehr gut bearbeitet oder übersetzt. Zuweilen nur könnte man die Ueberschriften für etwas manierirt halten; doch ist der Inhalt der Aufsätze stets gediegen und lehrreich.*) Und so darf es uns nicht wundern, wenn diese Zeitschrift eine weitverbreitete und vielgelesene ist, über deren glücklichen Fortgang wir von Zeit zu Zeit berichten werden. 19.

Notiz.

Uebersicht der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1790, 1820 und 1830.

	1790.	1820.	1830.
I. In Osten: freie Staaten.			
Maine	96,002	297,421	380.000
Neuhampshire . .	141,097	243,236	300,000
Massachusetts . . .	373,324	516,419	600,000
Rhode-Island . .	64,470	79,413	100,000
Connecticut . . .	232,374	267,181	300,000
Vermont	85,298	234,846	280,000
	992,565	1,638,516	1,960,000
II. In der Mitte: freie Staaten.			
Neuyork	314,145	1,332,744	2,000,000
Neujersey	169,954	263,365	320,000
Pennsylvanien . .	424,099	1,018,985	1,400,000
Delaware	46,310	56,318	78,000
Ohio		576,572	1,050,000
Indiana		145,758	360,000
Illinois		53,788	180,000
Michigan		8,591	60,000
	954,508	3,456,111	5,448,000
Zusammen .	1,947,073	5,094,627	7,408,000
III. Mit Sklaven gemischt.			
Kentucky	61,133	434,644	550,000
Missouri		55,988	110,000
	61,133	490,632	660,000
IV. Staaten mit Sklaven.			
Maryland	208,649	260,022	300,000
Virginien	442,117	602,974	660,000
Südcarolina . . .	288,204	419,200	450,000
Nordcarolina . . .	131,181	231,812	270.000
Georgien	52,986	189,566	210,000
Tennessee	31.913	339,727	450,000
Alabama		85,451	160,000
Louisiana		73,383	100,000
Arcansas		12,552	30,000
Mississippi . . .		42,176	60,000
Florida			25,000
	1,155,050	2,256,868	2,715,000
Sämmtl. Staaten zus.	3,163,256	7,842,127	10,783,000

18.

*) Ref. will nur an die Verhandlungen über die jetzt so viel in Forum besprochene Monomanie Esquirol's, an die Transporte der Galeerensklaven in Frankreich, an die Burke'schen Greuel in Edinburg u. s. w. erinnern.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 142. —— 22. Mai 1830.

Das dritte Säcularfest der Uebergabe der augsburgischen Confession.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

Es liegt in der Natur der Entwickelung, die der unverkennbare Charakter aller zeitlichen, mithin auch aller weltgeschichtlichen Erscheinungen ist, daß in ihr eine bestimmte Folge von Stufen sich unterscheiden läßt, und die Hand des großen Erziehers führt ebenso sicher und unaufhaltsam von der ersten Stufe zur zweiten und von dieser zur dritten, wie die aufgegangene Sonne nicht im Morgenpunkt stehen bleibt, sondern dem Meridian zustrebt; wie das Kind, fortschreitend zum Jüngling, zum Manne reift. Welches aber ist die erste, welches die zweite Stufe? Wir können, der Kürze wegen und um sogleich in die Mitte einzutreten, nur bildlich davon reden. Jede geschichtliche Evolution beginnt mit einer Kindheitsperiode, und diese endet, wenn die Zeiten erfüllt sind, gewiß an der Schwelle des jugendlichen Alters, das so gewiß nicht aufgehalten werden kann, als das raschfortrollende Rad der Zeit sich nicht hemmen und zum Stillstande bringen läßt. An ein gewaltsames Ueberspringen von einer Stufe zur andern, mit dazwischenliegenden Klüften und Spalten, ist bei der Stetigkeit aller Evolution freilich nicht zu denken; allein, so gewiß die Blüte, die allmälig aus der verschlossenen Knospe aufbricht, von dieser bestimmt unterschieden werden kann, so gewiß tritt auch der Unterschied zwischen der ersten und zweiten Stufe in den großen Erscheinungen der Geschichte unverkennbar hervor, mit der Eigenthümlichkeit, daß, je näher die eine der andern noch steht, in diese noch gar Manches an Kelchblättern und Kotyledonen aus jener mit herübergenommen wird. Die große Thatsache des Christenthums konnte diesen Entwickelungsgang so wenig verlassen, als es den eminenten politischen Institutionen der alten und neuen Geschichte in irgend einem Falle gelungen ist, und um es mit einem Male auszusprechen: der Katholicismus bezeichnet die Kindheitsperiode der christlichen Menschheit ebenso nothwendig, als mit dem Protestantismus das jugendliche Alter für dieselbe seinen Anfang genommen hat. Hätten wir doch Zeit und Raum, die hier ausgesprochene Ansicht in ihre Einzelheiten zu verfolgen! Wird man uns nicht aber wenigstens so viel zugeben: wenn sie bewährt und nachgewiesen werden kann, so ist der welthistorische Charakter des Protestantismus für Katholiken und Protestanten entschieden!? Wir stellen nur einige kurze Fragen und Reflexionen hin. Ist das Verhältniß der Unterordnung des kindlichen Willens unter das Gebot der Aeltern und Vormünder das naturgemäßeste für das erste Lebensalter; und wird der Mangel an Klarheit und Umsicht einestheils eben durch die berührte Bevormundung übertragen, anderntheils durch die Frische und Herrlichkeit der dichtenden Einbildungskraft, die, noch voll von dem Schauen, aus dessen Glanz sie eben erst in die Zeitlichkeit herabgestiegen ist — man verzeihe dies Platonisiren dem Streben, kurz zu sein — an den lieblichen Formen des Angeschauten sich ergötzt, in seiner Art reichlich vergütet; — wer der Erwachsenen blickt nicht zu Zeiten in seine Kinderjahre sehnend, freilich nur das Kindliche derselben, nicht aber das Kindische zurückwünschend? Ists im einzelnen Menschenleben mit dem immer und immer wiedergepriesenen Flügelkleide des kindlichen Alters also; sollen wir nicht daran gedenken, daß die katholische Kirche, nachdem sie aus den Windeln der Ammen und Wärterinnen der ersten Jahrhunderte sich losgemacht, den Vater wirklich gefunden hat, der ihr mit aller Machtvollkommenheit vorsteht, oft genug mit mürrischem Eigensinne die Ungestümen zur Ruhe verweist, oft aber auch mit wahrer Eli'snachsicht die Lärmenden gewähren läßt? Sollen wir nicht daran gedenken, daß die katholische Kirche jetzt in sinnvollem Spiele ihre Tempel schmückt, die geistigsten Ideen in fruchtbarer Phantasie mit den greiflichsten Hüllen umkleidet, die Hostie zum wirklichen, sichtbaren Gott umgestaltet; jetzt, in den Irrgängen einer geistvollen, aber reinplastischen Scholastik Lehrtypen feststellt als unveränderliche Normen, kaum den ersten Schritt zur freien Reflexion wagend, fast jedes speculative Element, noch dienstbar der gestaltbildenden Einbildungskraft, in gerade Linien und scharfe Winkel einschließt, immer aber entweder zu viel oder zu wenig thut, wie es muthwillige Kinder machen? Und ist der Protestantismus das jugendliche Alter des Christenthums, in welchem die Flügel der Phantasie vor dem hellern Strale einer mehr und mehr sich abklärenden

Reflexion abfallen und nun, statt der Frische der gegenwärtigen Anschauung, die allerdings fortgeschrittene, aber ebendeshalb auch träger und schwerfälliger gewordene Ueberlegung des Lebens Gestalten ordnet, sichtet und aufstellt; ist der Protestantismus das jugendliche Alter, in welchem der Knabe der Bevormundung entwächst und mehr den Rath als den starren Befehl des Vaters und Vormunds fodert: sollen wir uns allzu sehr wundern, wenn in seiner Mitte die freigewordenen Jünglinge allerdings ebenso oft die Grenzen überfliegen, als sie die Spiele der Kindheit, die kaum erst abgelegt ist, zu erneuern geneigt sind? sollen wir nicht zugleich erwägen, daß sie da, wo sie das Rechte nicht verfehlen, zwar den Willen des Vaters nur unter der Bedingung, daß sein Grund auch ihnen einleuchte, zu vollbringen geneigt, im Voraus jedoch gestimmt sind, das väterliche Gebot als dasjenige anzusehen, das, richtig erkannt, auch mit ihrem eignen Sinn und Verlangen zusammentrifft? Ja, der Protestantismus kennt die herrlichen Lebensreize, die er verlassen hat; sehnt sich oft nach ihnen zurück; wundert sich nicht zu sehr, daß so manche seiner Glieder, die niemals aus ihrer geistigen Kindheit herauskommen werden, zu den verlassenen Spielen ihrer Kindheit zurückkehren. Aber mußte nicht ein solcher Tag der Jugend für die Christenheit kommen? Sei es, daß die verlassene Mutter dem freigewordenen Jüngling mit ängstlichem Herzen nachsieht, wie er auf der gefahrvollen Bahn oft leichtsinnig genug dahinfliegt, ihn schilt, ihn zürnend verurtheilt; können Fesseln halten, die die Natur sprengen will und sprengen muß? Wird es nicht doch zuletzt geschehen, daß der altersschwache Vater, der in seiner Unfähigkeit einem Verhältnisse, das er sich angelebt hatte, zu entsagen, seinen kraftlosen Fluch dem festwollenden Jünglinge nachsendete, immer, wie des Alters Schwäche höher steigt, ohnmächtiger nachsendete, in sein lange bereitetes Grab hinabsinkt, vorher aber noch mit dem kräftigen, würdigen Sohne, der mitunter, freilich nur im jugendlichen Uebermuthe, des Alters Achtung und andere heilige Grenzen verletzte, um väterliche Verzeihung kindlich gebeten, wahr und vollkommen sich aussöhnt? Wenn man doch den Protestantismus gelten ließe, was er gelten will und muß; wenn die bevorstehende Säcularfeier ihn in seiner wahren, wirklichen Bedeutung heller und heller, so hell, wie er eben in der letzten Zeit gar nicht geschaut worden ist, darstellte! Wäre es möglich, seine welthistorische Bedeutung zu übersehen? Und würde somit nicht auch zugleich die allgemeine Bedeutsamkeit der fraglichen Feier auf das Vollständigste gerechtfertigt sein?

Wir gehen, unsere Aphorismen über den ersten Punkt unserer Aufgabe ziemlich aphoristisch beschließend, weiter, aber nicht um jene, die wir einmal als unsere Antipoden zu betrachten gewohnt sind, ich meine die Römlinge und ultramontanischen Katholiken, in ihrer Ungerechtigkeit gegen uns anzuklagen, sondern um im Innern unserer eignen Partei uns umzusehen und zu fragen: Kennen die jetztlebenden Protestanten ihren Standpunkt? werden sie ihn bei der bevorstehenden Säcularfeier im Auge behalten? wird in dieser Beziehung die erwähnte Feier nicht viel zu helfen finden? Und da sehen wir uns zu einer Betrachtung geführt, vor der wir allerdings mit einiger Bangigkeit stehen, ungewiß, ob man unserer henotischen, in ihrem innersten Wesen friedlichen Absicht auch Gerechtigkeit werde widerfahren lassen oder nicht. Wir blicken, das können wir ehrlich bekennen, mit einem Herzen voll der innigsten, treusten Liebe auf unsere protestantischen „feindlichen" Brüder hin, trauern tief und schmerzlich, daß sie mit dem gezückten Todesschwert einander gegenüberstehen, ja, und welche Freude würde es uns, würde es selbst vor den Engeln Gottes im Himmel sein, wenn ein herzliches Friedenswort die Entzündeten besänftigen und bewegen könnte, die gezückte tödtliche Waffe niederzusenken! Wir müssen es aussprechen: unsere protestantischen Wort- und Thatverfechter haben den glücklichen Mittelpunkt verloren, in welchem die Stralen des schönen, jugendlichen Lichts, dessen sie sich rühmen, zusammengefaßt sein müssen, wenn sie die rechte Lebenserleuchtung und Erwärmung gewähren sollen; sie sind ins kräftige, muth- und thatenreiche, strebende und ringende Jugendalter des Glaubens eingetreten; aber, wie es so oft unsern Jünglingen ergeht, wenn sie ins vielbewegte Leben hinaustreten: ein Theil glaubt die gewonnene Freiheit und Selbstheit nicht besser benutzen zu können, als wenn er alle Schranken übersliegt und den letzten Rest jugendlicher Kraft in leichtsinniger Ausschweifung vergeudet; der andere strebt in die Windeln und Spiele der Kindheit wieder zurück und verwechselt kindische Schüchternheit und Willenlosigkeit mit der sinnigen Bescheidenheit, die dem Jüngling so wohl ansteht, Beide aber treten trotzig einander gegenüber mit blinkendem Stahle, wenn es nicht anders geht, den Gegner zu bekehren und die in der Einbildung nur empfangene Beleidigung zu rächen. Wir reden von dem Kampfe des Rationalismus und Mysticismus, wie denn die letztere Bezeichnung alle frühere Benennungen für den Gegenstand dermalen gänzlich verdrängt hat auf dem Grund und Boden des Protestantismus. Ja, wenn die bevorstehende Säcularfeier da helfen, da das Verständniß öffnen, die Extreme auf ihren Mittelpunkt zurückführen könnte!

Wir erlauben uns, den neuen Anlauf etwas weit zu nehmen, hoffen aber auch, dann mit einem desto festern Sprunge zum Ziele zu kommen. Daß es nicht nur ein Positives, Aeußeres, wenn ich so sagen soll, sondern auch eine Autorität im religiösen, wie in jedem andern Lebensverhältnisse gebe und geben müsse, darüber dürften gar bald Katholiken und Protestanten, Rationalisten und Mystiker einig werden können. Selbst die Theophilanthropen wurden bald inne, daß sie eines Cultus nicht entbehren konnten, und fühlten gewiß auch, daß derselbe auf einer andern Basis ruhe, als diejenige ist, auf welche etwa die heitern Spiele für das äußere Leben, die dramatische Darstellung u. s. w. sich gründen,

wiewol es nicht zu leugnen ist, daß selbst in diesen Spielen ein Ernst gesucht werden muß, der allerdings, fast in der Regel, verkannt wird. Das Positive, das Aeußere im religiösen Lebensverhältnisse ist, um es kurz auszudrücken, das reale Band zwischen Himmel und Erde, der Körper, in welchem der göttliche Geist sich offenbart und faßt. So hat sich die Kirche in allen den vielfachen Bedeutungen, die der somatische Begriff derselben haben kann, gebildet, und sie ruht hiernach allerdings auf einem Felsen, den auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden. Autorität aber, ein Band, das die zerflatternden Elemente zu einer Einheit, zu einem Ganzen verknüpft, eine herrschende Potenz, die als der Mittelpunkt erscheint, um welchen die Einzelnen sich sammeln, um so sich halten und, mit Allen in lebendige Berührung versetzt, am Leben des Ganzen ihren Antheil haben zu können, ist ein ebenso unabweisbares Bedürfniß wie in dem niedern, so in dem höchsten und allgemeinsten Lebenskreise, im religiösen. Diese Autorität in ihrer höchsten Vergeistigung ist Gott selbst, seine Offenbarung, sein lebendiges Wort, das, in der Geschichte ausgesprochen, in des Menschen Brust wiedertönt und in alle Welt ausgegangen ist. Der Mensch muß belehrt werden, und Lehre würde aufhören, Lehre zu sein, wenn sie nicht geglaubt, zunächst um der Autorität willen, von welcher sie stammt, angenommen werden sollte. Aber welches ist nun das Verhältniß der Menschen zu diesem Positiven, zu dieser Autorität? Hier eben zeigt sich Verschiedenheit, und Verschiedenheit, die wol eigentlich nur einen einfachen Grundtypus hat, aber, einmal ins Leben gerufen, in tausend und aber tausend Splitter und schillernde Krystalle zerspringt, wie menschliche Individualität immer nur ihre Verbindung mit dem Allgemeinen mehr oder weniger aus den Augen verliert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Heimgebrachtes, auf romantischen Streifereien gesammelt von Ludwig Storch. Enthält: Zwei Jahre aus dem Leben eines Schulmannes, Erzählung; Der Mordbrenner, Novelle. Stuttgart, Brodhag. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste Geschichte erzählt in treuherzig altväterischem Tone, den selbst das Weitschweifige recht wohl kleidet, von dem Elend, welches Magister Lani, nebst mehren Geistlichen und Beamten, ihrer protestantischen Religion wegen in Ungarn von katholischen Fanatikern zu Ende des 17. Jahrhunderts ausstanden, wie sie auf die Galeeren gebracht, auf das Grausamste gehöhnt und gemishandelt wurden, und nicht Alle so glücklich waren, wie der selbsterzählende Lani, den Drangsalen nicht zu erliegen und eine neue Heimath zu finden. — Der Mordbrenner ist eine Ausgeburt der Hölle, der schändliche La Brosse, der den Tyrannen Louvois bei seinen Verheerungen in der Pfalz und dem Breisgau noch übertyrannte. Die Freude an Brandstiftung war ihm angeboren und wurde durch verschmähte Liebe noch verstärkt. Wahrheit und Dichtung greifen gut ineinander, man ist versucht, den wirklichen La Brosse mit dem der Novelle zu identificiren. Auf jeden Fall wird man sich freuen, daß solche Abnormitäten, für den Psychologen merkwürdige Erscheinungen, selten sind.

2. Therese, oder Resignation aus Pflichtgefühl. Ein Roman. Leipzig, Rauck. 1830. 8. 1 Thlr.

Sehr verschieden von den vielen Resignationsromanen unserer Schriftstellerinnen! Die den Frauen so nothwendige Tugend der Resignation ist hier nicht mit schönen Farben verklärt, sie wird geübt aus Ergebniß kalter Ueberlegung, fast ohne Willensfreiheit, ohne Schwärmerei. Therese glaubt einen Vetter, Otto genannt, zu lieben, dessen Leidenschaft sie für tiefes Gefühl, sein fröhliches, oberflächliches Geplauder für überströmenden Jugendmuth, für kräftigen Geist hält; sie trennt sich von ihm und reicht einem redlichen, trockenen Aktenkrämer die Hand, um nicht dem Willen von Ottos Mutter im Wege zu stehen, ihre Pläne zu durchkreuzen. Als sie ihn wiedersieht, entkleidet von dem Zauber jugendlicher Schönheit, kann sie nicht begreifen, wie sie an den leeren, geist- und gemüthlosen Mann je ihre Neigung verschwenden gekonnt. Trauer über seine Gesunkenheit, über die zerstörte Täuschung nagt an ihrer Gesundheit, eine Badereise nach Gastein wird nothwendig, dort lernt sie einen Irländer und ihre wahre Liebe kennen, doch sie täuscht sich nicht über ihre Gefühle, entsagt seinem Umgange, seiner Nähe, und dämmert ihre Tage ohne Freude und Schmerz hin, denn Erhebung, innere Zufriedenheit, selige Ruhe gewährt ihr der Kampf und Sieg keineswegs, womit sonst die entsagenden Frauen belohnt werden. Keine Grundidee wird hier verherrlicht, das bittere Muß durch kein bengalisches Feuer anlockend gemacht, es ist die schlichte Erzählung einer Begebenheit, die täglich sich ereignen kann; der sehr gute Conversationston, die von selbst sich ergebenden Betrachtungen, die Episode von des Irländers Schwester, ein Opfer von Ottos Leichtsinn und Unbestand, verhindern, daß das Einfache nicht zum Einförmigen wird; auch ist der Roman gänzlich von dem Vorwurfe freizusprechen, die Zustände des Lebens in einem verschönernden, optisch täuschenden Spiegel zu zeigen.

3. Augustin. Ein Roman von Paul Hellmuth. 2 Theile. Leipzig, Wienbrack, 1829. 8. 2 Thlr.

Durch falsches Idealisiren und verkehrte Welt- und Menschenansicht ärgert und schadet dieses Buch so wenig wie das vorige, aber der frische Lebensmuth ist von der trüben Entsagung in jenem ein scharfer Gegensatz; dort handelt sichs um die Schicksale einer Frau, von einer Frau beschrieben, hier um die eines kräftigen Jünglings, von einem tüchtigen, gesunden männlichen Berichterstatter. Der Held kämpft sich ritterlich durch Gefahren und Prüfungen, muß die erste Geliebte aufgeben, weil der Stand sie trennt, scheidet sich von der Verlobten, weil sie seiner unwerth ist, begeht kleine Untreuen und allerlei Thorheiten, die immer mehr von ihm abfallen, sodaß er zuletzt als ein recht Klarer, an Herz und Geist Erstarkter vor uns steht, der es lernte, die Theorie mit der Praxis zu vereinen, der nicht zuviel, aber das Gute und Rechte recht will. Verleumder und Frömmler, mitunter beides in einer Person, untergraben eine Zeitlang den Boden seines Glückes, er läßt sich in kein unnützes Wortgefecht ein, setzt der Befangenheit nicht gleiche Befangenheit entgegen, aber hält standhaft bei Dem, was ihm für das Wahre gilt. Die Milde und Billigkeit, mit welcher der Verf. diesen Gegenstand behandelt, ist sehr achtungswerth; nichts Schroffes noch Uebertriebenes, und doch sieht man deutlich, wie diese Stillen im Lande, trotz der reinsten und liebevollsten Gesinnungen, sich gegen Andersdenkende verhärten, und es gar nicht ahnen, daß sie Werkzeuge der unbekannten Obern sind, und diese wieder von den Gliedern eines Ordens, der neuerdings mächtig sein Haupt erhebt, abhängen. Nur Wenige möchten wie Augustin solchen Scheingründen, als der Pater ihm vorlegt, seinen Uebertritt zu bezwecken, widerstehen, sie sind fein, einschmeichelnd, scheinbar unschuldig, und blos eine recht gesunde und scharf sondernde Sittenlehre wird die Bü.e verwerfen, wenn sie auch in die liebreizendste Gestalt sich versteckt. An Augustins Vater begreift man, wie Mancher einen Cultus als den alleinseligmachenden mit Inbrunst annimmt, der ihm die Mittel anbietet, die Sünden der Jugend abzubüßen, und der ihm den Wahn zuläßt, sich die künftige Seligkeit erkaufen zu können. Erst

später lernt Augustin diesen seinen wirklichen Vater kennen, und erfährt dadurch, daß die erste Geliebte seine Schwester ist, die dritte Braut findet sich auch, und der Schluß ist gar fröhlich, beinahe an Clauren'sche Naivetät streifend, was vorher noch etliche Mal geschieht; doch läßt das Kernige, Gesunde des Ganzen dergleichen Kokettiren mit der Frivolität nicht völlig aufkommen. Der Held oder vielmehr der Verf. benennt seine lautere und herzliche religiöse Meinung Rationalismus, was bei der Wärme und Innigkeit seines Christenthums doch wol nicht das richtige Wort dafür sein möchte. Da einmal eine Rüge gewagt wurde, mag auch das Bedauern hinzugefügt werden, daß der Verf. dem Modegeist dadurch huldigte, die Gelegenheit vom Zaune zu brechen, um Göthe eins zu versetzen.

4. Mußestunden. Erzählungen von Charlotte Wolmar. 1. Die Täuschung; 2. Das Kloster; 3. Das Kleeblatt. Leipzig, Abel. 1829. 8. 1 Thlr.

Nr. 1. Die „Proberollen", der „Schauspieldirector" und derlei Paraden, in der ein gewandter Schauspieler seine Fertigkeit im Umziehen und Sprachverändern produciren kann, einmal, der Abwechselung wegen als Roman, mit einiger Rührung vermischt. Nr. 2. Natürlich sich auflösender Spuk, in dem sich eine modernisirte Siegwartsgeschichte einschachtelt, deren Sentimentalität wirklich bewegt und zum Herzen spricht. Nr. 3 dankt dem Kriege ihre Entstehung, der, da er schon manche interessante Erzählung einführte, auch sich es herausnehmen darf, etwas Schwächliches, Seichtes einzuschmuggeln. 84.

A new and comprehensive topographical dictionary by *John Gorton*, editor of the General biographical dict., with 48 quarto maps. London. 8.

Dieses neue topographische Wörterbuch von Großbritannien und Irland ist einmal wirklich nach einem neuen und lobenswerthen Plane verfaßt, über welchen wir uns verbreiten wollen, nachdem wir Einiges über die äußere Anlage des Unternehmens gesagt haben werden. Das ganze Werk soll auf ungefähr 105 Großoctavbogen, in einem schönen und deutlichen Drucke, in 42 Monatsnummern erscheinen, welche 1 Pf. Sterling, inclusive 48 Karten, für die Subscribenten kosten; mit schön illuminirten Karten um die Hälfte mehr. Der Druck, das Papier, der vortreffliche Stich der Karte der 1. Nummer lassen bei diesem Preise nichts zu wünschen übrig, und so weit sich eine begonnene Erscheinung dieser Art seinem Innern nach untersuchen ließ, wollen wir hier für Freunde von dergleichen Werken auseinanderzusetzen suchen.

Das bekannte biographische Wörterbuch desselben Verfs., welches ebenfalls schon lange auf dem Schreibtische des Ref. liegt, ohne daß er sich überwinden konnte, solches genau zu untersuchen, weil es ihm bei dem bisherigen Durchsehen wenig Freude machte, ließ ihm auch das 1. Heft des topographischen Lexikons desselben Verfs. (der auf sein biographisches stolz zu sein scheint) mit Vorurtheil in die Hand nehmen. So viel derselbe aber im Stande war, dasselbe mit den neuern englischen Werken und auch denen von Jenny und Reigebaur zu vergleichen, so scheint es genau, vollständig und mit ungewöhnlichen Details ausgestattet zu sein. Mit vielem Fleiße sind die Kirchspiele und Pfarrdörfer aufgezählt, und bei den Städten mit großer Oekonomie und Kürze keine von Vielen gewiß gern gesehene Auskünfte weggelassen. So z. B. befindet sich bei den Pfarrdörfern allemal angegeben, außer der sehr genauen Lage, die Entfernung von der Hauptstadt (London, Edinburg oder Dublin), die Bevölkerung, der Kirchenheilige, und der jetzige jedesmalige Kirchenpatron mit Namen, ob ein Prediger oder Vicar dort lebt, und dessen Besoldung nach dem Kings book; ferner die Vieh- und Krammärkte, und außerdem der gegenwärtige und vorige Familienbesitz u. s. w. Bei den Städten geht aber die Genauigkeit und das Einzelne noch weiter. Außer der genauen Lage ist allemal nebst den statistischen und häufigen historischen Nachrichten bis weit zurück nicht nur die Entfernung von den 3 Hauptstädten, sondern auch von den wichtigsten Nachbarstädten, dann sehr genau der kirchliche Zustand, sogar die Stunden der Ankunft und Abfahrt der Postkutschen, und allemal die jetzigen und frühern Besitzer angegeben. Die dem 1. Hefte beigefügte, in Stahl gestochene Karte von Middlesex läßt nichts zu wünschen übrig, und die Käufer des Werkes erhalten für 42 Schilling Sterling etwas sehr Vollständiges über Großbritannien und Irland und zugleich einen Atlas von 48 Karten, die viel werth sind, wenn ihre Genauigkeit der Schönheit nichts nachgibt. Alle bekannten topographischen Wörterbücher können zwar mehr überladen und dadurch noch vollständiger erscheinen, dürften aber selten so zweckmäßig eingerichtet sein, und es würde z. B. in Deutschland wegen seiner einzelnen Staaten rein unmöglich sein, dergleichen Angaben zu sammeln, wie es dem englischen Verf. möglich gewesen ist. 97.

Notiz.

Cardinal Baronius.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war man zu Rom lange damit beschäftigt, den bekannten Kirchengeschichtschreiber Cardinal Baronius zu canonisiren. Ohne Zweifel strömte er den odor sanctitatis aus, oder wirkte gar Wunder. Uebrigens wäre es nicht zu verwundern, wenn der römische Hof diesen Jesuiten damals auf den Altar gestellt hätte, denn er war schamlos genug, in seiner *Kirchengeschichte*, dem Evangelium und der Vernunft zum Trotz, *eben* Das zu wiederholen, was einst ein päpstlicher Legat auf dem Reichstage zu Besançon Kaiser Friedrich I. ins Gesicht behauptete: „Von wem anders als unserm Herrn, dem Papst, hat der Kaiser das Reich?" („A quo ergo habet, si non a Domino Papa habet imperium?") Baronius erzählt ganz unbedenklich, wie Cölestin III. dem Kaiser Heinrich VI. bei seiner Krönung die Kaiserkrone mit dem Fuße wieder vom Kopfe stieß. („Papa inter pedes tenuit coronam imperialem. Statim percussit cum pede coronam imperialem, sed Cardinales eam arripuerunt, et imposuerunt eam Imperatori".) Bei dem Auftritte zwischen dem Legaten und dem Kaiser Friedrich I. war der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zugegen und entrüstete sich dergestalt über die Unverschämtheit des Legaten, daß er sein Schwert zog und nur mit Noth abgehalten werden konnte, ihn niederzustoßen. Bekanntlich ist der Grundsatz, daß der Papst Kronen geben und nehmen könne, zu dem sich Baronius bekannte, von den folgenden Päpsten nie förmlich widersprochen worden; man muß daher auch annehmen, daß er bei der römischen Curie noch angenommen sei, wenngleich die Zeit vorüber ist, ihn in Wirksamkeit zu setzen. Unterdessen gibt es immer Menschen, die nichts gelernt und vergessen haben, und zu diesen gehören wol die römischen Curialisten. Gegenwärtig, da der Jesuitenorden repristinirt ist, und zwar nach dem alten Zuschnitte und der Foderung: aut sint, ut sunt, aut non sint, darf man wol annehmen, daß die Vertheidiger des alten Systems eine bedeutende Verstärkung an Geschütz erhalten haben, das man um so mehr respectirt, seitdem weiland Pius VII. in seiner Repristinationsbulle erklärt habe, daß der liebe Heiland ohne den Beistand der Jesuiten und Mönche ohne Rettung verloren sein würde. 36.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 143. —— 23. Mai 1830.

Das dritte Säcularfest der Uebergabe der augsburgischen Confession.

(Fortsetzung aus Nr. 142.)

Die Grundformel, auf welche sich alle Erscheinungen auf diesem Gebiete zurückführen lassen, ist ohne Zweifel folgende: das Positive und die Autorität in der Religion galt entweder Alles oder Nichts, wurde entweder überschätzt oder als ganz werthlos bei Seite gelegt; nur da wurde das Verhältniß in der rechten Mitte aufgefaßt, wo das geistige Element, sowol in objectiver als subjectiver Rücksicht, nicht nur als der Kern des religiösen Lebens, sondern auch als das Eigenthum der einzelnen Gläubigen selbst betrachtet, seine Selbständigkeit, seine Bedeutung, sein eigentliches Sein weder durch die äußere Beschränkung, noch durch Selbstverflüchtigung über alle Schranke hinaus verloren hatte. Jene Formel findet ihre Begründung in dem Gesetz, an welches alle menschliche Entwickelung überhaupt geknüpft ist, die überall, von dem Aeußern beginnend, nach dem Innern tendirt und, sowie die Menschheit eben jetzt ist, vom Unvollkommenen nach dem Vollkommenern verlangen, das Körperliche zu vergeistigen streben muß, auf diesem Wege — der schmalen, geraden Linie — aber in steter Gefahr ist, zur Rechten oder zur Linken abzuweichen, ja, dieser Gefahr nur zu oft wirklich unterliegt.

Ist nun von hier aus das Verhältniß des Protestantismus zum Katholicismus, wie wir es oben bezeichneten, recht leicht zu fassen und zu begreifen, so wird es uns ebenso wenig schwer fallen, die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Protestantismus selbst in das rechte Licht zu stellen, und wir stehen somit wieder an dem Punkte, von welchem aus wir die soeben beendigte, etwas schwerfällige Digression unternommen haben — stehen hier, Gott gebe es! mit dem Schlüssel in der Hand, um die Thüre des verschlungenen Räthsels zu eröffnen. Glücklich preise ich den Protestanten, der, seinen Standpunkt erkennend, als der mündige, erwachsene Sohn im Hause des Herrn die Formen seines religiösen Lebens vergeistigt und, indem er es begreift, wie auf der frühern Stufe ihm jedes Blatt schon als Blüte gelten und dort der Geist die üppigere, vollere Form für seine Erscheinung wählen mußte, nunmehr die zartere, sinnigere, ausgebildetere Gestalt vorzieht, mit veredeltem Geschmack alles unwürdig Spielende und Tändelnde entfernt und den Geist des Wortes in höherer Freiheit über den veredelten und würdigern Symbolen schweben läßt, eingedenk jedoch, daß völlige Aufhebung der Form ebenso viel sein würde, als dem Gebäude den Grund entziehen, auf welchem es ruht. Glücklich preise ich den Jüngling am Geiste, der, gern zu den Füßen des himmlischen Lehrers sitzend, die Lehre desselben vernimmt, aber nicht mehr mit jener bewußtlosen Hingabe, die, gleichsam geblendet von der sich offenbarenden Weisheit, die Lichtstralen in sich eingehen läßt, um sie zunächst nur im Gedächtniß aufzubewahren und in allzu plastischer Phantasie festzuhalten; der prüfend und sinnend und vergleichend die Wahrheit empfängt, jene vorhergeordnete Uebereinstimmung des von Oben Geoffenbarten mit Dem, was des menschlichen Geistes innerstes Bedürfniß fodert, lebendig anerkennt und auffindet, nun herzlich sich freut, wenn es ihm gelungen ist, das Wort der Wahrheit mit hellem, klarem Bewußtsein in sich aufzunehmen, immer aber von jener schönen Bescheidenheit geleitet wird, die sich selbst nie überhebt und es wohl weiß, daß treues, redliches, ernstes Forschen und Prüfen allein das Wort des göttlichen Meisters am würdigsten auffaßt, im sichern Fortschreiten immer Neues entdeckt und findet und, wo es nur nicht abweicht von seiner Treue, Redlichkeit und Demuth, die himmlische Offenbarung, so gewiß sie dies ist, immer als den unerschöpflichen Quell der höchsten und untrüglichsten Wahrheit erblicken wird. Wären doch alle Protestanten von diesem Sinne und Geiste durchdrungen und somit eine Brüder- und Schwestergemeinde in einer Bedeutung, bei welcher die Kirche des Herrn zu einem Hause würde, in dem die erwachsenen Söhne und Töchter nicht mehr des Gängelbandes bedürfen, wol aber, selbstthätig und besonnen mitwirkend, in treuer Liebe und Eintracht unter sich und nicht aus Zwang, vielmehr von eigner Ueberzeugung geleitet, dem väterlichen Ordner und Führer gehorchend, in dem Glück des ganzen Haushaltes das eigne fördern und erhöhen! Schöner, idealischer Zustand! In ihm erblicke ich das goldene Zeitalter unserer Kirche, nach dem wir wenigstens immer aufschauen müssen, ob sein Gold, wenn

auch nicht in gediegenen Massen, doch vielleicht als Staub und in einzelnen, an die düstere Küste der Gegenwart angespülten Körnern zu uns kommen möchte! Freilich die Wirklichkeit, wie sie jetzt, wie sie besonders in der nahen Erwartung einer bedeutungsreichen Säcularfeier sich darstellt! — Ach, das schöne Band der Eintracht, das die Brüder und Schwestern einer Familie, nachdem sie unter den schweren Sorgen und Mühen der liebenden Aeltern zu dem schönen Alter selbständigen Mitwirkens für Heil und Gedeihen des gemeinschaftlichen Haushaltes herangewachsen sind, umschlingen, das ihrem Vereine jene Lieblichkeit mittheilen soll, die schon der fromme Dichter der Hebräer so rührend pries; das Band, das die kräftigen Jünglinge vereinigen sollte, um ihnen und dem Heiligthume, zu dessen Schutz und Verherrlichung sie berufen sind, jene Sicherheit und innere Stärke zu geben, die in jedem Kampfe und in jeder Gefahr die herrliche Frucht der Eintracht und Ungetrenntheit der verbundenen Kräfte ist —: es liegt zerrissen da; es geht in seinen Elementen um so mehr auseinander, je näher das schöne Fest herbeikömmt, das ein so herrliches Zeugniß von der Eintracht und Einhelligkeit der mündig gewordenen Väter dasteht, von welchen mehr als einer bereit war, „der Freiheit eine Gasse", in Liebe zu den Brüdern, mit seinem Leben zu öffnen. Wir brechen dem Feinde selbst die Lücke in unsere köstlichen Mauern und nöthigen der liebenden Mutter, der mit ihren unsichtbaren Armen alle ihre menschlichen Söhne und Töchter umschlingenden Kirche, den heißbethränten und dennoch thörichten Wunsch ab: Ach wären sie doch Alle Kinder geblieben, Kinder, die ich mit dem Worte des Ernstes zwingen, mit der Ruthe der Furcht zum Gehorsam und Frieden nöthigen konnte!

Es sind im Allgemeinen jene beiden abweichenden Richtungen, die wir schon oben andeuteten, von welchen die eine auf dieser, die andere auf der entgegengesetzten Seite die schöne in der Mitte liegende Bahn verlassen hat, und in ihnen erblicken wir jetzt den wievielsten? Theil der protestantischen Kirche befangen. Die Modification, die Entfernungen von dem geraden Weg sind höchst mannichfaltig. Die einmal in den Strudel eines sich selbst verkennenden Uebermuthes hingerissene Jugend ist bald mehr bald weniger in der einen oder in der andern Richtung abgeirrt. Wir verweilen indeß nur bei den beiden vornehmsten Ausartungen, verweilen auch bei ihnen nur mit einigen ernsten, aber redlich und treu gemeinten Beobachtungen. Jener **Rationalismus** in der protestantischen Kirche, der in blinder Ueberschätzung seiner Kraft von Gott selbst nichts lernen würde, wenn der Alleinwahrhaftige auch in seiner ganzen unfaßlichen Majestät sich ihm zum Lehrer darböte, der aber, von einer unseligen Eitelkeit verblendet, sich einbildet, selbst Alles geben zu können, Nichts empfangen und annehmen zu dürfen; jener Rationalismus, der in einem auch sonst nicht unbekannten Jugendübermuth so gern außer dem Leibe leben, ohne alle leibliche Nahrung bestehen möchte und in lächerlicher Sentimentalität den geistigsten Cultus noch nicht geistig genug findet, ja die Bedeutung desselben nur in seiner Vernichtung sucht, er bezeichnet das eine Extrem. Wer hat nicht von Jünglingsschwärmerei und Empfindelei gehört, selbst erfahren? Jener **Mysticismus** aber, der, gewiß mit dieser Benennung treffend bezeichnet, das Bibelwort in ein starres, unbeugsames Orakel verwandelt und, wie Hengstenberg jüngst in einer großen blätterreichen Schrift gethan hat, keine andere Beweisführung kennt als die: Der größte Unsinn kann vor Gott und in Gottes Munde gerade der beste Sinn und Verstand sein; also muß das Unsinnigste das Wahrste sein; jener Mysticismus, der Wort nur durch Wort, Buchstaben nur durch Buchstaben deutet und also die theuer erkaufte Freiheit und Mündigkeit wiederum für die unwürdigste Kindesunmündigkeit und Geistesbefangenheit, die an dem Jüngling als der entehrendste Hohn sich darstellt, hingibt; jener Mysticismus, der, noch unfähig, auf eignen Füßen zu stehen, der Macht der Wahrheit, in kindischer Unselbständigkeit mistrauend gegen den freiredenden, besonnen sich umschauenden, erwachsenen Bruder, sogleich den Vater aufruft, damit er mit der Ruthe züchtige, statt, theils liebend warnend, theils dem Freien das ihm unentbehrliche Element ruhig einräumend, der eignen Freiheit in würdiger Anwendung sich zu versichern; jener Mysticismus, der, auch zum Manne geworden, Das, was kindisch war, nicht ablegen kann und will, des Cultus starre Formen in all ihrer Veraltung wieder hervorruft, ein Priesterthum, wie es nur irgend die Kindheit der Welt sah, wieder von den Todten erweckt, die Form in dem Grade für heiligend ansieht, in welchem der ordnende, aufhellende, erklärende Geist aus ihr verdrängt ist, und so mitten in der frischen Blüte eines jugendlichen Lebens — das widerwärtigste Schauspiel — alle Befangenheit, Leerheit und Unvermögenheit des kindischen Alters durchscheinen läßt: er ist uns Repräsentant der zweiten verkehrten, höchst betrübenden Richtung, die der Protestantismus, die Kirche der freien erwachsenen Söhne und Töchter Gottes in so vielen ihrer Glieder genommen hat. Ich habe die Umrisse etwas scharf gezeichnet; aber treten die von ihnen eingeschlossenen Gestalten uns nicht wirklich entgegen? und von Tag zu Tag markirter und ausgebildeter? Ist nicht die merkwürdige Scheidung, die das übergläubige Berlin, als Vorfeier des protestantischen Säcularfestes, im Conflicte mit dem rationalistischen Halle, das freilich die ganze protestantische Dogmatik zu einer reinen Negation herabgebracht hat, soeben auf das vollständigste ausspricht, und in welcher der edle Neander unverkennbar als Repräsentant des besonnenen, in glücklicher Mitte wandelnden Protestantismus sich darstellt, — ist nicht die wirklich revolutionnaire Gestalt, welche der Parteikampf gegenwärtig in Kopenhagen und dessen Umgebungen angenommen hat, und die sich antipodisch in den Verfolgungen der Momiers im südlichen Europa wiederholt: ist dies und manches Andere, das die Gegenwart uns

bietet, nicht Zeugniß genug für unsere Darstellung? Ja, wir fühlen uns gedrungen, jenen überfliegenden Eiferern für die Ehre des Herrn zuzurufen: Ihr Guten, warum wollt ihr nicht bestehen in der Freiheit, damit ihr befreit seid, sondern laßt euch wiederum in das knechtische Joch fangen? Ihr überschreitet weit die heilige Linie, auf welcher ihr dem Ziele zustreben solltet, so gut wie jene, die ihr befehdet und verfolgt. Aber wollt ihr auch noch vergessen, daß die Schrift ausdrücklich von euch jenes Wort gesagt hat: Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? vergessen, daß ihr als Protestanten, als Freie und Mündige, die Rede und Lehre euch gegenseitig frei lassen müßt; daß ihr, wollt ihr euern Platz nicht unwürdig behaupten, es immer vor Augen haben sollt: wie von euch der Kampf, wenn es nun einmal Kampf sein soll, durchaus nur mit den Waffen des Geistes und vor allen des Geistes der Liebe geführt werden darf; wie ihr euch selbst gegenseitig um die schönsten Vorrechte, die die Väter mit ihrem Blute errungen haben, betrügt, wenn ihr äußere Hülfe, Verfolgung, Inquisition, Amtsentsetzung, Glaubenscommissionen u. s. w. aufruft; wie ihr ja, wenn ihr euch nicht umsonst eurer errungenen Selbständigkeit rühmen wollt, der Wahrheit so sicher vertrauen könnt, daß sie sich erhalten, daß sie aus den Prüfungen und Läuterungen, in die sie der forschende Jünglingsgeist mit einer gewissen Nothwendigkeit einführt, nur verklärt und gereinigt hervorgehen, daß sie aber nur beschimpft und herabgewürdigt werden wird, wenn sie in äußerer Macht und in materiellen Stützen ihren Halt und ihre Festigkeit suchen soll!?

(Die Fortsetzung folgt.)

Preßfreiheit oder Preßfrechheit?

Unter dem Titel: „État de la presse périodique dans les provinces méridionales des Pays-Bas" (Brüssel, 1. März 1830, 31 S., 8.), und „État de la presse périodique dans les Pays-Bas (Brüssel, 13. März 1830, 22 S., 8.) sind uns ganz besondere Abdrücke von Nr. 60 und 72 des „National", einer in Brüssel erscheinenden ministeriellen Zeitung, zugekommen. Es enthalten dieselben eine Zusammenstellung der wüthendsten Invectiven, welche sich mehre Blätter der liberalen Partei und der so höchst auffallend zusammengesetzten katholisch-jesuitischen Opposition gegen die Minister, die Protestanten, die Regierung und sogar gegen den König selbst erlaubt haben. Diese Blätter sind besonders der „Courrier de la Meuse", ein in Lüttich erscheinendes Blatt, welches die ganze katholisch-jesuitische Partei dirigirt, der „Catholique", der, in Gent erscheinend, von Bartels, einem zum katholischen Glauben übergetretenen Protestanten, redigirt wird und sich durch große Heftigkeit auszeichnet, der „Courrier des Pays-Bas", der zu Brüssel erscheint und das heftigste Blatt ist, „Le Belge", in dieser Eigenschaft jenem nicht nachstehend, und das „Journal de Louvain", von allen das wüthendste Blatt, das im style des cabarets für die niedrigste Classe geschrieben ist, an den père Duchesne von 1793 erinnert und in seiner Frechheit sich nicht scheut, den König selbst auf eine empörende Weise anzugreifen. Eine ausführlichere Statistik dieser und anderer politischen Blätter in den Niederlanden gab die „Allgemeine preuß. Staatszeitung" v. d. J., Nr. 109.

Wir wollen jetzt einige der stärksten Stellen aus diesen beiden Broschüren hier mittheilen, da dieselben wol schwerlich Vielen der norddeutschen Leser d. Bl. mögen zu Gesicht gekommen sein. Und doch sind diese Aeußerungen, wie es uns scheint, ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der Presse in den Jahren 1829 und 1830 und dürften manchen Schritt der Regierungen gegen eine solche Preßfreiheit rechtfertigen.

In Beziehung auf die Verhältnisse zwischen Protestanten und Katholiken heißt es in Nr. 1, S. 9: „La préférence accordée aux protestans hollandais est un grief manifeste et pour ainsi dire palpable. Il est impossible de tromper le peuple là-dessus ... Malheureusement on ne voit pas jusqu'à présent que le gouvernement soit fort disposé à *nous rendre justice* sur ce article-là" („Courrier de la Meuse", 20. Septembre, col 4). S. 15: „La liberté des cultes est enfreinte par l'envahissement général des emplois par les *acatholiques*" („Catholique", 2 Juillet, col. 3). S. 27: „Le roi peut préférer les Hollandais aux Belges, les protestans aux catholiques; quelque *monstrueuse* que soit la *partialité*, que le gouvernement a montrée jusqu'ici dans la distribution des dignités et des honneurs, nous ne lui contesterons pas le droit que la loi fondamentale lui reconnait. *Il en a abusé, il peut en abuser encore*" („C. de la Meuse", 11 Octobre, col. 4). S. 21: „La prévention, que Sa Majesté nourrit contre la moitié de son peuple" („Cathol.", 1 Octobre, col. 6).

Unter den Ministern trifft nun der vorzüglichste Haß jener Blätter die Herren van Maanen und van Gobbelschroy, von denen der erste ein Holländer ist und großen Einfluß beim Könige der Niederlande hat. Nr. 1, S. 12: „O Felix Cornelis (M. van Maanen)! o fine fleur des despotes! je t'ai déjà dit ce que tu es, je ne me dédis pas: tu es un mechant *fou* que, pour le repos du genre humain, il faudrait garrotter pour toujours et *fouetter* quelque fois" („Journal de Louvain", 25 Decembre, col. 4). S. 13: „Les reticences *escobardes* et les mensonges formels que M. van Gobbelschroy met en oeuvre" („Cathol.", 28 Mai, col. 4). Nr. 2, S. 15: „Que fait l'homme de Lisbonne (Don Miguel) du van Maanen sur une plus grande échelle, moins l'hypocrisie" („C. de Pays-Bas", 12 Fevrier, col. 1). Ibid: „Je ne puis m'expliquer le délire de ceux, qui sont les partisans de M. van Maanen, qu'en me rappelant que les sentimens de vénération des *compagnons de Cartouche* pour leur chef allaient quelque fois jusqu'au culte („Courr. de la Sambre", 25 Janvier, col. 6).

Es ist in der That höchst widrig, die niedrigen Ausfälle gegen den König Wilhelm, unter dem sich die Niederlande eines so großen Wohlstandes erfreuen und dessen Persönlichkeit man eine allgemeine Achtung zollt, hier abzuschreiben. Doch als ein Zeichen der Zeit mögen einige hier stehen. Nr. 1, S. 31: „*Il ne faut qu'une minute pour adapter une corde de chanvre à un cou royal, ou pour attacher un Capet sur la planche de la guillotine.* Un auguste personnage croit sa volonté grande et forte parce qu'elle est opiniâtre. Jadis il comptait sur la lâcheté de la nation. Mais la nation a repris courage. Ou lui a fait beaucoup de mal: *Elle s'en vengera*" („Journal de Louvain", 15 Novembre, col. 4). S. 27: „Depuis 15 ans nous sommes gouvernés à merci et miséricorde" („C. de Pays-Bas", 11 Novembre, col. 8). Nr. 2, S. 21: „Le ministère, ou si l'on vent, *le monarque qui nous gouverne, a un système à lui, ce système a rien de neuf. C'est le despotisme dans sa nudité orientale.* Mais nos gouvernans ont-ils bien songé qu'il n'y a qu'en Turquie, en Chine et peut-être en Espagne et le Portugal, que les procédés d'une certaine façon ne suscitent pas *une vengeance terrible* contre leur auteurs" („Journ. de Louvain", 22 Janv.

nen, in dem Novemberhefte der „Blätter für literarische Unterhaltung" vom vorigen Jahre (Nr. 264—269). Ist es denn aber wirklich so schwer, in dieser Angelegenheit auf etwas Gewisses und Entscheidendes zurückzukommen? Hängt nicht auch hier die Hauptsache von Redlichkeit und Ernst des Wollens, von der Geneigtheit ab, die Wahrheit zu sehen, sie gelten zu lassen? Auch da wollen unsere Leser einige hingeworfene Aphorismen vertragen!

Freiheit ist nicht Willkür, soll nicht Willkür sein. Aber sie hört auch auf, Freiheit zu sein, wenn sie das Rechte und Wahre vollbringt, ohne selbst zum Bewußtsein und zur Anerkennung desselben als des Rechten und des Wahren gekommen zu sein. Jenes, das Rechte und Wahre muß geschehen; dafür wird schon der große Erzieher des Menschengeschlechts zu sorgen wissen. Aber in dem Wie? in der Art und Weise, nach welcher es zur Wirklichkeit kommt, beobachtet der verborgene Ordner genau die verschiedenen Stufen, von denen nicht ungestraft abgewichen wird. Wo der Mensch noch zu unmündig ist, um das Rechte und Wahre als solches bei sich zum Bewußtsein zu bringen, da ist es billig und recht, daß der höhere Verstand die Vormundschaft für ihn übernimmt, und schon der Apostel sagt: „So lange der Erbe ein Kind ist, so ist unter ihm und einem Knechte kein Unterschied, ob er wol ein Herr ist aller Güter" (Gal. 4, 1). Des Kindes Element ist darum der Gehorsam, in der Regel ein unbedingter, willenloser. Wo der Mensch aber Selbständigkeit und Mündigkeit erlangt hat, da soll er selbst seinen Willen mit dem göttlichen einigen, und er wird ihn damit einigen und aus eigner Wahl das Rechte und Wahre ergreifen, so lange er nur sich selbst getreu bleibt, denn die Harmonie zwischen dem allgemeinen und besondern Willen ist in dem recht naturgemäßen Gange eine durchgängig vorherbestimmte. Unterläßt nun der Mündige diese Einigung, und entzieht er sich somit dem göttlichen Gesetz, so dient er der Willkür und hat sich allerdings nicht zu beschweren, wenn ihn die nothwendige Folge gemisbrauchter Freiheit, die Strafe von oben, trifft; nur bleibt es jedenfalls Ueberschreiten der Befugniß, wenn die ebenbürtigen Brüder einen solchen mit andern Mitteln als offener und sanftmüthiger Belehrung, etwa mit äußerm Zwang, zur Sittlichkeit nöthigen wollen — ein Ueberschreiten, das in sich selbst nichtig dasteht. Diese einfachen Grundsätze auf Glaubensnormen und Bekenntnißschriften angewendet, sollten sie nicht Andeutungen genug enthalten, um das richtige Verhältniß der im Protestantismus gewonnenen Mündigkeit zu der scheinbaren Beschränkung der Freiheit durch Glaubensregeln in das rechte Licht zu stellen? Nicht zufällige Form, nicht der Buchstabe, der das Gepräge der Zeit trägt, in welcher er gegeben worden ist, macht die Bekenntnißschrift aus. In den umhüllenden Schalen und Blättern liegt aber so gewiß der Kern und Geist Dessen, was bekannt werden soll, als dieser selbst nur aufgegeben werden kann und wird, wenn die Bekennenden das Band zerreißen, das sie umschlingt, und sich als Ganzes eigentlich auflösen. Wie frei und selbständig nun auch das Bekenntniß sein soll, das der Protestant von sich selbst zu fodern hat und für sich fodern darf; es wird keine Sorge sein, daß dasselbe etwa mit den öffentlichen Glaubensnormen, ihrem Geiste und Wesen nach, nicht übereinstimme. Wol aber wird der rechte Protestant gar bald, wenn er nur nicht der Willkür sich in die Arme wirft, sondern das Ernste mit Ernst sucht, an seinen Symbolen darum festhalten, weil sie mit dem Lichte, das er als das allein zum Leben leuchtende erkannt hat, übereinstimmen. So fest und sicher ist ja der Gang der Wahrheit! und die schärfste Prüfung, wenn sie nur ehrlich und redlich angestellt wird, kann nur zu ihrer größern Verklärung dienen. O daß nur alle Glieder des protestantischen Bekenntnisses unter einander in unermüdlicher Liebe und Freundlichkeit über Das, worin ihre innere Uebereinstimmung nicht auch sofort zur äußern werden will, zu verständigen sich angelegen sein ließen; daß sie, die Erwachsenen und Freien, nichts sorgfältiger vermeiden möchten als jenen leider nur zu gewöhnlichen Jünglingstrotz, der, immer nur von eigner Freiheit redend, doch so gern zu Bann und Ausschließung und Gewalt in Beziehung auf Andere seine Zuflucht nimmt, sich so mit sich selbst in den wunderlichsten Widerspruch setzend; daß sie es fühlten, nicht die innere Nothwendigkeit, in welcher der Protestant sich seinen Bekenntnißschriften verpflichtet fühlt, ist Beschränkung seiner Freiheit, sondern diese ist allein dann gefährdet, wenn Streit, Zank, äußere Verfolgung, Haß und Bitterkeit in den Bruderkreis der freien Söhne Gottes den Weg zu finden gewußt hat! Mögen eine Zeitlang die Ansichten noch so weit divergiren; mögen selbst auf den Lehrstühlen die Worte, mit welchen der eine und selbe Geist des Bekenntnisses verkündigt werden soll, mitunter so verwirrt und abweichend klingen als es in irgend einem Babel der Sprachverworrenheit nur der Fall sein konnte: wollet nur nicht mit dem Schwerte drein schlagen; nicht mit Ungestüm und Haß entscheiden; lasset die Liebe walten, die nicht müde wird, zu deuten, anzunähern, zu verständlichen; aus dem Widerstreit wird im Reiche der Freiheit endlich doch Einigung, aus der Disharmonie Harmonie entstehen, so gewiß der Geist Wahrheit und Leben ist. Ach, sollen wir nicht wünschen, daß das Jubelfest des protestantischen Bekenntnisses gerade dafür recht fruchtbar, recht gesegnet sein möchte? Drohen nicht gerade von dieser Seite gar schwarze Gewitterwolken am protestantischen Himmel? und schwere ängstliche Nebel liegen im Thale, und es wäre gar erfreulich, wenn der Freudenjubel des schönen Festes stark genug wäre, jene zu zertheilen und diese in heitern Sonnenschein zu verwandeln.

Wir haben es versucht, unsere Ansichten über die bevorstehende Feier mit genauer Berücksichtigung des Standpunktes, den d. Blätter für literarische Unterhaltung uns anweisen, zu geben, und wenn wir unsere Freunde vielleicht damit etwas ermüdet haben, so glauben wir doch wenigstens dadurch in den Besitz des auch für sie

tröstlichen Rechts gekommen zu sein, über die Schriftencolonne, die wir noch dem geehrten Publicum vorführen müssen, und die einen kleinen Theil des jubelnden Chors oder Corps ausmacht, das die Buchdruckerpresse zur Festconscription gestellt hat, nunmehr eine recht kurze Revue halten zu können. Die Grundsätze liegen vor, nach welchen wir urtheilen zu müssen glauben, und so bedarf es nur einer kurzen Hinweisung auf dieselben, um unsere Ansicht im Einzelnen zu rechtfertigen. Wir finden es in der Ordnung, zuerst die Vorhut, Schriften, die es zunächst mit dem Reichstag zu Speier, dem Vorläufer des augsburger, zu thun haben, vorzuführen. An sie mögen sich die kleinern Schriften anschließen, die, gleichsam tiraillirend, dem Hauptcorps zunächst vorangehen, und zur Schlußfolge dies letztere selbst, wenigstens durch die Stärke seiner Mannschaft — der Blätterzahl — ausgezeichnet.

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Correspondenznachrichten.

Halle, im Mai 1830.

Noch immer, verehrter F., dauern die theologischen Streitigkeiten hier fort, zu welchen bekanntlich die „Evangelische Kirchenzeitung" das Signal gegeben hat. Aber nicht blos hier und in der Residenz, sondern allenthalben, wo man sich für Wahrheit und Recht interessirt, müssen diese Streitigkeiten, deren Entscheidung oder Beurtheilung höchsten Ortes man mit gespannter Erwartung entgegensieht, hochwichtig erscheinen. Inzwischen fehlt es nicht an Debatten, Spannungen, Persönlichkeiten und Klatschereien, welche Iliacos intra muros et extra stattfinden. Es versteht sich von selbst, daß die Partei, deren Haupttendenz eben in der Parteienbildung besteht, und die sich als die angreifende und verfolgende constituirt hat, nicht auf Wohlwollen und günstige Beurtheilung zu rechnen hat. Dies zeigte sich hier namentlich bei dem im Wochenbette erfolgten Tode einer jungen liebenswürdigen Frau, welcher zu den abenteuerlichsten Gerüchten und endlich sogar zu ernsten Untersuchungen Veranlassung gab. So viel scheint ausgemacht, daß wenigstens in der psychischen Behandlung der jungen Wöchnerin unbegreifliche Misgriffe vorgefallen sind, da Aufregungen der Phantasie und des Gefühls durch Gesang, Gebet, Zuspruch von Geschenke Darbringenden, Katechisation u. dgl., und zwar dies Alles gleich nach der Entbindung, schwerlich geeignet sein möchten, das bedeutende und Gefahr drohende körperliche Leiden einer reizbaren Frau zu beseitigen. Auch kann es wol unbefangenen Beobachtern, die außer dem Kreise der Streitenden stehen und mit ruhigem Blicke die Entwickelung des Rationalismus wie des Pietismus in der Zeit verfolgen, nicht verargt werden, wenn sie einigen Verdacht schöpfen gegen das Treiben einer Congregation, deren Gottseligkeit vor einem reinen und geübten Blicke sehr oft einen Anstrich von Schminke nicht verleugnen kann und häufig jene Liebe und Milde vermissen läßt, ohne welche das Christenthum, welches „der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geiste" (Ep. Pet. 1, Cap. 3. V. 4) bekennt, aufhört eben Das zu sein, was es sein soll. Man kann sich dieses Verdachtes um so weniger erwehren, wenn man gerade die Koryphäen der frommen Gemeinde von denselben Uebeln angesteckt findet, gegen welche sie predigen; wenn man sie, gleich andern schwachen Adamssöhnen, in Eitelkeit, Dünkel, ungemein lebhafter Verfolgung irdischer Zwecke begriffen und zur Mehrung ihres Reiches auch weltliche Mittel nicht verschmähen sieht. Nichts hat indessen diesen Erwählten einen empfindlichern Schlag beigebracht als die in der „Evangelischen Kirchenzeitung" zuerst abgegebene, dann in einem besondern Schriftchen noch weiter ausgeführte Erklärung des Prof. Dr. Neander, durch welche dieser wahrhaft ehrwürdige Mann, dessen echt christliche Gesinnung mit Verketzerungen und Denunciationen freilich nichts zu schaffen hat, sich von aller Theilnahme an dem Treiben der „Evangelischen (!) Kirchenzeitung" lossagt. In ähnlichem Sinne hat sich in einem „Theologischen Bedenken" unser Prof. Ullmann ebenso würdig als eindringlich ausgesprochen, und ein Ungenannter in dem „Amtlichen Gutachten eines offenbarungsgläubigen Gottesgelehrten" manches beherzigungswerthe Wort gesagt, worauf dieselbe Angelegenheit, mehr oder minder leidenschaftlich und einseitig, in vielen öffentlichen Blättern und kleinen Schriften verhandelt worden ist. Unter diesen ist jedoch keine beifallswürdiger als die des Generalsuperintendenten Dr. Bretschneider zu Gotha, welcher die Frage: Sollen Regierungen wider den Rationalismus einschreiten? so gründlich und umsichtig erörtert hat, daß ferner kein Zweifel obwalten zu können scheint. Seitdem sind viele Stimmen, auch von Unberufenen, laut geworden, und gewiß werden wir noch viele zu vernehmen haben, da dieser Streit ein zu allgemeines, für Wissenschaft und Leben gleich wichtiges Interesse besitzt.

Ein Ereigniß ganz heterogener, ja fast romantischer Natur hat neuerlichst unsere Phantasie angenehmer beschäftigt. Sie werden nicht minder erstaunt sein als wir, wenn Sie hören, daß die Königin von Spanien einen hallischen Candidaten der Theologie zu ihrem Hofgärtner berufen hat! Und doch ist es so. Die Geschichte ist kurz diese: Von Göttingen aus, wo unser junger Hallenser sich der botanischen Gärtnerei widmete, wurde er im Jahr 1817 dem sicilischen Fürsten Buttera empfohlen, welcher, bekanntlich aus Hanover gebürtig, von dort für seine großen Villen bei Palermo einen geschickten Gartendirector gewünscht hatte. Unser Freund, bereits in Göttingen verlobt, nahm das vortheilhafte Anerbieten an, schuf auf den Besitzungen des Fürsten in Olivuzza Anlagen, die seinem Geschmack und seiner Einsicht hohes Lob erwarben, und hatte häufig Gelegenheit, dasselbe aus dem Munde des Herzogs von Calabrien (jetzigen Königs) und der Familie desselben, welche oft von ihrer benachbarten Residenz in Bocca di Falco nach Olivuzza kamen, zu vernehmen. Namentlich schien von den königlichen Kindern Donna Christina, die jetzige Königin von Spanien, sich besonders für Botanik und Gärtnerei zu interessiren und an den Belehrungen des geschickten Deutschen zu erfreuen. Dieser verließ nach 3jährigem Aufenthalte Sicilien, wo ihn selbst glänzende Anträge nicht zurückzuhalten vermochten. Die Sehnsucht nach seiner Verlobten und dem Vaterlande führte ihn nach mancher Irrfahrt auf dem mittelländischen Meere, nach einigem Verweilen in Gibraltar und einem längern Aufenthalte in London nach Göttingen zurück, wo er ein glückliches Ehebündniß schloß, welches jedoch schon nach einem Jahre der Tod der Frau und ihres Kindes im Wochenbette trennte. Tieferschüttert, gab er nun seine bisherigen Beschäftigungen auf, legte sich dann in Berlin auf das Studium der übrigen Naturwissenschaften und alten Sprachen und begab sich endlich nach seiner Vaterstadt Halle, hier sich der Theologie zu weihen. Nach 4jährigen rastlosen Anstrengungen sieht er sich nun eben am Ziele, d. h. nach allen ehrenvoll überstandenen Prüfungen in der nahen Gewißheit eines einträglichen Predigeramtes, als ihn vor wenigen Tagen ein Schreiben aus Madrid in den Dienst der Königin von Spanien beruft. Diese Fürstin, die, wie uns die Zeitungen berichtet haben, von ihrem Gemahl die Casa do Campo mit großen verödeten Gärten zum Geschenk erhalten, wünscht diese durch hesperische Reize neu zu beleben, gedenkt des deutschen Gärtners in Olivuzza, der da so anmuthige Schöpfungen hervorgerufen; aber wo ist er, und wer kann sagen wo er weilt? Das kann Dr. Gussone, Gartendirector des Königs von Neapel, der

seinem Herrn nach Madrid gefolgt ist. Dieser schreibt sofort im Namen der jungen Königin seinem alten Freunde, ladet ihn dringend ein, stellt ihm die annehmlichsten, von der Königin selbst entworfenen Bedingungen — aber schwerlich werden diese unsern Candidaten bewegen, seinem heiligen Berufe zu entsagen und an den Ufern des Manzanares ein Glück zu suchen, das ihm, vielleicht weniger romantisch, aber gesicherter im Vaterlande blüht.

Abermals steht uns der Genuß eines Musikfestes bevor, welches am 3., 4. und 5. Juni hier stattfinden soll. Diesmal ist es nicht der durch Herrn Naue repräsentirte thüringisch-sächsische, sondern der Verein der Elbstädte, welcher Halle zu seinen Musikaufführungen erwählt hat. Die Vorbereitungen werden seit längerer Zeit schon mit Eifer und Einsicht betrieben, und die Männer, welche gegenwärtig an der Spitze des Unternehmens stehen, bedürfen der Erfahrung des vorjährigen Festes nicht, um die lächerlichen Fehler und Misgriffe zu vermeiden, durch welche die moralische Person des thüringisch-sächsischen Vereins fast berüchtigt worden ist. Wir werden das „Alexandersfest" von Händel, ein neues Oratorium, „David", von Bernhard Klein, einen Psalm von Reissiger, eine neue Symphonie von Schneider aus Dessau, alle diese Werke von den Meistern selbst geleitet, zu hören bekommen. Die Mitwirkung nicht blos aller einheimischen Dilettanten, sondern auch sehr namhafter Künstler und Künstlerinnen von nah und fern läßt etwas Ausgezeichnetes erwarten. Kommen Sie selbst, sich zu überzeugen, daß ich kein falscher Prophet war. 116.

Reise in Columbien in den Jahren 1825 und 1826, von Karl August Gosselmann. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. G. F. Freese. Erster Theil. Stralsund, Löffler. 1829. 8. 1 Thlr.

Eine gewisse Eitelkeit auf ihre Nation, und ein Streben, witzig zu erscheinen, was man den Schweden oft nachsagt, findet sich auch in dieser kleinen, gut geschriebenen, aber übrigens ganz ordinairen Reise nach Colombia, wie wir deren schon so manche haben. Da der 2. Theil noch fehlt (was auf dem Titel nicht angeführt ist), so können wir über Zweck und Umfang noch nicht urtheilen; wahrscheinlich war sie zur Anknüpfung von Handelsverbindungen angeordnet. Eine glückliche Hinfahrt, die dem hohen Nordländer um so reizender sein mußte, bringt sie glücklich bei Cartagena vor Anker, und von da geht es weiter im Lande umher. Bogota schließt diesen Band. Im Ganzen sind es die unmittelbaren Eindrücke, die der Verf. schildert, die Sitten und Gebräuche, wobei denn auch hier der Schwede eine Menge Dinge sonderbar findet, weil sie nicht zu seiner eingebildeten Ansicht passen. Freilich muß man sich das kalte, abgeschlossene Schweden mit seiner nordischen Eleganz zu jenem halbwilden Tropenlande im rechten Gegensatz denken. Wenn sich ein solcher Bewohner des Nordens nun, nachdem ihn eine glühende Sonne des Tages über trocken gebrannt, Abends in seine Hangematte legen und erschöpft ausruhen will, so ist freilich das Erste ein Heer wüthender Mosquitos, was den Müden peinigt bis zum Wiederaufgang der Sonne. Aber dieses ist es nicht allein; am Dache des Gebäudes haben sich den Tag über Massen scheuslicher Fledermäuse verborgen, die nun des Nachts über ihm, dem Schlafenden, flattern, sodaß ihre Schwingen oft sein Gesicht und seine Hände berühren. Hat er auch auf möglichste Weise sich dagegen zu verwahren gesucht, so rückt ein anderes Heer solcher Thiere an, deren häufig auf das Gesicht herabfallende Excremente abermals die Ruhe stören. Man schlägt, stößt, klatscht, um sich zu wehren, und nun muß man noch gar auf seiner Hut sein, die Füße nicht zu entblößen, damit diese Vampyre nicht noch schlimmeres Uebel anrichten.

Auch am Tage sind der Beschwerden nicht minder; sie sind dieselben, die wir aus allen Reisen in heiße Länder kennen. Die Freuden dagegen scheinen dem Verf. nicht vollen Ersatz geboten zu haben, da er kein Naturforscher oder vielmehr Liebhaber der Natur ist. Zwar ergötzen ihn die Schlangen, Eidechsen, Krokodile, Vögel; das ist aber zu wenig. In den Gesellschaften findet er Luxus und prächtige Kleider, auch schöne Militairpersonen, wie die Generale Soublette und Montilla; aber die Damen sind ihm durchgehends nicht schön genug, ihre schwarzen Augen entschädigen ihn nicht für ihre schwarzen Zähne und Cigarren im Munde, und ihre kreischende Stimme, hier und da wol mit einigen Flüchen untermischt, läßt Illusionen nicht aufkommen. Genug, dem Herrn Lieutenant fehlt eigentlich Phantasie, und so sind denn auch seine Beschreibungen wol wahr und verständig, aber nüchtern, voll gesuchten Witzes, und, ohne gerade unbefriedigt das Buch aus der Hand zu legen, wird es doch den Leser auf keinen neuen Standpunkt erheben. 46.

Notizen.

Schriften für die Jugend sind in England ein so wichtiger Gegenstand, daß es eine bedeutende Buchhandlung gibt, welche sich fast ausschließlich diesem Artikel widmet. Hrn. John Harris' Original juvenile library liefert unter Hunderten anderer Jugendschriften folgende der Aufmerksamkeit würdige: Handelsscenen zu Wasser und Lande, oder „Woher kommt dieses?" von J. Taylor, mit 54 Kupf.; Winterabende, eine Schilderung der Sitten, Einrichtungen u. s. w. Alt- und Neugriechenlands, von Cole; wahre Geschichten 1. aus der alten Zeit, 2. dem Mittelalter, 3. der neuen Zeit, 4. der englischen und 5. der schottischen Geschichte (jedes Bändchen mit vielen Kupfern, mit chronologischen Uebersichten, und 4 oder 5 Mal bereits aufgelegt); Scenen aus 1. Europa und Asien, 2. Afrika und Amerika, 3. England, 4. dem Pol, von J. Taylor, mit Kupfern und Karten; mehre für die Jugend bearbeitete Reisen: z. B. 1. Die Abenteuer Don Ulloa's auf der Reise nach Calicut, mit 24 K.; 2. Onkel Richard's Reisen zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt, mit 24 K.; 3. Heinrich Delamere's Reise nach Indien, von Mrs. Hofland, mit 12 K.; 4. Der Reisende um die Welt, mit vielen Kupfern; 5. Alfred Campbell, der junge Pilger durch Aegypten nach Palästina, von Mrs. Hofland, mit 24 K.; 6. Dessen Reise durch Aegypten, Nubien, Kleinasien, Arabien, von derselben, mit 12 K.; 7. Früchte des Unternehmungsgeistes, dargestellt in Belzoni's Reise nach Aegypten und Nubien, mit 24 K.; 8. Abenteuer Congo's, der seinen Herrn aufsucht, mit 24 K.; 9. Geschichte Wilhelm Tell's und Andreas Hofer's, mit 24 K.; 10. Adelaide, oder die St.-Bartholomäusnacht, mit 24 K. Jedes dieser lehrreichen und unterhaltenden Werkchen hat bereits mehre Male aufgelegt werden müssen. Bei Jugendschriften besonders gilt: Felix, qui miscuit utile dulci!

Von jungen englischen Frauenzimmern wird, wie ein eben jetzt in London erschienenes Buch für junge Frauenzimmer anzeigt, ziemlich viel verlangt. Mit 700 Kupfern ausgestattet, verbreitet sich dieses Buch über folgende Gegenstände: Moral, Botanik, Mineralogie, Konchyologie, Entomologie, Ornithologie, Toilette, Sticken, Schreiben, Malen, Musik, Tanz, Schießen, Reiten, Putz. 6.

Eine englische Zeitschrift erwähnt des Taschenbuchs „Penelope" für 1830 und setzt hinzu: „It is edited by Theodore Hall — a very startling name for english ears". 106.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 145. — 25. Mai 1830.

Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—26. Von Otto v. Kotzebue. 2 Bände. Mit 2 Kupf. und 3 Karten. Weimar, Hoffmann. 1830. Gr. 8.

Im März des Jahres 1823 ward der kaiserlich russische Flottecapitain und Ritter, Otto v. Kotzebue, zum Befehlshaber des Schiffs Predpriatie (die Unternehmung), welches früher zu einer reinwissenschaftlichen Reise bestimmt war, später aber einen andern Zweck erhielt, ernannt. Das Schiff hatte die Größe einer Fregatte von mittlerm Range und war mit 24 6pfündigen Kanonen versehen. Die Besatzung bestand aus den Lieutenants Kordinkoff, Korsakoff, Borboschewitsch und Pfeifer, den Midshipmännern Gekimoff, Alexander v. Moller, Golowin, Graf Heiden, Tschekin, Murawieff, Wukotitsch und Paul v. Moller, 3 Steuerleuten, 8 Unteroffizieren und 115 Matrosen. Außerdem gehörten zur Equipage der Geistliche Victor, der Arzt v. Siegwald, der Professor Eschscholtz als Naturforscher, Herr Preus als Astronom, Herr Lenz als Physiker und Herr Hofmann als Mineralog, sodaß diese zusammen 145 Personen ausmachten. Mit astronomischen, physikalischen und andern wissenschaftlichen Instrumenten war man reichlich versehen. Das Schiff kam im Juni nach Kronstadt und stand den 14. Juli alten Styls (nach welchem bei der Reise immer gerechnet worden ist) völlig ausgerüstet und segelfertig im dortigen Hafen.

Die Beschreibung dieser Reise um die Welt ist in vielfacher Hinsicht, sowol für den Geographen und Naturforscher, als auch insbesondere, wie wir zeigen werden, für den Weltbürger sehr interessant, berichtigt Manches, worüber bisher noch Zweifel herrschten, und stellt hochgerühmte Anstalten und ihre Zwecke in das gehörige Licht.

Am 28. Juli wurden die Anker gelichtet, mit 7 Schüssen von der Festung Kronstadt Abschied genommen und in Kurzem war diese den Seefahrern aus den Augen entschwunden. Am 25. August wurde glücklich auf der Rhede von Portsmouth angelangt. Am 22. September passirte man die Parallele von Lissabon, von wo aus der Weg nach der Insel Teneriffa eingeschlagen wurde. Auf dieser Fahrt fand, durch Unvorsichtigkeit, ein Matrose seinen Tod in den Wellen. Durch ein Misverständniß wurden die Reisenden gehindert auf Teneriffa zu landen, und manche Bereicherung der Naturkunde ging dadurch gewiß verloren. Am 1. Oktober wurden die Inseln des grünen Vorgebirges dublirt und unter dem 5.° nördlicher Breite, mittels der neu erfundenen Parrot'schen Maschine, aus einer Tiefe von 500 Faden Wasser aus dem Meeresgrunde heraufgeholt. Die Temperatur desselben war nur 5° Réaumur, während die Temperatur des Wassers an der Oberfläche 25° betrug. Am 21. Oktober wurde unterm 25.° der Länge von Greenwich der Aequator passirt und hierbei die gewöhnliche oft sehr unanständige Ceremonie des Hänselns mit Allen vorgenommen, die zum ersten Male die Linie passirten. Am Morgen des 1. Novembers, demnach im Frühlinge, erblickte man Cap Frio und an demselben Abend unterschied man die durch einen zuckerhutförmigen Berg kenntliche Einfahrt der Bucht von Rio-Janeiro.

Hr. v. Kotzebue stimmt in Hinsicht der Natur-Brasiliens in das Urtheil aller Reisenden, die dieses köstliche Land besuchten, ein, indem er sagt: „Die wunderherrliche Natur ist von Vielen geschildert worden; doch hat wol noch kein Ausdruck den Zauber ihrer Schönheit, Pracht und Anmuth erreicht" u. s. w.; doch fährt der Reisende fort, „ein empörender Contrast mit dem Entzücken den der herrlichen Natur Brasiliens war uns der Anblick zweier Sklavenschiffe, die erst am heutigen Tage aus Afrika angekommen und hier, gleich uns, vor Anker lagen". Also der Menschenhandel, dieser Schandfleck civilisirter Staaten, findet in den constitutionnellen Brasilien noch Eingang? „Gegen 20,000 Neger sollen jährlich nach Brasilien gebracht werden und der Durchschnittspreis ist für ein Frauenzimmer 300 und für einen Mann 600 Piaster". Uebrigens mag es mit der Volksfreiheit in Brasilien noch manches Abweichende geben; „dies beweist die tumultuarische Verhaftung dreier Minister, das eigenmächtige Auseinanderjagen der Deputirten, die, aus allen Provinzen ausdrücklich zusammenberufen, eine constituirte Versammlung bildeten und die Aeußerung des Kaisers: er verlange unbedingte Befolgung seiner Befehle, wenn er auch nur, wie Karl XII. einst gewollt, seinen Stiefel in die Versammlung der Deputirten schicke". Die brasilische Flotte fand Hr. v. Kotzebue damals unter dem Befehle des bekannten Lords Cochrane, von dem S. 24 u. 25 eine kurze aber kräftige Schilderung folgt. Am 19. November traf die Feier des Krönungstages und der Stiftung des Ordens vom südlichen Kreuze in Rio-Janeiro, von welchem eine sehr ansprechende Schilderung, von S. 28 an, zu finden ist.

Am 28. November wurde, bei schönem Wetter und günstigem Winde, die Fahrt nach Süden fortgesetzt und am 15. Dezember befand man sich unter dem 47.° der Breite. Zwischen den Falklandsinseln und der Küste Patagoniens begegnete den Seefahrern eine unendliche Menge grauer Sturmvögel, die Nähe des Landes verkündigend. Am 23. Dezember erblickte man in einer Entfernung von 50 Meilen die hohen mit Schnee bedeckten eckigen Bergspitzen des schauerlichen Staatenlands. Nur Seethiere mit ihrem kalten Blute umschwimmen diese öden Küsten; auch Seevögel umfliegen sie. Sonst regt sich hier kein Leben. Selbst Insekten verschmähen dieses Klima. Aber der Mensch von kleiner häßlicher Gestalt, der hier nichts als Thier ist, ist auch bis hierher gedrungen. In seiner Dummheit hat er es nicht bis zu den einfachsten Erfindungen gebracht, sich gegen die Rauhheit des Klimas zu schützen oder seinem freudenlosen Dasein irgend eine Bequemlichkeit zu verschaffen. Am Weihnachtstage dublirte man das so gefürchtete Cap Horn ohne alle Beschwerde. Am 15. Januar erblickte man die Insel Sta.-Maria und befand sich bald darauf in der Nähe der Bucht Conception, die

dem Auge eine fast ununterbrochene, ermüdende, wagerechte Linie darbietet. Das fruchtbare Chile ist ein langes schmales Küstenland des großen Ozeans, das im Norden durch den wüsten Landstrich Atacamu von Peru getrennt ist. Dieses schöne Land ist so lange vernachlässigt worden. Die spanische Eifersucht erlaubte keinen Handel mit fremden Ländern und die Inquisition sorgte dafür, daß der Geist gehörig unterdrückt war. Die Bai von Conception ist für den Seefahrer eine der vorzüglichsten in der Welt, sowol wegen ihrer sichern und bequemen Häfen, als wegen des gesunden Klimas und des Ueberflusses an Lebensmitteln, die man dort erhalten kann. S. 50 erfährt man, daß am 20. Januar der Stadt Conception unter dem Donner der Kanonen, mit vielen Ceremonien, eine neue Landesverfassung, von Freire unterzeichnet, angekündigt und auf mehren Plätzen verlesen wurde.

S. 59 fg. wird der gefährliche Archipel geschildert und mit seiner aus lauter Korallenriffen bestehenden niedrigen Lage der Anfang gemacht. Der Weg zu diesem Archipel wurde zwischen dem 15. und 16.° südlicher Breite eingeschlagen. Die Insel Juan-Fernandez blieb hierbei links liegen und die kleinen unbewohnten Inseln Felix und Ambrasta, in geringer Entfernung rechts. Am 17. Februar befand man sich 18° südlicher Breite und 105° der Länge, als ein Matrose, der die Wache auf dem Vordermast hatte, durch Unvorsichtigkeit ins Meer stürzte und spurlos verschwand. Hierauf hatten die Reisenden 4 Tage mit einem furchtbaren Ungewitter zu kämpfen, das ihnen jeden Augenblick den Untergang drohte. Am 2. März trat endlich der tropische Wind wieder ein und brachte heiteres Wetter. Den Abend desselben Tages wurde S. 61 eine noch sonst nie gesehene Insel in der Breite von 15° 15′ und der Länge von 139° 40′ entdeckt und nach dem Namen des Schiffs Predpriatie genannt. Hierauf wurde nach einem westlichen Curs gesteuert, wobei man die von dem russischen Flottecapitain Bellingshausen im Jahre 1819 entdeckte Insel Araktschejef zu Gesicht bekam, auf welcher man keine Spur von Bewohnern gewahr wurde. Hierauf wurde S. 63 mit Tagesanbruch nach einer nordwestlichen Richtung die Fahrt fortgesetzt, um bei der früher von Kotzebue auf dem Rurik entdeckten Insel Romanzow vorbeizukommen. Der Wind war hierbei so schwach, daß man erst am Morgen des 8. März vorbei kam und hierbei ihre Länge um 4′ berichtigte. Hierauf ging S. 64 der Weg gerade nach Westen, um zu untersuchen, ob die früh entdeckte Insel Spiridow wirklich eine neu entdeckte, oder die südlichste der beiden König Georgs-Inseln sei, welche erstere Annahme sich vollkommen bestätigte. Auf der weitern Fahrt kam man bei der von Roggewin 1722 entdeckten Insel Carlshof und den bei den von Cook aufgefundenen Palliserinseln vorbei. Die meisten Inseln dieses Archipels sind bewohnt, aber man hat noch wenig Bekanntschaft mit den Bewohnern gemacht, die übrigens viel Aehnlichkeit mit den Tahaïtiern in Gestalt und Sprache haben. Von S. 69 folgt die Beschreibung der Insel O Tahaïti, deren Bewohner nicht der Fluch trifft: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen“. Drei Brotfruchtbäume sind hinlänglich, um einen Menschen das ganze Jahr hindurch zu ernähren, und er braucht nur die Hand nach der Speise auszustrecken. Die Gemüthsart der Tahaïtier ist im höchsten Grade sanft, wohlwollend, offen, heiter und friedfertig. Bei diesem kindlichen Volke bricht das Gefühl ebenso leicht in Thränen als in Lachen aus; aber weder geistige noch körperliche Anstrengung scheint ihre Sache zu sein; sie sind aber wie alle Insulaner gewandte Seeleute und im Schwimmen und Tauchen übertreffen sie Alles weit, was europäische Küstenbewohner darin zu leisten vermögen. Ueberhaupt zeichnen sich die Tahaïtier vor allen übrigen Wilden durch einen weit höhern Grad von Civilisation aus. Im Kriege verleugneten die Tahaïtier manchmal ihren sanften Charakter und brachten die Gefangenen grausam um; auch wird es schwer, sie eines andern Lasters wegen, nämlich des Stehlens, dessen sich beide Geschlechter, Geringe und Vornehme, gegen die Europäer zu Schulden kommen ließen, zu entschuldigen. Uebrigens ging die rohe Gutmüthigkeit der Tahaïtier so weit, daß sie einem willkommenen Gaste ihre Töchter, Schwestern, ja selbst ihre Frauen zuführten. Die Treue der Gattinnen setzen die Tahaïtier darin, daß sie Niemanden ohne Vorwissen und Genehmigung des Mannes begünstigen. Ein Verstoß gegen diese Verpflichtung ward gewöhnlich durch eine tüchtige Tracht Schläge bestraft. Bei der Aufzählung der Untugenden der Tahaïtier muß noch zuletzt die Liebhaberei zu dem betäubenden Getränk erwähnt werden. Erst am 14. gelang es den Seefahrern, bis zu dem von Cook benannten Cap Venus zu kommen. Hier wehte die tahaïtische Nationalflagge, roth, mit einem weißen Stern in der Mitte. Kaum hatten die Bewohner der Bucht die Fregatte in dieselbe hineinsegeln sehen, so wimmelte das Ufer von Neugierigen, die sie mit jubelndem Freudengeschrei begrüßten. Scherz und Freude nahm kein Ende. Lachend wurden die Waaren angepriesen, lachend der Handel geschlossen. Bald hatte jeder Tahaïtier sich einen russischen Freund gewählt, dem er unter den zärtlichsten Umarmungen den Wunsch begreiflich machte, seinen Namen mit ihm zu tauschen, wodurch er sich denn auch anheischig machte, dem neuen Freund Alles zu liefern, was dieser etwa zu haben wünschte. Am folgenden Morgen feierten die Bewohner Tahaïtis den Sonntag, und verließen deshalb ihre Wohnung nicht, wo sie, auf dem Bauche liegend und laut heulend, die Bibel lasen. Sie ließen sich in gar kein Geschäft ein, da heute der Tag, wie sie sagten, blos dem Beten gewidmet sei. Alle Thüren waren zugemacht und selbst den Kindern nicht erlaubt den schönen Morgen zu genießen. Der Hauptmissionnair auf Tahaïti, unter welchem die andern stehen, heißt Nott und hält sich in der Residenz des Königs auf. Er, jetzt schon ein alter Mann, hat die tahaïtische Sprache vollkommen erlernt und war der Erste, der sie schrieb. Er hat die Bibel, ein Gesang- und Gebetbuch übersetzt, auch eine Grammatik geschrieben. Er steht in sehr hohem Ansehen. Wilson, gleichfalls ein Mann bei Jahren, der schon über 20 Jahre auf Tahaïti wohnt, ist von niederm Stande, ein Matrose, der sich auf die Theologie gelegt hat und sie mit großem Eifer treibt. Ueberdem werden die Tahaïtier selbst zu Missionarien gebildet und auf die Inseln des gefährlichen Archipels gesandt, um dort das Christenthum zu verbreiten. Bei uns muß eine sorgfältige Erziehung und ein fleißiges Studium auf Schulen und Universitäten vorausgegangen sein, wenn Jemand sich zum Religionslehrer qualificiren soll. Die londoner Missionsgesellschaft ist genügsamer. Ein Halbwilder, von einem Matrosen durch einige Dogmen verwirrt, ist ihr schon vollkommen dazu geeignet. Da die Tahaïtier an eine blinde Ehrfurcht vor den Missionarien gewöhnt sind und, so viel möglich, bei allen Unternehmungen ihren Rath einziehen, durch den sie sich bestimmen lassen, so sieht man, daß wol schwerlich Jemand ein Amt bekleiden wird, der sich ihr Misfallen zugezogen hat und daß sie durch die Constitution ihre Herrschaft, als Priester und Regenten, vollendet haben. Merkwürdig ist es, daß dem Könige nicht die Constitutionsakte, sondern die Bibel zur Richtschnur seiner Regierung überreicht wird. Ref. kann sich hier nicht enthalten eine Stelle aus dem Werke selbst S. 96 anzuführen, der es nicht an Kraft des Ausdrucks fehlt: „Das wahre, echte Christenthum und eine liberale Regierung hätten dieses, mit so glücklichen Anlagen zu jeder geselligen Tugend begabte Volk bald den civilisirtesten Nationen gleichgestellt. Unter ihrem segenreichen Einfluß wäre Kunst und Wissenschaft schnell einheimisch geworden, und echte Aufklärung, die Begriffe des Ewigwahren, Guten und Schönen hätten die Geister erhellt, die Sitten verfeinert und veredelt. Europa würde in kurzer Zeit Tahaïti bewundert und vielleicht beneidet haben“.

„Aber die Lehre der Missionnaire ist nicht das wahre

Christenthum, wenn sie gleich die, zum Theil misverstandenen, Dogmen desselben enthält. Eine Religion, die jede schuldlose Freude untersagt, die in fast immerwährendem Hersagen vorgeschriebener Gebete den Geist tödtet und jede Kraft lähmt, verkennt den göttlichen Stifter des Christenthums, den milden Freund der Menschheit. So hat das falsche Christenthum der Missionnaire auf Tahaïti zwar einiges Gute, aber auch viel Schlimmes hervorgebracht. Es hat den unvernünftigen Götterdienst und den heidnischen Aberglauben zerstört, aber wieder neuen Wahn an die Stelle gesetzt. Es hat den Lastern des Stehlens und der Unkeuschheit großen Einhalt gethan, dagegen aber Heuchelei und Gleisnerei, sowie Haß und Verachtung aller Andersglaubenden eingeführt, die sonst dem offenen und wohlwollenden Charakter der Tahaïtier fremd waren. Es hat die Menschenopfer abgeschafft, dagegen sind ihm aber unendlich viel mehr Menschen geopfert worden, als jemals den heidnischen Göttern". Durch das strenge Verbot der Missionnaire ist die Flöte, die sonst zur Lust und Freude rief, längst verstummt, und es ist wol einleuchtend, daß die entarteten Tahaïtier nicht mehr so liebenswürdig erscheinen können, als ihre Vorfahren den frühern Reisebeschreibern erschienen sind. Sehr interessant und launig ist der Besuch der Königin von Tahaïti auf der Fregatte zu lesen; da Ref. aber über noch Wichtigeres zu berichten hat, so verweist er hier auf das Werk selbst S. 103 fg. Die Missionnaire erzählten viel von dem wunderbaren See Wahiria, der ungefähr in der Mitte der nördlichen Halbinsel im Gebirge liege. Sie selbst hatten ihn nicht gesehen und meinten, es sei für einen Europäer fast unmöglich dahin zu gelangen. Selbst die kühnsten Tahaïtier besuchten diesen See nur selten. Herr Hofmann, ein junger rüstiger Mann, beschloß den Gang dahin zu unternehmen: S. 117 fg. ist dieser merkwürdige Reisezug umständlich auseinandergesetzt. Von S. 127 beginnt die Beschreibung der Pitcairninsel, die zwar Kotzebue auf seiner Reise nicht berührt hat, aber da er im Hafen Conception, in Chile, mit einem amerikanischen Schiffscapitain zusammengetroffen ist, der sie kürzlich besucht hatte und auf Tahaïti eine der ersten Begründerinnen der Bevölkerung dieser Insel fand, welche genug Englisch sprach, um ihm über mehre Gegenstände Mittheilungen zu machen, so konnte er manches Interessante darüber erfahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtercharaktere und biographische Skizzen vermischter Gattung, von Franz Horn. Berlin, Herbig. 1830. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Für diese ungemein erfreuliche Gabe ist die Literargeschichte dem Verf. in der That hohen Dank schuldig. Er bewährt sich in diesen Skizzen als ein kenntnißreicher und scharfsichtiger Kritiker, dem Unabhängigkeit und Freiheit des Urtheils über Alles gilt, und dem es nicht weniger um die Schärfe und Richtigkeit als um den geschmackvollen Ausdruck dieses Urtheils zu thun ist, und sein Buch wird daher nicht blos seinen Freunden und Denen, die mit ihm eines Sinnes sind, sondern überhaupt allen Verehrern der deutschen und der englischen Literargeschichte zur Freude gereichen.

Den reichen Inhalt desselben theilt der Verf. in 2 Abschnitte: deutsche und englische Dichtercharaktere. Jede einzelne der 7 Abtheilungen, in welche der 1. Abschnitt zerfällt, ist gleich anziehend, und es wäre in der That schwer, zu sagen, welcher von ihnen der Vorrang zukommt. Die 1. Abtheilung stellt eine Reihe geistvoller Betrachtungen über den Briefwechsel Schiller's und Göthe's an die Spitze des Werkes; wir können uns hier nur an einige Resultate halten, welche der Verf. aus dieser so belehrungsreichen Briefsammlung zieht. Allein, diese ganze Abhandlung wäre würdig, als Anhang zu dieser Correspondenz hinzugedruckt zu werden, mit so erfreulicher Gesinnung stellt der Verf. die großen Gesichtspunkte hin, aus denen dieser Briefwechsel betrachtet werden will. Seine seltene Parteilosigkeit und Unbefangenheit geben diesen Aufstellungen ihren wahren Werth und können allen Denen zum Muster dienen, welche noch immer von einer Unterordnung eines dieser beiden großen Geister unter den andern träumen. Der Verf. vindicirt für Beide die Rechte einer gleich edeln Geburt, und deutet treffend die Punkte an, wo Einer zum Complement des Andern wird, indem er behauptet, daß Beide nur ihrer gegenseitigen Freundschaft die hohe Stellung verdanken, welche sie zu den Heroen der deutschen Literatur erhob und die keiner ohne diesen Freundschaftsbund erreicht haben würde. Diese Ansicht ist würdig und wahr, sowie es denn auch gewiß ist, daß diese beiden Männer Freunde werden mußten, sobald sie sich nur kannten.

In der Xenienperiode sieht der Verf. den Wendepunkt der neuen deutschen Literatur, und mit Recht. Es war die offene Kriegserklärung des Neuen gegen das Alte, des ästhetisch-philosophirenden Dichtergeistes gegen die Schulpoesie, und die „Horen", dann aber „Wallenstein" und „Wilhelm Meister" waren die erste Frucht dieses neuen Bundes. Der Ueberblick der literarischen Stellung Deutschlands um diese Zeit, und die Art und Weise, wie jeder der großen Geister dieser Periode an dem nun erwachenden Kampfe Theil nahm, ist ebenso sachkundig als anziehend dargestellt, und das Ganze eine hocherfreuliche, nicht genug zu empfehlende Lecture. In den Einzelheiten zu Göthe's und Schiller's Charakteristik folgt der Verf. dem Thema des 1 Abschnitts. „Zur Geschichte der deutschen Kritik über Schiller" liefert ein trostloses Bild der Anfeindungen und Kämpfe, welche dieser edle Geist zu bestehen hatte. Was wäre in dieser Zeit ohne Göthe's Freundschaft aus seiner Seele geworden! Doch diese allein hielt der Verkennung der halben Welt das Gleichgewicht. „Schiller's Krankheit" und „Schiller's Tod" gibt dem Verf. zu wehmüthigen Reflexionen über die Leiden einer schöpferischen Seele in einem hinfälligen Körper Raum. Was er hier sagt, ist, wie Vielen, so auch dem Beurtheiler, aus der Seele geschrieben. Möchten doch recht Viele diesen Abschnitt in Herz und Sinn aufnehmen! „Die Freundschaft der Guten" und „Einzelnes in Beziehung auf Göthe" beleuchtet noch einmal das Verhältniß der beiden erlauchten Geister zu einander, beantwortet einige Einwürfe, welche gegen die Bekanntmachung des Briefwechsels erhoben sind, und rechtfertigt ihn namentlich gegen den Vorwurf der Gemüthlosigkeit und Kleinlichkeit. Zu loben und zu rechtfertigen ist überhaupt das Streben des Verfs., und er läßt die Anlässe zum Tadel gern fallen, ohne sich jedoch dagegen blind zu zeigen. Manches, wie z. B. Schiller's berühmte Aeußerung: „der ästhetisch vollendete Geist bedürfe keines Glaubens, ja nicht einmal der Unsterblichkeit", könnte freilich wol zu einer härtern Rüge Anlaß geben; doch sie hat diese schon hinreichend gefunden, und beweist nur, wie leicht auch die edelsten Geister der Deutschen, ebendeshalb weil Enthusiasmus ihr Element ist, zu weit gehen und sich selbst zu Rückschritten nöthigen. Des Verfs. Kritik ist eine liebende, wie sie sich gegen solche Geister geziemt, eine solche, welche die Gesinnung, der solche Kunstwerke wie „Wallenstein" und „Wilhelm Meister" entkeimten, reproducirt, und diese Kritik findet denn auch Rechtfertigung, selbst für ein Bündniß, sich gegenseitig „zu lobhudeln, und zwar nicht für die Langeweile", wie diese beiden großen Geister es leider zu einer Zeit schließen mußten, wo man sich auf gleiche Weise gegen sie, wie gegen das Gute überhaupt, hassend auflehnte. Doch: Si Duo faciunt idem, non est idem! warnt der Verf., wenngleich das Beispiel schlimm ist und wol zu dem gräßlichen Verderb beigetragen haben kann, den wir dermalen über die deutsche Kritik gekommen sehen. — Der Verf. verweilt mit schönen und gefühlvollen Reflexionen bei Schiller's Nothstande (als er einmal die letzten 2 Groschen für Porto weggibt, wie er die „Xenien" und „Horen" heftweis verpackt, versendet u. s. w.),

doch auch bei Deutschlands Liebe für den armen und kranken Dichter, bei seinem edeln Streben und bei Göthe's Einladung in sein Haus. Der Stoff ist noch lange nicht erschöpft; aber die rhapsodischen Bemerkungen des Verfs. darüber sind von hoher Anziehungskraft. Der 3. Abschnitt überblickt Herder's letzte Lebensjahre. Der Verf. ist streng in seinem Urtheile gegen Herder, und dieser verdient diese Strenge um seiner befangenen Kälte, um seines Hasses willen gegen die neue Theorie der Kunst und der Aesthetik. Ein großer Geist, hochgestellt in der literarischen Republik, kann keine größere Sünde begehen, als wenn er gegen das Lebende und Gegenwärtige kalt und gleichgültig wird, und, nur in dem Vergangenen lebend, das Verstorbene wieder hervorziehen, das Dagewesene von neuem beleben will. Dies that Herder, wie es in unsern Tagen ein anderer hochgeachteter Geist ihm nachthut. Herder's Schicksal möge ihm zur Warnung gereichen; der große Mann stand am Ende seiner leuchtenden Laufbahn völlig verlassen da, kaum von seinem Jünger, Jean-Paul, gegen herbe Unbilden vertheidigt, vom Haß und Widerwillen gegen alles Erscheinende in sich selbst verzehrt, und ohne eine einzige erquickende und anregende Verbindung. Der Abschnitt „Zur Charakteristik Haller's, Uz's, Götz's und Lichtwer's" ist höchst lesenswerth. Alle Vier waren sich darin ähnlich, daß sie sich fast schämten, Dichter zu heißen und den Ruf als bürgerlich brauchbare Geschäftsmänner dem Ruhme voranstellten, für Lehrer der Völker und Stimmen der Weisheit gehalten zu werden. Der gute Lichtwer starb sogar an dieser Scham, als ihn sein Vorgesetzter einmal auf seine poetischen Fähigkeiten zurück verwies, indem er seine Geschäftsfähigkeit tadelte. Die geheimen Kämpfe zwischen Poesie und Amtsthätigkeit malen sich hier in lehrreichen und anziehenden Farben, und der Verf. verdient für diese Bilder unsern Dank. Die Charaktergemälde Martin Miller's und der Fürstin Galitzin sind weniger unbedingt zu loben, und namentlich scheint uns in der letzten dieser beiden Skizzen viel Irrthum zu walten, den wir hier nicht aufzuklären Raum haben; Beschränktheit des Urtheils ist stets die Strafe der Uebertreibung, und in diesem Falle ist jene in unserer Literatur berühmte Dame. Um so erfreulicher ist jedoch wieder die Charakteristik M. Opitz's, ein meisterhaftes, kleines Gemälde, durch Das ausgezeichnet, was man im höhern Wortverstande Styl nennt. Die mitlebenden Gestalten und Opitz's Einfluß auf sie werden so gut geschildert wie der Meister selbst, der an Dichterglück fast nur einen Nachfolger unter uns gehabt hat. Der katholische Ferdinand krönte den klaren, protestantischen Dichter eigenhändig und erhob ihn im 31. Lebensjahre zum Ritter von Boberfeld. In dem traurigen Wirrwar des dreißigjährigen Krieges blieb er das Idol aller Deutschen, und starb begütert und geehrt, gefeiert und bewundert, wie nach ihm nur Einer, noch unter uns.

Mit ihm schließt der 1. Abschnitt dieser Skizzen, welche den Zweck haben, noch wenig bekannte Aufklärungen über Gemüth und Gesinnung der darin genannten Dichter mitzutheilen, ein Unternehmen, dessen Verdienstlichkeit keiner Erörterung bedarf. Denn wie wenig wissen wir in der Regel von der Persönlichkeit, den stillen Leiden und Kämpfen unserer großen Männer?

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Murray's Werk über Elektricität, Blitz- und Hagelableiter.

Zu Anfang d. J. ist unter dem Titel: „A treatise on atmospherical electricity", ein Werk in London erschienen, das Beachtung und die darin aufgestellten Ansichten jedenfalls die Prüfung Sachkundiger verdienen. Mehrfach ist in neuerer Zeit und vor einigen Jahren erst von dem Prof. Leslie zu Edinburg in einem eignen Werke Zweifel über die Nutzbarkeit der Blitzableiter erhoben worden, und Leslie geht sogar so weit, zu sagen, daß man den Nutzen derselben durchaus nicht darthun, wol aber eine Menge Fälle aufführen könne, wo sie Schaden gestiftet hätten. Mit Recht pflichtet der Verf. dieser Ansicht nicht unbedingt bei, sagt aber, daß nach seinen eignen genauen Beobachtungen 9 Zehntheile der in England aufgestellten Wetterableiter in der That schlimmer als nutzlos wären, und zwar nicht, weil die Theorie der Lehre von der Elektricität und den Leitern falsch, sondern lediglich, weil die Instrumente entweder gleich von Anfang schlecht gemacht wären, oder durch Sorglosigkeit dem Zweck entgegenwirkend würden. Indem er nun dies, näher beweisend, auseinandersetzt, gibt er später einen Plan, wonach sicher schützende Ableiter gebaut werden müssen. Es sollen nämlich dieselben aus 4 einzelnen, starken Metalldrahten bestehen, die durch kupferne Ringe zusammengehalten werden. Diese 4 Drahte müssen dann mehre Fuß oberhalb dem höchsten Punkt des Gebäudes dermaßen auseinandergebogen werden, daß die Endspitzen einen Winkel von ungefähr 45° mit dem Horizont machen; hier laufen und werden sie zugleich durch hölzerne Klammern unterstützt. Unten, ungefähr 2 Fuß über der Erde, bildet der Ableiter wieder einen Winkel, und wie an dem obern Ende läuft derselbe auch hier in der Erde auseinander, um die elektrische Materie nicht auf einen Punkt im Boden wirken, sondern sich zerstreuen zu lassen. Damit aber die Feuchtigkeit des Bodens den Draht nicht oxydirt, als wodurch stets die Leitkraft unterbrochen wird, so soll der untere in die Erde gehende Theil durch einen Cylinder von Zink laufen bis zu dem Punkt, wo sich die Drahte theilen. Besonders viel Wirkung verspricht der Verf. von der Theilung der Spitzen oberhalb dem Gebäude, indem dadurch der elektrischen Materie 4 Anziehungspunkte statt des bisher gewöhnlichen einen geboten werden. Noch eine Bemerkung in dem Werke scheint uns erwähnungswerth. *Die in England so zahlreichen Hopfenpflanzungen leiden häufig durch ein* Insekt, welches oft die ganze Ernte vernichtet. Dieses Insekt, eine Fliegenart, wird den Pflanzungen aber nur dann gefährlich, wenn dieselben durch eine große Feuchtigkeit der Luft etwas leiden. Vielfache Versuche wollen den Verf. nun zu der Wahrnehmung gebracht haben, daß von Entfernung zu Entfernung über die Stangen weggezogene Kupferdrahte die Feuchtigkeit der Luft paralysiren, und so der Hauptfeind des Hopfens, jene Fliegengattung, abgehalten wird.

Elektrometer in alter Zeit.

In dem Werke des Abbé Berthollet über die Elektricität der Meteore wird erzählt, daß seit undenklichen Zeiten in einem der wenigst cultivirtesten Districte der Lombardei, auf dem festen Schlosse zu Duino am adriatischen Meere, der Gebrauch geherrscht habe, im Sommer auf einer Bastei eine lange, eiserne Stange zu errichten, wobei dann die unfern stehende Wache den Befehl erhalten habe, wenn sich ein Wetter in der Ferne aufthürme, die Spitze einer Hellebarde an das obere Ausgangsende der Eisenstange zu halten. Kamen dann einzelne Funken bei der Annäherung der Hellebarde aus der Spitze der Eisenstange (ein Beweis, daß die Atmosphäre mit Elektricität geschwängert war), dann fing die Schildwache an, eine Glocke zu läuten, um den Hirten der Gegend und den Fischern an der Küste ein Zeichen zu geben, in ihre Hütten oder nach dem Schlosse zu eilen, um sich vor dem nun bald ausbrechenden Sturm zu sichern. Wie lange ist demnach hier vor dem Abbé Nollet, welcher zuerst darauf aufmerksam machte, daß der Blitz in den Wolken und die von den Menschen künstlich gemachte Elektricität eins und dasselbe sei, und vor dem spätern Franklin, der diese Theorie zuerst durch den Wetterableiter in Anwendung brachte, schon auf dem Wege der Erfahrung eine Sache ermittelt gewesen, deren Ergründung der Wissenschaft zum unvergänglichen Ruhm gereicht!

9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 146. —— 26. Mai 1830.

Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—26. Von O. v. Kotzebue. 2 Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 145.)

Von Tahaïti aus, wurde bei den unter dem Winde liegenden Societätsinseln vorbeigesegelt und dann sorgfältig die Curse vermieden, welche von frühern bekannten Seefahrern eingeschlagen waren. Am 25. März sah man mit Tagesanbruch Guagein und im Nordwesten Ulietea. Das Chronometer gab ihre Länge 151° 26′ 30″ an; dagegen fand man, daß die Insel Maurura auf den Karten um ein Beträchtliches falsch angegeben ist. Man fand ihre Länge, als sie der Fregatte im wahren Norden lag, 152° 10′ 40″. Hierauf kamen wiederum niedrige mit dickem Gesträuche bedeckte Koralleninseln, die durch Riffe verbunden sind, zu Gesicht, ihre Breite ergab sich zu 15° 48′ 7″ südlich, und ihre Länge zu 154° 30′. Da diese Gruppe früher noch von Niemanden gesehen worden war, so gab man ihr den Namen Bellingshausen. In der Nacht vom 2. zum 3. April erblickte man, bei hellem Mondscheine, die östlichste der Navigatorinseln, Opoun, als einen hohen runden Berg. Westlich von ihr liegen die beiden kleinen Inseln Leoneh und Fanfueh, nahe bei einander. Alle diese Inseln sind höchst fruchtbar und ungemein stark bevölkert. Die Bewohner derselben, besonders die von Maouna, stehen noch jetzt auf einer viel niedrigern Stufe der Cultur, als die Tahaïtier schon damals standen, da Wallis sie entdeckte. Die Maouaner sind vielleicht das roheste, verworfenste und wildeste Volk, das man in der Südsee antreffen kann. Sie waren es, die den Capitain de Langle, Befehlshaber des zweiten Schiffs unter La Perouse, den Physiker Laman und 14 Personen von der Besatzung beider Schiffe, welche ans Land gegangen waren, ermordeten. Auf vielen Inseln der Südsee sind die Einwohner noch Canibalen, auf den mehrsten wenigstens von einem so hinterlistigen, heimtückischen Charakter, daß man sich nicht ohne große Vorsicht unter sie wagen darf. Später bekam man die Insel Oiajava zu Gesichte und bald darauf eine in ihrer Nähe liegende kleine Insel; da diese letztere auf keiner Karte verzeichnet ist, so gab man ihr den Namen Fischerinsel. Mit den Bewohnern von Oiajava ward ein weitläufiger Tauschhandel bewerkstelligt, der von S. 152—158 mit manchen reizenden Scenen geschildert wird. Den folgenden Tag nach diesem Marktverkehr beschäftigte man sich mit der Aufnahme der herrlichen Insel Pola und richtete den darauf folgenden 7. April, bei frischem Passat, unter vollen Segeln den Lauf nach Nordwesten. Am 8. April befand man sich in der Breite von 11° 24′ Süd und in der Länge von 174° 24′. Windstillen traten ein, sodaß man erst am 19. April die südliche Breite von 9° erreichte. Am 22. durchschnitt man den Aequator in der Länge von 179° 43′ zum zweiten Male und befand sich dann wiederum in der nördlichen Hemisphäre. Einem ziemlich heftigen Winde, der mehre Tage anhielt, verdankte man es, daß man schon den Morgen des 28. Aprils die Radackinseln von der Spitze des Mastkorbes sehen konnte. „Nach einer Abwesenheit von 8 Jahren, sah ich“, erzählt Hr. v. Kotzebue, „mein geliebtes Radack wieder, wo ich unter den gutmüthigsten Naturkindern mehre Wochen sehr angenehm verlebt hatte“. — Die Freunde, die ich hier nach langer Zeit wiedersah, waren nur arme Wilde, und dennoch war ich tief ergriffen. Unverdorbene Herzen schlugen voll Zuneigung an dem meinigen. Wie selten ist mir dieses Glück unter den hochgesitteten Nationen zu Theil geworden!“ Von Kotzebue's Aufenthalt auf Radack, S. 168, gibt wol zu manchen psychologischen Beobachtungen Veranlassung, eignet sich hier aber nicht zum Auszuge. Wir beginnen mit gegenwärtigen Mittheilungen wiederum mit der Abreise von Radack am 6. Mai. Man segelte durch die Schischmaresstraße und alsdann zwischen den Inselgruppen Otdia und Aur, gerade auf die Gruppe Ligiep zu. An der Nordwestseite dieser Gruppe fand man mehre größere Inseln, welche mit schönen Cocosbäumen bedeckt waren. Hier schließt der 1. Band dieser höchst interessanten Reisebeschreibung.

Der 2. Band beginnt mit der Fahrt nach Kamtschatka, dessen höheres Gebirge man bei günstigem Winde schon am 7. Juni in seinem Winterschmuck erblickte. Für den Mineralogen gehört Kamtschatka zu den interessantesten Ländern. Die Mannichfaltigkeit der Steinarten zieht selbst die Unkundigen an. Gewiß liegen hier noch große Schätze verborgen, die man einst finden und benutzen wird. Heiße Quellen, die sehr heilsam sein sollen, gibt es in Menge. Auch der Botaniker und der Zoolog gehen hier nicht leer aus. Ersterer findet hier eine Menge wenig oder gar nicht gekannter Pflanzen, und unter den Thieren gibt es hier, außer mehren Arten von Bären, Wölfen und Füchsen, die berühmten Zobel. Eine Unzahl von Wasservögeln verschiedener Gattung beleben die Wälder, und Fische sind im Ueberfluß vorhanden. Die Art und Weise, wie die Kamtschadalen ihre Gäste bewirthen, ist so originell, daß wir die betreffende Stelle S. 8 wörtlich hier wiedergeben. „Um einen Gast mit aller Aufmerksamkeit zu behandeln und keinen Anlaß zu einem Kriege zu geben, heizt zuvörderst der Wirth seine unterirdische Wohnung so lange, bis die Hitze fast unerträglich wird. Dann entkleidet er sich sowol als der Gast völlig, und nun wird Letzterm eine ungeheure Quantität Speisen vorgesetzt, wobei man das Feuer immerfort unterhält. Gesteht der Gast nun, daß er nicht mehr im Stande sei zu essen und die Hitze zu ertragen, so sind alle Regeln der feinsten Lebensart gegen ihn beobachtet, und der Wirth fodert ihm nun für seine Gastfreiheit Geschenke ab“.

„Bei solchen Gastmahlen war auch der Genuß des Fliegenschwammes, als Berauschungsmittel, gewöhnlich. In kleiner Quantität genossen, soll er eine fröhliche Stimmung, in größerer aber Wahnsinn hervorbringen, der mehre Tage dauert. Auf solche Weise aufgeheitert, belustigen sich Wirthe und Gäste

durch ihr eigenthümliches Talent, Menschen und Thiere täuschend nachzuahmen".

Die Fregatte richtete nun ihren Lauf gerade auf die Bucht, die von den Engländern Norfolksund, von den Russen aber Sitkabai genannt wird. Hier ist gegenwärtig die Hauptniederlassung der russisch-amerikanischen Compagnie, und sie hat ihr den Namen Neuarchangel gegeben. Jemehr man sich dem Lande näherte, desto milder ward die Luft, und man war erstaunt, in dieser Jahreszeit (es war nach der Rückkehr von Californien und den Sandwichinseln am 23. Februar 1825) das so nördlich liegende Land mit seinen Gebirgen, bis zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, ganz von Schnee befreit zu sehen. Die Wälder auf Sitka, vorzüglich aus Tannen- und Lerchenbäumen bestehend, sind hoch und dicht. Man findet Bäume von 160 Fuß Höhe, deren Stamm 6—7 Fuß im Durchmesser hat. Die Sitkainsulaner, Kaluschen genannt, werden S. 26 als das verworfenste Volk der Erde geschildert, und sie sind in so hohem Grade ekelhaft, daß, wie der Verf. sagt, er zarte Leser und Leserinnen bitten muß, hier einige Blätter zu überschlagen. „Das schwarze schlichte Haar hängt unordentlich über die breiten fleischigen Gesichter. Die Backenknochen stehen stark hervor, die Nase ist breit und platt, der Mund groß, die Lippen sind dick, die Augen klein, schwarz und feurig, die Zähne auffallend weiß. Ihre natürliche Farbe fällt nur wenig ins Bräunliche; aber sie beschmieren sich täglich das Gesicht und den ganzen Leib mit Oker und einer schwarzen Erde, sodaß sie von sehr dunkler Farbe zu sein scheinen. Gleich nach der Geburt wird den Kindern der Kopf zusammengedrückt, um ihm, nach ihrer Meinung, eine schöne Form zu geben, wodurch sich die Augenbraunen sehr in die Höhe und die Nasenlöcher weit auseinanderziehen. Wie mehre andere Völker, reißen sie den Bart, sobald er sich zeigt, mit der Wurzel aus. Diese Verrichtung gehört zu den Geschäften der Weiber. Ihre Kleidung besteht mehrentheils nur aus einer kleinen Schürze. Die Wohlhabendern tragen wollene Decken, die sie von den Russen oder von den Schiffen der amerikanischen Freistaaten bekommen, und die sie mit 2 Ecken um den Hals zusammenbinden, sodaß sie über den Rücken hinunterhängen. Auch tragen Einige Bärenfelle auf die nämliche Art. Die Allerreichsten sind im Besitz einiger europäischen Kleidungsstücke, die sie aber nur bei den feierlichsten Gelegenheiten anlegen und darin lächerlich erscheinen würden, wenn sie nicht so häßlich und ekelhaft wären, daß man nicht einmal über sie lachen kann. Den Kopf bedecken sie nie anders, als wenn es stark regnet. Dann setzen sie eine aus Gras künstlich geflochtene, kegelförmige Mütze auf, durch welche kein Tropfen dringt. Bei der größten Hitze, wie bei der größten Kälte, gehen sie auf gleiche Weise gekleidet, und ich glaube, daß kein Volk in der Welt so sehr gegen den Einfluß der Witterung abgehärtet ist als dieses. Im Winter sind hier zuweilen 10° Kälte, und die Kaluschen spazieren nackt herum. Wird es ihnen zu kalt, so springen sie ins Wasser bis an den Hals und behaupten, daß das eine gute Art sei, sich zu erwärmen. Des Nachts legen sie sich unter freiem Himmel, ganz unbedeckt, neben ein hochloderndes Feuer nieder, und zwar so nahe, daß sie in der heißen Asche liegen. Hier wenden sie sich nun bald auf die eine, bald auf die andere Seite, je nachdem der Rücken oder der Bauch zu sehr von der Flamme angegriffen wird. Die Weiber, welche ich gesehen habe, waren entweder in Hemden von Leinwand, die ihnen bis an die Hacken reichten, oder in ähnliche von selbst geflochtenen Matten gekleidet".

„Ein noch wilderes und gräßlicheres Ansehen erhält dieses Volk durch den beiden Geschlechtern eignen Gebrauch, sich das Gesicht mit breiten, schwarzen, weißen und rothen Streifen zu bemalen, die sich nach allen Richtungen durchkreuzen. Obgleich diese Malerei, ohne alle Uebereinstimmung, ganz willkürlich zu sein scheint, sollen die verschiedenen Stämme sich doch an derselben erkennen. Um dem bemalten Gesichte ein vollkommen tolles Ansehen zu geben, wird das lange, verwühlte, wild herumhängende Haar mit den kleinen zarten Brust- und Halsfedern des weißköpfigen Adlers bestreut. So angestrichen und gepudert, würden sich die ohnehin über alle Maßen häßlichen Kaluschenweiber schon gräßlich genug ausnehmen; aber sie haben noch eine Erfindung gemacht, um ihre Scheußlichkeit zu vollenden. Sobald sie das Alter der Mannbarkeit erreichen, macht man ihnen einen Einschnitt in die Unterlippe und steckt einen Knochen hinein, der von Zeit zu Zeit mit einem immer dickern verwechselt wird, damit sich die Oeffnung mehr ausdehne. Endlich wird ein hölzerner Doppelknopf von ovaler Form, Kaluga genannt, der bei Vornehmen oft eine Länge von 4 Zoll und 3 Zoll Breite hat, hineingezwängt, wodurch die Unterlippe nun um so viel in horizontaler Richtung vorsteht, und die untern Zähne stets entblößt sind. Der äußere Rand der Lippe, der den hölzernen Knopf umgibt, wird durch die gewaltsame Ausdehnung so dünn wie eine Schnur und dunkelblau. Beim Laufen klappt die Lippe auf und ab, sodaß sie bald an die Nase, bald ans Kinn stößt. Auf dem festen Lande soll die Kaluga noch größer sein, und das Frauenzimmer, das mit ihrer Unterlippe das ganze Gesicht bedecken kann, für die vollkommenste Schönheit gelten. Männer und Weiber durchbohren den Nasenknorpel und stecken Federkiele, eiserne Ringe und allerlei Zierrathen hinein. Auch in den an vielen Stellen durchstochenen Ohren tragen sie Gehänge von Knochen, Muscheln und Glasperlen. Es ist unbeschreiblich, wie empörend und ekelhaft dieses Volk in seiner absurden Verkehrtheit erscheint. Das Schauerlichste bleibt indessen die hölzerne Unterlippe der Weiber, die, trogartig ausgehöhlt, den Speichel aufbewahrt, der ihren Mäulern durch das immerwährende Tabackskauen, wovon sie große Liebhaberinnen sind, reichlich entquillt. — — Um keiner Untugend zu ermangeln, sind die Kaluschen auch leidenschaftliche Spieler". Bei S. 38 beginnt die Beschreibung von Californien und der russischen Niederlassung Roß. Am 25. September befand man sich schon ganz in der Nähe des von spanischen Seefahrern sogenannten Vorgebirgs der Könige, von woaus die Bucht S. Francisco nicht weit ist. Um 10 Uhr Morgens umschiffte man diesen Felsenkönig und hatte in der Nähe das Schauspiel einer sehr starken, durch den schnellen Wechsel zweier heftiger Meeresströmungen entstandenen Brandung, die mit aller blinden Wuth der Empörung vergebens gegen den feststehenden, über das tolle Toben ruhig erhabenen Monarchen ankämpfte. Der Canal, welcher in das schöne geräumige Wasserbecken von S. Francisco führt, ist nur einen halben Kanonenschuß breit und wird von der am linken Ufer desselben auf einem hohen Felsen nach dem heiligen Joachim benannten Festung beherrscht. Man sah von derselben das Zeichen, daß auch diese nördlichste Colonie Spaniens die Herrschaft nicht mehr anerkennt. Neucalifornien stand bei der Anwesenheit v. K.'s daselbst unter der Verwaltung von Don Louis Arguello, demselben jungen Manne, den er bei seiner Reise mit dem Rurik als Commandanten des Präsidio S. Francisco kennen lernte. Er hielt sich in Monterey auf und brütete über Gesetzen, welche in die so heterogenen Bestandtheile seines Staats: Dragoner, Mönche und Indianer, Ordnung bringen sollten. Möchte das Schicksal der Letztern gemildert werden!

Es folgt nun S. 47 des Werks die Schilderung der Mission a. Clara. „Ueberall", berichtet der Verf., „wo sich das Auge hinwandte, erschien das Land schön und fruchtbar. Hier erblickt man keine kahlen Felsen. Die mit dem schönsten Grün überzogenen Ufer sind nur von geringer Höhe. Wellenartig und amphitheatralisch erheben sich Hügel gegen das Innere des Landes zu, und den Hintergrund bildet bewaldetes Land. Auf den schön gerundeten Hügeln stehen kleine Eichenwäldchen zerstreut und bilden, durch freundliche Wiesen getrennt, anmuthigere Gruppen, als die Kunst sie hervorzubringen vermag. An diesem Lande könnte man

mit leichter Mühe die üppigsten Ernten abgewinnen; aber vergebens sucht man hier Menschen, die sich zu Nutze machten, was die Natur so verschwenderisch darbeut. In diesen schönen Gefilden herrscht weit hinaus Todtenstille, die nur von wilden Thieren unterbrochen wird. So weit das Auge reicht, nirgend eine Hütte, nirgend eine menschliche Spur. Kein Kahn befährt dieses Wasser, auf welchem Schiffe segeln könnten, und das mehre gute Häfen bildet. Nur der große weiße Pelikan, mit seinem gewaltigen Sack unter dem Schnabel, benutzt den Reichthum an Fischen; die Spanier sind in den paar hundert Jahren, seitdem sie in Californien hausen, noch nicht so weit gekommen, ein Netz zu besitzen. Wie sorgenlos und glücklich könnten hier Tausende von Familien leben; wie viel besser hätten die Europäer, die als Colonisten nach Brasilien zogen, gethan, wenn sie sich hier niedergelassen hätten! Dort haben sie mit weit mehr Beschwerden zu kämpfen, werden von der Regierung nicht immer nach Wunsch behandelt und erliegen am Ende der ungewohnten brennenden Sonne; hier hätten sie das Klima des südlichen Deutschlands gefunden und eine Natur, die ihren geringsten Bemühungen mit Freigebigkeit entgegengekommen wäre". Möge doch diese Stelle Beherzigung finden und so viel als möglich zur Kenntniß der Auswanderer gelangen!

(Der Beschluß folgt.)

Dichtercharaktere und biographische Skizzen, von F. Horn.

(Beschluß aus Nr. 145.)

Der 2. Abschnitt dieser anziehenden literarischen Anecdota beschäftigt sich mit 6 dramatischen Dichtern Englands, den Zeitgenossen, Nachahmern oder Bewunderern Shakspeare's. Diese Abhandlungen, aus Vorlesungen entstanden, erscheinen gewissermaßen als ein Supplementband zu des Verfs. erläutertem Shakspeare, eine Arbeit, die ihm den Dank aller Freunde des großen dramatischen Heros gewonnen hat. Des Verfs. Bewunderung für ihn ist eine so klare, sich selbst bewußte und unbefangene, daß sie glücklich unterscheidet, was ihm persönlich und was seiner Zeit überhaupt angehört. An den Vorzügen der letzten Art nehmen auch seine glücklichen Zeitgenossen mehr oder weniger Theil. Zuerst „Ben Jonson", dieser kräftige, tüchtige und echt romantische Geist, den nur eine unglückliche Prunksucht mit pedantischer Gelehrsamkeit, und ein arges Misverständniß Dessen, was classisch genannt wird, in eine falsche Bahn warf, die die Hälfte seines Talents erstickte und ihn selbst nie zu innerer Befriedigung kommen ließ. Dies zeigt der Verf. an seinem äußern Leben wie an seinen Werken, an welche er den Maßstab einer strengen aber gerechten Kritik legt. Seiner Poesie fehlt Harmlosigkeit und Friedlichkeit, er ist beständig absichtlich und bitter, aber unabhängig, frei, ein strenger Charakteristiker und im kecken Humor von Wenigen übertroffen. „Beaumont und Fletcher", dies Bruderdichtergestirn, stieg tiefer als er in die gemeine Wahrheit des Lebens hinab. Was der Verf. von ihrem gegenseitigen Verhältniß zu einander und Beider zu Shakspeare erzählt, der in ihren Stücken zuweilen spielte, ist sehr anziehend. In der Liebe des Publicums standen sie zuweilen höher als S. selbst, aus Gründen, die der Verf. gut entwickelt. Sie bequemten sich seinem Geschmack, nannten Alles geradezu beim Namen und foderten eine weniger strenge Aufmerksamkeit von diesem als S., der stets ganz oder gar nicht verstanden wird. Wie sehr sie auf Kosten der poetischen Wahrheit Dem nachstrebten, was zu ihrer Zeit für pikant galt, zeigt der Verf. an der „Bettlerherberge", dem „Kaufmann von Venedig" gegenüber. „Phil. Massinger" verlor sich in der Niedrigkeit des Lebens und stand mit Shakspeare in gar keiner Verbindung; desto enger schloß er sich Fletcher an und arbeitete mit ihm gemeinschaftlich. Klarer Verstand, tiefes Gefühl und echte Kunst der Individualisirung sind auch in ihm nicht zu verkennen; die Offenheit der Gesinnung theilt er mit allen seinen Zeitgenossen; schaffende Phantasie und Humor dagegen sind selten bei ihm wahrzunehmen. Der Verf. zergliedert den „Roman actor", eins seiner vollendetsten Stücke. Im Leben war Massinger ein Unglücklicher. Nun folgt der vielbewunderte „Dryden", gegen den uns der Autor mit etwas übertriebener Strenge zu verfahren scheint. Wir lassen sein Urtheil über seine Poesie gelten, sie ist häufig gemacht, nicht ohne Heuchelei und fern von der Offenheit und Kindlichkeit seiner Vorgänger. Allein, er greift seinen Charakter hart an und beschuldigt ihn, selbst in seiner Bewunderung für Shakspeare nur egoistischen Absichten zu folgen. Das ist, unsers Erachtens, zu viel; guten Glaubens mochte er wol sein, wenn er gewisse Bizarrerien seines Bewunderten tadelt. Dryden bleibt immer der Ruhm, das Schönste zum Lobe S.'s gesagt zu haben, was überhaupt gesagt ist, und es scheint parteilich, in diesem Lobe selbst nach arrières pensées zu suchen. Auch dieser vielgefeierte Dichter, Hofpoet und Liebling der Großen starb im Elend, und die wundersamen Schicksale, welche selbst noch seiner Leiche begegneten, die ein neckender Geist nicht zur Ruhe kommen ließ, indem 3 Beschützer sich um die Ehre seines Begräbnisses stritten, erwecken einen wehmüthigen Antheil. „Thomas Otway" macht den Beschluß. Er strebte in Wesen und Form der französischen Tragödie nach, doch lebt ein echter Pathos und etwas Elegisches in ihm, das jener fremd ist. Die Analyse seines „Don Carlos" ist für jeden deutschen Leser anziehend; wir finden in diesem Stücke einen Posa und eine Eboli wieder, freilich Schattenbilder der Schiller'schen, aber doch der Idee nach dieselben Wesen. Wo diese Gestalten herstammen, ist auch dem Verf. unbekannt; es scheint gewiß, daß Schiller sie aus Otway kennen lernte, wie Alfieri ihm seinen Gomez entlehnte. Merkwürdig ist Otway's „Marius" durch einen frechen Raub an Shakspeare. Sein großes Situationstalent malt sich besonders im „Geretteten Venedig"; seine Briefe nennt der Verf. tragischer als seine Tragödien. Otway starb im eigentlichen Sinne des Wortes am Hunger; denn als er nach langer Entbehrung endlich eine Guinee geschenkt bekam, überfüllte er sich so mit Speise, daß er den Tod davontrug. Mit liebender Bewunderung hängt er an Shakspeare, aus dem er offen und ehrlich, in „trunkener Taumelei", wie der Verf. sagt, raubt, was ihm gefällt. Alle diese großen Geister, vom Wesen der dramatischen Kunst vielleicht tiefer und inniger durchdrungen als vor oder nach ihnen eine ähnliche Dichterverbrüderung, lebten in beschränkten Verhältnissen und starben im Elend. Wie ging das zu? Viel mag freilich ihr sorgloses, genußsüchtiges Leben in Tavernen u. s. w. verschuldet haben; allein, auch das ist zu berücksichtigen, daß der Ehrensold eines Bühnenstücks in dieser Zeit gewöhnlich nur 10—20 Pf. betrug, und auf andere Einnahmen für sie nicht zu rechnen war. Von Hause aus waren alle verlorene Söhne, die ihre Erziehung talis qualis meist entfernten Beschützern verdankten, die bald ihre Hand von ihnen abzogen, während die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung es zu keiner gesicherten bürgerlichen Existenz kommen ließ. Es war ein eignes, sorgloses, taumelndes Musenleben, das sie führten, und das freilich am Ende den Mangel an Vorsicht und Nachdenken mit bürgerlichem Elend bestrafen mußte, sobald die Gunst des Publicums oder die Gunst der Muse Abschied nahm. Ben Jonson und Dryden waren jedoch Hofpoeten, der erste mit einem fixen Gehalt von 100 Pf., wofür er Maskenspiele zu dichten hatte. An Beschützern fehlte es keinem, so wenig wie an Verfolgern; die Erstern zogen ihre Hand meistens ab, die Letztern rächten sich für satyrische Angriffe mit Kerker und Verbannung; denn die Theatercensur, die einzige, die England kennt, nahm in dieser Zeit schon ihren Ursprung.

In allen diesen Lebensschilderungen aber birgt sich ein eigner Reiz, der ebenso sehr der Sache selbst als dem Verf.

angehört. Diesem aber schulden wir für seine Forschung so gut wie für seine geschmackvolle und lehrreiche Darstellung unsern Dank, und wünschen aufrichtig und lebhaft, daß er Gelegenheit und Anlaß fände, diese an Unterhaltung reichen biographischen Skizzen bald fortzusetzen. 25.

Denkmal der Erinnerung an Moses Mendelssohn, zu dessen erster Säcularfeier im September 1829, oder Gedanken über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit aus den Schriften des Weisen, nebst einem Blick in sein Leben, von G. Salomon. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1829. 8. 1 Thlr.

Bei dem zunehmenden Anwuchs der Literatur, der den Zeitgenossen kaum gestattet, mit den Neuigkeiten des Tages Schritt zu halten, bleibt willkommen und unerläßlich, dem Gedächtniß und der Ansicht des gegenwärtigen Geschlechts Werke nahe zu bringen, die es nicht vernachlässigen darf, wenn es nicht wesentliche Rückschritte in geistiger Hinsicht machen soll, während es von Fortschritten träumt. Was Mendelssohn, wie sein Geistesverwandter Garve, für praktische Philosophie, für Seelenlehre und Geschmacksbildung geleistet, kann nie veralten und erwarb ihm selbst den unbestechlichen, schriftlich und mündlich oft wiederholten Beifall eines Kant. Er war nicht das Haupt einer Schule, aber mit allen Schulen, vorzüglich mit der platonischen, vertraut, nahm nicht ohne Prüfung an, was er lehrte, berichtigte, folgerte, bestimmte aus eignem Vermögen und erwarb sich eine Vollkommenheit des Vortrags, die selten erreicht, deren Angemessenheit schwerlich übertroffen werden kann. Was er für seine innige und klare Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, von dem unverkennbaren Dasein der Gottheit gesagt, trifft im Ergebniß mit dem Glauben der weisesten und wohlthätigsten Denker überein, und die Nachwelt wird kaum begreifen können, wie Männer, die am Ziel mit ihm zusammenkamen, von Dem mit Achselzucken reden, Den sogar anfeinden dürfen, der auf andern Wegen als sie zu solcher Beruhigung gelangt war. Vor dem eiteln Versuch, selbständigen Forschern seine Geistesrichtung aufzudringen, sicherten ihn angeborene Bescheidenheit und Demuth, durch die vieljährige Erfahrung bestärkt, daß gebildete und geehrte Freunde nicht in allen Ansichten mit ihm übereinstimmten, ohne darum die Bande des Wohlwollens und des Vertrauens zu lockern; und wie konnte er offener und wahrheitsliebender verfahren, als indem er die Bahn, die er gegangen, die Merkmale, die ihn geleitet, unverhohlen nachwies? Das heißt nicht erschleichen, nicht übertäuben, sondern darlegen, was auf eigne Verantwortlichkeit annehmen mag, wem es annehmlich dünkt. Es hält schwer, die Misbilligung eines solchen Benehmens von allem Verdacht des Eigensinnes, der Rechthaberei, der Nationaleitelkeit und des Religionsvorurtheils freizusprechen. Die aphoristische Auswahl der Betrachtungen M.'s über Gott, Wahrheit, Vernunft und Weltweisheit, Religion, Staat und Kirche, Menschheit, Menschenbestimmung und Menschenbildung, Fortdauer und Unsterblichkeit ist überaus glücklich getroffen und verdient, nebst den hinzugefügten Bemerkungen und Briefen, allgemein und oft gelesen zu werden. Das vorangeschickte, strengwahrhaftige, herzerhebende Leben M.'s umfaßt seine Kinder- und Jünglingsjahre, seine Verhältnisse als Gatte und Familienvater, seine schriftstellerischen Beschäftigungen und deren Eindruck, und seine noch fortdauernde segensvolle Einwirkung auf Glaubensgenossen. Wahrlich, wahrlich, er war unter Allen selten, unter den Seinigen einzig! 42.

Notizen.

Für Geschichte und Biographik eröffnen sich in der neuesten englischen Literatur reiche Fundgruben in den umfassenden neuen Unternehmungen: The family library; Dr. Lardner's Cabinet cyclopedia; Constable's Miscellany. Es läßt sich aber auch noch außerdem eine reiche Nachlese halten. Wir beschränken uns auf eine Auswahl des Neuesten. Jefferson's Denkwürdigkeiten und Briefwechsel; Bolivar's Denkwürdigkeiten, vom General Holstein; G. Canning's politisches Leben, von Stapleton; W. Raleigh und seine Zeit, von Thomson; Autobiographie, d. i. eine Sammlung der lehrreichsten und unterhaltendsten Selbstschilderungen (z. B. Voltaire, Marmontel, Prinz Eugen, Kotzebue, Gibbon, Benvenuto Cellini, Goldoni, Markgräfin von Baireuth, du Barry u. A. m.); Leben des Erzbischof Cranmer, von Todd (bei Rivington); Biographie des Bischofs Heber, nebst Auszügen aus dessen Briefen und ungedruckten Schriften, von seiner Witwe (bei Murray); Leben und Abenteuer Joh. Finati's auf dessen Feldzügen gegen die Wechabiten u. s. w., von Bankes (bei Murray); Leben berühmter englischer Aerzte (ebendaselbst); Originalbriefe während der Regierungen Heinrichs VI., Eduards IV. und V., Richards III., Heinrichs VII., mit Anmerkungen, Portraits, Facsimiles, Siegeln u. s. w., von J. Fenn, 5 Bände (bei Murray); Historische Skizze des letzten Theils der Regierungszeit Karls I. von England, mit Urkunden, Portraits u. s. w., von Fellows (bei Murray); Geschichte des brit. Reichs in Indien, 3 Bde. (bei demselben); Denkwürdigkeiten der Operationen der verbündeten Heere unter Schwarzenberg und Blücher 1813—14, vom Lord Burgersh (neue Ausg. bei Murray); Denkschrift über Wellington's frühere Feldzüge in Portugal und Spanien, von einem Offizier von Rang (bei demselben); Feldzug des linken Flügels des verbündeten Heeres in den Westpyrenäen und im Süden Frankreichs 1813—14, mit Plänen und 25 Landschaften, vom Capit. Batty (bei demselben); Erzählung der Abenteuer eines Cavalerieoffiziers im Kriege auf der Halbinsel (bei demselben); Geschichte des Entstehens der mohammedanischen Macht in Indien bis 1612, aus dem Persischen des Ferischta, von John Briggs (bei Longman); Geschichte der Regierung Georgs III., von Bisset, 6 Bde. (bei demselben); Geschichte von Irland, von O'Driscol, 2 Bde. (bei demselben); Leben des Erasmus, mit geschichtlichen Bemerkungen über den Zustand der Literatur zwischen dem 10. und 16 Jahrhundert, von K. Buttler (bei Murray); Leben des Hugo Grotius, nebst einem Ueberblick der politischen, kirchlichen und literarischen Geschichte der Niederlande, von K. Buttler (bei Murray); Geschichten von Waterloo (bei Colburn); Abenteuer eines Irländers während der franz. Revolution (bei demselben); Denkwürdigkeiten des öffentlichen und des Privatlebens Bonaparte's, 11 Bände (bei Virtue); Oberst Tod's Geschichte von Raschputana, mit K. und Karten (bei Smith); Der Strom der Geschichte, bis 1826 fortgeführt, ursprünglich vom Prof. Straß erfunden (bei Wittaker); Schiller's geschichtliche Werke, übersetzt von Moir (bei Constable).

Ein guter Gedanke ist im „Literary blue book", oder „Kalender der Literatur, Wissenschaft und Kunst, für 1830" (bei Marsh und Miller) ausgeführt. Dieses Büchlein gibt Nachricht von den jetzt lebenden englischen Schriftstellern, deren Werken und Addressen; ebenso von den Künstlern (Architekten, Lithographen, Kupferstechern, Componisten und praktischen Musikern), Sprach- und Musiklehrern, Zeichenakademien, Gemäldegalerien, Schauspielern, Universitäten, öffentlichen Schulen, literarischen und wissenschaftlichen Instituten, und zuletzt eine chronologische Uebersicht ausgezeichneter Personen von den ältesten Zeiten an. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 147. —— 27. Mai 1830.

Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—26. Von O. v. Kotzebue. 2 Bände.

(Beschluß aus Nr. 146.)

Die Mission Sta.-Clara, im Jahre 1777 gestiftet, besitzt den grossen Reichthum von mehr als 14,000 Stück Rindvieh, 1000 Pferden und 10,000 Schafen. Die Gebäude von Sta.-Clara sind denen aller übrigen Missionen ähnlich. Eine große steinerne Kirche, ein sehr geräumiges Wohngebäude für die Mönche, große Magazine zum Aufbewahren des Korns und der Geräthe, und endlich die Rancherios oder Casernen für die Indianer. Es folgt nun S. 51 im Werke eine Stelle, die die Verdorbenheit der Mission Sta.-Clara so scharf ins Licht stellt, daß Ref. sie für geeignet achtet, hier wörtlich aufgenommen zu werden. „Diese Rancherios bestehen aus langen Reihen von schmalen und niedrigen Häusern, oder vielmehr Ställen, mit Abtheilungen für jede Familie besonders, wo sie kaum Platz genug zum Schlafen hat. Noch fiel uns ein großer viereckiger, von Häusern eingeschlossener Platz auf, der nach Außen gar kein Fenster hat und blos mit einer kleinen, sorgsam verschlossenen Thür versehen ist, wodurch er ganz das Ansehen eines Gefängnisses für Staatsverbrecher gewinnt. Hier halten die Mönche, als strenge Keuschheitswächter, die jungen, unverheiratheten Indianerinnen unter ihrer besondern Aufsicht eingesperrt und beschäftigen sie mit Spinnen, Weben u. dgl. Arbeiten. Dieser Kerker öffnet sich den Gefangenen nur, wenn sie zur Kirche müssen, welches täglich 2 oder 3 Mal der Fall ist. Ich habe es einige Mal angesehen, wie das Pförtchen sich öffnete und die armen Mädchen mit einer wahren Wuth herausstürzten, um wieder im Freien athmen zu können, und wie sie dann von einem alten zerlumpten Spanier, mit einem Stöckchen in der Hand, gleich einer Heerde Schafe, in die Kirche getrieben wurden, aus der sie nach Anhörung der Messe sogleich wieder in ihr Gefängniß zurückmüssen. Mit solcher Sorgfalt werden die jungen Mädchen von den geistlichen Vätern gehütet, und dennoch erklärte man mir die Eisenstangen an den Füßen einiger dieser reizlosen Schönen als Buße des Entgehens der Wachsamkeit. Erst wenn sie verheirathet werden, ziehen diese Klosterjungfrauen wieder in die Casernen zu den Ihrigen".

„Drei Mal des Tages ruft eine Glocke die Indianer zum Essen, das in vielen großen Kesseln bereitet und dann in bestimmten Portionen an jede Familie ausgetheilt wird. Nur selten gibt es Fleisch. Die gewöhnliche Speise ist ein aus Weizenmehl, Mais, Erbsen und Bohnen gemischter, in Wasser gekochter Brei; eben nicht die gesundeste Nahrung".

„Die Mission Sta.-Clara hat 1500 Indianer männlichen Geschlechts, von denen ungefähr die Hälfte verheirathet ist. Diese Menschenmasse wird von 3 Mönchen regiert und von 4 Soldaten, nebst einem Unteroffizier, bewacht. Da diese geringe Bewachung für eine so große Menschenzahl hinlänglich ist, so muß man glauben, daß die Indianer der Mission sich, im Vergleich mit ihren freien, wilden Landsleuten, sehr wohl befinden, oder daß ihre große Beschränktheit sie den Thieren gleichstellt, deren Instinkt sie an den Ort fesselt, wo sie gefüttert werden. Das Erstere scheint eben nicht der Fall zu sein. Tägliche schwere Arbeiten, den Sonntag allein ausgenommen, der fast ganz mit Beten zugebracht werden muß, körperliche Züchtigung, Gefängniß und Eisenstangen an den Füßen für nicht pünktliche Befolgung des Willens der Mönche, schlechte Nahrung, elende Wohnung, Entbehrung alles Eigenthums und fast jedes freien Lebensgenusses, das sind Dinge, die eben nicht zur Zufriedenheit menschlicher Wesen gereichen können. Auch sucht wol Mancher durch Entweichung ein besseres Schicksal zu erlangen; die Soldaten wissen seinen Aufenthalt aber bald auszukundschaften und bringen ihn oft, wie schon erwähnt worden, selbst aus dem Kreise seiner wilden Landsleute mit Gewalt zurück, da denn strenge Bestrafung seiner wartet. Also nur der Thierheit dieser Indianer ist die Geduld zuzuschreiben, mit der sie sich der Behandlung in den Missionen unterwerfen; ich muß gestehen, daß ich nie eine so dumme und häßliche Menschenrace gesehen habe, die vielleicht noch unter den Bewohnern des Feuer- und Vandiemenlandes steht. Diese Geschöpfe haben in der That nur eine entfernte Aehnlichkeit von Menschen. Die christliche Religion, oder vielmehr Das, was die Mönche so nennen, hat sie in der Cultur um gar nichts weiter gebracht. Wie könnte sie auch in diesen so sehr beschränkten Köpfen Eingang finden, zumal da das Mittel, sich ihnen verständlich zu machen, die Kenntniß ihrer verschiedenen Sprachen, fast gänzlich fehlt? Im Gegentheil hat aber das Verfahren der christlichen Lehrer mit diesen Stiefkindern der Natur sie noch mehr hinabgewürdigt. Ich habe später Gelegenheit gehabt, freie Indianer zu sehen, die nicht so dumm zu sein und auf einer etwas höhern Stufe zu stehen schienen als die, welche sich unter der Aufsicht der gente rational, wie die Spanier sich hier nennen, befanden".

„Hätte man sie nicht blos zu Scheinchristen, sondern auch zu Menschen zu machen gesucht; hätte man sie Häuser bauen, Ackerbau und Viehzucht treiben gelehrt, auf Ländereien, die ihr Eigenthum blieben, und deren Ertrag sie frei benutzen könnten: so hätte menschliche Cultur bald von selbst Fortschritte unter ihnen gemacht, und vielleicht ständen los Barbaros bald mit dem gente rational auf gleicher Linie". Man machte von Sta.-Clara einen Spaziergang nach dem eine halbe Stunde entfernten Pueblo, einem Dorfe in einer anmuthigen Gegend gelegen. Die Einwohner sind in der That glücklich. Frei von allen Abgaben und im Besitz von so viel Land, als sie einnehmen wollen, leben sie sorgenlos von dem reichen Ertrag ihrer Aecker und ihrer Viehzucht. Dergleichen Pueblos gibt es mehre, und man findet jährlich eine starke Zunahme der Bevölkerung bei ihnen, dahingegen die Indianer in den Missionen, durch eine große Sterblichkeit, die oft in einem Jahre den dritten Theil der ganzen Anzahl beträgt, sich sehr verringern, weshalb auch die geistlichen Herren gar nicht bestehen könnten, wenn sie nicht durch

List und Gewalt aus den wilden Indianern Recruten würben. Nachdem man sich 3 Tage bei den Mönchen in Sta.-Clara, denen man wenigstens die Tugend der Gastfreiheit zugestehen muß, aufgehalten hatte, trat man die Rückreise wiederum an. „Nothwendige Dienstgeschäfte", sagt Hr. v. K., „riefen mich nach dem Etablissement der russisch-amerikanischen Compagnie, Ross genöthigt". Die Gefährten zu dieser Reise waren Herr Dr. Eschscholtz, Herr Hofmann, 2 Offiziere, 2 Matrosen, Don Estudillo (der Commandant des Präsidio S.-Diego) und 4 Dragoner. Hr. v. K. erwähnt bei Schilderung der Gegend S. 60: „Ich gestehe, daß ich den Gedanken nicht unterdrücken konnte, wie glücklich dieses Land unter dem Schutze unsers großen Reichs (Rußlands) sein würde, und welche Vortheile es Rußland gewähren könnte. Eine unerschöpfliche Kornkammer für Kamtschatka, Ochotsk und alle Niederlassungen der russisch-amerikanischen Compagnie, würde Californien neues Leben über diese oft so drückenden Mangel leidenden Gegenden verbreiten". Die Mission S.-Gabriel hat ganz das Ansehen eines Vorposten der übrigen Missionen gegen den Feind. Der Muth der Bravos scheint nur darin zu bestehen, daß sie sich nicht gutwillig unterwerfen, bei Verfolgung in ihre Schlupfwinkel fliehen und sich allenfalls verstohlener Weise heranschleichen, um Feuer anzulegen. Man sah hier mehre dieser Helden, mit Eisenstangen an den Füßen, geduldig arbeiten. Mit den Eingeborenen leben die Bewohner von Roß in der größten Eintracht. Die Indianer kommen zahlreich in die Festung und arbeiten für Tagelohn. Sie verheirathen ihre Töchter gern an Russen und Aleuten. Roß hat Ueberfluß an schönem Bauholz, welches die Compagnie auch benutzt. Nach einem Aufenthalte von 2 Tagen verließ man Roß auf dem nämlichen Wege, auf welchem man dahin gelangt war. Herr Professor Eschscholtz blieb wegen einiger naturhistorischen Untersuchungen, die er noch anstellen wollte, zurück und beabsichtigte sich zur See wiederum mit den übrigen Reisenden zu vereinigen.

Am Morgen des 25. Novembers, als die Ebbe eintrat, wurde die Reise nach den Sandwichinseln angetreten. Ein starker Nordwestwind begünstigte diese Fahrt so, daß man schon am 3. Dezember in der Länge von 133° 58′ den Wendezirkel durchschnitt und den Passatwind gewann. Nachdem man bei der Hauptinsel in der Sandwichgruppe O Wahi mit ihrem weltberühmten Riesenberge Mon-naroa während der Nacht vorbeigesegelt war, erblickte man am 13. bei Tagesanbruch die im Westen von ihr liegende Insel Muwe. Es folgen nun von S. 87 höchst wichtige Nachrichten über die Geschichte der Insel Wahu, die wir leider wegen Mangel an Raum hier nicht aufnehmen können und daher den Leser auf das Werk selbst verweisen müssen; nur was S. 101 Karemaku, ein Bewohner, der als junger Mann Cook's Tod mit beigewohnt hat, darüber v. K. erzählt, mag gestattet sein hier wörtlich wiederzugeben: „Cook ward", nach King's Bericht, „am Lande mit vieler Ehrfurcht empfangen. Das Volk warf sich vor ihm zur Erde. Er ging gerade zum alten Könige, der eben der Ruhe pflegte, und lud ihn ein, aufs Schiff zu kommen, wozu dieser auch gleich willig war. Indessen widerriethen ihm mehre Jeris, der Einladung zu folgen und suchten ihn davon abzuhalten, so sehr auch Cook in ihn drang. Da faßte Cook den König beim Arm und wollte ihn mit Gewalt wegführen, wodurch das Volk, das sich in Menge versammelt hatte, aufs äußerste empört ward; und als nun noch ein blutender Jeri, der von der andern Seite der Bucht herübergekommen und durch einen Flintenschuß von einem englischen Boote verwundet war, herbeistürzte und dem König zurief, er möge ja zurückbleiben, weil es ihm gewiß nicht besser ergehen werde, da durchbrach die Wuth des Volkes die Schranke, in der sie sich noch immer erhalten hatte, und das Gefecht ging an, in welchem Cook und einige Soldaten blieben, die übrigen aber die Flucht ergriffen". Die Ankunft der Fregatte hatte auf der Insel viel Sensation gemacht. Ein fremdes Kriegsschiff mußte hier eine auffallende Erscheinung sein, und da es vollends ein russisches war, erregte es große Besorgniß. Freundschaftsversicherungen und das vorzüglich gute Betragen der ganzen Equipage erwarben aber bald Vertrauen und Liebe. Der Luxus ist in Wahu sehr gestiegen. Man erblickt selten hier Jemanden, selbst nicht von der geringsten Volksclasse, der nicht eine europäische Kleidung trüge. Besonders sind die Frauenzimmer sehr begierig darnach. Was die Königin trägt, das wird von ihnen als die neueste Mode angesehen, und jede strebt darnach. Welchen starken Appetit die Königin hat, hierüber wird S. 123 folgende Anekdote mitgetheilt: „Ich besuchte sie oft, gewöhnlich des Morgens, und traf sie dann immer auf der Diele ausgestreckt liegend und mit dem Briefe an mich beschäftigt an, der ihr viel Kopfbrechen zu verursachen schien. Einmal traf es sich, daß ich gerade zu ihrer Mittagsmahlzeit kam. Ich trat ins Speisezimmer, wo sie auf schönen feinen Matten am Boden, einem großen Spiegel gegenüber, auf ihrem stark gewölbten Bauche lag. Eine Menge verschiedener Speisen bildeten auf bedeckten chinesischen Porzellanschüsseln einen halben Kreis vor dem königlichen Munde, und die geschäftigen Diener schoben ihr bald die eine, bald die andere zu. Ihro Majestät griffen Alles mit den Fingern an und geruhten es mit wahrem Heißhunger zu verschlingen, während ein paar Knaben, die zu beiden Seiten huckten, mit großen Federbüscheln die Fliegen abwehrten. Meine Erscheinung störte die Königin keineswegs in ihrer eifrigen Beschäftigung. Mit vollem Munde rief sie mir ein freundliches Aroha! zu, winkte mir gnädigst, auf einem Stuhle Platz zu nehmen, und ich war nun Zuschauer der seltsamsten Mahlzeit, die mir je vorgekommen ist. Wie viel bereits in den königlichen Mund gegangen war, ehe ich kam, weiß ich nicht; aber Das, was ich in demselben verschwinden sah, wäre hinlänglich gewesen, 6 Menschen zu sättigen. So groß auch meine Bewunderung dieser Eßlust war, so stand mir doch noch eine Scene bevor, welche mein Erstaunen sehr erhöhte. Als der Appetit nach und nach abnahm und endlich ganz gestillt zu sein schien, rief die Königin nach ein paar schweren Athemzügen aus: Ich habe brav gegessen! Das waren die ersten Worte, welche die bisherige emsige Beschäftigung zuließ. Darauf wandte sie sich, mit Hülfe ihrer Dienerschaft, auf den Rücken um, winkte mit der Hand einen langen und starken Bedienten herbei, der, mit seinem Geschäfte bekannt, ihr sogleich auf den Leib sprang und sie ohne alle Umstände mit den Knien und mit den Fäusten so unbarmherzig zerknetete, als ob er einen Brottrog vor sich gehabt hätte. Das geschah, um die Verdauung zu befördern; und nachdem Ihro Majestät unter der unsanften Behandlung eine Weile gestöhnt, auch sich ein wenig von ihr erholt hatten, ließen Hochdieselben sich wieder auf den Bauch legen und begannen Ihre Mahlzeit von Neuem". Von dem Statthalter Karemaku wird ein Bild entworfen, das jedem gebildeten Europäer Ehre machen würde. Was Karemaku über die Religionsveränderung, die vorgefallen war, sprach, und was S. 126 im Buche steht, mag hier noch Platz finden. „Unser jetziger Glaube", sagte er, „ist besser als der frühere, aber die auf den Bergen wohnenden Kanackas werden das sobald nicht einsehen, und man muß strenge Maßregeln ergreifen, um sie von einer Empörung abzuhalten. Der König hätte die alten Heiligthümer nicht so plötzlich vernichten sollen. Die Folge davon ist, daß er in ein fremdes Land hat ziehen müssen, weil sein Leben hier nicht sicher war. Wie noch Alles enden wird, weiß Gott! ich fürchte, nicht gut. Mich liebt das Volk und thut viel um meinetwillen; aber ich bin sehr kränklich, und wenn ich sterbe, so könnte der mühsam zusammengehaltene Staat auseinanderfallen. Dann würde viel Blut fließen, und Jeder würde nehmen, was er könnte. Hat sich doch die Insel O Tuai schon zu meiner Lebenszeit empört". Die Königin Kahumanna

beehrte auch Kotzebue mehre Male mit ihren Besuchen auf dem Schiffe und hatte auch die Gnade, ihm einen Brief zu schreiben, von dem der Dolmetscher Marini versichert, er enthalte nichts als sehr schwülstig ausgedrückte Ideen, die er nicht fassen und daher auch nicht übersetzen könne. Am 31. Januar 1825 verließ man den Hafen von Hanaruro und richtete hierauf den Lauf gerade nach Neuarchangel, wo über den Aufenthalt daselbst schon Meldung gethan worden. Bei der Rückfahrt nach Wahu hatte man fortwährend schönes Wetter, aber schwachen Wind, sodaß man erst am 29. August sich in der Parallele von 34° befand. In der kurzen Zeit der Abwesenheit waren auf Wahu große, sehr auffallende Veränderungen vorgegangen. Der König Tameamea II. und die Königin Tamehamelu waren in London gestorben und wurden mit vieler Feierlichkeit begraben. Tameamea III. wurde als König der Sandwichinseln ausgerufen, doch behielt sich Karemaku und die Königin Kahumanna die Regierung während seiner Minderjährigkeit vor. Karemaku hatte die Wassersucht im hohen Grade, und sein Tod gab das Signal zum allgemeinen Aufstand. Am 19. September verließ man Wahu, erreichte am 5. Oktober die zur Radackkette gehörige Insel Udirik und kam dann bei einer Gruppe niedriger, stark bewaldeter Koralleninseln vorbei, die man nach dem zweiten Lieutenant der Fregatte Rimski-Korsakoff benannte. Am Morgen des 9. Oktobers kam eine zweite Koralleninselgruppe zu Gesichte, die noch auf keiner Karte sich verzeichnet befindet, und der man den Namen des Dr. und Prof. Eschscholtz ertheilte. Von hier aus wurde der Lauf des Schiffs so gerichtet, daß man die Bronusinseln zu Gesicht bekam, und es wurde hierauf der Curs nach den Ladronen- oder Marianeninseln genommen. Da diese Hr. v. K. in einer frühern Reise beschrieben hat, [illegible]findet man im gegenwärtigen Werke nur noch wenig zugesetzt. Die Empörung der spanischen Colonien hat sich nicht bis hierher erstreckt. Die Bewohner Guahams sind treu geblieben, ungeachtet der Tyrannei des Gouverneurs. Am 8. November ließ man die Anker vor Manilla, der Hauptstadt der Philippinengruppe, fallen. Der Geograph und insbesondere der Statistiker finden hier im Werke sehr viel Neues gesagt, was aber leider, wegen Mangel an Raum nicht aufgenommen werden kann. Den Beschluß dieses gediegenen Werks macht der Besuch der Insel St.-Helena aus. Hier hat man reichhaltigen Stoff, Betrachtung über den Wechsel des menschlichen Glücks anzustellen und Folgerungen daraus zu ziehen. Am 7. April ward von St.-Helena abgesegelt, am 12. Mai wurden die azorischen Inseln umschifft, den 29. Juni Kopenhagen berührt und am 10. Juli auf der Rhede von Kronstadt jubelnd Anker geworfen.

Möge diese gedrängte Darstellung auf das wichtige Werk selbst gehörig aufmerksam machen! Beigegeben sind noch: eine „Uebersicht der zoologischen Ausbeute" vom Dr. und Professor Eschscholtz, eine Karte des nördlichen Theils der Koralleninselgruppe Radack und Ralik, eine zweite der Navigatorinseln, ein Plan der Bai und des Fleckens Mattawan und 2 Titelkupfer, das erste den Empfang der Reisenden auf der Radackinselkette und das zweite das Bildniß der Königin Romahanna darstellend.

99.

Romanenliteratur.

1. Rochus von Winnewuth. Ein satyrisch-biographisches Gemälde. Herausgegeben von ***r. 2 Theile. Ludwigsburg, Nast. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein ehrlicher Schulmeister, der zu vernünftig, zu gefühlvoll und zu wohlgesittet ist, um Pedant zu sein, ordnet den [illegible]lichen Nachlaß des Titelhelden, ergänzt ihn hin und wieder mit eingesammelten Nachrichten über den durch Pfaffenlist und Tücke aus dem Wege Geräumten, und macht verständige Randglossen dazu. Glosse und Text sind bald ernstlich gemeint, bald ironisch zu verstehen; die Verfinsterer und Neologen, [illegible]el, und die Jesuiten, viele Schriftsteller zweiten Ranges, das wüste Studententreiben, die [illegible] ämtlicher Stutzer, die Verdorbenheit der Höfe, die [illegible]rtigkeit und Leichtgläubigkeit gewisser Frauen und Mädchen, [illegible] Fadheit und Seichtigkeit der sogenannten ästhetischen Thees werden kritisch beleuchtet, derb gezüchtigt, mitunter verdientermaßen, mitunter aber auch ins Faß der Danaiden geschöpft, wie denn der Verf. der Mimilis und Elsis jetzt nicht so auf die Geschmacksverderbung einwirkt, als daß es der Mühe lohnte, sich wegen seiner zu erhitzen und ihn vor die Klinge zu fodern. Den satyrischen Ausfällen gebricht es öfters an ungesuchtem Witz, der zurechtgemachte verfehlt gleich sein Ziel, sobald die Absicht allzu deutlich hervorleuchtet. Gelobt werden in diesem Buche, das selten gegen den feinen Anstand, fast nie gegen die Wahrscheinlichkeit frevelt, doch auch Einige, als Jean Paul, die halleschen Professoren, und ist das Lob dieser mit guten Gründen belegt. Am übelsten fahren die Frauen in diesem Romane, sie sind entweder Null oder verlorene Geschöpfe, und auch die beste darunter der Theilnahme unwerth.

2. Die Familie Welau. Erzählung von Theodor Rein. Meißen, Klinkicht. 1829. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Behaglich ergießt sich im ruhigen Laufe, der nichts übereilt, der helle, durchsichtige Strom der Erzählung in den unersättlichen Schlund der Leihbibliotheken, dem dieser Roman ein willkommenes Geschenk sein wird. Man ist darin in der besten Gesellschaft, unter Fürsten, Grafen und Herren, vornehmen, gesittigten und sittlichen Damen, die sich in jeder Deutung des Wortes geziert ausdrücken; der klare Fluß treibt keine heftigen Wellen, seine Bewegung hindert nur das Versumpfen; beim Schlusse ist Alles eitel Wonne und Herrlichkeit, die Bösen, Thörichten und Störrigen treten ab, die Menschenbeglücker werden nicht länger in rühmlicher Thätigkeit gehemmt und dehnen ihre wohlwollende Gesinnung selbst auf den Leser aus, den sie in einen süßen, von aufregenden Träumen ungestörten Schlaf wiegen.

3. Der Onkel. Roman von Julie Baronin v. Richthofen. 2 Theile. Leipzig, Rein. 1828. 8. 3 Thlr.

Der Onkel ist diesmal, gegen Romanen- und Lustspielgebrauch, weder abgeschmackt noch hartherzig, sondern verbirgt unter der unscheinbaren Hülle des ernsten Geschäftsmannes ein warmes Herz, einen hellen Verstand, der die Thorheiten seiner Neffen und Nichten wieder ausgleicht und ihren Empfindungen eine bessere Richtung gibt, wenigstens es zu thun sich bemüht. Die Liebe, Klage und Betrachtung ist gar wortreich, man redet sich durch häufiges Wiederholen einer Idee endlich doch eine Sache ein, die man eigentlich nicht fühlt und nicht so recht glaubt, und das Buch schwillt unvermerkt; der Leser sollte nicht ungeduldiger sein als die Verf. gegen die Wortfreigebigkeit, er kann allerlei überschlagen, und sie mußte alle niederschreiben; er sollte den Vortheil seiner Lage dankbar anerkennen.

4. Gedenkbüchlein, oder Blicke durchs Leben, von Friedrich Krug v. Nidda. Leipzig, Lauffer. 1829. 8. 20 Gr.

Bemerkungen, wie sie der sinnige Reisende macht, der, theils des Auslandes fremde Natur und Sitte wahrnehmend, sich selbst darüber Rechenschaft gibt, theils im Vaterlande geschichtliche und artistische Forschungen anstellt, theils in zarten Beziehungen und Erinnerungen sich ergehend, die Natur innig, warm und sehnsüchtig empfindet. Kein Wortschwall, kein Vagiren ins Unermeßliche; Herz und Verstand waren gleich thätig bei diesen kurzen, bündigen Schilderungen und Betrachtungen des Reisenden. Die Denksprüche, Herzensergießungen und innern Anschauungen frappiren nicht immer durch Neuheit des Gedankens und der Wendung, aber sie verletzen auch nirgends durch Trivialität und Geschraubtheit; die kleinen Landschaftsskizzen sind mehr als gereimte, eingebildete Extase. Möchten doch alle Wanderer, die Das, was ihnen auf ihren Fahrten durch den Kopf fuhr, nicht blos in geflügelter Eile der Feder, auch dem Druck vertrauen, so gemäßigt, so belehrend und so wenig aufdringlich sein wie

unser Verf., de[illegible] statt mit Gaben zu überfüllen, wol manches Allgemeingültige zurückhielt!

5. Romantik und Liebe. Eine Sammlung von Erzählungen nach dem Englischen, von L. v. Alven[illegible]en. Leipzig, Kollmann. 1830. 8. 1 Thlr.

Mannichfachen Inhalts, heiter und sentimental, schaurig und lehrreich im Gewand der Fabel; nur das Schlüpfrige, Gemeine und Verschnörkelte wurde mit gutem Fug und Recht ausgeschlossen. Daß keine Längen, die Erbsünde englischer Romane, diese Erzählungen verflachen, ist vermuthlich das Verdienst des Uebersetzers, bei dessen fließender Schreibart Einem nicht die Meinung kommen kann, kein Original zu lesen.

6. Die Bekehrer. Novelle von Louis Lax. Aachen, Mayer. 1830. 8. 1 Thlr.

Das Verwerflichste an dieser Novelle ist der Titel, der mit viel besserm Grund in: die Verfolger abzuändern wäre; denn bekehren wollen diese orthodoxen Juden nicht, sondern den Jüngling Emanuel für Das, was ihnen Lauheit scheint, und noch mehr für die Sünden des Vaters bestrafen; der Bekehrungseifer von diesem getauften Juden und nachmaligen Jesuiten ist ganz Nebensache und kommt auch nur in der Vorgeschichte vor. Abgerechnet den irreleitenden Titel, ist von der Novelle recht viel Gutes zu sagen; sie ist, was so wenig Novellen sind, wirklich eine Darstellung aus dem Leben, durch die sich der verbindende Faden, ohne daß man es wahrnimmt, durchschlingt, die originelle und anmuthige Personen aufführt, wie hier die liebliche, mädchenhafte, nicht verpinselte, nicht absichtlich schwärmerische Jüdin, den wirklich humoristischen Doctor, den schwermüthigen, grüblerischen Lieutenant, den liebenden Emanuel mit der Johannesseele. Auch die Nebenpersonen sind keine abgegriffene Münze, sondern rein ausgeprägt. Die Schreibart ist vortrefflich.

7. Schriften von Gustav Schilling. Zweite Sammlung. 45. Band: Welland's Wege; 46. Band: Die drei Sonntage. Dresden, Arnold. 1829. 8. 2 Thlr. 15 Gr.

Der beliebte Verf. fährt fort, das Publicum in seiner neuern Manier, die ernster, aber auch züchtiger als die frühere ist, zu unterhalten. Welland, dem Schicksal, Zufall und natürliche Anlage eine große Beweglichkeit und Anstelligkeit anbildeten, beweist, daß man ein Vielwisser und Vielkönner und doch kein eitler Geck, noch ein hohles, deshalb lautklingendes Gefäß sein könne; nach manchen Irrfahrten, seltsamen und angenehmen Abenteuern, die ihm Kraft und Tüchtigkeit des Körpers wie der Gesinnung überstehen hilft, sieht er sich am Ziele, und auch über die andern Personen waltet die poetische Gerechtigkeit mit Billigkeit und rechtem Maße, welches befriedigende Gefühl auch der „Drei Sonntage" Ergebniß ist, in welchen der Verf. es nicht verschmähte, verspätetes Glück noch zu erhaschen. Die jungen und alten Liebespaare scheiden von uns mit der Aussicht auf eine frohe Zukunft, und wenn sie die Ehe ernster macht, und sie gewisse, schalkhaft-naive Ausdrücke ablegen, die just nicht gegen den Anstand freveln, aber mitunter ein erkünsteltes Ansehen haben, so ist das eher für einen Gewinn als für einen Verlust zu erachten. 34.

Notiz.

Afrikanische Expedition.

Im Monat Februar gingen die Herren Richard und John Lander an Bord der Kauffahrteibrigg Alert, Capitain Lyson von Spithead nach der Westküste von Afrika ab. Um noch vor der Regenzeit die hohe See zu erreichen, zogen es die Reisenden vor, an Bord dieses nach dem Cap bestimmten Schiffes zu gehen; allein, sie haben einen Befehl an den Capitain des ersten königl. Schiffes, das sie auf ihrer Fahrt treffen, sie aufzunehmen, nach Badagry zu führen und sie im Namen des Königs von England dem dortigen Herrscher, Ikolen, zu empfehlen. Von Badagry wollen sie nach Katunga, der Hauptstadt von Yariba, von da nach Boussa (wo Mungo Park blieb) und nach den Nigerquellen gehen. Finden die beiden jungen Reisenden, daß der Fluß in den Hafen von Benin auslaufe, so wollen sie auf ihm die Rückreise machen; finden sie aber im Gegentheil, daß er ostwärts in den See Tschadan Bornu mündet, so kehren sie über die große tripolitanische Wüste und Fezzan zurück. 108.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit.

Zweiten Bandes drittes und viertes Heft. (XI, XII.)

Gr. 8. 96 und 100 Seiten. Geh. Jedes Heft 12 Gr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von

Friedrich Christian August Hasse,

Professor der historischen Hülfswissenschaften an der Universität zu Leipzig.

Inhalt des dritten Heftes:

Biographien und Charakteristiken.

Heinrich August Ottokar Reicha[illegible]. Von Friedrich Cramer.

Louise Brachmann. Von Heinrich Döring.

Biographische Andeutungen.

Graf Karl von Harrach.

Peter Stephan Ludwig Dumont.

Friedrich Gottlieb von Süskind.

Miszellen.

Aus dem Leben Facundo Quiroga's.

Biographische Literatur.

Anzeiger der biographischen Literatur vom Jahr 1828. C bis L.

Inhalt des vierten Heftes:

Biographien und Charakteristiken.

Karl von Rotteck. Von Ernst Münch.

Biographische Andeutungen.

Karl Wilhelm Ferdinand von Funck. Eine biographische Skizze von Ferdinand von Witzleben.

Biographische Literatur.

Anzeiger der biographischen Literatur vom Jahr 1828. M bis S.

Das fünfte und sechste Heft des zweiten Bandes erscheinen im Juni 1830.

Sowol die erste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechszehn Thlr., und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thlr. Werden beide Folgen zusammengenommen, so erlasse ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreißig Thlr. Einzelne Hefte, sowol von der ersten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 [illegible]. 12 Gr.

Leipzig, den 30. April 1830.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 148. —— 28. Mai 1830.

Das gerettete Malta. Episches Gedicht in 22 Gesängen von A. C. Lindenhan. 2 Theile. Altona, Aue. 1829. Gr. 8. 3 Thlr.

„Die Welt ist zu alt und zu kalt geworden für die Dichtkunst, insonderheit für die epische", so beginnt Hr. Lindenhan seine Vorrede, und leider mußte Ref. ihm beistimmen; denn der leise Schauder, mit welchem derselbe das im corpulenten Großoctavbande als Lese- und Relationspensum vor ihm liegende „Gerettete Malta" betrachtete, ließ sich nicht wegleugnen. Es fehlte ihm der heiße Muth, sich sofort in den poetischen Abgrund zu stürzen; vorsichtig maß er die gähnende Tiefe zuvor mit dem Senkblei, und fand, daß sie genau 11,849 hexametrische Verse betrug. Alter und Kälte haben also auch dich schon ergriffen, warf Ref. sich vor, und nur der Gedanke, daß er doch seinen Homer, seinen Dante, seinen Tasso, Ariosto, Göthe und Byron noch mit warmer Lust und junger Liebe wieder lese, beruhigte einigermaßen sein aufgeregtes Gewissen. Die echten Dichter, insonderheit die epischen, so fuhr er selbstvertheidigend fort, sind wol zu allen Zeiten selten gewesen, haben aber immer eine gute Aufnahme gefunden, und wenn aufstrebende Talente nicht sogleich durchdringen, so darf man der Zeit darum keinen Vorwurf machen. Sie mußte wol mistrauisch und grämlich werden durch die Menge der mislungenen und dennoch ewig wiederholten Versuche, durch die Masse des Schlechten und Mittelmäßigen, die dem Freunde der Poesie fortwährend aufgedrungen wird, und jene so hart verklagte Kälte ist der stärkste Damm gegen die überschäumenden Wogen der Afterpoesie. Ref. kann nicht leugnen, daß er sich zum Lesen neuer poetischer Werke, wenn sie ihm nicht durch bewährte Kenner als trefflich empfohlen werden, nur mit Abneigung entschließt. Muß er der Pflicht, wie hier, dies Opfer bringen, so erfreut es ihn dann um so mehr, wenn ihm Mühe und Zeit durch den Genuß belohnt wird, und dankbar übernimmt er dann gern die Empfehlung und Anerkennung. Ref. trat seine Fahrt mit Entschlossenheit an, beendigte sie mit Ausdauer, und kann nun dem auf bequemem Polster ruhig abwartenden Publicum von dem Ergebniß treue Kunde bringen.

Beschränkte Ansicht ist es, sagt der Verf., zu behaupten, der Stoff eines epischen Gedichtes müsse national oder von welthistorischer Wichtigkeit sein. Des Epikers Werk muß den Menschen, nicht den Staatsbürger anziehen. Mislingt ihm jenes, so kann es auch nicht dieses. Er hat Recht, denn überhaupt ist es nicht der Stoff, der dem Gedichte seinen Werth gibt; auch den geringfügigsten Stoff vermag der echte Dichter zum Meisterwerk zu gestalten. Daß Hr. L. La Valette's tapfere und glückliche Vertheidigung von Malta gegen Soliman zum Stoff nahm, bedurfte daher keiner andern Vertheidigung, als der einer glücklichen dichterischen Behandlung. Diese Begebenheit gehört, wenn nicht extensiv doch intensiv zu den herrlichsten Momenten der Geschichte, und die Begeisterung, aus der sie hervorging, ist es werth, durch den Mund des begeisterten Dichters verherrlicht zu werden. Auch ist unser Dichter von der Größe seines Gegenstandes ergriffen und durchdrungen; er stellt die verschiedenen Ereignisse des gewaltigen Kampfes mit Kraft und Leben hin. Viele Momente, Beschreibungen von Gefechten, Angriffs- und Vertheidigungsanstalten, Schilderungen des Muths, der Aufopferung und Hingebung, wie von Naturereignissen u. dgl. sind ihm wohl gelungen. So sind z. B. die Rückkehr La Cerda's zur Pflicht und Ehre, die Aufnahme, die dies bei Valette findet, das Erbieten des Konstantin Kastriotes zur Vertheidigung von S.-Elmo, der Ueberfall dieser Feste, deren Beschießung und Fall, der Tod Lorenzo's und seines Sohnes vortreffliche epische Bilder. Auch das eigentlich geistige Princip des Gedichts, das vorzüglich in Valette hervortritt, seine unerschütterliche Festigkeit, und die kolossale Geisteskraft, mit der er die Seinigen beseelt und ihren sinkenden Muth immer neu zu beleben weiß, ist von dem Dichter wohl erkannt und dargestellt. Daß nun dieser Held als Hauptfigur der epischen Gruppe dastehen mußte, versteht sich; ebenso nothwendig war es aber auch, um dieser Gruppe harmonisch lebendige Bewegung, Fülle und Mannichfaltigkeit zu geben, ihm bedeutende Nebenfiguren beizuordnen. So bildete Homer, der Vater des Epos, oder, wenn man lieber will, die griechische Volkspoesie, die sich in ihm und den Rhapsoden verkörperte. So erscheint in der „Ilias" Achilleus

nie unbegleitet von einer abwechselnden Fülle bald höherer und mächtiger, bald reizender und lieblicher Nebengestalten, die so wenig unbedeutend sind, daß sie vielmehr an seine naturgöttliche Größe hinanragen und zu der hohen epischen Wirkung wetteifernd beitragen; und in der „Odyssee" sehen wir den göttlichen Dulder aus einer Gruppe in die andere treten, die jederzeit ihre eigenthümlich bedeutende Gestalt und Bewegung hat. Diese Gestaltung der Nebenfiguren nun ist Hrn. L. zu wenig gelungen. Die seinigen verschwinden, wiewol in großer Anzahl vorhanden, neben der Hauptfigur durch ihren Mangel an eigenthümlichem Charakter und unabhängigem Leben. Um in die Monotonie und Trockenheit der Handlung Abwechselung und Mannichfaltigkeit zu bringen, glaubte sich Hr. L. verpflichtet, nicht nur Nebensachen umständlich auszumalen, sondern auch eine Menge von Episoden einzuschalten. Hierdurch hat er aber, eben weil er zu viel that, seinem Werk geschadet und die harmonische Wirkung durch Ueberladung und bunten Farbenschiller gestört. Von seinen unzähligen Episoden sind zwar einige mit Gefühl kräftig und gefällig ausgemalt, und daher an sich nicht ohne Wirkung, was aber die Erfindung derselben betrifft, so ist diese fast durchgängig weder neu noch glücklich, oft sehr unbedeutend, und überall fehlt die nothwendige Verbindung mit der Haupthandlung. Bei der, man kann wol sagen, angeflickten Episode von Salvago und Filandella hat ihm Tasso's Rinaldo und Armida zu lebhaft vorgeschwebt, sowie denn bei diesem Gedicht überhaupt, was Erfindung, Ausführung, Versbau und Sprache betrifft, der Leser beständig unwillkürlich an schon Bekanntes erinnert wird. Der Ansicht des Verf., daß der Hexameter keineswegs von der deutschen Poesie auszuschließen sei, muß Ref. beistimmen und glaubt, derselbe sei wegen der großen Abwechselung, deren er fähig ist, und die jedem Dichter erlaubt, ihn auf seine individuelle Weise zu behandeln, sehr zu empfehlen. Von dieser Erlaubniß hat aber unser Dichter zu wenig Gebrauch gemacht. Augenscheinlich hat er auf Sprache und Versbau großen Fleiß verwandt; beide aber tragen zu sehr die Spuren dieses Fleißes. So vollendet muß die Arbeit des Dichters sein, daß sie als solche gar nicht mehr erscheint und ihr Product als reine Naturgabe dasteht. Voß's Sprache und Hexameter haben dem Verf. unverkennbar zum Muster gedient: wie es aber bei der Nachbildung jeder Manier zu gehen pflegt, die Fehler derselben werden um so viel auffallender als ihre Vorzüge weniger erreicht sind. Der Hexameter an sich, besonders der deutsche, tritt schon mit einer gewissen Feierlichkeit auf und zwingt zur epischen Ruhe. Diese Tendenz der Versart muß der Dichter durch seine Behandlung zu mildern suchen, um nicht geschwätzig und schleppend zu werden. Hr. L. hat dieselbe im Gegentheil noch künstlich und übermäßig zu erhöhen gesucht, und ist dadurch in steife, anmuthlose Redensarten, in gewisse hexametrische Kanzeleiwendungen, die nichts als verkappte Prosa sind, in pausbackigen Versprunk, in leere Wort- und Versmalerei verfallen. Dahin gehören Wendungen, wie „des süßen Wunsches Verfehlung" — „zur Ertragung jeglichen Schicksals" — „jähabsprudelnder Bergstrom" — „Geklag (statt Klagen) des verzweifelnden Vaters", was einen unedeln Eindruck macht. Wenn ein ermüdetes Mädchen betet und einschläft, so drückt Hr. L. dies in seiner episch-hexametrischen Umständlichkeit so aus:

— — Bald und nachdem sich der schirmenden Obhut
Gottes die Fromme befahl im Gebete, schließen die Lieder
Leise sich zu, umweht von des Schlafs ruhsäuselndem Anhauch.

Zu diesem Geschlecht unangenehm gezierter tropischer Wendungen gehört auch folgende:

— — — Verlieblichtest weise und schonend
Du nicht die bittere Frucht heilsamen verständigen Tadels
Durch vielschmeichelnden Lobs sinnkitzelnde süße Verzuckrung.

Ist dies nicht, als wollte Jemand den ehrenwerthen Voß noch im Grabe parodiren? So weit aber geht die Wortmalerei, daß die einfache Finsterniß nicht hinreicht, sondern zur „finstern Finsterniß" werden muß, um finster genug zu sein. Von der metrischen Tonmalerei des Dichters gibt Ref. ein Beispiel in folgendem fugirten Hexameter:

Singt Halleluja, ruft Halleluja, jauchzt Halleluja.

Auch in der Bildung neuer Worte ist Hr. L. nicht glücklich. „Ernstvoll" ist ein unnöthig gedehntes ernst, und „Genossam" für Genossenschaft wird nicht in die Sprache übergehen, da es weder Analogie noch Sprachbedürfniß für sich hat. In Hinsicht der antiken Metrik erklärt sich Ref. für einen Anhänger der laxen Observanz, und ist daher nicht geneigt, dem Verf. Verstöße aufzumutzen. Aber „umdunkeln eu'r helles Gedächtniß" hat seinem Ohre doch weh gethan. Dieses aus 2 Sylben zusammengezogene „eu'r" hielt sich zu lange darin auf, um ihm für einen kurzen Versfuß zu gelten.

Für die Darstellung des blos äußern Handelns fehlt es dem Dichter nicht an plastischer Kraft und Kunst. Daß seine Beschreibungen von Kämpfen, Naturereignissen, Localitäten u. dgl. gelungen sind, ward schon erwähnt; dagegen ist er nicht glücklich in der Charakterzeichnung der auftretenden Personen. Im Epos müssen diese mehr aus ihren Handlungen als aus ihren Reden erkannt werden. Die seinigen reden, wie der Dichter selbst eine philosophisch-moralisch reflectirende Sprache, und geben ihre schätzbaren aber leider zu allgemeinen Maximen und Gesinnungen in sentimentalem Wortgepränge kund. Die Länge ihrer Reden ist oft unerträglich, um so mehr, als sie nichts Neues sagen, und die Situation doch meist so dringend ist, daß man sie fortjagen möchte, um zu handeln. Wenn Homer den alten Nestor in der Versammlung der Fürsten und sonst ziemlich gedehnt sprechen läßt, so ist dies dem Charakter der Person angemessen. Das Alter hüllt seine Weisheit gern in lange Redegewänder. Die Personen im „Geretteten Malta" aber überschreiten alles

Maß, und sind, alt oder jung, in diesem Punkte sämmtlich ausschweifende Nestorianer. Ebenso überfließend ist der Dichter selbst in vielfach eingestreuten endlosen moralischen und psychologischen Betrachtungen. Viele seiner Gesänge leitet er mit solchen ein oder schließt sie damit, statt in unbefangener epischer Ruhe fortzuschreiten, wodurch denn die durch lebendige Darstellung soeben hervorgebrachte gute Wirkung oft sogleich wieder aufgehoben wird. Hinweisungen auf die heilige Schrift und Anwendung von Stellen aus derselben sind ungemein häufig, und wiewol gegen diese fromme Tendenz in einem auf das Christenthum basirten Gedichte nichts einzuwenden ist, so sollte der Dichter doch solche Mittel nur für die Momente der höchsten Wirksamkeit aufsparen und mit poetischer Weisheit gebrauchen, um nicht in den Ton der versificirten Predigt zu verfallen. Immer ist es ein Unglück für ihn, wenn er seinen Lesern zu wenig zutraut. Das Erkennen des Geistigen und Sittlichen in dem Dargestellten ist Sache des Lesers, er will darauf nicht hingewiesen werden, und gerade darin besteht des Epikers Kunst, das Geschehende so darzustellen, daß der Geist desselben unmittelbar und unausgesprochen in den Leser übergeht. Auch die, wenngleich oft gelungene, Beschreibung von Nebenwerken, Bildern, Kleidung u. dgl. trägt zur übermäßigen Dehnung des Ganzen Vieles bei.

Was den Gebrauch des Wunderbaren betrifft, so läßt Ref. die Ansicht des Verf. hierüber unangefochten, und ist der Meinung, daß der geistreiche Dichter dasselbe nach Belieben schaffen, anwenden oder entbehren könne. Die Poesie bedarf wenig und kann doch Alles gebrauchen. Die Art aber, wie der Verf. Gott, verschiedene Apostel und Heilige zur Rettung Maltas hinzutreten läßt, verfehlt die Wirkung. Gerade die Kraft, die das Christenthum ganz und allein von Innen heraus bis zum höchsten Triumph hier so mächtig entwickelt, war des Verf. Thema, und darum freute es denn auch Ref. nicht, Johannes den Täufer hier zuerst als ausgezeichneten Feuerwerker und Artilleristen kennen zu lernen. Doch — Dehnung und Weitschweifigkeit ist unsers Dichters Hauptfehler: Ref. muß sich vor Ansteckung hüten; er resumirt sich schnell. Der Verf. hat unermüdlichen Fleiß, warmes Gefühl, glückliche Anlagen zur beschreibenden Poesie und ist für Religion und Sittlichkeit begeistert. Wer um des achtungswerthen Strebens willen gegen untergeordnete Leistungen in der Poesie tolerant ist, wer sich für eine mühsame Lecture durch schöne Stellen und gelungene Einzelnheiten hinlänglich entschädigt findet, wird mit dem „Geretteten Malta" nicht unzufrieden sein. Um ein Meisterwerk hat es die deutsche Poesie nicht bereichert. 87.

Aus Italien.

Eine Frage, die man abgethan glaubte, beschäftigt aufs Neue die Literatoren Italiens. Denn aufs Neue bringen die Mitglieder der Crusca in den letzterschienenen Bänden ihrer Akten die von allen Seiten zurückgewiesene Anmaßung zum Vorscheine, daß Dante's und Boccaccio's Sprache für Alle, die nicht in Florenz geboren sind oder leben, eine todte, fremde Sprache sei, die erlernt werden müsse, die alle Italiener bei den Toscanern erborgten. Wer hätte vergessen, wie Monti und Perticari in ihren bekannten Werken diese dreiste Behauptung erwiderten. Beide sind zwar seitdem in das Land des Friedens eingegangen und nicht mehr im Stande, den neuen Angriff abzuwehren, aber ihr Muth und ihre Einsicht ist auf Nachfolger vererbt, und die mailändischen Wortführer der gemeinsamen Sache scheinen mit ruhigerer Kraft jetzt die Stirn zu bieten. Nicht mehr handelt sich es darum, ob im Erlernen und im Gebrauche der Sprache die Florentiner durch den bei ihnen gesprochenen Dialekt einen Vorzug vor den andern Gaubewohnern Italiens haben, und ob die Sprache nach ihrem Lande oder ihrer Hauptstadt benannt werden müßte. Jetzt handelt sich es darum, ob Alle, die außerhalb Toscana leben, und sonst wol im Irrthume waren, für nicht schlechte Schriftsteller zu gelten, diesen Wahn aufgeben und das Bücherschreiben künftig bleiben lassen sollen, da man in einer entlehnten Sprache nie etwas Ausgezeichnetes leisten kann. Denn so festgerannt sind die Mitglieder der Crusca in der Meinung vom alleinigen Besitze und der alleinigen Meisterschaft in ihrer Sprache, daß sie an mehren Stellen der neuerschienenen Gesellschaftsschriften die Behauptung von einer allen Italienern gemeinschaftlichen Sprache als „Träumerei und Irrereden" behandeln. „Ein Lombarde", sagt der geistreiche Niccolini, „kann wol durch seine vermuzte und ihm geläufige Mundart Jemanden bis zum Lachen oder zu Thränen bringen, aber Alles, was er erzählt, wird ohne die geringste Wirkung sein, wenn er dieselbe Sache auf toscanisch uns mittheilt". Solche Versicherungen sind wohl geeignet, auch das stumpfeste Ehrgefühl zu wecken, und im Sturmschritt erheben sich daher ganze Phalangen von Schriftstellern, die Mailänder an der Spitze, um von der Crusca sich die Erlaubniß zu erstreiten, auf Andere Eindruck zu machen. Die Abwehr ist gemeinsam; auch wer mit Monti und Perticari nicht überall übereinstimmte und den schönen Vorzug einer bildsamen und ausgebildeten Mundart nicht ohne Neid den Florentinern zugesteht, fühlt sich solidarisch zum Heerbann verpflichtet.

Die „Biblioteca italiana", schon früher die Vorstreiterin für die Rechte des gesammten Italiens, ist auch diesmal, aber gemäßigter als sonst, im Kampfe die erste. Durch ausführliche und gelehrte Artikel (Januar- und Februarheft, dem noch mehre folgen werden) vertheidigt sie das bestrittene Erbe. Sie setzt auseinander, wie nach dem Zerfalle des Römerreichs die ohnehin schon verderbte lateinische Sprache, bis jetzt noch das gemeinsame Band der verschiedenen Einwohnerschaften Italiens, in einzelne Mundarten sich auflöste, die zwar große Aehnlichkeiten haben mußten, weil viele, der gemeinsamen Quelle entnommene Worte unverändert sich erhalten, und weil auch die von fremdher gewonnenen Berührungen unter sich verwandten Dialekten entsprungen waren. Aber diese sich sondernden Mundarten lösten sich noch bestimmter voneinander los, als die politische Eifersucht in nie ruhende Fehden ausbrach, und die Möglichkeit einer von Allen gekannten und gesprochenen Sprache durchaus aufhörte. In dem Trennenden jedoch lag auch das Mittel der Näherung. Nach den Fehden mußte endlich Friede und gegenseitiges Verständniß erfolgen. Zu selten mögen nach und nach Die geworden sein, die die aussterbende lateinische Sprache für die innern und äußern Geschäfte gewandt genug zu brauchen wußten. Die einzelnen lebenden Mundarten boten gleiche Schwierigkeiten dar. Sie waren weder ausgebildet genug für den Bedarf, noch auch hinreichend gegenseitig gekannt. Die Entwickelung einer neuen, Allen gemeinsamen Sprache war dadurch bedingt und herbeigeführt.

Jede der Mundarten, die in den verschiedenen Orten Italiens im Brauche war, hatte in sich eine Menge von Worten und ausgebildeten Sprachformen, die aus der einst herrschenden lateinischen stammten. Auch eine Menge Fremdwörter, zum

Theil barbarischer Abkunft, waren Allen gemeinsam. Die Geschichte erklärt, wie dieses zuging. Die Berührung in den Kreuzzügen, das Lehenwesen, die geistlichen Brüderschaften vermehrten dieses Gemeingut und schafften seiner Anwendung eine größere Sphäre. Wohin der Gesang der Troubadours erscholl, da verbreitete die gern behaltene Sprache ihre Klänge. In den Besitz dieser allen Provinzen Italiens gemeinsamen Elemente setzten sich Obrigkeiten, Priester, Lehrer, kurz, wer nur auf Hörer und Verstehende auch außerhalb der engen Mark seiner Heimath rechnen mochte; und aus ihnen bildete sich die Sprache empor, die von Land zu Land, in Gesetzen, Predigten und Schriften und im Gespräche der Gebildeten die Oberhand gewann.

Diese Sprache, nicht das Werk der Absicht, sondern unmerklich, wie die Nothwendigkeit es foderte, sich ausbildend, zeigt überall, wie die noch vorhandenen Denkmale es darthun, den gleichmäßigen Ursprung. In Sicilien und Bologna und sonst noch gewann die Sprache, die man jetzt toscanische nennen möchte, beinahe früher noch als in Florenz, an Anmuth, und wenn auch noch ungelenk und unsicher, so war sie doch schon vor dem Auftreten der 3 großen Florentiner auf dem Wege zu jener vollkommenern Entwickelung, die sie später erreichte; obgleich nicht geleugnet werden soll, daß in Florenz mehr jener Sprache Elemente, die in allen Städten Italiens auch sich fanden, beisammen waren als anderwärts.

Diese Sätze, deren Triftigkeit man nicht bestreiten kann, waren in einer Schrift: „Lettere di Pamfilo, a Polifilo", mit vielem Geist und gleicher Gelehrsamkeit angegriffen worden. Sie richteten sich meist gegen Perticari. Irren wir nicht, so ist ihr Verfasser der sprachgelehrte Antonio Benci. Mit einzelnen klaren und deutlichen Sätzen erwidert der mailändische Verfechter der gemeinsamen, aus Keimen, die überall verbreitet waren, hervorgetriebenen Sprache auf die Sätze des Gegners, und sucht einzeln zu bestätigen, was im Allgemeinen schon durchgesprochen wurde. Der Streit ist für Deutschland nicht ohne Interesse; denn tragen wir seine Hauptpunkte auf unsere Verhältnisse über, so heißt die Frage bei uns: Reden wir Deutsch oder reden wir Meißnisch? Wählte nicht auch Luther aus dem vorgefundenen Stoffe der einzelnen Dialekte Das aus, was ihm am geeignetsten schien, um von den Deutschen aller Kreise und Gaue verstanden zu werden; und wäre es möglich gewesen, mit der Bibelübersetzung so auf die Sprache zu wirken, wenn nicht Alle in ihr den Anklang des Heimischen gefunden hätten? 35.

Prächtige Belohnung eines Journalisten.

Der Amerikaner Niles erzählt in seinem Wochenblatte, „Weekly register", vom 7. November 1829, ihm sei soeben ein Brief mit dem Postzeichen: „Niles", zu Handen gekommen; nachdem er ihn erbrochen, habe er daraus erfahren, daß man ihm zu Ehren einen am St.-Josefsflusse im Michigangebiete neuangelegten Ort Niles benannt habe. Der Redacteur stattet für diese Ehre seinen herzlichen Dank in seinem Wochenblatte ab. Wahrscheinlich ist er der einzige Journalist, dem zu Ehren ein neues Dorf benannt worden ist. Vielleicht wird dieses Dorf in der Folge eine bedeutende Stadt; die Nachkommen werden dann stets durch den Namen der Stadt an das Wohlgefallen erinnert werden, welches ihre Vorfahren an einem damaligen Wochenblatte hatten. Wie sonderbar aber muß es in einem Lande aussehen, wo Jemand durch einen Brief erfährt, daß hier oder da plötzlich ein neues Dorf entstanden ist und seinen Namen trägt! In Europa ist Alles, was man zu Ehren eines Gelehrten thun kann, daß man eine Pflanze nach ihm benennt. In Paris haben seit der Revolution mehre Straßen Namen von Schriftstellern und gelehrten Forschern bekommen; aber Amerika ist das einzige Land in der Welt, wo nagelneue Dörfer und Städte mit Schriftstellernamen prangen. 104.

Literarische Notizen.

Einige Hundert von Bourrienne eigenhändig geschriebene Briefe, in denen er gerade das Gegentheil von Dem, was er in seinen Memoiren sagt, behauptet hat, sollen nächstens erscheinen. Eine Anzahl dieser Briefe wird den Lesern die Generale Dugomier, Augereau, Hoche, Masséna, Bernadotte, Murat, Andréossy, Berthier, Desaix, Kleber u. s. w. vorführen, und der Eroberer Italiens soll darin ganz vorzüglich abgeschildert sein.

Oriental translation found.

Ein Verzeichniß der Werke, welche jene bekannte Gesellschaft zur Uebersetzung bestimmt hat, nebst einer kurzen Angabe des Inhalts derselben, dürfte hier wol an seinem Orte und manchen Lesern willkommen sein: 1. Der Cural, ein Werk über Ethik, von Tiruvalluven, übersetzt von Richard Clarke. Dieses alte, in dem reinsten Styl geschriebene Werk steht im ganzen Süden Indiens in hohem Ansehen. 2. Die Jahrbücher des Elias, Erzbischofs von Nisibi, übersetzt von Josiah Forshall. Diese syrische Chronik enthält die chronologische Nomenclatur der vorzüglichsten Dynastien der Welt, gedrängte Nachrichten von den Patriarchen der nestorianischen Kirche und Bemerkungen über die hauptsächlichsten Ereignisse im Orient seit der Geburt Christi bis zum Anfange des 11. Jahrhunderts. 3. Akhlah-i Naseri, von Nacer-Eddin aus Tous in der Bucharei, übersetzt von H. G. Keene. In Persien genießt dieses nach griechischen Mustern verfaßte Werk über Ethik großes Ansehen. 4. Die Didaskalien oder apostolischen Constitutionen der abyssinischen Kirche, übersetzt von T. P. Platt. Dies alte, in Europa noch nicht bekannte äthiopische Werk enthält eine Auseinandersetzung einer Anzahl Meinungen von hohem Interesse. 5. Boustan, von Sadi, übersetzt von J. Roß. Dieses in Persien hochgeachtete Gedicht enthält allegorische Erzählungen und Fabeln über die moralischen Pflichten im gesellschaftlichen Leben. 6. Tarik-i Afghan, übersetzt von Dr. Bernhard Dorn. Es enthält eine Geschichte der Afghanen und ist bereits erschienen. 7. Reisen Ewlia Effendi's, übersetzt von Hammer. Eine Beschreibung der Reisen des Verf. in allen Theilen des türkischen Reichs, in Turkestan u. s. w., im Anfang des 7. Jahrhunderts. 8. Jahrbücher von Naima, übersetzt von Dr. Henderson. Diese türkische Geschichte umfaßt den Zeitraum von 1622—92 und enthält die Beschreibung des Einfalls der Türken in Deutschland, die Belagerungen von Ofen, Wien u. s. w. 9. Geschichte der Berber, von Ibn Khaledun, übersetzt vom Prof. Lee. Diese seltene, kostbare arabische Schrift beschäftigt sich mit dem Ursprunge, der Ausbreitung und dem Verfalle der Dynastien, welche die nördliche Küste von Afrika beherrschten. 10. Das große Werk Ebrici's über die Geographie, übersetzt von G. L. Renouard. 11. Khitat Makrisi, oder Geschichte und Statistik von Aegypten, übersetzt von Abr. Salomo. In dieser Schrift wird die Eroberung Aegyptens durch die Khalifen im Jahre 640 erzählt, und Nachricht von den Städten, Flüssen und den alten und neuen Bewohnern des Landes gegeben. 12. Ein Theil von Rouret us Sufa, von Mirkond, übersetzt von Dav. Shea. Enthält die Geschichte Persiens von Kaiomurs bis zum Tode Alexanders des Großen. 13. Meher va Mouchteri, übersetzt von Dr. Bernh. Dorn. Dies in Persien sehr bekannte Gedicht besingt die Freundschaft und Schicksale Meher's und Mouchteri's. 14. Hatim taï, übersetzt von Duncan Forbes. Ein persischer Roman. (Im März erschienen.) 15. Ferhad va Chirin, in der Uebersetzung von James Mitchell. Dieses persische Gedicht enthält die Geschichte Ferhad's, eines berühmten Bildhauers, und Chirin's, einer persischen Prinzessin, und außerdem mehre interessante Legenden von Adam, Mohammed u. s. w. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 149. —— 29. Mai 1830.

Adam Oehlenschläger's Schriften. Zum ersten Male gesammelt als Ausgabe letzter Hand. Erstes und zweites Bändchen. Selbstbiographie. Breslau, Max. 1830. 16. Preis für 8 Bändchen 4 Thlr. 4 Gr.

So lautet der Titel des vor uns liegenden Werks. Uns ist dabei zunächst aufgefallen, daß der Verf. zum ersten Male eine Ausgabe letzter Hand herausgibt. Hiernach scheint es, als wolle er auch noch zum zweiten oder zu mehren Malen Ausgaben letzter Hand sammeln. Seit Göthe den Ausdruck: Ausgabe letzter Hand, gebraucht und in seinem Sinne gerechtfertigt hat, ist er schon häufig, oft aber auch ungeschickt, wie hier, nachgeahmt worden. Der Sammlung dieser Schriften nun hat der Verf. eine Selbstbiographie vorhergehen lassen, welche die beiden ersten Bände enthalten. Vornehmlich diese soll der Gegenstand unserer Anzeige sein, da die hiergesammelten einzelnen Schriften Oehlenschläger's dem deutschen Publicum größtentheils schon seit vielen Jahren bekannt sind. *)

Wie sehr in gegenwärtiger Zeit Memoiren und Selbstbiographien überhandnehmen, ist schon vielfältig bemerkt worden. Flache Individuen drängen sich hier neben bedeutenden und einflußreichen hervor, um der Welt ein Zeugniß ihrer nichtigen Existenz zu hinterlassen. Sie benutzen Glück und Zufall, die sie in Berührung oder Verbindung mit großen Männern gebracht, und wähnen hierdurch, selbst Bedeutung und Nachruhm zu gewinnen. Um so mehr aber ist es Pflicht der Beurtheiler, 2 Arten von Memoiren und Selbstbiographien von vorn herein zu unterscheiden: solche, deren Urheber selber eine bedeutende Rolle gespielt und eine mächtige Wirkung auf ihre Zeit und Zeitgenossen ausgeübt haben, und solche, die nur durch Erzählung von Anekdoten und Charakterzügen fremder Individuen ein Relief erhalten und so zuweilen interessant werden. Zu dieser letztern Gattung gehört unstreitig auch die vorliegende Biographie. Wenn diese Ansicht vielleicht von der Meinung Mancher über Oehlenschläger abweicht, so wird sie hoffentlich dennoch durch die nachfolgenden Belege aus dem Buche selbst hinlänglich bestätigt werden.

*) Die ganze Sammlung soll aus 18 Bändchen bestehen; wir berichten noch über den Inhalt derselben. D. Red.

Den Inhalt dieser beiden Bände kann man vornehmlich auf 3 Bestandtheile zurückbringen: auf des Verfassers eigentliche Lebensgeschichte, auf seine Ansichten über seine Kunst, und auf gelegentlich mitgetheilte Erzählungen und Aeußerungen von berühmten Männern, deren Bekanntschaft Oehlenschläger gemacht hat.

Seine Lebensgeschichte ist unbedeutend. Oehlenschläger wurde am 14. Nov. 1779 in einer Vorstadt Kopenhagens geboren. Er stammt theils von deutschen, theils von dänischen Vorfahren ab und möchte sein Geschlecht von dem berühmten Adam Olearius herleiten. Sein Vater war während Oehlenschläger's Kindheit und Jugend „Gevollmächtigter" auf dem königl. Lustschlosse Friedrichsberg, späterhin Schloßverwalter daselbst.

Unsere Lebensart (erzählt Oehlenschläger), im Winter wie im Sommer, war ebenso verschieden wie die Natur. Im Sommer wimmelte es bei uns von Menschen, von schönen geputzten Damen. Der ganze Hof war da. Die schönste Tafelmusik konnten wir Kinder hören; wir konnten durch die Thüre die königl. Familie bei Tafel sitzen sehen. Janitscharenmusik war draußen des Sonntags Nachmittags und Volksgewimmel im Garten — der Park dagegen stand leer, der war für die königl. Familie allein bestimmt. Mein Vater hatte aber den Schlüssel dazu, und ich und meine Schwester machten viele Bekannte glücklich, wenn wir mit ihnen da spazieren gingen. Da war es still und einsam wie 10 Meilen von der Stadt. Da besuchte man das norwegische Haus, wo die große Natur im Kleinen täuschend nachgeahmt war; den Eremiten in seiner Klause; die Grotte mit Krystallen und Erzen wie in einer Feenwohnung; das chinesische Haus mit bunten Bildern von Mandarinen und Frauenzimmern, und oben am Dache Glocken, die sich im Winde bewegten und klangen. Kam der Spätherbst und zog die Herrschaft zur Stadt, so war auch die ganze Umgebung ganz anders. Keine Musik mehr, keine Spaziergänger, aber voll von Handwerkern und Arbeitern waren Schloß und Garten. Da ging ich denn herum bei den Maurern, Zimmerleuten, Tischlern, Tapezierern, Malern. Auch wagte ich mich mitunter in die Höhe mit den Bleideckern. Und wie ich im Sommer die feine Lebensart der großen und schönen Welt bewunderte, so lauschte ich jetzt den Handwerkern ihre Eigenheiten und Launen ab, und sah den Gärtnern zu, wenn sie pflanzten, säeten oder Bäume beschnitten. Kam nun der eigentliche Winter, so waren wir im großen Schlosse ganz allein mit 2 Wächtern und 2 großen lichtgelben Doggen. Dann erlaubte mir mein Vater wol auch, im schönen Wetter nach der Stadt zu gehen, um Bücher aus der Leihbibliothek zu holen u. s. w.

Wir heben diese Stelle hervor, um zu zeigen, wie sehr die Umgebung einer so schönen und reinen Natur

und daneben der bunte Wechsel so mannichfaltiger und reicher Erscheinungen auf die Stimmung eines wahrhaft poetischen Gemüthes in seiner Kindheit hätte wirken müssen. Auf den Knaben Oehlenschläger machten alle diese Dinge keinen andern Eindruck wie auf seine Gespielen. Die Ausbildung seiner geistigen Anlagen ging überhaupt nur sehr langsam von statten und ward noch mehr durch ein stetes Schwanken und Unkenntniß von seinem Berufe unterbrochen. Zum Lernen fühlte er wenig Lust und Neigung. Früh wurde er in eine Kinderschule zu einer alten grämlichen Frau geschickt, später zu einem Küster, zu dem die meisten Kinder des Ortes gingen.

Ich war aber (schreibt er) 12 Jahr alt geworden und hatte noch nichts gelernt; 300 Bände der Leihbibliothek hatte ich freilich schon verschlungen. So traf ich einmal auf einer meiner Wanderungen Eduard Storm, einen Norweger, Dichter und Kinderfreund, von 50 Jahren, mit warmem Herzen, hellem Kopfe, Vorsteher einer Realschule in Kopenhagen.

Dieser nahm ihn in seine Schule, und so kam er in eine andere Umgebung. Dort zog ihn bald die nordische Mythologie von Storm, und Geschichte, vorgetragen von Dichmann, dessen Geisteskräfte Oehlenschläger außerordentlich erhebt, an. In dieser Zeit fing er an, Komödien zu schreiben, die er mit seiner Schwester und einem Jugendfreunde aufführte. Dennoch hatte weder Storm noch er selber (wie er sagt) eine Idee davon, daß er jemals wirklich ein Dichter werden sollte. Auch Dichmann glaubte es nicht, der überhaupt keine großen Gedanken von ihm hatte. Erst in seinem 23. Jahre ging ihm jenes Bewußtsein auf, und auf welche gewaltsame Art, möge man von ihm selbst hören.

Dies Gefühl (schreibt er) that sich auf eine wunderliche, beinahe komische Weise kund eines Abends bei den Oerstedts, als viele junge, auch ältere Gelehrte zugegen waren. Sie sprachen ernst von vielen gelehrten Sachen. Ich saß schweigend in einem Winkel, leerte mitunter mein Glas, füllte die Gläser der Andern und ließ sie reden, wie ich denn auch selten in großen Gesellschaften das Wort führe oder laut spreche. Nun ward denn auch zuletzt von der Dichtkunst gesprochen, und da äußerte eine mitleidige Seele, es sei sehr zu bedauern, daß seit Ewald's Zeiten die dänische Poesie so gewaltig gesunken wäre. Bei diesen Worten gewinne ich Leben und Glut, stehe rasch auf, gehe mitten in den großen Kreis hinein, sehe ihnen Allen kühn und stolz in die Augen, und indem ich mit geballter Faust in den Tisch schlage, ruf ich: Ja, das ist wahr, sie soll sich aber, hol mich der Teufel, wieder erheben!

Ein solches Erwachen des poetischen Bewußtseins hat in der That etwas so Wunderliches und Plumpes, ja, wir möchten sagen, Unwahrscheinliches, daß wirs kaum glaubten, wenn uns nicht der Verf. hoch und theuer versicherte, daß es ihm in diesem Momente ergangen sei wie einst dem Correggio, als er das Rafael'sche Bild gesehen und ausgerufen: „Anch'io sono pittore!“ Da er vor diesem Zeitpunkte keine Ahnung von seinem Berufe zur Dichtkunst gefühlt, so schwankte er auch oft in der Wahl seiner künftigen Lebensbestimmung. In seinem 17. Jahre sollte er Kaufmann werden. Doch empfand er hierzu wenig Lust, und so ward er schon ein Jahr darauf, da er doch etwas wählen mußte, Schauspieler. Aber auch in diesem Stande leistete er nichts Außergewöhnliches und fühlte sich bald unbehaglich darin. Darum entschied er sich in seinem 19. Jahre zum gelehrten Stande und fing an, fleißig zu studiren, das will sagen: „Latein zu lernen und zu schreiben“. Er wollte nun Jurist werden. Bei der Blocade von Kopenhagen im Jahr 1801 organisirte sich ein Studentencorps, in welches auch Oehlenschläger eintrat und das des Kronprinzen (jetzigen Königs) Leibcorps genannt ward. Und so war Oehlenschläger auch Soldat. Nach dem Kriege zog er sich zu seinen juristischen Studien zurück. In dieser Zeit verlobte er sich auch mit einer Schwester der Professorin Rahbeck, der Tochter des Justizraths, nachherigen Etats- und Conferenzrathes Hegers, mit Christine Georgine Elisabeth. Nach jener Zeit aber, da ihm das Bewußtsein über seinen Beruf zur Poesie aufgegangen war, verließ er auch die juristische Laufbahn und entschloß sich, der Dichtkunst ganz allein zu leben. So verbrachte er seine Zeit bis zum Jahre 1805. In den letzten Jahren entstanden seine ersten gedruckten Werke, unter denen „Aladdin, oder die Wunderlampe“ das vornehmlichste ist. Im August 1805 entschloß er sich, eine große Reise durch Deutschland und Italien zu seiner fernern Ausbildung zu unternehmen. Er erhielt durch Fürsprache des Grafen Schimmelmann ein Reisestipendium aus dem Fonds ad usus publicos. Hier beginnt der zweite Theil der Biographie, der uns seine Reise über Halle, Berlin, Weimar, Dresden, Paris, Coppet und Genf, nach Italien über den Simplon, durch Turin, Mailand, Bologna, Florenz nach Rom, und endlich seine beschleunigte Rückreise nach Kopenhagen erzählt. In keinem dieser Orte hat Oehlenschläger besonderes Aufsehen erregt, überall aber ward er mit gastfreundlicher Artigkeit und Theilnahme aufgenommen. Die Erlebnisse und Ergebnisse dieser Reise sind weder für ihn als Dichter von bedeutendem Einfluß gewesen — wenigstens erfahren wir in dieser Biographie ebenso wenig davon als in seinen Werken — noch brachte sie eine Wirkung auf Freunde oder verwandte Gemüther, die er auf derselben kennen gelernt, hervor. Und so ging auch hier seine Erscheinung wieder spurlos vorüber. Wie schnell und für Oehlenschläger selbst überraschend und unerklärlich dieses stattgefunden, davon kann sein zweiter Besuch bei Göthe ein auffallendes Beispiel geben. Wir werden denselben später, wenn wir zum dritten Bestandtheil dieses Buches kommen, kurz mittheilen. Nach seiner Ankunft in Kopenhagen ward er bald Professor der Aesthetik, welches er gegenwärtig noch ist. Er hielt nun verschiedene Vorlesungen, sowol öffentliche für Studenten, als auch private vor der vornehmen Welt und den kopenhagner beau monde. Er erwähnt namentlich seine Vorträge über Ewald, Schiller, Göthe, Shakspeare, Calderon, Sophokles, Holberg, Lessing, Tieck, Claudius, die meisten deutschen Lyriker, über alle bedeutende dänische Dichter, über die nordische Mythologie, die alten dänischen Heldenlieder und über die Romanliteratur.

Von welcher Beschaffenheit und welchem Gehalte diese Vorlesungen gewesen, mögen unsere Leser aus Oehlenschläger's Ansichten über seine Kunst, zu denen wir jetzt übergehen, selbst entnehmen. Dieselben sind theils durch das ganze Buch zerstreut, theils in 2 Capiteln besonders enthalten, wovon das eine überschrieben ist: „Von dramatischer Poesie" (II, S. 62), das andere: „Correggio" (II, S. 144), welches ausdrücklich gegen Tieck's Recension dieses Stücks in den dramaturgischen Blättern der „Morgenzeitung" gerichtet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Griechische Angelegenheit.

Die Sache der Griechen hat nicht erst seit der neuesten Erhebung dieses unglücklichen Volkes gegen ihre Bedrücker warme Vertheidiger gefunden. Schon durch die Reise des Grafen von Choiseul, welche Delille mitmachte, wurden alle Freunde der Humanität und der Künste für Griechenland in Anspruch genommen. Die Ueberbleibsel alter Kunst, als ebenso viele Beweise der Barbarei der Türken und das Elend des Volkes, das herrliche Land, und die Verödung desselben, die Entartung des Volkscharakters unter dem Sklavenjoch der Ottomanen, Alles wurde berührt. Laharpe schrieb damals seinen „Discours sur les Grecs anciens et modernes". Ich habe dieses gutgeschriebene Gedicht in einem Auszuge vor mir, welcher bereits im Jahre 1785 davon gemacht wurde, und will den Schluß davon hersetzen. Er soll, meines Erachtens, als Beweis dienen, daß man bereits vor mehr als 50 Jahren der griechischen Nation Befreiung aus ihrer bisherigen Sklaverei wünschte, und daß schon damals Franzosen und französische Gelehrte es waren, welche zuerst die Fürsprecher und Vertheidiger der Griechen machten. Man irrt daher sehr, oder vielmehr, man verhüllt die wahren Gründe des bösen Willens sehr schlecht, wenn man sagt: der Schrei der Griechenbefreiung und das Verlangen, die Türken aus Griechenland zu verjagen, sei ein Werk der Aufwiegler und Freiheitsprediger, d. h. der Revolutionnaire. Nachdem Laharpe die goldene Zeit Griechenlands geschildert und diesen Theil seines Gedichts mit den Versen geschlossen hat:

C'est ainsi, que l'exemple et l'émulation
Nourrissant des beaux arts l'utile ambition,
Reveillent le grand homme aux cris de la victoire;
A l'aspect des lauriers on brûle pour la gloire.

fährt er fort, und schließt mit den Worten:

Mais qu'un Grec aujourd'hui trafiquant dans Sestos,
Ou cultivant la terre au pied du mont Athos,
Aux travaux de l'esprit veuille occuper sa vie;
Que lui reviendra-t-il de cette noble envie?
Ira-t-il amuser la paresse et l'ennui
D'un obscur Patriarque, esclave comme lui?
Des Papas ignorants mendier le suffrage?
Ira-t-il à genoux présenter son ouvrage
A quelque Omar nouveau, qui goûtant peu l'esprit,
Répondra gravement, que l'Alcoran suffit?
Jadis il eut joui des honneurs du génie,
Il eut chez Périclès soupé près d'Aspasie.
Il est venu trop tard; il ira, s'il m'en croit
Sur les tranquilles bords de ce fameux détroit,
Le soir, quand le soleil dans la vague aplanie
Brise de ses rayons la pourpre réfléchie,
Sous les murs du Serail, où Moustapha s'endort,
Voir les mille vaisseaux qui remplissent le port,
Contempler à loisir la perspective immense
Des deux mers dont les flots viennent ceindre Byzance,
Et, la flûte à la main, le bonnet sur le front,
Attendre que le Russe ait soumis l'Hellespont.
Ah! souvent de regrets mon ame possédée
Dans la Grèce avec toi se transporte en idée.
Je me crois descendu dans ces lieux révérés,
Que jadis des neuf Soeurs les chants ont consacrés.
J'invoque en gémissant la grande ombre d'Athène,
Je voudrois l'arracher au sommeil qui l'enchaine.
J'interroge ces murs jadis chéris du sort;
Je rencontre partout le silence et la mort;
Et je m'écris alors: *Politique insensée,*
Qui glace les talens, et défend la pensée!
Hélas! qu'ils sont trompés ces despotes cruels,
Qui pour les asservir dégradent les mortels!
Et que le sceptre est vil aux mains de l'ignorance!
Rois, contemplez la Grèce, et permettez qu'on pense!

Die Verwilderung der griechischen Volksstämme, die Grausamkeit, mit welcher sie den Krieg führten, ihre Hinterlist und Abneigung, europäische Zucht und Taktik anzunehmen, endlich alle andere Fehler und Gebrechen, die man in neuester Zeit in dem Charakter der Griechen gefunden hat und finden will, aus welcher Quelle stammen sie wol? Aus der natürlichen allgemeinen Anlage des Volkes? Keineswegs! Wir haben Beispiele von Tugenden erlebt, die einem ganz entarteten Volke nie eigen werden könnten. Wo Sklavensinn und Mangel innerer Geisteskraft herrschen, findet man Vaterlandsliebe und Heldenmuth nicht. Sucht die Ursachen der auffallendsten, der Hauptgebrechen des wirklichen griechischen Volkscharakters in der bisherigen Lage dieses Volkes, in der Knechtschaft, in welcher es nun schon über 300 Jahre schmachtet. Seid so billig und gesteht den Griechen doch ebenso viel zu ihrer Vertheidigung zu als den Juden. Mehr bedarf es nicht, um sie zu rechtfertigen. Denn die Juden leben seit mehr als 200 Jahren in den meisten europäischen Staaten in einem Zustande, dessen sich die Griechen nie rühmen konnten, so lange sie unter türkischer Herrschaft leben. Endlich gebe man den Eigenheiten des griechischen Nationalcharakters nach, was man den Spaniern, Italienern, Franzosen, Engländern nachgibt, und bedenke, daß, je gebildeter das Volk durch Freiheit, Friede, Unterricht, den Anbau des Landes werde, destomehr die auffallendsten Nationalfehler verschwinden müssen; denn mit der erwachenden und fortschreitenden Humanität streift der Mensch die erdige Rinde nach und nach ab, die das Stigma seiner Thierheit ist. Allein, wie wenig ist zu hoffen, wenn Griechenland, auf eine kleine Strecke beschränkt, den Türken nicht nur fortan zinsbar bleiben, sondern sogar nicht einmal so viel verdient haben soll, sich eine eigne Verfassung zu geben! Die Einmischung der Continentalmächte und Englands in die Angelegenheiten Griechenlands wird dadurch ausgesprochen, und damit auch über kurz oder lang die Geschichte des polnischen Reichs wiederholt werden. Griechenland, unabhängig, frei, gehörig groß, würde für das ganze christliche Abendland eine mächtige Schutzwehr gegen die Raubstaaten und Osmanen sein; Griechenland, klein und abhängig, wird dagegen in sich selbst uneins, zerrissen und aller wahren Cultur entfremdet bleiben. Man sagt: was die Rechte gibt, soll die Linke nicht wissen; aber ebenso wahr ist es, daß die Linke nicht nehmen soll, was die Rechte gibt.

36.

Romanenliteratur.

1. Phantasiegemälde und Historien, von C. Weisflog. Elfter und zwölfter Band. Dresden, Arnold. 1829. 8. 3 Thlr.
2. Phantasiestücke und Historien, von C. Weisflog. Fortgesetzt von Dr. Morvell. 2 Bändchen. Stuttgart, Brodhag. 1829. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Ueber den Nachlaß eines uns liebgewordenen Mannes, der über unsern Tadel und unser Lob hinweg ist, viel sagen zu wollen, däucht Ref. unziemlich, er begnügt sich mit der Ver-

sicherung, daß ihm die heitere, gemüthliche „Badecur" im 11. Bande besser zusagt als das düstere Nachtstück: „Die Adepten", und daß die kleinen Abhandlungen, satyrischen Visionen und Erzählungen, oder wie man die Nummern im 12. Bande sonst nennen mag, ihm wie Bruchstücke erschienen, bestimmt, Glieder eines Ganzen auszumachen, jetzt, losgerissen, nicht bedeutend, nicht abgerundet genug sind, für sich allein zu bestehen. — Der Fortsetzer dieser Phantasiestücke bringt zu dem guten Willen, das Publicum nach Weise seines Vorgängers zu unterhalten, auch hinlängliche Fähigkeiten dazu mit. Die kleinen Studentenromane, in Berlin und München gespielt, sind allerliebst, das häusliche Leben des Kleinbürgers und dessen Vergnügungen sind treu und mit der besten Laune im „Roman ums Honorar" beschrieben, und wenn Einen die gute ehrliche Haut, der Student Anselmus, in den „Blättern aus seinem Tagebuche" dauert, daß es ihm doch so gar erbärmlich ergehe, daß das schwererrungene Warmbier durch den zerlöcherten Topf rinne, die gerösteten, mit Butter bestrichenen Brotschnitten sammt dem zinnernen Teller verbrennen und schmelzen, und dergleichen heilloses Unglück ihm mehr begegne, das den Fluch des Lächerlichen ansichträgt, so scheiden wir am Sylvesterabend getröstet von ihm; sein liebevolles Herz erwarb ihm einen reichen, angesehenen und wackern Adoptivvater. — „Drei Freier um eine Braut" sind ein artiges, scherzhaftes Nachspiel in Erzählungsform; „Die Macht der Thränen" ist, wo nicht aus dem Spanischen übertragen, doch ihm nachgebildet; keine Individualität der Personen, viel Intrigue in der Handlung und echt spanische Begriffe von romantischer Liebe und Ehre. In den fingirten, zur Vorrede dienenden Briefen von Jean Paul, Hoffmann und Weisflog, als Jeremias Kätzlein, ist Jean Paul's Ton und Ausdruck, ja sein Humor sehr gut getroffen. Die kurzen Notizen über Weisflog's letzte Tage erregen das Verlangen nach ausgeführtern.

3. Schwänke von **Friedrich Laun**. Dritter Theil. Leipzig, Lehnhold. 1829. 8. 1 Thlr.

4. Die Handschuhe. Zwei Novellen von Demselben. 2 Theile. Leipzig, Nauck. 1829. 8. 21 Gr.

Die „Schwänke" erzählen und dramatisiren komische Bedrängnisse, Verlegenheiten und Einfälle, die sich alle nach Gebühr heiter auflösen, und selbst der Gefoppte muß gute Miene zum bösen Spiele machen. Die muntere Laune des neckischen Fräuleins in dem kleinen Lustspiele erinnert an Jünger's naive Liebhaberinnen und ist ein wenig veraltet. — „Die Handschuhe" knüpfen und lösen Ehen; der männliche Handschuh misbraucht fast das Vorrecht der Novelle, die Quintessenz der Geschichte ohne viel Motiviren zu geben. Der weibliche erzählt umständlicher, schalkhafter, und bringt gar lustige Situationen und Misverständnisse herbei, und unterhält offenbar angenehmer als sein Partner.

5. Sammlung neuer Schriften von **Alexander Bronikowski**. Dritter Theil, oder Darstellungen aus vergangener Zeit. Dritter Band: Der Wahltag; Die Grube zu Höckendorf. Halberstadt, Brüggemann. 1829. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Kenner der polnischen Geschichte aus ihren Quellen versichern, daß Bronikowski's polnische Romane der Wahrheit nie untreu werden, und daß die bindende, erklärende Fiction nie so weit von den wirklichen Charakteren und Begebenheiten abweiche, daß man nicht füglich sich einreden könne, es habe sich in der That so und aus den nämlichen von ihm angegebenen Ursachen zugetragen. Daß der Verf. heimischer in Polen als in Deutschland sei, bewährt sich beinahe allenthalben in seinen Schriften, wie auch hier; er muß sich mit Umschreibungen helfen und wird dadurch hier und da breit, weil ihm der rechte, in wenigen Worten bestimmende Ausdruck gebricht, und er sich genirt fühlt, was ihm bei den polnischen Sagen kaum begegnet. So ist diese „Grube zu Höckendorf", so vorzüglich sie auch ist, doch an geistreicher Behandlung dem „Wahltag" unterzuordnen. Sie erzählt eine altmeißnische Sage, hält die richtige Mitte zwischen Alterthümeln und Modernisiren und läßt leise das Wunderbare hineinspielen, als aufgehöhtes Licht, keinen blinden Aberglauben aufdringend. Uebermuth, Habsucht, Neid und Bosheit finden ihre gerechte Strafe; der Herr läßt seine Wasser anschwellen, den Bergsegen ertrinken, wodurch der tückische Verräther seinen Tod findet, der Hochmüthige erniedrigt, der Demüthige erhöht und die Unschuld gerechtfertigt wird. — „Der Wahltag" ist der des Königs Michael Korybut von Polen im 17. Jahrhundert. Der Verf. konnte seinem Neuerwählten nicht Heldengröße geben, aber die menschlichen Tugenden eines sanften, wohlwollenden, in seinen zartesten Beziehungen verletzten Herzens; er läßt ahnen, wie der träumerische, weder durch Natur noch Glück begünstigte Korybut nicht der Mann war, das Interesse seines Volkes gegen mächtige Widersacher von Innen und Außen mit Kraft aufrecht zu halten und in einer wirren und verwirrenden Zeit mit Nachdruck seine Königswürde zu behaupten, übelwollende, unruhige Geister zu bändigen, einen hellen Ueberblick zu erlangen und Menschen und Dinge mit Erfolg nach der besten Einsicht zu lenken. Zugleich lernt man auch hieraus begreifen, warum Polen, das so große, hochbegabte Männer erzeugte, nie zur Selbständigkeit, zum innern Frieden, auch nicht in seinen glorreichsten Zeiten, gelangte. Seine feurigen, geist- und talentvollen Söhne vergaßen sich nur zu häufig in der Anwendung ihrer Seelenkräfte; was der Verstand beschließen, anordnen sollte, wurde der Einbildungskraft übertragen, und umgekehrt. Daher artete die Klugheit und Ueberlegung bei ihren Versammlungen so oft in Ränkesucht, Begeisterung in Täuschung aller Art aus, und kaum haftet an ihren ausgezeichnetsten Männern das Romaneske und Abenteuerliche, das den Heldenthaten ihrer Landsleute zugegeben ist. Der Einfluß der Frauen auf die Staatsangelegenheiten wird bei diesem „Wahltag" vor die Augen gebracht, und manche historisch merkwürdige Person vorgeführt: so der edle Sobieski, überall ein Held, nur gegen seine Frau ein Sklave. Beide sind hier Nebenfiguren, doch die hab- und ehrsüchtige, ränkeschmiedende, launenhafte Maria Sobieska steht auch in der flüchtigen Skizze als eine bedeutende Persönlichkeit vor uns, die wir von derselben Hand als treffliches Portrait ausgeführt zu sehen wünschen müssen. 34.

Literarische Notizen.

Wie man, seitdem die deutsche Literatur in England und die englische in Deutschland bekannter wird, ein gegenseitiges Benutzen guter Ideen jährlich mehr wahrnimmt, so sieht man jetzt in England auch eine Sammlung der Schriften der britischen Reformatoren unternommen, von Wickliff bis Jewell. Erschienen sind schon Schriften Bradford's, Latimer's, Ridley's, Philpol's, Hooper's, Knox', Becon's. Demnächst werden folgen: Tindal, Frith, Barnes, Cranmer, Roger, Saunders, Careleß, Wickliff, Thorpe, Bilney, Jewell, Edward VI., Katharina Parr, Jane Grey, Coverdale, Fox, Gilby u. A. m.

Demnächst werden erscheinen: Regeln für englische Schriftstellung, von Dale; Abhandlung über commercielle und philosophische Arithmetik, von Lardner; Experimentalphilosophie (Mechanik, Optik, Astronomie), von Lardner; Ueber die Krankheiten und constitutionale Behandlung der Kinder, von Davis; Ueber das Nervensystem, von Bell; Handbuch der Chirurgie, von Pattison.

Eine kurze ägyptische Sprachlehre, besonders zum Behuf der Erklärung der alten Inschriften, geben Tattam und Young heraus; eine angelsächsische hat Gwilt geschrieben; ein scoto-celtisches Wörterbuch der gälischen Sprache, mit hinzugefügter Sprachlehre, hat die hochländische Gesellschaft besorgt; Untersuchungen über die Structur und Verwandtschaft des Griechischen, Lateinischen, des Sanskrit und des Gothischen liefert G. Dunbar. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1830.

A. Oehlenschläger's Schriften. Erstes und zweites Bändchen.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Man thut wahrlich nicht zu viel, wenn man sagt, daß Oehlenschläger's Meinungen (denn etwas Anderes können doch solche haltlose Aeußerungen nicht sein wollen) über Kunst, Poesie und Kritik die alleroberflächlichsten und oft die schiefsten sind, die je ein wahrhafter Dichter gehabt hat. Wir wollen hier nicht untersuchen, welchen nachtheiligen Einfluß diese auf seine poetischen Werke geübt, sondern uns damit begnügen, einige der vornehmsten, die er in diesem Buche niedergelegt, zur Ueberzeugung unserer Leser herauszuheben und zu beleuchten. Schon seine erste Heranbildung zu diesem Studium zeigt, mit wie wenigem Ernst er die Sache betrieb. Durch Steffens ward er, wie er erzählt, zuerst mit dem Charakter der neuern deutschen Poesie und Literatur etwas bekannt. Steffens scheint ihm oft die Nothwendigkeit einer philosophischen Bildung vorgestellt zu haben, um über diese Dinge zur wahren Einsicht zu gelangen. Oehlenschläger konnte sich aber hierzu nicht erheben.

Denn (schreibt er) obschon ich mir alle die Hauptmeinungen und Hauptgedanken der Kant'schen, Fichte'schen, Schelling'schen Philosophie in die Volkssprache von meinen Freunden übersetzen ließ und sie so recht gut begriff, war es mir doch eine pure Unmöglichkeit, mich durch die terminologischen Systeme der reinen Vernunft, der ästhetischen Urtheilskraft, der Wissenschaftslehre und des Idealismus durchzuarbeiten.

Wie traurig es um solche Uebersetzungen in die sogenannte Volkssprache aussieht, wo die speculativen Ideen oft in die niedrigste Sphäre des gemeinen Verstandes herabgezogen und gänzlich verfälscht und entstellt werden, erfahren wir leider auch jetzt noch täglich. Wie nöthig aber in unserer Zeit für den wahrhaften Kunstkenner eine philosophische Bildung ist, möchte schon daraus hervorgehen, daß nur Diejenigen, die eine solche hatten, ein wohlverdientes Ansehen als Kritiker erwarben. Schiller, die Brüder Schlegel, Tieck, ja, selbst Göthe ging durch diese Schule, wie wir aus seinem Briefwechsel mit Schiller deutlich ersehen. Nur bewährte sich eben darin sein umfassendes großes Genie, daß seine dichterische Begeisterung nie durch philosophische Reflexionen getrübt wurde, daß also beide nicht mehr in Zwiespalt in ihm lagen, sondern versöhnt im Einklange ihrer Resultate. Solger, der tiefdenkende Kunstrichter unserer Zeit, war seines Berufs Philosoph. Oehlenschläger aber begnügte sich damit, die Meinungen, die eben gäng und gebe waren, wiederzukauen und mit einigen Floskeln aufzustutzen. Die damals geläufigen und auch jetzt zum Theil noch geltenden Ansichten über Freiheit und Nothwendigkeit, und wie eben in dem Kampfe beider das Wesen der Tragödie liege, wiederholt auch er, aber noch weit abstruser und mehr verallgemeinert und so fast aller Wahrheit und jedes Gehaltes entleert, die sie durch ihre ursprünglichen Begründer erhielten.

So überzeugte ich mich (schreibt er), daß das Aesthetische nur da sei, wo das Physische mit dem Psychischen, wo das Schicksal mit der Freiheit streitet; und daß das höhere Schauspiel, wie alles Schöne überhaupt, nicht des Ethischen, des Sittlichen, entbehren könne, weil eben das Product des vernünftigen Wollens Tugend und Sitten sind.

Wie albern, das Physische mit dem Schicksal, das Psychische mit der Freiheit zu verwechseln! Haben wir Neuern auch nur Eine Tragödie, oder ein anderes Kunstwerk, das den Kampf des Physischen mit dem Psychischen darstellt? Als ob nicht gerade das Physische von jeder poetischen Darstellung ausgeschlossen würde! Ja, die einzige Tragödie der Alten, in welcher etwas Aehnliches vorzugehen scheint, wir meinen den „Philoktet" des Sophokles, ist ebendeshalb schon häufig Gegenstand gründlicher, aber widerstreitender Untersuchungen gewesen. Wir erinnern nur an Lessing und Herder. Könnten doch nur Oehlenschläger und Aehnliche einmal Freiheit von Willkür, und Nothwendigkeit oder Schicksal von Zwang unterscheiden lernen, so würden sie bald einsehen, wie sehr beide Begriffe, Freiheit mit Nothwendigkeit (oder Gesetzmäßigkeit) zusammenfallen, und daß also in dem Kampfe beider nicht das Wesen der Tragödie oder gar der Charakter des Schönen überhaupt, wie es Oehlenschläger zu glauben scheint, liegen könne. Das höchste Tragische ist vielmehr da, wo die sittlichen Ideen selbst miteinander in Conflict gerathen, was etwa in der Sprache jener Herren so lauten würde: wo Freiheit mit der Freiheit kämpft. Es würde für Oehlenschläger selbst freilich überflüssig und erfolglos sein, hier beispielsweise an Göthe's „Iphige-

nia“ oder Sophokles' „Antigone“ zu erinnern, da zum Verständniß so erhabener Kunstwerke es ihm wol von je an Tiefe und Kunstsinn gefehlt hat. Es ist dies keine Beschuldigung aus bloßer Vermuthung, sondern wir führen hier gleich den Beweis mit Oehlenschläger's eignen Worten:

Was Aristoteles vom tragischen Helden äußert, daß er nicht vollkommen unschuldig sein müsse — denn dann zürnten wir über das grausame Schicksal — auch nicht ein vollkommener Bösewicht sein — denn dann hätten wir kein Mitleid mit ihm —, sondern ein Mensch von gemischten Eigenschaften, der sich durch Fehler sein Schicksal zugezogen habe, ohne es völlig zu verdienen, ist recht sinnreich, nur müssen wir die Bemerkung machen, daß wir jetzt als Christen auch das Unglück vollkommen Unschuldiger ertragen können, weil wir an einem ewigen Leben, an einer strafenden und lohnenden Gerechtigkeit jenseit des Grabes nicht länger zweifeln. Auch ist ja die Antigone des Sophokles vollkommen unschuldig und weicht keiner Christin an edler Gesinnung.

Aber in der That ist die Schuld der Antigone ebenso groß als ihre Unschuld; indem sie die Pflichten der Blutsfreundschaft erfüllt, verletzt sie die Gesetze der bürgerlichen Ordnung. Hier wird der Kampf sittlicher Ideen in seiner tiefsten Bedeutung entwickelt. Von Dem, was Oehlenschläger über den Aristotelischen Grundsatz und dessen Modification durch das Christenthum sagt, wollen wir gar nicht sprechen; es ist allzu flach, als daß nicht dem Einsichtigen die Verkehrtheit desselben gleich einleuchten sollte. Es war überhaupt Oehlenschläger's Sache, überall nur das Oberflächliche von den Dingen zu ergreifen und es für das Wesentliche zu halten. Mit welcher naiven Beschränktheit spricht er nicht über Sophokles, Shakspeare, Göthe und andere Dichter:

Die schlichte Größe des Sophokles, seine schöne Grazie entzückte mich, aber die Weitschweifigkeiten der Rede und die gar zu künstliche Verwickelung der Chöre, fand ich, gehörten seiner Zeit und sind nicht nachahmungswürdig. Die tiefe Ergründung des menschlichen Herzens, die mannichfaltigen Charakterschilderungen, der Ausdruck der Leidenschaft und des Gefühls, die Weltkenntniß, das blühende und kräftige Colorit von Lust und Trauer, die hohe Natürlichkeit fand ich im Shakspeare göttlich und unvergleichlich. In der Composition seiner meisten Stücke fand ich ihn aber nicht musterhaft. Selbst im Shakspeare, wie in jedem andern Dichter, findet man etwas Conventionnelles, was in seiner Zeit Mode war und ihr gehörte: die Wortspiele, die Obscönitäten, die gar zu bunte und lockere Mischung der Episoden.

Auch hier hat Oehlenschläger hier und da Gehörtes auf seine wunderliche Weise verstanden und zusammengeworfen, von Allem aber nur die Außenseite bemerkt. Von den großartigen Compositionen, die stets vom Lichte der Idee durchdrungen sind und daher nichts Zufälliges, Ueberflüssiges haben, von den kunstreichen Erfindungen, dem hohen Standpunkt der Weltbetrachtung Shakspeare's hat er keine Ahnung. Göthe's Dramen haben ihm „im Ganzen zu wenig Leidenschaft und Kühnheit“. Ueberhaupt hat er nie das Schöne in den Kunstwerken erkannt, sondern es immer mit dem Interessanten verwechselt. Er konnte sich nicht von einer gewissen faden Sentimentalität, Weichherzigkeit, Humanität lossagen, wie Andere seiner Zeitgenossen nicht von der Sucht nach Vortrefflichkeit, Edelmuth, Helden- und Deutschthum, oder wie die Dinge alle heißen, die in jener Zeit Mode waren. Was dem Gemüth in einer solchen oder ähnlich befangenen Stimmung zusagt, was es darin reizt und anzieht, nennen wir das Interessante, und dies unterscheidet sich sehr wesentlich von dem Wahrhaftschönen, das in den schönen Gegenständen selbst liegt. Jene Gemüthsstimmung und die Vorliebe für das Interessante ist der Grundzug aller seiner dichterischen Werke, und er theilt denselben mit den Meisten seiner bedeutendern Zeitgenossen, z. B. Werner, Fouqué u. A., ohne ihnen jedoch an poetischem Talente gleichzukommen. So spricht er sich denn auch jetzt noch mit jener Unbefangenheit und Sicherheit, die der Beschränktheit eigenthümlich ist, über die besondere Art seiner Theilnahme an den Kunstwerken aus, die ganz den ebengeschilderten Charakter hat:

Was mir nur immer die Hauptsache schien, sowol in den Leistungen der Poesie als in allen andern menschlichen Werken (das will sagen, die Hauptsache des Dichters), war das Streben nach Humanität. Die Hauptsache der Dichtung ist gewiß Genie; dafür muß aber Gott und die Natur sorgen. Ich fand, daß in allen schönen Werken, die mit Genie verbunden, Vernunft und Menschenliebe es ist, welche aufs Herz und die Begeisterung am meisten wirken. In den besten Tragödien fühlte ich, daß ein edles Herz immer dem Genie die Krone aufsetzt. Wie große Humanität (!) ist nicht in dem Pathos (!) des Aeschylos! Wie rührend (!) ist Sophokles! Sein armer (!) Oedipus, der endlich zur Ruhe in Kolonos gelangt; die hohe Antigone, die aus Schwesterliebe in den Tod geht. Elektra, die rächende Tochter, die, obschon ein Weib, den Hamlet (!) zu Schanden macht (!); Philoktet auf seiner Insel mit seinem Bogen (!!); der starke Ajas, ein guter (!) Sohn, Vater, Bruder, Mann, den aber Rachbegierde zur Wuth und gekränkte Ehre zum Selbstmorde treiben! Und du nun, Shakspeare! dein Lear, von der Kinder Undankbarkeit zum Wahnsinn gebracht, dein ehrlicher, tapferer Othello, der aus eifersüchtiger Liebe sein Weib und sein Glück ermordet! dein sentimentaler Hamlet, der, wie Jean Paul so schön sagt: Vater zu allen Werthern geworden ist! dein Romeo und Julie, voll süßer, unglücklicher Schwärmerei! dein Macbeth, den die Sünde und Gewissensbisse in den Abgrund stürzen!

Gewiß hat es den guten Oehlenschläger tief gekränkt und sehr verdrossen, daß die hohe Antigone zur Belohnung ihrer Tugend nicht etwa noch einen vornehmen Prinzen geehelicht, der gute duldende Lear, der vortreffliche Prinz Hamlet nicht am Leben geblieben; daß nicht der ehrliche Othello zeitig seinen Irrthum eingesehen und sich und seine Treuliebste Desdemona erhalten hat! Wie rührend wäre nicht das gewesen! Wie hätte das auf ein empfindendes Gemüth wie Oehlenschläger's wirken müssen! Man beschuldige uns nicht, daß wir uns zu stark über einen bekannten Dichter ausdrücken. Wer kann sich bei jenem albernen und nichtssagenden Geschwätze über so erhabene Kunstwerke beißender Einfälle erwehren? Und soll es ewig in Deutschland Mode bleiben, über Leute, die eine Zeitlang in Ansehen standen, erst nach ihrem Tode die Wahrheit sagen zu dürfen? Und ist dieser Fall nicht

unerhört? Hat es je ein Dichter gewagt, seine reinstoffartige (wie es Göthe und Schiller ausdrücken) Theilnahme an den Kunstwerken als ein Kunsturtheil auszusprechen? Was ist hiernach von dem mindergebildeten Volke zu erwarten, wenn die ihm vorgepriesenen Dichter mit solchen Beispielen und Lehren vorangehen?

(Der Beschluß folgt.)

Försterts-Henns. Novelle aus dem Leben eines Wundermannes der neuern Zeit, nach wahren Begebenheiten dargestellt von Ludwig Storch. Leipzig, Nauck, 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es leidet keinen Zweifel, daß man diese Novelle mit Interesse, ja sogar mit Spannung liest, allein sich am Schluß derselben doch für sehr unbefriedigt erklären muß. Der Erzählung geht zunächst eine „Zuneigung an Gretchen" voran, die uns in die anmuthigen Jugenderlebnisse des Dichters führt und uns zugleich ein natürliches, heiteres Darstellungstalent desselben entdeckt. Ein einleitendes Capitel beschreibt uns mit lebhafter Anschaulichkeit zuvörderst den reizenden Schauplatz der Erzählung, nämlich einige Thäler des romantischen Thüringerwaldes, namentlich aber das, in welchem der bekannte Fabrikort Ruhl liegt. Der Inhalt der Novelle ist allerdings sehr anziehend, zumal da der Verf. den tausend Mal gebrauchten, als doch immer wieder neuwirkenden Kunstgriff anwendet, zu versichern, seiner Geschichte liege eine factische Wahrheit zum Grunde. Vielleicht ist es aber auch kein Kunstgriff, sondern es hat zu seiner wundersamen Hauptperson, Försterts-Henns genannt, ein wirkliches Original gegeben. Gewiß fragen die Leser, was bedeutet der wunderliche Name? Je nun, es führt ihn ein noch wunderlicherer Kauz, den man im gemeinen Leben einen Wunderdoctor nennen würde. Försterts-Henns ist ein Bewohner des Dorfes Thal, der, mit erhöhten Naturgaben ausgestattet, die merkwürdigsten Wunder thut. Er heilt die Krankheiten der Menschen und Thiere sympathetisch, oder noch mehr, er weiß verborgene Dinge, Schätze, geheime Unthaten zu entdecken, und Jeder, der irgend etwas erfahren will, muß sich an ihn wenden. Der menschliche Hang zum Wunderbaren beweist es, daß, so sehr der Verstand sich gegen diesen Glauben wehrt, doch eine lebhafte Stimme des Gemüths ihm anhängt. Und so kann es denn nicht fehlen, daß uns der Dichter für seinen Wundermann mehr als Theilnahme abgewinnt, zumal da er die Orakel desselben mit den Schicksalen einer anziehenden schönen Dame zu verflechten weiß. Indeß würden wir doch, der leichterfundenen Wunder bald müde, uns nicht lange dadurch fesseln lassen, wenn nicht eine andere Kraft dem Verf. zustattenkäme. Dies ist die schon angedeutete, seiner Wundergeschichte die möglichste Basis in der Wirklichkeit zu geben. Finge Jemand eine wunderbare Erzählung damit an, daß er sagte, jetzt will ich Euch etwas vorlügen, so möchte er nachher meinethalben von fliegenden Wallfischen sprechen, unsere Phantasie würde nicht mitfliegen. Stellt er sich aber ehrlich, wahrhaft, aufrichtig, betheuert er gar, daß seine Geschichte aktenmäßig sei, daß sie vor Richter und Pfarrer zu Protokoll genommen worden, so weiß uns der Mann ganz anders zu fassen. Freilich mit dem bloßen Titelwort: „eine wahre Geschichte", ist die Sache nicht abgethan, sondern der Autor muß seiner Versicherung Nachdruck zu geben, ihr Glauben zu schaffen suchen. Wie kann dies aber ein Dichter besser als dadurch, daß er uns in jeder andern Beziehung aufs genaueste in die Wirklichkeit zu versetzen sucht? Und Dies versteht unser Verf. sehr gut. Das Buch athmet eine vertraute Bekanntschaft mit jenen schönen Gegenden, ja, mit den Personen selbst. Der Dichter genießt des von Jean Paul schon so hochgestellten Vortheils des praktischen Wissens (so ist z. B. Novalis, bekanntlich Berghauptmann, da am fesselndsten, wo er im „Heinrich von Ofterdingen" den alten Bergmann auftreten läßt, während er sich sonst fast zu sehr in romantische Nebel- und Farbengebilde ohne feste Form verliert), er scheint in dem Thal, von dem er spricht, geboren. Sein ganzes heimathlich bewegtes Herz schreibt mit, sein Auge sieht, was er schildern will, wirklich vor sich, und daher wird seine Schilderung klar und bis zur Ueberzeugung lebendig. Jedes Haus, jeder Weg über den Bach, Fels und Berg, das bunte Leben der ruhler Kirmeß steht vor uns, oder besser, wir stehen überall mitten darin. Dazu hilft ihm ein Schatz von sinnreichen Volkssagen (die er nur in zu großer Häufung und den Faden der Hauptbegebenheit zu sehr zerreißend anbringt), in denen das Wunderbare darum so mächtig wirkt, weil es durch den Glauben daran natürlich hineingewachsen ist, die Kraft seiner Wunderbegebenheiten erhöhen. Kurz, die Anschaulichkeit, die lebhafte Darstellung der Wirklichkeit bringt uns in die Stimmung, dem Verf., der uns alles Wirkliche so wahrhaft und deutlich malt, auch das Wunder aufs Wort zu glauben. Es ist hier nicht der Ort, einen Tractat über das Wunderbare überhaupt zu schreiben, sonst würde ich zeigen, wie diese Benutzung desselben, wobei es auf die äußere Wahrheit gestützt ist, nur eine Seite und vielleicht die untergeordnetste seiner Anwendung ist; die höhere Bedeutung und Anwendung desselben, die das Wunder in uns selbst erzeugt, statt es durch ein äußerliches Factum hinzustellen, treffen wir in dem anziehenden Büchlein nicht an. Schon angedeutet haben wir es, daß dem Verf. durch sein eignes lebendiges Anschauen und Erinnern die Schilderung der romantischen Natur, wie des Volkslebens jener Gegenden trefflich gelingt. Namentlich aber ist es die Beschreibung der Sitten, der Belustigungen, der Trachten, des Verkehrs und endlich auch der Händelsucht dieser Gebirgsbewohner, die uns außerordentlich fesselt. Dagegen können wir ihm nicht einräumen, daß die Schilderung einzelner Charaktere ihm gelingt. Seine neugierige Hoffactorin versenkt sich in eine Tiefe der Gemeinheit, die nur Widriges, nichts Komisches hat und überdies das Maß des Wahrscheinlichen und Zulässigen zu sehr überschreitet. Wie wäre ein solches tobendes Scheusal in einem Krankenzimmer zu dulden? Jeder Badegast würde doch wol Mittel finden, sich vor der Ueberlästigkeit desselben zu schützen und das Recht behaupten, sein Zimmer allein zu bewohnen. Allein, so flüchtig sind unsere Schriftsteller der neuern Zeit; sie wollen irgend eine Situation oder Scene haben, aber um die geschickte Herbeiführung kümmern sie sich nicht. Ueberhaupt kann es nicht leicht etwas Ungeschickteres geben als die Art wie sich der Held und die Heldin dieser Geschichte (ein flüchtiges Liebespaar von hohem Range) benehmen. Dinge, die ganz leicht ausführbar sind, die jedes Kind wirken könnte, wissen sie nicht einzurichten; aber auch hier liegt die Schuld an der Absicht des Verfs., seine Helden in ein recht unglückliches Geschick hineinzubringen, um den Leser dadurch zu spannen; wie er dies einrichtet, hat er aber entweder nicht fleißig genug überlegt, oder es fehlte ihm an Erfindungskraft, die Umstände so zu ordnen, daß Das als natürlich erschienen wäre, was uns jetzt nur die unbeschreiblichste und unglaublichste Thorheit seines Helden anschaulich macht.

Um noch Einiges über die Charakterzeichnung zu sagen, so hätten wir namentlich von dem mit ruhler Sitten und Gebräuchen so bekannten Verfasser wol fodern dürfen, daß er den Charakter des jungen Ruhlers Wilm (das abgekürzte Wilhelm) individueller gezeichnet hätte. Aber es ist immer nur der erzählende Dichter, der auftritt und seinem Werke den Namen Wilm vorschreibt. Bald spricht derselbe wie ein Buch, bald wie ein Landmann, sodaß wir durchaus keine Gestalt vor uns sehen. So ist es fast mit allen übrigen

Figuren; doch erlaubt der Raum uns nicht, näher darauf einzugehen. Gleich im Eingang sagten wir, daß der Schluß gar keine Befriedigung gebe, und wiederholen es hier; man kann ein sehr verwickelt angelegtes Gewebe nicht plötzlicher und gewaltsamer lösen. Und dennoch, das Ganze des Büchleins fesselt durch so Manches, was wir gerühmt haben, und noch durch manchen Nebenzug sehr, sodaß wir es den Lesern aufrichtig empfehlen dürfen. Es ist dem Ref. damit gegangen wie mit so manchem Product der neuern Zeit: er hat den Stoff und Kern zu einem sehr interessanten Buch darin entdeckt, den ein wirklicher Dichter, ja, nur ein sorgsamer, fleißiger Schriftsteller zu einem solchen ausgebildet haben würde. Aber wer in Deutschland gäbe sich noch Mühe und befriedigte sich am schwersten selbst? 47.

Pallas-Athene.

Ein von den Griechen, besonders den Athenern hochgefeierter Name, an den sich der feste Glaube eines sichern Wohnsitzes, dem Volke veroffenbart in der elfenbeinern und in goldenes Gewand gehüllten Nike auf der Göttin Hand, knüpfte. Auf der Akropolis stand sie von Phidias' Meisterhand und schaute weit und breit über Hellas hin, das ihr Tempel zu bauen, Feste zu feiern und ihre Geburt und Schicksale im reichen Mythos zu verherrlichen wetteiferte. Ihre Verehrung, nur auf Griechenland und seine Inseln beschränkt, ist so charakteristisch an jedem Orte und darum so mannichfaltig, daß die Zusammenstellung der Orte wie der Art, wo und wie man ihr diente, nicht nur mühsam, sondern nützlich für den Mythenforscher werden kann, wenn sie zugleich geschichtlich-religiös die Idee, welche sich in ihr ausspricht, erhellt. Offenbar springt der Vortheil ins Auge, daß man den Geist, die Sitte und den Brauch der Zeit, wie sie an jedem Orte, wo Athene verehrt wurde, heimisch waren, kennen lernt, und, wenn Glaube und Verehrung der höhern griechischen Gottheiten so erforscht worden, eine begründete Sitten- und Bildungsgeschichte der Griechen zu schreiben möglich sei. Zu einer solchen hat Dr. Emil Rückert, Pfarrer zu Simmershausen, durch seine jüngst erschienene Schrift: „Der Dienst der Athena nach seinen örtlichen Verhältnissen dargestellt" (Hildburghausen, Kesselring, 1829, gr. 8., 1 Thlr.); was die Athene betrifft, aber in doppelter Hinsicht einseitig, einmal, insofern er den Athenecult nur in einem kleinen Umfange von Griechenland und dessen Colonien, und dann getrennt von der geschichtlichen Entwickelung der Idee und des Mythos darstellte, beigetragen. Beide, Mythos und Cultus, müssen vereint behandelt vorwärtsschreiten, weil das Oertliche merklichen Einfluß auf Beides äußerte, jener nicht ohne diesen, dieser nicht ohne jenen deutlich dargestellt und erkannt werden kann. Verkennen wollen wir nicht das Verdienstliche seiner Arbeit und die Mühe, welche theils das Sammeln der Nachrichten über das Oertliche, theils das Ordnen desselben gemacht; ableugnen nicht die eigenthümlichen Ansichten, die er hier und da, wo man sie nach dem Titel nicht erwarten durfte, eingewebt hat; aber zürnen kann er uns auch nicht, wenn wir es misbilligen, daß er die Entwickelung der Idee und des Mythos der Athene von Homeros bis Nonnos später uns verheißen. Die Gründe, welche ihn zu dieser nun einmal geschehenen Trennung bewogen, wird er selbst ungenügend finden, sobald er auf den archäologischen Theil der Abhandlung, der allerdings zum abgerundeten Ganzen gehört, weil Mythos und Kunst einen Wechseleinfluß auf einander haben, sich aber auch hinwegdenken läßt, Verzicht leistet und den Aeltern und Neuern folgt, welche er zu seinen Führern wählte. Es würde uns ein Leichtes sein, von dem Punkte aus, wo der Athenecult in Griechenland ausging, den Pfad durch Hellas in seine Colonien zu verfolgen und anzugeben, wie es der Verf. S. 189 gethan; aber wir stimmen nicht allenthalben in Hinsicht auf die Richtung, die ihn der Verf. nehmen ließ, bei, können und dürfen keine Abhandlung hier geben und wollen nur unsere Behauptung, daß der Verf. der Mythenforschung ersprießlichere Dienste geleistet, wenn er Mythos und Cult gemeinschaftlich behandelt hätte, so weit, als es hier möglich, begründen. Oft wiederkehrender Beiname Athene's ist ἀκρία, Höhengöttin, und meist durch die Oertlichkeit ihres Tempels ihr gegeben, wie dies der Verf. S. 118 von ihrem Heiligthume auf der steilen Burg Larissa in Argos andeutet, von Lindos aber S. 161 nicht bemerkt. Der Mythos, wie er sich in Lindos gestaltet, hat fast Alles aufgenommen, was die Oertlichkeit, Sitten und Gebräuche auf Rhodos Eigenthümliches haben. Darauf hingedeutet wird auch hier S. 161: ein Beweis, wie es fast unmöglich sei, nur den Cultus zu schildern. Wie würde aber die Uebersicht des Ganzen erleichtert, und das Eindringen in das Ganze gefördert worden sein, wenn, wie es Heffter im 2. Hefte der „Götterdienste auf Rhodos" (Zerbst, 1829) mit so glücklichem Erfolge für Lindos gethan, hier Alles, was zum Verständniß des Athenemythos gehört, gegeben worden wäre!

An den Wunsch, daß der Verf. uns nächstens mit der 2. Hälfte seiner Abhandlung beschenke und verbinde, was getrennt worden, so weit es noch möglich, knüpft sich die Versicherung unserer Achtung. 11.

Literarische Notizen.

Lady Byron hat im März „Remarks on Mr. Moore's Notices of the life of Byron" geschrieben, die fast in allen englischen Zeitschriften abgedruckt worden sind. Sie will dadurch ihre Aeltern von dem Verdachte reinigen, sie zur Trennung der Ehe mit Byron beredet zu haben, und behauptet, sie habe ihren Gatten für verrückt gehalten; *später sei sie* zwar von diesem Irrthume zurückgekommen, *habe aber aus* Gründen nicht zu Byron zurückkehren können (diese Gründe bleibt die Lady dem Publicum schuldig, und die merkwürdige Ehetrennung ist durch die „Remarks" um nichts aufgeklärt worden). Diese Angabe hat Dr. Lusington, der bei der Scheidung mit thätig war, in einem Briefe durch die Versicherung bestätigt, er habe eine Vereinigung der beiden Gatten für unmöglich gehalten. Es geht daraus hervor, daß dahinter noch ein Geheimniß verborgen sein möge, von dem man den Schleier noch nicht aufzuheben wagt. Neuerdings ist wiederum T. Campbell in dem „New monthly magazine" gegen Moore und dessen Biographie Lord Byron's zu Felde gezogen und hat öffentlich behauptet, Byron habe ein schweres, schwarzes Verbrechen begangen, und Moore suche seinen Freund dadurch zu decken und zu sichern, daß er Lady Byron und deren Verwandte verunglimpfe.

Dänische Literatur.

Ein Hr. Diechmann hat im Jahre 1828 in Kopenhagen ein Verzeichniß der in Dänemark 1827 erschienenen Bücher („Fortegnelse over de i Aaret 1827 i Kioebenhavn udkomne Boeger") herausgegeben, nach welchem sich die Anzahl derselben auf 269 beläuft. Mit 484 Thalern würde man sich von jedem derselben ein Exemplar kaufen können. Sie zerfallen in folgende: 30 über Theologie, Philosophie und Erziehung; 15 über Rechtswissenschaft; 19 über Naturgeschichte und Medizin; 53 über Geschichte, Geographie und Statistik; 17 über Linguistik und classische Literatur; 17 über Staats-, Land- und Hauswirthschaft, Handel, Mechanik und schöne Künste; 14 über Mathematik, Kriegs- und Seewesen; 7 über Elementarunterricht; 63 Romane, Gedichtsammlungen und Theaterstücke, und endlich 34 verschiedenen Inhalts. Hr. Diechmann hat das Verzeichniß alljährlich fortsetzen wollen; wir wissen aber nicht, ob es geschehen ist. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 151. —— 31. Mai 1830.

A. Oehlenschläger's Schriften. Erstes und zweites Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 150.)

Nach diesen Proben wird es vielleicht noch Manchen, gewiß aber nicht mehr den wahren Menschenkenner wundern, daß Oehlenschläger mit jener Flachheit ein seltenes Selbstgefühl, eine Anmaßung und Eitelkeit verband, die sich bei wahrhaft großen Männern nicht leicht, wenigstens nicht in solcher Beschaffenheit findet. Fast in jedem Capitel werden die Bemerkungen wiederholt, daß „er sich nie nach der ästhetischen beau monde gerichtet; daß er seine Werke nicht nach der Modeansicht zugeschnitten; daß er stets die Mittelstraße zwischen den streitenden Parteien beobachtet; daß er sehr wohl das Verkehrte von dem Richtigen der neuen romantischen Schule zu unterscheiden gewußt u. s. w."; Er, der einer der unüberlegtesten Nachbeter derselben gewesen war, der stets in der Stimmung seines Gemüths und seiner Zeit befangen blieb und sich nie auf irgend einen umfassenden Standpunkt der Weltanschauung erheben konnte! Wem fällt es ein, bei diesem sehr bedeutenden Charakterzug der Anmaßung und Eitelkeit, der sich in den verschiedensten Gestaltungen bei ihm überall hervordrängt, noch auch zu lesen, wie Oehlenschläger auf Tieck und dessen Recension über „Correggio" die Worte Faust's anwendet:

> Such' er den redlichen Gewinn!
> Sei er kein schellenlauter Thor!
> Es trägt Verstand und rechter Sinn
> Mit wenig Kunst sich selber vor;
> Und wenns euch Ernst ist, was zu sagen,
> Ists nöthig, Worten nachzujagen?
> **Ja, eure Reden, die so blinkend sind,**
> **In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,**
> **Sind unerquicklich wie der Nebelwind,**
> **Der durch die dürren Blätter säuselt.**

Die letzten 4 Linien ließ Oehlenschläger recht groß drucken, gleichsam als wollte er damit sagen, diese seien recht auf Tieck, im Gegensatz gegen ihn (Oehlenschläger), anwendbar. Wir fragen: Ist je die Anmaßung weiter getrieben worden? Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, die gründliche Recension Tieck's gegen die nichtssagenden und eiteln Erwiderungen Oehlenschläger's hier vertheidigen zu wollen. Jedem, der beide liest und für solche Dinge Sinn und Einsicht hat, wird es auf das Ueberzeugendste einleuchten, wie richtig und unwiderleglich die Bemerkungen des Erstern, und wie dagegen die Erwiderungen und Beschuldigungen Oehlenschlägers nur aus gekränkter Eitelkeit hervorgegangen sind. Manche seiner Aeußerungen gehen wirklich bis ans Absurde. Ja, wir können Jeden, der durch unsere Darstellung des eigentlichen Charakters Oehlenschläger's noch nicht ganz überzeugt worden, getrost auf dies einzige Capitel hinweisen, und man wird darin für alle unsere Behauptungen eclatante Belege finden.

Wir gehen nunmehr zu dem dritten Bestandtheil des Buches über, der eigentlich das Interessante desselben ausmacht, werden uns aber hier kürzer fassen, theils um nicht die Grenzen einer Beurtheilung in dieser Zeitschrift zu überschreiten, theils auch, weil wir hier vornehmlich nur Das berühren wollen, was einen Beitrag zur Charakteristik Oehlenschläger's selbst geben kann. Auf seiner Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien machte er die Bekanntschaft vieler berühmten Männer, und von diesen und andern Personen erzählt er dann gelegentlich Anekdoten oder Charakterzüge, die für den Literaturfreund natürlich von Interesse sein müssen. So gehören hierher die Nachrichten über den Alterthümler Arndt, über Steffens, Anekdoten von den dänischen Dichtern Ewald und Wessel, kurze Bemerkungen über seine (nur vorübergehenden) Bekanntschaften mit Achim von Arnim, Schleiermacher, Tieck, Rumohr, den beiden Schlegels, der Frau von Staël, Benj. Constant, Z. Werner, den Brüdern Rammer, Thorwaldsen, Göthe, Wieland (der ihm ins Stammbuch schrieb: Fuimus Troes), Reichard, Knebel, dem jungen Heinrich Voß, Fichte und selbst Hegel. Wir können hier natürlich nicht bei dem Einzelnen verweilen und wollen nur als Probe 2 kurze Anekdoten von Göthe herausheben, die als Beispiel für die übrigen dienen können:

Göthe mochte den jungen Voß gut leiden, und dieser war sein größter Verehrer. Er erzählte mir einen charakteristischen Zug von Göthe, wie dieser ihm einmal seinen „Hermann und Dorothea" zum Durchsehen bei einer neuen Ausgabe gegeben hatte; weil alle die Voß correcte Hexameter vom Vater schreiben gelernt hatten; sogar die alte

verständige Hausfrau, die Göthen einmal in sehr classischen Spondäen und Daktylen eingeladen hatte, Stahlpunsch bei ihnen zu trinken. Göthe schrieb schönere, leichtere, volksthümlichere Hexameter als Voß, er war aber nicht immer correct; und deswegen ließ er sich gern bescheidene Anmerkungen gefallen. Einmal kam aber der gute Heinrich mit gar zu fröhlichem Gesichte und sagte in triumphirender Demuth: „Herr Geheimerath! da hab ich einen Hexameter mit sieben Füßen gefunden!" Göthe betrachtete die Zeile aufmerksam und rief: „Ja, bei Gott!" Und Voß wollte ihm schon den Bleistift reichen, als Jener ihm ruhig das Buch zurückgab und sagte: „Die Bestie soll stehen bleiben". — Das Nibelungenlied war eben herausgekommen und Göthe las uns einige Gesänge vor. Weil nun Vieles in der alten Sprache mit altdänischen Worten verwandt ist, so konnte ich ihnen Manches deuten, was die Andern nicht gleich verstanden. „Nein, Däne", sagte Göthe, einmal lustig, „hier kommt Etwas, was Ihr doch nicht hättet sagen können:

Es war der große Siegfried, er aus dem Grase sprang,
Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang.

Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang" — wiederholte er staunend, die Worte stark betonend, in seinem frankfurter Dialekt: „Das ist capital!"

Zu Göthe, wie zu allen obengenannten Männern, stand nun aber Oehlenschläger in einem untergeordneten Verhältnisse; Viele suchten ihm mit Lehre, Rath und That an die Hand zu gehen, ihn durch Theilnahme zu wecken und zu fördern. Man betrachtete ihn als einen jungen Mann von Talent, der, wenn er seine Anlagen mit Sorgfalt und Fleiß ausbildete, einst etwas Gutes leisten könnte. Leider täuschten sie sich hierin, nicht als ob Oehlenschläger nicht manches Löbliche geschrieben habe, wir besitzen vielmehr Werke von ihm, die im Einzelnen ein ziemlich poetisches Talent verrathen, aber er hat sich nie weiter ausgebildet und ist stets auf der Stufe stehen geblieben, auf der er zuerst aufgetreten. „Aladdin", sein erstes Werk, bleibt immer sein vorzüglichstes. Auch sein „Correggio", der neben sehr vielem Tadelswerthen auch manche schöne Scene hat, gehört zu denjenigen Schriften, die er in jener Zeit schon geschrieben. Er selbst aber lebte der Meinung, daß er zu den Meisten jener Männer in gleichem Verhältnisse stehe, daher sein anmaßendes Betragen an vielen Orten (z. B. bei der Frau v. Staël gegen Werner) und das ihm oft unerklärliche Benehmen Anderer, die ihn bald richtig erkannt und beurtheilt hatten, und ihm daher anders als früher und mit Zurückhaltung und Würde entgegentraten. Von den verschiedenen Beispielen wollen wir zum Beschluß noch 2 herausheben: eine Unterredung mit Fichte und sein zweiter Besuch bei Göthe, die zugleich charakteristische Züge dieser beiden Männer enthalten. Zuerst bei Fichte:

Also, ich spreche von Iffland und rühme seine Kunst. „Ja", antwortet Fichte mit starker verächtlicher Betonung, „der weiß sehr gut die Erbärmlichkeit darzustellen". Ich fühlte mich durch diese Worte, und besonders durch den Ton verletzt. Wer die Erbärmlichkeit bewundert, ist selbst erbärmlich. Ich wagte ihm zu widersprechen und sagte: „Er stellt nicht blos das Erbärmliche, aber sehr gut alles Komische dar". „Was stellen Sie mir da auf", rief Fichte; und nun fing er an, weitläufig zu demonstriren, wie das Komische immer erbärmlich sei. Ich fühlte, daß etwas Schiefes in seinem Verfahren sei, ich konnte es nicht gleich herausfinden; ich wollte mich nicht mit ihm in einen philosophischen Streit einlassen, wo ich, besonders wenn ich seine Worte brauchen sollte, gewiß den Kürzern gezogen hätte, und ich sagte: „Verzeihen Sie, Herr Professor, so im täglichen Gespräche pflegt man nicht ein Wort so genau zu wägen". „Ah, mein Herr", rief er heftig, „für das Schwatzen hab' ich allen Respect. Ich überlasse Sie dem Herrn Prediger Metger!" Ich antwortete stolz: „Wenn zwei gescheite Leute, wie Sie und ich, Herr Professor, miteinander reden, so schwatzen wir nicht, wenn auch der Eine sich nicht des Andern Redensarten bedient". „Wie in aller Welt", versetzte ich sanfter und betrübt, weil ich mich nicht gern von diesem ausgezeichneten Manne in Unfreundschaft trennen wollte, „können Sie verlangen, daß ich, ein junger Dichter, wie Sie, ein alter Philosoph, spreche?" „Da hat er Recht", sagte er gutmüthig und versöhnt zum Prediger, mir die Hand reichend.

Göthe hatte ihn, wie berichtet, freundlich aufgenommen, und bei seiner Weiterreise nach Italien ihm die Worte: „Zum Andenken guter Stunden dem Verfasser des Aladdin", in das Stammbuch geschrieben. Bei seiner Rückreise ging er wieder über Weimar, um Göthe noch einmal zu sprechen.

Ich hatte ihm (in der Zwischenzeit) meinen „Aladdin" dedicirt, meinen deutschen „Hakon Jarl" und „Palnatoke", gedruckt mit liebevollem Briefe zugeschickt; ich erwartete einen väterlichen Empfang, wie der Schüler vom Meister. Göthe empfing mich höflich, aber kalt und beinahe fremd.

Oehlenschläger wollte ihm seinen „Correggio" vorlesen, Göthe wich aus. Er lud ihn zu Tisch, nahm aber einen kalten Abschied von ihm.

Das war mir aber (schreibt er) in meiner *tiefsten Seele* zuwider, denn keinen Mann in der Welt liebte und schätzte ich mehr wie Göthe; und nun sollte ich ihn vielleicht nie mehr im Leben sehen! Die Postpferde waren um 5 Uhr den nächsten Morgen bestellt. Die Uhr war halb elf des Abends; ich saß in meiner Stube betrübt allein, das Haupt an die Wand gelehnt, Thränen im Auge. Da ergriff mich ein unbezwingliches Sehnen, ihn noch zu guterletzt an mein Herz zu drücken, aber zugleich rührte sich auch in meiner Brust der Stolz gekränkter Ehre, und ich wollte nicht in Demuth vor ihm erscheinen. Ich lief nach Göthe's Hause und sah noch Licht, ich ging zu Riemern auf sein Zimmer und sagte: „Lieber Freund, kann ich nicht Göthen einen Augenblick sprechen? Ich möchte ihm gern noch ein Lebewohl sagen". Riemer wunderte sich; weil er mich aber in Gemüthsbewegung sah und Alles wußte, antwortete er: „Ich will es ihm sagen; ich will sehen, ob er noch nicht zu Bett ist". Er kam zurück und bat mich, hineinzutreten, indem er sich selber entfernte. Da stand der Verfasser des „Götz von Berlichingen" und „Hermann und Dorothea's im Nachtcamisol und zog seine Uhr auf, um zu Bette zu gehen. Als er mich sah, sagte er freundlich: „Nun, mein Bester, Sie kommen ja wie der Nicodemus!" „Herr Geheimerath", sprach ich, „erlauben Sie, daß ich dem Dichter Göthe auf ewig Lebewohl sage". „Nun, leben Sie wohl, mein Kind!" versetzte er herzlich. „Nichts mehr! Nichts mehr!" rief ich gerührt und verließ schnell das Zimmer.

Diese Scene macht dem edeln Herzen Göthe's, wie Oehlenschläger's, gleiche Ehre. Wenn aber Oehlenschläger das Betragen Göthe's im Ganzen sich nicht erklären konnte, so finden wir das in seinem Charakter begründet und ganz natürlich. Wir aber glauben den Schlüssel dazu, sowie überhaupt zu dem Verhalten Gö-

the's gegen viele jüngere Dichter in den folgenden beiden Sprüchen von ihm zu entdecken:

Die holden jungen Geister
Sind alle von einem Schlag,
Sie nennen mich ihren Meister
Und gehn der Nase nach.

„Warum willst du das junge Blut
So schmählich von dir entfernen?"
Sie machens alle hübsch und gut,
Allein sie wollen nichts lernen.

Um Misverständnissen vorzubeugen, bemerken wir zum Schluß noch, daß es uns in dieser Beurtheilung vornehmlich darum zu thun sein mußte, den schriftstellerischen Charakter, nicht aber den Menschen Oehlenschläger darzustellen, sonst hätten wir gewiß noch viel schöne und edle Züge hervorheben können. 94.

Kinderkreuzzug.

Wie sehr zu den Zeiten der Kreuzzüge die Idee, durch Theilnahme an dem heiligen Kampfe Gott wohlgefällig zu werden, sich Aller Herzen bemeisterte und wie sich ganze Scharen um das Panier des heiligen Kreuzes versammelten, ist eine allgemein bekannte Sache; weniger bekannt dürfte aber der Umstand sein, daß auch Kinder durch den allgemeinen Taumel sich mitfortreißen ließen. Man schrieb dies damals einer göttlichen Eingebung zu. Es scheint kaum glaublich, und doch ist es ein wohlverbürgtes historisches Factum, daß nicht weniger als 50,000 Kinder aus Frankreich und Deutschland das Kreuz nahmen und nach Palästina zogen. Ueber den Ursprung dieses seltsamen Kreuzzuges sind die Schriftsteller verschiedener Meinung. Einige sagen, es hätte ihnen dazu Niemand Anleitung gegeben, sondern sie wären vielmehr durch ihre eigne ungezügelte Imagination dazu verleitet worden; Andere dagegen, welche offenbar mehr Glauben zu verdienen scheinen, versichern, sie hätten sich in Frankreich auf den Ruf zweier Geistlichen zusammengefunden, die kürzlich erst aus der morgenländischen Gefangenschaft zurückgekommen gewesen wären. Diese Priester sollen ihre Freiheit nur durch das Versprechen erhalten haben, daß sie dem Alten von dem Berge, wie die Christen das Haupt der Islams in Persien und Syrien nannten, eine gewisse Zahl europäischer Kinder zu seinem Dienste lieferten. In Deutschland wurden die 7000 Kinder, die sich zu derselben Expedition anschickten, von einem gewissen Nikolaus angeführt, der nach einigen Schriftstellern ein Priester, nach andern ein junger Mensch gewesen sein soll, der weder an Alter noch an Verstand den Uebrigen überlegen gewesen sei. Die Ehrfurcht, mit welcher er aber von diesen behandelt wurde, machte ihn sehr übermüthig. Sie setzten ihn auf eine Art von Triumphwagen, und drängten sich um ihn, als wenn sie ihm die größte Ehrerbietung schuldig wären; er wurde fast von ihnen erdrückt, indem sie nur ein Stückchen von seinem Kleide oder sonst Etwas, das er durch seinen Besitz geheiligt hatte, zu erlangen suchten. Was auch das eigentliche Motiv gewesen sein mag, dessen sich der Fanatismus oder der Betrug bediente, um diese armen Schlachtopfer ins Verderben zu führen, der Plan gelang wenigstens in gewisser Beziehung. Die Deutschen nahmen ihren Weg durch Sachsen und durch die beschwerlichen Alpenpässe nach Genua, wo ihr Erscheinen lebhaftes Erstaunen erregte. Die Franzosen dagegen versammelten sich zu derselben Zeit in der Gegend von Paris, von wo sie nach Marseille zogen, und woselbst sie ankamen, ohne daß ihr Muth abgenommen hätte. Allenthalben, wo die jungen Kreuzfahrer hinzogen, vernahm man die Ausdrücke der Andacht und des Vertrauens auf übernatürliche Beihülfe. „O Herr Jesus Christ, bring uns dein Kreuz wieder", wär ihr unaufhörliches Geschrei. Wenn man sie über die Absicht ihrer Reise befragte, erwiderten sie: „Wir ziehen ins heilige Land"; und wenn einige von ihnen durch ihre Freunde oder Verwandte von ihrem Vorhaben abgehalten wurden, so boten sie alle List auf, bis sie sich wieder mit ihren Gefährten zusammengefunden hatten. Obgleich sie nun aber die Mühseligkeiten der Reise standhaft ertragen hatten, so boten sie doch den Einwohnern von Genua und Marseille, unter deren Mauern sie sich versammelt hatten, ein höchst trauriges Schauspiel dar. Schlechtes Gesindel von beiden Geschlechtern hatte sich auf dem Wege zu den Zügen gesellt und dem größern Theil der Kinder ihre Kleidungsstücke, und was sie sonst noch bei sich hatten, abgenommen. Einige von ihnen waren von dem rechten Wege abgekommen und so lange umhergeirrt, bis sie vor Hunger oder Erschöpfung umgekommen waren, andere hatten so viel durch Beraubung und Elend gelitten, daß sie alle zu einem frühzeitigen Untergang bestimmt zu sein schienen. Nur die Hoffnung hielt sie zu dieser Zeit noch aufrecht, daß um ihretwillen Wunder von außerordentlicher Art geschehen würden. Es war ihr fester Glaube, daß, wenn sie an die Küste des mittelländischen Meeres kämen, sie es ausgetrocknet finden würden, sodaß sie auf einem Fußpfade durch dasselbe hindurchgehen könnten. Diese Hoffnung erlitt indessen einen bedeutenden Stoß, als sie bemerkten, daß das Meer noch nach wie vor Meer geblieben war, und in Genua wurde die Bestürzung noch größer, als der dortige Senat den Befehl ergehen ließ, die Stadt zu räumen. Nur wenigen gelang es, einige der Einwohner für sich zu gewinnen, und man sagt, daß diese die Vorfahren einiger der angesehensten Familien Italiens geworden seien. Der Ueberrest hatte auf dem Rückweg mit demselben Elend zu kämpfen, wie auf der Herreise. In den Dörfern, durch die sie kamen, wurden sie als Narren verlacht, und wenn man sie fragte, warum sie ihr Vaterland verlassen hätten, konnten sie darauf keine Antwort geben. Nur wenige von diesen Schlachtopfern jugendlicher Verirrung entgingen dem Hunger und der Anstrengung; sie starben entweder in den Wäldern oder in den Gebirgspässen, durch welche sie ihren Rückweg suchen mußten. Auch der Haufe, welcher zu Marseille ankam, theilte ein gleiches Schicksal. Auch sie nährten ähnliche Hoffnung, nur daß sie nicht an das Austrocknen des Meeres glaubten, und da sich keine Wunder ereigneten, so fehlten ihnen gleichfalls die Mittel, ihren Vorsatz auszuführen. Ein Theil derselben kehrte nach Hause zurück, der größere Theil aber harrte sehnsuchtsvoll auf eine Gelegenheit, um zu Wasser nach Syrien zu kommen. In dieser hülflosen Lage stießen sie auf 2 Kaufleute der Stadt, deren Namen ihrem Charakter entsprechen. Hugo Ferreks und Wilhelm Porcus trieben einen bedeutenden Handel mit den Sarazenen und fanden keinen Artikel einträglicher als den mit europäischen Kindern. Sie ergriffen die Gelegenheit, die ihnen dargeboten wurde, und machten den Kindern den Vorschlag, sie auf ihren eignen Schiffen an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Die Spitzbuben gaben sich das Ansehen, als wenn sie dabei nur das Verdienstliche der Handlung im Auge hätten, und gelangten so vollkommen zum Zweck. Dankbar nahmen die jungen Kreuzfahrer ihr Anerbieten an. Das Wunder schien jetzt in Erfüllung zu gehen, und fröhlich schifften sie sich in 7 Fahrzeugen ein, die zu ihrer Aufnahme bereit standen; am Ende des zweiten Tags erhob sich ein heftiger Sturm und die Flotte, die in der Nähe von der Insel St.-Pierre kreuzte, war jeden Augenblick dem Untergange nahe. Zwei von den Schiffen wurden von den Wellen verschlungen und Alles, was sich am Bord befand, ertrank. Die andern 5 entgingen dem Sturm und wurden in die Häfen von Alexandrien und Bugi getrieben, wo die jungen Kreuzfahrer unmittelbar nach ihrer Landung als Sklaven verkauft wurden. Vierzig derselben kaufte der Khalif von Aegypten, die, wie man sagt, in heiligen Orden

gewesen sein sollen, woraus man jedoch nicht schließen darf, daß sie älter gewesen seien, als die übrigen, indem die römische Kirche damals schon in sehr frühen Jahren die Consecration ertheilte. Diese jungen Geistlichen wurden von ihrem Herrn mit der größten Sorgfalt erzogen, aber, wie die Chronikenschreiber berichten, konnte auch nicht einer dazu gebracht werden, seine Religion zu verändern. Von den übrigen starben 12 als Märtyrer für ihren Glauben, und die wenigen, welche so glücklich waren, Ptolemais zu erreichen, setzten die christlichen Bewohner dieser Stadt durch ihre traurigen Erzählungen in Erstaunen. Man sah die Sache damals als ein Zeichen an, daß die Staaten Europas ihrer Auflösung nahe, und ohne weltliche und göttliche Gesetze seien, während man es jetzt unbegreiflich findet, wie man gleichgültig zusehen konnte, daß sich mehre Tausend Kinder versammelten, um ihrem gewissen Verderben entgegenzugehen. Welche Vorstellungen müssen wir uns von der Macht der Aeltern über ihre Kinder in der damaligen Zeit machen? Oder wie groß muß die Macht der Kirche gewesen sein, daß sie gegen den Willen der Aeltern eine ganze junge Generation dem unvermeidlichen Untergang preisgeben konnte?

(Aus: „The history of chivalry and the crusades. By the Rev. H. Stebbing".) 109.

G. T. Raynal's philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in Nordafrika. Herausgegeben von Peuchet. Aus dem Französischen übersetzt von F. G. Hennig. 2 Bände. Mit einer Karte von Nordafrika. Leipzig, Fleischer. 1829. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Raynal's „Histoire philosophique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes" ist sicher den meisten unserer Leser wenigstens durch die deutsche Uebersetzung bekannt, und so dürfen wir ihnen nur berichten, daß in vorliegendem Werke der Verf. seinen Ansichten und seiner Darstellungsweise treu geblieben ist, um ihnen mit den kürzesten Worten zu sagen, was sie darin zu erwarten haben. Einiges, was sich jedoch darin anders gestaltet hat, darf nicht unerwähnt bleiben. R. hat sich mit der Ausarbeitung dieser Schrift während seiner letzten Lebensjahre beschäftigt, daher trägt auch seine Arbeit mehr das Gepräge der dem Greise eignen ruhigen Besonnenheit, wiewol es der Darstellung nicht an Farbe und Leben fehlt, und mancher Gedankenblitz, manch kühnes Bild, manche starke Phrase den Leser überrascht. Dennoch würde man dieses Werk, da der Verf., wie bekannt, im J. 1796 starb, veraltet nennen müssen, wenn es nicht einen dem Gegenstande gewachsenen Fortsetzer gefunden hätte, der es bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt hat. Zu dem Ende sind von ihm alle von neuern Reisenden mitgetheilten Nachrichten benutzt und die nöthigen Ergänzungen hinzugefügt worden, sodaß in Hinsicht der Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig bleibt. Die von Hrn. Peuchet getroffene Anordnung ist zweckmäßig und scheint uns für Herausgeber der Schriften längst verstorbener Autoren nachahmungswerth. Er hat nämlich R.'s Arbeit, die mit dem Jahre 1788 schließt, ganz in ihrer eigenthümlichen Form, ohne alle Zusätze oder Veränderungen gegeben und dann seine Ergänzungen und Fortsetzungen nachgetragen. Findet nun freilich der Leser mitunter manches längst nicht mehr Vorhandene als noch bestehend dargestellt, so erhält er dafür auch die Ansichten und Reflexionen Raynal's unverkümmert, und entbehrt doch nichts an der Vollständigkeit.

Das 1. Buch, von S. 1—194, enthält die Barbarei im Allgemeinen. Wir finden darin die Geschichte des nördlichen Afrika von den ältesten Zeiten ab, die natürliche Beschaffenheit des Landes, die Verhältnisse der verschiedenen Staaten, endlich aber auch genaue Nachrichten von den Colonisirungsprojecten der Europäer und von dem menschenfreundlichen Plane des Sir Sidney Smith zur Abschaffung der Sklaverei der Christen. Das 2. Buch, von S. 194—284, umfaßt Aegypten. Daß hier von dem Fortsetzer das Verhältniß Frankreichs zu diesem Lande besonders ausführlich entwickelt worden ist, war wol natürlich, da dieses für einen Franzosen ein unerschöpflicher Stoff ist und Gelegenheit gibt, gegen England zu declamiren. Im 3. Buche, von S. 285, ist Tripolis dargestellt. Aus diesem Staate bezog Frankreich noch vor wenig Jahren für 6 Mill. Francs Soda Behufs seiner Seifenfabriken; gegenwärtig ersetzt es die Soda durch einheimische Surrogate; doch erhält es noch in Miswachsjahren viel Getreide aus Tripolis. Das 4. Buch, II, von S. 1—31, begreift Tunis in sich. Unter den Handelsnachrichten bemerken wir, daß die sonst in Tunis stark gebrauchte irländische Leinwand von der deutschen verdrängt worden ist. Mit Recht findet es der Verf. auffallend, daß Frankreich die Anwesenheit eines tunesischen Gesandten, der im J. 1825 nach Frankreich gekommen war, um sich mit den Künsten bekanntzumachen, welche nach seinem Vaterlande verpflanzt werden könnten, nicht zu Anknüpfung genauerer Verhältnisse mit jenem Barbarenstaate benutzt hat. Den gegenwärtigen politischen Verhältnissen gemäß dürfte das 5. Buch, worin von S. 32—132 Algier enthalten, ein vorzügliches Interesse gewähren. Das, was von der Kriegsmacht des Dey von Algier gesagt wird, ist nicht geeignet, einen Zweifel an dem Gelingen der französischen Expedition zu erregen. Im 6. Buche, von S. 133, finden wir Marokko, und darin unter andern auch Nachrichten von dem Handel dieses Staates mit Tombuktu. Die Angabe scheint doch einem Zweifel zu unterliegen, daß Marokko jährlich von Tombuktu für 10 Mill. Piaster Waare bezieht und dagegen nur für eine Mill. dahin absetzt. Eine willkommene Zugabe, die allein von dem Herausgeber des Werkes herrührt, ist die von S. 229—344 enthaltene Darstellung der natürlichen Beschaffenheit und des *Handels von Griechenland*. Wir ersehen daraus den großen *Umfang des griechischen Handels* und seine Wichtigkeit für Deutschland. Schon im J. 1800 betrug die Ausfuhr Griechenlands 8,821,320 und die Einfuhr 4,960,350 Piaster. Deutschland erhielt davon für 5 Mill., und sendete dahin für 2 Mill. Piaster. Auffallend ist es, daß in dem durch sein mildes Klima ausgezeichneten Griechenland das Pelzwerk einen so bedeutenden Luxusartikel ausmacht und davon jährlich im Durchschnitt für 960,000 Piaster verbraucht wird. 31.

Notiz.

Forest scenes and incidents in the wilds of North America.

Unter d. T. ist von Georg Head zu London ein interessantes Werk erschienen, welches namentlich den Landsleuten des Verfs., die auszuwandern Lust bezeigen, nützlich sein kann. Hr. Head zeigt nämlich, wie solche Personen besser daran thun, wenn sie sich nach Canada wenden, statt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Ostindien oder Australien zu gehen, da sie erstens hier keinen so weiten Weg zurückzulegen haben, zweitens daselbst eine mit den Institutionen des Vaterlandes übereinstimmende Colonialregierung finden, und überdem ihnen der Reichthum der Naturerzeugnisse in diesem zwar kalten, aber deshalb nichts weniger als für die Cultur undankbaren Lande vielfache Erwerbsquellen eröffne. Vorzüglicher jedoch als Canada dürfte in mehrfacher Hinsicht indeß immer Louisiana sein, wo die Natur reicher ist, und die Regierung der freien, bürgerlichen Entwickelung bekanntlich einen weit größern Spielraum läßt, dagegen aber allerdings Canada wieder den Vorzug eines gesündern Klimas hat. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 152. —— 1. Juni 1830.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer, außer den Beilagen, von denen wöchentlich wenigstens eine geliefert werden soll, und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich 2 Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Die Redaction hofft durch die Vermehrung des Raums in Stand gesetzt zu werden, über Alles schneller und über das Wichtige und Interessante ausführlicher berichten zu können als es ihr in der letzten Zeit, wo der Stoff bisweilen gar zu reichlich sich darbot, möglich war. Es ist ihr unablässiges Bestreben, die Blätter für literarische Unterhaltung in der Achtung des Publicums zu erhalten, den Lesern eine möglichst vollständige Uebersicht der Literatur des In- und Auslandes, inwiefern sie die gebildeten Stände interessiren kann, zu geben und in ihren Mittheilungen Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden.

Ueber den Seelenfrieden.

Es liegt ein Büchelchen unter diesem Titel vor uns, mit dem Zusatze: „Den Gebildeten ihres Geschlechts gewidmet von der Verfasserin. Dritte Auflage, mit einer Gedankenlese als Anhang". (Hamburg, Perthes, 1829, 8., 1 Thlr. 6 Gr.)

Der Gegenstand verdient die Beachtung jedes Besonnenen, überhaupt jedes Menschen, der mit sich selbst einig werden und bleiben will. Wir wollen erst hören, was die (angebliche?) Verfasserin des Büchleins „Ueber den Seelenfrieden" in Bezug auf das weibliche Geschlecht von diesem hohen Gute und seiner Erwerbung zu sagen weiß, und dann unsere Ansicht nicht blos über das Buch, sondern auch über den Gegenstand überhaupt für Jedermann mittheilen.

Ref. muß zwar der Versicherung auf dem Titelblatte Glauben beimessen, daß diese Schrift aus einer weiblichen Feder geflossen; die streng logische Anordnung aber, oder die organische Form des Ganzen, sowie die stetige Gedankenentwickelung und Folge im Einzelnen aus und nach einem bestimmten Princip, endlich der sich natürlicher und glücklicher in der Begriffszeichnung als in der Gefühlsmalerei fortbewegende Styl lassen uns eher einen Schreiber als eine Schreiberin dieses Werkchens voraussetzen. Dem sei aber wie ihm wolle; wir halten uns an die Sache und nicht an die Person.

Folgendes ist die Idee des Ganzen in ihrer Ausführung. „Der Seelenfriede (S. 11 fg.) ist keine abstracte Wahrheit oder Wissenschaft, oder irgend Etwas, das in den Schulen der Weltweisheit gelehrt oder gelernt werden könnte, er ist vielmehr ein gewisser, dauernder, zufriedener Zustand eines in Gott ruhenden Gemüths, dessen Seligkeit so wenig durch die Leiden dieses vergänglichen Lebens getrübt, als durch die Freuden desselben hervorgebracht werden kann. Sowie jede Bewegung, jegliches Wirken nur in seinem Ziele und Endzwecke seinen Ruhepunkt findet, so wird auch das Herz des Menschen erst dann stille, wenn es von dem Gefühle der vereinigenden Gottesnähe durchdrungen wird und so im Zwecke seines Daseins ruht. Dieses Herzens Eins und Alles ist Gott. Damit nun Gott unser Eins und Alles werde, als welches Gefühl die unnachläßliche Bedingung des innern Friedens ist, müssen wir nicht nur von allen irdischen Dingen, sondern vorzüglich von uns selbst los sein. Wir müssen keine gute Gabe des Lichtvaters, sie sei ein Vorzug unsers sinnlichen oder geistigen Ichs, in Eigenheit besitzen wollen, nie auf uns selbst zurückblicken, uns bei keinem angenehmen oder unangenehmen Gefühl aufhalten, sondern in unsern eignen Augen ein lauteres — Nichts — sein". Also (S. 12—94) „Selbstverleugnung ist das Princip des Seelenfriedens, oder was dasselbe ist: die Ertödtung der Eigenliebe, des Egoismus oder der Selbstsucht, die man sonst die Ichheit nannte. Hieraus folgt und hiermit ist auf das engste verbunden die (uneigennützige) kindliche Liebe zu Gott, als dem höchsten Gut: die einzige Tugend, welche wahre Tugend ist. Sie offen-

bart sich (bei Frauen) zunächst im Charakter als Anspruchslosigkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld; sodann in den Sitten durch Einfachheit, kindliche Offenheit, Leutseligkeit und Artigkeit, ruhige Heiterkeit, geräuschlose Thätigkeit. Aber diese Tugend hat ihre großen Hindernisse (S. 93—205). Ihr Hauptfeind ist die Eigenliebe, welche ihre Angriffe nach den Eigenthümlichkeiten des Temperaments und Verstandes verändert. Es ist also nöthig, zunächst unsere Temperamentsschwächen zu erkennen. Lebhafte Gemüther haben sich zu hüten vor Eitelkeit, Leichtsinn, Zerstreuung und Zerstreuungssucht, Ungeduld; heftige Gemüther vor Zorn, Rachsucht, Unversöhnlichkeit; träge Gemüther vor Unempfindlichkeit, Selbstsucht, Feigheit; düstere Gemüther vor Schwermuth, Verzagtheit und Mismuth, Eifersucht und Empfindlichkeit. Was die Verstandesirrthümer anbelangt, so entspringen sie aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, aus Einseitigkeit, Vorurtheilen der Erziehung, misverstandenen Religionsbegriffen" u. s. w. Es versteht sich von selbst, daß überall für jede der genannten Seelenkrankheiten auch die Heilmittel angegeben sind. Und um, so zu sagen, eine vollständige geistige Diätetik, oder eine Anweisung zu einer den Seelenfrieden erzeugenden und erhaltenden Lebensführung zu geben, ist im Anhange (S. 209—278) gleichsam die Stufenleiter der Thätigkeiten und Zustände einer Gott zugewendeten Seele aufgestellt in Aufeinanderfolge der erläuterten Begriffe von Erleuchtung, Heiligung, Wiedergeburt, Buße, Glaube, Einfalt, Einkehr, Sammlung des Gemüths, innern und äußern Führungen, Gebet, Bitte, christlichem Wandel, innerm Leben.

Wer sieht nicht, daß in diesem Buche viel Gutes und Beherzigungswerthes enthalten sein muß? Wenn ein Leser oder eine Leserin auch alles Uebrige als unschmackhaft oder mystisch ignoriren wollte, so würde sich dennoch schon in der ausführlichen Auseinandersetzung der Temperamentsfehler und Verstandesverirrungen, nebst den Vorschriften zur Beseitigung von beiden, vieles für das tägliche Leben höchst Anwendbare vorfinden, weshalb denn Niemand so leicht dieses Buch ohne Nutzen aus den Händen legen wird. Noch weit mehr aber werden religiöse Gemüther hier Weisung und Nahrung finden. Dies hindert uns jedoch nicht, einige kritische Bemerkungen beizubringen, weil keine Arzneikunde schärfer durchdacht und behutsamer angewendet sein will als die der Seele.

Das Bekehrungsgeschäft — denn so muß man wol die Summe aller dieser Unterweisungen nennen — ist zwar in vorliegender Schrift ziemlich systematisch und im Geiste älterer Schriften dieser Art, dergleichen z. B. Arndt's „Wahres Christenthum" ist, vorgetragen. Allein Menschenkenner, und besonders solche, die es an Bemühungen zur Selbsterkenntniß und zur Läuterung und Veredelung ihres Innern nicht fehlen ließen, werden einen doppelten Tadel an dieser Verfahrungsweise nicht unterdrücken können. Und zwar ist es ein und derselbe Gegenstand, nämlich das Princip dieser Lehre, die Selbstverleugnung, oder, schärfer ausgedrückt, die Selbstvernichtung, was auf doppelte Weise tadelnswerth erscheint. Zunächst führt dieses Princip, eben als solches, d. h. unbedingt und als erstes und höchstes, als positives Gesetz hingestellt, da es doch nur ein negatives ist, zu einem der gefährlichsten Irrwege, die der Mensch betreten kann, und auf welchem eine Guyon und viele andere ihr verwandte Seelen sich leiblich und geistig aufgerieben haben: auf den Weg des ausschweifendsten, an Wahnsinn grenzenden, ja oft mit wirklichen Wahnsinnserscheinungen begleiteten Mysticismus. Freilich durch Misverständniß einer heiligen Lehre, aber doch durch ein Misverständniß, welches unfehlbar entsteht, sobald Behufs der Gottgefälligkeit und folglich des Seelenfriedens, die Aufmerksamkeit zu allererst auf unser Selbst als Gegenstand der Verleugnung oder Vernichtung gerichtet wird. Unser Selbst ist die Bedingung unserer Existenz, und in demselben Selbst sind alle unsere Kräfte und Vermögen eingeschlossen: die Kraft des Erkennens, wie die des Handelns; des Gefühls nicht einmal zu gedenken. Was wir erkennen, erkennen wir selbst; was wir handeln, handeln wir selbst; wir selbst sind gut oder böse; wir selbst bestimmen uns zur Tugend oder zum Laster; wir haben aber kein anderes Selbst als uns selbst; wir selbst sind unser Selbst und bleiben es, so lange wir leben. Dieses Selbst können wir daher nicht vernichten oder vertilgen, ohne unser Leben, unsere Existenz zu vernichten. Allerdings sollen wir uns selbst verleugnen, d. h. von uns absehen, nicht auf uns und unsere Schonung, unsere Bequemlichkeit, unsern Widerwillen u. dgl. Rücksicht nehmen, überall wo die Pflicht gebietet, wo unser Wille sich einem höchsten, heiligen Willen zu unterwerfen hat. Aber es gibt keine Pflicht, die da geböte, die Bedingung zu vernichten, unter welcher wir allein Pflichten erfüllen können. Und diese Bedingung ist die unserm Selbst einwohnende Persönlichkeit oder Ichheit, die etwas ganz Anderes ist als Egoismus oder Selbstigkeit. Letztere entsteht nur, wenn wir auf Unkosten des Heiligen unser Ich (Selbst) berücksichtigen. Man kann sagen: das Letztere hat auch der Verf. des vorliegenden Buches nur gemeint. Wir erwidern: Nein, er hat mehr gemeint, wenn er sagt: „wir müssen von uns selbst los, wir müssen in unsern eignen Augen ein lauteres Nichts sein". Dieser Ausdruck hat eine unbedingte Bedeutung, und die soll er, selbst nach der heiligsten Lehre, die wir verehren, nicht haben, weil diese sogar gebietet, unsern Nächsten zu lieben wie uns selbst. Nicht als ob hiermit die Selbstliebe geboten würde; sie braucht nicht geboten zu werden, sie ist uns angeboren; eben darum aber können wir sie nicht ausrotten, wir sollen nicht im falschen Verständniß des göttlichen Wortes widernatürlich und widervernünftig das Unmögliche versuchen, sondern wir sollen nur, so lieb uns auch (und mit Recht, denn Gott hat es gegeben) unser Leben sein mag, dennoch desselben nicht achten, wo es die Erfüllung des heiligen Willens gilt. Also nochmals: wir sollen nicht darauf

ausgehen, gleichsam als auf eine erste und höchste Aufgabe der Lebenskunst, überhaupt und unbedingt und lediglich und geradezu von unserm Selbst nichts mehr wissen zu wollen, weil uns dies an der Gemeinschaft mit Gott verhindere, denn wir zerarbeiten uns umsonst, unser Selbst loszuwerden, und benehmen uns dadurch die Kraft und rauben uns die Zeit, auf eine positive Weise durch moralische Kraft, deren höchster Ausdruck die Liebe ist, thätig zu sein. Auch die moralische Kraft, die Kraft der Liebe, liegt in unserm Selbst, in unserm Herzen, und dieses ist, so zu sagen, nicht blos ein Magnet mit Einem Pole, mit dem Vermögen der Anziehung, mit dem Begehrungsvermögen, sondern in diesem Selbst regt und bewegt sich auch ein zweiter Pol, der der Kraftentäußerung, des Gebens, der Liebe im höhern Sinne, und seine Spuren zeigen sich schon bei Kindern ebenso gut als die des ersten. Kinder geben ebenso gern als sie nehmen; und so sollte sich auch der Erwachsene nicht schämen, zu verlangen und zu empfangen, widrigenfalls er nicht einmal Etwas hat, das er geben kann. Nur sein Leben lediglich dem Empfangen (dem Genusse) öffnen, aber dem Geben verschließen, dies ist gemein und schlecht, niedrige und verwerfliche Habsucht und Selbstsucht. Und genau betrachtet, sind eben mystische Seelen à la Guyon geistige Selbstsüchtlinge, denn sie wollen eben nur genießen, wenn es auch gleich das Höchste ist, was sie genießen wollen: Gott. Die Tendenz bleibt immer dieselbe, und sie betrügen sich selbst, kommen aber auch, trotz aller erzwungenen Extasen, aus den selbstgeschaffenen Qualen nicht heraus. Man lese nur die Lebensbeschreibungen berühmter Mystiker, z. B. eines Gichtel und seiner Consorten, und man wird diese Bemerkung auffallend bestätigt finden.

(Der Beschluß folgt.)

Edda, die Stammmutter der Poesie und der Weisheit des Nordens. Lyrisch-epische Dichtungen, Mythen und Sagen der gotho-germanischen Vorzeit. Zum ersten Mal aus der isländischen Urschrift übertragen, mit ästhetisch-kritischen Bemerkungen, mythologischen Erläuterungen, einem fortlaufenden Commentar und Register versehen von Gustav Thormod Legis. Erste Abtheilung. Mit einer kosmol. Karte. Leipzig, Nauck. 1829. Gr. 8. Preis für 3 Abtheilungen 4 Thlr. 16 Gr. *)

Indem viele Dichter der neuern Zeit auf den nordischen Sagenkreis Rücksicht genommen haben, muß es erwünscht sein, ihn aus der eigentlichen Quelle kennen zu lernen. Der Verfasser, welcher dazu mit der nöthigen Gelehrsamkeit und Sprachkenntniß ausgerüstet ist, erwirbt sich deshalb durch seine Uebersetzung unstreitig ein Verdienst, macht die Quellen zugänglich, welche sonst für das größere Publicum verborgen bleiben mußten, und hat, in Verbindung mit diesem Unternehmen, zugleich ein vollständiges Lehrbuch der altskandinavischen oder sogenannten nordischen Mythologie ausgearbeitet. Man übersieht also nun vollständig sowol die Mythen- und Fabellehre des alten Nordens, als auch die älteste Philosophie und Weisheit desselben, wobei eine Einwirkung der altasiatischen Völkerschaften, der Perser und Hindus, wahrgenommen wird. Der Verf. legt dabei das physische und astronomische Deutungssystem zum Grunde, welches schon von Andern zur Anwendung gekommen.

Die „Edda" ist in der alten Norrannasprache, welche sich im Isländischen fortwährend erhielt, abgefaßt, und zwar in der Form dichterischer nationaler Gesänge, zum Theil mit prosaischen Einleitungen und Verbindungen. Eine jüngere sogenannte „Snorra Edda" ist prosaisch abgefaßt für den Behuf der Dichter oder Skalden. Es läßt sich vermuthen, daß beide ursprünglich ein Werk ausmachten.

In vorliegendem Bande finden wir Folgendes, was nur seinem allgemeinsten Inhalt nach hier angedeutet werden kann. 1. „Völu-spa. Die Weissagung der Vola". Eins der ältesten dichterischen Denkmäler, gewissermaßen die Grundlage der ganzen nordischen Religion von der Schöpfung der Welt bis zu ihrem Untergange, ein Lied, von einer heiligen Jungfrau oder Priesterin gesungen. Heimdall thront auf seiner Burg Himmelsberg als höchstem Standpunkt der Sonne im Himmelszeichen des Krebses, er verkündet durch sein Horn die Mitsommernachtsfeier. Baldur oder das Himmelslicht wird von dem blinden Hödur oder dem Dämon der Finsterniß ermordet, dieser aber von Baldur's Bruder Vale umgebracht (bei dem zunehmenden Tageslicht des rückkehrenden Frühlings). Schöpfung der Welt, der Zwerge, der Menschen, das Kommen des Weltendes und neuer Weltverjüngung wird beschrieben. Surtur ist eigentlich der oberste Gott des ganzen Universums; von Licht und Flammen umgeben, wohnt er im höchsten empyräischen Himmel. Dies stimmt mit den Glaubenssystemen der ältesten asiatischen Völker überein.

2. „Wafthrudnis-mál. Odin's Wettstreit mit dem Riesen Wafthrudnir". Odin, Gott des Himmels, berathschlagt mit Frigga, der Erdengöttin, ob er den Riesen Wafthrudnir (Repräsentanten der Mächte des Abgrundes und der Finsterniß) besuchen und dessen Stärke in Weisheit und Kunde der Vorzeit prüfen soll. Sie räth ihm ab, er reist dennoch, erscheint bei dem Riesen unter fremdem Namen, der Riese prüft ihn durch Fragen, Odin besteht in den Antworten, und der Riese fodert ihn auf zu einem Wettstreit in Klugheit und Geistesstärke unter der Bedingung, daß der Ueberwundene seinen Kopf verlieren solle. Odin nimmt den Vorschlag an, stellt verfängliche Fragen an den Riesen, welche dieser beantwortet, nur die letzte Frage nicht, nämlich, was für Worte Odin seinem Sohne Baldur ins Ohr geraunt, ehe er auf den Scheiterhaufen gelegt wurde. Da dies Niemand wissen konnte als der Gott selber, so bemerkt der Riese mit Schrecken, daß er dem Gott gegenüber gestanden, dessen Weisheit keiner ermißt. Die Fragen oder Räthsel betreffen die Entstehung und elementare Einrichtung der Welt, die ersten und letzten Ereignisse auf und mit derselben, sammt deren endlicher Erneuung, in mythisch-allegorischen Bildern, deren Bedeutung der Uebersetzer in den Anmerkungen erklärt.

3. „Grimnis-mál, Grimnir's Gesang". In einer Einleitung des Sammlers zu diesem Gesange wird bemerkt: Grimnir (oder Odin, welcher in menschlicher Gestalt sich offenbart) sei gefangen gewesen bei dem gothischen Könige Geirröd, der ihn für einen Zauberer gehalten und zwischen 2 brennenden Holzstößen ohne Speise und Trank sitzen lassen. Geirrödt's Sohn Agnar brachte dem Odin ein volles Trinkhorn, worauf Grimnir's Gesang beginnt. Er enthält mythische Naturschilderung, ähnlich der Mythe vom Tode des Adonis, von Herkules' Leiden und Heldenthaten, welche auf die gefährliche Niederfahrt der Wintersonne und zugleich auf den dadurch bewerkstelligten Untergang der Finsterniß und den Sieg des Lichtes Bezug haben. Geirröd erscheint als Beherrscher der Tiefe und des Winters, Odin als Geist des Himmels, des Lichtes und der Wärme, Agnar als der junge

*) Auch unter dem Titel: „Fundgruben des Nordens." u. s. w. Zweiter Band.

einbrechende Frühling. Odin schildert den Himmel, dessen 12 Götterwohnungen (den Thierkreis). Die Kenntniß von den Constellationen des Thierkreises geht in eine unbestimmbare Vorzeit zurück, doch reicht diese wol nicht über 3 Jahrtausende vor Christo. Durch die Gothen mag die Mittheilung vom Orient zu den Skandinaviern gekommen sein. Daraus erwuchs ein poetischer Kalender, den das Gedicht enthält.

4. „Hymis-kvida, der Gesang von Hymir". Thor ist der Donnergott, Hymir ein Riese, der die Flüsse der Unterwelt und den unwegsamen Ozean beherrscht, darin sich die Weltschlange Jormundagar aufhält. Das indische Meer überhaupt wird unter dem Bilde eines ungeheuern Kessels vorgestellt, welchen der Donnergott dem Hymir abnimmt, als er die Weltschlange aus den Tiefen des Ozeans heraufzog, wodurch eine heftige Erderschütterung und Naturrevolution verursacht wurde. Hierauf bezieht sich der Gesang, wobei aber im Fortgange der Zeit der Mythus weiter ausgesponnen und mit willkürlichen Zugaben versehen ward.

5. „För Skirnis, Skirnir's Reise". Der Sonnengott Freyr erblickt eine Tochter Hymir's (des Eismeers), Gerda (das Nordlicht), und wird von ihrer Schönheit hingerissen. Er sendet seinen Waffenträger Skirnir (die klare Luft) zu ihr, um sie zu werben. Gerda verschmäht Anfangs die Werbung, worauf Skirnir zu Drohungen seine Zuflucht nimmt. Gerda entschließt sich, nachzugeben, und bestimmt ihre Zusammenkunft mit Freyr nach 9 Nächten. Letzteres bezieht sich auf den physischen Grundstoff des Mythus, nämlich auf die immer zunehmende Wirkung des Frühlinglichtes und die Vertreibung des Winterdunkels aus den nördlichen Polargegenden. Die 9 Nächte erinnern an den unter dem isländischen Volke noch immer fortbestehenden Glauben, daß die eigentliche Herrschaft des Sommers (hier der Sommersonne) beginne, wenn erst das Tageslicht 9 Nächte hindurch nicht ganz vom Himmel verschwunden ist.

6. „Harbarz-liód, Harbard's Lied". Der Verf. dieses Gedichts betrachtet die alten Götter und Riesen als bloße Natur- oder Elementargeister, die sich gegenseitig befehden und in die Flucht jagen. Thor ist die Hauptperson. Vor einer Meeresbucht stehend, sucht er den am jenseitigen Ufer befindlichen Fährmann Harbard zu bewegen, ihn über das Wasser zu setzen; allein vergebens, und Thor muß, um seine Reise fortzusetzen, einen langen und beschwerlichen Umweg einschlagen. Die Handlung des Gedichts geht im Spätjahre vor sich, der Sund, worüber Thor setzen will, ist die Winterluft, das Boot sind die Wolken, der Führer der trotzige Harbard. Die richtige Lösung dieser Mythen mochte in der Heidenzeit wol nur den Priestern und Weisen bekannt gewesen sein. Sowie „Völuspa" zu den sommerlichen, „Hymiskvida" zu den Herbstfeierliedern gehörte, so scheint „Harbard's Gedicht" bestimmt gewesen, beim Herannahen des Winters abgesungen oder etwa auch dramatisch dargestellt zu werden.

In den folgenden Abtheilungen werden, außer solchen religiösen und mythologischen Gedichten, auch die Heldenlieder der „Edda" übersetzt erscheinen, denen man mit desto größerer Theilnahme entgegensehen darf, weil in ihnen sich Einiges auf die „Nibelungen" bezieht. 10.

Mémoires militaires et historiques pour servir à l'histoire de la guerre depuis 1792 jusqu'en 1815 inclusivement, par M. le baron *de Crossard*. 6 Bände. Paris, 1829.

Die französischen liberalen Zeitschriften machen es sich gewöhnlich zur angenehmen Pflicht, bei jeder neuen Bereicherung der Memoirenliteratur etwas in die Posaune zu stoßen; über das vorliegende Werk haben sie aber ein tiefes Stillschweigen beobachtet; der Verf. verdient es indeß auch um sie, denn sowol seine Meinungen, wie sein ganzes Leben müssen ihnen zum Greuel gereichen. Solchen Parteiansichten gänzlich fremd, halten wir es für Pflicht, den Lesern wenigstens einen oberflächlichen Begriff von einem Werke zu geben, welches nicht sowol bedeutsam für die Geschichte als interessant und durch eingestreute Anekdoten oft höchst unterhaltend ist, wobei ihm jedoch gehörige longueurs ebenfalls nicht fehlen. Für den Verf. existirt Frankreich nur, insofern es von den Bourbons beherrscht wird, und diese Ansicht hat er mit einer Consequenz durchgeführt, die ihm unsere Achtung sichern würde, wenn er sie auch nicht als erfahrener Soldat in Anspruch nähme. Er wanderte als Artillerieoffizier im J. 1791 aus, machte den Feldzug von 1792 mit den Emigranten, trat dann in holländischen Dienst und machte hier die Feldzüge von 1793—95; nach Auflösung der holländischen Armee als Cadet in die östreichische aufgenommen, wohnte er den Feldzügen von 1796—97, 1800—1, 1805 bei, wurde im J. 1808 nach Spanien gesendet, und war hier in verschiedenen Hauptquartieren Augenzeuge der merkwürdigsten Kriegsereignisse d. J. 1809. Bis zum Oberstlieutenant emporgestiegen, zögerte er keinen Augenblick, seinen Abschied zu fodern, als 1812 östreichische Truppen den französischen Adlern folgten, und traf bei der russischen Armee unmittelbar nach der Schlacht an der Moskwa ein; ihm ward Anstellung im Generalstabe, und er wohnte dem Ueberreste des Feldzugs, sowie denen von 1813 und 1814 bei, wo er, als General, seinem Wunsche gemäß, entlassen, unter die Fahnen der Bourbons zurückkehrte und während der 100 Tage die Excursion nach Gent mitmachte.

Da der Baron größtentheils im Generalstabe diente und überdies zu verschiedenen Sendungen benutzt wurde (wir erwähnen nur eine an Ali Pascha von Janina), so kann man leicht ermessen, daß er Mannichfaltiges und oft Interessantes zu erzählen hat; indeß müssen wir es bei den gegebenen Andeutungen bewenden lassen, weil Auszüge viel zu weit führen würden. Die Bescheidenheit ist übrigens nicht der Fehler des Verfs., was er auch zum Ueberflusse selbst bekennt; man würde ihm manche Geschichten kaum glauben, wenn er nicht bei den meisten sich auf das Zeugniß noch lebender Männer aus den höchsten Ständen beriefe, welche bei dem Erzählten gegenwärtig gewesen. Sein Werk wird besonders dem Militair eine anziehende Lecture gewähren; nächstdem möchten wir es Denen empfehlen, welche die Unterhaltungsblätter mit geschichtlichen Anekdoten füttern. Sie finden hier eine nachhaltige Quelle. 14.

Notiz.

Die englischen Besitzungen in Ostindien.

Provinzen.	Flächenraum in engl. □Meilen.	Anzahl der Einwohner.
Bengalen	328,000	57,500,000
Madras	154,000	15.000,000
Bombay	71,000	10,500,000
Die Vasallenstaaten	550,000	40,000,000
Arracan	11,000	100,000
Tavoy, Tenasserim, Mergui und Yé	21,000	51,000
Assam und Garrow	45,000	150,000
Malacca	800	22 000
Singapore	210	14,719
Prinzwalesinsel	160	51,207
	1,181,170	123,388,926

Die ostindische Compagnie besitzt also über 53,000 geogr. □Meilen, worauf über 123 Millionen Menschen wohnen! Engländer sind davon nur 40,000, und zwar 2000 zur Verwaltung, 300 zur Gerechtigkeitspflege Gehörige, und 7010 Kaufleute; die Uebrigen sind Soldaten und bilden den Kern einer größtentheils aus Eingeborenen bestehenden und 300,000 Mann zählenden Armee. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 153. —— 2. Juni 1830.

Ueber den Seelenfrieden.

(Beschluß aus Nr. 152.)

Der zweite Tadel, welchem jenes Princip ausgesetzt ist, abgesehen davon, daß es nicht als absolutes Princip gelten kann, sondern wenn wir es lediglich in der oben angegebenen Beschränkung auffassen, als in welcher es allerdings reelle Bedeutung und wahren Werth hat; der zweite Tadel also, den es verdient, ist dieser, daß es als die erste und nächste Aufgabe unter den Leistungen, oder vielmehr bei der Erlernung, der schwierigen Lebenskunst, der schwersten aller Künste, aufgestellt wird. Der Mensch muß Alles lernen, selbst die Religion, die zum Seelenfrieden führt, ja der Seelenfriede selbst ist. Wir fürchten hier nicht misverstanden zu werden, wenn wir uns in Bezug auf Religion des Ausdrucks „Lernen" bedienen. Wir meinen hiermit kein solches Lernen, wo Gegenstände des Unterrichts dem Gedächtniß gleichsam mechanisch eingeprägt werden, sondern ein Habhaftwerden, ein in Besitznehmen durch Uebung und Anstrengung in steigender Aufeinanderfolge einer Kraft und ordnunggemäßen Thätigkeit. Wir können füglich zur Erläuterung dieser Ansicht des Lernens das Beispiel der Kunst und ihrer Zweige anführen. In der Malerei, in der Musik z. B., so viel Talent auch ein Individuum für eine dieser Künste besitzen möge, ist gleichwol eine strenge und folgerechte Einübung der Kunstregeln nöthig, ohne welche die eingeborene bildende Kraft formlos bleibt. Und gerade in der Form, in der Zusammenstimmung des Mannichfaltigen, des Entgegengesetzten zur Einheit besteht die Schönheit, welche die Seele, der Geist, das Wesen der Kunst ist. Nun steht, nach diesem Begriffe der Kunst, die Religion in der allergenauesten Verwandtschaft mit derselben, denn durch die Religion soll unser Leben, unsere Seele selbst, mit sich und ihren entgegengesetzten Bestrebungen in Einklang, zur Harmonie, zur Einheit und Einigkeit gebracht werden. Und dies ist die Schönheit der Seele. Die Aufgabe der Religion ist also eine wahre Kunstaufgabe. Man kann dies leugnen, man kann sagen: „Nein, die Religion ist die Einigung der Seele mit Gott". Nun wohl! Muß denn aber unsere Seele zu diesem Zwecke nicht eine besondere Beschaffenheit besitzen, muß sie nicht, nach dem Bilde, welches der höchste Meister der Lebenskunst selbst entworfen, ein hochzeitliches Kleid angethan haben, um bei dem Gastmahl des Königs erscheinen zu können, der seinem Sohne Hochzeit macht? Und dieses hochzeitliche Kleid ist die Schönheit der Seele, und diese Schönheit ist, oder muß sein, das Werk unserer eignen Arbeit und Mühe, oder kurz, unsers (praktischen) Studiums der Lebenskunst. Und sollte es in dieser Kunst nicht ebenso gut Stufen geben als in jeder andern, so weit auch eine jede gegen diese höchste, diese wahrhaft göttliche Kunst zurücksteht? Und ist dem so, so ist es gewiß verkehrt angefangen, wenn man in der Erlernung dieser Kunst gerade mit den höchsten, den schwierigsten Aufgaben den Anfang machen will. Die Selbstverleugnung aber, so nöthig sie in der oben angegebenen Beziehung ist, ist gleichwol für den ursprünglichen, an sein Selbst gebundenen Menschen die schwierigste Aufgabe, sodaß der Herr des Lebens selbst sie erst nach einer Reihe anderer Vorübungen folgen läßt. Er sagt zu dem nach dem ewigen Leben dürstenden Jüngling zunächst: „Halte die Gebote". Und als dieser versichert, dies von Jugend auf gethan zu haben, fügt der Meister erst hinzu: „Verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen". Und dies war dem auch schon geübten Schüler doch noch zu schwer. Was soll denn aber das Erste, d. h. der Anfang sein bei der Erlernung der Lebenskunst, deren Weg die Religion und deren Inhalt die Schönheit der Seele ist? Dies zu erörtern, sei uns vergönnt, unsere eigne Ansicht über den Seelenfrieden folgen zu lassen.

Gewiß ist es, daß nur die Seele mit sich selbst und der Welt in Frieden lebt, deren Vertrauen, deren Hoffnung, ja deren Freude Gott ist. Es ist ein so schönes Gefühl und Bewußtsein, Gott zum Freunde zu haben, daß ein Herz, welches diese Gewißheit empfindet, ohne allen Zweifel das höchste Glück genießt, dessen der Mensch fähig ist. Man muß zwar dem Menschen die Güter und die Freuden der Welt nicht verleiden, ehe er etwas Besseres hat, denn dies heißt ihn vom Bessern zurückschrecken, weil sein Herz ursprünglich an der Welt haftet; hat er aber einmal dieses Bessere kennen gelernt, so stellt er von selbst und aus freier, lebendiger, erfreulichster Ueberzeugung die Welt in den Hintergrund und

blickt nur auf Gott als das wahrste, höchste Gut, die höchste Freude. Aber wie nun hierzu gelangen? Der Mensch hat von Natur wie die Pflanze nicht blos einen Erd- sondern auch einen Himmelstrieb. Es treibt ihn ebensowol nach der Höhe als nach der Tiefe. Man darf nur sich selbst beobachten, und man wird dies bald bemerken. Beide Triebe sind nöthig für den Menschen wie für die Pflanze. Zu dem Menschen sagen: Du mußt dich nicht in der Erde einleben, du mußt blos nach dem Himmel trachten, heißt ebenso viel als zu der Pflanze sagen: Du mußt nicht deine Wurzeln in die Erde treiben, sondern wie Stamm und Wipfel in die Höhe, in den freien Himmelsraum, nach dem Sonnenlicht. Man muß also gerecht sein; und um den Menschen für den Himmel zu gewinnen, muß man ihn nicht, seiner Einrichtung entgegen, der Erde entreißen wollen. Man lasse also dem Erdentriebe sein Recht, aber man unterdrücke auch jenen höhern Trieb nicht, der uns nach oben zieht. Wird dieser Trieb auf dem rechten Wege, auf die rechte Art geweckt, genährt, wach und lebendig erhalten, so wird er auch rein und kräftig seine Nahrung suchen und finden, und zwar ohne Widerspruch unserer irdischen Natur, auf deren Unkosten er ja in diesem Falle nicht unterhalten wird. Die Lehren unserer heiligen Religion, recht verstanden und beherzigt, sind vollkommen, ja einzig dazu geeignet, Dies zu bewerkstelligen. Sie erkennen unsere irdischen Bedürfnisse an und versprechen ihnen eine sichere Befriedigung. „Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das Alles bedürfet". Aber es heißt auch: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch das andere Alles zufallen". Nicht blos die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse ist hier gemeint, sondern sogar die eigentlichen irdischen Güter des Lebens sind nicht ausgeschlossen. Aber es heißt freilich auch: „Fällt euch Reichthum zu, so hänget das Herz nicht daran". Hier scheint allerdings ein deutlicher Fingerzeig zu liegen für Das, was zuerst zu thun sein möchte, um in Besitz des Seelenfriedens zu gelangen. Es scheint als sollen wir damit anfangen, nicht Knechte unserer irdischen Bedürfnisse und des irdischen Besitzes zu sein. Auch scheint Dies nicht zu viel verlangt zu sein. Dieser Selbstüberwindung scheint es, ist Jeder fähig, der nur recht will; und die Kraft des wirksamen Wollens ist in uns gelegt. Und weil denn der Mensch Alles nur nach und nach lernt, so scheint auch hier eine Stufenfolge von Uebungen zum Ziele zu führen, denn die ungeübte Kraft kann nur durch Uebung erstarken. Aber auch zu diesem Verfahren gehört Etwas, was der Mensch, ungeachtet seines Triebes nach oben, nicht hat, nämlich die Geneigtheit. Denn wir wollen uns nicht verbergen daß wir von einer gewissen Schwerkraft herabgezogen und niedergedrückt werden, welche uns gar oft und gerade dann am meisten zieht und fesselt, wenn wir uns durch die höhere (moralische) Kraft zum Licht erheben sollten. Wenn dieser Schwerkraft kein Gegengewicht gegeben wird, so kommt die uns einwohnende Lichtkraft nur selten und schwach zum Vorschein und wird bald wieder von jener ersten überwältigt. Woher aber dieses Gegengewicht nehmen? Hier kommt uns nun die erwünschteste Hülfe aus des göttlichen Wortes Offenbarung. Durch diese werden wir in allen unsern Anliegen unmittelbar an Gott gewiesen. „Gott ist nicht fern von einem Jeglichen unter uns. In ihm leben, weben, und sind wir". Ist nun Gott unser so naher Grenznachbar, so ist nichts leichter, fast möchte man sagen bequemer, als uns überall, wo uns Hindernisse begegnen, ja, ehe wir uns auch nur diese Hindernisse vor Augen stellen (was gefährlich ist, weil abschreckend), sogleich und unmittelbar nach Gott hinzuwenden; denn Gott hat gesagt: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen". Wir sollen ihn ganz als unsern Vater betrachten, wie bei unsern Bedürfnissen, so bei unserer Schwäche und selbst bei unsern Vergehungen. „Wo die Sünde mächtig ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger". Es ist also auf dieser Seite nichts nöthig als der Glaube, daß diesem Allen so sei. Und warum sollten wir diesen Glauben nicht fassen, hegen und pflegen? Ist es denn Unsinn, oder Thorheit, oder Frevel, an einen gnädigen und barmherzigen Gott zu glauben, „der den geängstigten Herzen hilft und heilet die zerschlagenen Herzen"? Im Gegentheil: es ist so natürlich, so wünschenswerth, so nothwendig, daß nur der Zweifel an Gottes Dasein und an seiner Hülfe widernatürlich, ja fast unglaublich ist. *Diesen Zweifel* aber verscheucht sein Wort, wenn wir *es mit aufrichtigem* Herzen vernehmen, denn es dringt zum Herzen. „Das Wort Gottes ist schärfer denn ein zweischneidig Schwert". Nur der entartete, vom Bessern ganz abgewendete Mensch vernimmt es nicht mehr. Wer es aber in sich aufnimmt, dem öffnet es den Zugang zu Gott, der nur gesucht werden darf, um gefunden zu werden. „Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgethan". Es ist also nicht sowol ein Arbeiten und Streben und noch weit weniger ein sich selbst Peinigen, welches auf die Selbstvernichtung ausgeht, als vielmehr ein aufrichtiges, herzliches Aufsuchen des Helfers und Retters in aller Noth und Gefahr, in aller Trübsal und Bedrängniß und überhaupt in allen wahren Bedürfnissen, von welcher Art sie immer sein, das Erste, was nöthig ist und was den wahren Grund zum Seelenfrieden legt, wären wir auch noch so schwach, zurückgesunken in die Schwere des Erdenzugs, ja auch noch so weit und noch so lange von Gott abgewendet gewesen. Und so ergibt es sich denn, daß selbst die erste Arbeit, deren wir uns wirklich nicht entschlagen können, die Arbeit an der Lösung der Fesseln, die uns an die Welt ketten (nicht aber die vergebliche und verderbliche Mühe, uns überhaupt von der Welt zu trennen und für uns selbst ein Nichts zu werden), uns leicht gemacht wird, wenn wir uns vorher die Richtung zu Gott geben und zunächst nach Gott hinwenden, und zu Ihm, den die heiligen Schriften uns so nahe stellen und gleichsam ans Herz legen. Es ist auch

wirklich nicht so schwer, Gott zu finden und zu haben und fest zu halten, als eine finstere und lebentödtende Ascetik uns überreden will. Gott ist „die Liebe selbst". Und es heißt ja: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist"; und ferner: „Gott ist nahe Denen, die ihn anrufen, und höret ihr Schreien und hilft ihnen". Wenn dem nun so ist, so wollen wir uns den Weg zu ihm und folglich zum Seelenfrieden nicht erschweren und noch weit weniger durch ein unnützes Abarbeiten zur eignen Vernichtung versperren. Wir wollen uns ihm vertrauenvoll nahen, „ihn vor Augen und im Herzen haben", so werden wir auch nicht so leicht „in eine Sünde willigen, noch thun wider Gottes Gebot". Ihn herzlich suchend, wird sein Friede über uns kommen, wie warmer heller Sonnenschein auf unserm Lebenswege uns begleiten und uns zu dem nothwendigen Geschäft, uns den Fesseln der Welt und unsers eignen Selbst zu entwinden, Klarheit, Lust und Kraft verleihen. Sagt doch selbst Goethe irgendwo:

> Daß wer nur in Ihm lebt und webt und ist,
> Nicht seinen Geist und seine Kraft vermißt.

Wir fassen schließlich das hier Dargelegte, seinen wesentlichen Punkten nach, zu schneller Uebersicht in wenige Worte zusammen. Das Nächste und Nothwendigste für den Seelenfrieden ist nicht das Arbeiten des Menschen an sich selbst zur Selbstverleugnung, sondern der Aufblick zu Gott, und gleichsam die Vergegenwärtigung Gottes, wie ihn unsere heilige Offenbarung kundthut. Denn isolirt für sich stehend, vermag der Mensch nichts in dem großen und schwierigen Geschäft der Lebensläuterung; Alles aber im Bunde mit Gott. Sein nächstes Geschäft muß also sein, nach der Lehre des Evangeliums in diesen Bund mit Gott zu treten, d. h. sich in einem kindlichen Verhältniß zu Ihm als Vater zu erkennen. Dies ist des Seelenfriedens erste und unerlaßlichste aber auch leichteste Bedingung, dies der Anfang und der erste Schritt zur Vollendung. 39.

Alterthümer von Jonien. Herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Karl Wagner. Darmstadt, Leske. 1829. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Gesellschaft der Dilettanti, denen die Alterthümer von Jonien ihre Entstehung verdanken, war ein Verein von Männern, die, durch Reisen in den Heimathsländern der classischen Kunst gebildet, im J. 1734 zu London zusammentraten, um im geselligen Verkehre die Erinnerung an dieselben sich frisch zu erhalten und die Kunst außerdem zu befördern, die eine so reiche Quelle ihrer Genüsse gewesen war. Einlagen bildeten das Vermögen dieses Vereins, das bei einer Uebersicht im J. 1764 so bedeutend gefunden wurde, daß man den Gedanken fassen konnte, mit der von den laufenden Ausgaben nicht in Anspruch genommenen Summe ein Unternehmen zu beginnen, das des Vereins und der Zwecke, die er ausgesprochen, würdig wäre. Nach gemeinsamer Uebereinkunft beschloß man eine Bereisung des Orients durch geeignete Leute, um Gegenden, die, nach den Angaben der Alten, früher Pflegestätten der Künste und der Bildung waren, in ihrem jetzigen Zustande genauer kennen zu lernen und durch sorgfältige Erforschung der noch übrigen Monumente und Trümmer, der Zeugen jener einstigen Blüte, zuverlässigere Rückschlüsse auf die frühern Zeiten zu gewinnen.

Die Ausführung dieses großherzigen Planes ward geschickt gewählten Männern vertraut. Dr. Chandler, der Besorger der „Marmora Oxoniensia", der Baumeister Revett, einst Stuart's Begleiter, und der Maler Pars, Letzterer für Landschaften und Costume, wurden für die Zwecke der Gesellschaft gewonnen und reisten mit sehr berechneten, aber vielleicht beengenden Verhaltungsvorschriften, sonst wohl vorbereitet und gerüstet, im Juni 1764 nach dem Oriente ab. Nach kurzem Verweilen in Troas, auf Tenedos und Scio gingen sie nach Smyrna, das zunächst als der Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen Streifzüge angesehen wurde. Denn die genauere Kenntniß Joniens lag wesentlich in den Wünschen der Dilettanti. Später wandten sich die Reisenden nach Athen (August 1765), um von dort aus einige noch ununtersuchte Punkte des Peloponneses und der nähern Inseln zu besuchen, und im November 1766 trafen sie wieder in England ein.

In reichen Mappen lag der Gewinn dieser so umsichtig angeordneten Unternehmung vor den Augen der Gesellschaft, und doppelt bedeutend schien der Werth derselben, da der gelehrte Chandler durch an Ort und Stelle wiederholte geschichtliche Untersuchungen, die eine ungeahnete Menge von aufgefundenen Inschriften bereicherte, die Wichtigkeit dieser so genau erforschten Denkmäler darthat. Um auch das größere Publicum zu Theilnehmern an diesen wissenschaftlichen Erwerbungen zu machen, beschloß daher die Gesellschaft, einen Theil dieser trefflichen Zeichnungen auf ihre Kosten stechen zu lassen, und gestattete den Reisenden, diese Blätter gehörig ausgestattet herauszugeben. Als Probe wählte man aus vielen Gründen Joniens Denkmäler; nicht allein weil Vitruvius mehre Bauwerke Joniens als solche bezeichnet, denen der Vorzug der Pracht und Anmuth namentlich zugestanden werden müsse, sondern weil unter diesem glücklichen Himmel ohnehin die Blüten des Geistes sich zeitiger als in fast allen Ländern hellenischer Bildung erschlossen hatten. So entstanden die „Jonian antiquities, published with permission of the Soc. of dilettanti by Rich. Chandler, N. Revett and W. Pars" (Lond., 1769—1800), ein Prachtwerk, das bei seinem Erscheinen mit der allgemeinsten Anerkennung aufgenommen wurde und die richtigere Einsicht in das Wesen der griechischen Baukunst wesentlich gefördert hat. Aber gerade dieses gründlichere Studium echtgriechischer Bauüberreste war der Grund, weshalb diese erste Ausgabe der ionischen Alterthümer bald nicht mehr genügen wollte. Der folgende Tag war durch den frühern belehrt worden. In den Zeichnungen glaubte man jetzt Manches zu bemerken, was die im System befangene Ansicht misverstanden, Vieles, was übersehen war. Und so beschloß die durch so glückliche Erfolge für ihren edeln Zweck angeregte Gesellschaft im J. 1812 aufs Neue Reisende auszusenden, die, mit ausgedehntern Vollmachten versehen, genauer untersuchen, nachholen und die bisherigen Entdeckungen erweitern sollten. Der gelehrte Sir W. Gell und die Architekten Gandy und Bedford machten diese Mission aus, und ihr einsichtsvoller Eifer verschaffte so glückliche Bereicherungen und Berichtigungen, daß eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe der ionischen Alterthümer (London, 1821) erscheinen konnte.

An diese zweite Ausgabe, die im Wesentlichen reicher, aber um einige malerische Ansichten ärmer ist, hielt sich der gelehrte Uebersetzer, derselbe, dem man den größern Theil der mit so vielem Beifalle aufgenommenen Uebersetzung der „Alterthümer von Athen" verdankt (m. vgl. Nr. 26 d. Bl. f. 1830), und hielten sich die Nachzeichner der so interessanten Kupfer, und schon ein Blick auf die vorgesetzten Einleitungen beweist, daß sie im J. 1769 noch nicht geschrieben sein konnten. Die Erklärung hypäthrischer Tempel, die S. 17 fg. gegeben ist, wo die Worte des Vitruv (III, 8) so erklärt werden, daß man nur bei deka-

stylen und hypäthralen Tempeln in der Mitte des Daches der Zelle eine Oeffnung gelassen habe, würde in jener Zeit ebenso befremdend erschienen sein, als die Entwickelung der althellenischen, d. h. der dorischen Bauweise aus den einfachsten Gesetzen der Construction, die S. 170 fg. sich findet.

Die Trümmer der classischen Bauwerke von Teos, Priene, Didyme, Labranda, Samos, des panhellenischen Zeustempels auf Aegina, des Tempels der Athene Sunias zu Sunium, sowie des Zeustempels zu Nemea und der großen Kathedrale der Demeter zu Eleusis, mehre kleine ionische Bautrümmer ungerechnet, sind in diesem Werke abgebildet und erläutert, und längst ist bekannt, daß zu diesen Untersuchungen Jeder sich wenden müsse, der sich ein Urtheil über diese schönsten Denkmäler einer längst vernichteten Bildung schaffen will. Ueber einzelne der Monumente ist der Text kürzer; über andere, wie über Didyme, reichlicher; aber der gelehrte Uebersetzer hat die schöne deutsche Eigenthümlichkeit nicht verleugnet, Nachträge zu geben, wo es Noth schien; und als eine verdienstliche Zugabe zu dem, durch interessante eingestreute Untersuchungen, wie über Tempelbeleuchtung, über Theaterbau, über dionysische Gesellschaften ohnehin schon allgemein anziehenden Buche wird man die mit W. bezeichneten Noten betrachten, die Belesenheit, Scharfsinn und richtiges Urtheil überall verrathen. Da die Arbeit des Uebersetzers schon im October 1829 geschlossen war, so konnte manches Neuere, wie bei Selinus (S. 187) die vortreffliche Abhandlung von Göttling im „Hermes" (XXXIII, S. 233) noch nicht erwähnt werden.

Alles, was von der Verlagshandlung abhing, macht der verdienten Teske'schen Officin, wie gewöhnlich, Ehre. 68.

Die Lehre von den Gewerbsprivilegien. Von Karl Wolf, der Phil. und beider Rechte Doctor, Privatdoc. an der Ludwig-Max.-Universität und bürgerlicher Buchdrucker. München, 1829. Druck und Verlag von Dr. Karl Wolf. Gr. 8. 16 Gr.

Mit einem sehr guten Vorurtheil nahm Ref. dies Schriftchen eines Verfs. in die Hand, der wol seit Erfindung der Buchdruckerei der Erste ist, in welchem sich die Eigenschaften eines Gelehrten und akademischen Lehrers in 2 großen Fächern, mit denen eines Buchdruckers und Buchhändlers, vereinigen, sodaß man unwillkürlich an die Gestalt des Dr. Faust im Göthe'schen Drama erinnert wird. Dies günstige Vorurtheil ward nämlich durch die gediegene, treffliche Schrift desselben Verfs. von demselben Jahre über den deutschen Buchhandel begründet. Hier war der Verf. ganz in seiner Sphäre. Allein, auch die vorliegende Schrift ist Zeuge der gründlichen Bildung, der vielseitigen Kenntniß und der gesunden Rechtsphilosophie des Verfs. Er beabsichtigte, in derselben über die sogenannten Gewerbsprivilegien oder Erfindungspatente (patents, patents of invention, brevets d'invention, de melioration, d'importation etc.) — einen in Deutschland noch sehr jungen Rechtsbegriff — eine allseitige Betrachtung zu geben, welche er noch durchaus vermißte, und die ihm um so nöthiger schien, da in einem großen Theile Deutschlands dem Gewerbsprivilegienwesen eine Umbildung bevorsteht. Das Resultat dieser Betrachtung ist durchaus für die Gewerbsprivilegien; jedoch sollen dieselben nur neuen Entdeckungen, Erfindungen und Verbesserungen des Industriewesens (nicht also kleinlichen Spielereien), und zwar nur als Ausnahme von der Regel, mithin blos da, wo die Rücksicht auf die gehabten Kosten u. s. w. eine solche Bevorrechtung fodert, gewährt werden. Das Einzelne muß man in der Schrift selbst nachlesen, deren Plan schon durch seine logische Form gefällt. Ein allgemeiner Theil stellt nach einer Einleitung über die Beförderungsmittel der Industrie den Begriff, die Arten, den Zweck und die Gründe für und wider die Gewerbsprivilegien dar; worauf ein besonderer Theil über das Subject und Object, über die Bedingungen und Wirkungen sowie über die Dauer der erstgenannten Privilegien, endlich über das außerprocessualische und processualische Verfahren bei Privilegiensachen sich verbreitet. Der Gegenstand ist in der That von allen Seiten beleuchtet, und zwar in einer Gedrängtheit, die nur dadurch gewonnen werden konnte, daß die Grundsätze in abgeschlossenen §§. aufgestellt, dagegen die reichen literarischen und positivrechtlichen Notizen in sparsam gedruckte Anmerkungen verwiesen wurden. Eine Sonderbarkeit an dem sonst vortrefflichen Drucke ist, daß das ganze Buch cursiv gedruckt ist — vielleicht ein Sinnbild der doch etwas cursorischen Bearbeitung des Ganzen? — Wenigstens geht diese aus dem Gebrauch einiger provinciellen oder doch nachlässigen Ausdrücke (z. B. verwerthen, Herschießung, beanstanden, Equivalent, gleichheitlich, Bälde u. s. w.) hervor. Ebenso hätte der Begriff und Ausdruck: „Concession", der nach dem privatrechtlichen Systeme das eigentliche Gebiet der sogen. Gewerbsprivilegien bezeichnet, nicht ganz vermißt werden dürfen. Auch ist ein Druckfehler auf S. 6, wo das Jahr 791 statt 1791 gedruckt ist, um deswillen unangenehm, weil man hier so leicht folgendermaßen urtheilt:

Der Meister Wolf hat mit Bedacht
Buch, Druck und — Fehler selbst gemacht. 70.

Literarische Notizen.

Ein nützliches Werk zu Erleichterung der Uebersicht ist „Der französische Literator oder literarischer Führer", von Bentouillac (bei Treuttel und Würz). Die besten Werke der vorzüglichsten Schriftsteller Frankreichs in allen Zweigen der Literatur sind hier hervorgehoben, und das Ganze ist durch Anekdoten und biographische Notizen auch zu einer angenehmen Lecture gemacht.

Taylor hat (englisch) einen Ueberblick der deutschen Literatur mit Auszügen in 3 Bänden geliefert.

Für die Geographie sind 2 neue Atlas erschienen: 1. „Neuer Generalatlas" von 53 Karten, in 17 Lieferungen, von Sidney Hall, und 2. Ewing's „Neuer Generalatlas", in 4.

Bei Longman erscheint ein großes Reisewerk: „Der Reisende der neuern Zeit", herausgegeben von Conder (30 Bände, mit vielen Kupfern und Karten). Desgleichen: „Geschichte der Entdeckungen und Reisen in Nordamerika", von Murray (2 Bände).

Von der „Encyclopaedia Britannica" erscheint die siebente Ausgabe, besorgt vom Prof. M. Napier, im Verlage von Adam Black, 20 Bände in 4., mit zahlreichen Stahlstichen. Die frühern Supplementbände sind bei dieser neuesten miteingearbeitet; das Veraltete oder Unvollkommene ist ausgemerzt, und dafür Unterrichtenderes oder Vollständigeres an die Stelle gekommen. Die vorzüglichsten Mitarbeiter (48) sind genannt.

Das allgemeine lateinische Wörterbuch von Facciolati und Forcellini, wovon wir jetzt in Deutschland eine neue Ausgabe erhalten, erscheint auch (bei Pickering) zu derselben Zeit in London in einer neuen, von Jak. Bailey besorgten Ausgabe (2 Bde., 4.). Bailey hat in einem Anhange sprachliche Schriften von Facciolati, Tursellini, Gerrard, Gesner u. A. hinzugefügt.

Richardson's persisch-arabisch-englisches Wörterbuch, nachmals von Wilkins und zuletzt von Johnson verbessert, erscheint in einer neuen Ausgabe bei Longman in London. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 154. — 3. Juni 1830.

Travels in the north of Germany, in the years 1825 and 1826. By *Henry E. Dwight*. Neuyork, 1829.

Eine Reise in Deutschland von einem Nordamerikaner hat immer etwas Anziehendes, und für einen Republikaner aus den Vereinigten Staaten muß ein aus mehr als 30 kleinen monarchischen Staaten bestehendes Land einen sonderbaren Eindruck machen. Das sieht man hinlänglich aus den Reisebemerkungen, welche von Zeit zu Zeit in Nordamerika erscheinen. Schon den Engländern kommt so Manches in Deutschland äußerst curios vor; wie viel curioser müssen so manche altfränkische Anstalten, die Scheidung zwischen adeligen und bürgerlichen Classen, die vielen und speciellen Vorlesungen auf den Universitäten u. s. w. einem Nordamerikaner erscheinen, der von alle Dem in seinem Lande nicht das Mindeste sieht und hört! Die deutschen Universitäten sind es besonders, womit sich der Hr. Dwight in seiner Reisebeschreibung abgibt. Der Mann scheint aus Deutschland einen hohen Begriff von deutschen Studien und deutscher Gelehrsamkeit mit nach Amerika gebracht zu haben, denn er spricht von den deutschen Gelehrten mit einer wahren Ehrfurcht und erzählt den Nordamerikanern, was diese Gelehrten in ihren Häusern treiben und womit sie ihre müßigen Stunden zubringen. Mancher Professor in Deutschland weiß vielleicht noch nicht, daß man jetzt am Wabash oder jenseits der Alleghanys seine Lebensart so gut kennt, als ob sein Haus so offen stände wie dasjenige eines Fürsten.

Wir wollen Einiges aus Dwight's freimüthigen Bemerkungen anführen, damit man sehe, wie ein Nordamerikaner uns beurtheilt und seinen Landsleuten schildert. Wir müssen die Gelehrten, die hier aufgeführt werden, um Verzeihung bitten, daß sie hier vors große Publicum gezogen werden. Da der Hr. Dwight sich diese Freiheit herausgenommen hat, so haben wir nichts daran ändern können.

Ueber Strasburg gelangt der amerikanische Reisende ins Großherzogthum Baden und besucht vor Allem die heidelberger Universität. Hier wird uns unter Andern der Hr. Prof. Thibaut vorgeführt und, außer seiner Gelehrsamkeit, auch noch seine Liebe zur Tonkunst gerühmt. Seine Concerte sollen vortrefflich sein und den Musikfreunden das Vergnügen verschaffen, nicht allein Mozart'sche und andere neuere Meisterwerke, sondern auch die ältern eines Scarlatti und Palestrina aufführen zu hören.

Dann kommt Voß, welcher sich freute, seine Stunden unter seinen Büchern und seinem Garten theilen zu können, gern auf den Adel loszog und überall katholische Verschwörungen gegen den Protestantismus witterte. So heftig er auch gegen seine Feinde eiferte, so behauptete er doch nichtsdestoweniger, einen sehr gemäßigten Charakter zu haben; handeln, meinte er, sei unser Glück hienieden, ohne Handlung lasse sich kein Himmel denken; die bloße Vorstellung eines Himmels in Ruhe brachte sein Gemüth zum Aufwallen.

Von Heidelberg kommt der Reisende nach Göttingen. Hier gibt es mehre berühmte Männer zu schildern.

Blumenbach ist einer der ausgezeichnetsten Professoren Deutschlands, und er hat so gut wie irgend einer der jetztlebenden dazu beigetragen, den Ruf dieser Universität auszubreiten. In Deutschland behauptet er den Ruf als Physiolog, den Cuvier in Frankreich hat, und mehr als irgend Einer hat er allgemeines Interesse für dieses Fach erregt. Ja, er hat dasselbe so weit gefördert, daß man ihn als den Begründer der physiologischen Wissenschaft in Deutschland ansehen kann. Denn als Folge des großen Eifers, den er dafür erregt hat, kann man es ansehen, daß manche seiner Schüler ihr Leben diesen Studien gewidmet haben und jetzt ansehnliche Stellen auf andern Universitäten einnehmen. Seine Vorlesungen über Naturgeschichte, Knochenlehre, vergleichende Anatomie u. s. w. haben immer Studenten aus den entferntesten Gegenden Deutschlands herbeigezogen. Da er seit langer Zeit der popularste aller Professoren (the most popular of all the professors) ist, so ist sein Hörsaal stets voll. Seine Schriften dienen auf manchen Universitäten zu Handbüchern und sind mehr als diejenigen irgend eines andern Gelehrten aus seinem Fache gelesen und studirt worden. Er ist noch so lebhaft fürs Wissenschaftliche eingenommen als in der frühern Zeit seines Lebens und bezeigt eine außerordentliche Neugierde bei frischen Entdeckungen. In der Unterhaltung ist er äußerst anziehend, nicht allein wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit, sondern auch wegen des jugendlichen Eifers, den er für jeden Gegenstand an den Tag legt; und da die Liebenswürdigkeit seines Charakters mit seinem Wissen im Verhältnisse steht, so fühlt man zu gleicher Zeit Zuneigung zu seinen persönlichen Eigenschaften und Bewunderung für sein

Talent. Des Abends steht das Haus immer seinen Schülern offen; sie können ihn nach Belieben besuchen und werden von seiner Familie sowol als von ihm selbst mit solcher Herzlichkeit empfangen, daß sie nicht ermangeln können, von der verstatteten Freiheit oft Gebrauch zu machen.

Von Blumenbach führt uns der Hr. Dwight zu Eichhorn.

Seine Schriften (sagt D.) waren mir geläufiger als diejenigen irgend eines andern göttinger Gelehrten; ich hatte darin so tiefe Forschungen und so neue Ansichten gefunden, daß ich, obzwar nicht immer einerlei Meinung mit ihm, ein größeres Verlangen hatte, ihn, als irgend einen andern deutschen Gelehrten zu sehen. Meine Phantasie hatte mir ein glänzendes Bild sowol von seinem äußern als von seinem geistigen Wesen vorgemalt. Wie groß mußte also mein Erstaunen sein, als ich bei meinem Besuche einen kurzen und dicken Mann vor mir sah, der ganz und gar nicht mit dem Bilde in meiner Vorstellung übereinstimmte! Sein Gesicht war angenehm, und in seiner Jugend mußte er ein recht hübscher Mann gewesen sein. Sein langes, schneeweißes Haar wallte in Locken auf seinen Schultern. Obschon er 73 Jahr alt ist, so sieht er noch so frisch aus, als ob er im mittlern Alter wäre; nur an seinem Gange bemerkt man die Wirkung der Alterschwäche. Er empfing mich mit vieler Höflichkeit und mit einer Offenherzigkeit, die in wenig Minuten bewirkte, daß ich mich völlig zurecht bei ihm fand. Nach seinen Begriffen von der Etiquette war es nicht schicklich, das Empfehlungsschreiben, das ich ihm darreichte, in meiner Gegenwart zu lesen; er bat mich um Entschuldigung und entfernte sich auf einige Augenblicke, um das Schreiben allein durchzulesen. Ob dies vor einem halben Jahrhundert zur deutschen Etiquette gehörte, oder ob es von seinem besondern Anstandsgefühl herrührte, weiß ich nicht, wenigstens habe ich es bei niemand Anderm bemerkt. Wir sprachen von Karl X., von Hrn. Villèle, von französischer Politik, von den Fortschritten der Freiheit in Europa, von dem Papste u. s. w. Ueber alle diese Gegenstände ließ er sich mit vieler Lebhaftigkeit aus. Ich fand ihn in politischer Hinsicht sehr freisinnig; er bewunderte unsere Staatseinrichtungen sehr und glaubte mit manchen Freisinnigen auf dem Festlande, daß unser Beispiel keinen geringen Einfluß auf die künftige Wohlfahrt Europas ausüben werde. Eichhorn hat nunmehr das 51. Jahr seines Professorats zurückgelegt, da er im 22. Jahre seines Alters nach Göttingen berufen worden ist. Es wird von allen Denjenigen, die ihn kennen, allgemein zugestanden, daß er eins der merkwürdigsten Beispiele von außerordentlichem Fleiße und von Geistesanstrengung ist, welche Deutschland aufzuweisen hat. Einer seiner alten Bekannten, gegen dessen Aussagen ich nicht das geringste Mistrauen hegen kann, hat mich versichert, daß Eichhorn während der letzten 55 Jahre gewohnt gewesen ist, täglich 16 Stunden zu studiren. Was für ein Beweis von nützlicher Anwendung der Zeit! Ich konnte ihn nicht ansehen, ohne ihn als ein fast beispielloses Muster von Fleiß zu bewundern. Seine Manieren sind eine Vereinigung der alten und neuen Schule; die Würde der einen mit der Anmuth der andern. In seiner Art, Jemand zu empfangen, herrscht eine außerordentliche Offenheit, mit einer gewissenhaften Beobachtung aller zuvorkommenden Höflichkeitsregeln. Seine Höflichkeit besteht nicht blos im Aeußern, sie kommt auch vom Herzen her und läßt bei dem Fremden das Bild eines wahren Gentleman.

Wir wollen hier einer Recension erwähnen, welche über Dwight's Reisen im „American quarterly review" erschienen ist und von einem Manne herrühren muß, der die deutschen Gelehrten noch besser kennt als Dwight, denn er hat manche vom Reisenden skizzirte Portraits ergänzt und berichtigt. So z. B. berichtigt er folgendermaßen Eichhorn's Charakterskizze:

Im öffentlichen Vortrage war Eichhorn vielmehr klar und ernst als würdevoll und beredtsam. Er trug sehr weitschweifig, aber mit beständiger Heiterkeit und großer Pünktlichkeit vor. Zuweilen unterbrach er seinen Vortrag, um einen kurzweiligen Einfall, der ebenso wenig des Gegenstandes als seiner Gelehrsamkeit und seines Alters würdig war, zum Besten zu geben; und wenn dann seine Zuhörer in rauschenden Beifall über seinen Witz ausbrachen, so pflegte er mit besonderer Genügsamkeit zu lächeln und um das Zurückhalten des schallenden Gelächters zu bitten. Eichhorn's Belesenheit war erstaunlich; er las Bücher fast über alle Dinge und schrieb über Alles, was er las. Sollte er aber nicht wol zuweilen geschrieben haben wegen des Gewinnstes? Sein großes Werk über die „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte" enthält keine Spur der Beredtsamkeit, welche die geschichtliche Erzählung fähig ist anzunehmen, nichts von dem philosophischen Unterrichte, der aus den großen Weltbegebenheiten hervorgeht, nichts von der genauen Kenntniß des menschlichen Charakters, wodurch die Schilderungen von Staatsmännern Ansehen bekommen. Die dicken Bände enthalten nur eine Masse von Thatsachen, die man noch dazu nicht immer ohne Prüfung annehmen darf. So z. B. scheint seine Darstellung unsers letzten Krieges gegen England einzig aus den parteiischen Aussagen und Behauptungen englischer Schriftsteller entlehnt worden zu sein. Eichhorn hat den ganzen Geist und das Ende des Streites verkannt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, Mai 1830.

Das gegenwärtige Tagesgespräch in allen Cirkeln Berlins ist der durch die hiesige „Evangelische Kirchenzeitung" angeregte Streit zwischen den Rationalisten und Supernaturalisten. Die „Kirchenzeitung", welcher es auf geradem Wege nicht gelingen wollte, Ansehen und Theilnahme zu erwecken, versuchte es seit einiger Zeit, durch Geschrei und Gepolter oder durch heftige Anklagen und Angriffe gegen anerkannte und hochverdiente Männer wenigstens Aufsehen zu machen. Man muß zugeben, daß ihr das Letztere ziemlich gelang. Wem aber sollte dies nicht gelingen, der sich herausnimmt, 2 der größten deutschen Männer, Schiller und Göthe, der Gottesverleugnung und anderer Laster und Fehler, und einen Theologen wie Schleiermacher des Unglaubens zu beschuldigen? Die Aufsätze, worin diese Beschuldigungen ausgesprochen worden, Beurtheilungen über Schiller's und Göthe's „Briefwechsel", sowie über Schleiermacher's „Sendschreiben", wurden allgemein gelesen, und es bedurfte in der That weiter nichts, um Verfasser wie Herausgeber, je nach der mildern oder strengern Gesinnung der Leser, dem allgemeinen Gelächter oder der Verachtung preiszugeben. Da erschien plötzlich noch in der „Kirchenzeitung" ein Aufsatz von dem sich später selbst als Verfasser desselben bekennenden Stadtgerichtsdirector Gerlach in Halle über den Rationalismus auf der Universität Halle. Dieser Aufsatz war unmittelbar gegen die Professoren Gesenius und Wegscheider gerichtet. Man hatte sich, auf welche Weise ist noch nicht bestimmt ermittelt, Hefte aus den Vorlesungen dieser Männer zu verschaffen gewußt und führte nun aus diesen einzelne aus dem Zusammenhange gerissene, vielleicht auch unrichtig nachgeschriebene Stellen an, um zu zeigen, daß jene Männer des Lehramts unwürdig seien, und daß ihre Vorlesungen nur „Ekel an der heiligen Schrift und an der jämmerlichen Beschäftigung, aus einem Scheffel Spreu einige Körner herauszusuchen, erzeugen müssen". Ja, Herr Gerlach ging, in der Voraussetzung, daß die Wahrheit nicht durch unbedingte Lehrfreiheit befördert

werde, so weit, nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß jene Männer vom Lehramte entfernt werden müßten. Die nächste Folge dieses Aufsatzes in hiesigem Orte (über die Vorfälle in Halle wird Ihnen Ihr dortiger Correspondent berichten) war die Erklärung des Herrn Prof. Neander über seine Theilnahme oder vielmehr Nichttheilnahme *) an der „Evangelischen Kirchenzeitung" und die Gründe sich von derselben loszusagen. Seine Gründe dafür waren zunächst, daß es unstatthaft und schädlich sei, die zwischen den wissenschaftlichen Theologen obwaltenden Differenzen, mögen sie in Vorlesungen oder Schriften vorgetragen sein, vor den Richterstuhl der Laien, welche einer theologisch-wissenschaftlichen Bildung ermangeln, zu bringen, weil der Laie nicht im Stande sei, den Zusammenhang der eigenthümlichen, wissenschaftlichen Ansichten forschender Theologen mit deren christlichem Leben gerecht zu beurtheilen, da ihm der Entwickelungsgang der Theologie im Allgemeinen und insbesondere in dieser Zeit nicht genugsam bekannt sei, um in den Ideenzusammenhang solcher Theologen und in das Verhältniß dieser Ideen zu ihrem innern Leben sich hineinversetzen zu können. Vor Allem aber sei das Verfahren höchlich zu tadeln, Hefte der Studierenden oder mündliche Aeußerungen derselben zu Anklagen gegen ihre akademischen Lehrer zu benutzen; „ein solches Verfahren könne nur dazu dienen, aller Willkür der Verleumdung, die von Mißverständnissen oder Verdrehungen ausgeht, Thür und Thor zu öffnen, die Unbefangenheit des akademischen Lehrvortrags zu hemmen, das gegenseitige Vertrauen zu stören, welches zwischen Lehrenden und Lernenden hier stattfinden soll, und ein in der Gesinnung höchst verderbliches System der Kundschafterei in Gang zu bringen". Gegen diese Erklärung des Hrn. Prof. Neander, deren Inhalt ich eben kurz angab, erschien in Nr. 18 und 19. der „Evangelischen Kirchenzeitung" eine Gegenerklärung des Redacteurs Hengstenberg in dem krassesten jesuitischen Geiste abgefaßt, sodaß selbst Hr. Prof. Neander sich genöthigt sah, eine eigne Broschüre gegen dieselbe erscheinen zu lassen. Um nur Eins aus jener Gegenerklärung zu erwähnen, so bemerkt Hengstenberg, es sei Pflicht und Recht des Staats, darüber zu wachen, daß sich bei keiner kirchlichen Gesellschaft und Lehre etwas Rechtswidriges und Staatsgefährliches einmische; man solle sich aber nur der Verbindung erinnern, „welche noch nicht vor gar langer Zeit die Demagogie mit dem Rationalismus eingegangen". So hinterlistig und niedrig eine solche Beschuldigung schon an sich ist, um so gemeiner wird sie im Munde des Hrn. Hengstenberg; denn derselbe wird sich gar wohl erinnern, daß er während seiner Studierzeit in Bonn im Jahre 1820 und 1821 sich damals zur exaltirten Partei der sogenannten Burschenschaft zählte, welche mehr mit der Demagogie in Einstimmung war als andere Verbindungen. Auch damals zeigte er schon eine ausgezeichnete Neigung zu jener dunkeln und frömmelnden Gesinnung, durch die er jetzt sich Ruf zu erwerben strebt. Mittlerweile war aber Hr. Prof. Gesenius (der auch schon eine Erklärung in die „Literaturzeitung" hatte einrücken lassen, wogegen sich Hr. Stadtgerichtsdirector Gerlach wiederum in der hiesigen „Kirchenzeitung" zu vertheidigen suchte) von Halle nach Berlin gekommen, um, wie man sagte, vom Ministerium eine Untersuchung zu seiner Rechtfertigung zu verlangen. Die Regierung stimmte hiermit überein und es ward eine Commission, an deren Spitze der Geheime Regierungsrath Delbrück aus Magdeburg steht, zu dem Zwecke ernannt, um die Lehren der Herren Gesenius und Wegscheider kirchlich und staatsrechtlich zu prüfen. Seit dieser Zeit erscheinen nun fast wöchentlich mehre neue Broschüren über diesen Streit, die aber fast alle dahin übereinstimmen, es sei ein ungerechter und unstatthafter Eingriff in die Lehr- und Glaubensfreiheit, die sich die „Evangelische Kirchenzeitung" habe zu Schulden kommen lassen, und der Staat könne unmöglich, ohne der Religion selbst zu schaden, direct und entscheidend in die religiösen Streitigkeiten eingreifen. Von den Schriften, die mir zu Gesichte gekommen sind, will ich nur einige erwähnen: 1. „Bericht über die Umtriebe der Frömmler in Halle"; 2. „Theologisches Bedenken", von Prof. Ullmann in Halle; 3. „Dreifaches Gutachten nebst einem fürstlichen Endurtheil über die Frage: sind rationalistische Theologen ihrer Aemter zu entsetzen oder nicht?"; 4. „Vertheidigung gegen die Schmähschrift: Bericht über die Umtriebe der Frömmler"; 5. „Amtliches Gutachten eines offenbarungsgläubigen Gottesgelehrten". Es ist zu bedauern, daß mehre von diesen Schriften unter erlogenen Masken erschienen und nicht Das sind, wofür sie sich ausgeben. Die unter Nr. 3 und 4 bezeichneten sind ganz in jesuitischem Sinne abgefaßt, und der Schreiber des „Amtlichen Gutachtens" dagegen ist weit mehr Rationalist als Offenbarungsgläubiger. Die Schriften von Bretschneider und Baumgarten-Crusius habe ich noch nicht gelesen. Die kleine Broschüre von Neander aber enthält im Grunde Alles, was sich vom Standpunkte der Wissenschaft aus über diesen Gegenstand sagen läßt. Von einer ganz andern Seite muß freilich die juristische Frage angesehen und beurtheilt werden, ob es dem Einzelnen gestattet werden darf, vom Standpunkt seiner subjectiven Ueberzeugung aus jeden Andersdenkenden des Atheismus, unchristlicher Gesinnung und Lehre, der Verführung der studirenden Jugend und, weiß der Himmel, welcher andern Vergehen noch zu beschuldigen und öffentlich zu denunciren. Hier tritt der Angreifende und Ankläger vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung und des Gesetzes. Wenn Hr. Gerlach andere Ansichten von Christenthum hat als Gesenius und Wegscheider, so kann er nach diesen Ansichten leben, er kann sie wissenschaftlich vertheidigen und die der seinigen entgegenstehenden Ansichten auf wissenschaftlichem Wege bekämpfen und zu widerlegen suchen. Aber den Andern deshalb anzuklagen und ihn dieses oder jenes Vergehens zu beschuldigen, weil er nicht denkt und glaubt wie Herr Gerlach, ist eine ebenso einfältige als strafwürdige Handlung. Man wende nicht ein, es könne dies nicht aus böser Absicht geschehen sein, weil Hr. Gerlach aus *innerer Ueberzeugung* gehandelt habe, um seine, wie er glaubte, die gerechte Sache des Christenthums zu fördern. Hier wären recht eigentlich die Worte F. H. Jacobi's bei Gelegenheit der Stolberg'schen Religionsveränderung anwendbar: „daß er sich vollkommen *überzeugt* fühle, daran zweifle ich nicht im Mindesten. Aber wie viele Menschen beginnen nicht aus einer solchen gefühlten Ueberzeugung die ärgsten Frevel (z. B. neuerlichst Sand). Also wenn dieser Grund entschuldigen mag, so gibt es kein vernünftiges Urtheil mehr über gute und böse, ehrwürdige und verächtliche Entschließungen; der *Wahn* hat dann gleiche Rechte mit der Vernunft, oder die Vernunft hat dann überhaupt keine Rechte, kein gültiges Ansehen mehr; ihre Stimme ist ein Unding; *wer nur nicht zweifelt, der ist in der Wahrheit*. Mir schaudert vor den Folgen einer solchen Toleranz, die eine ausschließende zum Vortheil der Unvernunft wäre". Aber mit der Beseitigung des Einwands der Ueberzeugung ist es auch noch nicht gethan. Es kann der Denuncirende noch ferner erwidern, er habe nicht nur aus Ueberzeugung gehandelt, sondern er sei sich überhaupt gar keiner bösen That bewußt, indem er ja etwas beabsichtigt habe, was er für nicht böse, ja für rechtlich halte. Es ist aber ganz gleichgültig, ob der Thäter das

*) Neander erklärt sich selbst darüber folgendermaßen: „Die Redaction der „Evangelischen Kirchenzeitung" hat in der ersten Ankündigung derselben auch mich als einen ihrer Mitarbeiter genannt, und allerdings hatte ich mich zu dieser Theilnahme anheischig gemacht. Ich würde diese Verpflichtung auch erfüllt haben, wenn mich nicht Zeitmangel gehindert hätte. Von jetzt an aber, wenn auch meine übrigen Geschäfte es erlaubten, würde die Differenz der Grundsätze mich hindern, an dieser Zeitschrift thätigen Antheil zu nehmen".

Unrecht seiner Handlung gefühlt und eingesehen hat oder nicht; es kommt vielmehr nur darauf an, ob er eine wirklich widergesetzliche und sträfliche Handlung begangen hat; denn sonst würde der verstockte Bösewicht, der gar nichts mehr bei seinen Uebelthaten fühlt, jedesmal mit der Entschuldigung durchkommen, er sehe nicht ein, daß er etwas Unrechtes verübt, während derjenige Verbrecher, der noch Gewissen hat, seine That mit innerm Kampfe und vielleicht nur in Uebereilung begeht und dieselbe später mit Zerknirschung bereut, jedesmal unbarmherzig verdammt werden müßte. Es kommt daher in solchen Fällen ganz allein darauf an, ob die begangene Handlung eine durch das Gesetz verpönte ist oder nicht, und das Oberlandesgericht zu Naumburg, vor welchem, wie ich vernehme, Gerlach zur Untersuchung wegen dieser Angelegenheit gezogen ist, wird daher auch nur darauf zu sehen haben, ob in der Denunciation Gerlach's in der „Kirchenzeitung" solche Beschuldigungen gegen Gesenius und Wegscheider vorkommen, die diese in der Meinung ihrer Mitbürger herabzusetzen im Stande sind, mit andern Worten, ob sich eine objective Injurie oder Verleumdung darin findet, ganz abgesehen davon, was Gerlach bei Niederschreibung dieser Ausdrücke gefühlt oder sich gedacht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Numismatische Literatur.

Schon früher haben wir bei Anzeige der trefflichen Bearbeitung des Winckelmann'schen Katalogs der von Stosch'schen Gemmensammlung *) Gelegenheit gehabt, über die tüchtigen Arbeiten zu sprechen, welche der Aufseher des königl. preußischen Münzcabinets, Hr. Dr. Bolzenthal, bei dieser Anstalt ausgeführt hat, und können jetzt in Verfolg die erfreuliche Mittheilung machen, daß derselbe gegenwärtig damit beschäftigt ist, eine Histoire métallique von Friedrich II., Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III. auszuarbeiten und mit Kupfertafeln der Oeffentlichkeit zu übergeben. Dieses bis jetzt noch so gänzlich in der numismatischen Literatur fehlende Werk wird einen wahren Schatz der schönsten Medaillen darbieten, sowol für Kunst als auch für Geschichte gleich bedeutend und wichtig. Hr. Bolzenthal, der bei allen seinen literarischen Arbeiten stets den Beweis geliefert, daß er gern fremdes Verdienst anerkennt und es nicht mit neidischer Geflissenheit, wie es besonders in den antiquarischen Wissenschaften nur zu häufig zu geschehen pflegt, herabzuwürdigen bemüht ist, spricht es freimüthig aus, daß er sich bei diesem verdienstlichen Unternehmen das treffliche Werk über dänische Münzen und des berühmten Millin „Histoire métallique de l'Emp. Napoléon" als Vorbilder gewählt hat. Es ist zu hoffen, daß das Werk auch diejenige äußere Pracht erhalten wird, welche nicht allein dem Gegenstande selbst gebührt, sondern auch den gründlichen Arbeiten des rühmlich bekannten Verfs. Hoffentlich wird ein bald zu erscheinender Prospectus über diese Histoire métallique das Nähere mittheilen.

Wir sprechen hier abermals den Wunsch aus, daß Hr. Bolzenthal uns gelegentlich auch eine Uebersicht der antiken Münzen des königl. preußischen Münzcabinets geben möge — dieses großen, bis jetzt noch so wenig bekannten Schatzes, in welchem sich sicher noch viel Unedirtes befindet. 98.

*) „Verzeichniß der geschnittenen Steine in dem königl. Museum der Alterthümer zu Berlin". Erste Abtheilung. Ehemalige v. Stosch'sche Gemmensammlung. — Dieses Werk wurde auf Befehl des geistlichen und Unterrichtsministeriums von Dr. Bolzenthal herausgegeben und dient zugleich als Erklärung der sehr wohlgerathenen Gypsabgüsse, welche von der ganzen Sammlung auf hohen Befehl durch Hrn. Reinhardt angefertigt worden sind.

Notiz.

Atmosphärisches Phänomen.

Französische Blätter berichten folgende merkwürdige Mittheilung des Artilleriecapitains Bourdet de la Nievre. „Den Abend vor der am 24. Dezember 1806 gelieferten Schlacht von Pultusk", erzählt Hr. Bourdet, „marschirte ich mit einer halben Batterie reitender Artillerie, die zu der Avantgarde gehörte, in einer vollkommen offenen Gegend über einige Aecker. Der Tag war schön gewesen, die Witterung außerordentlich gelinde. Plötzlich erhob sich ein äußerst heftiger Nordwind, in dessen Folge sich in wenigen Minuten der Himmel dermaßen verdunkelte, daß wir kaum noch die Köpfe unserer Pferde zu sehen vermochten. Es war zwischen 9 und 10 Uhr. Der Wind sauste so gewaltig, daß die Pferde stutzig wurden und nicht mehr weiter wollten; wie erstaunten wir aber Alle, als mit einem Male die Spitzen von den Ohren unserer Pferde sowie hin und wieder die länger hervorstehenden Haare, Schweif und Mähnen jedoch ausgenommen, ingleichen das Metallzeug an dem Geschirre zu leuchten begannen! Bald verbreitete sich dieser phosphorescirende Schein auch über alles Andere; die Schnurrbärte der Kanoniere, mehre Geschützstücke selbst waren damit bedeckt, während an unsern Augenbrauen und Haupthaar nichts zu bemerken war. Die Pferde gaben während dessen eine große Angst zu erkennen; sie schnauften mit weitgeöffneten Nüstern, spitzten die Ohren, streckten die Köpfe in die Höhe und waren durchaus nicht von der Stelle zu bringen. Im Gegentheil stemmten sie die Vorderfüße weit hinaus vor sich hin auf den Boden und zogen dabei die Hinterfüße dermaßen ein, daß sie fast mit dem Hinterkörper auf der Erde saßen. Die ganze Lichterscheinung dauerte, sowie der Sturm, ungefähr 4 Minuten; dann verschwanden die Funken, der Wind hörte ebenso plötzlich, wie er begonnen hatte, auf zu blasen, aber ein Strom von Regen und Hagel stürzte nun aus den Wolken herab. Die Pferde schienen jetzt wieder neu aufzuleben; sie richteten sich schnell empor, wieherten, schnauften, bäumten und sprengten, kaum mehr dem Zügel gehorchend, davon". Bemerkenswerth ist noch, daß, nach der Versicherung des Erzählers, die Truppen der Vorpostenkette, als die Batterie daselbst anlangte, nichts von diesem Phänomen bemerkt und empfunden hatten, und erst auf dem Punkte, wo sie standen, in der entgegengesetzten Richtung des Windes ein starker Regenschauer bei ihnen fiel, nachdem der Hagel- und Regenguß, welcher die Batterie traf, aufgehört hatte. 9.

An die Redaction.

München, am 15. Mai 1830.

Wiener Briefe wiederholen mir, der in Nr. 112 vom 22. April 1830 Ihrer vortrefflichen und in ganz Deutschland geehrten „Bl. f. lit. Unterh." enthaltene wiener Correspondenzartikel werde mir zugeschrieben. Einer gewissen, allem Selbstdenken und aller Selbständigkeit äußerst griesgramen Partei bleibt es freilich bequem, für all und jedes nicht in ihren Kram Passende sich immer einen und den nämlichen Sündenbock auszusuchen, selbst für Dinge, die jeder unbefangene und sachkundige Patriot Oestreichs blindlings mit unterschreiben müßte. Dessenungeachtet ist es Ihnen sehr wohl bekannt, daß der fragliche Correspondenzartikel keineswegs aus meiner Feder stamme. Ich ersuche Sie, diese Zeilen zur Steuer der Wahrheit in Ihren Blättern abdrucken zu lassen und durch Ihre Unterschrift gefälligst zu bestätigen 2c.

Freiherr von Hormayr,
k. bairischer Ministerial- und wirklicher Geheimerath.

Daß der Correspondenzartikel aus Wien in Nr. 112 d. Bl. nicht Herrn von Hormayr zum Verfasser hat, bezeugt der Wahrheit gemäß die Redaction.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 155. —— 4. Juni 1830.

Travels in the north of Germany, in the years 1825 and 1826. By *H. E. Dwight.*

(Beschluß aus Nr. 154.)

Uebrigens bestätigt der Recensent, was Dwight von Eichhorn's immerwährendem Studiren sagt: Der göttinger Professor soll behauptet haben, vom starken Studiren sei noch Niemand gestorben; freilich könne Jemand so gut in seinem Studirzimmer als anderswo sterben, allein, anhaltender Fleiß sei vielmehr im Stande, das Leben zu verlängern als es zu verkürzen. Auch Blumenbach's Versicherung, daß man von vielem Studiren nicht sterbe, führt der Recensent an und sucht diesen Satz auf mehren Seiten zu beweisen. Vermuthlich vermeidet man in Nordamerika das viele Studiren aus Furcht vor einem frühzeitigen Tode; das Beispiel deutscher Gelehrten wird also angeführt und erläutert, zum Beweise, daß man fleißig studiren und doch ein halbes Jahrhundert lang einen Professorkatheder besteigen könne.

Dwight führt seine Leser hernach von Göttingen nach Sachsen und belehrt unter Anderm die Nordamerikaner, was Tieck für ein Mann sei:

Da Tieck in der alten sowol als neuen Dichtkunst völlig bewandert ist und das Erhabene und Schöne in der wirklichen Welt sowol als in der idealen lebhaft fühlt, so ist seine Unterhaltung anziehender als diejenige irgend eines andern Mannes, den ich in Deutschland noch gesehen habe. Seine kritischen Ansichten sind tiefer, seine Einsicht weit umfassender als man sie sonst bei großen Geistern findet. Während seines langen Aufenthaltes in manchen Hauptstädten Europas hat er ganz das scheue Wesen (falls er es je gehabt hat) abgelegt, welches man so häufig bei deutschen Gelehrten bemerkt. Seine Weltkenntniß gibt ihm völlige Herrschaft über seine Geistesfähigkeiten. Mit einer unübertrefflichen Fülle und einer großen Geläufigkeit in seiner weichen und kraftvollen Sprache behandelt er jeden Gegenstand der Literatur mit einem Enthusiasmus, der seinem Gespräche etwas besonders Schönes und Lebendiges mittheilt und die Aufmerksamkeit eines jeden Zuhörers fesselt. Zu gleicher Zeit verändert sich seine Physiognomie bei jedem neuen Gedanken; seine Augen und seine Geberden tragen noch mehr dazu bei, sein Gespräch zu beleben. Tieck versieht die Stelle eines Vorlesers bei der Königin von Sachsen. Er gilt als der beste Vorleser in Deutschland; Keiner, auch der geschickteste Schauspieler kann seine Stimme mit ebenso viel Geschmack moduliren, Keiner jegliche Leidenschaft der dramatischen Dichtkunst mit so viel Beredtsamkeit darstellen als er. Zum Vergnügen seiner Freunde und Bekannten liest er oft einem kleinen in seinem Hause sich versammelnden Zirkel den Shakspeare vor. Ich war so glücklich, dabeizusein, als er „Much ado about nothing" vorlas. Er erwähnte blos die Namen der handelnden Personen und Anfänge der verschiedenen Auftritte und legte jeder Person eine Stimme bei, sodaß man niemals darüber in Zweifel sein konnte, wer der Sprechende sei. Seine Stimme ist stark und biegsam und auch auf der Bühne schwerlich zu übertreffen. Durch seinen enthusiastischen Vortrag wurden die Personen des Lustspiels lebendige Wesen, und auch seine Physiognomie änderte sich nach den verschiedenen Personen; alle glaubte man nach einander zu sehen, und eine theatralische Darstellung hätte kaum täuschender sein können.

Natürlich muß sich der Bewunderer Tieck's in noch stärkern Ausdrücken über Göthe aussprechen. Nachdem er den „Faust", wenigstens einige Stellen in diesem Gedichte, mit Shakspeare's Stücken verglichen hat, fährt er also fort:

Bei solchen Gesinnungen in Betreff Göthe's können Sie leicht denken, welchen Reiz es für mich hatte, einen Mann zu erblicken, welcher die Ehre seines Landes gewesen ist und worauf Monarchen stolz gewesen sind. Nie war meine Neugierde höher gespannt, als da ich in sein Fremdenzimmer trat und auf seine Ankunft wartete. Beim Eröffnen der Thüre erblickte ich einen Mann von starker, durchs Alter etwas gebeugter Statur. Oft hatte ich sagen hören, unter allen deutschen Schriftstellern besitze er die edelste Physiognomie; und obschon ich mir von seinem Aeußern eine glänzende Vorstellung gemacht hatte, so war ich doch über seine schönen und ausdrucksvollen Züge erstaunt. Wahrscheinlich hat er mehr Auszeichnung genossen als irgend ein Gelehrter oder Dichter Europas; dennoch scheint er etwas verlegen, wenn man ihm zuerst dargestellt wird. Ich hätte dieses seiner Unpäßlichkeit zuschreiben können (denn er war nicht wohl, als ich ihn zum ersten Male sah), hätte mich nicht einer seiner innigsten Freunde hernach belehrt, daß Göthe niemals im Stande gewesen ist, bei allem seinen Verkehr mit der Welt, diese Scheu ganz zu überwinden. Erst nach einer langen Bekanntschaft mit ihm hört das scheue Benehmen auf und entfaltet sich der ganze Charakter des edeln Dichters vor dem Fremden. Alsdann erst öffnet er vor demselben die reichen Schätze seines erhabenen Geistes; alsdann erst sieht man die tiefen Gefühle, die scharfe Ironie, den scherzenden Humor und jene genaue Kenntniß aller, auch der geringsten Nuancen des menschlichen Charakters, wovon eine jede Seite des „Faust" das schöne und starke Gepräge aufweist. Es gibt wenig Fächer in der Literatur, womit Göthe sich nicht vertraut gemacht hat. Ich habe ihn zwar mehrmals gesehen, aber doch keine Gelegenheit gehabt, den reichhaltigen Fluß seines belebten Gesprächs zu bewundern. Diejenigen, welche

dieses Vergnügen gehabt haben, beschreiben es als den höchsten geistigen Genuß (as the richest intellectual banquet), der ihnen zu Theil geworden.

In der Beschreibung von der halleschen Universität ermangelt der Hr. Dwight nicht, uns von Gesenius zu unterhalten:

Unter allen Gelehrten dieser Universität ist Keiner, welcher in den Vereinigten Staaten so bekannt wäre als Professor Gesenius. Da er nicht allein als der erste hebraisirende Gelehrte Deutschlands angesehen, sondern auch vermuthlich überall als an der Spitze der jetzigen hebräischen Literatur stehend verehrt wird, so dürfen Sie etwas nähere Nachricht über ihn von mir erwarten. Diese kann ich um so leichter geben, da er mich auf eine äußerst freundliche Weise empfangen und mir während der wenigen Tage, die ich zu Halle zugebracht, einen großen Theil seiner Muße geschenkt hat. Er ist 5 Fuß 8 Zoll hoch (hatte Hr. Dwight einen Maßstab bei sich?), etwas schwerfällig, seine Stirn ist hoch und schön, sein Auge voll Geist. Sein Gesicht ist nicht so sehr deutsch als vielmehr demjenigen der Völker ähnlich, welche ihre Sprache von den alten Römern entlehnt haben (?). Da Gesenius mehr als viele andere deutsche Professoren gereist ist, so ist er auch mehr ein Weltmann und zeigt nie etwas von der Verlegenheit, die man im Gespräche mit jenen so oft bemerkt. Obschon er einen großen Theil seines Lebens hindurch sich mit entfernten Zeitaltern und Gegenden abgegeben hat, so haben ihn seine orientalischen Studien doch nicht unfähig gemacht, sich auch mit der Zeit zu befassen, in der er lebt. Den hebräischen Philologen bemerkt man nur in seinem Studirzimmer, in seinem Hörsaale und in seinen Werken. In Gesellschaft und in Privatunterhaltungen findet man sein Gespräch belustigend und lebendig. Hier trifft man keine Spur von einem Bücherwurme, und, nach seinem Wesen und seinen Aeußerungen zu schließen, sollte man kaum glauben, daß ungeheure Folianten und Quartbände seine innigsten Gesellschafter gewesen sind. Paris, der Charakter der Franzosen, die deutschen Universitäten, der letzte Krieg, der Zustand der Erziehung in unserm Lande, unsere Staatseinrichtungen, die alten Schanzen in unsern westlichen Staaten waren die Hauptgegenstände unserer Unterhaltung, auf welche er mit vieler Lebhaftigkeit einging, indem er seine Meinungen und Behauptungen mit Anekdoten und Scherzen belegte. Seine große Freimüthigkeit und gefälligen Manieren machen, daß man bei ihm bald aufhört, sich als einen Fremden zu betrachten und sich als einen Freund behandeln läßt. Ich bemerkte, daß Gesenius sowol als alle theologische Professoren Deutschlands, die ich gesehen habe, orthodoxe sowol als rationnelle, von dem gegenwärtigen Zustande der Theologie in England eine sehr geringe Meinung hegen. Bei einer seiner Vorlesungen, welcher ich beiwohnte, waren ungefähr 300 Zuhörer gegenwärtig; wahrscheinlich würden sich doppelt so viele eingefunden haben, wenn der Raum es zugelassen hätte. Der Inhalt seiner Vorlesung war die besondere Charakterisirung des Jesaias, als Dichter betrachtet. Dies entwickelte er mit dem Talent eines Philologen und eines Mannes von Geschmack, und er ging hierüber in sehr scharfsinnige Bemerkungen ein, wie man sie von einem Gelehrten erwarten kann, welcher mit der Sprache, dem Zeitalter und dem Vaterlande des Propheten so vertraut ist wie Gesenius. Er machte keine allgemeinen Betrachtungen, noch ließ er sich in Muthmaßungen ein; es war eine genaue Untersuchung: dadurch eben unterscheidet sich der wahre Gelehrte von der Menge der Commentatoren.

So schildert Dwight fast alle Gelehrte, mit denen er in Berührung gekommen ist; überall lobt er Deutschland, zuweilen gar mit Hintansetzung nordamerikanischer Anstalten und Verhältnisse. Dies scheint in seinem Vaterlande ein wenig Mismuth gegen ihn erregt zu haben; wenigstens endigt die Recension, im „American quarterly review", wovon wir oben sprachen, mit einer Vergleichung zwischen Nordamerika und Deutschland, die natürlich zu Gunsten des erstern Landes ausfällt.

Hr. Dwight (sagt der Recensent) wird gewiß selbst die Vortrefflichkeit unserer medizinischen Schulen, die tiefe Gelehrsamkeit unserer Juristen, die Beredtsamkeit unserer Geistlichen anerkennen. In keinem dieser Fächer haben wir eine Vergleichung mit irgend einer andern Nation zu fürchten. Zwar haben wir keine Philologen wie Deutschland, dagegen haben die Deutschen keine Staatsmänner wie wir; zwar haben wir nicht ihre Professoren der Jurisprudenz, dagegen haben sie auch nicht unsere Advokaten; zwar haben wir keine Bibliotheken wie sie, dagegen besitzen sie auch keine Freiheiten wie wir. Die Annehmlichkeiten des Lebens sind in den Vereinigten Staaten weiter verbreitet als in Deutschland; allgemeine Einsicht ist sicher bei uns weit gewöhnlicher. Die Reinlichkeit in den Häusern unserer Pächter, das gemächliche und gesunde Ansehen in jedweder Wohnung übertrifft sicher dasjenige, was man bei einem ähnlichen Stande in Deutschland bemerkt. Freilich hat Amerika noch keine Universität; unsere Undergraduates sind nichts weiter als die Gymnasiasten bei den Deutschen; und dennoch, welche deutsche Schule kann nicht allein in philologischer Hinsicht, sondern auch in dem Gesammten mit unsern ältern Collegien in Vergleichung treten? In ganz Deutschland gibt es keine Militairschule wie die unserige zu Westpoint, und keine Unterrichtsanstalt, worin für die allgemeine Bildung besser gesorgt und zu einem bürgerlichen Leben besser vorbereitet wird als in unsern guten Anstalten zum Behufe der Undergraduates. *Sie haben keinen Romandichter, welcher mit unserm Cooper verglichen werden kann, und wir kennen keine deutsche Verfasserin,* welche bessere Romane geschrieben hätte als unsere Verfasserin von „Redwood". Auf der langen Liste ihrer Schriftsteller in Prosa steht Keiner, welcher mit mehr Anmuth Deutsch schriebe als unser Irwing Englisch schreibt; kein Prediger in Deutschland fesselt seine Zuhörer so mächtig, oder versteht die Natur und die Vortrefflichkeit der Kanzelberedtsamkeit so wohl als einige unserer amerikanischen Gelehrten. Der gesellschaftliche und politische Zustand Deutschlands bietet keine Gelegenheit dar, solche Talente zu entwickeln, wie sie unsere Staatsredner an den Tag legen. Allerdings haben wir von der alten Welt noch Manches zu lernen; in Deutschland gibt es Vieles, das wir mit Vortheil bei uns anbringen können: vorzüglich die Einrichtung der Universitäten, die freigebige Aussteuer der Bibliotheken, die edle Aufmunterung jedweden Zweiges des Wissens, die allgemeine Neigung, sich in Allem zu unterrichten, was das menschliche Geschlecht betrifft. Dagegen kann Deutschland aus dem Beispiele der Vereinigten Staaten lernen, wie es religiöse Duldsamkeit mit religiösem Eifer vereinigen, die Achtung gegen das Eigenthumsrecht mitten in einer völligen Gleichheit aufrechthalten, das Streben eigensinniger Macht vereiteln und zu gleicher Zeit der vorhandenen Obrigkeit Gehorsam leisten müsse. Hat Amerika Wohlthaten zu empfangen, so hat es dagegen auch manche wieder zurückzugeben. Gott Lob, es braucht Europa nichts schuldig zu bleiben!

Ueber dieses Urtheil ließen sich mehre Bemerkungen machen; allein, wir haben es eigentlich mit Dwight, nicht mit seinem Recensenten zu thun. Eins geht aus der Reisebeschreibung dieses Nordamerikaners, wie aus derjenigen anderer seiner Landsleute und der Engländer hervor: Was ihnen in Deutschland am meisten auffällt, ihnen am lehrreichsten scheint und ihren Beobach-

tungsgeist am längsten fesselt, sind — nicht die Höfe, nicht der Adel, nicht prunkende Heerschaun, nicht Gastmähler des Corps diplomatique, sondern — die Universitäten; um dieser willen hauptsächlich bereisen sie Deutschland; nur diese Anstalten scheinen ihnen auf eine vorzügliche Art eingerichtet zu sein. Ein wichtiger Gegenstand des Nachdenkens für uns Deutsche! 104.

Correspondenznachrichten aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 154.)

Ein anderes Buch, das auch eine Zeitlang die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, sind die „Briefe des Baron Frauendorf an den König von Preußen". Der Baron, ein offenbar verwirrter Kopf, glaubt Verdienste um den preußischen Staat zu haben, und aus diesem Grunde nimmt er sich heraus, da ihm seine Unternehmungen in Preußen nicht geglückt sind, die ganze preußische Verwaltung mit seinem Tadel zu belegen und ihr mit seinem Zorne zu drohen. Er prophezeit dem Staate nichts weniger als den unvermeidlichen baldigen Untergang, wenn er noch lange auf die Weise, wie es bis jetzt geschehe, verwaltet werde. Besonders übel ist Se. Hochwohlgeboren auf die Justiz zu sprechen, und hier weiß er einem Jeden, vom Justizminister bis herab zu dem unschuldigsten Referendarius, etwas anzuhängen. Die Sache ist nämlich folgende. Der Hr. Baron haben viele Schulden und noch mehr schlechte Speculationen, die jene Schulden vermehrten, gemacht. Seine Gläubiger drangen auf Zahlung und klagten gegen ihn. Er selbst scheint auch ziemlich händelsüchtig zu sein, wodurch seine Prozesse sich sehr häuften. So kam es denn, daß er mehre Jahre lang ununterbrochen vor den Oberlandesgerichten zu Magdeburg und Frankfurt an der Oder in Prozesse verwickelt war. Endlich drangen seine Gläubiger auf Execution, und der Hr. Baron mußte, um seine Person in Sicherheit zu bringen, sich aus dem Staube machen. Jetzt schleudert er nun von Augsburg aus seine Bannstralen gegen Preußen, und zwar in sogenannten Briefen an unsern geliebten König. Der erste dieser Briefe beschäftigt sich hauptsächlich mit der Justiz, und da bemüht er sich nun, darzuthun, wie alle preußische Gerichtshöfe sich mit seinen Gläubigern verschworen hätten, ihn, den Baron, zu verfolgen. Eine lächerlichere Behauptung ist wol noch kaum aufgestellt worden. Der Baron, der sich dagegen so sehr in das Lob der französischen Justiz ergießt, scheint in dem Augenblick vergessen zu haben, daß es ihm in Frankreich nicht besser ergangen, und daß er ebenfalls wegen Schulden sich nicht in Paris sehen lassen darf. In den folgenden Broschüren, wovon aber bis jetzt noch keine erschienen ist, will er die andern Verwaltungszweige auf seine Weise beleuchten. Es war sehr klug von der hiesigen Regierung, ein solches Büchlein nicht zu verbieten; man hätte ihm dadurch eine Bedeutung gegeben, die es an sich ganz und gar nicht hat. Die Albernheit seiner Behauptungen mußte es schon von selbst vernichten. Aber man hätte ihm auch nicht einmal die Aufmerksamkeit schenken sollen, nachzuforschen, wie viel Exemplare die hiesigen Buchhändler davon abgesetzt haben. Und dies ist, so viel ich weiß, geschehen. Auch ist auffallend, daß mehre von hiesigen Buchhandlungen später bestellte Exemplare nicht mehr eingingen. Vielleicht war aber auch der erste Abdruck schon vergriffen.

In der hiesigen literarischen Welt ist wenig von Bedeutung erschienen; 2 neue Zeitschriften sind wieder aufgetaucht. „Iris", aus dem Gebiete der Tonkunst, von L. Rellstab, erscheint wöchentlich ein Mal auf einem Quartblatt und hat zur Tendenz, die gewöhnlichen Erscheinungen in der Musik kurz und leicht zu beurtheilen. Die „Beiträge zur Revision der preußischen Gesetzgebung", herausgegeben von Dr. Eduard Gans, sind von mehr Belang. Da wir am Vorabend einer neuen Umarbeitung oder Umschmelzung unserer Gesetzgebung stehen, so beabsichtigt der Herausgeber, in seiner Zeitschrift Beiträge zur Kritik und Revision der verschiedenen Seiten der preußischen Gesetzgebung zu geben. Nach seiner eignen Anzeige wird sich die Schrift „über das Civilrecht, wie über den Prozeß, über das Criminalrecht und Staatsrecht verbreiten; sie unterscheidet sich von den Arbeiten, die bereits über das preußische Recht erschienen, vornehmlich durch ihre beständige Hinsicht auf die Gesetzgebung; es sollen nicht sowol historische Abhandlungen, die das bestehende Recht aus sich erläutern, aufgenommen werden, als Urtheile über die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der heutigen Gesetzgebung". Das einzige bis jetzt erschienene Heft enthält nur kleinere Aufsätze. Die Arbeiten müßten von umfassenderm Umfange sein, wenn sie die beabsichtigte Wirkung hervorbringen sollten.

Unsere Theater vegetiren fort. Ein neues, wahrhaftes Kunstwerk dort zum ersten Male erscheinen zu sehen, ist schon seit Jahren etwas Unerhörtes. Die königliche Oper zehrt seit mehren Wochen von den Gastspielen der Dlle. Sontag, die auch diesmal wieder in jeder ihrer Darstellungen mit lautem und gerechtem Beifall belohnt, aber nicht mehr in den Privatcirkeln mit jenem allgemeinen und lächerlichen Enthusiasmus besprochen wird wie ehemals. Wir sahen diesmal nur 2 neue Darstellungen von ihr: die der Semiramis und der Pamira in der „Belagerung von Korinth", beides Rossini'sche Opern. In den übrigen Gastrollen haben wir sie schon früher hier gesehen. Sie wird, wie man sagt, nächstens nach Petersburg reisen, und die Berliner hoffen, nach ihrer Rückkunft sie für immer zu besitzen. Die Gerüchte über ihr Engagement lauten jedoch so verschieden, daß man nur wenig davon glauben kann. Das königliche Schauspiel wird immer noch von Hrn. Raupach gefüttert, seit meinem letzten Briefe schon wiederum mit 3 neuen Stücken, die aber alle nur wenig Beifall geerntet haben. Hr. Raupach ist aber unermüdlich, und er soll die Absicht haben, außer seinem Hohenstaufencyklus, den er bereits durch den Kaiser Heinrich VI. eröffnet hat, auch einen Tragödiencyklus sämmtlicher Kaiser aus dem habsburgischen Stamme bis auf die neueste Zeit, und besonders über die Zeit des dreißigjährigen Kriegs zu schreiben.

Auf der königstädter Bühne werden jetzt meistens wiener Stücke vom leopoldstädter Theater gegeben. Die Melodramen für diese Bühne scheinen nicht mehr von Hrn. von Holtei, sondern von dem Schauspieler Bartsch geschrieben zu werden. Hr. Bartsch hat schon mehre auf die Bühne gebracht, die allgemeinen Beifall eingeerntet; auch widerfuhr ihm dieselbe Ehre wie dem Hrn. v. Holtei, nach der ersten Vorstellung herausgerufen zu werden. Die Herren Robert und Wilibald Alexis, die sonst fleißig für diese Bühne geschrieben, scheinen sich auch von derselben zurückgezogen zu haben. Von dem Letztern sind jetzt mehre seiner frühern Novellen gesammelt und verbessert erschienen. Ich fand aber noch keine Gelegenheit und Zeit, sie mit den ersten Ausgaben zu vergleichen. Sie sollen aber, wie ich höre, ziemlich umgearbeitet sein. 78.

Simon Marion's Schutzrede für die Bücher.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts machten einige Generalpächter der französischen Regierung den Vorschlag, den Buchhandel mit einer Abgabe, nämlich mit einem Ausgangs- oder Eingangszoll zu belegen. Der Vorschlag fand Eingang, da man sich von der neuen Abgabe eine reichliche Einnahme versprach. Das Gesetz, welches die Bücher einem Zoll unterwarf, sie mochten eingehen oder ausgehen, erschien demnach, und die Anstalten wurden getroffen, es in Vollzug zu setzen. Allein, die Universität zu Paris legte sogleich Widerspruch dagegen ein. Im Besitz ausgedehnter Freiheiten gegen jede Beschränkung des literarischen Verkehrs und als die erste gelehrte Anstalt des Landes, betrachtete sie sich als die natürliche Beschützerin und Vertheidigerin der Gelehrten und der Bücher. Sie wählte diesmal zu ihrem Sachwalter den

Parlamentsadvokaten Simon Marion Baron von Drul, der sich durch seine gelehrten Kenntnisse großen Ruf erworben hatte.

Die Sache wurde im Rathe des Königs und in dessen Gegenwart verhandelt. Marion legte bei dieser Gelegenheit nach dem Geschmacke jener Zeit eine gewaltige Erudition an den Tag, die aber zur eigentlichen Entscheidung der Sache nichts beitragen, sondern blos den gelehrten Mann zeigen konnte. Desto merkwürdiger bleibt aber, was der Mann mit weniger Gelehrsamkeit und mehr klarem, schlichtem Verstand für seine Sache sprach. „Die wichtigste Erfindung", sagt er, „ist unstreitig die der Schreibekunst. Heutzutage, da sie so sehr verbreitet ist, übersieht man ihren hohen Werth; aber als man die neue Welt entdeckte, hielten die rohen Naturmenschen jenes Erdtheils unter allen Künsten der Europäer die Schreibekunst für das Außerordentlichste, und jene für Himmelskinder, die mittels selbsterdachter Schriftzeichen sich einander ihre Gedanken, Anliegen und Wünsche mitzutheilen vermochten. Die Schrift ist demnach die Mutter aller Wissenschaften und Künste, ohne sie würden wir noch auf der niedrigsten Stufe von Cultur, in einer Linie mit den Wilden und Barbaren stehen". König Heinrich III., welcher in Polen gewesen war, hatte dort durch den Ruf Kopernikus und sein neues Weltsystem kennen lernen. Marion benutzte diesen Umstand, um dem König ein feines Compliment zu machen und dessen Achtung für die Wissenschaften hervorzuheben. Er nannte lobend die Fürsten, welche die Wissenschaft schützten, und fuhr dann fort: „Die Despoten haben es von jeher sich zur Maxime gemacht, die Wissenschaften aus ihren Staaten zu verbannen und ihre Völker selbst über ihre eigensten Angelegenheiten in Unwissenheit zu erhalten. Dagegen thaten berühmte, große Herrscher gerade das Gegentheil. Krösus befreite die Einwohner von Samos darum von allen Abgaben, weil Aesop dort geboren worden war; er bot dem Arzt Hippokrates so viel Gold, als er begehren würde, wenn er in seinen Dienst treten wollte. Die Römer verwüsteten das eroberte Griechenland blos darum nicht, weil es das Vaterland der Künste und Wissenschaften war. Und der Ruf der Universität von Paris war schon vor 800 Jahren bereits so groß, daß man sie vorzugsweise die Universität der Universitäten nannte. König Ludwig XII. nannte in einer preiswürdigen Verordnung die Erfindung der Buchdruckerei eine mehr göttliche als menschliche Erfindung und rühmte sich des Glücks, zu der Zeit zu leben, da diese Kunst erfunden worden war. Seit dieser Zeit ist der Glaube mehr verbreitet, die Kirche würdiger bedient, die Gerechtigkeit besser verwaltet worden. Durchdrungen von den außerordentlichen Vortheilen der Buchdruckerei, bestätigte Ludwig XII. nicht nur die Freiheiten und Privilegien der Universitäten aufs Neue, sondern befreite auch die Bücher von jeder Art von Abgabe, Ein- und Ausgangszoll zu Wasser und zu Lande für ewige Zeiten. Seine Nachfolger thaten dasselbe und wetteiferten miteinander, den Wissenschaften Schutz zu gewähren und dadurch an dem Ruhme Theil zu nehmen, welchen dieselben ihren Freunden als Lohn gewähren. Freilich höre ich da die Financiers murren, die Alles nur nach dem Einkommen bemessen und, um einer unangenehmen Sache einen schönen Namen anzuhängen, die Abgaben als die Seele des Staates preisen und gleich von seinem Verderben und Untergange sprechen, sobald man ihnen von Aufhebung oder Verminderung derselben spricht. Schlimme Aerzte sind das fürwahr! Das scheinbare Uebelbefinden, ein trügliches Symptom verführt sie und läßt sie nicht wahrnehmen, daß das hitzige Fieber der Bürgerkriege, der Seuchen und Theurung mit allen andern Ursachen großer Blutentleerung den Körper ausgesogen und die Nerven der Unterthanen krankhaft überspannt und abgespannt haben. Die Financiers finden, daß der Unterthan stets zu viel, sie stets zu wenig haben. Sie möchten gern Frankreichs Volk in einen Zustand allgemeiner Schwäche und Entleerung versetzen und sich mit dessen Blut mästen. Gleich dem König Midas, langöhrigen Gedächtnisses, der Alles, was er berührte, in Gold verwandelte, möchten sie ebenfalls aus Allem Gold ziehen, folglich auch aus Dem, was alles Gold übertrifft und nie Metall werden kann, aus den Wissenschaften und der Gelehrsamkeit". Marion vergleicht nun die Financiers seiner Zeit mit den Cyklopen, und ihren Präsidenten oder Vorsteher, der ihre Räubereien autorisirt und den Gewinn mit ihnen theilt, mit dem Polyphem. „Aber Ulysses, der geistreichste Mann seiner Zeit, machte diesem Ungethüm den Garaus, und Apollo, der Gott der Künste und Wissenschaften, tödtete die Schlange Python. Ein Beweis, daß die Gelehrten und Menschen von Geist die Financiers bekämpfen und diese Nimmersatten, welche gern jeden Gewinn an sich ziehen möchten, austilgen sollen". Übrigens, bemerkte der Redner, sei der Gegenstand seiner Rede von hoher Wichtigkeit sowol für die lebenden als die bereits gestorbenen Gelehrten. Jenen könne es durchaus nicht gleichgültig sein, ob nützliche Bücher, die sie geschrieben haben, ungehindert oder nicht verbreitet werden könnten, da das Volk daraus Belehrung schöpfen sollte. Für diese aber sei der Druck der neuen Abgabe auch darum nachtheilig, weil die Wirksamkeit ihrer nachgelassenen Schriften dadurch gelähmt würde. Die lebenden Gelehrten könnten nun zwar ihre Sache selbst vertheidigen, aber für die Todten, die nicht selbst sprechen könnten, betrachte sich die Universität als Vertheidigerin berufen. Ihr Leben und ihre Wirksamkeit sei für die Gegenwart verloren und nur noch in ihren Schriften vorhanden. Aus diesen aber müsse die Jugend gebildet und unterrichtet werden, und der Universität liege Alles daran, daß der ungestörten Verbreitung und Circulation von Lehren und Grundsätzen, deren Güte anerkannt sei, keine Hemmketten angelegt werden. Gute Bücher gehörten zu den ersten Lebensbedürfnissen eines Staates, die man nicht mit Abgaben belasten dürfe, sondern dem Volke vielmehr auf die leichteste Weise zu verschaffen suchen müsse. Schlechte Bücher, die die Religion, den Staat und den Regenten beleidigen, sollten allerdings nicht geduldet werden. Allein, um deren Verbreitung zu verhindern, bedürfe es keiner Abgabe; denn sowie man guten Schriften unentgeltlich Schutz *schuldig sei*, so könne man schlechten keinen Freibrief geben, indem man sie einer Abgabe unterwerfe.

Die Universität gewann den Prozeß gegen die Plusmacher, und Marion wurde bald darauf Generaladvokat. So sehr hatte seine Schutzrede König Heinrich III. gefallen. Es ist freilich ein klägliches Mittel, wenn man die Wissenschaften und die Literatur zu einer Einkommensquelle macht und den Bücherverkehr durch hohe Eingangszölle erschwert. Manchmal entschuldigt man derlei Operationen damit, daß man sie als Maßregeln gegen das Ausland und als Hebel inländischer Gelehrsamkeit und Geistesentwickelung darstellt. Glaube Das wer will. Es ist ein schlimmes Mittel, einen guten Zweck zu erreichen. Doch ist es da noch immer besser als in jenen Staaten, wo man jedes fremde Buch gleich einer verdächtigen Waare an der Grenze anhält und durch die Räucherungsanstalt der Geistespolizeicommission in der oft viele Meilen weit davon entfernten Hauptstadt passiren läßt. Zwang sollte auf dem wechselseitigen literarischen Verkehre nicht lasten und überhaupt nur so viel geschehen, als nöthig ist, um dem Bücherverkehre keine unbillige Exemtion zu gestatten. 36.

Aus einem Briefe.

Wien, den 15. Mai 1830.

— — Ich kann Ihnen die erfreuliche Nachricht mittheilen, daß unsere Regierung jetzt selbst beim deutschen Bundestage darauf angetragen hat, bald durch eine gemeinschaftlich zu treffende Uebereinkunft die deutschen Verleger und Schriftsteller gegen den Nachdruck zu schützen. Vorläufig und bis zur definitiven Erledigung dieser Angelegenheit durch den Bundestag wird in den östreichischen Staaten keine Bewilligung zum Nachdruck ausländischer Verlagsartikel ertheilt werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 156. —— 5. Juni 1830.

Bedürfnisse und Wünsche der Baiern, begründet durch freimüthige Reflexionen über die Verfassung, die Gesetzgebung und Verwaltung des bairischen Staates. Von Wilhelm Joseph Behr. Beigefügt ist als Zugabe: Versuch des Grundrisses einer Verfassung für Monarchien. Stuttgart, Franckh. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der edle, menschlich fühlende König von Baiern klagt in seinen poetischen Herzensergießungen so oft über die traurige, kalte Höhe des Thrones, in welcher kein echt befreundetes Herz mehr schlage, keine aufrichtig meinende Stimme mehr ertöne, kein treuer Mund mehr Wahrheit rede. In der That! was er vermißte, wird ihm hier reichlich geboten. Einer der würdigsten unter seinen Unterthanen, ein Mann, dessen Namen jeder gute Baier kennt, ein in der Staats- und Rechtskunde lange berühmter Veteran, ein wahrer Publicola, doch ein ebenso wahrer Freund der Regierung, der verdiente Behr, legt hier mit der Offenheit und Redlichkeit eines treuen Freundes dem hochherzigen Monarchen Ludwig die Bedürfnisse und Wünsche seiner Baiern vor; er zeigt mit ernster Ruhe, wo es den Baiern fehle, was sie von ihrer Regierung eigentlich hoffen und erwarten. „Daß uns das freie Wort hierzu gegönnt", sagt er in dem Vorwort, „ist eine Wohlthat des letzten Regentenwechsels, deren ganzer Umfang von Vielen kaum geahnet wird, ist zugleich unverkennbar der sicherste Bürge des ernsten Willens, zu helfen, so weit es möglich ist!" Wahrhaft rührend ist es, wenn ferner der würdige Mann die Worte ausspricht: „Ein mündiges Glied der großen Staatsbürgerfamilie legt hier im großen Familienrathe seine gutgemeinte Stimme offen ab; sollte es nicht hoffen dürfen, sie wohlmeinend aufgenommen und, wo sie es verdient, beachtet zu sehen?" Oder wenn er sich bescheiden darüber rechtfertiget, daß er sich für Einen der Stimmberechtigten halte, indem er zugleich die wahre Quelle seines gegenwärtigen Beginnens folgendergestalt bezeichnet: „Sie ist nichts weniger, als die kleinliche Sucht, stets zu meistern, sondern einzig das tiefe Gefühl heiliger Pflicht, das Wenige, was ich weiß, und worauf ich mir gar nichts zu gut thue, zum Besten meines Vaterlandes geltend zu machen". Ja, hätte jeder Regent außer den Umgebungen seines Thrones noch solche Rathgeber, wie unser Verf. ist, so offen und freisinnig, so wohlmeinend und uneigennützig, wahrlich! es müßte, wenn sie anders gehört würden, besser um Staaten, Völker und ihre Verfassungen stehen. Wir sprechen dieses Urtheil mit inniger Ueberzeugung aus und freuen uns, daß bereits an einer frühern Stelle dieser Zeitschrift*) von dem geehrten Referenten über des Grafen von Bentzel-Sternau „Bericht über die bairische Ständeversammlung" die Behr'sche Schrift mit Recht für umfassender und gründlicher anerkannt worden ist als dieser sonst so geistreiche „Bericht", welcher sich schon hoch genug über das Gewöhnliche in dieser Gattung erhebt.

Aber welches sind denn die Bedürfnisse und Wünsche der Baiern, deren Dolmetscher unser Verf. ist? Worauf erstrecken sie sich eigentlich? Es sind die Wünsche allgemeiner Verbesserung der Staatsverfassung, der Staatsgesetzgebung und der Staatsverwaltung; sie erstrecken sich auf nichts Geringeres als auf alle einzelne Zweige dieser Hauptäste des Staatsstammes. Es wird nicht leicht einen Punkt geben, auf welchem der Verf. nicht zu lichten, oder zu ergänzen, oder den glänzenden Schein durch die Wahrheit zu verbannen für nöthig gefunden hätte. Was besonders das Letztere anlangt, so hat er unter Anderm auch den betrübenden Umstand, daß Vortreffliches auf dem Papier steht, wovon jedoch nichts im Leben zu schauen ist, nur allzu oft beklagen müssen; und in dieser Hinsicht werden Manche sich gedrungen fühlen, beim Durchlesen der begeisterungsvollen Schrift nicht minder oft auszurufen: C'est tout comme chez nous!

Wir gehen nun daran, dem Ideengange des echten Bürgermeisters und Bürgerfreundes folgend, die Hauptpunkte seiner Sehnsucht nach Verbesserung möglichst gedrängt zusammenzustellen. Aber wie soll dies gelingen, da fast jede Seite neues Interesse erregt und der Auszeichnung werth ist? Nun, das Allgemeinste und Wichtigste wenigstens sollen unsere Leser hören.

Schon in der Einleitung, die des Verfs. wissenschaftlichen und staatsbürgerlichen Standpunkt im Allgemeinen bezeichnen sollte, wird der Mangel an Vollständigkeit der die Regierungswillkür beschränkenden Gesetz-

*) Vgl. Nr. 99 d. Bl. D. Red.

gebung, z. B. in Betreff der Beamtenwahl, welche noch viel zu sehr der Willkür der Regierung überlassen sei, in Baiern gerügt. Der Regent, der ja selbst durch jeden seiner Beamten gut oder schlecht vertreten wird, kann doch unmöglich seine Stelle schlecht, oder auch nur minder gut vertreten wissen wollen; aber nur eine organische Wahlgesetzgebung vermag den Regenten und mit ihm das Volk hier sicher zu stellen. Ebenso ist die Erziehung und Bildung des jedesmaligen Thronerben, von der das Wohl von Millionen abhängt, hinsichtlich der rechten Richtung und der wahren Vollständigkeit zu wenig gesichert; sie muß, so will der Verf., Sache des Staates werden. Nicht die eigenthümliche Ansicht des Vaters wie bei Privatleuten, sondern die öffentliche, gesetzlich geregelte Wirksamkeit eines aus den gebildetsten Classen des Volks zu wählenden und aus der Landescasse zu belohnenden Erziehungsrathes soll den künftigen Regenten bilden zu dem höchsten irdischen Berufe, der seiner wartet. Aber dann muß auch kein Zweig seiner Thätigkeit, sei es nun in der innern oder in der äußern Staatsverwaltung, ohne gesetzlich vorgezeichnete Richtschnuren bleiben, damit nicht seine Beamten, z. B. in der Sphäre der äußern Angelegenheiten, des Militairwesens, der Finanzverwaltung, wie bisher, nach reinem Gutdünken und subjectivem Belieben schalten und walten können. „Das Zügeln der Willkür durch zweckmäßige und vollständige Gesetzgebung (sagt der Verf.) ist demnach unser erstes und umfassendstes Bedürfniß". Er wendet sich hierauf in der 1. Abtheilung zur Anstellung von Reflexionen über die Verfassung des bairischen Staates, nachdem er vorher das Recht, letztere zu beurtheilen, in echt constitutionnellem Geiste entwickelt hat.

Mit Recht stellt der Verf. vorerst als Maßstab seiner Beurtheilung den Begriff, den Zweck und die Aufgabe einer Staatsverfassung überhaupt auf, da es eines allgemeinen Kriteriums bedurfte, und da ein politischer Schriftsteller offenbar erst gleichsam seine Parole abgeben muß, ehe man ihm Zutrauen schenken kann, da endlich auch der Werth größerer Wissenschaftlichkeit auf diesem analytischen Verfahren beruhte. Vor Allem wird nun die Nothwendigkeit der positiven Feststellung des Staatszweckes, nebst den Nachtheilen ihrer Vernachlässigung dargelegt und hier eben die erste wesentliche Lücke in der Verfassung des bairischen Staates gefunden. Mag man auch, von der Ansicht manches philosophischen Systems aus, den Staat höher zu stellen glauben, indem man ihn, anstatt ihm einen besondern Zweck zuzuschreiben, vielmehr über alle specielle Zwecke setzt, so kann man doch das praktisch Poetische dieser Idee nicht wegleugnen, wie schon aus folgendem einzelnen Satze hervorgeht: „möchte die Staatsregierung uns noch so sehr auf Abwege führen, wer dürfte sie als Abwege bezeichnen, das Einschlagen einer andern Richtung fodern, so lange nicht ein von der Verfassung bestimmtes Ziel der Staatsleitung ein positives Richtmaß für Das, was Abweg sei, gegeben hätte?" In der nächstfolgenden Betrachtung über die Personification der Staatsgewalt durch die Verfassung wird der Mangel gehöriger Garantien im Fall etwa eintretender Reichsverwesungen und (wenn auch nur subsidiarisch in Baiern statthafter) weiblicher Regierungen mit Ernst und Würde gerügt.

Wichtig ist die nächste Reflexion: über den Geist, die Seele der bairischen Staatsverfassung. Es fehle letzterer an der so nöthigen Aufstellung allseitig genügender Regierungsprincipien; dies sei die zweite wesentliche Lücke in derselben. Dankbar müsse zwar die Nation das bereits Gegebene, als da sei die Glaubens- und Religionsfreiheit, die Freiheit der Presse und des Buchhandels, die gleiche Berechtigung aller Eingeborenen zu allen Graden des Staatsdienstes, wie zu allen Auszeichnungen des Verdienstes u. s. w., anerkennen; allein, es fehle noch an so Manchem, was grundgesetzlich ausgesprochen werden müsse, um den Staat in jeder Hinsicht sicher zu stellen. Dahin rechnet der Verf. die allgemeine Abmarkung des Machtgebrauches, welche sowol den Misbrauch als den Nichtgebrauch der Staatsgewalt genau erkennen lasse, ferner die allgemeinen Bedingungen zulässiger Mittel zum Staatszwecke, das Verhältniß des Regenten zur constitutionnellen Gesetzgebung und zu seinem Regierungsverfahren, den allgemeinen Charakter zulässiger und nothwendiger Gesetze, die vollständige Angabe der einzelnen Zweige der Gesetzgebung und der bestimmten Sphäre jedes dieser Zweige, die Art der erfoderlichen Mittel, den Gesetzen hinreichende Wirksamkeit zu verschaffen, die Competenzbestimmung des Staatsrathes, die rechtliche Grenze der Aemterbesetzung und Amtsentsetzung, sowie der Belohnung des Staatsdienstes, die Förderung der Interessen des Verkehrs und der Gewerbe, u. s. f. Die Verfassung muß ein vollständiger, aber auch genau abgegrenzter Codex des öffentlichen Rechts sein; auch hiergegen verstößt Baierns Verfassung häufig, indem sie ganz Fremdartiges einmischt, um die Anfoderungen des öffentlichen Lebens zu — bemänteln. Diese Betrachtung bahnt nun den Weg zur folgenden über die Nothwendigkeit einer lebendigen Kraft und Bürgschaft für die Beachtung jener Regierungsprincipien, das ist: einer Volksrepräsentation, deren Zweckmäßigkeit jedoch lediglich von der Art ihres Wirkungskreises, von der Beschaffenheit ihrer Elemente und von der Art ihrer Construction abhänge. In allen diesen Punkten findet unser politischer Archilochus die bairische Volksvertretung lückenhaft, mithin durchaus — unzweckmäßig. Gerade dieser Theil der Schrift ist der gründlichste und interessanteste, sodaß wir lieber Seite für Seite unsern Lesern mittheilen, als durch einen magern Auszug das Treffende der Darstellung lähmen möchten. Der Raumbeschränkung müssen indeß auch wir uns fügen. Darum nur Folgendes.

Ganz besonders ohnmächtig erscheint Baierns Volksvertretung in Betreff der Finanzgewalt des Monarchen, die durch Steuerausschreibungen, Domänenverkauf u. s. w. dem Nationalwohlstande nicht wenig gefährlich werden kann. Ein Gleiches wird von der legislativen und executiven, sowie endlich von der Militairgewalt des Re-

genten gesagt. Man höre jedoch den bescheidenen Ton des Staatskritikers: „Nicht von der Form fällt mir bei, zu glauben, daß unter den jetzigen Verhältnissen ein Misbrauch jenes Beliebens zu befürchten sei; allein, Verfassungen müssen für alle Zukunft dagegen sicherstellen, und wer möchte dafür bürgen, daß nie ein künftiger Machthaber jene Schranken zu überspringen sich versucht sehen möchte?" „Hier also zeigt sich dem ernsten Willen zum Fort- und Ausbauen unserer Staatsverfassung ein weites Feld des wahrhaft in der Geschichte verewigten Ruhmes, ein weites Feld wahrhaft wohlthuender Regentengröße".

(Der Beschluß folgt.)

Hinterlassene Schriften von Karl Maria v. Weber. Dritter Theil. Dresden, Arnold. 1829. 8. 1 Thlr. 2 Gr. *)

Der letzte Band der Weber'schen Schriften enthält zuerst die sehr interessante Geschichte seiner letzten Lebensmonde auf jener unglücklichen Reise nach London, die wahrscheinlich durch das ungünstige Klima die Veranlassung zu seinem so frühen Tode geworden ist. Aber nicht nur mit Rührung, sondern mit wahrer Erhebung lesen wir die Briefe, die der Künstler aus jener Zeit schreibt. Mitten in dem Genuß der höchsten, vielleicht noch unerhörten Triumphe, sehen wir eine bange Vorahnung seines Geschicks und daher eine tiefe, unbezwingliche Sehnsucht nach der Heimath, nach den theuern Seinen; dieses Verhältniß muß uns tief rühren. Aber jener Triumph der Kunst (denn der bescheidene Künstler machte ihn zu einem solchen, und könnte damit das Vorbild aller jener eiteln Virtuosen, besonders der Sängerinnen werden, die bei ihren, aus höhern Standpunkten gewürdigt, oft nur so höchst unbedeutenden Leistungen ausschweifende Lobpreisungen für schuldigen Tribut zu achten sich gewöhnen und den Glauben nähren, die Kunst sei ihrentwegen, nicht sie der Kunst wegen da), jener Triumph der Kunst aber, der deutschen Kunst, die Weber im Auslande vertrat, stellt der weichen natürlichen Rührung das Gefühl großartiger Erhebung, oder Nationalstolzes entgegen. Einige Stellen werden dem Leser zeigen, daß wir unser Gefühl wol zum Maßstab des seinigen nehmen dürften, ohne uns zu täuschen.

(S. XVII). „Guten Morgen, meine innigst geliebte Lina (Weber's Gattin). Das war gestern ein heiterer Tag, dessen Freude aber vollkommen war durch die Ueberraschung, die mir Dein lieber Brief machte; ich erhielt ihn als wahres Belebungs- und Stärkungsmittel nach der Probe. Ehe ich ihn aber beantworte, will ich referiren, so gut ich kann. — — — Um 7 Uhr endlich meine erste öffentliche Erscheinung vor dem überfüllten Hause. (Zur Direction des Oratoriums). Smart führte mich an meinen Platz, und nun, liebe Lina, hat alle Beschreibung ein Ende. Was sind Donner von Applaus, Sturm und alle die Ausdrücke, die man gebrauchen könnte, gegen diese Wirklichkeit! Das Rufen, Jubeln, mit Hüten und Tüchern Schwingen und Flaggen des ganzen Hauses nahm kein Ende, und man erinnert sich keines ähnlichen Enthusiasmus. Es war ein herzerhebender, wahrhaft erschütternder Empfang. Männer vom ersten Rang erwarteten mich auf der Treppe, ich mußte noch in mehre Logen, und wurde gehätschelt und versorgt mit einer Herzlichkeit wie noch nirgend u. s. w."

Und ich darf die Leser versichern, daß ich ihnen nur eine kleine Probe gegeben habe; aber um ihnen die Freude des Selbstlesens nicht durch das Vorkosten der besten Bissen zu nehmen, enthalte ich mich weiterer Anführungen über die Aufnahme Weber's in London. Doch finde noch eine Stelle, die seine trüben Ahnungen ausdrückt, statt.

Am 28. April schrieb er: „Gott segne Euch, innigst Geliebte! Wie zähle ich Tage, Stunden, Minuten, bis zu unserm Wiedersehen. Wir sind ja doch sonst auch getrennt gewesen, und haben uns gewiß auch lieb gehabt, aber diese Sehnsucht ist ganz unvergleichbar und unbeschreiblich". — Jawol, denn sie war vergeblich, er sah die Seinen nicht wieder.

Der Herausgeber hat sehr wohlgethan, uns die letzten Lebenswochen Weber's in diesem Heft vorzustellen. Denn wie jeder ausgezeichnete Mann hat auch er seine Neider, die überall seinen Charakter ins gehässigste Licht zu stellen bemüht sind. Werden diese aber auch Das für unwahr, für erheuchelt erklären wollen, was der treffliche Mann im Vorgefühl des Todes schrieb, wo jede Unwahrheit fällt? Werden sie nicht einsehen, daß, wenn jetzt eine Schuld der Seele ihn schwer gedrückt hätte, er ganz anders sein mußte, als er wirklich war, daß er statt der Wehmuth Kleinmuth, statt der Sehnsucht eine unmannhafte Ungeduld und Angst hätte zeigen müssen? Da selbst bessere Männer so kleinen Empfindungen Raum geben, so unwürdigen Anklagen Glauben schenken, so kann man ihnen nichts anders zurufen als: Lest! Seht den Schleier von seinen letzten Stunden gehoben, und dann bereuet Euer Urtheil voller Scham.

Ich sagte, Herr Hofrath Winkler habe wohlgethan, uns Weber zuerst in diesem Momente zu zeigen, wo wir an seiner Wahrheit nicht zweifeln können. Denn er bewirkt dadurch, daß wir nun alle die andern Lebensabschnitte und Handlungen des Hingeschiedenen mit demselben rechten Glauben betrachten und uns um so mehr empört fühlen, wenn wir sehen, wie Neid, Gemeinheit, verächtliche Verkäuflichkeit (die doch damals in der Literatur noch nicht so schamlos eingeführt waren als jetzt, namentlich von einer gewissen Gattung Literatoren in Berlin) auch ihm überall, wo er das Beste wollte, hindernd und verleumderisch entgegentraten. Dies zeigt sich besonders beim zweiten Abschnitt des Werkes, nämlich den Kunsturtheilen, durch welche Weber das Publicum auf die neuen Erscheinungen im Gebiet der Musik aufmerksam zu machen suchte, die er in Dresden als Dirigent an den Tag förderte. Alle diese Urtheile sind ruhig, mit großer Einsicht, ohne Parteilichkeit und ohne zu weit getriebenen schädlichen Enthusiasmus geschrieben. Sie lassen uns recht deutlich und schmerzlich empfinden, welch ein Unterschied zwischen einem solchen, wahrhaft das Beste der Kunst wollenden Führer einer musikalischen Anstalt und einem eiteln, selbstsüchtigen, ränkevollen ist, der sich nur auf Urtheile berufen kann, um sich in seiner Jämmerlichkeit noch einige Zeit länger als die Vogelscheuche aller wahren Kunst auf dem reichen Kornfelde als Schmarotzer zu erhalten. Der Verf. des Aufsatzes, den Weber (S. XXXV fg.) widerlegt, hat das Glück, durch diese Widerlegung auf die Nachwelt zu kommen; freilich aber nur wie Herostrat oder Ephialtes.

Hierauf folgen Urtheile, die Weber öffentlich über größere Musikwerke zur Zeit ihres Eintritts ins Leben abgegeben; wir dürfen sie als Muster einsichtsvoller, ruhiger Kritiken Jedem, der sich in der Kunst bilden will, empfehlen. Besonders interessant war dem Ref. die über Hoffmann's „Undine", eine Oper, welche eine thätige Theaterverwaltung längst hätte ans Licht ziehen sollen, wenngleich freilich mit manchen Veränderungen. Sehr gründlich und gerecht ist der Aufsatz über Fesca's Leistungen, eines Mannes, der auch nicht genug in Deutschland anerkannt worden ist.

Großes Wohlwollen gegen jüngere, sich bestrebende Künstler hat sich schon in den frühern Bänden in Weber's Nachlaß bekundet. Auch hier finden wir wieder ein Document (S. 55), das eine ausgezeichnete Hingebung verräth; um so wohlthuender ist diese, jemehr ein vornehmes, verächtliches Gleichgültigsein bekannter (nicht einmal berühmter) Männer

*) Vgl. Nr. 150 d. Bl. f. 1829. D. Red.

gegen strebende Jünglinge, die oft schon mehr leisten als jene selbst, an der Tagesordnung ist. Weber hatte diese, Pietät möchten wir es nennen, nicht aus Kälte, Nachlässigkeit, Bequemlichkeit oder Unordnung (das sind die gewöhnlichen Motive) abgestreift, er kannte neben der Kunstpflicht auch eine Künstlerpflicht, die Hand in Hand mit der Menschenpflicht gehen muss.

Wir können nicht auf mehres Einzelne dieser bis zu S. 151 fortgehenden Abtheilung eingehen, ohne zu lang zu werden. An dem bezeichneten Orte beginnt der Anhang des Werkes, der einige Gedichte Weber's enthält, die wenigstens den geistreichen Mann bezeichnen, wenngleich er nicht als Dichter dadurch berühmt werden wird; demnächst folgt das sehr schätzbare Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke, welches dem Ref., nach seiner geringen Kenntniß, doch noch unvollständig in manchen Theilen, besonders den Claviersachen, erscheint. Von den Gedichten sind die Sinngedichte mitunter sehr gelungen zu nennen. Wir wollen zum Schluß einige Proben anführen.

Ueber den Componisten A—e.

Ihr tadelt? Nein, bewundert diesen Mann,
Dem einst kein Gott den Vorzug rauben kann,
Daß selbst im Scheiden von dem Leben
Er nicht den Geist braucht aufzugeben.

An die Bravoursängerin Tembila.

Man muß es gestehn, daß ihr Trillern gelingt,
Nur Schade, daß sie vor Singen nicht singt.

An den berühmten Variationen-Schmied G—k (Gelinek).

Kein Thema auf der Welt verschonte dein Genie,
Das simpelste allein, dich selbst — variirst du nie.

Mir deucht, die Einfälle sind so gut, daß sich Niemand derselben zu schämen brauchte.

Wir schließen damit unsern Bericht über das sehr interessante Büchlein und dürfen dem Leser versichern, daß, wenn er nur einiges Interesse an dem bedeutenden Mann, den es betrifft, genommen hat, und wenn er nur einigermaßen unseres Geschmacks ist, er es gewiß überall mit großem Antheil, oft auch mit tieferer Bewegung des Gemüths lesen und sich nur schwer dazu entschließen wird, es vor dem Ende aus der Hand zu legen. Ludwig Rellstab.

Erstes christliches Taschenbuch.

Wo christliche Wahrheit sich finden mag, in Hand- oder Taschenbüchern; willkommen ist sie Denen, die das Wahre, Edle und Schöne schätzen. Wol ruft der Name Taschenbuch manche Nebenidee hervor, welche einem fruchtbaren Eindringen in Herz und Leben nicht so ganz günstig ist. Er erinnert fast immer an Neues, angenehm Unterhaltendes, der Einbildungskraft Schmeichelndes, vorübergehende süße Gefühle und Empfindungen Weckendes, mit einem Worte, Ephemeres, was dem ewig Festen, in Geist und Gemüth Gesenkten und des Christenthums Lehre und Pflicht Belebenden und auf dem Pilgerpfade Stärkenden entgegentritt. Doch wer wollte über diese schönen, bunten Kinder des Jahres im Allgemeinen den Stab brechen? Hat doch fast jeder Stand, jedes Lebensalter, jede Wissenschaft und Kunst ihr Taschenbuch und bringt ihren Genossen und Freunden Gedachtes, Gefühltes, Nachahmenswerthes in allen Redeformen! Warum sollen nicht auch Christenthumsfreunde in kleinen Modebüchelchen das Größte, Höchste, Vollkommenste und Beglückendste suchen und finden, was ihren Blick auf Gegenwart und Zukunft erheitert, ihren Geist über die Erde hebt und nach Oben Hoffnungen und Wünsche richtet! Ein solches Büchlein gab Karl August Döring, Pastor in Elberfeld, auf das laufende Jahr unter dem Titel: „Christliches Taschenbuch" (Elberfeld, Weise. 1 Thlr.) Nicht Kupfer oder Kupferchen schmücken dasselbe; nur eins dem Titel gegenüber, welches Jesum im Kreise seiner Jünger auf dem Berge darstellt, wo er sie zu seinen Schülern weihet, und welches in dem Vorworte eine poetische Erklärung findet. Die sogenannte „Bergpredigt" schließt sich enge an Jesu Wort und gibt wieder, wenn auch nicht in hohem Dichterschwunge, in einfach edler Rede ihren hohen Sinn. Noch sind die Stimmen getheilt über die dichterische Behandlung der evangelischen Geschichte; auch wir wollen nicht entscheiden. Wo aber der Geist des frommen Dichters waltet frei und kräftig über das gegebene Wort, da strömt aus ihm Licht und Leben, Wärme und Frieden in das Herz Derer, die es lesen. Wir haben, was hier in gebundener und ungebundener Rede dargeboten wird, gelesen und uns hingegeben dem Eindruck, den es auf Herz und Gemüth machte; wir freuen uns, zu bezeugen, beim Lesen einzelner Gaben sanft ergriffen worden zu sein. Der „Gruß an das junge Jahr", von Heilmann, und „Paulus Bekehrung", in 30 Abschnitten vom Herausgeber, haben, jenes durch wahre Erhebung, dieses durch seine einfache Darstellung uns angesprochen. „Polykarpus" und „des kleinen Barulas' Märtyrertod" zeigen des Glaubens Kraft, zu siegen über der christlichen Wahrheit angethane Schmach, und einige Scenen aus „Chrysostomus' Leben" verfehlen sicher ihren Zweck nicht, des Christen Muth und Hoffnung über die Erde zu heben. Auf die Blätter, die sinnig ihre Ueberschrift von dem dahinwelkenden Feigenbaume, den Jesus in seines Lebens letzten Tagen am Wege nach Jerusalem sah, entlehnen, hat Nonne viel Tief- und Feingedachtes geschrieben, vielleicht das Beste im ganzen Büchlein. Die „Aphorismen aus dem Kirchenjahre", von Pf. Lange, enthalten zwar manchen trefflichen Gedanken über die christlichen Festgeschichten, scheinen aber dem allgemeinen Zwecke des Büchleins nicht zu entsprechen, der von der gegenwärtigen theologischen Gährung keine Kenntniß nehmen sollte. Lasse man doch gelehrte Theologen kämpfen und nutze für Christen, was sie Wahres zu Tage fördern und diesen frommt. Wozu denn hier ein Pro und Contra über die Himmelfahrt Jesu, und nur in kurzen Andeutungen, die nicht von Allen verstanden werden? (S. 125). „Es werde Licht! das Licht erwärme, wie die Sonne und treibe Keime, Blüten und Früchte echt christlichen Sinnes!" sollte als Grundsatz Allen gelten, die für Christen schreiben. Ob dieser Grundsatz dem pseudonymen Theomil, welcher (S. 130) „Eberhard's Geständnisse" oder „Der sicherste Weg, zur völligen Gewißheit in Glaubenssachen zu gelangen", einschob, vorgeschwebt? Festgehalten ist er wenigstens nirgend. Diese Ueberschrift schon täuscht den Kundigen des Zeitgeistes über des Aufsatzes In- und Gehalt nicht. Er weiß, auf welchem Wege unsere sich selbst mit dem Namen der Frommen bezeichnenden Brüder zur Gewißheit kommen, und was ein dünkelhafter Gefühlsglaube wirken kann. Einige religiöse Gedichte von Verschiedenen, deren einige der frömmelnde Geist eingegeben, beschließen das äußerlich gefällige Büchlein. 11.

Notizen aus England.

Für Freunde altenglischer schöner Literatur. Es erscheinen Chaucer's „Canterbury tales", Spenser's „Faerie Queene", Marlowe's, Shakspeare's, Peele's, Webster's, Marston's dramatische Werke, mit Anmerkungen und, wo es erfoderlich ist, auch mit Glossaren von Tyrwhitt. Alte metrische Erzählungen, mit Anmerkungen und Glossaren gibt Hartshorne, und alte Romane in Prosa, gleichfalls mit Erläuterungen, gibt Thoms heraus. Von den „Stories of chivalry and romance" ist (bei Longman) eine 2. Aufl. erschienen. Aus Murray's Verlage gehen, bearbeitet von Gifford, hervor: „The plays of Ford" (6 Bände); „The plays and poems of Shirley" (6 Bde.). 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 157. —— 6. Juni 1830.

Bedürfnisse und Wünsche der Baiern ꝛc., von W. J. Behr.

(Beschluß aus Nr. 156.)

Der Abschnitt von den Elementen der bairischen Ständeversammlung, in Verbindung mit den folgenden Abschnitten über die beschränkte Wahlfreiheit, über die mangelhafte Construction und Instruction der Ständeversammlung ist unstreitig der gründlichste, interessanteste und beherzigungswertheste Theil der ganzen Schrift. Mit Feuereifer wird das Widersprechende der Volksvertretung nach den einzelnen Ständen mit den Anfangs gethanen Angelöbnissen der Regierung und mit dem Verpflichtungseide jedes Gliedes der Repräsentation, „ohne Rücksicht auf besondere Stände oder Classen" zu handeln, dargethan. Es wird die schreiende Ungleichheit in der Anzahl und dem Einflusse der einzelnen repräsentirten Stände gebührend ans Licht gestellt. „Ich will nicht erwähnen (sagt der Verf.), daß nur 3 Stimmen vom Stande der Gelehrten den 170 Stimmen der übrigen Stände gegenüberstehen, und daß der Klerus, der Bürger- und Bauerstand in einem nichts weniger als wesentlich balancirenden Maße vertreten seien; das Auffallendste ist das jeden Gedanken an Gleichgewicht der Stände vernichtende, absolute Uebergewicht, welches dem Stande des Adels eingeräumt vor uns liegt: dieser Stand allein steht ja nicht nur in der Kammer der Reichsräthe, der alle übrigen Stände in sich fassenden Kammer der Abgeordneten mit gleicher Kraft gegenüber, sondern ihm ist noch überdies in dieser letztern Kammer ein wesentlicher Kraftantheil zugemessen und dadurch jene Antwort (von Balancirung des Einflusses der Stände) vollkommen widerlegt". Mit Recht wird der Misgriff der Verfassung, daß die ständischen Glieder des Adels theils durch standesherrliches Besitzthum auf immer, theils durch die Ernennung des Königs, und zwar entweder erblich oder auf Lebenszeit, theils endlich (also nur zu einem geringen Theile!) auf dem Wege der Wahl seiner eignen Mitglieder bestimmt werden, kräftig gerügt. Ja, der Adel kann nicht einmal aus der ganzen Classe des Adels die Fähigsten wählen, sondern nur mit gutsherrlicher Gerichtsbarkeit, und zwar im bestimmten Bezirke, versehene Standesgenossen delegiren. Aehnlichergestalt ist der Klerus auf Curat-Geistliche bei seiner Wahl beengt, welche ihre Pfarren selbst versehen. Die wählenden Universitäten müssen an den etwa tüchtigern außerordentlichen Professoren vorbeigehen, und der Bürger- und Bauernstand ist auf diejenigen seiner Glieder eingeschränkt, die ein gewisses höheres Maß directer Steuern an den Staat entrichten. Das hier offenbar herrschende Princip des Vermögensbesitzes und der Abhängigkeit von der Regierung wird mit siegreichen Gründen bekämpft. Es wird gezeigt, wie z. B. an Abschaffung der nachtheiligen Patrimonialgerichtsbarkeit bei solchen Elementen der Volksvertretung nie zu denken sei, wie unstatthaft es sei, daß königliche Beamte, die sich viel zu sehr in den Willen der Regierung fügen müssen, zu Volksvertretern gewählt werden, wie empfindlich der Mangel einer constitutionnellen Opposition in Baiern sich äußere. „Wie will man dem Volke zumuthen, volles Vertrauen zu bewahren auf eine von der Regierung selbst auserlesene, Controle der Regierungsthätigkeit?" „Darf denn das Volk dem Glauben sich hingeben, daß es mit einer solchen Ständeversammlung voller Ernst sei?" So fragt der Verf. und spricht im Namen des bairischen Volkes den dringenden Wunsch aus, daß für Einfachheit und Unmittelbarkeit der Wahlen der Volksvertreter, für wirkliches Gleichgewicht in der Repräsentation der verschiedenen Stände (wenn man diese nun durchaus berücksichtigen zu müssen glaubt), für Wahlfähigkeit jedes von den Wählenden als würdig Erkannten, mit einziger Ausschließung der Staatsdiener, endlich für Verzichtleistung der Regierung auf die Macht, die gewählten Volksvertreter nicht anzunehmen, des baldigsten gesorgt werden möge. In der letzten Reflexion über die Ständeversammlung verbreitet sich der Verf. mit großer Umsicht über die Unstatthaftigkeit des Zweikammernsystems in Baiern, da hier (ganz anders als in Frankreich und England) die erste Kammer aus einem rein abgesonderten, privilegirten Stande bestehe, welcher dem Volksinteresse geradezu gegenübertrete. Gerade hierin, sowie in dem Umstande, daß jeder Vorschlag der Volksvertreter erst von besondern Ausschüssen zu instruiren und zu genehmigen ist, ehe er sich an das Tageslicht wagen darf, liegt das eigentlich Lähmende der bairischen Verfassung. „Die Kraft der Ständever-

sammlung ist in jenen Ausschüssen völlig untergegangen", sagt der Verf. Trefflich ist auch, was er dem Adel zuruft: Ihr könnet euch nicht mehr wie sonst dem Volke gegenüberstellen, denn der Geist der Zeit hat diese eure Bedeutung geradezu vernichtet; wollt ihr noch fürhin eine Existenz euch retten, so müßt ihr durch Bildung und Gemeinsinn euch „an die Spitze des Volkes selbst" erheben! Suchet das „wahrhaft Adelnde", das allein im Zeitenwechsel besteht! Gebet die bedeutungslose Abhängigkeit eurer Grundunterthanen auf und erhebet euch wenigstens in dieser Beziehung wieder zu „wirklichen Freiherren!" Wir mußten diese Ideen des Verfs. um deswillen besonders hervorheben, weil er in der bisherigen Tendenz des Adels das Fundamentalhinderniß der nöthigen Vervollkommnung der bairischen Staatsverfassung erblickt. Die schroffe Trennung des Adels und der nicht privilegirten Stände muß aufhören; das Volk, das vertreten werden soll, darf nicht mehr getheilt sein in seinen Interessen; und wenn die Trennung in 2 Kammern nun durchaus nicht aufgegeben werden soll, so muß wenigstens so Viel gewährt werden, daß beide Kammern doch ausnahmsweise in den Fällen, in welchen wegen des absoluten Gegensatzes ihrer Meinungen, als getrennter Kammern, der Zweck der treffenden Berathung völlig vereitelt bliebe, zu Einem Körper sich vereinigen und dem Ausschlage nach der Stimmenmehrheit Statt geben. „Der Schöpfer einer solchen Verfassung würde sich einen bleibendern Segen in dem Herzen seines Volks, eine glänzendere Stelle in den Annalen der Geschichte begründen, als marmorne Monumente zu verleihen im Stande sind".

Wir kommen zur 2. Abtheilung der Schrift, welche „Reflexionen über die Gesetzgebung und Verwaltung des bairischen Staates" enthält. Das Interesse dieser Reflexionen ist für Nichtbaiern allerdings geringer, wiewol der Jurist vom Fach und der Staatsbeamte gerade hier reichen Stoff zum Selbstdenken erhalten. Unsere Berichterstattung wird jedoch aus eben diesem Grunde von jetzt an nur ganz allgemein sein dürfen. Zunächst also wird die Civilgesetzgebung Baierns einer Kritik unterworfen. Es fehle ihr, dies ist das Resultat, an Einheit. Die tausenderlei Verordnungen und Provinzialstatuten neben dem für unsere Zeit nicht mehr passenden römischen und kanonischen Rechte seien geeignet, die Rechte der Bürger mehr zu verwirren als zu ordnen. Ein vollständiges, allgemeines Civilgesetzbuch sei daher Bedürfniß, und dieses, sowie überhaupt die fortzubildende Gesetzgebung, sei nicht einzelnen schon belasteten Staatsbeamten, wie bisher geschehen, als Nebensache, sondern selbständigen Gesetzgebungscommissionen als ausschließliches Geschäft zu übertragen. Letzterer Uebelstand bei der Aufgabe der Gesetzbearbeitung wird auch in Hinsicht auf die Strafgesetzgebung gerügt. Denn obschon im Gebiete des Strafrechts die bairische Legislation sich besonders thätig gezeigt habe, so genüge doch das Geleistete schon deshalb keineswegs, weil es immer nur das Nebenwerk einzelner, meist einseitiger, übrigens mit andern Geschäften überhäufter Systematiker gewesen sei. Auch die Civil- und Strafrechtspflege wird unparteiischem Tadel unterworfen, Langwierigkeit, Kostspieligkeit und todter Schlendrian der Prozesse kräftig gerügt, jedoch auch Anleitung zur Abschaffung dieser Uebelstände gegeben. Ein sehr wahres Wort ist ferner das über nothwendige Abstellung der bisherigen Mangelhaftigkeit der Promulgation der Gesetze, welche doch für alle Staatsmitglieder, für jedes Haupt im Volke erfolgen sollte. Nicht minder wichtig und interessant ist des Verfs. Begehren, daß die sämmtlichen Handlungen der sogenannten willkürlichen Gerichtsbarkeit den Justizbehörden, als etwas ganz Fremdartiges, entnommen und den Polizeibehörden übertragen werden möchten.

Der Verf. betrachtet hierauf die Polizei- und Finanzverwaltung Baierns (daselbst mit dem Namen: „Verwaltung des Innern" bezeichnet) und die ihr zum Grunde liegende Gesetzgebung. Am meisten wird von ihm eine auch nur einigermaßen systematische, organische und selbständige Erfassung des Polizeilichen in der bairischen Verfassung vermißt. Mit Recht postulirt er daher eine vollständige erschöpfende Polizeigesetzgebung, welche ebensowol ein Ganzes für sich bilde wie die Civil- und Straflegislation. Vortrefflich ist, was hierbei über die sittliche und bürgerliche Bildung der Staatsglieder, über Elementarschulen, Gymnasien und Universitäten gesagt wird. Auch über die Verwaltung des Militairwesens fehlt es nicht an treffenden Bemerkungen. Endlich wird die Verwaltung des Finanzwesens in Baiern noch einer strengen Kritik unterworfen. Es ist unglaublich, mit welcher Kühnheit und Freimüthigkeit der Verf. die mit dem Regalienwesen getriebenen Misbräuche, die Unmasse von directen und indirecten Steuern u. s. w. vor sein Forum zieht, indem er gleichfalls eine dem Geiste nach wie in der Form vollständige, erschöpfende, abgegrenzte Gesetzgebung über das Finanzwesen fodert, auch seine motivirten Rathschläge hierzu ertheilt.

Die Zugabe enthält einen Versuch des Grundrisses einer Verfassung für Monarchien in 111 Paragraphen, ganz im Geiste der liberalen, modern-Kantischen Partei. Der Versuch ist im Ganzen tüchtig, nur zuweilen zu abstract, wie sogleich im 1. §. Auch ist die Substitution der Landesverweisung oder des Staatsbannes, als höchster Strafe, für die durchaus verworfene Todesstrafe (§. 47), in jeder Hinsicht zweckwidrig und gegen das Völkerrecht. Sollen wir überhaupt noch den Momus machen, so müssen wir, nächst der erwähnten Abstractheit, noch einiges nimium im Tadel und manche Nachlässigkeit im Styl rügen. Doch das Ganze ist wacker und brav; möge es — gesunde Ohren finden! 70.

Unsere Sprache.

Walter Scott sagt in seinem „Leben Swift's", wo er von dessen Project, die englische Sprache nach französischem Vorbilde durch eine Akademie zu fixiren, billig verwerfend spricht: „Es gibt nur Ein Mittel, durch welches die Litera-

toren zur Reinheit und Stätigkeit der Sprache beitragen können. — Dies kann nur geschehen durch Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks und strenge Aufmerksamkeit auf den Styl, welches zugleich den Beifall der Zeitgenossen gewinnen und der Gegenstand der Nachahmung für die Nachfolger sein kann. Auf nichts Anderes als auf die dauernde Beliebtheit eines Schriftstellers allein kann sein Einfluß auf die Sprachdarstellung folgender Zeitalter sich gründen; und wenn diese Beliebtheit auf der sichern Basis literarischen Verdienstes beruht, so wird seine Sprache stets gangbar und verständlich bleiben, nicht blos wegen ihrer eignen Reinheit, als weil sie in Schriften gebraucht wird, welche nicht zu kennen schimpflich sein würde". Goldene Worte, die besonders auch die gegenwärtigen deutschen Schriftsteller wohl beherzigen sollten, die noch dazu ein Heiligthum zu bewahren haben, nämlich mit das stärkste Band, das die verschiedenen deutschen Stämme zu einer Nation verbindet: unsere Culturspräche. Diese läuft Gefahr, wieder in völlige Verwirrung, wie etwa in der Zeit zwischen den Minnesängern und Opitz, zurückzusinken, indem alle Dialekte mit gleichen Ansprüchen hereinbrechen, und ein widriges Gemisch entsteht, das in seiner Regellosigkeit einen wahrhaft betrübenden und zurückstoßenden Anblick gewährt. Die Gefahr wird um so dringender, da die altclassische Einseitigkeit sich wieder in den alleinigen Besitz unserer gelehrten Bildungsanstalten zu drängen sucht; denn daß bei dem ebenso keck als unbedacht ausgesprochenen Grundsatz, der Deutsche brauche das Deutsche nicht nach Regeln zu lernen, der dem Studium der Muttersprache allenfalls noch eingeräumte Spielraum zu Nichts einschrumpft, da es immer nur im Geleite, wo nicht am Gängelbande der altclassischen Sprachen auftreten darf, springt in die Augen und wird dem noch klarer, der aus Erfahrung weiß, daß bei einem solchen Hin- und Herhüpfen von den altclassischen Sprachen auf die deutsche noch nie etwas Ganzes weder für diese noch jene gewonnen worden ist. Der Sachse braucht freilich nicht das sächsisch-, der Baier nicht das bairisch-, der Pfälzer (Pälzer) nicht das pfälzisch-, der Schwabe nicht das schwäbisch-Deutsch u. s. w. nach Regeln zu lernen, denn das saugt er, wie die beliebte Redensart sagt, mit der Mutter- und besser allenfalls noch mit der Ammenmilch ein; wol aber ist es allen diesen unumgänglich nothwendig, das Hochdeutsche, die Gesammt-, die Culturspräche ihrer Nation zu lernen, auch abgesehen davon, daß es dem gebildeten Deutschen doch wahrhaftig zur Schande gereichen müßte, mit den Gesetzen seiner Sprache weniger bekannt zu sein als mit denen der alten und der fremden modernen Sprachen, und daß auch die Freiheit in der Handhabung derselben unter dieser Nichtkenntniß leiden muß, indem er z. B., unbekannt mit der Wortbildung und mit der Bedeutung der Formen, bei dem Bedürfnisse irgend eines neuen Wortes oder einer ungewöhnlichern Wendung, nie mit Sicherheit wird verfahren können, ob sie auch allgemein Verständlichkeit und Eingang finden werden. Und welch ein buntscheckiges und wahrhaft widerndes Ansehen gewinnt nicht unsere Sprache durch die Anmaßung unserer sogenannten Sprachverbesserer, die, ohne Sinn und Eindringen in den innern Bau, ihre Formen abzuändern sich herausnehmen und unsere volltönende, männliche Sprache zu einer kindisch lallenden, wie z. B. durch Wegwerfung der so bedeutsamen Bindungsformen, des s, t und n in unsern Zusammensetzungen verunstalten. Wem, der veranlaßt ist, öfter laut vorzulesen, und das Unglück hat, etwa die „Abendzeitung" vor sich zu haben, die dies Unwesen unter den Tageblättern vorzüglich angenommen hat, wird sich dieses nicht ganz widerwärtig aufdringen? Doch ist dies nicht Alles. Welche Verwirrung und Abweichung findet nicht in dem Gebrauch der Casus bei den Präpositionen statt, wo der Eine als Süddeutscher, wie Göthe und Schiller, z. B. w e g e n, w ä h r e n d mit dem Dativ, und der Andere als Norddeutscher dieselben Präpositionen mit dem Genitiv verbindet, richtiger, da sich doch nur allenfalls bei w ä h r e n d, nicht aber bei w e g e n und andern, der Dativ grammatisch, d. h. nicht Adelungisch, sondern nach der innern Grammatik der deutschen Sprache, (wie sie neuerlich vor andern allen in Becker's „Organon der deutschen Sprache" vorgelegt ist), rechtfertigen läßt. Diese innere Grammatik gerade ist aber noch viel zu wenig erkannt, auch von Denen, welche ihren Adelung tüchtig studirt haben; ja sie wird von Vielen wol gar nicht einmal geahnet, oder, unbegreiflich thöricht, in der nur für das gelehrte Studium der deutschen Sprache wichtigen historischen Sprachlehre gesucht, die dazu nie zu führen vermag, weil die innere Grammatik erst durch philosophische Forschung erkannt werden konnte. Die historische Grammatik ist denn von den oben bemerkten Altclassikern und seit Grimm's verdienstvollem Werke auch von deutschthümelnden Pedanten als die einzige zweckmäßige für den Schulunterricht angerühmt worden, da wir doch einen bestimmten Sprachstand haben und darin gerade diejenigen Werke, welche unsere Literatur zu der Höhe und dem Range der Literaturen der cultivirtesten Völker alter und neuer Zeit erhoben haben. Sollen wir diesen Sprachstand leichtsinnig aufgeben? Bedürfen wir dessen etwa zur weitern Fortbildung? Aufgeben einen Sprachstand, in welchem die Koryphäen unserer Literatur ihre unsterblichen Werke niedergelegt haben? Würde es etwa ein Gewinn sein, wenn diese unserer Nation aus den Augen gerückt würden? Und nichts würde eher dazu beitragen als eine solche allmälig bewirkte Umschmelzung der Sprache durch Wegwerfung nicht verstandener Formen wie die oben bemerkten und die Substantivendungen u n g und ähnliche nach des harthörigen Puristen Wolke Zumuthung (nach ihm Zumuth), Gebrauch von Provinzialismen, wie wir sie besonders häufig bei schwäbischen Schriftstellern und Dichtern finden, durch Wortbildungen nach vermeintem Wohllaut (wohin der Philosoph Karl Christian Friedrich Krause, ein trotz seiner Breite sonst schätzenswerther Denker, der aber nur von jedem Versuche einer Sprachbesserung, wie er sagen würde, wegbleiben sollte, wol das von ihm geschaffene ungeheuer misgestaltete Wort A n g e w i r k t n i ß für Affectionen auch rechnen wird), und was dergleichen mehr versucht ist und wol gar durch anmaßliche Grammatiker als Gesetz hat wollen aufgestellt werden. Bedürfen wir einer solchen Umschmelzung zur weitern Fortbildung unserer Sprache? Worin sollte denn in dem gegenwärtigen Sprachstande eine Hemmung dieser Fortbildung liegen? und worin kann vernünftiger Weise diese Fortbildung bestehen? Wäre es eine wahre Fortbildung, die in unserer Sprache noch vorhandenen Formen völlig verloren gehen zu lassen? Von den Hauptformen wird dies wenigstens kein Denkender behaupten und etwa, wie der englische geniale Sprachsonderling Fearer, alle diese Formen für unnöthig achten, da ihm denn die formlose englische Sprache für die der Vollkommenheit sich am meisten nähernde gilt. Oder sollen wir auf der andern Seite den oft fühlbaren Mangel an Formen, welche die freie Bewegung und Satzbildung, oder wenigstens die Wortstellung so oft störend hemmt, durch neue ersetzen? Wie vermögen wir dies? Daß wir nach dem ersten Gesetz Verständlichkeit bei unserer Satzbildung, auch Gefühl und Wohlklang und Wohlbewegung einwirken lassen, ist Alles, was wir vermögen. Oder ist es eine Fortbildung, wenn wir die sich etwa in den einzelnen Dialekten vorfindenden Formen, oder veraltete in der Schriftsprache benutzen? und soll dies der Willkür jedes Einzelnen überlassen bleiben? Wir würden dann in dem einen deutschen Lande nicht mehr recht verstehen, am wenigsten recht fühlen, was in einem andern geschrieben wird. In der Bildung neuer Wörter sind wir unbeschränkt, insofern dies keine wilde Schößlinge sind wie das obige Angewirktniß, sondern echter Bildung nach den organischen Gesetzen der deutschen Sprache, wodurch sie schon an sich allgemein verständlich sind und sich leicht Eingang verschaffen. Diese organischen Gesetze bilden unsere Akademie, und diese in sich

zum Bewußtsein, zur klaren Einsicht zu bringen, ist unerläßliche Pflicht des Schriftstellers; zu dieser Einsicht anzuleiten, ist unerläßliche Pflicht der Schule. — Ihr deutschen Schriftsteller und Dichter, bewahrt nach den Worten W. Scott's das Euch vertraute Heiligthum in seiner Reinheit: deutsche Cultursprache! Und Ihr Vorsteher der Schulen und Ihr Lehrer, laßt Euch von der Einseitigkeit des Eigendünkels, mag er es noch so gut meinen und sich noch so stattlich herausputzen, nicht blenden. Das Eine thun und das Andere nicht lassen! 111.

Fruchtbarkeit einiger spanischer Dichter.

Die pariser Ausgabe der Werke des Moratin, der in der Geschichte der spanischen Dramaturgie, wenn nicht den besten, doch einen bedeutenden Namen behauptet, und den sein Volk für den ausgezeichnetsten Lyriker neuerer Zeit erklärt, liefert uns einen Katalog der Stücke, die vom Anfang des 18. Jahrhunderts an bekanntgemacht und gegeben worden sind. Und sehen wir auf die Anzahl der Schriftsteller sowol, als auf die ihrer dramatischen Producte, so wissen wir nicht, worüber wir uns mehr wundern sollen. Wir finden hier einige hundert Dramatiker aufgeführt, und außerdem noch eine Menge Stücke, deren Verfasser unbekannt sind. Fügen wir nun noch hinzu, wie weit das dramatische Feld bei den Spaniern ist; wie sie weit mehr in den Bereich desselben aufnehmen können, oder aufzunehmen gewagt haben, als wir es dürften; wie die Theilnahme des spanischen Publicums sich auf viele Gegenstände führen läßt, die uns und andern, namentlich protestantischen Völkern, abenteuerlich und abgeschmackt erscheinen würden, so muß eine solche Erscheinung zwar von der einen Seite erklärlich scheinen, von der andern aber unser Erstaunen darüber noch mehr rege werden, daß in der neuesten Zeit die früher so lebendige Thätigkeit und wunderbare Fruchtbarkeit der Spanier fast ganz eingeschlummert ist. Zum Theil mag dies daher kommen, daß das Nachahmen und die Autorität des französischen Theaters und die Regeln der dramatischen Kunst Denen die Hände gebunden haben, die sonst frei der Eingebung ihres Genius folgten und das Wahre meist besser trafen als Die, welche bei jeder Scene, ja, bei jedem Wort sich die Frage ängstlich vorlegen: sündigst du auch gegen eine Regel, oder wirst du vor dem Richterstuhl der Kritik bestehen u. s. w.? Denn daß die politischen Ereignisse weniger Einfluß auf die verringerte Productionskraft geübt, sehen wir daraus, daß das Theater unter der Dynastie des Napoleon in Spanien keineswegs zu blühen aufgehört, und ebenso wenig seit der Wiederherstellung der rechtmäßigen Könige. Der Stoff der Dramen ist nun sowol aus der heiligen, als der Profangeschichte genommen. In diesem Kataloge finden wir Assyrer, Aegypter, Griechen, sowol aus der Zeit der Sagen, als der beglaubigten Geschichte derselben, alle Völker des Mittelalters und der neuern Zeit, die irgend wichtig und der Boden gewesen, auf dem ein Heldenleben sich entfaltete. Außerdem — und das scheint uns sehr rühmlich für Spanien — ist die eigne Geschichte und das eigne Leben der Hauptgegenstand der dramatischen Bestrebungen. Und wenn die Sagen- und spätere Zeit irgend eines Volkes reich, ja, unerschöpflich an Stoff ist, so ist es sicher die des spanischen. Theils deshalb, theils aber auch aus dem Grunde, daß die Eigenthümlichkeit des Volkslebens Niemand so klar werden kann als dem heimischen Dichter, ist es unleugbar wohlgethan, bei der Wahl des dramatischen Stoffes zu Hause zu bleiben. Die Fremden versteht man selten ganz, und man kommt in die Verlegenheit, in der man sich immer befindet, wenn man es beiden Theilen recht machen will und es eben deshalb mit beiden verdirbt. Was wir von Fremden geben, ist immer durch den Spiegel unserer Nationalität gebrochen. Und das ist um so mehr der Fall, je mehr diese, wie bei den Spaniern, ein Volk auszeichnet. Am klarsten zeigt sich das in den Sagen des Mittelalters, wo die Völker noch nicht so wie jetzt aus sich herauskonnten. Alexander d. Gr., Virgilius, Karl d. Gr. u. s. w. erscheinen so dargestellt, wie sie damals nur aufgefaßt werden konnten, d. h. romantisch. Darum thun unsere deutschen Dramatiker recht, wenn sie unsere Geschichte, die doch wahrhaftig nicht arm ist, zum Gegenstand wählen, und es ist ihnen Glück zu wünschen, zu verstehen und zu würdigen, was unsers Volkes ist. In dem erwähnten Katalog finden wir nun autos sagramentales neben Trauerspielen, Opern, Komödien, Zarzuelas u. s. w. aufgestellt: „Glorias de Jesus cantivo"; „Nuestra Señora de la Luz"; „Judas Iscariote"; „La Honda de David"; La sacra esposa de Cristo"; „Josef descubderto", neben „El hijo de Ulises"; „Apolo y Dafne"; „El sacrificio de Ifigenia"; „Semiramis reconocida" (Oper); „Adriano en Siria" (Op.); „Dido abandonada" (Op.); „Polifemo y Galatea", „Gustavo Adolfo, R. de Suecia", neben „El principe D. Carlos"; „Las Amazonas de España"; „La afrenta del Cid vengada"; „El Godo Rey Leovigildo"; „La defensa de Sevilla por el salor de los Godos el General Mina", und neben diesen „El barbero"; „La civilizacion"; „Las petrimetras"; „Las mugeres defendidas"; „Los comicos en Argel" u. s. w. Es ist sehr zu bedauern, daß die ausgezeichnetern nicht besonders bemerkt sind. Der Titel von vielen reizt, sie selber kennen zu lernen, z. B. „El entierro de la compañia de Ribera". Diese Schauspielertruppe ist bekannt, ebenso die Streitigkeiten derselben mit andern Theatern. Dies Stück scheint eine Satyre zu enthalten. So auch der Bürgermeister „Alcalde de Saardam". Wir wissen nicht, in welcher Beziehung es zu unserm Stücke steht; da der Verf. nicht genannt, ist es wahrscheinlich nur Uebersetzung. „Las bodas de Camacho" durch Mendelsohn's Opernversuch den Berlinern bekannt, „El Turco en Italia" (Oper) u. s. w. Zu den fruchtbarsten Schriftstellern gehören nun D. Anton. Valladares, dessen Stücke mit ihren Namen fast 2 Seiten ausfüllen, D. Ramon de la Cruz, der alle Andere übertrifft, da er einige hundert Stücke geschrieben, worunter einige mit 1ª y 2ª etc. parte. Es kommen überhaupt namentlich Tragödien vor, die 4—5 Theile enthalten: „D. Josef de Cañizares"; „D. Anton. de Zamora"; „D. Manuel Femin de Lariano". Die Anzahl der aufgeführten Dichter übersteigt schon ohne die Anonymi die Hunderte, und meistens haben sich die bedeutendern in allen möglichen Gattungen der dramatischen Poesie versucht. 114.

Literarische Notizen.

Der gelehrte Jurist J. D. Meyer in Amsterdam wird nächstens in französischer Sprache eine Uebersicht der Gesetze Europas, die er auf 300 Seiten zusammengedrängt hat, herausgeben.

Nach einer Nachricht aus Italien, ist ein neuer historischer Roman von Manzoni unter dem Titel: „La colonna rovesciata", unter der Presse. Dieser soll jedoch der letzte sein, und er sich jetzt mit einem Werke über die übeln Einwirkungen der Romane auf den menschlichen Charakter beschäftigen.

Zu Ende des vorigen Jahres sind in Petersburg 2 Bände einer Sammlung von Briefen Peters des Großen an verschiedene Personen erschienen. Sie befinden sich in dem Archive der Admiralität, die sie auch, und zwar von dem Oberstlieutenant Berg, herausgeben läßt. Zu Anfange dieses Jahres sollten noch 2 Bände folgen, die, wie die beiden ersten, ein helles Licht auf die Entwickelung der russischen Marine, auf Peters Plane u. s. w. werfen. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 158. — 7. Juni 1830.

Andreas August Roche, geb. 1756, gest. 1814. Ein bibliothekarisches Original.

Mit dem Personal der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden hatte es sonst eine ganz eigne Bewandniß. Nur daß der Ober- und Unterbibliothekar für Männer von Kenntniß und Ruf galten, lag der Direction, welche gewöhnlich mit der Oberkammerherrnstelle verbunden war, am Herzen. Das übrige Personal, sogenannte Schreiber oder Kanzellisten, brauchte, mit Ausnahme des Ersten und Zweiten derselben, die gewöhnlich den Secretairtitel führten, wenig zu wissen, hatte noch weniger zu thun und betrachtete die Bibliothek als eine Art von Invalidenhaus, wo es, umgeben von den Gelehrten alter und neuer Zeit, im Schatten des tausendästigen Baums der Literatur, seine Tage in Ruhe verlebte.

Der Gelehrte, der damals — so bis in die 1790ger Jahre — die Bibliothek benutzen wollte, war übel daran. Der Oberbibliothekar, Hofrath Adelung, arbeitete meist zu Hause und kam in der Regel nur auf die Bibliothek, die Quellen zu seinen linguistischen und historischen Forschungen selbst zu suchen. Der kenntnißreiche, äußerst humane und gutmüthige Bibliothekar Daßdorf aber schriftstellerte oder correspondirte auf der Bibliothek, insoweit es amtliche Beschäftigungen erlaubten, und nahm sich, schon seiner Stellung wegen zu dem übrigen Personal, meist nur solcher Besucher der Bibliothek an, die mit ihm in freundschaftlicher oder literarischer Verbindung standen. So war denn das gelehrte Publicum mit seinen literarischen Wünschen und Bedürfnissen einzig auf die Secretarien Naumann und Milhauser und 2 ganz unwissende Schreiber gewiesen.

Naumann hatte nicht üble Kenntnisse, war auch, früher Bibliotheksecretair des Grafen Bünau, mit den Schätzen der dresdner Bibliothek, welcher die des Erstern einverleibt ward, sehr vertraut, setzte jedoch sein ziemlich helles Licht unter einen groben Scheffel; denn einen mürrischern und massivern Custos als ihn konnte es nicht geben. Jeder fürchtete sich, nur nach einem Buche zu fragen, und brachte es auch Naumann, so warf er es gewiß meist knurrend auf den Tisch. Indeß war er auch wieder im Suchen unermüdlich, wenn man gerade seinen guten Tag traf, oder wenn er glaubte, daß seine Mühe angewandt sei, denn echten Gelehrten diente er gern.

Mehrmals hatten Fremde über Naumann's Grobheit bei den Bibliothekaren, ja selbst beim Oberkammerherrn sich beschwert. Allein, das darauf folgende Scheuerfest hielt gewöhnlich nicht lange wider; ja, es machte den Gescheuerten oft nur noch mürrischer und gröber. So war ich z. B. einst Ohrenzeuge, daß er einen Gesandten, den er unglücklicherweise nicht kannte, auf die Frage: Ob er nicht den Gay (einen englischen Fabeldichter) erhalten könne? anfuhr, mit der Erwiderung: daß hier kein Billard und also kein Queue zu haben sei.

Der damalige Kurfürst, nachherige König, Friedrich August der Unvergeßliche, den der Gesandte gelegentlich davon in Kenntniß setzte, trug zwar dem Oberbibliothekar, Hofrath Adelung, auf, dem groben Secretair den Text zu lesen, aber Naumann blieb Naumann, dem Adelung, weil er den rechtlichen und gelehrten Mann in ihm erkannte, zu viel nachsah, vor dem der gutmüthige Daßdorf bisweilen sogar zu Kreuze kroch. — Naumann's College, der Secretair Milhauser, mehr Heraldicus als Literatus, kannte zwar die Bibliothek ziemlich gut, war auch äußerst dienstfertig gegen ihre Besucher, durfte es aber nicht immer sein, weil er Naumann's Verweise deshalb fürchtete. Was Wunder, wenn unter solchen Umständen die kostbare Bibliothek oft einem wüsten Eilande glich, wo selten ein Literatus landete. Zudem war auch der Gebrauch derselben schwierig, weil es an einem Realkatalog fehlte, der Nominalkatalog aber nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte Vollständigkeit hatte. Einen solchen nun zu fertigen, wurden endlich den 22. Jan. 1796 2 Gelehrte, Roche und Hempel, extraordinarie angestellt, welche Beide, statt Gehalts, für jedes Hundert katalogisirter Büchertitel ein Fixum (ich glaube 1 Thlr. 8 Gr.), daneben aber spem succedendi erhielten und auch nach Naumann's und Milhauser's Tode, im Jahre 1800, Beide als Secretarien angestellt wurden.

Früher schon, im Jahre 1795, hatte der als Antikeninspector 1820 verstorbene Lipsius eine Secretairstelle bei der Bibliothek erhalten. Durch diesen seiner Kenntnisse und Humanität wegen hochgeachteten und in Dresden allbekannten Gelehrten ward die Bibliothek — bisher fast ein Museum usui publico clausum —, obschon sie, ihrer Palastinschrift zufolge, patens sein sollte, Dresdens gelehrter Welt gleichsam aufgeschlossen; denn Lipsius' literarische Gefälligkeit war unbegrenzt und entfesselte auch dieselbe treffliche Eigenschaft Daßdorf's, der bisher, Naumann's Grobheit fürchtend, gleichsam unter deren Presse gestanden hatte. Wenige Monate nach Roche und Hempel kam auch der seinen Herzens-, wie literarischen Freunden unvergeßliche Semler zur Bibliothek, ein Mann von vielumfassenden Kenntnissen, glühendem Eifer für Literatur und Kunst und dem feinsten, liebenswürdigsten Betragen. So ward endlich die Bibliothek zum lebendigsten literarischen Bazar für Gelehrte und Bücherfreunde aller Zungen und Stände.

Unter den genannten gelehrten Schreibern aber — denn sämmtliche hochachtbare Männer führte der im Abweichen vom Herkommen sonst unerbittliche Staatskalender nur als Kanzelisten mit dem Secretairtitel auf — zeichnete sich Roche als ein wahres Original aus. Er verband mit Naumann's Grobheit einen nicht kleinen Grad von Cynismus, dem wieder Naumann nicht huldigte, war aber dabei ein Mann von großen, besonders juristischen und literarischen Kenntnissen und, in dieser Hinsicht, ein Bibliothekcustos wie er sein soll; denn da er den größten Theil des Nominalka-

talogs gefertigt, als Secretair aber die Incumbenz hatte, die neuangeschafften Bücher systematisch einzustellen und in den Katalogen nachzutragen, kannte er die ganze Bibliothek aufs genaueste, war mit deren Local so vertraut, daß er allenfalls im Finstern Bücher holen konnte, hielt stets auf die strengste Ordnung und ließ sich, wenn es darauf ankam, Verborgenes oder wenigst Bekanntes zu Tage zu fördern, keine Mühe verdriessen. Was er nicht fand, war sicher nicht zu finden.

Mit diesen unschätzbaren bibliothekarischen Eigenschaften verband Roche Patriotismus und Diensttreue, Rechtlichkeit und Edelsinn im höchsten Grade. Kurz, er war als Gelehrten, Staatsdiener und Mensch ein herrlicher Kern in grober Schale, ein echter Diamant, dem nur Schleifen und Fassung fehlte. — Fast 6 Jahre mit ihm täglich in amtlichen, späterhin bis an sein Ende stets in freundschaftlichen Verhältnissen, lernte ich diesen trefflichen, mir unvergeßlichen Mann von allen Seiten kennen und fühle mich umsomehr verpflichtet, ihm hier, wenn auch, durch andere Arbeiten immer abgehalten, etwas spät, noch einen kleinen Denkstein zu setzen, jemehr ich weiß, daß er einst ganz verkannt, ja, von den meisten Besuchern der Bibliothek gehaßt oder gefürchtet ward. Alles nannte ihn nur den groben Roche, man warnte einander vor seiner Ungeschliffenheit, man wich ihm auf der Bibliothek aus, wo man konnte, und fast allgemein war unter den Freunden der letztern die Freude, als es hieß: der grobe Roche sei todt. Seine Biographie hat wenig Interesse, desto mehr seine Originalität.

Andreas August Roche war den 3. Febr. 1756 zu Nordhausen geboren, wo sein Vater vom Fabriciren geistiger Flüssigkeiten sich nährte. Doch zog Letzterer schon im August desselben Jahres nach Dresden und lebte hier Anfangs als Lieferant des Scheidewassers für die kurfürstliche Münze, späterhin aber als gemeiner Adept, der unter Anderm durch chemische Mittel die sonderbarsten Farbenspiele bewirkte. Roche versicherte oft, als Kind in seines Vaters Laboratorium Farben gesehen zu haben, die ihm so mannichfach, so brennend, so ergötzend nie wieder vorgekommen seien. Nachdem Roche auf der dresdner Kreuzschule zur Universität vorbereitet worden war, studirte er von 1780—83 zu Leipzig die Rechte, ging im April 1783 nach Göttingen, wo er an der Universitätsbibliothek arbeitete, im September desselben Jahres aber nach Wittenberg, und zwar als Famulus des zum Ordinarius der dortigen Juristenfacultät ernannten Hofraths Geißler. 1788 promovirte er zu Leipzig in Doctorem philosophiae und machte dann eine gelehrte Reise nach Wetzlar und Wien. Von 1796 bis zu seinem Tode, den 20. März 1814, war er an der dresdner öffentlichen Bibliothek angestellt. Der letztern jetziger Oberbibliothekar, der um den gesammten Baum der Literatur höchstverdiente Herr Hofrath Ebert, welcher in seiner trefflichen Geschichte und Beschreibung derselben kurze Biographien des Beamtenpersonals gibt, sagt unter Anderm von Roche: „Die gewissenhafte und unermüdete Thätigkeit dieses Mannes, meines unmittelbaren Amtsvorfahren, mit wahrer Achtung zu erwähnen, liegt mir desto mehr ob, je stiller und anspruchloser, vielleicht auch unbemerkbar sein Wirken war"; und in einem Schreiben an mich: „Ich habe den Mann zwar nicht persönlich gekannt und meist nur von seinen Schroffheiten erzählen hören; aber ich habe nach Dem, was ich aus unsern Journalen, Rechnungsbüchern, Katalogen und andern Quellen von ihm weiß und gesehen habe, eine unbeschreibliche Hochachtung vor seiner unermüdlichen Thätigkeit". So viel von Roche's einfacher Biographie! Etwas mehr von seiner Originalität, bei welcher meist ein unbegrenzter Sinn für Recht und Pflicht durchflimmerte.

Wahr ist es zuerst, daß es einen gröbern Bibliothekcustos so leicht nicht geben könne als Roche; denn er übertraf gewissermaßen noch Naumann, bei welchem, besonders in den letzten Jahren Alter und Kränklichkeit influirten. Doch war es Roche meist nur gegen Solche, denen er so eine Art von Misbrauch der Bibliothek zutraute, und dazu rechnete er jedes Verlangen nach einem Buche, das nicht ganz ins Fach des Verlangenden gehörte, oder, wie er meinte, nur unnütze Leserei, nicht Studium beförderte; jede bloße Neugier, z. B. große Kupferwerke sich vorlegen zu lassen; jedes Fordern von Büchern, die, nach seinen Ansichten, der Gelehrte selbst besitzen müsse; am meisten aber die nur zu oft merkbare nachlässige Behandlung der Bücher.

Unglücklicherweise fiel in seine Zeit gerade jene durch zu große Nachgiebigkeit des Oberkammerherrn Grafen Bose, sowie durch die, fast möchte ich sagen, Hyperhumanität des Beamtenpersonals, besonders Daßdorf's und Lipsius', herbeigeführte Periode der Bibliothek, wo man den Wissenschaften eine Art von Ehre zu erzeigen meinte, wenn man jeden literarischen Gimpel wie Minervens Vogel behandelte, in jedem Secundaner eine gelehrte Hyacinthenzwiebel sah und jede Dame mit oft nur aus Gefälligkeit und Rücksichten angeschafften Romanen und Gedichten bediente, sodaß die Leihbibliothekare nicht selten darüber seufzten, ja, einst sogar bei der Behörde einkommen wollten, den Wirkungskreis der königl. Bibliothek zum Nachtheil ihrer Nahrungen nicht zu lebendig werden zu lassen.

Man kann also denken, wie Roche, der in der Bibliothek nur eine Zier und Stütze der Wissenschaften, und in jedem Buche königliches Eigenthum sah, sich benahm, wenn in den Stunden der bibliothekarischen Marktzeit, früh von 10—12, Nachmittags von 3—5 Uhr, neben wenigen Gelehrten, Geschäftsmännern und Künstlern, so ein Heer von Damen und Schulknaben, Chirurgen und Schreibern, Bedienten und Mägden in herrschaftlichem Auftrag, und sonst noch eine Menge Lesekreti und Plethi sich einstellten, sodaß oft, neben dem in literarischer Gefälligkeit unermüdlichen Daßdorf, die Secretarien: Lipsius, Roche, Hempel und Semler, 1 Accessist und 2 Aufwärter vollauf zu thun hatten.

Roche kannte sich dann oft nicht vor Verdruß, fuhr an, wo er es nur irgend verantworten zu können meinte, ließ Solche, die er, der bloßen Leserei verdächtig, auf dem Striche hatte, wol zu halben Stunden stehen, ehe er sie bediente, warf die Thüren zu, daß einem Hören und Sehen verging, raisonnirte laut, daß man Gelehrte und königl. Diener zu Leihbibliothekaren herabwürdige, und schalt nicht selten die vornehmsten Damen, während sie mit Daßdorf, Hempel oder Semler ästhetisch conversirten, Weibsen, die sich auf großen Bibliotheken gar nicht sehen lassen sollten.

Allgemein gefürchtet, so, daß Mancher sich gar nicht an ihn getraute, nahm Roche es wieder übel, wenn man Scheu oder Furcht vor ihm merken ließ, ja, ihn wol gar im Erbitten eines Buchs übergehen wollte. Da er aus seinem Cabinet jeden Eintretenden beobachten konnte und sehr scharfe Augen hatte, bemerkte er bald, wohin man beim Eintreten ins Zimmer die Richtung nahm, und wehe Dem, der, in Abwesenheit des übrigen Personals, lieber warten als an ihn sich wenden wollte!

Erst lauschte er lange durch das Gitterwerk der Kanzelle, ohne sich zu rühren, bis etwa einige solcher literarischen Unglücksvögel beisammen am Ofen standen. Dann trat er den Ersten Besten an mit der eiskalten Frage: „Was steht zu Diensten?" „Ich wünschte den Herrn Secretair Semler zu sprechen". „Der wird sobald nicht wiederkommen. Er führt Fremde herum". „So würde ich gehorsamst um Garve: Ueber die Pflichten, bitten". „Nun, wenn Sie weiter nichts von Semler wollten, da konnten Sie gleich das Maul aufthun. Ich weiß auch Bücher zu finden. Und was wollen Sie denn?" „Herrn Hofrath Daßdorf sprechen". „Der ist heute auf seinem Weinberge". „So haben Sie die Güte, mir den Drakenborch'schen Liv zu geben". „Sie dachten wol, der Hofrath hätte den Liv unter Schloß und Riegel?" (Zu

einem Dritten): „Und was wollen Sie denn?" „Den ersten Theil von Consbruch's Encyklopädie". „So thun Sies Maul auf; riechen kann mans nicht!" „Ich wollte Sie nicht gern stören". „Deswegen sitze ich hier, um mich stören zu lassen. Ein ander Mal stellen Sie sich nicht so stumm an den Ofen. Das kann ich nicht leiden. Also den ersten Theil von —". „Würden Sie wol die Güte haben, mir gleich den zweiten mitzugeben?" „Können Sie denn 2 Theile auf ein Mal lesen?" „Das nicht; aber —" „Na, so lesen Sie erst einen Theil". Damit ging er, und wenn er wiederkam: „Hier ist der erste Theil! beschmieren Sie mir ihn aber nicht, machen Sie mir auch keine Eselsohren hinein und bringen Sie ihn eingewickelt wieder. — Noch Eins! schreiben Sie nicht etwa gelehrte Anmerkungen hinein — die behalten Sie nur für sich. Der König braucht sie nicht".

Das ging allemal auf Daßdorf, welcher viel Bücher mit Bemerkungen versah, die, wenn sie mit Bleistift geschrieben waren, Roche wegwischte, so oft sie ihm vorkamen. Am meisten hatte Letzterer immer die armen Kreuzschüler auf dem Striche. Las so ein armer Kreuzträger — denn das wurden sie oft unter Roche's Behandlung — auf der Bibliothek, so warf er ihm nicht selten das ängstlich und höflichst erbetene Buch auf den Tisch, daß eine Staubwolkensäule sich erhob, legte ihm dann selbst Papier unter und bat sichs ernstlich aus, das Buch nicht zu schieben, sich nicht darauf zu legen und die Blätter beim Umwenden nicht zu belecken.

Aergerlicher habe ich ihn nie gesehen, als wenn in Prima oder Secunda der Kreuzschule ein Thema zur Ausarbeitung gegeben und dazu eine Stelle aus irgend einem römischen oder griechischen Classiker gewählt war. Denn da kamen die armen Schüler, Ausgaben mit Noten, ja wol gar Uebersetzungen sich zu erbitten, die sie auch erhielten, von Roche aber meist mit der Bemerkung: daß die königl. Bibliothek keine Eselsbrücke sei, oft auch mit halblauten Aeußerungen des höchsten Verdrusses, daß gelehrte Männer jeden Schuljungen bedienen müßten. — Wie derb er Fremde oft behandelte, wenn er in ihnen weder Vornehme noch Gelehrte witterte, bewies Seume's Besuch der Bibliothek, den ich als Augen- und Ohrenzeuge in der Abendzeitung 1827 nach dem Leben geschildert habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Hofmeister, oder das Monument im Mühlenthale. Eine Familiengeschichte von C. A. S — Röder. 3 Theile. Leipzig, Glück. 1830. 8. 3 Thlr.

Ein höchst possierliches opus, das wir Allen zum Lesen empfehlen, die einmal, zur Beförderung der Verdauung, recht von Herzen lachen wollen. Der Verf. ist uns bis Dato unbekannt gewesen; wir glauben aber kaum, daß es ein Verf. ist — es müßte denn ein poetischer Schneider oder dergleichen sein — sondern sind der Meinung, die kostbare Schrift einer Verfasserin, und nicht etwa einer Schopenhauer, Lohmann u. s. w., vielmehr einem gelehrten Kammerzöfchen zuschreiben zu müssen. Ein Mann, der nur eine oberflächlich gebildete Erziehung genossen hat, kann so nicht schreiben; das Buch ist eine Musterkarte von orthographischen Fehlern, z. B. Thau (Tau), über Bort, entwindent rc., und Sprachböcken; da werden z. B., um nur auf dem ersten Bogen zu bleiben, Gespräche geflogen, Zimmer mit Wohlgerüchen insicirt, die Keller führen Wein mit sich, die Leute gleiten aus dem Pas und lassen sich von Luftgestalten fixiren (vexiren), ein Präsident sagt einmal: Die Nothwendigkeit drängt vielleicht sein früheres Kommen, worauf eine Frau von Wertheim antwortet: „Wie ihnen, caro amico, sehr oft die Sarkasmen". Doch wir müssen noch die Schilderung des Helden (S. 5) mittheilen: „Da war er von der Akademie zurückgekehrt, wo er die Rechte sowol als auch Kamerali (!!) und andere(!) schöne Wissenschaften, wie auch Sprachen und Musik mit eisernen Fleiß studirt hatte, um in der Folge sich als brauchbarer Mann behaupten zu können. Mutter Natur hatte sich auch das Vergnügen gemacht, ihm eine recht verschwenderische Aussteuer zu schenken. Edel war sein Anstand; ein hoher, kräftiger Wuchs zeichnete ihn besonders aus; männlich schön war sein Gesicht; rasch und fest sein Gang; frei und offen wie seine Stirn, so seine Brust. Im Kreise männlicher Gesellschaft schätzte man ihn hoch wegen seiner bewährten Talente; im Kreise der Weiber hätte er den Männern gefährlich werden können, wenn er weniger brav gewesen wäre, und wenn sein gutes, argloses Biederherz (es gibt also auch schlechte Biederherzen — d. Rec.) ihn nicht stets gegen Misgriffe gestählt hätte. Im Mädchenkreise war er allgemeiner Liebling. Sein feiner, einnehmender Umgang bewirkten (!) ihn (!) den Zutritt in vielen angesehenen Familienhäusern, wobei sichs auch wol traf, daß manche Mädchen, die zu scharf in sein schönes, dunkelblaues Auge sahen, sich selbst, wenn auch nur auf einige Zeit, durch ein kleines Herzpochen straften (diese Stelle ist mir nicht recht verständlich — d. Rec.). Man wunderte sich oft, wenn er in Gesellschaften sein musikalisches Talent exercirte, sodaß (?) oft Mitternacht längst vorüber war, wenn man diese noch lange nicht wähnte (!)".

Hieran haben unsere Leser gewiß vollkommen zur Genüge. Daß bei einem solchen Machwerke an Charakteristik und andere Erfodernisse eines guten Romans nicht zu denken ist, versteht sich nach dem Gegebenen wol von selbst. Die Druckerei des Verlegers hat ihrerseits Alles gethan, um die orthographischen Fehler noch zu vermehren; corrigirt ist das Buch wahrscheinlich gar nicht. Solche Stümpereien verdienen an den literarischen Pranger gestellt zu werden.

Zu dieser Sorte gehört auch

2. Stephan Moloska, der Türkenfresser. Eine interessante Räubergeschichte. Abenteuerlich und doch wahr. Erfurt, Knick. 1830. 8. 18 Gr.

dessen Verf. sehr wohlgethan hat, sich nicht zu nennen; denn auch er kann nicht orthographisch schreiben, verwechselt alle Augenblicke vor und für, den Dativ mit dem Accusativ u. s. w. und hat einen Styl, daß dem Leser übel werden muß. Nur eine kleine Probe davon: „Unter den Türken herrscht übrigens die Sitte, daß, wenn eine Geldsumme gestohlen worden ist und nicht wieder herbeigeschafft werden kann, sämmtliche Einwohner des Dorfes oder Fleckens, wo der Raub vorfiel, sich versammeln müssen; nun (?!) wird von jeder Familie, nach Verhältniß des Betrags des verübten Diebstahls, ein Beitrag beigetrieben, und (!!) dies geschah auch im gegenwärtigen Falle" (S. 15). Die Personen sind sämmtlich zu fratzenhaften Caricaturen verzerrt, und die Begebenheiten aufs Gerathewohl zusammengewürfelt.

3. Graf Wallersee, der unwissend Vermählte. Humoristische Schauergeschichte von A. v. Schaden. Gera, Heinsius. 1830. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit Veranlassung gehabt, den Wahn des Hrn. von Schaden zu rügen, in welchem er sich für einen Humoristen hält. Noch hat er sich nicht die Mühe gegeben, sich mit dem Wesen des Humors vertraut zu machen. Es besteht derselbe weder blos in Witz noch in bloßer Ironie, ebenso wenig in Trivialität und Frivolität, und noch weniger in der leichten, die gewöhnliche Sprache nachahmenden, à la Clauren mitten in Sätzen oder Worten abbrechenden, in das geringfügigste Detail eingehenden Schreibart. Hr. v. Schaden lese nur einmal Sterne, Swift, Jean Paul u. s. w. mit Bedacht, und er wird hoffentlich den himmelweiten Unterschied erkennen, der zwischen diesen wahren Humoristen und ihm statsfindet. Ein anderer Fehler dieses „Wallersee" liegt in der durchaus unmotivirten Anwendung des Geheimniß- und Schauervollen. Unsere Zeit ist durchaus kein zu solchen Gemälden passender Rahmen; der geheimnißvolle Alte bleibt ein deus ex machina, und Hr. v. Schaden hätte seinen Roman wenigstens in einer weit frühern Zeit spielen lassen sollen. Doch das große Romane lesende Publicum kümmert sich um dergleichen Anachro-

nismus u. s. w. nicht, und so wird auch der vorliegende, der sich leicht wegliest, seine Freunde finden.

4. Julchens Reise von Liebstadt nach Frauenburg, Klagenfurth und Grimma, oder die Stationen der Ehe. Ein Roman von Julius von Voß. Berlin, Schüppel. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr., und

5. Das Geschwornengericht. Ein Roman von Julius von Voß. Berlin, Schüppel. 1828. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

haben einen Mann zum Verf., der sich bereits als Romanenschriftsteller und Schauspieldichter einen Namen erworben hat. Auch diese beiden Erzeugnisse seiner Feder sind nicht ganz gewöhnliche Producte; sie zeugen von Welt- und Menschenkenntniß und sind in einem leichten, doch fast stets reinen und deshalb ansprechenden Style geschrieben. Beide werden gern gelesen werden; doch geben wir „Julchens Reise" den Vorzug, und zwar darum, weil sie auf den grossen Nachtheil, den übereilte, nach blosser Liebelei geschlossene Ehen hervorbringen und hervorbringen müssen, aufmerksam macht und davor warnt. Junge Mädchen, die, um in dem Bilde des Verfs. zu bleiben, die vielbedeutende, wichtige Reise nach Frauenburg antreten wollen, und die Frauen, die entweder schon in Klagenfurth oder gar in Grimma angekommen sind, oder sich vor diesen beiden Stationen hüten wollen, werden wohlthun, wenn sie den interessanten Roman lesen. Sie können viel daraus lernen. Der zweite, „Das Geschwornengericht", hat uns bei weitem nicht so wie der erste befriedigt. Ja, es scheint sogar, als habe der Verf. die Absicht gehabt, das ehrwürdige Geschwornengericht in der Meinung des Publicums herabzusetzen. Die Geschwornen sind Menschen wie andere, folglich können sie auch irren, und Hr. v. Voß hätte gewiß auch, wenn sein erdichteter Criminalfall wirklich vorgefallen und seiner Entscheidung übergeben worden wäre, die Angeklagten für schuldig erkannt. In dem Romane konnte er den Knoten freilich leicht entwirren, weil er ihn geschürzt hatte und die Enden in der Hand hielt. Hatte er wirklich die ausgesprochene Absicht, woran wir fast nicht zweifeln, so hat er wenigstens, sehr gelinde gesagt, eine grosse Unvorsichtigkeit begangen; denn er weiß so gut wie wir, welchen grossen, mächtigen Einfluß die Romane üben, da der grössere Theil der Leser derselben nicht die Fähigkeiten besitzt, zu entscheiden, ob das Angepriesene oder Getadelte wirklich Lob oder Misbilligung verdient. Leider bedenken dies unsere meisten Schriftsteller nicht, oder machen sich, was noch schlimmer ist, die Schwäche der Urtheilsfähigkeit des Publicums wol gar zu Nutze. Der Kritik kommt es zu, kräftig dem Umsichgreifen dieses krebsartigen Uebels entgegenzuarbeiten und aus diesem Grunde noch mehr auf die Wirkung, die sich von einem Romane auf das Publicum erwarten läßt, als auf den künstlerischen Werth Rücksicht zu nehmen. 102.

Aus Italien.

Die Anzeige von Ennio Quirino Visconti's sämmtlichen Werken machte bei den deutschen Archäologen mancherlei Wünsche rege. Man wünschte der sichtenden Kritik eine Stimme bei dem Unternehmen; denn fleissige Leser von Visconti's mit Recht gepriesenen Schriften hatten Mängel darin entdeckt, die bei dem jetzigen Stande der Alterthumswissenschaften in einer neuen Ausgabe schwer zu entschuldigen sein möchten. Was zu thun sei, um sie zu einem bleibenden Denkmale für V.'s Ruhm zu machen, hatte Staatsrath von Köhler in Petersburg im 1. Bande von Böttiger's „Amalthea" am besten ausgesprochen. Aber, wie er voraussah, mit wenigem Erfolge. Denn die italienische Eitelkeit sah in diesen wohlbegründeten Bemerkungen absichtliche Schmälerungen eines wohlerworbenen Ruhmes; Dr. Joh. Labus, der Besorger der mailänder Ausgabe, hat durch sehr bittere Bemerkungen zwar dargethan, daß ihm jene nicht unbekannt blieben, aber sonst keinen Versuch gemacht, sie zur Vervollkommnung seines Unternehmens zu nutzen. Keine Noten erklären durch ein zurechtweisendes Wort die Irrthümer des Textes, verbessern übereilte Deutungen, oder begründen das nicht sorgfältig Erwogene. Fühlbar wird dieser Mangel besonders in den „Opere varie italiane e francesi di Enn. Quir. Visconti (raccolte e pubblicate per cura del dottore Giov. Labus)" (Mail., 1827 und 1829, 2 Bände in Oktav, mit vielen Kupfern, zu dem so mäßigen Preise von 27 Liren. Eine gleichzeitig erschienene Quartausgabe kostet das Doppelte). Marginalien wären hier doppelt am Platze gewesen; denn Manches hat in dieser Sammlung Platz gefunden, was Visconti hinschrieb, um überlästige Anfrager loszuwerden, die durch ihn ihre Raritäten illustrirt wünschten. Aufsätze dieser Art waren es namentlich, die dem gelehrten Köhler Anlaß zu seinen Bemerkungen gaben; mehre der hier zum ersten Male gedruckten werden diese Ausstellungen bekräftigen. So ein Brief an Graf Ercole Silva über die 16 antiken Säulen an der Lorenzokirche zu Mailand. In einer Hinsicht ist aus dem Briefe zu lernen, wie nämlich V. als gewandter Weltmann so sich zu wenden wußte, daß der Graf glauben konnte, seine unhaltbare Ansicht werde von dem grossen Archäologen gebilligt. Auch die andern Inedita böten wol zu solchen Bemerkungen Gelegenheit. Sie bestehen in einem Briefe an Luigi Lombardi über 2 antike Inschriften (eine griechische und eine römische); Bemerkungen an Millin über das bisherige Verzeichniß der alten Steinschneider; in einer Notiz über eine Gruppe, die Friedensgöttin darstellend, die dem Plutus die Brust reicht; über die Abdrücke alter Gemmen, im Besitze des Prinz Agostino Chigi; in Nachträgen und Verbesserungen zu dem gediegensten aller Visconti'schen Werke zum Pio Clementinum; in Briefen und biographischen Nachrichten. Fast alle diese Neuigkeiten finden sich im 2. Bande und könnten allein schon hinreichen, auf eine Sammlung aufmerksam zu machen, die, bei manchen Mängeln, so anerkannt vortreffliche Arbeiten enthält. Denn auch wo V. leichtfertig arbeitete, ist seine Methode belehrend, und wo er zu plattiren für gut fand, belegte er mit hellstralendem Golde. Noch muß ein Band zu erwarten stehen, wenn alle kleinen Schriften V.'s hier aufgenommen werden sollten. 35.

Notizen.

Respiration der Pflanzen.

Hr. Adolf Brongniart, der ausgezeichnete Sohn des berühmten Mineralogen und Geognosten Alexander Brongniart, Directors der Porzellanfabrik zu Sèvres, las am 18. Febr. d. J. in der franz. Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung: Ueber die Structur der Blätter und über ihre Beziehungen zur Respiration der Pflanzen in der Luft und im Wasser vor. Er macht aus seinen Untersuchungen die schöne Folgerung, daß die Blätter, die Respirationsorgane der Pflanzen, je nachdem sie gasförmige oder in Wasser aufgelöste Luft eingesogen haben, Modificationen erleiden, die denen analog sind, welchen die animalischen Respirationsorgane unter ähnlichen Umständen unterworfen sind, und nach denen dieselben Lungen, oder Kiemen heißen. 108.

Die niederländischen Universitäten.

Das Königreich der Niederlande besitzt 6 Universitäten, deren älteste die zu Löwen ist. Ein Ueberblick der Summen, welche ihnen der Staat im letzten Jahre gegeben hat, dürfte nicht uninteressant sein. Löwen erhielt 120,000 Gulden, Lüttich 70,000, Gent 70,000, Leyden 80,000, Utrecht 70,000, und Gröningen 70,000; sämmtliche Universitäten also 480,000 G. Eine jede besitzt eine Bibliothek, einen botanischen Garten, ein naturhistorisches Cabinet, ein chemisches Laboratorium, ein Hospital, ein anatomisches Theater und Secirsäle. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 159. —— 8. Juni 1830.

Andreas August Roche, geb. 1756, gest 1814. Ein bibliothekarisches Original.

(Fortsetzung aus Nr. 158.)

Unvergeßlich bleibt mir die Verlegenheit, die er sich ein ander Mal auf diese Art zuzog. Ein Mitglied des diplomatischen Corps, wenn ich nicht irre, der schwedische Chargé d'affaires von Palin (jetzt in Konstantinopel), der besonders mit orientalischer Literatur sich beschäftigte, war ein fast täglicher Gast der Bibliothek. Diesen dort zu erwarten, weil sie ihn daheim nicht getroffen und in seiner Gesellschaft die Bibliothek sich zeigen lassen wollte, spricht die Gemahlin des englischen Gesandten, unglücklicherweise in ganz schlichtem Anzuge, ein und fragt nach Hrn. v. Palin. Der Aufwärter Santo weist sie an Roche. „Hr. Hofrath Daßdorf kommt heute nicht, und wenn Sie Hrn. v. Palin sprechen wollen, müssen Sie in sein Logis gehen; hier ist überhaupt nicht der Ort zur Conversation". Die Dame schwieg, maß ihn aber mit einem stolzen Blick und blieb mitten im Zimmer stehen. Indeß kamen Hempel und Semler, die Bücher geholt hatten und von Roche an der Thüre gleich abgefangen wurden mit der Bemerkung: „Die dort steht, will Palin sprechen. Das fehlte noch, daß man sich hier spräche wie in einem Kaffeehause. Sie mag warten!"

Es war gerade an einem Sonnabend, wo immer die meisten Bücher geholt werden. Hempel und Semler konnten sich deshalb auch nicht weiter um die Fremde bekümmern. So stand sie über eine halbe Stunde wie eine Bildsäule, unglücklicherweise nicht weit von Roche's Cabinet, und das war ihm vollends unerträglich. „Wenn Sie hier nichts wollen, als Hrn. v. Palin sprechen, da können Sie immer wieder nach Hause gehen. Wenn Hr. v. Palin um diese Zeit nicht da ist, kommt er nicht" (spricht Roche ganz trocken). Da zischelt Santo ihm ins Ohr: „Die ist was Vornehmes. Ihr Wagen hält unten und ihr Bedienter steht auf der Treppe".

Eben will Roche, in großer Verlegenheit deshalb, wieder gut machen, was er durch Derbheit verdorben, da tritt sein Chef, der Oberkammerherr Graf Bose, ein, empfängt die ihm wohlbekannte Dame mit dem Excellenztitel und geleitet sie selbst in die Bibliothek, wo sie natürlich Gelegenheit nahm, über Roche bitter sich zu beschwören. Ein anderer Chef, als Graf Bose, würde Letztern officiell und gehörig haben nasen lassen. Graf Bose aber, äußerst gutmüthig und Roche's Diensttreue achtend, ließ ihm nur des Tags darauf durch den Secretair Semler sagen: „Wenn wieder so ein weiblicher Besuch käme, möchte er doch erst nach Namen und Stand sich erkundigen, ehe er ihn auf seine Art behandelte". Seitdem ward Roche etwas milder gegen fremde Damen, bei Hrn. v. Palin aber entschuldigte er sich förmlich über das Ungebührniß.

Dagegen war er auch wieder die Gefälligkeit selbst, wenn man ihm literarisches Vertrauen schenkte, besonders wenn er wußte, daß Hülfe und Rath gut angewandt waren. In solchen Fällen ließ er sich keine Mühe verdrießen, Kataloge nachzuschlagen, Leitern auf- und abzuklettern, aus einem Stockwerke ins andere sich zu verfügen; nur mußte man nicht Miene machen, ihn zu begleiten. Dann warf er Einem gewiß die Thüre vor der Nase zu, mit: „Warten Sie nur hier, sollen das Buch schon erhalten — können mir doch nicht suchen helfen".

Mit seinen Collegen, Hempel, Semler und mir lebte er stets im besten Vernehmen, mit dem seelenguten Daßdorf zwar nicht minder, denn er achtete in ihm den Menschen, wie den Gelehrten; über 3 Punkte aber blieb er mit ihm stets in einer gewissen Spannung: zuerst weil Daßdorf, nach Roche's Ansicht, gegen die Besucher der Bibliothek zu gefällig war und so literarischen Kreti und Plethi herbeizog; dann, weil er aus übergroßer Gefälligkeit und Rücksichten oft Bücher für bloße Lecture anschaffte und dadurch den Fonds für wichtige Werke schmälerte; endlich, weil er Napoleons Feind war. Diesem huldigte, diesen vertheidigte Roche so, daß ihn Daßdorf gewöhnlich nur advocatum diaboli nannte, und der Meinungskampf über Frankreich und seinen Kaiser war auf der stillen, friedlichen Bibliothek nicht selten so lebendig, daß die Leser in dem damals noch sehr beschränkten Local Aerger und Aergerniß daran nahmen. Gewöhnlich veranlaßten jenen Kampf die Zeitungen, welche Roche, stets zeitiger in der Bibliothek als Daßdorf, zuerst las und dann wie Munition behandelte, die er gegen Daßdorf, sowie dieser nur eintrat, mit Geist und Kraft verschoß.

„Haben denn", damit eröffnete Roche gewöhnlich ganz gelassen den Kampf, „der Hofrath den und den Artikel im Moniteur gelesen?" „Ja; aber man müßte keinen Sinn für Recht und Billigkeit haben, wenn man —". Und nun ging der Streit los, sodaß Daßdorf Roche'n oft, um die Leser nicht zu stören, in den Säulensaal führte und da, fechtend für Frankreichs Gegner, mit ihm auf- und niederging, bis der pflichteifrige Roche gewöhnlich den Kampf sistirte mit der Bemerkung: „'s ist königliche Zeit, Herr Hofrath, die wir verlieren; Sie werden mich doch nicht überzeugen". „Und Sie mich nicht", entgegnete Daßdorf; glücklich, wenn er im Augenblick dem eben kommenden Semler, Hempel oder mir sein politisches Herzeleid klagen konnte.

Roche blieb übrigens bei solchem Kampfe meist der Gelassene und brauchte mit dem besten Erfolge Witz und Satyre. Der ebenso gutmüthige als hitzige Daßdorf aber ärgerte sich meist so dabei, daß er mit den Füßen stampfte, oft aber auch Roche'n ordentlich beschwören wollte, den ersten Barbaren und Despoten der Welt, wie er Napoleon nannte, nicht länger zu vertheidigen.

Nie habe ich einen solchen Meinungsstreit zwischen diesen beiden gleichachtbaren Männern heftiger gesehen als um die Zeit, wo Napoleon seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron gesetzt hatte, welches Daßdorf für eine himmel-

schreiende Ungerechtigkeit gegen die Bourbons, Roche für die klügste Handlung zur Regeneration eines durch Adel, Inquisition und Mönchthum gesunkenen Reiches erklärte.

Als damals das Corps des Marschalls Suchet, aus Preußen zurückkehrend, durch Dresden nach Spanien marschirte, sprach der Marschall auf der königl. Bibliothek ein, wo Daßdorf ihn begleitete. Dieser konnte aber bei solchen Gelegenheiten seinen Hang zum Politisiren so wenig zähmen, daß er es nicht selten versuchte, dergleichen Männer vom ersten Range über ihre wahren Meinungen auszuhorchen, welches Roche, wenn ihm Daßdorf das Ergebniß solcher Unterhandlungen mit Marschällen, Ministern u. dgl. anvertraute, meist schweigend belächelte. Als ihm aber Daßdorf nach Suchet's Besuch der Bibliothek versicherte, wie entrüstet der Marschall über Napoleons Schritte gegen Spanien sei, und daß er, hinsichtlich des Kaisers Benehmen gegen Preußen, geäußert habe: „il ne mérite pas ses succès“, da konnte es Roche bei seinem sarkastischen Lächeln unmöglich bewenden lassen. „Herr Hofrath! machen Sie mir solch Zeug nicht weis! — wird ein französischer Marschall seinen Kaiser verunglimpfen gegen einen deutschen Bibliothekar!“ „Herr Secretair! was ich gesagt, hab' ich mit meinen Ohren gehört. Wenn Sie's nicht glauben wollen, lassen Sie's bleiben!“ Damit gingen die politischen Hähne auseinander und vermieden ähnliche Unterhaltungen bis zur nächsten Gelegenheit; denn die Sporen wurden nicht abgelegt.

Als früher im Jahre 1806 nach der Jenaer Schlacht General Hedouville nach Dresden kam und die Bibliothek besuchte, trat er mit den Worten ein: „Quels sont les plus anciens livres de votre bibliothèque? montrez-les moi!“ Daßdorf begleitete ihn, und während er ihm die Seltenheiten der Bibliothek zeigte, sprach er in einem fort von der Politik seines Kurfürsten, besonders davon, daß er gern neutral geblieben wäre, wenn ihn Preußen zur Allianz nicht gleichsam gezwungen hätte. Hedouville bog lange dem politischen Gespräche durch literarische Fragen aus, brach es aber endlich ab mit einem kalten: „Mais Monsieur le bibliothécaire, dans la bibliothèque je n'aime pas la politique“. Worauf Roche, der das Gespräch vom Weiten mitangehört hatte, Daßdorf'en förmlich warnte vor dergleichen politischen Unterhaltungen, die ihm, unter gewissen Verhältnissen, höchst nachtheilig werden könnten.

Eine wahre Freude ward Roche'n bereitet, als Napoleon selbst die Bibliothek besuchte und Daßdorf, sein unschädlichster Todfeind, ihn begleiten, ja sogar besingen mußte.

Graf Marcolini, damaliger Chef der Bibliothek, trug nämlich Daßdorf'en die Fertigung einer Votivtafel auf, welche dem Kaiser beim Eintritt in die Bibliothek übergeben werden solle; und Daßdorf schrieb für sich ein lateinisches Gedicht, worin „Orbis terrarum ordinator“ noch einer der geringsten Titel Napoleons war.

„Haben Sie denn auch“, sagte Roche, als ihm Daßdorf ein Exemplar davon gegeben und jener es gelesen hatte, „auch Galle abzuführen eingenommen, ehe Sie sich auf den Dreifuß setzten, sonst hätten die Verse unmöglich so schön gerathen können?“ Daßdorf lachte und meinte: diesmal habe er ex officio gesungen; Pflicht müsse beim Dichter oft die Stelle der Begeisterung vertreten. Rein begeistert aber war Daßdorf von dem ihm sonst so verhaßten Kaiser der Franzosen, als dieser, nach einem mehrstündigen, höchst aufmerksamen Verweilen in der Bibliothek, mit den Worten schied: „Adieu, Monsieur le Bibliothécaire! Je n'oublierai jamais ni ce beau temple des Muses, ni son prêtre!“

Indeß änderte Dies nichts in Daßdorf's politischem System; er war nur bezaubert von Napoleons Geist und Persönlichkeit. Seinen Handlungen ward er nie hold, und es war in der That consequent von ihm, daß er, als er mir die vom Kaiser erhaltene Tabatière mit einem großen N von Brillanten (am Werthe über 500 Thlr.) zeigte, dabei äußerte: Wie ihm ein solches Andenken von einem legitimen Monarchen tausendmal lieber gewesen wäre!

Höchst charakteristisch benahm sich übrigens Roche bei Napoleons Besuche der Bibliothek. Diesem fast abgöttisch ergeben, hielt er es für ein ausgezeichnetes Glück, daß er den großen Mann so nahe sehen, beobachten, ja sogar sprechen hören sollte; und doch gab er sich gerade damals nur der Pflicht so ganz hin, daß er seinen politischen Abgott erst dann auf einige Augenblicke sah, als dieser eben beim Ausgange aus der ersten Etage der Bibliothek dem Fremdenbuche seinen Namen einschrieb. — Obschon das Portal und die Treppe des japanischen Palastes, sowie die Eingänge zur Bibliothek mit königlichen Garden besetzt waren, stürmten doch die Neugierigen dem von dem verstorbenen Könige von Sachsen und den Prinzen Anton und Maximilian begleiteten Kaiser der Franzosen mit solcher Gewalt nach, daß selbst die königlichen Prinzen kaum den Saal erreichen konnten.

Hier ward nun dem guten Roche Angst um das königliche Eigenthum, die Bücher. Darum half er den Gardisten beim Zurückdrängen der Menschen, welche, nachdem die kaiserliche königliche Cortège vollends in den Saal war, noch hereinstürmen wollten, verschloß die Thüren und machte weit hinter der Napoleon einhüllenden Wolke von Uniformen und Neugierigen den Alles bewachenden, Jeden, der vor einem Repositorium stehen bleiben oder wol gar ein Buch herausziehen wollte, anfahrenden pflichtgetreuen Nachzügler. — Wie er die beiden Aufwärter Santo und Vogel angelassen habe, daß sie nur Miene machten, vorerwähnter Wolke sich anzuschließen, mag ich gar nicht sagen.

Als Napoleon sich entfernt hatte, fragte Semler Roche'n: Ob er sich nun endlich einmal satt gesehen an seinem empereur des Français? — Da traf er aber gerade den rechten Punkt; denn eine Predigt, nicht ohne Bitterkeit, vom Siege der Neugier über die Pflicht nahm kein Ende, und entrüstet, wie ich ihn nie gesehen, blieb er dabei: „Hätt' ich es auch machen wollen wie meine Herrn Collegen, wären dem Könige vielleicht 50 Bücher gestohlen worden“.

Uebrigens bewährte sich Roche's edler Charakter nach diesem Kaiserbesuche im schönsten Lichte; denn obschon er jetzt, wo er Daßdorf, von Napoleon bezaubert, seine frühere Verachtung desselben zu Gemüthe führen konnte, sagte er doch nichts als: „Ja, ja, der Mann ist freilich anders als seine Feinde ihn malen“. Nur als ihm Daßdorf die obenerwähnte Tabatière zeigte, bemerkte er mit sarkastischem Lächeln: „Ein N von Brillanten nimmt sich allerdings anders aus als eins aus dem Schriftkasten“. Seitdem ward auch das Vernehmen zwischen Roche und Daßdorf, hinsichtlich politischer Meinungen, etwas besser; denn Daßdorf hielt nun mit letztern mehr hinterm Berge und hatte auch allerdings eine bessere Stimmung hinsichtlich Napoleons angenommen.

Von Roche's musterhafter Pflichttreue, welche bei Napoleons Besuche der Bibliothek so herrlich sich bewährte, ließen sich Hunderte von Bemerkungen und Anekdoten geben. Hier nur einige:

Roche hatte nächst dem Ausgeben der Bücher das gewiß nicht leichte, genaue Kenntniß der Ramification des ungeheuern Baumes der Literatur foderude, mit vieler Mühe verbundene Aemtchen des systematischen Einrangirens der neuangeschafften Bücher und des Eintragens derselben in die Kataloge. Weil ihm aber die gewöhnlichen Geschäftsstunden, früh von 10—12, Nachmittags von 3—5 Uhr, weder Zeit noch Ruhe dazu gewährten, begab er sich, wenn solche Arbeiten eintraten, im Sommer meist schon vor 6, im Winter nach 8 Uhr auf die Bibliothek, ließ sich weder durch Sonn- und Festtage, noch durch die strengste Kälte abhalten, brachte nicht selten sogar die Mittagsstunden dort zu und hielt dann seine Mahlzeit, in solchen Fällen nur ein Butterbrod mit

etwas Wurst oder Käse, meist schneidend, gehend oder Leitern auf- und abkletternd, und dies Alles, damit nur die neuen Bücher schnell zum Gebrauch des Publicums kommen, seine Collegen aber, wenn er in den gewöhnlichen Bibliothekstunden fehlte, nicht zu sehr mit dem Ausgeben der Bücher sich plagen sollten. Von dergleichen außerordentlichen Arbeiten aber machte er so wenig Aufhebens, daß sie meist nur durch ihren Erfolg bemerkbar wurden, ja seine Chefs vielleicht nie Kenntniß davon erhielten. Wenigstens ist mir nicht bekannt, daß er je eine Entschädigung dafür erhalten hätte, wie dies doch im Staatsdienste meist mit jedem Schreiber und Calculator der Fall ist, wenn er außer den Kanzleistunden arbeitet. Ehe Daßdorf diesen seltenen Diensteifer kennen lernte, setzte ihn, als er einst früh um 8 Uhr auf die Bibliothek kam und in einem der entferntesten Zimmer des zweiten Stockwerks ein Buch suchte, der Anblick, Roche dort, bei verschlossenen Thüren, auf einer Leiter zu finden, so in Schreck und Verlegenheit, daß er kaum sprechen konnte, denn er meinte: Roche sei doppelt. Je weniger aber Letzterer seine Arbeitsstunden berechnete, desto strenger hielt er es mit den dem Publicum bestimmten 2 Lesestunden. Punkt 10 und Punkt 3 Uhr ward die Bibliothek geöffnet, Punkt 12 und Punkt 5 Uhr geschlossen. Weil im japanischen Palaste das Schlagen der Stadtuhren in der Regel, wenn die Luft nicht besonders günstig ist, selten gehört werden kann, hielt Roche desto mehr auf seine Uhr. Die mußte auf den Punkt gehen, und nach dieser bestimmte er auch den Schluß der Lesestunden. „Es schlägt, nehmt die Bücher weg!“ sagte er ganz gelassen zu den Aufwärtern. Waren diese nicht da, so vertrat er ihre Stelle; und wehe Dem, wer da zaudern wollte. „Sie können ja wieder kommen“, hieß es dann, „Punkt 3 Uhr wird wieder aufgemacht“. Damit schlug er das Buch vor der Nase zu. Selbst Daßdorf, wenn er etwa den oder jenen Leser begünstigen wollte, konnte wenig dagegen ausrichten; denn Roche erinnerte dann an Instruction und Gehorsam gegen den königlichen Befehl. Versicherte aber Daßdorf, daß er selbst noch dabliebe und Dem oder Jenem gern gestatte, in seiner Gesellschaft zu studiren, dann ging Roche gewiß knurrend fort, warf die Thüre zu und schloß Bibliothekar und Leser ein, der Instruction gemäß, welche um 12 oder 5 Uhr den Schluß der Bibliothek vorschrieb.

Ebenso war ihm auch die Behandlung der Bücher ein Hauptaugenmerk, und während er in seiner Kanzelle las, schielte er immer seitwärts nach dem Lesetische. Wehe Dem, der da ein Buch oft schob, oder sich darauf legte oder den Finger näßte beim Umwenden der Blätter. Wer ein Buch geliehen erhalten hatte und es nicht in Papier geschlagen wieder brachte, konnte auf ein Kapitel rechnen. Ja, er kaufte oft selbst Löschpapier und gab darin eingeschlagen die Bücher aus. Daß er sie beim Zurückbringen gehörig untersuchte, läßt sich denken. Dies geschah meist, während er das dagegen erbetene Buch holte, und oft kehrte er wieder um, den Bringer zur Rede setzend, mit: „Ich dächte der Fleck, Kler u. s. w. wäre nicht da gewesen“. Wer dann mit der Antwort stockte, war verloren, der galt für überführt und ward mit Ersatz des Buchs oder mit Exclusion von der Bibliothek bedroht.

Mit dem Herumführen der Fremden befaßte sich Roche in der Regel nicht, am wenigsten, wenn Damen dabei waren; denn er fühlte sich für Letztere zu eckig und ungeduldig, konnte auch Spott zu wenig unterdrücken, wenn eine so zu Begleitende die Gelehrte spielen wollte. Zudem war er meist zu ärgerlich über das gewöhnliche Vorzeigen seltener, besonders mit Kupfern versehener Bücher, weil sie durch unnütze Neugier ruinirt würden. Deshalb schlich er oft, besonders wenn große Gesellschaften (die er nur durchzutreibende Heerden nannte) sich herumführen ließen, vom Weiten nach, um zu sehen, wie die kostbaren Bücher behandelt würden, und ob auch der mitgehende Aufwärter seine Schuldigkeit thue. Nicht selten fuhr er dann mitten unter die Gesellschaft, bat um gehörige Schonung des königlichen Eigenthums, riß den Aufwärter über nachlässige Aufsicht herunter und schlug wol gar ein Bilderbuch zu mit den Worten: „Nun haben Sie sich wol satt gesehen. Die Bücher werden gar zu sehr ruinirt durch das häufige Aufschlagen und Blättern“. Am meisten hatte er in solchen Fällen die Kinder auf dem Striche. Unterfingen diese sich vollends, selbst Bücher aus den Locaten zu nehmen, dann setzte es gehörige Leviten. Mehr aber bekam der Aufwärter, wenn er es nicht verwehrte oder nach dem Weitergehen der Fremden nicht Alles eiligst wieder in Ordnung brachte.

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Ueber den Titurel und Dante's Komödie. Mit einer Vorerinnerung über die Bildung der geistlichen Ritterorden und Beilagen contemplativen Inhalts aus der größern heidelberger Handschrift, von K. Rosenkranz. Halle, Reinicke. 1829. Gr. 8. 15 Gr.

„Titurel“ ist ein romantisch-episches Gedicht, aus dem mystisch-ritterlichen Zauberkreise des heiligen Graal. Dieser Name, von Saing réal, Sanguis realis abgeleitet, bezeichnete im Mittelalter die Schüssel, aus welcher Christus mit seinen Jüngern bei Einsetzung des heiligen Abendmahls gegessen, in welcher Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefangen haben sollte. Mit der Wunderkraft ihre gläubigen ritterlichen Hüter, in eine geheimnißvolle Massonei vereinigt, zu speisen, zu tränken, zu stärken, und mehr als eine Stätte des Abend- und Morgenlandes zu heiligen, verband sie noch andere, die an Fülle, Pracht und Kühnheit der Erfindung Alles übertreffen. Es gibt keinen Dichterhain, aus welchem der Geist eines romantischen Zeitalters, in seiner Herrlichkeit sowol als in seinen Ungereimtheiten, so eigenthümlich hervortritt. Vor Allen ist „Titurel“ der vollkommenste Abdruck erhabener Begeisterung und religiöser Schwärmerei, überreich an Mannichfaltigkeit und Wechsel der Begebenheiten, und in Ansehung des Versbaues gepflegter als der verwandte „Parzival“ des nämlichen Sängers, da er nicht aus unregelmäßigen Zeilen ungleicher Länge besteht, sondern aus künstlich geregelten Stanzen von 7 Zeilen, deren vorletzte allein keinem Reim begegnet. Ritter Wolfram, aus freiherrlichem Geschlecht, Geheimschreiber des Herzogs Otto von Oestreich, zu Eschenbach in der Oberpfalz geboren und beerdigt, blühte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und war einer der ältesten und fruchtbarsten Dichter des schwäbischen Zeitraums, obgleich von seinen Lebensumständen nur die Merkwürdigkeit bekannt ist, daß auch er an dem berühmten Wettstreite auf der Wartburg Theil genommen, welcher 1207 die vornehmsten Dichter deutscher Zunge zusammenführte. Die Erfindung der Fabel des „Titurel“ gehört nicht unserm Landsmann, sondern einem Provençalen, den er Kyot Siegetanis nennt; doch spricht Alles dafür, jener habe nicht ängstlich übersetzt, sondern aus tiefergriffener schöpferischer Seele gesungen. Leider gibt es nur eine einzige, ohne Anzeige des Orts gedruckte Ausgabe desselben vom Jahre 1477, die begreiflicherweise zu den seltensten Schätzen kostbarer Büchersammlungen gehört und den meisten Lesern so unzugänglich bleiben müssen wie dem Ref., der die vorhergehenden Nachrichten der Belehrung Adelung's, Koch's und Bouterwek's verdankt und solche hier aufnehmen wollen, weil die vorliegende Abhandlung die Schicksale des Gedichts und Dichters als bekannt voraussetzt und nur gelegentlich darauf hinzeigt. Desto mehr Erkenntlichkeit verdient ihr Verf. für Das, was er gegeben hat. Um die Idee des Gedichts, um dessen geistigen Inhalt war es ihm zu thun. Dieser bezieht sich im „Titurel“ auf das Ritterthum, in welchem der Mönch mit dem Ritter zusammenschmolz, und eine

gedrängte doch lebendige Schilderung solcher Vereinbarung ist die angemessene Vorerinnerung des Buchs. Hr. R. hat den anziehenden Gegenstand im Ganzen richtig aufgefaßt und sich nicht enthalten können, das Gemälde zu vollenden, obgleich dessen letzte Züge in eine Zeit fallen, die dem „Titurel“ fremd war. Auch dahin begleitet man den denkenden Beobachter gern, und hadert nicht mit ihm über diesen und jenen Standpunkt seiner Ansicht in Lob und Tadel, z. B. über Jesuiten und Freimaurer, weil er Angaben und Gewährsmännern folgt, deren Prüfung, wie es scheint, außer seinem Bereich lag. Die sich daranschließende Darstellung der epischen, lyrischen und didaktischen Poesie des deutschen Mittelalters ist gelungen und anschaulich. Wie aber der Verf., im Attila der deutschen Gedichte das vermittelnde Princip der in Neid und Feindseligkeit sich entzweienden Stämme, den ruhigen Träger großer Begebenheiten, den wiedergebärenden Gott aller in der Götterdämmerung untersinkenden Götter, den mächtigen, reichen, weisen, gütigen und gerechten König friedlicher und freundlicher Gemüthlichkeit erkennen mag, wird einigen Lesern der „Nibelungen“ schwerbegreiflich sein. „Der mystische Graal, Artus und die Tafelrunde, der lyrische Hauch der Minne, der Geist des römischen Katholicismus, das Bestreben nach genauer und allseitiger Belehrung, Alles vereint sich im Titurel, wie Ströme von wilden Gegenden her, in einen milden und wundersamen Bergsee zusammenrinnen. Er ist kein rein episches, kein rein didaktisches Gedicht. An Universalität hat er in der deutschen Poesie bis auf den Göthe'schen „Faust“ (?) seines Gleichen nicht und steht für deren Mittelalter einzig da. Die Entzweiung der wirklichen sichtbaren Welt mit einer unsichtbaren geglaubten ist nirgends so vollständig ausgesprochen“. Der Inhalt des „Titurel“ wird zwar nur angedeutet, doch so, daß man einen klaren Begriff bekommt von der Art und Behandlung seiner Fabel, wie von der Betrachtungsweise, welcher sich der Dichter absichtlich hingibt. Gegen die Gründe des Urtheils, wodurch Hr. R. den „Titurel“, den er nach A. W. Schlegel's Beispiel mit Dante's „Göttlicher Komödie“ vergleicht, diesem nachstellt, ist an sich nichts einzuwenden; aber beide hätten nie verglichen werden sollen. Der Stoff ihrer Dichtung, der Zweck, die Gestaltung, der Umfang, der Boden, die Persönlichkeit, die Weltansicht selbst, welche der freilich kurze, aber schwere und verhängnißvolle Zeitraum eines halben Jahrhunderts dem schulgerechten, hochgelehrten, tiefgekränkten Welschen aufdrang, war so unendlich verschieden von der harmlosen gemüthlichen Stimmung des zwar belesenen, aber kindlich zutraulichen Deutschen, dessen Tage in die schönste und heiterste Blütenzeit des Mittelalters fielen, in dessen Seele kein Zweifel gegen den wohlthätigen Einfluß der Fürsten, der Ritterschaft und der Kirche erwachte, daß man an alle Zaubersagen des Abend- und Morgenlandes glauben mußte, wenn Das, was bei dem Einen im Uebermaß zu finden ist, bei dem Andern nicht vermißt werden dürfte. Jeder Leser ist vollberechtigt sich an Den zu halten, der seinem Geistesbedürfnisse zusagt, oder Beide mit Entzücken zu vernehmen, wenn er für Beide Sinn hat. Wer wird sich erlauben, „Nathan den Weisen“ und „Die Söhne des Thals“ nach einem Richtscheit abzumessen? Zwischen „Titurel“ und der „Göttlichen Komödie“ ist die Kluft noch unübersehlicher. Dieses, aus einem italischen Pathmos sich entfaltend, ist, was es sein soll, geradezu eine Offenbarung übermenschlicher, außerirdischer Dinge. Jener, im Schoße des Friedens, der Freude und des Wohllebens herangereift, kann und will die Schönheiten seiner Heimath nicht verleugnen und läßt dem begünstigten Helden mitunter erblicken und berühren, was Himmel und Hölle vergessen macht und um etwas Fegefeuer kaum zu theuer erkauft wird. Nur eine Eigenschaft hat Wolfram mit Dante gemein, daß sich sein frommer Sinn liebevoll vom Irdischen zum Himmlischen wendet und andächtig bei diesem verweilt. Ist bewandten Umständen nach das Verdienst dieser Aufopferung größer an ihm, so muß man es dem ehrlichen Pfälzer zurechnen und nicht begehren, der einfache Zögling der Natur solle an umfassender Weisheit, an Tiefe der Beobachtung den hochgebildeten Florentiner aufwiegen. Gesteht er doch offen von sich:

> Kunst han ich keine,
> Und han ich Kunst, die muß mein Sinn mir lehren!

Gleichwol zeigt die treffliche Blumenlese erbaulicher und sittenlehrender Betrachtungen über Natur, Geschichte, Kunst und Religion, die Hr. R. seiner Abhandlung als willkommene Beilage hinzufügt, es gebreche dem deutschen Sänger keineswegs an Vermögen, was er herzlich und innig empfand, auch dem Leser unserer Tage ans Herz zu legen und wohlgefällig zu machen. Diese glückliche Auswahl und ihre Pflege erregt den Wunsch und die Bitte, daß Hr. R. sich bewogen finden möge, aus den heidelberger Handschriften, denen er sie entnahm, und andern ihm erreichbaren Quellen eine Ausgabe des „Titurel“ zu veranstalten, deren möglichste Vollkommenheit von Dem erwartet werden darf, der mit so vieler Liebe für den Gegenstand so viel Unbefangenheit, mit so unverkennbarem Scharfblick Fleiß und Treue verbindet. 42.

Miszellen.

Seit der Mitte des Januars d. J. erscheint in St.-Petersburg eine polnische Zeitung unter dem Titel: „Tygodnik Petersburski“, d. h. das „Wochenblatt von Petersburg“. Sie enthält politische und statistische Neuigkeiten und auch einen Abschnitt für literarische und wissenschaftliche Nachrichten. In diesem letztern sind Fragmente aus Briefen mitgetheilt, die Adam Mizkewitsch, der durch seine Dichtungen auch in Deutschland bekannt ist, an seine nordischen Freunde aus Italien geschrieben. Wir übersetzen daraus einige Zeilen: „Die römischen Gelehrten kennen die deutschen und englischen Literatoren nur von Hörensagen und spotten über Byron. Dafür haben sie ihre eignen großen Männer, deren Ruhm bis zur Tiber reicht. In der Lombardei herrscht mehr geistige Thätigkeit; von dort schreitet die neue Literatur drehend vor und steht schon am Rubicon. Ueber Rom ist schwer schreiben. Byron hält wie ein Horatius Cocles mit gewaltigem Fuß die Brücke über die Tiber besetzt“.

Von der bekannten, vom Reichskanzler Graf Rumjänzoff begonnenen Sammlung russischer Staatsurkunden („Sobranije Gosudarstwennych gramot“) ist nunmehr der 4. und letzte Theil erschienen. Graf Rumjänzoff, der würdige Beförderer so mancher wichtigen literarischen Unternehmung, hatte 70,000 Rubel (ungefähr 11,000 Thlr.) zu dem Druck der im Staatsarchive zu Moskau aufbewahrten ältern Staatsurkunden bestimmt. Der 1. Theil dieser wichtigen Sammlung erschien hierauf 1813, der 2. 1819, der 3. 1822, jetzt, schon nach dem Tode des Mäcen, der 4. und letzte. Es sind darin zusammen gegen 900 Urkunden enthalten, davon die älteste vom J. 1263, die späteste von 1696.

Der durch andere literarische Arbeiten bekannte k. Bibliothekar N. Gneditsch hat seine russische Uebersetzung der „Ilias“ im Versmaß des Originals vollendet und im Druck erscheinen lassen (2 Thle., St.-Petersburg, 1829). Die russischen Kritiker sind meistentheils sehr zufrieden mit dieser Arbeit, und einer von ihnen bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß nur die Deutschen und jetzt die Russen eine dem Original vollkommen entsprechende Uebersetzung des Homer's in ihrer Sprache besitzen.

In Moskau ist der 1. Theil der mit vielem Pomp angekündigten „Geschichte des russischen Volks“, von Nikolaus Polewoi, erschienen. Derselbe ist B. G. Niebuhr als dem „größten der jetztlebenden Historiker“ dedicirt. 58.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 160. —— 9. Juni 1830.

Eine neue Geistererscheinung.

Mehre Recensenten der „Seherin von Prevorst" haben, bei Gelegenheit dieses Buchs, über den Gespensterglauben unserer Zeit bitter gespottet und sich in ihrer Satyre nicht irremachen lassen, wenn selbst Philosophen eine gewisse Blindheit, die absolute nämlich, a[illegible]führer anrühmten. Im Grunde denke ich [illegible] Recensenten; ich bemitleide den Aberglauben der Unwissenden und lache über Philosophen, welche Geister sehen, sobald durch starre Betrachtung der absoluten Nasenspitze, oder durch frömmelnde Mystik ihr Verstand a priori, d. i. rein verrückt geworden ist. In der That befolgt der Narr, der sich selbst als Papst oder Kaiser setzt, die Methode unserer allerneuesten Philosophie, die den Gedanken an das Absolute, die menschliche, durch die Sprache aufgebaute Idee desselben zum Weltschöpfer macht, sodaß jeder Hegelianer sich seine Erde und seinen Mond selbst schafft, obgleich er auch die andern daneben stehen lassen muß. Darüber ist bei mir kein Zweifel. Indessen habe ich, in Beziehung auf Geisterseherei, unlängst eine Erfahrung gemacht, die, wie mich dünkt, Aufmerksamkeit und Nachdenken verdient, daher ich sie der Welt nicht verbergen will. Ich habe nämlich selbst einen abgeschiedenen Geist, und zwar einen echten, gesehen, mich ziemlich lange mit ihm besprochen, und dabei Dinge erfahren, von denen sich unsere größten Männer, ich meine die Diplomaten, nichts träumen lassen. Hier ist die übrigens einfache Geschichte.

Ich saß jüngst einsam am See des englischen Gartens bei München, labte mich an den ersten Stralen der wiederkehrenden Frühlingssonne und fand dabei Trost gegen den ästhetischen, philosophischen, philologischen, politischen und andern Jammer, welcher in diesen Tagen die Geister mit pestartiger Langeweile anfällt. Indem ich, in Betrachtungen vertieft, über Graf Platen, Hegel, den Schulplan der Jesuiten, über Fürst Polignac's Rettung der Monarchie, über Wellington's Affenliebe zu einem portugiesischen Ungeheuer und dergleichen Kindereien, im Spiegel des Sees dem „feuchtverklärten Blau" des Himmels zusah, bemerkte ich eine plötzliche Bewegung in der früher ruhigen Wasserfläche. Ohne Sturm in der Luft stiegen gewaltighohe Wogen empor, welche eine Riesenmuschel trugen, in der ich eine mir wohlbekannte Gestalt, wie in einem Kahne sitzend, erblickte. Man denke sich mein Erstaunen! denn es war die Gestalt des großen Napoleon, die ich in dieser Welt wiederzusehen nie gehofft hatte. Eine solche unerwartete Erscheinung setzte mich wie außer mir und raubte mir beinahe die Fassung; ich sammelte indeß bald meine Kräfte wieder, mich erinnernd, in Napoleon schon früher eine Erscheinung erkannt zu haben, aus der gestorbenen Welt des Plutarch, nur auf Augenblicke eingekehrt in die Zeit Kotzebue'scher Helden. Nach einigen Minuten senkten sich die aufgethürmten Wogen wieder bis zur Ebene des ruhigen Wassers, und die Muschel schwamm langsam und majestätisch in gerader Richtung auf mich gegen das Ufer. Als sie das Land erreicht hatte, stieg der Kaiser aus dem Wunderkahn, sich mir nahend mit heiterer Miene, wie ich sie von meinem Schutzgeiste nicht freundlicher, nicht wohlwollender erwarten könnte. Schnell sprang ich auf von meinem Sitze, nicht aus Schreck, sondern aus Ehrfurcht, wie sie solchem Geiste gebührt. Und schon dachte ich nicht mehr, daß diese Erscheinung eine übernatürliche sei; ich hielt sie, der Natur der Dinge gemäß, für eine nothwendige Ergänzung der ungeheuern Lücke, die nach seinem Tode die Welt anstarrt.

Napoleon redete mich an in Tönen, die wie menschliche Rede klangen, doch von einem eignen, melodischen Zauber begleitet waren. „Ich komm' aus weiter Ferne", sagte er, „zum Besuch meiner alten Freunde, der Baiern. Euch sah ich einsam, still, sinnend, und es schien mir, als verständet Ihr mich noch, wie ich ehemals von vielen Tapfern dieses Volks verstanden wurde. Seid Ihr geneigt, den Bewohner einer andern Sphäre anzuhören, so wird es uns an Stoff zur Rede nicht fehlen". Hierauf setzte er sich und winkte mit der Hand, ich sollte ein Gleiches thun. Er ließ mir Zeit, ihn ruhig zu betrachten. Napoleon sah blaß, nicht krank aus; seine Augen leuchteten mit einem Glanze, den ich Verklärung nennen möchte, aber nicht beschreiben kann, weil nichts Irdisches ihm gleicht. Seinen grauen Ueberrock und das charakteristische Hütchen erkannte ich wieder, doch schien es mir, daß mit ihnen eine Veränderung

vorgegangen sei, denn der Stoff, aus welchem sie bestanden, war mir fremd. Nachdem er einige Minuten wie nachsinnend vor mir gesessen hatte, sprach er Folgendes: „An das ganz Gemeine fügt sich das Höhere. Habt Ihr die Seherin von Prevorst gelesen?“ Die Frage überraschte mich. Mag mir der Held die Sünde verzeihen, aber es schien mir, daß es für Geister sich nicht zieme, aus der Unterwelt zurückzukehren und sich unter uns um Albernheiten zu bekümmern. Napoleon errieth mich vielleicht, denn er fuhr fort: „Wäre das Buch nur die Offenbarung der Niaiserie ihres Verfassers, so ginge es uns nichts an; es ist jedoch mehr als der gute Mann — der Doctor — wie heißt er? — selbst wissen mag. Ich erkenne es für die vollständigste Erklärung des Jahrzehends. Alle Welt will Gespenster sehen, darum citiren die Hexenmeister Jakobiner, Demagogen, Jesuiten, Aristokraten und andere Gestalten der Abgeschiedenheit, welche die Phantasmagorie in der Dunkelheit den getäuschten Sinnen vorführt. Indem der Doctor aus Schwaben dies Spiel am plattesten treibt und Gläubige findet, macht er die Epoche durchsichtig. Das Buch wird dem Geschichtschreiber, der die auf mein Jahrhundert gefolgte Zeit schildern will, als die reichhaltigste Quelle dienen, aus welcher er sein Urtheil zu schöpfen hat. Wo nichts Großes geschieht in trägen, hinkenden Tagen, wo kräftige Charaktere hors de combat gesetzt sind, da hat die Einbildungskraft kranker Weiber freies Spiel und bemalt den Vorhang der Geisterwelt mit dürren Gesichten, das Volk will durch wechselnde Gestalten auf diesem Vorhang beschäftigt sein; fehlt es an Heldenthaten, so begnügt es sich mit dem Barbouillage ungeschickter Künstler. Der Aberglaube hat seine Ernte, wenn Begeisterung für Heroismus keine Nahrung findet. Der Müßiggang der Phantasie macht dann Helden aus Schwachköpfen, Weise aus Träumern und Fromme aus Jesuiten. Eine solche Zeit erzeugt Bücher wie die Seherin von Prevorst als Frucht, woran man den Baum erkennen soll. Ist dies nicht Eure Meinung?“ „Wohl, Sire!“ antwortete ich; „und wenn ich Euch recht verstanden, so spracht Ihr ein gewichtig Wort gegen die Restauration, die Größeres als Ihr zu leisten behauptet. Wer nun die Leerheit des Spiels erkennt, das gegenwärtig von Jesuiten und ihren Freunden auf dem großen Welttheater aufgeführt wird, der muß auch begreifen, wenn Ihr dem Zorn der Verachtung überlaßt, die Geschichte der Gegenwart zu schreiben“. — „Doch bin ich fern vom Zorne“, erwiderte Napoleon; „man soll von gewöhnlichen Menschen nicht mehr erwarten, als ihre Kräfte leisten können. Die Männer der Restauration sind Geschöpfe einer abgestorbenen Zeit, die nichts gelernt haben, als den Träumen ihrer Jugend nachzuschleichen; von der neuen Welt wissen sie nichts, und was ihnen davon zu Gesichte kommt, halten sie für ein wesenloses Schattenspiel, an die Wand gemalt von Empörern gegen sie und folglich gegen Gott, durch dessen Gnade sie unverbesserlich geschaffen sind. So fühle ich Mitleid mit ihrer Kurzsichtigkeit und kann nicht über sie zürnen. Andere Feinde meiner Zeit, welche Jene in ein ihnen fremd gewordenes Leben zurückschoben, wußten ebenfalls nicht, was sie thaten. Aus Uebereilung verbanden sie, was unverträglich ist — die Agonie des Alten und das frische Leben einer jugendlich wiedergeborenen Welt. So schufen sie Hindernisse der eignen Stärke, während sie nur den Feind zu schwächen wähnten; denn kein Fürst kann im 19. Jahrhundert groß und mächtig werden, der den Feudalrittern und Jesuiten Einfluß auf den Geist seiner Verwaltung gestattet. Auch ich duldete diese Leute, weil sie mir als Werkzeuge dienten, die in die Zeit der Civilisation herübergeschlichenen Söhne und Zöglinge der alten Barbarei zu bändigen; nur konnte mir nicht einfallen, so lange ich nicht den Verstand verlor, die Monarchie in ihren Dienst zu geben. Indem aber Frankreich der Möglichkeit ausgesetzt wurde, wieder unter das Joch einer entseelten Aristokratie und der Jesuiten und Frömmler zu gerathen, ist ganz Europa in seiner politischen Entwickelung und Civilisirung gehemmt, denn der Zustand der Welt hat sich, in Folge der frühern Geschicht[illegible] einmal so gestellt, daß für Europa der Herzschlag des Staatslebens in Frankreich geschehen muß, gleichwie dort der Schlag der Lähmung zuerst gefühlt wird. Ich verstand die Geschichte Europas besser als Andere; ich kannte die allgemeinen Bedürfnisse. Daher sah ich voraus, daß die Feinde der Größe Frankreichs in einem Siege über mich nur ihre eigne künftige Größe besiegen würden. Dies war der Sinn meiner Kriege, die solchen Sieg unmöglich machen sollten. Daß die Feinde mich nicht verstanden, kann ich ihnen kaum übelnehmen; sie sahen in mir nur den Revolutionair, der wol mit mehr Verstand als die Republikaner, und deshalb um so furchtbarer, die Zertrümmerung aller europäischen Verhältnisse, wie sie die Revolution begonnen hatte, fortsetzen wollte; sie ahneten nicht, daß ich als Versöhner und Ordner handelte, welcher alle in der Revolution heraufgegährten Kräfte zum Vortheil der Könige organisch zu vereinen wußte, welcher diese Kräfte mit wohlthätiger Gewalt der Regel des Rechtes und der Civilisation unterwarf, und die neue Welt an Regel und Ordnung gewöhnte. Daß meine auswärtigen Feinde dies nicht erkannten, war ihr Schade, nicht der meinige, selbst nicht in Bezug auf meinen Ruhm, denn diesen bestimmt der Gebrauch des Sieges. Was ich für Frankreich, für Italien, selbst für Deutschland gethan, wo ich aus den Trümmern der Feudalanarchie achtbare Monarchien erbaute, wird die Geschichte berichten. Was aber wird sie sagen, wenn sie bemerkt, daß die Feinde des großen Napoleon jetzt noch die kleinen Träume der Republikaner fürchten? Doch, ich kann und will ihnen nicht gram sein; ihre Tapferkeit nöthigte mir, sogar im Augenblicke meiner Niederlage, Achtung ab. Auch hatten sie damals, auf einen Augenblick wenigstens, sich aufrichtig mit den neuen Kräften des Jahrhunderts versöhnt und verbun-

den. Wären sie dem Bunde treu geblieben, sie hätten die Zeit nach mir verherrlichen können. Freilich war ihre Lage zu neu; in der Mitte des Lebens einer neuen Epoche, wohin der Sieg über mich sie geführt hatte, glaubten sie im feindlichen Lager zu sein und kehrten in die gewohnte Heimath zurück, sich zu erholen, zu sammeln, zu besinnen. Ihre Misverständnisse sind natürlich; darum Friede mit ihnen! Ein Anderes aber könnte meinen Zorn aufregen, wenn der Zorn über die Schwelle des Grabes hinüberreichte, und dies Andere ist die ungeheuere Sünde sogenannter liberaler Franzosen, welche, obgleich sie durch alle Phasen der Revolution durchgegangen, wo sie sich von der Hohlheit republikanischer Träume hätten überzeugen können, selbst bis auf den heutigen Tag, wo sie von Jesuiten verspottet werden, dennoch nicht anerkennen, daß nur ich auf meinem Wege das große Werk der Zeit vollenden konnte. Sie prahlen mit ihrer Opposition und möchten sich die Ehre meines Sturzes aneignen, wie jener Benjamin wirklich es ausgesprochen hat. Sie sehen noch immer nichts als Despotismus in meiner unerläßlichen Dictatur, welche allein die Bedingungen der Freiheit in einer anarchischen Zeit sichern konnte, welche allein fähig war, die zerrissenen Bande der Gesellschaft wieder zu vereinen. Sie bilden sich ein, besser als ich für die Bedürfnisse des Jahrhunderts zu sorgen, wenn sie Doctrinen aufputzen und die Repräsentativregierung in wohlgesetzten Reden erklären, während doch ein Polignac Monate lang dagegen Stand hält und wol durch die Gewalt der Dinge, der ich den Impuls gegeben, nicht aber durch ihre Beredsamkeit, in den Staub geworfen werden kann. Ich habe die Heere großer Reiche in kürzerer Zeit besiegt, als sie brauchen, die Intriguen jesuitischer Höflinge zu Schanden zu machen. Dies sind die großen Männer, welche jetzt die Welt über die Nachtheile meines Despotismus belehren möchten! Wer hat Lust, sich in ihre Arme zu werfen? Uebrigens können die Freunde des Benjamin ruhig sein; sie haben mich nicht gestürzt. Wohl aber gebührt ihnen der Ruhm, durch ihre Schwäche die Macht der Polignacs erzeugt zu haben. Auch ihnen will ich verzeihen! Sie büßen hart die Schuld ihres Blödsinns: sie haben in der „Quotidienne" ihre Seherin von Prevorst gefunden. Weil sie es müde waren, meine Bulletins zu lesen, so können sie jetzt die Schrift des Hrn. Cottu und das „Mémoire au roi" studiren; sie können auch, wenn sie wollen, diese Art anderer Pamphlete schulgerecht widerlegen und dabei die herrlichen Früchte der Preßfreiheit als Trost bei dem souverainen Ekel anpreisen".

Dies ist etwas von Dem, was der Kaiser sagte. Es war nur die Einleitung einer viel längern Rede, die ich jedoch vor der Hand der Oeffentlichkeit nicht anvertrauen mag, wol aber sorgfältig in meiner geheimen Brieftasche aufgezeichnet habe.

Warum es mir hier eigentlich vor Allem zu thun war, bezieht sich nur auf die Möglichkeit, Geister zu sehen, von der ich mich überzeugt habe. Und ich denke, Jeder wird durch meine Erfahrung überzeugt werden; denn daß ich wirklich den Kaiser Napoleon als Geist gesehen habe, daran ist wol nicht zu zweifeln. Die Wahrheit meiner Aussage erhellet schon daraus, daß der Geist verständige Reden hielt, die wirklich für Töne aus einer andern Welt gelten können, während die Reden der Gespenster, die der Seherin von Prevorst erschienen, nichts sind als Platitüden, um derentwillen kein wirklicher Geist die Unterwelt verlassen wird.

Eines, was Napoleon sagte, will ich noch anführen. „Ich denke", sprach er, „mit Liebe und Theilnahme an meine alten Freunde, die Baiern, und freue mich, daß ihr hochsinniger König, der mich jetzt ohne Zweifel mit freundlichen Augen ansieht, kräftig das ihm anvertraute rechtliche Volk einem höhern geistigen Leben entgegenführt. Dies erkenne ich für die edelste Fortsetzung der Allianz mit mir. Auch weiß ich, daß mein Name in Baiern fortwährend geehrt wird. Wenn es in einigen Winkeln von Deutschland Leute gibt, welche, nach allen Belehrungen der Zeit, noch immer der Lust nicht entsagen können, mein im Tempel des Ruhmes aufgestelltes Marmorbild mit Stecknadelstichen wo möglich zu zertrümmern, so kann ein solches Beginnen unmöglich in Baiern Beifall finden, wo man sich gern an die großen Tage erinnert, welche man gemeinschaftlich mit mir, die Nation vergrößernd, durchlebt hat, und wo die Folgen meines Sturzes nicht so wohlthätig gewirkt haben. Hier jammert man nicht über eine angebliche Erniedrigung unter dem Fremdlingsjoche; man erkennt mich als den nothwendigen, mächtigen Alliirten, mit dessen Hülfe das Land groß wurde und nicht zu fürchten hatte, in seinem Rechte durch mächtige oder unmächtige Nachbaren verkürzt zu werden. — Ein ander Mal mehr davon".

Sollten irgend einem der verehrten Leser ähnliche Erscheinungen vorgekommen sein, so wäre es vielleicht nützlich, sie der Welt ebenfalls bekannt zu machen. 115.

Verbrennung des Papstes in London.

Nach der Entdeckung des vermeintlichen Mehlkastencomplotts (meal-tub-plot) im Jahre 1679 wurde das Volk so aufgebracht gegen die Katholiken, daß die jährliche Feierlichkeit der Verbrennung des Papstes in effigie noch mit mehren Ceremonien als sonst begangen wurde. Das Fest selbst entstand zur Zeit der Regierung der Königin Elisabeth, und wurde jährlich an ihrem Geburtstage, am 17. November, bis nach Anfang des letzten Jahrhunderts, jedoch nicht immer mit gleichem Pomp und mit gleichem Aufstande gefeiert. Gegen das Ende der Regierung Karls II. bediente man sich dieser antipapistischen Feierlichkeiten als Mittel, um das Volk gegen den Herzog von York und seine Religion aufzuhetzen, und sie wurden deshalb mit großem Gepränge und vielem Aufwande begangen. Die merkwürdigsten unter diesen Processionen waren die von 1679, 1680 und 1681.

Der folgende Bericht der aufrührerischen Procession im Jahre 1679 ist aus einer sehr seltenen Flugschrift, betitelt: „The Burning of the Pope at Temple-bar in London etc", und aus einem ebenso seltenen Blatte, das Sir Walter Scott im 6. Buche seiner Ausgabe von Dryden's Werken citirt hat, genommen.

Am 17. Nov. fingen um 3 Uhr des Morgens in der City von London die Glocken zu läuten an, und mehre vornehme und ehrwürdige Männer, sowol aus dem Templedistrict als aus der City (zum Andenken an den Brand zu London und zu Temple, der augenscheinlich durch papistische Bosheit veranlaßt worden war) begaben sich zu dem außerordentlichen Triumphzuge, der nun zum Andenken der seligen protestantischen Königin auf folgende Weise vollzogen wurde: Nachdem Alles gehörig vorbereitet worden war, zog am Abend des genannten Tages die feierliche Procession von Moorgate nach Bishopsgate-street hinunter nach Houndsditch und Aldgate, durch Leadenhall-street, Cornhill, bei Royal Exchange vorbei, über Cheapside nach Temple-bar in folgender Ordnung: 1) Voran gingen 6 Pfeifer? (whifflers) um den Weg rein zu halten, mit Pioniermützen und rothem Wams; 2) ihnen folgte ein Glöckner, der seine Glocke schwang und mit betrübter Stimme rief: Denkt an Richter Gottfried (Remember Justice Godfrey)! 3) ein Leichnam, Richter Gottfried vorstellend, in der Kleidung, die er gewöhnlich trug (ein anständiger schwarzer Rock), mit dem Tuche um den Hals, womit er ermordet worden war, mit Blutflecken an den Händen, der Brust, den Kleidern und weißen Handschuhen, mit blassem Gesicht, auf einem Schimmel reitend, einer seiner Mörder hinter ihm, um ihn am Fallen zu hindern, gerade so, wie er nach Primrose-hill geführet worden war; 4) hierauf kam ein Geistlicher in einem Chorhemde und Chorrocke, worauf Todtenköpfe, Beine und Skelette gestickt waren, der allen Denen, welche Protestanten umbringen wollten, vollkommenen Ablaß ertheilte und das Verdienstliche einer solchen Handlung anrühmte; 5) hierauf ein Geistlicher mit einem großen, silbernen Kreuze; 6) vier Carmelitermönche in weißen und schwarzen Kleidern; 7) vier graue Mönche in ihrer eigenthümlichen Ordenstracht; 8) sechs Jesuiten mit blutigen Dolchen; 9) vier Musiker mit Blasinstrumenten, Waits genannt, die auf dem ganzen Wege spielten; 10) vier Bischöfe in Purpur, mit feinen linnenen Aermeln, goldenen Kreuzen auf ihrer Brust und mit Bischofsstäben in den Händen; 11) vier andere Bischöfe, in pontificalibus, mit Chorhemden und reichgestickten Chorröcken und goldenen Mützen auf dem Haupte; 12) sechs Cardinäle in Scharlachkleidern und Mützen; 13) dann folgte der Leibarzt des Papstes *) mit Jesuitenpulver in der einen und einem Uringlas in der andern Hand; 14) zwei Geistliche in Chorhemden, mit 2 goldenen Kreuzen. Zuletzt kam der Papst selbst, in einem stolzen, herrlichen Triumphwagen, der einen Thronsessel vorstellte, mit Scharlach überzogen, reich gestickt, mit reichen Franzen und mit goldenen Kugeln und Kreuzen geziert. Zu seinen Füßen ein reiches Kissen und 2 Knaben in Chorhemden, mit weißen, seidenen Fahnen mit rothen Kreuzen bemalt, und mit blutigen Dolchen, zum Mord für protestantische Könige und Prinzen geweiht, mit einem Weihrauchfäßchen vor sich, um seine Heiligkeit zu beräuchern. Der Papst hatte ein langes Kleid von Scharlach an, reich mit Hermelin besetzt und mit goldenen und silbernen Schnüren versehen; auf seinem Haupte eine dreifache Krone von Gold, und ein herrliches goldenes Halsband mit Steinen, mit den Schlüsseln St.-Peters, einer Menge Rosenkränzen, Agnus Dei's und andern katholischen Insignien. Hinter demselben Sr. Heiligkeit Geheimerrath, der degradirte Seraphim (d. i. der Teufel), der ihn öfters liebkoste, umarmte und zuflüsterte, auch zuweilen laut den Rath gab, den König zu vernichten, ein protestantisches Complott zusammenzuschmieden und die Stadt nochmals anzuzünden, zu welchem Ende er einen Höllenbrand in seiner Hand hielt. Die ganze Procession war, zufolge eines Befehls, von 150 Fackeln und Lichtern begleitet; da aber noch mehre freiwillig hinzukamen, so mochten deren wol einige Tausend sein. Nie waren Balcone, Fenster und Häuser so reichlich mit Menschen besetzt und die Straßen so voll und gedrängt von der Masse des Volkes, das in fortwährendem Jauchzen und Schreien seinen Abscheu gegen das Papstthum zu erkennen gab; ja, nach einem mäßigen Anschlage waren wenigstens 200,000 Zuschauer Zeuge dieses Aufzuges. So ging nun der Zug langsam und feierlich nach Temple-Bar, wo zum Ergötzen der Menge viele Feuerwerke abgebrannt wurden. Temple-Bar ist, nach seiner Wiedererbauung, mit 4 schönen Statuen geziert worden, nämlich die der Königin Elisabeth und des Königs Jakob auf der innern oder Ostseite, gegen die City hin, und die von Karl I. und von dem jetzigen König auf der äußern Seite, gegen Westminster zu. Zur Feier des Tages war die Statue der Königin Elisabeth mit einem Kranze von vergoldetem Lorbeer umwunden, und in ihrer Hand hielt sie einen goldenen Schild, mit der Inschrift: Die protestantische Religion und Magna Charta; vor ihr brannten Fackeln. Hierauf wurde der Papst herbeigebracht und folgendes Lied gesungen, das auf die Aufstellung dieser Statuen Bezug hatte, und wobei eine Stimme den englischen Cardinal **), die andern das Volk repräsentirten:

Cardinal Norfolk.

From York to London town we come,
To talk of popish ire,
To reconcile you all to Rome,
And prevent Smithfield fire.

Plebeians.

Cease, cease, thou Norfolk Cardinal,
See, yonder stands Queen Bess,
Who saved our souls from popish thrall:
O Queen Bess, Queen Bess, Queen Bess!

Your popish plot and Smithfield threat
We do not fear at all;
For lo! beneath Queen Bess's feet,
You fall, you fall, you fall!

'Tis true, our King's on t'other side,
A looking tow'rds Whitehall;
But could we bring him round about,
He'd counterplot you all.

Then down with James, and up with Charles
On good Queen Bess's side,
That all true Commons, Lords, and Earls,
May wish him a fruitfull bride. ***)

New God preserve great Charles our King,
And eke all honest men;
And traitors all to justice bring: —
Amen, Amen, Amen.

Darauf wurde die Masse der Zuschauer eine Zeitlang mit sinnreichen Feuerwerken unterhalten, während dem aber ein großes Feuer, dem innern Templethor gerade gegenüber, angezündet und Se. Heiligkeit, unter einigen Complimenten und Widerstrebungen, mit allem Anstande in die Flammen geworfen. Der listige Teufel ließ seinen Schützling in der Patsche und lachte so herzlich über sein schimpfliches Ende, wie ein schlauer Jesuit. Dieser Act der Justiz war von einem ungeheuern Geschrei begleitet, das man weit über Somerset-house hinaus hörte ****), und wovon das Echo bis Schottland (wo sich damals der Herzog von York aufhielt), Frankreich und sogar bis Rom selbst gedrungen sein soll.

109.

*) Sir George Wakeman. Er war Katholik und Arzt der Gemahlin Karls II. Er war mit in das papistische Complott verwickelt und zum Tode verurtheilt worden; aber mehre Zeugnisse anderer Verschworenen, die sie vor ihrem Tode ablegten, lauteten zu seinen Gunsten, und er hatte das Glück, freigesprochen zu werden.

**) Philipp Howard, dritter Sohn von Heinrich, Earl of Arundel, und Bruder des Herzogs von Norfolk. Er wurde Cardinal im Jahre 1675.

***) Die Unfruchtbarkeit der Katharina von Braganza, Gemahlin Karls II., kann als eine der nächsten Ursachen der Revolution im Jahre 1688 angesehen werden.

****) Somerset-house war damals die Residenz der Königin.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 161. —— 10. Juni 1830.

Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. Von Friedrich Ancillon. Erster Theil: Geschichte und Politik. Berlin, Duncker und Humblot. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Wer Extreme zu vermitteln sucht, unternimmt ein schwieriges Geschäft, denn gerade an dem Aeußersten und Uebertriebenen halten die Menschen aufs hartnäckigste fest, und wenn sie es einmal fahren lassen, ergreifen sie gern das Entgegengesetzte. Sagt man ihnen, daß die Wahrheit in der Mitte liege, so verwerfen sie den ganzen Satz, finden etwas Kräftigeres und Genügenderes im Extreme, wollen eine Consequenz darin geltend machen, welche dem Verstande und seiner logischen Gliederung schmeichelt, hassen alle nähern Bestimmungen und Grenzberichtigungen der Gedanken, und verfahren in der Weise kühner Eroberer, welche mit monarchischem Sinne alles ihnen erreichbare Gebiet allein zu beherrschen streben. Dennoch wird eine unbefangene Ansicht des menschlichen Lebens immer bewähren, daß keine extreme Meinung sich durchführen und anwenden läßt, ohne einer andern zu begegnen, mit welcher sie Krieg zu führen hat, und daß in diesem Kriege dem gesunden Menschenverstande ein Mittleramt obliegt, wodurch ein wahres Bestehen des Heilsamen und Ersprießlichen für die Menschheit eingeleitet wird. Nicht alle Philosophen, deren Zweck doch ist, die Meinungen zu berichtigen, sind glückliche Vermittler geworden, und selbst der Streit, den sie untereinander führen, ist wenig geeignet, ein Resultat zu versprechen, indem dann durch systematische Verkettungen das Einseitige und Schroffe der Gegensätze noch stärker hervorgehoben und vertheidigt wird.

Unser Verf. gehört nun nicht zu den Schulweisen, welche Einseitigkeiten auszusinnen und auszuspinnen lieben, er hat freie Blicke geworfen in das Leben und in die Welt und zeigt eine Gesundheit des Verstandes, welche zum Mittleramt für die Wahrheit geschickt macht, obwol dadurch sich ereignen kann, was er selber im Vorwort erwartet, daß er beide kriegführende Parteien gegen sich haben werde, darin aber zugleich eine Bürgschaft für die Richtigkeit seiner Behauptungen finde. In Geschichte und Politik, womit sich dieser erste vorliegende Band beschäftigt, ist dieses ganz besonders der Fall, weil gerade extreme Meinungen die Grundlage der Lieblingstheorien unserer Tage bilden. Nicht in Demjenigen, sagt der Verf., was diese Theorien behaupten, sondern in Demjenigen, was sie unbeachtet lassen und nicht berücksichtigen, liegt die Quelle der meisten Irrthümer. Um sie der Wahrheit näher zu bringen, muß man sie wieder mit allen Ideen in Verbindung setzen, von welchen sie sich losgerissen haben, und die doch allein geeignet sind, ihnen durch heilsame Beschränkung und nothwendige Modificationen Allgemeingültigkeit zu geben. Ein solches Bemühen ist denn in der ganzen Schrift kenntlich, und Ref. konnte mit Freuden den meisten Behauptungen des Verfs. beistimmen, ungeachtet er sonst als Spiele des Witzes und Gegenstand einer geistigen Gymnastik die Extreme nicht haßt. Nur sobald von wahrer Grundüberzeugung und besonders von Einrichtung und Ordnung des wirklichen Lebens die Rede ist, darf ihnen kein Einfluß gestattet werden, sonst bringen sie Schaden und Verwirrung, gesellen sich zur Leidenschaft und verursachen die fieberhaften Krankheiten gewisser Zeiträume und einzelner Völker.

Berichtige denn der Leser sein Urtheil nach der unbefangenen und klaren Ansicht des Verfs. und wende sich einer vernünftigen Mitte entgegen. Alle Aufsätze des Bandes beziehen sich auf einen Satz und Gegensatz. Gleich der erste handelt vom Satze: das Klima entscheide ausschließlich über Geist, Charakter, Neigungen, Laster und Tugenden eines Volkes, mit seinem Gegensatze: die geistigen und moralischen Ursachen bedingen Alles, und die Freiheit überflügele und besiege die anscheinende Nothwendigkeit. Ein Wahres ist an beiden nicht zu verkennen. Nie kann der Mensch sich der Herrschaft physischer Ursachen ganz entziehen, Gesetze müssen auf das Klima Rücksicht nehmen, aber die Gesetzgebung der Freiheit hat manchen Sieg über die Natur erfochten. Die mittäglichen Völker haben mehr reges, sinnliches Leben, die nördlichen mehr ruhiges. Doch entspringt die Ruhe Asiens weniger daraus als aus Mohammedanismus, Vielweiberei und häuslichem Despotismus. Nichts eignet sich mehr, die Unhaltbarkeit der Theorie des klimatischen Einflusses zu beweisen, als die Verschiedenheit der Sitten und des Charakters der Chinesen, Japaner und Indier. Auch der Unterschied der classischen

und romantischen Poesie liegt nicht blos im Norden und Süden, wiewol jene durch Objectivität, diese durch Subjectivität sich auszeichnet, und jene mehr mit der südlichen, diese mehr mit der nördlichen Poesie zusammenfällt. Das Mittelalter wird von Einigen als Zeit der Unwissenheit, des Despotismus und der Sklaverei herabgesetzt, von Andern als Zeit der Blüte, des regen Lebens und der individuellen Freiheit gepriesen. Was gilt in Wahrheit? Es verhält sich in unsern Zeiten wie Ursache zur Wirkung, wie Mittel zum Zweck. Keime der Freiheit und Cultur erblickt der Verf. in Feudalverfassung, im Ritterthum, in der geistlichen Macht, in dem Aufblühen der Städte. Freilich gibt es daneben große Gebrechen, allein man muß doch nie außer Acht lassen, daß die repräsentativen Formen, worauf unser Zeitalter so viel Werth legt, theils im Mittelalter stattfanden, theils aus dem damaligen Zustande der Dinge sich entwickelt haben. Es aber heutzutage nachzuahmen, oder wieder hervorzurufen ist eine nicht zu billigende Sucht. Der Verf. zeigt, daß die Souverainetät, die nur in ihrer Ausartung verwerflich ist, natürlich von den Fortschritten der Cultur herbeigeführt wurde und von einer höhern Civilisation ausging. Und wie ist denn unsere Zeit beschaffen? Ueberflügelt sie alle andern Zeiten, oder ist sie nur eine Ausartung des Bessern? Auch hierüber streiten die Parteien. Ist von Fortschritten des menschlichen Geistes die Rede, so muß man sich verständigen, von welchen Anlagen und Vermögen des Menschen die Rede ist. In der Herrschaft über materielle Gegenstände der Natur sind im letzten Jahrhundert riesenhafte Fortschritte gemacht, mithin auch in den materiellen Wissenschaften. In den moralischen Wissenschaften ist man dem Alten nicht viel vorgeeilt, und was man gethan, beschränkt sich mehr auf die Form, die man erkannten Wahrheiten gegeben, als es in einer wirklichen Bereicherung, festern Begründung und einer größern Ausdehnung des Wissens besteht. Die eigentliche Politik gewann allerdings einen wissenschaftlichern Charakter, als Kunst hat sie sich sehr vollkommen in der römischen Republik und in der päpstlichen Macht gezeigt. Staatswirthschaft und Statistik werden gewöhnlich als Erzeugnisse neuerer Zeit angegeben und mit Recht, doch soll man den jetzigen, gewiß noch unvollendeten Standpunkt derselben weder durch Uebertreibung verkennen und verrücken, noch ihren wohlthätigen Einfluß auf die Staaten überschätzen und ihre Nachtheile übersehen. Verbreitung der Aufklärung gehört zum ewigen Gange des Menschengeschlechts, ist deshalb nicht zu stören, nur erscheint auch eine flache und Afteraufklärung in ihrem Gefolge. Der Verf. bezeichnet beide in Bezug auf Religion und Sitten, auf das Glück der Völker und der Einzelnen. Letzteres ist eigentlich relativ, daher die entgegengesetzten Urtheile darüber, in ihrer Allgemeinheit gefaßt, ungefähr gleich übertrieben und unrichtig sind.

Wir wollen übergehen, was der Verf. von der Gewalt öffentlicher Meinung und der Gesetzgebung der Presse erinnert, nur scheint es etwas sonderbar, wenn er in Preßfreiheit nicht das Lebensprincip repräsentativer Verfassung erkennen will und anmerkt, politische Freiheit habe in Rom und Athen Wurzel gefaßt und Früchte getragen, ehe die Buchdruckerkunst erfunden worden. Ganz gut; nun aber diese Kunst da ist und stellvertretend für andere öffentliche Gedankenmittheilung geworden, ist sie eben zu gebrauchen. — Mit der Annahme einer Perfectibilität der bürgerlichen Gesellschaft ist das Princip der Bewegung und Neuerung gesetzt, welches auch oft zu schädlichen Umwälzungen führt. Anscheinendes Fortschreiten kann sehr leicht zu einem wirklichen Rückgange führen. In den sehr richtigen Bemerkungen über die in unserer Zeit herrschende Unruhe und den Neuerungstrieb der Völker, welche noch aus den Ereignissen der französischen Revolution herstammen, hat der Verf., nach des Ref. Ermessen, zu wenig hervorgehoben: daß die Völker meistens durch mancherlei Leiden und Trübsal von diesem Hange zurückgekommen sind, statt dessen aber sich dieser Hang mancher Regierung bemeistert, und dadurch, daß diese zu viel ändern und mit Gesetzgebung wie mit Verwaltung gleichsam Experimente anstellen, sehr viel Unzufriedenheit verbreitet wird, nämlich diejenige über das unaufhörliche Anderswerden. Freilich bemerkt er selbst am Schlusse treffend: „Man hüte sich, das Grundeigenthum durch eine bewegliche Gesetzgebung zu sehr zu mobilisiren und aus einer Hand zu leicht in andere Hände zu bringen; bei der Bildung politischer Institutionen und der Ertheilung politischer Rechte lege man einen besondern Werth auf die Bedingung eines festen mit dem Boden verwachsenen Besitzes; man störe nicht geflissentlich durch eine wilde Gewerbfreiheit die alten Verhältnisse der Gewerbetreibenden". Ueber den Begriff und die Beurtheilung der politischen Revolutionen und die Ursachen der französischen Revolution insbesondere sind die Aeußerungen des Verfs. sehr sachgemäß. Für die Ausbildung des Geistes und die Fortschritte der Literatur, sowie der Wissenschaften und Künste, hält er die politische Freiheit allein als den Abgott des Zeitalters nicht für entscheidend, sondern fodert noch andere wesentliche Bedingungen. Die Lobredner der politischen Freiheit haben in dieser Beziehung ihr Auge zu sehr auf Asien gerichtet, wo dennoch auch andere Ursachen mitwirken. Ueber den Begriff der Rechtmäßigkeit im Staatswesen und in der Gesetzgebung läßt sich allerdings in gewissem Sinne sagen, daß gute Gesetze sich selbst machen aus gegebenen Umständen und bestimmten Verhältnissen; aber der Gesetzgeber oder die oberste Staatsgewalt muß das Bedürfniß wahrnehmen, die Mittel, dasselbe zu befriedigen, auffassen und die Formen aussprechen, durch welche diese Bestimmungen zu einem verpflichtenden Willen erhoben werden. In diesem Sinne macht sich das Gesetz nicht selbst, sondern es wird gemacht.

Demnächst gegen das Ende des Bandes wird den philosophischen Constitutionen keine Lobrede gehalten. Sie sind zu allgemein und unbestimmt, stören die be-

stehenden Verhältnisse des Volkes, stehen blos auf dem Papier. Die französische Charte macht davon keine Ausnahme; sie ist mehr auf Thatsachen als auf allgemeine Ideen gegründet, hat aber dennoch einige Mängel und Gebrechen, die improvisirten Werken dieser Art immer ankleben. Historische Verfassungen sind selten oder nie niedergeschrieben, die andern sind es in der Regel immer. Eine wahre Krankheit der Gesellschaft ist die übertriebene Bewunderung und falsche Beurtheilung der englischen Constitution, die man glaubte auf alle Staaten anwenden zu können. Ganz andere Ursachen, z. B. insularische Lage, ausgedehnter Handel, Formen der Verwaltung, haben dazu mitgewirkt, und selbst das Verhältniß der Parlamentskammern zum Könige ist ein anderes als bei den neuern repräsentativen Verfassungen, die in mehren Ländern nach dem Muster der englischen Verfassung vermeintlich entstanden ist.

Hierdurch wäre mit kurzen Umrissen der reichhaltige Inhalt des vorliegenden Bandes angedeutet. Dem Verf. ist Glück zu wünschen in Absicht der Geduld und Beharrlichkeit, womit er das Uebertriebene mannichfacher Meinungen unserer Tage zu beschränken und in das angemessene Gleis zurückzuführen strebt. Möge es ihm gelingen, dadurch die Wahrheit zu fördern und den Einfluß des Irrthums zu schwächen! Mit Vergnügen muß man der Fortsetzung seines Vermittelungsversuches in Absicht anderer Zweige des Wissens entgegensehen. 10.

Memoirs of Símon Bolívar, President Liberator of the Republic of Colombia, and of his principal generals; comprising a secret history of the revolution and of the events which preceded it, to the present time. By General *H. L. V. Ducoudray Holstein.* 2 Bände. London, 1830. *)

Das einzige Mittel, entfernte Colonien im Zaume und bei Gehorsam zu erhalten, ist Rechtlichkeit und Milde der Gouverneure und überhaupt eine Verwaltung, die in ihnen keinen Wunsch nach einer bessern anregen kann. Statt also zu handeln, machten die Spanier Sklaven aus den Bewohnern Südamerikas und drückten aus diesem goldenen Hesperidenapfel allen Saft aus. Kein Wunder also, daß, als das Mutterland in der Umschlingung der französischen Boa den Todeskampf zu kämpfen schien, die goldspendende Colonie die Gelegenheit, sich für unabhängig zu erklären, begierig ergriff. Das war der erste Schritt.

Gewöhnlich hält man Südamerika für ein wahres Paradies und die Eingebornen für edle Griechen und Römer, die für ihre Freiheit kämpfen. Sehen wir genauer hin, so finden wir, daß das schöne Land eine Wüste ist, wo keine Tugend wohnt, wo keine sanften Künste blühen, und wo die Bewohner noch halbe Wilde sind. Nicht einmal das erste physische Zeichen von Civilisation, fahrbare Wege und Straßen, hat es, und nur wenige Brücken oder Fähren (S. 18); die Erziehung und der Unterricht der Jugend wird entweder gänzlich vernachlässigt, oder ist äußerst mangelhaft; der Ackerbau (obgleich das Land jährlich zwei Ernten erzeugen kann) steht mit allen andern Quellen des Wohlstandes und Wohlseins auf gleich niedriger Stufe (S. 32), und Colombia ist wenigstens um 150 Jahre hinter den Vereinigten Staaten Nordamerikas zurück (S. 73). Der Krieg zwischen den streitenden Parteien gleicht nicht dem des gebildeten Europas, nicht einmal dem der Türken, sondern jenem der Indianer, die sich einander scalpiren und auf alle mögliche Weise quälen und martern.

Sollte Dies und das Folgende Jemand für übertrieben halten, so haben wir nichts dagegen. Wir sprechen nur dem Verf. nach.

Bolivar muß nach Dem, was Ducoudray Holstein von ihm sagt, mehr für einen Indianerhäuptling als einen Kaiser gehalten werden. Er soll der offenbarste Nachahmer Napoleons sein, gegen diesen aber in demselben Verhältnisse stehen wie in Aesop's Fabel der Frosch zum Ochsen, er habe sich den Besitz der Gewalt durch allerhand Kniffe und Pfiffe erlistet, kurz, er sei kein Löwe, sondern eine Schlange.

Bolivar ward den 24. Juli 1783 in Caracas geboren und ist der zweite Sohn des Don Juan Vincente Bolivar y Ponte, eines Obersten der Miliz. Nach der damaligen Sitte, schickte man ihn 1794 zur Ausbildung nach Spanien. Von da ging er nach Paris und kehrte 1802 nach Madrid zurück. Hier heirathete der 19jährige Jüngling ein Mädchen von 16 Jahren, ging mit der jungen Gattin 1809 nach Caracas zurück und lebte hier mit ihr still und eingezogen auf seinen ausgedehnten Besitzungen. Kurz darauf starb die junge Frau kinderlos. Ein armer Mann, der unerlaubten Umganges mit dem andern Geschlechte beschuldigt ward, meinte, Concubinen seien besser als wirkliche Frauen, und berief sich auf das Beispiel Abrahams. Bolivar folgte aus demselben Grunde dem Patriarchen und heirathete nicht wieder. Es ist unmöglich, dem Verf. alle jene Ränke nachzuerzählen, wodurch Bolivar seine Feinde und Nebenbuhler zu entfernen wußte und 1813 seine Ernennung zum Dictator erlangte. Im Triumphe zog er auf einem Consularwagen in Caracas ein, nicht von Pferden gezogen, sondern „von 12 jungen, schönen, in Weiß gekleideten und mit den Nationalfarben geschmückten Mädchen aus den ersten Familien der Stadt. Sie zogen ihn in einer halben Stunde von dem Stadtthore bis an seinen Palast, und er stand mit unbedecktem Haupte, in voller Uniform, einen kleinen Commandostab in der Hand, aufrecht im Wagen“ (S. 151).

Ebensowenig können wir uns mit der Aufzählung der zahllosen Schlachten, die gewöhnlich nicht Eroberung und Sieg, sondern Mord zum Zwecke hatten, und der Staatsstreiche befassen, die nicht das Wohl des Landes, sondern persönliche Erhöhung u. s. w. beabsichtigten. Glücklicherweise waren die meisten Schlachten nur Stürme in einem Waschbecken, wie ein Engländer meint. Da jedoch, wie der Verf. S. 76 sagt, die meisten Menschen Glanz, Macht und Glück bewundern und sich wenig um Rechtschaffenheit und Unparteilichkeit kümmern, so erlangte der „Dictator und Befreier“ einen großen Namen (den der Verf. ihm eben zu beneiden scheint). Nach der Abbildung im ersten Bande des vorliegenden Werkes, ist er ein Mann mit einer hohen Stirn, dunkeln Augenbraunen, einer Adlernase, spitzigem Kinn und, seine Feinde mögen sagen, was sie wollen, einem Gesichte, das ungewöhnliche Geistesgaben verräth.

Der Hr. General Holstein, dem wir jedoch nicht recht trauen, da er alle gute Eigenschaften übergeht, schildert ihn also: „General Bolivar beschäftigt sich sehr wenig mit dem

*) Es ist davon bereits eine deutsche Uebersetzung erschienen unter dem Titel: „Bolivar's Denkwürdigkeiten, herausgegeben von seinem Generaladjutanten Ducoudray Holstein; die Charakterschilderung und Thaten des südamerikanischen Helden, die geheime Geschichte der Revolution in Colombia und ein Sittengemälde des colombischen Volks enthaltend, deutsch bearbeitet von C. N. Röding“. 2 Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1830. 12. 3 Thlr. D. Red.

Studium der Kriegskunst. Von der Theorie versteht er gar nichts, selten wirft er eine Frage darüber auf, oder führt ein darauf bezughabendes Gespräch. Ebensowenig spricht er von Civilsachen, außer etwa über die Angelegenheiten des Augenblicks. Ich versuchte mehrmals, ihn in ein ernsthaftes Gespräch darüber zu ziehen; stets aber unterbrach er mich mit den Worten: „ja, ja, mon cher ami, ich weiß es, es ist recht gut, aber, apropos“ — und nun fing er von etwas ganz Anderm an. Wenn er liest, was eben nicht oft geschieht, so wählt er Romane u. dgl. leichte Waare. Er besitzt keine seinem Range und der Stelle, welche er seit 15 Jahren bekleidet, angemessene Bibliothek. Das schöne Geschlecht liebt er außerordentlich und hat immer 2 bis 3 Geliebte, wovon eine die Favoritin ist und ihn überall hin begleitet. Auch dem Tanze ist er leidenschaftlich zugethan. Wenn er 2 oder 3 Tage an irgend einem Orte verweilt, so gibt er einen Ball, auch wol zwei, tanzt dabei in Stiefeln und Sporen und macht den Damen, die ihm gerade gefallen, den Hof. Den dritten Rang unter seinen Vergnügungen nimmt seine Hängematte ein; auf dieser sitzt oder liegt er und unterhält sich mit seiner Favoritin oder Andern, welche ich zum Theil genannt habe. Während dieser Zeit wird Niemand vor ihn gelassen. Der dienstthuende Adjutant fertigt Alle, welche ihn in wichtigen Angelegenheiten sprechen wollen, mit den Worten ab: „Sr. Excellenz ist gegenwärtig zu sehr beschäftigt; er kann Niemanden sprechen“. Ist er nicht bei guter Laune, so schwört er wie ein gemeiner Eisenfresser und heißt die Leute auf die roheste und gemeinste Weise gehen. Wegen seiner Lebensart oder vielmehr wegen seiner Vergnügungssucht häufen sich die Geschäfte oft an und werden dann seinem Secretair überlassen, wie z. B. sein Befehl vom 8. März 1827 wegen des Zolles zu Venezuela, welcher den Handel des Landes vernichtete und allgemein Ravenga zugeschrieben wird. Erinnert er sich schnell eines Geschäfts, so läßt er seinen Secretair rufen und dictirt diesem den Brief oder die Verordnung. Dabei fällt ihm noch Mehres ein, und er fertigt in einem Tage die Arbeit von 2, 3 Wochen ab. Daher kommt es, daß oft eine heute gegebene Verordnung der gestrigen geradezu widerspricht“.

„General Bolivar hat die Sitten und Gebräuche der europäischen Spanier angenommen. Er hält regelmäßig seine Siesta, und bei Tafel folgt er ganz den in Spanien geltenden Gewohnheiten. Er geht zu tertulias (Gesellschaften), gibt refrescos und tanzt stets die erste Menuet mit der Vornehmsten der anwesenden Damen. Diese alte spanische Sitte beobachtet man überhaupt in ganz Colombia strenge“.

„Da der General Bolivar sich stets von den Umständen bestimmen läßt, so ist es schwer, seinen Charakter zu zeichnen. Bolivar ist im Glücke ein ganz anderer Mann als im Unglücke. Geht es ihm nach Wunsch, so ist er eitel, hochmüthig und barsch, die geringsten Kleinigkeiten reizen seine Eifersucht so, daß er die ihm Verdächtigen gefänglich einziehen und wol gar am Leben strafen kann. Diese Fehler verbirgt er jedoch größtentheils unter der Politesse eines in der sogenannten beau monde erzogenen Mannes. Sie geben sich in den Ausbrüchen der Leidenschaften zu erkennen, nur aber, wenn ihm die Gewalt zur Seite steht und die Bajonnette seines Winkes gewärtig sind. Im Unglück, wie z. B. oft von 1813—18, bemerkt man keine Leidenschaftlichkeit und Hitze an ihm. Er wird dann sanft, geduldig, gelehrig und selbst nachgiebig. Wer ihn beobachtet hat, wird gestehen, daß ich nicht übertrieben habe“.

Und an einer andern Stelle (2. Bd. S. 236): „Die vorstechendsten Züge in dem Charakter des Generals Bolivar sind Ehrgeiz, Eitelkeit, Durst nach unumschränkter, ungetheilter Gewalt und die äußerste Verstellung. Er ist verschmitzter und kennt die Menschen besser als die meisten seiner Landsleute; geschickt benutzt er jeden Umstand zu seinem Vortheile und spart nichts, um Diejenigen zu gewinnen, von denen er gerade Nutzen ziehen zu können hofft. Er thut ihnen dann Alles zu Gefallen, schmeichelt ihnen, macht ihnen glänzende Versprechungen und folgt ihrem Rathe bereitwillig, wenn er sieht, daß es zu seinem Besten ist. Räth ihm eine dritte Person etwas Besseres, oder wird ihm ein unerwartetes Glück und Gelingen zu Theil, so kehrt er augenblicklich die wahre Seite seines Charakters wieder heraus, wird eitel, hochmüthig, barsch und heftig, vergißt alle Dienstleistungen und alle seine Verbindlichkeiten, spricht verächtlich von Denen, welchen er kurz vorher schmeichelte, und läßt sie, wenn sie macht- und einflußlos sind, im Stiche, schont sie jedoch, wenn er weiß, daß sie ihm schaden können“.

Bolivar ist sicherlich kein Heros, kein Heiliger, kein Philosoph; aber ein vollendeter Weltmann, der sich vortrefflich in die Zeiten zu schicken weiß. Er ist kein unüberwindlicher General und kein Halbgott, aber ein ausgelernter Schüler Machiavelli's. Die letztere angeführte Stelle beweist weiter nichts, als daß sich Bolivar Freunde macht, wo und wie er nur kann, und alle Die, welche ihm gefährlich werden können, unterdrückt oder unschädlich macht. Physische Kraft ist nicht hinreichend, Nebenbuhler zu überwinden, und Selbstsucht wird in diesem Falle zur Klugheit. Feinden und gefährlichen Menschen muß man den Stachel nehmen. Nichts schreckt Ehrgeizige und Neidische mehr zurück als die Verzweiflung an dem Gelingen ihrer Pläne. Sie werden dann Schmeichler ihrer glücklichern Nebenbuhler.

Die vorliegende Schrift bleibt, trotz der offenbaren Parteilichkeit, mit welcher sie geschrieben ist, für den Staatsmann, Philosophen und Geschichtsforscher wichtig, und auch andere Leser werden vielfältige Unterhaltung und Belehrung daraus schöpfen. 8.

Notizen aus England.

Wittingham's „Pocket novellists“ (bei Arnold und Simpkin) enthalten die ältern und neuern Romandichter zu wohlfeilen Preisen (Fielding, Smollet, Mackenzie, Mrs. Radcliffe und Inchbald u. s. w.).

Eine Sammlung alter Bruchstücke (Sanchuniato, Berosus, Abydenus, Megasthenes, Manetho, Eratosthenes, Zoroaster, Hanno u. A. m.) hat J. P. Cory veranstaltet.

Konst. Koliader, Professor an der ionischen Akademie, hat (bei Murray in London) eine Abhandlung erscheinen lassen, worin er zu beweisen strebt, daß die Homerischen Gedichte verfaßt seien von — Odysseus.

Kennedy hat eine Untersuchung über das Wesen und die Verwandtschaft der alten und der Hindumythologie (bei Longman) herausgegeben. Ein Ungenannter will die Identität der druidischen und hebräischen Religion beweisen (bei Longman).

Da Mystik, Schwärmerei u. dgl. an der Tagesordnung sind, machen wir auf die bei Holdsworth erschienene Schrift: „The natural history of enthusiasm“ aufmerksam.

Colebrook hat eine Algebra der Hindu, nebst Abhandlungen über deren Arithmetik überhaupt und die Maße, erscheinen lassen (London bei Murray).

Wieland's „Oberon“, ins Englische übersetzt von Sotheby, ist jetzt zum dritten Mal aufgelegt. Weber's „Oberon“ wird hierbei wol stark mitgewirkt haben.

Höchst elegant, in 48. und mit schönem Diamantdruck, sind neuerdings aus einer londoner Presse hervorgegangen: Horaz, Virgil, Terenz, Catull, Tibull und Properz, Dante, Tasso, Petrarca, Shakspeare, Milton, das griechische Neue Testament. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 162. —— 11. Juni 1830.

Die Zeit.

Pollock. Jullien. Magold.

Wir stellen einen Engländer, einen Franzosen und einen Deutschen unter Kant's berühmte Kategorie. Der Engländer hat den Zeitlauf didaktisch fromm und religiös besungen; der Franzose hat den Zeitgebrauch sittlich betrachtet und ihn, mit der Erziehungskunst und der Lebensklugheit verbunden, praktisch dargestellt; der Deutsche hat die Zeitkenntniß oder Zeitkunde wissenschaftlich ergründet und ihre Aufgaben mühsam berechnet. Die ersten Beiden haben auf viele Leser gehofft, und Jeder hat sie gefunden; das beweisen die wiederholten Auflagen ihrer Zeitschriften, die mehr als Zeitschriften sind. Der deutsche Chronolog wird schwerlich Leser finden; er verlangt sie auch nicht, sondern nur Freunde des Studiums, und diese sind bei uns gerade in diesem Fache kaum zahlreicher als die Schriftsteller über dasselbe. Denn während Pollock und Jullien in ihrer Richtung, die Zeit zu betrachten, keinen Mitbewerber um den Kranz der Meisterschaft unter den Schriftstellern ihrer Nation zu fürchten haben, stellen sich dem fleißigen Magold 3 tüchtige Nebenbuhler zur Seite, die ihm sogar, während er seine zum Theil entbehrlichen chronologischen Tabellen entwarf und lithographiren ließ, mit ihren chronologischen Werken zuvorgekommen sind. Doch, sprechen wir von Jedem einzeln.

Ueber Robert Pollock's Gedicht in 10 Büchern: „The course of time", das in England innerhalb 4 Monaten 5 Mal aufgelegt, 1828 in Hamburg wohlfeil abgedruckt und von With. Hey übersetzt wurde, sagen wir nichts, da schon in Nr. 5 u. 6 d. Bl. darüber, und zwar, nach unserer Meinung, gut gesprochen worden ist. Es sei uns also nur erlaubt, unsere Stimme über Jullien's und Magold's Schriften hier abzugeben. Beide liegen zwar fast wie Himmel und Erde weit von einander ab; doch begegnen sie sich gewissermaßen auf ihrem langen Wege. Denn wenn Hr. Jullien die Menschen durch den weisen Gebrauch der Zeit auf der Erde von hier hinauf zum Himmel führen will, so zieht Hr. Magold den Himmel, oder wie die Horazische Epistel es ausdrückt:

> Solem et stellas et decedentia certis
> Tempora momentis

auf die Erde, aber vielmehr in die kleine Dachstube eines jungen Theologen und Philologen herab; ja, wir können mit Zuversicht behaupten, daß der Studirende, welcher Herrn Magold's Buch zugleich mit Ideler's trefflichem Handbuche aufmerksam von A bis Z durchstudirt — auch wenn er dort die 3 letzten Hauptstücke überschlägt — auf jeden Fall zu Denen gehört, die überhaupt ihre Zeit gut anzuwenden wissen.

Herr Marc Antoine Jullien von Paris, Ritter der Ehrenlegion, Stifter und Director der sehr geschätzten, wahrhaft europäischen „Revue encyclopédique" und Mitglied vieler königl. und anderer gelehrten Gesellschaften — wir haben deren auf dem Titelblatte 44 und noch 2 etc. gezählt —, hat in der That seinen Mitbürgern, vorzüglich den jüngern, und Allen, die Französisch verstehen, in seiner Schrift: „Essai sur l'emploi du tems ou méthode qui a pour objet de bien régler sa vie, premier moyen d'être heureux; destiné spécialement à l'usage des jeunes gens", den Weg zum Glücke hier und dort, d. i., auf der Erde und im Himmel, gezeigt. Da nun von seiner Schrift bereits die vierte, von ihm sorgfältig durchgesehene Ausgabe (Paris, 1829, die erste war 1808 erschienen) vor uns liegt; da ferner sein Werk nach der 2. Ausgabe vom Prof. Schultheß zu Landshut (Regensburg, 1811) ins Deutsche, und von einem Ungenannten, der sogar den Namen des Verfassers verschwiegen hat (London, 1822), ins Englische übersetzt, erschienen ist, so glaubt Ref. mit vollem Rechte, daß dieses Buch schon recht vielen Nutzen gestiftet hat, und daß es ihn fortwährend stiften wird, zumal wenn es in alle Erziehungsanstalten eingeführt und besonders Jünglingen von 15—20 Jahren in die Hände gegeben wird, unter denen Manche oft nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen, ob sie pro patria sich betrinken und duelliren, oder Philosophie und Moral studiren sollen. Der Eifer, mit welchem jetzt, wie wir hören, so viele junge Franzosen den ernstern Studien obliegen, scheint ebenfalls unsere Meinung von dem Nutzen zu bestätigen, den die Verbreitung von Jullien's Schrift schon gehabt haben mag. Wenn wir endlich uns noch daran erinnern, daß des Akademikers Droz

„Essai sur l'art d'être heureux" *), welcher zum ersten Male 1807 erschienen war, bereits die 6. Auflage 1829 in Paris erlebt hat, so fehlt es gegenwärtig in Frankreich nicht an jungen und alten Leuten, die es wissen, wie und wodurch sie glücklich werden können. Freilich setzen wir hier 3 Hauptsachen voraus: die erste, daß die Franzosen lesen können, was bei einer großen Zahl unserer Nachbarn wol nicht der Fall sein möchte; denn im Jahre 1829 hatten von 20,142 Gemeinden in Nordfrankreich 4471, und von 18,337 Gemeinden in Südfrankreich 9668 keine Schulen; überhaupt waren also 14,249 Gemeinden ohne Unterricht. Doch für diese ist das Buch nicht geschrieben. Die zweite Hauptsache ist, daß Diejenigen, welche lesen können, auch das rechte Buch lesen wollen, und die dritte, daß, wenn sie Droz's und Jullien's treffliche Schriften gelesen haben, sie auch das Gute daraus in einem treuen, folgsamen Herzen fein bewahren und darnach thun oder leben. Um nun dieses Dritte zu bewirken, scheint uns das 3. Capitel (S. 39) in Hrn. Jullien's Schrift: „Du principe fondamental de l'éducation et de la morale", nicht Alles zu enthalten, was hier gesagt werden sollte. Der Verf. erkennt als „Loi naturelle et primitive" Dasjenige an, „qui lie tous les hommes entr'eux par leurs *intérêts reciproques*". Dieses Grundgesetz möchte blos zu der gewöhnlichen Weltklugheit hinführen, nach welchem französische Philosophen gesagt haben: „La vertu n'est qu'un heureux calcul!" Der Hr. Verf. betrachtet seinen Gegenstand aus dem alltäglichen, niedrigen Standpunkte des Eudämonismus. Des höhern, religiös-sittlichen Princips, welches Alles läutert, verbindet und erhebt, gedenkt er nur nebenbei. Und doch wird durch dieses Princip allein das Irdische und Zufällige an das Ueberirdische und Bleibende, das Sichtbare und Veränderliche an das Unsichtbare und Vollkommene, das Nützliche an das Gute, die menschliche Klugheit an die ewige Weisheit auf die wirksamste Art geknüpft; durch dieses Princip allein wird die Einsicht mittelst der Gesinnung zum Willen und zur That.

Der Verf. spricht zwar von dem „tirer le parti le plus convenable de nos facultés *morales*" und bezieht diese Anlagen auf die „pratique de la vertu, à la noblesse et à la pureté de l'ame, à la croyance touchante et sublime de son immortalité et d'un Dieu juste et rémunérateur; enfin au calme d'une conscience pure et sans reproches". Indeß stellt er dennoch als „Question préalable et nécessaire" bei jeder Handlung, jeder Rede, jedem Schritte, jeder Beschäftigung das cui bono? an die Spitze oder die Frage: à quoi cela est-il *utile?* und glaubt (S. 29), daß diese Methode den Menschen wahrhaft religiös und sittlich mache, „puisqu'elle oblige celui qui l'applique, à descendre souvent dans sa conscience". Diese Grundlegung scheint uns nicht zu genügen. Wir hätten die „Rapports de l'homme avec sa conscience ou aveo Dieu" (S. 269) und Seneca's 3. Regel (S. 456): „Se conduire toujours, comme si l'on était en présence de Dieu et des hommes" vorangestellt. Was aber die Zergliederung seines Gegenstandes und die praktische Behandlung desselben betrifft, so finden wir in Hrn. Jullien's Schrift ebenso viel Klarheit der Methode als fruchtbare Anwendbarkeit. Er schickt seiner Lehre vom Zeitgebrauch den gedrängten Abriß eines allgemeinen Erziehungsplanes, als theoretischen Theil, voraus. Diesen hat er schon früher in seinem „Essai général d'éducation physique, morale et intellectuelle, avec 22 tableaux analytiques d'un plan d'éducation pratique" (Paris, 1808, 4.) ausführlich entwickelt. Uebrigens gibt unser Verf. treffliche Regeln und zeigt zugleich ihre Befolgung; wir empfehlen in dieser Hinsicht vorzüglich das 3. Cap. (S. 196): „Ueber das Halten der Tagebücher". Endlich belegt er Alles mit treffenden Beispielen aus dem wirklichen Leben (S. 141 fg.). So haben ihm Erfahrung und Literatur für seinen Zweck reiche Schätze dargeboten. Die Auszüge aus ältern und neuern Schriften in dem Anhange sind eine willkommene Zugabe.

Das „Lehrbuch der Chronologie" mit 22 lithographirten Tabellen, verfaßt von Maurus Magold, königl. bairischen geistl. Rathe und Stadtpfarrer zum heil. Jodoc in Landshut (München, Weber, 1829, gr. 8. 3 Thlr.), ist aus Vorlesungen entstanden, die der gelehrte Verf. 1827 gehalten hat. Er will dadurch nicht allein das (für alles wissenschaftliche Leben verderbliche) Dictiren ersparen, sondern auch angehenden Geschichtsforschern (?), Theologen und Philologen eine vollständige (?) und deutliche Anleitung zum eignen Studium dieser unentbehrlichen Hülfswissenschaft in die Hand geben. In dieser letztern Hinsicht sind ihm 3 Chronologen mit ihren Werken zuvorgekommen, vor Allen der gründliche Ideler durch sein allgemein mit Recht geschätztes „Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie" (Berlin, 1825, 2 Bde.), welches auch Hr. Magold bei Abfassung seines Lehrbuchs verglichen hat; dann der vollständige und populaire Wagner, durch seinen „Versuch eines ausführlichen Lehrbuches der Chronologie" (Leipzig, 1826, 1. Th.: „Mathematische Chronologie" — die Fortsetzung ist wegen Mangels an Käufern nicht erschienen), und der fleißige Kornick, welcher ein „System der Zeitrechnung in chronologischen Tabellen" (Berlin, 1826 fg.) herausgegeben hat. Die beiden letztgenannten Chronologen scheint unser Verf. nicht gekannt zu haben; auch erwähnt er Hegewisch's noch immer für Geschichtsfreunde sehr brauchbare „Einleitung

*) Wir bemerken nur mit einem Worte, daß in dieser Schrift nicht eitle Phrasenkunst vorherrscht, welche oft das Wahre verdunkelt, sondern daß ein Mann zu uns spricht, welcher fühlt und denkt, wie einst Sokrates und in unserer Zeit Montaigne, Franklin, Garve und — jeder Leser fülle mit einem lebenden Schriftsteller diesen Strich aus! — gedacht und gefühlt haben.

in die historische Chronologie" nicht. Dagegen hat er das berühmte Werk der gelehrten Benedictiner: „L'art de vérifier les dates", in der Folioausgabe von 1783 *) benutzt. Fréret's und Volney's Untersuchungen über die alte Chronologie lagen außerhalb seines Planes.

Das vorliegende Lehrbuch selbst scheint uns für das Studium junger Theologen, besonders katholischer, gewiß sehr zweckmäßig eingerichtet zu sein; die Methode ist nach alter Weise streng, fast etwas steif und ängstlich durchgeführt: auf den Lehrsatz folgt der Beweis; dann folgen die Aufgaben mit ihrer Auflösung; Erklärungen, Erläuterungen und Zusätze, sowie Beispiele von der Reduction der verschiedenen Aeren und Cykeln sind gegeben, wo es nöthig und auch wol nicht nöthig war. Dabei hat der Verf. die leichtern Lehnsätze aus der Astronomie verständlich vorgetragen und bei den mathematischen Angaben nur die gewöhnliche Kenntniß der Rechenkunst vorausgesetzt. Allein, für die Philologen und für den angehenden Historiker hat der Hr. Verf. zu wenig geleistet. Für diese bleibt Ideler's Handbuch, welches auch in Hinsicht auf mathematische Chronologie ein wissenschaftlich begründetes Ganzes darstellt, unentbehrlich. In Magold's Plane haben wir eine strenge systematische Ordnung und oft den innern Zusammenhang vermißt. Der Verf. hat nämlich nicht allein in die erste Abtheilung der „Allgemeinen Chronologie" Vieles, u. A. die ganze christliche Zeitrechnung (noch vor der Lehre von den Perioden), aufgenommen, was in die besondere Chronologie der einzelnen Völker gehört und dort blos beispielsweise angeführt werden konnte, sondern hat auch in seinem Abrisse der Chronologie der einzelnen Völker eine Ordnung befolgt, welche mit dem Entwickelungsgange der Wissenschaft nicht übereinstimmt; dadurch aber wird das Verständniß der einzelnen Zeitrechnungen, die sich nach der historisch-genetischen Folge einander gegenseitig ergänzen und berichtigen, sehr erschwert. Er stellt, nach alter Weise, die Chronologie der Hebräer, welche er alte Juden nennt, oben an und verbindet damit die der neuen Juden; dann läßt er die der Römer, und nun erst die der Griechen folgen! Zuletzt skizzirt er die Chronologie der Aegypter, Babylonier, Perser und Mohammedaner. Die 3 letzten Hauptstücke des Buchs sind der Chronologie der Brachmanen, Chinesen und Japaner gewidmet; doch sagt der Verf. selbst, daß hier noch allenthalben Dunkelheit herrsche, daß ihm „wenigst (ein veraltetes Wort) keine genügende Hülfsquellen zu Gebote standen". Ideler dagegen läßt, wie uns scheint, die einzelnen Völker, deren Zeitrechnung sich auf eine eigenthümliche Weise gestaltet hat, richtiger so auf einander folgen: Aegypter, Babylonier, Griechen, Macedonier, Syrer, Hebräer, Römer, die christlichen Völker, die Araber, Perser und Türken. Die ostasiatischen Völker, die Hindus und Chinesen, hat er von seinem Plane ausgeschlossen, weil, wie er selbst in der Vorrede sagt, nur tüchtige Kenner des Sanskrit und des Chinesischen, die zugleich Astronomen genug sind, aus hinlänglich reichen Quellen die Kenntniß der Chronologie dieser Völker mit Erfolg schöpfen können. Nach diesem Bekenntniß möchte Das, was unser Verf. von der Zeitrechnung jener 3 Völker theoretisch aufstellt, großentheils nur literarischer Aufputz sein und gleichsam als Curiosum zur Nachfrage dastehen. Ueberhaupt hat Hr. M. sich zu sehr an ältere Führer gehalten und die Resultate neuer Forschungen zu wenig berührt. Des übrigens sehr verdienstvollen Frank Jobelperiode hat in Hrn. M.'s Lehrbuche eine ausführliche Darstellung und Anwendung gefunden; er berechnet u. A. nach der Genesis Anfang und Ende der Sündflut (§. 136, vom 27. Nov. 1656 nach Erschaffung der Welt bis zum 26. Nov. 1657!); allein, über die neuern Prüfungen der gewöhnlichen Angabe der Epoche der christlichen Zeitrechnung wird nichts gesagt. Auch hier muß man Ideler's Handbuch vergleichen. Uebrigens haben wir, was bei einem wissenschaftlichen Werke so wesentlich ist, die Bestimmtheit des Ausdrucks hier und dort in Hrn. M.'s Lehrbuche vermißt; doch kommen minder gebräuchliche Wörter nur selten vor. „Statt" und „während" hat der Verf. unrichtig mit dem dritten Falle construirt. Bei einer neuen Auflage wird Manches kürzer, Manches bestimmter abzufassen, Mehres zu ergänzen und Vieles logischer anzuordnen sein, wenn das Lehrbuch in wissenschaftlicher Hinsicht befriedigen soll.

22.

*) Bekanntlich ist von diesem Werke eine Fortsetzung erschienen, und das Ganze besteht nun aus 3 Abtheilungen: die 1. Abtheilung der Octavausgabe enthält in 5 Bänden die Zeit vor Christo; die 2., in 18 Bänden, die Zeit bis 1770, und die 3., von welcher der 8. Theil (Paris, 1829) bei dem jetzigen Herausgeber und Eigenthümer, dem Marquis de Fortin d'Urban, erschienen ist, soll in 13 Bänden die Zeit bis 1828 enthalten.

---

1. Geschichte von Spanien und Portugal, historisches Lesebuch, für gebildete Leser und Leserinnen. Herausgegeben von Alexander Haindorf. Hamm, Wundermann. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Jahrbücher der Geschichte von Amerika (1492—1829). Von Gustav Wilhelm Hugo. Karlsruhe, Groos. 1829. Gr. 8. 16 Gr.

Es ist der Contrast in Stoff und Form, die Wahlverwandtschaft und Polarität, Licht und Schatten, Aufgang und Niedergang — Jean Paul sprach einmal vom „ekelhaften Niederfaulen" der Völker — was Referenten bestimmt hat, beide Schriften in einer Anzeige zusammenzufassen. Hat die einst Welten beherrschende, nun so unglückliche Halbinsel, nicht nur durch ihre Pyrenäen, nein, vielmehr durch Jahrhunderte nach Cultur und Institutionen von uns geschieden, sich an der neuen Welt einst verblutet, so kann der menschliche Geist es sich nicht versagen, die Nemesis der Geschichte nach dem andern Welttheile zu begleiten, und wenn wir jenes Gemisch von Licht und Schatten, Freiheit und Sklaverei, Parteienhaß und edelster Vaterlandsliebe betrachten, doch den Glauben nicht unterdrücken, daß schon die nächsten Generationen einer Wohlfahrt sich werden erfreuen können, die unsere beklagenswerthen westlichsten Mitbewohner vielleicht lange

nicht finden werden. Es ist ein so durchaus tragischer Stoff, den wir hier vor uns haben, daß eine gewisse Seelenstärke, ein Stoicismus dazu gehört, sich ihm überhaupt und vor Allem sich in diesem dunkelsten Augenblick hinzugeben.

Hier nun ist es gar eine zarte Frauenhand, die ihn hauptsächlich für ihr Geschlecht bearbeitet hat, so sehen wir aus dem Vorwort, und Ref. bezeugt aufrichtig und gern, daß überhaupt aus weiblichem Gemüth ihm nie eine kernigere, edlere geschichtliche Darstellung vorgekommen sei; er würde diesen Ursprung ohne ausdrückliche Versicherung des Herausgebers nie geahnet haben. Der Styl ist fließend, die Ausdrücke sind gewählt und klar, und durch das Ganze weht ein Geist männlichen Freimuths, der mit Dem versöhnt, was die Geschichte berichten muß. Die allerneueste Zeit hat Europa von Spanien aus mit einem Selbstentschluß überrascht, aus dem, wer wie Ref. ein tüchtiger Optimist ist, eine gediegenere Leitung des Ganzen sich idealisiren könnte: es ist die plötzliche Aufhebung des salischen Erbfolgegesetzes, das Ludwig XIV. durch 20jährigen Kampf für seine Dynastie errang, und durch dessen Vernichtung König Ferdinand in dem gegenwärtigen so wohl gewählten Augenblick das Band der Dankbarkeit zu zerreißen scheint, mit dem der glorreiche Befreiungskrieg des Jahres 1823 ihn an Frankreich knüpfen mußte.

Ref. empfiehlt auch männlichen Lesern dieses Buch; Jeder, der Interesse dafür hat, wird es befriedigt aus der Hand legen; aber fragen wird Mancher, ob es noch stumpfere Lettern, noch graueres Papier, noch gelbere oder schmuzigere Druckfarbe gebe als die, mit welcher die Verlagshandlung das gute Buch und noch dazu eine Damenarbeit, verunziert hat.

Nr. 2 brachte Ref. auf die Bemerkung, daß es, wie wol vor Zeiten, so auch jetzt noch, recht wunderliche Leute unter den Gelehrten gibt. Herr Hugo hat mit großer Einsicht, Mühe und Sammlerfleiß historische Data gesammelt, aus denen einst eine Geschichte Amerikas hervorgehen möge. Eine solche ist ein unbestrittenes und allgemein gefühltes Bedürfniß; und da Bruder Jonathan mehr zu thun hat als zu schreiben, der alte Onkel in England aber auch nicht sehr aufgelegt ist, sich über die Rectascension des neuen Gestirns mit besonderer Freude auszulassen, so kommt, wie gewöhnlich, das Amt einem deutschen treufleißigen Forscher zu. Unser Herr Verfasser hatte sich aber einmal vorgenommen, keine Thatsache aufzunehmen, von der er nicht mit diplomatischer Genauigkeit den Tag anzugeben wisse, und nicht ohne eine fast rührende Freude theilt er uns mit, die Welt sei ganz im Irrthum gewesen, wenn sie bisher geglaubt, Colombo habe am 11. April den ersten Theil Amerikas entdeckt; an jenem Tage habe der Admiral Abends 10 Uhr ein sich fortbewegendes Licht gesehen, aber erst am 12. früh 2 Uhr habe ein Matrose Land gesehen (S. IV). Ref. rühmt es, daß der Hr. Verf. von solchem rigueur nachgelassen und bisweilen auch wichtige Thatsachen mit aufgenommen habe, deren Monatsdatum nur feststeht; wenn daher der Hr. Verf. mit sehr edler Bescheidenheit von Dem spricht, was er geleistet und unter großer Mühe nur habe leisten können, und dann hinzufügt, er habe geglaubt, ein unvollkommenes Werk sei doch besser als gar keins, so erlaubt sich Ref., dem dieses Buch eine überaus werthe Erscheinung gewesen, dennoch die freimüthige Bemerkung, daß es noch einen dritten Fall gebe, den: eine solche Unternehmung noch ein oder ein paar Jahr reifen zu lassen; und täuscht uns nicht Alles, so wird gewiß bald eine neue und vielleicht vollständigere Ausgabe die Freunde der Geschichte erfreuen.

Ob das Buch bei dem großen Publicum nicht noch allgemeinere Theilnahme erregen würde, wenn Hr. H. entweder die aufzufindenden, jetzt aber nach Ort und Zusammenhang ganz isolirt stehenden Data durch einen historischen Faden verbände, oder einzelne Thatsachen mehr einkleidete, sei dessen einsichtsvoller Beurtheilung überlassen. Dann aber müßten auch die Zeitbestimmungen nicht mit solcher Aengstlichkeit als Bedingung der Aufnahme sonst merkwürdiger Ereignisse festgehalten werden; Ref. verweist hier auf eine Begebenheit, die auf Amerika vom unermeßlichsten Einfluß ist, aber in den Jahrbüchern keinen Platz gefunden hat, dies ist die Einführung von afrikanischen Sklaven. Bekanntlich wurden 1503 die ersten afrikanischen Sklaven von den dortigen Besitzungen der Portugiesen nach Amerika übergeschifft.

Manche historische Anekdote oder Beziehung würde gewiß mit Dank aufgenommen; z. B. 1635: Rhode-Island wurde von den Wilden für einige Brillen verkauft; oder: der englische General Bourgogne erläßt kurz vor seiner Gefangennehmung mit dem ganzen Armeecorps bei Saratoja eine vortreffliche Proclamation, in der er den Amerikanern sagt: „er sei blos gekommen, sie von der unerträglichen, unnatürlichen Tyrannei des Congresses zu befreien"; und gleichzeitig berichtete ein englischer Reisender: Amerika sei durch seinen Freiheitskrieg in einen solchen Zustand versetzt worden, aus dem es sich in einem Jahrhundert nicht wieder erholen könne. 13.

Notizen.

Zur Geschichte der Guillotine.

Ein Hr. G. Surenne hat neulich in einem „Mémoire historique sur la guillotine" (Edinburg, 1829) Frankreich die Erfindung der, Guillotine genannten, Köpfmaschine streitig gemacht und sie der englischen Stadt Halifax zugeschrieben. Er scheint auf diese Erfindung einen hohen Werth zu legen; denn er hat alle seine antiquarischen und geschichtlichen Kenntnisse aufgeboten, um seine Behauptung außer Zweifel zu setzen, obgleich es vielleicht noch keinem Franzosen eingefallen ist, die Guillotine eine französische Erfindung zu nennen und stolz darauf zu sein. Hr. Surenne geht in seinem Mémoire bis ins 10. Jahrhundert zurück. Damals soll Halifax nur ein Dorf, dann ein kleines Städtchen gewesen sein und mitten in dem großen hardwicher Walde gelegen haben. Die Einwohner hätten, mehr als sonst etwas, das Stehlen betrieben, und die Obrigkeit habe sich genöthigt gesehen, auf einem öffentlichen Platze das zur Bestrafung dieses Vergehens bestimmte Werkzeug für immer stehen zu lassen, um es nicht immer von Neuem aufbauen zu müssen. Dies Instrument nun soll nichts Anderes als eine der französischen Guillotine fast ganz gleiche Maschine gewesen sein. In Italien war ebenfalls schon in früher Zeit eine ähnliche Maschine im Gebrauch, die man Mannaia nannte. Diese ist dem Hrn. Surenne ganz unbekannt geblieben; sonst hätte er vielleicht auch nachgewiesen, daß sie die Italiener wie die Franzosen von den Engländern entlehnten. Was nützen aber dergleichen Untersuchungen?

Oriental translation fund. *)

Die Gesellschaft erhält fast täglich mehr Unterstützung und Ausbreitung. Viele ausländische gelehrte Orientalisten haben sich erboten, wichtige Werke aus dem Arabischen, Persischen, Chinesischen und Syrischen zu übersetzen, und die Anzahl der zur Uebertragung ausgewählten Schriften ist bereits um Vieles vermehrt worden. Der Oberst Fitz-Clarence nimmt sich der Gesellschaft, trotz seiner Kränklichkeit, besonders lebhaft an. Er überreichte vor Kurzem ein Exemplar der Uebersetzung von Ibn Batuta's Reisen dem heiligen Vater in Person, der es sehr gnädig aufnahm und ihm die Bibliothek des Vaticans, welche sehr reich an orientalischen Werken ist, frei zu benutzen erlaubte. Der gelehrte Majo ist dem Obersten dabei überall behülflich, und so sind denn schon mehre interessante koptische und syrische Werke gefunden worden und bereits unter der Feder des Uebersetzers. 18.

*) Vgl. Nr. 148 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 163. —— 12. Juni 1830.

Das Leben der sorbischen Lehrer Christian und David Wowanus, oder: Der Sieg des Glaubens. Eine Geschichte unserer Zeit, beschrieben von D. T. Kopf. Berlin, 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser dieser Schrift ist Aufseher der Erziehungsanstalt für sittlich-verwahrloste Kinder in Berlin, ein hochverdienter Mann, dessen Eifer und Talent diese Anstalt ihren glücklichen Fortgang dankt. Wir glauben in der Lebensgeschichte des David Wowanus die eignen Verhältnisse des Erzählers zu erkennen, hören sogar von Klagen, die wegen Aeußerungen über Collegen eingehen. Doch, diese Aeußerungen möchten schwerlich als Injurien anerkannt werden; der Wunsch, zu belehren und zu bessern, nicht der Wunsch zu beleidigen, waltet hier; auch sind durch Veränderung aller Namen und Titel die meisten Personen und Verhältnisse nur Denen kennbar, die ganz in der Nähe gelebt haben, den Andern aber wie ein belehrender Schullehrerroman (gleich „Spitzbart" und andern frühern Erziehungsromanen) ausgestellt. Des Belehrenden ist wirklich sehr viel, der Schauplatz der Erziehungsverbesserungen neu, nämlich unter den zerstreuten Resten slawischer Stammbewohner der Lausitz. Wir sehen den Verf. wirksam als Lehrer, Dichter und Schriftsteller in beiden Sprachen, sowol in der wendischen wie in der deutschen; er muß in beiden unterrichten, weil die Leute jene für ihr tägliches Leben, diese aber für die ganze Mannichfaltigkeit ihres Verkehrs bedürfen. Es mag hierbei bemerkt werden, was viele Bewohner jener Gegenden versichern, daß diese wendischen Sprachen, welche sich so lange gegen die ganze Flut germanischer Umgebung und Unterricht zu erhalten wußten, jetzt allmälig beim Verkehr mit einem größern Reiche, bei der größern Beweglichkeit der Menschen und des Eigenthums, nach Aufhebung der Erbunterthänigkeit und vieler bindender Beziehungen des Eigenthums, endlich durch die allgemeine Verpflichtung zum Soldatendienste, insofern schwinden, als die jüngere Welt fast allgemein mit deutscher Sprache vertraut, sich mit deutschen Einwohnern verbindet, wo dann gewöhnlich die zahlreichern Sprachverwandten die siegenden sind. Die Lernbegierde des Völkchens, sein Eifer für tüchtige Schullehrer machen uns diese Gegenden werth; der Verf. findet die Kinder bei den Heerden im Freien mit ihren Schulbüchern beschäftigt, was sich wol nur selten bei deutschen Bauerkindern finden möchte. Das Belehrende für Erziehungskunde mag den Zeitschriften, die für dies Fach sorgen, vorbehalten bleiben; nur eine Bemerkung erscheint von allgemeinem Interesse. Wir sehen hier an einem der Orte, wo der Verf. allein als Lehrer stand und bei guter Besoldung etwas recht Tüchtiges durch Anwendung sogenannter Lancaster'schen Methoden leistete, die Schule durch die obere Behörde in 3 zerlegt, daraus 3 schlechtbesoldete Stellen, Baukosten u. s. w. für die Gemeinen hervorgehen. Woher kommt es, daß die Lancaster'schen Methoden, welche jetzt in so vielen Ländern mit so gutem Erfolge sich belohnt finden, im preußischen Staate, wo so viele andere Methoden versucht wurden, gar nicht angewendet sind? Was wir dagegen gehört haben, sind Vorurtheile, aus übereilten Aeußerungen Einzelner entstanden, welche die Ausübung dieser Methode im Wesentlichen mit manchen Aeußerlichkeiten verwechselten. Nirgends, kann ich versichern, sieht man in gewöhnlichen Schulen diese Selbstthätigkeit aller Schüler so lebhaft angeregt; von dem dumpfen, unthätigen Hinstarren der Meisten, wie wir sie täglich in Landschulen sehen, bis die Reihe der Arbeiten den Einzelnen trifft, ist keine Spur; dabei hat die Aufmerksamkeit auf äußere Ordnung und Haltung den günstigsten Einfluß, wie auch die Zwischenübung zu Soldatenmärschen und künstlichern Bewegungen Gewandtheit und Geschicklichkeit verbreitet. Der Vorwurf, als ob eine drückende Mechanik in diesen Methoden den Geist niederdrücke, ist gänzlich aus der Luft gegriffen; denn eben in der raschen Ueberwindung des unvermeidlich Mechanischen liegt das Verdienst dieser Methode; jeder Knabe aber strebt nach dem Preise, bald selbst beim Ueberhören der Andern als Lehrer geistig-thätig mitzuwirken, ja, nirgends ist das Lehren und Lernen, wie es so gut zusammenstimmt, durch die Methode so fest verbunden. Wir eilen zum Unterhaltenden des Buches und wählen die Beschreibung eines Liebesmahles (S. 156), welche zugleich beweist, daß der Verfasser bei aller Neigung zur Frömmigkeit doch auch der komischen Laune nicht ab-

geneigt ist, welche sich zuweilen jener ganz schuldlos entgegenstellt:

Als nämlich am zweiten Osterfeste Nachmittags die Sorben aus Neukirch und andern Dörfern mit den Wenden aus der Niederlausitz das Liebesmahl feierten, da saß neben mir ein alter Bauer aus Särchen bei Hoyerswerda. Dieser Mann war erstaunlich corpulent; sein kleiner Finger war stärker als mein Daumen, und mächtig das krause Haar auf dem kesselgroßen Haupte. Dazu kam noch der Umstand, daß dieser sorbische Goliath einen fürchterlichen Bierbaß sang und mir dadurch alle Andacht beim Gesange des herrlichen Liedes: „Poiczo k'jehnoczje", benahm. Während dieses Gesanges wurde das Liebesmahl gehalten; es gingen dabei je 2 und 2 Brüder im Betsale umher und boten jedem Gaste ein Milchbrot und eine Tasse Thee an. Die Gemeine sang; Der aber, welcher eben das Milchbrot und den Thee in Empfang genommen, verzehrte diese Liebesgabe, gab sodann die leere Tasse zurück und sang das angestimmte Lied mit der Gemeine fort. Wahrscheinlich wohnte mein dicker Nachbar ebenfalls zum ersten Male einem Liebesmahle bei; auch schien es, als hätte er in seinem Leben keine Tasse Thee in Händen gehabt, daher er denn, als sie ihm angeboten wurde, hastig zugriff und den Thee heißhungrig verzehrte; 2 Bisse, und das Milchbrot war auch geborgen. Ich saß dabei wie auf Feuerkohlen; an Andacht war nicht zu denken; ich wollte beten und mir Ernst erflehen; allein, meine nachbarliche Corpulenz stieß mich an und meinte: Schkoda u. s. w., d. h.: Schade, daß die Tasse nicht so groß ist wie ein Waschfaß! wodurch mein Lachsinn bis zum Punkte des lauten Ausbruchs geschraubt wurde. War ich ein räudiges Schaf und unwürdig der Gnade und Liebe, die mir mein Gott und Heiland auch in dieser Stunde hatte erweisen wollen, so gehörte mein särchener Colossus nicht minder zu den Gästen, die kein Hochzeitkleid angezogen hatten, denn er wurde nicht müde, den guten Geschmack des Thees zu rühmen, und jammerte schmerzlich darüber, daß er mit seiner Zunge den mit aufgelösetem Zucker bedeckten Boden der Tasse nicht erreichen konnte. Diese Süßigkeit in der Tasse zu lassen, das schien ihm Sünde zu sein, daher er durch künstliche Manoeuvres mittelst seines langen Zeigefingers die Sache ins Reine bringen wollte; kurz, der Mann peinigte mich und alle Brüder, die um und neben ihm saßen, dergestalt, daß wir Gott dankten, als die Feier des Liebesmahls ein Ende nahm. Wahrlich, wer auf die Bewegungen seiner Seele achtet und stets den Willen hat, mit Hülfe des heil. Geistes jeden bösen Gedanken sogleich im Keime zu unterdrücken und dennoch solche Erfahrungen sogar im Heiligthume des Herrn macht, der wird die Existenz des Teufels nimmermehr verleugnen können. Darum seid nüchtern und wachet!

Nicht minder lebendig ist weiterhin die seltsame Wichtigkeit dargestellt, die von einem alten Pfarrer auf Nebensachen des Schulwesens gelegt werden, worüber wir wieder am besten ihn selbst (S. 205) abhören:

Hier haben Sie, lieber Herr Schulmeister (sprach der Prediger), Nr. 1 das Abkündigungsbuch, Nr. 2 die Schlüssel zu den Kirchhofthüren, Nr. 3 den Schlüssel zur Thurmuhr, Nr. 4 das Handlangerbuch. Letzteres hat der seligvollendete Schulmeister mit einer beispiellosen Sorgfalt geführt; Sie werden Sich aus demselben von seiner erstaunlichen Ordnungsliebe überzeugen. Gebe doch der große Gott, daß diese Sache immer so treu fortgeführt werden möchte! In Beziehung auf 1, 2 und 3 war ich im Klaren, aber das Handlangerbuch schien mir zu den Schulsachen zu passen wie Saul zu den Propheten, weshalb ich mir eine besondere Erklärung ausbat, welche also lautete: Wenn Lehmkleber oder Handlanger bei den Reparaturen der Pfarr- und Schulgebäude gebraucht werden, so sind die 4 in unsere Kirche eingepfarrten Gemeinden verpflichtet, solche Männer zu stellen; Sie aber müssen diese Leute bestellen und in diesem Buche darüber Rechnung führen. Mir kam es vor, als werde das Buch in meiner Hand von Augenblick zu Augenblick schwerer; ich fragte den Hrn. Pfarrer: ob ich diese Bestellungen auch besorgen müsse, wenn Schule gehalten wird? worauf er mir den Bescheid gab: Bei solchen Vorkommenheiten muß die Schule ausgesetzt werden, denn diese Bestellungen sind Werke der Noth.

Nachdem nun der Verf. die bei dem ordentlichen Schulmeister gänzlich vernachlässigte Jugend mit allerlei Methoden weitergefördert hatte, nachdem die Gemeine singen gelernt, nachdem der Patron mit gleichem Eifer das Schulhaus erneut hatte, das Lehmkleberbuch aber durch einen Andern, der die Arbeiter bestellen mußte, verloren ging, trat ihm jener Prediger mit großem Jammer entgegen:

Herr Schulmeister, ich muß Ihnen mit Bedauern sagen, daß meine bangen Ahnungen zehnfach bestätigt worden sind. In der Schule wird pestalozzianisirt, lancastrirt, lautirt. Der kraftvolle laute Gesang in der Kirche ermattet immer mehr, und bald wird unsere Gemeine singen wie die Herrnhuter. Die Thurmuhr ist abwesend und das Handlangerbuch ist verloren gegangen. Was in aller Welt soll daraus werden? So weit würde es nicht gekommen sein, wenn Sie die Handlanger, wie mein seliger Schulmeister that, selbst bestellt hätten.

Hierüber entzweiten sich Beide, aber die Predigerin versöhnte sie und, o Wunder der irdischen Prüfungen! als Beide sich zu einer Tasse Thee einträchtig zusammensetzten, trat ein Mann ein, fragte, ob das Buch, welches er gefunden, dem Schulmeister gehöre. Es war das Lehmkleberbuch.

Ich wollte (sagt der Verf.) dem guten Manne eine Belohnung geben, allein mein Pastor ließ dies nicht zu, weil er den glücklichen Finder selbst belohnen wollte, und er belohnte ihn fürstlich; mir aber schenkte er zum ersten Male einen herzlichen Kuß.

Nun noch eine seltsame Probe, die Arbeit eines Landschullehrers über Sprachunterricht, in einer Schullehrergesellschaft vorgetragen (S. 260):

Von Sprachlehre kann ich nicht viel sagen, indem ich es dafürhalte, daß alle Sprache nur der Ton oder Laut eines Sinnes ist, und die Sprache nicht durch den Geist, sondern nur die Lunge hervorgebracht wird, mithin keine Sprachlehre anzufangen, weil die Lunge das Werkzeug ist; ich will nicht weiter gehen, sondern nur kürzlich sagen, daß meine Meinung sei, daß alle Sprachlehre mithin in der Denkungslehre verbunden sei, und nur wenn es wirklich Sprachlehre sein sollte, dieselbe nur mit der Denkungs-, Sinnes-, Verstandes- und Gedächtniß ihren Beschäftigungswerk haben muß und immer erstere Lehren das Wort und diese das Laut. Ich behaupte, ein Lehrer beschäftige sich nur in Denkungs-, Sinnes- und dergleichen Lehren, so wird die Sprachlehre von selbst an Tageslicht kommen. Wurzelmann.

Wir sehen, der arme Mann kann sich nicht ausdrücken, auch diente er wol seinen Collegen zum Gespötte, und doch schwebt ihm hier ein Verhältniß der Sprache zur Philosophie vor, auf das Hamann von allen Seiten mit dem ihm eigenthümlichen Tiefsinn hindrängte, das Herder in der „Metakritik" ergriff, und das eigentlich noch immer nicht mit voller Klarheit entwickelt worden, weswegen auch wir es vorläufig auf sich beruhen lassen und nur aufmerksam machen wollen, wie oft der Unsinn ein verkappter Tiefsinn sein kann.

besonders in Ungebildeten, die des Ausdrucks noch nicht Meister sind, auch bei Kindern, denen in ihrer Flüchtigkeit der Gedanke während des Redens wie ein Vogel, der, mühsam eingefangen, beim Vorzeigen so leicht entschlüpft und in der Luft verschwunden scheint. 80.

Generalstatistik der europäischen Staaten. Mit vorzüglicher Berücksichtigung des Kaiserthums Oestreich, von G. N. Schnabel. 2 Theile. Nebst 2 großen Uebersichtskarten. Prag, Calve. 1829. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Wer die Arbeiten des geehrten Verfs. kennt, wird mit der Erwartung, etwas Vorzüglichem entgegenzusehen, dieses Werk ergreifen, und diese Erwarrung findet man dann auch vollkommen bestätigt, wenn man bis zum Schlusse dieser Arbeit gelangt ist. Die Einleitung, die die ersten 74 Seiten umfaßt, weist der Statistik den ihr gebührenden Platz an und entwickelt auf philosophische Weise die bei der Statistik zur Sprache kommenden Gegenstände. So ist beim Verf. der Staat ein Organismus in der moralischen Weltordnung, d. i. ein System von freiwirkenden Kräften, die, nach einem von der Vernunft gefoderten Zwecke sich wechselsweise unterstützend, zusammenwirken. Die Statistik ist eine Staatswissenschaft, nämlich eine Wissenschaft, die einen wirklichen Staat zum Gegenstande hat; sie ist ferner eine historische Staatswissenschaft, hat es aber nur mit der Darstellung von wirklich vorhandenen Umständen, von Wirklichkeiten aus der Gegenwart zu thun, und zwar insoweit sie zum Zwecke der Regierungskunst dienen.

Das Hauptgerüste zur Aufführung eines Lehrgebäudes der Statistik wird von dem Verf. nach folgendem Schema aufgestellt: 1) innerer Zustand des Staates, und 2) äußerer Zustand des Staates, und bei beiden: die Grundmacht des Staates und die Resultate der Staatsverwaltung. Die erstere zerfällt wiederum in eine Staatsvereinigung (Vergesellschaftung), sowol in Berücksichtigung des Gebietes, auf dem sie geschieht (Land), als auch der Vereinigungsglieder (Leute, Bewohner); dann aber auch in eine Staatsform (Organisation des Staates). Auf diese beiden Elemente gründet sich denn die materielle und die formelle Grundmacht eines Staates, deren Hauptbestandtheile aus Land und Leuten bestehen. Bei dem Lande kommt: Name, Lage. Grenzen, Bestandtheile, Gestalt, Größe, Fruchtbarkeit, Beschaffenheit der Oberfläche, Klima, Boden, und bei den Leuten: die Stammverwandtschaft, die Anzahl, die Vertheilung und die körperlichen und geistigen Fähigkeiten in Betrachtung. Die formelle Grundmacht des Staates, die auf dem Dasein der Oberherrschaft beruht, ist jedesmal ein Subject, dessen Wille den Gemeinwillen darstellt, und das entweder auf eine einzelne physische Person oder auf der Vereinigung mehrer physischen Personen beruht. Und dieser Unterschied bildet denn im Allgemeinen die Form der Regierung, sodaß im erstern Falle die Regierungsform monarchisch und im andern Falle polyarchisch genannt wird. In Beziehung auf die beiden Grundvermögen, der Gesetzgebung nämlich und der Vollziehung, ist ferner zu untersuchen, was zum Wesen sowol der Monarchie als der Polyarchie gehöre. Man rechnet hierher Erbrechte, Wahl, äußere Zierden, Feierlichkeiten und Auszeichnungen. Die wesentlichste Einrichtung der zur Vollziehung der Gesetze erfoderlichen, allseitigen und ununterbrochenen Thätigkeit liegt wieder darin, daß an allen Theilen des Staatsgebietes gewisse Personen von der gesetzgebenden Gewalt beauftragt und in ihrem Namen handelnd, vorhanden seien, welche auf einen gewissen Bezirk und auf eine gewisse Gattung von Verwaltungsnormen jene Vollziehungsgeschäfte besorgen und theils unmittelbar, theils mittelst höherer, einen größern Bezirk vorstehender Beamten mit der gesetzgebenden Gewalt im Zusammenhange stehen (Abtheilung des Staatsgebietes und Beamtenhierarchie).

Was die Resultate der Staatsverwaltungsthätigkeit anbelangt, so bemerkt der Verf., daß diese zuvoderst entweder Gesetze oder Anstalten sind. Die Zwecke nun, welche eine Gemeinschaft, wie der Staat ist, sich vorsetzt, sind dieselben Zwecke, welche die Menschen überhaupt sich vorsetzen sollen, die Zwecke der Menschheit. Der höchste Zweck der Menschheit ist Entwickelung des tugendhaften Willens, und als nothwendige Bedingung hierzu Erhaltung unsers Daseins, und weiter als Mittel dazu Verschönerung und Verannehmlichung unsers Lebens. Hieraus ergeben sich sogleich die hauptsächlichsten Zwecke für die Gemeinschaft des Staates und für die Regierung desselben, nämlich: der Zweck der Moralität, der Zweck der Erhaltung des irdischen Lebens und der Zweck der Verannehmlichung und Verschönerung des Lebens. Allein, da, der Erfahrung zufolge, bei jedem Streben nach einem gewissen Zwecke bald mehr, bald weniger Umstände einzutreten pflegen, welche, weit entfernt, jenen Zweck zu fördern, denselben vielmehr, wofern ihre Wirkung nicht aufgehoben würde, gerade rückgängig machen müßten, so ist Sicherheit ein Hauptzweck der Staatsverwaltung. Diese zerfällt aber wiederum in den Zweck der Gerechtigkeit und in jenen der Sicherheit im engern Sinne, je nachdem die Gefahren wirklicher Verletzung oder Entgängnisse ihren Grund in der Willkür oder in der Verweigerung vermeintlicher Rechte haben. Da das Subject des Staates an die Eigenheiten der Menschennatur und an deren allgemeine Bedürfnisse gebunden bleibt, so wird seine Existenz, sowie sein Wirken zur Erreichung der Staatszwecke von dem Gebrauche gewisser äußerer, nicht nothwendig mit demselben verbundener Gegenstände abhängen, und so wird die Herbeischaffung dieser äußern Mittel einerseits, und andererseits die Beseitigung aller Gefahren, denen die Verfassung und sonach das eigentliche Leben des Staates von Innen und von Außen her ausgesetzt ist, nicht minder unerläßlicher Zweck für den Staatsverein und dessen Regierung sein. So entstehen die Abtheilungen der Gerechtigkeitspflege, der Sicherheitspflege im engern Sinne (Polizeiverwaltung), der Culturverwaltung, der Güterverwaltung, der Finanzverwaltung und der Staatssicherheitsverwaltung. Was nun die Justizverwaltung anbelangt, so zerfällt diese in 2 untergeordnete Zweige, die entweder auf Besserung oder auf Abschreckung Bezug haben. Bei beiden Zweigen kommt es aber darauf an, daß Gesetze sowol für die einzelnen Privatrechte als auch für strafbare Handlungen mit dem Grade ihrer Strafbarkeit bestimmt werden, und daß richterliche Institute hergestellt seien, durch welche obige Zwecke realisirt werden können. Bei den Gesetzen ist wiederum Materie und Form zu untersuchen, sowie bei den richterlichen Instituten die Organisation und das Verfahren. Die Resultate der Polizeiverwaltung trennt der Verf. in ihren Hauptpartien dergestalt, daß ein Zweig derselben sich mit Abwendung der dem Staate, als solchem, drohenden Gefahren, und der andere sich mit der Privatpolizeiverwaltung beschäftigt. Was die Culturverwaltung anbelangt, und was insbesondere die Geistesbildung anbetrifft, so erläutert ihr Wesen der Verf. dergestalt, daß es dem Willen der Einzelnen die möglichst ausgiebigen innern Bestimmungsgründe zum tugendhaften Handeln verschaffe. Diese Bestimmungsgründe liegen aber zum Theil in Regungen oder Empfindungen des Gemüths, zum Theil in Erkenntniß des Verstandes, woraus sich denn auch eine doppelte Art der menschlichen Geistesbildung ergibt, nämlich die intellectuelle (Verstandes-) und die gemüthliche (Herzens-) Bildung. Die Staatsverwaltung wird demnach durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel manche Veranstaltung sowol zur Verbreitung einer zweckmäßigen Aufklärung des Verstandes, als auch zur weitern Verbreitung der religiösen Wahrheiten und zur Unterstützung der gottesdienstlichen Uebungen und Gebräuche zu treffen haben. Hierher gehören denn alle Unterrichtsanstalten, das Kirchenwesen, die Schriftstellerei u. s. w. Was die Güterverwaltung anbelangt, so hat der Verf. die Ansicht, daß der Zweck derselben sei, durch die einer Regierung zu Gebote stehenden Mittel für den äußern Wohlstand eines Volkes zu sorgen. Hier wird zunächst der Begriff von Production festgehalten, der entweder in Unterstützung der Güter formirenden Kraft der un-

freien Natur durch Entfernung der ihr entgegenstehenden Hindernisse und durch Wegnahme der natürlichen Erzeugnisse aus den Werkstätten der Natur, oder aber in weiterer Gestaltung dieser natürlichen Erzeugnisse durch menschliche Kräfte, um daraus Güter von höherer Brauchbarkeit zu schaffen, bestehen. Hier kommen als Verwaltungsmaßregeln zu berücksichtigen: a) die Regulirung der Erwerbungsarten zum Behufe der ursprünglichen Vertheilung der erzeugten Güter; b) die Leitung des Tauschgeschäfts im Kleinen und Großen zum Behufe der weitern oder abgeleiteten Vertheilung, und c) die Betheilung der gänzlichen Erwerbsunfähigen mit den zu ihrer Subsistenz erfoderlichen äußern Gütern (Armenversorgung). Ueber Finanzverwaltung, als Gegenstand der Statistik, sagt der Verf., daß sie durchaus in ihrer Thätigkeit von den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung bestimmt wird. Das erste Geschäft der Finanzverwaltung wird demnach sein, mit Rücksicht auf die ihr dargebotenen Resultate taugliche Quellen für das öffentliche Einkommen auszumitteln. Und in dieser Beziehung ist vornehmlich zu untersuchen und darzustellen: a) ob die Finanzverwaltung das Volksvermögen blos in der Art benutze, daß sie von den einzelnen Bürgern sich einzelne Beiträge leisten lasse, welche, zusammengenommen, die jedesmaligen Bedürfnisse des Staates zu decken bestimmt sind (Erhebung von Abgaben und Steuern); oder b) ob sie auch ein besonderes Eigenthum des Staates an Sachen oder Rechten zur eignen nutzbringenden Verwaltung ausgeschieden halte, von welcher dann die Nutzungen in die Staatscasse fallen (Kameral- und Gefällwirthschaft).

Der äußere Zustand des Staates, dessen Zwecke theils Sicherung, theils Zuwendung positiver Vortheile sind, berücksichtigt besonders die diplomatische und die Militairstaatsverwaltung.

Wir haben uns über diese Einleitung, der noch manches Interessante über die Quellen, die Methode und die Literatur der Statistik beigefügt ist, etwas umständlich ausgesprochen; aber einmal documentirt sie am besten den Geist dieses gehaltreichen Werkes, und dann gibt sie den Faden ab, an welchen der Verf. seine Generalstatistik der europäischen Staaten knüpft. Um die Benennung Generalstatistik zu rechtfertigen, müssen wir aus der Vorrede der Entscheidungsgründe des Verfs. gedenken. „Für Darstellung der Statistik ist in der Hauptsache ein doppelter Weg offen, der ethnographische oder specialisirende, und der synkretistische (vergleichende) oder generalisirende; bei erstern werden die einzelnen Staaten, jeder für sich, nach allen ihren Merkwürdigkeiten umständlich betrachtet, und er hat allerdings den Vorzug der Bestimmtheit und Ausführlichkeit. Allein, abgesehen, daß so eine ausführliche Behandlung bei der stets zunehmenden Menge der Staaten immer schwieriger wird, dabei zugleich viel zeitverschwendende Wiederholung mitsichführt, so kann in derselben auf den Zusammenhang der behandelten Staaten, so nahe sie auch ihr Gebiet und verschiedene andere Umstände nebeneinander gestellt haben mögen, dann auf ihre Wechselwirkung und auf das gegenseitige Verhältniß ihrer Kräfte, so wichtig auch alle diese Beziehungen übrigens erscheinen müssen, gar keine Rücksicht genommen werden. Solche Erörterungen bleiben vielmehr einer vergleichenden oder Generalstatistik vorbehalten". Gehen wir nun in das Werk selbst ein, so haben wir uns nur nöthig auf den Inhalt zu beziehen, da auf der angenommenen Basis das ganze Gebäude der Generalstatistik von Europa gegründet und in seinen einzelnen Theilen vollkommen ausgeführt ist. Das 1. Hauptstück handelt von dem innern Zustande der Staaten, und zwar, bei Berücksichtigung ihrer Grundmacht, in materieller und dann in formeller Hinsicht, womit der 1. Theil des Werkes schließt, und dann folgen im 2. Theile die Resultate der Staatsverwaltung. Das 2. Hauptstück hat den weit kürzer gefaßten äußern Zustand der Staaten zum Gegenstande. Den Beschluß macht ein zur Uebersicht der einzelnen Gegenstände ethnographisch geordnetes Sachregister.

Gewiß verdient dieses Werk, das auch bis ins kleinste Detail mit aller möglichen Sorgfalt ausgeführt ist, besondere Anerkennung und dringendste Empfehlung, indem man die Versicherung hier beifügt, daß gewiß alle Diejenigen, die eine ausforschende Belehrung über das Wesen der Statistik wünschen, darin völlige Befriedigung finden. 99.

Aus Italien.

Den Griechen verdankte Europa einst die Zuführung der Seidenzucht; jetzt kann Europa und besonders Italien dem erwachenden Griechenland, gleichsam als Morgengabe bei seiner Vermählung mit dem europäischen Staatsleben, dieses große Geschenk wieder zurückgeben, ausgebildet durch die Erfahrungen und Versuche seiner sorgsamsten Technologen. Es wäre ein schöner Hausrath für Hellas künftigen Haushalt. Doch hielt ängstliche Berücksichtigung ab, diesen Gewinn dem frischaufstrebenden Lande zuzuführen, so könnte jenes sich ihn selbst nehmen. Denn Italien sucht jetzt durch Schriften, die auf recht allgemeine Verbreitung berechnet sind, im eignen Lande die zweckmäßigste Behandlung allgemein zu machen und gibt dadurch einen schönen Beweis, daß Heimlichhaltung häufig sich an den Monopolisten rächt. Je allgemeiner die Theilnahme an einem Industriezweige ist, desto größer wird das Resultat für das Allgemeine sein. Rühmliche Auszeichnung verdient in dieser Rücksicht der 12. Band der „Biblioteca agraria", der im vorigen Jahre bei Stella herauskam. Er enthält eine förmliche Methodik des Seidenbaues. („Sui gelsi e sui bachi da seta. Istruzione compilata dai dottori Gius. Moretti, PP. di economia rurale e supplente alla catedra di botanica nell' I. R. università di Pavia, e Carlo Chiolini, decano della facoltà medico chirurgico farmaceutica nella stessa università". 16.) Alles, was Verri über die Pflege des Maulbeerbaums gelehrt hatte, wurde von den Verf. genauen Versuchen unterworfen, und die Vorschriften, die sie geben, haben folglich die Gewähr wiederholter Prüfungen. Morus alba, m. Indica, m. Italica, m. nervosa und nigra, endlich eine der m. Indica verwandte, botanisch noch nicht ermittelte Art, die über Holland sich in Oberitalien verbreitete, werden von allen Maulbeerarten vorzugsweise zum Futter der Seidenwürmer empfohlen. Weniger gut fanden sie morus Constantinopolitana, die zu schalige Blätter hat, um feine Seide zu geben, m. latifolia und scabra, an welche die Seidenraupen ungern gehen, und rubra, die viele Krankheiten hervorbringt. Die Blätter von m. nigra werden auch nur mit Einschränkung gutgeheißen, da sie zwar stärkere, aber zugleich rauhere Seide geben. Gleich sorgfältig sind die Untersuchungen über Pfählung und Benutzung der Bäume. Für die Pflege der Raupen findet man dann die erwogensten Vorschriften, die nicht stets mit Dandolo stimmen, da wiederholte Proben seine sonst anerkannte Methode nicht überall probehaltig erwiesen. Leider ist durch diese genauen Beobachtungen die Liste der Krankheiten, welche so oft alle Hoffnungen der sorgfältigsten Seidenzüchter vernichten, länger hier als bei allen Vorgängern. Eine rothe Krankheit, die Abzehrung (gattina oder covetta in den Seidenzüchtereien genannt), einfache Gelbsucht, Wassersucht (mal del grasso, scopierola, chiarella), Durchfall, Stickfluß, Flecken (mal del segno oder petecchie), Schwarzsucht (negrone), der Stein (calcinetto oder calcinaccio), oft mit der Petechie verwechselt, sind die Namen der Uebel, die pestartig über die Raupen kommen. Denn leider scheint die von Foscarini geleugnete Ansteckung durch den calcinetto, der die Verf. des Werkes beitreten, überall durch die Erfahrung widerlegt zu werden; denn überall zeigte sich bei dieser Krankheit, wie Betti, Griselini und Dandolo versicherten, noch umgreifendes Hinsterben. Die Sache wird noch länger ungewiß bleiben, da schwerlich sich Jemand zu Versuchen im Großen, die allein hier entscheiden könnten, wird entschließen mögen. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 164. —— 13. Juni 1830.

Erinnerungen aus meinem Leben von K. L. Rahbek. Aus dem dänischen Original ausgezogen und ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Lehnhold. 1829. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Der Name Rahbek's ist in der dänischen Literatur von vieler Bedeutung, da dieser Gelehrte als Aesthetiker, Dramaturg, lyrischer Dichter, als Kritiker und als Vorsteher mehrer wissenschaftlichen und Kunstinstitute beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch sich ausgezeichnet thätig bewiesen und einen entschiedenen Einfluß auf die Richtung des Geschmacks seiner Landsleute ausgeübt hat. Auch in Deutschland steht er sowol schriftstellerischer Leistungen als auch seiner Verbindungen mit den berühmtesten Gelehrten und Künstlern einer frühern Periode wegen in ehrenvollem Andenken, und darum wird seine Autobiographie, die ein Freund und Schüler von ihm, der als Romanschriftsteller rühmlichst bekannte L. Kruse auszugsweise ins Deutsche übertragen hat, gewiß nicht ohne große Erwartung von deutschen Lesern aufgenommen werden. Ob ihre Erwartung befriedigt werden wird, wagt Ref., was den 1. Theil betrifft, nicht unbedingt zu entscheiden, da Leser, denen keine Lecture abenteuerlich genug ist und bei denen die ganze Tonleiter der Gefühle im raschen Wechsel berührt werden muß, wenn sie sich angesprochen fühlen sollen, sicherlich an der einfachen, ohne allen Sturm und Drang verflossenen Jugendgeschichte eines im bescheidenen Mittelstande geborenen und erzogenen Mannes, deren Darstellung die größere Hälfte des 1. Theiles füllt, nicht viel Behagen finden. Wem es dagegen darum zu thun ist, den Schatz seiner Lebenserfahrungen durch die Entwickelungsgeschichte eines geistvollen Gelehrten zu bereichern; wer die Sitten und die Lebensweise des dänischen Bürgerstandes, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschend waren, und den Zustand des Unterrichtswesens Dänemarks in damaliger Zeit kennen lernen will, dem wird auch diese Partie des Werks eine genußvolle Unterhaltung gewähren. Der Rest des 1. Theils und der 2. Theil enthalten die Reisen des Verfs. und seine Verhältnisse mit den ersten Bühnenkünstlern Deutschlands in der Blütenzeit der deutschen Schauspielkunst, und haben ein allgemeineres Interesse. Gern würden wir einige kleine Züge aus des Verfs. Jugendleben in unsern Bericht aufgenommen haben, wenn wir nicht gefürchtet hätten, daß sie, aus dem Zusammenhange gerissen, den größern Theil ihres Interesses verlieren möchten. Statt ihrer sei es uns erlaubt, R.'s Urtheil über Struensee und über die öffentliche Stimmung in Kopenhagen gegen denselben mitzutheilen. Der Verf. sagt (I, S. 45 fg.):

Ich habe bei mehren Gelegenheiten meine Meinung, die sogenannte Struensee'sche Periode betreffend, ausgesprochen. In meinen Augen war sie die Zeit, in welcher viel köstliche Samenkörner ausgestreut wurden, welche wir in Dänemarks Frühling und Sommer, von 1784—1807 keimen, wachsen, gedeihen, reifen und zum Theil herrliche Früchte tragen sahen. Auch ist es entschieden, daß diese gute Saat nimmermehr das Wachsthum und die Kraft erreicht haben würde, hätte nicht der Struensee'sche Pflug, sowie seine Egge und Walze die Erde bereitet und sein Ausrotter sie an vielen Stellen so gedeihlich und urbar gemacht. Duldung, Meinungsfreiheit, Bauernfreiheit, Bürgerthätigkeit sind ihm, wenn auch nicht ein Denkmal des Ruhms, doch wenigstens eine dankbare und mitleidige Thräne schuldig. Fiel er auch nicht für ihre Sache, so war es doch wenigstens im Kampfe für sie, daß er zu Boden sank, während die Feinde gemeine Sache mit seinen legitimern Gegnern machten. Waren auch seine Umgebungen in vielen Rücksichten ebenso wenig untadelhaft und unstrafbar wie er selbst, so kann doch nicht geleugnet werden, daß er Männer von Verdienst und Fähigkeit dem Throne nahe und viele würdige Häupter aus dem Bürgerstande, unter welchen sein eigner Bruder nicht vergessen werden darf, dorthin brachte, wo früher nicht blos Stammbäume, sondern sogar Livreen ihnen den Weg versperrt hatten, sowie er auch in dem edeln und liberalen Geist wirkte, welchen Christian VII. von dem unvergeßlichen Reverdil eingesogen hatte, der von den ersten Tagen seiner Regierung an bezeugte, daß es sein ernster Entschluß sei, seinen königlichen Wahlspruch (gloria et amore patriae) in Ehren zu halten.

Indessen war es, besonders den Kopenhagnern, nicht ganz zu verargen, daß sie Struensee mit andern Augen ansahen. Theils liegt es in der menschlichen Natur, Denjenigen, die eben dem Haß blosgestellt sind, Das zuzuschreiben, was zu der Zeit auch ohne die kleinste mögliche Mitwirkung von ihrer Seite sich ereignet; und so sind wol auch nicht wenige Folgen jenes langen und strengen Winters auf Struensee's Rechnung geschrieben worden, um so mehr, als die Zeloten des Augenblicks sich nicht entblödeten, jenen als eine Strafe wegen der Sünden der höchsten Behörden darzustellen; theils war es eine natürliche Folge, daß die Einwohner Kopenhagens durch die

Abreise vieler vornehmen und zum Theil reichen Familien, sowie die Häupter derselben verabschiedet wurden, Verluste erlitten; theils mochten auch wol einige der neuern Einrichtungen entweder an sich, oder durch die Weise, auf welche sie durchgesetzt wurden, gerechtem Tadel unterworfen sein. Hierzu kam noch, daß Struensee nicht blos ein Ausländer war — obgleich unstreitig in mehren Rücksichten im geringern Grade als viele vorhergehende Machthaber —, sondern auch auf eine verletzende Weise der Nation es empfinden ließ, indem er viele sie unmittelbar berührende königliche Befehle in seiner fremden Sprache ertheilte. Vielleicht wirkte dies Alles noch weniger als — was jener römische Denker so treffend: „Kleinigkeiten, wenn sie nicht alle Tage vorfallen", nennt — das tausendfache tägliche Verstoßen gegen die Begriffe, Sitten und Gebräuche des Volks, z. B. der sogenannte Wurstwagen, in welchem eine große Anzahl Damen und Cavaliere, der alten Etiquette ganz zuwider, mit dem König und der Königin fuhren; der Platz, welchen Struensee und Brandt in der königlichen Loge erhielten; die der Nation ungewohnten häufigen Spaziertouren zu Pferde und mehre dergl., meistens englische, an sich unschuldige Moden, die aber die Menge verletzten, welche sehr geneigt war, an Allem Anstoß zu nehmen, und der es auch in dieser Hinsicht nicht an Aufhetzern und Ausbeutern fehlte.

Natürlicherweise herrschte unter solchen Umständen eine allgemeine Verstimmung, die sich mehr oder weniger den häuslichen Kreisen mittheilte, sowie die Familien selbst mehr oder weniger Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nahmen oder diese auf ihre persönliche Lage und Wohlfahrt Einfluß hatten. Daß unter dieser allgemeinen Stimmung der plötzliche, obgleich nicht ganz unvorhergesehene Fall der Machthaber mit allgemeinem Jubel empfangen wurde, war daher sehr natürlich, obgleich nicht geleugnet werden darf, daß ein, und auch nicht ganz unausgereiztes, Pöbelgebrüll den allgemeinen Ton angab, der wol von Vielen angestimmt wurde, denen er doch nicht so ganz vom Herzen ging. Sehr lebhaft erinnere ich mich nicht blos des ungeheuern Hurrahgeschreis und des Auflaufes, wovon der königliche Wagen denselben Vormittag durch die Straßen begleitet wurde, sondern auch, daß eine Frau aus dem höhern Mittelstande, die in dem Nachbarhause wohnte, in dem Augenblicke, als der Zug vorbeikam, vor ihrem offenen Fenster im zweiten oder dritten Stock ihre Florhaube vom Kopfe nahm, diese aus dem Fenster hinausschwang und in das allgemeine Hurrah einstimmte.

Höchst anziehend werden diese Erinnerungen besonders von da ab, wo der Verf. (I, S. 192) unter der Aufschrift: „Meine Wanderjahre", sein Universitätsleben zu Kiel und Leipzig darstellt. Wir sehen ihn nunmehr schon mit mehren gefeierten Männern in Berührung kommen und erfahren manche charakteristische Züge von ihnen. Besonders fühlte er sich von der Bühnenwelt angezogen, und die Heroen derselben, durch welche das goldene Zeitalter der deutschen Schauspielkunst begründet wurde, als Beck, Fleck, Reinecke, die Seiler, die Eunicke (nachmalige Hendel-Schütz) u. a. m. standen in genauem freundschaftlichen Verkehr mit ihm. Zwei Anekdoten von Lessing, die der Verf. aus dem Munde des Schauspieldirectors Seiler erfahren hat, mögen, da sie, unsers Wissens, noch nie bekanntgemacht wurden, hier eine Stelle finden. S. 209 (Note) erzählt R.:

Seiler hatte auf seinen Reisen als Schauspieldirector den Weg über Wolfenbüttel genommen, um Lessing, der damals dort Bibliothekar war, zu besuchen, und hatte ihn gleich den nämlichen Abend gesucht, aber nicht zu Hause gefunden. Den nächsten Morgen suchte ihn Lessing in dem Wirthshause auf, sowie er eben aus dem Bette gestiegen war, worin sich aber sein Theaterdichter noch befand. Dieser (Klinger), der vermuthlich einen Rest von dem Groll gegen Lessing, den er mit Göthe's übrigem Kreise, zu dem dieser später so berühmt gewordene Mann gehörte, damals hegte, noch übrig hatte, zog die Bettvorhänge zu und ersuchte Seiler'n, er möge sagen, daß er nicht zugegen sei. Nach dem freundlichen Willkommensgruß fragte Lessing Seiler'n sogleich: ob er seinen jungen Dichter nicht mit sich habe; und als ihm nun die Antwort wurde, daß er schon ausgegangen wäre, bedauerte Lessing es so herzlich, sprach mit solcher Wärme von der anerkannten Genialität, die mitten durch alle Excentricitäten aus seinen Arbeiten hervorleuchtete, daß auf einmal die Bettvorhänge sich öffneten und ein Kopf erschien, dem Hofrath Lessing einen freundlichen guten Morgen wünschend. Dieser wurde nicht wenig über diese Vision froh, nahm den jungen Mann mit in die Bibliothek, behielt ihn den ganzen Tag bei sich und zog ihn so an, daß er höchst ungern Wolfenbüttel wieder verließ.

Den Abend brachte Lessing ganz allein mit seinem alten Freunde Seiler bei einer Bouteille Wein zu, welche Beide recht lieb hatten. Da indessen, wie ganz natürlich, bei einer Unterredung zweier so alten und so lange getrennten Freunde das Mahl sich ausdehnte, äußerte Seiler einige Zweifel, daß es des Guten zu viel werden möchte. Sehr ernst zog Lessing seine Uhr hervor, legte sie vor Seiler'n hin und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Zählen Sie einmal, wie viel Schläge mein Puls in einer Minute macht". „Achtzig", erwiderte Seiler. „Ei nun", fuhr Lessing fort, „bis er zu 90 kommt, darf ich immerhin trinken. Kellner! noch eine Bouteille Tokaier!"

Inwiefern übrigens Lessing nur einen gutmüthigen Scherz mit dem treuherzigen Freund machte, wollen wir auf sich beruhen lassen.

In dem 2. Theile, der bei Weitem mannichfaltiger als der erste und reich mit unterhaltenden Anekdoten ausgestattet ist, gibt uns der Verf. eine Ansicht von dem deutschen Schauspielwesen, wie es in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bestand. Ein begeisterter Freund der dramatischen Kunst, besuchte er allein um ihrer Bühnen willen Dresden, Berlin, Prag, Wien, München, Manheim und Paris und widmete ihnen so ausschließlich seine Aufmerksamkeit, daß er darüber sogar versäumte, die Kunstschätze und sonstigen Herrlichkeiten von Wien und Paris zu sehen. Mit Jünger, Schröder, Iffland, Beck, Böck, Beil und andern berühmten dramatischen Künstlern schloß er Freundschaft und theilt von ihrem Leben und Wirken viele interessante Züge mit, wodurch wir sie, auch abgesehen von ihrem Künstlerrufe, in häuslichen und geselligen Kreisen kennen lernen. Von den damaligen Intendanten der Bühnen zu Dresden, Wien, München, Manheim und Berlin erfahren wir ergötzliche Dinge, und nach Dem, was hier davon berichtet wird, können unsere Schauspielfreunde sich Glück wünschen, daß es wenigstens in diesem Theile des Theaterwesens nicht mehr so arg ist als damals, wo ein Intendant dem Schauspieler untersagte, mit einem großen Hute auf dem Theater zu erscheinen, weil bei Hofe und bei der Armee nur kleine Hüte Mode wären; ein anderer aber aus dem Stücke: „Die beiden Geizigen", die Rolle des

einen Geizigen streichen wollte, und in der „Ariadne auf Naxos" einem Schauspieler die Rolle des Naxos zuschrieb.

Nicht weniger unterhaltend und belehrend als das über das dänische und deutsche Bühnenwesen Gesagte ist Das, was der würdige Verf. von seinen Privatverhältnissen und von dem literarischen und gesellschaftlichen Verkehr in seinem Vaterlande erzählt. Auch er hatte mit Künstlereitelkeit, Schriftstellerneid, Protectionssucht, mit dem gelehrten Gevatterwesen und allen den Uebeln und Gebrechen, woran unsere gelehrte Republik leidet, harte Kämpfe zu bestehen; doch überall zeigte er sich als einen muthigen Vertheidiger der Wahrheit und des Rechts und kannte keine Furcht, wo es darauf ankam, Misbräuche, Vorurtheile oder Widersinnigkeiten bei ihrem rechten Namen zu nennen. Ueberall in dem ganzen Werke finden sich unzweideutige Beweise von des Verfs. Freisinnigkeit und hellen Ansichten; vor Allem gediegen ist aber Das, was er (II, S. 129 fg.) über die Preßfreiheit äußert: eine Aeußerung, die schon i. J. 1785 in einer dänischen Zeitschrift erschien, die aber i. J. 1830 in Deutschland wol noch gelesen und beherzigt zu werden verdient. 31.

An historical sketch of the origin, progress and present state of gas-lighting. By *W. Matthews*. London, 1827.

Wen sollen wir bei irgend einer Erfindung am meisten preisen? Den — unserm Dafürhalten nach — welcher zuerst den Gebrauch der Erfindung einsah und förderte. Darum werden nicht jene alten Römer und Babylonier gepriesen, die schon darauf gefallen waren, Thon mit Buchstaben zu bedrucken oder in Stein und Metall geschnittene Schrift auf Wachs abzudrucken, sondern Faust, Guttenberg, Koster glänzen als Erfinder. Und ebendeshalb preisen wir, wenn vom Gaslicht die Rede ist, nicht Cleyton oder Watson, welche zuerst Gas aus Kohlen zogen und es an der Mündung einer Röhre entzündeten, aber nun nicht weiter nachdachten, wie ein so wichtiger Gebrauch von diesem neuen Lichte könnte gemacht werden; sondern wir preisen Murdoch als den Erfinder des Gaslichtes, weil zuerst er auch Anwendung davon machte. Freilich, ein Patent, eine Belohnung oder sonderlicher Ruhm ist ihm nicht zu Theil geworden. Warum aber nicht? Weil er sich nicht vorgedrängt, weil er nicht Lärm geschlagen, nicht in die Trompete gestoßen hat. Denn das ist heutiges Tages die Hauptsache. Stilles Verdienst! Ei, wer kümmert sich darum?

Doch zur Sache! Im Jahre 1792 wandte Murdoch zuerst das Kohlengas zur Beleuchtung seines Hauses in Cornwall an, und 1797 wiederholte er dasselbe zu Cumnock. Im J. 1798 vergrößerte er seinen Apparat in Soho; und 1802, beim Frieden, erleuchtete er die ganze herrliche Fronte der Gebäude Boulton's und Watt's durch Gaslicht auf eine höchst glänzende Weise. Le Bon in Paris ging nun schon einen starken Schritt weiter. Er erbot sich, ganz Paris durch Gaslicht (aus Holz und Kohlen gezogen) zu erleuchten, während der stille, bescheidene Murdoch nur daheim im Kreise seiner Bekannten sich seiner Erfindung erfreute und sie daselbst anwandte. Winsor war, bei aller Unwissenheit, doch viel klüger als Murdoch. Er trat 1803 auf dem von Murdoch und Le Bon eröffneten und gezeigten Pfade mit großem Geräusch hervor und verkündigte mit Posaunenschall Wunder, die er wirken wollte. Nicht weniger als 115 Mill. Pf. St. werde er jährlich der Nation ersparen, und jeder Theilnehmer an seiner Gaslichtgesellschaft werde von 5 Pf. Einlage jährlich 570 Pf. Vortheil ziehen. Zur Probe erleuchtete er 1807 einen Theil von Pall-Mall und begann hierdurch wirklich die Gaserleuchtung Londons. Es gelang ihm, sich ein Patent zu erwerben und eine Gaserleuchtungsgesellschaft, die vorerst 50,000 Pf. zusammenschoß, hervorzurufen.

Unterdessen zündete der Funken, den der ehrliche Murdoch ausgeworfen, noch an mehren Orten. Dr. Henry machte seine Analyse der aus verschiedenen Stoffen entwickelten Gase bekannt. Clegg und Pemberton schufen 2 Vorrichtungen; Jener zu Erleuchtung einer Baumwollenmühle, Dieser zum Löthen der Knöpfe u. s. w. Auch Murdoch hatte in dieser Zeit seine Erfindung zur Erleuchtung mehrer Baumwollenmühlen angewandt und erhielt endlich denn doch für eine der königl. Societät eingesandte Abhandlung wenigstens etwas, nämlich — eine Medaille. Die Societät selbst aber erwarb sich das Verdienst, durch gründliche Untersuchung die Beschaffenheit und den Werth der wichtigen Erfindung zu bestimmen und ihren Fortschritt dadurch zu fördern. Es ergab sich nämlich, daß man mit einer Ausgabe von 600 Pf. St. für Gas u. s. w. dieselbe Wirkung hervorbringen könne, wie mit 2000 Pf. bei der sonst gebräuchlichen Erleuchtung.

Hierauf trat 1810 eine vom Parlament privilegirte Gesellschaft, die einen Fonds von 200,000 Pf. zusammenschoß, hervor, und der bekannte Congreve, dem es eben damals an einem einträglichen Aemtchen fehlte, wußte sich das eines Gasinspectors zu verschaffen. Es dauerte nun nicht mehr lange, so stralte London im herrlichsten Gaslichte. Congreve selbst aber erscheint in Mathew's Büchelchen nicht in einem so vortheilhaften Lichte, sondern nur als eine Art von Marktschreier. Doch — da jetzo er selbst zu Gas geworden ist — requiescat in pace! Ebenso übergehen wir den hitzigen Kampf, der über die Frage geführt wurde, ob das Gas nicht auch gefährliche Explosionen bewirken könne, und unter welchen Umständen. Die guten Londoner geriethen bei diesem Gedanken in die größte Angst und befürchteten schon, sie möchten in ihren Betten verbrannt oder aber bis in den Mond geschleudert werden. Sie ahneten einen Vulkan (durch die Gasbehälter) unter ihren Füßen und sahen im Geiste den glühenden Theer wie eine Lava durch die Straßen fluten. Man verglich das Gas mit dem Pulverfaß. Beides reimt sich wenigstens. Man machte Experimente über Experimente, um hinter die Explosivkraft des Gases zu kommen. Die königl. Societät und das Parlament wurden mit in die allgemeine Bewegung hineingezogen. Doch, hierüber mögen die Leser sich im Buche selbst unterrichten. Kurz! das Publicum wurde wieder beruhigt, und das „neue Licht", was jetzo London erleuchtet, beschränkt sich nicht blos auf physischen Nutzen, sondern hat auch, wie ein witziger Brite sagt, auf die Moralität und gute Ordnung Londons einen stärkern Einfluß als alle Prediger, welche durch ihr „neues Licht" das moderne Babylon haben umwandeln wollen. Der alte Murdoch hat durch sein Licht mehr Böses unterdrückt als alle Gesellschaften, welche für diesen edeln Zweck je in London zusammengetreten sind. Auch ist er ein wirksamerer Polizeibeamte geworden als selbst der ehrenwerthe Colquhoun und Birnie, Beide zusammengenommen; denn schlechte Leute fürchten und schämen sich, wenn sie vom hellen Lichte beschienen werden. Wo hauset das Laster am liebsten? Wo es sich verstecken kann; in der Finsterniß. Das sagt schon die Schrift. Wahrlich! (ruft der oben erwähnte Brite aus) 20 Scheffel Gasstoff wirken in London mehr als 20 Wispel des „neuen" Lichtes, was dort manche Prediger jetzo ausströmen. Diebe und andere Schelme sind wie die Motten im Tuche. Laßt nur die Sonne hineinscheinen, und sie können weder leben noch zuchten. Man stelle eine Gaslampe vor jede Thür der Spiel-, Diebes- und H**-Winkel. Da man sie nun einmal nicht aussäufen oder ausräuchern kann, so mache man den Versuch, sie auszuleuchten. Probatum exit!

Manche fürchten sich noch vor den Ausdünstungen des Gases, zumal in den Wohnhäusern. Diese Ausdünstung läßt sich verhüten, wenn das Licht in demselben Augenblicke angezündet wird, wo man die Röhre öffnet.

Was die Explosionen anbelangt, so können sie nur bei der äußersten Nachlässigkeit und gänzlichem Mangel an Sorgfalt sich ereignen. Welches Gute aber wird dadurch nicht überall verdorben! 6.

Romanenliteratur.

1. Die Jüdin. Von D. van der Hall. 2 Theile. Meißen, Gödsche. 1830. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Große unerwartete Erbschaft, verlorene und wiedergefundene Kinder, Verführung und Vaterfluch, Erblinden und Sehendwerden, Liebe und allerhand Hindernisse, Teufel und Engel in Menschengestalt, Entsagung und vielfacher Mord, Christen, Juden und Türken, wohl untereinandergeschüttelt, mit wohlschmeckender Phrasenbrühe übergossen, einige hebräische Worte hineingerührt, und der Roman, genannt „Die Jüdin", ist fertig. Wer an dergleichen Saucen Gefallen findet, der lange zu.

2. Magellan's Reise um die Welt. Historisches Gemälde aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, von Henriette Wilke, genannt Kronhelm. 3 Theile. Leipzig, Glück. 1830. 8. 4 Thlr.

Ein lebenvolles, gehaltreiches Gemälde, von so kräftiger, sicherer Hand entworfen, als wir von einer Frau nicht erwarteten. Der Roman steht Vandervelde's „Gesandtschaftsreise nach China" und der „Eroberung von Amerika" nicht weit nach, und wenn wir etwas daran zu tadeln haben, so ist es nur, daß die Staffage des Gemäldes nicht mit gleicher Liebe und Sorgfalt behandelt ist wie die Personen in ihr, und daß der Held, von dem der Roman den Namen trägt, zu weit in den Hintergrund gedrängt ist. An dem letztern Fehler — wenn es einer ist — hat die Verf. jedoch einen Schuldgenossen an dem schottischen Meister, und wir müssen ihn also übersehen. Auch die Schreibart ist rein und fast stets edel gehalten.

3. Der Invalidenclub. Kriegsabenteuer aus dem Leben gedienter Offiziere. Nach dem Englischen der „Chelsea pensioners", vom Verfasser des „Subalternen" u. s. w. Uebersetzt von Martin Runkel. 3 Bände. Leipzig, Rauck. 1830. 8. 3 Thlr.

Der Verf. dieser Erzählungen wird in England gern gelesen, und die Erzeugnisse seiner Feder, und besonders das vorliegende, würden auch in Deutschland, das ja leider so gern nach den Früchten des Auslandes greift, Freunde gefunden haben, wenn es dem uns unbekannten Uebersetzer gefallen hätte, mit mehr Fleiß und Umsicht zu arbeiten und besonders die ewiglange Breite um ein Bedeutendes zu vermindern. So, wie der „Invalidenclub" jetzt ist, kann es nur einem Invaliden, der nichts zu thun oder nichts Besseres zu lesen hat, möglich sein, dabei keine Langeweile zu empfinden.

4. Carlos de Mansora, Chef eines spanischen Insurgentencorps während des französischen Krieges in Spanien. Von August Leibrock. Leipzig, Kollmann. 1830. 8. 1 Thlr.

Wenn Hr. Leibrock nicht so ungemein flüchtig arbeitete und etwa um die Hälfte weniger Romane schriebe, so würde er sich auf eine weit höhere Stufe auf der Leiter unserer Romanenschriftsteller erheben, als er gegenwärtig einnimmt. Wer so viel Schaffungskraft und solche Darstellungsgabe besitzt, sollte sich nicht mit dem Beifalle des Lesepöbels und des Leihbibliothekenpublicums begnügen, sondern höher streben. Wir sind überzeugt, daß Hr. Leibrock wirklich einen vortrefflichen Roman schreiben könnte, wenn er alle seine Kraft zusammen- und sich Zeit nehmen wollte. Alles, was er jetzt zu Tage fördert, ist Maschinenarbeit; jede Zeile trägt Spuren der Eile und Flüchtigkeit, und wir wollten wetten, daß er nie an Das, was er aufs Papier hinwirft, die Feile legt. Er liefert deshalb auch nichts als Aneinanderreihung einer Menge bunter Abenteuer, je toller, desto besser, wobei an Charakteristik und innere Wahrheit nicht zu denken ist. Der vorliegende Roman ist vielleicht in einigen Wochen zusammengeschrieben.

Mehr ausgearbeitet ist

5. Der Doctor. Historisch-romantisches Sittengemälde des 17. Jahrhunderts von Aug. Leibrock. 2 Theile. Leipzig, Kollmann. 1830. 8. 2 Thlr.

das wirklich, die gerügten Fehler des Verfs. abgerechnet, ein interessantes Gemälde bildet. Vorzüglichen Fleiß hat er auf den Doctor Felsenhart verwendet, nach welchem der Roman benannt ist, und der übrigens sichtbar durch Spindler's „Juden" veranlaßt wurde. Wenn sich der Verf. rathen lassen will, so trage er die Farben nicht zu grell auf, und seine Schilderungen werden weniger grob sein und deshalb mehr Beifall finden. 102.

Beiträge zu der Biographie des Generals Freiherrn von Thielmann und zur Geschichte der jüngst vergangenen Zeit. Zusammengestellt und mit Aktenstücken belegt von Albrecht Graf von Holzendorff. Leipzig, Rauck. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hoffentlich ist mit dieser Schrift die Thielmann'sche Literatur abgeschlossen, wenigstens erschöpft sie den Gegenstand vollkommen. Genaue Sachkenntniß und eine beinahe überraschende Unbefangenheit des Urtheils sichern ihr den Platz vor allen andern über denselben Gegenstand erschienenen zu; man lernt hier den Mann, um den es sich handelt, so wohl kennen, die Verhältnisse, in welchen er sich bewegte, werden so treu dargestellt, daß eine neue Erörterung kaum noch denkbar ist. Die als unentschieden hingestellte Angabe (S. 113), daß Th. schon in Dresden vom Kaiser Alexander die beruhigendsten Zusagen über sein künftiges Geschick erhalten habe, glaubt Ref. verneinen zu dürfen, da er aus sehr guter Quelle weiß, daß der General nicht in den russischen, sondern in den preussischen Dienst zu treten beabsichtigte, diesen Entschluß in Folge einer Scene beim Eintreffen im alliirten Hauptquartier änderte und dann erst den Kaiser um Anstellung bat. Läge es in unserer Neigung, die Columnen mit Auszügen zu füllen, so fände sich hier hinlängliche Gelegenheit dazu; indeß die Schrift wird ohnedem gewiß viel gelesen werden, und es kann deshalb bei diesen wenigen Zeilen verbleiben. 14.

Notiz.

Indische Höflichkeit.

Die Hindus in den höhern Ständen sind außerordentlich ceremoniös, und ein Gruß ist bei ihnen eine Sache von großer Wichtigkeit. Das Schuldigbleiben eines Dankes auf einen Gruß wird zwar überall von Rechtswegen für eine beleidigende Ungezogenheit gehalten, so hoch wie in Indien wol aber nirgends aufgenommen; denn nicht selten soll es der Fall sein, daß eine solche Unterlassung auf der Stelle von dem Gekränkten thätlich gerächt wird. Vornehme Beamte, Männer von Rang u. dgl., die zufolge ihrer Stellung viel Grüße zu erwarten haben, sollen daher auch häufig, allen Anstoß in diesem Punkt zu vermeiden, beim Ausgehen einen oder mehre Diener vor sich hintreten lassen, denen die Pflicht obliegt, ihre Gebieter auf die Begrüßungen der Begegnenden aufmerksam zu machen. Die Mittelclassen des Volkes geben weniger auf diese strenge Beobachtung der Höflichkeitsgesetze, und das reine Gegentheil von Höflichkeit sollen sehr häufig die Engländer in ihrem Benehmen gegen die Eingeborenen, selbst die vornehmern Stände, zeigen. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 165. —— 14. Juni 1830.

Christliche Gedichte von Albert Knapp. Von seinen Freunden herausgegeben. 2 Bände. Basel, Neukirch. 1829. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die religiöse Lyrik ist ein theurer Vorzug des Protestantismus, in dessen Erwachen der fromme und begeisterte Gesang der Reformatoren das Wort ihrer Predigt und die Erfolge ihrer Thatkraft begleitet. Noch reicher an christlichen Liederdichtern war eine spätere Zeit, in welcher Paul Gerhard, Martin Rinkart, Georg Neumark u. A. sangen. Diese Periode war die glänzendste des evangelischen Kirchenliedes. Im Anfange des 18. Jahrhunderts artete Empfindung und Bild in ein Spielen und Träumen ohne Kraft, ohne Wahrheit, ohne Bedeutung aus und erzeugte bald einen Gegensatz der nicht selten trockenen Moral und kühlen Empfindung in den Liedern der Gellert'schen Schule. Ein echterer Klang aus der Tiefe christlichen Bewußtseins und lebendigen Glaubens mußte uns dagegen in den geistlichen Liedern von Novalis begegnen, welche auch zum Theil Aufnahme in evangelische Gesangbücher gefunden haben, obwol eine Hinneigung zum katholischen Heiligendienste nicht zu verkennen ist. Weniger tief und reich an Empfindung und Phantasie, aber nicht weniger von wahrer Ueberzeugung eingegeben und mit frommer Würde ausgesprochen, zudem ganz evangelisch, klar, gesund und frisch sind die wenigen christlichen Gesänge von Schenkendorf. Daß unsere Zeit neben so vielen herrlichen Erzeugnissen der Poesie in allen Beziehungen, neben so willkommenen Leistungen und Bestrebungen auf dem Gebiete der religiösen Wissenschaft und der kirchlichen Verfassung nicht mehre, vom Geist evangelischen Christenthums getriebene Dichter vorweise, ist eine häufige Frage und Klage. Unstreitig trägt an dem Mangel religiöser Lyrik in der neuern Zeit die dürre Orthodoxie des kirchlichen Systems, die einseitige Verständigkeit und formelle Starrheit der Theologie großentheils die Schuld. Wir dürfen daher auch mit Recht erwarten, daß die bessere Richtung, welche in der neuesten Zeit die theologischen Wissenschaften empfangen haben, auch der religiösen Kunst neue Schwingen verleihen, namentlich daß das fromme Gefühl, dem in der Glaubenslehre sein ewiges Recht wieder angewiesen ist, die erleuchteten und erwärmten Gemüther zu neuem Gesange begeistern werde. Diese Aussicht wird uns durch die Erfahrung bestätigt, daß die bessern religiösen Dichtungen im letzten Jahrhundert aus dem Schoße des Pietismus hervorgegangen sind oder der Berührung mit der Brüdergemeinde ihren Ursprung verdanken. Aber wir wünschen und hoffen ein christliches Lied, welches aus den Schranken der engherzigen Ansichten und dem schwächlichen Gefühle, die den Pietismus neben dem echten Kerne seines Wesens zu bezeichnen pflegen, heraustrete und mit der tiefen und seligen Empfindung christlicher Wahrheit einen universellern Sinn, ein kräftigeres Gefühl und eine allgemeinere Liebe verbinde. Einen interessanten Beitrag zur Literatur und Geschichte der religiösen Lyrik der protestantischen Kirche gibt das vorliegende Werk, nicht aber blos Dies, sondern auch einen Beitrag zur Kenntniß des protestantischen Pietismus, dessen Vorzüge und Mängel in den geistvollen Liedern von Albert Knapp ihr Licht und ihren Schatten deutlicher zur Beobachtung darbieten.

Das Lied soll ein treuer Bote der innersten Empfindung und des geheimsten Lebens in der Seele sein; im religiösen Liede soll eine unmittelbare Kunde des Glaubens und echter, warmer Andacht ertönen. Diese Wahrheit und Innerlichkeit, diese Treue und Wärme christlicher Dichtung besitzen die Gedichte des Verfassers in einer so durchgängig bestimmten Weise, daß an diesem Hauptmerkmale des lyrischen Charakters kein Zweifel entstehen kann. Ueberall dieselbe Stimmung, dasselbe Grundgefühl, fromme Liebe, tiefe Begeisterung für den heiligen Gegenstand des Liedes; ein religiöses Bedürfniß, die Gabe des Gesanges Gott und dem Erlöser zur Ehre zu nützen, gibt sich allenthalben als Quelle dieser Dichtungen zu erkennen, daher denn auch nur solche Gegenstände von dem Dichter des Gesanges würdig erklärt werden, wie er außer dem Gedichte: „Der Stoff des Liedes" (I, S. 184 fg.) in der Weihe: „Dem Erlöser", sich ausspricht:

> Vor Deinem Throne liegt mein Saitenspiel:
> Du bists, o Herr, der ihm die Töne leihet;
> So sei Dein Ruhm auch meines Liedes Ziel,
> Und Deiner Treue jeder Laut geweihet.

Es ist ein Pfund — wie groß? — ich weiß es nicht —
Doch will ichs nicht in Eitelkeit vergraben;
Du riefst aus tiefem Tode mich zum Licht,
Drum sollst nur Du die Erstlingsfrüchte haben;

Unzeitig wol, von Sünden mannichfach,
Und nicht allein von Deinem Geist durchdrungen;
Erbarm' Dich mein und Dessen, was ich sprach,
Ach, nimm es an, als sei es Dir gesungen!

Herr, außer Dir, der Du getödtet bist
Und aus dem Tode siegreich auferstanden,
Ja, außer Dir, mein König Jesus Christ,
Ist keine Freud' und Seligkeit vorhanden!

Wer Dich erblickt, erblickt des Vaters Bild;
Wer Dich umfaßt, umfaßt die ew'ge Güte;
Wer Dir vertraut, deß Herz wird froh und mild;
Wer Dir gehorcht, steht ewig in der Blüte.

O möcht' ich werden Dein, von Herzen Dein,
Und jeder Laut in diesen Liedern allen
Ein Athem ungefärbter Liebe sein
Und rein empor zu Deinem Throne wallen!

O möcht' ich Dir, Du Fürst der Herrlichkeit,
Nicht weihen nur allein dies arme Singen,
Nein, auch für Dich in meiner Gnadenzeit
Viel Glaubensfrucht, die nie verwehet, bringen!

So blick' herab von Deinem lichten Thron!
Nimm ganz mich hin! dann erst wird helle tönen
Das Halleluja für den Menschensohn
Und für der Liebe Sterben und Versöhnen.

Mit dieser warmen, tiefen Empfindung, die, nirgends gesucht oder erzwungen, sich unmittelbar im Liede Bahn bricht, vereinigt der Dichter einen Reichthum und Schwung der Phantasie, wodurch er sich den ersten Kirchendichtern aller Zeiten an die Seite stellt. Gefühl und Phantasie sind in seinen Dichtungen so unter sich und mit der Reflexion verschwistert, daß er auf eine großartige Weise den heiligen Gegenstand seiner Muse auffaßt und in lebendiger Schönheit seine Ideen und Empfindungen gestaltet. Das Gottesreich erscheint ihm in seiner ganzen Glorie; im Gegensatze zu demselben erkennt und schildert er die Welt. Die Sünde in ihren Verzweigungen, ihrer Herrschaft, ihren Wirkungen und Verderbnissen; die Lauheit der von ihr Bethörten für das Wahre und Gute; das Widerstreben der Gebildeten, den Gekreuzigten als Heiland zu erkennen und zu lieben; die stillen und geheimen, die lauten und offenbaren Fortschritte der Wahrheit; die unermeßlichen Segnungen der Gnade in diesem Leben; die Herrlichkeit der künftigen Welt — alles Dies steht vor der Seele des Lesers in erschütternden und wohlthätigen Gebilden. Wenn die religiöse Empfindung, vorzüglich in der ersten Abtheilung, welche „Lieder und Gedichte auf besondere Zeiten und Gelegenheiten" befaßt, in der zweiten: „Vermischte Lieder und Gedichte", und in der fünften: „Gelegenheitsgedichte", hervortritt, so regt die Phantasie ihre Schwingen kräftiger in der dritten und vierten Abtheilung, von welchen die erstere eine Reihe erzählender und didaktischer Dichtungen: „Aus und nach der Schrift", die letztere: „Missionslieder" enthält. Wir bezeichnen besonders die „Morgen- und Abendlieder", „Herbstliche Wanderung" (I, S. 48), „Rückblick auf die Jugend" (S. 40), „Das Heil Christi" (S. 73), „Himmelfahrtslied" (S. 83), „Pfingstlied" (S. 86), „Luft von Morgen" (S. 207), „Daheimsein bei dem Herrn" (S. 229); im 2. Bande: „Bräutigamsgefühl" (S. 141), „Silberne Hochzeit" (S. 146 u. 148), „Meinem frühvollendeten Bruder Paul" (S. 218). Hier und in andern Gedichten spricht sich die religiöse Empfindung mit vorzüglicher Innigkeit und Tiefe, die Reflexion mit eigenthümlicher Auffassung der Religion, der Natur, des Lebens aus. Das Talent der Ironie bricht in den vermischten Gedichten oft mit überraschendem Glanz und mit auffallender Schärfe hervor; so in den Gedichten: „Der Stoff des Liedes" (I, S. 184), „Das Geheimniß der Welt" (S. 188), „Die Irrlehrer" (S. 196). In herrlichen Bildern aber erschöpfen sich die Missionslieder, die ein fortlaufender Hymnus auf das Missionswerk und seine göttliche Leitung sind, und viele unter den Dichtungen aus und nach der Schrift, besonders „Jerusalems Zertretung" (S. 51).

Die genannten Vorzüge werden durch die Vollendung der Form erhöhet, welche sich durch die ganze Sammlung gleichbleibt. Wir können uns des Urtheils nicht erwehren, daß Schiller, wenn er mehr christlich als Kantisch gedacht und empfunden hätte, in eine solche Ausdrucksweise seine christlichen Empfindungen gekleidet haben würde; mit ähnlichem Fleiße hat Knapp die Form durch den Gedanken gemeistert. Nur ist es uns bisweilen aufgefallen, daß die Kraft des Ausdrucks unter der auf die schöne Form verwendeten Mühe gelitten hat. So z. B. in dem herrlichen Gedichte: „Das Heil Christi" (I, S. 73) lautet die vierte Strophe:

Du fuhrest in die untern Orte,
In der Begrabnen düstres Haus,
Und bobest bald die Todespforte
Allmächtig mit den Angeln aus;
Zum Eingang in des Himmels Chöre
Ward für die Deinen nun das Grab,
Als Dir, durchbohrt von einem Spere,
Im Felsen man die Ruhe gab.

Wie matt sind die letzten 2 Zeilen gegen den kräftigen ersten Theil der Strophe; wie breit für den Gedanken, den sie aussprechen sollen! An Länge und Breite leiden auch sonst viele dieser Dichtungen, und wir bedauern Dies von Herzen, da sie durch den Mangel an Gedrängtheit dem Eindrucke auf den Leser schaden.

Prüft man in froher Anerkennung des poetischen Gehaltes und Werthes der vorliegenden Gedichte die religiöse Gesinnung, die Weltansicht, den christlichen Charakter, der in ihnen herrscht, so zeigen sie uns den Verfasser als Repräsentanten des Pietismus, der bekanntlich in seinem Vaterlande sehr viele Anhänger zählt. Wir ehren den Pietismus in seinem Ursprung, dem gefühlten Bedürfnisse der Erbauung und Heiligung; in seinem Zwecke, die echtchristliche Frömmigkeit, namentlich den evangelischen Glauben an das Verdienst des Erlösers und an die seligmachende Gnade Gottes zu befördern; in seinen Mitteln, durch Lesung der heil. Schrift, durch gemeinsame häusliche Erbauung und Be-

lehrung jene Zwecke zu erreichen, jenem Bedürfniß entgegenzukommen. Sofern eine solche tiefinnerliche Frömmigkeit, ein gläubiges Gefühl der erlösenden Gnade und ein demüthiges Bekennen menschlicher Schwäche in den vorliegenden Gedichten hervortritt, freuen wir uns dieser schönen Gabe, durch welche der Himmel recht vielen Segen stiften wolle. Wir kennen keinen höhern Wunsch, als daß nach den genannten Grundzügen der Pietismus immer allgemeiner werde und wahre Frömmigkeit in den Familien blühe, das öffentliche Leben, die Einrichtungen des Staates, die Berührungen der Völker durchdringe und überall eine kräftige Gesinnung, einen heitern Eifer zu allem Guten, wie ihn Christus besaß und seine Jünger von ihm überkamen, mit sich führe. Aber die Geschichte des Pietismus hat von frühen Entartungen berichtet, wodurch diese aus christlichem Bedürfniß und Verlangen hervorgegangene Richtung und Verbindung der Geister sich der freisinnigen Auffassung der christlichen Lehren, der heitern und kräftigen Aneignung des dargebotenen Heiles, der allumfassend brüderlichen Gesinnung entschlug und bei Unzähligen in engherzigem Sektengeiste, in pharisäischem Frömmeln, in starrem Festhalten des Buchstabens, in bitterer Verketzerung unterging, aber auch bei den Bessern nicht immer einen Anflug von schwächlicher Buße und inquisitorischer Härte fern hielt. Man hat schon oft, und nicht mit Unrecht, die Parallele gezogen zwischen dem Romanismus und dem entarteten Pietismus. Wie jener durch den Heiligendienst und die eigne Verdienstlichkeit den Werth der Persönlichkeit des Erlösers zurückdrängt, so vergißt der Pietismus in der Lehre, die seine Anhänger als die alleinwahre geltendmachen, die innere Kraft und den sittlichen Willen des Gottessohnes über dem Opfergerüste seines Todes. Dadurch verschwindet bei Beiden das lebendige Gefühl sittlicher Gemeinschaft mit dem Erlöser, thatkräftigen Einflusses vom Haupte auf die Glieder der Gemeinde; daher in ihrer Poesie dort die Beruhigung mit dem Aeußerlichen, dem opus operatum, hier die fortwährende peinliche Furcht vor dem Gebundensein in der Welt und Sünde, das Ueberwiegen des Bewußtseins der Sünde über das der Gnade und Freiheit. Gleichwol ist es bei Beiden der Fall, daß die Ueberzeugung, die Wahrheit gefunden zu haben, in Fanatismus gegen Andersdenkende übergeht, dort mit Feuer und Schwert, hier mit einer oft unglaublichen Zudringlichkeit der Rede, den alleinseligmachenden Glauben zu verbreiten und die Widerstrebenden dort der Inquisition, hier den Strafgerichten eines eifersüchtigen Gottes zu überliefern.

Mit wahrer Lust sind wir solchen Gedichten des Verfs. begegnet, die einen kräftigen Geist, eine heitere Anschauung des Lebens und milde Gesinnung äußern. Denn eben im Gefühle der Gemeinschaft mit dem Erlöser soll sich der Fromme erkräftigt finden, soll die Welt von der Gnade Gottes verklärt und alle Menschen, zumal alle, die in Berührung mit der christlichen Kirche stehen, in irgend einem, wenn auch noch so leisen und fernen Zusammenhange mit dem Heile der Erlösung erkennen. Aber die weit größere Anzahl der Knapp'schen Lieder athmet zugleich jenen ängstlichen Geist der Buße, die sich in fortwährendem Mistrauen verzehrt; auch tritt der Dichter in einen grämlichen, verdammenden Gegensatz gegen Jene nicht allein, die schlecht denken und handeln, sondern auch gegen Solche, die er im Irrthum sieht, und höhnt namentlich mit bitterm Spotte Diejenigen, für welche der Meister betete: Vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Wir sind von dem edeln Charakter des Verfs. überzeugt, daß auch sein Spott eine Waffe der Liebe sein soll, und glauben, gutgesinnte und christlichdenkende Leser, die mit seiner Theorie nicht eben übereinstimmen, werden ihm seine Stacheln gern verzeihen. Wir wünschen aber dem sonst so liebenswürdigen Dichter, lieber an den unschuldigen Freuden der Natur und Gesellschaft, und an den harmlosen Spielen der Kunst einen frohen und dem Geber aller guten Gabe dankbaren Antheil zu nehmen und auch dem auf einem andern Wege im Vertrauen auf Gottes Hülfe ehrlich Strebenden seine Hand zu reichen, als daß er sein reiches Herz in die Grenzen einer engherzigen Ansicht und Liebe, die sein göttlicher Meister nicht wollen kann, mit Bitterkeit und Hohn gegen die umgebende Welt einschließe. Wir wünschen ihm wie seinem Geistesverwandten, dem schottischen Sänger des „Course of time", daß sein von der christlichen Wahrheit ergriffenes Herz weiter werde und heiterer in der Liebe.

12.

Zu den erfreulichsten Zeiterscheinungen, die daher auch in diesen Blättern nicht übergangen werden dürfen, gehören die unleugbaren Fortschritte in der Kunst, Uebel zu vermeiden, und denen, welche sich nicht verbannen lassen, eine heilsame Richtung zu geben. Ohne ernste und unbestechliche Handhabung der Strafgerechtigkeit kann, was auch Sophisterei dagegen vorbringt, keine menschliche Gesellschaft bestehen; aber die Verpflichtung und Wahrscheinlichkeit, dem Missethäter durch gegenwärtiges Uebel künftiges, zum Theil unmittelbares oder wenigstens naheliegendes Gute zu erzeigen, sonst vielleicht nur das Bewußtsein menschenliebender Weisen, wird jetzt in allen gebildeten Staaten anerkannt und nach Verhältniß der Umstände befördert. Dazu gehört aber nicht nur Wille, Vermögen und Verstand, sondern auch Kunde der verschiedensten Erfahrungen, die nirgends fleißiger gesammelt und unbefangener mitgetheilt sind als in den

Jahrbüchern der Straf- und Besserungsanstalten, Erziehungshäuser, Armenfürsorge und anderer Werke der christlichen Liebe, herausgegeben von N. H. Julius (Berlin, Enslin),

die jetzt schon im zweiten Jahr fortdauern und mit jedem Heft an Vollständigkeit gewinnen. Daß sie gerade in der Hauptstadt der preussischen Monarchie herauskommen, ist allerdings erwünscht, weil sich nicht leugnen läßt, daß ihr Gegenstand in allen seinen Verzweigungen nirgends reiflicher erwogen, besonnener ausgeführt, theilnehmender aufgefaßt und geschicktern Händen anvertraut worden als in diesem Lande, welches seit einem Jahrhundert an geistiger Aufklärung hinter keins zurücktritt und manchem zum Muster dienen kann. Doch läßt sich Hr. J. nicht verleiten, darum

gegen das Ausland unbillig zu werden, und nimmt jede bewährte Kunde, die ihm von irgend einem Theil der bewohnten Erde zukommt, mit Dankbarkeit auf. Denn ihm entgeht nicht, daß abweichende Verhältnisse abweichende Vorkehrungen erfodern; daß unzählige Ursachen hier verbieten können, was dort gebilligt werden darf; vor Allem aber, daß nichts verderblicher ist als der Eigensinn, dem geistreiche und ausgezeichnete Menschen zu oft nachgeben, das erreichbare Gute zu verschmähen, weil es hinter ihre ehrenwerthen Foderungen zurücktritt. Der Sinn des Menschen soll allerdings geschärft werden für das höchste Musterbild, das die Vernunft entwerfen kann, damit er sich nie überhebe, am Ziel zu stehen, wenn er ihm nur näher gekommen als Andere; aber es ist unverantwortlich, gar nichts thun zu wollen, weil man so viel nicht thun kann als man begehrt. Auch der kleinste, langsamste Vorschritt ist besser als Unthätigkeit, und es liegt außerhalb aller Grenzen menschlicher Berechnung, welche wohlthätige Folgen er hervorbringen mag. Wir würden unsere Leser beleidigen, wenn wir glauben könnten, die bloße Anzeige von dem Dasein und der Fortdauer einer so anziehenden Zeitschrift sei nicht vollkommen hinreichend, um sie ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen, und die dürre Angabe ihrer vorzüglichsten Aufsätze würde zu großen und doch unfruchtbaren Raum einnehmen. Einige allgemeine anwendbare Thatsachen können wir nicht ganz unterdrücken. Faßlicher Religionsunterricht und Belehrung in nützlichen Kenntnissen und Arbeiten haben sich überall als die wirksamsten Besserungsmittel erwiesen. Mangel an Beschäftigung ist für Verhaftete unleugbar die fürchterlichste Bestrafung, als welche die Nordamerikaner sie erkennen und anwenden, aber zugleich die untrüglichste Maßregel, ihrer Besserung zu widerstehen. Hingegen ist Anhaltung zu nützlicher Thätigkeit, deren verschiedene Arten nachgewiesen und erprobt werden, eine Wohlthat für die Züchtlinge, befriedigt ihren Thätigkeitstrieb und erleichtert dem Staat die Kosten ihres Unterhalts. Wer sich mit Criminaluntersuchungen beschäftigte, wird nicht in Abrede stellen, wie oft Diebe mit außerordentlichen Anstrengungen ungleich weniger erworben haben, als sie mit weit geringern, zum Dank ihrer Mitbürger und ohne gesetzlicher Strafe zu erliegen, ernten konnten. Gewöhnung herrscht über Menschen und Thiere, und gute Gewöhnung läßt sich auch im Gefängniß anbilden. Aber die schlechte ist leider von jeher den Verhaftungshäusern einheimisch gewesen, und wird es bleiben, so lange die verschiedenen Classen der Verhafteten nicht strenge gesondert sind und ihrem Verkehr untereinander kein Einhalt geschieht. Das wird hier und da musterhaft erreicht, fodert aber große Kosten und zweckmäßige Gebäude, von denen die Jahrbücher Nachricht ertheilen, und unter welchen die Strahlenform den Vorzug verdient. Darf jetzt etwas zu der Hoffnung berechtigen, auch dieser Wunsch könne nach und nach in Erfüllung gehen, so ist es die angenehme Thatsache, daß die nützliche Beschäftigung der Verhafteten, unter verständiger und gewissenhafter Verwaltung, so viel einbrachte, nicht nur den Aufwand der Anstalt zu bestreiten, sondern auch fleißigen und entlassenen Verhafteten ein kleines Vermögen zu gewinnen, das ihnen erleichterte, sich in Zukunft ehrlich zu nähren. Gesunde und zureichende Nahrung wird ebenso schmackhaft als wohlfeil werden, wenn d'Arcet's Bereitung der Knochengallerte Probe hält. Die an vielen Orten eingeführte Sitte, den Gefangenen eine abstechende Kleidung anzulegen, wodurch sie sich bei ihrer nicht immer zu vermeidenden Entweichung jedem Blick sogleich verrathen, hat einen einleuchtenden Grund gegen sich. Sie verleitet Den, der vielleicht nur über die Grenze flüchten und gesetzlicher Verfolgung sich entziehen wollte, aus Selbstvertheidigung aufs Neue zum Diebsgesellen, wol gar zum Mörder zu werden. Daß man die Entlassenen noch eine Zeitlang beobachtet, ist löblich und ihnen selbst zuträglich; aber zu gleicher Zeit nehmen sie doch auch den Schutz und die Begünstigung der Staatsverwaltung in gerechten Anspruch, daß eine gesetzlich abgebüßte Schuld nicht ein Stein des Anstoßes für ihre ganze Zukunft bleibe und sie zu verbrecherischer Verzweiflung führe. Wie dem zu steuern sei, welche Mittel jedem besondern Staat zu Gebote stehen, um einem solchen Zweck nach Möglichkeit zu genügen, das wird noch lange die Erwägung seiner einsichtsvollsten Rathgeber beschäftigen. Es ist viel gegen den Gebrauch der Verbrechercolonien zu sagen, denen Hr. J. aus guten Gründen abhold ist. Betrachtet man sie nicht als fortdauernde Strafe, sondern als das gelobte Land für Züchtlinge guten Betragens, die, der Freiheit wiedergegeben, eines Aufenthalts bedürfen, wo man ihnen gestattet, sich ohne Argwohn und Vorwurf als gebesserte und arbeitslustige Menschen zu bewähren, so dürfte jeder Staat wünschen, seinen Bekehrten ein Botanybay anweisen zu können.

42.

N o t i z e n.

Wie viel gibt es in Europa katholische Priester?

Eine ziemliche Menge, nämlich: in Irland 2000; in Spanien 43,000; in Portugal 9000; in Deutschland (mit Östreich und Preußen) 27,000; in Ungarn 5500; in den Niederlanden 2600; in der Schweiz 600; in Italien 20,000; in Frankreich 32,000; im europäischen Rußland 7000, und in der europäischen Türkei 3000: zusammen also 151,700!

Die polnischen Zeitschriften.

Es erscheinen in Polen gegenwärtig folgende periodische Blätter:

I. Wissenschaftliche Zeitschriften. 1. Denkschrift der Wissenschaften, erscheint alle Monate; 2. Warschauer Zeitung, monatlich; 3. Polnische Themis, aller 2 Monate; 4. Sylvan, Denkschrift für die Forstwissenschaft; 5. Polnische Isis, oder Journal für Wissenschaften, Entdeckungen, Künste und Industrie, alle Monate; 6. Denkschrift der Medizin; 7. Der Sklavonier, Wochenschrift für die Künste, den Ackerbau und den Handel; 8. Columbus, Journal für Reisen, alle 14 Tage; 9. Der Sandomirier, Zeitschrift für Geschichte; 10. Wochenschrift für Kinder; 11. Der Schmetterling; 12. Journal für Jurisprudenz; 13. Journal der Woywodschaften; 14. Der Piast, technologische Zeitschrift. Diese erscheinen sämmtlich in polnischer Sprache, das folgende aber in deutscher: 15. Magazin der Heilkunde.

II. Politische Tageblätter. 1. Warschauer Zeitung; 2. Zeitung des Correspondenten; 3. Polnische Zeitung; 4. Warschauer Kurier; 5. Der polnische Führer; 6. Allgemeine Landeszeitung, erscheinen in polnischer; 7. Der warschauer Bote aber in deutscher Sprache.

III. Außerhalb der Grenzen des Königreichs erscheinende polnische Zeitschriften. A. In Krakau: 1. Krakauer Zeitung; 2. Der krakauer Kurier; 3. Gouvernementszeitung; 4. Wissenschaftliche Miszellen; 5. Gartenzeitung; 6. Miscellanea Cracoviensa (lateinisch). B. In Wilna: 1. Wilnaer Zeitschrift; 2. Lithauischer Kurier. C. In Lemberg: 1. Annalen der Bibliographie; 2. Lemberger Zeitung. D. In Posen: 1. Posener Zeitung.

Druckereien sind in Warschau 20 polnische, 2 jüdische und 6 Steindruckereien, in den Provinzen 16 polnische und 1 jüdische. Ferner außerhalb des Königreichs: in Krakau, Wilna, Lemberg, Krzeminiece, Wraclaweck, Posen u. s. w. im Ganzen 15. Nach der „Geschichte der polnischen Buchdruckereien", von Bandtke, hatten im 16. Jahrhundert 81 polnische Städte eine oder mehre Buchdruckereien. Hofmann zählt deren 300. Quantum mutatus ab illo! 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 166. — 15. Juni 1830.

Spanische Literatur.

Die politischen Stürme, die seit mehren Decennien die pyrenäische Halbinsel verwüstend durchtobten, schienen eine für die Musen höchst unheilvolle Zeit herbeizuführen. Nicht allein, daß die friedlichen Künste und Wissenschaften unter dem Geräusch der Waffen verstummen und sich vergebens nach einem sichern Asyl umsehen; die ausgezeichnetsten Männer litten während der Unruhen, wurden ihrer Aemter, Würden, ihres segensreichen Wirkungskreises beraubt und mußten als Verbannte in fremden Ländern vom Mitleid ihrer Freunde und Feinde leben, oder zur Schriftstellerei ihre Zuflucht nehmen, um ihr trauriges Dasein zu fristen. Der Wechsel der herrschenden Dynastie wirkte auf ihr bewegtes Leben zurück, und kaum aus der Verbannung zurückberufen, in ihre frühere Stellung wieder eingesetzt, mußten sie von Neuem den Wechsel der Dinge erfahren. Zu diesen Männern gehört der durch seine „Geschichte der Maurenherrschaft in Spanien" rühmlichst bekannte J. Conde, gehört Moratin, gleich sehr geliebt als lyrischer wie als dramatischer Dichter, und viele Andere, namentlich unter den Schauspielern: Mayquez, ein Schüler des Talma.

Um so mehr muß es unser Erstaunen erregen, daß, um bei den dramatischen Leistungen der Spanier zu verweilen, in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine große Menge sehr fruchtbarer Dichter am spanischen Parnaß erscheinen. Freilich fällt ein großer Theil dieser Stücke in die Zeit von der französischen Revolution, die unmöglich ohne Einfluß auf die politische Stellung Spaniens bleiben konnte. Und diese Zeit zeigt eine erstaunenswürdige Regsamkeit in dramatischer Thätigkeit, die um so weniger auffallen kann, da die Enkel Calderon's und Lope's dieselbe Theilnahme fürs Theater zeigten, welche jenen hohen Vorbildern zu ihrer Zeit die allgemeine Achtung und Bewunderung verschaffte und erhielt. Aber auch die neuere Zeit ist nicht hinter der nächst vorhergehenden an Fruchtbarkeit zurückgeblieben.

Und ein Umstand kommt bei den neuern Werken noch hinzu, der nämlich, daß diese nicht von der politischen Gährung unberührt bleiben konnten, welche unaufhörlich fortbrauste; daß also diese, von dem Factionsgeist und dem wüthenden Parteikampfe eingegeben, das Gepräge dieser für ganz Europa so interessanten Zeit ansichtragen. Die Kämpfe des spanischen Volks gegen die Napoleoniden, die spätern Reibungen zwischen der königlichen und Volkspartei enthalten reichen Stoff, der von Dichtern aller Art meist zu dramatischen Werken zur Verherrlichung des ganzen Volks, oder einzelner Parteien benutzt wurde. Natürlich treten die vorzüglichsten Helden dieser Zeit auf, und die Dichter haben die Schwierigkeit nicht gescheut, die Gegenwart zum Gegenstand des Dramas zu wählen.

Es ist hier nicht der Ort, die Hindernisse zu beleuchten, welche einer Darstellung der Gegenwart, die einer poetischen Auffassung so sehr widerstrebt und den Dichter in seinem freien Schaffen behindert, entgegenstehen. Fast alle Völker haben ja die denkwürdige Zeit des großen Freiheitskampfs zu dramatischen Schöpfungen gewählt: die griechischen Dramatiker benutzten ja bekanntlich auch einen großen Theil der Zeitgeschichte zu ihren Werken, freilich nicht mit gleichem Glück. Inwieweit es nun den Spaniern gelungen, die unleugbare Schwierigkeit zu überwinden, können wir leider aus dem einfachen Grunde nicht beurtheilen, weil diese Stücke uns nur dem Namen nach bekannt sind, und wir höchstens von der Theilnahme des Publicums und den Verboten der Regierung auf den Werth oder Unwerth dieses an sich löblichen Strebens schließen können.

Zu den Dichtern, die aus der frühern Zeit hervorgegangen und deren Werke noch ganz in dieselbe gehören, ist Moratin zu zählen, dessen Werke zu Paris 1825 unter dem Titel: „Obras dramaticas y liricas de D. Leandro Fernandez de Moratin" erschienen sind. Man wird sich nicht wundern, wenn die Werke dieses talentvollen Mannes das Gepräge seiner Zeit ansichtragen. Die französische Kritik, die französischen Begriffe von Regelmäßigkeit, Orts- und Zeiteinheit, kurz der französirte Aristoteles, dem die Zeitgenossen Ludwigs XIV. betäubenden Weihrauch streuten, und durch den sie ihre Unsterblichkeit zu sichern glaubten, ist auch sein Ideal. Wir wollen und können nicht mit ihm rechten. Suum cuique!

Trotz der vielen Lächerlichkeiten, in die sich die armen Dichter durch die selbstgeschaffenen Qualen der Regelmäßigkeit damals verwickelten, bleibt das Streben, dem Excentrischen, Bombastischen, Widernatürlichen entgegenzuwirken, achtungswerth, obgleich man leider, wie gewöhnlich, dabei ins andere Extrem überschlug. Gongorismus und Pedanterie, Romantiker und Classiker traten in Kampf, der ja bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden ist und vielleicht nie beendet wird. Fangen doch selbst die Franzosen an, gleichsam als wollen sie das Versäumte nachholen, sich mit excentrischer Wuth ins Furchtbare zu werfen; stürzen sich in den horreur und verschonen nicht das Ekelhafteste, um Schauer zu erregen und Einem die Haare zu Berge zu treiben. Jede Zeit will ihren Schaum haben und ihren Niederschlag, und doch ist dies auf die Spitze treiben das Allerverkehrteste.

Moratin hat nun die Fahne der regularidad ergriffen und sein höchstes Ziel und Ideal ist eine comedia regular. Dabei ist er ebenso wenig zu tadeln wie eine alte Dame, die ich neulich auf die Vortrefflichkeit der Reifröcke und Perrücken einen Panegyrikus halten hörte, in denen die Frauen, wie sie meinte, viel mehr Grazie, die Männer viel mehr honettes und respectables Wesen hätten entwickeln können, während die beiden Geschlechter nach Demolirung dieser Vormauern viel zu nahe aneinandergerückt wären.

Sie mochte recht haben. In der Poesie ist das Ding aber doch ein wenig anders.

Während nun Moratin im Dramatischen an der Kahlheit und Nacktheit krankt, die aus seiner Ansicht nothwendig hervorgehen muß, zeigt er als Lyriker, was er unter günstigern Umständen fürs Theater hätte leisten können. Als solcher entwickelt er ein lyrisches Talent, das ihn zu dem Namen eines vorzüglichen, oder gar des ersten lyrischen Dichters unter den Neuern berechtigt. Das Studium der alten Classiker, namentlich des Horaz, bildete ihn, und für den letzten Dichter scheint er eine so große Vorliebe gefaßt zu haben, daß er mehre seiner Oden in spanischer Uebersetzung oder Bearbeitung mitgetheilt hat. Außerdem hat er die verschiedensten Gegenstände für seine poetischen Ergüsse gewählt. Viele sind durch Gelegenheiten veranlaßt, und wir können in Bezug auf den Werth seiner Producte das Urtheil seines Volks nur unterschreiben. Der Friedensfürst, mehre hohe Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, Schauspieler und Schauspielerinnen sind die Personen, denen er seine zu ihrer Verherrlichung verfaßten Gedichte weihete. Um unser Urtheil zu beglaubigen, theilen wir den Lesern eine Ode nach einer Uebersetzung mit, die leider manche Züge des Originals verwischt hat. Die Ode ist dem Andenken des schon früher erwähnten Joseph Conde, des Geschichtsschreibers der Mauren in Spanien, geweiht. Wer dies sein höchst anziehendes Werk gelesen und gewiß nicht unterlassen hat, den Fleiß dieses achtbaren Gelehrten zu bewundern, der wird den Schmerz des Moratin über das unglückliche Loos theilen, welches dem Conde zu Theil wurde. Man kann nicht ohne Rührung lesen, wie die zwischen beiden Männern bestehende und durch ein ähnliches Schicksal noch erhöhte Freundschaft dem Dichter diese tiefgefühlten Schmerzenslaute entlockt, und nicht uninteressant ist die Nachricht, welche in den Anmerkungen zu dieser Ode, welche dem Werke hinten beigefügt sind, über die letzten Schicksale des Conde mitgetheilt wird. Er starb nämlich in der Verbannung, und seine Freunde mußten durch ihre Milde für sein Begräbniß sorgen. So starb ein Mann, der, seinem Zeitalter vorauseilend, ohne Parteilichkeit die Geschichte der Erbfeinde des spanischen Volks beschrieb; und Spanien schändete sich so durch Undank.

Ode des Moratin

auf den Tod des berühmten Verfassers der „Geschichte der Mauren in Spanien“,

D. Josef Antonio Conde.

Mein süßer Freund, Du eilest,
Der Tag verliert die Stralen!
O wär ich, wo Du weilest!
Rein in dem Grab, dem kahlen
Im engen Raume eingelegt
Ruht still Dein Leichnam aus.

Und mir, der ich schon trage
Gebeugt der Jahre Bürde,
Beim Himmel mich beklage
Ob Undank und Unwürde,
Dich zu beweinen, Schmerzenssohn
Reicht nun mein Leben aus.

O wären wir verbunden
Am wonnevollen Orte,
Wo Alle bald gefunden
Im blütenreichen Porte,
Bei jenen Geistern ruhmgekrönt,
Dem Staunen einer Welt.

So soll mich denn erfassen,
Der jähe Tod alleine!
Die Tugend so gelassen,
Die demuthsvolle, reine,
Und Dein Verdienst ist Deinem Volk,
Dem stolzen, bloßgestellt.

Du weihtest Deine Jahre,
Die flüchtigen, dem Forschen.
Du wußtest, daß die Bahre
Des edlen Geists die morschen
Vergnügen und die Trägheit sei;
Das wußtest Du schon früh.

Drum schnell durch das Gedränge
Eilt'st Du zum Heiligthume,
Wo Themis, sie die strenge,
Die Diener krönt mit Ruhme,
Der ew'gen Rechte Anwalt Du,
Begannst zu blühen hie.

Mit ew'gen Lorberkränzen
Umgaben Dich die Neune,
Die den Parnaß umglänzen:
Die Lei'r von Elfenbeine,
Das schimmernde Krystall zugleich
Zum Lohn man Dir erkor.

Durch Dich erwachten Laute
Anakreon's, des süßen
Das Echo liebend traute,
Des Pindus Höhn zu grüßen.
Theokritus vertraute Dir
Das schlanke Hirtenrohr.

Fobus gab Dir die Gabe
Von manchen Menschenzungen:
Der größten Redner Habe
Verlieh er — Dir gelungen
Ist Roms, Athens, Arabiens
Prunkrede Deutung stets:

Die festlichen Gesänge,
Die in erhabnen Weisen
Des flücht'gen Volks Gedränge
Zu Gottes Throne weisen,
Wenn tief das wilde Heer versank
Zum Grund hinab des Meeres.

Und freundlich die Geschichte
Hob des Vergangnen Schleier,
Sie stellt Dir zu Gesichte
Der ehrnen Tafeln Feier,
Den Marmor und das Pergament
Und sprach: die Nachwelt hör's!

Und da, die hingefallen
Die mächt'gen Menschenstädte;
Wovon nicht Sagen schallen
Die edeln Thaten, träte
Vergessenheit in Staub, wenn nicht
Die Kund' davon Dir ward.

Von da, wo ernst sein Grollen
Bei Gerez zeigt' der Himmel,
Wo Spaniens Mächte sollen
Hinsinken im Getümmel,
Als unterwarf den goth'schen Thron
Der Stamm des Ismael:

Bis daß vernichtet worden
Die letzte Spur der Ketten,
Bis des Alhambra Horden
Verzweifelnd, sich zu retten,
Besiegt auf ihren Zinnen sehn
Die Kreuz' der Isabel.

Dir ist vergönnt die Wonne
Zu preisen Derer Thaten,
Die in des Friedens Sonne
Im Sieg' hervor sich thaten,
Die in den fernsten Zeiten einst
Die Welt erstaunt gesehn:

Und Dir, daß Du erzähltest
Die Thaten und die Mühen,
Daß Du den Ruhm nicht hehltest,
Der jenem Volk wird blühen:
Ohn Vorlieb' hast Du's dargestellt,
Das groll'nd wird ewig stehn.

Europa, das sich sehnte,
Dein Wissen zu genießen,
Das Dir zu bieten wähnte
Des Beifalls Ueberfließen,
Muß Deines Hingangs Trauerpost
Vernehmen schmerzbewegt.

Die mitleidslose Parze
Hat Dich zu Grab getragen,
Es wiederhallt das schwarze
Gewölb' von Echos Klagen:
Und in den finstern Hallen sich
Ein dumpfes Stöhnen regt.

Verzeihe, o beleidigte,
Verzeih gekränkte Seele,
Wenn goldne Kron Dich freudigte
Dort, wo Dich nichts mehr quäle,
Wenn Deiner Tugend reiner Glanz
Jetzt seinen Lohn erhält.

Vergiß das harte Grollen,
Den Undank, den Du fandest:
Denn nie verlängern sollen
Das Dasein, dem Du schwandest,
Die Menschen, ohn' daß Haß und Neid
Sich keck ein Opfer fällt.

Es wird uns schwer, von der Würdigung des Moratin, als lyrischen Dichters, zu der des Kritikers überzugehen, weil er uns hier im traurigsten Lichte erscheinen mußte. Er hat zwar seine kritischen Ansichten theils in seinen dramatischen Werken sowol eignen als den Uebersetzungen seines hohen Vorbildes, des Molière, im Allgemeinen ausgesprochen, unter welchen erstern die „Comedia nueva“ vorzüglich wichtig und interessant ist, weil er hier Gelegenheit nimmt, die angeblich herrschende Geschmacklosigkeit und Unnatürlichkeit seiner Zeit an den Pranger zu stellen. Aber noch mehr ist dies in seinen Anmerkungen zu Shakspeare's „Hamlet“ geschehen, den er zum Opfer seines nach Aristoteles und den Franzosen geschnitzten Richterstabes ersehen hat. Allerdings konnte er wol kein Wild finden, das seinen Zwecken angemessener gewesen wäre. „Wie ist es möglich“, wird man rufen, „wie kommt Shakspeare unter dies Volk?“ Er kommt nicht allein unter dasselbe, sondern sogar unter demselben um. Moratin bietet bei aller Unparteilichkeit, die er verspricht, bei allen Lobeserhebungen, die er einzelnen Stellen zollt, doch Alles auf, um der blinden Bewunderung des Shakspeare den Staar zu stechen.

Die Uebersetzung selbst, wie die hinten angehängten kritischen Noten zu derselben stehen im 3. Theil seiner „Obras“. Erstere ist weniger wichtig als letztere. Denn er hat seine Uebersetzerpflicht mit größerer Gewissenhaftigkeit erfüllt, als man bei einem Eingenommenen erwarten sollte. Höchstens hat er einige Kraftstellen wie z. B. „That's a fair thought to lie between maid's legs!“ unübersetzt gelassen und die Bemerkung hinzugefügt, diese Stelle, die er durch Punkte, die Irrlichter an sumpfigen Stellen, andeutet und ergänzt, möchte la modestia der Leser beleidigen. Außerdem ist sie ganz in ungebundener Rede, die lyrischen Stellen des Originals ausgenommen, eine Freiheit, über die er weiter keine Rechenschaft gibt. Auffallend ist es aber, daß er in den Liedern der Todtengräber u. s. w. die Assonanz als Bindemittel angewandt hat, die sich, wie das bekanntlich im spanischen Drama häufig ist, ganze Scenen, oft, wie bei Moratin selbst, ganze Akte durchzieht. Außerdem ist die Uebertragung so treu, als ihm der Genius seiner Sprache erlaubte, und er scheint des Englischen so kundig zu sein, daß er die französischen Uebersetzungen mehr gekannt als benutzt zu haben scheint. Wir wenden uns schnell zu den Notas, die eigentlich das Interessanteste des ganzen Werks sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, im Mai 1830.

„La conversion d'un romantique“ von Herrn Jay ist die umfassendste und seichteste unter den vielen polemischen Schriften, welche die neue Dichterschule veranlaßt hat. Wir wissen von Hrn. Jay weiter nichts, als daß er ein bejahrter Mann von einigem Geiste und einigen Kenntnissen ist, daß er am „Constitutionnel“ schreibt und eine „Geschichte Richelieu's“ verfaßt hat, die wir nicht kennen. Gegenwärtige lange und langweilige Diatribe gegen den Romantismus war bereits im August v. J. fertig; allein damals legte die Censur Hrn. V. Hugo wegen „Marion Delorme“ Schwierigkeiten in den Weg, und als liberaler Schriftsteller nahm Hr. Jay die Partei von „Marion Delorme“ gegen das Ministerium. Späterhin erfuhr er, daß „Hernani“ einstudirt werde, und beschloß, dessen Aufführung abzuwarten, die vielleicht etwas in seinen Ansichten und Urtheilen hätte ändern können. Nachdem er das Stück gesehen und gelesen, läßt er nun endlich das lange zurückgehaltene Pamphlet los. „Hernani“ ist in seinen Augen weiter nichts als ein Melodram, dessen Grundidee Prior, dem Verf. von „Henry and Emma“, gehört; er findet nichts Neues darin als die Sprache, welche weder den Rhythmus des Verses, noch den ungezwungenen Gang der Prosa hat, un dialecte niais et sophistique, wie er sich ausdrückt. Die Menge drängt sich herbei, um es zu sehen, wie sie sich herbeidrängte, um das zweiköpfige Ungeheuer Ritta und Christina zu sehen. Er bedauert, daß Mademoiselle Mars ihr großes Talent zu dergleichen Machwerken hergibt, welche die Freunde V. Hugo's keineswegs berechtigen, die Büste Racine's zu verunglimpfen. Es sollen nämlich nach der Aufführung von „Henri III.“ einige fanatische Jünger dieses kühnen Dichterapostels in dem Foyer des Théâtre français um die Büste Racine's getanzt und ausgerufen haben: „enfoncé Racine“. Inwieweit dies gegründet ist, wissen wir nicht. In allen Kunsthandlungen findet man eine lithographirte Caricatur, welche diese Scene vorstellt. Auf einer andern ist V. Hugo abgebildet, in Fechtkleidung, ein Rapier in der Hand haltend, mit trotziger und dumm-höhnischer Miene; unten steht: „Si ce polisson de Racine vivait aujourd'hui, je me battrais avec lui“; in Parenthese ist beigefügt: „historique“. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß das eine lächerliche Erfindung des Parteihasses ist. Die Classiker wissen überhaupt recht gut, daß weder Racine noch Voltaire bei diesem Streite in Gefahr sind. Wie die Ultras sich hinter den Thron flüchten, so suchen sich diese Herren hinter die Altäre der großen Meister, wie sie sich ausdrücken, zu retten, und weil sie nun die Kritik aus ihrem Schlupfwinkel hervorzieht und mitten im Heiligthume geißelt, so stellen sie sich als Märtyrer ihres literarischen Glaubens dar und geben die Rachsucht ihrer gekränkten Eitelkeit für eine patriotische Besorgniß um den Nationalruhm aus. Doch, wir sind noch in der Vorrede, und es ist Zeit, Hrn. Jay auf seinem langen, verworrenen Wege weiter zu folgen. Der Romantiker, dessen Bekehrungsgeschichte hier erzählt wird, ist Niemand anders als Hr. Joseph Delorme, den die Leser aus unserm letzten Berichte bereits kennen. Er hat sich metaphorisch entleibt, genießt aber nach seinem Tode noch der blühendsten Gesundheit und besucht 3 Wochen nach seinem Begräbniß einen Ball. Seine Familie ist indeß sehr um seinen intellectuellen Zustand besorgt; er hat die fixe Idee, eine Revolution in der Poesie hervorbringen zu wollen. Er

schwört bei den Gespenstern V. Hugo's und will den Teufel an die Stelle Apollo's setzen. Merkwürdig ist dabei die Äußerung des Hrn. Jay, die neue Schule sei von dem kühnen Fanatismus einer werdenden Sekte beseelt und habe Schrecken in dem Freistaat der Literatur verbreitet: „Tout est frappé de stupeur". Dies sind Hrn. Jay's eigne Worte, die denn doch beweisen, daß die so sehr verhöhnten Producte der Romantiker wichtig genug schienen, um ihre Gegner aus ihrer stolzen Verachtung aufzuschrecken. Ein Verwandter unsers Monomanen, Hr. Jacques Delorme, sucht ihn zu heilen. Um sein Zutrauen zu gewinnen, stellt er sich selbst närrisch. Zu diesem Endzwecke sucht er die schwächsten und bizarrsten Stellen aus Hrn. St.-Beuve's Werken hervor und mischt sie aufs seltsamste durcheinander. Hier findet nun Hr. Jay Gelegenheit, die neuen Formen und Figuren zu mustern und zu skelettiren und systematisch einzutheilen. Er zählt nacheinander die große und kleine Hyperbel auf, den nonsens, die similitude éloignée, l'exagéré etc. Hier zeigt er jene subtile, kleinliche Kunst, Tropen abzumessen und Bilder zu wägen, welche so lange die franz. Poesie in ihren Regeln gefangen hielt. Ein Professor der Universität, bei welchem die beiden Delorme zu Mittag essen, setzt das von Hrn. Jacques unternommene Heilungswerk weiter fort. Von diesem erfahren wir nun, was sich bisher gewiß kein Mensch hatte träumen lassen, daß an dem ganzen jetzigen literarischen Unfuge in Frankreich Niemand Schuld ist als Napoleon, und zwar auf folgende Art: der Haß, den seine Eroberungen bei den auswärtigen Nationen erregte, verursachte die ersten Angriffe auf die Literatur des 17. Jahrhunderts, und da das franz. Theater besonders ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht war, so feindete man besonders dieses an. William (!) Schlegel übernahm die Expedition und übersetzte Shakspeare und Calderon in der einzigen Absicht, um sie den franz. tragischen Dichtern entgegenzusetzen. Mit diesem Fremden machten nun die Romantiker gemeinschaftliche Sache, warum, wird nicht gesagt. Sodann gesteht diesen Hr. Jay beiläufig alle Freiheiten zu, die sie verlangen, preist Lamartine und V. Hugo über die Maßen, und zuletzt warnt er den Monomanen vor den Sophismen einer Schule, die nur dann einigen succès haben könnte, wenn alle Bibliotheken verbrannt und die ganze Gesellschaft umgestaltet wäre. Aehnlicher Inconsequenzen könnten wir noch mehre anführen; aber der Leser wird, sowie wir, hoffentlich an diesen genug haben. Den Schluß des Ganzen macht eine soirée romantique bei der Gräfin Colombelle, wo wir nicht irren, und die Inauguration der Büste Ronsard's, den Hr. St.-Beuve, ungeschickt genug, in seinen alten Ruhm wiedereinzusetzen gesucht hat. Wir werden wahrscheinlich oft genug Gelegenheit finden, auf „La conversion d'un romantique" zurückzukommen, weil dieses Buch als eine Art Glaubensbekenntniß der alten Schule kann betrachtet werden und ein ziemlich vollständiges Verzeichniß aller Sünden enthält, die sie ihrer glücklichen Nebenbuhlerin vorwirft.

Einen ähnlichen Gegenstand, aber mit ganz andern Absichten, von einem weit höhern Standpunkte aus, behandelt Hr. Philarète Chasles in seiner vor einigen Tagen von der „Revue de Paris" gekrönten Preisschrift über folgende Frage: „Quelle a été l'influence du gouvernement représentatif depuis quinze ans en France sur notre littérature et sur nos moeurs?" Die gegenwärtige Epoche in Frankreich ist eine Mischung aller Elemente, die aus den frühern herübergekommen sind, aus dem ancien régime, der Revolution und dem Kaiserreiche. Diese haben sich nun theils miteinander verschmolzen, theils stehen sie sich noch feindlich gegenüber. Ihre gleichförmige oder widerstrebende Entwickelung unter dem Einfluß der Charte constituirt die Societät in ihrem jetzigen Zustande, und diesen Einfluß zu zeigen, war die Aufgabe, die Hr. Chasles zu lösen sich bestrebt hat. Wer Paris auch nur aus Büchern kennt, muß in Manchem eine große Umgestaltung bemerken, die sich täglich mehr entwickelt und klarer hervortritt. Werfen wir zuerst unsere Blicke auf das Aeußere des geselligen Lebens, so finden wir wenig Spuren mehr von jener frivolen Amabilität, jener liebenswürdigen, spirituellen Tändelei, die den Zügen und Worten des kräftigsten Jünglings etwas Weibisch-Süßliches aufdrückten, die Perrücke des Greises mit Rosenöl parfümirten und dem Priester, der in der großen Welt auftrat, das Angesicht mit weißer und rother Schminke besudelten. Ernst ist an die Stelle der Frivolität getreten, aber unter einer mürrischen, grämlichen Gestalt. Die jetzige Jugend ist unterrichtet, aber mit dem Wissen hat sich zugleich der Pedantismus bei ihr eingestellt. Der Jüngling hat nicht mehr Zeit jung zu sein. „Adieu aux frivoles rubans du chapeau de notre jeunesse: tout est livré à la vie politique", sagt schon der geniale Verf. von „La confession". Man discutirt in den brillantesten Salons, auf dem Spaziergange, im freundschaftlichen Kreise. Die Kaffeehäuser sind Studirzimmer geworden; die Bälle selbst haben einen politischen Zweck. Untersuchen wir den innern Zustand einer Societät, die sich unter so ernsten, zum Theil zurückstoßenden Formen darstellt, so finden wir eine größere Sittlichkeit, die aber auch nur eine Folge der Berechnung ist. Sehr richtig bemerkt Hr. Chasles, daß unter einer repräsentativen Regierung die Sitten sich läutern müssen, weil die öffentliche Achtung zur Erreichung politischer Zwecke unentbehrlich ist; er hätte hinzufügen können, weil die feindlichen Parteien sich aufs schärfste beobachten und die Sünden des Privatlebens früh oder spät wechselseitig gerügt werden. Die Stellung der Weiber hat eine gänzliche Veränderung erlitten; sie sind jetzt blos Zuschauerinnen, da sie sonst handelten: „la famille, le toit paternel se reconstruisent parmi nous après deux cents ans de faste et de corruption". Ein anderes Ergebniß der repräsentativen Regierungsform ist das Bedürfniß, zu erwerben, weil blos der Begüterte Zutritt zu den Kammern hat. Man strebt nach Reichthum, nicht aus Habsucht, sondern aus Ehrgeiz. Endlich, bei der Freiheit seine Meinung zu äußern und zu verfechten, haben die Parteien ihr Thun und Treiben nach ihren Meinungen modeln müssen. Der alte Adel spreizt sich daher mit seiner Devotion, in welcher er einen Stützpunkt für sich und für die Monarchie findet. Die Liberalen haben dagegen ihre wohlthätigen Vereine, ihre Associationen zur Verbreitung der constitutionnellen Lehren, zur Beförderung des Unterrichts in den niedern Volksclassen u. s. w. In diesem oratorischen Vortrage des Hrn. Chasles hat der zur Beurtheilung der 59 eingegangenen Preisschriften niedergesetzte Comité eine ziemlich vollständige Analyse des Sujets gefunden und besonders geistreiche und unbefangene Bemerkungen über die heutigen Sitten. Uns scheint der Verf. nicht hinlänglich dargethan zu haben, wie aus dem jetzigen politischen Zustande die neuere französische Literatur hervorgegangen ist. Er umgeht seine Aufgabe, indem er den Satz aufstellt, die Literatur sei nicht das jedesmalige Bild der Gesellschaft, sondern nur der definitive Ausdruck einiger ihrer großen Epochen, wie z. B. des Zeitalters Ludwigs XIV. Er zeigt zwar im Einzelnen, wie die Charte in dieser Hinsicht gewirkt, wie z. B. die politische Beredtsamkeit durch die Verhandlungen der Kammern modificirt worden; aber es wird nicht sattsam dargethan, wie bei einer selbst beschränkten Denkfreiheit sich der Gesichtskreis der Kunst erweitert, wie vollständige Lehren da entsprangen, wo früher nur einzelne, abgerissene Ideen standen, wie endlich das Joch einer übermüthigen und engherzigen Kritik abgeschüttelt worden, wie die Nachahmung ihre Rechte verloren und die logische Kraft des Gedankens in erster Linie erschienen.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 167. —— 16. Juni 1830.

Spanische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 166.)

In der „Advertencia“ heißt es: „Gegenwärtige Tragödie ist eine der schönsten des Shakspeare, die mit dem größten öffentlichen Interesse und dem höchsten Applaus auf den englischen Theatern gegeben wird. Die bewundernswürdigen Schönheiten, welche sich in ihr finden, und die Fehler, welche ihre Vollkommenheiten trüben und verdunkeln, bilden ein ungeheures Ganzes, zusammengesetzt aus so an sich verschiedenen Theilen, daß sie schwerlich in einer andern dramatischen Composition dieses Dichters und dieses Theaters sich wieder vereinigt finden, und folglich dürfte keine geeigneter sein, unter uns von dem poetischen Verdienst des Shakspeare und dem Geschmack, welcher in den Schauspielen der englischen Nation überhaupt herrscht, eine Idee zu geben“.

Verbindet man diese Aeußerung über den Zweck seiner Uebersetzung mit dem Motto: „si non errasset, fecerat ille minus“, das er ihr vorgesetzt hat, so hat man das Urtheil des Spaniers schon im Allgemeinen. Aber er erklärt sich gleich noch deutlicher: „Man sieht in diesem Stücke eine große, anziehende tragische Handlung, welche von den ersten Scenen angekündigt und durch wunderbare Mittel, welche die Phantasie erhitzen und das Gemüth mit Erschütterung und Furcht erfüllen können, vorbereitet wird. Bald schreitet die Handlung mit lebhaftem und reißendem Schritte vorwärts, bald schwächt sie sich durch ungehörige Zufälle, durch schlecht vorbereitete und überflüssige Episoden, die nicht verdienen, zwischen den großen Interessen und Leidenschaften, welche sie vorstellte, entwickelt zu werden. Bald erhellt sie sich wieder und erhält ganz die Lebendigkeit und tragische Bewegung, welche ihr gebühren — um dann von Neuem zu sinken und urplötzlich ihren Charakter wieder zu verlieren, sodaß dann jene furchtbaren Leidenschaften, werth des Kothurns eines Sophokles, weichen und den gröbsten Gesprächen Platz machen, die allein das Gelächter des rohen Haufens erregen können. Er führt die Entwickelung herbei, wo sich ohne Noth die Knoten verwickeln: der Dichter zerreißt sie plötzlich, ohne sie zu entwirren; er führt unwahrscheinliche Umstände herbei, welche jede Illusion vernichten, und enthüllt den Dolch der Melpomene, um ihn mit unschuldigem Blute zu baden; er zerreißt die Theilnahme und macht das Dasein einer gerechten Vorsehung zweifelhaft, indem er in der furchtbaren Katastrophe sowol die buhlerische, ehebrecherische, wie die reine kindliche Liebe, die treue Freundschaft, die Schmeichelei, die Tyrannei, die Treulosigkeit, wie die edle und großmüthige Tugend als Opfer fallen läßt. Alles ist Schuld; Alles stürzt er in dieselbe Vernichtung. Das ist der Inhalt der Tragödie des „Hamlet“, und das ist die dramatische Eigenthümlichkeit des Shakspeare“.

In demselben Tone fährt er nun fort und bemerkt, wie schwer es sei, diese heterogenen Stoffe, von denen man nicht wisse, ob sie von ein und demselben Kopfe erzeugt sein könnten, zu sondern und zu verbinden. Diese abgerissenen Worte, abgebrochenen Gedanken ohne alle Ideenverbindung zwingen den Uebersetzer, sich ganz mit dem Dichter vertraut zu machen und sich in ihn hineinzuleben. Zum Schluß kommt er in seiner „Advertencia“ auf die Uebersetzungen de los extrangeros; und wer wollte zweifeln, daß er auch die deutschen Uebertragungen wenigstens erwähnte? doch kein Wort davon.

Es ist nicht zu übersehen, daß die Spanier eine sehr mangelhafte Kenntniß unserer Literatur überhaupt besitzen etwa Geßner's „Idyllen“ durch das Medium des Französischen kennen; aber von dem Neuern wissen sie wenig. Außerdem waren zur Zeit, als Moratin diesen „Hamlet“ herausgab, die deutschen Uebersetzungen entweder noch gar nicht geschrieben, oder noch nicht bekannt, da er die seinige wahrscheinlich (wir finden keine nähere Angabe darüber) schon in den letzten Jahren des vorigen Säculums verfaßte. Wer wünschte dem Spanier wol nicht, daß er Schlegel, Tieck, Voß und namentlich die Kritiken der Deutschen über Shakspeare gelesen hätte? vielleicht hätten wir an ihm einen Proselyten oder Renegaten, und die Geschichte seiner dramatischen Bekehrung möchte nicht ohne Lehre und Nutzanwendung sein.

Mit welchem Erfolg die Dichter sich der Erscheinungen, der Visionen und anderer Gegenstände eines dichtenden Geistes bedienen, um die wunderbarsten Effecte hervorzubringen, scheint Moratin nicht zu wissen und die tiefen Saiten des menschlichen Gemüths nie begriffen zu haben. Er steht auf der Stufe der gemeinsten Empirie, jener Aufklärung, die Alles aufbietet, damit ja die armen Menschen über die erbärmlichste Wirklichkeit sich nicht erheben und ja nicht mehr glauben, als was sie mit ihren 10 Fingern greifen können. Kein Wunder also, wenn ihm die Erscheinung des Geistes des alten Hamlet ungenießbar erscheint aus dem einfachen und sehr tiefen Grunde, weil es keine Geister gibt. Dem rohen Haufen, meint er, dürfe man nicht schmeicheln, sondern Aufklärung und richtige Begriffe unter demselben zu verbreiten suchen. Uebrigens, wenn man auch solche Mittel sich erlauben dürfte, so begreife man nicht, was man zur Katastrophe gebrauchen wolle, wenn man so etwas schon im Anfang vorweggenommen hätte. Horatius, als Studirter, konnte doch daran nicht glauben; warum also diese Erscheinung?

Diese und ähnliche Fragen beurkunden hinlänglich, wie wenig er die Anlage des Stücks und die Eigenthümlichkeit des Dichters aufgefaßt hat. Außerdem scheint ihm das Stück, wie er schon früher sagte, zu gedehnt, der Personen eine viel zu große Anzahl, da sie nur dazu dienen, unnütze Episoden einzuführen und den Totaleindruck dadurch zu verringern oder gar zu vernichten, daß die Aufmerksamkeit alle Augenblicke auf Nebenpartien abgezogen wird. Während er nun bald

darauf in dem Dialog zwischen Polonius und Ophelia die naive Frage derselben: „no more?" lobend mit den Worten erwähnt: „Mit welcher liebenswürdigen Naivetät deutet sie in 2 Worten den ganzen Zustand ihres Herzens an! Solche Züge charakterisiren die großen Talente". — so erklärt er sich sehr misfällig über Polonius: „Ist es nicht ein Fehler, daß man, wenn man einem Kinde Lehren geben will, sie unter Metaphern und Anspielungen so verdunkelt, daß es dieselben kaum verstehen kann? Man wird einwenden, daß Polonius eine komische Person sei. Ist es aber nicht auch ein Fehler, eine solche in einer Tragödie einzuführen?" Später spricht er über diesen Charakter also: „Er sei ein lächerlicher, eingenommener Alter, ein unermüdlicher Schwätzer, bestimmt, den Gracioso des Stücks zu machen. Man wende ihm ein: dergleichen Leute seien am Hofe häufig, und er sei gut gezeichnet. Das gestehe er ein; aber eine solche Person gehöre überhaupt nicht in die Tragödie. Zwar biete die Natur ein solches Gemisch von Gegenständen dar. Es sei aber des Dichters Sache, sie nicht, wie sie ist, darzustellen, sondern das Ungehörige und Unnütze wegzulassen und Das auszuwählen, was zu seinem Zwecke gehöre, und eben in seiner Auswahl bestehe das Geheimniß der Kunst. Es sei Manches natürlich, aber es vernichte den Eindruck, den das Gemälde machen solle. Es sei unpassend und lächerlich, anstatt die Natur nachzuahmen, sie zu copiren. Indeß könne man aus der meisterhaften Schilderung dieser Person, die ganz des Molière würdig sei (das höchste Lob, was Moratin aussprechen kann!), ersehen, was der Engländer geleistet haben würde, hätte er spät genug gelebt, um bessere Principien von den Franzosen befolgen zu lernen". Von der Anrede des Hamlet an seinen Vater bemerkt er: Diese Rede ist voll von Gewalt, Furchtbarkeit und tragischer Erhabenheit und bereitet die folgenden Situationen sehr gut vor; und von dem weltbekannten Monolog: „Sein oder Nichtsein" (Existir ó no existir, cuesta es la cuestion etc.) dieser Monolog sei eine der schönsten Stellen (aplaudidos pasages de esta tragedia, y merece serlo).

Ganz in dem frühern Sinne begleitet er den Tod des Polonius mit diesen Worten: „Es macht dieser Tod keine tragische Wirkung, ebenso wenig wie der eines Lustigmachers; die Person war für die Fabel unnöthig. Er hat nichts als Lachen erregt; er ist weder ein Verbrecher, der sterben muß, noch ein großer tugendhafter Mensch, für den die Zuschauer Theilnahme fühlen könnten. Sein Tod erfüllt mit Widerwillen, nicht mit Rührung, und die Motive Hamlet's sind brutal". Natürlich bekommen die Todtengräber im letzten Akt eine ebenso derbe Lection, und eine noch derbere Hamlet selbst darüber, daß er sich mit ihnen gemein macht. Er sucht das Abgeschmackte einer solchen Erscheinung darzuthun, die sich kaum in einer der gröbsten und gemeinsten Farcen ertragen ließe, und bemerkt über den herrschenden Geschmack des englischen Volks: es liebe „horrores y bufonadas, discursos filosoficos, lenguage altisono, batallas y entierras, brujas, aparecidos, cachetes, triumfos, musica, suplicios y cadaveres" und fährt dann fort: „Dies kann theilweise die Völker trösten, die weder einen Baco noch einen Newton hervorgebracht haben".

Die Vorwürfe, die dem Shakspeare schon immer gemacht sind, fehlen bei Moratin, wie sich schon erwarten läßt, auch nicht. Die vielen Sünden gegen Chronologie, die Eigenthümlichkeit der Sitten u. s. w. werden von ihm wiederholt. Daß Hamlet z. B. beim heil. Patricius schwört, kann Moratin ihm aus dem einfachen Grunde schon nicht verzeihen, weil dieser Heilige erst 1000 Jahre später geblüht habe. Der Dichter vermische überhaupt auf eine unverantwortliche Weise das Heidnische mit dem Christlichen und lasse uns in Zweifel, ob Hamlet getauft, und ein Heidenbekehrer zu seiner Zeit schon in Norwegen gewesen sei. Denn er spreche von Engeln und Teufeln, von dem Erlöser, der heiligen Jungfrau, St.-Valentin, dem Fegfeuer, dem jüngsten Gericht, der heiligen Schrift u. s. w. Daß Hamlet in Wittenberg studirt hat, gehört zu den gewöhnlichen Ausstellungen, deren tiefere Bedeutung ihm unbekannt geblieben.

Wir schließen unsern Bericht über diese Kritik des Moratin mit einigen weniger interessanten Notizen, die für Freunde der Sitten der alten Völker nicht unwillkommen sein werden. Zuerst erwähnt er die Eigenthümlichkeit der Dänen, Irländer und Scythen, daß sie bei dem Griff ihres Schwertes, und als sie später zum Christenthum bekehrt worden, bei dem Kreuze desselben geschworen hätten. Bekanntlich war in den Kreuzzügen die Form des Schwertes nicht bedeutungslos, sondern ein Symbol des hohen Zieles der Züge der abendländischen Völker. In Spanien, wo sich der Kampf gegen die Ungläubigen zwar mit weniger glänzendem, aber um desto sichererm Erfolg durch viele Jahrhunderte hindurchzieht, war das Schwert im Gegensatz gegen die maurischen krummen Säbel ebenso bedeutungsvoll. Griff der Ritter zum Schwerte, so griff er zum Kreuze, seiner schönsten Zierde und seinem höchsten Ziele. Es ist also leicht begreiflich, daß der Kämpfer bei seinem Theuersten schwor, wie der Ungläubige bei seiner Kinnehre, d. h. seinem Bart. Diese Sitte findet man bei den Spaniern oft, Cid thut öfters solchen Schwur, und Moratin hat selber eine Romanze dem alten Geiste nachgebildet, die neulich in den wiener „Jahrbüchern" abgedruckt stand, in der dieser Gebrauch erwähnt wird.

Eine andere Sitte erwähnt er später, als er auf den St.-Valentinstag kommt, wo die jungen Mädchen in England sich am Fenster hielten, oder auf den Straßen auf den Jüngling merkten, den sie zuerst sahen; denn sie glaubten, daß dieser ihnen vom Schicksal bestimmt sei. Etwas Aehnliches soll sich auch in Spanien finden. Dort pflegen nämlich die Ehestandscandidatinnen sich in der Nacht des Johannistages mit verschleiertem Gesicht, den einen Fuß nackt in einen Wassereimer setzend, ans Fenster zu stellen und auf die Namen der Gerufenen zu horchen, denn Der, dessen Namen sie zuerst hören, soll nach dem Glauben des Volks ihr Bräutigam werden: ein Glaube, der sich bekanntlich in Deutschland unter dem niedern Volk erhalten hat und noch manches Mädchen am Johannismorgen eher aus dem Bette treibt, als die Sonne das ihrige verlassen hat. Es sind dergleichen Züge, so unwichtig sie scheinen, für die Aufklärer ein Gegenstand ernster Rüge geworden; denn sie wurzeln ja in dem gemeinsamen Boden: Aberglauben, den zu reinigen sich diese honorable men alle ersinnliche Mühe geben; für den Dichter und Historiker sind sie die schönen Nachklänge einer lange begrabenen dichterischen Zeit, in die man sich gern zurückversetzt.

Lernten wir Moratin zuletzt als Uebersetzer des Shakspeare und als nicht unglücklichen Lyriker kennen, so wollen wir jetzt auf seine eignen dramatischen Producte unsere Aufmerksamkeit richten. Unsere Bemerkungen über ihn und die Richtung, welche er theils selbst seiner Zeit in Beziehung auf die dramatische Poesie zu geben so unermüdet beschäftigt war, werden sich hierbei noch mehr bewahrheiten. Der Leser weiß schon, was er von ihm zu erwarten hat; und treibt ihn, was kaum zu erwarten ist, das ästhetische Interesse auch nicht, den Moratin näher kennen zu lernen, so doch gewiß ein historisches. Denn wem wäre es gleichgültig, zu sehen, was aus den Nachkommen des Calderon, des Lope am Ende des 18. Jahrhunderts geworden? Sehr interessant müßte es sein, von unserm Dichter eine Tragödie zu lesen, um zu erfahren, wie er die Klippen vermieden, an denen, wie aus seinen kritischen Anmerkungen erhellt, der englische Dramatiker gescheitert sein soll, und wie er die Kahlheit, Nacktheit und Nüchternheit seiner Melpomene uns genießbar gemacht haben würde. Das hat er aber vielleicht aus dem Gefühl seines Unvermögens unterlassen; sondern nur Komödien im spätern französischen Sinne hat er uns gege-

ben, beren Theorie im ersten Bande im prologo mit ziemlicher Breite vorgetragen wird. Er geht von folgender Definition einer Komödie aus: „Nachahmung in Dialog (in Prosa oder in Versen) von einem Ereigniß, welches sich an einem Orte und innerhalb weniger Stunden zwischen Privatpersonen zugetragen, wodurch und durch den geschickten Ausdruck der Leidenschaften und Charaktere die üblichen Laster und Fehler der Gesellschaft lächerlich gemacht und folglich die Wahrheit und die Tugend anempfohlen werden". Nun geht er die einzelnen Bestimmungen in dieser Definition durch, widerlegt andere Meinungen, tadelt die Fehler dagegen und führt auf gelehrte Weise beistimmende Urtheile Anderer hinzu, bewegt sich aber bei seinen Reflexionen in dem niedersten Bereich der Empirie, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, daß sich Jemand über die Beschränktheit seiner Ansicht erheben könne. Es scheint uns bei Moratin immer, als würde ihm schwindelig zu Muthe, wenn er Jemand einen zu kühnen Flug über das Gewöhnliche thun sieht, und als wollte er jedem kühnen Luftschiffer das Schicksal des Ikarus vorhalten und denselben durch die Seile seiner Vernunft vom Ausfluge zurückziehen. Ja, sogar seine eigne dichterische Thätigkeit ist so gebrochen, daß er immer reflectirend erscheint, und wenn ihm sein angeborenes Talent einmal einen dummen Streich spielen und mit der Vernunft durchgehen will, so sieht man, wie er „halt!" ruft und die Zügel straff anzieht, um in die breitgetretene Bahn wieder einzulenken. Obgleich er nun, wie bemerkt, keine Tragödie zu geben gewagt hat, so hat er doch eine durchfallen lassen, was, beiläufig gesagt, leichter zu sein scheint, als eine zu schreiben; wir meinen die schon früher erwähnte „Comedia nueva", die im 1. Bande seiner Werke steht. Ihr Zweck ist der allgemeinste und wegen seiner Aehnlichkeit mit dem der Uebersetzung des „Hamlet" für uns der interessanteste; darum knüpfen wir dieselbe unmittelbar an die Bemerkungen über jene an. Schon das Motto aus Horaz's Epistel: „Non ego ventosae plebis suffragia venor" („Niemals jag' ich dem Beifall nach des windigen Haufens"), deutet auf das Ziel hin, dem er hier folgt, und dem er doch, wie wir bald sehen werden, einen armen Tragödiendichter als Opfer fallen läßt. Näher aber erklärt sich die „Advertencia" darüber also: „Diese Komödie, heißt es darin, bietet ein treues Gemälde von dem jetzigen Zustand unsers Theaters dar, aber weder in den Personen noch in den Anspielungen wird sich Etwas finden, was mit jener Identität, welche bei jeder Copie nöthig ist, um darin das Original wieder zu finden, streitet. Es sorgte der Verf., sowol bei der Gestaltung der Fabel, wie bei der Auswahl der Charaktere, die Natur im Allgemeinen nachzuahmen, indem er aus Vielen ein einziges Individuum bildete". Und weiter: „Aus vielen unwissenden Schriftstellern, die unser Theater mit comedias desatinadas, mit sainetes groseros und tonadillas necias y escandalosas überhäufen, machte er einen D. Eleuterio; aus vielen geschwätzigen, eingebildeten Pedanten einen D. Hermogenes; aus vielen farsas monstruosas, voll von disertaciones morales, soliloquios furiosos, hambre calagurritana, revista de egercitos, batallas, tempestades, bombazos y humo, machte er „El gran cerco de Viena" (das ist der Titel der neuen Komödie), aber weder jene Personen, noch dies Stück existirt!" „D. Eleuterio ist in der That el compendio aller schlechten dramatischen Dichter, welche damals schrieben, und seine Komödie ein imaginaires Ungeheuer, aus allen Ausschweifungen zusammengesetzt, welche sich damals auf den Theatern von Madrid zeigten". Bald darauf wird bemerkt: das Stück würde für Diejenigen werthvoll sein, welche sich eine Kenntniß von dem Zustand des spanischen Theaters in den letzten 20 Jahren des vorigen Jahrhunderts verschaffen wollen; und obgleich es bald von den Bretern verschwinden würde, so bliebe es doch ein Denkmal der Literaturgeschichte, einzig in seiner Art und nicht unwürdig der Beachtung der Gelehrten. Nun folgt eine nicht uninteressante Geschichte des Eindrucks und der Bewegung, welche die Darstellung des Stücks im Publicum erregt habe. „Die Gesellschaft des Ribera gab es, und sogleich erhob sich die allgemeine Stimme der Schauspieler, Musiker und Dichter, welche Alle von dem Beifall desselben den gänzlichen Umsturz ihrer Interessen fürchteten. Es wurde auf jede Art heruntergemacht, und die Unterstützung der Regierung aufgeboten. Der presidente del consejo, der Corregidor von Madrid, der vicario eclesiastico prüften es, es mußte sich 5 Censuren unterziehen, und das Endurtheil war, daß es kein Libell, sondern eine kunstvolle Komödie sei, fähig, den nützlichsten Einfluß auf die Umbildung des Theaters hervorzubringen. Es wurde endlich den 7. Februar 1792 gegeben, und, wie sich erwarten läßt, der Zulauf war ungeheuer, sogar von Denen, die früher Alles aufgeboten hatten, die Aufführung zu verhindern. Diese war, da Alles davon abhing, meisterhaft, und der gebildete Theil des Publicums unterbrach nur durch Beifall die Darstellung. Denn Man. Torres gab die Rolle des Pedro mit dem ganzen Edelmuth und Ausdruck, welche sie verlangt. Juana Garcia ließ in der Rolle des D. Mariquita nichts zu wünschen übrig; Polonia Rochel gab mit Glück die D. Agustine; der ausgezeichnete Mariano Querol gab in dem D. Hermogenes den vollendeten Pedanten, und Manuel Garcia Parra erregte den Enthusiasmus des Publicums in seiner Rolle des D. Eleuterio. Stimme, Gestus, Kleidung, Geberden, Alles war seinem Charakter so angemessen, daß er Das zu sein schien, was er darzustellen suchte. Die Scene ist ein Kaffeehaus unmittelbar am Theater. Die Handlung beginnt um 4 und endigt um 6 Uhr Abends".

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Die romantische Bewegung scheint Hr. Chasles nicht zu begreifen; er schreibt sie lediglich dem Studium der fremden Sprachen, d. h. der deutschen und englischen zu und vergleicht die romantische Schule mit dem blinden Cyklopen, der, in seine Höhle gesperrt und in der Dunkelheit nach einem Ausgange suchend, ungeheure Kräfte in vergeblichen Bemühungen verzehrt. Von V. Hugo heißt es, er sei mit der kühnsten Geistesstärke ausgerüstet und mit der seltenen Gabe, die Menschen zu einer Reform hinzureißen. Er kämpfe gegen die alten Gewohnheiten des Theaters mit einer Verwegenheit, deren Erfolg seine künftigen Werke sichern oder vernichten werden. — Der Name des Hrn. V. Hugo erinnert uns an seinen glücklichsten Nebenbuhler im Fache des Dramas, Hrn. Alex. Dumas, über dessen „Stockholm et Fontainebleau" wir noch zu berichten haben. Beide Dichter haben ein ebenso entschiedenes als verschiedenes Talent: bei dem Ersten geht die dichterische Begeisterung aus der Imagination hervor, beim Letztern aus der Energie des Gefühls. Beiden fehlt es an Menschen- und Weltkenntniß, und an Dem, was man dramatischen Verstand nennen könnte. Da V. Hugo sich gern in die Lyrik verliert, und die Schilderung der Leidenschaften auf der Bühne effectvoller ist als die glänzendste Schwärmerei der Einbildungskraft, so bringen die Werke Dumas' vielleicht mehr Wirkung hervor als die des Verfs. von „Hernani". Jener scheint uns aber so ziemlich Alles geleistet zu haben, was er vermag, während Letzterer noch nicht recht mit sich selbst im Klaren ist und man seine bisherigen Werke blos als Versuche betrachten muß. Uebrigens gilt für alle neuern Dramen die Bemerkung, daß sie unter dem zu merklichen Einflusse der Kritik entstanden und ausgearbeitet werden, und man könnte fast nachweisen, wie diese und jene Scene durch diesen und

jenen Journalartikel veranlaßt worden ist. Die jetzige Tragödie ist ein gekünsteltes, oft willkürliches Amalgama der verschiedenen Elemente, welche die Tragödie der verschiedenen Nationen, die ein Theater haben, charakterisiren. So hat Hr. Dumas eine Trilogie schreiben wollen nach Art der griechischen, aber dabei vergessen, daß die Tragödien, aus denen die Trilogien der Griechen bestehen, eine fortlaufende Reihe bilden und das ganze mythische oder historische Leben einer Person darstellen. Die Trilogie des Hrn. Dumas enthält einzelne, für sich bestehende Handlungen, von denen jede ein vollständiges Drama ausmacht, und welche die Haupthandlung, die Ermordung Monaldeschi's, beeinträchtigen. Und so ließe sich ebenfalls eine ungeschickte Nachahmung der historischen Dramen Shakspeare's nachweisen. Um die weitläufigen Expositionen zu vermeiden, die sich in den tragédies oft bis in den dritten Akt erstrecken, läßt der Dichter Descartes auftreten, der im Prolog, während die Königin ans Land steigt, die verschiedenen zu ihrem Gefolge gehörigen Personen nennt und mit ihren Charakteren und Verhältnissen bekanntmacht. Descartes verschwindet hierauf für immer, wie auch Monsieur Steinberg, der natürlicherweise in einen Franzosen umgewandelt werden mußte, da er durch seinen Muth der Königin das Leben rettet. Uebrigens ist die Haupthandlung mit vieler Kunst und Gewandtheit durchgeführt, und es war keine kleine Aufgabe nach so vielen Christines einem so oft behandelten Sujet eine neue effectvolle Seite abzugewinnen. Paula, ein junges Mädchen aus Florenz, die von Monaldeschi verführt worden und ihrem Geliebten in Pagenkleidern gefolgt ist, führt die Katastrophe herbei. Als Monaldeschi verhaftet wird, verspricht er ihr einen mit Gift gefüllten Ring zu überschicken, im Falle keine Rettung mehr für ihn sei. Er wird begnadigt, aber aus Furcht, eine Unvorsichtigkeit Paulas möge ihn verrathen, schickt er ihr den Ring. Sie vergiftet sich und entdeckt Christinen ihr Verhältniß zu Monaldeschi. Der letzte Auftritt grenzt ans Gräßliche. Monaldeschi stürzt herein, schon verwundet, und fleht um Gnade. Paula stirbt. Der Pater Lebel nähert sich der Königin

Que votre majesté
Daigne à le malheureux accorder quelque trève:
Eh bien (sagt Christine) j'en ai pitié mon père, qu'on l'achève.

Dieser Auftritt wurde mit einigem Murren empfangen und der Epilog entsetzlich ausgezischt. Dieser ist schon bei der zweiten Vorstellung weggeblieben.

Unter den übrigen Theaternovitäten muß besonders „Manon Lescaut", ein Ballet in der Académie royale de musique, genannt werden. Eine Decoration stellt darin das Palais-Royal vor, wie es gegen die Mitte des vor. Jahrhunderts war. Auch kommt darin ein Ballettanz vor, in welchem, wie vor diesem in den Opernballetten, der Gott der Liebe in kurzen rothen Hosen, grünen Stiefelchen und einer Perrücke erscheint; die Schäferinnen tragen Reifröcke. Im Théâtre de madame hat uns „Philippe", eine Art Familiengemälde in Iffland'scher Manier, sehr angesprochen. Der Verf. — Scribe, wenn wir nicht irren — zeigt darin nicht allein esprit, sondern von Zeit zu Zeit eine Gemüthlichkeit, die so selten in der franz. Literatur gefunden wird. Desto störender sind die Couplets, die nach altem Brauche unter Begleitung eines jämmerlichen Violingekratzes oft die rührendsten Auftritte unterbrechen. Im Cirque olympique hat man nun gar den Erzvater Noé und die Sündflut auf die Bühne gebracht; eine allerliebste Schar von Engeln steigt vom Himmel herab, um dem frommen Manne die Arche zu bauen. In der Darstellung der Ueberschwemmung hat die Theatermaschinerie das Unmöglichscheinende geleistet; man sieht allmälig die Fluten wachsen und endlich den ganzen Hintergrund der Scene einnehmen. Leichen schwimmen durch die tobenden Wellen; daß die Pferde dabei eine Hauptrolle spielen, versteht sich von selbst. Endlich schließen sich die Katarakten des Himmels; das allmälige Sinken der Gewässer befreit nach und nach Berge und Ebenen, und durch das zerstreute Gewölk tritt der Bogen des Friedens strahlend hervor. — Auf dem deutschen Theater wollte es Anfangs nicht recht gehen. Der „Freischütz", Haitzinger und die Chöre wurden zwar mit demselben Beifalle aufgenommen wie früher, allein „Das unterbrochene Opferfest" und einige andere Opern, deren Titel uns nicht beifallen, ließen das Publicum ziemlich kalt: da erschien plötzlich Madame Schröder-Devrient und steigerte die Gleichgültigkeit der Dilettanten bis zum Enthusiasmus. Die Sontag selbst ist vielleicht bei ihrem ersten Auftreten nicht mit einem solchen Applaus empfangen worden. Die Journale zeigten sich ihr ebenso günstig als das Parterre, und die „Gazette de France" wie der „National" preisen den herrlichen Gesang und das hinreißende Spiel unserer berühmten Landsmännin um die Wette. Unter allen Journalen scheint uns jedoch „Le globe" das umfassendste, richtigste Urtheil gefällt zu haben, und wir glauben dem Leser einen Gefallen zu thun, einige seiner Bemerkungen hier mitzutheilen. „Madame Schröder-Devrient", sagt er in seinem Berichte über die erste Aufführung von „Fidelio", „lehrt uns endlich kennen, was eine deutsche Sängerin vom ersten Range sei, und wie sie mit einem ganz andern Systeme als dem italienischen, einer ganz andern Vocalisation u. s. w. eine große Wirkung hervorbringen und ein Auditorium hinreißen kann. Auch sind wir jetzt geneigter, gewissen französischen Sängerinnen zu verzeihen, daß sie nicht nach der italienischen Methode singen, unter der Bedingung jedoch, daß sie wie Madame Schröder singen.... Worin besteht nun ihr Talent? Nicht darin, daß sie ihre Stimme nach Gefallen lenkt, daß sie brillante Fioritures mit Leichtigkeit ausführt u. s. w.; alle diese Geheimnisse der Kunst sind ihr fremd. Ihr Geheimniß besteht darin, daß sie immer auf der rechten Note ruht, daß sie sie mit Seele und Leidenschaft ergreift und so Effecte hervorbringt, die zugleich der Declamation und dem Gesang angehören. Mad. Damoreau, eine vollendete Sängerin, die man oft mit Entzücken hört, würde in „Fidelio" vielleicht äußerst schwach (de la dernière paleur) erscheinen, und Mad. Devrient ist darin bewunderungswürdig.... Beethoven zeigt im zweiten Akte dieser Oper ebenso viel Genie als in seinen bewundertsten Symphonien, und wir müssen es zur Ehre der deutschen Sänger, nicht allein Haitzinger's und der Mad. Devrient, sondern selbst der Choristen sagen, daß man bei Aufführung von „Fidelio" eine fast ebenso vollständige Befriedigung empfindet, als wenn man des Sonntag Morgens in den Concerten der Menus-plaisirs, die, dem Geständniß aller Musiker nach, in Europa nicht ihres Gleichen haben, die Symphonien des berühmten Componisten mit einer idealischen Perfection ausführen hört.

76.

Notiz.

In Mailand ist von dem Graveur Putinarti eine Medaille zum Andenken an die vor 2 Jahren in Stuttgart von den Lehrern und Zöglingen der vormaligen Hohenkarlsschule begangene Jubelfeier der Geburt des Herzogs Karl von Würtemberg gefertigt worden. Die Vorderseite stellt das Bildniß des ausgezeichneten Regenten dar. Die bei der Feier gebrauchten Inschriften sind der Kehrseite eingegraben: CaroLI festVM saeCVLare Vos hoDIe IVVat. Und: Carolinae conditori edocti memores grati. XI. Id. Febr. MDCCXXVIII. Die Umschrift des trefflich modellirten Portraits lautet: Carolus Eugenius Pater atque Princeps.

12.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung

Donnerstag, —— Nr. 168. —— 17. Juni 1830.

Logik. Die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniß, zum Selbststudium und für Unterricht auf höhern Schulen, von Troxler. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, Cotta. 1829. Gr. 8. 4 Thlr. *)

Unter den vielen Mottos, mit welchen der Hr. Verf. die leeren Blätter seiner „Logik“ ausgeziert hat, begegnet uns gleich auf der ersten Seite eines aus Joh. Gerson sup. Magnif., womit Hr. Dr. T., im Bewußtsein seiner eignen logischen Größe, sich selbst bei seinem Unternehmen zuzurufen scheint: „Quid agis de Logica? — quam studiosi nostri temporis vilem habent, terministam irridentes, eo quod omnia ad terminos referat!“ Das Motto paßt nicht auf unsere Zeit, und sagt doch der Verf. selbst (S. 4), daß in unsern Tagen kein Zweig der Philosophie an Fruchtbarkeit und Ueppigkeit der Hervorbringungen sich mit der Logik messen könne. Diese Hervorbringungen mögen aber freilich alle Hrn. T. nicht recht sein, und die vielen Logiken, die Hegel, dessen Verdienst um dieselbe in seiner Eigenthümlichkeit bis auf einen gewissen Punkt anerkannt wird, ins Leben gerufen, scheinen ihm eben zu beweisen, „daß wir noch gar keine Logik haben“ (S. 7). Ref. geräth zwar in der That in Verlegenheit, wenn er sich nach den „vielen Logiken“ in der Literatur umsieht, die gerade durch Hegel ins Leben gerufen sein sollen, da es ja eben das Wesen der Hegel'schen Logik ist, jede andere neben sich auszuschließen, und durch den Anblick ihres Medusenhauptes jede productive Regungskraft, von ihr aus weiter zu gehen und zu schaffen, gelähmt und in die unübersteiglichen Mauern des Systems eingepfercht wird; aber es mag sein, wie Hr. T. will! Er hat durch seine prätentiösen Bemerkungen, die er als Einleitung in die Wissenschaft vorausschickt, die Ansprüche und Erwartungen auf seine eigne Arbeit nur um so höher und auf das höchste gespannt.

Seine Logik stellt sich in 17 einzeln an einander gereiheten Abhandlungen dar, die durch 2 Theile fortlaufen, und so hat das Ganze schon von Außen eben nicht das Ansehen einer systematischen Form, wie auch für Freunde mystischer Zahlen die Eintheilung oder vielmehr das Zerfallen in 17 Theile nichts Beziehungsreiches haben wird. Wir theilen zunächst die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte mit, um den Entwickelungsgang, welchen diese Logik in ihrer eigenthümlichen Verfahrungsweise nimmt, anzudeuten. Erster Theil: 1. Einleitung oder die Wissenschaft und das Studium, S. 1—19; 2. Verhältniß der Logik zur Metaphysik, Psychologie und Ontologie, S. 39; 3. Idee der Logik, Werth und Eintheilung, S. 61; 4. Bewußtsein als Quell von Wahrheit und Gewißheit der Erkenntniß, S. 95; 5. Denkkraft, Verstand und Vernunft, S.; 6. Gewahrung und Wahrnehmung, Sinneserkenntniß und Erfahrungslehre, S. 115; 7. Vorstellung und Einbildung, ästhetische und logische Gedankenbildung, S. 171; 8. Zur Geschichte und Lehre der Kategorien, Geistesformen und Denkgesetze, S. 207; 9. Betrachtung des Denkens in der Gestalt und Bewegung des Begreifens und Urtheilens, S. 235. Zweiter Theil: 10. Von dem Raisonnement, von den Vernunftschlüssen und Schlußreden, S. 1; 11. Die Formen und Arten des Syllogismus, S. 51; 12. Dialektik, Paralogik und Sophistik, S. 119; 13. Eintheilungs- und Erklärungslehre, S. 155; 14. Demonstration, Systematik und Methode der Wissenschaft, S. 209; 15. Die Vernunft über der Wissenschaft oder das selbstgewisse Bewußtsein des Geistes. — Die Ideen und Principien, S. 259; 16. Das Jenseits in der menschlichen Natur, und das wahrhaft übersinnliche Erkennen, oder die Mystik, der Logos und die Offenbarung, S. 307; 17. Erkenntniß durch Zeugniß und Beifall, Autorität und Glauben; ihr Princip und Kriterium, S. 351.

Schon in der die Stelle einer Vorrede vertretenden Zuschrift (an die Männer der Gesellschaft für vaterländische Cultur, die Stifter des Lehrvereins für eidgenossische Jünglinge in Aarau) erklärt sich der Verf. entschieden über das Verhältniß seiner Bestrebungen zur Gegenwart oder zur Wissenschaft überhaupt durch die Art und Weise, wie er daselbst die philosophischen Hauptrichtungen der Zeit, die er in dem „dialektisch-sophistischen Systeme von Georg Hegel in Berlin als Speculation“ und in der „hierarchisch-orthodoxen Doctrin von Franz Baader in München als Mysticismus“ zu

*) Der 3. Theil, 1830, kostet 1 Thlr. 4 Gr. Es wird nicht nöthig sein noch etwas darüber zu sagen.
D. Red.

erkennen glaubt, charakterisirt und anfeindet (s. S. xvi). Das System des erstgenannten Philosophen scheint ihm ebenso sehr die als Speculation gewissermaßen wieder aufgewärmte Scholastik des Mittelalters zu sein, als er den Mysticismus der Baader'schen Doctrin, „welche sich im Geist der Zeit religiöse Philosophie nennt, und jenes System, das als Seitenstück dazu am treffendsten politische Philosophie (!) heißen könnte", ebenfalls aus der Mystik des „vergötterten Mittelalters" ableitet. Indem er darauf den Gang, in welchem sich diese „religiöse und politische Dogmatik der Philosophie" explicire, den Gang Fridolins zum Eisenhammer nennt, denn „die alte Esse, der Tartarus, der von jeher die Philosophie absorbirte, sei der Positivismus, nicht sowol das Positive an und für sich selbst, welches unabhängig von der Philosophie bestehen mag, wie sie von ihm, als vielmehr das Voraussetzen von irgend Etwas als Positivem, was auch die Philosophie selbst wird, sobald sie sich dem Philosophiren gegenüberstellt", kommt er sodann, wie es scheint sich folgerecht bleibend, zu der Behauptung, daß „eine jede Philosophie, die von etwas Positivem oder auf etwas Positives (ihr zum Voraus und von Außen Gegebenes) ausgehe, sich mit sich selbst in Widerspruch setze". Da wir diesen Aeußerungen nur erst in der Vorrede, wo sie außer allem wissenschaftlichen Zusammenhange, außerhalb aller philosophischen Deduction hingestellt sind, begegnen, so haben sie noch keine andere als eine nur assertorische Gültigkeit und scheinen sich deshalb noch der Kritik zu entziehen. Ref. muß aber hier gleich im Voraus bemerken, daß alle philosophischen Sätze des Verf., auch mitten im Zusammenhange seiner Logik selbst, nur so assertorisch ausgesprochen sind, indem er in den einzelnen Abhandlungen, in denen er die ihm der Rede am werthesten scheinenden Gegenstände allmälig und in ziemlich beliebiger Folge zur Sprache bringt, die Methode erwählt hat, erst die in der Geschichte der Philosophie bisher gänge und gäbe gewesenen Bestimmungen darüber in einer ausführlichen Kritik, der wir Scharfsinn und Gründlichkeit oft nicht absprechen wollen, durchzugehen, und sodann schließlich seine eigne Ansicht als individuelle Meinung hinzuzufügen, sodaß, wenn der Verf. die umfangsreichen Erörterungen aus der Geschichte der Philosophie weggelassen und nur die eigenthümlichen Sätze seiner eignen Logik zusammengestellt hätte, aus den 2 Theilen nur ein ziemlich mäßiges Compendium erwachsen wäre. So vag die Anordnung des Ganzen scheint, ebenso unbestimmt und schwankend ist auch oft die philosophische Terminologie des Verf. im Einzelnen. In den angeführten Sätzen, in welchen er allen Positivismus der Philosophie anfeindet, nimmt er Positives ganz willkürlich im Sinn einer äußerlich gegebenen Voraussetzung und entzieht somit dem Worte die Bedeutung eines affirmativen Resultats des Philosophirens, die es bisher mit allem Rechte gehabt hat. Er selbst bringt dagegen auf eine „reinmenschliche Basis des Philosophirens" und glaubt mit diesem flachen, populairen Ausdruck des Reinmenschlichen eine philosophische Bestimmung gegeben zu haben, da im Reinmenschlichen eigentlich noch Alles unvermittelt liegt, und das Schlechteste wie das Edelste der menschlichen Natur ebensowol dem Reinmenschlichen angehört. Diese reinmenschliche Basis ist ihm aber dann näher „der Urgrund der Erkenntniß, die Einheit des unmittelbaren und mittelbaren Erkennens, wie ich sie in meiner Metaphysik ins Licht zu setzen suchte". Sonach bestimmt er die „echte" Philosophie überhaupt als „die Offenbarung der nur von Gott und Natur abhängigen und bedingten Selbständigkeit und Freithätigkeit des menschlichen Geistes. Die erste und höchste der Wissenschaften ist demnach das Sichselbstwissen des Geistes oder die Selbstinnewerdung des Gemüths". Eine solche unphilosophische Terminologie, wie Selbstinnewerdung des Gemüths, wo dem Verf. auch Geist und Gemüth als ganz unterschiedslose Begriffe zusammenfallen, müssen wir nach und nach in dieser Logik ertragen lernen, weil sie für die eigenthümliche Lehre des Verf. charakteristisch ist und durch den Inhalt derselben bedingt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Musikalisches Wörterbuch für Freunde und Schüler der Tonkunde; zusammengetragen von Johann Daniel Andersch. Berlin, Natorff. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die Absicht des Verfs. bei Herausgabe dieses Buchs ist ganz löblich; er will den Musikfreunden und unbemittelten Musikern ein wohlfeiles, brauchbares Werk in die Hand geben, das ihnen Koch's theures Lexikon vertreten soll; die Ansprüche des Verfs. an die Anerkennung der Lesewelt, die er in der Vorrede entwickelt, sind bescheiden und billig; er fodert und erwartet auch Billigkeit von der Kritik. Es scheint uns indeß leichter, eine Vorrede voll guter Grundsätze und bescheidener Ansprüche zu schreiben als ein Buch, das billigen Foderungen genügt. Die wahre Bescheidenheit, die aufrichtigste Absicht, Gutes zu wirken, möchte doch am Ende weniger in Worten bestehen als in Thaten, und der Verf. hätte daher wol besser gethan, lieber sein Werk mit recht scharfer Selbstprüfung zu betrachten und sich reiflich zu fragen, ob es denn auch Inhalt und Bedeutung genug habe, um vor das Publicum zu treten. Ein Lexikon liest Niemand durch, sondern man schlägt einige Artikel zufällig auf und sucht sich andere absichtlich, bei denen man erwarten darf, daß ein einsichtsvoller Schriftsteller uns klug und gründlich belehren werde. Man urtheilt daher immer nur aus einzelnen Daten; allein diese können so schlagend sein, daß auch hier das Sprichwort gültig wird: ex ungue leonem. Ref. ist der angedeuteten Methode gefolgt. Er blätterte und fand zuerst: „Einchöriges Tonstück, dessen Stimmen nur einfach besetzt sind". Die Erklärung ist einmal völlig falsch, und das andere Mal durchaus unvollständig. Denn gesetzt, es wäre hier und da Gebrauch, Tonstücke, in denen die Singstimmen oder gewisse Instrumente, die gewöhnlich in Massen angewendet werden, nur einfach besetzt sind, einchörige zu nennen — ein Gebrauch, der wenigstens nur ganz provinziell sein kann, da Ref. ihn, trotz eines 25jährigen, mitten im musikalischen Treiben zugebrachten Zeitraums, nirgends gehört oder eine Bezeichnung der Art gesehen hat —, so wäre er doch auf keinen Fall allgemein anzuwenden. Denn nach dieser Definition müßte ein Flötenduett einchörig, ein Quartett, Quintett, Sextett, ein Satz für 4 Solostimmen Alles einchörig genannt werden. Viel allgemeiner ist der

Gebrauch, ein Stück einchörig zu nennen, das nur einen Chor der Singstimmen enthält, im Gegensatz gegen solche, die einen Doppelchor der Singstimmen enthalten. Hier steigert sich der Name mit der Zahl der Chöre; es gibt dreichörige, vierchörige Stücke (z. B. die 16stimmige Messe von Fasch); ja, Ref. kennt ein altitalienisches Kirchenstück für 12 Chöre. Doch weiter: „Larghetto ein kleines Largo“. Gut, daß wir den Metronom von Mälzel besitzen; sonst möchten Musiker, die die Tempi nach diesem Lexikon studiren, übel ankommen. Wußte aber der Verf. nicht, daß Larghetto viel seltener in der verkürzten Form des Stückes gebraucht wird als von seinem minder langsamen Tempo, und daß er die etymologische Abstammung des Wortes mit seiner Anwendung völlig vermischt. Heißt denn etwa Andantino nicht meno andante, und Allegretto meno Allegro? Ueberhaupt scheint es uns, als wären sowol die italienischen Tempibezeichnungen als eine Menge französischer Vocabeln völlig überflüssig, da sie nur ins Deutsche übersetzt zu werden brauchen, um sich selbst zu erklären; erst wenn sie es in diesem Fall nicht thun, hätte man sie als technische Ausdrücke deutsch aufnehmen sollen. Zu einem vollständigen Lexikon gehören allerdings auch die Tempibezeichnungen; in einem wohlfeilen Auszuge für Musikfreunde und Musiker hätte man das Seltnere lieber ausführlicher behandeln sollen und Jedem zutrauen dürfen, daß er wisse, was Allegro, Adagio etc. sei. Wenigstens konnten alle diese Bezeichnungen unter dem Worte: Tempo, zusammengefaßt werden. Weiter: „Rauscher; eine Setzmanier, welche 2 verschiedene Töne nacheinander mehrmals abwechselnd wiederholen läßt“. Ref. war erstaunt, als er diese Erklärung las, nach welcher das ihm als musikalische Bezeichnung völlig fremde Wort: Rauscher, unter Anderm auch einen Triller bedeuten kann. Nur errathen läßt es sich, daß wahrscheinlich damit das allbekannte Tremulando gemeint ist. Ref. schlug sich sogleich dieses auf und fand den Ausdruck nicht einmal, sondern nur „Tremolo, siehe Bebung“, wo er denn unter dem Worte: Bebung, die Erklärung Dessen fand, was man darunter in der Musik versteht. Mehr Undeutlichkeit, Halbheit, Unvollständigkeit, als dieser Artikel zeigt, läßt sich kaum mit Absicht hervorbringen. Ref. war es nun müde, auf gut Glück zu blättern, und machte daher planmäßige Jagd auf einige Artikel. Er suchte zuerst auf: „Aeolische Tonart“. Was fand er? „Modus aeolicus. Eine Tonart der Griechen; auch ein Kirchenton det Alten. Der Charakter ist groß, pomphaft, besänftigend“. Nun wahrlich, wer sich hier zu belehren hofft, der ist in der That mager genug abgefertigt und erfährt so gut als nichts. Wir hätten dem Verf. jene seine Uebersetzungen von Allegro, Adagio eher geschenkt, als hier etwas Ausführliches erwartet. Ref. wurde nun neugierig auf einige längere Artikel: er fand Begleitung, und las eine seitenlange Abhandlung (noch dazu voll der schiefsten Behauptungen) über Das, was Begleitung sei. Jeder wird glauben, Hr. Dr. Andersch bringe sehr viel Unbekanntes, Ungehörtes darüber hervor; allein in der That, man erfährt nichts Anderes, als daß Begleitung etwa heißt: zu einer Singstimme auch ein Instrument spielen u. dergl. Ganz ähnlich sind andere weltbekannte Dinge behandelt, z. B. Bezug; ja, vix credibile, der Verf. belehrt uns lang und breit darüber, was Dreistigkeit sei, und endlich sogar, was Bravo bedeute. Nun bei Gott! da er uns dieses höchst unbekannte Wort (nicht einmal sprachlich gründlich ableitend, was übrigens sogar hier gar nicht hergehörte, aber doch etwas wäre) erklärt hat, so wollen wir uns hüten, es für Arbeit auszurufen. Allein, man wird noch weniger befriedigt, wenn man in der That über seltenere Dinge und Ausdrücke Belehrung sucht. Ref. schlug sich Mixtur auf und fand: „Eine zusammengesetzte Orgelstimme, deren größte Pfeife vier-, oft nur zweifüßig ist; besteht sie aus sehr kleinen Pfeifen, so heißt sie scharf“. So fertigt man Kinder ab, aber nicht Musiklehrer oder Musikfreunde; diesen hätte man wol etwas mehr über die Bedeutung, Anwendung, das so merkwürdige Intervallenverhältniß u. s. w. der Mixtur und der Orgel sagen können. Nun zu dem letzten Artikel, der in der That fast der merkwürdigste ist. Wir schlagen auf: „Re“, und finden: „Zweite Sylbe der aretinischen Solmisation“. Nun beim Himmel! wer diese Erklärung verstehen kann, der bedurfte derselben nicht. Aber ich nehme an, ein unglücklicher Dilettant, der Belehrung sucht, versteht sie nicht; vergeblich sieht er sich nach einer Hinweisung auf andere Artikel um. Indeß, da er mit mehr Einsicht sich selbst zu belehren sucht, als der Verf. des Buchs Andere, so schlägt er sich dann doch das barbarische Wort: Solmisation, auf. Er findet den Schatz, aber wie lautet die Formel, ihn zu heben? „Benennung der Töne nach den 6 aretinischen Sylben“. Neues Dunkel! Indem verdammten Wort: Aretinisch, muß das Geheimniß stecken. Er sucht (dritte Mühe, auf die er selbst geräth, zu der ihn kein Wink des Verfs. auffodert) nach und findet voller Freude: Aretinische Sylben: „die 6 Sylben ut, re, mi, fa, sol, la, welche Guido von Arezzo zum Solmisiren einführte“. Ja, guter studiosus musicae, nun bist du freilich so klug als wie zuvor! Denn der Verf. sagt dir ja nicht einmal, was ut, re etc. bedeuten; daß es Töne sind, mußt du errathen; ebenso: weshalb nur 6 und nicht 7. Wenn du aber vollends so unverschämt wärest, erfahren zu wollen, was denn nun eigentlich Solmisation sei, so würde dir der Dr. Andersch sagen: „Schere dich zum Teufel, ich weiß es nicht“; wenigstens weiß ich, der Ref., nicht, weshalb der Hr. Dr. es in seinem Lexikon nicht sagt, wenn er es weiß.

Ich schließe und mache das Buch sehr gern zu. Daß hier und da auch brauchbare Artikel eingetragen sind, das wird Jeder vermuthen. Allein, ein Buch, in dem man bei flüchtigem Blättern so viel völlig Unbrauchbares, eine solche Unvollständigkeit und andererseits so viel durchaus Ueberflüssiges findet, das kann man mit gutem Gewissen für gänzlich unnütz und seinen Zweck verfehlend erklären. 47.

Ueber das schriftstellerische Verhältniß des Herrn Dr. Legis zu Herrn Prof. Finn Magnusen.

Ehre, dem die Ehre gebührt!

Unter dem Titel: „Fundgruben des alten Nordens“, hat Herr Dr. Gustav Thormod Legis ein Werk herausgegeben, dessen 1. Band Untersuchungen über die Runen und einige verwandte Gegenstände enthält. Professor Rask, dieser ausgezeichnete Kenner der Sprache und der Alterthümer des Nordens, gibt in seiner Zeitschrift: „Literaturbladet“, in Nr. 28 und 29 eine ausführliche Beurtheilung dieses ersten Bandes, worin er dem Verfasser nachweist, daß das ganze Buch, mit wenigen Ausnahmen, aus den Werken dänischer Gelehrten zusammengeschrieben ist; worin er aufs klarste darthut, daß Hr. Dr. Legis nicht die geringste Kenntniß der isländischen Sprache besitzt. Er bedient sich unter Andern der Worte: „Daß der Verf. nicht Isländisch versteht, sieht man bei dem oberflächlichsten Blick auf die alten Namen, die er anführt, z. B. S. 194: Skule, Snorri, Stein, Herdisa, von denen der erste eine dänische Form hat, der zweite eine isländische, der dritte eine deutsche, der vierte eine lateinische“. In der folgenden Stelle hat er der ganz verkehrten deutschen Uebersetzung des Hrn. L. die richtige in lateinischer Sprache hinzugefügt: „Isl. rúna (= runarum) Zauberei, Gaukelei“; „eyra runo (= uxorem) ins Ohr raunen“; „kala (frigore laedi), Schwed. kalla, Lat. calare“; „Isl. rúnar (= runae) Gespräch, Unterredung“. Wie hat es Hr. L. bei dieser gänzlichen Unkenntniß der Sprache nun möglich gemacht, die so ungemein schwierige ältere „Edda“ ins Deutsche zu übertragen? Er wußte sich zu helfen. Er nahm die vortreffliche Uebersetzung und Bearbeitung des Prof.

Finn Magnusen, welche unter dem Titel: „Den aeldre Edda. Oversat og forklaret ved Finn Magnusen“ 1821—23 in Kopenhagen herausgekommen ist, übersetzte diese ins Deutsche, und brauchte zu dieser Uebersetzung vielleicht nur so viele Wochen, als Prof. F. M. zu der Uebertragung aus dem Original und den mühsamsten Untersuchungen Jahre bedurfte! Und dennoch setzte er auf den Titel: Zum erstenmal aus der isländischen Urschrift übertragen! Aber nicht allein den Text, auch Einleitungen, Anmerkungen u. s. w. hat er von Prof. F. M. entlehnt und getrost für seine eignen ausgegeben! Einsender hat aufs genaueste das erste Gedicht, die „Voluspa“, in der Bearbeitung des Prof. F. M. mit der Uebersetzung des Hrn. L. verglichen und nur höchst unbedeutende Abweichungen gefunden. Wenn Prof. F. M. einen Absatz anfängt: „Mine Tanker om Digtets Bestemmelse ere disse“, so sagt Hr. L.: „Meine Ansicht über die Bestimmung dieses Eddaliedes ist folgende“ — und übersetzt dann eben, was sein Vorgänger gesagt hat! Der folgende Absatz fängt bei F. M. an: „Jeg anser end en Aarsag til Heimdalls Ommeldelse her“. Darnach Hr. L.: „Ich vermuthe noch einen andern Grund, warum hier des Gottes Heimdall erwähnt wird“. Und so verfährt Hr. L. durchgängig! Die Anmerkungen zu diesem ersten Gedichte, 59 an der Zahl, nehmen bei F. M. 16, bei Hr. L. 17 Seiten ein, aber keine einzige (so unglaublich es klingen mag) ist von Hrn. L. verfaßt! Nur eine Anm., Nr. 47, mag zur Vergleichung hergesetzt werden, Ref. hätte ebenso gut jede andere nehmen können.

Hr. F. M.	Hr. L.
Surtur er egentlig hele Universets överste Gud, omgivet af Lys og Flamme, boende i den höjeste empyraicke Himmel. Ved ham er vor Verden frembragt, ved ham skal den forgaae og fornyer. Alt dette stemmer nöje overeens med samtlige de aeldste Asiatiske Folks Troes-Systemer.	Surtur ist eigentlich der oberste Gott des ganzen Universums; von Licht und Flammen umgeben, wohnt er im höchsten empyräischen Himmel. Durch ihn entstand die Welt, durch ihn soll sie auch vergehen und sich wieder erneuen. Alles dies stimmt genau mit den Glaubenssystemen der ältesten asiatischen Völker überein.

Da die übrigen Anmerkungen ebenso genau übersetzt sind, so wunderte sich Ref. nicht wenig, als er doch 2 Zusätze entdeckte. Zu Anm. 6 spricht Hr. L. sehr gelehrt über das Wort Undorn, und bei Anm. 59 setzt er noch hinzu: „Desselben Ursprunges ist wol auch der von Apoll erlegte Drache Python, die lernäische Hydra, welche Herkules, der indische Drache Kalinagha, welchen Krischna getödtet hat“. Doch Ref. war nun im Punkte der Selbständigkeit des Hrn. L. einmal mistrauisch geworden, er schlug also im 3. Bande der großen lateinischen Ausgabe der „Edda“, ebenfalls von F. M. besorgt, nach: siehe, da fanden sich die gesuchten Anmerkungen! Im Glossarium S. 257 u. 258 spricht F. M. über das Wort Undorn, welche Bemerkungen Hr. L. wörtlich übersetzte, und S. 56 zum Schlusse der „Voluspa“ finden sich in der Anmerkung die Worte: Ejusdem originis sine dubio fuere serpens Pythius ab Appolline caesus, Hydra Lernaea cum venenoso cancro ab Hercule victa, ut et draco Calinagha a Krischna Indorum debellatus etc. Der Leser vergleiche hiermit die angeführte Anmerkung des Hrn. L.! Daß an beiden Stellen die eigentliche Quelle nicht angeführt wird, versteht sich bei diesem Ehrenmanne von selbst. Auf dem Titel stand ja einmal: „aus dem Isländischen übertragen, mit ästhetisch-kritischen Bemerkungen, mythologischen Erläuterungen, einem fortlaufenden Commentar und Register versehen von Dr. Gustav Thormod Legis!“ Wie fade klingt dagegen: aus dem Dänischen übersetzt von u. s. w.! Das Register ist freilich noch nicht da, indessen Finn Magnusen hat seiner Uebersetzung ein ganz vortreffliches Register beigefügt, und wir rathen Hrn. L., sich nun einmal consequent zu bleiben und nur die Seitenzahlen zu verändern. Sein Unternehmen ist überhaupt sehr lobenswerth, wenn nur der fatale Titel nicht wäre! Ob übrigens das ganze Verfahren des Hrn. L. durch die Worte in der Vorrede: „Unter meinen Vorgängern bin ich dabei natürlich dem erfahrensten Führer, Finn Magnusen, gefolgt“ — hinlänglich gerechtfertigt werde, überlassen wir dem Leser zur Beurtheilung. Hätte Hr. L. sich doch mit dem Verdienste des Uebersetzers eines ausgezeichneten Werkes begnügt, statt daß er sich jetzt einen Ruhm erschleichen wollte, der ihm auf keine Weise zukommt. Daß er dies aber wagte, daß er sogar lobende Recensenten fand, ist ein trauriger Beweis, wie wenig man noch in Deutschland die trefflichen Arbeiten der dänischen Gelehrten im Felde der nordischen Mythologie benutzt hat. Wir sind so geneigt, den Verdiensten der Ausländer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wie läßt es sich denn erklären, daß Finn Magnusen, einer der größten Wissenschaftsmänner unserer Tage, gleich ausgezeichnet durch unermeßliche Gelehrsamkeit, wie durch tiefeindringenden Scharfsinn, noch so wenig unter uns bekannt ist? In seiner Uebersetzung der ältern „Edda“, seiner „Eddalehre“, seinem großen mythologischen Lexikon zur „Edda“ hat er Werke geliefert, die seinem Namen die Unsterblichkeit sichern; bei den Engländern werden seine Leistungen hoch gepriesen, auch die Brüder Humboldt, der Stolz Deutschlands, gaben ihm Beweise ihrer ausgezeichneten Hochachtung. Erst wenn die nordische Mythologie, die so wichtig ist für das Verständniß jeder andern, mehr Theilnahme unter uns gefunden haben wird, werden die Werke dieses großen Isländers gebührend anerkannt werden. 119.

Notizen aus England.

Auch in England ist eine Preisschrift über die Wirkungen der Reformation erschienen. Der Verf., Wilhelm Macray, beschränkt sich aber darauf, den Einfluß der Reformation auf die bürgerliche Gesellschaft in Europa nachzuweisen.

Als ein Seitenstück zu unsers Dinter Bestrebungen kann in Großbritannien der Doctoren Dyly und Mant „Familienbibel“ betrachtet werden. Die autorisirte engl. Uebersetzung ist beibehalten. Die erklärenden und praktischen Anmerkungen sind aus den vorzüglichsten Schriftstellern der vereinten Kirche von England und Irland entnommen. Einleitungen, Tabellen, Register, Karten und Pläne sind hinzugefügt. Das Werk erscheint, unter Leitung der Gesellschaft zu Beförderung christlicher Erkenntniß, zu Cambridge bei Rivington in monatlichen Lieferungen. Es ist die 2. Auflage. Die 1. trat 1814 hervor, und es wurden seit diesem Jahre 33,000 Exemplare davon verkauft.

Bretschneider's bekanntes Büchlein: „Heinrich und Antonio“, zur Würdigung des päpstlichen und des evangelischen Systems, ist neuerdings von Morgan ins Englische übersetzt worden.

Aus Valpy's Verlage zu London geht jetzt ein bändereiches Werk hervor: „Die Geistlichkeit der Kirche von England“ von T. S. Hughes. Es enthält Biographien ausgezeichneter Geistlichen, auserlesene Predigten und Abhandlungen derselben u. s. w., ist auf 50 Bände berechnet und erscheint in monatlichen Lieferungen.

Unsere religiösen Taschenbücher finden nun auch in England ihren Begleiter: „Emmanuel, ein religiöses Weihnachtsgeschenk“, herausgegeben von Shepherd, mit schönen Stahlstichen nach Stothard und Britton von Rolls und Romney. Beiträge liefern: Montgomery, Leeds, Miß Strickland, Cox, Lewis, Pennie, Hicklin, Blatch, Miß Browne, Atkinson, Fenton, Taylor, Barker, Godwin, Bradfield und mehre Ungenannte. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 169. —— 18. Juni 1830.

Logik. Die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniß rc., von Troxler. Erster u. zweiter Theil.
(Beschluß aus Nr. 168.)

Das ganze logische Erkennen gilt ja dem Verf. nur für eine solche Selbstinnewerdung des Gemüths, und er hat sich darüber in der 4. Abhandlung vom „Bewußtsein als Quell von Wahrheit und Gewißheit der Erkenntniß" ganz unzweifelhaft ausgesprochen, besonders durch folgende Sätze, S. 83: „Das Urgewisse und Urwahre für den Menschen ist ihm eben nichts Anderes als sein Urselbstbewußtsein"; S. 90: „Das Urgewisse und Urwahre ist also nur Eines, und dieses sind wir für uns selbst"; S. 92: „Die Unterscheidung vom Realen und Idealen beruht nur auf einem gegenseitigen Ueberwiegen. Die Realität ist der Schein, der aus der apriorischen Geistesbewegung hervorgeht"; S. 94: „Quell der Gewißheit und Wahrheit kann uns demnach auch keine Grundwissenschaft, noch eine Verstandesform oder ein Denkgesetz sein, sondern eben nur ein lebendiges und wesenhaftes Urerkennen, das sich an unser absolutes Selbstbewußtsein schließt".

Dies ist eine Logik des Mysticismus, durch welche wir wieder in das Angeborensein der Ideen zurückfallen, wozu sich auch der Verf. bekennt, indem er sagt: „Die Ideen kommen weder von Innen noch Außen (also weder apriorisch noch aposteriorisch), sondern entstehen in uns; das ist ihr gemeinsamer Grund". Man sollte meinen, daß eine solche Logik, in der „alle Wahrheit und Gewißheit der Erkenntniß, sowie ihre Arten und Grade nichts Anderes sind als das Innewerden und die Offenbarung des Geistes in seinem Bewußtsein", kaum noch nöthig hätte, sich mit der Denkkraft, Verstand und Vernunft zu befassen, denen der Verf. gleichwol die 5. Abhandlung widmet, wie sich auch sodann der größte Theil des Buches mit einer Kritik der geschichtlich überlieferten Denkgesetze, Formeln und Kategorien beschäftigt. Das logische Bewußtsein des Verf., welches eine Selbstinnewerdung des Gemüths ist, ist daher, anders genannt, die geistige Anschauung, welche ihm auch für die „Vernunft im höchsten Sinne" gilt. Diese mystische Anschauung, durch welche der Geist Alles inne wird, übt in ihrem Erkennen, wenn man es noch so nennen darf, keinen Act der Denkthätigkeit aus, sie hat sich mit keinem Object logisch und dialektisch zu vermitteln, sondern sie erfährt nur Alles in sich, und es wird ihr gewissermaßen offenbart aus dem „Urselbstbewußtsein", wie es der Verf. genannt hat. Charakteristisch ist daher, was S. 104 von der Vernunft gesagt wird: „Vernunft ist ein Erfahren des Ueberirdischen, eine Art von Gewissen der Intelligenz, eine Offenbarung des höhern Geistes im Menschen"; — und die Logik ist ihm ja „so zu sagen (!) die zur Wissenschaft und Kunst gewordene, und, als solche, wieder in ihre eigne Natur zurückwirkende Vernunft". Zugleich will der Verf., wie er an einer andern Stelle in gespreizter Demuth sagt, sich in dieser seiner Logik oder Vernunftlehre nur „als Schüler der Vernunft beweisen, und nicht, wie viele der eiteln Thoren, die sich heutzutage Philosophen nennen, zum Lehrer der Vernunft aufwerfen". Was ist ein solcher Vernunftschüler, der eigentlich nicht denkt, sondern nur in der Anschauung eine Offenbarung der Vernunft an sich erfährt, anders als ein Anhänger eines solchen Positivismus, nämlich in dem negativen Sinne selbst, in dem ihn der Verf., wie oben angeführt wurde, der Philosophie zum Vorwurf gemacht hat?!

Von dem mystischen Standpunkte seiner geistigen Vernunftanschauung, die ihm für ein logisches und philosophisches Bewußtsein gilt, scheint dem Verf. denn auch die absolute Identität des Erkennens ein Irrthum zu sein, und er sagt darüber, daß dieselbe von Schelling mehr in subjectiver Hinsicht, in intellectueller Anschauung, von Hegel mehr in objectiver, als Lehre vom reinen Sein, versucht worden sei, aber mislingen mußte, „weil ja die zwei Bestandtheile, aus welchen die eigentliche philosophische Erkenntniß erwachsen sollte, nur aus der Reflexion und dem Raisonnement hergenommen waren, weil das Ideale und Reale, dessen Einheit das Absolute darstellen sollte, selbst nur Ergebnisse des apriorischen und aposteriorischen Erkennens waren und selbst keine Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit mehr hatten, da sie selbst nur Phänomen der sinnlich geistigen Erkenntnißsphäre waren". In diesem sophistischen Urtheil, in dem der Verf. Begriffe und Ausdrücke nach seiner Weise unterschiedslos durcheinanderwirft, sind fast ebenso viele Widersprüche und Verfälschungen der Sache als Worte enthalten. Der Verf. hat hier nicht nur „Unmittelbar-

keit" und „Ursprünglichkeit" mit einander verwechselt und zusammengeworfen, sondern auch den ganzen Act des sogenannten absoluten Erkennens, wie von ihm nicht nur bei Schelling und Hegel, sondern auch schon bei den Neuplatonikern die Rede war, in einer verkehrten Richtung aufgefaßt. Das absolut erkennende Subject ist darauf gerichtet, sich mit dem ihm gegenüberstehenden Object zu vermitteln, damit kein Ding an sich übrig bleibe, und dies ist die Unmittelbarkeit des Erkennens, das Schelling'sche Subject-Object. Nie ist es aber einem Philosophen eingefallen, die Erkenntniß aus „zwei Bestandtheilen" zu suchen, die weder „Ergebnisse des apriorischen noch aposteriorischen Erkennens" wäre, denn dies würde ein Kunststück sein, das jedenfalls ebenso viel erfoderte, als eine Welt aus Nichts zu schaffen. Der Verf. thut aber so, als wenn durch eine Einheit des Idealen und Realen das Absolute im Erkennen hätte dargestellt werden sollen. Hier ist zu erinnern, daß er im populairen Sinne das Ideale nur als Gegensatz des Realen auffaßt, ohne zu bedenken, daß auch das Reale ein Ideales als sein wahres Wesen in sich enthält, welches eben der philosophischen Speculation anheimfällt. Was jedoch die „Ursprünglichkeit" anbetrifft, welche der Verf. wunderlich genug hervorhebt und dem sogenannten absoluten Erkennen abspricht, so glaubt er selbst unfehlbar, in seiner Logik durch die mystische Anschauung, die Selbstinnewerdung des Gemüths oder das Urselbstbewußtsein, welches er an die Stelle des Erkennens gesetzt hat, dazu gelangt zu sein. Ist denn aber auch ein solches Urselbstbewußtsein — der Verf. mag nun in der babylonischen Sprachverwirrung seiner Terminologie darunter verstehen, was er will — nicht auch ein Entwickeltes, mithin, um mit des Verf. Worten zu reden, auch „ein Phänomen der sinnlich-geistigen Erkenntnißsphäre"?

Einen besondern Anspruch hat außerdem diese Logik, deren Ziel es ist, Alles in eine mystische Identität aufzulösen, an sich selbst gerichtet, nämlich sie verspricht, „die Philosophie mit der Poesie zu vereinigen". In der Logik selbst haben wir von der Erfüllung dieses Versprechens nichts wahrgenommen, denn daß der Verf. öfter als andere strengwissenschaftliche Philosophen in poetischen Bildern spricht und bisweilen Verse aus deutschen Dichtern citirt, eine solche äußerliche Vereinigung wird doch nicht gemeint sein? Wirklich scheint auch die 7. Abhandlung: „Vorstellung und Einbildung, ästhetische und logische Gedankenbildung", die Philosophie und Poesie, diese beiden entgegengesetzten Pole des menschlichen Geistes, in einer solchen problematischen Einheit näher begründen zu wollen. Es wird zunächst S. 184 gesagt, daß das Denken Dieses mit dem Dichten gemein habe, daß es wie dieses über der Sinnesempfindung stehe und ein Mittel sowol der Versinnlichung als Vergeistigung voraussetze. „Das Vorstellungsvermögen (!) mit seinen zwei Richtungen in Einbildung und Gedächtniß ist die große Werkstätte der Vergeistigung der Sinnbilder und der Versinnlichung der Gedanken oder der Entwickelung und Gestaltung der Idee sowol in poetischer als in philosophischer Tendenz, die sich nur dadurch von einander unterscheiden, daß die Poesie von dem ursprünglichen, unmittelbaren Erkennen ausgeht (?) und die Richtung des Gefühls verfolgt, die Philosophie hingegen zu der unmittelbaren vollendeten Erkenntniß aufstrebt und also die Richtung der Denkkraft einschlägt. Dichten ist daher fühlendes, von Innen nach Außen gehendes, subjectives, apriorisch objectivirendes Denken, sowie Denken ein wissendes, von Außen nach Innen gerichtetes objectives, aposteriorisch subjectivirendes Dichten". Daraus schließt der Verf., daß beide „in ihrer Natur eine und dieselbe untrennbar (?!) sich selbst vervollständigende Gemüthshandlung seien". Die Kunst käme hier im Verhältniß zur Philosophie wenigstens besser fort als in dem Systeme Hegel's, wo sie, dem erkennenden Geiste gegenüber, nur zu einem bloßen Formenspiel der Vorstellung erniedrigt erscheint. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß diese Ansicht T.'s wieder zu dem gefährlichen Irrthum zurückführt, oder ihn schon in sich enthält, daß nämlich auch zum Denken ein Talent erfoderlich sei (wie dies in der Schelling'schen Philosophie hervorgetreten), und das Denken der Wahrheit, so gewissermaßen als eine künstliche Production betrachtet, nicht vielmehr Bestimmung und Beruf eines jeden Menschengeistes sei, es möge nun dieser Beruf erfüllt werden oder nicht. Das Dichten ist dagegen als schöpferische Kunstthätigkeit ein solches besonderes Talent des Geistes, und Hr. Dr. T. möge es versuchen, wenn ihm Denken und Dichten eine und dieselbe untrennbar (!) sich selbst vervollständigende Gemüthshandlung ist, ob er mit seinem Denken, als bloßer Denkkraft, je zum Dichten gelangen werde; denn daß seine Logik ein von der Muse gesegnetes Werk sei, wird er uns in keinem Sinne glaublich zu machen im Stande sein.

55.

Köln und Bonn mit ihren Umgebungen, für Fremde und Einheimische. Aus den besten und vorzüglich aus noch unbenutzten Quellen bearbeitet. Mit einem Grundriß von Köln. Köln, Bachem. 1828. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Wer den Rhein zur Zeit der allgemeinen Handelssperre und während der Kriege, die alles Gewerbe störten, alles Grundeigenthum herabwürdigten, alle höhere Gesellschaftsverhältnisse vernichteten, mit Theilnahme befahren hat, der nur mag den vollen Werth seiner Alterthümer, seiner Sagen und seiner Geschichte erkannt und jene Sehnsucht nach der Vergangenheit empfunden haben, die jetzt bei dem reichaufblühenden Verkehre, bei der Thätigkeit in allen Wissenschaften und Künsten mehr zurücktritt, ja vielen Unbefangenen gar nicht mehr entgehen mag. Jene Sehnsucht hatte den Reiz, sich um die Geschichte der ältern Zeit näher zu bekümmern als um die Geschichte, die uns eben umgab. Daraus ging ein neuer Stoff ihres Lebens hervor: Volkslieder, Sagen, alte Bilder wurden gesammelt und erschienen bald als ein glücklicher Fund, der nicht nur jene Sehnsucht befriedigte, sondern auch auf die Bildung der Gegenwart einen entschiedenen Einfluß zeigte. Statt des unangemessenen Bemühens, Antiken nachzuahmen, statt des leeren, phantastischen Strebens, eine Welt zu erfinden, die nie vorhanden gewesen

und nie entstehen dürfte, fühlte man sich gedrungen, eine genaue Bekanntschaft mit dem eignen Volke als das innerste Element der Künste zu verehren. Das Wahre, das Wohlbegründete in dieser Umwandlung wird bleiben; daß aber in dieser geschichtlich sich orientirenden Kunst eine Zeit, etwa die der Ritter in ihrer Blüte, ausschließlich durchdrungen wurde, konnte immer nur eine vorübergehende Liebhaberei sein, die sich vielleicht durch Ueberdruß sogar bald zurückdrängte, die inzwischen auch auf die Beschreiber des Rheins gewirkt hat und noch wirkt. So kann unter Andern Schreiber in seinem mehrfach aufgelegten „Handbuch für Rheinreisende" aus dieser Stimmung für eine gewisse Zeit nicht herauskommen; weitläufig sind Sagen angehängt, die in kurzer Erzählung an Ort und Stelle viel wirksamer aufträten; völlig nachläßig ist die Gegenwart abgefertigt, ja man kommt in Gefahr, Gegenden für verarmend in ihrem Gewerbfleiße zu halten, deren Gegenwart alle ihre frühern Zustände übertrifft. Diese Fehler machen das sonst brauchbare Werk für die Reisenden, die, vom raschen Dampfschiffe vorübergerissen, nur daraus ihr Urtheil bilden, zu einem Irrlichte, das von der rechten Würdigung der eignen Zeit völlig ablenkt. Diesem Fehler kann am besten durch Werke wie das vorliegende entgegengearbeitet werden, wo durch genaue Kenntniß der Gegenwart vor Allem diese deutlich gemacht wird, ohne darüber das Frühere aufzugeben und zu vergessen. Mit vieler Genauigkeit ist hier gesammelt, was die Geschichtschreiber in neuerer Zeit über Köln ermittelt haben; an sich weniger merkwürdig, aber deswegen auch weniger erforscht ist die Geschichte von Bonn. Diese Geschichten hier auszuziehen, würde zu weit führen, immer bleibt die alte kölnische Chronik eine der schönsten Städtechroniken und ist mehr geeignet, die Sehnsucht nach alter Zeit zu befriedigen als alle neuern Erzählungen, in denen wie hier der Trieb zur Untersuchung über das historische Interesse siegt, wogegen der Geschichtsforscher im jetzigen Sinne sich hier viel mehr befriedigen und den Angaben, wie sie hier zusammengedrängt, meist Glauben schenken kann. Beide Städte, Bonn und Köln, die, hier in einem Bande vereinigt, auch auf der Karte so nahe zusammenliegen, sind in der Natur wie Süd- und Norddeutschland verschieden, durch Bewohner verschiedener Abstammung kenntlich. Wir finden diesen Unterschied in Hinsicht der Lage auch hier berührt; mit der Gegend von Bonn endet die bedeutende Wein- und Obstcultur, dagegen tritt die reiche Getreideerzeugung Norddeutschlands mit Köln immer mehr hervor, ebenso die Erzeugung reicher Viehheerden, auch der Küsten zur Schifffahrt in die Ferne, zur Handelschaft im größern Sinne. Nicht erwähnt ist die Verschiedenheit der Stämme, die doch sehr auffallend ist. Das dunkle Haar der Kölner, die dunkeln Augen, die großen Köpfe, gewisse, schwer zu beschreibende Gesichtszüge, die aber schon in der alten kölnischen Malerschule aufgefaßt und dargestellt sind, unterscheiden sie wesentlich von den Bonnern wie von den übrigen Bewohnern des südlichen Rheinlandes, die, meist blonder, heiterer, behaglicher, sich dem Genusse offen hingeben, während jene sich lieber in einem ernsten, geschlossenen Familienleben bei mäßigem Genusse zusammenhalten. Ob jene Verschiedenheit körperlicher Gestaltung blos der Abstammung zuzuschreiben; ob sich in Köln wirklich mehr Ubier in der Mischung mit Römern erhielten, weil diese meist nach der befestigten, schon damals ansehnlichen Stadt flohen, das sei als Vermuthung hingestellt. Die Bonner mögen mehr von der Abstammung der Franken haben. Aber auch die Lebensweise, die Beschäftigung, selbst der Wohnort, die zum Entsetzen engen Straßen von Köln mögen Einwirkung gehabt haben auf die Bewohner. Diese Straßenenge von Köln, neben den großen, innerhalb der Stadt gelegenen Gärten, hat für den flüchtigen Reisenden etwas unbegreiflich Räthselhaftes, es scheint, als ob die Menschen einander in ihrer Nähe so nothwendig gewesen, daß sie sich jeder denkbaren Unannehmlichkeit unterworfen, um nur diesen Trieb nach Geselligkeit zu befriedigen. Später erklärt es sich freilich aus der allmäligen Vergrößerung der Stadt, aus der in frühern Jahrhunderten größern Bevölkerung; doch bleibt es noch immer seltsam, daß in der langwierigen Kriegszeit nicht mehr Häuser von einem Besitzer zusammengekauft und vereint sind, um bequemer eingerichtet zu werden; daß nicht Andere ihre jetzt vielfach sichtbare Baulust nach den Gärten hinwandten, um sich da die Annehmlichkeiten anderer Städte zu verschaffen. Die eine Seite der Friedrich-Wilhelmstraße, welche hauptsächlich den Verkehr mit dem Rheine macht, mußte vor einigen Jahren ganz niedergerissen werden, um diesen nicht allzu sehr zu beengen. Aber welche Mühe macht es noch jetzt, quer durch Köln zu fahren, da in mancher Straße zwei Wagen einander nicht ausweichen können! Der berühmte Dom war fast von allen Seiten umbaut, sodaß erst durch allmälige Aufopferungen, durch Ankauf und Abbruch dieser meist schlechten Gebäude der Anblick dieses merkwürdigen Bauwerks erkauft ward. Manches gefällige Wohnhaus ist entstanden, aber die meisten leiden an den schmalen Fronten; auch ist es schwer, von der in Köln eigenthümlichen Vielfensterei abzugehen, nach der eigentlich die Häuser wie Glashäuser nur durch schmale Steinsäulen zusammengehalten sind, da diese vielen Fenster ganz unentbehrlich sind, um bei der Enge der Gassen das nöthige Licht in die tiefen Gebäude zu bringen. An neuern großen Gebäuden steht das Theater gar sehr dem in Aachen neuerbauten nach; das Justizgebäude erfüllt eigentlich auch nur die Nothdurft, sowie die großen Casernen in Deutz; nur die neuen casemattirten Festungswerke zeichnen sich auch äußerlich vortheilhaft aus; denken wir nun daran, wie vor einiger Zeit ein mächtiger, neugebauter Keller der ersten Weinhandlung einstürzte, so möchten wir schließen, daß, ungeachtet aller Bauthätigkeit, die sich in allen Gassen zeigt, doch noch nicht die alten Baumeister und die glückliche Bauzeit für Köln wiedergekehrt sind, welche den Dom begründeten. Die Vernachlässigung dieses Gebäudes während Jahrhunderten, welche jetzt mit Hunderttausenden gut gemacht werden muß, zeigt recht, wie der Sinn der Bürger sich von allem Großen entwöhnte, und daß die von Heine in seinen „Reisebildern" aus dem Munde einer alten Frau angeführte freche Rede: „die Leute hätten jetzt was Besseres zu thun als Kirchen zu bauen", sich heimlich auch wol in dem Munde vieler Gebildeten wiederfinden möchte. Doch fürchte Niemand, daß dieser Sinn ganz allgemein ist. Im Gegentheil finden sich unter allen Ständen noch Baubegeisterte, sogar Enthusiasten für den Dombau und dessen Vollendung, sodaß Schinkel's Rath, das Domschiff zu beendigen, wenn auch der Thurm über die Kräfte einer Stadt geht, die nicht mehr als Hauptstadt den Welthandel lenkt, vielleicht bald zur Ausführung kommt. Die Vernachlässigung des Doms war aber um so auffallender in Köln, da die Nebenbuhlerin Strasburg durch fortdauernde Aufmerksamkeit, bei mäßigem Kostenaufwande, ihren Münster in so gutem Stande erhält, daß Alles daran erst aus neuester Zeit zu sein schien. Wem dafür die meisten Vorwürfe gebühren, der Stadtbehörde oder den geistlichen Obern, wir wollen es nicht ermitteln; zur Entschuldigung wollen wir aber gedenken, daß der Sinn für die eigenthümliche alte deutsche Baukunst erloschen war, worüber die großen und widerwärtigen Jesuitenkirchen das gültigste Zeugniß geben, sodaß dieser Bau eigentlich nur in seiner Größe und Kostbarkeit, nicht in seiner Schönheit erkannt wurde. Ueber die Handschriften und Kostbarkeiten, welche dem Dom, von wo diese Sachen nach Arensberg geflüchtet waren, entzogen worden, vielleicht aus der guten Absicht, sie den Franzosen zu entziehen, finden wir hier keine nähern Aufschlüsse; wir müssen es daher als ein unverbürgtes, aber allgemeines Gerücht anführen, daß diese in die darmstädter Sammlungen gekommen sind. Eine Rückkehr ist nun wol bei so vielen Umwälzungen hier so wenig zu erwarten wie bei der düsseldorfer Galerie; doch bleibt es schmerzlich, zu beachten, wie die rheinischen Städte so bedeutende ältere Kunstschätze in der Revolutionszeit verloren haben. So mußte das schönste Bild von Schoreel, der Tod der Maria, als eine unbesonnene Schenkung an Wallraf gelangen, nicht daß dieser es wie seine übrigen Bilder der Stadt bewahrte, sondern Boisserée für sehr unbedeutende Kunstsachen vertauschte: ein Misgriff, der bei der übrigen Sammlerlust des Mannes gar nicht zu begreifen, der aber seiner Samm-

lung das einzige Werk von großem Werthe entzog, welches nun auch nach München versetzt ist. — Aus dem Gedächtnisse der Leute ist es nicht verschwunden, unsere Lohnbedienten vermißten es noch schmerzlich im letzten Jahre. Ueberhaupt ist das gute Gedächtniß der Kölner zu bewundern, daß sie von Rubens und der Katharina von Medici nicht nur, sondern von den Festen Karls V. und Maximilians auf dem Kaufhause (Gürzenich genannt) wie vom letzten Carneval sprechen; daß Pipin und Plectrudis, sogar des Germanicus Tochter Agrippina, nicht weniger wie die 11,000 Jungfrauen, zu den Angehörigen Kölns gerechnet und demnach belobt werden. Der verstorbene Wallraf war nur ein Ausdruck für diese Liebhaberei Vieler an der Stadtgeschichte, keineswegs ihr Schöpfer, und diese Liebhaberei, mit der fortschreitend sich entwickelnden Kunstübung verbunden, wird bald einen Ersatz für jene Kunstverluste durch neue Kunstwerke schaffen.

Diese Betrachtung führt uns zu dem nahen Bonn, wo die Vergangenheit gänzlich erlischt gegen den Reichthum neuer Institutionen für Wissenschaft und Kunst. Mit freudigem Erstaunen sehen wir da, außer einer reichen Büchersammlung und vielem Naturhistorischen, auch ein akademisches Kunstmuseum, wie sich dergleichen sonst nur in Residenzstädten vorfand, endlich auch ein Museum vaterländischer Alterthümer. Wie günstig müssen beide Sammlungen in der Zeit jugendlicher Geistesthätigkeit auf die Studirenden wirken; wie Mancher wird da, vom leeren Wortkram philologischer Studien auf den Geist und das Wesen des Alterthums hingewiesen, seinen eignen Mitberuf erkennen! Und alle diese Anstalten, Gebäude, Sammlungen sind in so kurzer Zeit, seit dem Frieden, theils neugeschaffen, theils geordnet. Offenbar hat jetzt die Welt einen andern Maßstab für ihre Thätigkeit; die Wünsche der Einzelnen sind zu einem gemeinsamen Bewußtsein geworden. Wir müssen rühmen, daß diese Anstrengung der Regierung, die sich nicht blos auf Bildung der Universität, sondern auch auf Förderung der Gymnasien, der Stadt- und Dorfschulen erstreckt, von den neuen Landsleuten dankbar erkannt wird, daß sie mitfördern, soweit es ihnen möglich, daß sie einsehen, wie unter preußischer Herrschaft nicht für einen Mittelpunkt wie in französischer Zeit Alles hingearbeitet, dem Alles geopfert wird, sondern jedem Kreise sein volles Recht geschieht, und nur Das centralisirt wird, was sich nicht theilen läßt, ohne es zu zerstücken. Die Bewohner Bonns haben sich, mit Einschluß der Garnison und Studenten, seit der französischen Zeit fast um 2 Drittel vermehrt, was sich erklärt, wenn wir beachten, wie viel die Stadt vorher durch Entfernung des Hofes an Einwohnerzahl verloren hatte, von denen gewiß sehr viele nach Herstellung des Verkehrs durch die errichtete Universität wieder heimkehrten.

Die einzelnen Angaben hier zu wiederholen, oder nachzutragen, was das letzte Jahr hinzugefügt, scheint überflüssig, da das Buch den Freunden der Rheingegenden, insbesondere den Reisenden unentbehrlich bleibt, auch wenn die nächsten Jahre noch manches Neue mehr bildeten. Ein jährlicher Nachtrag, ein Anhangbogen, welcher dem Buche beigefügt würde, bis eine neue Auflage nöthig, würde solche Nachträge jährlich am besten sammeln und dadurch die Brauchbarkeit desselben erhöhen; zugleich wünschten wir, daß der Verf. mit gleichem Fleiß, in gleicher Bündigkeit auch die andern rheinischen Städtebeschreibungen bearbeiten möchte. 80.

Aus Italien.

Ein gelehrtes Mitglied der Gioenischen Akademie zu Catanien hat durch genaueres Eingehen in eine Stelle des Plinius (H. N. X, c. 11—13) nachzuweisen gesucht, daß die Papierbereitung bei den Alten nicht sehr abweichend von der bei uns noch üblichen war. Auch dort wurde der Teig durch Macerirung von Pflanzenstoffen in einer Bütte gewonnen, aus der sie mit Papierformen geschöpft wurde. Die Bezeichnung der Bütte mit dem Worte: nilus, bei Plinius, hat frühere Erklärer stets an den Nil denken lassen und an die dortige Papyruspflanze, von der in dieser Stelle nicht die Rede ist. Man vergaß, daß das Wort in gleicher Bedeutung bei Vitruv und bei Cicero vorkommt. Die inhaltreiche Abhandlung von Mario Musumeci, die in den Akten der Societät zuerst abgedruckt war, ist einzeln unter dem Titel: „Dell' antico uso di diverse specie di carta e del magistero di fabbricarla" (Catania, 1829, 8.), erschienen.

In einem für die Naturkunde höchst wichtigen Werke des Prof. Tenore zu Neapel („Cenno di geografia fisica e botanica del regno di Napoli", Neapel, 1827, 8., mit 2 Karten), das diesseits der Alpen mehr Aufmerksamkeit verdient, als es bis jetzt gefunden hat, trifft man folgende auf Beobachtungen gegründete Angaben über die Höhen der Berge des Reiches diesseit des Pharus:

	Meters	od. Toi.
Monte Corno, in Abruzzo ultra	2918	1497
Monte Amaro, in Abruzzo citra	2630	1350
M. Majella, das.	2440	1250
M. Miletto, bei Piedimonte d'Alife	2057	1055
M. Pollino, die Spitze von Dolce dorme, Calabrien	2156	1106
M. Cocuzzo, das. bei Cosenza	1712	878
M. Meta, Terra di Lavoro an der Grenze von Molise	2218	1138
M. St. Angelo, bei Castellamare	1440	739
M. Somma, bei Neapel	1123	576
M. Vesuvio, Krater nach dem Ausbruch von 1827	1185	608

Die „Bibl. italiana" hat in den ersten diesjährigen Heften die Nachrichten über die Entwickelung des italienischen Theaters seit Goldoni fortgesetzt, die zunächst auf die Berichtigung und Ergänzung von Salfi berechnet waren. Als unwiderlegliche Thatsache geht aus ihnen hervor, daß in Italien wie in Deutschland magere Zeit für das Lustspiel ist. Zehn Tragödien, die sich hören lassen, auf Ein Lustspiel, das sich sehen ließ! Außer Graf Giraud, einem Römer, dessen „Hofmeister in tausend Aengsten" („Ajo in imbarazzo") durch ganz Europa, in Deutschland durch Th. Hell's sehr gelungene Uebersetzung, mit der heitersten Theilnahme gesehen worden ist, kann man die Namen der andern Dichter vergessen. Doch hat sich ein Talent wie Giraud's hoffentlich in seinen andern Arbeiten nicht verleugnet, und recht sehr wären unsere Bearbeiter daher auf seinen „D. Eutichio della castagna, ossia la casa disabitata", seine „Figli del signor padre" und auf seine „Litiganti" aufmerksam zu machen. Es ist kein Compliment, wenn man ihn Spes unica scenae in Italien begrüßt; denn seine Mitbewerber, die Herren Marchisio, Rota, Prof. Gaet. Barbieri, August Bon, die Neapolitaner Baron Cosenza, Luigi Marchese in Genua, der Verceller Ravelli, der Turiner Pellico sahen durch Zorn der Musen die Breter für ihre Welt an. Zwar laufen die guten Sitten bei ihnen keine Gefahr, desto größer der Geschmack der Zuschauer, die aber wahrscheinlich früher davonlaufen, als die Ansteckung durch diese pathetischen Tugendsprüche stattfinden konnte. Pellico wäre vielleicht im Stande, die so sehr herabgewürdigte komische Muse zu erheben, da er ihr den Anstandsrock des Reimes anzog. Aber leider findet sein so glücklicher Gedanke selbst bei den Wortführenden Anstoß. Sie fürchten, mit der Prosa die liebe Natur zu verlieren. Wahrscheinlich liegt der Grund dieser Besorgniß in Pellico's Stücke („La crisi del matrimonio"), und man muß nur wünschen, daß der Dichter bald sich finde, der die Italiener durch sein Talent von diesem Aberglauben bekehre. Man sollte meinen, daß er in dem glücklichen Lande nicht lange ausbleiben könnte. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 170. —— 19. Juni 1830.

Die Liebesgeschichten. Novelle von Posgaru. Breslau, Max. 1829. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Eine Opposition gegen die herrschende Dichterschule hat sich gebildet; sie wird mit so viel Geist, Beharrlichkeit, Hitze betrieben, daß die Angegriffenen sich wol irren dürften, wenn sie durch Leugnen und vornehmes Ignoriren mit ihr fertig werden zu können glaubten. Die bestehende Schule darf sich gegenüber von geistvollen, energischen Gegnern nicht hinter ihren Besitz verschanzen; sie muß, wenn sie nicht selbst des Unrechts und der Unmacht verdächtig werden will, forschen, erörtern; sie muß auch anerkennen. Wenn die Kunst vom Schauplatze zu verschwinden droht; wenn die Phantasie ihr wildes Recht behauptet, so dürfen und sollen die Freunde des Alten der Schule und der Form (nicht dem Verse) das Wort reden, sie sollen sagen, daß der Dichter, wenn er des Namens werth sein will, harmonische Gebilde schaffen, und daß sich diese Harmonie bis auf die kleinsten Theile seines Werkes erstrecken muß; aber wenn gedankenlose Anhänger der Schule die Form vom Geiste unabhängig machen wollen, und die Gegner nicht der durchgeisteten sondern der hohlen Form den Krieg erklären, so wäre es thöricht, auch hier noch um der Schule willen deren leeren Schatten vertheidigen und rechtfertigen zu wollen. Wenn der moralischen, oder auch einer der Zeit schmeichelnden Tendenz zu Liebe die Opposition geneigt sein sollte, einem Schriftsteller den Dichterlorber vor einem Andern zuzuerkennen, welcher der reinen Schönheit huldigt, ohne die Moral zum Aushängeschild zu machen, so darf die alte Kunstschule sich wehren. Wenn aber die Gegner nachweisen, daß in irgend einem Dichtwerk, altem oder neuem, berühmtem oder erst Ruhm ansprechendem, die Sittlichkeit der Schönheit aufgeopfert wird, daß gar die Sittenlosigkeit den geheimen Kern, den Reiz einer Poesie bildet, so werden zwar die Vertheidiger der Kunst nicht zugeben können, daß hier das Genie und die Poesie aufhöre, aber sie werden mit den Gegnern den Widerwillen gegen eine solche Tendenz, das Bedauern, wo sie unabsichtliche Verirrung, den Abscheu, wo sie Absicht ist, theilen; sie werden den Widerstand billigen, der einem solchen Streben geleistet wird, sofern es auf Charakter und Sitten der Nation nachtheilig gewirkt hat oder wirken könnte.

Hier ist der Punkt, wo sich unsere Bemerkungen an die Novelle des (pseudonymen) Hrn. Posgaru: „Die Liebesgeschichten", anzuknüpfen haben. Auch dieser unsers Wissens zum ersten Male auftretende Schriftsteller gehört den Gegnern der alten Schule an; jedoch kann er keinesweges als ein Gegner der bisherigen Kunst gelten, er ist vielmehr ihr entschiedenster Anhänger, nicht durch die Theorie, die er etwa gelegentlich aufstellt, sondern durch die Praxis, in der er sich zeigt. In dieser ist er ein Schüler von Göthe und Tieck und ein Schüler, auf den diese Meister stolz sein dürfen. Auch ist seine Novelle, obwol von einer tiefen Polemik eingegeben, doch nicht sowol gegen die Poesie jener Dichter, der er selbst durch sein Werk huldigt, gerichtet, als gegen den Gebrauch, den sie von der Poesie zur Untergrabung der sittlichen Grundsätze des Lebens gemacht haben sollen. Wir wollen uns deutlicher erklären.

Hr. Posgaru ist in Beziehung auf die Kunstanlage des Ganzen, die Durchführung seiner Idee, die vortreffliche Charakterschilderung, die edle Einfalt der Darstellung, das fast durchgängig beobachtete Ebenmaß in den einzelnen Theilen seiner Erzählung, die Wahl des schlichtesten und doch treffendsten Ausdrucks, den süßen Rhythmus seiner Perioden durchaus ein Jünger der Göthe'schen Schule; er ist, was die vom Geist unzertrennliche innere, und was die äußere Form seines Gedichts (denn diese Novelle ist ein Gedicht) betrifft, jenem Meister und seinen besten Schülern verwandt: der Kraftdrang und der Glanzausdruck der Schiller'schen Prosa, der ihr Werth und eigenthümlicher Reiz unbestritten bleibt, ist unserm Verf. ganz und gar fremd. Auch er ist auf diese Weise ein Apostel jener Schönheit, deren Thron von der oftgenannten Schule errichtet worden ist. Aber er tritt zu gleicher Zeit in seinem Buch als ein Bekämpfer dieser Schönheit auf, sofern sie sich nach seiner Behauptung in den Werken des Meisters und der Schüler von den ewigen Grundsätzen der Wahrheit und Sittlichkeit getrennt und dadurch unser bürgerliches, geselliges und häusliches Leben vergiftet hat.

Diese Ansicht läßt der Verf. auch, wo es Gelegenheit gibt, in seiner Novelle theoretisch verfechten (S. 33—55) und widmet ihr ein langes, durch keine Handlung unterbrochenes Gespräch; dies ist vielleicht

das einzige Mal, wo er, von seiner Doctrin hingerissen, den schaffenden Dichter über dem Lehrmeister vergessen hat, zumal da jene Abhandlung, sammt Replik und Duplik, so früh kommt und den durch den dramatischen Anfang der Erzählung gespannten Leser vor der Zeit abmüdet. Im Uebrigen ist jene Grundidee des Buches echt künstlerisch durch die Geschichte selbst, durch die Entwickelung der Charaktere und Schicksale der handelnden Personen des Gedichts ausgedrückt.

Der Held der Erzählung ist ein reicher deutscher Graf, ein Göthianer, der auf seinem mit Göthe'scher Anschauungsgabe vom Dichter geschilderten Stammschlosse Waldburg in der Provinz S. an einem heitern Spätfrühlingstage seine Braut, eine schöne gräfliche Witwe, erwartet, die zum ersten Mal ihre künftige Wohnung in Augenschein nehmen wird. Auf dem Schlosse ist eine Truppe böhmischer Musikanten zur Verherrlichung des Tages eingetroffen, ihr hat sich der Hornist Franz, ein soldatischer Jüngling, angeschlossen, dessen finsteres Betragen über einem Racheentschlusse zu brüten scheint. Bei dem Grafen stellt sich noch vor der Gräfin Hohenau ein geliebter Jugendfreund, der um wenig Jahre ältere Baron Farding, ein, der, von einer Reise durch Italien, England und Frankreich zurückkehrend, als unerwarteter Gast in das Zimmer des Grafen tritt, aber nach den ersten Herzensergießungen mit banger Unruhe die frühgealterte Gestalt des jugendlichen Freundes betrachtet. Dieser gesteht ihm scherzend, daß er das Leben genossen habe, und Farding erwidert ihm mit Betrübniß: „So bist du denn wirklich fest geworden in den Meinungen jener Philosophen, wenn es nicht Sünde ist, sie so zu nennen, welche mit ihrer Aesthetik den innersten heiligsten Kern des sittlichen Lebens vergiftet haben, jener vornehmen Leute, welche Recht und Unrecht, Gut und Schlecht durch die tiefsinnige und zierliche Weise, mit der sie es besprechen, unmerklich in einander verwischen, sodaß sie nichts davon übrig lassen als eine Alles ertragende Poesie, und nichts von ihren Jüngern verlangen, als daß sie ihr Leben künstlerisch gestalten?"

Der Graf bespöttelt den ältern Freund über den kleinlichen Maßstab seines moralischen Katechismus und versichert, daß gerade jene Schriftsteller es sind, „die uns wie durch einen Zauberspruch die verschlossenen Schätze der Seele aufgeschlossen haben, sodaß es keine Lust und Wonne und keinen Schmerz des Daseins gibt, welche nicht auf dem innern Herde des Lebens sich zu unendlicher Glut und Farbe entzünden, und daß Nichts so gewöhnlich und gemein ist, welches nicht von Innen heraus mit einem Schimmer der Verklärung überkleidet werde". Bald darauf verjüngt sich der Graf vor den Augen des Freundes durch die geschmackvollste Toilette und einen Trunk feurigen Weins; er tritt, von Anmuth umgossen, mit sanft sich röthenden Wangen und stralenden Augen, triumphirend vor den verwunderten Freund und führt ihn zum Mittagsmahl in den Speisesaal. Hier harren des Grafen 2 sinnesverwandte Gäste, der kleine halbbuckelige, herzlose und witzelnde Hofrath Saber und der kolossale Materialist mit der Baßstimme, der Physicus Doctor Arnulph, zu denen sich bald darauf ein süßlicher, von den Andern verspotteter und gehänselter Poet, der junge Theobald, gesellt; die vortreffliche Entwickelung dieser 3 Charaktere, zumal der 2 erstern, denn der Dichter streift an Caricatur — wird der Leser durch das ganze Buch bewundern. Ueber dem Mahle entbrennt zwischen dem Baron und dem von seinen Freunden unterstützten Grafen der schon eingeleitete Streit aufs Neue; wir unterbrechen jedoch die Geschichtserzählung mit demselben nicht, sondern melden nur die Schlußrede des Grafen, der von Göthe sagt: „Wir können ihn nicht dankbar genug verehren dafür, daß *er* die Poesie den Stuben der Gelehrten entführt, und der einer pedantischen Starrheit entrissenen einen schöpferischen Einfluß auf das frische Leben wiedergegeben hat. Oder sollen wir ihm nicht danken, daß nun die Herrlichkeit der Welt vor dem freien Blicke ausgebreitet liegt, ohne daß ein Dämon Anbetung verlangt? Daß hinter dem Genusse sich nicht mehr die Hölle drohend aufthut, und die Furien aus einem Paradiese des Friedens und der Schönheit verbannt sind? Ja, *die Eumeniden* ziehen zum Tartarus und schlagen hinter sich, ich höre sie, die ehernen Thore fernab donnernd zu!" Aber in diesem Augenblicke läßt der Dichter den herannahenden Tritt der Rachegöttinnen hallen. Die böhmischen Künstler treten auf, und der finstere Franz zieht die Aufmerksamkeit der Gäste und des Grafen auf sich, der mit einiger Aengstlichkeit sich vergebens bemüht, den jungen Unteroffizier für seinen eignen Dienst zu gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Uebersicht der deutschen Reichsstandschafts- und Territorialverhältnisse vor dem französischen Revolutionskriege, der seitdem eingetretenen Veränderungen und der gegenwärtigen Bestandtheile des deutschen Bundes und der Bundesstaaten. Zusammengestellt von Karl Wilh. Lancizolle. Berlin, Dümmler. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Hr. Verf. hat sich durch diese Zusammenstellung der in dem Zeitraum der letzten 40 Jahre in Deutschlands Territorialverhältnissen stattgehabten Veränderungen ein sehr wesentliches und um so größeres Verdienst erworben, da der größere Theil Derer, die das Wesen und die Ordnung *jener* Zeit und die darauf eingetretenen verschiedenen Katastrophen selbst mit durchlebten und in die neue Zeit übergetreten waren, entweder schon vom Schauplatz dieser Welt *abgetreten* sind, oder, vorausgesetzt, daß sie sonst einem *solchen* Unternehmen gewachsen, durch mannichfache Beweggründe, am häufigsten wol durch ein ehrenwerthes Gefühl schmerzlicher Rückerinnerung davon zurückgehalten werden; nicht einmal zu gedenken, daß, bei der Richtung unserer Zeitgenossen, denen alle diese alterthümlichen Verhältnisse bald eine Thorheit scheinen, bald ein Aergerniß sind, nur einzelner Dank für große Mühe zu erwarten war.

Hr. L. aber war durch äußern Beruf, treue Vorstudien, das Bedürfniß seiner Zuhörer und — wir wollen es nicht verkennen — durch innern Antrieb recht eigentlich der Mann, dessen überall sich kundgebende Vorliebe für das Vaterländisch-Vorzeitliche ein solches Opfer gern und mit Erfolg

bringen mochte. Und, in der That, es war schon jetzt, bei der Zerstreutheit und selbst bei dem absoluten Mangel vieler wesentlich erfoderlichen Nachrichten, eine sehr schwierige Aufgabe, und in nicht sehr ferner Zeit würde jede Bemühung, etwas Vollständiges zu liefern — der Hr. Verf. hebt mit edler Bescheidenheit hervor, was seinem Werke noch abgeht — ganz unmöglich sein. „Es vereinigen sich", sagt er, „mancherlei, allermeist schlechte Antriebe in der literarischen und praktischen Welt, auch in manchen Regionen der heutigen Beamtenhierarchie, Unwissenheit, Bequemlichkeit, Herrschaft revolutionnairer Tendenzen — mitunter in loyalem und servilem, auch wol Philosophenmantel — jene Vorzeit völlig zu ignoriren in praktischer Hinsicht die Weltgeschichte mit dem an I. de la république une et indivisible oder einem verwandten Zeitpunkt zu beginnen, alles jenseits Liegende als antediluvianisch den Antiquitätenkrämern zu überweisen". Ref. gehört Denen nicht zu, welche die politische Trennung Deutschlands als die Ursache alles über unser Vaterland hereingebrochenen Unglücks betrachten. Ist es auch wahr, daß unsere großen sächsischen, salischen und schwäbischen Kaiser, wäre ihre Kraft nicht in Italien vergeudet worden, uns zur Nation gemacht haben würden, so ist es ein ewig ruhmwürdiges Werk, daß doch auch die Fürsten Deutschlands Gesetzen unterworfen waren; und es wäre eben jetzt nicht schwer, Gründe beizubringen, daß dies besser war, als wenn sie, wie in Frankreich, Spanien und England, der Krone unterthan geworden wären, mochte es auch, wie die deutsche, die höchste der Christenheit sein. Freilich dachten sich, besonders seit dem westfälischen Frieden, unsere Fürsten noch ungern als Theile eines großen Ganzen, sondern viel lieber als Landesherren, und daher manche Gewaltthaten. Aber diese wurden als solche, nicht als Recht betrachtet; ja, ist irgend Etwas, was uns Deutschlands Vorzeit ehrwürdig machen muß, so ist es die durchgehende Idee der Gesetzlichkeit, der Alles untergeordnet war. Drum „seiner Fehler nicht gedenke"; denn noch weniger würden wir z. B. das Streben nach fremden Kronen — das theure Erzhaus hat sein habsburgisch Grafentheil auf 12,000 Quadratmeilen und über 30 Millionen Einwohner verbreitet und sein Haupt mit einer Kaiser- und 4 Königskronen geschmückt —, noch auch die unselige Spaltung vergessen können, die unter Friedrich II. von Preußen unheilbar wurde und die Auflösung des Reichsverbandes schon damals factisch begründete.

Nach einer höchst lesenswerthen, für sich allein ein Studium begründenden Einleitung (XIII—LIV) gibt der Hr. Verf. in 3 Abschnitten (S. 1—60) das Verzeichniß der deutschen Reichs- und Kreisstände weltlicher und geistlicher Abtheilung und der Territorien, wie dies Alles am 1. Januar 1792 gestaltet war. Wir finden „266 Reichsunmittelbarkeiten, als: 8 Kurfürsten, 69 geistliche, 138 weltliche regierende Herrschaften mit Reichsstandschaft, und 51 Reichsstädte; hierüber 335 Kreisstände". Der 4. Abschnitt umfaßt jene schmachvollste Zeit vom 1. Jan. 1792 ab, bis zum 12. Juli 1806, der Stiftung des Rheinbundes; jene Zeit, wo, nach kurzem Kampfe — vergleichen wir damit die eben dadurch gebotenen spätern Kriege *) — der mächtigste Reichsstand des Nordens zurücktrat und, auf das linke Rheinufer verzichtend, seine Schadloshaltung auf Kosten der mindermächtigen Mitstände, die dem Reichsverbande treu blieben, ausbedungen hatte. Bald fand solch Beispiel Nachahmung, und der Verf. hat auch in seiner Schrift es aufbewahrt, daß in dem fast weniger durch französischen als andern fremden Einfluß dictirten Reichsdeputationsschluß vom 24. März 1803 unter kaiserlicher Genehmigung Pfalzbaiern ungefähr um die Hälfte mehr an Land und Leuten, als es verloren, Preußen aber für 48¼ □Meilen, 127,000 Einwohner und 1,400,000 Fl. Einkünfte, 235¼ □Meilen, 558,000 Einwohner und 3,800,000 Fl. Einkünfte, Baden gar für 8 □Meilen 59¾, für 25,500 Einwohner 237,000 und für 240,000 Fl. 1½ Millionen Einkünfte, Hessen-Darmstadt 100 □Meilen für 13 u. s. w. von den Ländern der ehemaligen Bundesgenossen erhalten habe. „Gott wollte damals die Moralität der Großen zeigen", setzt J. v. Müller hinzu, als er die Theilung Polens berichtet; der bevollmächtigte Minister derjenigen Macht, die mit reinster Treue dem Reichsverbande anhing, der kursächs. Gesandte v. Globig, aber sagt so wahr als rührend: „Dolor et indignatio bonis omnibus, vis ad resistendum nemini aderat". Es kam die neue Zeit der wiedererwachenden Ehre und Kraft — der Verf. gibt im 5. Abschnitt ihr statistisches Bild — und trug auch ein großer Theil Deutschlands während derselben noch die Schmach und das Joch des Rheinbundes, so war sie es doch, unter der Deutschland wieder erstarkte; der 6. und 7. stellt unsere jetzigen Staatensysteme auf. Achtunddreißig Staaten, mit Einschluß der 4 freien Städte sind es, auf welche binnen 25 Jahren — ohne Gebietsverminderung des ganzen Vaterlandes, da das linke Rheinufer wiedergewonnen worden — jene 600 reducirt worden; und der Kreislauf, den vor 1000 Jahren Deutschlands Größe begonnen, als sie Karls des Großen Erbtheil zersplitterten, und der im 16. und 17. Jahrhundert mit fast 2000 Reichs- und Kreisstandschaften culminirt hatte, scheint sich seinem Ende zu nahen. Factisch aber sind Mitbesitzer deutscher Erde und Mitglieder des Bundes die Könige von England, der Niederlande, Dänemark, Preußen, Ungarn, Böhmen und der Lombardei. — Ein Anhang liefert das Verzeichniß von 20 deutschen landesherrlichen Häusern, welche während dieser Epochen seit 38 Jahren ausgestorben sind, aber auf 97 steigt (S. 158 fg.) das Verzeichniß der seit 1806 „subjicirten" — wie unzart! — Landesherren. Daß der Verf. mit Liebe an dem Vergangenen hängt und dort einen wahren Rechtsstand sieht, obschon noch rohere Gewalt manches Verhältniß festgestellt hatte, dem später die Zeit Heiligung, mithin Recht verlieh, haben wir schon angedeutet; und es ist schon damit gesagt, daß auch die Josephinischen Reformen ihm ein Greuel sind. Wer anderer Ansicht, der tröste sich mit eines andern geistreichen Forschers edelm Nachrufe: „Joseph in seinen menschenfreundlichen Bestrebungen" — so lesen wir in den „Briefen über Kunst, Alterthum und Wissenschaft" — „weit abweichend aus der Eisenbahn der Ferdinande, er, dessen Andenken mit jedem Frühjahr mächtiger wieder aus seinem Grabe steigt; der grimmige Schmerz der Polen, deren Thron nicht durch Demagogen umgestürzt wurde; der nordamerikanische Freiheitskampf rüttelten unsere Väter aus einem langen, bleiernen Schlaf, und der menschliche Geist, wie ein entflohener Riese, machte sich plötzlich Bahn".

Auch unser Verf. gibt (S. XXXI) zu: „daß wol auch von den Gegnern der Revolution durch allerlei Unlauterheit in Zweck und Mitteln gar viel und schwer gesündigt worden". „Doch", fährt er fort *), „bleibt die Revolution für Den, der sie im Lichte der göttlichen, geoffenbarten Wahrheit, ja, selbst aus natürlicher, redlicher Erkenntniß betrachtet, ein furchtbarer Ausbruch der tiefen, nicht mehr durch die eben der Sünde willen von Gott eingesetzte Obrigkeit im Zaum gehaltenen, sittlichen Verderbniß des Menschen. Es liegt in ihr die entschiedenste Lossagung von dem wahren und himmlischen Heil des Menschen und die Hinwendung zu dem teuflischen Unternehmen, sich auf den rauchenden und blutigen Trümmern eines frevelhaft zerstörten Staats- und Kirchenwesens ein der Vergötterung des eignen Ichs geweihtes Hei-

*) „Nicht les cris, vive la nation! waren das Entscheidende, sondern jenes unglückliche Halt! und Rückwärts! des Herzogs, als ein beherztes Vorwärts Jene hätte verstummen machen" (S. XXXIV).

*) Das hier Folgende mag als Probe des wol etwas chargirten Styls gelten, dem hier noch eine große Menge Epitheta und Einschaltungen abgenommen worden.

ligthum, einen Himmel auf Erden zu bereiten. Ihr Abgrund hat freilich manches Verderbliche und Verkehrte, aber noch mehr des Heilsamen verschlungen. Aber der Herr aller Herren, der in seiner Heiligkeit ein tiefversunkenes Geschlecht mit diesem gewaltigen Strafgericht heimgesucht hat, weiß nach seiner erbarmenden Liebe Segnungen an Züchtigungen anzuknüpfen; und so hat auch unstreitig Frankreich, auch Deutschland manches Gute und Heilsame, ja, vielleicht den Anfang einer größern Gewissensfreiheit, als selbst die Reformation herbeiführen konnte, durch die Revolution aus der Hand Gottes empfangen, wofür aber nicht den Urhebern dieser Schreckenszeit Dank gebührt; wol aber gebührt den Fürsten, nebst ihren Rathgebern und Dienern, Dank u. s. w."

Wenn wir aber, nach so löblich frommen Aeußerungen (S. XI) ferner lesen, wie der Hr. Professor der Rechte sich verwundert: „daß nicht blos von Zeitungsschreibern und ordinairen politischen Kannegießern, sondern von namhaften Juristen und Staatsmännern dem König von Hanover, dem Kurfürsten von Hessen-Kassel u. s. w. alles Ernstes zugemuthet worden, die Regierungshandlungen des Exkönigs Jérome, gerade sowie die Handlungen eines rechtmäßigen Regierungsvorgängers gegen sich, als im Namen des ewigen Staates geschehen, gegen sich gelten zu lassen"; wenn endlich (S. XII) als höchst verderbenbringend beklagt wird: „daß in Wilmsen's zum 19. Male in Berlin aufgelegten Kinderfreund öffentlich gedruckt und gelehrt worden, erst sei Friede und völlige Gleichheit unter den noch zerstreutwohnenden Menschen gewesen; da gab es keine Könige, keine Fürsten oder Obrigkeiten; Keiner war mehr als der Andere; aber bei der Vermehrung der Menschen nahm Streit und Zank kein Ende: da kamen sie endlich überein, daß die Erfahrensten, Redlichsten, Weisesten Gesetze und Verordnungen machen sollten u. s. w.", so liegt darin eine Provocation, an Jefferson's wenige Tage vor seinem Tode geschriebenes Wort: „The general spread of the light of science has already lead open to every view the palpaple truth, that the mass of mankind hat not been born, with saddles on their backs, nor a favoured few, booted and spurred, ready to ride them legitimately by the grace of God", zu erinnern. Beruhigend aber ist die Ueberzeugung, daß die oben ausgesprochene Geistesrichtung nun wol den Punkt erreicht haben müsse, auf dem man der Umkehr zu dem Licht und Recht des gemeinen Verstandes bald und mit Gewißheit entgegensehen dürfe. Deus faxit! 13.

Bourrienne.

Er ist dem künftigen Biographen Napoleons unentbehrlich; aber man stößt bei ihm auch auf Beweise von Unwissenheit, die für einen Staatsminister und Diplomaten etwas stark sind. Der 8. Band der pariser Ausgabe, den ich eben aus den Händen lege, liefert folgende Dinge dieses Gepräges, denen ich das Correctiv nicht beisetzen mag, aus Furcht, die Leser durch solche allzu große Vorsicht zu beleidigen. Nach Seite 4 liegt Blankenburg in Preußen, der bekannte Mordanfall auf Ludwig XVIII. ist hier geschehen, und die preußische Regierung hat den unglücklichen Monarchen im Jahr 1797 genöthigt, ihr Land zu verlassen. Nach S. 231 sollen die Feindseligkeiten im Feldzüge von 1809 nach Ablauf des nur auf 4 Wochen geschlossenen Waffenstillstandes von Neuem begonnen haben. Nach S. 247 ist das deutsche Reich durch den Frieden von Schönbrunn (1809) aufgelöst, und der deutsche Kaiser Franz II. in einen Kaiser von Oestreich, Franz I., verwandelt worden. Nach S. 272 hat Karl XIII. von Schweden einen einzigen Sohn, den Prinzen Christian August, gehabt. So viel von der Unwissenheit; ich kann aber diese Bemerkung nicht schließen, ohne den Leichtsinn zu beklagen, mit welchem B. die allergehässigste Beschuldigung gegen die Fürsten Hardenberg und Blücher und den Minister Stein aufgenommen hat; von Letzterm ist ihm dafür eine derbe Zurechtweisung geworden, die man ihm nur gönnen kann. 14.

Notizen.

Die Musen in Nordamerika.

Das jugendliche Land, so kräftig voranschreitend in Civilisation, Freiheit und bürgerlichem Wohlbefinden, steht hinsichtlich der Poesie nicht ganz auf derselben Entwickelungsstufe. Nachahmungssucht ist der Fehler, welcher hier den Fortschritt hindert. Politisch und bürgerlich hat sich Nordamerika von dem alten Mutterlande emancipirt, poetisch trägt es noch heute dessen Fesseln. Nicht allein hallen Amerikas Journale von immerwährenden Lobeserhebungen der britischen Dichter, und zwar nicht blos der wahrhaft großen, wieder, sondern es tritt kein noch so unbedeutender Poet in England auf, der nicht sein treues Echo jenseits des Ozeans findet, und der, wenn sein kleiner Stern im Vaterlande längst im Absteigen begriffen oder schon untergegangen ist, nicht noch auf eine Apotheose in Amerika rechnen kann. Statt daß man die zahlreichen Fehler bemerken sollte, die immer mehr die neuere englische Schule verunstalten, und statt sich *an die* eigenthümlichen, lebenden Quellen zu halten, *überbieten die* Dichter der neuen Welt sehr häufig noch in ihrer Nachahmungssucht den hohlen Wortschwall, die Geschraubtheit und das Phrasengeklingel der Poeten der alten. Mit dieser angeblichen Romantik (denn alle diese Spreu wird häufig für den Inbegriff des romantischen Princips ausgegeben) jedoch noch nicht zufrieden, pflegen Nordamerikas Dichter, sowie die auf dem alten Continent häufig katholisiren, ihren Nachahmungen noch einen Beisatz von Puritanismus zu geben, der dieselben völlig geschmacklos macht und sich oft in ihren Erzeugnissen wie die moralische Nutzanwendung ausnimmt, die man den Kindern hinter den Fabeln her zu geben pflegt. So hat z. B. kürzlich ein solcher Dichter in der neuen Welt in einem Bande von ihm herausgegebener Gedichte die schöne Stelle aus Byron's „Childe Harold", wo derselbe in Rom am Grabe der Cäcilia Metella sich in Betrachtungen vertieft, paraphrasirt und dem Ganzen eine kopfhängerische Phrase angehängt, die sich wahrhaft lächerlich an dieser Stelle ausnimmt. In einem andern Werk: „Guido" (einer Sammlung historischer Skizzen und Gedichte), puritanisirt der Verf. zwar nicht in diesem Maße, verwässert seine Gedanken und mitunter recht hübschen Schilderungen aber durch unmäßige Breite: ein Fehler, den die Amerikaner gleichfalls von den Engländern erlernt zu haben scheinen.

Neue Nordpolexpedition.

Von Seiten der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist jetzt ebenfalls eine Expedition zur Erforschung der nördlichen Polargegenden abgesendet worden, die aus 2 Schiffen unter Befehl der Capitaine Palmer und Pendleton besteht. Die Ausrüstung ist auf eine Reise von 3 Jahren berechnet und soll, Angaben Sachkundiger zufolge, vortrefflich sein. Die Expedition ging von Neuyork ab, und mehre Mitglieder des gelehrten Instituts daselbst begleiteten dieselbe Behufs wissenschaftlicher Untersuchungen. Cap. Palmer hat sich früher bereits durch Entdeckung einer bedeutenden Inselgruppe, vielleicht eines Continents, in den obern Breitengraden des nördlichen Eismeeres einen Namen erworben; Pendleton ist derselbe Seemann, welcher früher als Obersteuermann die große, von dem Congreß beabsichtigte Seereise mitunternehmen sollte, welche jedoch, verschiedener Verhältnisse wegen, nicht zu Stande kam. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 171. — 20. Juni 1830.

Die Liebesgeschichten. Novelle von Posgaru.

(Beschluß aus Nr. 170.)

Nach einer geistvollen und dem Charakter der Einzelnen sehr angemessenen Unterredung über die Musik, und nach einer Musterung des gräflichen Schlosses, bei welcher die Beschauenden vor Allem ein Gemach fesselt, das von dem Grafen so ausgeschmückt ist, daß es als von einer Dame bewohnt erscheint, führt eine sehr natürliche Wendung die Männer beim Kaffee (nur der Doctor trinkt Wein fort) auf die Liebe, und auf ihre Liebesgeschichten. Der Hofrath erzählt mit kalter Ironie sein Abenteuer mit einer Sängerin, durch das er in dem Grafen, seinem Nebenbuhler, einen Freund erhält; der Dichter mit lächerlichem Pathos seine platonische Liebe zu einer schönen Mitzuhörerin eines Professors der Philosophie (der Braut des Grafen); Arnulph mit gutmüthigem Humor, in welchem zum ersten Mal das Edlere seiner Natur hervortritt, seinen Verspruch mit der 40jährigen Frau Röhrig, einer Soldatenwitwe, die seit 10 Jahren seine Haushälterin ist, und deren Charakter sich in dem Buche unerwartet köstlich entwickelt; endlich berichtet auch der Graf mit viel Bewegung und ästhetischer Rührung seine Liebesgeschichte. Ein leidenschaftlicher Liebhaber von Fußreisen, machte er vor einigen Jahren eine kleine Wanderung ins Gebirge. Von einem Gewitterregen überrascht, geräth er in eine Försterwohnung, und eine himmlische Erscheinung wird seinen seligen Augen sichtbar: er steht vor der Tochter des Hauses: „Die kindlichste Unschuld goß ihren heiligen Zauber über das reine Gesicht, während die zarte Gestalt in jungfräulicher Fülle und Anmuth blühte". Marie ist die Tochter des verstorbenen Försters Boisson, eines übersiedelten französischen Soldaten und Ehrenlegionsritters. Sie ist der Mutter einzige Freude, denn der Sohn, ein junger Soldat, ist in der Ferne. Eine heftige, bald erwiederte Leidenschaft bemächtigt sich des mittelst einer Erdichtung Wochen lang in der gastlichen Wohnung verweilenden Grafen. Er verführt die Jungfrau, er verläßt die Gefallene. Seine Erzählung, mit anmuthiger Leichtigkeit begonnen, schließt ernst und wehmüthig; der Dichter schwelgt in den Bildern der Erzählung; der Hofrath witzelt; doch der Doctor ist still geworden und Farbing mäßigt mit Mühe seinen Unwillen. Der Graf antwortet ihm um so trotziger, je mehr er fühlt, wie kahl seine von Ungleichheit des Standes u. s. w. entlehnten Entschuldigungen sind; er erzählt, daß er durch einen zurückgelassenen Wechselbrief für die arme Verlassene gesorgt; daß die Liebenswürdige wahrscheinlich irgend einen wackern Falkenhagner (so heißt das Dorf bei der Försterwohnung) durch ihre Hand beglückt hat, und aus einer behaglichen Gegenwart in das kurze Glück der Liebe wie in ein unsicheres Traumbild zurücksieht. Aber nicht so schalten die Eumeniden mit einer Unthat. Die Gäste sind auseinander und zu Bett gegangen. Den schlaflosen Farbing lockt die Mondnacht in den Park (meisterhafte Naturschilderung). Hier begegnet er dem Doctor, den nicht der Zufall hierher führte. Er hat dem Baron die wichtige Mittheilung zu machen, daß der Hornist Franz der Bruder Mariens ist und offenbar mit einem Racheplan im Schlosse verweilt; daß Marie, die Landsmännin und Base seiner Braut, der Frau Röhrig, deren Kind, die Frucht ihres Fehltrittes, nicht beim Leben geblieben, deren Mutter ebenfalls im Kummer gestorben, im namenlosem Seelenjammer schmachtet (den Wechselbrief hat sie nicht benutzt); daß der ehrliebende Bruder, als er ihre Schmach erfahren, auf Rache ausgezogen. Der Doctor Arnulph, dieser trotzige Schustersohn, ein nur auf der Oberfläche seines Wesens gemeiner Mann, ist ein wahres Meisterstück des Dichters: er entwickelt den hellsten Verstand und die edelste Fürsorge für den Grafen, die gräfliche Braut und die arme Marie; er beweist dem Baron, daß jede romanhaft-sittliche Aussöhnung des Vergangenen unmöglich ist, ja unheilbringend wäre; daß die Gräfin, der der Graf seine Liebesgeschichte erzählen zu wollen im poetischen Uebermuthe gestern gedroht hatte, nichts von der Unglücksgeschichte erfahren darf; daß sie mit dem Grafen vereinigt werden muß; daß sie allein den an Leib und Seele erkrankten Grafen retten kann. Marie muß von ihm fern bleiben. Der Baron wird einigermaßen beruhigt; er will wenigstens „aus der verpesteten Nähe des Verbrechers" nicht mehr fliehen. Noch stehen die durch das Unglück verbundenen Männer unter dem Nachthimmel, als Frau Röhrig mit der in einen Jägerburschen verkleideten Marie angefahren kommt.

Die Letztere erscheint in der Nähe ihres Bruders Franz, um geahntes Unglück zu verhüten, und beide Frauen werden bei dem riesigen alten Fischer des Schlosses, Zanzig, der einst ein Liebhaber von Mariens Mutter war, untergebracht. Dieser Mann ist ein herrlicher Charakter, der dem Dichter die Bewunderung der Leser erwerben muß. Der andere Morgen findet die Gäste verstimmt und den Grafen gegen seinen Freund Farding kalt und höflich. Aber die bängliche Stimmung verschwindet bei der Ankunft der Gräfin Hohenau, der schönen, geistvollen, sichern, edeln Frau, deren Bewunderung bei Allen (den herzlosen Hofrath etwa ausgenommen) jedes andere Gefühl verdrängt. „Sie riß Alle in den Zauber ihrer Lebhaftigkeit fort; sie erschien wie die belebende Sonne des Frühlings, deren Stralen das Grün und die Blüten hervorrufen; ihre Worte, ihre Blicke wirkten erregend auf Herz und Geist der Männer, und die Gemüther Einiger der Anwesenden, die von so manchen unruhigen Gedanken bewegt waren, fühlten sich wie von einer drückenden Last befreit, indem sie sich ganz dem süßen Zauber hingaben, welchen die liebenswürdige Frau ausübte". Unter geistreichen Gesprächen, in welchen der Verf. besonders dem Baron seine Ansicht von dem Eigenthümlichen unserer Zeit, dem verwickelten Treiben unserer Tage in den Mund legt, ist der Morgen verstrichen. Im Gartensaale nimmt die Gesellschaft das Frühstück ein; aus einem nahen im Gebüsche halb versteckten Tempel ertönt Musik. Aber Farding und Arnulph sitzen so, daß sie im Spiegel das Gegenbild des Tempels erblicken. „Da trat in den Pausen, welche die Musiker machten, aus einer Lücke der grünen Umzäunung das Gesicht Franz Boisson's hervor. Diese Unheil verkündenden Züge, diese starren, auf die Gesellschaft gerichteten Blicke machten das Spiegelbild zu einer gespenstischen Erscheinung, die durch das blühende Leben, welches sie umgab, nur noch unheimlicher wurde". Wirklich erfüllt sich auch das Entsetzliche, trotz aller Vorkehrungen der treuen Freunde. Witz und Scherz begleiten noch die in dem Garten zerstreute Gesellschaft. Endlich aber, nachdem Franz mit Mordanschlägen die verzweifelnde Schwester verlassen, tritt die Gräfin durch Zufall in die Hütte und entdeckt in dem kranken Jüngling eine unglückliche Geliebte ihres Bräutigams. Noch ist sie im Trösten der Armen begriffen, da stürzt der Graf, verstimmt durch ein unerwartetes Eintreffen der unverschämten Sängerin Selene im Schlosse, und durch eine Aeußerung des Hofraths zur Eifersucht getrieben, in die Hütte, erblickt seine Braut, wie sie auf die zärtlichste Weise die Hand eines Jünglings gefaßt hält, bricht in Vorwürfe des Ingrimms aus, hebt das gesenkte Gesicht des vermeinten Jägerburschen in die Höhe — und erblickt die zarten Züge, die ihn so bekannt und so anklagend ansprachen. In diesem Augenblick fühlt er sich von hinten gefaßt, eine starke Mannesstimme ruft ihm donnernd zu: „Auch Das noch? Nun ist das Maß Deiner Sünden voll!" Waldburg wendet sich um, und von dem gezückten Pallasch des Franz Boisson in die Brust getroffen, sinkt er zu Boden.

Die Eumeniden haben ihr Werk vollbracht und die Versöhnung tritt ein. Die nicht tödtliche Verwundung ist mehr die Veranlassung, welcher der längst morsche Körper des Grafen unterliegt. Franz wird durch Farding's Veranstaltung gerettet; der herzlose Hofrath und der alberne Dichter wandern der Stadt zu; doch trennt sich auch der Letztere am Ende mit Abscheu von dem Erstern. Marie sitzt in Frauenkleidern am Sterbebette des Geliebten, das die gebeugte Braut verlassen hat. „Der Kranke erwachte mit voller klarer Besinnung. Seine matten Blicke glitten verwundert von einer Person auf die andere, bis sie auf dem blassen Gesichte Mariens hafteten. Da streckte er die kalte Hand nach der Geliebten aus, und sie trat hinzu und ergriff sie und benetzte sie mit ihren Thränen. O Marie! flüsterte er mit schwacher Stimme, — ich habe Dich sehr gekränkt — vergib mir — Du weinst? Du fluchst mir nicht, Engel der Liebe?" Er erfährt noch den Tod seines Kindes, aber auch die Rettung Boisson's und reicht Einem nach dem Andern die Hand zum Abschiede. „Da begann die fromme Frau Röhrig, als sie das Angesicht des Kranken vom Tode beschattet werden sah, mit weicher und doch zuversichtlicher Stimme das Vaterunser zu beten. Wie ein Wiederhall aus der Zeit kindlicher Unschuld tönten die längst vergessenen Worte in das Ohr des Sterbenden, er ward noch inne die ewige klare Kraft, welche der Herr in sie gelegt hatte, und der letzte Blick des brechenden Auges öffnete sich der Verheißung. Die Anwesenden stimmten wie unwillkürlich in das Gebet ein, und mitten durch die vereinigten Stimmen der kleinen Gemeinde tönte ganz leise und doch vernehmlich die des Scheidenden, und auf den Worten: vergib uns unsere Schuld! ward seine Seele davongetragen".

Ref. ist mit der Absicht an diese Novelle gegangen, mit dem Verf. über seine Ansichten und über die Behauptung zu polemisiren, welche seine Erzählung veranschaulichen will, daß Göthe's Poesie eine Krankheit sei, an der die edelsten Gemüther der Nation leiden. Er wollte sich darüber aussprechen, daß auch er die Schranken jenes Dichtergeistes erkenne und bedaure, daß demselben Das fehlt, was ihn zum höchsten Nationaldichter machen müßte; aber daß doch keine der Moral unmittelbar verderbliche Tendenz aus dem Ganzen seines dichterischen Strebens hervorgehe; daß Göthe doch nirgends die Unterordnung der Wahrheit unter die Schönheit, oder gar die Ausschließung der erstern durch die letztere predige; daß die Schule, wo sie Dieses gethan und damit wirklich nachtheilig auf die Sittlichkeit gewirkt hat, keine nothwendige Folge seiner Poesie sei; daß die Schlegel'sche „Lucinde", die ein neuerer Dichter „eine Spottgeburt der Sünde" nennt, und die ein redlicher Mann im J. 1800 im ästhetischen Wahnsinn „ein Evangelium der göttlichen Liebe" hieß, nicht auf Göthe's Schuldbuch zu setzen sei, wie (S. 48 fg.)

indirect geschieht; Ref. wollte auch mit dem Verf. über seine Theorie des Willens und seine Verherrlichung Frankreichs und Englands (S. 40 fg.) rechten. Statt alles Dessen hat er, hingerissen von der Poesie des Werkes, den Lesern nichts gegeben als eine freilich unvollkommene, das Beste kaum ahnen lassende Skizze desselben. Die Schönheit wirkt überall entwaffnend in Hrn. Posgaru's Novelle wie in Göthe's Romanen. Auch herrscht eine so liebenswürdige Mäßigung und Milde in dieser Dichtung, die Schwächen und Mängel der eignen Partei des Verf. sind so wenig verhehlt, und in der unpoetischen und schulmeisterlichen Seite des edeln Farding so meisterlich angedeutet, daß ein solcher Melanchthon der Opposition viel eher Liebe erweckt, als zum Kampfe stimmt. Nachdem Ref. das Buch gelesen, hätte er eigentlich nur den allzu didaktischen Anfang, die Maske des jungen Dichters und, redlich zu sagen, auch die Gräfin etwas anders gewünscht. Im Uebrigen hat er sich gefragt: ist dies Buch nicht ein wahres Kunstwerk, und tritt der junge Verfasser nicht mit dem ersten Schritte, den er thut, über die Schwelle des Parnasses? und er hat sich die Antwort gegeben: πῶς γὰρ οὔ!

2.

A narrative of the anti-masonic excitement, in the western part of the state of Newyork, during the years 1826, 1827, 1828 and a part of 1829. By *Henry Brown*. Batavia (im Freistaate Neuyork), 1829.

Ganz erstaunliche Dinge, die man von dem fast zum Sprichworte gewordenen gesunden Verstande und schlichten Bürgersinn der Nordamerikaner gar nicht erwartet hätte, werden hier in der gehörigen Ordnung und in ihrem Zusammenhange erzählt, nachdem sie bereits unzusammenhängend von den Tagesblättern erwähnt worden waren, jedoch so, daß wir in Europa wenig davon begreifen konnten. Aus dem Berichte des Rechtsrathes Henry Brown geht leider deutlich die Wahrheit hervor, daß die Menschen noch immer zum Fanatismus geneigt sind wie in der dunkeln Zeit, als man Hexen verbrannte und Juden verfolgte, und daß sogar eine völlig freie, republikanische Verfassung nicht immer im Stande ist, die bürgerliche Gesellschaft gegen fanatische Volkswuth zu schützen.

Mit den Volksbewegungen im Freistaate Neuyork verhält es sich folgendermaßen. Im J. 1825 befand sich zu Batavia, einer kleinen Stadt in diesem Freistaate, ein ehemaliger Bierbrauer, Namens William Morgan, der durch einen Brand mit seiner Familie in Armuth gerathen war. Der Mann hatte sich in eine Freimaurergesellschaft aufnehmen lassen; da er aber ein Trunkenbold war, so hatte man ihn davon ausgeschlossen. Darüber wurde der Mann böse, und, um sich an den Freimaurern zu rächen, drohete er, ihre sogenannten Ordensgeheimnisse aufzudecken. Er schrieb eine Flugschrift in diesem Sinne und verkaufte sie theuer an einen Verleger, Namens Miller, welcher zugleich Herausgeber einer Zeitung: „People's press", war; dieser druckte die Schrift in der Druckerei seiner Zeitung. Einige Freimaurer, welche sich einbildeten, sie müßten die Geheimnisse retten, wagten einen Sturm auf die Druckerei und wollten sie zerstören; der Angriff mislang, ebensowie ein zweiter ähnlicher, zu welchem sich ungefähr 50 Personen zusammengerottet hatten. Andere Freimaurer aber, welche einsahen, daß dieses Banditenbetragen dem ganzen Orden schaden könnte, setzten eine öffentliche Belohnung auf die Entdeckung der Thäter. Bald darauf, nämlich im J. 1826, wurde W. Morgan wegen einer kleinen Schuld verhaftet, aber freigesprochen; ein anderer Gläubiger, ein Wirth von Profession, ließ ihn nun zu Canandaigua auch wegen einer geringen Schuld verhaften. Es fand sich aber Jemand nun, der für Morgan die Schuld bezahlte, und Morgan ward abermals wieder in Freiheit gesetzt. Beim Austreten aus dem Gefängnisse setzte man ihn in einen Wagen und fuhr mit ihm nach Fort Niagara davon. Was aus ihm geworden, ist bisher ein völliges Geheimniß geblieben, so viele Mühe man sich auch gegeben hat, um die Sache aufzuklären.

Nun erst begann der Lärm. Jedermann fragte: Was ist aus W. Morgan geworden? Hat man ihn ermordet oder irgendwo eingesperrt? Wer hat ihn weggeführt, und aus welcher Absicht? Etwa, um ihn dafür zu bestrafen, daß er die Ordensgeheimnisse ausgeplaudert hatte? Es wurden Nachforschungen angestellt und allerlei Muthmaßungen geäußert; der falschen Gerüchte lief eine Menge umher, und jedwedes wurde eine Zeitlang geglaubt. Besonders nahm man sich zu Batavia, wo Morgan ansäßig gewesen war, die Sache zu Gemüthe. Ein freier Bürger unserer Stadt, rief man, ist von heimlichen Feinden entführt und vielleicht in einem unbekannten Winkel außerhalb des Gebietes der Freistaaten ermordet worden; welcher Frevel! Die Bürger des gesammten Genesee-county's, in welchem Batavia liegt, versammelten sich in dem Court-house und hielten Berathschlagungen. Auch andere Städte und counties hielten Versammlungen und ernannten Comités zur Aufsuchung der Thäter; man wandte sich an den Staatsgouverneur Clinton, und dieser ließ eine Proclamation ergehen, worin eine bedeutende Belohnung auf die Entdeckung der Entführer W. Morgan's gesetzt wurde. Unterdessen war W. Morgan's Flugschrift erschienen, wurde an vielen Orten nachgedruckt und ging reißend ab. Wenige Schriften in Nordamerika haben einen so schnellen Absatz gehabt.

Mehre Beschuldigungen gegen Theilnehmer an W. Morgan's Entführung wurden laut; man zog die Leute ein, leitete einen förmlichen Prozeß gegen sie ein, man verhörte 100 Zeugen und verurtheilte mehre Schuldige zum Verhaft. Neue Versammlungen wurden in mehren Städten gehalten, um Preise auf die Entdeckung der wahren Mitschuldigen zu setzen und Beiträge zur Unterstützung der Morgan'schen Familie zu sammeln. Das Schlimmste war, daß die politischen Parteien den Vorfall benutzten, um ihre Gegner gehässig zu machen, indem sie ihnen Theilnahme an Morgan's Ermordung Schuld gaben. Der Comité von Lewiston ließ Schiffe miethen, um im Niagara, wie auch zum Theil im Ontariosee, nach Morgan's Leichnam zu forschen. Man fand nach vielem Suchen einen halbverwesten Leichnam am Ufer des Ontariosees und meinte, dies müsse Morgan's Leichnam sein. Seine Witwe und eine Menge anderer Personen eilten hin und erkannten Kennzeichen, die sie überzeugten, er sei es. So wurde die halbverweste Leiche mit großem Gepränge nach Batavia gebracht und feierlich zur Erde bestattet. Ein gewisser James Cochran hielt bei der Gelegenheit eine heftige Rede. Aber einige Zeit nach der Beerdigung erschien die Witwe eines im Ontariosee umgekommenen Mannes und wollte wissen, ob der Leichnam nicht derjenige ihres Gatten sei; man hatte die zerlumpten Kleidungsstücke, die man an ihm gefunden, aufbewahrt; sie erkannte diejenigen, die sie selbst für ihn verfertigt hatte, man grub die Leiche wieder aus, Alles überzeugte sie, es sei ihr Mann, und nun war die Ungewißheit über W. Morgan's Schicksal größer als zuvor.

Ein gewisser Hill trat hervor und bekannte, er habe W. Morgan ermordet. Man zog den Kerl ein und leitete einen Criminalprozeß gegen ihn ein; da aber nicht

der geringste Beweis gegen ihn vorhanden war, so vermuthete man, er sei verrückt, und ließ ihn laufen. Ein Oberst King hatte kurz nach Morgan's Entführung die Umgegend von Batavia verlassen und sich tief im Westen Nordamerikas niedergelassen. Nun lief das Gerücht umher, er sei der Thäter, und er habe sich tief in die Einsamkeit zurückgezogen, um der Strafe zu entgehen. Es wurden Bevollmächtigte abgesandt, um seine Verhaftung zu bewirken. Unterdessen hatte der Oberst von dem Gerüchte gehört und erschien freiwillig zu Neuyork, wo natürlich nicht der mindeste Beweis gegen ihn geführt werden konnte.

Schon sogleich nach Morgan's Verschwinden hatte man nicht ermangelt, die gesammte Freimaurerei zu beschuldigen und in Verdacht zu ziehen. Die abgeschmacktesten Anklagen gegen den Freimaurerorden wurden aus französischen und italienischen Schriften hervorgesucht. Es entstanden anti-masonic-Gesellschaften, und bei manchen Deputirtenwahlen mußten die Candidaten die feierliche Versicherung ablegen, daß sie zu keiner Freimaurergesellschaft gehörten. Dies hat nicht ohne Grund auf die Vermuthung geführt, daß die politischen Parteien absichtlich den Lärm unterhalten, um ihn zu ihrem Vortheil zu lenken. Mehre Reisende sollen in großer Gefahr gewesen sein, weil man den Verdacht hegte, sie wären wandernde Freimaurer. Man hätte glauben können, man befände sich in einem der unglücklichen Länder unsers Festlandes, wo der bloße Verdacht wegen des Carbonarismus hinreicht, um einem ehrlichen Reisenden allerlei Unannehmlichkeiten zuzuziehen.

Alle diese Volksbewegungen haben ungefähr 3 Jahre gedauert und scheinen sich dann allmälig gelegt zu haben. Ein Langes und Breites ist über W. Morgan's Schicksal und seine Verhältnisse zur Freimaurerei öffentlich gesprochen und geschrieben worden. Wo der Mann aber hingekommen, ist, wie gesagt, ein Geheimniß geblieben, und das ist das Sonderbarste bei der Sache. 104.

Neugriechische Literatur.

Σπυρίδωνος Τρικούπη λόγοι ἐπικήδειοι καὶ ἐπινίκειοι, ἐκφωνηθέντες εἰς ἐπήκοον τοῦ λαοῦ ἐπὶ τῆς Ἑλληνικῆς ἐπαναστάσεως. Aegina, 1829. (Leichen- und Siegesreden von Spyridon Trikupis, vor dem Volke während des griechischen Aufstandes gesprochen. Aegina, in der Nationalbuchdruckerei, 1829.)

Die erste Rede ist die Leichenrede auf den Lord Byron, zu Missolonghi 1824 gehalten. Der Redner feiert nicht nur die Aufopferung und Verdienste desselben mit gebührendem Lobe, sondern er preist auch voll Verehrung die Größe seines schöpferischen Geistes, während er das Volk auf seinen ehrenvollen Kampf aufmerksam macht und es zu unermüdlichen Anstrengungen zu begeistern sucht.

Die zweite Rede ist zu Nauplia 1825, am Tage der Bekanntmachung der allgemeinen Amnestie, aus dem Stegreife gehalten worden. Von der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes durchdrungen, beginnt der Redner sogleich von den traurigen Folgen zu sprechen, welche die Uneinigkeit der Griechen für ihren Kampf hatte. Nachdem er diese, voll Unwillen und Wehmuth, mit starken Worten geschildert hat, wünscht er sich und dem Volke, von den schönsten Hoffnungen für die Zukunft erfüllt, zu dem heutigen Tage Glück.

Die dritte Rede betrifft den Seesieg der griechischen Flotte über die türkische, den 1. und 2. Juni 1825 zwischen dem Capdoro auf Negropente und Andros, zu Nauplia aus dem Stegreife gesprochen. Zuerst dankt der Redner, eine mosaische Stelle anführend, Gott für seinen Beistand und tröstet zugleich das Volk in seiner Noth damit; hierauf preist er die Großthaten der Hydrioten, Spezzioten und Psarioten, während er den unglücklichen Kampf zu Lande beklagt.

Die vierte Rede feiert den glänzenden Sieg vom 6. December 1826 bei Arachova, als er auf Aegina bekanntgemacht worden war. Nach einer lebhaften Schilderung der traurigen Lage des griechischen Festlandes rühmt der Verf. die Tapferkeit des Karaiskakis und Niketas, welche mit Gottes Hülfe den Sieg davontrugen, und schließt mit Anstimmung eines Lobgesanges, welchen das versammelte Volk 3 Mal wiederholte.

Die fünfte ist die Leichenrede auf Georg Karaiskakis, 1827 bei seinem Leichenbegängniß auf Paros, aus dem Stegreife gesprochen. Mit einer Stelle aus dem 2. Buche Samuels (2, 21), welche David's Klage um Saul und Jonathan enthält, hebt der Redner seine Klage um den Helden Karaiskakis an, und mit einem Rückblick auf den vorjährigen Trauerzustand Griechenlands beginnt er dessen Lobeserhebung als eines Urhebers einer bessern Zeit. Tapferkeit, Edelmuth, Enthaltsamkeit, Milde und die edelste Vaterlandsliebe waren seine großen Eigenschaften, welche der Held selbst noch mit seinen letzten Worten bezeichnet: „Eine große Last hatte mir das Vaterland auferlegt; mit schweren Kämpfen von 10 Monaten habe ich meine Pflicht erfüllt; es blieb mir nichts als das Leben, und ich opfere auch dies dem Vaterlande, ich verdanke es dem Vaterlande, ich gebe es ihm zurück — ich sterbe. Mögen meine Mitkämpfer mein Werk vollenden, mögen sie Athen befreien!“

Die sechste Rede feiert den Sieg der verbündeten Flotten über die türkisch-ägyptische im Hafen von Navarin, den 20. October 1827, gesprochen auf Aegina am Tage der frohen Nachricht. Diese Rede, die längste von allen, schildert die Entstehung und den Fortgang des griechischen Aufstandes, die Theilnahme und Unterstützung der Griechenvereine und der verbündeten Mächte mit dankbarer Rührung und schließt mit der Lobpreisung dieser Seeschlacht und der verbündeten Mächte.

In allen diesen Reden, wiewol sie zum Theil aus dem Stegreife und vor dem Volke gehalten wurden, herrscht eine edle Sprache und wahre Beredtsamkeit; sie berechtigen daher zu den besten Hoffnungen auf die „Geschichte des Befreiungskrieges“ von demselben Verf. Für seine Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit spricht gewiß folgende Stelle aus der Rede bei Bekanntmachung der allgemeinen Amnestie: „Das Vaterland ist gefährdet, das sehen wir Alle, das rufen wir Alle; und es ist in der That nicht gefährdet, weil es Mangel an tapfern und kriegskundigen Heeren hat; es ist nicht gefährdet, weil es an den nöthigen Kriegsmitteln fehlt; sondern das unglückliche Vaterland ist in Gefahr, weil der Eifer des Volks erloschen ist, und er ist erloschen, ich schaudere, indem ich es denke, durch uns selbst; das Vaterland ist gefährdet, weil die tapfern und kriegskundigen Heere aufgelöst worden sind, und sie sind leider von uns aufgelöst worden, von uns, die wir das unglückliche Volk zum Spielwerk unserer Leidenschaften gemacht haben, von uns, die wir, statt die alten und schweren Wunden zu heilen, demselben neue und schwerere schlugen, von uns, die wir, statt dasselbe in den Hafen der Rettung und des Glücks zu führen, es an den Abgrund des Verderbens brachten. Und warum dies? Weil die Herrschsucht unser Gemüth beherrscht, der Neid und Nationalhaß unser Herz verzehren, der Eigennutz unsere Handlungen leitet, Ränke und Betrügereien unsere Politik sind! — Aber wie lange, meine Brüder, wollen wir blind sein? Wie lange wollen wir das furchtbare Schwert unserer Leidenschaften unserm unbarmherzigen Tyrannen in die Hände geben?“ 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 172. —— 21. Juni 1830.

1. Die neuesten Entwürfe zu einer Gemeindebezirks- und Departementalordnung für Frankreich, nebst einigen kritischen Bemerkungen, von Heinrich Christian Freiherrn von Ulmenstein. Köln, Bachem. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
2. Die preußische Städteordnung und die französische Communalordnung, mit Rücksicht auf die Schriften des Hrn. Prof. v. Raumer und des Hrn. Geheimen-Oberregierungsraths Streckfuß, von H. C. Freiherrn von Ulmenstein. Berlin, Enslin. 1829. 8. 16 Gr.
3. Grundzüge der Geschichte des deutschen Städtewesens, mit besonderer Rücksicht auf die preußischen Staaten, von Karl Wilhelm von Lancizolle. Berlin, Nicolai. 1829. Gr. 8. 21 Gr.

Es ist ein ganz eigenthümliches Interesse (so beginnt der Hr. Verf. von Nr. 1), das die Verhandlungen über die französische Gemeindeverfassung in Anspruch nehmen. Es ist etwas Heimisches, was uns bei dem Durchlesen derselben gewissermaßen entgegenkommt, und doch müssen wir uns bei reiflicher Ueberlegung eingestehen, daß sich Manches bei uns in Deutschland ganz anders gestaltet hat als in Frankreich. Was ist es denn nun eigentlich, was unsere Theilnahme so mächtig anregt? Es ist nichts Anderes als das dunkle Gefühl, daß wir über kurz oder lang in der Gemeindeverfassung auf denselben Punkt gelangen werden, auf dem man gegenwärtig in Frankreich steht.

Und dies möge denn die folgende ausführlichere Anzeige, zugleich aber auch Referenten darüber rechtfertigen, daß er, selbst ohne besondern Auftrag, die den nämlichen Gegenstand berührenden und gegenseitig in Bezug genommenen Schriften, Nr. 2 und 3, in den Kreis derselben gezogen hat.

Aber auch davon abgesehen, finden wir unser Interesse zwiefach angeregt. Ein Gesetz, das alle Parteien Frankreichs, ja, die Regierung selbst, als ein lange gefühltes, nun völlig unabweislich gewordenes Bedürfniß anerkannten, dessen Erlangung noch wenige Monate zuvor kaum zu hoffen schien, wird mit einer Liberalität dargeboten, die beide Theile confundiren mußte; das Ministerium hebt mit glänzender Beredtsamkeit die Größe der dem Lande bereiteten Wohlthat hervor; aber schon findet die aristokratische Minorität den Entwurf zu liberal, die entgegenstehende Majorität glaubt einige Bestimmungen desselben überflüssig, in andern eine künstlich verborgene oligarchische Tendenz zu entdecken, und, ohne irgend Wesentliches verworfen oder neu hinzugefügt zu haben, nähert eben diese überwiegende Majorität sich dem Ministerium mit einem Vertrauen, dessen seit der Restauration kein früheres sich je rühmen konnte; schon glaubt das Land sich im Besitz der neuen Institutionen über sein inneres Leben, als, wie ein Blitz aus heiterer Luft, und sans phrase, eine königliche Ordonnanz den ganzen Gesetzentwurf zurücknimmt.

Diese Maßregel gewährt zugleich einen so tiefen Blick in die innern Zerwürfnisse des Landes, welchem Das, was es am meisten bedarf und gewiß in großer Mehrzahl ersehnt, innere Ruhe und gegenseitige Verständigung, noch nicht zu Theil geworden; sie gibt zugleich den Maßstab Dessen, was die Regierung dem Lande bewilligen zu können oder noch vorenthalten zu müssen glaubt, und was eben jetzt unter unsern Augen vorgeht, steht damit in so betrübendem Zusammenhang, daß wir unwillkürlich der unreif gebliebenen Frucht eine regere Theilnahme zuwenden, als wir der völlig gezeitigten vielleicht gegönnt haben würden.

Doch, folgen wir dem Gang der Verhandlungen, und zunächst, aber in gedrängtestem Auszuge, der geistvollen Entwickelung, mit welcher der Minister v. Martignac das Gesetz in die Deputirtenkammer einführte. Das Bestehen von Gemeinden auf französischem Boden verliert sich in graues Alterthum. Die Gemeinde ist das erste Element der Gesellschaft; sie sind nicht wie die Departements eine Schöpfung der Macht. („Sie sind", sagte ein späterer Redner, „weil sie sind".) Ihre Hauptaufgabe ist die Ordnung und Bewahrung ihrer innern Angelegenheiten, darum auch muß man ihr abgeschlossenes Bestehen achten; aber es würde zur Beurtheilung ihrer jetzigen Bedürfnisse und Gestaltung zwecklos sein, aus dem 12. Jahrhundert, dem Zeitalter der Barbarei, sich Raths erholen zu wollen. Schon unter den Römern, bei den alten Galliern finden wir Gemeinden, cités, später verschwanden sie unter der anarchischen Tyrannei des Lehnwesens, das keine friedlichen Zwecke anerkannte, bis Ludwig der Dicke, die übermüthigen Vasallen beugend, den Gemeinden mittelst einer Charte die frühere Freiheit und dadurch seinem Throne

die festeste Stütze gab. Zahlreiche Charten dieser Art wurden in den folgenden Jahrhunderten gegeben, verschieden nach Verhältniß des Bedürfnisses, aber übereinstimmend in dem Rechte eigner Verwaltung und der Wahl ihrer Beamten, von denen nur der Maire, und auch dieser nicht überall, unter gewählten Candidaten vom Könige ernannt wurde. Immer war der Schutz des Gemeindeeigenthums ein Zweck der Regierung, denn jenes gehört Allen, die noch in später Zukunft in diesen Verband eintreten werden; daher die Hypothese der Minderjährigkeit der Gemeinden. Unter spätern Regierungen hatte man jene Charten, die man sonderbarerweise Privilegien nannte, als widerruflich angesehen, ja, 1771 und später war man in dieser Praxis so weit gediehen, „daß die Mairien in königl. Dienststellen, welche der König nach Belieben vergab, umgeschaffen wurden, und daß die Gemeinden sich genöthigt sahen, ihre alten Freiheiten, welche sie verloren hatten, für baares Geld wieder an sich zu bringen" (S. 13).

Die Revolution folgte bald, und das Gesetz vom 18. Dezember 1789 schuf die Municipalitäten, hob die privilegirten Localverbände auf und zog jene in den Kreis der Staatsverwaltung als ein wesentliches Glied derselben. Nach vielfachem Wechsel, immer im Interesse der Centralisation, bestimmte das organische Senatusconsult vom 16. Thermidor des Jahres X, daß Cantonalversammlungen aus der von dem Präfecten mitgetheilten Liste der 100 Höchstbesteuerten 2 Candidaten für jede Stelle im Gemeinderath vorschlagen sollten. Daraus sollte das Staatsoberhaupt den Maire und dessen Beigeordneten wählen.

Aber diese gesetzlichen Formen konnten nicht ferner bestehen im Widerspruch mit einem Willen, der stärker war als das Gesetz. Das Staatsoberhaupt begann, die von einer Wahlversammlung zur andern erledigten Stellen selbst zu besetzen; bald traten die Cantonalversammlungen nicht mehr zusammen, und mit ihnen verschwanden die letzten Spuren der Gemeinderäthe. Seitdem sind in den Gemeinden von 5000 Seelen und darüber die Ernennungen von der Krone, in den übrigen vom Präfecten, d. h., auch von der Krone ausgegangen, und dies ist der gegenwärtige Zustand der Municipalverwaltung in Bezug auf ihre Verfassung (S. 16).

Größere Umwälzungen führte die Revolution in Betreff der Verwaltung des Gemeindevermögens herbei. Es lag in ihrem Interesse, daß die Gemeinden Nationalgüter erkaufen und mit Vortheil wieder verkaufen könnten; und so ward ihnen freie Befugniß, zu verkaufen, zu vertauschen, zu verpfänden, sich selbst zu besteuern, vor Gericht aufzutreten u. s. w.; aber seit 1810 und auch jetzt noch ertheilt das Staatsoberhaupt die Genehmigung zu jeder Substanzveränderung des Gemeindeeigenthums. Der Maire entwirft den jährlichen Einnahme- und Ausgabeetat, legt ihn dem Gemeinderath vor und, nach erlangter Genehmigung durch den Präfecten, verwaltet er stets darnach sein Amt und legt Beiden darüber Rechnung ab. Indeß ist er zugleich Staatsbeamter, indem ihm die Polizei, die Civilstandsregister, Mitwirkung bei der Conscription u. s. w. übertragen werden; und alle diese Pflichten sind bedeutend genug, um die Ernennung desselben von Seiten der Regierung zu begründen. So war es bisher in den Communalverhältnissen (S. 44). Die Bezirks- und Departementalverwaltungen haben eine durchaus abweichende Geschichte und Form; sie hatten sich in und durch die ehemaligen Stände, aber fast in jeder Provinz anders, ausgebildet, als die Revolution sie sämmtlich mit allen Privilegien aufhob und dafür Departementsbezirke und Cantons mit ihren neuen Attributen erschuf. Sechsunddreißig Mitglieder, und unter diesen 8 als Directoren, hatten jedes Departement zu verwalten; ihnen lag auch die vollziehende Gewalt ob. Die nichtdirigirenden Mitglieder versammelten sich nur nach Erfodern der Geschäfte; ein Generalsyndicatsprocurator war jeder solchen Verwaltung beigegeben; alle waren nur auf gewisse Jahre gewählt. Ebenso waren die Bezirksverwaltungen organisirt, denen man jedoch bald die Cantons substituirte und jene aufhob. Der Senatusconsult vom Jahre X gab den Departements Präfecten, den Arrondissements Unterpräfecten; Ersterer hatte einen Präfecturrath von Rechtsgelehrten zur Seite, und Beiden waren Departemental- und Bezirksräthe zugeordnet. Bis zum Jahre 1806 übten die Wahlcollegien das Recht der Ernennung zu diesen Räthen; dann behielt der Kaiser dies Recht factisch, wenn auch nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, der Regierung vor.

Seit 1812 kamen die Wahlversammlungen gar nicht mehr zusammen, und nachdem die Charte ein ganz anderes Wahlsystem als das nach dem Senatusconsult geltende gemacht hatte, sind die Ernennungen bisher fortwährend von dem König ausgegangen, ohne daß irgend eine gesetzliche Bestimmung es angeordnet hätte, sondern blos, weil die Verhältnisse es so wollten, und als Fortsetzung eines schon bestehenden Gebrauchs. In dieser Lage steht Frankreich jetzt in Bezug auf das Personal der Bezirks- und Generaldepartementsräthe (S. 48).

Die Pflichten und Rechte beider Behörden beschränken sich auf Vertheilung der Steuern und Zusatzcentimen, Bewilligung der letztern zu gemeinnützigen Zwecken und die dahin gerichteten Wünsche und Bedürfnisse ihres Kreises aussprechen zu dürfen (S. 49).

Dies Alles gilt nur in Bezug auf den bisherigen Bestand dieser Verhältnisse; nun aber sollen sie alle neu gestaltet werden:

Denn nicht als eine leere Form, als ein Blendwerk, sondern als eine fruchtbare Wirklichkeit hat Frankreich die Regierungsverfassung angenommen, die seine Könige ihm gegeben haben. Die Berufung der Staatsbürger zu der Gesetzgebung, die Freiheit des Rednerstuhls und der Presse, die Fortschritte des öffentlichen Unterrichts haben ein lebhaftes Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, den Wunsch, das Bedürfniß, daran Theil zu nehmen, hervorgerufen. Dies gilt von jedem Alter, und besonders von der Generation, welche uns gleichsam drängt und unsere Stelle einnehmen wird. Eröffnen wir jenen jungen talentvollen Männern einen ehrenvollen Beruf in ihrem nächsten Wirkungskreis, zugleich Vorübung für höhere Verdienste (S. 63—64); und so legen wir 2 Gesetzentwürfe: die Verwaltung der Gemeinden und die Einrichtung der Bezirks- und Departementsräthe, vor; wenig Gegenstände gewähren ein würdigeres Interesse, denn hier werden gleichmäßig die allgemeinen und höchsten gesellschaftlichen Verhältnisse, wie diejenigen Bezie-

hungen erwogen, welche dem Familienbande am nächsten stehen. Der verbindende Faden, dessen Leitung wir folgen müssen, geht vom Throne aus und endet an der Hütte des Landmannes (S. 1). Wenn wir ein zusammenhängendes Ganzes, welches die Wahlen mit Allem, was daraus folgt, in jedes Dorf verpflanzt, wenn wir dies der öffentlichen Erörterung übergeben, so haben wir uns die Anfechtungen, welchen dasselbe ausgesetzt sein wird, nicht verhehlt. Glauben Sie nicht, als wenn wir, im vollen Vertrauen auf uns selbst, die Aeußerungen einer entgegengesetzten Meinung einem leidenschaftlichen Vorurtheile zuschreiben würden (S. 62).

Die angekündigten Gesetzentwürfe selbst enthielten nun folgende wesentliche Bestimmungen, und zwar zunächst das über die Gemeinden.

Die Gemeinden zerfallen in ländliche und städtische; zu letztern gehören die, welche wenigstens 3000 Einwohner haben, oder Sitz eines Bisthums, einer Unterpräfectur oder Tribunals sind. Jeder Gemeinde ist ein Maire mit seinen Beigeordneten aus dem Gemeinderath vorgesetzt. Jene werden in Städten vom König, in ländlichen Gemeinden vom Präfecten ernannt. In Städten muß der Maire sein Domicil im Orte haben, auf dem Lande genügt es, wenn er nur in dessen Steuerrolle der Commun steht. Präfecturräthe, Justiz- und Finanzbeamte, Militairs, Geistliche und Schullehrer, auch Baubeamte sind unfähig, Maire oder Adjoint zu sein. Ländliche Gemeinden haben einen Departementsrath von 8 bis höchstens 16 Mitgliedern; sie wählt die Versammlung der Notabeln, welche 25 Jahr alt und höchst besteuert sind, und bis zu 30 auf 500. Pfarrer, auch evangelische, Friedensrichter, Notarien, Doctoren aller Facultäten, pensionirte Offiziers treten hier den Wahlcollegien bei, Pächter nach dem vierten Theil der Grundsteuer. Die nicht im Orte wohnenden Höchstbesteuerten können sich bei der Wahl durch Vollmacht vertreten lassen, Männer und unverheirathete Frauenspersonen durch ihre Vormünder und Curatoren. Diese Alle werden bei der sonst feststehenden Verhältnißzahl nicht mitgerechnet. Wählbar zu den Gemeinderäthen sind nur Die, welche hier zu den Notabeln gezählt werden.

Städtische Gemeinden haben einen Gemeinderath von 20 bis höchstens 30 Mitgliedern; auch hier wählen die Notabeln, d. h. die Höchstbesteuerten in directer Besteuerung, 60 von 3000, und ferner 2 für jede 500 über 20,000. Diesen treten hinzu: alle Geistliche, Justiz- und Verwaltungsbeamte, vom König ernannte Schuldirectoren, Mitglieder der Handelskammer und Disciplinarräthe der Advokaten und Notarienvorsteher wohlthätiger Anstalten und, der Rangfolge nach, Offiziere mit einem Ruhegehalt von wenigstens 1200 Franken, bis höchstens 20 auf 30,000 und mehr Einwohner. Jedem Staatsbürger werden die im ganzen Königreich zu bezahlenden Steuern angerechnet. Drei Viertel der zu Wählenden müssen mindestens aus den Höchstbesteuerten, die Uebrigen können aus den sonst zugelassenen Wählern genommen werden. In ländlichen und städtischen Gemeinden müssen die Gemeinderäthe 25 Jahr alt sein, werden auf 6 Jahre gewählt, und die Rathsversammlungen erneuern sich alle 3 Jahre zur Hälfte. Ist ein Viertel vorher abgegangen, so kann früher zur Ergänzung geschritten werden. Eine königl. Ordonnanz bestimmt den Zusammentritt, der 14 Tage dauert. Der Präfect kann außerdem für bestimmte Zwecke den Rath zusammenrufen. Der Maire hat den Vorsitz. Präfecte und Präfecturbeamte, Geistliche und wen die Stadt besoldet, können niemals Mitglieder sein. Der König kann den Gemeinderath auflösen; nach 4 Monaten tritt dann eine neue Wahl ein; nichtig ist jeder Beschluß, der außerhalb der gesetzlichen Versammlung und ihres Wirkungskreises gefaßt wird. Correspondirt sie mit andern, oder erläßt sie Proclamationen an die Bürger, so wird sie, bis auf königl. Entscheidung, suspendirt, und wird die Auflösung ausgesprochen, so verlieren die betreffenden Mitglieder auf 5 — 10 Jahre das Recht, zu gemeinderäthlichen Aemtern gewählt zu werden, mit Vorbehalt sonstiger Strafen.

Verwandte im Grade des Vaters, Sohnes, Bruders können nicht zugleich Mitglieder sein. Die Austretenden bestimmt das Loos. Der Maire vollstreckt, unter Leitung des Präfecten, im Umfange der Gemeinde die allgemeinen Verwaltungsgesetze, verwaltet und bewahrt das Gemeindevermögen, leitet die gesammte Polizei, die öffentlichen Arbeiten, vollführt die ihm zukommenden gerichtlichen Verhandlungen, führt das Civilstandsregister und hat den Vorsitz im Gemeinderath und bei allen Wohlthätigkeitsanstalten. Der Gemeinderath darf über Vertheilung der Steuern Beschwerde führen, hat über alles Einkommen und die Ausgaben der Commun zu wachen und nimmt Kenntniß von den Rechnungen des Maire und aller Communalbeamten. Die Beschlüsse, welche derselbe darüber faßt, muß der Maire unmittelbar dem Präfecten einreichen. Es folgen hierauf die aus den Ortsverhältnissen hervorgehenden Verfügungen über das Vermögen der Commun, nebst reglementairen Vorschriften, und der Gesetzentwurf endet mit der Bevormundung, die der Präfecturrath, im Falle prozessualischer Verhältnisse, über die Gemeinden auszuüben hat (S. 65 — 86).

Wie das Communalgesetz sich mit Stadt- und Dorfgemeinden beschäftigte, so hat das darauf folgende es mit Bezirks- und Departementsräthen zu thun.

Folgender kurze Abriß wird hinreichen, es zu durchsehen und die Debatten zu erklären, die es nachsichzog. So viel Mitglieder, als ein Bezirk Cantons hat, und mindestens 9, bilden den Bezirksrath; die Cantonsversammlungen, bestehend aus $\frac{1}{100}$ der Seelenzahl, nach der Ordnung der Höchstbesteuerten, und $\frac{1}{100}$, gewählt in geheimer Stimmensammlung aus den Gemeindebehörden, wählen die Mitglieder des Bezirksrathes. Der König ruft sie zusammen, der Maire des Hauptorts präsidirt. Jene Bezirksversammlungen, bestehend aus $\frac{1}{1000}$ der Höchstbesteuerten und 3 geheim gewählten Mitgliedern der Cantonalversammlung für jeden Canton, wählen, vom König berufen, unter Vorsitz eines Bezirksraths, 16 bis höchstens 30 Departementsräthe

nach der vorgeschriebenen Verhältnißzahl aus der ersten Hälfte der Höchstbesteuerten. In beiden Collegien werden die nach dem Maßstab der höchsten Besteuerung Gewählten auf 6, die aus den Behörden Zugeordneten auf 3 Jahre bestellt. Den Präsidenten ernennen sie durch geheime Stimmensammlung. Niemand kann in 2 Collegien dieser Art sitzen. Diejenigen, welche als Candidaten wählbar, d. h. in der ersten Hälfte der Höchstbesteuerten sind, können diese Wählbarkeit auf einen Sohn, oder, in dessen Ermangelung, Enkel übertragen, der 25 Jahr alt ist. Uebrigens sind die Attribute, sowie die zur Sicherung der Staatsgewalt nöthig geachteten Repressivmaßregeln Demjenigen, auch für die Bezirks- und Departementsversammlungen, analog, was in dem Städtegesetz ausgesprochen war.

In beiden Gesetzen war die durch die Revolution herbeigeführte geographische Eintheilung der Gemeinden, Arrondissements und Departements beibehalten und endlich für Paris ein besonderes Gesetz versprochen worden.

Unermeßlich viel, man kann es nicht verkennen, war der Nation durch diese beiden Gesetze zugedacht, wenn wir sie mit Dem vergleichen, was ihr bisher zustand; auch waren die Gegenbemerkungen der Commission im Allgemeinen sehr in den Schranken der Mäßigung geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Jugendstreiche und Altersbelustigungen, oder Scherz und Ernst, Wahrheit und Dichtung. Von einem Veteran. 2 Theile. Meißen, Klinkicht 1829. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Es ist dies kein dickleibiger Roman, sondern eine Sammlung zahlreicher (46) verschiedenartiger Aufsätze in Prosa und Versen von dem besonders als lateinischer Dichter bekannten emeritirten Justizbeamten Joh. Fried. Dietrich in Moritzburg, und jeder Leser wird darin gewiß Etwas finden, was ihn anspricht. Selbst solche ernste Naturen, die gewöhnlich keine Romane lesen, werden die anspruchslose Gabe mit Vergnügen in die Hand nehmen, denn es findet sich Manches darin, was man hier nicht suchte. Dahin gehören auch die biographischen Skizzen des gelehrten Sonderlings M. Christian Nicolaus Naumann's, Nathe's, des sprachgelehrten Bauers Gelansky zu Göda und des Astronomen (ebenfalls Landmann) Pahlizsch zu Prohlis. Gelansky lernte ganz durch eignen Fleiß 36 Sprachen, wenn auch unvollkommen, doch so, daß er sich darin verständlich machen konnte. Der Bauer-Astronom Pahlizsch ist wo möglich noch merkwürdiger, denn er bildete sich bei großer Armuth und ganz durch sich allein zu einem der berühmtesten Männer seiner Zeit. Wir können uns nicht enthalten, eine Stelle aus seiner Lebensbeschreibung auszuheben: „Auch er (wie Gelansky) hütete und bewachte in seiner Jugend des Nachts die Schafe auf den Feldern und in den Verzäunungen, stellte hierbei zuerst Beobachtungen über den Lauf der Sterne an und vertrieb am Tage mit Kräutersammeln und Forschen über ihr Wesen, ihre Blütenzeit, Besamung, Heilkräfte sich die Zeit, ohne jedoch sein Vieh aus den Augen zu lassen. So ward er denn endlich durch sich selbst, bei höchst weniger Anweisung und nur durch Hülfe mehrer deutschen Bücher, vermöge seiner ausgezeichneten Naturgaben, ob er gleich, außer der deutschen, keine einzige Sprache verstand, und wenn Engländer, Franzosen, selbst amerikanische Gelehrte in fremden Sprachen an ihn schrieben, er sich, wie er ganz freimüthig und lächelnd bekannte, durch den Bibliothekar Daßdorf oder andere Gelehrte den Brief übersetzen lassen mußte, der bis jenseit des Meeres in der ganzen gelehrten Welt hochgefeierte Astronom und Naturforscher, welcher zuerst den Kometen von 1769 entdeckte und die englischen Astronomen darauf aufmerksam machte, mit der königl. britannischen Gesellschaft der Wissenschaften zu London in fortwährendem Briefwechsel stand, den weltberühmten Herschel unter seine gelehrten Freunde zählte, neue Entdeckungen in der Naturgeschichte und besonders der Botanik machte, von dem kurfürstl. sächsischen Hause geachtet, sogar, wie auch von Prinz Heinrich vom Preußen, besucht, mit Büchern, Naturalien, kostbaren mathematischen und optischen Instrumenten beschenkt, von den vornehmsten Personen des Hofes zur Tafel geladen wurde, dennoch aber seinem Bauerstande getreu blieb, keiner ländlichen Arbeit sich schämte und selbst seine Tracht nur wenig änderte, und wenn man ihn in seiner Wirthschafts- und Gesindestube fand, in ihm nur ganz den schlichten Landmann erblickte, sowie er auch hier nur ganz als solcher behandelt wurde. Aber eine Treppe höher trat man in ein vollgedrängtes Museum, leider zu klein für den großen und theuern Apparat, den man hier vorfand. Elektrisirmaschinen, Luftpumpen, Compasse, Mikroskope, Tuben, Luft- und Wärmemesser aller Art, Mineralien, Pflanzen, Conchilien, Präparate, Alles verrieth gleich beim ersten Ueberblick den großen Astronomen, Mathematiker, Naturforscher, welcher erklärte und belehrte ohne Pedanterei, ja ohne allen Schein, belehren zu wollen, indem er vielmehr selbst Belehrung zu erwarten schien". Auf seinem Denkmale auf dem Gottesacker zu Leubnitz steht folgende Inschrift: „Joannes Georgius Palizsch, colonus Prohlicii prope Dresdam, arvi paterni cultor solertissimus, Astronomus, Physicus, Botanicus egregius, in nulla fere doctrina hospes. *Αυτοδιδακτος* probus, candidus, in omni vita Philosophus. Nat. die XI. Junii MDCCXXIII". Ebenso finden wir die uns bisher unbekannte Nachricht, daß der sächsische Minister v. Gersdorff J. J. Rousseau nach Sachsen auf sein Gut in der Oberlausitz einladen ließ, wo er ganz nach eigner Willkür leben sollte. Rousseau wies jedoch den Antrag zurück, wenn auch mit dem Ausdrucke der innigsten Dankbarkeit, und mit dem Zusatze, daß, wenn er je einem Menschen unterthan sein wollte, er, der Minister, der erste und einzige sein würde.

2. Der todte Esel und die guillotinirte Frau. Aus dem Französischen übersetzt. 2 Theile. München, Franckh. 1829. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Wir sind wirklich in Verlegenheit, ob wir diesen „Todten Esel" für eine Nachahmung oder Persiflage von Victor Hugo's „Dernier jour d'un condamné" nehmen sollen, halten jedoch das Letztere für wahrscheinlicher. Wie Victor Hugo mit dem Zauberstabe der Poesie alle schrecklichen Gedanken eines am Ende seiner Laufbahn stehenden Verbrechers an den Tag bringt, so sucht der Verf. des „Todten Esels" alles menschliche Elend auf und bringt in die scheußlichsten Winkel des Lasters ein, um es heraus an das Licht des Tages zu ziehen. Daß er den phantastischen Titel wählte und Alles ins Grellste, Gräßlichste malt, scheint unserer ausgesprochenen Vermuthung Gewicht zu geben. Der Verf. hat Talent, das ist nicht zu leugnen, und *manche* Stellen bringen eine erschütternde Wirkung auf das Herz des Lesers hervor. Er gehört übrigens zu den begeisterten Freunden unsers Hoffmann und hat vor Kurzem in der neuen pariser Zeitschrift: „La mode", 2 kurze hübsche Erzählungen in dessen Manier geliefert: „Le Haut-de-Chausses, conte fantastique" (in Spindler's „Damenzeitung" unter dem Titel: „Der Seemann bei Hofe" übersetzt) und „Strafford sur l'Avon". Die Frauen mögen den „Todten Esel" ruhig liegen lassen, wenn sie nicht roth werden wollen. Die Uebersetzung ist nicht übel, wenn man einige Gallicismen, z. B. ich habe Furcht, der Strick bricht, gegenüber von, u. s. w. abrechnet. Auch ist die Guillotinirte keine Frau, sondern ein Mädchen, und der Uebersetzer hat sich durch „femme" verführen lassen. 102.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 173. —— 22. Juni 1830.

1. Die neuesten Entwürfe zu einer Gemeindebezirks- und Departementalordnung für Frankreich, von H. C. v. Ulmenstein.
2. Die preußische Städteordnung rc., von H. C. v. Ulmenstein.
3. Grundzüge der Geschichte des deutschen Städtewesens rc., von K. W. v. Lancizolle.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

Hr. Dupin d. Aelt., Berichterstatter über das Gemeindegesetz, schlug folgende, großentheils aus der Natur der Sache abgeleitete Amendements vor:

Den Städten möchten auch bei einer Seelenzahl unter 3000 diejenigen Orte zugezählt werden, welche der Sitz einer Präfectur, oder zum Kriegsdienst gewidmet, oder auf Antrag des Gemeinderaths und Anhörung des Generaldepartementsraths durch eine königl. Ordonnanz dazu erhoben würden. Einstimmig erkannte die Commission die Nothwendigkeit an, daß die Ernennung der Maire und ihrer Adjuncten vom König erfolge; aber kein Auswärtiger solle Maire sein können. Letzteres hatte der Minister durch die Schwierigkeit motivirt, in kleinen Orten genugsam instruirte Personen zu finden; und Dies gab dem unermüdlichen Verfechter des öffentlichen Unterrichts den schicklichsten Anlaß, auf dessen nothwendige Verbesserung hinzuweisen, und besonders auf reichere Lehrmittel für die Bewohner des platten Landes. Für die Benennung Notabeln, die den übrigen Theil der Bürger den keiner Beachtung werthen Heloten zuzuzählen scheine, war der von „Wahlherren" (électeurs) wol mit Recht empfohlen. Wesentlicher war der Antrag, die Zahl der Wähler um etwa ein Drittel auch aus der Zahl der Höchstbesteuerten in den ländlichen Gemeinden zu verstärken, aber dagegen die Zuordnungen anderer Wähler aus dem Gelehrten- oder Beamtenstand hinwegzulassen, wol aber die Pächter hochbesteuerter Güter und minorenner Grundbesitzer schon mit dem 21. Jahre zuzuziehen. In den Städten sei die Zahl der Wähler von 60 auf 100 verhältnißmäßig zu erhöhen und Advokaten und Notarien nach 7jähriger Praxis zuzuordnen; kein Individuum dürfe mehr als eine Vertretung übernehmen, damit nicht Stimmenanhäufung die Wahlfreiheit gefährde. Für den Fall, wenn ein Maire eine nothwendige Zusammenberufung des Gemeinderathes nicht bewirke, solle, auf Verlangen eines Drittels der Mitglieder, dieser Antrag an den Präfecten gelangen, der ihn nicht ohne schriftliche Entscheidungsgründe verweigern dürfe. In den Fällen, wo Auflösung des Gemeinderaths durch den König und Bestrafung der Mitglieder vorbehalten sei, möge für die Worte: „es werden bestraft", der Ausdruck: „es können angeklagt werden", gewählt und das Bezirkstribunal als letzte Instanz bestimmt werden; ebenso, daß der Präfect die Wahlen nicht „wegen bloßer Unregelmäßigkeit", sondern wenn die Vorschriften des Gesetzes außer Acht gelassen worden, für ungültig erklären könne. Den Gemeinden, welchen, mit Ausnahme des Maire und seiner Adjuncten, die Wahl aller ihrer Beamten zustehe, können und dürfen in keinem Falle von der Wahl und Beaufsichtigung der Lehrer ausgeschlossen werden, und den 16 einzelnen Punkten, welche dem Gemeinderath zur Berathung namhaft gemacht würden, sei der Ausdruck: „welche seinem Geschäftskreise durch die Gesetze zugewiesen sind", beizufügen, denn nach dem Gesetz vom 24. Mai 1825 habe derselbe z. B. das Recht, sein Gutachten über Errichtung weiblicher Congregationen abzugeben. Ferner: daß vor Berathung über das neue Budget der Gemeinderath die Rechnung des vorhergehenden jedesmal reguliren müsse. Für das Rechnungsverfahren erwarte man eine königl. Ordonnanz. Bei Gemeinden, deren Budget oder außerordentliche Rechnungen mehr als 20,000 Franken betragen, sollen die Rechnungen mit allen Belegen durch den Druck bekanntgemacht werden. Abänderungen in den bewilligten Plänen dürfen nicht vor Genehmigung des Gemeinderaths, und Veräußerung oder Verpfändung, auch des geringsten Immobiliarbesitzes einer Gemeinde, nie ohne ein besonderes Gesetz geschehen.

Sollte, in Folge der prozessualischen Bevormundung, welcher die Gemeinden untergeben sind, die Verfolgung eines rechtlichen Anspruchs vom Präfecten verweigert werden, so müsse diese Ermächtigung dennoch ertheilt werden, sobald einer oder mehre Einwohner sich verpflichten, die Kosten und eventuellen Nachtheile aus eignen Mitteln zu decken.

Dies ist im Wesentlichen Alles, was die Commission bei dem Gemeindegesetz zu emendiren fand; und

in der That waren es auch nur Verbesserungen, Ergänzungen, die im Sinne des Gesetzes bereits lagen.

Das Kaiserreich (so schloß Hr. Dupin seinen historischen Ueberblick und ganzen Vortrag) folgte der Revolution, die die Gemeinden ihres Vermögens beraubt und allen Erpressungen preisgegeben hatte, und vollendete die Vernichtung jedes Begriffs von Municipalrechte. Unter dieser Regierung verschwinden die letzten Spuren des Wahlrechts. Das allzu unumschränkte Oberhaupt ernannte Alles: die Gemeinderäthe, wie den Maire und seine Gehülfen. Alles muß nachgeben, Alles sich beugen; Nichts widersteht ihm mehr, aber Nichts wird ihn auch länger halten! Aber von unserm Könige erhalten wir das Gesetz, in dem die königliche Würde durch Vereinigung aller Interessen und Achtung aller Rechte neue Kraft findet (S. 138 — 183).

Man kann nicht umhin, nach solcher Aufnahme, die dem Entwurf geworden, das Gesetz selbst als bereits gewonnen anzusehen.

Eingreifender waren allerdings die Amendements, wenn man sie noch so nennen darf, die der Berichterstatter über das Bezirks- und Departementalgesetz, der General Sebastiani, im Namen der Commission vorschlug.

Daß politische Rücksichten auf einen rein localen und administrativen Gegenstand einwirken sollten, anstatt der freien Wahl, dem Grundbesitz ein künstliches Uebergewicht zu geben, widerspreche dem ursprünglich mit großer Unparteilichkeit verfaßten Entwurf; während für die Deputirtenkammer immer noch 88,000 Wähler aufgerufen werden, sollten für alle Departementsräthe deren nur 40,000 auftreten dürfen, und gerade das Gegentheil, die Theilnahme mehrer Millionen, hatte man zugesichert, als die Stellvertreter der Nation es bedenklich fanden, daß 32,000,000 Franzosen durch 90,000 der reichsten Grundbesitzer bei der Wahl ihrer Deputirten repräsentirt werden sollten; hier aber sind es nur 32,000, und die Commission glaubt, daß alle Wahlherren der Kammer auch an den Wahlen der Departementsräthe Theil nehmen müssen. Aber auch diese Zahl würde nicht hinreichen, denn während jene nur 462 Deputirte zu wählen haben, sollen nun mehr als 2000 Mitglieder der Departementsräthe gewählt werden; darum schlagen wir vor, die Cantonalversammlungen aus allen Staatsbürgern zu bilden, die 25 Jahre alt sind, ihr Domicil wesentlich im Canton haben und 300 Fr. und darüber directe Steuern zahlen. Diesen aber würden unmittelbar die Wahlen zum Departementsrath übertragen, „denn wir sind, nach reiflicher Erwägung, zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Bezirksräthe, als störend und entbehrlich, ganz aus dem Gesetz hinwegbleiben müssen, dies aber ganz unabhängig von dem sonst nützlichen Institute der Unterbezirkspräfecten. Wählbar aber für den Departementsrath würden alle Staatsbürger, welche im ersten Viertheil der Wahlherren verzeichnet sind".

Hierauf aber auch beschränkten sich im Wesentlichen die Abänderungen; alles Uebrige betrifft theils Erläuterungen des Textes, theils reglementaire Verfügungen.

Unsere Absicht (so schloß der Redner seinen durchaus interessanten Vortrag) ist die, eine größere Anzahl Franzosen heranzuziehen, um die von dem Throne ausgegangenen wohlthätigen Geschenke zu empfangen, um der Erkenntlichkeit und Zuneigung der Völker mehr Organe zu geben. Gewiß wird man bei den Verwaltungsbehörden die Jugend auftreten sehen, welche zur Ehre Frankreichs heranwächst, und deren Emancipation der Hr. Minister so beredt verkündigte; aber man wird auch, und zwar in größerer Anzahl, Bejahrten und Erfahrnen dabei begegnen, welche den Jüngern die ernsten Lehren der Vergangenheit wiederholen und ihnen zurufen werden: daß die Weisheit in der Mäßigung, und die Wohlfahrt in der feststehenden Ordnung bestehe (S. 183—205).

Auch hier schien die Annahme des Gesetzes fast gesichert, denn wie groß die Aenderungen erscheinen mochten, so blieben die Attribute des Departementsraths doch dieselben, und die Vereinzelung in den Cantonalversammlungen beschwichtigte jede Besorgniß vor demagogischem Unheil.

Aber nun entspann sich ein Streit über die allerunerwartetste Frage: welches von beiden Gesetzen nämlich zuerst discutirt werden solle. Das Gemeindegesetz war unleugbar das wesentlichere, dringender ersehnte; es schien wenigern Modificationen ausgesetzt und enthielt gewissermaßen die Elemente des andern, dem überdies durch die Bezirksräthe die Basis genommen werden sollte. Dennoch entschied eine aus den heterogensten Theilen der Kammer gebildete Majorität für das Departementalgesetz. Es lag darin eine so große Inconsequenz, daß — sollten beide Entwürfe einmal zurückgenommen werden — dieser Schritt jetzt von Seiten des Ministeriums mit mehr Würde geschehen konnte als später, da man schon so weit vorgeschritten und in der Sache selbst kaum noch ein Rechtfertigungsgrund aufzufinden war. Die rechte Seite der Kammer, seit dem Sturz des Villèle'schen Ministeriums immer in der Opposition, trat zuerst gegen das Gesetz auf. Wahlen, sprach Hr. v. Formont, führten in den niedrigern Regionen des Staats zu den Ideen von Volkssouverainetät, darum habe er und seine Freunde beide Entwürfe mit Schrecken vernommen, und die gesetzgebende Behörde möge erwählt werden; man schwäche die Macht des Königs, wenn man ihm die Ernennung von einigen hunderttausend Beamten entziehe, das Volk aber werde durch das Wahlsystem die demokratische Form allzu liebgewinnen und endlich dahinstreben, die mit dem Staate doch so enge verbundene Aristokratie ganz zu verdrängen. Es sei unrichtig, wenn man Gemeinden, Departements als Individuen, als moralische Personen betrachten wolle; überall handle es sich nur von allgemeinen Angelegenheiten; diese ordne der König, ihm gebühre, nach der Charte, die Ernennung zu allen Verwaltungsstellen, und wolle er aus großer Gnade Wahlen in der Verwaltung gestatten, so gebühre es ihm allein, den Modus der Wahl, wie die Wählbarkeit zu bestimmen. Es sei kein Grund vorhanden, zu Dem zurückzukehren, was unter der Lehnsherrschaft des 12.—15. Jahrhunderts während des Faustrechts üblich und nothwendig gewesen; jetzt würden 40,000 Wahlversammlungen Fieberbewegungen über ganz Frank-

reich verbreiten. Zweckmäßig aber sei es, das Centralisationssystem zu beschränken und den Localbehörden, die aber ganz allein von den dafür verantwortlichen Ministern und Präfecten zu ernennen wären, größern Einfluß zu geben.

Diese Rede enthielt im Wesentlichen Alles, was sonst irgend noch von dieser Partei, im Verlauf der Discussion, vorgebracht worden, und, wie mannichfaltig die Einkleidung, wie fein die Wendungen sein mochten, so beruht der sophistische Kunstgriff doch nur auf der absoluten Verleugnung aller rechtlichen und besonders staatsrechtlichen Principien.

Die liberale Partei hatte dagegen einen wesentlichen Vortheil dadurch voraus, daß die Majorität der Commission, und besonders deren Berichterstatter, ihr entschieden angehörte, die stärksten Momente möglichst hervorgehoben und viele Einwürfe im Voraus widerlegt hatte. Dadurch gestattet der Bericht über die Debatten eine viel größere Kürze.

Eine Unklarheit (sprach Hr. v. Corcelles) liege darin, wenn man das große Eigenthum durch das große Grundeigenthum zu repräsentiren meine; denn ausschließliche Vertretung durch letzteres habe immer zu Privilegien geführt und werde ferner dahin führen. Gegen eine politische Richtung der Verwaltungsräthe enthalte der Entwurf mehr als hinreichende Vorsichtsmaßregeln; auch haben jene Männer andere Dinge zu besorgen. Sie sind es, die den Ertrag und die Kräfte des sonst durch unzählige Bande gelähmten Gewerbfleißes verhundertfacht, unermeßliche Flächen unbebauten Landes in Fruchtfelder verwandelt haben; die Milliarde, die sie aus ihrem Einkommen dem Staate zahlen, deckt alle Bedürfnisse und — es muß ausgesprochen werden — viele Verschwendungen! Hr. Etienne nannte die Theorie des Hrn. v. Formont eine Lehre, die, in dem Wahne, die königl. Macht durch Isolirung von dem Volke zu verstärken, ihr Creaturen anstatt willigen Beistand zu verschaffen suche; die frühere Monarchie habe sich bei diesen Schatten so wohl nicht befunden, um sie auch der neuen aufdringen zu mögen. Wolle man andere Wähler für die Departements, andere für das gesetzgebende Corps bestimmen, so sei der unseligste Zwiespalt und jeder Partei eine sichere Stütze gegründet. Der Dep. Thouvenel reclamirte größere Ausdehnung der Wählbarkeit, hauptsächlich für Talente und Verdienste; es sei thörichter Materialismus, daß man Architekten, Agronomen, Naturforscher, Aerzte, deren Berufsgegenstände doch so oft beim Departementsrath vorkommen, von letzterm ausschließen wolle. Der Dep. Devaux fand etwas Scharfsatyrisches darin, daß man der Deputirtenkammer ansinne, sie solle 50,000 von eben den Wählern, denen sie selbst ihre Wahl verdanke, die Fähigkeit absprechen, Departementsräthe zu erwählen.

Dagegen ergoß sich Graf Salaberry in Verwünschungen des Liberalismus, der, anstatt „Gott, der König und die Charte!" vielmehr die Nation, das Gesetz und der König! als Wahlspruch führe; aber wesentlicher zur Sache bestritt Hr. Cunin-Gridaine, daß die vorgeschriebene Zahl der Höchstbesteuerten auch wirklich drei Viertel oder auch nur eine Hälfte der Steuern trage, sodaß also nicht nur die größere Anzahl, sondern auch die größern Interessen von der Repräsentation ausgeschlossen werden, und, fürwahr! sogar sehr große, die edelsten, aber freilich nicht materiellen Interessen sind ganz unberücksichtigt geblieben. Der Dep. Pino, von der Rechten, fragte, wozu denn überhaupt die Wahlen dienen sollten? und warum die vom König ernannten Departementsräthe nicht wenigstens ebenso gut sein sollten als die erwählten? Und Hr. Spries beschloß seine sehr heftige Rede mit der Aeußerung, daß ein dirigirender Comité durch dieses Wahlsystem die Macht der Präfecten zu brechen trachte (S. 226 — 249). Nun ergriff der Minister des Innern wieder das Wort, ergoß sich in Klagen über absichtliches Misdeuten der reinsten Absichten und ungerechte Anschuldigungen von beiden Theilen, und dennoch halte Pflicht ihn auf der Mittelbahn fest; seit 15 Jahren habe Frankreich ein Gemeinde- und Departementalgesetz dringend verlangt, jedes Ministerium sei vor den Schwierigkeiten zurückgetreten, auch Er müsse nun am Erfolg verzagen. Man beschuldige ihn und seine Collegen, daß sie die Volkssouverainetät begründen, aus Furcht, ihre Stellen zu verlieren, die Existenz der Krone opfern wollten. Er widerlegte siegreich diese Vorwürfe der rechten Seite und widersprach, milder, aber auch schwächer, den von der liberalen Ansicht ausgegangenen Amendements und erkannte an, daß Talent und Mäßigung bei Bekämpfung des Entwurfs an den Tag gelegt worden, und, mit großer Feinheit auf die Argumentationen der Liberalen eingehend, bestritt er dennoch, daß das Grundeigenthum irgend eines Standes eine Meinung vertrete, es sei vielmehr nur eine Bürgschaft in den Händen des Besitzers; es sei der mit den Staatslasten beschwerte Gegenstand, und nur diese Rücksicht sei hier in Bezug zu nehmen. Er schloß seine lange, von der Kammer mit höchster Theilnahme angehörte und aus tiefem Gefühl geschöpfte Rede mit dem später so bedeutungsvoll gewordenen Ausruf: „Was, m. H., uns, dem Wechsel ausgesetzte Minister einer bleibenden Monarchie, betrifft, so sind wir verpflichtet, an das Bleibende zu denken, und ich darf glauben, Sie achten uns genugsam, um zu glauben, daß wir dieser Pflicht zu genügen wissen werden".

Den versöhnenden Eindruck dieser Rede störte unmittelbar darauf die heftige Declamation des Dep. St.-Marie von der rechten Seite; darauf warnte der Graf Sesmaisons — neuerlich auch disgrazirt — vor der viel gefährlichern Demokratie nicht mehr eines unwissenden, irregeleiteten Volkes, sondern der überwiegenden Anzahl der über ihre eignen und alle örtlichen Interessen hinlänglich unterrichteten Staatsbürger; jener nur sei die Aristokratie reicher, aber auch in eben dem Verhältniß ausgebildeter Grundbesitzer entgegenzustellen. Er war bisher der Einzige, der sich gegen die Amen-

dements, aber gleichzeitig für den Ministerialentwurf aussprach. Ihm folgten mehre Redner derselben Partei, der rechten, zwar mit steigender Bitterkeit, aber — so weit war das Thema nun erschöpft — ohne daß selbst ihr Koryphäe Graf La Bourdonnaye noch etwas wesentlich Neues beigebracht hätte; doch war dessen Aeußerung: der Lehnsadel sei im Mittelalter der heftigste Feind der Städte und des Landmanns, ebenso wie des Königs, aufrichtig und wahr. Hr. v. Conny pries die väterliche und immer in den wesentlichen Interessen der Gesellschaft geführte Regierung der französischen Könige vor der Revolution, jetzt aber breche die Demokratie offen hervor, und mit Undank empfange die Kammer, was königliche Huld dem Lande darbieten wolle.

(Der Beschluß folgt.)

Die deutsche Heldensage, von Wilhelm Grimm. Göttingen, Dieterich. 1829. Gr. 8. 2 Thlr.

Haben die Deutschen Grund, die eddischen Lieder mit in den Kreis zu ziehen, in welchem sich ihre Sage bewegt? Das ist eine Frage, die oft wiederholt und widersprechend beantwortet, endlich von den betrautesten Schöffen mit Ja beantwortet wird. In dem Rathe dieser Stimmgebenden gehört unserm Verf. der Vorsitz; denn sein im vorliegenden Werke abgegebenes Votum läßt durch Gründlichkeit alles Frühere hinter sich zurück. Nach einer chronologischen Ordnung, wie freilich hier und da durch eine höhere Kritik festgestellt werden mußte, stellt der gelehrte Verf. in der ersten Abtheilung dieses Werkes zusammen, was die Dichtungen des deutschen Fabelkreises über ihre Quellen selbst aussagen; und auch den eddischen Liedern hat er unter diesen Zeugnissen einen Platz eingeräumt, weil die in der Edda bedeutendsten Orte, wie S. 5 fg. mit gewohntem Scharfsinne dargethan wird, auf Deutschland hinweisen und selbst die Hauptpersonen deutsch sind. Aber weiter gehen zu wollen und den geschichtlichen Grund und Boden anzudeuten, an welchen die [illegible]gestaltende Sage sich lehne, hält der Verf. für gewagt; da er die geschichtliche Unterlage geradehin ableugnen würde, schien die Sage von Jörmunrek und Ermanarich nicht auf sie zu deuten.

Eine zweite diesen Zeugnissen beigegebene Abhandlung ist „Ursprung und Fortbildung" überschrieben. Sie bringt die Fragen zur Sprache, welche bei jedem aus der lebendigen Sage hervorgegangenen Epos in Anregung kommen: wie an sich ursprünglich unabhängige Sage, die nur durch Betrachtung gewonnen werden kann (denn wer will in diesem ewig Bewegten den ersten Anfang nachweisen), durch das Bedürfniß des Zusammenhanges Anknüpfungen erfolgten, die häufig zu Verschmelzungen übergingen. Denn auch die deutsche Sage lebte im Munde der Sänger Jahrhunderte lang fort, bis sie endlich durch die schriftliche Aufzeichnung erstarrte. Vor dieser Bindung spiegelte sie treulich die Bildung ihrer Zeit zurück und bewahrt so nur den Abglanz von Zeiten, die sonst in treuen Ueberlieferungen uns verloren wären. Vielleicht wird man die vom Verf. nachgewiesenen Einflüsse der Bildung der Zeit mit zu den ansprechendsten Theilen dieses Werkes rechnen, das, wie Alles, was den Namen der Brüder Grimm an der Stirn trägt, ein neues Denkmal mehr für die seltener werdende altdeutsche Tugend der Gründlichkeit ist. Aber wer ein Buch dieser Dioskuren angezeigt findet, schmeichle sich nicht, daß es ihm leicht sein werde, den Geist desselben auf seine Fläschchen zu ziehen, das lautere Gold desselben in Flitter umzuschmelzen. Das Verständniß ihrer Werke setzt nicht gewöhnliche Kenntnisse voraus, beinahe so große, als sie selbst haben. Der erstere Theil des vorliegenden, eigentlich bloße Excerpte, die nach Nummern geordnet sind, wird Wenigen helfen, die nicht mit Dem vertraut sind, was einst im 1. Bande der „Altdeutschen Wälder" von ihnen zusammengestellt wurde, und auch die zweite Abhandlung geht so aus dem Kerne des Wissens hervor, daß nur Tiefeingedrungene sie ganz zu würdigen im Stande sind.

Mögen recht Viele dieses Vorzugs sich rühmen können!

68.

Notizen aus England.

Für die schönen bildenden Künste blüht im reichen, britischen Gefilde der Weizen. Wir geben nur eine leichte Uebersicht des Neuesten.

Galerie der Gemälde B. West's, in Umrissen, von Moses. — Landschaften, nach der Natur zu W. Scott's Schriften gestochen von W. und Edw. Finden, nach Zeichnungen von Barrett, Daniel, Dewint, Fielding, Prout, Brockedon, Harding, Reinagle, Dobson, Stothard, Stanfield, Westall. — C. M. Turner's ital. Aussichten. — Der Spiegel, Caricaturen, bezüglich auf Tagesbegebenheiten, gezeichnet und geätzt von W. Heath. — Der Reisende durch Italien und Schweiz, nach Zeichnungen von Prout, der Text von Th. Roscoe (1 Band mit 26 Kupfertafeln). — Britton's malerische Alterthümer englischer Städte; desselben architektonische Alterthümer. — Bloxam's gothische Baukunst. — Bell's goth. Baukunst in Irland. — Bildnisse der berühmtesten und vornehmsten Personen des 19. Jahrhunderts in Großbritannien, und deren Denkwürdigkeiten; der Text von Jerdan (erscheint in Monatsheften, zu 3 Bildnissen). — Devonshire, Cornwall, Lancashire, Irland; nach Zeichnungen von Allom, Bartlett, Austin, Horwood, Pyne (in Nummern, zu 4 Blättern). — Skizzen von Oertlichkeiten, worauf W. Scott in seinen Romanen [illegible]anspielt; nach Originalzeichnungen geätzt von Jak. Skene. — [illegible]pit. Hall's geätzte Blätter (40 Stück); zu dessen nordam[illegible]anischer Reise. — Holzschnitte zur Bibel, nach Holbein; dessen Todtentanz, in 52 Holzschnitten. — 39 Kupferblätter zu Shakspeare und 10 zu Boccaccio's „Dekameron", nach Zeichnungen von Stothard, gestochen von Fox. — Wood's Alterthümer von Balbec und Palmyra, mit 100 Kupferblättern. — Bildnisse britischer Regenten seit Wilhelm dem Eroberer, von Worthington. — Oxberry's dramatische Biographie; 100 Bildnisse berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen. — Großbritanniens malerische Schönheiten, von Irland. — Reich ausgestattet ist besonders der Ackermann'sche Verlag. Wir heben nur Folgendes aus: der Umsturz Ninivehs, von Martin (dem genialischen Maler). Die Sündflut, von demselben. Josuah, der Sonne Stillstand gebietend, von demselben. Geschichte und Lehre des Buddhism, von Upham, mit 43 lithograph. Blättern. Des Königs Palast zu Brighton, von J. Nash. Die Welt im Kleinen, oder Gebräuche, Sitten, Religion u. s. w. der verschiedenen Länder (auch einzeln zu kaufen), 43 Bändchen, mit einer Menge colorirter Kupfer; nach der in Pesth erschienenen „Miniaturbibliothek" bearbeitet. Tivoli, nach Turner, von Goodall gestochen. Königin Maria Stuart und der Geheimschreiber Chatelar, nach Fradelle gestochen von Duncan. Der Dom zu Ulm, von Prout. Die junge Königin von Portugal, und die Prinzessin Victoria von England, nach Holmes und Stewart, von Woolnoth. Flora und Rebecca, aus W. Scott's Romanen, nach Gobaud, von Lupton. „Picture gallery or the female nobility", darstellend die Schönheiten des Hofes Georgs IV., nach Gemälden des Lawrence, Jackson, Pickersgill, Chalon, Hayter, Robertson, Roß, Collen, Mrs. Robertson, Mrs. Mee u. A. m.

Die im vorigen Jahr debattirte katholische Frage hat allein in Murray's Verlage 36 Schriften erzeugt.

6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 174. —— 23. Juni 1830.

1. Die neuesten Entwürfe zu einer Gemeindebezirks- und Departementalordnung für Frankreich, von H. C. v. Ulmenstein.
2. Die preußische Städteordnung rc., von H. C. v. Ulmenstein.
3. Grundzüge der Geschichte des deutschen Städtewesens rc., von K. W. v. Lancizolle.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Mit reicher statistischer Begründung sprach Hr. Karl Dupin noch über den Entwurf, dessen Amendements ihn noch nicht ganz befriedigten. Die Aristokratie könne ohne Besorgniß alle Wähler der Deputirtenkammer auch zu den Departementswahlen zulassen; hätten sie doch 1827, der übelsten Stimmung ungeachtet, dennoch 104 Prinzen, Herzoge, Marquis, Grafen, Vicomtes, Barone und Ritter zu Repräsentanten des Volks gewählt! Der Deputirte von Schonen sprach noch für die Zulassung der mittlern Steuerpflichtigen als Wahlherren: Wer wolle leugnen, daß sie nicht sehr oft wirthschaftlicher als die Reichen, und ebendeswegen redliche und eifrige Vertheidiger der Gemeinden seien, während jene eben durch ihren Reichthum ihren Mitbürgern nicht nur fern, sondern nicht selten feindlich entgegenständen, und wie manche Ausgabe könne den großen Eigenthümern Nutzen, allen Andern aber Schaden bringen. Weder auf den Höhen noch in den Tiefen der menschlichen Gesellschaft seien die echten Bürgschaften für das öffentliche Wohl zu finden. Aber immer höre man von Besorgnissen auf eine Weise reden, die unwillkürlich an jenes berüchtigte Wort erinnern müsse: Dem Menschen ist die Rede gegeben worden, seine Gedanken zu verstellen. Béranger, auch Viennet sprachen, ohne eben Neues beizubringen, für die Amendements, und endlich traten auch die andern Minister, zuerst der Justizminister Graf Portalis auf. Seine Rede war fast ausschließend gegen die Einwürfe der rechten Seite gerichtet; sie endete unter Betheuerungen der redlichsten Absichten und erntete großen Beifall. Vergeblich suchte der Marquis de la Boessière diesen Eindruck zu schwächen; er pries die englische Aristokratie und fürchtete einen französischen revolutionnairen Comité-directeur. Ihm folgte im entgegengesetztesten Sinne der Minister des öffentlichen Unterrichts, Hr. v. Vatismenil, und dann einer der beredtesten Sprecher der rechten Seite, der jetzige Minister Montbel. Nur darin wich er von den übrigen Mitgliedern dieser Partei ab, daß er sich gegen die Privilegien überhaupt stark und unumwunden aussprach. Es sei nicht zu verkennen, das Volk sei mit Liebe und Verehrung der königlichen Macht unterworfen, aber es fühle eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Privilegien. Es werde immer die königlichen Ernennungen, durch welche kein Stand zurückgesetzt werde, den Wahlen einiger Privilegirten vorziehen, durch welche fast die ganze Nation ausgeschlossen werde. In gleicher absolutistischer Tendenz pries er das Herrschertalent Napoleons, welcher wohl gewußt, daß er den wankenden Staat nur dadurch halten können, daß er der Anarchie die Hebelkraft der Wahlen raube. Uebrigens leugnete er, daß Frankreich das Bedürfniß einer Communalverfassung fühle. Der Dep. Salverte nahm sich in seiner höchst geistreichen Rede vorzüglich des Mittelstandes an, „vielleicht in allen Ländern die bessern Bürger", und wies darauf hin, daß 100 Francs für Den, der 1000 Francs Steuer entrichte, sehr viel weniger sei als 10 Francs für einen Andern, der 100, oder 1 Fr. für Den, der nur 10 Fr. steure, und wie nothwendig daher eben die Vertretung der Mittelclasse sei. Hr. La Boulaye behauptete, das dem König vorbehaltene Recht der Auflösung der Departementsräthe sei ganz illusorisch, „denn als Ludwig XVI., umgeben von seinen Garden, eine Versammlung auflösen wollte, die eine feindliche Stellung angenommen, stürzte an demselben Abend die Monarchie zusammen". Endlich stand auch Benj. Constant auf, und ehrenwerth ist besonders die Offenheit, mit der er von dem Einfluß der Politik sprach: Man möge sich doch nicht täuschen; die Politik sei durchaus noch nicht so bald und vielleicht nie aus Frankreich zu verbannen. Die Nation, ja selbst die kleinste Gemeinde könne es nicht vergessen, daß sie constitutionnelle Rechte habe. Auch er sprach für Vertretung aus den Mittelclassen, sie, die bei bürgerlichen Unruhen Alles zu verlieren hätten, während die großen Eigenthümer viel verlieren und doch noch genug erhalten könnten. In allen Staaten seien 2 Classen gefährlich: die Armen und die Reichen. Das lehre die Geschichte aller Völ-

ker. Er tadelte bitter, daß die Gegenpartei, wo es ihren Zwecken diene, die Napoleonische Gewaltherrschaft zum Muster nehme und anrühme, wie sie ihm sich zur Zeit seines Glanzes angeschmiegt hätte. *) „Fern von mir sei jede Vergleichung, sie wäre ungerecht; mit Freuden spreche ich es aus und mit Dank gegen eine Regierung, die aufgeklärter, besser wird! Ich verwechsele nicht die Zeiten. Wir haben jetzt mehr Freiheit, eine geregeltere Freiheit, als uns seit 40 Jahren zu Theil geworden war". Gegen die Invectiven der andern Seite sprach er: Es sei jetzt ebenso ungerecht, der linken Seite die Greuel der Revolution, als der rechten die blutige Bartholomäusnacht vorwerfen zu wollen. Den Ministern rief er zu: Sie hätten den Rubikon überschritten und möchten nur ihre Stellung nicht zu verbergen suchen; durch bloße Worte könnten die Parteien nicht mehr getäuscht werden. Der eine von ihnen — den Ministern — habe die Theilung des Eigenthums gerühmt, ein anderer von leeren Titeln gesprochen, ein dritter die öffentliche Meinung gepriesen: alles Dies sei wohl verstanden worden, werde aber nie verziehen werden.

Von jetzt an (so schloß er in wahrhaft prophetischem Geiste) muß das Ministerium entweder allein oder auf der Seite der Nation stehen. Bleiben die Minister allein, so werden sie fallen, und ich verhehle es nicht, ich werde der Erste sein, welcher sie betrauert; denn ich sehe schon ihre Nachfolger und weiß, wie diese das Ganze leiten werden. Entfernen Sie alle jene Besorgnisse, die aus Umgebungen herrühren, die Frankreich nicht angehören; sprechen Sie, wie Ihr rechtlicher Sinn, Ihre Treue es Ihnen eingibt; sprechen Sie Ihre eigne Ueberzeugung aus, denn Ihre Ueberzeugung ist die unserige. Bringen Sie uns erwünschte Worte zurück, wornach unsere Herzen verlangen, daß bald diese Mauern nur von dem Ausrufe der Dankbarkeit wiederhallen! (S. 324.)

Eine lange dauernde Aufregung folgte in der Kammer auf diese Rede. Wie scharf auch Bignon die Tendenz des Entwurfs angriff, so erregte er doch nur Aufmerksamkeit, als er darauf hindeutete, „daß man die Stellen in dem Departementsrath zu Lehen für die Majoratsbesitzer machen und diese Collegien in Filiale der Pairschaft verwandeln wolle"; und in der That schien der Justizminister durch seine frühere Aeußerung: Es werde sehr zur Zufriedenheit der Minister gereichen, wenn der Gesetzentwurf wohlhabende Familien bewegte, ihr Grundeigenthum zusammenzuhalten, zu erwerben und sich so einen bleibenden Einfluß zu sichern, das Wort des Räthsels geliefert zu haben. Von allen Seiten eilte man zum Schluß; noch einmal erhob sich der Minister des Innern, Alles war schon sattsam besprochen; aber der Schluß seiner Rede: „Wir können für nichts mehr einstehen, wenn man die Vorsichtsmaßregeln entstellt, die wir dem System beifügten; wir dürfen daher nie dem Könige rathen, einen Entwurf anzunehmen, welcher von dem von uns vorgeschlagenen abwiche", war allem bisher Verhandelten so entgegen, erschien so durchaus unparlamentarisch, ja, dictatorisch, verwarf plötzlich jeden Verbesserungsvorschlag von der linken Seite, daß fortan eine Katastrophe unvermeidlich bevorstand. Es kam endlich zum Abstimmen. Die Majorität entschied, daß der ganze erste Abschnitt des Departementalgesetzes, welches den Bezirksrath constituirte, wegfallen und nur Cantonnal- und Departementalräthe bestehen sollten.

Stillschweigend entfernten sich der Großsiegelbewahrer und der Minister des Innern; bald kehrten sie zurück, und der Letztere foderte Gehör und verlas: „Karl, v. G. ꝛc. Wir haben befohlen und befehlen: Die beiden Gesetzentwürfe, betreffend die Einrichtung der Gemeindeverwaltung und die Einrichtung der Bezirks und Departements, welche der Kammer der Deputirten am 9. Febr. in Unserm Namen zugestellt worden, sind zurückgenommen ꝛc. 8. April 1829".

Die Versammlung ging 5½ Uhr auseinander.

Eitel wäre jedes Bemühen, zu untersuchen, ob das Gesetz ursprünglich mit gutem Willen dargeboten worden, ob es habe zurückgenommen werden müssen u. dgl. mehr; aber weniger problematisch ist die Frage, ob die zweimonatliche Bearbeitung des reichen Stoffs *durch die* ersten Talente des Landes Frankreich in seiner constitutionnellen Ausbildung vorwärts oder zurückgebracht habe. Niemand wird das Letztere behaupten wollen. Factisch ist, daß 4 Monate darauf alle Minister, die daran gearbeitet, ohne Ausnahme entlassen und im entgegengesetztesten Sinne ersetzt worden. Notorisch sind die eventuellen Steuerverweigerungsvereine, eine *anti*ministerielle Adresse, Prorogation und Auflösung der Kammer der Deputirten. Im „Moniteur" vom 21 April 1830 aber lesen wir unter den officiellen Artikeln: „Der „Constitutionnel" fragt: Werden wir zu Bewahrung der örtlichen Interessen eine Municipalverfassung haben? Antwort: Die Regierung hat es schon einmal, jedoch vergeblich versucht, diese Verfassung zu verbessern. Sie wird in den örtlichen Interessen *allmälig* Alles thun, was die öffentliche Ordnung gestattet; aber die constitutionnelle Monarchie wird nicht in Föderativrepubliken umgeschaffen werden; man wird nicht noch einmal Zeuge von jenen unheilbringenden Communen sein, deren Andenken man nicht ohne Grauen erneuern kann".

Hiermit hat das Drama, das sich unter unsern Augen entwickelte, wenn auch nicht seinen Schluß, doch einen Abschnitt erhalten, auf dem es eine *Zeitlang*, aber wol nicht immer, verweilen möchte. Darf man die Tendenz des unmittelbar vorher aufgelösten *Villèle*'schen Ministeriums, seine antifranzösischen Maßregeln, vor Allem die Wahlverfälschungen als das *πρῶτον ἁμάρτημα* betrachten, durch das auch die redlichste Meinung seiner Nachfolger ohne Eingang blieb, und erwägt man die offene Freude an dem Mislingen, mit der die jetzt wieder ministerielle Partei hervortrat, so kann man dem Ministerium Martignac und mehren Gemäßigtliberalen seine Theilnahme nicht versagen; aber eben diese Zerwürfnisse sind es, welche uns um so geneigter machen,

*) Unser Verf. sagt in einer Note ungefähr so viel als: C'est tout comme chez nous.

dem Verf. von Nr. 1 u. 2 in seinen Bezugnahmen auf einen deutschen Staat zu folgen, dessen unwandelbares Streben, den innern Zustand der Nation zu erleichtern und zu ordnen wie den äußern zu sichern, Niemand verkennt. Hr. Regierungsrath v. Ulmenstein trifft dabei bald auf die von der sogenannten historischen Schule ausgehende hier durch berühmte Namen vertretene Opposition. Sein Wahlspruch ist auf beiden Schriften, wie in deren ganzem Inhalt: „Nunquam retrorsum"; und man würde sehr Unrecht thun, wenn man die andere Partei Denen zurechnen wollte, die, nach Châteaubriand, „des hommes d'autrefois, toujours les yeux attachés sur le passé, le dos tourné à l'avenir, marchent à reculons vers cet avenir"; so wird Dem, der durch die Praxis unserer Zeit gehen mußte und von der Erfahrung belehrt wurde, was bestehen kann und was sich überlebt hat, es immer sehr schwer erklärbar bleiben, wie für so gelehrte Freunde und Kenner der Geschichte, deren einzige ganz unfehlbare Lehre, die von der Wandelbarkeit aller menschlichen Institute, so gar nicht vorhanden zu sein scheint.

Hr. v. Ulmenstein, der S. 102—133 und dann S. 211—235 „ehe er die Verhandlungen in der Kammer selbst noch gekannt", seine Ansichten über beide Gesetzentwürfe, mit Hindeutungen auf die preußischen Parallelinstitute, der Städteordnung und den Provinzial- und Kreisständen, ausgesprochen, sich dabei auf seine frühere Schrift (Nr. 2) bezogen, fand sich (von S. 111) zu einem lebhaften Excurs gegen die Schrift Nr. 3 veranlaßt. Nur Weniges und Einzelnes aus dem Allen möge hier Raum finden und die Aufmerksamkeit des Publicums auf diese zweite Ansicht des Gegenstandes leiten. Hr. v. U. tadelt vorab jeden Unterschied zwischen Stadt und Land in Bezug auf Verwaltung und Rechte, reclamirt Allen wie in Frankreich das gleiche Bürgerrecht, und als Rheinländer mag er manches große, gewerbreiche, von sehr unterrichteten Männern bewohnte Dorf wol ungern in politischen Rechten einem in jeder Beziehung unbedeutenden Landstädtchen des äußersten Ostens nachgesetzt sehen. Das französische Gesetz sollte als durchgehendes Band von der Gemeinde aus bis zum Departement hinaufreichen. Preußen hat nur erst theilweise eine Gemeindeverfassung.*) Die Provinzialstände sind ein sehr von den französischen verschiedenes Institut, haben aber eine bei jenen ganz unerhörte Ermächtigung dadurch erhalten, daß sie zu den obersten Localverwaltungsbeamten, den mit den Präfecten oder wenigstens Unterpräfecten analogen Landrathstellen, 3 Candidaten vorzuschlagen und dadurch indirect zu berufen haben. Steht diese Befugniß auch allerdings vereinzelt da, so ist doch auch von der andern Seite richtig bemerkt, daß eine freisinnige Gemeindeverfassung wol für sich bestehen kann, ohne sich an die höhern und allgemeinen Institute der Gesetzgebung anzuschließen (S. 105). Die Klagen des Hrn. v. Lancizolle, daß Adel, Geistlichkeit und Städte an Selbständigkeit und Bedeutung verloren, sind für Hrn. v. U. Grund zu freudiger Beruhigung, und wenn Jener rügt, daß die menschliche Wissenschaft und darum auch das Leben und Treiben der Menschen sich von dem Worte Gottes und religiöser Lebensansicht mehr und mehr lossage, so hält Dieser solch Reden für Misbrauch ehrwürdiger Gegenstände und unsere Zeit an Sittlichkeit und wahrer Gottesfurcht, wenn auch nicht an Scheinheiligkeit, jeder frühern für wenigstens gleichstehend; und mit nicht geringerm Rechte, aber vielleicht etwas zu aufgeregt, tadelt derselbe, was Hr. v. L. augenscheinlich aus persönlicher Unbekanntschaft Nachtheiliges über den Geist und Rechtszustand der preuß. Rhein- und westfälischen Provinzen behauptet hatte (S. 115 fg.). Hr. v. U., großer Gegner der sogenannten materiellen Repräsentation, dem Centralisiren aber wol allzu geneigt, hebt (S. 124) das durch das Leben selbst gegebene, Jedem, der seinen Beruf ganz erfüllt, erwachsende Interesse am Gemeinwohl hoch über das durch Grundeigenthum angedeutete hervor; jenes, erworben, erstrebt, nicht ererbt, habe sein Element in der Idee von Freiheit und Recht, die jedes thätige Leben in einem wohlgeordneten Staate unfehlbar begründe. Die traurigen Umtriebe der frères ignorantins rechtfertigen es, wenn Hr. v. U. die Verbesserung, daß in Frankreich den Gemeinden die Wahl der Lehrer überlassen bleiben solle, so hoch anschlägt; für den Standpunkt, den wir erreicht haben, wäre dies aber gewiß ein großer Rückschritt und, selbst in Frankreich, namentlich im Süden, sehr bedenklich. Wenn aber Hr. v. U. das Gemeindevermögen besser in Staatspapieren als in Grundeigenthum zu sichern meint und Napoleons freilich durch die Revolution schon fast vollendetes Absorbiren desselben rechtfertigt, so werden Wenige ihm beipflichten mögen.

Die Schriften Nr. 2 u. 3 beschäftigen sich ausschließlich mit dem Städtewesen, diesen Erzeugnissen des Bedürfnisses und der Noth, Denkmalen bürgerlicher Kraft und Einsicht, den Pflegerinnen unserer ganzen praktischen Cultur, die aber in eben dem Maße — und dies ist Referentens Glaubensbekenntniß — an Bedeutsamkeit weichen werden, als die Cultur sich über alle Classen der Bewohner verbreiten wird und, namentlich im preußischen Staate, an dem durch die agrarische Gesetzgebung von allen persönlichen und Reallasten befreiten oder, wenn er es will, freiwerdenden Landmann und den außerhalb der Städte aufblühenden Gewerben eine Nebenbuhlerschaft erhalten haben, die sich, früher oder später, in allgemeine Gleichstellung dieser uralten und echthistorischen Kategorien auflösen wird. Die Haupt-

*) S. 147 (Nr. 3) findet sich ein sehr kurzer, aber genügender Abriß der preuß. Städteordnung vom 19. Nov. 1808, dieser edeln Frucht aus der Zeit des Unglücks und innerer Erhebung, die aber, wie allgemein vermuthet wird, in Kurzem einer wesentlichen Umgestaltung unterliegen dürfte, was von einer Seite zwar das Interesse für den Gegenstand vermehrt, von der andern aber Ref. vom tiefern Eingehen zurückhalten mußte.

städte des Landes — es wäre eine sehr interessante Aufgabe, zu ermitteln, der wievielte Theil alles öffentlichen Einkommens in den verschiedenen Staaten denselben zufließt, in ihnen digerirt, den äußern Theilen wiederzugeführt oder verflüchtigt werde, d. h. in Dunst und Tand aufgehe — diese also, die großen Handels- oder Waffenplätze, Universitäts- und Provinzialhauptstädte werden sich halten und heben, alles Andere wird auf gleicher Bahn geordneten und aufgeklärten Fleißes einer desto allgemeinern Wohlfahrt entgegenstreben, je mehr in den Städten entbehrlich gewordenes geistiges und materielles Leben sich dem befreiten Boden *) zuwenden wird. Bis fast zur neuesten Zeit gab die äußere Geschichte deutscher Städte nur traurigen Bericht nie endender Bedrängnisse und einer (man vgl. Nr. 3 und fast überall, und u. A. S. 102) **) fast leoninischen Bevormundung, im innern Zunfthaß und Oligarchie. Aber viele deutsche Reichsstädte und die deutsche Hansa werden als unvergängliche Denkmale hohen Gemeinsinns in der Geschichte fortleben, leider, bis auf ein paar fast verwaiste, nur noch in der Geschichte. Aber, so hochehrenwerth das Rechtsgefühl und die rührende Theilnahme ist, die Hr. v. L. und seine Freunde den Dahingeschiedenen zollen, deren Gräber sie mit Blumen und Immergrün schmücken, sie sind dahin in ihrer Selbständigkeit und in das allgemeine Leben des Stammes übergegangen, und, wie auch das Herz bluten möge bei dem Gedanken an so manche Gewalt, Hohn und List, unter der sie erlegen, so ist nicht weniger wahr, daß ihre Wiederherstellung, sei sie auch nur theilweise oder formell, außer dem Reich der Möglichkeit liege; und wir Alle, in diese neue Weltordnung herüber Gedrängten, können nur Beruhigung finden, wenn wir Johannes v. Müller's großes Schlußwort seiner 30 Bücher der Geschichte: „Erfülle trefflich die von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest", als Lebensaufgabe unserer Zeit betrachten. 13.

*) Nur allein in der Provinz Schlesien sind in neuester Zeit 1,870,620 Morgen Landes ganz frei geworden, sodaß sie nur die Steuern dem Staate abtragen; 1,039,513 jährliche Spannfrohnen und 1,006,134 Handfrohnen sind abgelöst, und die Früherberechtigten haben an Land und Rente den Capitalwerth von 5,066,527 Thlr. erhalten; 24,322 Morgen Landes sind in Gartencultur gelegt, 66 neue Vorwerke gebaut, 158 neue Ackerhöfe und 269 Schutländer sind mit 713 Morgen Landes und 325 Thlr. Rente verbessert.

**) Pöllnitz berichtet: Der bekannte Emporkömmling Eckert habe bei der Bereisung der Mark zum Behuf der Verbesserung der landesherrlichen Brauereien gefunden; die Städte seien meist reicher als nöthig, worauf derselbe dem König Friedrich Wilhelm I. vorgeschlagen, den Ständen ihren Ueberschuß zu entziehen und seinen Cassen zuzuwenden und ihnen nur das Nothdürftige zu belassen: ein Vorschlag, auf den der König eingegangen.

Dänemarks Literatur seit dem Jahre 1746.

Bei Gelegenheit der im J. 1828 stattgefundenen Vermählung des Prinzen Friedrich Karl Christian von Dänemark hat die Societät für vaterländische Literatur in Kopenhagen ein Programm publicirt, dessen Verf. der Prof. Nyerup ist, und welches sich über die Fortschritte der dänischen Literatur unter Friedrich V., Christian VII. und Friedrich VI. ausbreitet. Bekanntlich folgte Friedrich V. im J. 1746 dem schwachen Christian VI. auf den Thron. Der neue König zeigte sich den Wissenschaften hold und ließ es sich angelegen sein, sie zu unterstützen. Unter seiner Regierung kamen die ersten kritischen Journale in Dänemark heraus („Der dänische Kurier" von Malet, die „Wissensch. Nachweisungen" von Büsching u. s. w.). Da jedoch die Autoren zu jener Zeit noch viele Mühe hatten, Verleger für ihre Werke zu finden, so entstand unter der Leitung des Minister Moltke eine Gesellschaft oder Verein, welcher sich damit beschäftigte, den Schriftstellern in Herausgabe nützlicher Werke beizustehen. Unter Anderm erschien unter den Auspicien dieses Vereins das „Oekonomische Magazin", dessen Redacteur der Vicekanzler Pontoppidan war. Zu gleicher Zeit bildete sich eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften, deren Mäcen gleichfalls der Minister Moltke war; ein Mitglied derselben, Cramer, gab den „Nordischen Beobachter" heraus; auch schoß die Regierung einige Summen zur Herausgabe größerer Werke, wie z. B. der „Flora danica", des Werkes von Regenfuß über Konchylien und von Kraft über Mechanik vor und trug *ebenfalls* die Kosten einer wissenschaftlichen Reise nach Island, sowie der berühmten Expedition nach Arabien, die durch Niebuhr's Relation so bekannt geworden ist. In Kopenhagen selbst wurde ein botanischer Garten angelegt und ein Cursus für Klinik eröffnet. Bei alledem drückte aber die Censur noch immer auf die Literatur, und nur einige begünstigte Gelehrte, wie z. B. der Bischof Pontoppidan zu Bergen und der Historiker Langebeck, genossen eine Exemtion davon. Gegen das Ende der Regierung von Friedrich V. begannen die Schriftsteller indeß etwas mehr Freiheit zu genießen; doch bleibt Christian VII. der Ruhm, die Presse in Dänemark (1770) zum ersten Mal freigemacht zu haben. Der deshalb von diesem Fürsten erlassene Befehl sagt: daß, da sich der König überzeugt habe, wie keine Gefahr dabei sei, wenn man wohlgesinnten Männern die Freiheit gestatte, nach ihrer Ueberzeugung sich auszusprechen, Misbräuche aufzudecken und ein offenes Urtheil über Personen sowol als Sachen zu fällen, die Censur hiermit abgeschafft und der Presse eine vollkommene Freiheit gewährt sein solle. Dieser echt königliche Beschluß begeisterte bekanntlich Voltaire zu einer rühmenden Epistel; leider dauerte jedoch die Freude der Schriftsteller nicht lange: die Presse war zwar frei, aber das absolute Verwaltungssystem bestand noch. Schon 2 Jahre darauf beschränkte ein neues Ministerium das von dem Monarchen gewährte Geschenk dermaßen, daß nur sehr wenig freigeschriebene Werke erschienen. Der gegenwärtige König gab die Presse von Neuem frei, und allerdings bemerkt man in den in Dänemark erscheinenden Schriften seitdem nicht jenen Geist der Servilität, den man in der Literatur der Länder findet, in welchen die Presse unter dem Drucke der Censur seufzt; indeß zeigen sie auch nichts von jenem Geist offener und freier Erörterung, der da sich kundgibt, wo mit der Freiheit der Presse freie Institutionen Hand in Hand gehen, und eine öffentliche Tribune zur Vertheidigung der Interessen der Nation vorhanden ist. Im Ganzen ersieht man aus dem Programm, daß unter der gegenwärtigen Regierung Literatur und Wissenschaften in Dänemark bedeutende Fortschritte machten, und mag hier nur noch die Bemerkung stehen, daß Nyerup mit dieser Schrift seine literarischen Arbeiten beschloß, indem ihn bald nach Beendigung derselben der Tod von der Erde rief. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 175. —— 24. Juni 1830.

Ueber den Menschen.

1. Philosophie der Erfahrung, oder Untersuchungen über den Menschen und seine Vermögen, durch Karl Victor von Bonstetten. 2 Bände. Stuttgart, Cotta. 1828. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
2. Die Grundzüge der Lehre vom Menschen, dargestellt von David Theodor August Suabedissen. Marburg, Krieger. 1829. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir haben hier als die neuesten Erscheinungen in der Anthropologie die Ansichten zweier Männer vor uns liegen, von denen Jeder, nicht blos als Gelehrter, sondern auch als Mensch, in Achtung und Ansehen steht. Unwillkürlich kommt uns aber bei dem Anblick dieser 2 Werke des edeln Bonstetten „L'homme du Midi et l'homme du Nord" in die Gedanken. Nicht als ob Referent hier auch zugleich über letzteres Werk seine Meinung äußern wollte, sondern weil die vorliegenden beiden Schriften nach Gehalt und Form in dem eben genannten Gegensatze stehen. Sollen wir diesen Gegensatz philosophisch bezeichnen, so sagen wir, sie stehen einander entgegen wie Realismus und Idealismus, oder wie französische und deutsche Philosophie. Hr. Dr. Frörer zu Genf hat zwar das Bonstetten'sche Werk aus dem Französischen ins Deutsche übertragen; es ist aber darum kein deutsches Werk geworden, sondern es athmet nach wie vor französischen Geist, und zwar einen Geist, dem Bonnet und ähnliche solide französische Forscher der guten alten Zeit Lehrer und Muster gewesen zu sein scheinen. Nicht als ob der Hr. von Bonstetten weniger als sein deutscher Gegenpart Selbstdenker sei; sondern, nochmals: es ist der Geist der Forschung, welcher die Werke beider Männer scharf von einander scheidet und jedem einen eigenthümlichen Charakter gibt. Wenn übrigens hier der Ausdruck „Gegenpart" gebraucht wurde, so soll darunter nicht „Gegner" verstanden werden, denn beide Männer haben jeder ohne Bezug auf den andern geschrieben; und hätten sie sich je berührt, so würde dies, nach der Gesinnung zu urtheilen, die in ihren Schriften lebt, nicht anders als freundlich geschehen sein. Sie berühren sich auch in der That, was ihren Zweck: die Selbsterkenntniß zum Behuf einer richtigen Lebensführung betrifft, und gehen nur auf verschiedenen Wegen zu diesem gemeinschaftlichen Ziele. Referent will versuchen, diese Wege, dem Zweck und den Grenzen dieser Blätter angemessen, so kurz und deutlich als möglich zu bezeichnen und zugleich, nach Maßgabe derselben und nach seiner geringen Einsicht, bestimmen, ob und wie weit man sich diesen Führern durch das Labyrinth der Anthropologie überlassen kann.

Was zuerst das Werk des Hrn. v. Bonstetten betrifft, so gibt es uns unter dem Titel einer „Philosophie der Erfahrung" eigentlich nur eine empirische Psychologie auf dem Wege der Abstraction und der Analyse; wobei aber zu bemerken ist, daß der Verf. umsonst nach Ordnung und Einheit ringt, wie sich aus der Anzeige des Hauptinhaltes beider Bände ergeben wird. Erster Band. I. Sinnerregung; II. Verbindung der Ideen; III. a) Princip der Moral, b) Analyse des moralischen Sinnes; IV. Ueber den Willen. Zweiter Band. I. Gedächtniß; II. Wahrheit, Unsterblichkeit; III. a) Von der Methode in den Schlüssen auf die Existenz Gottes und die Existenz der Seele, b) Ursache, Ordnung, Endursachen, materielle Ursachen; IV. Psychologisches Gemälde vom Menschen. Wollen wir eine Einheit in diesem Gemenge von Materialien finden, so müssen wir sie in der Beziehung suchen, welche der Gesammteinrichtung des Menschen von dem Verf. zugetheilt wird. Er drückt sich hierüber (I, S. 20) so aus: „Die Richtung aller unserer Vermögen weiset auf einen Centralpunkt der Einheit hin, der jenseits dieses Lebens liegt. Nach dieser hohen Harmonie nehmen alle Mächte der Seele ihre Richtung". Diese Einheit ist aber, wie man sieht, nur eine Idee und liegt nicht blos außerhalb des Werks, sondern auch außerhalb des Menschen. Inzwischen, der Mensch strebt wenigstens nach solcher Harmonie, und zwar „in der Uebereinstimmung mit sich selbst". Dies setzt einen Widerstreit, oder wenigstens einen Gegensatz von Kräften oder Vermögen voraus, und dieser besteht, nach dem Verf., zwischen den Gefühlen und den Vorstellungen, oder wie man sonst sagt: zwischen Herz und Geist. Die Analyse und Ausgleichung dieses Gegensatzes nun beschäftigt den Verf. durch das ganze Werk. Er deutet dies mit folgenden Worten an (I, S. 27): „Der Einfluß der Gefühle auf die Vorstellungen ist das Fun-

damentalprincip und, so zu sagen, der Schlüssel meines Werkes". Uns scheint an diesem Schlüssel das eigentlich Aufschliessende, was man gemeinhin den Bart nennt, zu fehlen. Der Verf. will sagen: die Aufgabe seines Werkes sei, zu zeigen, wie der (in Gefühle und Vorstellungen) getheilte Mensch durch gegenseitig sich unterstützende Thätigkeit dieser beiden Hälften, oder Seiten, oder Theile seines (psychischen) Wesens in Uebereinstimmung mit sich selbst gelangen solle. In diesem Falle — wie der Verf. sich (I, S. 20) glücklicher ausdrückt — „erhebt das Herz den Gedanken, und der Gedanke erleuchtet das Herz". Hierin, nämlich in der Uebereinstimmung des Aesthetischen und Intellectuellen (I, S. 281), findet der Verf. den Charakter der Moralität; was zwar sonderbar klingt, aber, im Sinne des Verf. genommen, nichts Anderes ausdrückt, als, nach unserer Weise gesprochen: Die Moralität besteht in der Uebereinstimmung der Neigungen mit der Pflicht, oder der Sinnlichkeit mit der Vernunft. Aber leider müssen wir hinzufügen, daß es dem Verf. ebenso wenig gelungen ist, den Gegensatz zwischen Vernunft und Sinnlichkeit aus und durch den Menschen selbst auszugleichen, als irgend einem Moralphilosophen vor und neben ihm, denn sie ist eine uralte, eine eingeborene Fehde, die Fehde „des Fleisches wider den Geist". Beide sind und bleiben Feinde, so lange wir in diesem Leibe wallen. Eine Ausgleichung beider Parteien, auf welcher allerdings der Friede des Menschen beruht, ist nur auf dem echt religiösen Standpunkte möglich, und mit diesem befaßt sich weder die realistische noch die idealistische Ansicht des Menschen, weil keine von einer lebendigen Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und der Gottheit weiß. Uebrigens ist — alles Andere abgerechnet — eine theoretische, abstract-analytische Untersuchung der empfindenden und vorstellenden Kräfte des Menschen, wie sie den Verf. sein ganzes Werk hindurch beschäftigt, schon darum nicht geeignet, die Aufgabe des moralischen Lebens zu lösen, weil dieses Leben weder an grobe noch an feine Fäden des empfindenden und denkenden Vermögens geknüpft ist, sondern erstlich an das Bewußtsein des Heiligen oder Unverletzlichen oder an das Gewissen, und sodann an unsere Fähigkeit, dem in diesem Bewußtsein (Vernunft) ausgesprochenen S o l l e n durch unser W o l l e n zu genügen, oder: an unsere (moralische) Freiheit. Von dieser hat der Verf. (wie aus I, S. 401 fg., erhellt) durchaus keinen Begriff; und so ist sein ganzes analysirendes Spinnengewebe, so viele Zeit und Mühe es ihm gekostet haben mag, und so gewiß er damit der Wahrheit nahe gekommen zu sein vermeint, dennoch, aufrichtig gesprochen, eitel und fruchtlos, besonders wenn wir die Fäden betrachten, aus denen es zusammengewoben ist, wie wir hiervon schließlich und kürzlich noch eine Probe geben wollen. Wir wählen hierzu einige Züge von dem oben angezeigten psychologischen Gemälde des Menschen (II, S. 259 fg.), und dies um so lieber, da hier eine Recapitulation des ganzen Werkes beabsichtigt ist. Wir halten den Gegensatz zwischen Einbildungskraft und Verstand fest (II, S. 263 fg.):

In der Seele müssen zwei große Classen von Erscheinungen unterschieden werden: die der Einbildungskraft und des Verstandes. Im Gebiete der Einbildungskraft sehe ich überall Anschauungen unter dem Einflusse der Empfindung, und wiederum Gefühle durch Anschauungen in Bewegung gesetzt. So bedingen sich z. B. Gefühl des Durstes und Anschauung des Wassers gegenseitig. So malt sich das Gefühl in den Gesichtszügen des Schauspielers, und die Anschauung dieser Gesichtszüge erregt bei dem Zuschauer wiederum Gefühl.

Der Verf. beobachtet, wie man sieht, so abgerissen und oberflächlich als möglich. Man höre weiter (S. 275):

Die Einbildungskraft folgt den Gesetzen der Gefühle als ihren Elementen; der Verstand aber den Gesetzen der Vorstellung als den seinigen. Die erste offenbart uns den innern Menschen, der zweite die Außenwelt. Die Einbildungskraft ist die Quelle des Wohlseins, der Verstand Ursprung der Wahrheit. Die Harmonie beider Vermögen erzeugt die Tugend. Der Grundunterschied zwischen beiden Vermögen ist dieser, daß die Gefühle von dem gefühlten Guten zu dem Bessern fortschreiten, während der Verstand von Verhältniß zu Verhältniß, von Identität zu Identität aufsteigt. In beiden Vermögen geht die Thätigkeit der Seele von einer Vergleichung aus; aber in dem einen sind es Gefühle, welche verglichen (vorgezogen) werden; in dem andern sind es Vorstellungen, welche verglichen werden, um Verhältnisse zu bilden, d. h., um zu urtheilen.

Referent, der hier überall nur ein gehalt- und formloses Chaos sieht, überläßt es dem Urtheile der Leser, in diesen Sätzen Zusammenhang, Wahrheit und Klarheit zu finden. Aber weiter (S. 280):

Der Gang des Geistes (Verstandes) ist immer analytisch. Er schreitet vom Zusammengesetzten zum Einfachen fort, nie umgekehrt. Daher ist auch die analytische Methode die einzige, welche zur Erfindung führt. Der Grenzpunkt, auf dem die Analyse anhält, ist durch ein besonderes Gefühl, Evidenz genannt, bezeichnet. Diese logische Evidenz ist das unmittelbare Innewerden eines Verhältnisses. Die Erkenntniß in ihrem ganzen Umfange besteht aus Verhältnissen der Verhältnisse. Das, was die Verhältnisse mit den Verhältnissen verknüpft, ist das Streben des Verstandes, überall die Identität und, so zu sagen, die Evidenz der Evidenz aufzusuchen.

Wir folgen unserm Verf. nicht weiter, indem uns an dieser Probe seines Verfahrens genügen kann, sondern bemerken nur, daß er sich gewaltig täuscht, wenn er das Fortschreiten des Geistes zur Erkenntniß durch bloße Analyse zu Stande bringen will. Es bedarf dies keines Erweises. Auch kehrt der Verf. selbst (S. 281) wieder um: „Die Scheidung hat ihre Grenzen, und auf diesen beginnen dann synthetische Zusammensetzungen, wiederum unter Leitung des Verstandes". Ob die Selbsterkenntniß und die ihr gemäße Lebensführung durch solche Trennungen und Abstractionen der Elemente unseres erkennenden Wesens wol gefördert wird? Dazu kommt, daß sich der lebendige Mensch nicht auf solche Weise zersplittern läßt, ohne den Gehalt und die Wahrheit seines Lebens zu verlieren, sondern daß, wenn man etwas über ihn e r f a h r e n will, man ihn zwar e r f a h r u n g s g e m ä ß in seinen Zuständen und Thätigkeiten b e o b a c h t e n, aber nicht diese Zustände und Thätigkeiten in ihre letzten Fäden aufzulösen bemüht sein muß; was nament-

lich von der Selbstbeobachtung gilt, welche allein unser Innerstes aufschließen kann, das wir, seinen Grundzügen nach, auch in Andern anzuerkennen berechtigt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Das Innere eines Serails.*)

Serail oder vielmehr Serai, Palast, ist ein Wort tatarischen Ursprungs; der Harem oder das Frauengemach ist nur ein Theil des Serails. Der Großherr hat deren zwei. Das Sommerserail, wo die Sultane vorzugsweise von den Lasten der Regierung ausruhen, liegt an den Süßen-Wassern, einem reizenden Thale bei Konstantinopel. Diese herrliche Wohnung, welche die Türken Hiaghid-hanc nennen, hat ihren Namen von einer Papiermühle, die sich ehemals hier befand. In den ersten Tagen des Mais begeben sich die Sultane, in Begleitung ihrer begünstigten Sklavinnen, dahin, um die schöne Jahreszeit daselbst zuzubringen. Die Weiber dürfen in diesem Thale frei umherwandeln; sie dürfen das Geheimniß ihrer Reize den verschwiegenen Najaden anvertrauen; aber um sie vor jedem profanen Blicke zu schützen, bilden 2—3000 Bostandgis in einem Umkreise von 2 Meilen einen unburchdringlichen Cordon rings um den Palast.

Das eigentliche Serail oder der Winterpalast liegt zu Konstantinopel am Ufer des Meeres; es besteht aus 2 Hauptgebäuden. Das erste, das Selamlick (Platz der Grüße, von salam, guten Morgen), wird blos von Männern bewohnt; das zweite, der Harem, ist ausschließlich für die Weiber bestimmt. Todesstille herrscht unter seinen einsamen Bewohnern, die unter dem Joche eines Tyrannen schmachten, welcher durch einen Wink, durch ein Wort seine Befehle an die Grenzen des Reiches sendet, und durch ein Zeichen über die Schöne verfügt, auf die er seinen Blick hat fallen lassen. Zwischen dem Selamlick und dem Harem liegt die Wohnung der Eunuchen.

Im Selamlick befinden sich eine Menge Beamte von verschiedenen Arten und Stufen. Die höchsten sind die Endéroun-Agalazi, Beamte des Innern. Sie sind in 4 Quartiere getheilt: Hape-oda, Hazini, Kiser, Seferly. Das erstere, Hape-oda, hat 40 Agas, an deren Spitze sich der Silih-dar (Schwertträger) befindet. Dieser ist der erste Offizier aus dem Gefolge des Sultans, dem er sich blos nahet, wenn Se. Hoheit ihm wichtige Befehle zu geben hat. In diesem Falle ziehen sich alle Mabeindze (besondere Wache des Sultans) zurück und lassen ihn mit seinem Herrn allein, der ihm erlaubt, sich niederzusetzen. Der Oberste nach dem Silih-dar ist der Zouka-dar-aga, welcher dem Großsultan die Stiefel aus- und anzieht; der Zurikiab-dar-aga hält ihm den Steigbügel; der Dobbend-Agasu hat die Turbane S. H. im Verwahr; der Sareltzy-bachi setzt sie ihm auf; der Pickekir-agapi hat das doppelte Amt, die Serviette S. H. zu halten, wenn er Kaffee trinkt, und ihm den ungeheuern Apparat zu reichen, welcher sein Schreibzeug ausmacht. Der sechste ist sein Geheimsecretair, der siebente der Oberaufseher des Pagen, der achte reicht ihm den Kaffee, der neunte schneidet ihm die Nägel u. s. w. Alle diese Beamte verlassen in der Folge das Serail mit dem Range eines Kammerherrn, oder werden bei der höhern Geistlichkeit oder in dem Hadge-ghianlik (Departement des Innern) angestellt.

Das gewöhnliche Gefolge des Sultans, Mabeindze, besteht aus 3 oder 4 der obigen Hofoffizianten, insbesondere dem Geheimsecretair, dem Oberaufseher der Pagen und aus Verschnittenen. Sie begleiten den Großherrn bei seinem Austritt aus dem Harem, bis er wieder dahin zurückkehrt, und halten Wache am Eingange desselben. Außer dem Mabeindze und dem Silih-dar ist der Eingang nur dem Obersten der Verschnittenen und dem Schatzmeister des Serails gestattet. S. H. gewährt jedoch zuweilen diese Gunst einigen andern Beamten, die ausgezeichnete musikalische Talente haben, sogar auch den Rayas, Juden oder Christen; indessen darf nur ein Muselmann vor ihm singen.

Die Beamten des Hazini-odapi (öffentliche Schatzkammer), 200 an der Zahl, empfangen die eingehenden Gelder und führen ein Register darüber. Hier befinden sich auch die Mobilien und prächtigen Equipagen der Krone, die kaiserliche Bibliothek, ehemals reich an arabischen, türkischen und persischen Manuscripten; heutzutage enthält sie aber nichts mehr als Commentarien über den Koran. Endlich findet man im Hazini-odapi einige sorgfältig verwahrte Reliquien, welche die Muselmänner für den Kopf des heil. Johannes des Täufers halten, den sie als einen Propheten verehren. Das in den Koffern des Hazini aufgehäufte Geld ist blos zur Bestreitung der Kriegskosten, zur Errichtung öffentlicher Gebäude u. s. w. bestimmt; der Sultan verfügt darüber nach Willkür. Das größtentheils aus dem Privatschatze bezahlte Budget begreift alle laufenden Ausgaben, als den Sold der Truppen, der Staatsbeamten, die Staatsschuld, die Bau- und Ausbesserungskosten der Festungen u. s. w.

Im dritten Quartiere sind die Küchen, die Niederlagen von Porzellan, chinesischen Vasen u. dgl. m.

Das vierte dient den Reiseoffizianten zur Wohnung; ehemals begleiteten sie den Sultan, wenn er sich an die Spitze seiner Armeen stellte; heutzutage sind sie ohne Amt.

Ich hätte beinahe das schrecklichste aller Corps vergessen, das der Stummen. Man zählt deren 80, die man an ihren mit goldenen Borten besetzten Stiefeln und Hüten erkennt. Sie stehen abwechselnd Schildwache am Pavillon Sr. Hoheit. Wenn der Großvezier allein oder in Begleitung des Mufti vor dem Großherrn erscheint, so entfernen sich alle Mabeindze; die Stummen allein bleiben Zeugen einer Unterredung, die oft ihre schrecklichen Amtsverrichtungen nothwendig macht.

Die Bostandgis sind die Leibwache des Sultans. Ihre Caserne liegt im Mittelpunkte des Serails, und ihr Oberhaupt hat den Titel eines Bostandgi-baschi. Er ist mit der Polizei der beiden Ufer des Bosphorus und seiner Inseln beauftragt. Wenn S. H. sich zu Wasser in ihre Lusthäuser begibt, oder seine Pavillons und Spaziergänge besucht, so führen die Bostandgis die Ruder der kaiserlichen Gondel; ihr Oberhaupt stellt sich ans Steuerruder.

Die Baltadgis, welche nebst den schwarzen Verschnittenen den Dienst des Harems versehen, haben dieselben Oberhäupter. Der am meisten beneidete Posten beim Oberhaupte der Verschnittenen ist der eines Zahlmeisters, Yasidzi-Effendi. Diese werden oft Minister; mehre haben sich bis zum Großvezierat emporgeschwungen, wie z. B. die beiden Jussuf Pascha, von denen einer durch die Uebergabe von Varna bekannt geworden ist.

Die Peïks und Solack bilden 2 Compagnien, welche den Sultan begleiten. Die ersten umgeben sein Pferd und sind mit einer Hellebarde bewaffnet, die andern gehen in 2 Reihen neben ihm her; die hohen und breiten Federbüsche auf ihren Helmen lassen dem Volke weiter nichts sehen als die Stirn des Monarchen.

So lange dieser zu Konstantinopel wohnt, ist es seinen Hofbeamten nicht gestattet, den Turban zu tragen, mit Ausnahme des Silih-dar, des Bostandgi-baschi und der schwarzen Verschnittenen. Sie dürfen ihn wieder aufsetzen, so bald S. H. ihre Sommerpaläste bezieht oder einen Ausflug aus der Hauptstadt macht. Der Bart ist eine Auszeichnung, die, außer dem Sultan, nur dem Bostandgi-baschi zukommt; alle andere Beamte, der Thronerbe selbst, müssen sich rasiren; Letzterer hat blos den Titel Effendi.

Um zum Harem zu gelangen, muß man durch das Quartier der schwarzen Verschnittenen. Ihr Oberhaupt ist der Kislar-aga (Aufseher der jungen Mädchen), welcher auch Darov-s-saade-agapi (Aufseher des Palastes der Glückseligkeit) genannt wird. Er hat den Rang eines Großveziers, und der Sultan erlaubt ihm, sich in seiner Gegenwart zu setzen. Er meldet von Amts wegen dem Großvezier die Geburt des ältesten Sohnes des Großherrn. Man kennt die Bestimmung des Harems; seine Größe und Eintheilung stehen damit im Einklange.

Jeder Muselmann darf 4 Weiber durch einen bürgerlichen Contract (nekiah) ehelichen; es ist ihm ferner erlaubt, so viel

*) Aus „La revue britanique“.

Sklavinnen zu kaufen und zu unterhalten, als er will. Die Sklavinnen, welche das Eigenthum ihrer Herren sind, werden nicht als Concubinen betrachtet; ihre Kinder sind ebenso rechtmäßig als die der andern Weiber. Dem Großherrn ist der nekiah untersagt, weil er sonst ein Verwandter seiner Unterthanen werden könnte, welches ihm durch das Grundgesetz der Staatsverfassung untersagt ist. Er wählt gewöhnlich unter seinen schönsten Sklavinnen eine kleine Anzahl Favoritinnen, die er zum Range einer Cabine (Dame) erhebt, indem er sie mit dem Ehrenzobel beschenkt. Ihre Anzahl beschränkt sich meist auf 4 bis 5; der Sultan Abdulahmed hatte deren 7; Mahmud, der jetzige Papa, ist der Sohn der siebenten. Jede Cabine hat ihr Gemach, ihre Verschnittenen und ihre Sklavinnen. Sie sehen sich untereinander nur dann, wenn eine von ihnen Mutter wird; dann empfängt sie die Glückwünsche der übrigen. Die Kiaga-Cabine, Oberaufseherin des Harems, führt jeden Abend eine zum Bette des Großherrn. Die ihm misfällt, sei es wegen Unfruchtbarkeit oder aus irgend einem andern Grunde, geht in die Arme eines Unterthanen über; aber die ein Kind geboren hat, kann nie aus dem Serail verstoßen werden. Die Cabinen eines Sultans sind heilig für seinen Nachfolger; ihr Besitz ist ihm untersagt. Bei seiner Thronbesteigung ziehen sie sämmtlich mit ihren Sklavinnen und Verschnittenen ins alte Serail, ein ungeheures, in der Mitte der Stadt gelegenes Gebäude. Ihre männlichen Kinder werden getödtet, ihre Töchter bleiben im Harem des Großsultans, unter der Aufsicht der Kiaga-Cabine, bis zu ihrer Verheirathung. Dann holen sie ihre Mütter aus dem alten Serail und leben mit ihnen in Gemeinschaft. Derjenige unter den männlichen Nachkommen, der zum Throne gelangt, läßt seine Mutter aus dem alten Serail holen, die unter dem Titel einer Sultanin Valide in den kaiserlichen Harem zurückkehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Rouge et noir, oder die Geschichte von den vier Königen. Aus den Papieren des Staatskanzlers Rolichon, von Starklof. Mit einer illuminirten Tafel. Mainz, Kupferberg. 1829. Gr. 12. 1 Thlr.

Wenn das äußere Ansehen eines Buches, sein seltsamer Titel und auch ein flüchtiges Blättern darin geeignet sind, Neugier zu erregen, so ist dies vielleicht selten mit einem in dem Grade der Fall als hier. Auf dem Umschlag sehen wir das Wort rouge roth gedruckt, das Wort noir schwarz. Die 4 Ecken der Vorderseite sind mit den 4 As der franz. Karte besetzt. Wir finden beim Aufblättern sogleich eine seltsame heraldisch-genealogische Tafel mit den Kartenbildern, den 4 As und einigen andern Karten, die in gewissen Spielen von besonderer Bedeutung sind, geziert und mit den dabei vorkommenden Benennungen belegt. Kurz, das Ganze sieht geheimnißvoll, ja zauberhaft, aufs mindeste aber vielversprechend aus, und Jedermann denkt: dahinter steckt etwas! Voll Begierde setzte ich mich hin, um das geheimnißvolle Buch, von dem ich aufs mindeste den besten satyrischen Spaß hoffte, zu durchlesen. Als ich fertig war, hielt ich folgenden Monolog: „Gütiger Himmel! Wie oft habe ich mir eine Wünschelruthe von Dir erfleht, um Schätze aufzufinden! Ich gestehe, es war frevelhaft, und ich hätte, bald sah ich es ein, wie Salomo lieber um ein weises Herz bitten sollen. Um wenigstens etwas dem Ähnliches zu haben, bat ich um eine Wünschelruthe, die mich vor einem Tisch voll neuer Bücher, die erst frisch aus dem Backofen der leipziger Messe gekommen waren, sogleich auf die guten führen sollte. Die Bitte mußte aber wol noch zu unverschämt sein; denn Du hast mir, gütiger Himmel, bis jetzt wenigstens ein so kostbares Werkzeug nicht gegeben. Aber, das flehe ich jetzt, gib mir wenigstens eine negative Wünschelruthe, die, wenn sie mich nicht zu dem Trefflichsten hinführt, doch vor dem Schlechtesten warnt. Wie hätte ich sie jetzt gebrauchen können!" Also mein Stoßgebet und Seufzerlein. Und doch muß man dem Verf. vielmehr einen Irrthum des Talents als den Mangel desselben Schuld geben. Eine Vorrede, mit dem Beisatz: „muß gelesen werden", hängt mit dem übrigen Theil des Buches, so lang sie ist, ziemlich locker zusammen. Der Autor schildert uns seinen alten Oheim, einen Sonderling, Mann nach der Uhr, mit abgemessenen Leidenschaften, der an 12 bestimmten Tagen im Jahr jagt, an andern bestimmten Karten spielt u. s. w. Woher kommt doch die Neigung so vieler Schriftsteller, Sonderlinge zu schildern? Weil sie damit auf leichte Art einen Charakter hingestellt zu haben glauben. Eine reine Täuschung, da Fratzenbilder und charakteristische Gestalten himmelweit verschieden sind; die ersten malt jeder müßige Soldat, jeder spielende Knabe an die Wand, die andern fodern einen Künstler. Die meisten sogenannten Charaktere in neuern Romanen sind Fratzenbilder, in deren willkürlicher Entwerfung der Kenner nur die Unfähigkeit, wirkliche Gestalten zu zeichnen, erblickt. Doch ich verirre mich vom Ziel. Der alte Oheim unsers Autors, der Oberst, bedarf wenig, um ein reines Fratzenbild zu werden. Und doch ist die Schilderung seines häuslichen Lebens noch das Anziehendste des ganzen Buches. Der Eifer des alten Mannes, etwas Gründliches über die Erfindung der Karten und Kartenspiele zu erfahren, wird dem Neffen ein Sporn, sich nach Quellen und Nachrichten darüber umzusehen. Hier entwickelt der Verf. den Schein der Gelehrsamkeit nicht ohne Talent; die Darstellung, die er von der Ameisenarbeit eines Dissertationsschreibers gibt, ist nicht übel. Wie oft verwünschte Ref. die Sachgelehrsamkeit, oder besser, die Buchstabenwisserei, die den meisten Menschen nichts liefert als vielen Stoff, abgeschmackt zu reden! In seinen mühseligen Forschungen unterbricht den Studirenden endlich ein gespenstisches Wesen, nämlich der Trefflebube, der als lebendiger Lilliputaner auftritt und dem Forscher die Wahrheit entdeckt, nämlich daß die Kartenkönige, As u. s. w. historische Personen sind, die ihr Drama in der Geschichte der beiden Reiche Lilliput und Blefuscu spielen. Mit zahlreichen Citationen des weltberühmten Swift'schen Buches versehen, trägt uns jetzt der Autor durch den Mund dieses Trefflebuben die Geschichte der Kartenkönige vor. Eine solche Zusammenstoppelung von Begebenheiten ohne innern Zusammenhang zu haben, eine so verfehlte Absicht, satyrisch und witzig zu sein, ein solches Gewebe von langweiligen, ironisch-pathetischen Phrasen, Thaten, Schicksalen u. s. w. ist in der That dem Ref. lange nicht vorgekommen. Es läßt sich gar nichts daran recensiren, weil es von Anfang bis zu Ende dasselbe bleibt. Ein mangelhafter, lückenhafter Plan, halbe Charaktere u. s. w. lassen sich tadeln, man kann die schwachen Punkte angeben, das Verfehlte nachweisen u. s. w.; von alle Dem ist hier nicht die Rede. Der Verf. macht Anspruch darauf, daß seine Begebenheiten komisch sind; aber sein Angriff auf das Zwerchfell wird rein abgeschlagen, und sein Buch macht daher im Einzelnen wie im Ganzen den Eindruck einer pomphaft angekündigten Anekdote ohne Pointe. Aber halt! Ein Rettungsmittel hat der Verf.; manche Pointen verlangen durchaus, daß man die wirklichen Thatsachen oder Verhältnisse kenne, auf die sie sich beziehen; sonst sind sie rein unverständlich. Gibt es eine solche clavis Fichtiana für unsers Autors Buch, so habe ich nichts gesagt und nehme vielmehr Alles zurück. Allein aufrichtig, ich besitze sie nicht, und ich möchte dem Verf. auch nicht wünschen, daß irgend Jemand, am wenigsten eine Regierung, sie ausfindig mache; denn alsdann dürfte er für seine Arbeit noch etwas Schlimmeres erwarten als eine Recension wie die gegenwärtige. 47.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 176. —— 25. Juni 1830.

Ueber den Menschen.

(Beschluß aus Nr. 175.)

Wir wenden uns nun zu unserm deutschen Forscher, der schon längst einen bedeutenden Platz unter den Anthropologen behauptet. Sein vorliegendes Werk ist für seine akademischen Vorträge bestimmt, wiewol die Ausführlichkeit des Vortrags gegen die Form eines Lehrbuchs verstößt. Was wir an dem Werke des Hrn. von Bonstetten gänzlich vermißten, nämlich die Festhaltung des **lebendigen** Menschen, oder des Menschen überhaupt als des eigentlichen Gegenstandes der Anthropologie, dieses ist gerade die Seele, oder wenigstens der Zielpunkt des deutschen Werkes. Hr. Suabedissen wird von dem sehr wahren Grundsatze geleitet (S. 6): „Nicht durch Selbstzersetzung kann sich das Leben erkennen". Er steht also offenbar als Gegenpart des französischen Autors da; und wovon wir kein Wort bei diesem vernahmen, von Dem nämlich, was das (Erscheinungs-) Leben des Menschen zu Einem macht und in Einheit zusammenhält: vom Selbstbewußtsein *), davon ist das Werk des deutschen Autors beseelt und durchdrungen. Hören wir ihn selbst hierüber. Er sagt (S. 3):

Die Selbsterkenntniß ist nur dadurch und insofern möglich, daß und wiefern das Menschenleben ein solches ist, welches zum Wissen seiner selbst gelangen, also seiner selbst denkend mächtig werden kann. Das Selbstbewußtwerden im eigentlichen Sinne, das Sichselbstklarwerden, ist also die ursprüngliche Quelle der Selbsterkenntniß.

Wie verfährt nun der Forscher in diesem Falle? (S. 5.)

Einkehren wird das Leben zu sich selbst, und sinnen in und über sich, ohne sich herauszusetzen aus seinen äußern Beziehungen: Sammeln wird es sich in sein innerliches Wissen von sich, und nicht darin versinken oder verfließen, sondern also thätig darin weilen und walten, daß sein dunkles und unbestimmtes Selbstbewußtsein, sein Selbstgefühl, zur innern Klarheit werde (Selbstbetrachtung). Gleicherweise wird sich das Leben nach Außen wenden, wird eindringend sinnen über dem Dasein und Streben der Menschen, wie es ihm aus der Mitwelt und Vorwelt vortritt, wird also die Selbstbetrachtung erweitern zu einer alles menschliche umfassenden Betrachtung. So kann in steter Wechselwirkung und Durchdringung der nach Innen und der nach Außen gerichteten Betrachtung das Lebensbewußtsein eines Menschen allmälig zu einer Selbstklarheit des Lebens in ihm werden, in der es sich nicht blos als das Leben dieses Menschen, sondern als das Menschenleben selbst, und so aus sich, dem Menschenleben, auch sich als Leben dieses Menschen begreift.

*) Ref. macht hier des Folgenden wegen die Bemerkung, daß das Selbstbewußtsein etwas ganz Anderes ist als das Bewußtsein überhaupt und an sich. Das letztere steht über dem erstern wie das Allgemeine über dem Besondern, wie die Vernunft über dem Ich, wie das Unbedingte über dem Bedingten.

Ref. weiß nicht, ob der Leser nach dieser Andeutung ahnet, daß auch auf Hrn. Suabedissen's Wege, so richtig sein Auslauf schien, für die Anthropologie wenig gewonnen sein wird. Es wird uns etwas unheimlich zu Muthe, wenn wir das Selbstbewußtsein wie ein Weberschiffchen von Außen nach Innen, von Innen nach Außen hin und her fahren sehen, um Selbsterkenntniß zu erzeugen. Uns will bedünken, daß der achtungswerthe Forscher eine Art von Spiel mit der Selbsterkenntniß treibe und ihr eine Bedeutung gebe, die dem ursprünglichen Begriffe des Wortes nicht eigen ist. Allerdings ist die Selbsterkenntniß nur aus dem **Bewußtsein** *) zu schöpfen, aber auf ganz andere Weise, und in ganz anderer Beziehung und Bedeutung als Hr. S. annimmt. Unser Bewußtsein — und dies weiß Jedermann — ist der Spiegel unserer moralischen Zustände und überhaupt unserer moralischen Beschaffenheit. Unser Bewußtsein sagt uns, ob wir gut oder schlecht, aufrichtig oder falsch, unschuldig oder schuldig sind. Aber auch weiter nichts. Alles Uebrige (die Welt und unser Selbst) gelangt zwar **zum Bewußtsein**, aber nur durch Sinne und Gefühl, nicht durch das Bewußtsein selbst. Daher der gerechte Unterschied von Welt- und Selbstbewußtsein, und von dem Bewußtsein, welches über die Welt und das Selbst erhaben ist (Gewissen), oder das heilige (reine) Bewußtsein. Wir lernen uns also durch das (reine) Bewußtsein blos von der moralischen Seite kennen. Dies ist aber auch die eigentlich und wahrhaft menschliche, denn nur die Moralitäts- oder Vernunftfähigkeit macht die Menschheit des Menschen aus, und das moralische Ingredienz unserer Natur macht seine Ansprüche auch in der intellectuellen, ästhetischen, ja selbst in der physischen Sphäre unsers Daseins und Lebens gelten. So weit der mit Bewußtsein begabte

*) Ref. erinnert hier an seine frühere Anmerkung, nach welcher „Bewußtsein" und „Selbstbewußtsein" nichts weniger als gleichbedeutend ist.

Mensch blos Pflanze, oder blos Thier, oder selbst im Gebiete des Denkens ein blos mechanisch thätiges Wesen ist, ist er nicht Mensch. Man sieht hieraus, daß die Betrachtung des physischen, ästhetischen, intellectuellen und selbst des handelnden Menschen aufhört, oder vielmehr gar nicht anfängt, der Anthropologie anzugehören, so lange der geistige Nerv des Menschenlebens, seine moralische Natur, die in Vernunft und Freiheit begründet ist und sich im Bewußtsein offenbart, nicht für die Betrachtung zum Lichtpunkt wird, dessen Stralen sich über das ganze Menschenwesen ergießen und es als ein Ganzes in moralischer Beziehung umfassen. Denn nochmals: unser gesammtes Dasein, das praktische, intellectuelle, ästhetische und physische, steht in moralischer Beziehung; oder mit andern Worten: jede Daseinsweise des Menschen ist in Abhängigkeit vom moralischen Princip als dem wahren und einzigen Einheitspunkte des menschlichen Wesens. In dem Maße, wie der Mensch unmoralisch handelt, oder denkt, oder begehrt und fühlt, oder endlich sogar physisch lebt (in Beziehung auf Nahrungs-, Geschlechtstrieb u. s. w.), in eben dem Maße fällt er aus der (Vernunft-) Einheit heraus, die der Charakter seiner Menschheit und das dem Bewußtsein eingeborene Princip seines geistigen Lebens ist. Wie nahe war demnach Hr. Suabedissen daran, dieses Princip in seiner Reinheit aufzufassen und Behufs der Anthropologie festzuhalten! Er ahnete die hohe Bedeutung, den reichen Einfluß des (höhern reinen unbedingten) Bewußtseins. Aber er ließ den reinen, heiligen (moralischen) Gehalt des Bewußtseins fallen, faßte dasselbe blos als ein Wissen, oder vielmehr als ein Werkzeug des Wissens auf und hielt zwar diese innere Leuchte an das ganze menschliche Wesen, an das äußere sowol als an das innere, und nicht blos an das des einzelnen Menschen, sondern auch an das Wesen und Leben des ganzen Geschlechts in seinen mannichfaltigen Verhältnissen und Beziehungen zu den Bedingungen seines Daseins und seiner Bestimmung; allein, seine also gewonnene Lehre vom Menschen hat aus dem von uns dargelegten Grunde keinen innern Halt und Zusammenhang, sondern umfaßt die ebengenannten Gegenstände, lediglich zu einem mit Verstand geordneten äußerlich zusammenhängenden Ganzen verbunden, dem folglich das wahre Leben, die wahre Seele, der wahre Geist, die wahre Einheit fehlt, nämlich das moralische Princip. An die Stelle dieses Princips setzt der kunstreiche Bildner eine Kraft oder Triebfeder aus der menschlichen Individualität, nämlich die ursprüngliche Freiheitskraft, die er, um ihr den Charakter eines Princips zu geben und sie gleichsam zu sanctionniren, mit dem Urleben in Verbindung bringt, als aus demselben schöpfend und wirkend. Wir wollen dies mit des Verf. eignen Worten deutlicher zu machen suchen (S. 160):

Wenn der Mensch will und thut, was das Leben selbst in ihm ursprünglich will; so will und thut er, was sein Lebenswesen will. Und da sein Lebenswesen Das ist, was sein Leben ist aus seinem Urgrunde; so will und thut er, wenn der Wille seines Wesens in seinem zeitlichen Leben waltet, Das, was sein Leben will aus seinem Urgrunde, d. i. was der Wille seines Urgrundes, der Wille Gottes, in ihm ist. Der Mensch **kann** das wollen und thun, und strebet ursprünglich, es zu wollen und zu thun, da er selbst sein Leben, sein Leben aber aus seinem Urgrunde eine freie Kraft ist, d. i. eine Kraft, die sich in Dasein setzend ihres Daseins von sich selbst aus mächtig ist.

Hätte doch der wackere Mann, statt von einem vorgefaßten Begriffe des Lebens auszugehen, der ihn wider seinen Willen in ein Sophisma verwickelt, sein Bewußtsein, den Sprecher der Wahrheit (nicht aber sein bloßes Selbstbewußtsein), in dieser dunkeln Sache zu Rathe gezogen, so würde er auf einfache Weise helles Licht erhalten haben, indem er gewahr worden wäre, daß Gottes Wille nur als **Gewissen** in uns lebt, daß aber das Gewissen nichts weniger als unser **Lebenswesen** ist (wir wären dann sogleich von Hause aus heilig, denn das Gewissen ist heilig), sondern nur unsere Lebens**norm**, das uns vorgehaltene Lebens**gesetz**, dem unser Wesen und Leben sich fügen soll. Das Leben in mir ist ein Trieb, allerdings ein Trieb zum Leben, der aber dennoch dem Verderben in die Arme läuft, wenn er sich nicht vom **Geiste** leiten läßt, und dieser spricht eben im Gewissen. Die Begriffe Leben und Geist (im Menschen) dürfen also nicht vermengt werden, sonst ist der Verwirrung kein Ende. Ueberhaupt spielt, nicht sowol Hr. S. mit dem Begriff Leben, als dieser Begriff mit ihm, d. h. er hat den Begriff nicht in seiner Gewalt, wie wir aus dem Schlusse der angeführten Sätze sehen, wo es heißt: „Der Mensch selbst ist sein Leben", und: „sein Leben ist aus seinem Urgrunde eine freie Kraft" u. s. w. Der Begriff **Leben** hat bei *Hrn.* S. den Begriff des Wesens verschlungen, welchen letztern wir doch nach unserer Denkeinrichtung sondern müssen wie das Subject vom Prädicate. Wenn ich sage: „ich lebe", so beziehe ich das Prädicat **Leben** (das Wirken) auf das Subject Ich (das Sein); ich darf und kann beide: Wirken (Veränderung), und Sein (Beharren), nicht verschmelzen, obwol sie auf das innigste mit einander verbunden sind. Wer will es ändern? Wie bedeutend der ebengenannte Irrthum ist (der sich, beiläufig gesagt, durch des sonst so umsichtigen Mannes ganzes Werk zieht), sieht man aus dem Folgesatze: „sein Leben ist aus seinem Urgrunde eine freie Kraft". Freilich, wenn der Mensch frei ist, so ist das Leben des Menschen freie Kraft. Hier ist nun jener Irrthum aus seiner Folge mit Händen zu greifen. Wenn Dem so wäre, wie Hr. S. aussagt, so müßte das ganze (organisch-psychische) Leben des Menschen Wille sein, denn der *Wille* ist, so viel uns bewußt, die einzige freie Kraft *im* Menschen, indem selbst Phantasie und Denkkraft gebundene Kräfte sind: jene an den Stoff, diese an die Form. Doch genug der Hindeutungen, daß wir an diesem sonst trefflichen Werke dennoch keine Anthropologie erhalten zu haben glauben, weil keine, auch noch so wohl ausgestattete Beschreibung des äußern und innern, seiner selbst bewußten physiologisch und psychologisch betrachteten Menschen, zusammt seinen wesentlichen und zufälligen Lebensbestimmungen, uns wahrhaft und wirklich den **Men**-

schen darstellt, sobald jenes Princip nicht beachtet, oder nicht erfaßt und festgehalten wird, was den Menschen zum Menschen macht, was ihm den Stempel der Menschheit aufdrückt, wäre er auch noch so sehr bemüht, die Spuren dieses Stempels an sich zu verlöschen. Denn freilich, den Menschen als *vernünftiges* Wesen *darzustellen*, wird keine Anthropologie vermögen; aber ihn vom Standpunkte des *Vernunftwesens* aus zu betrachten und nach allen Seiten und Richtungen hin zu verfolgen, darf keine Anthropologie, die diesen Namen verdienen will, unterlassen; oder sie ist, was man bisher unter Anthropologie verstand (und was in diesem Sinne die vorliegende mit Auszeichnung leistet), eine Composition von Physiologie und Psychologie, d. h. ein superfluum.

39.

Das Innere eines Serails.

(Beschluß aus Nr. 175.)

Man weiß, daß, so oft eine Feuersbrunst in der Stadt ausbricht, der Sultan sich an Ort und Stelle begibt, um die Hülfe zu leiten. Findet der Brand in der Nacht statt, so verfügt sich der Kislar=aga in den Harem und benachrichtigt die jungen Sklavinnen, die in einem Zimmer neben dem Schlafgemache des Großherrn wachen. Eine unter ihnen setzt einen rothen Turban auf, Symbol des Feuers, und nähert sich dem Bette ihres Gebieters. Schläft dieser, so streichelt sie ihm sanft die Fußsohlen. Sobald er erwacht, den rothen Turban wahrnimmt, erkundigt er sich, in welchem Quartiere das Feuer sei, und steht auf, um sich an die Spitze seiner Begleitung zu stellen.

Unumschränkter Herr seiner Sklavinnen, sucht er bei ihnen Genüsse, die ihm seine abgestumpften Sinne in den Armen seiner Weiber nicht mehr gewähren. Jene unterhalten ihn durch mancherlei Talente, durch Gesang, Tanz u. s. w. Auch lassen sich die Mitglieder der kaiserlichen Familie und die reichen Muselmänner die musikalische Erziehung ihrer Sklavinnen sehr angelegen sein und bieten sie ihm zum Geschenk an. Diese Unglücklichen haben öfters vor ihrem Eintritt in den Harem Gelegenheit gehabt, trotz der eisernen Gitter ihres Gemaches, zärtliche Verhältnisse mit irgend einem Baltadgi oder einem andern Diener ihrer Herrinnen anzuknüpfen. Es ist um ihr Leben geschehen, wenn das Geheimniß ihrer Liebe entdeckt wird. Indessen hat diese Regel ihre Ausnahme. Ich will bei dieser Gelegenheit einige Anekdoten anführen, die den Charakter des Sultans Mustapha ehren.

Die Sultanin Asma, Mustapha's Schwester, hatte ihm ein Geschenk mit einer jungen Sklavin gemacht, welche die regelmäßigste Schönheit mit Grazie und seltenen Talenten verband; man nannte sie Rouchen (den Diamant). Bei ihrem Anblicke entbrannte im Herzen des Großherrn die heftigste Leidenschaft. Er näherte sich ihr mit Ehrerbietung und sprach zu ihr in einem liebkosenden, schüchternen Tone, in welchem sich eine Mischung von Furcht und Hoffnung, Zeichen einer wahren Liebe, aussprach. Das junge Mädchen stieß ihn mit Kälte und Ehrfurcht zurück; in ihrem Blicke malte sich Schreck und Kummer. Mustapha, der diesen Empfang einem Uebermaße von jungfräulicher Furchtsamkeit zuschrieb, wiederholte vergebens seine Bitte. Des andern Tages begab er sich wieder zu ihr, zeigte sich zärtlicher, ehrfurchtsvoller als am Tage vorher, allein umsonst. Der dritte Besuch hatte keinen günstigern Erfolg. Endlich ward er ungeduldig und bat das Mädchen um Erklärung ihres Betragens. „Reizende Rouchen", sagte er zu ihr, „ich liebe Dich, ich bin nicht Dein Gebieter, ich bin Dein Anbeter. Ich will keine andere Herrschaft über Dich als die der Liebe. Warum stößest Du mich zurück? Erkläre Dich ohne Rückhalt; ich schwöre, meine Wünsche Deinem Glück aufzuopfern". Ermuthigt durch das Zureden ihres Herrn, gestand die schöne Rouchen, sie sei gegen die Liebe des Intendanten der Sultanin, ihrer Herrin, nicht gleichgültig gewesen und sie hätten sich ewige Treue geschworen. Bei diesen Worten fiel sie dem Sultan zu Füßen. „Steh auf", sprach der Sultan zu ihr, „Du sollst glücklich sein, ich allein werde leiden". „Meine Schwester", sagte er des andern Tages zur Sultanin Asma, „Du hast mir sehr wehe gethan!" — „Was habe ich gethan", erwiderte diese erschrocken, „um mir die Ungnade D. H. zuzuziehen?" „Hast Du mir nicht das Gut eines Andern geben wollen, indem Du mir Rouchen schenktest, die Deinem Verwalter zugehört? Er erscheine sogleich vor mir". Der Intendant erschien und warf sich, bleich vor Schrecken, seinem Gebieter zu Füßen. „Ich ernenne Dich zum Pascha von Ghiazel-hissan", sprach er zu ihm, „und gebe Dir meine Sklavin Rouchen zum Weibe". Mustapha suchte seinen Schmerz zu lindern, indem er über die hoffnungslose Liebe, die er zu seiner Sklavin gefaßt hatte, ein Gazel (Elegie) dichtete. Dieses Gazel, welches bei den Türken ein Volksgesang geworden ist, fängt so an: „Rouchen, ich hatte Dir mein Herz gegeben, und Du hast es verschmäht; ich nehme es mit Schmerz zurück u. s. w."

Die Sultanin Beyhan, eine Schwester Selim's, hatte eine reizende Sklavin, Pembe Hare (Atlasrose) genannt. Saadoulah, ein junger türkischer Sklave, gab ihr Unterricht im Gesang und Guitarrespielen. Seine reizende Gestalt und seine melodische Stimme flößten seiner Schülerin eine Leidenschaft ein, die ihr Lehrer bald theilte. Als Pembe Hare ihre Bildung vollendet hatte, machte sie die Sultanin ihrem Bruder zum Geschenke. Saadoulah, trostlos, suchte vergebens seine Geliebte wiederzusehen, die eine ewige Scheidewand von ihm trennte. Seine musikalischen Talente hatten ihm Eingang in das Serail verschafft. Selim, ein großer Freund von Musik, fand Vergnügen daran, ihn türkische oder persische Romanzen singen zu hören. Der unglückliche Virtuose wählte besonders klagende Weisen, denen er einen schwermüthigen, schwärmerischen Ausdruck verlieh. Der Sultan hatte dieses mehrmals bemerkt. „Saadoulah", sprach er einst zu ihm, „Du nährst einen geheimen Kummer; Deine Art zu singen verräth es mir. Ich habe Mitleid mit Dir; sage mir die Ursache Deines Schmerzes, und ich schwöre bei Allah, daß ich Alles aufbieten werde, ihm ein Ende zu machen". Saadoulah entdeckte ihm sein Geheimniß: „Ich liebe Deine Sklavin", sagte er zu Selim, „nimm mir ein Leben, das mir zur Last ist, lasse mir den Kopf abschlagen; ich liebe Pembe Hare und werde sie nie besitzen!" „Sie ist Dein", erwiderte der Sultan; und wirklich gab er sie Saadoulah, aus dessen Munde ich diese Anekdote habe.

Nahe beim Harem ist ein weitschichtiges und großes Gebäude; an der Einsamkeit, an der Stille, die da herrscht, erkennt man die Wohnung oder vielmehr das Gefängniß der Thronerben. Sklaven, welche den Auftrag haben, ihre Kindheit zu verlängern, einige Verschnittene, das sind die einzigen Bewohner dieses Ortes. Die Prinzen haben in dem Selamlik einen Agenten, an den sie sich wenden, wenn sie etwas zu fodern haben; aber ihr Verkehr mit ihnen findet immer unter den Augen des Oberhauptes der weißen Verschnittenen statt. Sie beziehen aus der öffentlichen Schatzkammer ein mäßiges Einkommen und werden in ihren Krankheiten von den Aerzten S. H. bedient. Obgleich ihre Sklavinnen in der Regel bejahrt sind, so tragen sie dennoch manchmal die Spuren der Lüste ihrer Herren. Bei dergleichen Fällen wohnt die Kiaga=Cadine der Entbindung bei, begleitet von einer Hebamme und dem Kislar=aga. Das Kind wird erdrosselt, sobald es auf die Welt kommt; manchmal läßt der Sultan die Mädchen leben, die Knaben niemals.

Mustapha, Selim's Vater, war seinem Bruder Bajazet, dem muthmaßlichen Thronerben, sehr zugethan. Er befragte sich oft bei ihm über die Angelegenheiten des Staates, wachte an seinem Bette, wenn er krank war, und vertraute ihn der Sorgfalt des Johann Carabza, des Vaters des Hospodars gleiches Namens, an. Es trug sich zu, daß eine der Sklavinnen

Bajazet's mit einem Kinde männlichen Geschlechts niederkam; aber während der Entbindung verschloß der Prinz, um die Vollziehung des kindesmörderischen Gesetzes zu hindern, der Kiaga-Cadine und dem Kislar-aga sein Gemach und ließ blos die Hebamme ein. Er blieb neben dieser stehen, den Dolch in der Hand, und drohte sie auf der Stelle niederzustoßen, wenn sie es wagte, seinem Kinde Leid zuzufügen. Er empfing es mit eignen Händen, vertraute es seinen Weibern an, und, mit ihnen zugleich aus dem Zimmer tretend, sagte er zum Kislar-aga: „Geh und verkünde meinem Bruder die Geburt meines Sohnes". Als Mustapha dieses erfuhr, gerieth er in die äußerste Bestürzung. Er schickte den Großvezier und den Mufti an seinen Bruder ab, mit dem Auftrage, Alles anzuwenden, um ihn zu andern Gesinnungen zu bringen. Bajazet blieb unerschütterlich. Der Sultan, in der äußersten Verzweiflung, begab sich selbst zu ihm, und drohte, seinen Sohn ermorden zu lassen, wenn er nicht einwilligen wollte. „Wage es, diesen Befehl zu geben", schrie ihm Bajazet wüthend zu, indem er seinen Dolch zog, „und ich stoße Dir diesen Stahl ins Herz; dasselbe Loos erwartet Den, der es wagen würde, Hand an mein Kind zu legen". Bei diesen Worten ging Mustapha, bleich vor Zorn und Schrecken, aus dem Gemache, und von nun an war er blos darauf bedacht, seinen Bruder aus dem Wege zu räumen. Bajazet war beständig auf seiner Hut, sein unglückliches Leben damit zubringend, sein und seines Sohnes Leben zu bewachen. Er bereitete selbst seine Lebensmittel zu; in seinen Krankheiten nahm er keine Arzneien, bevor sie sein Arzt selbst gekostet. Trotz aller Vorsicht wurde er dennoch überlistet; er starb an einem vergifteten Klystire; in seinem letzten Augenblicke hörte er nicht auf, das Kind, welches ihm das Leben kostete, mit leidenschaftlicher Liebe an sein Herz zu drücken. 112.

Conanchet und die Puritaner in Connecticut. Aus dem Englischen des James Feminore Cooper von Gottfried Friedenberg. 3 Bände. Berlin, Duncker u. Humblot. 1829. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

So lautet der vom Uebersetzer gewählte Doppeltitel für Cooper's neuesten Roman, welcher im Originale „The wept of Wish-Ton-Wish" („Die Betrauerte des Nachteulenthales") heißt. Wer überhaupt in Cooper's, des Unerschöpflichen, Romanen Nahrung für Geist und Herz findet, wird sich auch in diesem neuesten, aus seiner Feder hervorgegangenen befriedigt finden. Er trifft auf nichts Neues; denn was ließe sich Neues in den 3 großen Wüstenkreisen, in denen der Verf. heimisch ist, der Seewüste, der Haidewüste und der Waldwüste, entdecken. Die Objecte in den 3 Wüsten sind so sparsam, daß man sie bald alle auswendig kennt, und der Geist des Subjects, das von Jugend auf daran gewöhnt wird, schichtet sich dann darnach auch zurecht. Cooper's Helden sind meist frische, brave Leute; aber weite Geistesflüge zu unternehmen sind sie, nach Bardolf's Phrase, nicht accommodirt, weder in die weiten Räume der Erinnerung, noch in die noch grenzenlosern des Gedankens, und auch nicht in die tiefsten Tiefen der eignen Brust. Aber er versteht Etwas — und das befreundet ihm die vielen Leser, welche nicht die neuen Sprünge lieben, sondern eine gutbasirte Unterhaltung —, er versteht die 3 Wüsten, die er kennt, uns behaglich zu machen, daß wir gern darin weilen. Es lebt sich, auch für einen Binnenmenschen, ganz erträglich auf seinen Schiffen; in seinen Grenzwüsten unterhalten wir uns, so gut es geht, zwischen Morgen- und Abenddämmerung mit Rindsrückenbratenessen und der vorhergehenden Zubereitung; und die Gespräche der Wilden, die keinen Begriff geradezu ausdrücken können, die man daher immer in Bildern mit Fragen und Antworten reden läßt, dienen dazu, die lange Zeit auszufüllen. Diesmal führt uns Cooper in sein drittes Wüstenreich, das wir indessen aus dem „Letzten Mohikaner" noch in guter Erinnerung haben, in die amerikanischen Urwälder. Wie sollte es da an Schilderungen fehlen, die Seiten und Bogen füllen und die Einbildungskraft des Lesers. Die thierische Wahrnehmungsgabe der Söhne der Natur wird uns wieder so anschaulich gemacht, daß wir Kinder der Cultur uns schämen, dieses Muttererbtheil unsers Stammes so verleugnet zu haben. Die rührende Fabel des Romans, welche sich um das Wiederfinden der verlorenen Tochter dreht, die, unter den Wilden auferzogen, Gattin eines tapfern Häuptlings geworden, bei der höchstinteressanten Erkennungsscene zwischen den wunderbarsten, von der Natur geheiligten Gefühlen zu kämpfen hat, sichert dem Buche ein psychologisches Interesse zu; nur daß auch hier, wie in allen Cooper'schen Romanen, das punctum saliens breiter als Dukatengold geschlagen wird. In der Schilderung der Puritaner gerâth Cooper in ein W. Scott'sches Gebiet. Wenn man aber schon diesem Letztern vorwirft, daß er nicht immer tief genug in das Thema eingeht, was soll man von Cooper sagen? Allein Tiefe ist auch nicht seine Absicht, sondern Wahrheit der Darstellung des von der Oberfläche abgeschöpften Lebens, und seine Puritaner werden die Lesewelt so gut interessiren wie einstmals die auf den Moorhaiden Schottlands an den Pentlandshügeln. Und will Cooper mehr als interessiren? An spannenden, pikanten Situationen fehlt es auch nicht; und die wunderbare Lebensrettung der Belagerten im brennenden Thurm, indem sie in den Brunnen hinabsteigen und so die Flammen über sich toben lassen, ist auch sogar durch ein neuliches Ereigniß in Wien als möglich dargethan. Eine stille Wehmuth regiert durch die Geschichte, wie wir sie in allen Erzählungen, die in den amerikanischen Wäldern spielen, wiederfinden. Die Indianer heißen ja auch a sad people, und ihr Schicksal — zu verschwinden, spurlos zu verschwinden, läßt in der That wenig Raum zur Heiterkeit.

Die Uebersetzung ist correct, lesbar und sichtlich mit Fleiß gearbeitet, obschon sie nicht den Grad anmuthiger Leichtigkeit gewonnen hat, der die Arbeiten Lindau's, W. Müller's, in seinen letzten Uebersetzungen auch die Spiker's und Anderer empfiehlt. 20.

Notiz.

Geschichte der spanischen Baukunst.

Von Cean Bermudez, einem der ausgezeichnetsten spanischen Gelehrten und, nebenbei bemerkt, einem jetzt bereits 80jährigen Greise, ist unlängst in Madrid der 1. Band einer „Geschichte der Architektur und Architekten Spaniens" erschienen, die, vollendet, das Ganze der spanischen Baukunst von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage enthalten wird. Ursprünglich rührt das Manuscript zu dem 1. Bande von dem gelehrten span. Geistlichen Llaguno y Amirola her; doch hat Bermudez durch die vielen Verbesserungen und Zusätze sich gewissermaßen das Recht der Vaterschaft an diesem Buche erworben. Für die Wissenschaft selbst verspricht dieses Werk um so mehr Ausbeute, da Spanien durch seine Schicksale im Laufe der Zeiten, gerade in Hinsicht der Baukunst, zu den interessantesten Gegenden Europas gehört. Nach und nach beherrscht von Phöniciern, Karthagern, Römern und Arabern, sind Denkmale von allen diesen in Ursprung, Sitte und Sprache so verschiedenen Völkern übriggeblieben, und das 15. Jahrh. und die darauffolgende Periode der Macht und des Glanzes der span. Monarchie gaben den Künsten in jenem Lande einen Aufschwung, von dem jetzt freilich keine Spur anders mehr als in den Denkmalen der Baukunst geblieben ist, die noch heutigen Tages ein Stolz der Nation und die Bewunderung aller Kenner sind. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 177. — 26. Juni 1830.

Neuere ungarische Literatur.

Bei der dem Deutschen angeborenen Begeisterung für alles Fremde könnte man sich wundern, daß die ungarische Literatur bisher noch nicht mehr bei uns in die Mode gekommen und zu einem neuen Zweig der Industrie für Uebersetzer und Uebersetzungsfabriken geworden ist, wenn nicht die Sprache dieser Literatur immer so wenig im Verkehr mit dem übrigen europäischen Culturleben gestanden, daß es bisher wol nur Ungarn selbst gewesen, wie Graf Mailáth, Gaal u. A., die den Versuch machen konnten, von den reichen poetischen Schätzen ihres Vaterlandes in deutscher Uebersetzung Kunde zu bringen. Eine vollständigere Kenntniß als die bisher erschienenen einzelnen Dichterproben aus Ungarn gewährt das ebenfalls von einem Landsmann dieser Literatur veranstaltete „Handbuch der ungarischen Poesie, in Verbindung mit Julius Fenièry, herausgegeben von Franz Toldy" (2 Bände, Pesth u. Wien, in Commission bei G. Kilian u. K. Gerold, 1828), sowie dessen „Blumenlese aus ungarischen Dichtern in Uebersetzungen" (daselbst), worin uns, äußerlich nach dem Vorbilde der Ideler-Nolte'schen Handbücher bearbeitet, eine Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den bedeutendsten ungarischen Dichtern, begleitet mit gedrängten Nachrichten von deren Leben und Schriften, nebst einer einleitenden Geschichte der ungarischen Poesie und einer Sammlung deutscher Uebersetzungen ungarischer Gedichte, mit einem dankenswerthen Fleiße dargeboten wird. Wir überblicken hier das Ganze einer Nationalliteratur, die eigenthümliche Entwickelungsstufen durchlebt hat, unterstützt von einer äußerst biegsamen, poesiefähigen Sprache, die in den verschiedenen Schulen, welche in der ungarischen Literatur nach einander hervorgetreten, auf mannichfache Weise ebensowol für die Aufnahme antiker Formen als südlicher Rhythmen und Maße ausgebildet worden. Das Geschick der ungarischen Sprache für die antike Metrik geht schon aus dem einen prosodischen Grundgesetz derselben hervor, das sie mit der lateinischen gemein hat, nämlich die Position, sowie sie auch durch die Accentuirung der Vocale einen bestimmtern Ausdruck erhalten soll, als selbst der lateinischen möglich ist (vgl. Toldy a. a. O., Bd. I, S. XXIV). Ein vollkommener Hexameter ist deshalb unter den neuern Sprachen vielleicht nur in der ungarischen auszuführen, und die Ungarn lieferten, fast gleichzeitig mit den Italienern, schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Distichen, die bei ihnen zuerst Erdösi (auch Sylvester genannt) mit ausgezeichnetem Glücke versucht hat. Der pseudonyme Herausgeber unsers vorliegenden Handbuches, der, seinem Beruf nach eigentlich ein Jünger des Hippokrates, seine Mußestunden auf die Aesthetik wohl angewandt hat, berichtigt bei dieser Gelegenheit den Irrthum eines Artikels im „Conversations-Lexikon", worin davon die Rede ist, daß neuerlich 2 ungarische Dichter auch ungarische Hexameter versucht hätten, da sich seine Landsleute doch nun schon seit beinahe 300 Jahren dieser Versart bedienten.

Die neuere ungarische Poesie hat vornehmlich 3 Entwickelungsstufen gehabt, die ihre Bildung begründet haben, unter denen zuerst die sogenannte französische Schule sich das Verdienst erwarb, Glätte und Correctheit der Form zu erstreben. Bessenyei, der geistreichste, fruchtbarste und selbständigste derselben, lieferte Dramen (einen „Attila", „Buda", „Hunyadi"), die ganz nach französischen Mustern gearbeitet waren und nichts Eigenthümliches enthielten. Jedoch gebührt ihm der Ruhm, zuerst die Zriny'sche Stanze aus der ungarischen Poesie verdrängt und dafür den französischen Alexandriner, der insofern für einen Fortschritt gelten konnte, eingesetzt zu haben. Zriny'sche Stanze nennt man nämlich in Ungarn die 4zeilige Strophe, worin jede Zeile 12 Sylben zählt und alle 4 durch denselben Reim verbunden sind. Ein älterer ungarischer Dichter, Zrinyi, des sigeter Leonidas Enkel, der im J. 1651 mit einer „Zrinyade" auftrat, worin er Szigets Fall und den Tod seines Ahnen besingt, war nicht der erste, aber der trefflichste ungarische Dichter, der sich ihrer bediente. Uebrigens heißt auch jeder Vers ohne Sylbenmaß Zriny'scher Vers (Toldy, I, S. XXIX). Den französirenden Dichtern folgte die sogenannte lateinische Schule, welche der ungarischen Poesie die antiken Formen mit Glück aneignete. Die beiden classischen Zierden dieser Schule sind Virag und Kazinczy. Der Geist, die Empfindung der Alten läßt sich nicht reiner auffassen, nicht eigenthümlicher wiedergeben als in den Oden Vi-

der; sie sind ernst, kräftig, ruhig, klar und correct. In Kazinczy's Oden spricht aber nur der Mensch, nicht der Bürger, da Virag, oft von Vaterlandsliebe durchbebt, die Laute ergreift. Kazinczy's werden wir noch unten ausführlicher gedenken, da seine Blütenperiode später fällt und bis in die Gegenwart hereinreicht. Er bildet gewissermaßen den Uebergang zu der neuen Schule, welche damit begann, den Reim und das Sylbenmaß zu verschwistern, und in der die ungarische Poesie ihre Culminationsepoche erlebt. Von dem zuvor genannten Virag, dem ungarischen Horaz, der noch gegenwärtig in Ofen in rastloser literarischer Thätigkeit lebt, theilen wir eine Ode in der deutschen Uebersetzung des Grafen Mailáth mit:

Beruhigung.

Des wilden Thraziens rohen Bewohnern wird
Des süßen Weines Becher zu Gift; und sie
Ergreifen wüthend ihre Säbel,
Schlagen sich klaffende Todeswunden.

Ihr, die die Mutter nährte mit friedlicher,
Mit zarter Milch, was lärmt ihr so närrisch, was
Beginnet ihr so wildes Streiten?
Setzet euch ruhig; genug des Kampfes!

Du froher Harfner, Sohn der erfreulichen
Gesänge, sing' das Lied, das dein Mädchen liebt;
Der Mond wird nicht mehr lang' hier unsre
Becher belachen, so sing' es eilig!

Der schöne Wandler grüßt schon zum Abschied uns,
Und eilig rollt vom Himmel sein Wagen ab;
Er fühlt vielleicht es, daß, von trüben
Wolken verdüstert, der Tag erscheinet.

Unter den Jüngern der neuen Dichterschule tritt uns zuerst Csokonai als merkwürdig entgegen, der unter der Leitung Kazinczy's seine poetischen Studien machte. Er strebte nach einer populairen Lyrik und hat in seinen zahlreichen Schriften, die ihm den Namen eines Vielschreibers erwarben, besonders für das Niedrigkomische das meiste Talent gezeigt. Ein geistreicher ungarischer Literator und Dichter, Kölcsey, hat ihn mit unserm Bürger verglichen, und wirklich scheinen Beide sowol in ihrem Charakter als in dem eignen Misgeschick, das Populaire mit dem Pöbelhaften zu verwechseln, viel Aehnlichkeit mit einander zu haben. Der erste ungarische Dichter, dem es gelang, auf die ganze Nation zu wirken, war Alexander Kisfaludy, der im Anfang unsers Jahrhunderts mit seinem „Himfy" auftrat, dem seine Sagen aus der ungarischen Vorzeit, sein „Gyula", ein episch-lyrisches Gedicht, und mehre dramatische Werke folgten. „Himfy's Liebe", eine Reihe lyrischer Darstellungen der unglücklichen und glücklichen Liebe Himfy's, in 28 Gesängen und 400 Liedern, war so sehr im besten Sinne ein Volksbuch, daß es in den Hallen der Gelehrten wie auf den Toiletten der Damen eine gleich enthusiastische Aufnahme fand und die ganze Nation für den vaterländischen Dichter begeisterte, dessen Poesie zugleich einen vollkommen ungarischen und nationalen Charakter hat. Toldy sagt von diesem Dichter: „Die Eigenthümlichkeit der Kisfaludy'schen Lyrik ist jene hell auflodernde Flamme des Gefühls, die zündend um sich schlägt und Alles bedeckt; eine fruchtbare, höchst lebendige Phantasie, die rastlos in der ganzen Natur umherschweift, Alles in den Kreis ihrer Individualität hineinspielt, um ihm hier seine Deutung zu geben; daher ist Kisfaludy voll von Bildern und Vergleichen, äußerst gewagt und echtpoetisch, seine Malereien voll der kühnsten Farbenmischungen. Charakteristisch ist seine Liebe zu Antithesen, wodurch er das Gefühl in steter Bewegung erhält, Schmelz (?) und Leidenschaft wechseln läßt".

(Der Beschluß folgt.)

Die „Sämmtlichen Schriften von A. von Tromlitz" erscheinen seit 1829 in der Arnold'schen Buchhandlung in 16. (Preis für 10 Bändchen 5 Thlr.). Schon sind 18 Bändchen gedruckt, und wir haben noch über keins gesprochen. Zufällige Ursachen haben dies verschuldet. Jetzt wollen wir wenigstens über die ersten 4 Bändchen unsere Meinung hier aussprechen. Sie enthalten: „Die Pappenheimer, ein historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, von A. v. Tromlitz. Erste Abtheilung: Die Berennung Magdeburgs. Zweite Abth.: Die Zerstörung Magdeburgs. *Dritte Abth.*: Die Schlacht bei Leipzig. Vierte und letzte Abth.: Die Schlacht bei Lützen". Man kennt David's schönes Gemälde — sein letztes, wenn wir nicht irren —: Mars, den Venus, Amor und die Grazien entwaffnen. Es gehört der classischen Schule an. Hier ist ein ähnliches Bild aus der romantischen Schule und, wenn wir nicht irren, das erste größere Gemälde von dem deutschen Maler. Denn wohlgeordnete Gruppenstellung, charakteristische Zeichnung, Licht- und Schattenvertheilung, und der Farbengebung lebendige Frische machen diesen Erzähler zum Maler; Reichthum der Erfindung aber, epische Einheit und der gebildeten Sprache natürlicher Wohllaut erheben ihn zum Dichter. Doch, außer der Befolgung des classischen Gesetzes der Einheit, erinnert nichts in seiner Schöpfung an das Antike. Herr v. Tromlitz stellt vielmehr den Kriegsgott des 17. Jahrhunderts nebst seinem Heldengefolge mitten in dem blutigen Werke des Krieges und die verhängnißvolle Zeit 1631 und 1632 unmittelbar vor unsere Augen; aber die Glutfackel der Zerstörung wird überstralt von einer Liebesflamme, welche, an dem Funken der Bewunderung für Heldengröße entzündet, ein stolzes weibliches Herz tief in des Schicksals Wildnisse verlockt, bis die irdische Flamme in einer Heldengruft erlischt. Doch höher und milder glänzt der sittlich-zarten Liebe sanfter Stern, und über den Gräbern der Leidenschaft, des Wahns, der Schuld wölbt sich endlich wolkenrein der Himmel. So tritt auch hier das Bild der Entwaffnung hervor.

Dieser bilderreiche Irrsaal vielfach verschlungener Begebenheiten ist durch die ganze Gestaltung, durch den Meinungswahn und das Unglück des Zeitalters, wie es war, bedingt; der Verwickelungsknoten selbst wird durch den Charakter der handelnden Personen geschürzt. So spielt die Romantik mit *allen ihren* Farben auf einem festen Boden, auf dem der Geschichte und der Seelenkunde. Des Weidmanns zauberische Kunst und ein gespenstisches Weib treten nicht zwecklos in dem Vordergrunde des wilden Getümmels der Kriegerscharen auf, und man erlebt es mit, wie in jener blutig zerrissenen Welt ein blinder Kirchenglaube die kräftigsten, selbst edle Gemüther verstrickt. Hier erkennt man, wie dort in Wallenstein's Lager, das treue Bild jener Zeit, nur weiter auseinandergebreitet, doch nicht so umständlich breit, wie Walter Scott uns sein altes Schottland zeigt. Der gegebene Raum und die zugemessene Spanne der Wirklichkeit — Magdeburgs Schicksal und der Tag von Lützen — beschränkten die Willkür des Dichters und wiesen ihn auf lange, ernste Studien hin. Er war aber auch vor manchem Andern dazu berufen. Selbst Soldat, hat Herr v. Tromlitz den Krieg

in mehr als einem Heerlager und unter verschiedenen Völkerfahnen gesehen und durchlebt. Er kennt die Gegend und hat gute Skizzen sich gesammelt; er kennt die Chroniken und hat Personen und Sachen scharf angeschaut. Daher die frische Wahrheit seines Gemäldes; daher seine — manchmal nur zu sichtbare — Sorgfalt in der Zeichnung des individuellen Lebens.

Im Allgemeinen hat Hr. v. T. nicht allein den reinhistorischen Stoff der Vergangenheit als den seinigen behandelt, sondern auch den reichen von ihm erfundenen Stoff an jene große Zeit, und, was hier noch schwieriger war, sowol an die Persönlichkeit und den Charakter der historischen Gestalten (Pappenheim, Wallenstein, Tilly, Holk u. A. m.) als auch an die von ihm geschaffenen Charaktere und Gestalten (Hohendorf, Anna, dann Manfried, Hedwig, La Croix) und selbst an die Maschinenrollen mit sicherer Hand angeknüpft. In seinen Charakteren ist ebenso viel Natur und Wahrheit als Mannichfaltigkeit in ihren Gegensätzen; sie sind bestimmt gezeichnet und, ohne gesuchte Originalität, nichts weniger als alltäglich; selbst die gemeine Welt ist hier von einer anziehenden Seite aufgefaßt. Neben dem in seiner stolzen, leidenschaftlichen Haltung dennoch adeligen Pappenheim steht der edlere, klare Hohendorf; in Jenem tritt gewaltig der Held, in Diesem siegend der reinere Mensch hervor. Anna steht vor uns, eine hohe, kühne Jungfrau, aber unterjocht von der Begeisterung für ein Heldenideal, worin wir nicht nur nichts Unnatürliches, sondern die lautere, psychologische Wahrheit sehen; neben ihr Hedwig, ein echt weibliches Wesen, sanft emporgehoben durch ihre reinsittliche Natur. Doch überall zieht das Menschliche seine Schranken, so hier um die edlere Kraft, so dort um die Verirrung der Schwäche und der Leidenschaft.

Eine lebendige Schilderung von Ort und Zeit begleitet den raschen Gang der vielverzweigten Handlung; so umgibt das Laub den Baum, ohne ihn zu verhüllen; nur in der Ausführung des Beiwerks wird man bisweilen an das Technische der niederländischen Genauigkeit erinnert: doch wie verschwindet alles Kleine in der Lebensfülle des Ganzen! Von Außen mischt sich keine Betrachtung ein; die Handlung spricht; es reden die Menschen, welche wir vor uns sehen. Der Dichter selbst zeigt sich kaum auf Augenblicke, z. B. in der schönen Wendung (IV, 158) am Schlusse der Schlacht bei Lützen: „Aber mit dem Führer war ihr Stern untergegangen. Die Regimenter wurden vernichtet; auf dem Schlachtfelde von Lützen ging der gefeierte Name der Pappenheimer unter, bis er in dem Gesange jenes hochgefeierten Dichters der Nachwelt wieder erstand".

Doch wir wollen keine Stelle aus ihrem Zusammenhange reißen. So erhält der einfache Schluß (IV, 175) seine tiefe, seine heilige Bedeutung nur durch das Ganze, in dessen hohem gothischen Kreuzgewölbe er gleichsam den Schlußstein bildet: „Hohendorf und Hedwig lebten in den Stürmen der vielbewegten Zeit ein heiteres, aber auch sorgenschweres Leben. Der Friede, der endlich Deutschlands Fluren wieder segnete, kehrte auch bei ihnen ein und gesellte sich zu dem stillen Frieden ihres reinen Gemüthes. Freundliche Knaben umspielten den Greis, die Tochter ward das Ebenbild der Mutter. Der Segen des Herrn begleitete die Frommen, welche, obschon im Glauben verschieden, doch mit vereinigtem Herzen zu Gott beteten". Unter vielem Einzelnen, das auszuzeichnen wäre, machen wir die Leser auf die mit Meisterhand entworfene Unterredung Wallenstein's und Pappenheim's (IV, 127 fg.) aufmerksam; beide Helden zeichnet jedes Wort. In der kriegsgeschichtlich genauen Schilderung der Schlachten von Leipzig und von Lützen, welche nothwendig in Pappenheim's Leben gehört, hört man keinen Kriegsbericht; dennoch sieht man ein treueres, kräftigeres Bild vor sich, als unsere Schlachtenmaler mit Farben hervorzuzaubern vermögen. Bedeutende Züge, welche gleichsam in die Zukunft blitzen, hat der Dichter am rechten Orte mit wenig Worten angedeutet, so in des sterbenden Pappenheim's letztem Worte an Wallenstein: „Bleibt Gott getreu und Euerm Herrn!" (IV, 172.) Wir bemerken noch über den Plan des ganzen Gemäldes, daß schon die 3 ersten Abschnitte der ersten Abth. uns mitten in die äußere und innere Welt versetzen, deren Wechselspiel, gegenseitig sich bedingend und erklärend, vor uns entfaltet werden soll, und daß Alles, labyrinthisch ausgebreitet, dennoch raschen Schrittes forteilet bis zum Schlusse, wo das Verworrene sich auflöst, wo der Tod die Schlacken menschlicher Schwäche, irriger Ansichten und ungezügelter Kräfte abstreift, wo das Gute wie lauteres Gold vor das zurückschauende Auge tritt, und das Gemüth, endlich versöhnt mit den Schlägen des Schicksals, beruhigt zum Himmel aufblickt.

Darf der Verf. dieser Beurtheilung von sich ein Wort noch sagen, so gesteht er frei, daß er das Antike und Classische dem Romantischen vorzieht, ohne darum bei den wahrhaft poetischen Erzeugnissen der Romantik gleichgültig zu bleiben. Das vorliegende Gemälde gehört in diese Reihe, und ein Urtheil, welches sich dagegen erklären sollte, könnten wir nie unterschreiben; ganz ungereimt aber finden wir den Vorwurf, daß Hr. v. Tr. uns zu lange auf dem Boden des dreißigjährigen Krieges herumführe. Wenn doch Jeder so uns nur da herumführte, wo er zu Hause ist! Und ist dieser Boden nicht etwa reich genug, um viel zu ernten? Doch die Zerstückelung des Ganzen in den Blättern der „Abendzeitung", wo Viele diesen historischen Roman zuerst gelesen haben, kann jenen Ausruf der Ungeduld erklären; denn dadurch wurde gerade der große Vorzug dieses Gedichts, die epische Einheit desselben und die feste Charakterzeichnung, der Aufmerksamkeit des Lesers entrückt; wir wenigstens bekennen, daß uns unter so vielen Schönheiten der „Pappenheimer" jene Einheit und die Charakteristik der Hauptpersonen am meisten angezogen und festgehalten haben. 22.

Alexander Gribojedof als Schriftsteller.

Ein diesjähriges Heft des russischen Journals: „Sohn des Vaterlands", enthält einen kurzen Lebensabriß des Staatsraths Alexander Gribojedof, russischen bevollmächtigten Ministers in Persien, der bekanntermaßen 1829 bei einem Volksaufstande in Teheran getödtet ward. Wir heben aus demselben diejenigen Notizen heraus, welche darin über die literarische Thätigkeit Gribojedof's gegeben werden. Er studirte auf der Universität in Moskau und war ein fleißiger Zuhörer des Professor Buhle, der damals noch daselbst lehrte. Im Juli 1812 trat er in eins der neuen Regimenter, die während der französischen Invasion formirt wurden, und blieb in Militairdiensten bis 1816. Während dieser Zeit schrieb er ein Lustspiel: „Molodyje Suprugi", d. i. „Die Neuvermählten", welches im September 1815 zum ersten Mal auf dem Theater zu St.-Petersburg gegeben ward. Hierauf verfaßte er in Gemeinschaft mit den beliebten Bühnendichtern Fürst Schachowsky und N. Chmelnizky ein Lustspiel: „Swoja Samja", d. i. „Die eigne Familie", und übersetzte in Gemeinschaft mit A. Gendre aus dem Französischen das Lustspiel: „Die vermeinte Untreue". Im Jahr 1817 ward er im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt und im folgenden Jahr zum Legationssecretair bei der Gesandtschaft in Persien befördert. In Tauris entwarf er 1821 ein Lustspiel: „Gore ot uma", d. i. „Das Elend durch Verstand", welches eine beißende Satyre auf die Sitten der höhern gesellschaftlichen Lebenskreise in Moskau ist. Er vollendete diese Dichtung 1822 in Tiflis und änderte noch Manches darin auf einer Urlaubsreise, die er im J. 1823 nach Moskau und St.-Petersburg machte. Sein Biograph betrachtet dieses Lustspiel als das monumentum perenne seiner literarischen Leistungen. Im J. 1824 erhielt er die Erlaubniß, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise ins Ausland zu machen, blieb aber fast ein ganzes Jahr in St.-Petersburg und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten, zu denen auch eine Uebersetzung des Prologs aus dem „Faust" von Göthe gehört, die in dem Almanach: „Der Polarstern", gedruckt ward. 1825 gab er die beabsichtigte Reise

ins Ausland auf, kehrte nach Grusien zurück und befand sich während des persischen Feldzugs im Hauptquartier des Grafen Paskewitsch-Eriwansky. Nachdem er mit Erfolg bei den Friedensunterhandlungen gebraucht worden war, ward er 1828 zum bevollmächtigten Minister am persischen Hofe ernannt. Sein unglücklicher Ausgang zu Teheran ist aus den öffentlichen Blättern allgemein bekannt. Zu dem Lebensabrisse, den wir hier in einem Auszuge geben, sind einige Briefe Gribojedof's an Freunde in St.-Petersburg gefügt. Einen derselben, in welchem er seine unvermuthete Verlobung beschreibt, theilen wir hier der Eigenthümlichkeit wegen übersetzt mit:

„Bivouac an der Kasantscha an der türkischen Grenze, den 24. Juni 1828".

„Lieber Freund! Ich schreibe Dir unter freiem Himmel, und die Dankbarkeit führt mir die Hand; sonst würde ich auf keine Weise nach einer beschwerlichen Tagereise so saure Mühe über mich nehmen. Ich weiß wol, weiß es sehr gut, wie ungeheuer meine Aufträge Dich langweilen müssen. Kaufen, Bestellen, Versenden! — — Ich habe aus Wladikawkas Dir die Einnahme von Kars gemeldet. Seit der Zeit bin ich nach Tiflis gekommen. Die Pest, die sich in dem Heere gezeigt, hielt mich auf. Ohne Nachricht vom Grafen Paskewitsch, setzte ich auf Gerathewohl meine Reise zu ihm fort. In einem engen Thal, durch welches der Alget fließt, konnten die Pferde nicht mehr fort. Ich nächtigte im Fluß, ärgerte mich, überließ die Wagen ihrem Geschick, kehrte nach Tiflis zurück, kaufte Reit- und Packpferde und sandte einen Eilboten an den Grafen. Dies war am 16. Juni. An demselben Tage speiste ich bei meiner alten Freundin A** und saß bei Tische Nina Tschewtschewadsew gegenüber, sah sie fortwährend an, ward nachdenklich, das Herz schlug ungestüm. Ich weiß nicht, ob die Mühseligkeiten des Amtes, jetzt eines sehr wichtigen, oder andere Umstände mir eine außergewöhnliche Entschlossenheit gaben; genug, als wir vom Tische aufgestanden, nahm ich Nina bei der Hand und sagte: „Venez avec moi, j'ai quelque chose à vous dire!" — Sie folgte wie immer und glaubte gewiß, ich führe sie zum Claviere; es fiel aber anders aus. Das Haus ihrer Mutter ist dicht daneben, wir gingen dorthin, traten in ein Zimmer, meine Wangen brannten, der Athem stockte, ich weiß nicht, was ich zuerst sagte, aber ich sprach immer lebhafter und lebhafter; sie fing an zu weinen, dann zu lachen, hierauf eilten wir Beide zur Mutter, zur Großmutter und zu A***, ihrer zweiten Mutter. Man segnete unsern Bund, und ich sandte einen Kurier nach Eriwan an ihren Vater mit Briefen von uns Beiden und den Anverwandten. Unterdessen waren Pferde und Packsättel fertig, Alles zur Weiterreise auf Kriegsfuß eingerichtet. In der zweiten Nacht hierauf brach ich auf, noch außer mir selbst über das Alles, was unterdessen mit mir vorgegangen war. Unterwegs erhielt ich einen fliegenden Brief vom Grafen Paskewitsch, mit der Nachricht, daß er eine Bewegung auf Achalkalak mache. In Gumra ereilte mich ein Bote von Nina's Vater, Fürst Tschewtschewadsew, der mich und seine Tochter und unsere Liebe segnet. Ich ziehe jetzt mit 4 Compagnien Infanterie, 100 Reconvalescenten und einigen Kosacken auf Achalkalak; große Schwärme türkischer Parteigänger durchkreuzen unsern Weg, und ich bin jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig u. s. w." 58.

Notizen.

Die Colonie am Guazacoalco im Staat Vera-Cruz.

Die Regierung von Vera-Cruz gab vor einigen Jahren an den ehemaligen französischen Deputirten Laisne de Villeveque und den Kaufmann Giordan, unter der Bedingung, 500 Familien von Ansiedlern verschiedener Nationen in dem Zeitraum von 3 Jahren herbeizuführen, einen bedeutenden Flächenraum an dem rechten Ufer des Guazacoalco, 18 Stunden aufwärts von dessen Mündung in den mexikanischen Meerbusen, unter dem 17. Breitengrade, zur Colonisation. Es haben sich seitdem bereits eine ansehnliche Menge Familien, besonders deutsche, dort angesiedelt, und es dürfte daher nicht uninteressant sein, einiges Nähere über diesen District sowol als das Land überhaupt zu erfahren. Der Guazacoalco ist durchaus schiffbar und bietet den besten Hafen an der Küste. Die Gegend umher hebt sich ziemlich steil empor, sodaß das Land schon in einer Entfernung von 15 Stunden vom Meere an 200 Toisen über dem Wasserspiegel liegt. Die Nähe der immer mit Schnee bedeckten Berggipfel des Isthmus erhält die Temperatur in mittelmäßiger Höhe; sie wechselt in den warmen Monaten zwischen 16—18°, während der andern Jahreszeit zwischen 10—18°. In einer Entfernung von 10—12 Stunden ist die Küste für Fremde ungesund und wird auch blos von Eingeborenen bewohnt; weiterhin ändert sich dies. Der Boden der Colonie ist außerordentlich fruchtbar; Waldungen von Cedern, Tannen, Eichen, Acajou und Farbehölzern bedecken das Land; Baumwolle, Taback, Indigo, Vanille, Zuckerrohr, Kaffee, Pfeffer, Cochenille, Oliven, Reis, Gerste und andere Getreidearten gedeihen hier vortrefflich. Der Reis gibt 2 Ernten jährlich, der Mais 3. Die Schönheit und Gesundheit des Klimas dieser Gegend wird gleichfalls von Alex. Humboldt gerühmt; ohne die unvertilgbare Trägheit der Einwohner müßte dieses Land, noch besonders durch seine Lage zur Ausfuhr begünstigt, das reichste auf Erden werden. Der Guazacoalco selbst ist ein sehr fischreicher Fluß; seine Ufer sind mit Schildkröten bedeckt, deren Eier man sammelt, und die sehr gut sind. Eine große Menge wilder Enten von verschiedenen Arten, Gänse, Wasserhühner u. a. Schwimmvögel bedecken ihn in vollem Sinne und bieten den Reisenden einen gewissen und reichen Unterhalt dar. Der Fluß enthält auch Krokodille; die Art ist aber viel kleiner als die, welche man im Senegal und in Gambia findet. Die Haut der Krokodille des Guazacoalco widersteht nicht den Kugeln, auch sind sie viel furchtsamer; sie fallen den Menschen nicht an, und man hat nicht wie in Afrika den Verlust eines Armes zu fürchten, den man zur Pirogue heraushängen läßt. Uebrigens ist diese Art Krokodille keine besondere Eigenthümlichkeit des Guazacoalco; der Mississippi, der Amazonenstrom und alle unter der heißen Zone gelegenen Flüsse Amerikas enthalten deren eine große Anzahl. In Neuorleans hat man das Mittel erfunden, die Haut der Krokodille zu gerben und sehr geschätzte Sättel daraus zu machen. In einem seitdem gedruckten Briefe, welchen der Abbé Baradère, Titularcanonicus der Kirche zu Tarbes, kurz nach seiner Rückkehr aus Mexico an den einen Unternehmer, Hrn. Laisne de Villeveque, schrieb, schildert dieser dies Alles ausführlich und fügt eine Menge höchst beachtenswerther Rathschläge für Diejenigen bei, welche Lust hegen, sich in jenen Gegenden niederzulassen.

Gold- und Platinaminen in Rußland.

Im Jahr 1828 betrug die Ausbeute der der Krone zuständigen Goldminen 87 Pud, 27 Pfd. und 37$\frac{3}{4}$ Sol., die Privatpersonen gehörigen gaben in derselben Zeit 203 Pud, 16 Pfd., 18 Sol. her. Aus den Platinaminen der Krone wurde im genannten Jahre erbeutet: 3 Pud, 25 Pfd., 71 Sol., aus denen von Privatpersonen: 90 Pud, 7 Pfd., 48 Sol. Aus einer Vergleichung der Ergebnisse der Minen in jenem Lande in den Jahren 1825—28 geht hervor, daß, mit Ausnahme 1826, der Ertrag jedes Jahr gestiegen ist, und daß im Ganzen im Lauf dieser 4 Jahre 1042 Pud, 6 Pfd., 24 Sol. Gold, und 143 Pud, 25 Pfd., 77$\frac{1}{2}$ Sol. Platina gewonnen worden sind. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 178. — 27. Juni 1830.

Neuere ungarische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 177.)

In diese Zeit fällt eine merkwürdige Epoche der ungarischen Sprache, nämlich die Spracherneuerung, die um so charakteristischer ist, weil sie von den Poeten und nicht von den Grammatikern ausging, wie es überall in einer lebendigen Sprache, die sich nicht schulmeistern läßt, der Fall sein sollte. Alexander Kisfaludy strotzt von Neuerungen, denn er mußte beim Reichthum seiner Phantasie die Sprache oft zu enge finden. Alles Das fand das Publicum natürlich und überging es mit Schweigen. „Die Büchersprache", sagt Toldy hierüber, „ward nach und nach an Wörtern und Redensarten reicher, aber, einzelne Schriftsteller ausgenommen, im Ganzen noch nicht scharf genug von der Sprache des Lebens geschieden. Die Schranken, welche die Furchtsamkeit engbrüstiger Pedanten jener aufdrang, sollten durchbrochen und gezeigt werden, wie sie durch echte Orthologie, verbunden mit rationeller Neo- und Xenologie, welche stets dem Schönen, als dem obersten Postulat eines Schöngeistes, entsprechen muß, der Alltäglichkeit entrückt, edler, reich, mannichfach, jedem Gegenstande eigenthümlich angeschmiegt werden und jede ästhetische Form gebundener und ungebundener Rede aufnehmen könne. Dieses Werk war Kazinczy aufbehalten. Er wußte wohl, daß dieser Zweck langsamen Schrittes nicht zu erreichen ist; eine allgemeine Gährung mußte hervorgebracht werden, Parteien mußten sich erheben, die Sache von allen Seiten zu beleuchten, zu entwickeln. Kühn mußte das Werk begonnen werden, die Aufmerksamkeit des Publicums zu erregen, damit es, indem es dem philologischen Streiter sein Ohr lieh, selbst an Kenntniß der Sache gewinne. So sollte zugleich der Zweck erreicht werden, der neu zu begründenden Epoche in der Literatur auch ein Publicum zu schaffen. Dieses zu erreichen, schien Kazinczy der Weg der Uebersetzungen der verschiedenartigsten classischen Werke des Auslandes der tauglichste und am schnellsten wirksamste zu sein. Nur auf diesem konnte er zugleich die Mannichfaltigkeit des Gegenstandes und der Tonarten erreichen". Nachdem Kazinczy zu diesem Ende zuvor durch satyrische Episteln mit Spott und Witz die Schattenseiten der ungarischen Literatur und Literatoren angegriffen und die Gemüther zum Kriege vorbereitet hatte, ließ er seine 9 Bände Uebersetzungen erscheinen, die Sterne und Marmontel, Göthe und Wieland, Geßner und Ossian u. s. w. jeden in seinem eigenthümlichen Charakter wiederzugeben suchten. Seine Gegner vermehrten sich zwar Anfangs täglich; indeß schlossen sich die besten Köpfe der neuen Generation dem Veteran an und haben, bei steter Abnahme der Opposition, bis jetzt schon seinen Ansichten über Sprachcultur die Oberhand gewonnen. Kazinczy war zugleich der Erste, welcher die ungarische Poetik mit der Sonettenform bereicherte und auch zu dem Versuch veranlaßte, die andern südlichen Rhythmen der Sprache anzueignen. Mit welchem ausgezeichneten Glück er sich im Sonett bewegte, möge folgendes, in welchem die zarteste Harmonie von Inhalt und Form gelungen ist, in der deutschen Uebersetzung vom Grafen Mailáth darthun:

Mein Lebenskahn.

Leicht schwebt mein Lebensnachen seine Bahn,
Durch Wirbel fort, durch steile Klippen hin,
Ob Wogen dräun, ob Stürme ihn umziehn,
Er scherzt im Wetter, das ihn oft umfahn.

Die Gattin führ', die Kleinen ich im Kahn,
Der Süßen Küsse weicht der Stirne Glühn.
Am Mast verschlungen Myrth' und Harfe blühn,
Vom Segel wehn mich Zaubertöne an.

In trübes Dunkel hüllt mein Pfad sich wieder,
Ein schöner Stern blickt liebend auf mich nieder,
Auf seinen Stralen naht ein heil'ger Glaube.

Hinan! hinan! ich bebe keinem Dräuen!
Kronion läßt dem Unglück nicht zum Raube
Den Liebenden, den Sänger und den Treuen.

In dieser neuen Periode der ungarischen Poesie ist sodann auch besonders **Karl Kisfaludy** als der erste bedeutende ungarische Dramatiker zu nennen, der, wie Toldy sagt, im Jahr 1819 u. 1820 den Beifallssturm, den die Werke seines Bruders Alexander 20 Jahre früher erregten, im Publicum und vielleicht in gesteigertem Maße erneuerte, da er von der Bühne herab lebendiger die Gemüther ansprechen konnte. Karl Kisfaludy scheint ein ungarischer Lope de Vega zu sein, und das Talent der Schnelligkeit, welches er mit dem Spanier gemein hat, geht so weit, daß er z. B. sein

Drama: „Ilka", in Jamben und 5 Akten, in einem Zeitraum von 4 Tagen, und ein anderes: „Stibor", in 10 Tagen schrieb. Der Enthusiasmus, womit vornehmlich seine Lustspiele, in denen seine Muse am glänzendsten auftrat, aufgenommen wurden, ist auch aus dem Umstande begreiflich, daß vor ihm auf dem ungarischen Repertoire nichts als nationalisirte Komödien der Franzosen und Deutschen vorkamen. Da erschienen seine „Rebellen" und „Brautwerber"; erstere durch eine Clauren'sche Erzählung veranlaßt, in der Ausführung aber ganz originell, löst auf geniale Weise die Aufgabe, das Komische der Meinungen und Handlungsweise der ungarischen Landbewohner zu schildern; das zweite bildet ein Gegenstück dazu und ist aus dem ungarischen Stadtleben herausgegriffen. Nicht mindern Beifall fand seine Posse: „Als es knallte, hätt' ichs nicht geglaubt". Mit diesen Stücken schließt die erste, auch an vielen historischen und tragischen Dramen reiche Periode von Kisfaludy's Wirken, die er, ohne Bedacht und nur den Zuflüsterungen seiner großen Fähigkeiten folgend, durchlief. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher er arbeitete, würde ihn wahrscheinlich zur charakterlosen Vielschreiberei verleitet haben, hätte er nicht Freunde gefunden, die ihn zum Studium der Kunst und Sprache aufregten. Auch schien es nur eines Winkes zu bedürfen, denn schon nach einem Jahre erschien er in seiner „Aurora" nicht nur selbst als wahrer Künstler, sondern zugleich als Concentrator der edelsten Kräfte zur Begründung einer Kunstschule. Diese „Aurora", ein perennirender Musenalmanach, den er im Verein mit den bedeutendsten Koryphäen des Vaterlandes begründete, ist nun bereits seit 7 Jahren das gelesenste ungarische Buch, in dem in jeder Hinsicht, besonders von Kisfaludy selbst, Ausgezeichnetes geliefert worden, auch Novellen und komische Erzählungen, worin Kisfaludy ebenso sehr wie als Bühnendichter Treffliches leistete.

In der „Aurora" trat auch Kölcsey auf, der zuerst die echte Ballade und Romanze in die ungarische Poesie verpflanzte und in beiden Gattungen bei seinen Landsleuten für ein unübertreffliches Muster gilt. Nicht minder bedeutend als seine poetischen sind auch seine theoretischen und kritischen Schriften. Toldy sagt von ihm: „Alle übertreffend an Lieblichkeit der Phantasie und Wärme des Gefühls, ist er mit Himfy (Alexander Kisfaludy?) der gewandteste im Ton und Bau des Liedes. Seine Poesie löst sich im Ganzen zuletzt nur in Sehnsucht auf; dennoch ist er von jeder Monotonie entfernt, da ihm stets neue, süße Töne, anziehende Bilder in Fülle zu Gebote stehen, und jedes seiner Lieder hat einen eignen, einwiegenden Zauber u. s. w." Andere ihm verwandte Dichter sind Bajza, ein glücklicher Nachahmer der Göthe'schen Lyrik; Bartfay, ein Sonettendichter; Szenwey, ein philosophischer Lyriker, der unsern Schiller studirt hat, und besonders Vörösmarty, dessen phantasiereiche Gedichte einen vielseitigen Charakter verrathen. Helmeczy soll gegenwärtig mit einer Uebersetzung des Shakspeare beschäftigt sein.

Bei Weitem weniger reich als die Lyrik ist die dramatische Literatur der Ungarn, und besonders für das Lustspiel hat, außer Karl Kisfaludy, Niemand etwas Erwähnungswerthes geleistet, was, nach Toldy's Ansicht, vornehmlich dem Mangel einer auf sichern Fuß gestellten Nationalbühne, die so höhern Kunstfoderungen, entsprechen könnte, zuzuschreiben ist. In Ungarn und Siebenbürgen sollen gegenwärtig über 15 ungarische Schauspielergesellschaften bestehen, deren mehre sich zwar unter ständischem Schutz einzelner Comitate befinden, jedoch sind die Beiträge nicht so bedeutend, daß die Directionen nicht vor allen den sogenannten Cassastücken den Vorzug geben sollten; Miscolcz und Klausenburg haben solid und schön gebaute Schauspielhäuser. Der für die Kunst günstigste Standpunkt wäre Pesth; doch ist, bei allem Eifer und den oftmaligen Aufopferungen Einzelner, eben hier, wo sich die fremde Thalia so sehr eingebürgert hat, wenig zu erwarten, bis es nicht etwa der Nation gefallen wird, auf reichstäglichem Wege eine ungarische Bühne daselbst als ein Reichsinstitut zu begründen (Toldy, S. LXXVIII).

Dagegen hat neuerdings das Epos angefangen, sich in Ungarn der Herrschaft über alle productiven Talente zu bemächtigen und einen Gipfel zu erreichen, der in der modernen Literatur für merkwürdig gelten kann. Im 1. Jahrgang der „Aurora" trat Döbrentei mit seinem „Sieg auf Kenyermezö", einem Epos in 5 Gesängen und in Prosa, auf, das bei manchen eigenthümlichen Schönheiten, im Gang und Ausdruck ganz Ossian nachgebildet, dieser fremdartigen Behandlung wegen noch kein Muster einer ungarischen Nationalepopöe sein konnte; doch genügte es, den talentvollen Szekely zu epischen Versuchen aufzumuntern. Schon im Jahrgang 1823 der „Hebe" (ebenfalls einem ungarischen Musenalmanach) erschien von diesem ein episches Gedicht in 4 Gesängen und Hexametern: „Die Szekler in Siebenbürgen". Bis jetzt sind Czuczor und Vörösmarty die beiden Repräsentanten der ungarischen Epopöe. Ersterer lieferte 2 Heldengedichte: „Die Schlacht bei Augsburg von 910", in 4, und „Der Reichstag zu Arad 1136", in 5 Gesängen; Vörösmarty: „Ungarns Eroberung durch Arpad", in 10 Gesängen; „Die Niederlage der Kumanen auf Cserhalom 1070", in einem Gesang; „Erlaus Belagerung 1552", in 4 Gesängen, und „Das Zauberthal", romantisch-episches Gedicht, in einem Gesang (größtentheils in der „Aurora" gedruckt). Czuczor's „Schlacht bei Augsburg" ist ein Gedicht voll Feuer und ungestümer Kraft, welche aber oft in Schwulst ausartet, dabei einförmig und zu wenig humanes Interesse. Im höchsten Grade hingegen wird dieses durch sein zweites Werk erregt. Er bietet uns hier die herrlichsten Charaktere mit ungemeiner Sicherheit entwickelt dar. Ist Czuczor der reinen Objectivität, Einfalt und Natur der Darstellung, seinen Bildern und Gleichnissen nach der ungarische Homer, so kann dagegen Vö-

rósmarty an Reichthum, Mannichfaltigkeit und romantischem Zauber der Phantasie der ungarische Tasso genannt werden (Toldy, „Handb. d. ungar. Poesie", I, S. LXXXI). 55.

Beiträge zur Geschichte der ehemaligen kurkölnischen und altstadt-kölnischen Verfassung bis 1798, als dem Einführungsjahre der französischen Gesetzgebung. Nebst einem Anhange über die Frei- und Femgerichte, sowie über die Einführung der Inquisition- und Ketzergerichte in Bezug auf die Stadt Köln. Mit vielen, meist noch unbekannten Notizen, von F. E. von Mering. Köln, 1830. 8. 1 Thlr.

Als Ref. die Ankündigung dieser Schrift zuerst sah, vermuthete er in derselben einige schätzbare Notizen und Urkunden aus dem Nachlasse eines kölnischen Patriziers, da die Familie von Mering zu den ältesten Familien im ehemaligen Kurfürstenthume Köln gehörte. Denn es ist ja bereits aus Hüllmann's Schriften bekannt und wird in einem noch höhern Grade aus Lappenberg's Urkundenbuche zu Sartorius's „Geschichte der Hanse" bekannt werden, wie viel Schätzbares die kölnischen Archive enthalten, und wie auch wol in den Privathäusern noch manche, für die frühere Verfassung und Geschichte der Stadt nicht unwichtige Notiz aufbewahrt wird. Aber Ref. hat sich auf das Aergste getäuscht gefunden, denn das vorliegende Büchlein ist nichts anders als ein magni promissor hiatus. Damit stimmt ein Jeder, der dasselbe gelesen hat, hier in Köln überein. Um aber auswärtigen Freunden der deutschen Geschichte und Verfassung die Mühe zu ersparen, ein Paar Stunden der Durchsicht dieses Büchleins — falls es über das Weichbild von Köln hinauskommen sollte — zu widmen, wollen wir hier kürzlich den Inhalt angeben, der unser obiges Urtheil hinlänglich rechtfertigen wird.

Der I. Theil des Buches (S. 1—52) enthält Nachrichten — der Verf. nennt sie vollständige — über das gesetzliche Verfahren in Criminal- und Civilproceduren aus älterer Zeit, sowie über die dabei beobachteten Formalitäten in Ausübung der kurkölnischen als städtischen Gerechtsame (?). Diese Nachrichten sind aus der Verlassenschaft des Oheims des Verfs., Friedrich von Mering, welcher der letzte Grave der Stadt Köln war, gesammelt. Nachdem zuvörderst einige unordentliche Notizen über Schöffen und Schöffengericht beigebracht sind, folgt eine lange Darstellung der Art und Weise, wie Verbrecher, aus dem Gewahrsame des Stadtsenats dem hohen weltlichen Gerichte übergeben, von diesem verhört und zum Tode verurtheilt wurden, sowie über die Art der Vollstreckung. Welche Zeiten der Verf. eigentlich meint, ist nirgends gesagt, da doch die Einsetzung der Gräven und 10 kurfürstlicher Schöffen, welche im Namen des Kurfürsten den Blutbann übten und später den Namen eines Oberappellationsgerichts erhielten, bereits im Jahre 1396 durch den sogenannten Verbundbrief stattfand, aber seine förmliche Einrichtung erst im Jahre 1437 bekam. Viel Neues findet sich hier nicht; dieses Criminalverfahren war ziemlich dasselbe wie in andern deutschen Städten. Was indeß hier beschrieben ist, scheint nur auf die letzten Zeiten vor dem Ausbruche der französischen Revolution zu passen. Große Deutlichkeit darf man jedoch in der vorliegenden Darstellung nicht erwarten und ebenso wenig eine ausreichende Kenntniß der altdeutschen Verfassung. So heißt es S. 20 in einer Anmerkung: „Die Criminaljurisdiction war das wesentliche Zeichen der obern Gerichtsbarkeit, die im alten Placitum nur vom Landesherrn selbst oder dessen Stellvertreter geübt wurde. Die Grenze war entweder ein alter Gau oder mehre Gaue, die das Territorium zusammenschloß". S. 27: „Das Wort Grav, Graf (comes) leitet sich aus unserer altdeutschen Sprache her, worin solches so viel als Richter hieß; es kommt deshalb noch besonders häufig in den alten sächsischen Landrechten vor". Gewiß, eine ganz neue Notiz. Wenn Hr. von Mering neue Bücher läse, so würden wir ihm rathen, Barth's „Urgeschichte von Deutschland" im 2. Theile, oder Leo's „Geschichte von Italien", I, 69, Anm., nachzuschlagen, um sich von seinem großen Irrthume zu überzeugen. Graf ist die einfache Uebersetzung von comes, denn ursprünglich ist es so viel als gafaro oder gefera, woraus denn gerefa oder garafjo ward, und gafaro bedeutet einen Geleitsmann, Gesinde, comes. Ferner heißt es auf S. 27: „Demjenigen, welchem der römische Kaiser eine Burg, Festung oder eine Stadt zum Lehn gegeben, wurde der Name Burggraf beigelegt, welches hauptsächlich und vor Allem bedeuten und bezeichnen sollte, daß ihm die oberrichterliche Gewalt darüber verliehen sei". Ref. glaubt sich der Mühe überhoben, alle Sinn- und Sprachfehler dieser Stelle auseinanderzusetzen. S. 34 lesen wir: „Bekanntlich stand auf der Stelle, wo dermalen die St.-Marienkirche steht, ein römisches Capitol, und späterhin, unter den fränkischen Königen, war in der Nähe dieser Kirche die sogenannte Malstelle, wo die alten Ubier (sic) nach dem damaligen Herkommen ihre Placita hielten, worin nicht nur Prozesse, sondern auch wichtigere Landes- und Regierungsangelegenheiten öffentlich bei versammeltem Volke verhandelt zu werden pflegten". In der That, eine Stelle, die mehrfacher Berichtigung bedarf. Was das römische Capitol auf der Stelle der jetzigen Kirche St.-Maria in Capitolio betrifft, so wollen wir über diese Tradition, die auch an Wallraf („Beiträge zur Geschichte der Stadt Köln", S. 11) einen berühmten Gewährsmann hat, mit unserm Verf. nicht streiten. Aber es ist uns immer befremdlich gewesen, daß hier in Köln soll ein Capitol gestanden haben, da sich in der bei den Römern weit angesehenern Stadt Trier ein solches nicht fand und historisch sich ein solches Capitolium wie in Rom wol nur in wenigen Städten des römischen Reiches nachweisen läßt. Aber auch Tempel hießen oft Capitole, und ein solcher Tempel kann auch in Köln vielleicht an dieser Stelle gestanden haben.

Die folgenden Nachrichten (S. 37—52) betreffen das Erbvogteigericht, das Subdecanalgericht der hohen Metropolitankirche, die Gerichte Arsbach (soll heißen: Airsbach) und Niederich, mehre geistliche Gerichte und das erzbischöfliche Officialat. Für Kölner, welche die Geschichte ihrer Vaterstadt kennen, wird hier schwerlich viel Neues zu lernen sein; andere Freunde der deutschen Rechtsgeschichte werden die Darstellung etwas verworren finden.

Dieser 1. Theil des Buches enthält denn doch wenigstens einige Stellen, die auf Interesse Anspruch machen können; was aber nun folgt, ist eine höchst überflüssige Zugabe. Von S. 53—66 spricht der Verf. über die Frei- und Femgerichte in Bezug auf Köln. Wir gestehen aber, hier seine Tiraden gar nicht begriffen zu haben, und bitten ihn, wenn er sich an diesen Gegenstand noch einmal wagen sollte, erst Eichhorn's „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" (III, 168—209) zu lesen, um doch zu sehen, worauf es bei einer solchen Untersuchung eigentlich ankommt, wozu ihn auch Grimm's „Deutsche Rechtsalterthümer" (S. 793 fg., 829—831 u. a. O.) von vielem Nutzen sein würden. Wigand's neuestes Werk über die Femgerichte scheint Hr. v. Mering noch nicht zu kennen.

Ebenso überflüssig ist die zweite Zugabe über die Inquisitions- und Ketzergerichte in Köln. Ref. weiß, daß sich aus dem kölnischen Archive wol noch manche nicht uninteressante Notiz zur Geschichte der Anfänge der Reformation entnehmen ließe; aber was die Leser hier erhalten, ist nichts als die bekannte Erzählung von der Hinrichtung der beiden protestantischen Prediger Adolf Clarenbach und Peter Flistädt zu Köln, am 28. Septbr. 1529. Diese Begebenheit ist ihrer ganzen Länge nach aus einer alten, sehr selten gewordenen Schrift, die zu Wittenberg im Jahre 1560 gedruckt wurde,

in J. A. Kanne's „Beiträge zur Geschichte der Reformationszeit" (Frkft. a. M., 1812) mitgetheilt und neuerdings in einer besondern Schrift: „Clarenbach's und Flisthdt's Märtyrerthum" (Schwelm, 1829. 8.), beschrieben worden. Wozu also hier diese weitläufige Erzählung? Wahrscheinlich blos, um das Papier zu füllen.

Nachträglich ist noch von S. 105—109 das Reglement für den erzstift-kölnischen Nachrichter mitgetheilt worden. Diese Nachweisung ist vielleicht das Interessanteste im ganzen Buche. Es bezog derselbe nämlich einen jährlichen Gehalt von 81 Speziesthalern und 20 Albus, 12 Malter Korn und 4 Klafter Holz und erhielt unter Anderm für „einen Menschen mit 4 Pferden auseinanderzureißen 5 Thlr. 26 Albus, lebendig zu verbrennen 4 Thlr., lebendig zu rädern 4 Thlr., mit einem glühenden Eisen zu brennen 1 Thlr. 29 Alb., für Vorlegung der peinlichen Instrumente 1 Thlr., pro primo gradu torturae 1 Thlr. 26 Alb., pro secundo gradu 2 Thlr. 26 Alb., für die Tortur per omnes gradus ein für allemal 6 Thlr. u. s. w."

Die Schreibart des Verfs. ist nicht frei von Sprachfehlern und Provinzialismen. Stellen, wie: „in derem Hintertheile" (S. 9), „als damalige Erbvogten" (S. 10), „ein gelehrter Herr und besonderer Verehrer der schönen Künste, deren sich in dem damaligen Domcapitel mehrere befanden" (S. 29), „anklebige Nebenbeneficien" (S. 36), „sich auf etwas verlegen" (S. 61), kommen öfters vor. Auch schreibt der Verf. S. 21 „Malificant", S. 35 „annalog", S. 30 „Gerichtsklocke", und macht S. 27 aus den Grafen von Arberg die Grafen von Arsberg, wie auch S. 37 der Name des bekannten Gelehrten Gaupp falsch geschrieben ist, was gerade in diesem Buche ganz besonders befrembet.

Durch die angeführten Einzelnheiten glauben wir unser Urtheil, daß die vorliegende Schrift weder den Bewohnern der Stadt Köln noch Denen, die sich sonst für deutsches Recht interessiren, von besonderm Nutzen sein wird, hinlänglich belegt zu haben. Druck und Papier sind gut, der Preis jedoch übermäßig hoch. 113.

Die Preßfreiheit in England sonst und jetzt.

So groß, ja fast uneingeschränkt die Preßfreiheit jetzt in England ist, so beschränkt war sie vor 250 Jahren. Unter der Elisabeth, unter ihrer Schwester Maria, unter ihrem Vater Heinrich VIII. war das Verbrennen von Büchern, welche man anstößig fand (z. B. unter Heinrich VIII. Luther's Schriften), etwas Alltägliches. Aber man ging auch mit ihren Verfassern barbarisch um, wenn man ihrer habhaft werden konnte. So hatte z. B. ein redlicher, kenntnißreicher Geistlicher, Joh. Stubbs, 1579 einen „Vorago, qua Anglia gallico connubio absorbenda", geschrieben (der entdeckte, offene Schlund, welcher England durch eine französische Heirath verschlingen wird u. s. w.). Das Buch war gegen die projectirte Vermählung Elisabeths mit dem Herzog von Alençon gerichtet und sprach nur aus, was damals ganz England fühlte. Stubbs hatte freilich aber derb gesprochen. Elisabeth, voll Zorn deshalb, ließ nun nicht etwa blos alle Exemplare aufsuchen und verbrennen, sondern durch eine niedergesetzte Commission den Verf. Stubbs und den Verbreiter des Buchs, Wilh. Page, zum Abhauen der rechten Hand, den Buchdrucker Singleton aber zum Abschneiden der Ohren verurtheilen. Wir haben die Nachrichten hiervon von 2 Zeitgenossen, erstens dem Agenten des Kurfürsten August, Hubert Languet. Er meldete es unterm 14. November 1579 *) aus Antwerpen, mit dem Beifügen, daß der Buchdrucker begnadigt worden, dagegen der eine Theilnehmer 2 oder 3 Stunden nach dem Abhacken der Hand gestorben sei. Der andere Berichterstatter war gar Augenzeuge, Camden. Seine Nachricht steht im 3. Theil seiner „Annalen Englands und Irlands unter der Elisabeth". Stubbs duldete sein hartes Geschick unerschrocken. Als die Hand mit einem auf den Knöchel gesetzten und von einem Hammer geschlagenen Fleischermesser getrennt war, nahm er mit der linken sein Käppchen ab und rief laut: „Vivat Regina". Aber alles Volk ringsum schwieg, entweder aus Abscheu vor der neuen und ungewöhnlichen Strafe, oder aus Mitleid gegen einen Mann vom unbescholtensten Rufe, oder aus Haß gegen eine Vermählung, die der Religion Unglück weissagte! Stubbs überlebte sein Geschick und stand nachher selbst bei Hofe in großer Achtung; denn 7 Jahre darauf übertrug ihm Burleigh die Widerlegung einer auswärtigen Schrift: „Englands Gerechtigkeitspflege" genannt. Man sieht aber doch hieraus, wie sehr sich in England Alles verändert hat. Was würde Elisabeth gethan haben, wenn, wie 1829 geschah, ein Zeitungsschreiber gesagt hätte: die Emancipationsacte und die Thronentsagungsacte sei eins! (Morn. chron. vom 18. Febr. 1829.) 90.

*) Der Brief findet sich in Joh. Petr. de Ludwig „Epist secret." (Halle, 1689, 4.), II, p. 804

Miszellen.

Thomasius in den „Juristischen Händeln" erzählt, daß Jemand, der bei finsterer Nacht eine Ohrfeige bekommen, darüber Klage vor Gericht gestellt habe, mit dem Begehren, daß der Beleidiger, welchen er, der Beleidigte, nicht erkannt, edictaliter möchte vorgeladen werden. Allein, bei der Universität zu Leipzig, wo er sich Raths erholte, gab man ihm den Bescheid: „Habt Ihr eine Maulschelle bekommen und wisset nicht, wer sie Euch gegeben hat, so seid ihr schuldig, solche zu behalten". (S. v. Kreitmayer's Anmerk. zum „Bair. Judiciarcodex v. 1753", Cap. 5, §. 3, lit. a.)

Thulemarius („De bulla aurea", c. 10, n. 15) erzählt, ein Engländer sei in der Absicht nach Frankfurt a. M. gereist, um mit eignen Augen die goldene Bulle (seiner Meinung nach einen goldenen Stier, weil ihn hierzu das englische Wort Bull verleitet) zu sehen. Als man ihm aber daselbst ein Volumen mit einem angehängten Siegel gezeigt, habe er über die Großsprecherei der Deutschen sich lustig gemacht, die wegen eines solchen unbedeutenden Stückchen Goldes einen so gewaltigen Lärm erhöben und darüber ganze Bücher schrieben. „Es thut mir leid", soll er geäußert haben, „um meine Reisekosten; denn ich habe einen Stier ganz von Gold sehen wollen".

Nach Morhof („Polyhist.", lib. II, cap. 6, §. 55), haben auch die Rechtsgelehrten schon im 17. Jahrhundert, und vielleicht noch früher, eine „Introductionem mnemonicam", herausgegeben von einem Anonymus, ohne Jahrzahl und Ort, gehabt. Sie erstreckte sich aber nur auf die dem Gedächtnisse einzuprägenden Titel der Institutionen und Pandecten. Johann Buno in seinem „Memoriale corporis juris" (Hamb., 1673, Fol.) kam darnach auf den *sonderbaren* Einfall, zur Erleichterung des Gedächtnisses *einzelne* Titel und Gesetze aus dem römischen Gesetzbuche durch Bilder darzustellen. Man kann aber diesen Versuch nicht blos lächerlich, sondern auch, so viel die Ausführung betrifft, im höchsten Grade abgeschmackt nennen. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur die 20 Abbildungen in C. F. Hommel's „Literatura juris" (Leipz., 1761, 8.), S. 83, nachzusehen. Hier nur Ein Beispiel: die L. 52 D. de V. S. (50, 16), in der es heißt: „Patroni appellatione et patrona continetur", wird vorgestellt durch einen vornehmen Herrn und eine Dame; Beide tragen Patrontaschen, und ein Soldat macht ihnen eine große Reverenz. 118.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 179. — 28. Juni 1830.

Blicke auf das osmanische Reich.

Die großen Ereignisse, welche die Augen der Welt auf das wankende Reich der Osmanen zogen, haben mehre Reiseberichte auf den englischen Büchermarkt gebracht, von welchen einige den Augenblick, wo sie zur Befriedigung lebhaft erregter Neugier dienten, überleben werden. Walsh's „Reise von Konstantinopel nach England", auch in einer deutschen Uebersetzung *) verbreitet, war einer der ersten Berichte, der als das Ergebniß der Beobachtung eines unbefangenen und wohlunterrichteten Augenzeugen merkwürdiger Begebenheiten sehr schätzbar ist. Ihm folgten Macfarlane mit seiner „Schilderung der türkischen Hauptstadt im Jahre 1828", der schlichte Seemann Frankland, und der junge Arzt Madden. Keiner dieser Reisenden hat sich zwar auf eine Untersuchung einzelner wissenschaftlicher Zweige eingelassen; bei keinem darf man etwa schätzbare Erläuterungen der Schriftsteller des Alterthums oder wichtige Bereicherungen der Erdkunde suchen; die Beschreibung des Landes und der Sitten und des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes der Bewohner war ihre eigentliche Aufgabe, und die Ereignisse des Augenblickes gaben ihnen Veranlassung zu historischen und politischen Bemerkungen, die nach dem jedesmaligen Standpunkte des Reisenden mehr oder weniger Werth haben. Wir wollen zuerst über ein Werk berichten, das den größten Theil des türkischen Reiches umfaßt: „Travels in Turkey, Egypt, Nubia, and Palestine, in 1824, 1825, 1826, and 1827. By *R. R. Madden*". (London, 1829, 2 Bände, 8.) **) Eine leichte, anziehende Darstellung, durch vielerlei Reiseabenteuer belebt. Aber darf man dem Manne immer trauen, der oft ganz sichtbar Farben auf seine Palette setzt, um ein Effectbild zu malen? Abenteuer drängen sich, alle sehr unterhaltend und lebendig erzählt, aber eben darum wird die Glaubwürdigkeit der Sache oft vermindert. Schon das Vorwort bereitet uns darauf vor.

In Syrien (sagt der Verf.) hielt man mich für einen Kundschafter; in Candia kam ich in Lebensgefahr, weil ich mich weigerte, Jemandem Gift zu geben; 2 Mal ward in Canna und einmal auf dem Nil von türkischen Soldaten nach mir geschossen; in Theben ward ich beschuldigt, die Bruchstücke eines zerbrochenen Standbildes in Gold verwandelt zu haben; in Nubien der Zauberei angeklagt, weil ich einer alten Frau ihr scheußliches Bild in einem Taschenspiegel zeigte, und von griechischen Seeräubern gefangen, weil ich einen langen Bart trug, als ich mit einem Schiffe, das türkisches Eigenthum führte, gekapert wurde.

Aber mag er immer hier und da seinen Schilderungen eine zu starke Färbung geben, wir verdanken ihm doch viele schätzbare Nachrichten über den politischen und gesellschaftlichen Zustand der Bewohner der verschiedenen Landschaften des türkischen Reiches. Dem Arzte boten sich Gelegenheiten zu Beobachtungen dar, die andern Reisenden seltener entgegenkommen. Der erbitterte Kampf zwischen den Griechen und Türken gibt auch unserm Reisenden oft Gelegenheit, diese beiden großen Völkerstämme der europäischen Türkei zu vergleichen. Die Verschiedenheit der Ansichten über den Charakter der Türken ist merkwürdig. Brown und Burckhard, die Beide als Mohammedaner reisten, sind nicht einig, und während jener die Türken rühmt, gibt dieser ein schreckliches Gemälde von den selbst in Mekka begangenen Abscheulichkeiten. Madden's Schilderung liefert einen neuen Beitrag zu den ganz entgegengesetzten Meinungen, die in der „Natural history of Aleppo" von Russel (London, 1794) auf 2—3 Seiten gesammelt worden sind. Sein Gemälde hat dunkle Schatten; aber Türken und Griechen stehen bei ihm in gleicher Verdammniß.

Man sollte fragen (sagt er), welches Volk das schlechteste sei, Griechen oder Türken. Ich möchte, nach meiner Erfahrung, behaupten, daß die Griechen, als Volk, die am wenigsten achtbare Nation in der Welt sind, mit Ausnahme der Türken, die man noch weniger bewundern kann.

Aber freilich hätte der Verf. bedenken sollen, daß die Griechen seit 400 Jahren aufgehört haben, ein Volk zu sein, und nur als die gedrückten Sklaven barbarischer Zwingherren lebten.

Die Türken (sagt er weiter) werden gewöhnlich für ehrlicher als die Griechen gehalten, und sie sind es in der That, oder scheinen es wenigstens zu sein; sie sind gewiß weniger lügenhaft, und zu plump, mit Vortheil arglistig Ränke zu spielen. Ihre Ehrlichkeit beruht aber keineswegs auf einem moralischen Widerwillen gegen Betrug, sondern blos auf dem Mangel an Talent zu Betrügereien. Ich habe nie einen

*) Von W. A. Lindau. 2 Theile. Dresden, 1828.

**) Eine kurze Anzeige lieferten wir schon in Nr. 206 d. Bl. f. 1829. D. Red.

Türken seinem Worte treu gefunden, wenn er Vortheil dabei fand, es zu brechen; aber nie habe ich auch einen Griechen gekannt, der nicht unnöthigerweise und aus Gewohnheit ein Lügner gewesen wäre. Der Grieche hat einen schlauen Geist, er ist hinterlistig in seinen Reden, täuschend in seinem Benehmen, und unermüdlich in der Unehrlichkeit, er ist ein ausgemachter Schurke, und neben ihm zeigt sich der Türke, bei allen Wünsche zu bewägen, so linkisch in der Büberei, daß er, um nicht ertappt zu werden, zur Ehrlichkeit gezwungen ist.

Noch schärfer sind die Züge in folgendem Gemälde, das Madden hinwirft.

Nach vielen furchtbaren Vorbereitungen, von welchen der Reisende lange gehört hat, sieht er endlich beide Heere im Felde und in gehöriger Entfernung von einander. Er wird die Griechen, ein sehr frommes Volk, wahrscheinlich hinter einer Kirche aufgestellt finden; er wird sehen, daß die Osmanen, die besten Soldaten in einem Belagerungskriege, ihre Reihen unter dem Schutze eines Waldes oder einer Mauer aufstellen und nun erwarten, den Donner des Geschützes beginnen zu hören. Aber sollten sie sich nicht erst besprechen? Ei ja, der Boden ist classisch, und wie d. Helden Homer's müssen sich die Krieger erst einander schmähen. Man wird den großherzigen Moslem brüllen hören: Heran, ihr unbeschnittenen Hunde! Eure Mütter sind unsere Sklavinnen. Mögen die Vögel des Himmels eurer Väter Häupter besudeln! Heran, ihr Heiden! Dann schreien, keineswegs eingeschüchtert, die Abkömmlinge des Themistokles: Heran, ihr beturbanten Hunde! Kommt und seht, wie wir Flintenpfropfe von euerm Koran machen; seht, wie wir euern Glauben mit Füßen treten und euern Töchtern Schweinfleisch geben. Höchlich erbaut durch ein solches Vorspiel zu den Schrecknissen des Krieges, wird der Reisende endlich 2—300 Schüsse ins Blaue hören; aber er wird die Heere suchen und sie nicht finden, er wird Steine fliegen sehen, wenn es an Schießbedarf fehlt, und nach Anbruch der Nacht, wenn das Gemetzel aufhörte, wird er kaum wissen, ob er über die kaltblütige Unerschrockenheit der kriegerischen Türken, oder über die große Umsicht der patriotischen Griechen am meisten erstaunen soll. Fragt er nach der Zahl der Todten und Verwundeten, so wird er, was durch gesprungene Gewehre und ein paar unglückliche Schüsse umgekommen ist, mitgerechnet, ein halbes Dutzend Getödtete auf beiden Seiten finden, und wird sehen, wie die classischen Griechen sich über den Leichnamen ihrer eignen Leute um die Hemden der Todten zanken, er wird bemerken, daß die liebenswürdigen Türken die Ohren ihrer gefallenen Landsleute abschneiden, um sie als Siegeszeichen von den Köpfen ihrer Feinde nach Konstantinopel zu senden. Geht er nach Napoli di Romania, so hört er die Griechen das Tedeum singen zum Danke für den Sieg über Gottes Feinde, oder er kehrt über Konstantinopel zurück, und hört den Propheten in den Moscheen für den Sturz der Ungläubigen preisen.

Madden erklärt es geradezu für unmöglich, daß die Türken je gute Bürger, gute Soldaten werden. Ohne Zweifel eine gewagte Behauptung, wenn man auch zugeben muß, daß die Türken unter allen Völkern Europas am wenigsten erleuchtet und sich bis jetzt am wenigsten fähig gezeigt haben, in Künsten, Wissenschaften, Religion oder Sittlichkeit Fortschritte zu machen. Sein Unmuth verräth sich auch in seiner Beschreibung der seither gewöhnlichen öffentlichen Audienzen der europäischen Gesandten.

Die Feierlichkeit ist ebenso abgeschmackt als demüthigend. Die Franzosen haben den Vorrang in allen öffentlichen Audienzen. Der Gesandte begibt sich mit seiner Beglaubigung in den Palast der Pforte, geht durch einen großen, mit Soldaten angefüllten Hof, dann durch einen Garten, wo nach der getroffenen Einrichtung die Soldaten gerade ihren Pillau bekommen, um den Fremden Bewunderung der unbeschränkten Freigebigkeit des Sultans einzuflößen. Er tritt dann in den Divan, wo ein vornehmer Staatsbeamter im Feierkleide auf einem prächtigen Sopha sitzt, mit einem Kadilesker an jeder Seite. Hier wird ein Scheingericht in irgend einem Rechtstreit gehalten, um die Ungläubigen zu überzeugen, daß Seine Kaiserliche Hoheit ebenso gerecht als großmüthig ist. Man theilt einige Beutel mit Para, der geringsten Münze, prunkend als Sold unter dem Kriegsvolke aus, um den christlichen Hunden den unerschöpflichen Reichthum des Großherrn zu zeigen. Der diensthabende Beamte schreibt alsdann einen Brief an den Sultan, mit der Nachricht, es sei ein Dschaur, ein Gesandter, angekommen, um sich Seiner Hoheit zu Füßen zu werfen. Darauf antwortet der Sultan gnädig: „Füttere und kleide den Ungläubigen und laß ihn kommen". Der Ungläubige wird nun gefüttert, bekommt eine gute Mahlzeit, während der Sultan, kaum sichtbar, durch ein Gitterfenster seine Gäste beschaut. Der Ungläubige wird alsdann mit einem Kaftan bekleidet, und auf gleiche Weise ein Theil seines Gefolges. Man geht ins Audienzzimmer. Zwei Begleiter halten die Arme des Gesandten fest, und, so geknebelt, wird er vor den Sultan geführt, während er seinen Leib so tief beugen muß, als die Stärke seiner ihn festhaltenden Begleiter es zuläßt. Der Sultan sitzt auf einem bettförmigen Throne, mit schwarzem Sammet und Edelsteinen geschmückt, aber sein Anzug ist seines hohen Ranges eben nicht würdig, ausgenommen die demantene Agraffe und Feder auf dem Turban und der Demantgürtel. Wenn der Gesandte sich verbeugt hat, bleibt er bedeckt und hält eine französische Anrede, die der Dragoman übersetzt. Der oberste Beamte des Sultans antwortet, und diese Erwiderung wird dem Gesandten französisch mitgetheilt. Während der Feierlichkeit würdigt der Sultan den Gesandten nicht eines Blickes und achtet nicht einmal auf ihn, wenn er sich entfernt. Das Gesicht gegen den Thron wendend, werden die Ungläubigen aus der Gegenwart des Sultans gedrängt. Am äußern Thore wird dem Gesandten ein prächtig angeschirrtes Pferd übergeben, und der meist silberne Sattelschmuck wird bald nachher an einen Armenier verkauft, der ihn wieder zu künftigen Geschenken an die Pforte verhandelt.

Unser Reisender versichert, er sei nie über den Bazar gegangen, ohne daß man Hunde auf ihn gehetzt, oder Knaben ihn mit Steinen geworfen, Weiber ihn angespien, alle ihn als einen Ungläubigen verflucht hätten. Wehe dem unglücklichen Christen, der einer vornehmen Frau begegnet, wenn sie mit ihrem Gefolge ins Bad geht! Madden hat, wie er sagt, weit öfter die Ehre gehabt, von vornehmen als von geringen Frauen beschimpft zu werden. Der Fanatismus der Weiber steigt mit ihrem Range, und daher kann ein vorübergehender Franke besonders von ihnen folgende sanfte Verwünschungen erwarten: „Möge die Pest über dein Haus kommen! Mögen die garstigen Vögel dein bartloses Kinn besudeln! Möge deine Braut kinderlos bleiben!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, von Joseph Freiherr von Hormayr. Neue Folge erster Jahrgang. 1830. Mit Kupfern. München, Franckh. 1830. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es wird auch unsere Leser freuen, daß dieser um die östreichische, besonders tirolische Geschichte (der er seinem Ge-

schlechte nach angehört) hochverdiente Freiherr, auf einen fremden, sonst ihm nicht immer befreundeten Boden verpflanzt, unter mancherlei Anfechtungen nicht aufhört, Das zu sein, was seine älteste eigenthümlichste Bestimmung zu sein scheint, nämlich Historiker im prägnanteren Sinne des Wortes, das heißt Forscher und Darsteller zugleich, wie es sein vielgefeierter Meister, Johannes Müller, gleichfalls war. Rastlose Thätigkeit, Scharfsinn und herrliches Gedächtniß haben ihm die zahlreichsten Früchte getragen. Er hat sich gerühmt und darf sich rühmen, daß noch Wenige so viele Urkunden aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogen, als er in seiner „Geschichte Tirols", in seinem mit 20 Jahrgängen nun geschlossenen „Archiv für Geschichte und Geographie" und in seiner umfassenden „Geschichte und Beschreibung von Wien" gethan hat, einem Werk, wie es kaum noch eine Stadt Deutschlands aufzuweisen haben möchte. Die Geschichte wird das dankbarste Feld seiner Thätigkeit bleiben und darum wol auch sein letztes, denn manches Andere steht auf Menschengunst und Glückeslaune.

Die Einrichtung des Taschenbuchs ist auch bei diesem Anfange einer neuen Folge dieselbe geblieben, nur daß das Format etwas kleiner, das Volumen etwas dicker geworden ist. Es wechseln auch hier Gedichte (welche indeß, ehrlich gesagt, den Ruhm der 10 ersten Jahrgänge auch nicht begründet haben, und in der häufig gewählten Alexandrinerform manche Härten zeigen; z. B.: „Gib Eugen den Lorber," wo doch viel wohlklingender: „den Lorber gib Eugen" hätte gesagt werden können), Legenden, Ahnentafeln (die Illyeshazy und Lobkowitzer), Burgenbeschreibungen und Schicksale, historische, statistische (z. B. schätzbare über Böhmens Volkszahl und Elbhandel), Schlachten- und Städteschilderungen, auch Literarnotizen und Anekdoten (wie von den 4 Kindern des nachherigen Papsts Pius II., Aeneas Sylvius Piccolomini), und einige Urkunden, die noch unbekannt gewesen sind. Sogar die Eingangsscene aus dem böhmisch-nationalen Trauerspiele: „Stir von Cheynon" (von Karl Egon Ebert), welche auf das Ganze begierig macht, ist mitgetheilt. Unter den Portraits des Königs Ludwig, Pappenheim, Graf Clam-Gallas, Wenzel Eused Lobkowitz u. s. w., ist ein Stahlstich Fleischmann's, den Minister von Schenk, der nicht ministeriellen und nicht ministrirenden Welt als Dichter des „Belisar" rühmlich bekannt, vorstellend, das gelungenste. König Ludwig ist so viel und so wenig getroffen, als eben ein König getroffen werden mag. Der Inhalt (diesmal 44 Nummern, im vorigen Jahrg. 23) ist allerdings weit mannichfaltiger und gemischter; allein, öfters auf Kosten des Gehalts. Der größern wahrhaft belehrenden und ausführlichen Aufsätze sind zu wenig, und die kleinen geben nicht alle einem solchen Taschenbuche einen lange bleibenden Werth. Einer der größten und gediegensten über den berühmten Pappenheim, der in der lützner Schlacht 1632 fiel, ist sogar abgebrochen, weil er entweder nicht fertig oder der Herausgeber etwa zu bescheiden war, damit nicht die Beiträge Anderer zu verdrängen, deren indeß doch nicht die Mehrzahl gewesen sein können, da der Herausgeber sich durch seinen an gewissen stereotypen Formen und Ausdrücken kenntlichem Styl zu oft nachweisen lassen möchte. So werden wir also im nächsten Bande erst etwas über die Einäscherung Magdeburgs, und auf wessen Veranlassung sie eigentlich geschah, zu lesen bekommen, und dann können es die etwaigen Leser des Taschenbuchs in Magdeburg gleich als Säcularschrift brauchen.

Eine sehr interessante Mittheilung, S. 29—45, ist überschrieben: „Versuch Albrechts von Waldstein, eine ständische Verfassung in seinem Herzogthume Friedland einzuführen", der in das Jahr 1633, also unmittelbar vor seinem Tode fällt. Auffallend ist, daß der Verf. des Aufsatzes nichts von dem durch Förster herausgegebenen Briefwechsel weiß, wol aber die Sammlungen eines kürzlich verstorbenen Baron Stentzsch in Prag, sowie eine von Dr. Karrig in Berlin angekündigte Herausgabe einer über 300 Briefe von und an Waldstein enthaltenden Correspondenz erwähnt; noch auffallender, daß der Herausgeber auch des Förster'schen Werkes nicht in einer Note gedacht, da durch dasselbe das Urtheil über den Mann gewiß modificirt wird. Das Herzogthum Friedland umfaßte alle waldsteinischen Güter in Böhmen, 65 an der Zahl, und in ihrer Mitte erhob sich die Stadt Gitschin, wo sich die fürstliche Regierung mit dem Landeshauptmann des Herzogthums, das fürstliche Gerichtstribunal und die Kammer mit einem Kanzler befanden. Nach dieser sogenannten Verfassungsurkunde (die aber, wie manche spätere! auch nicht ins Leben trat) sollen nun zu ewigen Zeiten 3 Stände sein, Prälaten-, Herren- und Ritter- und Bürgerstand. Zu dem ersten gehörte der Propst zu Gitschin, der Prior in der Karthause zu Walditz und die Obern der noch zu fundirenden geistlichen Orden; zum zweiten Stande gehören die Lehnsvasallen, aber auch alle nicht regierenden Fürsten zu Friedland; zum dritten freien Stande die 8 fürstlichen Städte: Gitschin, Friedland, Böhmisch-Leippa, Arnau, Turnau, Aicha, Weißwasser und Reichenberg. Die 3 Stände erscheinen durch Ausschüsse zu Gitschin, wenn sie durch Ausschreiben aufgefodert werden, hören die Landtagsproposition an und haben nach den Berathschlagungen darüber jeder ein Collegialvotum. Außerdem soll noch jeder Deputirte das Amt, womit ihn der Herzog belegen werde, gehorsamlich auf sich nehmen und wenigstens ein Jahr lang in demselben verharren — Der Rechte der Stände ist weniger gedacht als ihrer Pflichten. Der Verf. ist der Meinung, daß der Herzog durch die ganze Verordnung sein Land vom kaiserlichen Staatenverbande habe losreißen und zum Reichsfürstenthume erheben wollen. Das wäre vielleicht nur der Kern zu dem größern Besitze geworden, den er, noch im November 1633, gegen Max von Trautmannsdorf erwerben zu müssen äußerte, und welcher in der Ober- und Niederlausitz, Neumark, im Herzogthum Glogau und Sagan, und zwar Alles frei von der Erbunterthänigkeit, bestehen sollte. (S. Khevenhüller's „Ann. Ferd.", XII, 1133.) Auf dem regensburger Tage, von 1630, hatten die Kurfürsten und, nach Pelzel, der Kaiser selbst an die Lausitzen als Entschädigung statt Mecklenburgs gedacht.

Eine Anzahl Mittheilungen beziehen sich nun auch auf Baiern; dahin gehören nach ihrem Umfange besonders die Geschichte der Cadolzburg in Franken, ein sehr gelehrter Aufsatz; „Der Markgraf und Herzog Luitpold, Ahnherr der Wittelsbacher"; „Maximilian Emanuels Vorhaben, sich mit einer protestant. (sachsen-eisenachschen) Prinzessin zu vermählen", der aber an der gefoderten Religionsveränderung scheiterte, obgleich die Jesuiten das Dasein der bekannten Fluchformel ableugnen wollten; endlich eine Darstellung der „Schlacht bei Ampfing und Mühldorf." Hierzu will Ref. aus einer Mittheilung eines geborenen Ampfingers und mühldorfischen Juristen noch einen Beitrag geben. Im Spätherbst des Jahres 1820 fällte der Hiermüller unweit Kiefering eine wol 1000jährige Eiche, in welcher ein ganz verfaulter Leichnam in einer eisernen Rüstung gefunden wurde. Die massive Rüstung mit Helm, Schienen, Panzerhemde, einem breiten Schwerte und Spornen mit 2 unverhältnißmäßigen Rädern in denselben, hatte sich erhalten und gehörte wahrscheinlich einem der Ritter jener Schlacht an, der sich in diesen hohlen Baum flüchtete und in demselben erstickte. Es wäre ein interessanter Balladenstoff, diesen Ritter von 1322, nach 500 Jahren erwachend, in das Baiern von 1822 heraustreten zu lassen.

Doch Ref. bricht ab und wünscht, daß der Herausgeber an die östreichische Decade dieses Taschenbuches wenigstens eine volle bairische anzureihen im Stande sein möge. Einen bairischen Gehülfen, wenn auch keinen Grafen Mednyansky, wird er doch wol unter den patriotischen münchner Geschichtsfreunden finden. 41.

Ueber die ersten dramatischen Versuche der Franzosen.

(Nach einer Vorlesung von Villemain.)

Es ist schwer, die Epoche zu bestimmen, wo der erste französische dramatische Versuch aufgeführt wurde. Die „Haerésie des prêtres", eine Art Drama, von welchem Fontenelle spricht und welches er einem Troubadour zuschreibt, hat Raynouard's gelehrte Kritik in ein viel späteres Zeitalter gewiesen. Die Troubadours haben sich mit dem Theater nicht beschäftigt; in den Gesprächen, die man bei ihnen findet, ist ebenso wenig ein dramatisches Element nachzuweisen als in den Gesprächen der Schäfer Virgil's.

Bis zum Zeitalter Philipps des Schönen bleiben alle Nachforschungen ohne Erfolg. Erst im Jahre 1314, am Tage, wo dieser Monarch seine Söhne zu Rittern schlug, findet man einige Spuren theatralischer Vorstellungen. Bei den Festen, welche dieser Ceremonie folgten, sah man Jesus Christus in Person, in Gesellschaft der Apostel, Aepfel speisend und Vaterunser herleiernd; sodann hörte man die Gesänge der Seligen, das Jammern der Verdammten; zum Schluß erschien ein Fuchs als Kleriker gekleidet. Vom Jahre 1402 an erhalten diese Vorstellungen einige Ordnung und Regelmäßigkeit. Eine Truppe Pilger bildeten sich im Dorfe St.-Maur (bei Paris) zu Bühnenkünstlern aus. Karl VI., der ihre Vorstellungen besucht und Gefallen daran gefunden hatte, ertheilte ihnen die Erlaubniß, die Mysterien der Passion zu spielen. Sie vereinigten sich hierauf im Dreifaltigkeitsspital und errichteten daselbst eine für die damalige Zeit ganz artige Bühne. Die Zahl der Schauspieler war nicht festgesetzt und stieg oft bis zu 250; der Eingangspreis betrug 4 Sous. Die Stücke waren nach Tageslängen (journées) eingetheilt und dauerten oft 8 Tage. Hr. Villemain bemerkt dabei ziemlich beißend, daß dies eine retrograde Vervollkommnung sei, die man heutzutage noch nicht erreicht; man habe aber schon Trauerspiele von 7 Aufzügen, und das sei von guter Vorbedeutung. Er spielt nämlich auf Dumas' Trauerspiel: „Stockholm et Fontainebleau", an, das wirklich mit dem Epilog, der jetzt aber weggelassen wird, 7 Akte zählte.

In keinem der Stücke, die auf diesem Theater gegeben worden, findet man auch nur einen Funken von Genie; sie enthalten nichts als lächerliches, absurdes Zeug. „Es scheint", sagt Hr. V., „daß es dem französischen Genius Mühe kostet, sich zum Ernste zu erheben. Von Haus aus zur Satyre und zum Spott geneigt, mußte er, um einen neuen Schwung zu nehmen, sich auf einen strengen Verstand stützen. Erst durch den Geschmack erhielt er seine ganze Kraft, und, trotz aller Declamationen, mit welchen man uns heutzutage überschwemmt, die Thatsachen beweisen es: nur im Zeitalter der Correctheit hat das literarische Frankreich etwas Großes und Originelles hervorgebracht".

Dagegen hatte es aber im Komischen, im Fache der bouffonerie, der farce frühzeitig herrliche Männer, ohne von jenen beißenden fabliaux, von jenen satyrischen Romanen zu reden, die weiter nichts waren als die Conversation der geistreichen Männer in Frankreich. Wie viel treffenden Witz, wie viel komische Kraft finden wir nicht im théâtre de la Basoche! In den „Soties ou moralités" (dies war der Name der Stücke, welche daselbst aufgeführt wurden) sieht man z. B. die alte Welt, welche sich beschwert, daß es je schlechter und schlechter mit ihr gehe. Abus (Misbrauch), eine andere allegorische Person, wie fast alle Personen dieses Theaters, räth ihm zu schlafen, da sie nichts Besseres zu thun habe. Nach dem Rathe ihres Vertrauten schläft die alte Welt ein, und während ihres Schlafes schickt sich Abus an, die neue Welt nach seinem Sinne einzurichten. Er schlägt mit seinem Stabe an die Bäume, und es kommen auf einmal Narren und Thoren aller Art daraus hervor: der Ausschweifende als Geistlicher, der Prahlhans als Gendarme u. s. f., sodaß jedes Laster, welches jeder besondern Classe der Gesellschaft zugeschrieben wird, seinen Repräsentanten hat. Die zügellose Frechheit der Basoche reizte mehrmals den Unmuth des Parlaments, welches zeitlich Straferkenntnisse (des arrêts) gegen sie ergehen ließ. Ludwig XII. war vernünftig genug, sie in seinen Schutz zu nehmen; als Ursache gab er an, man verhehle ihm die Misbräuche, und er habe kein besseres Mittel, sie zu erfahren. Als die Basoche sich sogar über den König selbst lustig machte: „Es ist mir lieber", sagte der gute Monarch, „daß sie über meinen Geiz lachen, als wenn sie über meine Verschwendungen weinten". Bewunderswerthe Worte, welche seine Nachfolger zu oft vergessen haben! Nach dem Tode Ludwigs XII. verlor die Basoche ihre Freiheit. Franz I., dieser große Beschützer *der* Künste und Wissenschaften, den während seiner Regierung nur 2 oder 3 Mal die Lust anwandelte, die Buchdruckerkunst zu vernichten, war der Erste, der sie anfeindete. In dieser Zeit erschien ohne den Namen des Verfs.: „L'avocat patolin", nicht wie ihn nachher Bruyeis bearbeitete, sondern in jenem naiven, derben und spöttischen Conversationston, den Rabelais so gut getroffen. 112.

Erklärung in Bezug auf Herrn Bröndsted.

Der Verf. des im „Hermes" abgedruckten Aufsatzes: „Villoison und Bröndsted, ein Beitrag zur Geschichte der Plagiate", hat Herrn P. O. Bröndsted Gelegenheit gegeben, eine würdige Beilage zu den Keïschen Untersuchungen drucken zu lassen. Noch undankbarer als gegen Villoison zeigt sich in dieser Schrift Hr. Bröndsted gegen einen der ersten französischen Gelehrten, welchem er doch, seiner Vorrede im Foliowerke nach zu schließen, unendlichen Dank schuldig wäre. Hr. Bröndsted möchte dem deutschen Publicum einreden, Herr Raoul-Rochette habe sich die Mühe gegeben, an der Enthüllung des Plagiats Theil zu nehmen. Wiewol nun durch diesen Namen die Anklage im „Hermes" ein großes Gewicht erhielte, und wiewol, im Falle irgend ein Wort in der Anklage unrichtig wäre, die Hälfte des Tadels von dem deutschen Verf. des Artikels abgewendet würde, so erklärt dennoch dieser als der Wahrheit gemäß: daß Herr Raoul-Rochette nicht den geringsten Antheil am Artikel des „Hermes" hat; daß derselbe weder mittelbar, noch unmittelbar, weder durch Rath oder Leitung, noch durch Vorschrift oder Redaction irgend etwas zu dem Artikel gegen Herrn Bröndsted beigetragen hat.

In einer spätern Antikritik gegen Herrn Bröndsted wird der deutsche und alleinige Verf. des Artikels untersuchen, ob das Schöpfen aus unedirten Handschriften sich mit dem Benutzen von gedruckten Werken des Meursius vergleichen lasse; ob B. wirklich auf dieselbe Art aus Villoison geschöpft hat, wie ein Ottfried Müller aus Meursius; mit welchem Recht B. seinem Gegner vorwirft, siebenundzwanzig Stellen aus Villoison angeführt zu haben, wo sich *in den* Handschriften weißes Papier findet; er wird beweisen, daß B. absichtlich hierbei 2 Bände der Handschriften verwechselt und unmöglich übersehen konnte, daß diese sämmtlich auf einen und denselben Band bezüglichen Stellen sich wirklich in einem Bande Villoison's vorfinden, dem B. immerhin eine andere Nummer als I geben mag. Auf gleiche Weise wird der Verf. die andern unhöflich vorgetragenen Erwiderungen des Herrn Bröndsted in gemessener Sprache widerlegen. Hier aber ist es ihm blos darum zu thun, nach Pflicht und Gewissen zu erklären: daß Herr Raoul-Rochette dem Aufsatze im „Hermes" durchaus fremd ist.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 180. —— 29. Juni 1830.

Blicke auf das osmanische Reich.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

Besonders schätzbar sind die Nachrichten, welche der Verf. von Gegenständen gibt, die mit seinem ärztlichen Berufe in naher Verbindung stehen, und die man in andern Reiseberichten wol nicht so umständlich und genau finden dürfte. Aus Allem geht hervor, daß in der ganzen Türkei die Heilkunde auf einer sehr tiefen Stufe steht; und wenn die Bemerkung gegründet ist, daß der Zustand der Arzneiwissenschaft als das Merkmal oder Barometer des Zustandes der Wissenschaft überhaupt in einem Lande betrachtet werden könne, so steht es mit dieser schlecht genug unter den Türken. Es gibt ungefähr 50 Aerzte in Konstantinopel, meist Abendländer, aus Italien und Malta, und einige ionische Griechen, Armenier und Kopten. Unter diesen mögen etwa 5 wissenschaftlich gebildete Aerzte sein, und zu ihnen gehören 2 Engländer, die von Türken und Franken hochgeachtet werden. Jeder Medico hat seinen bestimmten Bezirk. Er durchwandert sein Gebiet täglich, um Patienten zu suchen, und besucht alle Kaffeehäuser in seinem Bezirke in Begleitung eines Griechen, der ihm als Dolmetscher dient und Krankheiten ausspüren und den Arzt preisen muß. Man sieht die Aerzte immer auf der hervorragendsten Bank des Kaffeehauses, wo sie mit großem Ernste ihre Pfeife rauchen und in den Gesichtern aller Nachbarn nach Krankheitszeichen suchen. Madden mußte sich selber dieser Herabwürdigung unterwerfen, um Kundschaft zu erlangen und dadurch Gelegenheit zur Kenntniß des häuslichen Lebens der Bewohner zu erhalten. Sein Dolmetscher, der früher bei einem Arzte aus Rom gedient und seit seiner Verabschiedung, wie es gewöhnlich geschieht, auf eigne Hand geheilt hatte, übernahm es am ersten Tage, unsern Reisenden in seinem Berufe zu unterrichten. Seine Lehre bestand darin, nie einen Rath zu geben, bis die Gebühren bezahlt wären, nie Fragen an den Kranken zu thun und den Freunden desselben nie verständliche Antworten zu geben. Der Arzt sollte die Symptome blos im Pulse suchen und seine Prognose auf die wenigen Worte beschränken: Inschallah — geliebt es Gott — für zweifelhafte Fälle, und Allahkharim — Gott ist groß — für verzweifelte. Der Dolmetscher ließ sich in ein Gespräch mit den umhersitzenden Türken ein. Ein wohlgekleideter Mann, der lange schweigend an Madden's Seite gesessen hatte, erinnerte sich endlich, daß seine Frau krank war, und fragte ernsthaft, was der Preis der Heilung sein sollte. Madden fragte nach der Krankheit. Nun, sie ist krank. Was fehlt ihr denn? Nun, sie kann nichts essen. Auf diese Grundlagen sollte er einen Heilplan bauen. Er überließ es seinem Dolmetscher, den Handel zu schließen. Der Grieche foderte 100 Piaster und schwur bei seines Vaters und seiner Mutter Seele, der Franke hätte nie weniger genommen; nach langem Feilschen aber zählte man ihm 50 in die Hand und versprach dabei 100 mehr, wenn die Kranke genesen sollte: ein Versprechen, das der Dolmetscher mit gebührender Verachtung behandelte. Madden besuchte die Kranke. Sie war alt und häßlich. Es ward ihm kein Blick auf ihre Gestalt vergönnt, und er sollte, ohne durch die halboffene Thür des Krankenzimmers zu treten, ihre Krankheit errathen. Sie war indeß, wie er sagt, die Einzige in den türkischen Ländern, die ihren Puls durch seine Finger nicht entweihen lassen wollte.

Allgemein scheint unter den Türken der Glaube an Amulete, befruchtende Tränke und Madschuhns zu sein. Das Hauptgeschäft des Arztes besteht darin, solche Mittel zu verschreiben. Madden sah Amulete auf gebrochenen Gliedmaßen, schmerzenden Köpfen und zuweilen auch auf liebekranken Herzen. Die Herzamulete werden von jungen Weibern getragen und bestehen aus einigen Hyazinthenblättern. Bald stehen Worte ohne Sinn auf den Amuleten, bald das Wort Bismillah — in des barmherzigen Gottes Namen — mit einigen cabbalistischen Zeichen; gewöhnlich aber ein Vers aus dem Koran. In gefährlichen Krankheiten nimmt man Zuflucht zu dem mächtigsten Zauber, Lappen von der Decke des Pilgerfahrt-Kameels, das des Sultans jährliches Geschenk nach Mekka bringt. Die gewöhnlichsten Amulete sind Bernsteinknöpfe, mit einem dreieckigen Papierstreif, vor der Stirn getragen. Sie werden von den Arabern gemacht. Auch legt man wol eine gebratene Maus auf Schußwunden, um — die Kugel auszuziehen. Die Frauen foderten von unserm Reisenden immer befruchtende Tränke. Eine Frau wird bei den Türken nicht geehrt, bis sie Mutter geworden ist, und

daher wünschen sich alle eine zahlreiche Nachkommenschaft. In der Regel aber haben die Türkinnen, ungeachtet aller Mittel der Art, nur wenige Kinder. Ebenso begierig fodern die Männer das Madschuhn, ein aphrodisisches Reizmittel. In allen Landschaften des Reiches, die Madden besuchte, wollte man es von ihm haben. Gewöhnlich sind die Männer im 35. Jahre so abgeschwächt, daß sie nur durch solche Reizmittel sich noch Vergnügen verschaffen können. Das gewöhnliche Madschuhn in Konstantinopel besteht aus den gepulverten Pistillen der Hanfblume, die man mit Honig, Gewürznelken, Muskatnuß und Saffran vermischt.

Man kennt die treffliche Schilderung der Opiumesser, Theriaki, in Hope's „Anastasius". Das Kaffeehaus, wo sie sich versammeln, liegt an einem großen Platze unweit Sulejman's Moskee. Vor der Thür steht eine Bank, wo die Theriaki die erwünschten Entzückungen erwarten. Madden beobachtete sie hier. Ihre Geberden waren furchtbar. Diejenigen, bei welchen das Opium in seiner ganzen Stärke wirkte, redeten irre. Ihr Gesicht glühte, ihre Augen hatten einen widernatürlichen Glanz, und ihre Züge einen gräßlich wilden Ausdruck. Gewöhnlich erfolgt die Wirkung in 2 Stunden. Die Gabe geht von 3—60 Gran. Madden sah einen alten Mann binnen 2 Stunden 24 Gran nehmen. Er war seit 25 Jahren an Opium gewöhnt. Die moralische und physische Abschwächung, die eine Folge des Opiumessens ist, beschreibt Madden als schrecklich. Die Eßlust wird gänzlich zerstört; jede Fiber des Körpers zittert, die Halsnerven werden angegriffen, die Muskeln steif, der Hals wird schief, die Finger ziehen sich zusammen. Ein regelmäßiger Opiumesser wird selten über 30 Jahre alt, wenn er früh anfängt. Es ist schwer, sich von der angenehmen Gewohnheit loszureißen. Der Opiumesser fühlt sich unglücklich, bis die Stunde kommt, wo er seine tägliche Gabe nimmt, aber sobald sie wirkt, ist er ganz Feuer und Leben. Einige machen Verse in ihrem Rausche, Andere halten Reden an die Umstehenden und bilden sich ein, Sultan zu sein und über jedes Harem in der Welt zu gebieten. Madden selbst machte einen Versuch. Er nahm 4 Gran Opium. Es wirkte wie Davy's Lustgas. Seine Lebensgeister wurden heftig aufgeregt. Alle Fähigkeiten seiner Seele schienen sich zu erhöhen, Alles, was er sah, schien sich zu vergrößern. Schloß er seine Augen, so hatte er nicht mehr das Vergnügen, das er bei offenen Augen genoß. Seine Phantasie schien nur auf äußere Gegenstände zu wirken und sie zu angenehmen Gestalten zu vergrößern. Er ging so schnell als möglich nach Hause. Es war ihm, als ob er über den Boden schwebte, von einer unsichtbaren Kraft getrieben, leichter als die Luft. Er legte sich zu Bette. Seltsame Traumbilder umgaukelten seine Seele während der ganzen Nacht, am folgenden Morgen aber war er gänzlich erschöpft.

Im Julius 1825 kam Madden in Alexandria an. Was er über das Klima und die natürlichen Verhältnisse Aegyptens sagt, ist ziemlich bekannt. Er fand während des Sommers in Alexandria das Thermometer selten über 25° Réaumur und die Hitze nicht drückend; im Ganzen aber ist das dortige Klima das ungesundeste in ganz Aegypten, wie er sagt. Die Hauptsache davon ist die Nähe des Sees Mareotis, der jetzt ein salziger Sumpf ist. In Ober-Aegypten ist ein sehr trockenes Klima, und doch wachsen hier 5—600jährige Sykomoren ohne einen Tropfen Regen, ja auf hochliegenden Stellen werden sie auch nicht einmal von der Ueberschwemmung angefeuchtet. Der starke Nachtthau ist nur in Unter- und Mittel-Aegypten gewöhnlich. In Ober-Aegypten regnet es in 6, ja in 10 Jahren nicht, aber der Regen gießt, wenn er kommt, in Strömen herab.

Madden beobachtete besonders in Alexandrien die Pest, die bei seiner Ankunft furchtbar wüthete. Täglich starben 16 Menschen, für eine Stadt von 16,000 Seelen ein großer Verlust. Der Verf. besuchte täglich das Pesthaus, das aus mehren kleinen Gemächern besteht. Jedes hat ein Gitterfenster auf der Morgenseite, aber weder Stuhl noch Tisch, nichts als ein Rohrbett, Kafaß genannt, mit einer Matratze und einem Bettuche, das später zum Leichentuche dient. Die Thür wird gewöhnlich hinter dem Unglücklichen verschlossen. Ein Araber sitzt rauchend draußen und tritt nur selten in die Kammer, die brennenden Lippen des Leidenden zu benetzen, oder die Schrecknisse des Gefängnisses zu mildern. Täglich einmal kommt der Arzt, ein Italiener, verordnet eine Abkochung von Althee oder einen Aufguß von Fliederblüten und geht wieder weg. Madden beobachtete die Symptome der Krankheit sehr genau an seinem eignen Diener, der durch den Besuch bei einem Pestkranken angesteckt wurde. Zwei Tage nachher sah er ihn beim Gehen schwanken, die Augen hatten den Ausdruck eines Trunkenen, das Gesicht war geschwollen, aber der Mann klagte nicht. Gegen Abend war der Puls sehr schnell, aber etwas gespannt und nicht voll. Die Zunge war in der Mitte gelblich und an den Rändern sehr roth. Madden ließ den Kranken ins Spital schaffen. Er fühlte Kopfschmerz und Ekel, als man ihn zu Bette gebracht hatte. Gegen Abend zeigten sich 2 schwarzgelbe Flecke auf dem Vorderarme, mit pupurrothen Streifen, die sich bis zur Achsel erstreckten und in einen Bubo übergingen. Die Haut war trocken und heiß. Das Auge des Kranken war auf einen Gegenstand geheftet, und wenn man ihn davon ablenkte, sprach er ohne Zusammenhang. Der Puls war bei Sonnenuntergang 118, aber klein und hart, das Gesicht war geschwollen und von bleich röthlicher Farbe, am nächsten Morgen aber war es dunkler geröthet und deutete auf gehemmten Blutumlauf. Das Auge war stets auf die Decke des Gemaches geheftet, und während der ganzen Nacht hatte er leise und schwer mit den Lippen gemurmelt. Nachmittags sprang er aus dem Bette und lief nackt auf den Weg nach seiner Wohnung, wurde aber eingeholt, als er eben ganz erschöpft niedersank. Man schleppte ihn in das Pesthaus zurück. Zwei Stunden später war die Beule zur Größe einer kleinen

Pommeranze angewachsen und die schwarzgelben Flecke glichen grossen Carbunkeln. Die Augen waren glasig und widernatürlich glänzend, die Finger lasen Flocken. Gegen Abend war das Röcheln im Halse mit einem Krampfe der Halsmuskeln begleitet, und nach einigen Stunden erfolgte, dem Anschein nach ohne Schmerzen, der Tod.

(Der Beschluss folgt.)

Romanenliteratur.

1. Pfaffenlist und Rittersinn. Scenen aus Schwabens Vorzeit. Historische Humoreske aus dem 13. Jahrhundert. Auch unter dem Titel: Wunderbare Schicksale eines deutschen Ritters. Zur Zeit der Hohenstaufen. 2 Bändchen. Mit einem Steindruck. Ulm, Ebner. 1828. 12. 3 Thlr.

Wer an Ritter- und Mönchsgeschichten à la Cramer und Spieß Gefallen findet, nun, dem wird auch dieses Machwerk munden. Von treuer Zeichnung der Zeit ist keine Spur; die Leute kennen bereits die Blausäure und vergiften damit. Der Verf. muß ein großer Chemiker sein. Woher er nur alle die Sachen weiß? Das Papier hat die Farbe der Müllerthierchen, und der Preis ist viel zu hoch. Zur Strafe, daß der Verf. seinen Roman eine Humoreske genannt hat, sollte er gezwungen werden, alle Ritter- und Geistergeschichten, die Deutschlands Pressen erzeugt haben, zu lesen.

2. Das Kind der Liebe und Liebe und Pflicht. Zwei Erzählungen von Ferdinand Schubert. Köslin, Hendeß. 1829. 8. 1 Thlr.

Tausend Mal dagewesene Situationen und Charaktere, Liebe, Hindernisse und endlicher Sieg, gewöhnliche Sprache, Das ist es, was der Leser von diesen Erzählungen erwarten kann.

3. Das Blättchen der Liebe. Von Ferdinand Asch. (Zum Besten der durch Wasserfluten verunglückten Schlesier.) Breslau, Aderholz. 1830. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Da diese Erzählungen („Das größte Loos", „Der Besuch im Irrenhause", „Die Stiefmutter") zum Besten verarmter Menschen verkauft werden, so thun wir am besten, wir sagen gar nichts davon; es möchte sonst Jemand von dem Ankaufe abgehalten werden.

4. Schwertlilien, von Fried. Krug von Nidda. Zweiter Band. Halle, Ruff. 1829. 8. 16 Gr.

Die prosaischen „Schwertlilien" sind bei weitem besser als die poetischseinsollenden. Wenn Hr. Krug von Nidda keine bessern Verse machen kann, so lasse er um Gotteswillen das Dichten.

5. Die Schlittenbekanntschaft. Eine komische Geschichte von Fr. Laun. Leipzig, Rauck. 1830. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Herr Laun hat nun schon so viele Romane geschrieben, und sie sehen ihren Geschwistern alle so ähnlich, daß man nur von dem neuesten zu sagen braucht, er ist da und wiederum nicht besser und nicht schlechter als seine Vorgänger, — und das Publicum weiß, woran es damit ist.

6. Die heilige Schar. In Cooper's Manier von Sephard Joger (Verf. des „Franz Kircher" u. s. w.). 2 Theile. Leipzig, Kollmann. 1830. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

In Cooper's Manier? Wenn wir von dem berühmten Amerikaner nichts gelesen hätten, so würden wir, nach dieser „Heiligen Schar" zu schließen, seine Manier für eine sehr schlechte halten und ihre Hauptkennzeichen in endloser Breite und darein setzen, daß Stellen aus Dichtern über den einzelnen Abschnitten stehen. Herr Joger scheint sie wirklich blos darin zu finden; von Cooper's Geist, klarer und fester Charakteristik und noch unübertroffener Scenenschilderung ist bei ihm auch nicht die leiseste Spur anzutreffen. Nur die Breite hat er meisterhaft nachgeahmt. Dem Rec. war es bei dem Lesen, als wandere er durch eine unabsehbare Sandwüste, wo auch nicht ein Gräschen die sinnermattende Einförmigkeit unterbricht. Er kennt den „Franz Kircher" und Consorten nicht, wenn sie aber ebenso langweilige Gesellen sind wie „Die heilige Schar", so preiset er sich glücklich, ihrer Bekanntschaft entgangen zu sein.

7. Vaterländische Sagen. Gesammelt von Ewald Dietrich. Meißen, Klinkicht. 1826. 8. 1 Thlr.

Es sind derselben 3: „Die Verlobung am Hochgerichte", dramatisirt; „Des Pfarrers Tochter in Taubenhein", außer den wenigen Zusätzen, ganz treu nach Bürger's Ballade bearbeitet; und „Die St.-Martins- oder Bettelmannskirche bei Meißen". Lege ich die bereits veraltete Gabe auf die kritische Wage, so finde ich sie federleicht. Wer übrigens sehen will, wie nicht in Kupfer gestochen werden darf, der nehme sich die Mühe, einmal das Titelkupfer eines Blickes zu würdigen.

8. Die Geheimnisse des Ahnensaales. Eine abenteuerliche Erzählung aus dem Archive des Schlosses Olivaros. Von dem Verf. von „Urach der Wilde" u. s. w. Mit einer bildlichen Darstellung. Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur. 1829. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wer gern Spukgeschichten lieset, die sich zuletzt ganz natürlich auflösen, der findet hier, was er wünscht. Auf den Namen eines Kunstwerkes kann diese Erzählung freilich keinen Anspruch machen; der Held derselben, der Herr Graf von Olivaros, ist durchaus kein Held, denn er läßt sich von seinen Burgpfaffen und einigen andern frommen Brüdern wie ein geduldiges Lamm leiten und sagt jedesmal B, wenn jene Herren A gesagt haben.

9. Athanasia, die schöne Griechin aus Samos. Scenen aus der Geschichte der Belagerung von Messalongi und der Seeschlacht bei Navarin. Leipzig, Rein. 1829. 8. 1 Thlr. und

10. Die Schauerhöhle im Gebirge Balkan, und die Eroberung von Varna. Als Fortsetzung der Novelle: „Athanasia, die schöne Griechin aus Samos". Leipzig, Rein. 1830. 8. 1 Thlr.

verrathen schon durch ihre Namen, weß Geistes Kinder sie sind. Aller Augen richteten sich vor Kurzem auf die denkwürdigen Begebenheiten im Osten, und schnell wird ihnen ein Roman und dann noch einer gerade entgegengehalten, damit er der Aufmerksamkeit, die er sonst, wie der Verf. und Verleger wol wußten, nicht auf sich ziehen konnte, ja nicht entgehe. Ob die Speculation gelungen ist, wissen wir nicht, wol aber, daß die beiden Romane jetzt kein Interesse mehr erwecken können.

11. Tora, die Heldin aus Norden, oder der Racheschwur auf dem Schlosse Gorno. Romantische Sage der Vorzeit. Leipzig, Rein. 1830. 8. 1 Thlr.

Was soll ein Recensent wol von einem Romane sagen, der auch gar nichts Ausgezeichnetes hat, nicht einmal ganz schlecht ist? Doch warum etwas über ihn sagen? Er wird doch von Niemandem als dem gewöhnlichen Leihbibliothekenpublicum gelesen, und das kümmert sich nicht um die Kritik. Es lieset die Bücher entweder der Reihe nach und findet sie sämmtlich gut, denn es steht doch wenigstens in jedem etwas Anderes, oder es lieset nur die neuesten, und diese müssen wiederum gut sein, eben weil sie neu sind. Wer mit Auswahl lieset, wird schon durch den Titel veranlaßt werden, die Heldin fechten zu lassen, so lange sie will, und lieber nach dem Bessern greifen, woran unsere Literatur, Gott sei Dank! eben auch nicht arm ist. 102.

Lazarus Spengler.

Wenn d. Bl. der lehrreichen und angenehmen Unterhaltung Stoff aus dem Reiche der Wissenschaften und Künste ihren Lesern darzubieten nie vergessen dürfen, so müssen die Beitragenden unter ihrer Redaction die Zeit und ihre Ereignisse im Auge behalten und, wo sie Gelegenheit finden, auch aus der Ver-

gangenheit das Große und Herrliche in die Gegenwart verpflanzen. Es nahet mit mächtigen Schritten der protestantischen Kirche Weihefest, und wichtig ist ihren Gliedern, was vor 300 Jahren geschah, heilig ihnen das Andenken an jene Helden, die ihre theuersten Güter erkämpften. So sollte es unter uns sein, wie es war unter unsern Vätern und Voraltern. „Durch und durch mit dem Leben verwachsen, erschien eine gewisse Frömmigkeit unserer Voraltern, daß bei den Gastmahlen sogar ein Gespräch über Gegenstände des Christenthums von so ernsthafter Erinnerung wohlgelitten war. Andacht und Lebensgenuß setzten sich wie Maria und Martha, nur noch verträglicher als diese im Evangelium, zusammen. Die frömmste Erinnerung verdarb den Appetit nicht. Wie mancher Hecht mag zuweilen darauf gegangen sein, bis ein Tischnachbar dem andern die zarten Knochenbilderchen, als Lanze, Nagel, Hammer, Schwamm u. s. w., unverletzt aus dem zerlegten Fische hervorbrachte, und der Nachbar, dem vom gleichen Pokal die Augen übergingen, Alles so bestimmt einsah, wie er es schon voraus glaubte. In unsern Tagen kommt eine Sorte von Hechten lebendig auf die Tafel des Lebens — Ultramontaner (Tiberhechte), Jesuiten und Apostolische, die uns durch ihr Trachten und Treiben verrathen, daß sie wirklich auch die Werkzeuge der Kreuzigung des Heilandes und seiner Lehre — im Kopfe führen" („Rosenkranz eines Katholiken", von H. König, Frankfurt a. M., 1829, S. 76). Also noch ein besonderer Grund, wie die Zeit drängt, die große, vielbewegte, aber Herrliches gebärende Vergangenheit in frisches Andenken zu rufen.

Lazarus Spengler, Rathsschreiber zu Nürnberg und selbstthätiger Beförderer der Reformation daselbst durch Wort, Schrift und That, wie ihn Moritz Maximilian Mayer in den eben erschienenen „Spengleriana" (Nürnberg, Campe, 1830, 8., 16 Gr.) schildert, sei das Wort geweihet, und dieses um so viel mehr, je weniger das im Verlage d. Bl. erschienene, mit so großer Liebe aufgenommene „Conversations-Lexikon" Spengler's Namen genannt.

Der Mann, von dem hier berichtet werden soll, ist zwar nur nach seiner Stellung im Staate Rathsschreiber, aber in der freien Reichsstadt Nürnberg, und glänzt durch ausgezeichnete Gaben und Fähigkeiten, ungewöhnliche Einsicht, unermüdliche Thätigkeit und unbestechliche Treue im Kranze der damals die Stadt verherrlichenden Gelehrten und Künstler. Die meisten Geschäfte der Stadt betrieb und leitete seine Erfahrung zum schönen Ziele, und mit einem an Liebe für helle, reine Gotteskenntniß und werkthätige Tugend reichen Gemüthe arbeitete er an der Einführung der verbesserten Lehre. Sein äußeres Leben begünstigte, hob und veredelte sein Inneres. Geboren zu Nürnberg am 13. März 1479, erfreuete er den Vater Georg Spengler, ebenfalls Rathsschreiber, und seine Mutter, Agnes, geb. Ulmer, als das neunte unter 21 Kindern, durch sein frühes wissenschaftliches Streben unter der Leitung der Lehrer an der Stadtschule, und trat, 16 Jahre alt, im Jahre 1494 — damals ein seltener Fall — in die Reihe der Studirenden in Leipzig, um der Rechtskunde sich zu widmen. Zwei Jahre später starb ihm der Vater, dem er nach seiner Rückkehr von der Universität und einer kurzen Vorbereitung in der Rathskanzlei 1507 im Amte folgte. Seine Gattin Ursula, geb. Schulmeister, seit 1501, und die ihm geborenen 9 Kinder überlebte er. In den größern Rath trat er 1516 als Mitglied und fand, als solches, Gelegenheit und Mittel, für die Reformation zu wirken, wie auch als Schriftsteller. Die bekannte Disputation Luther's mit Dr. Eck zu Leipzig weckte ihn, wie seinen geistverwandten Landsmann Willibald Pirkheimer, als Freunde Luther's öffentlich aufzutreten. Er schrieb: „Schutzred vn christenliche antwurt ains erbarn liebhabers göttlicher warhait der heilygen geschrift u. s. w.", 1519, und dichtete später im Geiste Luther's das bekannte Lied: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt u. s. w." Pirkheimer gab den aufgeblasenen Eck in einer beißenden Satyre, nach Art der Briefe der Dunkelmänner (obscurorum virorum), dem öffentlichen Gelächter preis. Spengler sprach mit Ernst gegen den ehr- und rachsüchtigen Feind der Wahrheit. Die gegen Beide ausgewirkte Bannbulle begleitete Eck mit einem eigenhändigen Schreiben an den Rath zu Nürnberg; aber vergeblich. Denn Spengler wohnte als Gesandter der Stadt Nürnberg 1521 dem Reichstage zu Worms bei. Einen für den Geschichtschreiber der Reformation nicht uninteressanten Bericht von diesem, welcher viel Besonderes und noch nicht Bekanntes mittheilt, verfaßte er. Hier findet man ihn nach dem Originale treu abgedruckt von S. 13—61. Auf Spengler's Rath und ein durch ihn von Melanchthon eingeholtes Gutachten eröffnete der Rath 1525 das Gymnasium zu St.-Egydien. Mit den vom Markgraf Georg zu Ansbach, welcher eine Kirchenvisitation im Verein mit der Stadt Nürnberg veranstaltete, gesandten Räthen berieth sich Spengler 1528 zu Schwabach. Auch trug er viel dazu bei, daß Melanchthon zu Augsburg weniger schüchtern auftrat und in dem von ihm geforderten Bedenken zur muthigen Vertheidigung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses rieth. Unter diesen Anstrengungen sank seine Kraft schnell. Im Sommer 1531 fiel er in eine tödtliche Krankheit, die ihm der Stein zuzog; sie kehrte 1532 zurück und mahnte ans Ende. Am 29. Dez. 1533 setzte er seinen letzten Willen auf und starb am 7. Septbr. 1534 nach vielem Leiden, 56 Jahre alt. Er war im Leben hochgeehrt. Einen Ruf als Reichssecretair vom Kaiser Maximilian schlug er aus Liebe zu seiner Vaterstadt aus. Er genoß die größte Achtung von den Reformatoren und allen Gelehrten seiner Zeit. Luther veröffentlichte sein Glaubensbekenntniß 1535 und empfahl es in einer Vorrede. Er schenkte ihm ein Prachtexemplar seiner Bibelübersetzung mit Holzschnitten und mit Gold ausgelegten Anfangsbuchstaben. Als Schriftsteller und Dichter kannte ihn seine Zeit. Seine Schriften findet man hier S. 7, wie anderwärts von Panzer, verzeichnet.

Diesen kleinen, niedlichen, aber wol mit zu kleinen Lettern gedruckten Band der „Spengleriana" füllen, außer jenem Bericht über den Reichstag zu Worms, 32 Briefe an Veit Dietrich, Spengler's vertrautesten Freund, Luther's Amanuensis, welcher Luther vermuthlich 1528 nach Marburg begleitete, in Koburg bei ihm war und später zu Wittenberg mit allgemeinem Beifalle Vorlesungen hielt, 1535 als Prediger an der St.-Sebaldus-kirche seiner Vaterstadt Nürnberg angestellt ward und sich von da durch die glänzendsten Versprechungen nicht verlocken ließ. Er starb am 24. März 1549 zu Nürnberg.

Möge Herausgeber und Verleger die auf diese „Spengleriana" gewandte Mühe und Kosten in ihrer guten Aufnahme wieder ernten, und dadurch Ersterer aufgemuntert werden, auch die Pirkheimeriana zu sammeln, zu ordnen und in einer ihrem Werthe entsprechenden Form erscheinen zu lassen. Doch theilen gewiß viele Leser der „Spengleriana" mit uns den Wunsch, die in den Schriften dieser Zeit vorkommenden veralteten und unverständlichen Worte und Ausdrücke in die Sprache des 19. Jahrhunderts zu übersetzen und die historischen Ereignisse, welche immer mit dem im Kalender jedem Tage beigegebenen Namen angegeben sind, nach heutiger Weise zu bestimmen. Nicht jedem Leser ist das uns bekannte Hülfsmittel: Steinbeck's „Hundertjähriger Kalender", zur Hand.

11.

Notiz.

Stellini, Versuch einer Geschichte der Sitten.

Unter dem Titel: „Versuch über den Ursprung und die Veränderungen in den Sitten und Gewohnheiten der Völker", hat ein Hr. Valeriani eine Uebersetzung nach der 4. Ausgabe von Stellini's Werk über diesen Gegenstand, begleitet mit einem interessanten Vorwort, im v. J. in Siena herausgegeben. Daß eine solche Geschichte, umfassend und philosophisch aufgefaßt, noch immer in der Literatur der meisten Völker fehlt, kann wirklich als etwas Bemerkenswerthes erwähnt werden.

9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 181. —— 30. Juni 1830.

Blicke auf das osmanische Reich.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Wir haben früher in diesen Blättern die vor mehren Jahren in England vielfach erörterte Frage über die Ansteckbarkeit der Pest berührt. Madden gibt darüber eine Ansicht, die der Mittheilung werth zu sein scheint. Er glaubt, die Pest sei hauptsächlich eine endemische Krankheit, mit andern Worten, das ursprüngliche Miasma werde durch irgend einen unbekannten Fäulnißprozeß erzeugt, und die Luft sei das einzige Medium, durch welche es dem menschlichen Körper zugeführt werde. Die gewöhnliche Malaria wird, nach seiner Meinung, durch die Zersetzung vegetabilischer, in dem Boden befindlicher Stoffe erzeugt, das Pestmiasma aber soll aus der Fäulniß thierischer Stoffe entstehen. Die Erzeugung beider Miasmen aber wird durch gewisse Zustände der Feuchtigkeit und Hitze bedingt. Obgleich Madden der Pest einen endemischen Ursprung zuschreibt, so hält er sie doch für eine contagiöse, durch Berührung ansteckende Krankheit. Die ansteckenden Ausflüsse der Kranken können, nach seiner Ansicht, die Krankheit in Andern auf dreierlei Art hervorbringen: erstens durch unmittelbare Berührung, zweitens mittelst des Athems, und drittens durch wollene Stoffe und andern, mit der verunreinigten Luft gesättigten Zunder. Nach Madden's Meinung muß das Pestmiasma einen gewissen Grad von Stärke erlangt haben, um die Krankheit bei Andern hervorbringen zu können, und mit Beobachtung gehöriger Vorsicht kann man daher ohne Gefahr ein Pesthaus besuchen. In einem wohl gelüfteten Gemache, sagt er, wo die Bettwäsche täglich gewechselt, der Boden täglich gewaschen, und stets ein Feuer unterhalten wird, was ganz besonders wirksam ist, die böse Luft wegzuschaffen, ist es kaum gefährlich, sich dem Lager des Kranken zu nähern, wenn man dem Athem desselben sich nicht aussetzt und keinen Theil der Kleidung mit dem Bette in Berührung kommen läßt. Bis auf 4 Fuß kann man sich in einem gelüfteten Gemach dem Bette des Pestkranken unbedenklich nähern. Madden behauptet, nach seinen Beobachtungen erstrecke sich das Miasma nur bis auf wenige Fuß von seiner Quelle, und über 4 Fuß vom Lager des Kranken werde es durch die Atmosphäre so sehr verdünnt, daß es unschädlich werde. Es dürften übrigens noch mehre Erfahrungen nöthig sein, des Verf. Behauptung zu unterstützen, daß der Ursprung der Pest ausschließend in der Zersetzung thierischer Stoffe zu suchen sei. Madden sucht seine Annahme durch verschiedene thatsächliche Umstände zu begründen. In den türkischen Städten tödten die Fleischer ihr Vieh in den Straßen, die nie gereinigt werden. Todte Hunde, Katzen, Ratten finden sich da stets im Zustande der Fäulniß. Das Aas von Kameelen und Eseln sieht man in den großen Durchwegen liegen. Die Türken wechseln selten ihre Wäsche und sind, ungeachtet ihrer täglichen Abwaschungen, ein sehr unreinliches Volk. In allen Städten der Levante wird das Judenviertel zuerst von der Pest heimgesucht, und gerade in diesen Stadttheilen geht thierische Fäulniß aller Art vor. Der Verf. übersieht zwar auch nicht, daß andere Verhältnisse des Bodens Einfluß haben, und bemerkt, daß die Pest nach der eingetretenen Ueberschwemmung in Aegypten aufhört, und anfängt, wenn das Land wieder trocken ist, aber er sucht dies durch die Annahme zu erklären, daß die Atmosphäre dann ein besserer Recipient des anderswo entstandenen Pestmiasma sei. Er gesteht indeß, daß man auch in diesem Punkte, wie überhaupt in der Medizin, mit allgemeinen Regeln nicht auslange, und räth den Aerzten, ihre Aufmerksamkeit auf die Behandlung der Krankheit zu richten, statt über Theorien zu streiten. Er selber setzt sein Vertrauen auf starke Reizmittel. Wein und Brantwein waren seine Hauptmittel. Er versichert, durch seine Behandlung auf der Insel Candia von 9 Kranken 4 gerettet zu haben. In Aegypten wollte er sein Verfahren im Großen anwenden, es kam aber nicht zur Ausführung. Im Jahre 1816 befolgte man einen ähnlichen Heilplan auf den ionischen Inseln, aber es starben die Pestkranken trotz Wein, Branntwein und Opium.

Interessant sind des Verfs. Bemerkungen über Geisteszerrüttungen im Morgenlande, wozu ihm die Beschreibung des Irrenhauses in Kahira Gelegenheit darbietet. Es gibt, in Vergleichung mit andern Ländern, nicht viele Verrückte in der Türkei, und das ist ein Glück, da die Behandlung dieser Unglücklichen, wenigstens in der Anstalt zu Kahira, schrecklich ist. Das Kurbasch, eine Peitsche von einem dicken Strange Nilpferdhaut, war

stets im Gebrauche. Die Irren erhielten nichts, als was ihnen mildthätige Menschen von Tage zu Tage brachten.

In Ober-Aegypten richtete Madden seine Aufmerksamkeit vorzüglich auch auf das Einbalsamiren der Todten. Er durchkroch viele Gräber, die in dem lybischen Gebirge, nordwestlich von Theben, so häufig sich finden. In den am tiefsten liegenden Gräbern, die mit der größten Sorgfalt vollendet sind, wohnen Araber, welche lieber einen Handel mit Mumien treiben als das Land bauen wollen. Madden behauptet, es gehe dabei viel Betrug vor, und es seyen in allen europäischen Sammlungen vielleicht nicht 20 Mumien in denselben Särgen, worin sie ursprünglich gelegen. Er hatte einen jener alten Höhlenbewohner von einem gefährlichen Fieber geheilt, und dieser Umstand verschaffte ihm die Erlaubniß, das Innere eines der ansehnlichsten Gräber zu besuchen, wo er die Mumienmanufactur in vollem Gange fand. Wenn man die besten Mumiensärge geöffnet hat, wird das Original herausgenommen und verkauft, und eine geringere Mumie hineingelegt. Mit ein wenig rother Farbe wird Alles wieder in Ordnung gebracht. Madden besuchte eine andere Höhle, die mit Mumien vollgestopft war. Alle lagen horizontal aufgeschichtet und hatten wahrscheinlich seit Jahrtausenden so gelegen. In keinem Grabe sah er eine Mumie in aufrechter Stellung. Er kaufte 3 Mumien, an welchen die 3 verschiedenen Arten der Mumisirung recht sichtbar waren. Die erste Art bestand in bloßer Austrocknung der Leiche. Dies konnte nur in Ober-Aegypten stattfinden, wo die Luft so außerordentlich trocken ist. Die zweite Art bestand in dem Einspritzen antiseptischer Mittel, ehe man zur Austrocknung schritt. Die dritte Art war die vollkommenste und kostbarste. Nach dem Ausnehmen der Eingeweide wurde der Körper mit Spezereien und Natron besprengt. Nach dem Austrocknen umwickelte man ihn mit gummirter Leinwand und sargte ihn ein. Nach Madden, war ein Hauptbestandtheil des Mumienbalsams Koloquintenpulver, dessen man sich noch in Ober-Aegypten bedient, um Ungeziefer in Kleidern und Vorrathshäusern zu zerstören. In dem Kopfe einer vorzüglichen Mumie fand Madden einen sehr klaren Balsam, der mit einer hellen Flamme brannte und nach Zimmet roch. In dem Herzen einer andern fand er gegen 3 Drachmen reinen Salpeter, den man wahrscheinlich durch die Blutgefäße eingespritzt hatte.

Ein anderer Gegenstand, der den Verf. sehr beschäftigte, war die Frage: Wer sind die Abkömmlinge der mumisirten Aegypter? Er sammelte eine große Anzahl von den Schädeln der Bewohner des Landes, Türken, Juden, Kopten, Araber und Griechen. Aus seinen Untersuchungen ergab sich, daß der Schädel der alten Aegypter eine ganz eigenthümliche Bildung hat und sich von der türkischen, griechischen und arabischen Schädelform gänzlich unterscheidet. Die Stirn ist ungemein schmal, und der Vorderkopf länglich. Unter unzähligen Schädeln will Madden nie eine breite, volle Stirn gefunden haben. Er theilt nicht die Meinung Niebuhr's und anderer Reisenden, welche in den Kopten die Abkömmlinge der alten Aegypter suchen. Er fand den Schädel der Kopten ganz anders gebildet. Eine von beiden Augenwinkeln über die Augenhöhlen gezogene Linie ist bei den Kopten einen halben Zoll länger als dieselbe Linie bei Mumienköpfen. Madden hält die Kopten für eine zur Zeit des altägyptischen Reiches in Niederägypten eingewanderte Ansiedelung. Er sucht die echten Abkömmlinge der alten Aegypter in den Nubiern. Die Nubierschädel zeigten sich mit den Maßen der Mumienschädel völlig übereinstimmend.

Madden reiste durch die Wüste nach Palästina. Die eigentliche Sandwüste beginnt bei Salahie, eine Gruppe elender Dörfer, von etwa 8000 Bewohnern, die eine lange Reihe von Dattelbäumen beschattet. Die Beduinen nahmen den Reisenden freundlich auf. Er rühmt sehr die Mittel, welche sie anwenden, um ihre Gesundheit in der Wüste zu erhalten. Sie trinken nie bei Tage und schlafen nie mit unbedecktem Haupte. Je mehr der Reisende bei Tage trinkt, desto durstiger wird er; aber nach Anbruch der Nacht *kann er trinken*, so viel er will. Der Verf. ist geneigt, die Meinung der Araber von einem krankheiterzeugenden Einflusse des Mondes anzunehmen. Sie glauben, daß besonders Ophthalmie und Katarrh durch die Stralen des Mondes erzeugt werden. Ein großer Theil des 2. Bandes ist der Beschreibung Palästinas gewidmet und enthält anziehende Schilderungen. Was Madden hier über die Umgebungen des todten Meeres (von den Bewohnern Loth's See genannt) sagt, stimmt mit den Beobachtungen anderer Reisenden überein. Er wagte es, trotz den Warnungen seines Führers, sich in dem See zu baden, um sich von der Wahrheit der Behauptung, daß nichts im todten Meere untersinke, zu überzeugen. Das Wasser war sehr kalt und von einem abscheulichen, salpetersalzig bittern Geschmacke. Unser Reisender konnte, nach seinem Ausdrucke, so lange es ihm beliebte, wie ein Block auf dem Wasser liegen, ohne Hand oder Fuß zu rühren, und nicht ohne Anstrengung konnte er so tief untertauchen, daß sein ganzer Körper bedeckt war; er kam aber alsbald wieder empor, trotz seinen Bemühungen, tiefer zu gehen. Das Bad bekam ihm sehr übel, da das Wasser des Sees seine wunden Füße so sehr gereizt hatte, daß sich gefährliche Geschwüre bildeten. An den Ufern des Sees fand Madden mehre Flußmuschelschalen und die Ueberreste von verfaulten kleinen Fischen, die, nach seiner Meinung, der Jordan hinabgespült hat, da er überzeugt ist, daß sich kein lebendiges Geschöpf im See findet. Die Umgegend des Sees zeigte ihm ganz das Ansehen eines vulkanischen Gebietes. Er fand aber weder Bimsstein noch die eigentliche schwarze Lava, und der Boden war mit einem weißen, porösen Stein und mit rothaderigem Quarz bedeckt. Auf den Bergen am westlichen Ufer findet man Stinkstein in großer Menge, dessen frischer Bruch einen starken Schwefelwasserstoffgeruch hat. Die Oberfläche des Sees war auf dieser Seite mit einer dünnen Haut von brenn-

barem Asphalt bedeckt, der aus den Felsenspalten des gegenüberliegenden Ufers dringt, und nachdem er an der Luft geronnen und zerplatzt ist, auf das westliche Gestade getrieben wird. Die wilde Gestalt der Berge, die furchtbaren Schluchten auf beiden Ufern, die zerrissenen Felsen, Alles deutet auf eine gewaltsame Naturumwälzung. 106.

Beschreibung des Festes: der Zauber der weißen Rose, gegeben in Potsdam am 13. Juli 1829, zum Geburtstage Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland. Die Ansichten nach der Natur gezeichnet und lithographirt von Gärtner. Die lebenden Bilder, nach Angabe von Schinkel, gezeichnet und lithographirt von Julius Schoppe. Der Zug der Prinzen und Ritter, gezeichnet von Stürmer, lithographirt von Hosemann. Berlin, Gropius. 1829. Querfolio.

Das am Schlusse des vorjährigen Aufenthaltes der Kaiserin von Rußland zu Potsdam an deren Geburtsfeste gehaltene Hoffest, der Zauber der weißen Rose genannt, fand nach seiner Veranlassung und Ausführung ein so reges Interesse, daß dasselbe, selbst bei den nicht unmittelbar Betheiligten, noch in naher Erinnerung steht. Nach Inhalt des ausführlichen Festprogrammes, sorgten zahlreiche Berichte in den Zeitschriften dafür, mit mehr oder minder vollständigen Beschreibungen der Neugier zu Hülfe zu kommen. So ist von vielen Seiten für die Geschichte dieses Festes gesorgt. Eine genaue Prüfung der demselben zum Grunde liegenden Idee, der Poesie, der Ausführung wäre gegenwärtig in mehrer Rücksicht unstatthaft, wenigstens hier zur Stelle. Noch weniger sollen die bei verschiedenen Akten gesprochenen und gesungenen Verse, als solche, hier näher gewürdigt werden; sonst könnte man wol erwähnen, daß in denselben von vorn herein so viel vom Zauber die Rede ist, daß dadurch der bezauberndste Zauber entzaubert werden muß.

Die vorliegende Beschreibung des Festes ist ein Prachtwerk, welches in bildlichen Darstellungen dem Glanze des Festes selbst entspricht und einen ausgezeichneten Platz unter den zahlreichen Abbildungen solcher Hofactionen einnimmt; dennoch ist es mehr ein Luxuserzeugniß als ein Kunstwerk.

Bekanntlich zerfiel jene Geburtstagsfeier in 3 Abtheilungen. Die erste, das Carrousel oder eigentliche Ritterspiel, wird hier vergegenwärtigt durch 2 sehr fleißig und nett gezeichnete Ansichten des neuen Palais bei Potsdam, in dessen Vorhofe die Aufzüge und Ritterspiele, unter großer Zuschauermenge, stattfanden. Die vorliegenden Lithographien beider Blätter gehören gewiß zu den bessern Abdrücken, aber beweisen, daß für diese Gattung von Abbildungen Grabstichel und Nadel zuverlässiger sind als die Zeichnung auf Stein. Dann folgt die Darstellung des Ritterzuges, in 12 recht lebhaft colorirten Blättern, bei denen Vernachlässigung der Zeichnung kaum zu rügen ist, denn hier kam es offenbar nur darauf an, die Costumirung zu vergegenwärtigen. Ob nun die Costume der Vorzeit genau nachgebildet, oder ob sie ein Mischmasch ritterlicher Sitte und moderner Modegaukelei sind, thut wenig zur Sache; es kam darauf an, eine sinnige Huldigung mit einem imponirenden theatralischen Pomp zu verbinden, und daß solches nicht mislang, wird auch in diesen Darstellungen ersichtlich. Am wenigsten gefiel uns in dieser Beziehung die gewählte Form der meisten Helme und der fast vernachlässigte Helmschmuck. Dem Wappenbilde konnte sein Recht widerfahren, ohne es bei der kahlen Aufstellung desselben bewenden zu lassen. Wie anmuthig fällt es dagegen z. B. in die Augen, in dem zu oft wiederkehrenden, unmalerischen Flügelpaare eine Abwechselung zu finden im zweiten Ritter der siebenten Quadrille, welche letztere überhaupt, wenn man nach dem Bilde urtheilen darf, als die geschmackvollste erscheint.

Die zweite Abtheilung: das bewegliche Bild im Zauberspiegel, gibt in 9 lithographirten Blättern die Scenen eines dem Carrousel folgenden Schauspieles, dem es an sinnigen Beziehungen nicht mangelt; auch lassen diese Darstellungen errathen, daß mehre derselben viele Wirkung müssen gemacht haben. Es wird bemerklich gemacht, wie diese Abtheilung des Festes sich dadurch von den sonst üblichen lebenden Bildern unterschied, daß der zusammenhängende Cyklus derselben, ohne Fallen des Vorhanges, in ununterbrochener Folge gegeben ist, daß ein Bild in das andere überging, und daß einzelne Figuren redend hervortraten. Hierdurch mag das Barocke des Cyklus als eines künstlerischen Ganzen gemildert sein. Mehre Gruppen dieses Theiles der Darstellung, die den Mitgliedern des königlichen Theaters anheimfiel, war gewiß mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Des Festes dritte Abtheilung: der Ball, war wol die schwierigste Aufgabe für den zeichnenden Künstler; doch gab die eigentliche Schlußscene des Festes, die Preisvertheilung, den zu wählenden Moment an.

In je mehr Beziehungen dieses Hoffest ein bleibendes Andenken verdient, um so dankenswerther ist dieses lithographirte Prachtwerk, dem die erfoderlichen Erläuterungen vorausgeschickt sind. Wenn das sinnige Stillleben der preußischen Königsfamilie selbst in den Feiertagen der Vereinigung fernthronender Glieder keine Unterbrechung findet, so ersieht man auch aus diesem Denkmale, daß dem Thronglanze sein Recht widerfährt und der Würde des Hoflagers in Pracht, Kunst und Reichthum nichts vergeben wird. 4.

Notiz über das Klima von Neusüdwallis, aus einem in der Medizinisch-physikalischen Gesellschaft zu Calcutta gehaltenen Vortrage von H. R. M. Martin.

Zu Sidney fängt der Winter im Mai an, der Frühling im September, der Sommer im November, und der Herbst im März. Nur im Sommer wehen zu Zeiten die warmen Winde, unter deren Einflusse das Thermometer oft bis zu 49° Fahr. steigt. Kurz vor dem Ausbruche dieser dem Sirocco ähnlichen Winde verhüllt sich der Himmel, und die Sonne verschwindet hinter schwarzem Gewölke. Gleich den glühenden Dünsten, die sich aus der Mündung eines ungeheuern Brennofens hervordrängen, stürzen sie mit gewaltigem Ungestüm aus Nordwesten daher, mächtige Staubwolken vor sich herjagend. Unaufhörlich hört man in der Ferne das dumpfe Rollen des Donners; des Nachts zucken fortwährend hellleuchtende Blitze um den ganzen Horizont, ganze Wälder werden ein Raub der Flammen, welche, vom Winde getrieben und immer neue Nahrung findend, Schrecken vor sich her verbreiten und Jammer und Zerstörung hinter sich lassen. Nicht allein die reifen Ernten, sondern selbst Häuser und Hausthüren werden in Asche verwandelt, und oft wird der Mensch selbst, indem er sein Eigenthum zu retten sucht, von der schrecklichen Feuersbrunst verzehrt. Glücklicherweise dauern diese Winde selten länger als 2 Tage. Ganz eigne Phänomene verkünden das Ende derselben; die Dunkelheit des Himmels nimmt zu, unter fürchterlichem Donnergekrach stürzt der Regen stromweise herab, mit ungeheuern Hagelschloßen untermischt. Plötzlich springt der Wind nach Südwesten um, ein kalter Nebel bedeckt das Land; allmälig heitert sich hierauf die Atmosphäre auf, und die Sonne erscheint wieder am blauen Himmelsgewölbe.

Die Regenzeit tritt häufig im März ein, manchmal schon im Januar oder Februar. Sie dauert ungefähr 20 Tage, und oft werden die Ströme durch die von den Bergen herabstürzenden Waldwasser dergestalt angeschwellt, daß sie ihre Ufer überschwellen und Häuser, Heerden und Menschen mit sich fortreißen. Der Monat April, den man als den Herbst Australiens betrachten kann, ist fast ebenso beschaffen wie in England; der Mai ist herrlich; die Wintermonate,

nämlich Juni, Juli und August, üben auf geschwächte Constitutionen einen sehr heilsamen Einfluß aus; nicht allein ist alsdann die Luft kalt, sondern sie enthält auch nicht die geringste Feuchtigkeit. Die höchste Temperatur im Winter ist 17° Fahr., die niedrigste 3°. Des Morgens ist die Erde mit Reif bedeckt, und man findet noch einige Stunden nach Sonnenaufgang Eis von 2 Linien in der Dicke. Auf dem Wege, welcher durch die Gebirge nach Bathurst führt, hat man 2 Schuh hohen Schnee gefunden, der mehre Tage liegen blieb; einige Wasser froren so fest zu, daß beladene Wagen darüber fahren konnten. Folgende Thatsache beweist, wie gemäßigt der Winter in Neusüdwallis ist. Zu Paramatta stellte Hr. Martin öfters einen Napf mit Milch des Abends unter einen Baum in seinem Garten; des andern Morgens pflückte er, indem er den leicht überfrorenen Rahm aß, reife Orangen und Citronen; oft blühen die Bäume zum zweiten Mal; zuweilen tragen sie sogar zum zweiten Mal Früchte.

Neusüdwallis verdient noch immer den Namen: zweites Montpellier, wegen seines sanften Klimas, seiner trockenen und reinen Luft und anderer Vorzüge, die es zu einem der gesundesten Aufenthaltsorte machen. Mehre Krankheiten, welche das Menschengeschlecht heimsuchen, sind daselbst gänzlich unbekannt. Leute, welche mit siechem Körper dahinkommen, erlangen in kurzer Zeit eine vollkommene Gesundheit und erreichen ein hohes, kräftiges Alter.

Noch haben sich die Kinderblattern nicht gezeigt, die jedoch kurz nach der Errichtung der ersten Colonie im Jahre 1788 in der Umgegend von Sidney große Verwüstungen angerichtet und fast das ganze Land entvölkert haben. Auch hat man in der jetzigen Colonie weder die Rötheln, noch den blauen Husten, noch das Scharlachfieber bemerkt. Die Hundswuth ist gänzlich unbekannt.

Die weiße Bevölkerung hat sich erstaunlich schnell vermehrt; als eine Hauptursache gibt man an, daß die Zahl der weiblichen Kinder sich zu den männlichen verhalte wie 3 zu 1. Das nämliche Uebergewicht der weiblichen Geburten unter den Hausthieren erklärt ebenfalls die schnelle Vermehrung des Rindviehes, welches in zahllosen Heerden den Boden der Colonie bedeckt.

Als Heilungsart für Personen, welche an Krankheiten leiden, die sie sich in den Tropenländern zugezogen, bietet Neusüdwallis zahlreiche Vortheile dar; die Reise ist lang genug, um dem Kranken alle Wohlthaten einer Seereise empfinden zu lassen, ohne ihn zu ermüden. Sowie man in Sidney angelangt ist, kann man sich nach Belieben ein kaltes oder warmes Klima wählen. Man findet eine Stadt, die sich von unsern europäischen Städten in nichts unterscheidet; eine ausgewählte, elegante Gesellschaft und vortreffliche Lebensmittel. 112.

Aus Italien.

Die Sümpfe an den adriatischen Küsten haben einem Pflanzenfreunde zu einem Werke Veranlassung gegeben, das die Aufmerksamkeit aller Botaniker verdient. Derselbe Cav. Fortunato Luigi Naccari, der vor einigen Jahren durch ein Werk über die Pflanzen an den Küsten Venedigs sich als einen eifrigen Forscher bekanntmachte, hat jetzt die Algen der ihm nahen Gestade in Untersuchung gezogen (der Verf., neapolitanischer Viceconsul, lebt als Professor und Bibliothekar im Seminar zu Chioggia) und ist so glücklich gewesen, die systematischen Reihen Agardh's zu vervollständigen und den in ewigen Metamorphosen begriffenen Stoff in jedem Stadium ihrer Umwandlungen zu belauschen. Alle Beobachtungen geschahen an lebenden Exemplaren, und schon darum verdient diese in Italien selbst lange übersehene „Algologia Adriatica" (Bologna, 1828, 4.) die Beachtung der Physiologen ebenso sehr als die der Pflanzenforscher. Der Stoff ist in 10 Classen getheilt, die wieder in Unterabtheilungen zerfallen. Durch die den im Volke bekannten Namen beigegebenen Systemnamen sollte das ohne Ansprüche gearbeitete Buch den Leuten in Us empfohlen werden.

Venedig war einst wegen seiner Geschicklichkeit im Schiffsbau und in der Nautik berühmt. Wer einen Seezug vorhatte, wandte sich um Schiffe an die Signoria, und auch den größten Anfoderungen konnten sie genügen. Ludwig der Heilige von Frankreich miethete im J. 1268 15 große Schiffe, um 4000 Pferde und 10,000 Kriegsleute nach Syrien überzusetzen, und man kann daraus abnehmen, wie groß die Schiffe gewesen sein müssen. Venedig selbst hatte bei seinem Zuge gegen Konstantinopel im J. 1201 110 große Schiffe, 60 Galeeren und ebenso viele Lastschiffe ausgerüstet, um 4500 Pferde und mehr als 40,000 Kriegsleute überzusetzen. Bei solchen Armeen mußte die Kunst, Schiffe zu bauen, sich immer mehr ausbilden, und die Venetianer sind stolz darauf, daß Heinrich VIII. von England bei ihnen eine Flotte und Seeleute und selbst Admirale sich holte. Die jetzige Bauweise fand jedoch später erst Eingang. Das erste Schiff der Art war der Giove fulminante von 70 Kanonen, der am 20. November 1667 vom Stapel lief. Wenige Seestaaten hatten bis dahin den Venetianern ein Beispiel gegeben. Aber bis zum Falle der Republik dauerte die Thätigkeit in Venedigs Arsenalen. 115 Linienschiffe und Fregatten wurden von 1667 ab in Venedig gebaut. Holland und Venedig streiten um die Ehre, das Kamel, d. h. die Maschine erfunden zu haben, mit deren Hülfe Schiffe über Untiefen weggebracht werden. Vielleicht streiten beide mit Unrecht. Wenigstens weist der Name der Maschine von gleicher Bestimmung χαμουλκός auf griechischen Ursprung. Schon die Aegypter kannten den Mechanismus des Kamels, wie aus Plinius' Angabe nach Kallisthenes (H. N., 36, 14) hervorgeht. Venedig rühmt sich, wenn ihm die Ehre der Erfindung nicht zukommt, wenigstens der der häufigern Anwendung. In Rußland sind sie jetzt besonders im Gebrauche. Aber gleichen Scharfsinn in Anwendung statischer Gesetze zeigen die heutigen Handelsschiffe Venedigs nicht mehr. Sie theilen mit den übrigen italienischen Handelsschiffen die Unbequemlichkeit, durch Masten und Stangen überladen zu sein. Aber die Kauffahrer des übrigen Europa sind ebenso wenig frei von gleichen Mängeln; denn bei denen der nördlichen Staaten hält man an Formen, die der Schnelligkeit hinderlich sind, und selbst bei den Engländern entspricht der Bau nicht der Geschicklichkeit, mit der er bewegt wird. Nur die Nordamerikaner machten sich von dem Herkommen frei, das bisher die Mechanik beengte. Sie sind die Ersten und zugleich bis jetzt die Einzigen gewesen, welche der Theorie in allen Theilen sich anzuschließen bemüht waren; und schon lernt jetzt Europa bei ihnen. Die Theorie trieb in Europa nur Blüten und Blätter; dort trägt sie Früchte, und, als Praxis verkleidet, kehrt sie von jenseits des Ozeans nach ihrem Mutterlande zurück. Doch in Venedig darf man mit der Freiheit seines Handels auch eine Auferstehung dieses Ruhmes hoffen. Ein gelehrter Professor an der Schifffahrtsschule zu Triest, Gaspare Tonello, glüht für die nautische Herrlichkeit seiner Vaterstadt, der alten Herrscherin des adriatischen Meeres, und sucht durch Zöglinge, die Theorie mit Praxis verbinden, ihr neue Beförderer zu erziehen. Seine „Lezioni intorno alla marina, sua storia e arte propria con notizie di vario argomento" (Venedig, 1829), auf 4 Quartbände berechnet, erregen schöne Hoffnungen für seinen Zweck. 35.

Anstatt des Inhaltsverzeichnisses, das bisher mit dem Juni- und Dezemberhefte ausgegeben wurde, wird zu Ende des Jahres ein Register geliefert werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

(Die arabischen Ziffern beziehen sich auf die Seitenzahlen, die römischen bezeichnen die Beilagen und die danebenstehenden arabischen geben Seite und Spalte der Beil. an.)

